







830,6  
N<sup>o</sup> 8







# Universum.

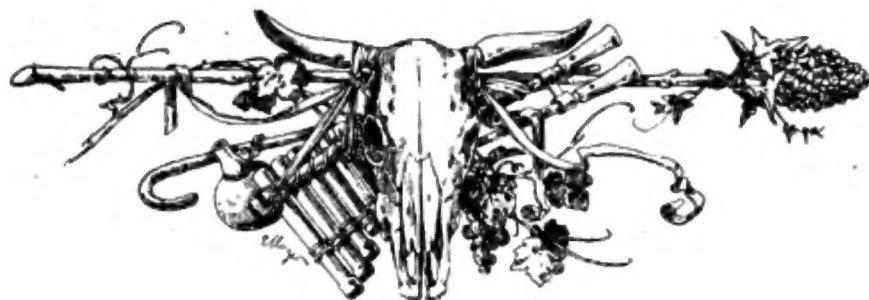
Illustrierte

## Familien-Zeitschrift.



Fünftehnter Jahrgang. — Erster Halbband.

Mit 598 Kunstbeilagen und Illustrationen in Chromotypographie, Holzschnitt  
und Kupferätzung.



Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1899.

100

# Universum.

Fünfzehnter Jahrgang 1898/99. — Erster Halbband.

## Inhalt.

(Die mit \* bezeichneten Artikel sind illustriert.)

	Spalte		Spalte		Spalte
<b>Romane, Novellen, Humoresken</b> <i>z.</i>		<b>*Stoß, Dr. Wilhelm.</b> Im Innern von Korsika . . . . .	19	<b>*Altis-Denkmal, Das</b> . . . . .	522
Arnold, Hans. Christel. Erzählung	678	<b>—, Das deutsche Logoland</b> . . . . .	585	<b>*Kaiserjubiläums-Stadttheater in Wien.</b> . . . . .	967
Bantow, Heinrich. Aus dem Zauberlande. Humoreske . . . . .	1239	<b>Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie</b> <i>z.</i>		<b>*Künstlerhaus, Das Berliner</b> . . . . .	852
Gottbard, August. Der Leich des Unglücks. Novelle . . . . .	1127	<b>*Belloni, Mr. und Mde. Marietta</b> mit ihren dressierten Kasabus . . . . .	1190	<b>*Lehnert, Dr. G.</b> Japanische Farbenholzschnitte . . . . .	267
Groller, Balduin. Das verführte Albion. Humoreske . . . . .	141	<b>Brot aus Holz</b> . . . . .	855	<b>*Mangelbrunnen, Der, in Stettin</b> . . . . .	527
Jensen, Wilhelm. Eine Schuld. Roman. 1. 113. 225. 329. 433. 537. 651. 865. 977. 1089. 1201. . . . .	1313	<b>Dornblüth, Fr.</b> Die Kunst des Atmens . . . . .	835	<b>*Marshall, G.</b> Buonaventura Genelli . . . . .	551
<b>*Johannsen, Johannes.</b> Wegwood. Humoreske . . . . .	33	<b>*Eröffnung, Die, des Freibadens in Stettin</b> . . . . .	419	<b>*Ottmann, B.</b> Die Münchener Ausstellung für künstlerische Photographie . . . . .	1329
Junghaus, Sophie. Geben oder bleiben. Roman. 81. 193. 293. 399. 505. 601. 721. 940. 1055. 1173. 1283. . . . .	1391	<b>*„Hölzleönig.“ Der</b> . . . . .	1189	<b>*Puvis de Chavannes</b> . . . . .	740
Leitzgeb, Otto von. Erste Liebe. Novelle . . . . .	571	<b>*Judae, Mr. mit seinen dressierten Seehunden</b> . . . . .	969	<b>*Schiller-Monument, Das, in St. Louis, Missouri</b> . . . . .	1076
Malten, L. Weiße Azaleen. Skizze	1013	<b>*Jungfraubahn, Die</b> . . . . .	617	<b>*„Schönbrunnerhaus“, Das Ende des, in Wien</b> . . . . .	1301
Marius, Das verhängnisvolle Wappen . . . . .	909	<b>*Kahlenberg, Max.</b> Aus dem Reichspostmuseum . . . . .	151	<b>Zeitgeschichte, Geschichte und Kulturgeschichte.</b>	
Muellerbach, Ernst. Die Einer vor der Weihnacht weglief . . . . .	759	<b>Klein, Dr. H. J.</b> Bielerlei Quellen	1161	<b>*Bismarck-Mausoleum, Das, im Sachsenwalde</b> . . . . .	1188
<b>*Reif, Arthur.</b> Die sieben Weihnachtsgel. Märchen . . . . .	753	<b>*Kuppellaterne, Die, des Berliner Domes</b> . . . . .	422	<b>*Bosjanowski, P. v.</b> Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar 1105. . . . .	1215
<b>*Refa, L.</b> Ranni . . . . .	777	<b>*Leuchtturm, Der, in Warnemünde</b> . . . . .	849	<b>Buch, Das größte, der Welt</b> . . . . .	1303
Schindler, Wilhelm. Herbstrosen. Novelle . . . . .	365	<b>*Méville, H. de.</b> Das moderne Lotpedoboot und seine Waffe . . . . .	379	<b>Busch, Regine.</b> Das „Lübeder Wunderkind“ . . . . .	73
Tamm, M. Die versunkene Glode. Novelle . . . . .	809	<b>Reiter, Die schwimmenden, der überschwemmten Ebenen Kolumbiens</b> . . . . .	1188	<b>*Ende, Das, des Schönbrunnerhauses in Wien</b> . . . . .	1301
Trinius, A. Das große Los. Humoreske . . . . .	1343	<b>Overbeck, Th.</b> Bewegungerscheitungen im Pflanzenreiche . . . . .	1359	<b>*Enderes, R. v.</b> Der Wiener Christkindsmarkt . . . . .	889
<b>Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.</b>		<b>*Perückenbock, Ein</b> . . . . .	744	<b>*Enthüllung, Die, der Gedenktafel für Kaiser Friedrich in San Remo</b> . . . . .	620
<b>*Achleitner, Arthur.</b> Würzburg, die anmutigste Stadt Bayerns . . . . .	1263	<b>*Platter, J. C.</b> Sigmundstrolch. Eine neue Alpenbahn . . . . .	1027	<b>*—, Die, des Schiller-Monuments in St. Louis</b> . . . . .	1076
<b>*Albers, Dr. J. H.</b> Bilder von der mittleren Mosel . . . . .	915	<b>*Rad, Das große, auf der Pariser Weltausstellung</b> . . . . .	523	<b>*Erlöserkirche, Die evangelische, in Jerusalem</b> . . . . .	622
<b>*Ende, Das, des „Schönbrunnerhauses“ in Wien</b> . . . . .	1301	<b>*Rastende Pflanzen</b> . . . . .	213	<b>*François, v.</b> Hendrik Witboi . . . . .	1167
<b>*Falkenberg, Otto.</b> Reatiner Frühlingstage . . . . .	129	<b>*Rettungsgesellschaft, Die Wiener freiwillige</b> . . . . .	99	<b>*Glücksomann, H.</b> Kaiser Franz Joseph I. als Jubilar . . . . .	633
<b>*Fenning, Max.</b> Die normannisch-sarazenenischen Denkmäler Palermos . . . . .	789	<b>*Rheinbrücken, Die neuen, bei Düsseldorf und Bonn</b> . . . . .	965	<b>*Gottschall, R. v.</b> Deutsche Theaterbau. Hamburg. 919. . . . .	993
<b>*Jagdrevier, Das schönste, Europas</b> . . . . .	209	<b>*Riesenkreuz, als Aussichtsturm</b> . . . . .	95	<b>*„Hertha.“ Deutscher Kreuzer</b> . . . . .	521
<b>*Jungfraubahn, Die</b> . . . . .	617	<b>*Tiergruppe, Eine interessante</b> . . . . .	101	<b>*Jagdbeute, Die jüngste, des Kaisers</b> . . . . .	525
<b>*Klaeber, H.</b> Kaiser Wilhelm in Jerusalem . . . . .	661	<b>*Witt, G.</b> Die erste Uhrenaussstellung des deutschen Uhrmacherbundes in Berlin . . . . .	491	<b>*Jhm, Dr. M.</b> Brettspiele der Römer . . . . .	65
<b>*—, Von Jerusalem ins Jordantal</b> . . . . .	1141	<b>Bildende Kunst.</b>		<b>*Jubiläums-Aufführung, Die, der Wallenstein-Trilogie in Weimar</b> . . . . .	845
<b>*Kollbach, Karl.</b> Silber aus Nordholland und von der Insel Texel . . . . .	167	<b>*Bismarck-Mausoleum, Das, im Sachsenwalde</b> . . . . .	1188	<b>*Kahlenberg, Max.</b> Aus dem Reichspostmuseum . . . . .	151
<b>*Leonhard, H.</b> Herbsttage in Mittel- und Südfrankreich . . . . .	449	<b>*Denkmal, Das, Kaiser Alexanders II. in Moskau</b> . . . . .	316	<b>*„Kaiser Friedrich III.“ S. M. S.</b> . . . . .	743
<b>*Platter, J. C.</b> Sigmundstrolch. Eine neue Alpenbahn . . . . .	1027	<b>*Enderes, R. von.</b> Die Winterausstellung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien . . . . .	1047	<b>*Kaiser-Jubiläums-Stadttheater, Das, in Wien.</b> . . . . .	967
<b>*Portius, Dr. A.</b> Eine Reise nach dem Josefithale . . . . .	1365	<b>*Erlöserkirche, Die evangelische, in Jerusalem</b> . . . . .	622	<b>*Klaeber, H.</b> Kaiser Wilhelm in Jerusalem . . . . .	661
<b>*Riesenkreuz, als Aussichtsturm</b> . . . . .	95	<b>*Fortunatus, Das Wiener Kaiser-Jubiläums-Rundgemälde</b> . . . . .	647	<b>*Kufahl, Hans.</b> Der toten Kaiserin Heimkehr und Bestattung . . . . .	285
		<b>*Fenning, M.</b> Die normannisch-sarazenenischen Denkmäler Palermos . . . . .	789	<b>*Nisch, G.</b> Philipp II. von Spanien . . . . .	387



Spalte		Spalte		Spalte	
*Kad, Das große, der Pariser Welt- ausstellung . . . . .	523	*Marie Luise, Fürstin von Pul- garien . . . . .	1411	Jubiläums-Rundgemälde: Ceremonie der Fußwaschung in der Wiener Hofburg . . . . .	672
*Reichstagspräsidium, Das neue	961	*Meyer, Konrad Ferdinand . . .	849	— Alt-Wien . . . . .	688
*Reliquie, Die, einer historischen Tragödie . . . . .	1078	*Müller, Dr. Herm. Franz . . .	614	Kaltern, Aussicht auf L. vom Benegal aus . . . . .	1040
*Rettungsgesellschaft, Die Wiener freiwillige . . . . .	99	*Müller-Guttenbrunn, Adam . .	967	Kaulbach, W. v., Alexis und Dora	1313
*Rheinbrücken, Die neuen, bei Düs- seldorf und Bonn . . . . .	965	*Philipp II. von Spanien . . .	387	Kesfer, Nic. de. Bravo Toro . .	960
*Sardous Pamela . . . . .	208	*Poppe, Kola . . . . .	93	Knaus, F. Sommerabend im Jubengäßchen . . . . .	32
*Uhl, Dr. Wilh. Die Entwick- lung des deutschen Kalenders seit dem Aufkommen der Buchdrucker- kunst . . . . .	881	*Ruvis de Chavannes . . . . .	740	Kochler, Gustav. Nachrichten aus den Kolonien . . . . .	576
*Weise, O. Die Uniformen der sächsischen Armee während der letzten 60 Jahre . . . . .	395	*Renouard, General . . . . .	315	Kröner, M. Brunsbüchel . . .	544
*Witt, G. Die erste Uhrenaus- stellung des deutschen Uhrmacher- bundes zu Berlin . . . . .	491	*Rothhauser, Theres . . . . .	517	Kruis, F. Der deutsche Kronprinz und Prinz Eitel Fritz auf der Gemsjagd . . . . .	232
*Zur Dreyfus-Affaire . . . . .	311	*Sardou, V. . . . .	208	Krausner, Hans. Heimliches Lugée, Georges. Kartoffelernte Fedel, M. Der Christkindmarkt in Wien . . . . .	840
<b>Biographien und Porträts.</b>		<b>Gedichte.</b>		Kühn, W. Bei St. Göttingen . .	88
*Alfred, Herzog von Sachsen- Koburg-Gotha . . . . .	1073	Bulcke, Carl. Am Kamin . . .	385	Mücke, Carl. Winterglück . .	376
*Alfred, Erbprinz von Sachsen- Koburg-Gotha . . . . .	1411	Calebow, F. Das Leben rinnt, und seine Stunden jagen! . . .	150	Mühlberg, Georg. Weihnachts- vorbereitungen beim Christkind .	768
*Alvarv, Max . . . . .	739	Falcke, G. Der Dichter . . . .	150	Munsch, J. Andante . . . . .	144
*Ballestrin, Franz Graf v. . . .	961	*Heidt, K. M. Ad artem . . . .	79	Neer, van der. Flusslandschaft bei Mondicheln . . . . .	1024
*Brooke, General . . . . .	1299	Klie, Anna. Traum . . . . .	1015	Neumann, Fr. Tod des Generals Grausbaar . . . . .	1360
*Caprivi, Leo Graf v. . . . .	1413	Nicolai, A. Zur Christnacht . .	889	Neuville, B. Besuch im Vendeir Passini, L. Ninetta . . . . .	433
*Chanoine, General . . . . .	314	—, An Jahres Wende . . . . .	939	Pror, Der, in seiner Zelle . .	720
*Cyrano de Bergerac . . . . .	416	Sturm, Julius. Alt-Mütterchens Klage und Trost . . . . .	487	Prölß, Fr. Ich bin der kleine Bosillon . . . . .	1201
*Dupuy, Charles . . . . .	737	<b>Buchbeilagen und Vollbilder.</b>		Rau, Emil. Ein Wiener Walzer Reims: Kathedrale . . . . .	200
*Egidv, Moriz v. . . . .	1187	gegenüber von Spalte		Reinecke, Carl. Komposition „Vor Weihnachten“ . . . . .	352
*Elisabeth, Kaiserin von Öster- reich . . . . .	279	Njaccio, Die Hauptstadt Korfilas	16	Riell, Villa Ponam bei . . . .	753
*Elisabeth, Königin von Preußen	953	Aitone, Der Wald von . . . .	24	Rigberger, M. Violetta . . . .	248
*Faure, Felix . . . . .	420	Bedmann, E. Der neue Schützen- könig . . . . .	608	Röber, Max. Der Anna . . . .	821
*Fontane, Theodor . . . . .	309	Bever, F. Der Patient . . . . .	977	Schlesinger, F. Spiegelkäbten Schöner, Anton. Kaiser Wil- helm II. . . . .	1248
*Franz Joseph I. Kaiser von Österreich . . . . .	633	Blaas, Eugen v. Puppentheater	192	Späuvil, Cornél. Nach dem Valle Spizer, Emanuel. Die Geburts- tagstorte . . . . .	1
*Frege-Welgin, W. v. . . . .	961	Col, David. Der Abend eines schönen Tages . . . . .	1056	Steffan, J. G. Nach dem Regen am Giegbade . . . . .	912
*Genelli, Buonaventura . . . .	551	Croegaert, Georges. In der Bibliothek . . . . .	480	Stichart, Alex. Herr! Hilf mir! Stieler, E. v. Alter schützt vor Thorheit nicht . . . . .	296
*Georg, Prinz von Griechenland	847	Diemer, M. Zeno. Der Hoch- blassen . . . . .	256	Stückelberg, Ernst. Der büßende Johann Paricida . . . . .	944
*Gladner, Josephine . . . . .	845	Fleischer, E. Pb. Erzherzog Franz Joseph in der Schlacht bei Santa Lucia . . . . .	640	Tavernier, B. Der der Fuchs- jagd . . . . .	329
*Gottschall, Rudolf v. . . . .	205	Forti, E. Dionysos-Fest in Pompeji . . . . .	368	Volkhart, Max. Votenlohn . .	304
*Grasberger, Hans . . . . .	964	Franz Joseph I. Kaiser von Österreich . . . . .	633	—, Siegesbeiwußt . . . . .	240
*Hading, Jane . . . . .	1075	Genelli, B. Alop erzählt seine Fabeln . . . . .	560	Waller, E. C. Das zerstörte Heiligtum . . . . .	1128
*Henry, Oberstleutnant . . . .	311	Golz, Alexander. Ad artem . .	80	Webers „Dreizehnhinden“ . . .	113
*Jäschke, Kapitän z. S. . . . .	618	Gow, Andr. Nach der Schlacht bei Waterloo . . . . .	128	Wehle, J. M. Guten Morgen! Weise, O. Die Uniformen der königl. sächsischen Armee von 1838—1898 . . . . .	720
*Joachim, Amalie . . . . .	1413	Gawlicek, Vincenz. Ruhe sanft Henneberg, Dr. Hugo. Italic- nische Villa im Herbst . . . .	488	Wodjinski, J. v. Corillon . . .	1352
*Jordan, Wilhelm . . . . .	1297	Hoffmann, Pb. Heinrich. Wolf und Lamm . . . . .	1336	Zoozmann, Richard. Schwanf vom Teufel und dem Advokaten	396
*Kahle, Richard . . . . .	413	Hübner, H. Altbain . . . . .	440		1256
*Katharina, Prinzessin v. Würt- temberg . . . . .	963	Japanischer Farbenholzschnitt .	225		1296
*Kitchener, General . . . . .	315	Jubiläums-Rundgemälde: Zur Silberhochzeit des Österrei- schen Kaiserpaars . . . . .	656		
*Louis Napoleon . . . . .	525				
*Louise, Königin von Dänemark	414				
*Luise, Großherzogin von Baden	733				
*Mara, Gertrude Elisabeth, geb. Schmehling . . . . .	1385				
*Marie, Herzogin von Sachsen- Koburg-Gotha . . . . .	1073				
*Marie, Prinzessin Albrecht von Preußen . . . . .	519				
*Marie Antoinette v. Toskana	738				

# Reclams Universum

Illustrirte Familien-Zeitschrift.

XV. Jahrgang 1898/99. — Jährlich 26 Hefte à 60 Pfennig — 36 Gr. 8. 27.

---

## An unsere Leser.

**D**ie erfreuliche Steigerung der Abonnentenzahl, die unsere Zeitschrift seit einiger Zeit zu verzeichnen hat, setzt uns in die angenehme Lage, den mit dem vorliegenden Hefte beginnenden XV. Jahrgang inhaltlich wieder erheblich zu erweitern und den textlichen wie illustrativen Stoff einer immer sorgfältigeren Auswahl zu unterziehen.

Schon die Namen Wilhelm Jensen und Sophie Junghans, mit deren neuesten Romanen wir den XV. Jahrgang eröffnen, kennzeichnen zur Genüge unsere Bestrebungen, den Lesern nur die allergeeigneten Erzeugnisse der zeitgenössischen Belletristik zu bieten. Während Jensens Roman „Eine Schuld“ uns in eine deutsche Handelsstadt um die Mitte unseres Jahrhunderts, und somit in eine Atmosphäre versetzt, die an Freytags „Soll und Haben“ erinnert, greift Sophie Junghans, die gefeierte Erzählerin, mit sicherer Hand in das schnell pulsierende Leben der Gegenwart, um uns in der Heldin ihrer Erzählung eine Mädchengestalt vor Augen zu stellen, die sich durch eigene Kraft und Intelligenz unter widrigen Verhältnissen den Weg zum Glücke bahnt.

Wir müssen uns versagen, an dieser Stelle auf die Fülle von Beiträgen der vorzüglichsten Autoren und Künstler im einzelnen hinzuweisen, mit denen wir unsere Leser zu überraschen gedenken, und wollen nur hervorheben, daß es auch beim neuen Jahrgange unser Bestreben sein wird, den Inhalt der Hefte möglichst reichhaltig und vielseitig zu gestalten. Die allgemein mit so großem Interesse aufgenommene „Deutsche Theaterschau“ aus der Feder R. von Gottschalls wird fortgesetzt und unter anderen Aufsätze über die Bühnen Berlins, Hamburgs und Wiens bieten. Verraten wollen wir noch, daß eine neue Komtesse Käthe-Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem in Aussicht steht. Besondere Sorgfalt werden wir wieder der „Rundschau“ zuwenden, die als wertvolle, reich illustrierte Chronik der Zeitgeschichte auch unsern Kindern und Enkeln noch Aufschluß über alle bemerkenswerten Ereignisse unserer Tage geben soll.

Eine neu eingerichtete Rubrik unter dem Titel „Spreu und Weizen“ wird außer interessanten historischen Anekdoten eine Reihe praktischer Winke über Hauswirtschaft, Gartenbau, Tierpflege, häusliche Kunst, ferner mancherlei Anleitungen zu leicht ausführbaren physikalischen Experimenten und Unterhaltungen am Familientische bieten. Auch die so schnell beliebt gewordene „Romanbibliothek des Universum“ wird fortgeführt, und eine Lieferung derselben von nun an jedem Hefte der Zeitschrift beigegeben werden.



45





ihren oberen Stockwerken in umgekehrter Treppensform über, verschmälerten und verdüsterten nach oben die geringe Gassenbreite noch stärker, als unten. Freilich ward hier der Raum meistens in anderer Weise ebenso erheblich beschränkt, denn von beiden Häuserreihen sprangen Beischläge vor, die Stein- oder Holzstige zur Rechten und Linken der Thür, auf denen die Hausbewohner schon seit Jahrhunderten warme Sommerabende in bedachtsamem Gesprächsaustausch mit herangekommenen Nachbarn zugebracht. Auf die nämliche rieselnde Gasse in der Straßenmitte hatten sie dabei hingeblickt, überhaupt war alles rundum genau ebenso wie heute gewesen, mit Ausnahme der vor der Zeit in langsamer, doch stetiger Thätigkeit umgeänderten, weggelöschten und neu wieder an den alten Platz versetzten Gesichter. Aber im ganzen boten die jehigen vermutlich nicht viel wesentliche Unterschiede auch von den schon vor Menschengedenkzeit abgeschwundenen und noch weniger wohl das Sinnen und Trachten, die Gedanken und Empfindungen, die hier gekommen und gegangen. Unter allen Dächern setzte sich ein kleines überliefertes Bürgerleben auf dem Bodengrund der gleichen Bedingungen mit demselben Betrieb fort; der Sohn nahm das Werkzeug aus der arbeitsunfähig gewordenen Hand des Vaters und schuf mehr oder minder mühevoll den Unterhalt für seine Kinder, wie jener es vordem für ihn gethan. Durch die engen Straßen fand selten ein lusternernder Windstoß Zugang, und ebensowenig drang von außenher Neues in die Köpfe und in das ebenmäßige Tagesleben hinein.

In den meisten Familien fristete dies sich wohl dürftig weiter, nach dem landesüblichen Sprichwort, von der Hand in den Mund lebend, doch sichtbarlich galt keineswegs überall der gleiche Zuschnitt. Ein Sonnabendnachmittag in der ersten Aprilhälfte war's, und ein durch die Straßen Wandernder vermochte in gewisser Weise vor jedem Hause die Wochengeschichte desselben, wenn auch nicht auf einer Marmortafel verzeichnet, abzulesen. Am Rand der Beischläge standen, des Kehrrichtwagens harrend, die Küchenabfallkisten und Tonnen, deren Inhalt den Vorübergehenden einen Einblick ins Innere der Häuser ermöglichte. Die Mehrzahl erwies sich mit ärmlichem Wegwurf, hauptsächlich Asche und Kartoffelschalen angefüllt, aber hier und da schimmerten zwischen den letzteren weiße Austerschalen und auch Scherbenstücke feiner Kristallgläser hervor; in einigen der Kutterläden redeten verweltete Kamelientränze von einem häuslichen Tanzfest, das wohl die gefelligen Wintervergönungen als letztes abgeschlossen. Solche Abfalldinge machten sich vorwiegend in den Giebel-schatten der alten Hansabauten bemerklich; doch es wäre irrig gewesen, daraus zu schließen, daß sich nur

in diesen behaglicher Wohlstand und darüber hinaus reicher Besitz angesammelt habe.

Eine der im Altstadtvierteln belegenen Straßen führte den sonderbar und einem fremden Ohr unenträtselbar klingenden Namen „der Katrepel“; indes auch von den in der Stadt Beheimateten wußten vermutlich nur äußerst wenige, daß er einmal in ferner Vorzeit plattdeutsch so aus „Kathedrallapelle“ zusammengeklürzt sei. Von der letzteren war seit langem nichts mehr vorhanden, selbst die Erinnerung weggeschwunden, wo sie gestanden habe; bei einem Krieg oder einer Feuersbrunst mochte sie zerstört worden sein, und vielleicht befand sich auf dem Rathaus in den wurmstichigen Schränken zwischen den dicken verstaubten Papierstöcken irgend ein vergilbtes Blatt, auf dem ein Chronist davon berichtet hatte. Es gab wohl studierte und sogar gelehrte Leute von mancherlei Berufsweisen in der Stadt, doch im Bereich ihrer Lebensaufgaben lag's nicht, sich um solche Dinge der Vergangenheit zu bekümmern; die Gegenwart erneuerte ihnen täglich genug an Pflichten und Ob-sorgen, und es konnte nicht wunder nehmen, daß die unstudierten Bürger sich noch weniger den Kopf darüber zerbrachen, ob sie etwa ihr Gewerbe über den einstmaligen Grundmauern einer Kirche betrieben. Sie hausten im Katrepel, der immer so gewesen und immer so geheißen; warum, ging sie nichts an, es war ebenso selbstverständlich, als daß sie von Vater und Vorfahren ihre Namen trugen.

Unter den schmalen, dunklen Gassen konnte der Katrepel gutbegründeten Anspruch erheben, die engste und düsterste zu sein, und ungefähr in seiner Mitte lag ein ziemlich breites, doch für seine ganze Art charakteristisches Haus. Wie alle ihm benachbarten, gehörte es zu denen mit übertragenden Obergeschossen und ähnelte dadurch einem gebrechlich vorgebückten Greise, nur seine Daseinsdauer nicht nach hohem menschlichem Altersmaß, sondern jedenfalls schon nach mehreren Jahrhunderten zählend. Daß sein Inneres kaum jemals von einem Sonnenstrahl besucht wurde, teilte es so ziemlich mit den andern umher, aber entschieden hob es sich vor ihnen noch durch ein freudlos-lebensüberdrüssiges Aussehen hervor. Zur Rechten der tief zurückliegenden Thür befand sich an der Mauer ein kleines Messingschild mit eingegrabenen, zeitverrosteten und verwachsenen Buchstaben. Wer gute Augen und Ausdauer aufwandte, konnte vielleicht noch die Inschrift „Christian M. Wikkens“ herausbringen. Doch von den Einwohnern der Stadt hatte dies wohl seit einem Menschenalter und drüber, als vollkommen überflüssig, schwerlich irgend jemand mehr gethan.

In der wartenden Kehrrichttonne vor dem Beischlag lagen keine Austerschalen, Gläserchen und Kamelien, sondern nur der gewöhnliche Wochenabfall,

gleich dem in allen Kisten der Nachbarschaft; jede Ausnahme davon hätte sich auch in einen Widerspruch zum Außern des Hauses gesetzt. Die Thür stand weit offen, wie im Sommerhalbjahr fast immer vom Morgen bis zum Abend bei gutem und schlechtem Wetter. Nur wenn einmal ein kalter Wind zu stark hereinströmte, kam der alte Daniel Wollenweber leis schlurfenden Fußtritts hinter seinem Ladentisch hervor und schloß sie geräuschlos hinter einem Weggegangenen. Das konnte er dann in der Stunde ein Duzendmal wiederholen, denn zu gewissen Tageszeiten kam und ging es beinahe ohne Unterbrechung, und jeder ließ gewohnheitsmäßig die Thür offen stehen. Er hätte sich den Weg sparen und den Fortgehenden nachrufen können, daß sie zumachen sollten; aber das that er nicht, auch gewohnheitsmäßig, denn seit fünfzig Jahren hatte er's nicht gethan, und eine derartige Neuerung im Hause anzufangen, wäre ihm undenkbar gewesen. Und auch seit einem halben Jahrhundert kam er auf den Glodenschlag an jedem Frühmorgen aus seiner kleinen, nebenan gelegenen Behausung, schloß mit dem uralten, wunderlich krausbartigen und riesengroßen Hausschlüssel, den er niemals aus seiner Tasche ließ, die Thür auf und begab sich an sein Tagesgeschäft.

Wer auf die weiträumige Steinfriesendiele trat, nahm im ersten Augenblick eigentlich nichts wahr, als den noch dicht behaarten, aber völlig mehlsweißen Kopf Daniel Wollenwebers. Erst Gewöhnung an das trübe Halblicht brachte zum unterscheiden, daß er, stets an irgend etwas hantierend, auf der linken Flurseite hinter einem schmalen Ladentisch stand und in seinem Rücken sich an der Wand ein Fachgestell mit einer kleinen Anzahl von Glashäfen und Porzellandosen aufrecht, deren Inhalt ihm tagüber den Zulauf eintrug. Hauptsächlich eine Ware, denn auf seine immer gleichen Fragen: „Wat schall't sin, min Söhn?“ oder: „Wat schaft du halen, min Dochder?“ lautete zu dreiviertelmal die Antwort: „Wör'n Süßlinl Snuustobad.“ Dann nickte er mit dem weißen Kopf: „Wadder will mul Spaniol“, und auf Haarschärfe genau wog er geduldig auf einer kleinen Wage die winzige Pulvermenge ab, schüttete sie behutsam in eins der von ihm in Mußestunden zurechtgelebten Dütchen und ließ die Kupfermünze durch einen schmalen Tischspalt klappernd in die Geldschublade herunterfallen. Dieser klirrende Ton unterbrach in regelmäßiger Wiederholung kurz die sonstige Lautlosigkeit des Hauses.

Der Laden enthielt noch einige andere Artikel, Thee und Kaffebohnen. Doch sie wurden von der Ratrepel-Umgegend, als zu kostspielig, selten verlangt; nur in Lakriegen und Süßholz legten Jungens, die in den Besitz eines Dreilings geraten waren, am liebsten hier ihr Kapital an, denn der alte Wollenweber

stand bei ihnen in gutem Ruf, von den begehrten Röstlichkeiten für die erlegte Summe nach einem Gutdünken zuzumessen, das mehr Vorteil mit sich bringe, als in anderen Krämerläden das Abwiegen. Die tägliche Hauptabsatzware jedoch bildete der Tabak in verschiedenen Formen, den örtlichen Umständen gemäß natürlich weniger der teure Portorico und Varinas, als Päckchen mit grobgeschnittenem, hauptsächlich aus Rippen und Stengeln bestehendem Knafter. Mit dem Spaniol an Zugkraft wetteiferte einzig der Rautabak, freilich nur bei einer engumgrenzten Klasse von Käufern. Aber es lief kein Schiff in den Hafen, dessen Leerjaden nicht darauf bedacht waren, sich vor der Abfahrt in dem bei allen Schiffen altrenommierten Laden mit ausreichendem Vorrat an „Prie-men“ oder „Präntjen“ zu versorgen. Die Zahlung dafür ward größtenteils gleichfalls in kleinster Scheidemünze entrichtet, und das gab allabendlich der Ladentasse bei genauerer Betrachtung eine eigentümliche Buntscheckigkeit. Da die Matrosen über die Wasser unter allen Himmelsstrichen her angeschwommen kamen, brachten sie auch Kupferstücke aus aller Herren Ländern in der Tasche mit und hielten dafür, daß dieselben bei der Fahrt über einen oder ein paar Oceane nichts an Wert eingebüßt haben könnten. In der großen Mehrzahl der Kaufläden ward diese Meinung zwar als äußerst naiv belächelt und berichtigt, indem man solche Stücke kurzer Hand zurückschob; Daniel Wollenweber indes kam der seemännischen Anschauungsweise mit schweigsamem Verständnis entgegen und ließ ebensowohl italienische Solbi wie russische Kopelen, dänische und schwedische, griechische und brasilianische Königsköpfe neben südamerikanisch-republikanischen Freiheitsgöttinnen in allen Stellungen und mit allen Umschriften als anerkannte Zahlungsmittel, je nach Größe und Gewicht in der Wertbemessung von Sechslingen und Dreilingen durch den Tischspalt klappern. Es lag darin eine Art des Rückgreifens auf den ursprünglichen Tauschhandel der Menschen, denn gangbar waren die Münzen als solche sonst nirgendwo in Stadt und Land; doch so ungefähr entsprach ihr Metallwert der Ware, und von Zeit zu Zeit löste der Kupferschmied sie in größeren Haufen mit einem kleinen Vorteil bereitwillig ein. Wenn aber der alte Wollenweber am Abend mit dem achten Stundenschlag Kasse machte, betrug die Bruttoeinnahme des Tages im Durchschnitt vier bis fünf Hamburger Courantmark, von denen sich, zumal in Anbetracht der fremden Kupferstücke, schwerlich die Hälfte als Nettogewinn in Rechnung bringen ließ.

Danach hätte das Haus „Christian M. Willens“ sich mit einer sehr geringfügigen Stellung in der städtischen Kaufmannsgilde begnügen müssen, doch die Sache nahm ein verändertes Gesicht an, wenn



man über den breiten, selbst am Mittag dämmrigen Flur nach hinten weiterschritt und in eine Stube zur Rechten eintrat. Kein sonderlich großer Raum war's, aber er empfing von einer Hofstätte her einigermaßen helles Licht, um einem halben Duzend über sehr abgenutzten Schreibpulten vorgebückten älteren und jüngeren Leuten ihre Beschäftigung zu ermöglichen. Handlungsgehilfen waren es; kein Laut ward vernehmlich, als das leise Knirschen von Ganskielfedern, höchstens drehte dann und wann der Buchhalter den auch schon grau angeflogenen Kopf nach einer Seite und erteilte mit einer gedämpften Stimme kurze Aufträge. Das wies doch auf eine andere Bedeutung des Hauses „Christian M. Willens“ hin.

Dieser Name war nur der der Firma, deren gegenwärtiger Inhaber nicht mehr so hieß. Sein Vorgänger Christian Willens hatte sie durch Anlegung einer Schnupftabaksfabrik begründet und von daher war der kleine Ladenverlauf geblieben, dem von Beginn an schon Daniel Wollenweber unter ihm ebenso vorgestanden. Bald jedoch hatte er sein Geschäft erweitert, auf andere Waren und allmählich in weite Fernen ausgebreitet; man sah dem altersbrechhaften Haus im Rattepel nicht an, was für Fäden über den halben Erdkreis hin in ihm zusammen liefen. Im Gedächtnis der höher bejahrten Stadteinwohner lebte Christian Willens noch fort als ein allgemein angesehener Mann von strengem Wesen, doch ebenso strenger Rechtschaffenheit, den man zugleich gefürchtet und geachtet, der zwei Jahrzehnte lang eine Senatorewürde bekleidet und sich in diesem Amt vielfältig um die Stadt verdient gemacht. Doch er schlief seit mehr als dreißig Jahren auf dem Kirchhof, der sich noch nach mittelalterlichem Herkommen innerhalb der ehemaligen Stadtmauer befunden und dessen Hinausverlegung vors Thor er aus sanitätlichen Gründen zeitlebens angestrebt hatte. Eine durchweg aufs Praktische gerichtete Natur von nüchtern-flugem Verstand war er gewesen, hatte, auf den Pfennig achtend, seine Handlung von geringem Anfang emporgebracht und seine Firma als eine bei allen Geschäftsfreunden für solid und sicher bekannte dem Erben hinterlassen. Seinem einzigen Sohn, dem jetzigen langjährigen Inhaber, Rudolf Willens.

Außerlich ähnelte dieser, zur Zeit auch schon völlig graubehaart, seinem Vater, ebenso in der strengen Handhabung der Fäden im Comptoir, und er bekleidete gleichfalls das Amt eines städtischen Senators. Doch in seiner Jugend hatte er innerlich dem Vater nicht geglichen, auch darin von ihm abweichend, daß er keine Neigung zum Kaufmannsstand gehabt. Nachdem er das Gymnasium besucht — denn der alte Christian setzte einen Stolz drein, seinem Sohn höhere Bildung, als er selbst sie genossen, zukommen

zu lassen — ging in ihm der Wunsch auf, als Lebensberuf Geschichte zu studieren. Das nannte der Vater, keinen Begriff damit verbindend, eine „brotlose Kunst“, ließ indes schließlich von seinem Widerstand gegen das Studieren überhaupt ab und erlaubte ihm, Jurist zu werden. Er hatte bei manchen verwickelten Geschäftsfällen an sich selbst bedauerlich den Mangel von Rechtskundigkeit empfunden, und Beispiele in der Stadt bewiesen, daß ein tüchtiger Advokat zu einflußreichem Ansehen und großen Einkünften bringen könne.

Dann indes war Rudolf Willens, nachdem er mehrere Jahre auf einer norddeutschen Universität verbracht, doch ebenfalls Kaufmann geworden, anfänglich jenseits des Atlantischen Oceans, späterhin, wie sein Vater eines Tages unvorgeesehen von einem Schlaganfall betroffen, als Fortführer des Geschäftes im Rattepel. Und so nahm er jetzt in allem die väterliche Stellung ein, auch als Mitglied des städtischen Magistrats. Seine Erwählung dazu war allerdings auf mannigfachen Widerspruch gestoßen, aber Nützlichkeitsrücksichten hatten doch den Ausschlag für ihn gegeben, und ohne Frage zum Vorteil der öffentlichen Angelegenheiten. Er besaß einen ruhigen, klaren Einblick in dasjenige, wessen die Gesamtheit zu ihrer Wohlfahrt bedurfte, und seine Rathschläge, stets auf der Seite eines reiflich erwogenen, besonnenen Fortschrittes stehend, erwiesen sich nach der Ausführung regelmäßig als zum Besten der Stadt. Man schuldete ihm Dank dafür und erkannte dies auch an; es gab kaum jemand in der Stadt, der ihn bei einer Begegnung auf der Straße nicht mit äußerlicher Respekterweisung durch Abnahme des Hutes begrüßte, doch er ward nicht geachtet. In seiner Vergangenheit befand sich eine dunkle Stelle; er war kein Ehrenmann, wie ehemals sein Vater, oder jedenfalls war er es in seiner Jugend nicht gewesen.

In der Natur der Sache lag's, daß man nicht ins Einzelne genau von ihr unterrichtet sein konnte, aber was bekannt geworden, reichte allerdings zur Begründung des allgemein in seinen persönlichen Charakter gesetzten Mißtrauens aus. Das ihm Anhaftende ging weit, bis in seine Studentenzeit zurück, die er in einer Universitätsstadt zugebracht, welche zugleich der Wohnort eines seinem Vater engverbundenen Geschäftsfreundes gewesen war. Von diesem ward er herzlich empfangen und bei seinem häufigen Verkehr im Hause nach Jahr und Tag von dem reichen Kaufherrn Hartlieb Wernken fast wie ein Sohn behandelt. Aber er lohnte das ihm geschenkte Vertrauen höchst übel; der sparsame Sinn seines Vaters mochte ihn freilich zu beschränkt gehalten haben, so daß er in lebenslustigem Treiben mit Kameraden dazu gekommen, über seine Mittel hinauszugehen und sich in Schulden zu stürzen, doch für das,



die gerichtliche Untersuchung blieb völlig ergebnislos. Niemandem kam es auch nur im entferntesten in den Sinn, an Rudolf Willens als möglichen Ver- über des raffinierten Diebstahls zu denken, bis der Bestohlene am Abend seinen Fuß vor dem Schreibtisch auf einen harten Gegenstand gesetzt und sich bückend, ein kleines Federmesser vom Boden gehoben, das seine Tochter als dem jungen Studenten gehörig erkannte, da sie selbst es ihm zum Geschenk gemacht hatte. Auch dies hätte indes nicht hingereicht, einen Argwohn schöpfen zu lassen, wenn nicht eine Benachrichtigung dazu gekommen wäre, die Herrn Wernelen doch zu einer Maßnahme veranlaßte, auf der ihm in doppelter Weise gedeuteten Spur nachzuforschen. Er führte dies vorsichtig auf eigene Hand ohne gerichtliche Beihilfe aus, und das Resultat war ein niederschmetterndes, ein Beweis für die Thäterschaft Rudolf Willens'. Aus Freundschaft für den Vater desselben ward die Sache von Hartlieb Wernelen möglichst geheim gehalten, doch immerhin drang so viel in die Öffentlichkeit, daß man bei einer nächstlich angestellten Untersuchung in der Brieftasche des dringend verdächtig Gewordenen einen neuen preussischen Hundertthalerschein gefunden habe. In knappster Kürze vollzog sich das Weitere; Christian Willens ersuchte dem Freunde selbstverständlich die entwendete Summe und stellte seinem Sohn die Wahl zwischen völliger Verstoßung aus dem väterlichen Hause oder sofortiger Abreise nach Amerika und dem Eintritt dort als Lehrling in ein geschäftlich verbundenes Handlungshaus. Der junge Mann gehorchte ohne einen Widerstandsversuch dem väterlichen Befehl; die Entdeckung hatte ihn in einen willenlosen, gebrochenen Gemütszustand versetzt, der zu dem Lautwerden einzelner Stimmen Anlaß gab, er habe vermutlich schon vorher an einer geistigen Störung gelitten und in solcher die That begangen; auch daß er das geöffnete Messer achtlos am Ort derselben liegen gelassen, weise darauf hin. Doch es hatte so viel schlauer Berechnung und schleunig sicheren Handelns zur Ausführung des Betrugs während des kurzen, allein dazu geeigneten Zeitpunkts bedurft, daß der Mehrzahl daraus alles eher als eine Beschränkung der geistigen Fähigkeiten des Thäters hervorging. Ihm selbst schien seine Verweisung über den Ocean willkommen, um seine Schande zu verbergen; nur drüben in der Fremde konnte er sich öffentlich zeigen, ohne daß mit Fingern auf ihn gedeutet wurde. Von der gestohlenen Summe war weiteres nicht in seinem Besitz entdeckt worden, er hatte überhaupt kein Geständnis abgelegt, nur mit einer stumpfen Gleichgültigkeit geäußert, er habe das Geld nicht, und dies wohl in einem gewissen Sinn auch der Wahrheit gemäß; denn die Herrn Wernelen zugegangene Benachrichtigung hatte eine Angabe enthalten, daß es

sich für den Dieb mutmaßlich um die Beschaffung einer Entschädigungssumme gehandelt, welche die Lösung eines Verhältnisses mit einer leichtfertigen Person ihm notwendig gemacht. So ging er nach Amerika, und Vater und Sohn sahen sich im Leben nicht wieder; ein innerer Verband hatte bei der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen nie zwischen ihnen bestanden. Aber ein väterliches Erbteil hatte Rudolf Willens doch wohl unbewußt in sich getragen und entwickelte es drüben in außerordentlicher Schnelligkeit. Mit dem Eifer eines eisernen Willens gab er sich seinem neuen Kaufmannsberuf hin, verwandte Tag und Nacht einzig auf das Ziel, sich zu einer selbständig unabhängigen Lebensstellung emporzurängen. Sein ganzes Wesen erschien von Grund aus verwandelt, jeder früheren Neigung abgekehrt, nur auf praktische Thätigkeit gerichtet; es war, als wolle er durch eine Art von arbeitsamer Ascese vor sich selbst gut machen, was er gefehlt, das Vergangene in sich auslöschen. So gelang der Begabung und Ausdauer seines Fleißes in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen, wonach er trachtete; unterstützend kam allerdings hinzu, daß er sich in der wichtigsten Lebensentscheidung keineswegs wählerisch erwies. Sein einnehmendes Äußere wandte ihm die Neigung der Tochter eines deutschen Hauses in Baltimore zu; sie war nicht schön, noch von hervorragender geistiger Bedeutung, aber Inhaberin eines ihr durch Erbschaft anheimgefallenen eigenen kleinen Kapitals, und er heiratete sie; das Herz, ein Liebesbedürfnis sprach offenbar bei ihm nicht mit, kam nicht in Frage, nur ein Nützlichkeitszweck. Ihm ward dadurch nach sechsjährigem Aufenthalt die Begründung eines eigenen Geschäfts und Haushalts ermöglicht; doch um anderthalb Jahre später empfing er die Nachricht vom plötzlichen Hinscheiden seines Vaters und faßte, nur kurzer Bedenkzeit bedürftig, seinen Entschluß. In wenigen Tagen das Geschäft veräußernd, schiffte er sich mit seiner Frau und einem halbjährigen Knaben zur Rückfahrt nach Europa und seiner Vaterstadt ein.

Das war vor dreißig Jahren geschehen, und das war's, was dem Namen Rudolf Willens' im Gedächtnis seiner Mitbürger, sich fortvererbend, anhaftete. Er hatte die Handlung seines Vaters übernommen und unverändert fortgeführt; die Firma „Christian W. Willens“ erlangte unter ihm noch beträchtlich größere Bedeutung, ihren alten Ruf strengster Rechtschaffenheit und Solidität bewahrend, und auch an dem Privatleben des neuen Besitzers vermochte die genaueste Achtgebung nichts „Unrichtiges“ auszusetzen. Freilich ließ sich nicht viel davon in Erfahrung bringen, denn er lebte, kaum mit jemand Verkehr pflegend, abgeschlossen für sich, und man sah ihn erst häufiger außerhalb seines Hauses, als er

zum Senator erwählt worden und sich zu den Sitzungen ins Rathhaus begeben mußte. Eine Zeitlang kam wohl ein Gerede auf, seine Frau sei ein unglückliches, tief bedauernswertes Geschöpf, da sie, wie die Kinder — um manche Jahre später war noch ein Mädchen hinzugekommen — aufs traurigste unter der harten, kalten Selbstsucht ihres Mannes zu leiden hätte, der sie nicht aus Zuneigung, sondern um ihres Geldes willen geheiratet habe, überhaupt nicht wisse, was Liebe sei, keine Freude in seiner Nähe aufkommen lasse und auf nichts sinne, als auf die beständige Vermehrung des Inhalts in seinem Kassenschrank. Dies letztere, seine überaus strebsame Geschäftsführung konnte allerdings keinem Zweifel unterliegen, dagegen bestritten die Wenigen, die als Privatleute in seinem Hause Zutritt fanden, die anderen Angaben als ein halt- und grundloses Gerücht. Sie behaupteten vielmehr, daß er seine Frau, wenn er sie auch ursprünglich vielleicht nicht aus wirklichem Herzensbedürfnis gewählt, doch thatsächlich in der ihm eigenen, wenig Worte machenden Weise auf Händen trage und mit allem darauf bedacht sei, seiner Familie in der Stille ein erfreuendes Dasein zu bereiten. Die so von seinen häuslichen Zuständen Redenden waren freilich allein in der Lage, eine auf Selbstanschauung begründete Auskunft zu erteilen, und ihrer bestimmten Versicherung gegenüber mußte nach und nach das aufgetauchte Gerede zum Schweigen kommen. Aber es war entstanden, weil man sich von einem Manne mit solchem Makel auf seiner Jugendvergangenheit nichts anderes denken konnte, und im geheimen dachte man auch ebenso über ihn fort. Wenn der Ruf und die Redlichkeit seiner Geschäftsführung, sowie sein häusliches Leben nicht angefochten werden konnten, so erhielt er sorglich dies doppelte Renommee deshalb aufrecht, weil es ihm bei klugem Überschlagn am besten und sichersten zur Erzielung seines Vorteils diene. Und jeder zog selbstverständlich vor einem Manne von unbestreitbaren Verdiensten um die Stadt und einflußreicher Stellung äußerlich respektvoll den Hut, doch das Vertrauen und die Achtung, die sein Vater genossen, konnte er sich nicht gewinnen.

Indes brachte der Gang der Erden Dinge mit sich, daß allmählich die Erinnerung an das ihm Anhaftende abbläste. Mit seinen vorrückenden Jahren schwanden die alten Leute, die genauere Kunde von den Umständen seiner ehrlosen That besaßen, mehr und mehr hin, und unter dem jüngeren Geschlecht erhielt sich nur eine Überlieferung fort, die nicht mehr mit der früheren persönlichen Anteilnahme oder richtiger Entrüstung verknüpft blieb. Auch in dem alten Rathselhaus ging eine Veränderung vor, denn Rudolf Willens verlor nach zwanzigjähriger Ehe seine Lebensgefährtin durch den Tod. Davon mußte er

doch wohl innerlich betroffen sein, oder gab sich wenigstens solchen Anschein, da er einen Monat lang völlig abgeschlossen in seinem Hause zubrachte und auch für sein Senatoramt sich einen Vertreter bestellte. Als er zuerst wieder an einer Magistrats-sitzung teilnahm, redete sein blaß und schmäler gewordenes Gesicht von einem menschlichen Kummer, der keiner Deutung, als sei er erkünstelt, unterzogen werden konnte. Man nahm bedauernd an seinem Verlust teil; augenscheinlich war er einer echten Empfindung fähig, und die Meinung über ihn erfuhr zu seinen Gunsten dahin eine Wandlung, daß er doch wohl ernstlich bestrebt sei, jetzt durch eine tadellose Lebensführung den bösen Flecken seiner Jugendschuld, so weit es möglich fiel, von sich abzuwaschen.

Aber dieser wohnte inne, nicht ausgelöscht werden zu können, das Schicksal sorgte dafür, daß sie nochmals wieder im Gedächtnis aller aufgeweckt wurde und aufs neue von Mund zu Munde ging. Rudolf Willens hatte seinem herangewachsenen Sohn Roland völlige Freiheit in der Wahl seines Lebensberufs gelassen, er war seiner Neigung und vorwiegenden Begabung gemäß auf die neu errichtete polytechnische Schule in Hannover gegangen, kam mehrmals in den Ferien nach Hause, doch verschwand er plötzlich aus diesem bei einem seiner Besuche, ohne je wiederzukehren. Durch Bedienstete der Handlung ward ruchbar, daß er aus der Schatulle seines Vaters eine große Summe entwendet habe und von letzterem des Diebstahls überführt worden sei. Der Fluch der bösen That war's gewesen, daß sie sich nach dem Dichterwort fortzuegen gemußt, sie konnte bei dem Abkömmling dieses Vaters nicht wunder nehmen, und es that sich eine hart ausgleichende Gerechtigkeit darin kund, daß Rudolf Willens gestraft worden, wie er gesündigt hatte.

Welche innere Wirkung dieser Vorgang auf ihn geübt, ließ sich nicht erkennen; niemandem gegenüber kam ein daran rührendes Wort aus seinem Munde. Nur empfanden seine Handlungsgehilfen, daß die Strenge, mit der er die Erfüllung ihrer Obliegenheiten überwachte, sich noch mehr gesteigert habe; keiner durfte bei einer Pflichtunterlassung auf nachsichtige Beurteilung Hoffnung setzen. Seit dem Verschwinden Roland Willens' waren jetzt auch bereits sieben Jahre verflossen, offenbar hatte sein Vater ihn für immer verstoßen. Einem andern hätte man dies allerdings nicht verargen können, eine gerechte Strafe darin anerkennen müssen; ihm indes mußte man die Befugnis, dergestalt als unerbittlicher Richter zu handeln, absprechen, denn bei ihm wandelte sich in diesem Fall das summum jus zur summa injuria um. Er hatte für sein Verfahren kein innerliches Recht besessen, nur der Härte seines Wesens freien Lauf gelassen. Seitdem lebte er allein im

Hause mit seiner Tochter Margret, die, beträchtlich jünger als ihr Bruder, erst als ein Spätling der Ehe nachgekommen war und gegenwärtig im achtzehnten Jahre stand.

Das Wohn- und Arbeitszimmer des „Herrn Senators“, wie er im Hause ausschließlich benannt wurde, stand durch eine kleine Thür mit dem Geschäftscomptoir in Verbindung. Eine große, auch jetzt am sonnigen Aprilmittag nur mäßig helle Stube war's, einfach und altväterisch, noch völlig wie zur Zeit des Firmabegründers ausgestattet. Raum war etwas Neues hinzugekommen als an einer Wandseite ein Ölgemälde, das Brustbild einer Frau in den Dreißigern, dem man ansah, daß es außerordentlich ähnlich sein oder gewesen sein müsse. Das längliche, ziemlich blaßfarbige Gesicht konnte nicht auf Schönheit Anspruch machen, aber zwischen den glatt an den Schläfen niedergescheitelten braunen Haaren blickten ruhige, klare Augen wie die eines stillen, guten Hausgeistes durch den halbüberdämmerten Raum. Das Porträt stellte die verstorbene Frau des Senators dar; es hing so, daß sein Blick darauf hinging, wenn er, an seinem Schreibtisch sitzend, den Kopf ein wenig nach rechts aufhob, wie's in seiner Gewohnheit lag.

Der Schreibtisch stand, volles Licht empfangend, am Fenster, ein „Sekretär“, auch altmodischer Art, aus dessen Innerem für die Benutzung eine breite, mit grünem Tuch bespannte Mahagoniplatte hervorgezogen, beim Verschließen wieder zurückgeschoben und mit einem vorgewölbt niederrollenden Fallgatter aus dichten Holzleisten überdeckt wurde. Gegenwärtig befand sich die Zugplatte vorgerückt, denn Rudolf Willens saß in seinem Korbstuhl und durchmusterte eine Anzahl auf ihr liegender, dicht mit Zahlenrubriken bedeckter großer Papierbogen.

Wenn er aufstand, mußte er von hoher, schlank-erhaltener Gestalt sein, kurzgeschnittenes, doch volles stahlgraues Haar umgab seinen kräftigen Kopf, dessen Profillinien ebenfalls etwas Stählernes an sich trugen. In den starlausgeprägten Zügen des vollständig bartlosen Gesichtes lag eine geistige Vornehmheit, die eher auf einen Angehörigen des Gelehrten- als des Kaufmannsstandes hätte schließen lassen. Man sah

den grauen Augen lange Gewöhnung an, sich unverrückt und sicher auf ein von ihnen erfaßtes Ziel verwandt zu halten; sein Äußeres bekundete genaue Aufmerksamkeit auf schickliche Repräsentation. Er war sorglichst rasiert, kein Stäubchen lag auf dem dunklen Hausrock, vor der Brust glänzte der tadellos gefaltete Jabotsstreif, wie das gesteierte Hemd in blendender Weiße. An der ebenfalls weißen Halsbinde bligte eine Diamantnadel, die seine Frau ihm als Braut zum Geschenk gemacht.

Die Papiere, welche er durchsah und verglich, betrafen nichts sein Geschäft Angehendes, sondern enthielten Berechnungen eines Unternehmens im Interesse der Stadt, mit dem er sich schon seit mehr als zwei Jahren täglich stundenlang beschäftigte, ohne daß er sich gegen andere darüber äußerte; wenn er bei den Blättern verweilt und Randanmerkungen auf ihnen gemacht, schloß er sie bis zum nächsten Tag in seinen Schreibtisch zurück. So that er's auch heute, doch seit einigen Minuten zerstreut, mit abgelenkter Aufmerksamkeit. Draußen lag zum erstenmal eine linde Frühlingsluft und neben seinem Sitz stand das Fenster geöffnet. Es ging auf die enge, von grauen Mauern umschlossene Hofstätte hinaus, aber drüberher erscholl ein ungewohnter und hier in der Stadtmitte unerwarteter Ton, der den Geschäftsmann in seinen Berechnungen störte. Man sah den Urheber des fremdartigen Klanges sich auf einem hohen Dachfirst als eine kleine dunkle Silhouette gegen den Himmel abheben; nach der Richtung hin mußte sich drüben eine öffentliche Anlage oder ein Privatgarten zwischen den Straßen befinden, von wo eine Drossel herüber gekommen war und von der Dachhöhe in langgezogenen Tönen flötete. Es klang schön, trug einen köstlichen Frühlingsanhauch, eine Botschaft nahender Blütezeit über die tote Ziegelwelt daher. Doch das mochten andere Hörer so empfinden, Rudolf Willens diente es zur Beeinträchtigung seiner Zahlen addierenden Thätigkeit. Es machte ihn unfähig, die Gedanken fest an der Arbeit zu halten, halbgewendeten Kopfes sah er durchs Fenster hinaus. Dann verstummte der Gesang, und der Schattenriß des Vogels war vom First verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

















Die Citadelle von Corte.

nähren und durch Zeichen vor herannahenden Gefahren warnen. Das Banditenwesen sowohl, wie die furchtbare Blutrache, sind durchaus noch nicht, wie es die Berichte der meist nur den Verkehrsstraßen folgenden Reisenden erscheinen lassen, auf der Insel erloschen. Allerdings sind hier unter Banditen nicht Räuber zu verstehen, die harmlose Reisende überfallen und berauben, sondern Korsen, die aus irgend einem Grunde, meist durch Ausübung der Blutrache, mit den Gesehen in Konflikt geraten sind und sich der Strafe durch die Flucht entziehen. Die Blutrache, der in früheren Jahrhunderten alljährlich Tausende von Männern zum Opfer fielen, kommt zwar seit dem energischen Vorgehen der französischen Regierung nur noch vereinzelt vor, ist

aber in der Bergbevölkerung durchaus noch nicht ausgerottet. Auch sonst fehlt es nicht an alten, seltsamen Gebräuchen. Wir hatten von Zicavo aus den Mont l'Incudine bestiegen und uns hoch oben auf der Alm in ein Meer von Niesenrittersporn gelagert, als plötzlich hoch zu Pferde ein Greis, vom Kopf bis zu den Füßen in einen schwarzen Mantel gehüllt, vor uns auftauchte. Der Greis, steif, mit aufgerichtetem Kopfe, geschlossenen Augen und bleichem Gesicht war — eine Leiche. Eine am Sattel befestigte Gabel unterstützte das Kinn, Stäbe, zwischen denen die Leiche festgebunden war, hielten sie aufrecht. Erst an der in einiger Entfernung folgenden Begleitung des Toten erkannten wir, daß die Erscheinung eine unter den Bergbewohnern Korsikas übliches Leichenbegängnis zu Pferde war. Man bringt, da die schlechten Wege den Transport der Leiche zu Wagen nicht gestatten, die Verstorbenen auf diese Weise von den Bergen nach ihren Dörfern. Die Pferde, sagt man, seien sich ihrer Last bewußt. Ohne zu traben und ohne zu halten, tragen sie im langsamen, gleichmäßigen Schritt die toten Reiter stundenlang bis zur Begräbnisstätte.

Von Zicavo wandten wir uns nordwärts, überschritten die Wasserscheide des 53 km langen Taravo und des um 10 km kleineren Fiumorbo und gelangten, bei klarem Horizont das Meer und die der Ostküste eigentümlichen Strandseen deutlich erkennend, über Ghisoni, Vivario und Venaco zur Binnenhauptstadt der Insel. Durch Felsen wandernd, scheinbar noch weit entfernt von bewohnten Gegenden, stehen wir plötzlich an einer Biegung der Bergstraße vor der Citadelle von Corte. Wie ein Nest krönt die alte Feste den hundert Meter senkrecht aus dem Thale des Tavignano emporsteigenden, zerklüfteten, schwarzen Felsen. Weit in das Land hinaus leuchten ihre weißen Häuser. Und doch ist der Felsen nur ein erloschener Vulkan, ein toter Nest vergangener, großer Zeiten. Durch die zerklüfteten Mauern, unter den zerfallenden Dächern hervor ragen geschwärzte Balken, drohend, starr, wie abgebrochene Tegen, leere Fensteröffnungen bedecken, klaffenden Wunden gleich, die Wände: das Symbol eines nach jahrhundertelangen Freiheitskämpfen unterlegenen Volkes. An diesen Felsen zogen schon Römer, Vandalen, Goten, Langobarden und Byzantiner vorüber; Franken, Pisaner und Genuesen waren nacheinander Besitzer der Burg. Dann kamen Zeiten, wo sie Zeuge war, wie Korsikas größter Held Sampiero die Genuesen vertrieb, bis er durch Mordmord fiel, wie der deutsche Abenteurer Theodor von Neuhoff vorübergehend die Insel beherrschte, wie immer und immer wieder die Insel ihren Erbfeind, die Genuesen, anzog. Das weithin leuchtende



weiße Haus da oben auf der Citadelle, dessen Mauern noch die Spuren der Kugeln genuesscher Musketen zeigen, heißt noch heute das Haus Gaffori, nach dem Namen des Generals, der hier vor länger als 150 Jahren die Genuesen zurückschlug. Von hier aus führte Korsikas größter Patriot, Paoli, den siegreichen Verteidigungskampf gegen Genuesen und Franzosen, bis endlich die Korsen im Jahre 1769 der Übermacht erlagen, und die Insel französisch wurde. Und — eine sonderbare Fügung — in demselben Hause Gaffori auf der Citadelle von Corte war es, wo die Tochter Korsikas sich Mutter fühlte, die Frankreichs größten Feldherrn gebär.

Vom Weltreich der Römer bis zur großen Wanderung der Völker, von der Blütezeit der mittelständischen Handelsemporien bis zur Epoche des „großen Korsen“ ziehen sie hier an uns vorüber, die bunten Scharen, vorbei an der Burg da drüben, die alte Heerstraße entlang. Da — ein Pfiff — und im Rauche der Lokomotive, vorm Rasseln der Räder des Eisenbahnzuges sind sie alle verschwunden.

Das heutige Korsika ist — das drängt sich trotz mancher bewahrten Eigentümlichkeit der Bevölkerung dem Wanderer überall auf — ein modernes französisches Département geworden. In jedem Hauptort der 61 Kantone urteilen Friedensrichter, in jeder Hauptstadt der 5 Arrondissements Tribunale erster Instanz und in Bastia der Appellgerichtshof nach französischem Recht. Das Lyceum zu Bastia, drei höhere und 364 Volksschulen stehen unter der Akademie, die Kirchenverwaltung unter dem Erzbischof von Aix. Die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten wird von Marseille aus geleitet, das Militär gehört zum 15. Bezirke (Marseille) der französischen Armee. Der Gouverneur residiert in Bastia. Die Vorteile aber, die Frankreich bisher von der Insel zog, sind gering. Der Ackerbau könnte dreimal mehr Menschen ernähren, als jetzt. Der Boden birgt Eisen, Blei und Zink, aber man baut es nicht ab. Industrie fehlt gänzlich. Kein einziges französisches Département verbraucht so wenig Kohlen (4500 Tonnen jährlich), wie Korsika. Weder Spinnereien, noch Webereien giebt es. Man beschränkt sich auf die Herstellung des groben Tuches, aus dem die Landbewohner ihr Nationalkleid, den „Pelone“, einen mit lappenförmiger Pelerrine versehenen Mantel, verfertigen. Dem entsprechend ist auch der Handelsverkehr gering. Man exportiert Brenn- und Bauhölzer, Holzkohle, Harz, Rinde zu Gerberlohe, Wein, Zitronen, Orangen, Olivenöl, Wachs, Seide in Kolons, Wolle, Hörner, Pferde, Wild, frische und gesalzene Fische. Importiert werden Rinder und

Schweine, Fourage, Kolonialwaren, Spirituosen, Kartoffeln, Petroleum, Eisen- und Töpferwaren und Luxusartikel. Der Gesamtimport beläuft sich auf 35 Millionen, der Export auf 20 Millionen Frs. Der Binnenhandel wird auf Eisenbahnen und guten Chaussees vermittelt, schiffbare Flüsse giebt es nicht. Von den beiden Haupteisenbahnlinien geht die eine mitten durch die Insel von Bastia über Corte nach Ajaccio, die andere längs der Ostküste von Bastia nach Bonifacio.

Unserem Plane gemäß, Korsika auf wenig betretenen Wegen zu durchwandern, ließen wir die nach Bastia führende Eisenbahn rechts liegen und folgten der Route Nationale bis zum Golo, dem



Cascade de Porto.



25



## Wedgwood.

Eine heitere Geschichte von Johannes Johanssen.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Hen.

Nachdruck verboten.

„Uns Herr wascht Tassen! — Rackernd mit unglaublich verschmicktem Gesichtsausdruck, den wir auf plattdeutsch „plietsch“ nennen,

verkündete Anna Möller der Vorsflether Haushälterin diese sonderbare Neuigkeit. Aber da kam sie schön an.

„Kümmer di um dien egen Sack,“ sagte Mamsell barsch, „mal dat du an dien Arbeit kommst. Dat Geschirr steit noch dar as förn Stunn, glöwst du vielleicht, dat ward von alleen rein?“

Mit rotem Kopf und feuchten Augen zog Anna Möller ab. Sie hatte viel Gemüt, zu viel für ein soeben in Dienst getretenes Hausmädchen, und es gleich dem Himmel über uns, oft blau, häufig grau und sehr viel Niederschlag. Dabei hatte sie doch recht, denn Herr Peter Baggesen, Ehrenmitglied der Gesellschaft für Geschichtsforschung beider Herzogtümer, Inhaber eines Hauskreuzes und Besitzer von Vorsfleth und Amalienhof, wusch wirklich Tassen. Er hatte die Ärmel seines Hausrockes hoch aufgestülpt und säuberte liebevoll eine überaus feine Chinaschale aus der Periode „Jung-Tsching“.

Das Zimmer, in dem sich Herr Baggesen befand, war ein ungewöhnlich malerischer Raum mit tiefen Fenstern und einer auf die Terrasse führenden Glashür. Zur Sommerzeit konnte man hier freien Ausblick genießen auf die bunten Blumenbeete und die smaragdgrünen, von gelben Kieswegen durchzogenen Rasenflächen des parkartigen Gartens. Herr Baggesen war ein geborener Dekorateur, begabt mit einem aufs höchste ausgebildeten Farben- und Formensinn, und dazu hatte er ein bewundernswürdiges Talent, schöne Möbel, Bilder oder wertvolles Porzellan aus alter Zeit aufzuspielen und an sich zu bringen. Da er nun von seinem Regierungsantritt an klug genug gewesen war, Amalienhof und den größten Teil der Vorsflether Ländereien zu verpachten, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Einrichtung seines Hauses weit und breit als Sehenswürdigkeit berühmt war. Es gab hier kein bewohntes

Zimmer, keinen Korridor, der nicht mit geschnittenem oder eingelegtem Möbelwerk, mit echten Teppichen, guten Bildern und Kuriositäten aller Art angefüllt gewesen wäre. — Endlich war die Tasse gesäubert, Herr Baggesen rieb sie mit einem blütenweißen Tuche vollends blank und stellte sie dann sorgfältig in ein Rotokospind. Eben streckte er die Hand nach einer Wedgwoodvase, einem besonders kostbaren Stück seiner Sammlung aus, als die Stubenthür aufgerissen ward, und eine zierliche, schlankte Mädchengestalt über die Schwelle trat.

„Papa,“ rief sie atemlos, „die Schweine sind noch immer krank. Rottmann'sche ist auch schon eine halbe Stunde hier, sie sitzt in der Küche und trinkt Kaffee. Willst du denn nicht einmal herauskommen?“

„Mein Gott, Phöbe-Sophie,“ sagte Herr Baggesen vorwurfsvoll, „ich bin doch kein Tierarzt!“

Darin hatte er ja nun recht, und Phöbe sah das wohl auch ein, denn sie verschwand so plötzlich wie sie gekommen, und Herr Baggesen war wieder allein. Er fühlte sich ordentlich erleichtert, denn um bei der Wahrheit zu bleiben, muß ich sagen, daß er Zeit seines Lebens Porzellan interessanter als Schweine gefunden hatte. So nahm er jetzt die Vase vollends aus dem Schrank und betrachtete sie liebevoll von allen Seiten. Wirklich ein Prachtexemplar, ein immens alter Wedgwood, und ganz zweifellos eins der ersten nach dem Vorbild der Antike gearbeiteten Stücke, die aus der Werkstatt des berühmten Töpfers hervorgegangen waren. Zudem stammte sie aus dem Privatbesitz Napoleons I., daran ließ sich nicht rühren, denn Herr Baggesen hatte es schriftlich. Wo viel Licht ist, pflegt leider auch viel Schatten zu sein, und so war es auch hier. Der Rand der Vase war teilweise abgestoßen und durch eins der zierlichen weißen Reliefs zog sich ein recht bemerkbarer Sprung. Seufzend tauchte Herr Baggesen seinen Schatz in die Spültumme und begann die bleichen auf blauem Grunde dahinschwebenden Göttingen vom Staube zu reinigen.

Aber ehe er noch damit fertig war, öffnete sich von neuem die Thür und wieder war es Phöbe-Sophie.

„Jetzt liegen die Schweine schon auf der Seite, Papa,“ klagte sie erregt. „Sie stöhnen entsetzlich, und Dr. Bartels, der eben gekommen ist, meint, daß sie im Augenblick sterben.“





sein, eine geheimnisvolle Flüssigkeit in den Rachen. Das Rezept dieses mystischen Trankes von braun-gelber, nicht eben Vertrauen erweckender Farbe, stammte aus dem Nachlaß eines schwedischen Rittmeisters und bildete den unveräußerlichen Besitz der Familie Rottmann. Da es niemals aufgeschrieben war, sondern nur von Mund zu Mund fortlebte, so konnte es ihnen eben kein Dieb, kein elementares Ereignis entreißen. Hatten die Schweine die Medizin hinuntergeschluckt, was sie natürlich höchst ungern thaten, so wurden sie noch herzhaft mit Petroleum abgerieben zur Nachkur, wie Rottmann'sche erklärte. Böse Zungen versicherten, dies sei die einzige und Hauptkur, aber die Welt sagt so viel, man kann nicht alles glauben. Sei dem wie ihm sei, manches Schwein ward gesund und brachte der Alten Ruhm und einen blanken Thaler; starb es, so meinte sie gefaßt: „Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist!“ — Und sie konnte wohl gefaßt sein, den Thaler hatte sie meist weg.

„Rottmann'sche hat ganz recht,“ meinte Herr Baggesen, „wenn sie mit den Tieren allein sein will, so ist das ihre Sache. Der Doktor hat Chemie, und wer weiß was sonst noch alles studiert, am Ende bringt er es fertig, durch das Glas hindurch die Ursubstanzen des Medikamentes herauszuspionieren. Da braut er's nach, Rottmann'sche erhält Konkurrenz und verliert die halbe Rundschaft. Heutzutage kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Dr. Bartels lachte. — „Wenn Aussicht vorhanden wäre, hinter das Geheimnis zu kommen, ich versuchte es sicherlich, denn ich bin überzeugt, Rottmann'sches Einkünfte überragen die meinigen um ein Beträchtliches. Was nun das ärztliche Renommee anbetrifft, davon will ich schon lieber gar nicht reden.“

Die Alte kicherte geschmeichelt und begann den jungen Arzt ersichtlich mit milderem Blicken zu betrachten, während die gequälten Schweine fortfuhren sich angstvoll auf der Streu hin und her zu wälzen und unablässig ihre schaurigen, ächzenden Klagedöne ausstießen.

Nun machte Herr Baggesen aber wirklich Ernst.

„Halten Sie sich nicht auf Doktor, verlassen wir den Stall, sonst läßt die Alte die Tiere kalten Blutes vor unsern Augen krepieren. Kommen Sie mit in meine Stube, ich werde Ihnen zwei Teller zeigen, moderne Fabrikate aus der Kopenhagener Manufaktur. Graugrüne Farnwedel auf bläulichem Grunde, wundervoll in der Zeichnung, äußerst delikate und gar nicht teuer. Oder wenn Sie das nicht interessiert, so gehen Sie mit Phöbe-Sophie in den Garten, aber es ist wahr, meine Tochter hat keinen Sinn mehr für Blumen, sie porträtiert ja die Hühner. Die arme Kleine, sie hat kein Talent, es ist schade

um das viele Geld, das ich für Malstunden fortgeworfen habe, über Apfel, grüne Flaschen und getönte Hintergründe sollte sich ihr Ehrgeiz nicht erheben.“

Der junge Arzt erklärte etwas schüchtern, vorerst Phöbe-Sophie begleiten zu wollen, nachher käme er dann ins Haus, um das Porzellan zu besehen, und überdies würde ja wohl auch Herr Meyer nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Vor etwa drei Monaten hatte sich Dr. Bartels im nahen Kirchdorfe als praktischer Arzt niedergelassen und seit eben so langer Zeit lauerte er, bis jetzt leider ziemlich vergeblich, auf Patienten. Wurde ihm nun in seinem stillen Studierzimmer die Zeit gar zu lang, so kam er nach Vorsksteth, um dort in Herrn Baggesens oder Phöbe-Sophiens Gesellschaft auf Herrn Meyer zu warten. Herr Meyer war nämlich Verwalter auf Amalienhof, und da ihn sein Beruf naturgemäß meist aus Feld fesselte, gegen das der Doktor eine unüberwindliche Abneigung zu haben schien, so mußte er häufig lange genug auf den Freund warten. Aber seine Geduld in dieser Beziehung war geradezu bewunderungswürdig, auch verriet er niemals Ärger über sein Mißgeschick und wenn er solchen empfand, so wußte er ihn jedenfalls meisterhaft zu verbergen.

Nachdem Herr Baggesen so Rottmann'sche und die Schweine von störender Teilnahme befreit hatte, eilte er wieder durch den Flur zurück, ganz glücklich, alles so wohl geordnet zu haben. Die ganze Zeit über war ihm die Base nicht aus dem Gedächtnis gekommen, es war entschieden leichtfertig, sie so unbeaufsichtigt stehen zu lassen. Die Hunde kamen zuweilen in den Flur, und den Diensthoten kann man auch nur trauen, so lange man sie sieht.

Da, was war das? —

Herrn Baggesens kleine blaßblaue Augen wurden unheimlich groß, und das Blut stockte ihm in den Adern. Wo war die Base? — Vor kaum einer Viertelstunde hatte er sie hier auf den Tisch gestellt, das wußte er ganz gewiß, und nun war sie nicht mehr dort. Sollte sich jemand an seinen Sachen vergriffen haben? In nervöser Unruhe hob er den Teppich ein wenig in die Höhe und blickte auf vier geschnitzte Tischbeine, die ihn höhnisch anzulachen schienen, wie konnte er bei ihnen eine Base suchen. Und nun begann Herr Baggesen Lärm zu schlagen, als ob er sich in Todesgefahr befände, als ob das ganze Haus in Flammen stehe, denn er war leicht erregt, der kleine Herr Baggesen.

Angstvoll kam Mamsell aus der Küche herbeigelaufen, gefolgt von den Mädchen, und in der Hausthür erschienen der Doktor und Phöbe-Sophie.

„Wo ist die Base geblieben, wer hat sich erlaubt meine Wedgwoodvase hier fort zu nehmen,“ schrie

Herr Baggesen erboft. „Wenn mir so etwas noch einmal vorkommt, dann mache ich kurzen Prozeß, dann jage ich das ganze Personal aus dem Hause, alle miteinander!“

Ja, wo war die Vase? Mamsell hatte in der Küche mit dem Essen zu thun gehabt, niemand war in den Flur gekommen, keins von den Mädchen hatte die Vase gesehen, und so sehr Herr Baggesen auch schalt und tobte, nirgends erhielt er Auskunft. Schließlich, nachdem jede Ecke, jeder Winkel des Korridors abgesucht war, wankte Herr Baggesen halb zermalmt zurück in die Stube. Seine Vase war fort, seine kostbare, alte Wedgwoodvase, auf der schon des großen Korfen Blicke wohlgefällig geruht hatten, sie war ihm geraubt. Ganz geknickt sank er auf einen Stuhl und starrte trübselig auf die mit rosa Blüsch bezogenen Vortbretter des Holospindes. Da standen sie noch in Reih und Glied alle die kostbaren Schalen, Tassen und Väschen aus China und Japan, aus Meissen und Sevres, aber die Wedgwoodvase suchten seine Augen vergebens.

„Aber Vater,“ tröstete Phöbe-Sophie, „wer sollte sie denn in aller Welt stehlen, hier versteht ja kein Mensch etwas von Wedgwood.“

Das brachte Herrn Baggesens Blut wieder in Wallung. — „Du hast recht,“ sagte er aufspringend, „die Leute sind hier dumm, sehr dumm. Wenn ich den aber jemals in die Hände bekomme, der mir die Vase genommen hat, den zeige ich an, so wahr ich Peter Baggesen heiße. Dem hebe ich die Polizei auf den Hals, der soll mir ins Gefängnis, ins Zuchthaus, jahrelang.“

Ja, das war alles sehr leicht gesagt, aber die Nürnberger hängen keinen bevor sie ihn haben, und wo war die Vase? —

\* \* \*

Anna Möller war nicht schön, der Geschmack ist ja so verschieden, aber ich glaube, sie hatte noch niemals einen Verehrer gefunden. Von Gestalt war sie groß und knochig, und im übrigen schien sie eine Komposition in rot. Das merkwürdig unsymmetrische Gesicht, Hände, Arme, alles himbeerfarbig. Ihr spärliches, zum Kraus werden neigendes Haar mochte einem poetischen Gemüt „lobernder Flammenglut“ vergleichbar erscheinen, die Vorsflether nannten's kurzweg auch rot. Das war kränkend und auch nicht richtig, aber sie hatten nun einmal keine Manieren. — Besagte Anna Möller kniete thränenden Auges in der Vorsflether Müllgrube. Es thut mir leid das erwähnen zu müssen, aber es gehört unbedingt zur Entwicklung meiner Geschichte. Mit beiden Händen wühlte sie krampfhaft zwischen Asche, halben Eierschalen, vertrockneten Blumen und ähnlichen Dingen umher, und dabei schluchzte sie zum Erbar-

men. Es war aber auch ein hartes Los, was sie betroffen hatte, und das sie sogar veranlaßte Monologe zu halten, wie die Heldin eines Trauerspiels.

„Verfluchte Minschen,“ jammerte sie, „um son' ol Putt, de Lut wår all aff und twei wår he od all.“

Dabei strömten ihr die Thränen wie Gießbäche über die Wangen, und ab und zu, wenn sie das gelbrote widerspenstige Haar aus der Stirn strich, streute sie sich gar Asche aufs Haupt, nach dem Beispiel der Klageweiber im Alten Testament. Zuweilen übermannte sie aber auch ein ehrlicher Zorn über die Ungebühr der Vorsflether Behandlung und dann ergriff sie einen zerbrochenen Topfbedel, eine Glascherbe oder was ihr sonst gerade in die Hand kam und schleuderte es weit von sich in gerechter Entrüstung. Natürlich suchte Anna Möller die Vase, weshalb soll ich noch länger verschweigen, was doch jedermann weiß. Nach Verlauf einiger Stunden, nachdem bei Herrn Baggesen die Wogen des ersten heftigsten Schmerzes weniger hoch gingen, und sein Zorn einer sanften Melancholie und einer weiseren Überlegung Platz gemacht hatte, erinnerte er sich vorhin im Korridor auf das neue Mädchen gestoßen zu sein. Sofort war es für ihn auch unumstößliche Gewißheit, daß dieses mit dem Verschwinden der Wedgwoodvase in Zusammenhang stand. Anna Möller mußte also herbei. Schuldbeladen und verlegen lächelnd erschien sie vor dem gestrengen Herrn Baggesen, fest entschlossen alles zu leugnen, aber was sind Vorsätze, was sind menschliche Entschlüsse! Dem Kreuzverhör, dem der zungengewandte Herr Baggesen und die wahrhaftig nicht auf den Mund gefallene Haushälterin nun Anna Möller unterwarfen, war diese Unschuld vom Lande nicht gewachsen. Sie begann gar bald zu stottern, sich in Widersprüche zu verwickeln und eins, zwei, drei hatte sie alles gestanden. — Ja, so dumm war sie gewesen, o hundertmal verwünschte sie ihre Schwäche, aber Reue kommt bekanntlich immer zu spät. — Als Anna Möller mit den zerbrochenen Tellern durch den Flur ging, sah sie auf dem Tisch den alten gesplissenen Guß stehen, und weil sie nun so unsichtig war und so ordnungsliebend, so nahm sie ihn auch gleich mit und warf ihn mit den übrigen Scherben in die Müllkühle. Daß das was Böses war, konnte Anna Möller doch auch wahrhaftig nicht wissen, denn sie hatte noch nicht bei Herrschaften gedient, die son' entzweies Kram aufbewahrten. Bloß weil son' Gewalt davon gemacht wurde, hatte sie Angst gekriegt und bis jetzt geschwiegen, aber nun wollte sie nur gleich hin und den Guß wieder holen, denn an den würde sich wohl niemand vergriffen haben, das glaubte sie sicher.

„Ja,“ sagte Herr Baggesen so hoffnungsfreudig, daß er sogar zu Schelten vergaß, „kommen Sie nur

gleich mit, vielleicht ist die Vase noch dort und noch ist nicht alles verloren."

Siligt schritten die beiden durch den Garten, wo sich am äußersten Ende, schamhaft hinter einer Holunderhecke verborgen, der Schutthausen befand. Aber wie weit Herr Baggesen seine scharfen Augen aufriß und wie sehr er auch Anna Möller anspornete ins Gebüsch und in alle Winkel zu spähen, es war nichts zu finden, so wenig hier wie im Korridor. Scherben, Asche — Moder und Verwesung überall, aber von Wedgwood keine Spur. Zweifelsohne mußte inzwischen irgend jemand neuen Unrat in die Grube geworfen haben, und nun lag die Vase verstreut wie die Perle im See. — — — — —

Büden ist ungesund und unbequem, Anna Möller fand das auch. Sie seufzte schwer, reckte sich und beschloß etwas umherzugehen, um wieder Leben in die eingeschlafenen Glieder zu bringen. Aber gerade als sie sich erheben wollte, erschien Herr Baggesen auf der Bildfläche, der eine Strohmatten und einen Spaten hinter sich herschleifend den Gartensteig hinunter kam. Unter diesen Umständen mußte Anna Möller natürlich das Programm ändern und die Erholungspause streichen.

Sie wandte sich also von neuem mit wahren Feuereifer ihrer unheimlichen Maulwurfsstätigkeit zu, und als Herr Baggesen nun vor ihr stand, da wühlte sie so emsig in der Asche herum, als wenn sie nie im Leben für eine andere Beschäftigung Interesse gefühlt hätte.

"Nun," fragte Herr Baggesen knurrend, "haben Sie noch immer nichts gefunden?"

Anna Möller wandte ihm einen kleinen Augenblick ihr rotes verweintes Angesicht zu, blickte ihm fest in die Augen und sagte dann kurz und frech:

"Ne!"

Das war empörend, aber Herr Baggesen wollte sich nicht mehr ärgern. Er warf die Matte an die Erde, kniete nieder und begann nun seinerseits mit dem Spaten den Erdhaufen nach der Vase zu durchsuchen. So lagen sich denn die beiden haßerfüllt gegenüber, die äußerlich weinende und innerlich schimpfende Anna Möller und der äußerlich scheltende und innerlich weinende Herr Baggesen, und es war eine wahre Erleichterung, daß der Schutthausen jedem von ihnen den Anblick des andern entzog. Nur ab und zu, wenn Herr Baggesen leidenschaftlich wurde und etwas zu finden glaubte, was sich natürlich nachher als trügerisch erwies, so schob sein Kopf eine Hand breit über den Kamm des Hügels empor, und dann bot sich Anna Möller Gelegenheit, die kleinen Intimitäten von Herrn Baggesens Frisur zu studieren. — "Borne Ponnies, hinten Platte," wie sie schadenfroh bemerkte. — — — — —

Unterdessen lustwandelten Dr. Bartels und Phöbe-Sophie im Garten.

Es war ein wundervoller Sommertag. Ein leiser Wind, der ja in unserer Gegend nie schläft und schweigt, flüsterte in den Kronen der Bäume. Überall auf den Rabatten blühten in bunten Farben Levkoien und erfüllten die Luft mit süßem Wohlgeruch. Phöbe und der Doktor schritten die breite Allee hinab, die den ganzen Garten durchquerte, und erst durch den Hofgraben ihren natürlichen Abschluß fand. Im Schatten eines riesigen Weißdornzauns stand hier eine alte, halbverfallene Steinbank, ein Lieblingsstuh von Phöbe-Sophie. Das Pärchen ließ sich auf der verwitterten Sandsteinplatte nieder und verlor sich gar bald in traumhaftes Sinnen. Vor ihnen lag das regungslose Wasser des Grabens, blank und schwarz, hier und dort nur bedeckt von gelbem moosartigen Kraut und dem feinen Gezweige des Hahnenfußes. Zierliche Grasmücken, die in den am Rande des Gewässers wuchernden Schilf und Waldkerbelstauden ihre Nester hatten, flogen zwitschernd hin und her und zwischen den Stämmen der alten Eschen hindurch schweiften der Blick hinaus auf das weite Feld. Selten nur wurde die endlose Ebene durch ein von Bäumen umgebenes Gehöft unterbrochen, aber am Horizonte schimmerten als kompakte rote Masse die eng aneinander liegenden Häuser von Berndorf.

Phöbe war es, die sich zuerst von dem Zauber der ihr lieben Landschaft losmachte, sie knüpfte das Stizzenbuch, dessen Bänder sie um den Gürtel ihres Kleides geschlungen hatte, ab und vertiefte sich mit dem Ernste des Schöpfers in die zahlreichen Zeichnungen. Auf fast jeder Seite fand man da Hühner, scharrende, krähende, mit den Flügeln schlagende, Hähne, Hennen mit Rücken, in jeder Altersstufe, einzeln, in Gruppen und in ganzen Scharen.

"Finden Sie nun wirklich, daß ich so talentlos bin, wie Vater immer sagt," fragte Phöbe-Sophie, und der Doktor versicherte natürlich aus vollster Überzeugung das Gegenteil.

"Betrachten Sie nur einmal diesen Hahn, ist der nicht wirklich recht gut getroffen, und wenn ich den Hintergrund ein bißchen ausführte, so hebt er sich noch besser."

"Der Hahn ist vortrefflich, es ist der rote mit dem Schopf. Sie sehen, ich erkenne ihn sogleich."

"Aber, wenn ich ihn so recht betrachte," meinte Phöbe kleinlaut, "mich dünkt, der Hahn ist zu lang."

Dr. Bartels setzte den Kneifer auf die Nase, nahm eine kritische Miene an und erklärte mit tiefstem Bedauern: "Entschieden, der Hahn ist zu lang, eine Linie nur, aber er ist zu lang."

Nun klappte aber Phöbe-Sophie das Buch zu. "Sie sind mir ein rechter Kritikus," sagte sie halb

lachend, halb ärgerlich. „Nichts sind Sie als das Echo meiner eigenen Meinung.“

„Sie müssen mir schon verzeihen, Fräulein Phöbe, ich war nicht bei der Sache, meine Gedanken beschäftigten sich mit dem leidigen Gesundheitszustand der hiesigen Bevölkerung.“

Phöbe-Sophie zog die Brauen hoch: „Darüber hörte ich noch nie eine Klage, mir scheint, wir leben in einer gesunden Gegend.“

„Ach ja, sie ist nur zu gesund! Wenn ich so einsam in meiner Studierstube sitze und niemand stört mich, die ganze Welt hat mich vergessen, wahrhaftig da wünsche ich nichts sehnlicher, als daß doch nur endlich mal jemand erkranken möchte, aber die Menschen sind zu robust hier, zu zähe.“ —

„Sie haben ein gutes Herz,“ höhnte Phöbe-Sophie und doch fühlte sie das innigste Mitleid. Ja, sie wäre selbst gar zu gern einmal krank geworden, so ein kleines bißchen, nur um dem Doktor eine Freude zu machen. Aber was hätte es auch genützt, Dr. Bartels wäre doch nicht gerufen worden, das wäre nicht passend gewesen. Auf Herrn Baggesen war in dieser Beziehung nicht zu rechnen, Phöbe kannte ihren Vater zu gut, der wurde aus Gefälligkeit nicht krank. Vielleicht eins der Mädchen, möglich, daß Anna Möller eine schwankende Gesundheit hatte. —

„Gewiß, es ist nicht der geeignete Moment, Fräulein Phöbe,“ unterbrach der Doktor ihren Gedankengang, „man hat ja ein bißchen Vermögen, viel ist's nun gerade nicht, aber einmal müssen die Patienten kommen. Der alte Herr Phylilus kann doch nicht ewig praktizieren, er sieht so wie so nicht mehr, was er verschreibt.“ —

Da trug der Wind plötzlich einen unheimlichen Klang herüber, einen unterdrückten, gräßlichen Schmerzensschrei.

Dr. Bartels hielt inne. „Was war das,“ fragte er gespannt, „weinte da nicht jemand?“

„Es wird ein Vogel sein, vielleicht ein Falke,“ meinte Phöbe-Sophie.

Sie war nämlich gerade sehr eifrig beschäftigt, die Bänder des Skizzenbuchs in eine Schleife zu knüpfen, in eine korrekte, eine geradezu ästhetische Schleife.

„Nein, nein,“ rief der Doktor, „das war etwas anderes, das war kein Falkenschrei.“

Dr. Bartels war ein großer, starker, sogar etwas zur Korpulenz neigender Mann, aber er konnte niemanden weinend wissen, das brachte ihn um seine Ruhe. Traf er irgend wo auf ein weinendes Weib, oder ein heulendes Kind, so suchte er es durch ein paar freundliche Worte oder ein Geldstück zu trösten, aus purer Selbstsucht, wie er stets hinzufügte.

Wieder erklang dieses unheimliche unterdrückte Schluchzen, dieses Mal noch lauter als zuvor.

Dr. Bartels sprang auf. — „Erst muß ich wissen, was das zu bedeuten hat, diese Töne fallen mir auf die Nerven.“

Er bahnte sich einen Weg durch die schmalen halbverwachsenen Gänge dieses Gartenteiles, und was blieb Phöbe-Sophie anderes übrig, sie ging hinterdrein. Wie die Kinder im Märchen dem Klange der verborgenen Glocke, so folgten der Doktor und Phöbe den sich regelmäßig wiederholenden Seufzerlauten. Und gar zu lange währte es auch nicht, da waren sie an jenem geheimnisvollen, weltentrückten Orte angelangt, wo Herr Baggesen und Anna Möller, am Busen der Natur lagernd, in der Asche trachten.

Von innigstem Mitleid mit sich selbst erfüllt, hatte Anna Möller es auf die Dauer nicht über sich vermocht ihre Klagelaute zu unterdrücken, und Herr Baggesen, herzlos, wie er nun einmal war, hatte sich in dünnen Worten das „Gewinsel“ verboten. Das hätte Herr Baggesen nicht thun sollen, denn nun weinte Anna Möller nicht mehr, sie hatte zu viel Gemüt, um jetzt noch Thränen zu finden, nein, dumpfe, markerschütternde Seufzer sandte sie in die Luft, so daß Herr Baggesen schon mehr als einmal die Absicht gehabt hatte, seinerseits das Suchen aufzugeben. Edle, temperamentvolle Naturen sind nun meist von Stimmungen abhängig, und so war es bekanntlich auch bei Anna Möller. Gerade in diesem Augenblicke wandelte sich ihre Trauer nun wieder in Zorn und Weltverachtung, sie ergriff daher die schön zurechtgelegte Scherbe eines Bratentellers und schleuderte sie von sich, um ihrem geprehten Herzen durch diese physische Anstrengung Erleichterung zu schaffen.

Wie es nun geschah, Anna Möller selbst vermochte auf spätere Anfragen keine befriedigende Auskunft zu geben, der plötzliche Anblick des Doktors mußte wohl ihre Kraft gelähmt und den Flug des Geschosses gehemmt haben. Genug, die Scherbe senkte sich zu früh und fiel klatschend hernieder auf Herrn Baggesens Haupt.

Wie von einer Ratter gestochen fuhr Herr Baggesen empor. — „Was,“ schrie er, „was unterstehen Sie sich, Sie entsetzliches Mädchen. Sie werfen nach mir mit Scherben!“

Trohend, an allen Gliedern bebend, stürzte er auf die so schwer vom Schicksal betroffene Anna Möller los, und ich glaube, er hätte sich wirklich thätlich an dem unschuldigen Mädchen vergriffen, wenn nicht plötzlich Laute an sein Ohr gedrungen wären, Laute, die ihn für den Augenblick allen Rachedurst vergessen ließen.

Dr. Bartels lachte, er hatte die Arme in die Seite gestemmt und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.







Als er die Hausthür öffnete und hinaustreten wollte, stand ganz plötzlich, unerwartet, und feucht wie eine Meerfrau, Herr Meyer vor ihm. Herr Meyer war eigentlich gar nicht so hübsch, er hatte so sehr viel Sommersprossen, dem Dr. Bartels aber erschien er in diesem Augenblick lieblich wie ein Engel.

„Wilhelm,“ rief er ganz vergnügt, „alter Junge, wo kommst du her? Wo in aller Welt steckst du eigentlich immer, und weshalb läßt du dich gar nicht einmal bei mir blicken?“ —

Herr Meyer kniff das rechte Auge zu, das linke hatte er leider nie an solche Sololeistung gewöhnen können — er schoß auch links — spähte vorsichtig nach beiden Seiten und sagte dann im Tone des tiefsten Vorwurfs: „Mensch, Doktor, was machst du eigentlich für dumme Sachen? Man getraut sich ja kaum noch mit dir zu reden, es kann einen um Amt und Würden bringen. Genaues weiß ich freilich nicht, denn Anna Möller, Eure einzige Mitwifferin, orakelt nur in geheimnisvollen Wendungen. Sie hat am Freitag Morgen einen Fußfall vor Herrn Baggesen gethan und darf nun bedingungsweise bleiben bis November, vorausgesetzt, daß sie schweigt wie das Grab. Aber Herr Baggesen hat Andeutungen gemacht, „Andeutungen“, und dabei schüttelte Herr Meyer ganz schaurig mit dem Kopf, „die Haare würden sich mir sträuben, wenn ich noch welche hätte. O, Doktor, Doktor, wie dumm bist du gewesen. Fräulein Phöbe —“

„Davon schweige,“ rief Dr. Bartels erbost.

„Hast du verloren,“ ergänzte Herr Meyer kaltblütig. „Herrn Baggesens Hochachtung hast du eingebüßt und um deine Praxis kümmerst du dich nicht, es ist wirklich Zeit, daß man dir mal eine Moralpauke hält.“

„Ich habe keine Praxis,“ seufzte Dr. Bartels dumpf, die Leute hier bekommen nicht mal das Fieber, und hausieren kann ich doch nicht mit meiner Weisheit.“

„Nein, wenn du im Wirtshaus sitzt und Grog trinkst oder Bier mit Rümmel, dann allerdings, dann treffen die Patienten dich nicht zu Hause und fahren weiter zum Physikus. Ich selbst habe vor einer Stunde hören müssen, wie dem Berndorfer Kutscher in deiner Wohnung der Bescheid wurde: „Dr. Bartels ist nicht hier, der wird wohl auf Vorsleth sein, da wartet er auf Herrn Meyer.““

„Den Donner auch,“ rief der Doktor, „das wird mir denn doch zu arg.“ Damit schob er den langen schmächtigen Herrn Meyer beiseite, sprang die drei Treppenstufen auf einmal hinunter und befahl dem Hausknecht anzuspannen.

„Das ist nun dummes Zeug,“ meinte Herr Meyer ärgerlich, „ein Glas Bier kannst du immerhin noch

mit mir trinken, dein Patient ist nun doch über alle Berge.“

Aber der Doktor war nicht zu bewegen.

„Mann,“ rief er, „Meyer, du weißt nicht, was du redest. Zu mir kommt ein Patient, ein wirklicher Patient, und den sollte ich so leichten Kaufes laufen lassen? Da kennst du mich schlecht.“

„Aber einen Cognac mußt du wenigstens noch nehmen, dazu hast du Zeit,“ und Herr Meyer eilte in die Gaststube, um die Stärkung zu holen.

Als er aber mit seinen beiden Schnäpfen wieder herauskam, fuhr Dr. Bartels gerade um die Ecke, und Herr Meyer hatte das Nachsehen.

„Wenn die Leute geschäftseifrig werden, bekommt die Freundschaft einen Knackz,“ meinte er tiefsinnig und trank den ersten Cognac, „und wenn sie heiraten, dann geht sie ganz in die Brüche. Wohl bekomm's, Meyer!“ Und damit trank er den zweiten. —

Der kleine Gaul war nach dem langen Stehen zum Laufen aufgelegt, er griff wacker aus, und das Wägelchen flog schnell über den aufgeweichten Boden hin. Leider hatte der Doktor nur wenig Zeit auf den Weg zu achten, so ging es häufig genug mitten durch große Pfützen hindurch, daß das schmutzige Wasser hoch aufspritzte und in schweren Tropfen an Fuhrwerk und Schuhleder hängen blieb. Unterwegs war ihm nämlich der quälende Gedanke gekommen, wen Herr Meyer denn nun eigentlich mit dem „Berndorfer Kutscher“ gemeint hatte.

Es gab zwei Berndorf. Neu-Berndorf, das größere Gut, gehörte dem Oekonomierat Petersen, während Alt-Berndorf, eigentlich nur ein Landstz, von der verwitweten Landrätin Krogh bewohnt ward. Der Oekonomierat Petersen war reich, die Landrätin von Adel, zu den angesehensten Persönlichkeiten gehörten beide. Wenn er bei einer von diesen Familien Hausarzt werden könnte, dann war schon viel gewonnen, und welch ein Relief mußte ihm das auch bei Herrn Baggesen geben. Warum sollte denn überhaupt schon alles verloren sein, vielleicht war ja auch der Physikus nicht zu Hause angetroffen worden. Dr. Bartels ward wieder ganz hoffnungsfreudig, er gab dem Pferde einen leichten Peitschenschlag, und die Fahrt ging mit verschärfter Eile weiter, an grünen Wiesen und wogenden Getreidefeldern vorüber, den Berndorfer Häusern entgegen. Durch die graue neblige Luft schimmerten sie schon in der Ferne in mattem verwaschenen Rot. —

Armer Doktor, als er das in nächster Nähe der Landstraße gelegene Neu-Berndorf erreichte, kamen die beiden mageren Schimmel des Physikus schon wieder die kurze Allee heraufgetrabt, die das Herrenhaus mit dem Landwege verband. Zu spät! Mit schwerem Seufzer begrub der Doktor auch den letzten Hoffnungsschimmer.



„Morgen, Herr Kollege!“ —

„Guten Morgen, Herr Physikus, der Oekonomierat ist doch nicht krank?“ —

„O nein, das nicht, der alte Oberknecht Jens hat sich mit der Sense in den Fuß geschnitten. Nicht weiter gefährlich, aber merkwürdig großer Blutverlust. Na, ich habe die Wunde vernähen können und in ein paar Tagen wird der Mann ja wohl wieder gehen. Hat ordentliches Wundfieber, der alte Knabe. Wünsche guten Morgen, Herr Kollege!“ —

„Guten Morgen, Herr Physikus.“ —

Zimmerhin ein Trost, es war wenigstens nicht der Oekonomierat selber.

Gleich wieder nach Hause zurück mochte Dr. Bartels nun nicht, und so beschloß er denn vollends ins Dorf zu fahren. Ubrigens schien der Regen nachlassen zu wollen, aber wer hätte nach so viel getäuschten Hoffnungen noch Mut gehabt, sich neuen Illusionen hinzugeben!

Raum eine halbe Stunde später hielt Dr. Bartels in der Einfahrt des Kruges, und die dicke Wirtin, Frau Selma Behrens, stellte zu seiner Bequemlichkeit in höchst eigener Person die grün gestrichene Trittleiter an den Wagen. Eine Aufmerksamkeit, für die ihr, nebenbei bemerkt, der Doktor nur wenig Dank wußte.

„Nein, der Herr Dr. Bartels,“ rief Frau Selma einmal über das andere, immer hab ich schon gedacht, ob Sie mir denn nicht auch mal die Ehre geben würden. Womit darf ich dem Herrn Doktor dienen?“ —

„Nun, ich kann wohl ein Glas Bier bekommen, nicht wahr, ich habe nämlich mächtigen Durst.“

„Alles können Herr Doktor haben, alles,“ damit riß sie die Thür auf und komplimentierte ihn in die Gaststube.

Ein geräumiges, niedriges Zimmer, ein Geruch von Lack und Ölfarbe, mit Wachstuch überzogene Tische und an den geschlossenen Fenstern summende Fliegen.

Dr. Bartels nahm an einem der Tische Platz, während die Wirtin vom Büffetschrank ein Seidel losbrach, es war nämlich an der frisch gestrichenen Vortplatte festgeklebt. Sie holte aus der unteren Schrankhälfte eine Flasche Bier hervor und kredenzte beides mit triumphierender Miene.

„Nun sollen Sie aber mal ein Bier trinken, jede Woche frisch aus der Brauerei. Unser Rektor sagt, solchen ‚Stoff‘ giebt’s in der ganzen Gegend nicht, neulich hat er zehn Flaschen getrunken und acht Schnäpse, da wackelte er aber auch ordentlich ein bißchen.“

Dr. Bartels that einen tiefen Zug aus dem leider nicht ganz einwandfreien Glase und sprach einige anerkennende Worte. Du lieber Gott, er durfte es mit niemandem verderben, nicht einmal mit einer Krugwirtin.

Ein kleiner Engel flog schüchtern durchs Zimmer, und Selma griff begierig nach dem bekannten Thema.

„Gewiß hat Herr Doktor Patienten besucht,“ fragte sie teilnehmend.

Nun hatte Dr. Bartels sich aber ganz fest vorgenommen, nie und unter keinen Umständen wieder zu lügen. Er sagte deshalb nur: „Des Oekonomierats Oberknecht hat sich mit der Sense in den Fuß geschnitten.“ —

„Aee auch doch, der alte Jens, das thut mir aber leid. Ist es denn schlimm geworden?“

„Nun, es hat nichts weiter zu bedeuten. Starker Blutverlust und etwas Fieber, aber jetzt ist die Wunde vernäht und in einigen Tagen wird der Mann wohl wieder auf den Beinen sein.“

„Was ’n Glück, daß es noch so abgelaufen ist. Mein Gott, mit ’ne Sense! Ja, wie leicht man zu was kommen kann, und denn sag’ ich immer man gleich zu ’n Doktor, eh’ es ganz schlimm wird.“ —

Entschieden mußte ein anderes weniger gefährliches Gespräch aufs Tapet gebracht werden. Dr. Bartels fragte also, ob er etwas zu essen bekommen könne.

„Gewiß kann Herr Doktor essen, wir haben ja alles. Ganz wie in ein erstes Restaurant, sagt Herr Rektor immer.“

„Ich habe aber nicht viel Zeit, es muß etwas sein, was schnell bereitet ist. Kann ich vielleicht ein Schnitzel bekommen?“ —

„Schnitzel? Gewiß kann Herr Doktor Schnitzel haben,“ und damit rannte Selma Behrens in die Küche.

„Male!!“ —

Aus der Unterwelt des Kellers tauchte ein ungewöhnlich zierlicher Kopf, auf ungewöhnlich kräftigen Schultern empor.

„Watt?“ —

„N’ Schnitzel, Male.“

„Schnitzel, watt’s datt?“

„Wet’ id’t, kiel nah in’t Bot.“

Male kletterte schwerfällig auf einen Stuhl und langte vom Küchenschrank ein Kochbuch herunter. Dann feuchtete sie bedächtig den Zeigefinger an und suchte im Register nach.

„Ja, hier steht ‚Snitzel,‘ Seite 471.“ —

„Kalbfleisch,“ las Male. „Kalbssteak, — mit Ei, Zitronenscheiben und Gurken.“

„Mit watt?“

„Ja, hier steht!“

„I gitt! Ei mit Gurken und Zitronen, wer mag dat woll.“

Nun war es auch eine Dummheit von Dr. Bartels, in einem Landstrug Wiener Schnitzel zu bestellen. Das hätte er sich eigentlich selbst sagen kön-







„Ich meine nur, wie Sie in den Besitz dieser Wase gekommen sind, die habe ich nämlich entschieden schon an einem andern Orte gesehen.“

„De ol twee Putt, dat 's mien Putt, dat heff id immer mien Medizin-Depel in.“

„Sie scheinen den Wert des Gefäßes nicht zu kennen. Es ist Wedgwood und zwar ein kostbares Stück, eins der ersten Fabrikate des berühmten Töpfers, und zudem stammt es aus dem Privatbesitz Napoleons I.“

„Dolt' Se anner Lüt ton Narrn, glöwt Se doch nich, dat s'ic 'n arm ol franke Witwe veralbern lett.“

„Ich scherze durchaus nicht, ich fordere Sie allen Ernstes auf, mir zu sagen, wie Sie in den Besitz dieser Wase kommen.“

„Mien Gott,“ rief die Alte zornig, „id heff se funnen.“

„Aha, gefunden!“

„Ja, dat heff id. Als id verleh'n Woch op Vorsklet wår, schmeet id dat Stroh, wo id de Schwien mit inrewen hatt, in de Aschkühl, und dar leg de ol twee Putt mang anner Scherben. Herr Baggesen is 'n riefen Mann, und id bin man ne arme verlassene Witwe, wat Herr Baggesen wegschmitt, dat is för mi noch to brulen. Id heff dat Ding instalen und mitnahmen. — So, nun weten Se 't ganz genau, und wenn Se 't to Herrn Baggesen fengen wöt, denn lönt Se dat mientwegen gern dohn, id heff mi dar nir böses bi dacht.“

Dem Doktor war jezt alles klar.

„Sie haben recht, Frau Rottmann,“ sagte er begütigend, „es trifft Sie keine Schuld. Allerdings wäre es besser gewesen, wenn Sie die Wase liegen gelassen hätten, es wäre Herrn Baggesen und manchen andern Leuten viel Ärger dadurch erspart. — Ich muß jezt gehen. Die Medizin schide ich Ihnen durch einen Boten, und in einigen Tagen komme ich wieder heraus, um nach Ihnen zu sehen. Bis dahin bleiben Sie nur ruhig im Bett. Adieu!“

Damit ging er, und die Wase nahm er mit.

„Mien Depel,“ schrie die Alte, „mien Putt! De Minsch hett mien Depel mitnahmen!“ aber der Doktor hörte sie nicht mehr.

„Son' Mann,“ sagte sie giftig, „dat will sein sien, dat will gebildet sien und nimmt anner Lüt ehr Depel und anner Lüt ehr Putt. Dat will studeert herween, dat will klof sien, und tripulert 'n arme franke ol Witwe. — Dat 's mi 'n richtigen Doktor, dat' 's je mehr 'n Räuber!“

Ehe die Alte sich noch notdürftig beruhigt hatte, war Dr. Bartels schon längst auf der Landstraße, und der Gaul mußte wieder laufen, was das Zeug hielt. Der junge Arzt war voller Freude und Siegeszuversicht. Aber einen Schlachtplan brauchte er

nicht lange nachzusinnen, er fuhr geradeswegs nach Vorsklet und legte den verloren geglaubten Schatz in Herrn Baggesens Arme. Das Glück weckt alle guten Triebfedern in uns Menschen, Herr Baggesen mußte schon ein Herz von Stein haben, wenn solch unerwartete Freude ihn nicht weich und versöhnlich stimmen sollte. Dr. Bartels wollte diesen günstigen Augenblick benutzen, er würde das Eisen schmieden, so lange es noch warm war, und wer wußte, was an diesem Tage noch alles geschehen konnte.

Da erschreckte der Gaul vor einem auffliegenden Vogel, der Wagen fuhr mit heftigem Ruck über einen Stein, und die Gegenwart siegte über die Zukunft, das heißt, der Doktor mußte seine Aufmerksamkeit wieder auf das Gefährt richten.

Was war denn das, — wirklich, es regnete nicht mehr. Vor ihm am Himmel spannte sich ein wundervoller Regenbogen, und als er den Blick zurückwandte, da lagen die Berndorfer Häuser gebadet in goldenem Sonnenlicht. Gewiß, das mußte ein gutes Zeichen sein!

Auch Herrn Baggesen hatte der langentbehrte Sonnenschein hinausgetrieben. Eine ganze Weile spazierte er auf den sorgfältig chauffierten Gartensteigen umher und sog mit Wohlbehagen die feuchte warme Luft ein. Die Vorklets waren zwar noch blank und naß vom Regen, aber hie und da hob sich schon ein Blatt, eine Blüte, und überall schlüpfen jubelnd und zwitschernd die kleinen gefiederten Sänger aus ihren Verstecken hervor, froh der lästigen Gefangenschaft entrinnen zu können.

An der von Clematis überwucherten Front des Herrenhauses stand eine gelbladierte Bank, flankiert von kugelrunden Lorbeerbäumen, und hier beschloß Herr Baggesen zu rasten. Diese Bank war ein großartiges Produkt der Civilisation, denn ihre Rücklehne konnte durch bloße Körperbewegung des darauf Sitzenden gerade, schräg und noch schräger gestellt werden. Herr Baggesen wählte die goldene Mittelstraße, er zündete sich mit der Sorgfalt des Kenners eine seiner wunderbaren Cigaretten an und blies mit Behagen blaue Wölkchen in die Lüfte.

Da schlug der Klang der Gitterpforte an sein Ohr, die den Wirtschaftshof vom Garten trennte, und über alle Maßen war sein Staunen, als er den ausgewiesenen Dr. Bartels frohgesinnt und wohlgenut daher kommen sah. Im Grunde genommen konnte ja Herr Baggesen den Doktor sehr gut leiden, und sein Zorn verrauchte auch eben so schnell, wie er kam, aber daß dieser Mann über ihn gelacht hatte, das konnte er ihm denn doch nicht so leicht vergeben. Jedenfalls kam Dr. Bartels um noch einmal um Verzeihung zu bitten und der Wahrheit

die Ehre, er spielte sehr gut Schach, dieser Gedanke stimmte Herrn Baggesen entschieden verträglicher, wenn er recht reumütig war, so ließ sich die Sache ja überlegen.

„Guten Tag, Herr Baggesen!“ Der junge Arzt küßte den Hut, höflich aber nicht gerade mit der Miene eines Bittstellers. „Vielleicht wundern Sie sich, daß ich Ihren Grund und Boden schon wieder betrete; offen gestanden, ich hatte Ihren Besuch erwartet, leider vergebens. Da ich Ihnen nun aber eine Mitteilung zu machen habe, so beschloß ich den ersten Schritt zu thun und Sie aufzusuchen, ich bin ja auch der jüngere. Sie gestatten?“, und damit nahm er Platz an Herrn Baggesens grüner Seite.

Die Bank mußte nicht wie ihr geschah. Einen Augenblick war sie unentschlossen, wem sie denn nun eigentlich gehorchen sollte, denn Herr Baggesen saß auf senkrecht, während der Doktor energisch eine schräge Stellung der Lehne verlangte. Und es geht ungerecht zu auf der Welt, Dr. Bartels setzte seinen Willen durch, weil er größer war und schwerer als Herr Baggesen.

„Verzeihen Sie mir —“

„Diese Sprache dürfte wohl eher am Plage sein,“ murzte Herr Baggesen verdrießlich.

„—, daß ich in so durchnäster, beschmutzter Kleidung zu Ihnen dringe,“ fuhr der Doktor unbeirrt fort. „Wenn man aber den ganzen Tag auf der Landstraße ist, so kann man mit dem besten Willen nicht salonfähig bleiben.“ —

„Wohl Krankenvisiten gemacht?“, fragte Herr Baggesen „beiseite,“ wie es in der Bühnensprache heißt, er kannte des Doktors Achillesverse.

„Ach, ja,“ seufzte Dr. Bartels, „man hat seine Last mit den Patienten. Ich war in Berndorf.“

„Bei Rottmann'sche,“ fügte Herr Baggesen hinzu, „ich weiß, die alte Heze ist krank.“

„Auch dort,“ meinte der Doktor zerstreut, „aber ehe ich es vergesse, ich soll Ihnen Grüße bringen von der Landrätin von Krogh. Sie läßt um die Adresse des Tischlers bitten, der Ihre Boule-Kommode reparierte, — sie ist recht krank, die arme Baronin.“

„Waren Sie denn bei ihr?“

„Es war recht fatal, sie mußte mehrmals vergebens schicken, der Bote traf mich nicht an.“

„Nun, wenn die Krogh sich von Ihnen behandeln läßt, da gratuliere ich, dann folgen die andern auch. Der machen sie alles nach, das lenne ich.“

„Zu wünschen wär's. Bei der Witwe Rottmann war ich bei der Gelegenheit auch, und sie hat mir etwas für Sie mitgegeben — ich glaube doch, ich habe es bei mir.“

Damit zog der Doktor ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen aus der Tasche seines Über-

rocks. „Sehen Sie sich das Ding einmal an, ich denke, es wird Sie interessieren.“

Mit spitzen Fingern nahm Herr Baggesen das Paket entgegen, mißmutig, widerwillig, er hatte nicht viel Zutrauen zu in Zeitungspapier gewickelten Gegenständen.

Nicht ohne deutlich zur Schau getragenes Unbehagen nestelte er die Hülle ab und der Doktor erhielt die Herrschaft über die Bank ohne Nebenregierung, denn Herr Baggesen war aufgesprungen.

Raum traute er seinen Augen. War das nicht seine Base, seine kostbare Wedgwoodvase aus dem Privatbesitz des großen Korfen? Am Rande war noch ein weiteres Stückchen abgebrockelt, sonst aber war sie bis auf den alten Riß heil und unversehrt.

„Doktor,“ rief Herr Baggesen wonnestrahlend; „Sie sind ja ein Teufelskerl, ein wahrer Taufensassa! Geben Sie mir die Hand, wir wollen wieder Freunde werden, und nun sagen Sie mir im Ernst, wo Sie das Ding aufgefunden haben.“

Lachend schüttelte der junge Arzt Herrn Baggesens dargebotene Rechte und begann dann ausführlich von den Ereignissen des Tages zu berichten, auch Selma Behrens Butterbrot-Honorar, vergaß er nicht zu erwähnen.

„Die Geschichte ist nicht schlecht,“ meinte Herr Baggesen, „das muß ich Phöbe-Sophie erzählen.“ Damit wandte er sich um und ging ins Haus, in der Erwartung, der Doktor würde ihm folgen. Aber Dr. Bartels blieb draußen, denn er hatte eben im Garten Phöbe-Sophiens lichtgelleidete Gestalt bemerkt. Träumerisch stand sie vor einem Rosenstrauch, und jetzt beugte sie sich nieder und versenkte das Näschchen in eine der großen regenfeuchten Blumen. —

„Doktor,“ rief Herr Baggesen, „wo bleiben Sie denn?“ Aber der junge Arzt war nicht mehr bei ihm. Nun, Sorgen machte er sich deshalb nicht, Dr. Bartels war ja alt genug, sich selbst zu beschützen.

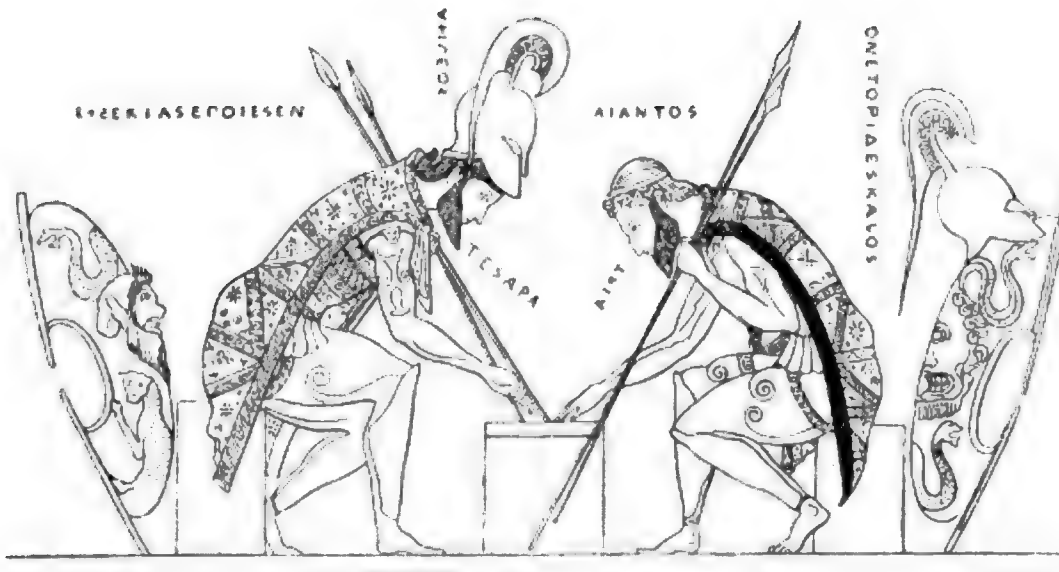
In seinem Zimmer angelangt, schloß Herr Baggesen flugs das Kokospindchen auf und begann eifrig den Inhalt auszutramen. Als die Base verschwand, mußte er natürlich eine ganz neue harmonische Aufstellung der vielen kleinen Kostbarkeiten erfinden, und nun sie wieder da war, mußte doch die alte Ordnung wieder hergestellt werden.

Geraume Zeit mochte schon verstrichen sein, denn Herr Baggesen war beinahe mit dem Einräumen fertig, als Phöbe-Sophie und der Doktor durch die Gartenthür ins Zimmer traten. Phöbes Wangen glühten um die Wette mit den Rosen, die sie am Gürtel trug.

„Endlich,“ rief Herr Baggesen heiter, „Sie waren ja wie verschwunden, Doktor, aber Phöbe haben Sie gut zu finden gewußt. Hat wohl wieder bei den Hühnern gefressen, meine Kleine, gleich beim ersten Sonnenstrahl.“







Griechisches Vasenbild: Aias und Odysseus beim Brettspiel.

## Brettspiele der Römer.

Von Dr. Max Ihm.

Rachdruck verboten.

Der Forscher, welcher sich ein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben, von dem Charakter und den Sitten eines Volkes machen will, darf sich nicht lediglich auf die schriftstellerischen Zeugnisse stützen, sondern muß alle Denkmäler, die das Volk hinterlassen hat, auch die unscheinbarsten, zu Rate ziehen; er darf sich ferner nicht darauf beschränken, das Volk in den verschiedenen Zweigen seiner Berufsthätigkeit zu verfolgen, sondern muß auch den Spielen und Belustigungen, mit denen es von den Jahren der Kindheit an bis zum Greisenalter die Mußestunden hinbringt, seine Aufmerksamkeit schenken. Denn da wo die Arbeit aufhört, äußert sich die freie Neigung des einzelnen ungezwungen, die in der zu einer gewissen Gleichmäßigkeit zwingenden Berufsthätigkeit nicht völlig zum Ausdruck kommt.

Weniger als die von Natur mit heiterem Sinn und leichter Phantasie begabten Griechen waren die Römer, deren würdevolle Haltung und Bewegung (gravitas) ja sprichwörtlich geworden ist und noch fortlebt, zu Spiel und Lustigkeit geneigt, wie denn auch ihr berühmtester Redner den klassischen Ausspruch gethan hat, tanzen könne nur jemand, der entweder verrückt oder betrunken sei. Doch hat es auch in Italien an vollstimmlichen Scherzen und Spielen aller Art nicht gefehlt, denen sich allerdings die gebildeten Kreise mehr oder weniger verschlossen haben. Besonders im Würfels- und dem damit verbundenen Brettspiel zeigten die Römer großen Eifer und gaben darin den anderen Nationen, Assyriern, Ägyptern, Griechen nichts nach. Als Kardspiel war das Würfelspiel in Rom schon in

frühester Zeit verboten, und namentlich die Wirtshäuser, deren Ruf im Altertum überhaupt nicht der beste war, wurden zeitweise streng überwacht. Nur zur Karnevalszeit, an den lustigen Saturnalien, durfte ihm ungestraft gefrönt werden. Aber trotz aller gegen das Glücksspiel erlassenen Gesetze und Verordnungen war die Ausrottung natürlich unmöglich, und besonders in der Kaiserzeit pflegte am Schluß der Mahlzeiten, wenn das Pokulieren anging, der Würfelbecher munter zu kreisen, als beliebteste, wenn auch nicht immer harmlose Unterhaltung. Sogar die Kaiser selbst mit gutem Beispiel voran! Augustus spielte „Gleich und Ungleich“ leidenschaftlich gern, und Claudius liebte seine Würfel so sehr, daß sie ihn auf den Reisen begleiten mußten und ihn sogar begeisterten, ein Buch über die Würfelfkunst zu schreiben. So kann es denn gar nicht Wunder nehmen, wenn eine pompejanische Wandinschrift von einem Unbekannten meldet, er habe in alea (im Würfelspiel) eine ganz erkleckliche Summe gewonnen, und zwar sine fraude „ohne Betrug“. Auch das Christentum vermochte keine Abhilfe zu bringen, und es ist bezeichnend genug, daß eine der ältesten uns erhaltenen christlich-lateinischen Schriften, die fälschlich dem Cyprian zugeschrieben wird, das Laster des Würfelspiels behandelt (de aleatoribus). Und wie es der Arzt Galenus ernstlich rügt, daß viele Menschen stundenlang beim Glücksspiel sitzen können, ohne Kälte und Hitze, Hunger und Durst zu empfinden, und dadurch ihre Gesundheit schädigen, so wettert noch der Bischof Ambrosius gegen die zechenden Spielertkonventikel, wo ganze Vermögen den Be-

figer wechseln, das Publikum Bravo schreit und die Buchergeschäfte auf Kosten der Verlierenden blühen.

Aus der Zahl der in Rom üblichen Würfel- und Brettspiele, deren Mannigfaltigkeit der Dichter Ovid gelegentlich hervorhebt mit dem Bemerken, daß es dergleichen unzählige gebe, heben sich in der literarischen Überlieferung hauptsächlich zwei ab. Leider sind die Nachrichten für dieses ganze Gebiet sehr lückenhaft, und sich von dem Gange eines Spieles aus gelegentlichen Bemerkungen und Anspielungen bei Dichtern und Prosaiskern ein richtiges Bild zu machen, ist schwieriger, als man sich denken mag. Das eine Spiel, der ludus latrunculorum, ist eine Art Kriegs- und Belagerungsspiel und kann teils mit unserem Schach- teils mit unserem Damenspiel insofern verglichen werden, als wir erfahren, daß die durch die Farbe unterschiedenen Spielsteine (calculi), mit denen auf dem in eine bestimmte Anzahl Felder eingeteilten Spielbrett gezogen wurde, in

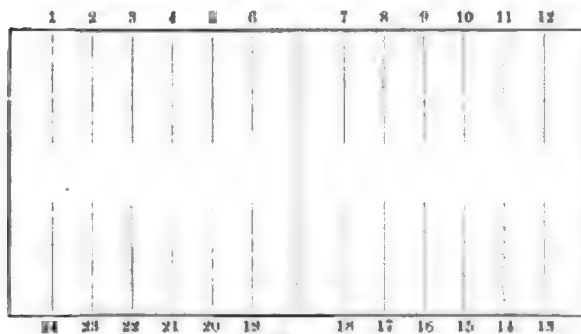


Fig. 1.

mandrae und latrones, Bauern und Offiziere, wie wir uns etwa ausdrücken würden, eingeteilt waren; daß sie sich teils in gerader Linie, teils springend fortbewegten, und daß die Aufgabe des Spielers darin bestand, die Steine des Gegners zu schlagen oder festzusetzen, bis eine Partei nicht mehr ziehen konnte, also matt war. Die Zahl der Felder kennen wir nicht, nur das scheint sich aus den Berichten der Alten zu ergeben, daß jeder Spieler über dreißig Figuren verfügte, eine ungewöhnlich große, mit dem Schachspiele nicht vereinbare Zahl. Je weniger Figuren der Sieger verloren hatte, um so größer war sein Ruhm. Das ist das wenige Sichere, was wir über das bei den Römern sehr beliebte Figurenspiel in Erfahrung bringen können.\*) Ludebat latrunculis heißt es von einem zum Tode verurteilten Römer, der mit der größten Seelenruhe am Spielbrett saß, als der Beamte das Gefängnis betrat, um ihn zur Richtstätte zu geleiten. „Er zählte seine Steine und rief seinem Genossen zu: „Daß du dich nur nicht nach meinem Tode brüwest,“ gesiegt zu haben.“

\*) Wenn der Gegenstand interessiert, der sei auf die eingehenden Erörterungen der Spiele der Alten bei Heug de Fouquieres hingewiesen, der eine ganz befriedigende Lösung des Problems gefunden zu haben glaubt (Les jeux des anciens. 2. Aufl. Paris 1873).

Und zum Wächter gewendet: „Du bist Zeuge, daß ich einen mehr habe.“

Das andere Spiel, der ludus duodecim scriptorum, d. h. Zwölflinienspiel, ist eine Kombination von Brett- und Würfelspiel. Hier geschah das Rücken der Steine nach Maßgabe des Wurfes auf einer mit zwölf Linien bezeichneten Tafel, welche, in der Mitte geteilt, 24 Orte ergaben. Sie muß also wie Fig. 1 ausgesehen haben.

Die Steine wanderten von dem ersten bis zum vierundzwanzigsten Ort in einer bestimmten Gefegmäßigkeit, dergestalt, daß ein gewandter Spieler den Nachteil eines schlechten Wurfes einigermaßen ausgleichen konnte. Jeder Spieler hatte 15 in der Farbe verschiedene Steine; die Schriftsteller sprechen von weißen und roten (oder schwarzen). Weiter wird berichtet, daß einige Linien mit Zahlen bezeichnet wurden, während andere besondere Namen führten (Summus, Antigonos, Divus), und daß es darauf ankam, auf einer Linie zwei oder mehr Steine zu haben, daß es zum Nachteil gereichte, wenn nur ein Stein auf einer Linie stand; endlich daß der Wurf 2, 6, 5 dem Spiele eine unglückliche Wendung geben konnte. Es wurden dabei also drei Würfel benutzt. Im Prinzip muß dieses Spiel unserem Puffspiel (Tridtrack) geglichen haben; darauf deutet die Zahl der Felder, die Zahl der Spielsteine u. a. hin, bloß daß wir jetzt in der Regel nur zwei Würfel benutzen. In dem im Kloster S. Lorenzo del Escorial bei Madrid aufbewahrten Schachlober Alfonsos X. (aus dem Ende des 13. Jahrhunderts), den Dr. A. von der Linde beschrieben hat, ist übrigens, wie beiläufig bemerkt sein soll, unter dem Namen la Bufa (man vergleiche unser „Puff“-Spiel) ein Brettspiel verzeichnet, bei dem drei Würfel zur Anwendung kamen.

Über zwei andere Spiele erfahren wir aus den literarischen Quellen nichts Näheres, wohl aber geben uns die Denkmäler einigen Aufschluß. Wer in Rom über das Forum wandelt und auch dem Fußboden einige Beachtung schenkt, wird häufig auf dem Pflaster oder den Stufen der Basilica Julia kreisförmige Figuren eingegraben finden von einer Gestalt wie Fig. 2, 3, 4.

Hier haben wir das Mühlespiel der römischen Straßenjungen vor uns und zwar die einfachste Art desselben, wenigstens was die Fig. 2 und 3 anlangt, die weitaus am häufigsten vorkommen. Hier kann jeder Spieler nur drei Steine gehabt haben; es galt, dieselben durch abwechselndes Setzen und nachheriges Rücken in eine der vier sich schneidenden geraden Linien zu bringen: ein Spiel, das, wie man sich durch einen Versuch überzeugen kann, keine große geistige Anstrengung erfordert und nur wenig Zeit in Anspruch nimmt. Das Los entscheidet, wer beginnen soll. Angenommen, die schwarzen Steine

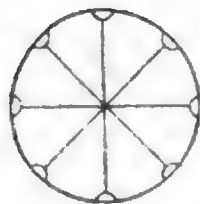


Fig. 2.

haben den Anzug, und der Spieler setzt beispielsweise bei A (Fig. 5), der zweite bei A', und dann werden umschichtig B, B', C, C' besetzt. Hierauf beginnt das Rücken. Wenn, wie auf

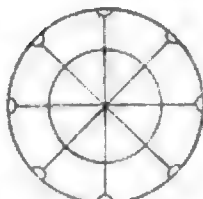


Fig. 3.

Mitte angebrachte Verzierungen oder Figuren (Kreise, Halbkreise, gewundene Linien, Sterne, Zweige, Blätter u. a. m.) in zwei Hälften abgeteilt sind, so daß also jede Seite  $3 \times 6 = 18$  Felder auf-

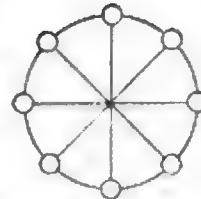


Fig. 4.

der Figur angedeutet ist, sechs Züge gethan sind, wird Schwarz beim siebenten Zug gewonnen haben, denn die Steine sind dann in eine Linie gebracht.

Figur 4 kann nur eine Erweiterung desselben Spieles sein, vorausgesetzt, daß der innere Kreis nicht bloß als Verzierung dient, sondern eine Bedeutung hat. Es müßten dabei  $2 \times 6$  Steine verwendet worden sein. Fügt man endlich noch einen dritten konzentrischen Kreis hinzu, so ergibt sich ein Schema, aus dem unsere Mühlenfigur (24 Orte und  $2 \times 9$  Spielsteine) erwachsen ist. Ich habe diese Figur (Fig. 6.) auf einer Steinplatte des Forums eingegraben gesehen, glaubte aber an ihrem antiken Ursprung zweifeln zu müssen.

Viel beliebter — auch in den Kreisen der Erwachsenen — muß ein anderes Brettspiel gewesen sein, dessen Schema wir zur Genüge aus einer großen Zahl erhaltener Steintafeln kennen. In Rom sind über sechzig gefunden worden, und es tauchen dort beständig neue auf, und zwar an Orten, wo man sie nicht so leicht vermutet — in den Kataomben. Hier haben diese Tafeln vielfach zum Verschluß der Gräber (loculi) gedient, und einige zeigen noch die christliche Grabchrift auf der einen Seite, während die Zeichen auf der anderen Seite an ihre weltlich-profane Bestimmung erinnern. Im übrigen Italien und in den Provinzen erscheinen sie seltener; einige wenige sind in Afrika (darunter eine, die aus einem ehemaligen Grabstein hergestellt ist!), einige auch in

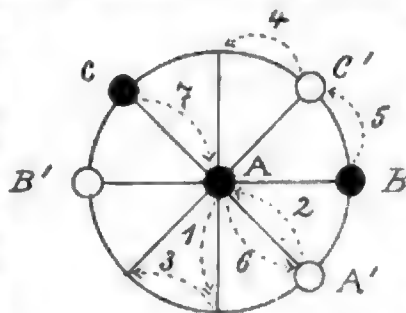


Fig. 5.

weist. Die Felder selbst werden durch verschiedenartige Zeichen dargestellt, durch Striche, kleine Kreise, Quadrate u. s. w., in der Mehrzahl der Fälle aber durch Buchstaben, in der Weise, daß man in der Regel sechs Worte zu sechs Buchstaben suchte, deren Zusammenfügung irgend einen, meist auf das Spiel bezüglichen, oft scherzhaften Sinnspruch ergab. Zum Beispiel: *idiotia recede, ludere nescis, da lusori locu (= locum), d. h. „Stümper entferne dich! Du kannst nicht spielen, mach' einem anderen Spieler Platz!“*, was auf der Tafel in freier deutscher Nachbildung wie Figur 8 ausfiel. Wer verlor, konnte auf der

Tafel gleich sein: *„Mensch, ärgere dich nicht!“* lesen (z. B. *irasci desine victus „hör' auf zu toben, wenn du besiegt bist“, domine frater ilaris semper ludere tabula „Herr Bruder, immer vergnügt spielen!“*); wer gewann, dem spendete, wenn gerade kein

müßiger Zuschauer zugegen war, wenigstens die Tafel Lob (*veloci lusori dicite laudes „dem flinken Spieler spendet Lobsprüche“*). Es mag oft genug während des Spiels oder am Schlusse desselben zu wörtlichen und handgreiflichen Auseinandersetzungen gekommen sein, wie es zwei Pompejanische Bilder, die einst die Wand einer Kneipe zierten, anschaulich darstellen. Auf dem ersten sehen wir zwei

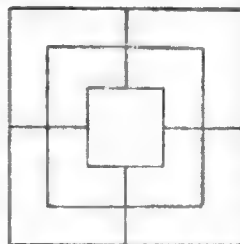


Fig. 6.

einander gegenüberstehende Männer; auf ihren Knien liegt das Spielbrett, auf dem eine Anzahl farbiger Spielsteine liegt. Der Mann zur Linken hält in der Rechten den Becher mit den Würfeln (siehe Fig. 10).

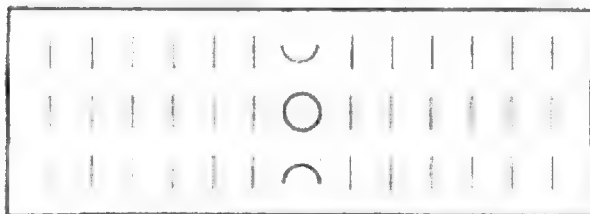


Fig. 7.

Trier ausgegraben worden. Das Schema der Tafeln (Fig. 7) ist folgendes: Jeder Strich bedeutet ein Feld. Im ganzen sind es 36 in drei Reihen geordnete Zeichen oder Felder, die durch irgendwelche in der

DUMMER ◡ WEICHE  
ZURÜCK ○ ANDERE  
ZIEHEN ◡ BESSER

Fig. 8.

Die über den Köpfen stehenden Inschriften zeigen den Beginn des Streites an, und auf dem anderen Bilde sind sie schon im Begriff, handgemein zu werden; aber der Wirt legt sich ins Mittel und fordert sie



# Das „Lübecker Wunderkind“.

Von Regine Busch.

Nachdruck verboten.

In einer Zeit, die so reich an Wunderkindern ist, wie die unsere, scheint es wohl interessant und angebracht, die Erinnerung an den Lübecker Wunderknaben Christian Heinelen aufzufrischen. Ist doch sein Name und sein Ruhm heute längst verschollen und vergessen, obgleich ein Zeitgenosse ihm in begeisterten Versen prophezeit hat:

„Die Nachwelt wird dich zwar mit ew'gem Schmuck umlauben,  
Doch auch nur kleinen Theils dein großes Wissen glauben,  
Das dem, der dich gekannt, selbst unbegreiflich war.“

Genaue Kunde von der Aufregung und Bewunderung, die das „Wunderkind“ während der kurzen Spanne seines Lebens bei der Mitwelt erregt hat, ist in ein paar alten Büchern auf uns Nachlebende gekommen.

In Hamburg erschien 1725 ein Band, welcher auf 314 Seiten, mit einem Anhang von 20 Seiten Trauergeichten, die Lebensbeschreibung des Wunderknaben enthielt, der kurz vorher im Alter von vier Jahren gestorben war. Verfaßt ist dieses Werk „auf vieles Verlangen von der Wahrheit beflissenen Feder seines weiland gewesenen Lehrers und Beförderers“. Im Jahre 1779 kam in Lübeck eine Umarbeitung dieses Buches heraus, die sich mit 227 Seiten Text begnügte und den Titel führte: „Leben, Thaten, Reisen und Tod eines sehr klugen und sehr artigen vierjährigen Kindes, Christian Heinrich Heinelen aus Lübeck.“

In diesem Jahrhundert hat ein Auszug aus diesen beiden unglaublich schwülstigen Büchern, unter dem Titel „der Wunderknabe“, einige Auflagen erlebt.

Wenn wir in folgendem das Wesentliche aus diesen Büchern herausgreifen, werden wir die auch heute noch lehrreiche Geschichte eines „Wunderkindes“ finden, und außerdem ein paar ganz interessante Einblicke thun in die Kultur und den Geschmack einer uns heute schon so fern und fremd anmutenden Zeit.

Am 6. Februar 1721 wurde Christian Heinrich Heinelen zu Lübeck geboren. Sein Vater war der Maler und „treffliche Konterfeier“ Paul Heinelen. Seine Mutter, Katharine Elisabeth, scheint auch Talent zum Malen und außerdem allerlei wissenschaftliche Interessen und viel Ehrgeiz gehabt zu haben, so daß ihrem Einflusse vielleicht zum Theil die absonderliche Veranlagung und Entwicklung ihres Sohnes Christian zuzuschreiben ist. Von des

Kleinen ältern Geschwistern lebte nur noch eine Schwester, die das „Wunderkind“ treulich geliebt und gepflegt zu haben scheint. Da die Mutter ihn nicht selbst nähren konnte, bekam Christian sofort eine Amme, die später von ihm so sehr geliebte Sophie, die ihn fast sein ganzes Leben lang genährt hat. Ihre Milch blieb seine Hauptnahrung bis wenige Wochen vor seinem Tode, denn unser Held hat nie heißen, lauen oder selbständig trinken gelernt, wie viele schwierige Begriffe und wunderbare Fähigkeiten er auch sonst erwarb!

Der erste Anlaß zur Entdeckung der besonders großen intellektuellen Begabung des Kindes soll folgender gewesen sein:

Im Hause von Christians Eltern lebte, „nur mit Privatistern beschäftigt“, ein schlesischer Edelmann, Herr von Schönaich, ein zwar vielseitig aber wenig gründlich gebildeter Mensch, dessen Überfluß an freier Zeit dem kleinen Christian teuer zu stehen kommen sollte. Als das Kindchen im Alter von 10 Monaten eines Abends auf dem Schoße der Amme spielte, amüsierte sich Schönaich damit, ihm die verschiedenen Figuren des großen Rachelofens zu zeigen:

„Das ist eine Raze — das ein Bär u. s. w.“

Zufällig wiederholte er am andern Abend das Spiel und wandte sich dabei fragend an das Kind:

„Wo ist die Raze? u. s. w.“

Zu seiner größten Verwunderung beantwortete der Kleine jede Frage richtig, indem er mit dem Fingerchen auf die betreffende Figur hinwies. Als er aber in den nächsten Tagen sogar die gehörten Worte nachsprechen lernte und jede Figur richtig benannte, war Schönaich überzeugt, daß diese Gaben systematisch ausgebildet werden müßten und veranlaßte die Eltern, ihm den Unterricht des Kleinen zu übertragen. Den lieben langen Tag verbrachte Schönaich nun damit, das Kind zu dressiren. Der Erfolg übertraf bald seine größten Erwartungen. Als Christian 1 Jahr alt wurde, konnte er alle biblischen Geschichten der fünf Bücher Moses der Reihe nach hersagen. Mit vierzehn Monaten mußte er den Inhalt des Neuen Testaments zu erzählen, so daß Schönaich seinem 15 Monate alten Schüler nun regelrechten Unterricht in der Weltgeschichte geben konnte.

Nach einem weiteren Jahre redete der Junge dann fließend über Assyrier, Phönizier, Perser, Grie-



chen und Römer, hatte die für die alte Geschichte erforderliche Geographie gelernt und verfügte zum Überfluß auch noch über 800 lateinische Vokabeln. Kein Wunder, daß er im Oktober 1723 recht krank wurde und acht Wochen zu Bett liegen mußte. Trotzdem brachte Schönaich es fertig, daß sein Schüler am 6. Februar 1724, als er sein drittes Lebensjahr vollendete, deutsch und lateinisch flüssig lesen konnte und den Lübecker Katechismus auswendig wußte. Der Lübecker Rektor v. Seelen besuchte das Wunderkind in dieser Zeit, und ein Bericht von ihm über die erstaunliche Gelehrsamkeit Christians hat sich erhalten. Wir heben daraus hervor als charakteristisch für den Wust von unnützen Kenntnissen, die damals schon in des armen Jungen Kopf angehäuft waren, daß er alle griechischen Kaiser der Reihe nach zu nennen, auch Constantinus Magnus genau von Constantinus Paläologus zu unterscheiden wußte, „und auf einer ihm vorgelegten Karte von Palästina die verschiedenen Gebiete der 12 Stämme ganz richtig angab.“

In dieser Zeit wurde auch die erste Schrift über das Kind gedruckt: „Wahrhaftige Begebenheit an einem beinahe 3jährigen Knaben zu Lübeck.“

Im Gegensatz zu anderweitigen Gerüchten, die in dieser Zeit der Hegenprozesse über das Wunderkind aufgetaucht waren, wird in dieser Schrift die Ansicht vertreten: „daß keinerlei magische Information im Spiele sei, sondern Gott diesem Kinde ein völliges Maß seiner Gnade und Gaben mitgeteilt habe.“ Nach einem Überblick über die erstaunliche Gelehrsamkeit des Kindes, behauptet der Verfasser ferner, daß das Kind zum Lernen sehr große Lust habe, fügt dann aber mit köstlicher Logik hinzu: „denn es wird ihm alles beigebracht auf eine sehr geschickte Manier: 1. mit gemalten Bildern, 2. mit viel Flatterien und Caressen, und 3. mit allerlei Geschenken an Puppenzeug, Feigen, Rosinen und Zuckerswerk!“ Dies wirft auch ein Licht auf Schönaichs Dressurmethode, der selbst immer behauptete, den Kleinen nie getrieben und gequält zu haben, „sondern so leicht ein Licht an dem andern entzündet wird, ebenso leicht wird es diesem Kinde zu fassen und zu behalten, was es einmal gehört hat.“

In seinem vierten Lebensjahre lernte Christian zunächst Kirchengeschichte und 200 Kirchenlieder, die er mit seinem dünnen Stimmchen alle singen konnte, dann 80 Psalmen u. s. w., u. s. w.

Nur das Schreiben war ihm nicht beizubringen, seine kleinen „Strohhalmsfingerchen“ waren zu schwach, um die Feder zu halten. Im Sommer packte ihn wieder eine schwere Krankheit. Der arme Junge stöhnte in lateinischer Sprache:

„Ach möchte doch bei mir eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wohnen!“

Man versprach ihm zu seiner Kräftigung eine Seereise nach Kopenhagen. Dieser Plan hatte aber seinen eigentlichen Grund in dem brennenden Ehrgeiz Schönaichs, der gerne mit dem Wunderkind am Kopenhagener Hofe Furore machen wollte und diese Reise sehnlichst wünschte als den ersten Schritt zu Glanz und Ruhm für sich und seinen Zögling. Christians Eltern scheinen hier wie immer Schönaichs Einfluß und Rat gerne gefolgt zu sein.

Es ist bezeichnend für die damaligen politischen Zustände Deutschlands, daß Kopenhagen für Lübeck die Haupt- und Residenzstadt war, und eine Auszeichnung vom dänischen Hofe so begehrenswert erschien.

Eine Seereise dorthin war übrigens damals noch mit recht viel Schwierigkeiten verbunden. Am 18. Juli 1724 fuhr unsere Reisegesellschaft — Christian Heinen, seine Mutter, seine Amme und Schönaich — in einer Kutsche nach Travemünde. Dort mußten sie zwei Tage bleiben, bis das Schiff am 20. Juli abfuhr.

Auf stürmischer See bekam Christian bald tüchtig die Seekrankheit. Hier, wie auch bei andern Gelegenheiten, wirkt es erfrischend, wenn das Wunderkind kindlich und natürlich mit seiner Amme in ihrem Mecklenburger Platt verkehrt:

„Sophie, wat bedüt dat, dat ik mi so brel?“

Freilich tröstete es gleich darauf in seiner weisen, altklugen Manier die furchtsamen Mitpassagiere durch Hersagen von Psalmworten und lateinischen Sprüchen.

Übrigens hatte das Schiff im Sturme Schaden erlitten und mußte zwei Tage bei der Insel Falster vor Anker liegen bleiben.

Endlich am 24. Juli kamen unsere Reisenden in Kopenhagen an, wo sie im Hause des Hofmalers Holm Wohnung nahmen.

Holm that sofort die nötigen Schritte, um für seine Gäste die Gewährung einer Audienz am königlichen Hofe zu erlangen. Die Zusage des Königs ließ aber lange auf sich warten, so daß Christian recht ungeduldig wurde und sich selbst trösten mußte:

„Ich werde ja warten, aber *patientia est rara virtus*“ (Geduld ist eine seltene Tugend!). — —

So hatte denn das Wunderkind Zeit, am 12. August beim Spielen in der Küche Kopfüber in einen Eimer voll Wasser zu fallen. Das Unglück wurde erst einige Augenblicke später von Sophie bemerkt, der Kleine aber noch lebend herausgezogen.

Er sprach sofort zu seiner Mutter: „So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen.“ Und „ei, Mama, bin ich doch so naß, als wenn ich Moses wäre, den die Prinzeß Pharaos aus dem Nil zog“. Zu Schönaich aber äußerte er über seine Rettung: „*Sit soli summo*

gloria summa deo!“ (Allein Gott in der Höh' sei Ehr).

Endlich kam von König Friedrich IV. Bescheid, daß die Reisenden sich am 4. September auf dem Jagdschloß Friedrichsborg zur Audienz einzustellen hätten.

Schon in Friedrichsborg angelangt, wurde der Kleine wieder ernsthaft krank und verweigerte drei Tage lang alle Nahrungsaufnahme. Als er wieder Appetit zeigte, versuchte man ihm kräftige Speisen beizubringen und ihn von seiner Amme zu entwöhnen. Es war unmöglich, man mußte zuletzt seiner Bitte nachgeben:

„Sophie, gib mi Melk to drinken.“

Am 9. September brachte endlich ein Lakai die Nachricht, daß das Lübecker Kind gleich nach beendeter Postafel vor dem Könige zu erscheinen habe. Der Kleine war noch recht krank und schwach, verlangte aber selbst sehr nach der Audienz, und Schönaich, der sich dem Ziele seiner Wünsche so nahe sah, hielt seinen Schüler natürlich nicht zurück.

So fand die Vorstellung bei Hofe denn wirklich statt, und Schönaich konnte mit dem Erfolge wohl zufrieden sein.

Beim Erscheinen im Audienzsaal vor dem versammelten Hofe sprach der kleine Mann zunächst ganz flüßig die ihm eingepaukte Antrittsrede:

„Allergnädigster König und Herr! Glückselig ist der Tag, an welchem mir armen Säuglinge die Gnade angedeihet, Eure Königliche Hoheit, als einen der größten Monarchen in allerunterthänigster Devotion zu adorieren“ u. s. w.

Nach dieser Anstrengung verlangte er energisch, bei seiner Sophie „Melk to drinken“.

Auf Befehl der Königin wurde die Amme hereingeholt und legte den Knebler an ihre Brust. Darauf folgte das Examen. Zwei ganze Stunden lang ließ Schönaich den Knaben seine Weisheit auskramen und die höchsten Herrschaften äußerten ihre große Verwunderung und Befriedigung.

Dann sprach Christian folgende „Abschiedsworte“, die wir als Probe des ungeheuerlichen Stiles jener Zeit noch hierher setzen:

„Sire, ich bin der höchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir gezeigt haben. So lange der glimmende Docht meines schwachen Lebens anoch andauern wird, werde ich Gott bitten, daß er Euer Majestät gloriwürdiges Scepter segnen wolle in Ewigkeit.“

In der nächsten Zeit wurden die Reisenden noch zu mehreren anderen Audienzen bei den königlichen Prinzen und Prinzessinnen befohlen, so daß Christian Gelegenheit hatte, im ganzen zwölf von Schönaich verfaßte „Hofreden“ zu halten, die einander an Schwulst und Unnatur alle gleich waren.

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, bekam der Kleine Heimweh nach Lübeck, „nach seinem bequemen Lehn-

stuhl zu Hause“. Aber so schnell ließ man ihn nicht abreißen.

Allerlei gelehrte und hochgestellte Personen beehrten ihn nun mit ihren Besuchen, immer wieder mußte er seine Weisheit leuchten lassen und erntete dafür Ruhm und reiche Geschenke. Nachdem das dreijährige Kind dann noch gründlich die „Kunst- und Raritätensammlung“ und sämtliche Kopenhagener Kirchen besichtigt hatte, durfte es sich endlich am 7. Oktober mit seinen Angehörigen auf die Heimreise begeben.

Am 11. Oktober mittags 12 Uhr betrat Christian Heiniken wieder sein elterliches Haus, in der Königsstraße zu Lübeck und sprach:

„So bin ich denn Gottlob, bonis avibus, wieder von Kopenhagen zurückgekommen. Wo ist nun mein Lehnstuhl, daß ich mich niedersehe? Ich bin so müde.“

Der arme Junge hatte wohl ein Recht, müde zu sein, aber man ließ ihm nicht viel Zeit dazu, in den neun Monaten, die er nur noch zu leben hatte. Schönaich hatte ganz richtig gerechnet. Nachdem sein Erfolg im Auslande bekannt geworden war, galt der Prophet nun auch im Vaterlande, und der Ruhm des Wunderkindes begann sich in ganz Deutschland auszubreiten.

Nach berühmten Mustern stellten sich die Honoratioren Lübecks nun zahlreich ein, um sich den Wunderknaben vorführen zu lassen, und der Bürgermeister ließ ihn zu sich befehlen.

Da packte den armen Christian im Februar 1725 seine letzte, schwere Krankheit; neun Wochen lang lag er fast bewusstlos danieder. Da er nicht mehr bei seiner Amme trinken wollte, entwöhnte man ihn im März. Von da an ließ er sich mit dem Böffel Kuhmilch und Biersuppe einflößen, aber an Rauhen und feste Nahrung war er auch jetzt noch nicht zu gewöhnen. Vorübergehend besserte sich sein Befinden, dann wurde natürlich wieder weitergelernt.

Auf die uns sehr ausführlich von Schönaich berichtete Krankheitsgeschichte und die altklugen, traurigen Reden des gequälten, seinen Tod vorausahnenden Kindes, wollen wir hier nicht weiter eingehen.

Am 25. Juni war der Kleine nach schweren Tagen vergnügter und etwas kräftiger und bat um seine Bücher und Landkarten. Mit ihnen beschäftigt, sprach er stundenlang mit Schönaich ganz lebhaft, und hielt noch einmal Revue ab über alle Weisheit, die er in seinem kleinen, schwachen Köpfchen während seines kurzen Lebenslaufes angehäuft hatte.

Mit einem Male wurde er sehr müde. „Nun zumachen,“ sagte er und klappte seine geliebten Bücher zu — für immer.

Am Abend wurden ihm die schwachen, schmerzenden Beinchen mit duftenden Kräutern geräuchert.



Bedächtig sah er dem aufsteigenden Dampfe nach und sprach: „Ja, *vita nostra fumus*“ (Unser Leben ist Rauch).

Am folgenden Tage, gegen Abend setzte der Todeskampf ein. Schönaich sprach am Bettchen seines Schülers Sterbegebete.

Mit leiser Stimme sagte das arme Kind sein Sterbelied her:

„Verglich thut mich verlangen  
Nach einem sel'gen End,  
Weil ich hier bin umfange,  
Von Trübsal und Elend.“

Am 27. Juni 1725, morgens 3<sup>1/2</sup> Uhr, starb Christian Heinrich Heineken, 4 Jahre 4 Monate und 21 Tage alt.

Vorbeergetrönt, herrlich angekleidet und aufgebahrt, lag die kleine Leiche vierzehn Tage auf dem Paradebette und wurde dann in der Ratharinenkirche beigesetzt.

Eine Flut von Grabreden, Trauerliedern und Nachrufen erhob sich gleich nach dem Tode des Wunderkinde's. Die meisten davon sind in lateinischer Sprache geschrieben, alle aber für unsern

Geschmack ganz ungenießbar und schwülstig. Zur Probe folge hier die Übersetzung eines lateinischen Trauercarmens, das einen Hamburger Geistlichen zum Verfasser hat:

„Das Kind, das ich gebürt, das Lübeck wohl erzeuget,  
Gleicht keinem Kinde nicht, nein, einem alten Mann;  
Des weisen Schöpfers Hand war ihm so sehr gewogen,  
Daß man kaum seinen Witz bei Alten finden kann.  
Ich sage nun mit Recht, daß man zu keinen Zeiten  
Ein solches Kind wie du, das auch ein Greis, gelehn,  
Trum will ich, Seliger, den Glückwunsch dir bereiten,  
Man sieht dich, weises Kind, bei weisen Engeln stehn.  
Du ewig Vaterberg, du wollest die gesegneten,  
Die dieses teure Kind im Leben Eltern hieß.  
Es müßte hietes Glück auf dessen Scheitel regnen,  
Der ihm den rechten Weg zur wahren Weisheit wies.“

In letzteren frommen Wunsch wird heute kaum jemand einstimmen und mit dem Dichter der Meinung sein, daß Schönaich seinem kleinen Schüler „den rechten Weg zur wahren Weisheit wies“.

Immerhin mag es aber auch heute noch „Wunderkinder“ geben, denen zu wünschen ist, daß ihre Eltern und Lehrer sich die Moral dieser Geschichte recht klar machen und zu Herzen nehmen.

## Ad artem.

Zu dem gleichnamigen Gemälde von H. T. Holz.

Aus dunklen Wolken lenkt ein milder Schein  
Vom Haidedorn ins freie Land hinein.

Ins freie Land schwebt still ein holdes Weib,  
Durch Schleier leuchtet warm ihr schöner Leib.

Wo leicht ihr Schritt ein Hähnchen nur berührt,  
Das frische Grün ein farbig Blümlein ziert.

Sie schaut zurück; entgeistert folgt ein Mann,  
Ihn lockt des ernsten Blickes milder Bann.

Als schwebt auch er, reckt er sich nach mit Haß,  
Doch seine Schritte hemmt gar süße Last.

„Du lieber Mann, hast du mich lieb noch, sprich!“  
Mit starkem Arm drückt er das Weib an sich.

„Mein guter Sohn, Müß' ist des Alters Preis!“  
Mit starkem Arm stützt er den lahmen Greis.

Wie liebt er beide sie so sehr, so sehr  
Und doch ist ihm das Herz zum Sterben schwer.

Das schöne Weib winkt ihm mit stummem Gruß;  
Er strebt ihr nach, doch stockt sein müder Fuß:

„Du, die das Paradies mich ahnen läßt,  
Erbarm' dich mein, die Erde hält mich fest.“

Doch vorwärts geht es übers weite Feld;  
Kein ruhig Pläglein, wo die Stolge hält. — —

Und hinterher im düstren Nebelgrau  
Ein Wanderer folgt von wildem Knochenbau.

Er schreitet langsam, doch er schreitet mit,  
Sein schwarzer Mantel klappt bei jedem Schritt.

Die Hippe leuchtet matt im Dämmerchein; —  
Der muß wohl seines Zieles sicher sein.

Karl Maria Heidt.



11



## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

Nachdruck verboten.

In den hübschen, noch etwas jungen Anlagen, die sich über den Hügel nach dem Flusse zu erstreckten, ging Doktor von Vechner spazieren. Wie kam es, daß er Zeit dazu hatte, so recht mitten am Tage, in den Stunden, da andere Männer seines kräftigen Alters — er stand in der Mitte der Dreißig — auf ihren Amtsstuben oder Comptoirs, auf dem Ratheder oder mit Patientenbesuchen ihrem Tagewerk nachgehen. Und hier, so weit von der Stadt, daß eine gute Stunde Wegs ihn erst heimgebracht hätte.

Doktor von Vechner hatte aber zur naheliegenden Stadt — Dietersburg — gar keine Beziehungen. Er kam aus Berlin und bewohnte gegenwärtig das stattliche Gebäude, das sich hart hinter dem Hügel und etwas über dem an der nächsten Flußkrümme hingeschmiegt Dörfchen erhob. Und diese Bosketts waren eine Art Fortsetzung des um jenes Haus neu und schmuck angelegten Gartens; sie verloren sich dann, sehr zu ihrem Vorteil, denn sie boten noch wenig Schatten, den Hügel hinab in den fichten Buchenwald, der hier bis zum Flußufer niederstieg. Das Haus, das in seiner städtischen Eleganz etwas Auffälliges, Unvermitteltes in dieser ländlichen Umgebung hatte, viel zu groß für einen Privatstz und zu kokett villenartig für ein öffentliches Gebäude, war eine Art Sommerfrische unter ärztlicher Leitung, und Doktor von Vechner hielt sich hier zugleich mit mehreren anderen Gästen zum Zwecke einer Luftkur auf. Und begreiflich genug, daß die übermüdeten Nerven des Großstädtlers und Litteraten eine solche nötig hatten.

Er hatte sich hinab in den Schatten des Buchenwaldes begeben, den seit neuerer Zeit verschiedene wohlgehaltene Pfade, am Berghang hinlaufend, durchzogen. Hier war es wirklich sehr angenehm. Die scharfgeschnittene Nase des Doktors mit ihren enganliegenden Wänden, die den Wildensinn des Geruchs augenscheinlich sonst nur mäßig übte, sog jetzt mit Begier die ozonhaltige Waldluft ein. So viel Ozon wie möglich den Lungen zuführen! Das war einer der Zwecke des Aufenthalts hier. Ozon stand ausdrücklich im Prospekt von Falkenlust; staubfreie, ozonreiche Luft, zugleich mit den Flußbädern und

Vorrichtungen zu Kaltwasserkuren und was dergleichen nervenstärkende Dinge mehr waren. — Abwärts nach dem Flusse zu konnte man hier und da einen Blick auf den weiter unten laufenden Pfad gewinnen. Und da schimmerte etwas anderes durch das Laub, als der blaue Himmel: ein Damenkleid und ein roter eleganter Hut. Elegant und mit einem gewissen großstädtischen Etwas; das glaubt Doktor von Vechner sogar von hier aus unterscheiden zu können: er hatte Blick für dergleichen.

Jetzt kam ein Punkt, wo die Aussicht auf den unteren Weg fast ganz frei lag. Die Dame unten hatte nun wohl auch gemerkt, daß oben jemand spazierte; sie hob den Kopf; ein ovales Antlitz mit sehr dunkler Augenpartie wurde für einen Moment unter dem breiten Hutrand sichtbar, und dieser Augenblick genügte, um in dem Doktor einen Erkenntnisblick niederfahren zu lassen. Jetzt gingen beide weiter, der Stelle zu, wo sich des Doktors Pfad zu dem ihrigen niedersenkte und er mit ihr zusammentreffen mußte. Mochte es darum sein; Doktor von Vechner hatte sich in den Zufall dieser Wiederbegegnung mit einer früheren Reisebekanntschaft gefunden; sie sollte ihn schon nicht mehr Zeit kosten, als er mit Gesundheitsrücksichten und dem nötigen Quantum Ruhe für seine angegriffenen Nerven vereinbar hielt.

Da geschah etwas Unerwartetes und doch sehr Einfaches. Die Dame hatte den oben sich Ergehenden jedenfalls nicht erkannt: vielleicht war sie kurzichtig. Und sie schien im Vollbesitze der Einsamkeit des Buchenlaubgangs bleiben zu wollen, daher sie sich jetzt von der Einmündungsstelle des oberen Pfades in den unteren kurzer Hand umdrehte, in der Hoffnung und Absicht offenbar, eine Begegnung mit dem andern Spaziergänger zu vermeiden.

Das reizte nun aber den Doktor gerade. Verwundert blickte die Dame auf, als einige Minuten später der Tritt des Herrn, den sie etwas mißfällig doch hinter sich vernommen hatte, mit einem Mal dicht neben ihr fiel und ein höflicher Gruß an ihr Ohr drang. „Ah, Sie sind es, Herr Doktor von Vechner!“ Ihr Erstaunen war nun, bei der Erkennung, gerade kein maßloses; eine gewisse ruhige

Art, die ihr eigen war, trat bei dieser kleinen Überraschungsszene vielmehr recht ins Licht, da sie ihm ohne weiteres die Hand hinhielt, als sei es das natürlichste von der Welt, ihm hier zu begegnen.

„Ja, ich bin es, mein gnädiges Fräulein.“ Er lachte kurz auf: „Wie kaltblütig Sie das nun wieder nehmen. Sie bringt doch nichts aus der Fassung! Ich glaube, wenn wir uns auf einem Schneefelde am Nordpol begegneten, würden Sie auch nur sagen: ‚ah, Sie sind’s, Herr Doktor!‘ und weiter nichts.“

Auch sie lächelte. „Vielleicht. Nur daß zu einer Begegnung immer zwei gehören und daß ich meinerseits schwerlich je am Nordpol anzutreffen sein werde.“

„Na, denn am Nordkap. Auf einer Stangenschen Gesellschaftsreise — warum nicht?“

„Stangensche Gesellschaftsreise — das wäre so recht mein Geschmack,“ sagte sie trocken.

Er sah sie aufmerksam an.

„Allerdings wohl nicht,“ fuhr er fort. „Für Sie nur keine Gesellschaft, nach der man sich richten muß, nicht wahr? Immer allein, immer selbständig!“ und nach weiterem, rücksichtslosem Forschen auf ihrem Gesicht: „und doch sind Sie eigentlich immer noch beinahe zu jung und zu hübsch dazu.“

Sie lachte gleichmütig. „Immer noch und ‚beinahe‘ ist gut!“ sagte sie. „Sie geben also zu, daß ich seit unserer damaligen Begegnung doch älter geworden bin.“

„Ja und nein. Wer Sie zuerst sieht, wird Ihnen auch heute einige Jahre weniger geben als Ihre — wie viele sind es doch gleich. Warten Sie . . . damals feierten wir Ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag, also . . . tausend ja . . . das war im Jahre 1892 und wir schreiben 1896 . . . also sechsundzwanzig —“ er brach plötzlich ab, bei einem sonderbaren Gedanken, der ihm kam, und sah nach ihren Händen, sie trug aber Handschuhe. „Sie haben mich da oben bei dem gnädigen Fräulein gelassen,“ begann er wieder. „Sie sind doch noch —“

„Fräulein? Ja, immer noch,“ ergänzte sie mit neckendem Nachdruck. „Nun ist es aber nicht mehr als billig, daß auch ich frage, ob Sie mir nicht jetzt von irgendwo —“ sie sah sich in dem lichten Laubwalde um, als spähe sie nach jemanden, der in der Nähe sein könnte — „ob Sie mir nicht von irgendwo her Ihre Frau Gemahlin vorstellen werden?“

„Fürchten sie nichts. Auch ich bin so unverheiratet wie damals.“

„Also wären wir beide noch frei,“ spottete sie, „und beide einander nach wie vor so furchtbar un-gefährlich!“

Der Doktor zuckte innerlich doch ein wenig zusammen, denn er hatte eine sehr reizbare Eigenschaft, und welche das war, wird sich noch ausweisen. Daneben fiel ihm ein, daß sie ja das Gegenteil eines

Kompliments ebenso wohl sich selbst wie ihm gemacht hatte. „Was wir uns immer gleich für Schmeicheleien sagen,“ meinte er mit einem etwas säuerlichen Lächeln. „Damals war es auch schon so, wie ich mich erinnere.“

„Ja, Sie machten mir nach halbstündiger Bekanntschaft kein Hehl aus dem Vorurteil, das Sie gegen mich gefaßt hatten, weil ich als so ganz einzelnes Frauenzimmer mich an der Partie beteiligte.“

Man war eine Gesellschaft von etwa achtzehn Personen gewesen; zwanzig haben auf dem Gipfel des Riß überhaupt nur Platz. Fräulein Thea hatte sich diesem Touristentrupp, der aus Herren und Damen bestand, angeschlossen, obwohl sie niemanden von der Gesellschaft kannte; sie war am Tage zuvor vom alten Castelmur nach St. Moritz gekommen, um den Riß Vanguard zu besteigen, und ihr Führer hatte sich mit ihr der Partie in Pontresina zugesellt.

„Aber die Tour auf den Riß Vanguard war doch hübsch,“ gab der Doktor zu. „Und gar nicht übel waren auch die paar Tage in Bespran, wo ich Sie zu meiner angenehmen Überraschung dann wieder traf, ganz solide einquartiert mit einer alten Tante. Dort gründliche Fortsetzung unserer Bekanntschaft, die so gut angefangen hatte. Ich hatte Zeit; ich mußte mir zwischen einigen Hochtouren die nötige Ruhe gönnen; wir graßen ja wohl nur an den nächsten Abhängen herum —“

„Ja, so recht in der Sonne, wie die Ziegen,“ schob sie ein.

„Und thaten dabei den ganzen Tag nichts, als uns zanken, wenn ich mich recht erinnere. — Aber wie großartig war die Aussicht aus dem zerfallenen Fensterbogen auf die Berninalette! Sie haben darüber auch den Riß im Kleid verschmerzt, als wir endlich oben waren.“

Es zuckte ein klein wenig um den Mund der Dame, da ihr hier notwendig einfallen mußte, wie entsetzlich ungeschickt sich der Mann der aufreibenden Gedankenarbeit damals beim Klettern angestellt hatte, trotz seiner mageren beweglichen Figur, und wie nicht etwa er sie, sondern sie ihn zu dem kleinen Vorsprung am Fensterbogen mit aller Kraft in die Höhe gezogen hatte. „Ja, die Ruine Castellatsch war ein Lieblingsplätzchen von mir,“ sagte sie.

„Castellatsch“, wiederholte er. „Famos. Auch einer jener seltsamen, altertümlich kräftigen Namen des Bergeller Thales. Die Namen selber atmen den herben Reiz jener Natur, in der sich alpine Großartigkeit mit der Milde eines italienischen Himmels zu gatten beginnt. Und so haben sie auch etwas Zwiespältiges in sich, wie die Bezeichnung Romanisch für dies ganze Sprachgebiet: romanischer Wohlklang der Vokale und dann das eigentümlich harte, fast rohe so mancher Endungen: Zurratsch und Castell-

latsch, jene typische Bezeichnung für den Turm des Bergschlosses. So mußte sich in jenen rauhen Bergschluchten das weiche italienische „aggio“ der Endung verhärtet!“

Sie verbeugte sich leicht. „Danke für den schönen Vortrag. Daß Sie den nicht ausgearbeitet und irgendwo gehalten haben! Oder ist es vielleicht schon geschehen? Und kann man das auch gedruckt von Ihnen lesen?“

Er lächelte. „Spöttlerin!“ Was er vergessen hatte, war, daß damals Fräulein Thea selber jene übrigens ziemlich naheliegende Idee von den sprachlichen Übergängen in jenem Grenzgebiet auf die dortigen Namen angewandt und ihn, der immer auf das Allernächste nicht besonders aufmerksam war, erst darauf gebracht hatte.

Sie waren indes auf ihrem Waldwege weiter gewandelt, immerfort links neben sich den aufsteigenden Buchenwald, während rechts unten durch das leichte Buchengrün der Fluß schimmerte. Die beiden Gestalten waren von gleicher Größe, sie für eine Dame schlank und hoch, er für einen Mann, besonders einen solchen mit einem lang herabwallenden Vollbart und auffallenden Kopfe, eher klein und schwächling gebaut. Der lange Bart ist nicht immer ein Zeichen robuster Männerkraft, sondern oft gerade das Gegenteil: er findet sich bei schwächlichen, ja körperlich leidenden Vertretern des Geschlechts zuweilen in besonders üppiger Fülle. Und auch der Doktor mit dem mageren Gesicht, den tiefliegenden Augen und der hohen kahlen Stirn — er trug den Hut in der Hand, um dem Dyon unbehindert Zutritt zu gewähren, sah trotz des imposanten Bartes nicht weniger wie das, was er war, nämlich nach Anlage und Gewohnheit ein nervöser Stubenmensch, aus.

Fräulein Thea hatte ihn eben darauf angesehen, als jetzt das volle Tageslicht beim Heraustrreten aus dem Walde sie beide überflutete. Sie standen hier an dem Punkte, wo die Hänge des engen Waldthales, das den Fluß hinter ihnen eingeschlossen hatte, sich zur Ebene senkten. Vor ihnen schauten stattliche Dächer zwischen alten mächtigen Baumkronen hervor; ein großes Anwesen, dicht am Flusse, der sich jetzt breit und sonnenbeschienen durch Wiesen dahinschlängelte. In kurzer Entfernung sah man auch die helle Landstraße neben dem Fluß auftauchen und sich durch das Grün ziehen; sie verlor sich vor dem Wipfelmeer des alten berühmten Parkes, der der Stadt im Süden vorgelagert ist; und diese selbst schloß jenseits mit ihrem leichten Rauchnebel der vielen Schornsteine und einigen über die Nebelschicht aufsteigenden Kirchenkuppeln und Türmen den Horizont ab.

Vor einer solchen Fernsicht bleibt man unwillkürlich stehen und beschaut das heitere Bild, dem

in diesem Falle noch die ungewöhnlich schöne Bergkette im Westen als ein Teil des weiten schimmernden Horizonts ihren besonderen Reiz gab. Die Aufmerksamkeit der beiden wurde aber jetzt durch einen Vorgang in der Nähe angezogen: auf der Landstraße wurde ein ganzer Trupp Reiter, und die Offiziersuniformen, bis hierher kenntlich, sichtbar. „Hübsche Stafage“, sagte Doktor von Lechner herablassend. Sie nickte nur und blickte noch immer unverwandt auf den Punkt, wo die Reiter eben zwischen den Bäumen und Häusern des nächsten Vordergrundes wieder verschwunden waren. Er hatte den flüchtigen Anblick längst vergessen und wollte eben von etwas ganz anderem anfangen, als Fräulein Thea ihm leicht abwehrend die Hand auf den Arm legte. „Warten Sie, sie müssen jetzt gleich wieder hier ganz in der Nähe zum Vorschein kommen; die Chaussee nach den Dörfern drüben führt ja hier vorüber.“

„Was muß zum Vorschein kommen?“

„Nun, die Offiziere. Da — sehen Sie nur!“ ihre Augen leuchteten fröhlich, als der bunte Trupp erschien, als die kräftigen jugendlichen Stimmen bis herauf drangen, und die schönen Tiere unter ihren gewandten Reitern lebenslustig die Köpfe und Hufe warfen und vorüberstapften und schnaubten. Ein Civilist war unter der Gesellschaft, ein junger Mann, offenbar auch auf dem Pferde zu Hause und elegant und sportsmännisch im Anzuge. Er hatte die Spaziergänger auf dem vorspringenden kleinen Plateau des Aussichtsplätzchens bemerkt und sah ein paar Augenblicke schärfer hin, wie im Zweifel, ob er grüßen müsse. Das unterließ er dann aber doch, da er offenbar die beiden oben nicht kannte.

„Was hatten Sie denn nur eben?“ fragte Doktor von Lechner verständnislos und verwundert seine Begleiterin.

„Ich? O, ich sehe so etwas für mein Leben gern,“ sagte sie und blickte den Reitern nach. „Geht es Ihnen denn nicht auch so? Schöne Pferde, gute Reiter, das ist ein Anblick, bei dem mir immer das Herz im Leibe lacht.“

„Ich verstehe mich nicht auf Pferdeschönheit,“ erwiderte der Doktor etwas pedantisch, „und bunte Uniformen haben mich auch immer nur mäßig interessiert. Zum Glück habe ich dem Soldatenwesen, das leider einen viel zu breiten Raum in unserem Staatskörper einnimmt, immer sehr fern gestanden. Aber nun wäre es Zeit, dünkte ich, daß wir einander fragten, wie wir beide eigentlich hierherkommen, um uns —“

„— nach vier Jahren so völlig unvermutet wieder einmal in den Weg zu laufen,“ ergänzte sie. „Da haben Sie recht. Was aber Ihr Hiervorhandensein betrifft, Herr Doktor, so habe ich darüber eine ziemlich bestimmte Ahnung. Sie wohnen da drüben in



der neuen Anstalt, Falkenlust oder wie sie heißt, und brauchen eine der Kuren, die dort verübt werden, nicht wahr?"

"In der 'Neuen Anstalt' — und 'Kuren, die verübt werden' — gestatten Sie mir den Ausdruck einiger Verwunderung darüber, mein gnädiges Fräulein, daß ich aus dem Munde einer Gebildeten auch diesen Ton über ein Unternehmen höre, das doch dem heutigen Stande der medizinischen Wissenschaft in so eminenter Weise sich anbequemt. Anstalt!" — Das Wort mochte ihn besonders geärgert haben, mit der Ideenverbindung von Nerven-, Irren- und Besserungsanstalten, die es heraufbeschwor. — "Das Unternehmen des Sanitätsrates Wolf nennt sich Luftkurort Falkenlust und führt gerade die erstere Bezeichnung, wie ich überzeugt bin, mit vollster Berechtigung."

"O ja, Luft haben Sie da oben, besonders Zugluft," meinte sie noch immer neckend. "Gerade der Platz oben auf der kahlen steinigen Höhe, den jetzt der Garten von Falkenlust einnimmt, scheint immer ein bißchen berüchtigt gewesen zu sein, weil es dort so stark zog. Ich habe soviel und noch einiges mehr scharfsinnig aus den Gesprächen entnommen, die ich manchmal mit den Landleuten führe; ich selber bin ja noch nicht lange hier."

"Hier? Darf ich fragen, worauf sich dies 'hier' bezieht? Denn in Falkenlust wohnen Sie doch nicht etwa — davon müßte ich doch etwas gemerkt haben."

"Nein, Gott sei Dank," sagte sie lachend. "Aber allerdings mögen Sie wohl fragen, was ich mit dem 'hier' meine; die Ortsverhältnisse dieses Fleckchens Erde sind gar nicht so einfach, ebensowenig, wie es übersichtlich ist, dank der Flußkrümme, die da hinter uns so unversehens um die Ecke geht. Sehen Sie da unter uns die Gebäude durch die Bäume? Das gehört alles zusammen; der Kern davon ist eine gewiß sehr alte Mühle, die Mumühle, jetzt zu großen industriellen Anlagen erweitert. Die paar ländlichen Häuser, die vorn an der Chaussee stehen, rechnen sich auch dazu, sogar das Wirtshaus heißt 'Zur Mumühle'; in den Häuschen wohnen die Werkführer und andere Angestellte der Mühlen, die Familien haben. Dort unten wohne ich auch, und zwar im Wirtshause — in einem Seitengebäude desselben wenigstens."

"In dem doch jedenfalls bäurischen Gasthose da unten haben Sie sich einquartiert?" meinte er darauf; "und inmitten eines Komplexes von Mühlenanlagen? Das scheint mir denn doch ein Raffinement der Sommerfrische, für welches Sie mir das Verständnis erst eröffnen müssen."

"Sie nehmen an, ich sei hier in der Sommerfrische, das ist eben der Irrtum," erwiderte sie. "Ich wohne dort allerdings erst seit acht Wochen,

aber für das ganze Jahr. Ich bin auch angestellt: ich bin Lehrerin hier."

"Lehrerin!" Maßlos geradezu war das Staunen, mit dem er sie dabei anstarrte. Denn das Wort verrückte mit einem Schlage alle Ideen über sie, die er damals bei dem Zusammentreffen im Engadin und im Val Bregaglia in sich aufgenommen hatte. Als wohlhabende unabhängige junge Dame der besten Gesellschaft, einem eleganten Reiseleben ergeben, so hatte sich die pilante Erscheinung seinem Gedächtnis eingeprägt. "Lehrerin?!", wiederholte er mit einem ungläubigen Lächeln. "Das ist wohl die neueste Laune von Ihnen, gnädiges Fräulein? Es trieb Sie zur Bethätigung Ihrer Kräfte — Sie wollten das seit den neuesten Bestrebungen Ihres Geschlechts so verpönte nutzlose Frauenleben nicht mehr führen, nicht wahr? Der Versuch wird aber, wie ich Sie kenne, wohl nur den Charakter einer Episode haben."

"Meinen Sie," sagte sie, diesmal mit einem ziemlich ernstern Lächeln. Er sah sie an, ohne zu wissen, was er aus ihr machen sollte. Unter einer Lehrerin stellt man sich, darin mochte er recht haben, etwas anderes vor, als das, was er hier vor sich hatte. Fräulein Thea mit ihrer schönen biegsamen Figur, den reizenden runden Schultern und dem anmutigen Kopfe, mit dem fein und nobel gezeichneten Antlitz noch dazu und einem Paar herrlicher Augen — sie sah viel eher einer Pracht- und Luxuspflanze denn einem Nützlichkeitsgewächs ähnlich. Und wenn ihr auch das landläufige Weiß und Rot junger Schönheit fehlte und immerhin ein etwas verfeinerter Geschmack dazu gehörte, um von ihr frappiert zu werden, so wäre sie doch zur häuslichen Erzieherin heranwachsender Töchter zum Beispiel entschieden zu hübsch gewesen, und keine einsichtige Gattin und Mutter würde sie engagiert haben. Und dann ihre Art, Toilette zu machen! Streng einfach meist, wenigstens hatte Doktor von Lechner sie damals auf der Reise, wie es schon die Gelegenheit mit sich brachte, nicht anders gesehen. Aber wie chic war alles an ihr, und in einem gewissen vornehmen, großartigen Stile! Nach kleinlich beschränkten Mitteln sah auch dieser Anzug wenigstens nicht aus; selbst Doktor von Lechner verstand genug von diesen Dingen, um so viel wahrzunehmen. "Lehrerin," wiederholte er jetzt. "Damals in der Schweiz habe ich aber doch von diesem Berufe nicht das geringste an Ihnen wahrgenommen."

"Nein, damals, vor vier Jahren, lebte ich ja mit der Tante," erwiderte sie einfach. "Mein Examen hatte ich freilich als junges Mädchen gemacht, aber ohne die Absicht unmittelbarer Verwertung, nur für einen möglichen spätern Fall, der ja" — fügte sie etwas leiser hinzu — "nun auch eingetreten ist."



Ihm wurde die Erörterung jetzt sogar ein wenig peinlich. Hatten sie von ihrem Vermögen eingebüßt? hatte jemand in der Familie, irgend ein lieber Bruder oder Vetter, Bankrott gemacht? Doktor von Lechner wußte von dieser Familie ja so gut wie nichts, in der That nichts — er wußte nur, daß diese jüngere Dame Fräulein Thea Lucius und die damals in ihrer Gesellschaft reisende sehr stattliche ältere Dame Frau von Fuchs hieß, daß Herr von Fuchs seine Gattin schon vor einer Reihe von Jahren auf die legitimste, vormurfsfreieste Weise, nämlich durch den Tod, verlassen hatte, und daß die beiden Damen im Verhältnis von Nichte und Tante zu einander standen. Da sie ferner offenbar auch in der Heimat, einer mitteldeutschen Stadt, einen Haushalt gebildet hatten, war zu schließen gewesen, daß Fräulein Thea verwaist und sonst familienlos sei.

Doktor von Lechner besann sich lange auf eine neue Anknüpfung, während Fräulein Thea schweigend aber mit unbefangenen Ausdruck neben ihm stand und sinnend in die heitere Landschaft schaute. „Ihre Frau Tante lebt demnach nicht mit Ihnen hier?“ begann er endlich wieder. „Aber sie ist doch nicht — ich meine, sie ist doch wohl?“

„So viel ich weiß, ja,“ sagte Fräulein Thea trocken. „Wir haben unsern Haushalt getrennt. Ich wünschte etwas unabhängiger zu sein, als ich bei ihr war. Und da habe ich denn das dolce far niente, was mir übrigens schließlich auch nicht mehr dolce, sondern ziemlich bitter war, drangeben müssen. Ich sah mich nach Beschäftigung um, fand diese Stelle ausgeschrieben; sie ist eigentümlicher Natur, aber sie paßte mir gerade. Es haben sich einige Familien hier, die ihre Kinder nicht täglich in die Stadt zur Schule schicken mochten, und denen auch die Dorfschule in Rengershausen nicht genügte, zusammengethan, um sich eine Lehrerin halten zu können. Sie haben ein Lokal gemietet — meine Schule zählt zwölf Kinder, Jungen und Mädchen, und ich habe die Sache so ziemlich nach meinem Belieben einrichten können, bis jetzt gefällt sie mir ausnehmend . . .“ und sie sah wieder heiter gerade aus ins Weite.

Er schüttelte, indem er sie von der Seite betrachtete, langsam den Kopf . . . „Ich kann das mit Ihnen gar nicht zusammenreimen,“ sagte er. „Sie und eine Schulfrau — er blickte an ihr herunter — „Sie müssen mir zugeben, daß das nicht recht paßt. Ich verstehe es auch immer noch nicht ganz. Was für einer Bildungsstufe gehören denn die Eltern dieser Kinder an? was für eine Art Leute sind es?“

„Nun, der Werkführer, dann der Obermüller; einer hat die Reparaturwerkstatt unter sich, der ist gelernter Maschinenschlosser; den Buchhalter hätte ich aber wohl zuerst nennen sollen; von ihm ging

die Idee aus, und er hat sie den andern annehmbar zu machen gewußt.“

Das Staunen des Doktors war immer mehr gewachsen. „Also eine Volksschule im kleinen halten Sie da? Warum sind Sie denn nicht Erzieherin in einer gebildeten Familie geworden?“

Fräulein Thea sah ihn an, lächelte und schüttelte den Kopf und schien auf eine Vereinigung so weit auseinander gehender Ansichten des Wünschenswerten, wie ihre beiderseitigen waren, von vornherein zu verzichten. „Sie haben mich wohl nicht richtig verstanden,“ sagte sie dann aber doch . . . „Ich ging von der Tante Fuchs fort, um, nun, eben um mein eigener Herr zu sein. Und zur Förderung dieses Wunsches raten Sie mir eine Gouvernantenstelle an? Ich danke! Hier bin ich, nachdem ich täglich meine drei bis vier Stunden gegeben habe, frei, kann gehen wohin ich will, ein Gesicht machen, wie ich will, in meinen eigenen vier Wänden, die Niemand betritt, den ich nicht dazu auffordere, und das finde ich herrlich — einstweilen,“ fügte sie nach kurzer Pause hinzu.

Es hat etwas Irritierendes für einen Mann, eine Frau gerade ihm gegenüber ihre Lust an der Unabhängigkeit betonen zu hören, besonders wenn sie weder alt noch häßlich ist. Doktor von Lechner erfuhr das jetzt an sich. „Diese Empfindungsweise erscheint mir, verzeihen Sie, als eine etwas gekünstelte, ja geradezu unwahre,“ sagte er daher strafend. „Das echte Weib fühlt, daß es zum Alleinsein, zum Auf-sich-beruhen, nicht gemacht ist. Es will sich mitteilen, sich anlehnen, auch im täglichen, häuslichen Leben, und sich anlehnen nicht sowohl als hinwiederum stützen, will helfen, wirken, dienen“ —

Sie nickte lächelnd. „Wir kennen die schöne Theorie. Daß Sie nur ja danach vorgehen, wenn Sie sich einmal eine Frau suchen. Abgesehen dächte ich, wirkte ich auch . . . etwa zwanzig Schulstunden die Woche . . .“

„Ja, das Amt und dann eine Art Junggesellenleben zu Hause — die moderne weibliche Nachäfferei der doch nur dem Manne angemessenen Lebensweise! Daß auch Sie von dieser Zeitkrankheit angesteckt werden würden, hätte ich nicht gedacht.“

„Nicht? wirklich nicht? Dann haben Sie den allerersten Eindruck, den Sie von mir empfangen haben, zu meinem Heile wohl doch vergessen,“ sagte Thea lachend. „Damals, als ich mich allein an der Partie auf den Big Languard beteiligte — ich erlaubte mir vorhin schon, Sie darauf aufmerksam zu machen. Jetzt aber erzählen Sie endlich einmal von sich, Herr Doktor . . . Was bringt sie hierher nach Falkenlust? Doch kein besonderes Leiden, hoffe ich?“ —

(Fortsetzung folgt.)



## Rundschau.

### Rosa Poppe.

Wer heute die Héroine des königlichen Schauspielhauses in Berlin in ihren Glanzrollen bewundert, die schlanke, elegante Gestalt Rosa Poppes als Hermione, Thueselba (Hermanns-Schlacht), Eboli, Gräfin Terzky u. s. w. auf der Bühne erblickt, der vermag es sich nur schwer vorzustellen, daß diese Künstlerin zu Anfang ihrer Thätigkeit in den unscheinbarsten Rollen auftrat, daß man sie teilsweise sogar als Statistin beschäftigte.

Rosa Poppe ist am 9. September 1867 in Pest geboren, wo ihr Vater ein Hotel und Wein-gärten besaß, und lernte, wie alle ihre Geschwister, in frühesten Kindheit schon mehr die Prosa als die Poesie des Lebens kennen. Die große Wirtschaft verlangte die Hilfe der ganzen Familie, auf die Neigungen der Einzelnen konnte unmöglich Rücksicht genommen werden. Dennoch hatte die Muse der Kunst heimlich Einlaß gefunden und die jüngste Tochter des Hauses mit ihrem Segensgruß gestreift, denn Rosa spielte Theater, ohne ein solches je gesehen zu haben, und ihr glühendster Wunsch gipfelte in dem Verlangen, wenigstens einmal eine der gewaltigen Dichtungen unserer Klassiker, die sie eifrig studiert hatte, auf der Bühne bewundern zu dürfen.

Nach längerer Zeit ward ihr Erfüllung dieses Wunsches. Sie konnte einer Vorstellung des Hamlet beiwohnen und damit war das Schicksal ihres Lebens entschieden. Der Drang nach eigenem künstlerischem Schaffen verließ das junge Mädchen nicht mehr, und eine Zeit schwerer Kämpfe brach für sie herein.

Die Eltern, welche die Idee ihrer Tochter, sich der Bühnenlaufbahn zu widmen, entschieden ablehnten, verweigerten kurz und bestimmt die Erlaubnis. In jener Zeit erkrankte der Vater und war vier Jahre an ein schmerzhaftes Krankenlager gefesselt. Hagelschlag vernichtete die Beimgärten. In trübem Aufeinander folgten die Krankheit, der Verlust der Ernten und der Tod des Ernährers. Immer trüber und sorgenvoller gestaltete sich das Leben für die Familie.

Da griff Rosa Poppe nach dem einzigen Rettungsanker, der sich ihr bot. Der Beruf, zu dem sie einst die Begeisterung für die hohe, ideale Kunst geleitet, er sollte ihr Hilfe in dem augenblicklichen Elend bringen.

Trotz des Widerstrebens der Mutter, die auch jetzt noch ihre Erlaubnis verweigerte, nahm Rosa bei dem einzigen deutschen Lehrer in Pest Unterricht, und ging dann an das Karl-

theater in Wien, in den unbedeutendsten Rollen zu wirken, von denen die größte, während der fünf Monate ihres Dortseins, Fortuna im Lumpacivagabundus war. Die Kritik, wenn sie die Anfängerin überhaupt erwähnte, sprach ihr jedes Talent ab, denn weder ihre Bewegungen noch ihre Figur eigneten sich für das ihr übertragene Rollensach. Einzig Felix Schweighofer, der gelegentlich seines Gastspiels am Karltheater die junge Kunstnovize sah, ahnte die damals noch schlummernde Größe ihres Talentos und schrieb ihr in das schlichte, kleine Album, das sie ihm beim Scheiden gab, folgende Worte:

O, Wädel mit der Juno-gestalt,  
Bersmähde der Poffen Gewürze;  
In Helm und Schild liegt deine Gewalt  
Nicht in der Stubenmüllschärze! —

Die Prophezeiung sollte sich glänzend erfüllen. Rosa Poppe ging nach Vichy, einen Versuch in ihrem jetzigen Rollensach zu wagen, der von so bedeutendem Erfolg gekrönt war, daß sich Julius Bauer zu der Bemerkung veranlaßt sah: Sie würde eine zweite Wolfer.

Darauf erhielt sie ein Engagement nach Augsburg, woselbst ihr früherer Lehrer Direktor war; doch konnte die Monatsgage von 50 Thaler sie unmöglich dort lange fesseln, und so folgte sie 1887 einem Rufe nach Hamburg, dadurch endlich das Ziel erreichend, das ihrem Künstlergeiz so lange vorgeschwebt hatte.

Nun folgten sich die großen Erfolge der Künstlerin, welche auch schließlich die Mutter von der Größe der Tochter überzeugten, so daß sie zu ihr eilte, ihr die gemüthliche Häuslichkeit zu schaffen, in der sie von ihrer künstlerischen Thätigkeit ausruhen kann.

Zwei Jahre darauf wurde Rosa Poppe nach Berlin berufen, um nach den drei Gastrollen als Deborah, Orsina und Maria Stuart Mitglied des königlichen Schauspielhauses zu werden.

Von der Gunst des Publikums und der Anerkennung der Kritik getragen hat Rosa Poppe seitdem unablässig weiter gearbeitet und gestrebt. Ihr, wie fast keiner zweiten, ist es vergönnt, die klassischen Frauengestalten nach den Intentionen der Dichter zu verkörpern. Wenngleich wohl ihre eigentliche Bedeutung im Hochdramatischen liegt, in dem sie als Maria Stuart, Medea, Sappho, Chriemhilde, Thueselba geradezu Vollendetes leistet, hat sie doch auch im Lustspiel glänzende Erfolge errungen. Es giebt wohl kein größeres Theater in Deutschland und der Schweiz, an dem Rosa Poppe noch nicht gastiert hätte. In Köln, Mannheim, Hamburg — wo sie unvergessen







so daß das Ganze — auf dem latten Hintergrund der grünen Walddoulisten — einen ungemein schmutzen und zierlichen Eindruck macht.

Seit der offiziellen Einweihung des Riesenkreuzes haben sich wahre Ströme von Besuchern auf den Auerberg ergossen. Was den Besuch des Kreuzturmes zu einem so dankbaren macht, das ist die prachtvolle Aussicht, welche man von der oberen Plattform aus genießt. Greifbar nahe liegt der Kaffhäuser mit dem ihn krönenden behren Denkmalsbau; weit aus breiten sich an seinem Fuße die reich gesegneten Gefilde der goldenen Aue mit ihren freundlichen Dörfern und gewerkschaftlichen Städten; das dunkle Grün naher und fernerer Wälder giebt dem Ganzen eine stimmungsvolle Abwechslung und ruhigen Hintergrund. Ganz verschieden — und doch ebenso reizvoll — ist das Bild, wenn man die Gegenseite der Plattform betritt: da ruhen majestätisch die Vorher Berge im grünen Waldeskleide, drüben winkt Altwater Broden, und tiefer Gottesfrieden lagert über der Natur; leichte Nebelschleier ziehen wallend hinein in die stillen Waldbäler — o daß man ihnen folgen könnte und dort ausrufen nach des Tages Geßast und Getriebe! ...

W. Schulz-Passeroide.

**Die Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft.** Der Tag der „furchtbaren Veräumnisse“, der mit Flammenschrift in der Chronik Wiens verzeichnete 8. Dezember 1881 (der Tag der Ringtheaterkatastrophe) ist als Geburtstag der „Rettungsgesellschaft“ zu betrachten. Schon am Tage nach dem furchtbaren Unglück traten opferwillige Männer zusammen, um einen Rettungsdienst zu organisieren, der bei plötzlichen Unglücksfällen einzuschreiten und nach Thunlichkeit ohne Anspruch auf Entgelt Hilfe zu bringen hat.

Als Gründer der Gesellschaft ist Graf Hans Wilczek, der sofort zur Anschaffung der notwendigen Tragbahnen re. 5000 fl. als Gründungskapital spendete, zu betrachten. Untrennbar verknüpft mit der Entstehung und der Entwicklung der Gesellschaft sind die Namen Graf Pamejan und Dr. Baron Jaromir Mundy. Am 1. Mai errichtete die Rettungsgesellschaft im Hofe des Hauses I Fleischmarkt 1 ihre erste Sanitätsstation, nachdem schon während des Jahres 1882 Kranken Transporte stattgefunden hatten, wofür damals in Wien fast gar nicht gesorgt war. Diese erste Station bestand nur aus zwei Zimmern, von denen das eine der Permanenzwache zum Aufenthalt diente, und das zweite ein Feldbett und das notwendige Sanitätsmaterial enthielt. Damals besaß die Gesellschaft nur einen aktiven Arzt, der noch das Schriftführeramt bekleidete, den unvergeßlichen Dr. Jaromir Mundy, dessen jeweiliger Aufenthaltsort in der Station stets bekannt sein mußte und der bei Tag und Nacht unverzüglich dem Rufe nach Hilfe folgte. Außerdem gehörten der Gesellschaft über 200 Ärzte als Ehrenmitglieder an, die bereit waren, zu intervenieren, wenn sie angerufen wurden. Einige der freiwilligen Sanitätsmänner verfaben auf der Station den Dienst, im Bedarfsfälle wurden die in der Nähe wohnenden Mitglieder herbeigeholt. In diesem Anfangsstadium der Gesellschaft verfaben den Dienst Männer aller Berufsweige, die mit Erfolg die Vorträge über erste Hilfe und Verbandlehre besucht hatten. Die Aufnahmebedingungen zum aktiven Dienst wurden jedoch bald dahin ab-

geändert, daß nur Mediziner zugelassen wurden. Wohl besaß die Gesellschaft zu dieser Zeit Ambulanz und Küchenwagen, aber keine Bespannung, da die finanzielle Lage dies nicht gestattete. Ein Wagen wurde mit Verwilligung der Postbehörde in der Remise des Hauptpostamtes untergebracht und das übrige Wagenmaterial befand sich in einer Remise des 9. Bezirkes. Die Bespannung mußte jeweilig dadurch gestellt werden, daß die Fiakerkutscher ersucht wurden, ihre Pferde, natürlich gegen Bezahlung, in den Dienst der Rettungsgesellschaft zu stellen. Ungeachtet dieser schweren Amtierung, die wir aus Mangel an Raum nicht näher behandeln können, war die Rettungsgesellschaft stets die erste an einer Unglücksstelle; das beste Zeichen dafür, wie schlecht es damals in Wien um das öffentliche Rettungswesen bestellt sein mußte. Am 1. Mai 1885 eröffnete die Gesellschaft I Giselstraße Nr. 3 eine zweite Sanitätsstation. Die Verhältnisse der Gesellschaft, die ja nur auf freiwillige Beiträge angewiesen war und noch heute ist, hatten sich so gebessert, daß nun zwei permanent bespannte Wagen zur Verfügung standen. Am besten für die segensreiche Thätigkeit der Gesellschaft sprechen die Zahlen. Im Jahre 1884 intervenierte dieselbe in 2846 Fällen, im Jahre 1888 in 4637, also in

dreifacher Zahl. Der Bau eines eigenen Heims wurde in Erwägung gezogen, das Haus am Fleischmarkt, in dem die Gesellschaft schon bis ins vierte Stock emporgestiegen war, erforderte eine enorme Miete, die fast unerschwinglich geworden war. Am 1. März 1889 wurde auf einem vom Stadterweiterungsfond zur Verfügung gestellten Plage am Stubenring mit dem Bau der Central-Sanitätsstation begonnen, die am 13. August desselben Jahres bezogen wurde. Hier entwickelte nun die Gesellschaft ihre Thätigkeit in vollkommener Weise, ausgebreitete Räumlichkeiten, zweckmäßige Einrichtungen erleichterten den schweren Samariterdienst der Mitglieder. Die Vereinigung der Vororte mit Wien vergrößerte



Neues Gebäude der Wiener Rettungsgesellschaft.

mit einem Male die Thätigkeit auf ein so großes Terrain, daß eine Personal- und Materialvermehrung unbedingt nötig wurde, war doch die Zahl der Interventionen der Gesellschaft im Jahre 1893 auf 9915 gestiegen. Die Gesellschaft wollte nun ihre Station vergrößern, erhielt jedoch von der Baubehörde den Rat, dies nicht zu thun, da die neuen Verkehrsanlagen (Stadtbahn) das Terrain benötigten, und Anfang 1896 wurde der Gesellschaft mitgeteilt, daß sie innerhalb eines Jahres den Platz zu räumen habe. Dem Kaiser gebührt der Dank, daß heute die Rettungsgesellschaft das neue prächtige Heim besitzt, das wir im Bilde bringen; unentgeltlich wurde der Grund zur Verfügung gestellt, auf den sich heute der stattliche Bau erhebt. Während der Bauperiode behalt sich die Gesellschaft mit den von ihr im Jahre 1892 errichteten Choleraabacaten, die unser erstes Bild zeigt. Mit dem Bau des neuen Gebäudes am Ufer des Donaukanals, zum 3. Bezirk gehörend, wurde am 1. August 1896 begonnen und derselbe im Beisein des Kaisers am 18. Juni 1897 eröffnet. Hier waltet nun die Gesellschaft ihres freiwillig übernommenen Dienstes der Nächstenliebe und der stets bereiten Hilfe. Niemand, der dort anklopft, wird abgewiesen, jedem Rufe folgt die Gesellschaft bis in die entferntesten Stadtteile. Das neue Heim bildet ein Dreieck, welches 2200 qm umfaßt. Das Hauptgebäude enthält im Par-

terre die Dienstlokalitäten, im ersten Stock die Räume für die Administration und im zweiten Stock die Wohnungen des Chefarztes Dr. Charas und des Sekretärs. Die Nebenräume enthalten Diener- und Kutscherwohnungen, Remisen und Stallungen. Außerdem enthält das Gebäude einen Raum für die Samariterschule, in der Vorträge mit praktischen Demonstrationen über erste Hilfe gehalten werden und zwar in äußerst praktischer Weise. Die Ärzte der Gesellschaft (zehn Herren sind als Inspektionsärzte engagiert) halten Vorträge mit Berücksichtigung der Berufsangehörigkeit der Zuhörer und spezieller Berücksichtigung der im betreffenden Berufe vorkommenden Unfälle, z. B. für Feuerwehrlente, Polizeilente, Fabrikwerführer etc. Durch diesen systematisch durchgeführten Unterricht wird die Gesellschaft alljährlich eine Anzahl von Männern mit den Grundzügen der ersten Hilfe bekannt machen und manchen Laien in den Stand setzen, durch geeignete Hilfeleistung lebensrettend zu wirken.

Die Gesellschaft verfügt über keinerlei regelmäßige Einnahmen, sie ist nur aus freiwilligen Beiträgen von Vereinen und Einzelpersonen angewiesen, sowie auf den Ertrag einer alljährlich stattfindenden Lotterie und des Balles, den sie im Fasching veranstaltet. Jedem Wiener ist der Wagen mit dem rotbemalten Kutscher und dem Zeichen der Gesellschaft, einem weißen Stern, der sich über Bogen vom flammenden Himmel abzeichnet, bekannt. Der dumpfe Pfiff der Sanitätsdiener auf dem Post ist als Zeichen der nahenden Hilfe hoch willkommen, wenn ein Menschenleben in Gefahr schwebt, und bereitwillig weicht alles Fuhrwerk dem Wagen der Rettungsgesellschaft aus.

**Eine interessante Tiergruppe** befindet sich gegenwärtig im Leipziger Zoologischen Garten: Eine Hündin ernährt gleichzeitig einen jungen Viber und eine junge gestreifte Hyäne.

Anfangs Juni d. J. erhielt der Direktor des Gartens, Herr Ernst Pielert, zwei, ungefähr einen Monat alte europäische Viber. Um dieselben am Leben zu erhalten, wurden sie einweilen mittels der Milchflasche ernährt — für den betreffenden Wärter eine Gebuldoprobe; endlich fand sich eine Amme, in Gestalt einer Hündin, ihr wurden die beiden Tierchen, nebst einer auch noch ganz jungen Hyäne, welche im Garten geboren war und von ihrer Mutter nicht ernährt werden konnte, anvertraut.

Was man vorher mit einigem Zweifel ansah, gelang äußerst glücklich: die Hündin nahm die drei kleinen Tierchen an, und bewährte sich als sorgsame Pflegemutter. Leider ging trotzdem gegen Anfang Juli einer der kleinen Viber ein, der überlebende hingegen, sowie die kleine Hyäne haben sich sehr gut entwickelt.

Schon jetzt lassen die kleinen Tierchen die Gewohnheiten erkennen, welche die jeweiligen erwachsenen Verwandten ihrer Gattungen an sich haben; der kleine Viber badet und pumpt sich fleißig, benagt die Bretter des Käfigs sowie die ihm vorgelegten Weidenäste, und nimmt bereits vegetabile Nahrung zu sich, ebenso verzehrt die kleine Hyäne angemessene Portionen gepacktes Fleisch,

welche ihr ab und zu gereicht werden, fast gierig. Die beiden kleinen Pflegebrüder sind untereinander sehr verträglich, was sonst bei derartigen Zusammenstellungen selten der Fall ist.

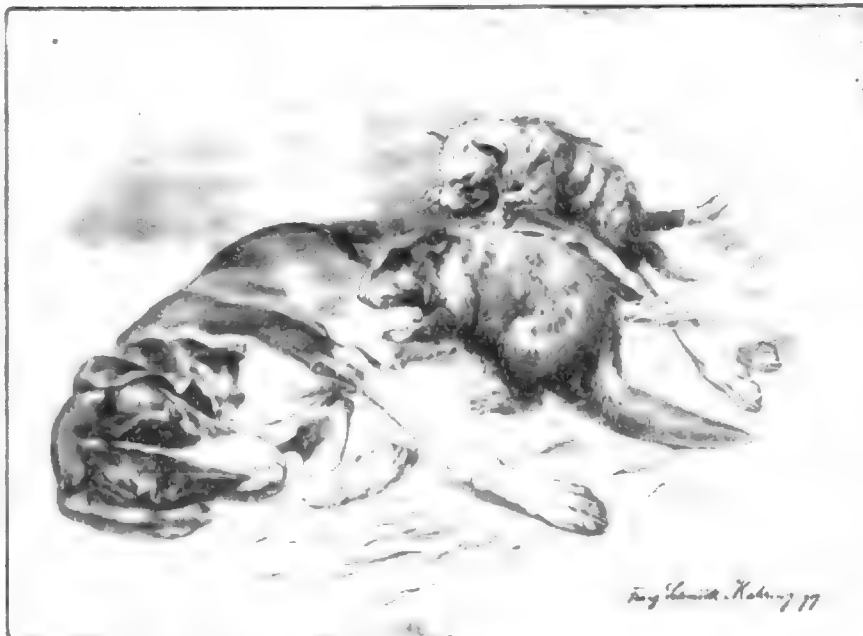
Der aufmerksame Beschauer kann an dieser Tiergruppe, in Bezug auf das pferliche Gebahren, sowie das Zusammenleben der Tiere eine Menge interessante Beobachtungen anstellen. Eine derartige Gruppe kann immerhin als Seltenheit gelten, um so mehr als ähnliche Versuche, verschiedenartige Tiere einer gemeinsamen Pflegemutter anzuvertrauen, fast regelmäßig gescheitert sind.

Frz. Sch. K.

## Zu unseren Bildern.

**Spielgefährten.** Bereits im 13. Hefte des letzten Jahrganges unserer Zeitschrift hatten wir Gelegenheit, unsere Leser mit einem Künstler bekannt zu machen, dessen spezielles Kunstgebiet die Darstellung von Kaninchen ist. Die Beschränkung auf ein solches Stoffgebiet ist nicht neu; seit Wind, der „Kägen-Raffael“, dessen Bilder zu ungeheuren Preisen nach England wanderten, das zierlichste und graziöseste aller Haustiere zum Gegenstande unausgesetzter Studien machte und ihm gewissermaßen die künstlerische Weihe ließ, hat es immer Maler gegeben, die sich in ähnlicher Weise auf die künstlerische Erforschung einer einzelnen Tiergattung beschränkten und hierbei naturgemäß die höchste Virtuosität erlangten. So einseitig ist H. Schlesinger, der Münchener Kaninchen-Raffael, jedoch keineswegs. Daß er auch Menschen, und namentlich Kinder, zu malen versteht, beweist wohl unsere erste Kunstbeilage.

**Ich gratuliere!** Das kleine Bild ist eines der letzten Werke der jüngst so früh verstorbenen hochbegabten Künstlerin Marie Wunsch, deren reizendes Kinderbildchen „Ein Geheimnis“ rasch ihren Namen durch die ganze Welt trug und vielleicht das bekannteste Werk neuerer Kunst geworden ist. Es scheint uns ein gutes Omen, daß wir uns in der Lage befinden, den neuen Jahrgang mit einem Wunschschen Bilde eröffnen zu können. Das kleine Mädchen, das unsern Lesern mit dem kunstlos zusammengerafften Feldblumenstrauß entgegentritt, ist ein echtes Kind, nicht von jener konventionellen Schönheit und Gelehrtheit, wie man sie in der Regel auf



Eine interessante Tiergruppe im zoologischen Garten zu Leipzig.

den Bildern findet, die für das in Sachen des künstlerischen Geschmacks so anspruchsvolle große Publikum bestimmt sind. Wir haben im Laufe der Zeit die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß der Leserkreis des „Universum“ auf einem höheren Standpunkte steht und den Werken echter Kunst ein geläutertes Verständnis entgegenbringt. Daraus erwächst uns die Verpflichtung, bei der Auswahl unserer Illustrationen und Kunstbeilagen mit der größten Sorgfalt vorzugehen, und auch unsererseits an unsere Mitarbeiter die höchsten Anforderungen zu stellen.

**Corona Schröter.** Jedem, der die weiblichen Räume des Goethehauses in Weimar durchwandert, wird das kleine Aquarell des unter Goethe als Direktor der Kunstschule berufenen Malers (H. M. Kraus) aufgefallen sein, das eine der reizendsten Frauengestalten unserer klassischen Literaturperiode, die einst vielumschwärzte Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter darstellt, wie sie, die in allen Künsten erfahren war, eine Antinous-Häße zeichnet. Das ebenso schöne wie begabte und tugendhafte Mädchen, geboren am 17. Januar 1751 zu Guben als Tochter eines kurfürstlich sächsischen Regimentemusikus, hatte eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten und glänzte schon während Goethes Universitätsaufenthalts in Leipzig neben der berühmten Schmeeling im vortigen „Großen Konzert“. Der junge Studirende lernte sie im Breitkopfischen Hause kennen und war glücklich, mit ihr zusammen in den Liebhabertheater-Vorstellungen wirken zu können, mit denen man sich dort die langen Winterabende verkürzte. Als er dann zehn Jahre später in Weimar mit der Neuorganisation des dortigen, von der Herzogin Anna Amalia begünstigten Liebhabertheaters betraut wurde, erinnerte er sich seiner schönen Leipziger Partnerin und befürwortete ihre Berufung als Kammerfängerin nach Altmühl. Hier trat sie bald als Sängerin, bald als Schauspielerin auf; in Goethes „Räuberin“ und seiner „Iphigenie“ freierte sie — um den modernen Ausdruck zu gebrauchen — die Hauptrollen. Der dankbare Dichter setzte ihr ein unvergängliches Denkmal in seinem herrlichen Gedicht „Auf Niedings Tod“, in dem er sie, den Sarg des Theaterneistes bekränzend, aufstehen läßt. Marmorschön, aber auch marmorkühl, glänzte sie in der Gesellschaft durch ihre Anmut wie durch ihren Geist; nur mit dem dichterisch und musikalisch veranlagten Kammerherrn Friedrich Hildebrand von Einsiedel verband sie seit dem Jahre 1786 eine auf tieferer Neigung beruhende innige Freundschaft. Wahrscheinlich schon Anfang der neunziger Jahre zog sie sich nach dem stillen Immenau zurück, wo sie am 23. August 1802 von aller Welt vergessen starb.

Eine junge Prinzessin des Weimarer Hauses setzte mit ihrem eripierten Taschengelde der ersten „Iphigenie“ in dankbarem Gedenken ein schlichtes Grabdenkmal.

**Sommerabend im Judengäßchen.** Ein Kulturbild, wie unsere Nachkommen es kaum noch sehen dürften, hat der geniale Ludwig Anas in seinem figurenreichen Gemälde festgehalten. Mehr und mehr büßen die alten Städte ihre Romantik ein; die düsteren Quartiere mit ihren schmalen Gäßchen und schiefen Häusern machen regelmäßig gebauten Stadtteilen Platz, und überall gewinnen die modernen Neuerungen Raum, die wir vom sanitären Standpunkte aus ja freudig begrüßen müssen. Noch nicht allzu fern liegen die Tage hinter uns, da man das auserwählte Volk in ein enges Ghetto einsperrte, das während der Nacht keiner seiner Bewohner verlassen durfte. Aber was einst als Zwang empfunden wurde, milderte im Laufe der Jahrhunderte die Gewohnheit; die Juden, die einst über ihr Gefängnis klagten, vermögen sich heute schwer zu entschließen, dieses Gefängnis zu

verlassen. Wie ihre Voreltern gelebt haben, so leben sie heute noch: ein unermüdet arbeitendes Leben, verflucht durch die Freude am Gewinn und durch das beneidenswerte Gefühl enger Zusammengehörigkeit. In ihren Tugenden: dem Sinn für das Familienleben und der Mäßigkeit im Genuß, liegen die Wurzeln ihrer Kraft, die Grundlagen ihres Erfolges auf allen Gebieten.

Man betrachte das Bild des unvergleichlichen Meisters einmal mit dem freundlichen Auge des Künstlers oder Kulturbesetzers! Man lasse zuerst das bunte Getriebe in seiner Gesamtheit auf sich wirken und zerlege dann die Darstellung in ihre künstlerisch abgeschlossenen Gruppen! Wie rührend ist der Kreis mit dem Patriarchenloos, umgeben von einer vielförmigen Entschärfung, die zu seinen Füßen spielt und dem Großvater die eigene Jugend wieder vor Augen zaubert. Wie köstlich buntervoll ist auch die Gruppe links! Der hoffnungsvolle Sprößling berichtet über sein erstes Profikönnen; mit freudigem Stolz hört ihm die Mutter zu, mit aufrichtiger Bewunderung die kleine Schwester, während die temperamentovolle Großmutter ihn mit allerlei Einwürlen und Nachschlägen unterbricht, und das kleine Brüderchen, noch nicht angefränkt von der Prosa des Geschäftslebens, trotz der schon vorhandenen Zahnschmerzen Süßigkeiten nascht. Wer das Bild aufmerksam betrachtet, wird auch die ersten Anzeichen einer Decadence im Ghetto nicht übersehen. Den zierlichen, modisch gekleideten Jüngling in der Mitte der Darstellung halten wohl nur noch geschäftliche Interessen im Judengäßchen fest, und die niedliche junge Dame rechts, die so eifrig in ihrem Leihbibliotheksbande liest, sehnt sich sicher auch aus der beimähtlichen Enge in die große Welt hinaus, wo sie in der That keine schlechte Figur machen würde. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir ihrem pikanten Gesichtchen einst in einer der elegantesten Villen des Tiergartenviertels begegnen sollten!

Wer aber in die Geheimnisse des altjüdischen Lebens mit seinen mancherlei Freuden und Leiden eindringen möchte, dem empfehlen wir als den besten Führer durch eine den meisten unserer Leser sicherlich noch unbekannte Welt das kleine Büchlein von S. Kohn, „Prager Ghetto-Bilder“ (Univ. Bibliothek Nr. 1825—26), das manche Perle jüdischer Novellistik enthält.

**Bei Sainer Westengen.** Im Schlosse des Gutsherrn ist eine Deputation erschienen, um Sr. Westengen ein allerunterthänigstes Promemoria über irgend eine wichtige Angelegenheit des zu E. E. Herrschaft gebhörigen Dorfes geborsamst zu Füßen zu legen. Nach längerem Antischambrieren sind die Deutschen endlich vorgelassen worden und treten nun mit dem schuldigen Respekt vor ihren Gebieter, um ihre Bitte vorzutragen. Der Herr Amtmann führt das Wort und ist gerade im Begriff das Schriftstück zu überreichen, das der gelehrte Schulmeister nicht ohne rhetorischen Schwung verfaßt und mit zierlicher Kalligraphie zu Papier gebracht hat. Angestrichen hängen aller Augen am Antlitz Sr. Westengen, der keineswegs immer geneigt ist, den Wünschen seiner „Untertanen“ Gehör zu schenken.

## Welttelephon.

**H. v. B. in Neval.** Gegen die nächtliche Belästigung durch Mäusen empfehlen wir Ihnen, in der Nähe des Bettes ein kleines Stüchchen Zolles aufzuhängen, das mit einigen Tropfen Eukalyptus bestrichen ist.

**H. E. L. Bonn.** Die Lebensart „Ist jemand die Kaffianen aus dem Jener holen“ stammt aus La Fontaines bekannter Fabel „Der Ase und die Rase“.

**H. M., Leipzig.** Die eingekaufte Schriftprobe ist nicht positiv, sondern negativ und enthält den Anfang des Barons-Georgens.

**Carlos I. in Rio de Janeiro.** Der deutsche Schulverleger zur Erhaltung des Deutschunterrichts im Auslande wurde am 15. August 1881 gegründet.

















Das letzte Wort war das einzige in englischer Sprache, das Willens von seinem Aufenthalt in Baltimore her als Gewöhnung beibehalten hatte; es schloß seine Anordnungen ab und er entließ damit den Beauftragten. Doch der Buchhalter blieb gegen seine sonstige Weise heut' noch stehn und brachte zögernd vor: „Soll ich auch eine Notiz bezüglich des Zinsenausbleibs —?“

Der Senator hob den Kopf. „Haben Sie mich nicht verstanden? Es lag Ihnen ob, zur Zinseszinsenrechnung den Vermerk im Buch zu machen. Sollte weiteres geschehen, so hätt' ich's gesagt.“

Nicht erfreulich war's, während solcher Äußerung dem stählernen Blick des Sprechers ausgesetzt zu sein; Detlev Strodttmann verließ jetzt eilig die Stube. Der Zurückbleibende ordnete seine Papiere zusammen, zog eine Schublade des Sekretärs heraus und tauchte seine Hand in die Höhlung. 'Durch einen Fingerdruck an ihrer Oberwandung öffnete sich ein kleines Geheimfach, in dem nichts als ein alter, angegilbter Brief lag, der die Adresse: „An Herrn Hartlieb Wernelen“, wie es schien von einer weiblichen Hand zeigte. Darauf legte er die sorglich gefalteten Bogen mit den Zahlenrubriken und brachte das Gefach wieder zum Verschwinden. Es schneppte zurück ohne eine Spur seines Vorhandenseins zu hinterlassen.

Wald danach ward an die Thür geklopft, Rudolf Willens antwortete: „Derein!“ und ein junger Mann, zwei Wechselformulare in der Hand haltend, trat über die Schwelle. Dem erteilten Auftrag gemäß war's Manhart Osterling, einer der Geschäftsbediensteten, seit dem vorigen Jahre vom Lehrling und Gehilfen zum Commis aufgerückt. Er mußte ungefähr zwanzigjährig sein, war von hochaufgeschossenem Wuchs, und sein mageres, blaßfarbiges Gesicht sprach von täglicher langstündiger Kraftanspannung in gebückter Haltung und dumpflustigem Raum; der Senator hatte offenbar keine Augen dafür, daß der junge Mensch sich überarbeitete, ließ im Gegenteil bei jedem Anlaß seine Strenge an ihm am rücksichtslosesten aus. Sichtlich waren die Züge Osterlings von der Natur einnehmend gebildet und wohl zu einem hübschen offenen Ausdruck veranlagt worden, aber etwas Bedrücktes hatte sich verlümmert darüber gelegt. Das Gesicht besaß weder Jugendfrische, noch -freudigkeit, die Stirn erschien wie schon von frühen Sorgen verschattet; nicht gerade Schüchternes, doch Gezwungenes redete aus seiner Haltung, wie er, mit niedergeschlagenen Augen und mechanisch die Blätter zwischen den Fingern hin und her bewegend, dastand. Willens drehte den Kopf nicht nach ihm, trotzdem sagte er: „Warum steht Er so da, als hätte Er etwas Unrechtes begangen und ein schlechtes Gewissen? Oder meint Er vielleicht, daß

Ihm unrecht geschieht? Er sollte doch wissen, daß man Wechsel nicht mit den Fingern zerknittert.“

Es gehörte dem Angeredeten zum Widerwärtigsten, in die Stube des Chefs beordert zu werden, da er sie fast niemals verließ, ohne eine kränkende Zurechtweisung erduldet zu haben. Dieser im voraus gewiß, hielt er stets beim Eintreten die Augen gesenkt, um nicht durch ihren Ausdruck das innerlich in ihm Vorgehende zu verraten; so hatte er nie entdeckt, daß der Senator trotz des abgekehrten Gesichts ihn in einem kleinen Spiegel an der Innenwandung des Schreibtisches deutlich wahrnahm und daß sich daraus die abfällige Beurteilung des Thuns und Wesens des hinter seinem Rücken Stehenden erklärte. Augenscheinlich war's ein Spioniersystem, das Rudolf Willens zu unvermerkter Beobachtung seiner Comptoirleute ausgesonnen und das dem Mißtrauen, das er gegen alle und ganz besonders gegen Manhart Osterling in sich trug, entsprach.

Der letztere erwiderte nichts, er rechtfertigte sich nie, sondern schwieg bei jedem ihm gemachten Vorhalt. Nun gebot der Senator, sich umdrehend, mit einem Wink: „Geb' Er her!“ nahm die beiden Blätter und prüfte ihren Inhalt. Es war ein auf Zahlung an den Baron Verwalt von Wenckstern ausgefertigter Wechsel im Betrage von zehntausend Courantmark und ein gleichlautender von ihm zu unterzeichnender Schuldschein. Das erste Blatt versah der Kaufmann in kräftigem Zug mit der Unterschrift, „Christian M. Willens“, wandte danach den Kopf gegen Manhart Osterling und sagte: „Morgen ist Sonntag. Er kann Seine Muße dazu benützen, diesen Wechsel an den Herrn Baron von Wenckstern auf Groß-Wartenbel zu überbringen. Die Entschädigung, die ich einem Boten dafür bezahlen würde, rechne ich Ihm zu gut. Damit kann Er sich etwas extra verdienen, um der Bedürftigkeit bei Seinen Eltern abzuhelpen. Das wird Seine Sohneschuldigkeit mir hoffentlich zu Dank wissen. Den Schuldschein läßt er vom Herrn Baron unterschreiben, danach händigt Er den Wechsel aus. Benehm Er sich schicklich, wie's einem bei mir Bediensteten geziemt; der Herr Baron ist mein alter Freund. Wenn Er zeitig geht und sich nicht aufhält, kann Er um Mittag zurück sein und den Nachmittag Seine Zeit noch nützen. Weiß Er den Weg nach Wartenbel?“

„Ich werde ihn schon finden, Herr Senator.“

„Er ist immer oben hinaus. Die verständige Antwort wäre gewesen, daß Er sich erkundigen wird. Sobald Er zurückgekommen ist, bringt Er mir das Accept.“

Willens schloß die beiden Papiere in einen Umschlag und streckte die Hand nach einer vor ihm liegenden gehäkelten Geldbörse, aus der er eine mittel-

große Silbermünze herausnahm. Diese zugleich mit dem Couvert dem Commis hinreichend, äußerte er: „Vor'm Landsee kommt Er am Robiskrug vorbei. Sein letztes Monatsgalair hat Er vermutlich durchgebracht und keinen Heller in der Tasche. Ich gebe Ihm das als Vorschuß, dafür lasse Er sich im Krug ein Schinkenbrot und Rührei machen. Wenn Er unterwegs am Knick von den ersten weißen Blumen findet, so pflücke Er einen Strauß und bringe ihn für meine Tochter mit. Sie hat Gefallen dran, da spare Er seinen Rücken nicht, sich öfter zu bücken.“

Unwillkürlich kam dem Beauftragten vom Mund: „Meinen der Herr Senator die Waldanemonen?“

„Was weiß Er von dem Namen? Da muß Er wieder Seine Zeit nutzlos damit vergeudet haben, Alotria zu treiben, sonst wüßte Er nicht, wie die Kräuter heißen. Nehm' Er sich für Seine Eltern zusammen, rate ich Ihm, wenn Er bei mir im Brot bleiben und es zu etwas bringen will. Er kann gehen. Well.“

Manhart Osterling verließ lautlos die Stube, der Senator stand jetzt auf und richtete den Blick auf die Thür, durch die der junge Mann verschwunden war. Aus seinen Augen sprach etwas hervor, doch was es sei, ließ sich ihnen nicht entnehmen; nun schloß er den Sekretär, zog seinen Überrock an, nahm den Hut und den silberbeknausten Stod und trat durch eine andere Thür des Zimmers gradvor auf den Flur hinaus. Der Dielenladen war augenblicklich ohne Rundschaft, hinter dem Tisch stand der alte Wollenweber, die Mußezeit nuzend, um dünnen Bindfaden für irgendwelchen Nutzweck mit einem Messerchen in gleichlange Stücke zu zerschneiden. Vorübergehend sagte Rudolf Willens: „Guten Abend, Daniel“, aber er wendete im Schritt nach rechts gegen den Ladentisch um und fragte: „Was treibt Ihr da? Habt Ihr Euch ein neues Messer angeschafft? Ist es scharf?“

Er nahm das auf der Platte liegende kleine Federmesser mit perlmutternem Heft zur Hand und prüfte die Klinge am Nagel, der alte Weiskopf erwiderte: „Nein, ich hab's schon länger, Herr Senator.“ Dieser nickte, von der Probe befriedigt: „Es ist noch gut. Ich brauche grad' eins und will's Euch ablaufen, Daniel, wenns' Euch recht ist. So viel wird's wohl ungefähr gekostet haben.“

Mit den langen schmalen Fingern zog er unter den Maschen seiner Börse einen holländischen Dukaten hervor, legte ihn auf den Ladentisch und begab sich weiter zur Hausthür hinaus. Der von ihm eingehandelte kleine Gegenstand mochte kaum den zehnten Teil des Wertes besitzen, aber es war eine alte Marotte von Rudolf Willens, wenn er Daniel Wollenweber mit einem Federmesser hantierend antraf, ihm dies und immer für den nämlichen Preis

abzukaufen; in einem Schubfach seines Schreibtisches hatte er eine ganze Sammlung und konnte nicht genug davon bekommen. So sah der Empfänger des Goldstückes ihm ohne eigentliche Verwunderung nach, nur mit einem dankbaren Blick. Er war nicht sonderlich gestellt, bezog noch daselbe Gehalt fort wie vor einem halben Jahrhundert unter Christian Willens, und solch gelegentlicher Zuschuß durch die närrische Sammeliebhabelei des Senators bildete für ihn eine erfreuliche Einnahme; doch in die Freude, die seine nachblickenden Augen kundgaben, mischte sich ein eigentümlicher, wie mitleidiger Ausdruck, als sei's ihm ein neuer Beleg, daß es im Kopf des Herrn nicht ganz richtig stehe.

Der letztere ging draußen durch den Ratrepel und die anstoßenden Straßen weiter. Höchst Stillschlagendes lag in seiner Haltung und äußerst Ruhiges in seiner Bewegung; sie sprach von einem Gleichgewicht der Lebensjahre, die über heftige Erschütterungen von außen oder innen her hinaus seien. Von den ihm Begegnenden wußte fast jeder, es war der Herr Senator Rudolf Willens, und viele besaßen auch Kenntniss davon, er gehe an den Hafen hinab, um die ihm gehörige, nach seiner Tochter genannte Schonerbrigg „Margarete“, deren glückliche Rücklehr signalisiert worden, einlaufen zu sehen. Überall, wo er vorüberkam, wurden die Hüte vor ihm gezogen, und er erwiderte ebenso höflich-beflissen den Gruß. Aber wie respektvoll man auch den Magistratsheeren und reichen Handelsherrn begrüßte, er wußte, in keinem sei das Gedächtnis ausgelöscht, daß ein dunkler Fleck auf seiner Vergangenheit haften.

Sonnabend war's, und die Comptoirarbeit ward nach altem Herkommen zeitiger als an den übrigen Wochentagen beendet. Die schweigsame Art, in der es geschah, bildete ein Kennzeichen des Hauses; ungeachtet der Abwesenheit des Senators verließen alle Angestellten den Geschäftsraum ebenso geräuschlos, wie wenn er sich nebenan befunden hätte. Er übte aus der Entfernung seine Macht, wie in der Nähe, die von ihm vorgeschriebene Ordnung glich dem Triebrad einer Maschine, die Funktion jedes ihrer Teile aufs genaueste regelnd. Im Ratrepelhaufe beherrschte er ein kleines Reich, in dem es allein seinen Willen gab, keinen andern. Wie er in der Stadt nur respektiert, nicht wirklich geachtet wurde, so ward er von seinen Untergebenen nur gefürchtet, nicht geliebt.

Erst draußen auf der Straße öffneten die Fortgehenden den Mund, miteinander zu sprechen; hier war's ihnen nicht verboten und der Bannndruck, den die Luft des Hauses ausübte, von ihrer Brust genommen. Manhart Osterling begleitete sie nicht, sondern hielt sich noch als der letzte im Comptoir

auf. Er war nicht geselliger Natur und stand zu den andern in keinem näheren Verhältnis; außerdem mußte ihm besonders daran gelegen sein, vor dem Weggang alles an seinem Platz in untadelige Ordnung zu bringen, da sein Chef zumal am Sonnabend stets eine Besichtigung vornahm, und ihn bei einer etwaigen Außerachtlassung mit Sicherheit am Montag Morgen ein Unwetter erwartete. Nun hatte er dem sorglich vorgebeugt und begab sich gleichfalls auf den Heimweg. Doch im Flur hielt Daniel Wollenweber ihn vom Ladentisch aus mit der Frage an: „Hat's Staub heut' bei euch im Comptoir gegeben? Mich deucht's, du hast was davon in den Augen.“

Der Alte kannte den jungen Commis von Kindesbeinen auf und rebete ihn noch so an, wie er's damals gethan; er hatte von Tag zu Tag nie auf den Gedanken kommen können, darin eine Änderung zu machen. Der Befragte zuckte nur antwortlos die Schulter; wohl stand seinerseits auch er mit dem Weißkopf auf einem befreundet-vertrauten Fuß, aber bei derartigen Äußerungen desselben verhielt er sich schweigsam. Denn nach solcher Richtung setzte er keinen sicheren Verlaß auf Daniel Wollenweber, da dieser unter den Handlungsbediensteten in den Ruf oder Verdacht geraten war, daß er der einzige im Hause sei, der Rudolf Willens nicht fürchte, sondern ihm — aus welcherlei Gründen konnte man nicht sagen, höchstens mutmaßen — innerlich anhänglich sei. So war's nicht ratsam, bei ihm etwas zu erwidern, was er vielleicht dem Senator hinterbrachte, und Manhart hatte trotz seiner Jugend Übung erlangt, den Mund vorsichtig verschlossen zu halten. Er wollte vorübergehen, doch der Alte winkte ihm, ein Kupferstück zwischen Daumen und Zeigefinger fassend, an den Tisch heran und sagte: „Das hast du wohl noch nicht; es kam heut' ein und ich hab's für dich zurückgelegt.“

Der junge Mann besaß einen seit Jahren angehäuften Schatz von äußerst geringem Wirklichkeitswert, doch für sein Vorstellungsvermögen etwas Köstliches. Eine Sammlung ausländischer Kupfermünzen war's, zum größten Teil aus dem Willens'schen Ladenschubfach stammend; Wollenweber suchte ihm solche Stücke heraus und ließ sie der Kasse nach dem Preis, den er sonst für sie löste, vergüten. An Feiertagen betrachtete Manhart Osterling öfter diesen, ihm von keinem beneideten Schatz; dann erging seine Phantasie sich in den fremden Ländern, aus denen die Münzen gekommen, und schuf sich Bilder, durch welche Hände sie schon gegangen seien. Der Senator hatte eines Tages davon erfahren, aber da es sich um Geld und in gewisser Weise um Bereicherung kaufmännischer Kenntnisse handelte, keine abfällige und kränkende Bemerkung daran geknüpft,

sondern nur vorgeschrieben, daß die Stücke jedesmal ihrem Metallwert entsprechend bezahlt würden. Denn er achtete mit gleicher Genauigkeit auf das Kleinste wie auf Großes.

In den Augen des Empfängers leuchtete kurz etwas Freudiges, wie er das ihm neue, eine argentinische Kupfermünze mit einem weiblichen, von Sternen überwölbten Bildnis, mutmaßlich ein Sinnbild der Republik darstellend, zur Hand nahm. Aufmerksam besah er sie und fragte, was er dafür geben solle; Daniel Wollenweber antwortete: „nen Sechsling, mein' ich. Man könnt' beinahe glauben, sie stellte unser Fräulein vor, wenigstens im Gesicht hat sie ein ganz Teil von Ähnlichkeit.“

Der junge Commis hatte die Hand nach seiner Tasche niedergestreckt, doch besann sich jezt plötzlich anders und warf die Münze mit den Worten: „Die ist mir keinen Sechsling wert!“ klirrend auf die Tischplatte zurück. Mißachtliches klang aus dem Ton, und im gleichen fügte er hinterdrein: „Für das Fräulein soll ich morgen meinen Rücken nicht schonen, hat ihr Vater mir befohlen, und ihr unterwegs Blumen pflücken.“

Vom oberen Stockwerk her war völlig geräuschlos ein leichter Fußtritt über die Treppe und den Flur gekommen und unbemerkt hatte eine weibliche Gestalt nur in geringer Entfernung den Schritt angehalten; nun begab sie sich weiter, so daß ihre bis dahin vom trüben Licht wie überschleierten Züge unterscheidbar wurden. Wer einmal das Elbildnis der verstorbenen Frau des Senators gesehen, erkannte auf den ersten Blick, es müsse ihre Tochter sein. Das gleiche länglich-schmale, etwas blasse Gesicht ward von glatt an den Schläfen niedergescheitelten braunen Haaren eingefasst, und auch Augen der nämlichen Art und Farbe sahen daraus hervor. Nur war, dem Alter gemäß, alles jugendlicher, als an der Mutter, und mädchenhaft. Margaret Willens schritt, zu einem Ausgang angezogen, der Haustür zu und mit einem kurzen: „Guten Abend, Wollenweber,“ vorüber. Den Commis, der ihr den Rücken zugewandt hielt, schien sie nicht zu sehen, oder wohl wahrscheinlicher nicht zu beachten. Ihre Miene zeigte nicht gerade Hochmütiges, aber aus ihrem Verhalten sprach etwas derartiges.

Der Alte erwiderte: „Guten Abend, Fräulein Margaret,“ und schwieg, bis sie draußen auf der Straße war. Dann kam ihm etwas gedämpft vom Mund: „Ich glaube, sie muß gehört haben, was du sagtest.“

Manhart Osterling versetzte mit einer gleichgültigen Bewegung: „Meinethalben kann sie's.“

„Auch schon, was ich vorher meinte, von ihrer Ähnlichkeit mit dem Bild und daß es dir keinen Sechsling —“





nicht ganz, wenn er spürt, daß er bloß Luft für sie ist; aber klüger wär's schon von ihm, sich nichts draus zu machen, oder wenigstens es nicht an der Nase zu zeigen. Na, dann will ich mir das Ding zum Andenken an die gute Frau aufheben, mir ist's schon so viel wert."

Gewissenhaft zog der Alte einen Sechsling aus der Tasche, ließ ihn durch den Tischspalt klappern und steckte danach erst die durch Kauf rechtlich in seinen Besitz gelangte fremde Münze zu sich. Er wußte wohl, daß Manhart Osterling es nicht leicht in seiner Stellung habe, und begriff und beschwich-tigte nach Kräften die meistens niedergedrückte Stimmung desselben, aber in den Gemütszustand des jungen Mannes konnte er sich mit bestem Willen doch nicht richtig hineinversetzen. Jener stand im Zusammenhang mit noch einem andern dunklen Punkt in der Vergangenheit des Senators, wenn auch nicht ehroser Art, so doch für Manharts Leben von schwerstem, bedrückendstem Gewicht. Margaret Willens war diesem nur widerwärtig als Tochter ihres Vaters, sonst beließ ihr Wesen ihn völlig gleichgültig. Aber der einzige Mensch in der Welt, den er aus tiefster Seele haßte, war Rudolf Willens. Und er trug wohl eine Berechtigung dazu in sich.

Der Grund dafür lag um ungefähr sieben Jahre zurück. Er war der einzige Sohn eines aus Ostpreußen her als Gesell in die Stadt eingewanderten Drechslers Jänicke Osterling, der hier Arbeit gefunden hatte, geblieben, schließlich Meister geworden war und sich verheiratet hatte. Geschickt und fleißig, fand er gute Rundschaft, so auskömmlich, daß er nach und nach einiges zu erübrigen vermochte, um sich den größten Wunsch zu erfüllen, daß sein Junge die gelehrte Schule besuchen und über den Handwerkerstand hinauskommen solle. Manhart zeigte sich nach dem Urteil der Lehrer vortrefflich veranlagt und lerneifrig, so daß er rasch vorwärts kam. Doch eine Armschwächung, von der sein Vater befallen wurde, behinderte diesen schlimm in der Ausübung seines Gewerbes und verringerte die Einnahmen von Jahr zu Jahr; nur mit äußerster Anstrengung und Einschränkung vermochte er noch die Mittel zu beschaffen, den Knaben auf der Schule fortzuerhalten. In dieser Bedrängnis wendete er sich an den Senator Willens, für den er viel gearbeitet und dessen volle Zufriedenheit er sich erworben hatte; auch an Manhart schien derselbe ein gewisses Wohlgefallen zu finden, erkundigte sich öfter bei ihm nach seinen Fortschritten im Lernen, wenn er ab und zu mit seinem Vater, um etwas zu tragen, ins Haus kam. So getraute sich Jänicke Osterling, an den Senator die Bitte um ein kleines verzinsliches Anlehen zu richten, damit er seinen Sohn auf dem Gymnasium belassen könne. Doch Rudolf Willens schlug dies rundweg ab. Und

zwar stieg er bei einem Ausgang selbst die drei Treppen zur dürftigen Behausung des Drechslers hinauf, mündlich die Antwort auf das Gesuch des letzteren, das Manhart geschrieben hatte, zu bringen. Dieser war mit in der Stube zugegen, als der Senator eintrat und die Bitte Osterlings kurz dahin beschied, auf derartiges lasse er sich nicht ein, da mit Gewißheit vorauszusehen sei, daß er weder die Zinsen bezahlt, noch das Kapital jemals zurück erhalten würde. Im übrigen schlage es aller gesunden Vernunft ins Gesicht, bei solchen Umständen einen Sohn studieren lassen zu wollen; statt Geld zu kosten, müsse der Junge schnellmöglichst selbst Geld verdienen, nach Pflicht und Schuldigkeit den Eltern in ihrer Notlage behilflich zu sein. Dem fügte Rudolf Willens hinzu, er habe heut' aus dem Brief ersehn, daß Manhart eine deutliche Handschrift besitze, und sei deshalb bereit, ihn als Lehrling ins Geschäft zu nehmen und, wenn er sich ordentlich mache, vom nächsten Jahr an ihm auch ein kleines Salär auszusehen. Den Vater traf der abschlägige Bescheid hart, doch ließ sich diesem nichts entgegenhalten, vielmehr war von ihm fraglos mit rücksichtsloser Verständigkeit das Richtige und allein Mögliche hingestellt worden, denn von keiner andern Seite war eine günstigere Antwort auf das Anlehensgesuch zu erhoffen. So mußte der Drechsler sich mit innerlichem Kummer drein ergeben, dem Senator noch zu Dank für dessen Angebot sein, und um eine Woche später kam der Knabe als Lehrling ins Willens'sche Comptoir.

Damals war er im vierzehnten Jahre gewesen und hatte zunächst selbst noch nicht recht begriffen, was mit ihm geschehen sei. Aber allmählich wachte die Erkenntnis in ihm deutlicher auf, erfüllte sein Gemüt mit tiefer Verbitterung. Seinem armen Vater, der nur unter schwerstem Zwang gehandelt, konnte er keinen Vorwurf machen, sondern sein ganzer, noch knabenhafter Haß wandte sich auf den reichen Kaufherrn, der mit dem Einsatz einer für ihn nichts bedeutenden Summe das Unglück abzuwenden vermocht hätte. Denn als solches, als größtes seines Lebens, empfand Manhart mehr und mehr die Nötigung, daß er von dem erhofften gelehrten Beruf absteigen und zum Kaufmann werden mußte. Nicht nur reiche Begabung für jenen hatte er besessen, auch ebenso starken inneren Drang, für sein Alter sich bereits eine überraschende Geistesbildung erworben gehabt und Kenntnisse eingesammelt. In der ersten Zeit lag er des Nachts oft heimlich weinend, mühsam lautes Aufschluchzen verhaltend, im Bett, dann, wie er zum Jüngling heranwuchs, ward er trozig, stumm in sich verschlossen. Klar erkannte er jetzt, wie unumgänglich notwendig sein Berufswechsel gewesen, denn nach Ablauf einiger Jahre stellte sich bei seinem Vater eine vollständige Läh-

mung der linken Hand ein und er blieb nur noch imstande, mühseligst mit der rechten geringfügige kleine Arbeiten auszuführen. Seine Frau war unermüdlich thätig, sie nähte und wusch um Verdienst; aber ohne die Gehaltsentnahme des Sohnes hätten sie den Lebensunterhalt und die Wohnungsmiete nicht erschwingen können. Und auch mit diesem Zuschuß wären sie einmal dem Hunger preisgegeben gewesen, wenn sich nicht noch eben rechtzeitig ein Glücksfall zugetragen. Ein Kaufmann, an den in besseren Tagen der Drechsler eine beträchtliche Forderung gehabt ohne sie bezahlt zu erhalten, weil jener Konkurs gemacht, hatte sich in Amerika wieder heraufgebracht und übersendete seine Schuldsomme, welche gerade noch die Osterling'sche Familie vor dem Schlimmsten behütete. Seitdem war solche äußerste Bedrängnis nicht mehr wiedergekehrt, da mit dem Vorrücken des Lehrlings zum Commis sein Salär sich gebessert hatte und einigermaßen für das Notwendige ausreichte.

Doch diese Einsicht Manharts, daß seine Eltern zu Grunde gegangen wären, wenn er sie nicht schon als halber Knabe zu unterstützen vermocht hätte, diente keineswegs dazu, die Erbitterung in ihm zu mäßigen. Er war ein vortrefflicher Sohn, liebte und ehrte seine an Bildung weit unter ihm stehenden Eltern von ganzem Herzen, niemals kam ihm bei ihnen eine Klage über die Lippen, und es bildete sein einziges Glück, daß er durch seine Arbeit ihr Leben erhalten und erleichtern konnte. Aber der nicht unterdrückbare Schmerz über sein eignes verfehltes Leben ließ ihm nicht klar werden, es liege ein Widerspruch darin, daß seine Empörung über die kalt verstandesmäßige Hartherzigkeit des Senators sich in ihm von Jahr zu Jahr noch mehr verstärkte. Allerdings kam die Behandlung, die er fast täglich von Rudolf Willens erlitt, hinzu; keiner seiner Kollegen unterlag einer so nachsichtslos strengen Aufsicht im Geringfügigsten wie im Wichtigsten. Gleich einem Knaben wurde er noch immer gescholten und was er auch mit tiefem Mißmut empfand, mit „Er“ angeredet wie ein Knecht. An sich wäre dies ihm wohl gleichgültig gewesen, wenn es auch sonst den jüngeren Bediensteten gegenüber nur in wenigen Handlungshäusern vom Chef mehr geschah; doch er fühlte jedesmal an dem Wörtchen, daß es richtig angewandt, daß er in der That ein Knecht des Senators sei. Ein wehrloses Geschöpf, mit dem Willkür und Laune des letzteren nach Belieben verfuhr, das sich stumm bei der Mißhandlung niederbücken mußte, um nicht das Brot für seine Eltern zu verlieren. Und am meisten mit Bitternis erfüllte ihn dabei, daß der Mann, den er innerlich so tief haßte, eine gewisse Berechtigung hatte, sich ihm gegenüber noch als ein Wohlthäter zu gebärden. Sein Handeln war

gemüthsleer und vermutlich nur von richtiger eigner Vorteilsberechnung eingegeben gewesen, aber er konnte immerhin den Sachverhalt so ausdeuten, daß durch seinen Rat und seine That die Osterling'sche Familie vorm Verhungern bewahrt geblieben sei.

Nun ging Manhart durch den Katrepel seinem Elternhause zu, doch vom nächsten Weg um eine Ecke abbiegend, denn in einiger Entfernung vor ihm hatte Margaret Willens angehalten und stand mit jemand im Gespräch. Wenn er an ihr vorübergegangen wäre, hätte er sie grüßen müssen, und das wollte er nicht, heut' besonders nicht. Es legte ihm keine große Mühe auf, morgen unterwegs einen Anemonenstrauß für sie zu pflücken, für sich selbst hätte er's mit Freuden doch gethan, aber daß es ihm befohlen worden war wie einem halbwichsigen Laufburschen, setzte ihm die Tochter des Senators augenblicklich in ein noch widerwärtigeres Licht, als gewöhnlich. Dazu konnte er sich im voraus deutlich vorstellen, wie sie die Blumen wortlos, mit dem schweigenden Hochmut in Empfang nahm. Zu danken brauchte sie ja nicht dafür, er war ein Diener ihres Vaters und hatte selbstverständlich zu thun, was ihm geheißen wurde. Schon als kleines Mädchen war sie ihm unangenehm gewesen, er hatte als Lehrling manchmal vom Senator den Auftrag erhalten, ihr bei der Herstellung eines Spielwerks zu helfen, und immer dabei das Gefühl gehabt, sie betrachte ihn als einen ihr Untergebenen, den sie nach ihrem Belieben kommandieren könne, mit ihr zu spielen. Jetzt hielt sie in der Straße ihm die Augen gerade entgegengerichtet und mußte sehen, daß er vor ihr abbog. Aber das mochte sie, er empfand eine Genugthuung darin, wie zuvor im Laden, daß sie seine Äußerung angehört habe.

Sein Ziel lag nicht weit entfernt, in der Schusterstraße, auch einer der engsten und ältesten des Altstadtkerns; ihr Name stammte nicht von dem Handwerk, das er bezeichnete, sondern aus der hanfsichen Zeit, in der man alle Gewerlbetreibenden unter der Benennung „Schuster“ zusammengefaßt hatte. Jetzt war in ihr kleiner Ladenbetrieb aller Art durcheinander gemischt; von einem Gedanken erfaßt, trat Manhart einmal rasch in eine offenstehende Thür und kaufte ein Stück schmackhafter Mettwurst ein. Er trug den ihm für morgen behändigten Zehrpennig in der Tasche, konnte sich für etwaigen Hunger mit einem Stück Brot begnügen und das auf solche Weise Ersparne nützen, heute Abend seine Eltern durch eine ungewohnte Zukost zu überraschen. Um ein paar Häuser weiter stieg er in einem alten, übertragenden Bau die Treppen zum dritten Stockwerk hinan. Ganz genau kannte er jede der Holztufen, sie lagen schon in tiefem Dunkel, doch er sah gleichsam mit dem Fuß, fühlte an der Art ihrer

Ausschürfung, auf welche er trat. So oft zur Winterzeit war er als Knabe über sie in noch voller Morgenfinsternis hastig hinuntergesprungen, rechtzeitig in die Schule zu kommen; damals hatte, ihn erwartend, ein fröhlicher Gedanke auf jeglichem Brett gehockt, sich ihm angehängt, um ihn auf seinem Schulweg zu begleiten. Dann war es anders geworden, nun schon seit kaum mehr ausdenkbarer Zeit, daß er mit so schweren, matten Füßen die Treppe auf- und niedergestiegen, als ob ein böser Zauber ihn vom Knaben zum müden Greis verwandelt habe, und nur bittere Gedanken hatten sich von den dunklen hohl-dröhnenden Stufen aufgerichtet, schwer drückend sich ihm auf Leib und Seele zu lasten.

Oben empfing ihn ein winziger Vorraum, in den ein kleiner Verschlag als Küche hineingebaut worden. Darin stand Vena Osterling, die Mutter, auf einigen Spänen die Abendsuppe zubereitend; man aß, wenn's anging, noch bei Tag, um die Kosten für Licht zu ersparen, und legte sich mit dem Dunkelwerden zu Bett. Die Frau sah bei dem Schall des heraufkommenden Fußtrittes aus der Verschlagthür und fragte: „Bist du's Manne?“ Er antwortete, ihr die Mettwurst hinreichend, mit heiterem Ton: „Ja, Mutter; hier ist ein bißchen zu abend.“ Mit den schwer verarbeiteten, hageren Händen nahm sie's, und ein flüchtiger Aufglang ging durch ihre runzelumfurchten Augen. Ehtes verband sich darin mit Künstlichem; von dem Zeichen seiner fürsorglichen Sohnesliebe war sie wirklich beglückt und wollte durch ihren Mienen Ausdruck zeigen, daß sie von der guten Speise erfreut sei; sie suchte ihn mit den Augen zu täuschen, wie er sie durch den fröhlichen Klang seiner Stimme. Doch hinter seinem Rücken veränderte sich ihr Blick, ein mütterlicher Schmerz löschte zuckend den kurzen Glanz darin aus. Vena Osterling war eine sehr einfache, seit langem Tag und Nacht mit Mühsal und Sorgen ringende Handwerkersfrau und konnte sich keine rechte Vorstellung davon machen, was im Inneren ihres Sohnes vorging, der doch für sein Alter eine ganz gute und sichere Einnahme hatte. Aber unverkennbar war's, daß aus dem munteren Knaben ein stiller, bedrückter junger Mann geworden, und sein Anblick erfüllte ihr das Gefühl mit täglicher Bekümmernis.

Manhart trat durch eine Thür in einen schmalen, kaum mehr als manneshohen Raum und sagte: „Guten Abend, Vater.“ Wohnstube und Werkstätte in einem war's; am Fenster stand eine Drechselbank und neben ihr im noch ziemlich hell einfallenden Licht Jänide Osterling an einer Arbeit beschäftigt. Doch sie ließ sich kaum anders als eine Spielerei benennen, mehr vermochte er mit der einen fähigen Hand nicht zu leisten, die ein Kehleisen handhabte, während sein

Fuß das Triebrad in Bewegung hielt. Das graue Haar fiel ihm in die gutausgebildete Stirn, in der man die seines Sohnes wiedererkannte, und ebenso zeigten die Augen beider sich von gleicher Art und Farbe. Nur war im Gesicht Manharts alles nicht allein jugendlicher, sondern auch verfeinerter, doch augenscheinlich hatte er es im wesentlichen als Erbteil einer im Handwerkerstande nicht gewöhnlichen väterlichen Veranlagung empfangen. Von früh auf mit anderer Nahrung versehen, wäre mutmaßlich auch der Geist des Drechslers für eine höhere Ausbildung wohl befähigt gewesen, und daraus mochte sich der ehemalige starke Drang in ihm erklären, seinem Sohn das zukommen zu lassen, was ihm selbst versagt geblieben. Aber aus dem Anblick Osterlings, seinen intelligenten Zügen, ließ sich empfinden, in der dumpf niedrigen Stube habe den Knaben keine geistig schlechte Luft umgeben. Der Raum stand gewiß zu allem, was man in der Welt vornehm und fein hieß, in stärkstem Gegensatz, doch so wie er von sorglichster äußerer Sauberkeit Zeugnis ablegte, war fraglos nichts menschlich Unwürdiges und Gemeines in ihm zu Hause.

Jänide Osterling erwiderte jetzt: „Guten Abend, Manhart,“ und legte sein Werkzeug zur Seite, dem Ankömmling die Hand reichen zu können. Mit einem festen Druck that er's, das war die Sprache, in der sein Inneres sich gegen den Sohn ausdrückte; mit Worten rührte er nie an den Zusammenbruch der Hoffnung, die sie beide vormals gehegt. Als praktisch verständiger Mann hütete er sich selbst und Manhart vor der Erneuerung nutzloser Klage, die nicht dazu beihalf, das Leben zu überwinden. Auch über den Senator Wilkens kam ihm nie eine herbe Äußerung vom Mund; es war thöricht gewesen, von jenem anderes zu erwarten, der Kaufmann hatte nur kaufmännisch in nüchtern richtiger Beurteilung der Sachlage gehandelt, und wo der Verlust einer Geldsumme in sicherer Aussicht stand, geriet überall die menschliche Empfindung zum Schweigen. Das war in der Welt so, eine harte Mauer, die man nicht mit dem Kopf durchrennen konnte; der Drechsler sah in seiner Art mit philosophischen Augen und kühler Menschenbetrachtung in den Gang der Erden- dinge hinein. Doch heimlich in ihm brannte und blutete eine Wunde, daß er als eine drückende Last auf seinem Sohn liege, zu eigener Arbeit unfähig, sich von ihm ernähren lassen müsse. Dies bitterliche Gefühl zu übertäuben, setzte er sein Rad in Schwung, dann konnte er bei dem Surren sich manchmal einbilden, es sei wie in guter Zeit und er schaffe rüstig für den Unterhalt und die bescheidene Lebensfreude von Weib und Kind mit dem Vorblick auf eine frohe Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

70



eigenen Landwirtschaft seien. Als wir unseren Reisehunger gestillt hatten, bestand unser Wirt mit ebenso liebenswürdiger, wie echt italienischer Hartnäckigkeit darauf, uns noch einige Eigentümlichkeiten des alten Familienhauses zu zeigen. Es ist ein zweistöckiges Gebäude mit wuchtigem Mauerwerk, in dessen Erdgeschloß sich hie und da noch Reste mittelalterlicher Architektur finden, so daß die Vermutung nicht unbegründet erscheint, die Fundamente seien longobardischen Ursprungs. Eine steinerne Wendeltreppe führt bis zur Loggia, alias Speicher, und auch die Fußböden sind ausnahmslos mit roten Sandsteinfliesen geplättet. Eigentümlich muteten mich die Wandmalereien an, mit denen der Vater des jetzigen Besitzers das Treppenhaus geschmückt hatte: Barbarossa steigt mit seinem Gefolge feierlich die Stufen hinan. Auch an einigen Zimmerdecken finden sich Spuren von dem künstlerischen Geiste des alten Herrn, deren dilettantisch-phantastische Originalität den Räumen ein fast ehrwürdiges Gepräge gab. — Vor dem Schlafengehen erfuhren wir, daß für die beiden folgenden Tage ein Ausflug zum „Onkel in den Bergen“ geplant sei. Da dieser Ausflug zu den eigenartigsten Erlebnissen meines ganzen italienischen Aufenthaltes gehört, so sei mir gestattet, davon mit einiger Ausführlichkeit zu erzählen.

Als wir am andern Vormittag die Balkonthür unseres Zimmers öffneten, lag vor unseren Blicken eine weite Landschaft im klaren Frühlingssonnenschein. Zu unseren Füßen grünt lustige Obst- und Gemüsegärten; weiter hinaus dehnten sich Felder mit Wein, Mais und jungem Getreide bis zu einer Bergkette, die mit ihren sanften, anmutigen Formen die Ebene begrenzte. Ein kleiner Fluß durchzog wie ein schmales Silberband das sonnige Gefilde, in dem sich hier und dort ein bescheidenes Gehöfte erhob. Rechts war ein Teil der Stadt mit ihren flachen, rostbraunen Ziegeldächern sichtbar, zur Linken verlор sich die Ebene in der breiten Thalsenkung des Velino. Über dem Ganzen lag ein leiser, blauer Duft, dessen weicher Zauber eigentümlich mit dem farbenklaren Gebirgscharakter der Landschaft kontrastierte und dem Wilde etwas seltsam Fremdes, Fesselndes gab. — Als wir zum Frühstück herunterkamen, wartete bereits der Wagen vor der Hausthür, den der Onkel Falconi geschickt hatte, um uns abzuholen. Es war ein altmodisches, etwas gebrechliches Gefährt, mit einem Maultier und einem Pferde bespannt. Der Kutscher, der seinem Herrn gleichzeitig als Schafhirt treue Dienste leistete, weckte mit seinem verschmigten, braunen Gesicht in mir die Erinnerung an gewisse Räubergegeschichten, die man mir als Kind von den wilden Bewohnern der Abruzzen erzählt hatte. Der Wagen wurde mit reichem Mundvorrat versehen und dann ging's durch die engen, holprigen Straßen, über den

schmutzigen Viehmarkt, wo sich ein ländlich-buntes Treiben regte, und hinaus aus der Stadt, den Bergen zu. Wir durchfuhren jetzt das Gelände, das wir vorhin vom Balkon der „Casa Dupré“ aus übersehen hatten. Zur linken lag uns die Stadt, während rechts auf einer Anhöhe das malerische alte Sant' Antonio del Monte, eines der vierzehn Klöster in der Umgegend von Rieti, sichtbar wurde. In dem weiten, fruchtbaren Thal des Velino ging die Fahrt fröhlich von statten, an bewaldeten Hängen vorüber, durch sorgsam gepflegte Felder, wo aus dem jungen Korn die Weinrebe sich an eigens dazu gepflanzten Ulmen emporrankte, ohne sich jedoch, wie das in den ergiebigeren Weingegenden Italiens der Fall ist, in üppigen Guirlanden von Baum zu Baum zu schlingen. Eine Zeitlang führte die Straße an dem dicht mit Weidengebüsch bestandenen Velinoufer entlang, dann folgte sie der Richtung eines kleinen Nebenflusses, des Salto. Allmählich wurde das Thal enger; die steilen, felsigen Abhänge traten näher an den Fluß heran und während sie weiter abwärts hin und wieder kleinen Oliven- oder Weinpflanzungen Nahrung geboten hatten, trugen sie nun einen immer öderen, einförmigeren Charakter zur Schau. Bald versperrte uns eine scharf vorspringende Felsencoulisse, die den Salto zum reißenden Gebirgsstrom einzwängt, die Aussicht in die Thalweite; rings um uns her türmte sich einsam und gewaltig die Felsenwildnis. Das Gebirge zeigt hier die für den ganzen Centralapennin charakteristischen großen, runden Formen, die durch das eintönige Grau des Kalksteins der Landschaft ein ernstes, beinahe düsteres Gepräge geben. Nicht selten kann man eigenartige Höhlen- oder Grottenbildungen beobachten. An manchen Stellen biegen sich die drohenden Felsmassen weit über den steilen Abhang vor. Unter einem solchen Felsvorsprung bemerkten wir die Reste eines verlassenen Dorfes, das nach seiner Lage den Namen „Le Grotte“ führte. Die Bewohner hatten sich, durch gefährliche Steinfälle geängstigt, weiter unten an der Landstraße angesiedelt. Einen ganz seltsamen Anblick gewähren die zahlreichen kleinen Felsenester, die sich hoch oben an den schroffen Abhängen gleichsam festzuklammern scheinen. Da die paar winzigen Häuschen eines solchen Dorfes aus rohem Gestein erbaut sind, so kann man sie nur schwer von den Felsmassen unterscheiden. Manche machen in ihrer gedrungen-trogigen Bauart einen burgähnlichen Eindruck und thatsächlich wurden auch zuweilen in die Ruinen alter Kastelle Wohnräume hineingebaut; daher wohl die in den Abruzzen so häufig bei Ortsnamen wiederkehrende Bezeichnung „rocca“ (befestigter Fels). — Auf weiten Strecken begegnete uns keine Menschenseele. Dann und wann ritt ein Bauer an uns vorüber und rief uns sein mürrisch-biederes













## Das perfide Albion.

Humoreske von Balduin Groller.

*Nachdruck verboten.*

Oberst Brunner eilte mit leichten, jugendlich-elastischen Schritten die große Freitreppe des Wiener Südbahnhofes hinauf, um noch für den Neunuhr-Zug nach Baden zurecht zu kommen.

Um eine Nuance war sein Schritt vielleicht zu jugendlich, um eine Nuance nur, eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert, für den Beobachter aber doch immerhin merklich und verräterisch. Dieselbe Nuance, wirklich nur eine Messerspiße Salz zuviel, machte sich sonst auch in seinem ganzen Gebaren und in seiner Erscheinung bemerkbar.

Es war ein wunderschöner Mai-Vormittag. Der Oberst war in Civil ausgerückt, ohne Überzieher. In Civil! Das erklärt manches. Vor kurzem erst hatte er seinen Abschied genommen, und nachdem man durch fünfundzwanzig Jahre den Rock des Kaisers getragen, dann mag sich ja wohl eine leichte Unsicherheit in der Wahl des eigenen Rockes und der nicht im Verordnungswege geregelten eigenen Hosen einstellen. Oberst Brunner hatte den Dienst mit einem Male satt bekommen, und so sprang er denn mit beiden Füßen plötzlich wieder ins „Civil“. Schließlich mußte es sich auch so leben lassen, und er nahm sich vor zu leben. Er hatte nun lange genug die Würde gekostet, zuletzt als der Vater des Regiments. Nun hatte er das alles satt bekommen; er war Junggeselle, und er fühlte sich jung. Er fühlte sich's vielleicht zu sehr. Sein schwarzes Schnurrbärtchen stand ihm recht verwegen zu Gesichte, aber es gab Leute, die da behaupteten, sie hätten das Schnurrbärtchen schon gekannt, als es noch grau war, und was seine tadellose Frisur betraf, so gab es wieder Leute, die der Ansicht waren, der Oberst lasse außer Haus frisieren, und er sei nicht einmal dabei, wenn ihn der Friseur schön mache. Allen diesen Gerüchten auf den Grund zu kommen, war nicht möglich. Thatsache war, daß der Oberst recht unternehmungs- und lebenslustig aussah, als er im offenen Fiaker beim Bahnhof vorgefahren kam — er hatte sich am Graben das feinste Zeug ausgesucht — und als er, nachdem er eine Karte erster Klasse gelöst, die Treppe hinaufstürmte.

In dem Coupé, das er betrat, saß bereits eine Dame. Der Oberst griff sich instinktiv an den Hemdkragen und an die Kravatte, grüßte dann mit weltmännischer Höflichkeit, um im nächsten Augenblicke schon die Begrüßung auf den Ton liebenswürdiger Vertraulichkeit zu stimmen. Er hatte nämlich in der eleganten Dame die Sektionsrätin Wanda von Weyersperg erkannt, dieselbe, die er im letzten Frühling auf dem Weißen-Kreuz-Ball kennen gelernt, und der er damals gleich mit ungeheurer Schneidigkeit den Hof gemacht hatte. Auch die Dame hatte ihn bei seinem Eintritt sofort erkannt und sie lächelte ihn an, wie man eben einen Schuld bewußten anlächelt, dem zu verzeihen man entschlossen ist. Er fühlte sich aber garnicht schuldbewußt; denn einer Dame auf Leben und Tod den Hof gemacht zu haben, hielt er für ein sehr verdienstliches Werk. Er legte sogar unverzüglich wieder los, indem er beteuerte, namenlos glücklich zu sein, daß ihm ein gütiges Schicksal u. s. w.

„Auch ich bin sehr erfreut,“ versicherte Frau Wanda. „Unser Roman hat also sein Fortsetzung folgt!“

„Gewiß, Gnädigste! Es beweist noch nichts gegen einen Roman, wenn er in Lieferungen erscheint.“

„Ich bedaure nur,“ bemerkte Frau Wanda, vorsichtig eine Rückendeckung suchend, „daß mein Mann da nicht mitlefen kann.“

„Unnötig, Gnädigste; versichere, ganz unnötig. Männer sind dafür ein schlechtes Publikum, sie haben kein Interesse für Romane.“

„Das würde auch gegen Sie sprechen, Herr Oberst.“

„Meinte es nicht so, gnädigste Sektionsrätin; meinte nur Ehemänner.“

„Ach so! Sie hätten also eine kleine Schwäche für die dreieckigen Romane, Herr Oberst?“

„Dreieckig ist ausgezeichnet gesagt; ganz ausgezeichnet, Gnädigste; mein Compliment! Muß ich mir merken. Was Schwäche betrifft — allerdings sehr groß!“

„Jetzt brauchte also nur auch ich noch dieselbe Schwäche zu haben —“

„Möchte ganz ergebenst gebeten haben!“

„Dann wäre alles in Ordnung.“

„Versichere, in der schönsten Ordnung, Gnädigste.“

Die Sektionsrätin war eine schöne, aber auch eine verständige Frau. Sie übersah den jugendlichen Obersten vollständig und ließ sich durch seine Tiraden nicht beunruhigen, die ganz gut aus einem verlässlichen Handbuch oder Trichter für unwiderstehliche Schwerenöter — es giebt auch solche Litteraturwerke — hervorgeholt sein konnten. Eine gewisse Befriedigung empfindet jede Frau über eine Eröberung, aber hier ward ihr Stolz doch einigermaßen gedämpft. Der Oberst vom Weißen-Kreuz-Ball und der schmachkende, etwas angejahrte Jüngling da im Coupé, — es bestand da doch ein großer Unterschied!

Erst schämte sie sich ein wenig, daß auch für sie, die doch die Backfisch-Phantasien schon längere Zeit hinter sich hatte, der Waffenrock eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Denn der Mann da in seiner sorgfältig gewählten bürgerlichen Kleidung imponierte ihr bei weitem nicht so und erschien ihr auch nicht annähernd so blendend wie der glänzende Offizier in der Uniform. Bald tröstete sie sich aber mit dem Gedanken, daß die Schuld da doch nicht ganz auf ihrer Seite sei. Herr v. Brunner hatte in der Uniform thatsächlich mehr Haltung gehabt und sein Stilgefühl hatte ihn nach seiner Metamorphose verlassen. Es war klar, daß er es erst wieder finden mußte. Sie aber hatte keine Veranlassung gehabt, ihr Stilgefühl zu verlieren und dieses beruhigte sie vollständig über die Ungefährlichkeit des stürmischen Hofmachers.

So hörte sie denn seinen schwungvollen und begeisterten Versicherungen nur noch mit geteiltem Interesse zu und dachte nebenbei noch an ihren Herrn Sohn, ein prächtiges Bürschchen von zwei Jahren, auf den sie sich schon recht freute und der ihr nun entschieden interessanter war, als der feurige Oberst, der sie doch so abgekühlt hatte.

Als der Zug nach kaum mehr als halbstündiger Fahrt in Baden hielt, stiegen beide aus und verabschiedeten sich voneinander, der Oberst a. D. mit der Versicherung, daß ihm die Fahrt unvergeßlich bleiben werde, so kurz sie auch war: jedes wahre Glück sei ja kurz; sie mit der Empfindung, daß sie sich im Leben doch vielleicht einmal schon besser unterhalten habe.

Der Oberst war nach Baden gefahren, weil er in Wien nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte. Sein militärischer Beruf hatte ihn ja auch früher nicht all zu sehr in Anspruch genommen, aber er hatte doch sein Amt und seine Sorge gehabt. Wenn er jetzt am Morgen aufstand, hatte er zwar nicht seine

frühere Sorge, aber er mußte dafür auch nicht, wo er hingehöre und was er zu thun habe. Das Nichtsthun ist nicht so leicht und das Nichtszuthunhaben nicht so angenehm, wie man gemeiniglich annimmt.

Er war also nach Baden gefahren, um sich die Zeit zu vertreiben. Das ist eine Landpartie, wenn man will, aber ohne das Risiko einer solchen. Man ist an der Eisenbahn, hat immer Tramway oder Fialer bei der Hand; man hat, wenn man will, die schöne Natur, dabei aber die Ressourcen der Stadt, elegante Restaurants, wo man gut und teuer speisen kann, behagliche Kaffeehäuser und für den Notfall winken sogar theatralische Genüsse.

Der Oberst begann seine Landpartie, indem er sich in ein Kaffeehaus begab und die Zeitungen einschließlich der illustrierten und der Witzblätter durchsah und sich den Appetit für das Mittagessen durch einige Gläschen grüner Chartreuse schärfte. Als er genügend geschärft zu haben glaubte, fand er sich zur table d'hôte in einem der feinsten Gasthäuser Badens ein, und nach Tisch erfüllte er den eigentlichen Zweck seines Ausfluges, er machte einen kleinen Spaziergang. Er hatte sehr gut gegessen und sehr gut getrunken und war demgemäß in sehr guter Stimmung. Er fand es sehr hübsch auf der Welt, und ein Zug tiefer Menschenliebe ging ihm durch das weichgewordene Herz. Sogar abenteuerlustig war er geworden, und er hatte Glück. Wie er so im Parke promenierte, hatte er, ehe er sich's recht versah, ein blondes Abenteuer vor sich.

Eine junge Dame führte da ein kleines Kind an der einen Hand, ein gelbes, schwarzschmauziges Mopperl an der andern spazieren. Die junge Dame hatte eine gute Figur, prachtvolles Blondhaar — Blond war immer seine Schwäche gewesen — und ein frisches, feingezeichnetes Gesichtchen. Seine allgemeine Menschenliebe begann sich sofort zu specialisieren, und wohlwollend, wie er gestimmt war, glaubte er auch seine ursprüngliche Auffassung nicht berichtigen zu müssen, selbst als er bei genauerer Erwägung auch für seine Person hätte finden müssen, daß es nicht eigentlich eine „junge Dame“ sei, sondern eine, allerdings sehr hübsche, Ponne, wofür sie ja schließlich auch nichts konnte. Und wenn auch! Er war niemals hochmütig gewesen, immer hatte er im Menschen den Menschen geschätzt. Er hatte zwar stets eingesehen, daß es einen Unterschied der Stände geben müsse, er war aber auch immer durchdrungen gewesen von dem Bewußtsein, daß man die Vorrechte der eigenen Stellung nicht mißbrauchen dürfe. Kurz, er war ein ideal denkender Mensch. Seine demokratischen Gefühle hatten sogar eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung erfahren, seitdem er nicht mehr die Uniform trug; er kam sich vor, als lebe und liebe er incognito, und da kann man schon etwas wagen.





Er schlängelte sich also an die junge Dame heran und fand in Miene, Blicken und Lächeln freundliches Entgegenkommen, mit dem Dialog freilich ging es schon schwieriger. Die englische Dame konnte nicht deutsch, und er nicht englisch. Das störte ihn aber nicht; die Schwierigkeit der Konversation hatte auch ihren Reiz. Man lachte und wußte nicht über was. Er sprach schlecht deutsch und sie schlecht englisch in dem Bestreben, sich näher zu kommen — es war einfach herrlich. Etwas mehr störte es ihn dann schon, als er zu bemerken glaubte, daß ein Kadett und noch dazu einer aus seinem eigenen Regimente sie in respektvoller Entfernung, aber systematisch umkreise. Hätte er nur noch die Uniform getragen, dem Fant hätte er schon Art und Anstand beigebracht.

Nach einer Weile gab ihm plötzlich die hübsche Engländerin die Leine, an welcher sie das Mopperl führte, in die eine Hand, in die andere das Händchen des Kindes, schärfte ihm noch etwas sehr eindringlich ein, was er nicht verstand, und verschwand dann um die nächste Biegung des Promenadenweges. Das allein hätte ihn weniger verdrossen, aber daß darauf auch die blaue Hose des fürwitzigen Kadetten hinter derselben Biegung verschwand, das drückte doch auf seine eben noch so gehobene Stimmung.

Das perfide Albion! Wie perfid man an ihm gehandelt hatte, das empfand er erst so recht, als gleich darauf ein in Baden residierender Erzherzog um die Ecke bog und allergnädigst direkt auf ihn loszusteuern und ihn huldvollst anzureden geruhte. Der Oberst wußte sich nicht recht zu benehmen. Mit einem Mopperl und einem kleinen Kind an der Hand hatte er noch nie Front gemacht.

„Ein reizendes Kind!“ bemerkte der hohe Herr gütig nach der leutseligen Begrüßung des alten Bekannten.

„Meine kleine Nichte,“ log der Oberst.

„Ah, die Baronin Molnár hat noch so kleine Kinder?“

„Eine ganze Menge, kaiserliche Hoheit!“ log der Oberst weiter. Die arme war nämlich kinderlos, aber jetzt war er einmal drin und da kam es ihm auf ein paar mehr oder weniger nicht mehr an.

„Das freut mich. Grüßen Sie sie schön von mir, Herr Oberst!“

Der Oberst schlug die Abjakte zusammen; das war alles, was er unter den gegebenen Umständen thun konnte. Der hohe Herr nickte lächelnd und ging seines Weges weiter.

Daß doch der Donner in das perfide Albion und namentlich in alle naseweisen Kadetten führe! Jetzt kommt auch die Sektionsrätin Meyersberg dahergefegelt. Manche Leute haben ein wahres Talent,

zur un rechten Zeit zu kommen. Natürlich bleibt sie vor ihm stehen und sieht ihn verdutzt an.

„Sie wundern sich, Gnädigste, über das idyllische Bild!“ hub er mit einem nicht ganz geglückten Lächeln an. „Ich bin ein enormer Kinderfreund und führe da meine kleine Nichte spazieren.“

„Ihre — wa — as?“

„Meine kleine Nichte.“ Das Lächeln wollte noch weniger glücken, als eben vorher. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. Er hatte sich den Fragen bisher nicht einmal recht angesehen. Am Ende war es gar kein Mädel, sondern ein Bub. Ein Blick hinunter beruhigte ihn. Das Kleidchen bewies noch nach keiner Seite etwas; es konnte ein Bub, aber es konnte auch ein Mädel sein, und er war entschlossen, für das weibliche Geschlecht zu kämpfen und in diesem Kampfe zu stehen und zu fallen.

„Sag' schön, mein Kind, wie heißt du?“ fragte die Sektionsrätin sich niederbeugend.

„Ich heiße Paul,“ sagte das Kind mit heller Stimme und lächelte die Dame mit dem Ausdruck höchster Verwunderung an.

„Glauben Sie ihr nicht, Gnädigste,“ fiel der Oberst ein. „Sie wissen, wie die Kinder lügen können. Sie hat nur den Größenwahn und möchte sich nur für einen Herrn ausgeben.“

„Ich heiße Paul,“ wiederholte der Kleine, seine großen Augen zu dem fremden Manne aufschlagend.

„Die Nichte scheint in der That ein Knabe zu sein,“ meinte die Sektionsrätin mit grausamer Ruhe. Der Oberst gab die nutzlosen Versuche zu lächeln auf und wischte sich dafür lieber den Schweiß von der Stirn.

„Es wäre übrigens nicht ganz unmöglich,“ erwiderte er einlenkend. „Vielleicht habe ich mich vergriffen und in der Eile einen von den kleinen Bengeln erwischt.“

Die Ausrede gefiel ihm selbst nicht recht, aber heraus war sie einmal.

„Ihre Schwester hat so viele Kinder?“

„Enorm!“

„Und lauter kleine?“

„Lauter kleine. Die reine Kleinkinderbewahranstalt. Es ist ganz unmöglich, sich da noch auszukennen!“

„Meine arme alte Freundin! Sie muß aber die vielen Kinder erst in der letzten Zeit bekommen haben?“

„Alle erst in der allerletzten Zeit. Es ist ein wahrer Hammer, meine Gnädigste.“

Er war innerlich wütend. Ihm soll noch einmal eine Engländerin ein Kind anhängen wollen!

„Wo ist Miß Florence?“ fragte die Sektionsrätin den kleinen, schmählich verleumdeten Paul.

Da kam aber auch die Engländerin schon atemlos herangelaufen. Ein Blick der Sektionsrätin empfing sie, ein Blick, der sprach Wände! Ob sie ein Engel sei, das war dem Obersten schon zweifelhaft geworden, daß sie aber fliegen werde, das stellte der Blick in sichere Aussicht. In dem Obersten begann es fürchterlich zu tagen und es ward sogar erschreckend hell in ihm, als der Kleine, den er noch immer an seiner Seite hatte, sich an die Sektionsrätin drängte und mit einem Gesichtchen, das sofort Bereitwilligkeit zum Weinen verriet, ausrief:

„Paul will mit Mama behen!“

Die Sektionsrätin bückte sich und küßte den Kleinen. Also das auch noch! Der Herr Oberst fand es äußerst sonderbar, daß die Erde ihm nicht den

Gefallen erweisen wollte, sich aufzuthun, um ihn zu verschlingen. Er sah die Sektionsrätin fragend, verzweifelnd an und stotterte mühsam:

„Verzeihen Sie — Gnädigste — das Kind —“

„Ja, Herr Oberst, die Sache ist recht merkwürdig, Ihre Nichte ist wirklich mein Sohn.“

„Ihr Herr Sohn! Womit ich die Ehre habe, mich ganz ergebenst zu empfehlen.“

Er legte noch vertrauensvoll die Leine des Wopplers und das Händchen des Kindes in ihre Hände, versicherte noch einmal, daß es ein wahrhaft reizendes Kind und ihm die Begegnung natürlich ungeheuer angenehm gewesen sei, und im nächsten Moment hatte ihn die nächste Biegung des Promenadenweges verschlungen.

## Das Leben rinnt, und seine Stunden jagen!

Wir waren Nachbarskinder, oft vereint,  
Wir lachten, spielten, jauchzten ausgelassen;  
Und ward ich mürrisch, und hast du geweint,  
So hat der andre doch ihn nicht verlassen.  
Und wenn wir trafen uns zu späten Zeiten,  
Zu ungewohnten, war die Freude groß:  
„Nein, höre nur! — Und dies! — Und denke  
bloß!“

Ein ganzer Berg von holden Wichtigkeiten!  
Wir hatten uns so viel, so viel zu sagen . . .  
Das Leben rinnt, und seine Stunden jagen!

Seitdem sind Jahre flüchtig hingeflogen,  
Wir reichten einst zum Abschied uns die Hand . . .  
Ins ferne Land hin schweifend ich gezogen,  
Dann trieb's zurück mich in mein Heimatland.  
Und als die Rosen nun im Garten blühten,  
Da trat ich grüßend wieder vor dich hin;  
Du schautest auf . . . Wie ward mir da zu Sinn . . .  
Laut schlug mein Herz und meine Wangen glühten . . .  
Stumm ward ich, stumm, und wollt' so viel dir  
sagen . . .

Das Leben rinnt, und seine Stunden jagen!

f. Calabow.



## Der Dichter.

Die stillen, schlafenden Felder,  
Darüber der Atem geht  
Der Nacht, und die schwarzen Wälder,  
Die schweigenden, schwarzen Wälder,  
Darüber der Vollmond steht —  
Was soll ich bei euch sitzen  
Und fühlen mich doch allein,  
Indes durch alle Rigen  
Ein Echo flüstert herein.  
O laßt mich gehn und lauschen,  
Wo die Nacht ihr Wesen treibt,

Ich hör' eine Quelle rauschen,  
Die euch verschlossen bleibt,  
Einen Vogel hör' ich singen,  
Leise aus seinem Traum,  
Der würde vor euch sich schwingen  
Erschreckt von Baum zu Baum,  
Und Sterne seh ich gehen  
Hoch oben über der Welt,  
Die eure Augen nicht sehen,  
Darein ihr Licht nicht fällt.

Gustav Falke.







ginnend, bis zur neuesten Zeit kulturgeschichtlich zu veranschaulichen und den Beamten der Reichspost- und Telegraphenverwaltung bei ihren Studien ein umfassendes Hilfsmittel für die Erkenntnis des Werdens und der Fortbildung der Verkehrseinrichtungen zu schaffen. Zur Erreichung dieses Zieles hat es gesammelt und sammelt fernerhin zunächst die bei der Post und Telegraphie gebräuchlichen Gegenstände, Apparate und Modelle, des weiteren aber auch bildliche Darstellungen in Gipsabgüssen, Stichen und sonstigen Erzeugnissen, die sich auf das Schrifttum, das Nachrichtenwesen und die Beförderungseinrichtungen aller Zeiten und Völker beziehen. So giebt es weit mehr, als sein Name verspricht, und ist im Laufe der Jahre zu einem Spiegel des internationalen Verkehrs und nebenher zu einer beachtenswerten ethnographischen Ausstellung auf speciellem Gebiete geworden, die reiche Anregung bietet.

Nicht jeder, der sich unterrichten will, ist gesonnen, sich gleich in gründliche Studien zu vergraben. Die seien dem Fachmann überlassen; der gelegentliche Besucher des Postmuseums bringt ein zwar lebhaftes, doch mehr oberflächliches Interesse mit, und ihm kann daher auch der gewissenhaft zusammengestellte dickleibige Katalog — nahe an 600 engbedruckte Seiten in Groß-Oktav! — wenig frommen, der zwar offiziell und darum gründlich, aber alles andere eher als ein Führer durch die Ausstellung ist. Dem allgemeinen Bedürfnisse kommt weit mehr der Zeichner entgegen, der hier und da das Charakteristische erfasst und zum hübschen Bilde gestaltet und ich will mich deshalb darauf beschränken, mit ihm gemeinsam die Hallen zu durchwandern. Ein kurzes Verweilen im Vestibül genüge, um den Blick über die kolossale Kaiserbüste hinweg in den weiten Oberlichtraum schweifen zu lassen, denn schon locken uns Sirenenklänge, daß wir dem großen, mehr neu- als wißbegierigem Troß uns anschließen, der sich vor dem Edison-Photographen versammelt.

Da stehen wir nun vor dem geheimnisvollen Apparat, dessen Inslebentreten einst so unermeßliches Aufsehen erregte und der heute schon der blasierten Welt kaum noch imponiert, obwohl die wenigsten das Rätselhafte seiner Bethätigung begreifen. Zwar der Beamte erläutert mit erhobener Stimme den Mechanismus mit allen seinen „Walzen, Rädchen, Rad und Bügeln“, aber der große blecherne Schalltrichter daran ist doch leider kein Nürnberger Trichter, der die Weisheit direkt ins Gehirn flöhte. Wähnen steckt an, und so stehen die guten Leute mit offenem Munde vor dem weit geöffneten Rachen des Untiers und halten sich an das, was sie verstehen und was ihnen Spaß macht. Und daran fehlt es keineswegs, denn der Blechtonkel ist ein lustiger Kumpen, und wenn er sich eben patriotisch aufgespielt und „Deutschland, Deutschland über alles“ heruntergeplärrt hat, so bringt er bald darauf eine Wachtparade, in die ein näselnder Kommandoton hineinklingt, führt uns ein Couplet des berühmten Pariser Chantants-Sängers Paulus, von ihm selbst gefungen, vor, giebt zur Abwechslung ein Klarinettenstück mit Klavierbegleitung und bringt bald darauf mit vollem Orchester den Schattentanz aus der Oper „Dinorah“ schemenhaft und geistermäßig zu Gehör.

Sonderbar, höchst sonderbar! Das sind alles lebendige Laute, hervorgebracht von lebendigen Personen, die weit von uns weilen und längst nicht mehr an diesen Singang, diese Worte, diese Musik denken. Ja, sie könnten bereits gestorben und verdorben sein, und wir würden sie dennoch hier vernehmen. Zeit und Raum scheinen nicht mehr vorhanden zu sein, wenn man vor solchen Wundern steht, und wenn man sich die kombinierte Wirkung all der modernen elektrischen Zauberinstrumente vorstellt — und die Nachwelt wird diese vollkommenste Vereinigung aller sicherlich erleben! — des Photographen, Kinetographen (oder Kosmographen), des Telekto-

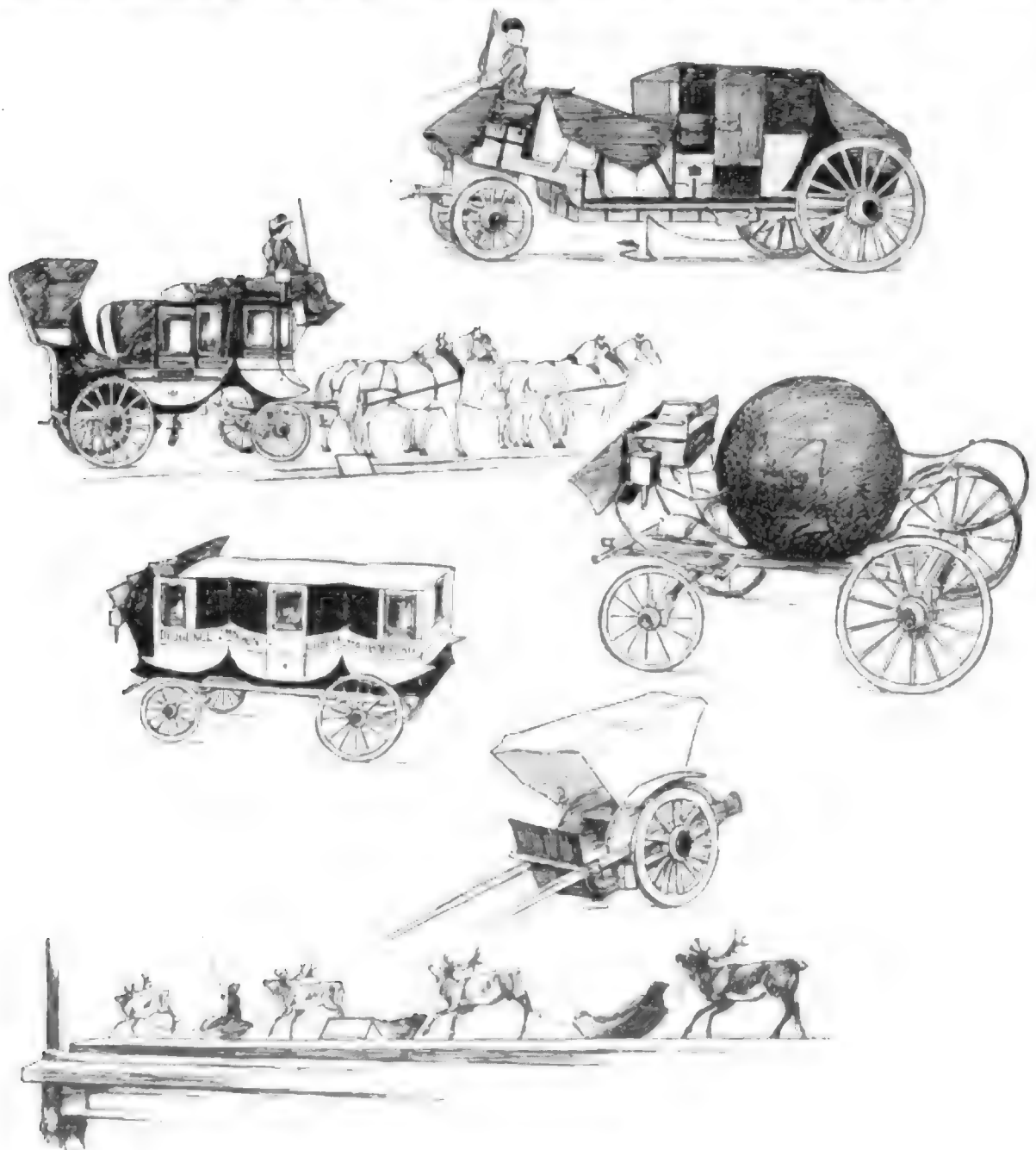
stopen (oder Teleostopen) u. s. w.,



Optischer Telegraph.

so ergiebt das ein Abbild des Lebendigen mit all den Äußerungen wirklichen Lebens. „Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze“ ist ein unhaltbares Dichterwort geworden, denn unsere Schauspieler werden, auch wenn sie längst im Grabe ruhen, späteren Geschlechtern ihre Leistungen mit der ganzen Sprache des Mundes und der Gebärden vorführen können, mit der sie die Mitwelt entzückten und entflamten. Wie schade, daß es diese Maschinen nicht schon im Altertum gab! Uns wäre heute z. B. die Möglichkeit gegeben, den gewaltigen Cäsar dabei zu beobachten, wie er den großen Schritt über den Rubikon that und dabei sein berühmtes „Alea jacta!“ deklamierte.

Mit gleicher Bereitwilligkeit setzt der Beamte, dem die Einführung des Publikums in die Wunder und Geheimnisse des Postwesens obliegt, die Einzelheiten des Rohrpostbetriebes auseinander, der als Besonderheit des Brief- und Kartenverkehrs ja nur in einzelnen Großstädten vorkommt und in Berlin seit Ende des Jahres 1876 besteht. Da bei diesem schriftlichen Geschwindverkehr der Luftdruck die treibende Kraft ist und die gefüllten Postbüchsen durch einen metallenen Schlauch befördert, ungefähr wie von Kindern der wollköpfige Schießbolzen durch ein „Pusterrohr“ geblasen wird, so hatten die wihigen Epree-Athener sehr bald den Namen „Rohrpust“



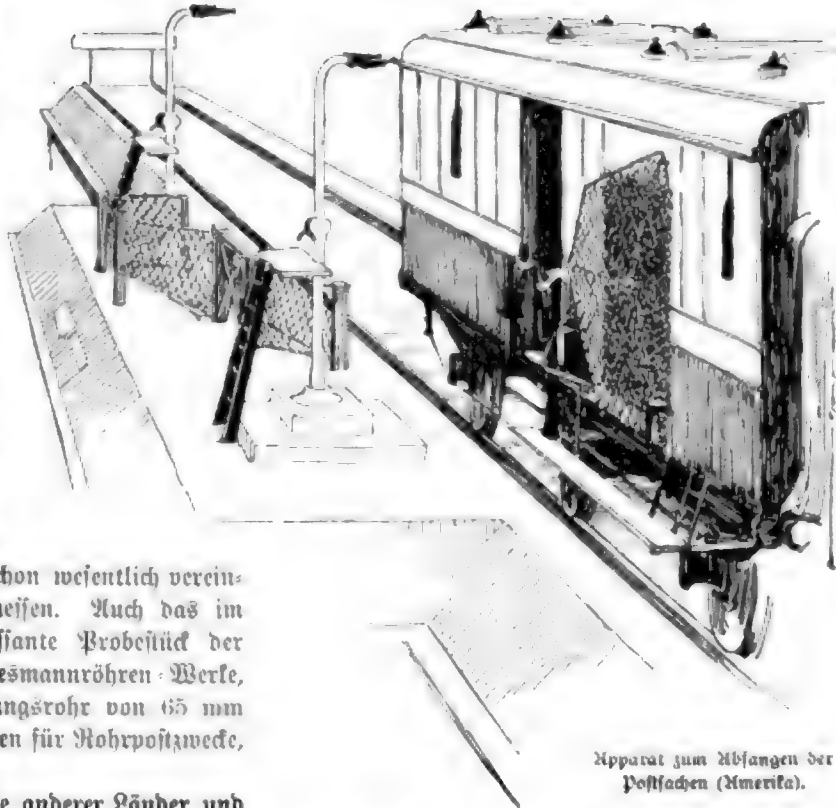
Post-Vehikel aus verschiedenen Zeiten und Ländern.



für ein System erfunden, das im reichshauptstädtischen Verkehr namentlich bis zur Vortherrschaft des Fernsprechwesens eine ungemein wichtige Rolle spielte, aber auch heute noch sich als praktisch erweist und fortwährend ausgedehnt worden ist. Ganz so einfach wie beim Pusterohr ist die Rohrposterei ja nun nicht; das kann der Museumsbesucher an zwei betriebsfähigen Apparaten der älteren Konstruktion, wie sie die Wiener Ingenieure Ritter von Felbinger und Crespin in Berlin einführten, und an zweien der neueren, schon wesentlich vereinfachten von Scharfenberg erweisen. Auch das im Jahre 1892 gelieferte interessante Probestück der deutsch-österreichischen Mannesmannröhren-Werke, ein nahezu 5 m langes Leitungsrohr von 65 mm lichter Weite mit festen Flanschen für Rohrpostzwecke, ist hier aufbewahrt worden.

In die Verkehrsverhältnisse anderer Länder und Zeiten gibt eine vortreffliche, übersichtlich geordnete Sammlung von Modellen, „lebensgroßen“ echten Stücken und Zeichnungen belehrenden Einblick. Das Unterschiedliche trägt meist historisches Gepräge, denn von den Segnungen des internationalen Verkehrs haben naturgemäß in erster Reihe die dem Verkehr dienenden Einrichtungen profitiert, so daß das Praktische und Bewährte, nur in Nebensächlichkeiten und Außerlichkeiten national gefärbt, auf der ganzen kulturbeladenen Erde heute ziemlich übereinstimmend zu finden ist. Freilich gibt es immer noch Originelles genug, wie es durch Eigentümlichkeiten der Länder und Völker und vielfach auch durch klimatische und geologische Vorbedingungen gefordert wurde. Ich würde den Leser langweilen, wenn ich das systematisch auseinandersehen und belegen wollte. Ihm ist besser gedient, wenn ich Charakteristisches herausgreife, ungefähr wie es der Zeichner in seiner Sammel-Illustration „Post-Beihilf“ aus verschiedenen Ländern und Zeiten“ gethan hat. „Beihilf“ ist ja kein schönes Wort, aber

XV. 2.



Apparat zum Abfangen der Postfächer (Amerika).

unter welchen Gemeinbegriff soll man Wagen, Säufsten und Schlitten bringen? Da sehen wir den kurfürstlich sächsischen Reisewagen des 15. und 16. Jahrhunderts in seiner pompösen Schwerfälligkeit, das naturgetreue Modell eines großen vier-spännigen Alpen-Postwagens, wie sie zwischen Chur und St. Moritz seit 1841 verkehren, das jener abenteuerlich

aussehenden dänischen Kugelpostwagen, die ausschließlich zur Beförderung von Postfächern bestimmt waren und das Jahr 1842 nicht überlebten, das einer mit drei engen Coupés versehenen Diligence, wie sie 1841 zwischen Lübeck und Hamburg den Personenverkehr besorgten und mit denen unsere biederen Vorfahren schon glaubten schnell vom Fleck zu kommen, weil sie Eisenbahnen noch nicht kannten; wir sehen ferner einen indischen Post- und Reisewagen mit Plandecke, eine sogen. Tonga, und endlich die Renntierpost im russischen Gouvernement Archangel (Samojeden), die vier der „geweihten“ Tiere und drei Schlitten, den mittleren ohne Insassen, in einer Kettenreihe zeigt.



Chinesische Brieftaube mit Marmpfiffen.



Blameßisches Karierboot.

Auf heimatlichen Boden wieder und zugleich in die bedächtige Zeit unserer Väter versetzt uns der Optische Telegraph, neben dessen kleinem Modell zwei Zeiger (Signal-Arme) in natürlicher Größe aufgestapelt sind. Es ist eine getreuliche Darstellung des optischen Telegraphen auf dem Möllenkopf bei Ehrenbreitstein vom Jahre 1833. Diese Telegraphen, auch Semaphoren genannt, hatten noch nichts mit der Elektrizität zu thun, sondern gaben sichtbare Signale von Station zu Station, die der vermittelnde Beamte seinem nächstfolgenden Kollegen durch Hebelarme oder bei Nacht durch Lichter weitergab, bis sie an den Bestimmungsort gelangt waren. Daß diese Telegraphen nicht besonders zuverlässig waren, dafür giebt uns Karl Blind in seinen Erinnerungen aus der 48er Zeit ein Beispiel, indem er von den Tagen der Pariser Märzrevolution erzählt: „Von Straßburger Studenten, fast durchweg Franzosen, wurden wir abends zu einem Mahle geladen. Man brachte Trinksprüche auf demokratische Entwicklung und Völkerfreundschaft aus. Es gab damals für telegraphische Zwecke zwischen Paris und Straßburg nur den sogenannten ‚Semaphore‘, eine aus hölzernen Schwengeln hergestellte Vorrichtung, mit der auf die Ferne Buchstaben bedeutende Drehungen vorgenommen wurden. Infolge eingetretenen Nebels brach der Verkehr mitten in der Entscheidung des Pariser Aufstandes ab. Mit fieberhafter Spannung wartete man, bis die Klärung der Luft endlich die Nachricht von der Bildung einer provisorischen Regierung und der Ausrufung der Republik brachte.“ —

Auch in der Alten Welt ist seitdem eine neue Welt herausgezogen, die der drängenden Hast und der Nachrichten-Eile. Wir aber wollen gleich den großen Schritt über den Ocean hinüber in die Neue Welt thun und uns geschwind ein wenig in den postalischen Einrichtungen Amerikas umsehen. Dort berühren sich die schroffsten Gegensätze noch heute, das Vorgeschrittenste ist wie das Primitivste zu finden, und während einerseits die geschäftsmäßige Hast des „time is money“ sich verkörpert, behauptet anderseits der Schneckenang des „Gile mit Weile“ seine Rechte. In den Vereinigten Staaten ist der Eisenbahn-Postdienst von dem Personenbeförderungsdienst durch Verpachtung vollkommen getrennt, so daß nicht wie bei uns, wo beides Staatsinstitute sind, der Eisenbahnverkehr durch Einrichtung von Poststationen die gebührende Rücksicht auf den Passagierverkehr nimmt. Der amerikanische Rei-

fende ist nicht gewillt, wegen der „lumpigen Postsachen“ auf jeder mittleren Station Aufenthalt zu haben, die Post will aber auch nicht auf den schönen Eilzug verzichten, der

ihren Wagen mitführt und darum auch die Briefe des Nebenamtes weiterzuschaffen soll. Die prächtigen Modelle eines Mail Tender- und eines Post Office-Wagens des United States Railway auf der Strecke Chicago, Milwaukee und St. Paul geben uns zu erkennen, wie dieses Problem der beiderseitigen Interessenwahrung gelöst ist. Die gelblackierten 21 m langen Wagen, die auf je drei Achsen vorn und hinten laufen, werfen die am betreffenden Orte abzuliefernden Briefbeutel natürlich einfach aus, die aufzunehmenden fangen sie in vollster Fahrt mit einer sinnreichen Gabelvorrichtung von dem zur Seite des Geleises angebrachten Galgen ab, woran sie vor Einlauf des Zuges kunstgerecht aufgehängt sind. Der ebenfalls im Modell veranschaulichte Eskimo auf Schneeschuhen, der im unwirklichsten Nordamerika den Landbriefträger vorstellt, mag sich von dieser Rapidität der Briefbestellung schwerlich etwas träumen lassen, aber auch seine bescheidene Thätigkeit ist ein Fädchen in dem vielmaschigen Netze des Postverkehrs der Neuen Welt.

Nach der neuen die älteste Kulturwelt, die nun auch längst von moderner Kultur belebt ist, das zopfige China, über dessen würdiges Haupt vielfach schon das Schermesser neuzeitlicher Entwicklung gegangen. Aber nur das vom Gewohnten Abweichende vermag den Europäer zu interessieren, und die Abteilung „China“ des Museums bietet in der That noch mancherlei Eigenartiges. Dem Zeichner bemerkenswert erschien besonders eine ausgestopfte Brieftaube aus Amoy mit unterhalb der Schwanzfedern befestigten Bambusröschchen, die den Zweck haben, durch den beim Fliegen der Taube erzeugten schrillen Ton die Raubvögel zu verschrecken.

Wir wollen uns mit der Lösung dieser internen chinesischen Fragen nicht weiter aufhalten, sondern uns weiter in Chinas Verkehrsverhältnissen umschauen. Droschke, Omnibus, überhaupt Pferdefuhrwerk ist noch wenig im Schwange, die Beförderung von Personen geschieht, wie die der Lasten, meist durch Menschenkräfte. Prinzen halten nur die Sänfte für standesgemäß, und ebenso hängen, wenn unterwegs, die höchsten und stolzeften Beamten des Reiches „besänftigt“ auf den Schultern ihrer Kulis. Auch die Reisenden legen ihre Wege in Tragsesseln zurück, und im Museum befindet sich, nicht als verkleinertes Modell, sondern als „lebensgroßes, echtes Stück“, ein fast überreich mit prächtigem Goldstuck und bunten Figurenreliefs verzierter







Formen und in den buntesten Farben sieht man sie hier. Majestätisch schwingen die großen ihre riesigen Flügel in langsamem Gange; aber dazwischen schwirren solche bis zu winziger Größe, wie niedliche Spielzeuge. Wasserschöpfend stehen sie an fast allen Gräben, bewässern die Wiesen oder führen den gehobenen Überfluß den größeren Kanälen zu.

Ein beständiges Drehen und Gassen geht durch die ganze Landschaft. Neben den Windmühlen bestimmen die hohen Schiffsmaste mächtiger Segelboote das Bild; hoch ragen sie mit ihren zierlichen Mähen über die Häuser der Stadt empor und wettersperren mit den Kirchen und den weiligen Laubkronen der Bäume, die einen schönen Schmuck aller holländischen Städte bilden.

Aber wir ziehen an der interessanten Stadt vorüber, weiter dem innersten Marschlande Nordhollands zu, das uns bald in seiner ganzen stimmungsvollen Eigenart umgibt.

Welch eine Stille und Einsamkeit ruht über dieser Landschaft und welcher Friede, welche Poesie! Kein Wunder, daß gerade hier auf diesem Boden zuerst die Landschaftsmalerei sich entwickelte, früher selbst, wie in dem reicheren, lebensvolleren Italien. Entwerfen wir in wenigen Strichen dieses Bild.

Unabsehbar liegt grünes Weideland vor unserem Blick. Vollkommene Baumlosigkeit erhöht den Eindruck der Fernen, die hier das Auge überschaut. Fast wie beim Anblicke des Meeres fühlt sich das Gemüt ergriffen. Ein lichtblauer Himmel, von weißen, massigen Wolkengruppen umzogen, wölbt sich über der endlosen Ebene. Selbst unbedeutendere Gegenstände treten auf ihrer Fläche wirkungsvoll in die Erscheinung. Einen Kirchturm, einen hohen Schiffsmast gewahrt man stundenweit; Windmühlen aus der Ferne dienen als Merkzeichen für weit entlegene Gehöfte, und der Zug der Dünen, am hohen, verblässenden Horizonte erscheint wie ein vielgestaltiges Gebirge, dessen weiße Sandhügel gleich fernen Schneefeldern schimmern.

Von unseren Füßen bis hin zu jenen Fernen überschaut man ein wahres Netz von Wassergräben und kleinen Kanälen, deren Zahl nicht zu nennen ist, und deren blinkende Spiegel gleich weißen Fäden das grüne Land nach allen Richtungen hin durchschneiden. Nur mit ihrer Hilfe wird die Überflutung durch das allgegenwärtige Wasser verhindert. Auf diesen grünen, wasserumschlossenen Weidestrecken weilt nun das Vieh, dessen Anwesenheit der Landschaft einen so friedlichen, belebenden Zug verleiht. Hier gehen die buntschedigen, wohlgenährten Rinder in großen Trupps grasend einher, dort lagern sie ruhig und wiederkäuend, ein Bild des Friedens, auf dem sammetenen Rasen. Schafe und Ziegen gefallen sich an manchen Stellen hinzu, und zuweilen sieht

man munter galoppierende Rasse mit flatternden Mähnen und scheuem Gebaren den weiten Plan durchstreifen. Wie anderwärts die Hecken und Zäune, sehen hier die Gräben dem Vieh der einzelnen Weideplätze die Grenze.

Unbekümmert treibt sich zwischen diesen Häusertieren eine reiche Vogelwelt herum. Kiebitze schweben scharenweise vorüber, Möwen segeln stolzen Fluges einher; und ab und zu zieht mit majestätischem Flügelschlage ein Fischreiher dahin und setzt sich gravitatisch mit erhobenem Kopfe an das Ufer eines Kanals; halbe Stunden lang steht er hier regungslos, bis das plötzliche Vorschwellen und Zurückwerfen des Kopfes dem Späher anzeigt, daß der gehasste Fischräuber eine Beute erhascht hat.

Viele interessante Einzelheiten in dieser Landschaft gesellen sich zu den fesselnden Eindrücken mehr allgemeiner Art. Eine reiche Flora und niedere Fauna birgt sich in den Kanälen und Gräben, von denen die schwimmenden Blätter und Blüten der Seerose und des Froschlöffels schon dem Laien auffallen.

Mitten in diesem Marschlande, fast gleichweit von Nord- und Zuidersee entfernt, liegt das Städtchen Alkmaar, nett und sauber wie die meisten Ortschaften dieses Bezirkes, von Kanälen durchschnitten und von Baumgruppen belebt, der Mittelpunkt eines großartigen Käsehandels. Tausende von Centnern werden auf seinem Markte alljährlich abgesetzt.

Von Alkmaar aus benutzen wir zur Weiterreise nach Norden die Eisenbahn. Sie fährt uns bald hinter dem Orte wieder in die vorherige Einsamkeit der Marschen zurück. Zuweilen treten hier auch große Polder neben der Bahn auf, Flächen, auf denen ehemals See- oder Sumpfbeden standen und welche der Fleiß der Anwohner erst eingedämmt und dann ausgepumpt und kanalisiert und zu den fruchtbarsten Strichen des Landes umgewandelt hat. Aber auch einzelne noch brachliegende Sümpfe fehlen nicht, welche mit ihren braunen Schilfdickichten einen melancholischen Ton in die Landschaft bringen, auf ihren freien Wasserspiegeln aber dem Naturfreunde ein reiches buntes Tierleben enthüllen, dem er aus verborgendem Versteck gerne zuschaut.

Schwärme von wilden Enten gehen und kommen hier und lassen sich klatschenden Fluges auf dem in weiten Schwingungen erzitternden Spiegel nieder; Wasserhühner tauchen in die blinkende Flut, Fische schnellen über ihre ruhige Fläche, und am Ufer beleben Möwen, Strandläufer, Kiebitze, Krähen und Reiher das fesselnde Treiben.

Auch an die linksseitige Dünenkette tritt mehrmals die Bahn nahe heran, bis endlich die erstere nicht mehr zurückweicht und zur Rechten nach Osten hin auch schon die Deiche wahrnehmbar werden, welche die Zuidersee umgrenzen. Die äußerste Nord-









glücklich wieder flott geworden; nun brach abermals gefahrvoll die Nacht über dem wildbewegten Meere an. Damals war uns über der unendlichen Fläche ein schwaches Licht erschienen und hatte stundenlang den Gruß vom bewohnten Lande uns zugesandt. Es war das Feuer desselben Leuchtturmes, auf dessen sicherer Warte wir nun auf das Meer hinaus-schauten.

Am anderen Morgen standen wir am Hasen von Helder. Leider waren gerade wenig Kriegsschiffe anwesend. Die meisten Dampfer sind in den Kolonien stationiert, die Manöverflotte kreuzte auf der Zuidersee, und nur einige kleinere Fahrzeuge und das schöne stattliche Wachtschiff kündeten die Bestimmung Helder als Kriegshafen der Niederlande an.

Am Vormittag bestiegen wir den kleinen Dampfer, der zur Insel Texel hinüberführt, und dampften bald darauf, und zwar zugleich mit einem ganzen Schwarm auslaufender Fischerkutter aus dem Hasen heraus, den ein vorgeschobenes Fort mit etlichen Kruppschen Mieskanonen schirmt. Die Fahrt führt über das tiefe, nie versandende Mars Diep, das auch den größten Schiffen bequemen Durchlaß gewährt. Nach einer halben Stunde haben wir uns der Insel Texel indes schon so weit genähert, daß wir deutlich den Strand und die Dünen erkennen können. Eine Zeitlang dampfen wir an ihnen entlang, dann schwenkt das Schiff zur Linken in den kleinen Hasen von Dubeschild, der an der Südküste der Insel liegt. Ein aus eingerammten Pfählen gebildeter Staden ist der Anlegeplatz. Hinter dem hohen Deiche, über den der Fahrweg führt, breitet sich das Dorf aus, bestehend aus einer einzigen Reihe niederer Häuschen, mit hohen, in grellen Farben gestrichenen Holzgiebeln. Das Ganze macht fast den Eindruck einer norwegischen Ansiedelung, den der Anblick der Granitblöcke am Deiche noch verstärkt.

In schneller Fahrt geht es mit einem Wagen der Höhe des Deiches nach, wobei der Blick zur Linken fortwährend das Meer beherrscht, das sich nach der einen Seite hin zur Zuidersee, nach der anderen zur Nordsee unabsehbar ausdehnt. Nur die ferne Küste von Nordholland und die Gegend von Helder unterbricht den weiten glänzenden Wasserhorizont. Hinter dem Orte beginnt ein Sumpfgebiet mit zahlreichen Gräben, aus deren bradigem Wasser eben allerwärts das Seegras herausgeholt wird, das, getrocknet, einen wichtigen Handelsartikel der Insel bildet.

Im Innern des Eilandes begegnen uns andere Bodenformen, ja, die Naturkundigen von Texel behaupten, daß die Insel alle Erdbildungen von ganz Holland, ausschließlich der Formation der Gegend von Maastricht enthalte. Das ist leicht möglich, da

sich die Bodenformen der Niederlande sonst meist aus Marsch- und Geestland zusammensetzen. Das letztere nimmt auch einen Teil der Insel ein; selbst einige bedeutendere Hügel fehlen ihr nicht. Von ihrem Gipfel aus genießt man einen prächtigen Überblick über einen großen Teil der Insel und die angrenzenden Meere; ganz überschauen läßt sie sich nirgendwo, dazu ist ihre Länge von ungefähr 10 bis 12 Stunden zu bedeutend; selbst in der Querrichtung gewahrt man nur von besonders günstigen Punkten aus gleichzeitig die beiden gegenüberliegenden Gewässer. Etliche der genannten Anhöhen sind mit kleinen Fichtenwäldchen bewachsen, andere sind bebaut. Wüßte man nicht, daß man sich auf einer Insel befände, so würde es uns doch der Wuchs der meisten Bäume verraten; denn diese tragen außerhalb der Ortschaften fast ausnahmslos die Spuren gewaltiger Stürme. Besonders die Hagedornsträucher sind förmlich seitlich in der Windrichtung von Westen nach Osten gewachsen; und ihre Stämme und Äste sind knorrig und sparrig geworden im harten Kampfe mit den entfesselten Elementen.

Nur die Bäume im Orte „De Burg“ machen eine Ausnahme. Sie haben beträchtliche Höhe und stattlichen Wuchs, und bilden eine Zierde des Städtchens, in das nun unser Wagen über das Ziegelsteinpflaster mit lautem Gepolter hineinrollt.

Wer sich von der Wahrheit des Rufes, den die holländische Sauberkeit genießt, überzeugen will, dem bietet sich in De Burg Gelegenheit. Das Städtchen ist ein Bild behäbigen Wohlstandes und zierlicher Anlage. Die meisten Häuser sind einstöckig, nur wenige haben über dem Erdgeschoß noch eine niedere Etage. Die Fugen zwischen den roten Ziegeln der Fronten sind sauber und hellweiß verputzt, die Giebel mit hellangestrichenem Holzbelag geschmückt. Breite und hohe Fenster mit großen nach oben verschiebbaren Scheiben gewähren den inneren Räumen hinreichendes Licht und sind mit blendendweißen Gardinen sowie mit einer Fülle hübscher Topfpflanzen schön herausgeputzt. Die innere Reinlichkeit entspricht vollkommen dem freundlichen äußeren Eindrucke.

Vor den Häusern, an den schmalen Bürgersteigen, und zur Seite der regelmäßig gepflasterten Straße sind in kurzen Abständen Bäume angepflanzt, welche dem Straßenbilde einen besonderen Reiz verleihen. So klein und beschränkt auch alle Verhältnisse sein mögen, so gebiegen und behaglich erscheinen sie doch auch zugleich. Die reinlich, wie zum Festtage gekleideten Kinder, die zur Schule wandern, die höflichen aber selbstbewußten erwachsenen Bewohner vermehren den angenehmen Eindruck, den man von diesem weltfernen Inselstädtchen mit sich heimnimmt.

Die Volksschule des Ortes, die wir später unter der Führung der zuvorkommenden und gebildeten

Lehrer besichtigten, konnte sich sowohl in Bezug auf die Vorzüge der ganzen Anlage, der Geräumigkeit, Helligkeit, Sauberkeit und Ventilation, wie auch in Bezug auf Zweckmäßigkeit der innern Ausstattung und Reichhaltigkeit der Lehrmittel mit jeder deutschen Höheren- oder Mittelschule messen.

Von De Burg schieden wir uns zu einem Ausfluge an die Westküste der Insel an. Als die schönste Stelle des Strandes wurde uns die Partie bei dem Dorfe Roog gerühmt, und nach dorthin mieteten wir uns denn auch unsern Wagen.

Heller Sonnenschein belebte die ganze Landschaft; er lagerte vergoldend über den weiten Tristen, er schillerte auf den vielen Wassergräben und Teichen; er strahlte auf dem näher rüdenden Zuge der Dünen in warmem Glanze. Auf den Weiden gingen allenthalben grasende Schafe, und Schwärme von Kiebitzen teilten sich mit ihnen in ihre Wohnsitze.

Das großartigste Vogelleben überrascht freilich den Besucher erst im Norden der Insel, wo sich keine menschlichen Ansiedelungen mehr finden und ein stundenweites Gebiet von Dünen und sandigen steppenartigen Bodenstrecken liegt. Das ist das berühmte „Eyerland“ der Insel, auf dem tausende und abertausende von See- und Landvögeln ihre Brutstätten haben und Millionen Eier von den Bewohnern im Frühling gesammelt werden. Am geschätztesten sind die Kiebitzeier; aber auch die Eier von Möwen, Seeschwalben, Kampfhähnen, Strandläufern und andern Vogelarten werden gesucht und eingeheimst; sie erzielen freilich keine hohen Preise und werden wegen ihres thranigen Geschmacks nur von ärmeren Leuten gegessen. Die Kiebitzeier dagegen gehen als bekannte Delikatesse in alle Welt, besonders nach Paris, um dort zu enormen Preisen von Feinschmeckern verspeist zu werden. Für die Brut der Kiebitze ist eine Schonzeit aufgesetzt. Von den Nestern der anderen Vögel, deren Eiern man weniger nachstellt, bleiben auch ohne diesen Schutz hinreichend genug unbehelligt, um den Fortbestand der Arten auf der Insel zu gewährleisten.

Inzwischen sind wir in Roog angelangt und im einzigen bescheidenen Wirtshause des kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchens abgestiegen. Sauberkeit und häuslichen Sinn atmet auch hier die ganze Einrichtung, und mit bestem Appetit genießt man das schlichte Mahl, bei dem auch ein grüner, scharfer Käse nicht fehlt, der von Schafsmilch bereitet wird und eine Eigentümlichkeit der Insel bildet. Ein Empfindsamer wird freilich von seiner sonstigen Güte nicht erbaut sein, wenn er weiß, daß dieser Käse seine grüne Farbe von den Abgängen der Schafe erhält, die in einem Beutelchen in die Käsemasse eingelegt werden.

Von der Schafzucht der Insel erfahren wir hier

ferner noch, daß man die Tiere wesentlich der Zucht und des Melkens wegen hält. Nach etlichen Jahren erst werden sie mit dem Dampfer auf das Festland gebracht, wo sie sich auf den fetten Marschwiesen in wenigen Wochen mästen und dann als Schlachtvieh verkauft und zum großen Teile über Rotterdam nach England versandt werden.

Dicht hinter den Häusern von Roog steigen die Dünen an, und erwartungsvoll watet man durch den tiefen Sand ihrem Ramme entgegen. Noch wenige Schritte, und die weite, wogende Fläche liegt vor dem bewundernden Blick!

In seltener Schönheit zeigt sich hier der Strand. Breit und flach liegt er meilenweit hingestreckt. In mehrfach hintereinander liegenden weißen Schaumbändern wälzt sich die Brandung gegen seinen Saum. Dahinter hebt sich die unendliche Fläche in dunklem Blau zum hohen Horizonte empor, an dem vereinzelte ferne Schiffe wahrzunehmen sind.

Wieder führt uns der schnelle Wagen von der Westküste dem Innern der Insel entgegen. Flüchtigen Blickes beschauen wir noch einmal das friedliche Städtchen De Burg und gelangen am Nachmittag wieder zum Hafen Dudeschild an der Ostküste. Bald darauf dampft unser Boot dem Meere zu, das ringsum in weite Fernen sich verliert, bis die Türme und Masten von Helder wieder näher rücken.

Wir hörten schon, daß Nord-Holland ein vom Meere beständig umdrohtes Gebiet ist, daß die Zuidersee sich über ehemals besiedelten Gegenden ausbreitet, die von verheerenden Sturmfluten samt allem darauf Lebenden verschlungen wurden. Aber auch diese neuen Errungenschaften des Meeres sind keine dauernden. Die Ablagerungen der Flüsse gewinnen letzterem wieder neuen Boden ab, Sandbänke und Schlammmassen häufen sich da an, wo vordem tiefe Fluten wogten.

Diese beständigen Umgestaltungen und Neubildungen haben es mit sich gebracht, daß die Zuidersee ihre Bedeutung für die Schifffahrt zum größten Teil wieder eingebüßt hat. Die mächtigen Dampfer, die stolzen Segelschiffe, die heute den Welthandel vermitteln, meiden das seichte Gewässer, dessen ehemals berühmte Häfen versandet sind. Wo noch vor zwei Jahrhunderten die Kriegsflotten der Spanier und Holländer ankerten und sich blutige Schlachten lieferten, ziehen heute nur mehr einsame Fischerboote hin, die dem Fange der Schollen und Sardellen obliegen.

Durch dieses Ausscheiden der Zuidersee aus dem Weltverkehr, welches Amsterdam zu einem Kampfe um seine Erhaltung, zur Anlage des mächtigen Nordholland- und Nordseeals zwang und Rotterdam, die ehemals unbedeutende Stadt, mit seiner sich verbreiternden Wasserader mehr und mehr zum





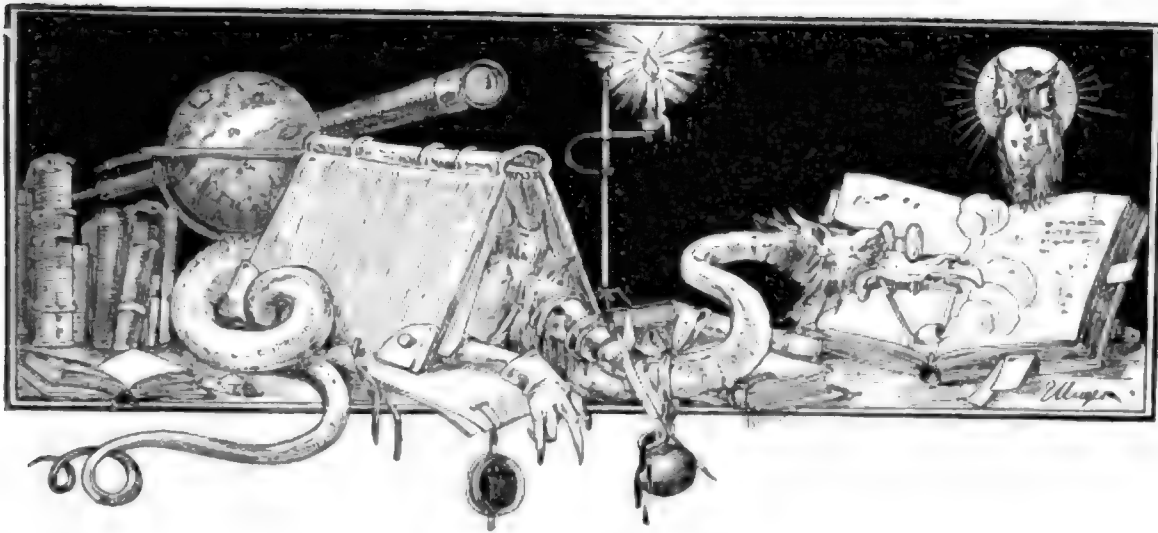












## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In Beantwortung ihrer letzten Frage strich sich Lechner zunächst über die hohe kahle Stirn. „Mein Leiden ist das der Mehrzahl der wirklich geistig Arbeitenden,“ sagte er düster. „Was kann die erbarmungslose Hege, die das Leben der Großstadt für den Pitteraten nun einmal ist, anderes aus uns machen, als jämmerliche Neurastheniker? Meine Nervenkraft ist furchtbar erschöpft . . . ich habe von diesem Kapital gezehrt, habe davon zehren müssen in einer Weise, die meinen jetzigen Zustand nur zu erklärlich macht. Dieser unselige Zusammenhang mit der Tagespresse, dessen man doch nicht entraten mag noch kann — nicht kann, wenn man sich nicht der Möglichkeit heilsamer Einwirkung auf das Publikum von vornherein begeben will — dieser Zusammenhang ist der Tyrann, der Tag und Nacht die Geißel über uns schwingt; der die halb oder ganz durcharbeiteten Nächte gebieterisch von uns verlangt —“

„Das heißt, in mein einfaches Deutsch übertragen: Sie müssen und wollen jeder Ausstellungseröffnung, jeder Theaterpremiere, jeder Denkmalsenthüllung beiwohnen, und haben dann, wenn Sie nachher noch mit ein paar Bekannten eine Weile gekneipt haben, natürlich bis gegen Morgen zu sitzen, um Ihren Bericht in die Morgennummer Ihrer Zeitung zu bringen. War es nicht so? haben Sie mir das damals in der Schweiz nicht erzählt?“, sagte sie mit schallhaft geklapperter Miene. Daß sie sich die frühe, viel zu frühe lahl gewordene Denkerstirn ihres guten Bekannten gerade so erklärte, mußte diesen abermals ein bißchen ärgern, um so mehr, da die Sache wahrscheinlich zutraf.

„Ein Bericht über eine Theaterpremiere ist nichts so Unwesentliches, wie Sie zu denken scheinen,“ sagte

er daher jetzt etwas streng. „Das Publikum will, daß ihm seine Empfindungen von führenden Geistern ausgelegt werden . . . besonders seine, ihm selber erklärlicherweise rätselhaften Empfindungen den großen Offenbarungen eines Ibsen und seiner Geistesverwandten gegenüber . . . und so können solche Theaterbesprechungen das Vehikel für die wichtigsten Erörterungen werden, können in die Tiefen des Lebens und der Kunst tauchen . . .“

„Wie die Ibrigen ohne Zweifel thun! Kein Wunder, daß man zu solcher Taucherarbeit starken Kaffee trinken muß . . . kein Wunder aber auch, daß man darauf schlecht schläft und endlich zu Lustkuren und Langerweile seine Zuflucht zu nehmen genötigt wird. Ich glaube, ich ließe lieber das Publikum mit seinen Empfindungen über Ibsen ohne Führer: besonders da meiner Ansicht nach die Ansichten über etwas, was wirklich gut und tüchtig in der Kunst ist, erst nach und nach, im Verlaufe längerer Zeit, sich gleichsam ins Lot setzen. Und dem damit endlich gewonnenen Urteil der Reifsten und Besten, das dann für die Jahrhunderte Geltung hat, läuft so wie so ein anderes voraus, und Sie und alle andern führenden Geister werden darauf wohl keinen Einfluß haben. Es ist das Urteil vermittelt Volksabstimmung, im dramatischen eben der Theaterbesuch: da ist jedes verkaufte Billet so gut wie ein Stimmzettel, der zu Gunsten des Stücks in die Urne fällt: die vollen Häuser sprechen dies Urteil aus, die da beweisen, daß das Publikum sich in diesem Stücke unterhält, ob mit der Billigung der führenden Geister oder gegen sie: das ist ihm einerlei.“

Sie sagte das alles so nachdruckslos und leicht- hin, daß ihm erst hinterher zum Bewußtsein kam,

wie sie eigentlich zuweilen recht originelle Dinge vorbringe. Ja, die Ahnung beschlich ihn, daß sie unter ihrer angenommenen Gleichgültigkeit gegen seine geistreichen Allüren vielleicht selber eine kräftige ursprüngliche Denkkraft verberge. Wie treffend war dieser Vergleich — ein jedes verkaufte Willet so gut wie ein Stimmzettel . . . das ließ sich verwerten — er fühlte die Worte schon in der Feder, wenn er, nach Berlin zurückgekehrt, seine erste Premièrenbesprechung der Saison liefern würde. Und ganz harmlos that er das und nicht entfernt mit dem Bewußtsein eines kleinen geistigen Diebstahls etwa. Denn für eine geistig durchaus nicht unbedeutende Frau, die aber dabei zum Glück nicht nach schriftstellerischen Ehren strebte, war es ja ganz das Richtige, ihrer Bestimmung Gemäße, daß sie auf den natürlich noch weit bedeutenderen Mann anregend wirkte und ihre Gedankenbächlein seinem tiefern Strome zuleitete, in dem sie dann verschwinden durften!

„Darüber werden wir noch mehr reden,“ sagte er jetzt auf ihre letzten Worte, als sie ihm aber mit einem Male die Hand reichte, zu freundlichem Abschied, hielt er diese schlanke Hand etwas erschrocken fest. „Sie wollen fort?“

„Ja, ich habe keine Zeit mehr. Es war aber doch ein hübscher Zufall, unser Zusammentreffen, nicht wahr?“

„Gewiß, ein merkwürdiger Zufall, für den ich dem Schicksal sehr dankbar bin,“ ließ er sich jetzt herab zu sagen. „Aber unser nächstes Zusammentreffen dürfen wir doch nicht so ganz dem Zufall überlassen . . . ich bleibe noch einige Zeit in Falkenlust . . .“

„Das konnte ich mir denken. Wann sind Sie gekommen? Am Montag Abend? Also vor fast einer Woche. Wer das geahnt hätte, daß wir die ganze Zeit schon Nachbarn waren!“

Er hatte indessen nachgedacht. „Meine Zeit ist zwar durch den Kurgebrauch sehr eingeschränkt,“ begann er. „Durch den Gebrauch der Luft hier?“ warf sie mit gesetzter Miene wie verwundert dazwischen. „Allerdings, ja,“ sagte er nachdrücklich. „Ich unterziehe mich gewissenhaft der Terrainkur, die mir das Begehen bestimmter Wege in festgesetzter Reihenfolge vorschreibt; die rationelle Behandlung mit kaltem Wasser ist unserer Lebensweise in Falkenlust von vornherein einverleibt; Elektrizität wird im gegebenen Falle auch angewendet und thut mir gegen eine kleine rheumatische Beschwerde im Ellbogen sehr gute Dienste . . .“

„Nun fehlt nur noch die Behandlung durch Hypnose und Suggestion,“ sagte sie lachend. Doktor von Lechner sah sie betroffen und mißtrauisch an; sie schaute aber so unbefangen drein, daß er sich überzeugen mußte, es sei dies letzte ein Zufallswort von

ihr gewesen. Wieder einmal ein sehr geistreiches, treffendes übrigens . . . „Natürlich der Ton leichtfertiger Skepsis gegenüber diesen denn doch mindestens sehr ernst zu nehmenden Erscheinungen,“ sagte er jetzt. „Man ist das bei Ihnen gewohnt; auch, daß Sie einen nie ausreden lassen.“

„O, ich bitte tausendmal um Verzeihung! Wir waren eben an Ihrem Ellbogen. Was wollten Sie noch zu sagen belieben?“

„Nichts besonderes. Nur daß ich mir, sobald es sich mit meinen Kurpflichten irgend vereinigen läßt, erlauben werde, Sie aufzusuchen. Sie haben doch nichts dagegen?“

Die letztere Frage war durchaus nicht müßig; jedenfalls hatte Doktor von Lechner eine wärmere Aufnahme seiner Ankündigung erwartet. Fräulein Thea sah merkwürdig zweifelnd aus, ehe sie etwas gedehnt erwiderte: „Dagegen habe ich nichts, aber ich bin eben auch nicht leicht zu treffen; ich habe meine Schulstunden zu halten, ich gehe spazieren . . .“

Er begriff nicht recht, bis ihm ein sonderbarer Gedanke kam. Nahm sie am Ende nicht gern einen Herrenbesuch an, weil sie hier spießbürgerliche Schicklichkeitsansichten zu schonen hatte? Sie, dies unabhängig denkende Mädchen, und die noch dazu gesellschaftlich so hoch über denjenigen stand, die sie bezahlten! „Das klingt ja gerade, als wollten Sie mich nicht,“ sagte er. „Haben Sie etwa gar Rücksichten zu nehmen, auf die Frau des Maschinenschlossers oder den Herrn Obermüller oder den Buchhalter? . . . Sie — von allen Menschen gerade Sie! Mein bestes Fräulein, in was für eine thörichte schiefe Lage scheinen Sie sich da freiwillig gebracht zu haben!“

„So schlimm, wie Sie denken, ist es nicht,“ meinte sie da gemüthlich. „Es wird keinem Menschen besonders auffallen, wenn Sie mich besuchen. Ich hatte aber ohne jeden Nebengedanken wirklich nur die Möglichkeit im Sinne, daß Sie ein paarmal vergebens anklopfen könnten, ohne mich zu Hause zu treffen, und das sollte mir doch leid thun. Aber immerhin, versuchen Sie's — wenn Ihnen die Kurpflichten einmal Zeit lassen.“

Dabei reichte sie ihm noch einmal mit ihrer kühlen Freundlichkeit die Hand und sie trennten sich. Er stieg auf einem neuangelegten Zickzackpfad empor zu dem allerdings jetzt recht zugigen Hügelrücken über dem Flußthale, auf welchem der junge Park von Falkenlust, hier in seinen letzten Ausläufern noch ziemlich mikroskopisch sich ausbreitete. Fräulein Thea dagegen schritt abwärts, dem am Fuße des Hügels hingebetteten dichten Nest von mächtigen Bäumen und alten und neuen Gebäuden zu, das den Namen die Humühle führte. Während er dem Kurhause zugeing, überlegte der Doktor mit einiger Unzufriedenheit, daß Fräulein Thea ihm doch recht gut eine

Zeit hätte bestimmen können, in der sie für ihn zu Hause sein würde. Offenbar lag ihr nichts an seinem Besuche, und welchen andern Grund konnte das haben, als daß sie in ihrer Stellung von seiten dieser gewöhnlichen Menschen doch irgend ein Gerede fürchtete? Lächerlich!

## 2.

Der einzige Civilist in der Gruppe von Offizieren, die an den beiden Spaziergängern unten vorüber geritten waren, war Herr Ulrich Wedelamp, der Besitzer der Mühle, ein noch junger Mann, kräftig gebaut, dunkelhaarig und von frischer Gesichtsfarbe, der mit der Gemächlichkeit der Reitergewöhnung auf seinem Fuchse saß und den gedienten Kavalleristen nicht verleugnete. Die Herren in Uniform gingen auch mit ihm um wie mit ihresgleichen, und eine besondere Angelegenheit für sie alle schien die Gangart und das ganze Verhalten des schönen Tieres zu sein, das Wedelamp ritt und das er kürzlich gekauft haben mochte. Von dem Pferde war hauptsächlich die Rede, während sie jetzt auf angenehmer Rasenbahn der Stadt wieder zuritten: den Kauf schien einer der Offiziere, der Hauptmann Dachröden, vermittelt zu haben, und die anderen Herren gratulierten dazu. Sobald sie den weichen Rasen unter den Hufen hatten, fingen die Pferde an zu traben; dann aber hielten die Offiziere die andern zurück und Wedelamp mußte den Fuchs gehen lassen, so daß er sich vor den andern produzierte. Der Fuchs ging gut, aber sein Herr ritt ihn auch gut: ein ruhiger, sicherer Sitz, kräftiger und doch leichter Schenkeldruck, festes Handgelenk — Hauptmann Dachröden nahm das alles mit beifälligem Kopfnicken wahr; die jüngern Offiziere auch, aber sie durchsetzten ihren lauten Beifall doch mit einigen halbblauen Bemerkungen. „Famos, Wedelamp!“ rief Lieutenant von Wachtmann; „der Gaul geht ja unter Ihnen, als wär' er für Sie geboren . . . und sehen Sie 'mal, Willwig, die Farbenstimmung: dem Wedelamp sein neues graues Jacket und die Couleur des Vierdes“ — „aber wie ihm der Rock wieder prall sitzt! er ist abermals dicker geworden . . .“

„Ja, schon mehr Mehlsack,“ sagte Willwig leiser. „Au, au“ — die andern schwippten mit den Fingern und bogen sich vornüber vor Lachen.

„Er trinkt zu viel,“ entschied einer. Und als der junge Mühlenbesitzer jetzt den Fuchs herumgeworfen hatte und die Herren an sich heran kommen ließ: „Wedelamp, mein Sohn, wir haben eben festgestellt, daß Ihr Buckel wieder breiter geworden ist: Sie werden nächstens zu schwer sein für ein Pferd vom Kaliber des Fuchses . . .“

„Dann nehmen Sie ihn mir ab, Wachtmann, aber gegen bar“ —

„Ha, ha, bar ist gut, nicht wahr, Wachtmann?“ — „Ach, redet doch nicht und laßt die Willis sorgen; die wird ihn bald um ein gutes Teil leichter gemacht haben . . . sie ist auf dem besten Wege“ —

Jetzt schlugen sie sich klatschend auf die Schenkel vor Vergnügen über diesen Wig Dachrödens, während Wedelamp selber bei dem allen kaum eine Miene verzog. Er hatte in der That etwas Schweres, der ganze Mann, was in diesen noch jungen Jahren auffallend war; auch den Zügen des nicht unintelligenten und nicht unangenehmen Gesichts schien die Fähigkeit, rasch wechselnde Empfindungen anzuzeigen, versagt. Nur die braunen Augen waren vielleicht davon auszunehmen, die konnten unter den geraden dunkeln Brauen hervor recht intensiv blicken.

Seiner stattlichen aber massiven Gestalt entsprechend hatte Ulrich Wedelamp ein ziemlich einsilbiges Wesen, obwohl er durchaus kein Spielverderber war. Und wenn er wirklich die Gesellschaft der zu seinem Stande eigentlich nicht recht passenden flotten Offiziere suchte, wie man ihm nachsagte, so machte die Sucht, mit ihnen zu verkehren, sich wenigstens nicht äußerlich durch zudringliches Benehmen bemerklich. Er verlor anscheinend nie seine Ruhe, zeigte bei Scherzen, die wohl auch mitunter auf seine Kosten gemacht wurden, keine Empfindlichkeit, wußte aber meist ganz gut zu parieren. Und alles in allem war er durchaus nicht der Mann, gegen den irgend jemand sich leicht etwas herausgenommen hätte.

Und bei diesem gediegenen Ansehen und Wesen doch ein leichtsinniger Verschwender? Leichtsinnig? nein, nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, hätte man erwidern können; ein Verschwender aber? ja. So, daß schon Wetten heimlich im Umlauf waren, wie lange er es wohl noch treiben werde. Seltsam zu sagen, war dies aber bis jetzt nur in den Kreisen seiner Vergnügungsgenossen der Fall, während nach außen in der Geschäftswelt sein Kredit unerschüttelt schien und man seinen mancherlei Unternehmungen mit Achtung und Zutrauen gegenüberstand. Es kam dies vielleicht noch auf Rechnung des alten guten Rufes des väterlichen Geschäfts: das war aber nichts mehr und nichts weniger als eine Bäckerei in Dietersburg gewesen: die Wedelamps hatten sie seit Generationen betrieben und vor vielen Jahren die Mühle dazu gekauft. Bäcker und Müller, das ging früher, wo die Arbeitsteilung weniger an der Tagesordnung war, als jetzt, sehr gut zusammen. Sie waren schwer reich dabei geworden: das Bäckergeschäft hatte der alte Wedelamp schon in den Kinderzeiten Ulrichs verpachtet, dann verkauft: er war seit Jahren nun schon der ganz rein abstrahierte Rentier, und die einzige Tochter, älter als der Sohn, die längst an einen Rittergutsbesitzer im Hannoverschen verheiratet war, hatte die

Zeiten, da ihre Mutter als junge hübsche Frau selber im Laden gestanden und mit verkauft hatte, in die tiefsten Tiefen der Vergessenheit mit Erfolg begraben. Wie Ulrich über diese Erinnerungen seiner frühesten Kinderzeit dachte, wußte man nicht. Da er überhaupt nicht allzuviel redete, und am allerwenigsten von Sachen des inneren Erlebens, so wäre es allerdings auffällig gewesen, wenn er gerade hiervon geredet hätte.

Bald nachdem sie in die Stadt eingeritten waren, trennte sich Wedekamp von den Offizieren; wo man sich abends treffen würde, wußte man ja. Die Eltern Wedekamp hatten eine Parterrewohnung in einer der Villenstraßen im westlichen Stadtteile inne; Ulrich ritt hinaus; ein paar Häuser vor der elterlichen Wohnung hatte er Stallung für sein Pferd gemietet, nur für Gelegenheiten wie die jetzige, da er die Alten besuchte, was alle paar Tage wenigstens geschah.

Das Wort alt schien indessen auf die Mutter kaum zu passen, die er jetzt zuerst begrüßte. Sie war eine stattliche Frau mit dunkeln Scheiteln; sehr präsentabel, noch ganz ohne matronenhaftes Sichgehenlassen in der Figur, deren mäßige Fülle fest und energisch eingeschnürt war: eine von den Frauen, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend gleich aussehen. Etwas derbe, harte Züge, besonders um den Mund; man nannte sie geldstolz, und jedenfalls hatte sie eine ungemessene Wertschätzung für ein sicheres Vermögen und eine fast naive Gewohnheit der Geringschätzung solcher Leute, die keins hatten. Am allerstolzesten aber war sie doch im stillen auf ihren Sohn, und zwar auf seine Geltung in der Welt als reicher junger Mann vielleicht noch mehr, als auf irgend etwas anderes in und an ihm.

Auch jetzt sah sie ihn beifällig an, wie immer, wenn er kam, fuhr ihm stäubend mit der Hand über Schulter und Armel des neuen Reitrocks und meinte: „auch wieder von Grote?“ — das war der Schneider, der die Ehre hatte, Ulrichs Anzüge zu bauen — „ich dachte, du wolltest ihm den Laufpaß geben; er hat dir doch ein paarmal etwas nicht recht zu Dank gemacht.“

„Das stimmt. Aber man ist nun einmal ein Gewohnheitstier. Übrigens sieht dieser Rock 'mal wieder recht gut.“ Dabei drehte er sich phlegmatisch vor dem eleganten großen Spiegel, vor dem er zufällig stand, herum und versuchte sich über die Schulter zu blicken und eine Rückansicht seiner Person zu gewinnen.

„Ein bißchen kurz kommt er mir vor,“ meinte die Mutter. „Aber das muß wohl so sein.“

„Ja, das muß so sein. Ich trage ihn ja nur beim Reiten, weißt du. Wo ist denn der Vater? im Garten?“

„Nun natürlich.“ — Der ältere Herr Wedekamp

hatte sich im Garten dieser Mietswohnung, der ihm zur Verfügung stand, ganz der Obst- und Blumenzucht ergeben und bastelte bei erträglichem Wetter fast den ganzen Tag da draußen herum. „Willst du denn schon hinaus zu ihm? Bleib' doch noch eine Weile hier,“ sagte sie unzufrieden. Und als sei ihm das ganz ebenso recht, als das Hinausbummeln zu den Edelrosen und Erdbeerrabatten, von denen ihn sein Vater unterhalten würde, setzte sich Ulrich Wedekamp nun statt dessen zu seiner Mutter in einen der Polsteressel und drehte einstweilen die Daumen umeinander; zu reden schien ihm nichts einzufallen.

Sie griff nach der Schale mit den Visitenkarten und zog ein steifes längliches, an der Schmalseite gebrochenes Blatt heraus, die neueste Verlobungsanzeige. „Da, hast du schon davon gehört?“

Er griff danach, ohne sonst seine Stellung zu verändern. Dann, als er las, machte er doch die Augen weiter auf als gewöhnlich und sagte ziemlich lebhaft: „Was, die Else Koch, das hübsche Mädchen? Wie ist denn das so plötzlich gekommen?“

„Nun, Zeit war's,“ sagte Frau Wedekamp mit ihrem harten Lachen. „Sie ist gut und gern vierundzwanzig; ich glaube, von plötzlich ist da nicht viel die Rede: die haben sich ja schon Jahre lang die größte Mühe gegeben.“

„Den Eindruck machte mir die Else aber nicht. . . . Freilich, als ich mit ihr tanzte, war sie ganz jung, kaum aus der Tanzstunde; ich habe mich immer sehr gern mit ihr unterhalten.“

„Das heißt, sie unterhielt dich. . . . sie ließ es sich sehr angelegen sein und du ließeist es an dich heran kommen, wie immer. Meinst du, ich hätte damals keine Augen gehabt?“

Die Wahrheit zu sagen, hätte damals Frau Wedekamp sehr gerne gesehen, wenn die hübsche Else den Zweck, den sie ihr jetzt unterschoob, erreicht und ihren Ulrich zu einer Verlobung verlockt hätte, denn eine Verbindung mit jener angesehenen Familie wäre ihr nur erwünscht gewesen, damals, als ihr Sohn noch in den Zwanzigern und noch nicht der gewichtige Großindustrielle von heute war, wo er freilich schon in der Mitte der Dreißig stand. Daß auf jener Seite kein nennenswertes Vermögen war, hätte sie leicht übersehen in Anbetracht der Ehre, die Tochter des hohen Beamten als Schwiegertochter begrüßen zu dürfen.

Sie hatte aber im Laufe der Jahre eine derartige Hoffnung nach der andern begraben müssen, da in ihrem Einzigen sich eine gewisse Heiratscheu immer deutlicher auszuprägen begann. Und in dieser Zeit war auch in ihren Ansprüchen an die Verbindung, die er nun noch eingehen würde, unmerklich eine Wandlung vor sich gegangen: sie schätzte das Geld je länger je mehr und hatte gelernt, mit ganz andern,





viel höhern Ziffern zu rechnen. Daß Ulrich etwa gar nicht heiraten würde, gefiel ihr freilich auch nicht ganz.

Wedekamp junior hatte indessen die Anzeige durch und durch gelesen und legte sie beiseite. „Hauptmann von Geride — Straßburg — ich habe nie von ihm gehört: die Else muß ihn auswärts kennen gelernt haben.“

„Ja, sie war ja fortwährend unterwegs, auf Besuchsreisen. Na, nun hat die liebe Seele Ruh. Ein älterer Hauptmann, dicht vor dem Major, Witwer mit zwei Kindern übrigens.“

„Ah so. Dafür ist sie eigentlich ein bißchen jung. Nun, uns kann es gleich sein.“ Und damit entließ er den Fall aus seinen Gedanken und reckte ein wenig den Kopf, um aus dem Fenster, das auf den Vorgarten ging, zu sehen. Die Mutter, unbeholfen in ihrem Verlangen, noch etwas mehr von seiner Gegenwart zu genießen, als er ihr zuzumessen pflegte, hatte die Bewegung wohl bemerkt und nahm sie als ein Zeichen baldigen Ausbruchs, daher sie sich jetzt mit aller Macht auf noch etwas besann, wodurch die Unterhaltung fortzusetzen wäre. Zu diesem Wunsch, ihn bei seinen Besuchen auf eine volle Viertelstunde wenigstens an ihre Seite zu fesseln, hatte die harte nüchterne Weltlichkeit das Gefühl der ersten Mutterjahre für den Sohn zusammenkriechen lassen. Aber so viel war doch immer da; das alte Gefühl lebte doch, wenn es sich auch, elastisch wie es ist, gleichsam auf den kleinsten Raum zurückgezogen hatte.

„Was ich dich schon immer fragen wollte,“ begann daher Frau Wedekamp jetzt, „wie ist es denn eigentlich mit eurer Schule in Numühle geworden, Ulrich? Ihr hattet ja jemanden, eine Lehrerin, gefunden, nicht wahr?“

„Das versteht sich, und die Sache ist schon in vollem Gange — muß doch wohl so sein, denn ich habe nichts mehr davon gehört . . . Du bringst mich erst wieder darauf: man hat so mancherlei im Kopfe . . . ich habe ganz vergessen, den Frederking“ — das war der Buchhalter — „einmal wieder danach zu fragen.“

„Das hat nichts auf sich. Wenn er zu Klagen gehabt hätte, wäre er dir gewiß gekommen; man kennt das. Nun, die Person thut hoffentlich ihre Schuldigkeit. Was ist es denn für eine Sorte?“

„Da fragst du mich zu viel, Mutter. Ich sage dir ja, mir war die ganze Angelegenheit entfallen, ich habe mich noch gar nicht darum bekümmert. Jetzt muß ich aber doch mal nach dem Vater sehen . . . kommst du mit hinaus?“

„Geh' nur einstweilen; vielleicht komme ich nach.“

Wedekamp senior stand richtig mit der Schere zwischen den hochstämmigen Rosen, als Ulrich zu ihm in den weit nach hinten sich erstreckenden Garten

trat. Ein verschrumpfter Alter, in starkem Gegensatz zu seinem Sohne; aber das Gesicht zeigte keinerlei greisenhafte Schwäche, sondern einen gesunden, klugen Ausdruck, besonders in den hellblickenden Augen, an welche die des Sohnes erinnerten.

„Nun Vater, fleißig wie immer?“ sagte Ulrich zur Begrüßung. Trotz des gutmütigen harmlosen Tones mochte der Alte in den Worten etwas von dem Spotte wittern, den seine eifrige Liebhaberei in der Familie hier und da erfuhr. Er machte den Rücken gerade und nickte: „Ich habe ja Zeit dazu, weißt du,“ etwa als ob der Sohn eben gesagt hätte: „Nun Vater müßig wie immer?“

Ulrich lachte denn auch. „Das bezweifelt niemand! Du hältst dich nur so verteuft ernsthaft an die Sache: als ob du nicht zum Vergnügen, sondern in Accord arbeitetest.“

„Ach was — ihr seht ja, daß es mir gut bekommt“, sagte der Alte. Dann aber sicherte er den Verschluss der Rosenschere, ließ sie in die Tasche gleiten und ging voran, nach dem hintern Ende des Gartens, und der Sohn folgte ihm, wie er es auch erwartet hatte. Es war dort ein eleganter kleiner Kiosk, in den sie sich setzten. Bis jetzt war das Vogelhaus aus zierlichem Lattenpalisierwerk noch nicht grün umrankt; die Clematisanpflanzungen nebenan am Boden waren noch zu jung. Das aber hatte wenigstens den Vorteil, daß man sich nach allen Seiten umsehen konnte, und daß Gespräche, die etwa im Kiosk geführt wurden, nicht von unbemerkt herangekommenen Personen unbequem unterbrochen wurden.

Da saßen sie also; der Alte sah sich den stattlichen Sohn vom Kopf bis zu den Füßen an, musterte den Reitanzug, das sportsmäßige der Erscheinung mit etwas spöttischem Blick und sagte endlich: „nun, du bist herein geritten, wie?“

„Na, natürlich, Vater.“

„Allein?“

„Nein, mit ein paar Bekannten.“

„Mit Offizieren?“

„Auch das, ja.“ sagte Ulrich, über das Examen lächelnd.

Der Alte nickte. „Die machen hauptsächlich deinen Berlehr aus, das wissen wir.“ Und dann nach einer Pause: „warum sagst du mir denn nicht, daß du wieder ein Pferd gekauft hast?“

Ulrich Wedekamp hatte wahrscheinlich hier doch ein leises Unbehagen zu überwinden, ehe er antwortete: „das hätte ich euch doch natürlich noch erzählt. Übrigens: man kauft und verkauft — so wichtig ist die Sache nicht. Den Wallach, den braunen, habe ich schon vor einiger Zeit weggegeben . . . jetzt bot sich nun eine sehr günstige Gelegenheit zum Ersatz.“

(Fortsetzung folgt.)













Widertischen auf seine Kabine geschrieben hatte, ist bald genug vorübergegangen. Heute macht sich fast überall die Rückkehr zur Romantik geltend, märchenhafte Motive, die poetische Deutung oder gar mystische Vertiefung zulassen, sind in Literatur und Kunst neuerdings beliebter als je. Zu den hervorragendsten Romantikern des Binsels gehört der Engländer E. E. Waller, dessen stimmungsvolles Bild „Das zerstörte Heiligtum“ wir in unserem heutigen Feste als erste Kunstbeilage bringen. Ein junges Weib hat sich in die Einsamkeit des Wildparks geflüchtet, um sich auf den Stufen einer verfallenen Kapelle dem heißen Schmerze hinzugeben, den eine soeben eingetroffene Unglücksbotschaft in ihr geweckt hat. Mit neugierigen Blicken umdrängt das Tannwild des Parks die ihm wohlbeliebte Pflegerin, die zu sehr mit sich und ihrem Kummer beschäftigt ist, um den untroublichen Tieren Beachtung zu schenken. In diesem an sich so einfachen Vorwurfe steckt ein Stück bühnen Tragiik, deren künstlerischem Ausdruck die Scenerie des Bildes wirksam zu Hilfe kommt.

**Aller Anfang ist schwer.** Das größere Mädchen auf E. Rods Bilde, der die Aufgabe zugefallen ist, die kleine Schwester in die Geheimnisse des Ales einzumweihen, verfährt bei ihrer erzieherischen Tätigkeit nach einem bewährten pädagogischen Grundsatze. Sie weiß, daß es sich spielend am leichtesten lernt, und deshalb hat sie als erste Vorleser für ihre Schülerin nicht die Fabel, sondern ein Bilderbuch gewählt. Wenn man die hübschen bunten Bilder vor Augen hat und gerne ihre Bedeutung kennen lernen möchte, dann müßt man sich gerne damit ab, den darunter stehenden Text zu entziffern. Wir zweifeln nicht daran, daß die kleine Lehrerin an ihrem Zöglinge ebenso große Freude haben wird, wie unsere Leser an allen beiden.

**Türkischer Friedhof.** Die Friedhöfe des Orients mit ihren uralten Cypressen und seltsamen Grabsteinen bilden seit jeher das Einzige der für malerische Effekte begeisterten Reisenden. Die Gleichgültigkeit, mit der der fatalistische Mohammedaner die einmal errichteten Bauwerke und Denkmäler verfallen läßt, kommt vom malerischen Standpunkte aus betrachtet, auch den Friedhöfen zu gute. Hier ist nichts von der sauberen und etwas eintönigen Regelmäßigkeit unserer Gottesäcker, hier zeugt kein frischer Blumenschmuck von liebevollem Gedenken der Hinterbliebenen. Die aus Steinblöcken aufgetürmten Grabstätten stürzen im Laufe der Zeit zusammen, die schwereren Steininseln mit den ausgeheilten Koranversen neigen sich, und aus den Augen und Spalten des Unterbaus reckt Unkraut empor. Während wir auf christlichen Friedhöfen die Hoffnung auf ein Wiedersehen in tausend Formen ausgesprochen finden, tragen die der Orientalen den Charakter des hoffnungslosesten Vergehens.

**Nach der Schlacht bei Waterloo.** Am 26. Februar 1815 war der Verbannte von Elba mit 11000 Vetreuen an der Küste der Provence gelandet. Sein Marsch nach Paris gestaltete sich zu einem Triumphzuge, wie ihn die neuere Geschichte kaum zum zweitenmal zu verzeichnen hat. Die ihm von der neuen Regierung entgegengeführten Truppen gingen regimentenweise zu den verzitterten Soldatenkaiser über. Als Napoleon am Abend des 20. März in die Hauptstadt einzog, war Frankreich wieder sein. Er durfte sich weiter in den stolzen Träumen wiegen, aus denen ihn das Schicksal vor Jahresfrist so jäh emporgeschreckt hatte. Aber der Stern seines Glückes war verblüht, die Sonne von Austerlitz war untergegangen. Die verbündeten Regierungen weigerten sich, trotz aller Zugeständnisse, die sich Napoleon zu machen einschloß, die Restauration des Kaiserreichs anzuerkennen. Joachim Murat, der Schwager und letzte Bundesgenosse des Kaisers, wurde in Neapel geschlagen, er selbst zog mit einem schnell zusammen-

geworbenen Heer nach Belgien, um der geplanten Vereinigung der preussischen und englischen Truppen mit den russischen und österreichischen zuvorzukommen. Das Treffen bei Vigny am 16. Juni brachte dem Kaiser einen Sieg über die Preußen, aber als er sich am 18. Juni gegen die Engländer wandte, wurde er von diesen im Verein mit den Preußen, die unter Blücher im Silmarich anlangten, vollständig geschlagen. Damit war das Schicksal des Imperators besiegelt. Unser Bild zeigt ihn inmitten der in wirrer Flucht begriffenen Soldaten. Die Marschälle haben sich um ihn geschart, zwei Adjutanten bahnen ihm mit Säbelhieben den Weg durch die erregte Menge. Überall gewahrt man Verwundete, die ihre letzte Kraft zusammenraffen, um sich aufrecht zu erhalten. Wer in diesem Gedränge stürzt, ist verloren, erbarmungslos gehen die Hufe der Pferde, die Räder der Trochswagen über ihn fort. In düstere Gedanken versunken sieht der geschlagene Feldherr auf seinem historischen Schimmel; die Szenen um ihn her verläuden ihm, daß seine Rolle als Gebieter Europas endgültig ausgespielt ist.

**Andante.** Ein einfaches Motiv hat sich J. Münch für sein stimmungsvolles Gemälde zum Vorwurf gewählt. Ein vornehmer Herr in der fleischlichen Tracht der Vardzeit sitzt, das Cello, oder wie man das Instrument damals bezeichnender nannte: die Kniegeige spielend, vor einem improvisierten Notenpulte. Mit dem stillen Weben des gewiegten Kenners läßt er die Musik auf sich wirken, er gehört offenbar zu dem kleinen Kreise musikalischer Feinschmecker, die nur in der Einsamkeit zum vollen Genuß der Kunst gelangen können und die jeder Huber stört.

**Wiener Walzer.** Die lustigen Leutchen auf E. Raos Bilde sind freilich anderer Ansicht. Für sie ist auch in Sachen der Musik geteilte Freude doppelte oder in diesem Falle sogar verdreifachte Freude. Allerdings spielt der Altbervittus auch kein Haydnisches Andante, sondern einen Straußschen Walzer und zur Würdigung eines Walzers gehören bekanntlich zum mindesten zwei!

**Puppentheater.** „Sie sitzen schon mit beben Augenbrauen — Gelassen da und möchten gern ersäunen“ — läßt Goethe den Theaterdirektor im Versuch zum Faust von seinem Publikum sagen. Das trifft auch bei den venetianischen Theaterfreunden zu, die uns Placc auf seinem figurenreichen Gemälde so anschaulich vor Augen führt, aber diese haben vor jenen entschieden einen Vorzug; den Tadel: „Aber sie haben schrecklich viel gelesen“ wird auch der Anspruchlosste nicht gegen sie erheben können. Dagegen behält der Dichter auch hier wieder recht, wenn er behauptet: „Die Damen geben sich und ihren Ruh zum besten und spielen ohne Wage mit.“ Dies gilt wenigstens von den beiden Schönen links, die in dem jungen Manne in der Mitte der Darstellung einen bewundernden Zuschauer gefunden haben. Die „lustige Person“ behält schon ein wenig den Vorhang, um den Zuschauern einen Vorgeschmack der Freuden zu geben, die ihrer warten, aber das Spiel wird voraussichtlich erst seinen Anfang nehmen, wenn alle ihren Solos abgeliefert haben. Denn auch hier kennt der „Direktor“ sein Publikum und läßt sich deshalb seine Forderungen pränumerando bezahlen.

## Welttelephon.

**A. H. in Paris.** Sie haben ganz recht, das Moscard Porträt mit den Ausrufzeichen in ein Auschnitt aus einem größeren Gemälde von verpackt, das im Photographie Atelier der „photographischen Union“ zu München erblühten ist.

**M. F. Baden bei Wien.** Was man Brandweinchen nennt, man am besten ein Gemisch aus Wein und Kalwasser (in gleichen Teilen) an, das man vorsichtig mit einem Pinsel aufträgt. Darauf kommt ein mit zu feiner Verband von Bandwolle oder alter Leinwand.



**Krebs-Auflern.** Dieses wenig bekannte, köstliche Gericht ist sehr leicht zu bereiten. Man kocht eine Anzahl Krebse (die kleinen sind dazu sehr gut zu benutzen) mit Salz und Kümmel  $\frac{1}{4}$  Stunde lang in draufend kochendem Wasser, läßt sie dann erkalten und läßt das Fleisch aus Scheren, Schwänzen und Klauen. Dasselbe wird nun gröblich gehackt oder gewiegt. Nun buttert man Auferschalen dick aus, macht das Krebsfleisch mit Salz und drückt dasselbe in die Schale kuppelförmig ein, bestreut es mit ganz fein gehiebter, zerriebener Semmel und belegt es mit Butterstücken. Nun breitet man auf ein Backblech oder mehrere, kurzstielige eiserne Tiegel eine Lage Salz und setzt auf diese die Auferschalen. Dann schiebt man dieselben in eine mittelheiße Röhre und läßt sie so lange backen und braten, bis sie oben mittelbraune Farbe annehmen und die rote Krebsbutter hervortritt. Man serviert die Krebs-Aufler, 2—3 auf die Person rechnend, als feines Entree nach der Suppe und reicht Zitronenviertel dazu. Dieses Essen kann beim elegantesten Dinner gegeben werden. Besonders bei Herren ist es ganz ausnehmend beliebt. Es läßt sich auch aus den Resten ganz servierter Krebse sehr schön bereiten, ebenso schmeckt es gut aus Hummerfleisch, doch ist es eigentlich von Krebsen feiner. Die Krebs-Eier kann man unter das Fleisch mischen. Vorläufig sei erwähnt, daß man die lebenden Krebse nach dem Waschen und Durchleben (ein toter Krebs darf nie mitgeschickt werden, dies ist äußerst schädlich!) am besten portionenweise in einen Durchschlag giebt. Aus diesem lassen sie sich mit einem Ruck in das Wasser werfen, das natürlich intensiv kochen muß; deckt man dann schnell den Deckel auf, so sieht man nichts von der zum Glück kurzen Qual der Krebse. Den Darm bei lebenden Krebsen zu entfernen, oder sie gar lebend im Mörser zu stoßen, wie ein altes Kochbuch lehrt, das sind unnötige — und hoffentlich endgültig überwundene Graus-

samkeiten. Auch darf man nie zu viel lebende Krebse auf einmal ins kochende Wasser thun. Ich stelle immer 2—3 mittelhohe Kasserole mit gut schließenden Deckeln auf — dann geht die Sache sehr gut und schnell von statten.

2. v. Balow.

**Die Kultur der Alpenpflanzen im Hausgarten.** Wie in die Mitte unseres Jahrhunderts war bei den Gartenliebhabern die irrige Ansicht verbreitet, daß die Grundbedingung zum Gedeihen der Alpenpflanzen ein ihren heimatischen Verhältnissen entsprechend hochgelegener Standort sei. Die Zucht der Alpenen in der Ebene wurde als vollkommen aussichtslos nicht einmal versucht. Seit der Mitte der sechziger Jahre haben Naturfreunde der Alpenländer die reizenden Kinder der Hochgebirgsflora mit Erfolg in ihren verhältnismäßig tief gelegenen Gärten angepflanzt, botanische Institute und wohlhabende Planierten folgten bald ihrem Beispiel, und so sehen wir heute fast alle Vertreter der alpinen Flora selbst in den Gärten der niederdeutschen Tiefebene grünen und blühen. Vermehrt sind beispielsweise die Alpinenkulturen des botanischen Gartens der technischen Hochschule in Karlsruhe und der botanischen Gärten in Berlin und Jena.

Allerdings erfordert die Pflege der Alpenpflanzen die liebevollste Aufmerksamkeit und vor allem eine möglichst genaue individuelle Anpassung an ihre heimischen Bodenverhältnisse, da sie in Humuspflanzen, Salzbümpfpflanzen und Felspflanzen zerfallen. Ein weiteres wesentliches Erfordernis zu erfolgreicher Zucht ist die thunlichste Verkürzung der Vegetationsperiode, die sich dadurch erreichen läßt, daß man die Kulturen im Frühjahr durch Schneeaufhäufung möglichst lange in der Entwicklung zurückhält und im Spätsommer durch Trockenhalten vor einem zu frühen unzeitigen Austreiben bewahrt. Die erste erschöpfende Anleitung zur Zucht der Alpenen giebt das sechste im Verlag von Gust. Schmitt, Berlin erschienene Werk: Erich Wode, die Alpenpflanzen in der Gartenkultur der Tiefländer. Mit Recht nimmt Wodes Buch als die Grundbedingung erfolgreicher Alpinenkultur eine genauere Kenntnis ihrer Biologie und geographischen Verbreitung an. Als die geeignetste Art ihrer Pflege empfiehlt Wode die Anpflanzung auf künstlich errichteten Felspartien, deren Aufbau einmal nach ästhetischen Gesetzen, zugleich bei möglichstster Anlehnung an natürliche Scenerien, sodann aber auch nach den praktischen Anforderungen bequemer zu bewerkstelligen der Bewässerung erfolgen muß. Die früher vielfach verbreitete Ansicht, daß Alpenpflanzen

im Schatten kultiviert werden müßten, wird von Wode bekämpft, sind doch auch in der Natur gerade diese Gewächse vorzugsweise an stark besonnten Stellen anzutreffen. Die Art, wie solche Felspartien errichtet werden sollen, wird an zahlreichen Abbildungen musterhafter Anlagen erläutert, wie denn auch das Buch über die Vermehrung der Alpenpflanzen, ihre Feinde und über empfehlenswerte Bezugquellen eingehende Auskunft erteilt. Ein Verzeichnis der zur Zeit in Kultur befindlichen Alpinen und Subalpinen beschließt das Buch, das hoffentlich manchen Gartenliebhaber zu einem Versuche mit der Pflege der lieblichsten Kinder Floras veranlassen wird. H.

**Samuel Johnson,** der hervorragende englische Satiriker und Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, war gefürchtet wegen seiner scharfen spitzigen Bemerkungen, von denen wir hier einige Probchen zum besten geben wollen: Als ihn einst die Mutter des genialen Schauspielers David Garrick fragte, was er von ihrem Sohne halte, antwortete er: „David wird einst entweder gehängt oder ein großer Mann“ ... Er wurde einst in einer Gesellschaft gefragt: „Wer war der Mann, der eben fortging?“ — „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Johnson; „übrigens soll man von Abwesenden nichts Böses sprechen; ich glaube aber, er war ein Advokat.“ ... Ein Fleischer in London, ein kleiner magerer Herr, der sich als politischer Kannegießer gebärdete, traf einst Johnson in einem Buchladen; er nahm ein Buch zum Sand; es waren Gedichte, schlug sie auf und las die Stelle mit vielem Pathos vor: „Wer über Kreie herrschen will, muß selbst frei sein.“ „Was sagen Sie zu dieser Ansicht?“ fragte er mit wichtiger Miene. „Es ist bärer Unsinn,“ versetzte Johnson, „man kann ebenso bündig sagen: wer seine Leiden schlaft, muß selbst fett sein!“ — Eine Dame fragte Johnson um Rat, was sie thun solle, um ein fast echtes Pier vor ihren Dienern zu retten. „Kein Rat, kein Mittel liegt näher, als eine Tonne Burgunderwein daneben zu legen.“

**König Ludwig I. von Bayern** war ein Original, wie viele wahrheitsgemäße Anekdoten beweisen. Bei Hofe war Trauer; der König begabte in München dem pensionierten beshenden Residenten Kocher, der sich von seinem Bedienten spazieren führen ließ. Der letztere machte seinen Herrn aufmerksam, daß der König ihn bereits gesehen habe und daß daher ein Ausweichen unmöglich sei. Ludwig I. war auch gleich herangekommen und rief nach seiner Weise mit Pathos, indem er mit dem Finger scharf hinbeutete, wiederholt: „Die Hosen!“ Sie waren nämlich von besser Farbe, also nicht der Trauer gemäß. Der alte Diplomat ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, riß den Rock auf, zeigte seine schwarze Weste und rief, mit der Hand aufs Herz deutend: „Ei was, Hosen, hier Ew. Majestät traure ich in der Brust, aber nicht in den Hosen!“ — Der ehemalige Fadelkommissar von Spraul in Kissingen hatte große Anstalten und Verschüsse gemacht, die aber nicht gediehen und ihm nicht erlegt wurden. Als der König einst in Kissingen war, fragte er den Fadelkommissar: „Nun, wie geht's, lieber Spraul?“ — „Ach schlecht, Ew. Majestät, ich habe ganz den Humor verloren!“ und legte nun seine Bitte um Bezahlung seiner verausgabten Gelder vor. Der König achte nicht darauf, sondern ging mit Spraul weiter, um alles zu besichtigen, worauf er immer aufs neue mit verwundertem, Magen dem Tene rief: „Spraul bat den Humor verloren!“ Das war der Humor Ludwigs I. — Der König schrieb einmal eigenhändig an den Fürsten Metternich: „Ew. Liebden Wunsch wegen der Bilder habe ich bestens zu erfüllen gesucht. Ich hoffe, Ihre Gesundheit ist vollständig hergestellt. In wenigen Tagen werden Sie wohl trocken genug sein zum Aufhängen.“ Das „Sie“ war irrtümlicherweise oder aus Besheit groß geschrieben!



Felspartie mit Alpenpflanzen. (aus: Wode, Die Alpenpflanzen.)

daß Alpenpflanzen



**Görlich.**

„Sie wollen schon wieder ausgehen, Herr Wirt?“

„Unsereins hat doch auch 'mal Appetit auf 'nen guten Tropfen.“

**Wörtlich genommen.**

„Sie glauben nicht, wie meine Frau überall nach allem sieht...“

„Eine andere als eine nachsichtige Frau hätten Sie auch gar nicht gebrauchen können!“

**Aus der Instruktionssunde.**

Unteroffizier: „Was muß der Soldat in erster Linie besitzen?“

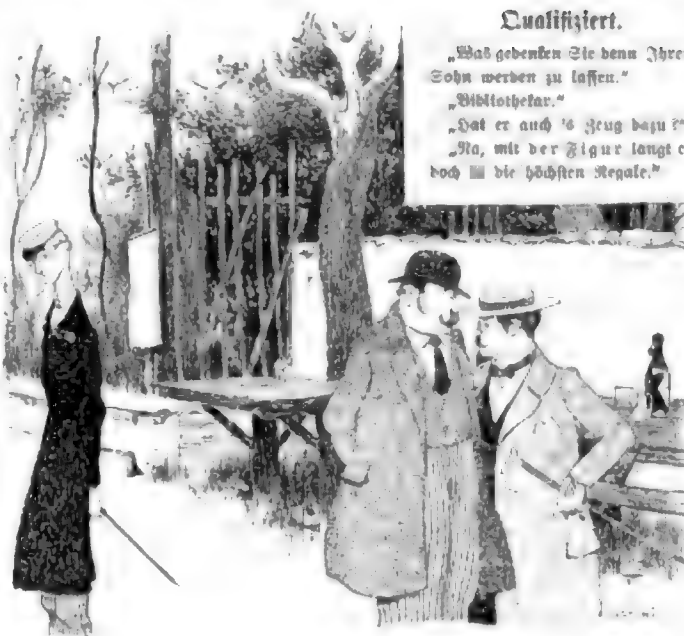
Rekrut (antwortet statt „Ehrgefühl“): „Geist.“

Unteroffizier: „Oder Quatschlopf Sie: das ist das Einzige, was er nicht braucht.“

**Beweis.**

Mutter: „Glaubst du, daß der Referendar reelle Absichten hat?“

Tochter: Gewiß — er ist ein durch und durch idealer Mensch.“

**Qualifiziert.**

„Was gedenken Sie denn Ihren Sohn werden zu lassen.“

„Bibliothekar.“

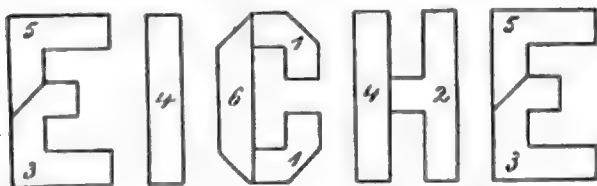
„Hat er auch 's Zeug dazu?“

„Na, mit der Figur langt er doch in die höchsten Regale.“

**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 26 des vor. Jahrganges.****Damesspielaufgabe:**

1. f2-e3 Df4-h2 +
2. e5-b6 c7-a5 +
3. d2-c3 b2-f2 + +
4. a3-b4 a5-c3 +
5. f6-e7 Dh8-d4 +
6. e7-d8D Dh2-c7 +
7. Dd8-g1 + + + und gewinnt.

Der schwarze Stein e3 geht zunächst verloren: auf 7. ... b8-a7 (e7) durch 8. Dg1-f2 neßt 9. Df2-e1 (oder auch 8. Dg1-h2 neßt 9. Dh2-e5) und auf 7. ... f8-e7 (g7) durch 8. Dg1-f2 neßt 9. Df2-e1 (oder auch 8. Dg1-b6 neßt 9. Db6-a5), worauf die beiden übrigen schwarzen Steine durch Dame und Stein leicht aufgehalten werden, z. B. 7. ... f8-g7 8. Dg1-f2 g7-h6 (f6) 9. Df2-e1 h6(f6)-g5 10. De1-b4 + b8-e7 (auf g5-h4 folgt 11. Db4-d6 f4-e3 12. Dd6-e5 und gewinnt) 11. Db4-d2 g5-h4 12. Dd2-f4 (oder e1) und gewinnt.

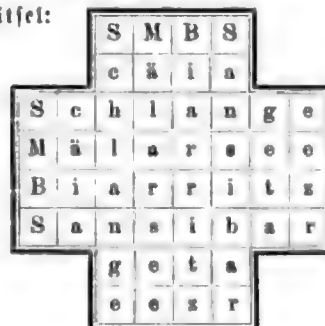
**Wechsellrätsel: Krapp, Krep, Krupp.****Perleg-Aufgabe:**

Rätselfrage: Der Liebe ist kein Wind zu kalt.

**Zahlencharade: Hagenau.**

Entzifferungsaufgabe: Verbindet man, mit „M“ beginnend, stets je zwei Buchstaben, welche über denselben einander gegenüberliegenden Pfeilen stehen, von innen nach außen und immer rechts herum, so erhält man: Man kann sich sehr genau kennen und sich doch nicht verstehen.

Elise Münchendorfer.

**Kreuzrätsel:**

Aufgabe: Birmingham. — 1. Talbot, Pottich; 2. Sois, Island; 3. Diram, Ramses; 4. Diemel, Mellart; 5. Kain, Indre; 6. Gaiwan, Rancy; 7. Angel, Gelbern; 8. Tellheim, Heimball; 9. Siam, Amsel; 10. Weimar, Marmor.

**Dominoaufgabe:****Im Talon lagen:****R bestellt:**

Der Gang der Partie war: I. A 2, B 2, C 2; II. A 2, B 2, C 2; III. A 2, B -, C 2; IV. A 2, B 2, C 2; V. A 2, B -, C -; VI. A 2, B -, C -; VII. A 2, B -, C -; VIII. A 2 (= 87).

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Leopoldine Sprinzi in Jlabings; Margarete Nissen in Leipzig; M. Langhein in Bonn; Max Richter in Verbau; Willy Kobschardt in Dresden; E. Berndt in Tübingen; Max Fleischer in Klein-Bittenberg; Rosa Körner in Glauhau; Anna Theuerlaus in Fromberg; Erich Frigische in Nürnberg.









durch den ihm erteilten Auftrag wahrscheinlich den ganzen Arbeitstag, daher rührte die besondere Mißstimmung, in der er heute das Comptoir verlassen. Auch am Sonntag mußte er die Leistung eines Dieners versehen.

Das schmale Fenster seiner Kammer ging auf einen engen, rings von Hausmauern, Ziegeldächern und Giebelzacken umschlossenen dumpfen Hofraum hinaus; dennoch fiel bei der hohen Lage einigermaßen helles Licht herein, aber es nahm jezt stark ab, und um in dem Buch, das er zur Hand genommen, noch lesen zu können, mußte er das Fenster öffnen und sich den Stuhl dicht daran rücken. So saß er, doch selbst hierher über die grauen toten Steinmassen kam von einem blauen Himmelstück herunter die erste weiche Frühlingsluft und dazu von weither ein ungewiß verschwimmender Klang. Bei einem Aufhören indes ward dem Ohr erkennbar, es sei der nämliche Ton, der zuvor den Senator Willens an seinem Schreibtisch gestört hatte, der flötende Schlag einer nur noch weiter entfernten, unsichtbaren Drossel.

Auch Manhart Osterling ward dadurch gestört, daß er vom Lesen abließ, oder er mußte es aus dem Grunde, weil die Dämmerung sich zu sehr verstärkte. Mit den Metamorphosen des Ovid in lateinischer Sprache auf den Knien hob er den Kopf und blickte nach einem altersgrauen, die Dächer überragenden Turm empor, der im Volksmund der Umwohner den Namen „Kiel inne Röl“ führte, da er vielfältig, wie neugierig, grade in die kleinen Rützen an den Rückseiten der Häuser hinunterjah. Gewissermaßen der älteste Jugendfreund Manharts war's, den er von jeher in jeglichem Licht und Wetter aufs genaueste kannte, im ersten Morgenschein, im heißen Mittagsglanz und Abenddämmern, vom Sturm umbraut, regentriefend und winterlich angeschnit. Fast immer jagten sich schwarze Dohlen mit scharfem Aufschrei um ihn her; selten nur übte sein Anblick anderen als melancholischen Eindruck, dem Leben des jungen Commis ähnlich, und dieser trug ein Gefühl in sich, wie wenn der alte Turm etwas Lebendes sei und mit teilnehmendem Verständnis zu ihm ins Fenster hereinschaue. In Mondnächten hatte seine Einbildungskraft ihn manchmal überwältigt, daß er aus dem schattenhaften Gestein eine raunend zu ihm sprechende Stimme zu hören geglaubt; die Steine wußten von vielen langverschollenen Dingen, Zeiten und Menschen, und dem Hinausblickenden war's, sie lehrten das alles besser kennen und begreifen, als die Bücher, aus denen er sich in der Geschichte der Vergangenheit unterrichtete.

Heute Abend jedoch sah der Kiel inne Röl freundlich, beinah heiter drein, von der untergegangenen Sonne her färbte seinen Oberrand noch ein rotgoldiger Streif, und es klang, als töne aus diesem

der Amselgesang statt des sonstigen Dohlengekreises herüber. Manhart Osterling hielt Auge und Ohr gespannt, in der Luft lag's wie etwas ahnungsvoll Fremdschönes, um das langsam das Zwielicht graue Einschlüge wob. Dann erscholl die Stimme seiner Mutter, die ihn zur Abendsuppe rief; er fuhr schreckhaft auf, sah sich einige Augenblicke halb verwirrt wie ein Erwachender um und trat wieder in die Wohnstube hinein.

## 2.

Nur selten und für geringe Dauer kam Manhart Osterling einmal auf einem Abendgang in den nächsten Umlreis der Stadt hinaus; die kurzen Tage des Winterhalbjahrs ermöglichten es ihm überhaupt nicht, so daß er seit dem Herbst nicht mehr draußen im Freien gewesen war. Etwas Fremdartiges hatte es deshalb für ihn, wie er zur Ausführung seines Auftrags in der Sonntagmorgenfrühe, aus den Häusern herausgelangt, auf der Landstraße dahinging. Sie zog sich fast ganz unbelebt zwischen Feldern fort, über denen weitem tonlose Stille ruhte, nur ab und zu scholl von fernher aus einem Dorf ein Hahnkrähen, als ein ungewisser, verzitternder Hall. In der Luft lag noch herbe Frische, ein leichter Wind kam von der See her, die dann und wann, bei etwas höherem Ansteigen des Weges, sich endlos blau hindehnend, zur Linken sichtbar ward. An ihrem Horizont zog ein Schiff entlang, offenbar ein großer Dreimaster, doch die weißen Segel erschienen nur wie die Flügel einer Möwe.

Der junge Bote schritt rasch aus, denn er wußte, daß eine weite Strecke vor ihm liege; im Anfang konnte er nicht fehlen, indes als er etwa eine Stunde gegangen, hielt er in einem Dorf einmal an, die weitere Richtung nach dem adligen Gut Groß-Wartenbel zu erfragen. Zu seiner Freude wies man ihn hier von der Landstraße ab; er könne ein erhebliches Stück kürzen und erst am See wieder in sie einmünden. So schlug er einen schmäleren Fahrweg zwischen Knickwällen ein, der nach der Beschreibung als solcher blind auslief, doch sich in einem über Koppeln führenden Fußsteig fortsetzte. Als so die enge Begrenzung an den Seiten plötzlich abfiel, war's ihm, als trete er in eine völlig verwandelte Welt hinein. Weit um ihn dehnte sich lichtgrüne Wintersaat mit flimmernden Halmspitzen, ein Citronenfalter taumelte drüber hin, windflatterndem goldenem Blatte gleich, und von höher herab klang ohne Unterlaß Getriller unsichtbarer Vögelchen. Das Frühlingsleben wachte auf und die allmählich höher gestiegene Sonne hob ihr alles weiterförderndes Tagewerk an. Noch zumeist Vorbereitung war's, doch wohin der Blick fiel, erkannte er, daß sich lebensvolle Säfteströmung regte. Die Buchen des

Waldsaums, an dem der schmale Weg eine Zeitlang hinführte, standen nicht mehr mit winterkahlen, sondern braun anschwellenden Zweigspitzen, über dem Gesträuch drunter lag da und dort schon ein feiner grüner Schimmer, Drosselschlag kam aus den Wipfeln herab. Wo die Sonnenstrahlen senkrecht auf einen Wallhang trafen, leuchteten aus der Ferne kleine farbige Flecke entgegen, gelb, blau und weiß. Der Vorüberkommende hielt an, pflückte von den Himmelschlüsseln und der Männertreu und sprach ihre Namen laut vor sich hin; auch die lateinischen hatte er sich aus einem botanischen Buch zu eigen gemacht, doch ihrer gedachte er augenblicklich nicht, die Blumen entzückten ihn als neu aufgewachtes Leben der Natur, nicht als Gegenstände einer wissenschaftlichen Einteilung. Nur die weißen rührte seine Hand nicht an, ihr Anblick flößte ihm, gedächtnisweckend, Verdruß und Widerwillen ein. Die Anemonen sollte er pflücken, einen Strauß davon für Margaret Willens mit heimbringen, das sah ihm aus jeder der zarten, rötlich angehauchten Blütenchalen widrig entgegen. Um seiner Stellung willen mußte er dem Gebot nachkommen, doch erst auf dem Rückweg, er wollte sich mit der Erinnerung daran den köstlichen Vormittag nicht verleiden. Denn das Beiwort kam diesem zu, und überaus köstlich war's, hier so zu gehen. Das hatte der Herr Senator sich nicht vorgestellt, als er ihm seinen freien Sonntag genommen und den Geschäftsgang zu machen befohlen. Manhart kam's dabei vor, die Willkürbedrückung, die er auch heut erlitten, schlage ihm mit ihrem Erfolg zum Gegenteil um. Unfraglich war's nicht nur freudiger, auch einträglicher für Körper und Geist, so durch Feld und Wald zu wandern, als in der engen, dumpflustigen Stube zu sitzen. Wenn's ihm jetzt freistünde, zu tauschen, sich in diese zurück an seine Bücher zu versetzen, so thäte er's nicht. Der Senator Willens hatte sich im Resultat seiner herrischen und knechtenden Absicht betrogen.

Der junge Mann war längere Zeit eine sanftgestreckte Hügelsschwelger hinangestiegen, erreichte nun die Höhe und stieß unwillkürlich einen Freudenton aus. Ein überraschendes und reizvolles Landschaftsbild lag plötzlich unter ihm da, ein nicht sehr breiter, doch wohl über eine Stunde lang hingestreckter Landsee, von wechselnden Ufern, ansteigenden und flachen, dichtbewaldeten und baumlosen, umgeben. Am jenseitigen Ende schimmerte zwischen dunklen Nadelbäumen ein breites weißes Gebäude hervor, ungefähr über der Mitte des Sees stieg am rechten Ufer ein Dorfkirchturm zwischen umher verstreuten Strohdächern auf. Auch gegenüber am linken lag ein größeres Haus; wenn erst der Wald überall im Laub stand, mußte der Überblick über das Ganze von hier aus einer der schönsten im Lande sein.

Doch auch so, in der noch largen Entfaltung des Frühlingbeginnes ging ein Zauber davon aus, vielleicht im geheimen noch eindrucksvoller wirkend, als in späterer Jahreszeit, weil die Phantasie mit an ihm schuf, sich alles zu höchster sommerlicher Vollendung herausgestaltete. Jetzt umbettete nur noch erstes Saat- und Wiesengeleucht den See, durch dessen blauen Spiegel die Sonne eine funkelnde Goldbahn zog; wohl vom Meeresstrand herübergekommen, schossen einzelne Seeschwalben durch das Strahlengewirk in das Gewässer herunter und hoben sich weißblühend mit der erhaschten Beute wieder auf. Lautlos breitete alles sich hin, nur vom Dorfkirchturm scholl Sonntagsgeläut; ein Bild war's, das sich ein idyllisches Märchen zu seinem Schauplatz bereitet zu haben schien. Und anders als bisher war die Lind von ihm herauswühende Lust, aus ihrem Summen Klang's wie ein leis singender Ton, und wie ein leichtes Rauschgefühl um die Stirn legend, ging sie vorbei. Der Frühling nach dem langen Winter, die freie, weite Sonnenschönheit der Natur nach der Straßenengnis, dem dumpfen, düsteren Hofcomptoir im Rattepel überwältigten die Sinne, als sei solche Fülle der Wunder zum erstenmal über die Erde ausgeschüttet.

Ein Weilchen blieb Manhart Osterling, vor sich hinausschauend, stehen, dann folgte er dem Fußsteig abwärts weiter. Nach links hin ein Stückchen am See entlang hatte er ein ziemlich breitgestrecktes, niedriges Dach wahrgenommen, das mochte der Krug sein, von dem der Senator mit ihm gesprochen, daß sein Weg dran vorbeiführe. Er erinnerte sich des eigentümlichen Namens der Wirtschaft „Robiskrug“ und dachte darüber nach, was es bedeuten könne. Die beiden Vorsatzsilben erschienen lateinisch und eine Art von Sinn zu ergeben, als ob sie „eine Schenke für uns“ bezeichneten. Doch dagegen sträubte sich das Sprachgefühl, solche Zusammensetzung war fraglos ein syntaktisches Unding, es mußte eine andre Verwandtnis damit haben. Rasch hinunter gelangend, drehte er den Kopf einmal um; die Anhöhe erhob sich jetzt hinter ihm, schloß nach rückwärts den Blick und die Welt ab, und er war dem Bereich der Stadt, ihrer Luft, allem Gedenken an sie vollständig entrückt. Schon von nah her klang zwischen knospendem Weidengezweig und vorjährigem braunem Schilf ein plätschernder Ton, zog ihm unwillkürlich den Fuß vom Pfad ab an den Rand des See's hin, das Heranspielen der Wellen in der Nähe zu sehen. Doch die Wasseroberfläche lag ganz unbewegt, kein Hauch ging hier unten drüber, wahrscheinlich hatte sich nur ein Fisch aus ihr aufgeschwemmt und that's jetzt nochmals, denn nach rechts um ein paar alte Weidenknorren hin ertönte das Geplätscher aufs neue. Zugleich indes schob sich von dorthier etwas Helles vor und

eine Stimme sagte: „Die Glocke läutet wieder, es ist Zeit für mich zurückzukehren, Undine; mein Vater hat's nicht gern, daß ich bei der Predigt fehle.“ Darauf scholl eine Antwort: „Die kann ich dir auch halten, wenn's nicht anders geht. Ich habe noch nicht Lust nach Haus — was steht denn da?“

Ein eleganter weißer Nachen mit lichtblauem Rand war das sich vorbewegende Helle, und in dem kleinen Fahrzeug saßen zwei wohl ungefähr gleichalterige junge Mädchen oder richtiger Damen. Wenigstens erhob unfraglich eine von ihnen auf diese Benennung Anspruch, die welche zuletzt gesprochen hatte und mit alabasterfarbigen schmalen Händen die Ruder führte. Auch ihre Kleidung besaß fast gleiche Farbe; im ersten Augenblick war's Manhart, als tauche eine große weiße Wasserrose aus dem See auf. Überrascht und etwas verdutzt blickte er die unvorgesehene, höchstens ein halbes Duzend Schritte von ihm entfernte Erscheinung an, und unter einem feinen goldgelben Strohhut, dessen Farbe gleichfalls an den Staubfädenkelch einer Nymphaeablüte erinnerte, hielt auch sie zwei außerordentlich hellgesternzte Augen auf den am Ufer Stehenden gerichtet. Dann kam ihr mit einem lachenden Ton vom Mund: „Hast du dir hier ein Rendezvous bestellt, Visette? Sieh, dein Verehrer wartet schon im schwarzen Sonntagsrock und mit einem Sträußchen in der Hand auf dich.“

Beides traf zu, der junge Commis hielt die gepflückten Blumen in der Hand und hatte für den Zweck des Weges seine besten Kleider angelegt; das war ihm in Anbetracht des vornehmen Herrn, dem er sich vorstellen mußte, selbstverständlich erschienen. Doch im Moment entsprang ihm daraus ein leicht unangenehmes Gefühl; in dem Ton, mit dem die Sprecherin das Wort „Sonntagsrock“ von den Lippen gebracht, lag ein etwas spöttischer Anflug, als ob sie sich an etwas Spießbürgerlichem belustige, und das Ohr des Hörers vernahm mehr diesen Ton, als daß er den Sinn der Worte auffaßte. Dagegen hatten die letzteren offenbar das Gesicht der andern Bootinsassin mit einem aufsteigenden Rot überdeckt und sie erwiderte: „Treib' doch nicht solchen Spaß, was soll der fremde Herr davon denken!“ Ein Unwille gab sich darin kund, doch war sie zugleich merklich beflissen, den Ton abzdämpfen, wie's den Eindruck machte, aus einer gewöhnlichen Nach- oder Unterordnung der Antwortenden. Sie trug ebenfalls schon einen sommerlichen Strohhut auf lichtblondem Haar, nur von weniger feinem Geflecht, und im Einklang damit bestand ihr bläulich gewürfeltes Kleid aus einem einfacheren Stoff. Doch über den schlichten Kragenumschlag am Hals hob sich, aus blauen Augen blickend, ein liebes junges Mädchen Gesicht, das die Röte des flüchtigen Unmuts verschönte.

Nun lachte die andre, ihr natürlich gelocktes, halbblanges glanzbraunes Haar in den Nacken werfend: „Glaubst du vielleicht, er sei um meinwillen hier? Nicht wahr, Sie sind ein Student oder Kandidat der Theologie und auf dem Weg zum Pfarrhaus in Seedorf? Die Himmelschlüssel für Ihren Beruf haben Sie ja schon in der Hand, werfen Sie uns den Schlüsselbund herüber, meine Freundin liefert ihn in der Kirche ab, bis Sie nachkommen.“

Die es sprach, konnte höchstens achtzehn Jahre alt sein, aber in ihrem Verhalten lag etwas weit drüber hinaus Sicheres, wie in einem souveränen Gefühl mit allem ihr Entgegentretenden Schaltendes, daß der jetzt von ihr Angesprochene verblüfft dastand. Ihre eine Hand streckte sich leicht vor, und der weite Armel fiel dabei halb von ihrem wundervoll geformten weißen Unterarm herab; sichtlich erwartete sie, daß er ihrem Geheiß oder Gebot nachkommen werde. So that er's auch unwillkürlich; er hatte die Blumen mit einem knüpfenden Palm umschlungen und warf sie zum Boot hinüber; danach nahm er ebenso unwillkürlich seinen Hut vom Kopf. Die junge Dame fing gewandt den kleinen Strauß auf und warf ihn weiter ihrer Begleiterin in den Schoß: „Die Myrtenblüten sind noch zu gelb und müssen erst weiß werden, das wird das Examen besorgen. Aber deine Augenfarbe ist dabei schon richtig — wie heißt sie doch? — Männertreu —“

Die Handbewegung, mit der sie die Blumen weiter beförderte, war eine geringschätzig gewesen, kurz nachlässig nickte ihr Kopf jetzt einmal dem barhäuptig am Strand Stehenden zu, danach schlug sie die beiden Ruder wieder ein. Das Wasser klatschte, durch das Geräusch hörte Manhart die Stimme der andern nur halb verständlich sagen: „Undine, du redest wirklich häßlich heut' morgen; was hab' ich dir denn —?“ Doch ein helles Auflachen übertönte die Fortsetzung, der leichte Nachen flog wie ein Pfeil in der Richtung gegen den Dorfkirchturm davon, und nach kurzen Augenblicken ließ sich im Sonnenglanz nur noch das verschiedenartige Geflimmer des braunen und blonden Haares unterscheiden. Dann zerrann auch das, und es blieb nur wie eine weiße, beim Flügelschlag die Brust vorbeugende Möwe, oder war's eine große, auf dem See forttreibende Wasserrose?

Keine fünf Minuten konnten vergangen sein, seitdem der junge Mann vom Fußpfad ab durch den Weidenbusch zum Uferrand hinunter getreten war, und in seinem Blick zeigte sich ein Ausdruck, als sei er ungewiß, ob er gewacht oder mit offenen Augen geträumt habe. Er sah auf die Hand nieder, in der er die Blumen gehalten; sie befanden sich nicht mehr in ihr, und er fühlte im Arm noch die Bewegung, mit der er sie zum Boot hinüber geworfen. So





hatte alles sich also in Wirklichkeit zugetragen, und das Weiße, was dort vor ihm über die sonnenfunktende Wasserfläche fortzog, war keine Möwe.

Eigentlich konnte das seltsam Geschehene ihn auch nicht wunder nehmen; er hatte, droben von der Anhöhe niederschauend, empfunden, daß er in eine Märchenwelt hinuntersteige. Zu einer solchen gehörte derartiges, war in ihr natürlich.

Auch der Name, den er zweimal vernommen, Undine. Der — ihm wachte es im Gedächtnis auf — kam in einer Dichtung vor, die er nicht gelesen, doch von der er gehört; eine Seenympe, die Tochter eines Wassergottes führte ihn.

Die andre mußte die Tochter des Pastors drüben in dem Kirchdorf sein, das Seedorf hieß. Sie schwammen beide wie Nymphäen auf dem See, aber unterschieden sich gleichsam voneinander, wie die kleine blondgelbe Wasserrose von der großen, die wie ein aus der Tiefe heraufstauchendes Märchenwunder weißleuchtend erglänzt.

Sie hatte ihn für einen Studenten angesehen, das durchdrang ihn mit einer angenehmen Empfindung. Freilich für einen Theologen, dadurch erlitt in ihm das erhebende Gefühl wieder etwas Verringerung. Ihr war das Wort „Kandidat“ ähnlich vom Munde gekommen, wie vorher der „Sonntagsrock“. Gut war's, daß er wenigstens keinen schwarzen Cylinderhut auf dem Kopf trug. Er mußte sich vorstellen, wie lächerlich spießbürgerhaft jemand mit einem solchen sich in dieser Welt hier ausnehmen müsse.

Dabei trat ihm auch Fräulein Willens vor Augen und er suchte nach einem Vergleich für sie neben der Undine. Eine im grauen Dämmerlicht um den Rief inne Röl flatternde Dohle und eine sich über der sonnenpiegelnden weiten See wiegende schneehellstrahlende Möwe.

Ob sie im Pastorenhaufe bei ihrer Freundin zum Besuch war? Wahrscheinlich, und offenbar gewöhnt, an dieser ihre Spaßlust auszulassen, weil sie an geistiger Lebendigkeit ebenso sehr über ihr stand, wie an Schönheit.

Er blickte nach dem Seedorfer Turm hinüber, ein höheres Gebäude zwischen den Strohdächern schien das Pfarrhaus zu sein. Seine Phantasie gestaltete sich dies sehr anmutend, mit einem freundlichen, zum Wasser hinunterreichenden Garten, an dem der Rahn anlegte.

War ihm der Gedanke gekommen, ob er über Seedorf nach Groß-Wartenbek gehen könne? Mechanisch drückte seine Hand gegen die Brusttasche, aus der ein leises Papierknistern zurückklang. Aber mit einem schreckhaften Ruck ließ er die Hand abgleiten, neben sich glaubte er eine strenge Stimme zu hören: „Er sollte doch wissen, daß man Wechsel nicht mit den Fingern zerknittert.“

Nein, er mußte an dem Nobiskrug vorbei, der am linken Ufer des Sees lag. Und zwar mußte er sich beeilen, ihm kam's vor, als habe er wohl eine Stunde lang hier gestanden; so lehrte er auf den Fußweg zurück, der jetzt nach wenigen Minuten wieder in die Fahrstraße einlief. Doch ging er auf dieser nicht, wie nach dem ersten Antrieb, hastig weiter, sondern langsam, bei der vor ihm liegenden graden Strecke manchmal für ein halbhundert Schritte die Augen zuschließend. Auch hier schwirrte Verhängung über ihm, und es war etwas Röstliches, so, nichts sehend, nur wie in einem Traum hörend, zu gehen.

Dann indes zuckten seine Lider einmal plötzlich in die Höh', denn von nahher schlug ihm ein Zuruf ans Ohr: „Probiert Er, ob Er ohne Augen noch auf dem Strich gehen kann?“

Etwas verwirrt aufblickend, sah er dicht vor sich links an der Landstraße ein ziemlich großes ländliches Gebäude, das nach Anzeichen zu Seiten der offenstehenden Thür mutmaßlich die Krugwirtschaft war. Gegenüber zur Rechten stand eine alte Linde, mit dem noch kahlen Gezweigdach nur leicht einen im Boden festgerammten Tisch und eine Bank beschattend, von welcher der Anruf hergekommen sein mußte. Und zwar aus dem Munde der einzig auf ihr sitzenden Gestalt, eines fürstlich aussehenden und gekleideten Mannes, nach der grauen Farbe des dick über die Lippen schattenden Schnauzbartes wohl mindestens im Anfang der Fünfzig. Dagegen machten das ziemlich stark gerötete Gesicht und zwei blickblaue Augen, mit denen er den verdutzten Fußgänger betrachtete, noch einen jüngeren Eindruck. Nun schnippte er einmal mit Daumen und Zeigefinger vor seiner Nase, als ob er etwas wegnippte, und stieß unter den Barthhaaren hervor:

„Fliegt schon Altweiberfommer in der Luft, scheint's, daß man die Kopfsenker erst pugen muß. Er ist wohl ein Sie-Mensch und verlangt das Pronomen im Plural? Macht nicht mehr Unkosten, will's Ihnen aufstischen. Fahrender Scholast oder Studiosus in den Osterferien? Vermutlich Summar- und Ringtragen-Aspirant und falsch geraten, statt ins Seedorfer Predigerhaus zum Teufelswirt.“

Dem Angesprochenen flog ein Rot an die Stirn. Stand ihm dann im Gesicht, daß er den Gedanken gehabt, über Seedorf zu gehen? Auch dieser Fremde sah ihn für einen Theologen an, wahrscheinlich ebenfalls wegen des „Sonntagsrocks!“ Etwas verlegen und stockend antwortete er: „Sie irren sich, Herr Förster, ich bin —“

Aber der andre fiel ein: „Förster ist gut, das sind nützliche Leute. Ich dank Ihnen für das Kompliment, hat mir noch keiner gemacht, wünschte nur, Sie gäben mir den Wald dazu. Sehen Sie Ihre pedes apostolorum heran und stecken Sie sie mit

unter den Tisch. In der Höllenschenke giebt's auch Gottes Wort und reiner als in der Wirtschaft drüben. Wer sind Sie denn? Wie ein Lateiner sehen Sie doch aus; braucht ja nicht von der Salbadersorte zu sein. Bin auch 'mal einer gewesen und weiß, daß der Straßenstaub kratzt. Wo ist der helle Wirt? Holla! Krüger, hebt das faule Beingestell auf!"

Manhart Osterling war stumm der Einladung, sich mit auf die lange Bank zu setzen, gefolgt; aus der offenen Thür schlürfte in Pantoffeln und hemdsärmelig der dicke, rotnäsige Kruginhaber hervor und fragte: „Wat schall't sin, Herr Baron?"

„Noch ein reines Wort Gott's.“

„Glieks, Herr Baron.“

Höchst gemächlich indes schlürfte er in die Schenkstube zurück, während der junge Commis mit erstaunt weit geöffneten Augen dasaß. In seinem Kopf vollzog sich eine Verknüpfung, die ihn wieder aufstehen und, den Hut abnehmend, fragen ließ: „Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Baron Herwald von Wenktern von Groß-Wartenbel —?"

„Nein, die Ehre haben Sie nicht, der hat die Ehre, mein Stiefbruder zu sein. Wenn's Sie glücklich macht, meinen Namen zu hören: er ist Barrentrap, Elbert Barrentrap. Davor hat vermutlich früher „ter“ gestanden, daß es „zum Ochsentritt“ hieß, und mein Ahnherr wird wohl der Ochsenhüter gewesen sein. Groß-Wartenbel war mir schon lieber als Klein-Wartenbel; hat freilich alles in der Welt seine Mucken. Wie kommen Sie denn dazu, nach meinem Bruder zu fragen? Erst spülen Sie 'mal den Kraststaub weg! Proßt!"

Der Krüger hatte ein großes, randvolles Schnaps-glas herausgebracht und der Freiherr nahm sein halbleeres vor ihm stehendes und ließ es an das für Manhart bestellte anklimmen. Danach setzte dieser gleichfalls mechanisch das seinige an den Mund, schüttelte sich jedoch, nur eben von dem nie bisher getrunkenen Branntwein nippend, und stellte rasch das Glas auf den Tisch zurück. Das belustigte sichtlich seinen Bankgefährten, dem es unverkennbar überhaupt Spaß machte, sich einen jungen Menschen von der Landstraße als zeitweiligen Gesellschaftler aufzugreifen, und er sagte lachend: „Sie hätten wohl gern noch etwas warme Ruhmilch dazu gehabt? Das zeigt allerdings, daß Sie kein werdender Gottesmann sind, die wissen mit dem reinen Wort besser umzuspringen; was eine gute Nessel werden will, brennt beizeiten. Na, wer sind Sie denn und was suchen Sie hier in der Gegend?"

Darauf antwortete der Befragte mit seinem Namen und seinem Auftrag, doch fügte er leicht stotternd hinzu, daß er nicht nach seinem Wunsch, sondern aus Zwang Kaufmann geworden sei, früher auf dem Gymnasium gehofft habe, studieren zu können und für sich die

alten Sprachen noch fortbetreibe. Die Miene des Hörers war etwas mißpätlich geworden, und er stieß aus: „Ein Pfefferfack bei der alten Schnupsdose im Katrepel, dem findigen Federmesserpatron? Na, schön ist's nicht, aber ein Lateiner sind Sie also doch. Das sah ich Ihnen an der Nase an und ist die Hauptsache. Was nachher draus wird, ist meine Tante, deine Tante, man selber thut's nicht, die Karten machen's. Karten und Gläser, par nobile fratrum. Ubrigens hätte der alte Fuchs im Goldstollen Ihnen den Papierwisch nach Klein-Wartenbel mitgeben können, statt nach Groß-Wartenbel, da hätt' er mal einen achtbaren Einfall in seinem Schädel ausgeheckt. So ist's doch nur wie des Höllenswirts Fingerhutvoll hier, ein Tropfen auf 'nen heißen Stein.“

Der Sprecher trank noch ein verbliebenes Tröpfchen aus seinem Glas und stand auf. „Man muß den Sonntag nicht wie das liebe Vieh gleich den Werkeltagen begehen. Das war das Frühgebet, nun wollen wir uns zur Predigt auf den Weg machen. Ihrer ist derselbe, da können wir uns unterwegs noch ein bißchen lateinisch weiterunterhalten. Das Wort Gottes ist einen Schilling wert.“

Er legte einen solchen auf den Tisch, und eilfertig zog Manhart seinen kleinen Lederbeutel aus der Tasche, das gleiche zu thun. Dann befand er sich wieder auf der neben der sonnenglikernden Wasserfläche entlang führenden Straße; ihm war's wunderbarlich zu Sinn, davon hatte er beim Aufstehn nichts geahnt, daß er heut so an der Seite eines Freiherrn gehen werde. Den Kopf noch einmal zurückdrehend, fragte er unwillkürlich: „War das der Nobistkrug? Was bedeutet wohl der Name?"

Elbert Barrentrap blieb stehen und schlug ihm mit der Hand kräftig auf die Schulter. „Da sind Sie also doch mit Ihrem Latein zu Ende! Aber Wissensdurst ist gut, jeder Durst ist lobenswert. Der Himmel hat Sie unter seinen Schutz genommen und nicht über Seedorf um den See geführt, sonst wären Sie meiner durststillenden Gesellschaft quitt gegangen. Nos, nobis, der Krug für uns, das weiß jeder Quartaner. Doch um zu verstehen, was es wirklich bedeutet, muß einer mehr gelernt und hauptsächlich öfter drin gegessen haben. Das trifft beides bei mir zu, ich habe nicht umsonst fleißig studiert. Was ist ‚abyssus‘? Eigentlich griechisch, aber die Römer lernten auch kennen, daß es gelegentlich ‚Abgründe‘ für die Beine in der Welt gäbe und fanden das Wort ebenso für sich selbst brauchbar. Dann kamen die alten Deutschen, die verstanden sich noch besser drauf und machten ‚abis‘ draus. Bei den Lateinern hat's ‚Graben‘ bedeutet, nun ward's ‚die Hölle‘. Wie das ‚n‘ davor geraten ist, müssen Sie bei einem Sprachgelehrten von Profession fragen,

ich bin nur Liebhaber, nicht Theoretiker, sondern Praktiker. Aber so viel bleibt gewiß, 'Nobisstrug' heißt die 'Höllenschenke', und 'der helle Wirt' drin mit seinem Geföf ist der leibhaftige Teufel. Crede experto! Ich bin manchmal nur durch ein plötzliches Stoßgebet noch eben aus seinen Klauen weggekommen, und in seiner Umgegend muß man sich auch vor dem alten 'abyssus', dem 'Graben' in acht nehmen. Passen Sie auf, Sie poltern sonst hinein!"

Bei den letzten Worten griff der Sprecher nach dem Arm des jungen Mannes und zog ihn vom Rand des Weggrabens zurück, in den hinunter zu treten Manhart grad im Begriff gewesen. Er hatte die Füße wieder ein Stück mit geschlossenen Augen vorgelegt, denn ihm war's nicht anders, er müsse in seinem Bett liegen und träumen, daß er hier an dem Landsee gehe, und wenn er die Lider nicht festgeschlossen halte, so wache er auf und sei's hohe Zeit für ihn, ins Comptoir zu kommen. Ineinander sich mischend, klangen ihm im Ohr Ruderplätschern und Verhengeschwirr, eine helltönig lachende Stimme aus dem Kelch einer weißen Wasserrose heraus und die tiefe, doch ein bißchen rauh belegte, lehrreich von der Höllenschenke docierende des Freiherrn von Warrentrap. Wenn er die Augen öffnete, lag blendend zur Rechten die strahlenspiegelnde Seefläche; das alles verschlang sich zu einem phantastisch die Sinne umgaukelnden Reigen. Manchmal sprach er selbst dazwischen, auf etwas entgegnend, doch die eignen Worte tönten ihm fremd, wie von der Zunge eines andern. Beim Erwidern suchte er danach, eine lateinische Redensart einzumengen; das diente merklich der Laune seines barocken Begleiters jedesmal zu einer Art von Sprungstock, sich daran zu einem grotesken Satz aufzuschnellen, und augenscheinlich bereitete ihm sein Weggenos ein ungewohntes Sonntagmorgenplätsch. Er konnte den Eindruck eines alten Raubritters machen, der einen jungen Knappen oder richtiger einen reisenden Kaufmannsjüngling aufgegriffen, um ihn in sein Burgverließ fortzuschleppen, nur nicht mit klirrender Eisenwehr und gepanzerten Fäusten, sondern den veränderten Zeitumständen ge-

maß an einer Kette von allerhand in ernsthaftem und närrischem Ton durcheinandergemischten Schnurren und Späßen. Und dann gewahrte Manhart Osterling auf einmal, daß sie dicht vor einem alten, etwas verfallen aussehenden Bau herangelommen waren und fragte, ob der das Herrenhaus von Groß-Wartenbel sei.

"Minime quidem, juvenis. Diese respectable Höhle ist ein dominium mit dem Zusatz paululum, zu deutsch Klein-Wartenbel, darin ich princeps, rex, imperator bin. Alles Lebendige drin ist mir unterthan, in mea potestate, vitae necisque uniuscujusque dominus sum. Es ist aber nicht nur eine trockne caverna, sondern auch eine zum Anfeuchten hergerichtete taverna — was hat der Kerl, der Unterthan, da mit seinem Krähenfuß hingekragt?"

Klein Wartenbel war ehemals ein Vorwerk des großen adligen Gutes Groß-Wartenbel gewesen, das dem derzeitigen Besitzer, Baron Herwald von Wenckstern als Hinterlassenschaft seines Vaters zugefallen. Doch hatte dessen Frau, ein Jahr nach der Hochzeit von ihrem Manne wieder geschieden, sich nochmals mit einem Freiherrn von Warrentrap vermählt, so daß ihr Sohn aus zweiter Ehe der Erbe dieses Vorwerks, des nachmaligen Witwensitzes seiner Mutter geworden. Er war auf mancherlei Universitäten und sonst in der Welt herumgewandert, vor bald zwanzig Jahren indes eines Tages hier eingetroffen, um sein Hauseigentum als Bewohner in Besitz zu nehmen. Das unbeträchtliche Zubehör an Äckern und Wiesen hatte er von je an einen benachbarten Landwirt verpachtet gehabt und beließ es so, nützte nur das bis dahin leer abgeschlossen gewesene Gebäude als Behausung. Ein Herrenhaus konnte man dies nicht nennen, ebenso freilich auch kein Bauerngehöft; es war ein ziemlich großer, rechteckig-formloser und obaussehender Ziegelsteinkasten, dessen zu meist abgewaschener und abgeblätterter gelblicher Tünche man anmerkte, daß seit Jahrzehnten keine Reparaturkosten drauf verwandt worden waren.

(Fortsetzung folgt.)









Dörfern und kleineren Städten Mittel- und Süditaliens durchweg ihr eigentümlich farbiges Gepräge giebt, fehlt hier fast vollständig. Nur an warmen, heiteren Abenden wird es auf der Piazza und den angrenzenden Straßen lebendig. Nach dem Abendbrot promenierte man wohl noch ein Stündchen dort auf und ab, begrüßt diesen oder jenen Bekannten und bespricht die neuesten Stadtereignisse, wobei die Damen ihre hellsten und auffallendsten Toiletten zur Schau tragen. Auch Rieti will seinen Corso haben. Nicht wenig stolz sind die Reatiner auf ihr Theater. Der neue, elegante Kuppelbau übertrifft seiner äußeren und inneren Ausstattung nach in der That bei weitem die Anforderungen, die man an ein Provinztheater gemeinhin zu stellen gewöhnt ist. Nur einen Fehler hat der Musentempel Rietis aufzuweisen, nämlich den, daß während des ganzen Jahres höchstens 14 Tage lang darin gespielt wird. Auch sollen die Leistungen der Wandertruppe, die dann gastiert, keineswegs der Bornehmheit des „gegebenen Raumes“ entsprechen.

Der eigentliche Reiz Rietis beruht vor allem in seiner unvergleichlichen Lage. Die Campagna, dieses durch die Berge gleichsam von der übrigen Welt abgeschlossene fruchtgesegnete Land, giebt Rieti seine wahre Bedeutung als einen Zufluchtsort für Menschen, die sich nach Ruhe, Lust und Sonne sehnen. Unvergesslich werden mir die Abende bleiben, an denen ich auf irgend einer Anhöhe über der Stadt der untergehenden Sonne nachträumte. Das waren Stunden tiefsten, ruhigsten Genießens. Mir zu Füßen verflutete gemach das Alltagsstreben der Stadt, über deren flachen, rotbraunen Dächern schläfrige blaue Rauchwölkchen aufstiegen. Drüben aber lag die weite Ebene schweigend im Schatten der Berge, die sich dunkelblau von dem grellen Lichtmeer des Abendhimmels abhoben, wo tausend Farbentöne unter der Herrschaft eines brennenden Rotgelb ineinandervogten. Wie ein Thal des Friedens, ein glückliches, weltfernes Paradies dehnte sich dort unten das stille Land, wo zwischen den dunkelnden Weingärten und Olivenwäldchen hier und dort der klare Spiegel eines kleinen Sees das prächtige Farbenspiel des Himmels zurückwarf. Und wie unaussprechlich wohl ward mir, der ich wenige Wochen zuvor in der Wunderfülle des Neapolitanischen Golfs, dieser märchenschönen Heimat der Verkommenheit, geschwelgt hatte, bei dem Gedanken, daß hier ein bis ins Mark gesundes Volk im stolzen Frohgefühl seiner urwüchsigen Kraft den Acker bebaut. Hier wogt das gesunde Herzblut Italiens.

Einer meiner liebsten Aussichtspunkte war die südwestlich über der Stadt gelegene Villa Bonam, ein altes Barockgebäude mitten in einem gänzlich vernachlässigten Park, dessen Hauptzierde eine herr-

liche Allee von uralten Cypressen ist. Auch das kleine Duprè'sche Landhaus in dem fast ganz der Familie gehörigen Dörfchen San Elia gewährte einen hübschen Blick in die Campagna. Unsere häufigen Ausflüge dorthin boten mir reichlich Gelegenheit, das bäuerliche Leben an der Quelle zu studieren. Wenig erfreulich erschienen mir die Wohnungsverhältnisse. Oft muß eine kinderreiche Familie mit zwei kleinen Räumen vorliebnehmen, von denen der eine als Schlafkammer, der andere als Küche, Wohnzimmer und häufig auch tagsüber als — Schweinestall dient. Nirgends fehlt über dem Kamin ein großer, mit schönen eingeschlagenen Ornamenten geschmückter Kupferkessel. Ähnlich wie dieser ist die ebenfalls kupferne „Conca“ geformt, in der die Frauen oft von weither das Trinkwasser holen. Sie tragen das Gefäß frei auf dem Kopf, was die stolze Anmut der schönen Gestalten mit ihren kräftigen und doch graziösen Bewegungen noch erhöht. Das kleine Schulhaus des Dorfes steht nicht selten leer, da der Schulmeister bei schönem Wetter den Unterricht im Freien abhält. Ein vernünftiger Mann, dieser Schulmeister!

Wie mein Freund Vertel mir erzählte, der sich später längere Zeit dauernd im Casino<sup>\*)</sup> aufhielt, besteht unter den Bauern ein Brauch, der an das oberbayrische Habersfeldtreiben erinnert. „An verschiedenen Abenden,“ sagte er mir, „hörte ich in der Nähe eine jämmerliche Hagenmusik. Knaben und junge Burschen, mit Blechgefäßen, Pfeifen, Ruhglocken, Schnarren und ähnlichen Sclandinstrumenten bewaffnet, verübten einen Heidenlärm vor dem Schulhause, in dessen Anbau ein übelbeleumdetes Weib wohnte, das vor der Hochzeit stand. Die Armste hatte viel zu ertragen.“ Stände mir der nötige Raum zur Verfügung, so möchte ich wohl einen längeren Abschnitt dem Thema „Volkspoesie in den Abruzzen“ widmen. Für den Freund des Volksliedes ist diese Gegend eine wahre Fundgrube und ich habe eine reiche Ausbeute dieser eigenartigen Poesien mit heimgebracht. Der Rhythmus der Lieder ist fast überall derselbe, da sie alle auf eine einzige, kurze Melodie gesungen werden, deren schwermütige, getragene Weise man immer und immer wieder hört. Es sei mir gestattet, wenigstens einige der kürzeren Lieder hier anzuführen, die mir ein kleines Bauernmädchen an einem sonnenheißen Nachmittag draußen auf freiem Felde vorsang, während sie ihre schwarzen Schweinchen hütete und das Unkraut jätete.

Daß' dem Schlosser sagen lassen,  
Soll mir eine Kette schmieden,  
Alle Freier dran zu binden  
Und voran den Herzgeliebten.

\*) Landhaus.









den alten Graukopf eine wahre Überraschung, wenn er auf einem amtlichen Schriftstücke oder dem Steuerbuche seinen Namen liest und vielleicht gar in die Lage kommt, ihn mit Feder und Tinte aufs Papier zu bringen.

Das Feld unten am Wege ist mit Kartoffeln bestellt und schon gucken in dichten Reihen die dunkelgrünen Blätterbüschel neugierig aus der braunen Ackererde hervor. Es ist höchste Zeit, daß sie „gehackt“ und „gehäufelt“ werden, sonst wachsen sie der Hade zu sehr über den Kopf. Darum gönnen sich die fleißigen Arbeiterinnen auch kaum einmal Zeit, ihren Rücken auf einen Augenblick gerade zu richten und den Schweiß von der Stirn zu wischen. Und wie sorgsam müssen ihre Hände mit der Hade zu Werke gehen! Wie leicht sind die jungen Triebe zerstört, wie gar rasch rollt die kostbare, lockere Erde unter der Hade weg den Abhang hinunter ins Steinnichte, und der fruchtbare Acker wird zu einer dünnen Sandwüste! Ja, davon wissen die reichen „Sammetbauern“ drunten in der Ebene nichts.

Während so die Weibsteute der harten Scholle zu Leibe gehen und jedes Pflänzchen Unkraut vernichten, kommt ein junges Bürschlein in Hemd und Hose, barfüßig und barhäuptig, wildhastend die Straße heraufgelaufen. Die Weiber erkennen in ihm den Langerfranz, der seit Ostern drüben im Steinbruche an der Elbleite Lehrbubendienste verrichtet. Was er nur um diese Zeit oben im Dorfe so eifertig zu besorgen haben mag! Auf ihre Fragen ruft er ihnen, ohne sich ein Weilchen Rast zu gönnen, nur leuchtend zu: „Der Kessler's Willem is verunglückt. Ene Wand is rei'gekommen'. Will nur geschwind seine Mutter holen.“ Damit ist er schon die Straße einige Abschlüge weiter hinaus.

Die Weiber sehen einander erschrocken an und sind im ersten Augenblicke sprachlos. Aus Steinbrecherfamilien stammend oder selber Steinbrecherwitwen, wissen sie, was eine solche Nachricht bedeutet. Am meisten hat die Unglücksbotschaft die Großmagd des Lindenbauern, die Hilberts Anna, welche den andern vorarbeitet, mitgenommen. Käseweiß im hübschen, runden Gesichte, zittert sie am ganzen Körper, daß sie sich kaum auf den Beinen zu halten vermag. Es ist ihr, als ob ihr eine Blutwelle das Herz abdrücken wollte. Sie klammert sich krampfhaft an ihre Hade und blickt wie verstört dem eilenden Bürschlein nach. Die andern verstehen, wie sehr sie der jähe Schreck erschüttert hat, und bemühen sich, ihr liebevoll und tröstend zuzureden: „Du darfst ne glei 's Schlimmste denken, Anna.“ „Wer weest, ob's ihn so hart erwischt hat.“ „Der liebe Gott wird's schon zum Guten wenden.“ Sie versuchen immer aufs neue, ihr den Unglücksfall so klein als möglich vorzustellen.

Allmählich gewinnt die Magd wieder festeren Halt, ihre Wangen röten sich schüchtern, und dicke Thränen rollen über das frische Gesicht. Sie hat vollauf zu thun, das hervorquellende Naß mit der Schürze zu trocknen. Die Weiber fangen an, ihre Arbeit langsam fortzusetzen, nur die eine oder andere richtet ein Wort der Beruhigung an sie. Freilich will die Arbeit nicht so rasch vorwärtsschreiten, wie ein böser Alp lastet die Hiobsstunde auf allen und legt sich wie ein schwerer Stein vor das Werkzeug. Auch die Magd versucht wieder zugugreifen, doch die Hade „greift“ nicht; sie entgleitet wie ein Alal ihren Händen. Ihre Augen spähen sorgenvoll die Straße hinauf, ob sie nicht bald die Kesselmutter erblicken, die zu ihrem Sohne eilen will. Da werden die Minuten zu Stunden. —

Endlich sieht man ein gebücktes Mütterchen den Berg heruntertrippeln, ihr zur Seite den leichtfüßigen Bürschlein. Man merkt, wie sie gern ihre Schritte verdoppeln möchte; aber das Alter haftet wie Blei an ihren Sohlen. Es dauert geraume Zeit, ehe sie das Feld erreicht, die Augen unablässig wischend. Die Arbeiterinnen rufen ihr einige Worte des Mitleids hinüber, die sie schluchzend, nicht vernehmlich beantwortet. Anna läßt ihre Hade fallen, eilt über den blühenden Feldrain hinüber und läuft mit der Alten thalwärts. Sie muß es erfahren, wie es dem jungen Kessler geht.

Die Arbeitsweiber auf dem Felde ergehen sich in Vermutungen über das geschehene Unglück, die sie in Gegenwart der Magd nicht auszusprechen wagten. Ja, viele von ihnen haben schon so bitteres Weh in den Steinbrüchen erfahren müssen! Diese tüdischen Wände forderten schon manch blühenden Mann als Opfer oder schickten ihn als armen erwerbsunfähigen Krüppel ins Dorf zurück, dieser seine Sandstaub mordete schon manchen der Ihren langsam, aber sicher dahin.

O diese Elbleiten, die Spender des täglichen Brotes und die Totengräber männlicher Lebenskraft und Stärke!

„Die arme Anna,“ meinte eines der Weiber, „'s Unglück geht ihr sehr nahe, sie muß doch mit Leib und Seele am Willem häng'n.“

„Nu, das is zu verstihn,“ erwidert eine andere, „daß'r wie e Stich durchs Herz geht, sie sein doch schon lange mitenander gegangen. Wie mer de Anna an Simt'ge (Sonabend) d' erzählt hot, wollten sie sich noch den Sommer usbiet'n lassen und uf'n Herbst Hurt (Hochzeit) mach'n.“

„Do is das arme Madel oo wirklich zu bedauern; wenns al der liebe Gott gnäd'g gemacht hätte.“

„Und die aale Kesslern! Der Willem is ihr einziger und hot se d'ernähren müssen. Sie is so nimmer gut auf den Strümpen und kann al hie und do

e paar Handgriffe verrichten. Nu so e Schlag aus heiter'm Himmel — —

„Was der Willem für e hibischer Kerle geworden is, mer kannt'n bald ne wieder, wie er von'n Soldaten heemkam. E Paar Arme zum Vergumreissen hot er und e Gesicht wie die Gesundheit selber, er soll mit der „Haupter“ (Vorarbeiter) an Steenbruche sein.“

„Ja, 's wär' e hibisches Paar, was s'ch zusammengefunden hätte! Die könnt'n ihr Leben was 'zusammenschanzen' und was vorwärtsbrenge'n.“

So fahren die Arbeiterinnen fort, sich das Leben des jungen Paares auszumalen, wie es sich hätte abspielen können, und ihre Vermutungen auszusprechen, wie wohl das Unglück ausgehen werde.

Währenddem haben die drei den Thalgrund des Dorfbaches durchschritten, passieren den Durchgang unter der Dresden-Bodenbacher Bahn und haften am Elbufer aufwärts zu der nächsten Fähr, die sie übersehen soll. Eben schleicht ein Schleppdampfer, mühsam pustend und leuchend, mit einem Gefolge von schwarzen Zillen den Strom herauf, und der Fährmann muß sich gedulden, bis die Rähne seinen Wasserweg überschritten haben. Die Frauen möchten wie die weißschwingigen Wasservögel ans andre Ufer hinübereilen; doch sie müssen die Verzögerung geduldig ertragen. So schnell wie er kann, lenkt der Schiffer das kleine, schwankende Boot hinüber; er kennt seine Anfassn und möchte gern ihre bekümmerten Fragen mit einem „Nicht gefährlich!“ beantworten, doch weiß er selber nichts Genaueres über den Unglücksfall. Das Boot verlassend, schlagen sie den schmalen Fußweg elbabwärts ein, der zwischen Felsen und Wasser nach den Brüchen führt. Endlich erblicken sie rechts oben knapp unter den aufstrebenden Felswänden das kleine Häuschen, das ihren geliebten Verunglückten einstweilen bergen wird, während es sonst nur zur Aufbewahrung des Werkzeugs und zum Schutze bei gefährlichen Sprengungen dient. Noch gilt es, den steilen Zickzackweg an der Schutthalde hinauf zurückzulegen. Der Alten geht bei dem schwindelnden Aufstiege bald der Atem aus, doch das Bewußtsein, in den nächsten Minuten bei ihrem Sohne zu sein und endlich Gewißheit zu erlangen, giebt ihr neue Kräfte. Sie achtet der herabrollenden, ihr den Weg versperrenden Steinchen nicht, nur hinauf, hinauf. Anna ist ihr ein gut Teil voraus, sie wartet aber oben kurz vor dem Endziele auf ihre Begleiterin, halb aus Furcht, allein etwas Schreckliches vernehmen zu müssen, halb aus Schen vor den anderen Steinbrechern.

Als sie um die Ecke des Häuschens biegen wollen, tritt aus der niedrigen Thür ein Arbeiter. Er erkennt die Reißermutter sofort, reicht ihr die derbe, aufgesprungene Rechte und beantwortet ihren ängst-

lich fragenden Blick, der von einem leisen Zittern der alterschwachen Hand begleitet ist: „Nur Hoffnung, Mutter Reißern, 's wird sich schon noch machen, 's Schlimmste braucht Ihr na ne zu befürchten. Die rechte Hand und 'n Arm hat's ja damisch mitgenommen, aber der Willem hot ja ene kräft'ge Natur, er wird's schon überstehn.“

Währenddem ist ein anderer Arbeitskamerad herzugetreten und berichtet den Unglücksfall in allen Einzelheiten, immer wieder hervorhebend, daß den Verunglückten nicht die geringste eigene Schuld trafe. Man habe vorsichtig und behutsam die Wand hohl gemacht, ohne die geringsten Anzeichen von ihrem Sichsenken zu verspüren; nicht das mindeste Geräusch oder Losbröckeln sei man gewahr geworden. Da plötzlich — ein leises Rollen, die Wand kippt über, der Willem wirft sich links zur Seite — ein Ruck, aber der Arm will nicht mit. Er muß langsam unter dem Geröll hervorgearbeitet werden. Da sei der Kamerad von dem Blutverluste und den Schmerzen besinnungslos geworden.

Die beiden Frauen hält es nicht länger mehr draußen, sie tappen unsicher in die dunkle Hütte und gewahren, sich erst langsam an das Dunkel gewöhnend, eine Gestalt auf den Kleidungsstücken der Steinbrecher ausgestreckt liegen. Der schwer getroffene Arm ist mit nassen Lappen und Tüchern fest umwickelt. Die Mutter kann nicht erkennen, ob ihr unglücklicher Sohn noch ohne Besinnung ist, oder ob er schläft. Anna streichelt ihm lieblosend die Wangen und streicht ihm die wirren Haare aus der Stirn. Mit leisem, unterdrücktem Wimmern bleiben beide neben ihm hocken und geben ihm durch hundert kleine Zärtlichkeiten ihre Liebe kund.

Draußen an der Halde, wo die „Gusche“, eine zum Hinabrollen der Steine gepflasterte Rinne, ans Ufer hinabführt, steht der Kamerad und schaut erwartungsvoll die Elbe hinauf. Soeben ist ein Dampfschiff an der Landungsbrücke angekommen, hoffentlich bringt es den aus Schandau herbeigerufenen Arzt mit. Einige Augenblicke verstreichen, da gewahrt er eine Mannsperson den gepflasterten Elbsteig daherschreiten. Er ist es. Nach einer knappen Viertelstunde hat er das Häuschen erreicht.

Als der Arzt sich seines Rockes entledigt und den Kranken flüchtig in Augenschein genommen hat, geht er daran, das verletzte Glied von den Umhüllungen zu befreien. Auf seinen Rat verläßt die Mutter das Häuschen, da sie sich selber nicht zutraut, einen vielleicht gräßlichen Anblick ertragen zu können. Nur Anna bittet, zugegen sein und, wenn notwendig, eine kleine Handreichung thun zu dürfen. Sie will stark sein, und sie ist es auch. Die Hand ist von der Wucht des Steines buchstäblich zu Brei zermalmt, der anwesende Steinbrecher und Anna



müssen derb die Zähne zusammenbeißen, um nicht schwach zu werden. Der Arzt äußert, daß da wohl in den nächsten Tagen eine Operation vorgenommen werden müsse; er will nur vorläufig das Glied kunstgerecht verbinden, damit keine üblen Nebenwirkungen eintreten. Während Anna frisches Wasser aus dem Strome heraufholt, um damit die Binden zu nassen, verrichtet der Arzt sein schweres Geschäft. Auch die Mutter nähert sich schüchtern wieder der Thür, um wenigstens einen Blick auf ihren Einzigen zu werfen, wie ein Kind zu Weihnachten sich mit einem Blicke durchs Schlüsseloch begnügen muß, um die Dinge, die seiner warten, sehnüchlich zu überfliegen. Freilich erfüllt ihre Brust statt der jauchzenden Weihnachtsfreude die schwere, dunkle Sorge.

Während der Arzt mit dem Arme vorsichtig zu Werke geht, ist es, als ob die Lebensgeister des Ohnmächtigen wieder behutsam zu erwachen begännen. Ein leises Zucken gleitet über die Glieder, wie wenn über dem Ahrenfelde ein stiller Abendwind auf Augenblicke sich erhebt und unmerklich wieder verstreicht. Ein schüchterner Versuch der Augenlider, sich zu öffnen. Doch die Lebenskraft ist noch nicht stark genug, sie fallen in den alten Zustand der Ruhe zurück. Die Mutter erhascht den Augenblick der Wiederbelebung, und ihre Hoffnungen wachsen wie die Pilze droben im Nadelbüsch nach einem warmen Sommerregen.

Der Arzt ist mit dem Notverbande fertig, er ordnet den Transport des Verunglückten nach einem der Häuschen an der Elbe an, damit er eine bequemere Lagerstatt finde. Die Überführung in sein Heimatsdorf ist bei der Schwierigkeit und Länge des Weges im jetzigen Zustande noch nicht angängig. Einer der Steinbrecher, der oben am Elbufer ein Häuschen sein eigen nennt, will ihn für die nächsten Tage gern in seine Kammer aufnehmen, und so schicken sich die Kameraden an, ihren Freund auf einer leichten Trage den beschwerlichen Weg über die Schutthalde hinunter, dann am Ufer hin bis in seine neue Unterkunftsstätte zu tragen. Mutter und Geliebte folgen dicht hinter den Trägern und bemühen sich, den Verwundeten sorglich mit den Kleidungsstücken wieder zu bedecken, die ab und zu von der Erschütterung des Tragens herabgleiten.

Geraume Zeit vergeht, ehe man das Lager des Kranken nach dem Wunsche des Arztes hergerichtet hat. Der Nachmittag ist verstrichen, und der Abend hält seinen Einzug in das Elbthal. Anna kann nicht mehr am Lager des Geliebten bleiben, sie muß ins Dorf zurück, um auf dem Gute ihre gewohnte allabendliche Arbeit zu verrichten. Nur die Kesklermutter bleibt bei ihrem Sohne.

Nachdem die Magd die Fähre verlassen und den Weg durch den Thalgrund zurückgelegt hat, wendet

sie sich noch einen Augenblick rückwärts. Ihr Blick kann das Häuschen drüben nicht erreichen, es liegt zu tief unter dem Bergsaume; nur die Felswände starren in ihrer Größe und Erhabenheit ewig gleichgültig herüber, unbelümmert um der Menschen Lust und Wehe. Ein leichter Nebel, dünn wie Spinnengewebe, spinnt sich von ihnen über das Thal, und stiller Abendfriede senkt sich von den Bergspitzen in der Nähe und Ferne über die Gegend nieder. Es ist, als ob er auch die flüchtige Wanderin nicht unberührt ließe. Ruhig und gefaßt schreitet sie dem Gehöfte des Lindenbauern zu.

Wochen sind ins Land gegangen. Der Sommer hat seinen Höhepunkt bald erreicht. Schon färben sich die Ähren an der Sommerseite der Abhänge golden, und auch die goldene Ferienzeit bricht an und übersäet die Gegend mit einem bunt gemischten Völkchen von Touristen und Sommerfrischlern. Aus dem kleinen, einstöckigen Häuschen mit dem grünen Bretterverschlage am Giebel, das ziemlich dicht an der Dorfstraße gelegen ist und von der Köhlerwitwe bewohnt wird, sieht man an den schönen Sommermorgen einen kräftigen Burschen langsam heraustreten, der einen Feldweg einschlägt und zwischen dem wogenden Getreide hin nach dem Walde zu emporsteigt. Unter dem großen, schwarzen Filzhute gewahrt man das noch etwas blasse Gesicht eines Genesenden. Während aus dem linken Jadenärmel eine derbe Faust hervorschaut, pendelt der rechte lose am Körper. Schon von weitem erkennen die Dorfleute, die auf den Feldern beschäftigt sind, in ihm den jungen Keskler, den das Unglück im Steinbruche getroffen. Nun ist er bald wieder genesen, aber seinen gesunden, kräftigen Arm hat ihm kein Arzt wieder neu schaffen können. Er ist und bleibt ein armer Krüppel. Das kommt dem Burschen selber auch jeden Tag mehr und mehr zum schmerzlichen Bewußtsein. Wenn er freilich an den schönen Sommertagen in die herrliche Bergwelt seiner Heimat hinaufsteigt und seinen Blick über die grünen Wälder, die ehrwürdigen Felskolosse, die fern im Dufte verschwimmende Ebene gleiten läßt, da ist's, als ob sich seine Brust weitete und die Sorgen sich verkleinerten, als ob seine graue Zukunft wieder vom flutenden Sonnenlichte erhellt werden könnte. Doch sobald er wieder heimkehrt in die niedrige, dumpfe Stube zu seinem alten, gebrechlichen Mütterchen, sieht er auch das Glend seines verlämmerten Lebens wie ein Gespenst in der Dunkelheit wachsen und wachsen. Stundenlang sitzt er dann draußen auf dem schmalen Bänkehen, das Rinn auf die Hand gestützt, bis die Dämmerung von den Bergen her immer dichter ins Thal fällt und

ihn die Mutter ans Zubettgehen mahnt. Was soll aus ihm werden? Wer soll für ihn und die alte Mutter sorgen? Wahrhaftig, ein Kopfhänger ist der Bursche nie gewesen, aber jetzt, wo ihn das Nichtsthun zum Nachdenken zwingt, läuft er Gefahr, es zu werden.

Es ist ja wahr, die Wochen bisher hat die Not bei ihm noch nicht zu Tisch gegessen. Wie reich haben ihn der Steinbruchbesitzer und seine Kameraden bislang unterstützt! Wie haben seine Freunde und Bekannten ihm jeden Wunsch an den Augen abgelesen und erfüllt! Der Schrank ist nicht leer geworden von den vielen Liebesgaben, und wenn er selber an einem Gasthause vorbeikam, da zogen ihn freundliche Hände herein und thaten für ihn, was sie konnten. Wie lange würde das aber währen! Diese Mildeithätigkeit würde langsam wie die Sommerherrlichkeit vergehen, das Mitleid der Leute bei seinem täglichen Anblicke sich abstumpfen — und was dann? Die fortlaufende Unfallunterstützung, die er etwa in Höhe von einem Thaler die Woche erhoffen darf, kann doch nur eine schwache Beihilfe zum Unterhalte von zwei Menschen sein. Sie langt ja kaum für „das Salz in die Suppe“.

Doch fast noch mehr Sorgen bereitet ihm das Verhältnis zu seiner Geliebten. Wie hat sie doch in den Tagen seines Krankeins ihre Liebe zu ihm betätigt, wie hat sie jede freie Minute an seinem Bette verbracht. Zu jeder Tageszeit ist sie gekommen, um ihm eine kleine Aufmerksamkeit, eine schwache Hülfeleistung zu erweisen. Und noch immer vergeht kein Tag, wo sie nicht auf ein Viertelstündchen in sein Stübchen „hereingeschneit“ käme, um ihm die Sorgen zu verschuchen und ihn ihrer Liebe zu versichern. Wenn sie wüßte, wie weh ihm ihre Liebeslosungen thun, wie unglücklich er sich nach ihrem Weggange fühlt! Es muß einmal ein Ende haben, es muß — — —

Wenn er sich nur einmal erst einem Menschen gegenüber aussprechen könnte. Gleich offen seiner Anna entgegenzutreten und ihr seinen Entschluß mitzuteilen, fühlt er sich nicht stark genug. Er will es erst mit seiner Mutter versuchen, vielleicht versteht sie ihn. — Aber heute noch!

Der Abend ist über das Thal hereingebrochen. Mutter und Sohn haben die Abendsuppe gelöffelt und ein paar Bissen Brot genossen. Sie sitzen auf der Holzbank vor dem Hause und sinnend und träumend in den warmen Abend hinein. Rings die Stille der Nacht. In einem fernen Bauerngehöfte winselt in fast gleichgemessenen Pausen ein Hund. Man fürchtet sich fast, diese weihewolle Ruhe durch ein Wort zu stören. So schweigen auch die beiden. Da beginnt im Dorfe oben eine Harmonika ein Volkslied. Die Töne klingen so weich und mild herunter, als wollten sie sich mit dem Frieden des Abends verschmel-

zen. Es ist, als ob ihre Klänge auch die Zunge des Menschen lösten. Der Sohn räuspert sich schüchtern und spricht, zur Mutter gewendet: „Mutter, ich möchte mit dir mol e Wort reden, 's liegt mir schon lange auf der Zunge, 's will aber schwer 'runter. Mich hat's die Tage doher wie e böß' Gewissen geplagt, nu hab' ich's aber satt, 's muß e Ende han, und wenn's ene oo durch und durch gih't.“

Die Mutter horcht ängstlich und schmiegt sich dichter an ihren Einzigen. Der Kummer der letzten Wochen hat arg an ihr gefressen, und sie lauscht mit Zittern und Bangen, was ihr Sohn ihr anvertrauen werde.

„Sag' mir, was soll aus mir und der Anna werd'n? Ich weest, sie hängt an mir wie an keen'n Menschen uf der Welt. Sie hot an uns gethon, was in ihren Kräften stand — na, du weest's ja, Mutter, ich brauch' dir's ja ne uszuzählen. Wenn ich bedente, was das für e Leben zusammen geworden wär', die Anna meine Frau, mich hätte Kaiser und König drim beneiden kinn', die könn' ne glücklicher werd'n. Nu, is das all's vorbei. Man möchte sich die Dogen aus'm Koppe heulen, bis mer drüber verrückt wird und sie en uf 'n Sonnenstein schaffen. Wenn man sich's ausmalt, wie's hätte werden kinn' und wie's geworden is!“

Er wühlt vor Erregung in den Haaren, daß es ihn wild schmerzt und er heftig zu zittern beginnt.

„Willem,“ erwidert die Mutter und sucht ihn nach ihren schwachen Kräften zu beruhigen. „'s is ein Elend, ja 's is ein Elend, aber den'k al, wie de Anna immer na zu dir hält, die hot bei' Maleur no fester zu dir 'rangezogen, die hot ja e Herze, das ke Gold uswiegen kann.“

„Ja Mutter, das is es ja, was mich so peinigt. Wenn sie mich so nach und nach hätte abfall'n lassen, do hätt' ich mer keene Gedanken weiter gemacht, ich hätt's mit mei'm Unglück so hinnehm'n müssen. Aber nu will sie mir ihre Jugend und ihr Glück fürs ganze Leben drangeben, nee, das kann ne so fortgihn, je länger wir ane'nander häng'n, desto schwerer wird uns 's Losreißen. An ene Heirat zwischen uns is ne zu denken — wir müssen hinter unsre Liebe e Kreuz setzen — und aus is 's.“

„Wenn nu aber de Anna ne von dir lassen wi, und dich oo als Krüppel zum Manne nimmt —“

„Nee, Mutter, das kann ich ne. Wenn sie oo Tag und Nacht schangte und jeden Pfenn'g zusammennähm', 's wär' mit uns e Elend vom ersten Tage an, und wenn na Kinder kämen — ich machte mir Vorwürfe über Vorwürfe.“

„Nu sieh' mol oa, Willem, wie war'sch denn mit dan Vater und mir? Mer hatten e bißl späte geheirat't und war'n schun ei de Joahre, wie du uf die Walt kamst. Wie lange han mir unser Glück



genissen kinn'! Du weest, 's lag'm Vater uf der Plauze (Brust), der Stoob aus'm Bruche mocht'n de Lunge oagegriffen hon, er schlich 's dreiviertel Joahr 'rim, bis er al Haut und Knochen wur, und derno leet er sich ganz und stand nimme uf. Du warscht erscht aus'm Gröbsten 'raus. Do hoa ich oo für zwee arb'tn müssen, daß mer al was zu laben hatten. Aber mit Gottes Hilfe sein mer ne imgelumm'."

"Mutter, das is ja wahr. Aber wenn man glei 's Leben zu zween so anfangen soll, is no was anders. Do würd' sich 's der Vater oo überlegt han. Ich seh'n na wie heute — wenn'ch oo e kleiner Junge war — a der Stube 'rimschleichen, zum Fenster treten und dir nachgucken, wenn du uf Arbeit gingst. Er hat s'ch zu Tode gehärnt, daß er selber nimme zugreifen konnte und sich vo dan bißl Verdienste mit erhalten lassen mußte. Und so ging mir's oo, wenn 'ch 'n ersten Bissen Brot von meiner Frau annehmen sollte! Wenn ich se oo na so lieb hoab', gber nee — —"

Die Mutter weiß, daß der Eigensinn ihres Sohnes schwer zu brechen ist, und wagt nicht, gegen seinen Entschluß anzukämpfen. Nur ein sorgenvolles: „Wie du denkst!“ entringt sich mühsam ihren Lippen. Beide sinnen weiter in den stillen Abend hinein, jedes seine eigenen Gedankenpfade weitergehend.

Plötzlich vernehmen sie von der Straße her eilige Schritte. Sie kommen auf ihr Haus zu. Schon biegen sie um die Hausecke. Vor ihnen steht eine weibliche Gestalt, die unsicher um die auf der Bank Sitzenden tastet. „Du bist's, Anna,“ spricht die Alte und rückt ans Ende der kleinen Bank, um für die Ankommende den Platz in der Mitte freizumachen. Die Magd grüßt heiteren Tones, setzt sich zwischen die beiden und umschlingt den Geliebten mit ihrem Arme. „Ihr seid ja su stille wie a der Kirche,“ scherzt sie.

„Ach, der Abend is zu schiene,“ erwidert die Mutter, „man kann stundenlang do sitzen und an nischt derbei denken.“

Der Sohn schweigt und räuspert sich nur einmal. Anna hat schon die letzten Tage bemerkt, daß er stiller als sonst ist. Seine Zukunft scheint ihm Sorge zu machen. Sie möchte ihn gern auf andere Gedanken bringen und erzählt daher allerlei Neuigkeiten aus dem Dorfe: daß der Endlerbauer sein Gut an einen Doktor aus der Stadt verkauft habe, der darin eine Kuranstalt einrichten will, daß die braungefleckte Kuh des Lindenbauern bald kalbern werde, daß gestern beinahe ein Fremder die hölzerne Stiege des Zirkelsteines herabgestürzt sei. Die Alte giebt zu jedem ihren „Dreier“ dazu, während der Sohn nur selten eine Frage oder kurze Bemerkung dazwischen wirft.

Lange kann sich die Magd nicht aufhalten, sie ist nur auf einen „Wusch“ aus dem Bauerngute

heruntergekommen und muß sich beeilen, noch ehe das Hoftor verschlossen wird, zu Hause zu sein. Sie erhebt sich daher nach einer knappen halben Stunde und sagt der Reflern „Gute Nacht“.

Ihr Geliebter giebt ihr bis auf die Straße das Geleit. Nachdem sie nach Art von Liebesleuten eine Weile zusammen „geständert“ haben, richtet sich der Bursche plötzlich straff in die Höhe. Er drückt mit seiner Linken die Rechte der Geliebten so stark, daß sie sich ordentlich zusammenkrampft, und stößt mit rücksichtsloser Überwindung die Worte hervor: „Leb wohl, Anna, bleib' gesund. Hab vielmols Dank für all's, was du a uns gethon hast, ich werd' dir's nie vergessen.“

„Willem, willst du denn fort, sag mersch al, was is denn dir, wie du redst?“

Fast kommen bei ihm die Thränen zum Ausbruch, er fühlt seine Hand in der ihrigen zittern. Ja, das Abschiednehmen ist kein Kinderspiel, aber er muß doch festbleiben, seine Erregung unterdrücken und über sich Herr bleiben.

„Anna, 's muß e Ende han,“ spricht er mit erzwungener Ruhe, „wir woll'n hinter unsre Liebe drei Kreuzel setzen — und all's is derno vorbei.“

„Aber Willem,“ bringt sie kaum vor Schluchzen hervor, „was is denn ei dich gefahr'n? Hast du mich gar nimme lieb? Wie bist du al geword'n?“ Immer fester preßt sie seine Hand und will sie nimmer loslassen. Es ist, als ob sich alles — die Bäume, die Häuser — in tollem Wirbel um sie drehte. Sie möchte ihr ganzes Herz ausschütten und wie ein Gott von ihrer Liebe, ihrer Treue, ihrer Hingebung, ihrem Ein und Alles reden, aber kein Wort bringt sie hervor. Sie umklammert nur fest ihren Geliebten wie ein Schiffbrüchiger die Planke, an der seine letzte Hoffnung hängt. Der Bursche macht sich mit eiserner Kraft von ihrer Umarmung los und geht seiner Hausthür zu. Sie hört noch, wie sich drinnen der Schlüssel dreht — wie eine Trunkene schwankt sie an einen Baum am Fußwege und weint und weint. Erst nach und nach gewinnt sie die Festigkeit wieder, ihrem Gehöfte zuzuschleichen. Es ist ihr alles wie ein häßlicher, böser Traum. O, wenn sie doch bald daraus erwachte! — — — — —

Als sie nach ein paar Tagen den Mut findet, noch einmal das Reflersche Haus zu betreten, trifft sie nur die alte Mutter. Der Sohn ist am Morgen nach dem Abschiede in die Fremde gegangen; er will versuchen, sich auf irgend eine Weise sein Brot zu verdienen. Sobald es ihm gelingt, wird er ein Lebenszeichen von sich geben. Es ist der Anna zu Mute, als ob durch ihren Lebensfaden ein Schnitt gemacht worden wäre. Ob er sich wieder zusammenknüpfen lassen wird?

Ein Dezemberabend kurz vor Weihnachten. Beim Lindenbauern ist große Gesellschaft. Über ein Duzend „Weibsen“ — Arbeitsfrauen, die am Tage mit gedroschen haben, und Mägde aus den benachbarten Gehöften — sitzen an dem langen, tafelförmigen, blankgeschuerten Bauertische und „schleifen“ emsig Federn. Während ihre Hände den weichen Flaum zu lockeren Bergen häufen und die harten Riele unter den Tisch werfen, steht ihr Mundwerk keineswegs still. Dem Lindenbauern, einem gutmütigen Alten mit noch rundem Rinne und frischer Gesichtsfarbe, der sich am großen Rachelosen seinen Rücken warm reibt, kommt der Gedanke, ob nicht die Geschwähigkeit der früheren Besitzer der Federn ansteckend oder vererbend auf die Weiberschar einwirke. Als er diesem Einfalle in drastischer Weise Ausdruck verleiht, umschwirrt ihn aber plötzlich eine solche Menge giftiger, spitzer, derb spähhafter Erwiderungen, daß es ihm auf seinem Plätzchen zu warm wird. Er klopft seinen Pfeifenkopf an der Feuerung aus und setzt sich mitten unter das laute Böllchen; denn im Grunde genommen gefällt es ihm sehr gut, wenn die Jugend aufthaut und er sich unter ihr jung fühlen darf. Das ganze Dorf wird von der Tafelrunde „durchgehechelt“, und die Anwesenden sind nicht ausgeschlossen. Im Gegentheil, sie werden am tüchtigsten „geneest“, so daß sie bis über die Ohren rot werden, d. h. wenn sie es nicht schon als Zeichen strotzender Gesundheit sind. Auch die Großmagd des Bauern wird mit ihrem Schah, dem Reflers Willem aufgezoogen, wenn auch in etwas vorsichtiger Weise, da man noch nicht weiß, wie sie sich mit seinem plötzlichen Verschwinden abgefunden. Doch die Magd erwidert resolut, mit trotziger Miene: „Der kann mir gestohlen bleib'n. Er wird sich schun wu anders warm gebett't han.“

Damit erhebt sie sich und geht hinaus. Sie muß für die thätige Schar drin eine derbe Portion Schnitten, mit Gänsefett bestrichen, zurecht machen und ein paar hohe Töpfe voll starken Grog fertig brauen.

Heute ist „lange Nacht“; da geht die Gesellschaft nicht vor der Geisterstunde nach Hause. Wenn die großen, mit Federn gefüllten Milchschüsseln auf der Tafel leer sind, dann wird noch einmal kräftig ins Brot gehauen und ins Glas geguckt, bis der Vorrat aufgezehrt ist. Das freut den Bauer, sie wissen's ja alle, und daß er's dazu hat, nun, das ist jedem Kinde bekannt. Für wen soll er auch sorgen? Für

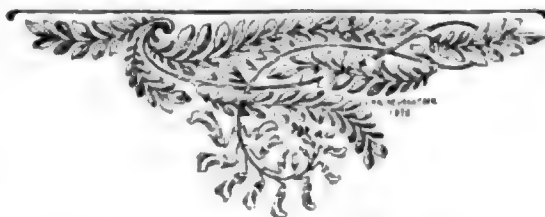
lachende Erben? Nein, das thut er nicht. „Zimmer losgegessen und getrunken, bis ihr dubeldicke voll seid,“ lautet die Mahnung an seine Gäste. „Die lange Nacht ist bloß emol an Jahre; wenn mer wieder 'n längsten Tag hon, do heeß't's schuften und schinden uf'm Falde. Morne früh kinn't'r ausschloosen. 's Luderzeug, der Grog, is fleis, der wird euch schun grade halen uf'm Heemwege, wenn 'ch der Wind imreiß'n wi.“

Niemand läßt sich nötigen, alle thun ihr Bestes. Das Weibervolk durchzieht eine prächtige Laune, die sich noch erhöht, als die Männer und Burschen kommen, ihr besseres Teil abzuholen. Selbst die große Bauernstube ist zu klein für das ausgelassene Böllchen. Die kleine Schirmlampe über dem Tische muß noch einmal aufgegossen werden, da sich niemand zum Heimgehen anschickt.

Als das letzte Pärchen die Linden vorm Hofe passiert, murmelt der Nachtwächter, der eben vorübergeht, sein: „Die Uhr hat eins geschlagen. Lobt Gott, den Herrn.“

Die Magd hat noch eine ganze Weile vollauf zu thun, das Geschirr vom Tische wegzuräumen und die Stube wenigstens halbwegs in Ordnung zu bringen. Der Bauer steht währenddem am Fenster und blickt in die rabenschwarze Nacht hinaus. Ab und zu kommt eine große Schneeflocke ans Fenster geflogen wie ein Sommervöglein, das an den Weinbeeren picken will. Ein Windstoß macht die Scheiben leise erzittern. Im Spiegel derselben sieht er die Magd geschäftig in der Stube hin- und her-eilen, ein anmutiges Bild, das ihm aus dem Fensterrahmen heraus verlockend entgegenwinkt. Wieder steigen in ihm Gedanken und Wünsche auf, die schon die ganze Zeit her in seinem Kopfe rumort haben. Das Blut pulsiert hastiger in seinen Adern, es ist ihm, als ob ein Stück Jugend wieder lebendig würde und seinen alten Körper in jugendlichem Ungeßüm erbeben machte. Um seine Erregung zu verbergen, trommelt er mit den Fingern an den kalten Fensterscheiben und fängt an, eine Melodie in abgerissenen Stücken vor sich hin zu pfeifen. Dabei gelangt er zu dem Entschlusse: heute oder nie! Er fühlt sich als ein junger, lebenskräftiger Mensch. Warum soll er es nicht wagen, die Jugend noch einmal — und sei es nur auf ein paar Jahre — an sich zu fesseln?

(Schluß folgt.)



# Japanische Farbenholzschnitte.

Von Dr. Georg Tschernert.

Mit einem japanischen Original-Farbenholzschnitt und Illustrationen nach japanischen Drucken.

Nachdruck verboten.

„Seh' den Rume-Zweig  
Ich vor des Mondes Spiegel,  
Erscheint im Traume mir  
Blütenmildheit, Mädchen,  
Dein Bild auf des Spiegels Mund.“  
(Von einem Eutimono Gakutei, Anf. 19. Jahrh.)

Wenn in unseren Kreisen von Holzschnitten die Rede ist, so verstehen wir darunter immer nur die in Buchsbaumholz gearbeiteten Druckstöcke oder die von ihnen gewonnenen Schwarzdrucke, niemals aber Farbdrucke. Denn zu diesen verwenden wir immer nur Stein- oder Zinkplatten. Ganz vereinzelt haben Künstler, wie Otto Eckmann z. B., neuerdings den Farbenholzschnitt gepflegt, unleugbar unter dem Einflusse des Japanismus, d. h. der Bewegung in unserem Kunstgewerbe, welche sich die Japaner zum Vorbilde genommen hat. Jene Inselbewohner sind Meister des Farbenholzschnittes; ihre Arbeiten darin sind von einer so entzückenden Anmut, daß es sich wohl lohnt, von ihnen zu lernen. Allerdings mit entsprechenden Einschränkungen; denn

die Art unserer künstlerischen Auffassung und Wiedergabe weicht von der der Japaner ebenso weit ab, wie ihre Arbeitsweise und Kosten von den unseren.

Der Japaner ist von einer sprichwörtlichen Geschicklichkeit und Bedürfnislosigkeit. Mit elf Pfennigen täglich vermag dort ein Handwerker seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, und ohne jegliche Maschine, nur mit seinen Händen, fertigt der Mann Erzeugnisse, die unsere besten Waren oft noch übertreffen. Der europäische Holzschnitzer arbeitet in das über Hirn geschnittene dichte, gleichmäßig harte Holz des Buchsbaumes, der Japaner dagegen schneidet seine Druckplatten in Kirschholz, das längs der Faser genommen ist, also harte und weiche Lagen in stetem Wechsel nebeneinander zeigt. Unsere Holzschnitzer vermögen in solchem Holze überhaupt nichts zu schaffen. Der Japaner aber versteht es, mit steilgehaltenem Messer alle Schwierigkeiten zu überwinden und Druckplatten zu gewinnen, welche für seine

Zwecke untadelhaft sind. Der geistige Urheber des Ganzen, der Künstler, schneidet niemals selbst, ja er zeichnet nicht einmal auf den Holzblock, wie dies viele von unseren Künstlern thun, sondern entwirft nur alles mit dem Pinsel auf ganz dünnem Papier. Das klebt der Holzschnitzer kurzerhand mit der Bildseite auf den Block und schneidet nun seine Druckplatten aus, indem er ganz genau den durchschimmernden Linien der Zeichnung mit dem Messer folgt. Durch dieses unmittelbare Verfahren wird die Eigenart der Künstlerhand ganz unvermindert wiedergegeben und darin liegt zum großen Teile der Schlüssel dafür, daß die japanischen Holzschnitte immer wie Originalskizzen aussehen. Da die Japaner auch in farbigen Darstellungen schwarze Konturlinien zu sehen wünschen, entwirft der Künstler zunächst eine Umrisszeichnung. Die schneidet der Holzstecher in Kirschbaumholz und giebt die Platte dem Drucker, der davon dem Künstler einige Abzüge liefert. Ist der Abzug nicht nach Wunsch, so muß der Stecher ändern und der Drucker wieder abziehen; ist er nach Wunsch, so trägt der Künstler die erste Farbe darauf ein und giebt das Blatt dem Holzschnitzer zurück. Der klebt es wieder auf, aber auf einen neuen Stock, schneidet die erste Farbenplatte da-



Abb. 1. Yotsai, im Garten.









schmiegsamen Körper stattet er mit einer Länge von 10 und 12 Köpfen aus, während der normale Körper doch nur 7 Kopflängen mißt; die Augen sind fast öffnungslose kurze Schlitze, die Nasen haben endlos langen, ideal feinen Rücken, der Mund ist winzig wie ein Pünktchen. Diese manierierte Darstellung fällt in die Jahre 1795—1805; später lehrte er zu einigermaßen natürlicher Auffassung wieder zurück. Aber inzwischen hatte ihm Hokusai (1759 bis 1849) den Rang abgelaufen, der sich später, von 1815—1835, in unerreichter Fülle der Erfindung, Schärfe der Beobachtung

und Sicherheit der Wiedergabe dem Tierstück, der Landschaft und dem Stillleben zuwandte und, weil er darin die in unserer Zeit stark ertönende Saite des Realismus anschlug, in unseren Tagen, also spät nach seinem Tode, unter uns zu dem berühmtesten Holzschnittzeichner Japans wurde. Überdies ist er auch eminent fruchtbar gewesen; er hat gegen 30 000 Entwürfe gezeichnet, 500 Bände Bücher illustriert und ähnlich wie mancher seiner Berufsgenossen vor ihm, z. B. Utamaro, vollständige Erzählungen und Gedichte nicht nur mit Bildern versehen, sondern auch selbst verfaßt.

Neben Hokusai traten noch hervor Kuniyada, Yosai und Hiroshige. Kuniyada war Schüler von Toyokuni und nannte sich daher später Toyokuni II.; er lebte von 1787—1865, zeichnete anfangs Schauspieler, wandte sich aber später auch der Landschaft zu, arbeitete jedoch sorglos mit breitem, rohem Farbauftrag. Yosai, 1787—1878, gehörte zwar auch der naturalistischen Richtung an, suchte aber durch Anlehnung an ältere Schulen mit Erfolg der zunehmenden Verflachung seiner Kunst zu steuern (Abb. 1). Von manchem ihm gleich, von anderen höher geschätzt erscheint Hiroshige, 1787—1858. Er brachte die Landschaft zu meisterlicher Darstellung; er nahm auch mehr Rücksicht auf die Regeln der Perspektive, gab seinen Zeichnungen inneren Zusammenhang und äußeren Abschluß. Es liegt Poesie in seinen Arbeiten; er hat das, was wir Stimmung nennen und sieht überhaupt unserem

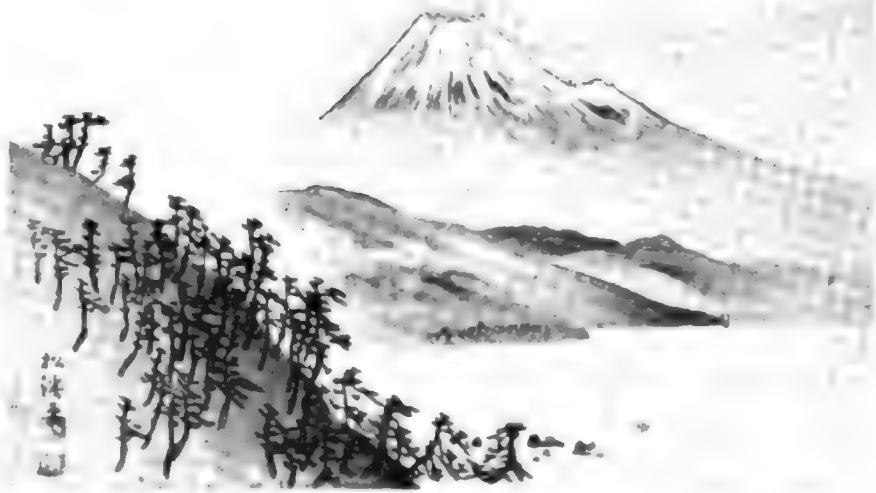


Abb. 7. Shokei. Der Fujiyama bei Sonnenaufgang.

Denken näher als alle seine Berufsgenossen (s. Abb. 2 und 3).

Neuerdings haben sich die japanischen Holzschnittkünstler mehr und mehr der europäischen Auffassungsweise genähert, ohne aber ihre Eigenart abzustreifen. Zu Beginn der achtziger Jahre gab Bairei seine Vogelbücher heraus, die großen Erfolg, auch in Europa, gehabt haben (s. Abb. 4 und 5); auch sonst haben sich zahlreiche Künstler, wie Hasegawa, von dem unsere Kunstbeilage herrührt, Shouon (Abb. 6), Shokei (Abb. 7) und andere einen Namen gemacht.

Vielfach verbinden sich den japanischen Holzschnitten Dichtungen von packendem Reize, auf die eingehen hier nicht der Raum ist; die eingangs angeführte Strophe von einem Surimono muß genügen. Diese Surimonos sind Darstellungen in quadratischem Umriß, die als Neujahrswünsche dienen. Der erwähnte Mumebaum ist der Pflaumenbaum; öffnet sich seine Blüte am japanischen Neujahrstage, so gilt sie als glückbringend — der Dichter wünscht also, indem er zu Neujahr das Bild der Geliebten zwischen blühenden Mumezweigen erblickt, ihr damit auf zarte Weise Glück.

Man hat vielfach, namentlich in England, sich bemüht, den japanischen Farbendruck für unsere Industrie zu verwerten. Die Versuche sind großen Schwierigkeiten begegnet und noch nicht abgeschlossen; aber sie lassen hoffen, daß unsere Technik aus ihnen eine Bereicherung ziehen wird, die schließlich uns allen wieder zu gute kommen soll.







jahre. Ihre erste größere Reise war die Sommerfahrt nach Fiskl in ihrem sechzehnten Jahre, und als Braut des Kaisers von Oesterreich lehrte sie zurück ins väterliche Schloß. Die Zukunft schien so hell, so freudereich. Jubelnd grüßten die Völker Oesterreichs die von ihrem Monarchen zur Lebensgefährtin erwählte, jugendliche Prinzessin, und ihre Schönheit, die das Herz Franz Josephs entflammt, sie unterwarf der Kaiserin die Herzen ihrer Unterthanen in Liebe und Treue, die ihr gewahrt wurden bis an das Grab und ihr über dasselbe hinaus gewahrt bleiben werden. In die altherwürdigen Mauern der Wiener

Hofburg, die manche Tragödie, aber nicht viel Glück gesehen, hatte jetzt das Schicksal eine rechte Idylle eingebettet; zwei junge Herzen lebten strahlende Sonnentage, einer dem andern gleich und doch immer einer süßer, erquickender, reicher als der andere. Der Tod des ersten Töchterleins, der nur etwas über zwei Jahre alt gewordenen Prinzessin Sophie, schlug dem Gemüte der Kaiserin die erste schwere Wunde. Noch kamen ihr erhebende, beglückende Tage. Sie durfte sich des vollen Triumphes ihres reizvollen Wesens über die schmollenden Ungarn erfreuen, die sich mit dem Monarchen aus Begeisterung für die herrliche Frau versöhnten; sie konnte ihrem Gatten

einen Erben in die Arme legen und sich am körperlichen und geistigen Erblühen dieses Sohnes freuen und der beiden Töchter, zwischen denen er stand. Aber kurz und lachend waren diese Sonnenblicke, zahlreich und unverwundbar die Tücken und Marterqualen, die über die arme Frau auf dem Throne hereinbrachen. Obwohl sie sich der Politik stets fern gehalten, so konnte und mochte sie sich doch der niederdrückenden, verstimmenden Wirkung des Unglücks ihres Reiches nicht entziehen, das sogar aus Kriegen, in denen es siegreich gewesen, geschwächt hervorging und das auf dem Schlachtfelde von Königgrätz von seinen früheren Kampfgenossen gedemütigt wurde. Aber tiefer und wuchtiger als diese politischen Schick-

salsschläge trafen sie trauervolle menschliche Erlebnisse: ihr Schwager Maximilian, als Poet, als Naturfreund und Gelehrter ihrem Wesen wahlverwandt, küßte seinen kurzen mexikanischen Kaisertraum mit dem Tode unter den Augen der Soldaten, die ihm den Treueschwur geleistet, und seine junge Gattin fiel in die dumpfe Nacht des Wahnsinns, die noch heute auf ihr lastet. Kaiserin Elisabeth stand ihrem Gemahl in dieser trüben Zeit als tapfere Trösterin zur Seite. Aber ihre Seele war stärker gewesen als ihr Körper. Die Aufregungen, die Anstrengung ihrer Selbstbezwungung warfen sie nieder,

und ihre schwere Erkrankung ließ die Millionen, die ihr liebend ergeben waren, lange um sie zittern. Schon hielt man die teure Leidende dem Grabe verfallen, mehrere Male verbreitete sich das Gerücht, sie wäre gestorben; da sandte ihr Vater ihr einen alten Arzt, der sein Freund war, der räumte kurzerhand mit allem Medikamentenraum auf, hieß die Patientin das Bett verlassen, in die frische Luft fahren und möglichst viel, ob Sonnenschein, ob Regen, in der Luft bleiben, hieß sie viel gehen, reiten, den Leib stählen und trieb ihr so den Nervenkobold aus. Nach jener Todeskrankheit wurde Kaiserin Elisabeth die kühne Amazone, die von Fachmännern auf diesem Gebiete als die erste



(Photographie von Carl Heigart, Selbstphotograph in Wien.) Nachdruck verboten.

Reitkünstlerin der Welt bewundert wurde.

Jauchzend begrüßten die Völker der Monarchie ihre genesene Fürstin, und wieder lachte und leuchtete die Sonne an ihrem Firmamente. Das Fest der Silbernen Hochzeit, zu dem Hans Makart die Zauberbilder des herrlichsten aller Festzüge erfand, fand sie auf dem Zenith ihres Lebens, aber vielleicht nahm auf dieser Freudenfeier, da sie der Jubel von Millionen umbrauste, auch die Freude von ihr Abschied. Von nun ab kränkelte sie immer, mußte von Bad zu Bad wandern, bald im Süden, bald im Norden weilen. Nur die Natur, vor allem die Alpenwelt und die berausende Schönheit des Orients, insbesondere Korfu, wo sie sich eine wunderbare Heimstätte









die massenhaft aufgebotene Sicherheitswache und das Spalier bildende Militär hatte die größte Mühe, den Platz für den Trauerzug frei zu halten.

In nicht weniger als 94 Fällen hatte die freiwillige Rettungsgesellschaft, zur Hilfe bereit wie stets, zu intervenieren.

Unterdessen hatten sich in der Kirche mit dem Kaiser die fremden Fürstlichkeiten und die Vertreter der einzelnen Staaten eingefunden. Wir nennen hier vorab die nächsten Familienangehörigen:

Kronprinzessin-Witwe Stephanie, Erzherzogin Elisabeth Marie und Prinzessin Gisela von Bayern, Prinz Leopold und Georg von Bayern, Erzherzogin Marie Valerie und die Erzherzöge Franz Salvator, Ludwig Viktor und Joseph August, Herzog Dr. Karl Theodor, die Herzoginnen Maria Josepha, Elisabeth und Marie, die Herzöge Ludwig Christoph und Siegfried in Bayern, Prinz Albert von Thurn und Taxis.

Ferner Kaiser Wilhelm II. in österreichischer Kavallerie-Generalsuniform, Prinz-Regent Luitpold von Bayern, König Albert von Sachsen, König Karl von Rumänien, König Alexander von Serbien, Kronprinz Viktor Emanuel von Italien und Großfürst Alexius von Rußland.

Frankreich, die Schweiz, die Türkei, China, Japan, Portugal, Belgien, Bulgarien, die Vereinigten Staaten, Persien, hatten ihre Botschafter oder Specialgesandte geschickt, ebenso waren sämtliche deutsche Bundesstaaten durch Angehörige der Herrscherhäuser vertreten.

Es hieß den Gothaischen Almanach ausschreiben, wollte man alle die Träger der ersten Namen Europas nennen, die sich hier versammelten.

Kaiser Franz Joseph, der mit Kaiser Wilhelm in die Kirche eingetreten war und seinem Gaste persönlich den für ihn bestimmten Platz gezeigt hatte, stand aufrecht da, den trauerumflorten Blick unwirksam nach der Kirchenpforte gerichtet.

Das Glockengeläute auf sämtlichen Türmen Wiens verstummt. Draußen kurze Kommandorufe, dann dumpfe Trommelwirbel. In der weitgeöffneten Kirchenthür erscheint der Ceremonialdirektor, hinter ihm acht Edelknaben mit brennenden Lichtern. Dumpf hallt der Tritt der Gardien, die den Sarg begleiten.

Das Trosteszeichen der Erlösung ist die einzige Piere des Schreines, der soviel Hoheit, Schönheit und Güte umschließt. Von den Bänken der Frauen her tönt leises Schluchzen, die Männer neigen in banger Ergriffenheit das Haupt.

Der Trauersegen wird gesprochen, die Hoffänger unter Hans Richters Direktion singen das Libera, die ernstesten alten Hymnen, das Gebet um Erlösung der Seele. Der Obersthofmeister naht mit tiefer Verbeugung dem Kaiser. Er kündet ihm an, daß der letzte schwere Augenblick gekommen. Die Träger heben den Sarg, ihm folgt der Monarch mit den nächsten Verwandten zum Gruftgewölbe.

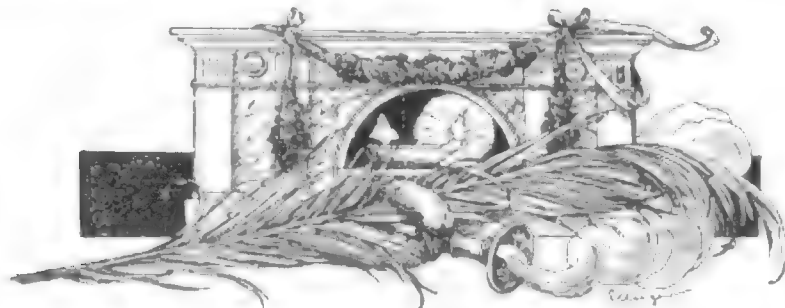
Nur mit schwerer Mühe hatte der Kaiser während der Einsegnungszeremonie seine Ergriffenheit bemästert. Im Betstuhl stand er, ohne Platz zu nehmen, grade und fest.

Als aber die kirchlichen Ceremonien beendet waren und der Sarg gehoben werden sollte, bemerkte man an dem Kaiser die tiefste Bewegung.

Dann als der Sarg vorbeigetragen wurde, ging der Kaiser festen Schrittes nach, das war der traurigste Augenblick der ganzen Ceremonie. Die beiden Schwiegersöhne und der Bruder der Verbliebenen Dr. Karl Theodor Herzog in Bayern begaben sich gleichfalls in die Gruft, wo der Kaiser und die Prinzen eine Viertelstunde verweilten.

Nun ist auch das vollbracht, der Kaiser tritt aus dem Gange, der zur Gruft führt, hervor, nähert sich dem deutschen Kaiser, der ihm tiefbewegt die Hand entgegenstreckt, und verläßt an seiner Seite die heilige Stätte.

Langsam leert sich das Gotteshaus, die Sonne sendet ihre Strahlengrüße, das Leben hebt von neuem an mit seiner unendlichen Weise von Werden und Vergehen. Aber für eine hat das Leben keine Rätsel mehr und keine Leiden, die sie so überreich erfahren. Elisabeth von Österreich, die nimmermüde Wanderin, hat ihren letzten Weg vollendet. Ihr Sarg ist der hundertundsiebenundzwanzigste in der Gruft der Habsburger. Das Herz, das nur für das Gute und Edle empfänglich war, zu dem der Mordstahl den Weg gefunden, schlägt nicht mehr. Sie ruht an der Seite des so heiß geliebten Sohnes, der in der Blüte der Jahre dahinging.





## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Kachdruck verboten.

Charakteristischerweise fragte Ulrich Webekamp gar nicht, wer dem Alten nun schon wieder so voreilig den Pferdekauf berichtet habe. Man redete viel über ihn, das war er gewohnt; er gab ja auch Anlaß dazu durch seinen ungewöhnlichen Aufschwung in die vornehmeren Kreise hinein.

„Wieviel hast du denn gegeben?“ fragte der alte Webekamp nach einer Pause. Die Sache ging den Alten nichts an; der Sohn war schon seit Jahren selbständig und ein unternehmender Geschäftsmann, und verdiente dreimal so rasch, wie sein Vater gethan hatte; dennoch war ihm die Frage unangenehm. Er hätte sich mit einer Unwahrheit helfen können, aber dazu war Ulrich Webekamp vielleicht zu schwerfällig; so nannte er denn die volle Summe. „Vier-tausend Mark, das heißt, unter dem Vorbehalt, daß der Gaul sich völlig fehlerfrei erweist,“ sagte er. „Das Pferd ist so viel unter Brüdern wert; ich kann es alle Tage zu diesem Preise wieder los werden, wenn ich nicht noch mehr bekomme.“

Der alte Webekamp wiederholte nur zwei mal vor sich hin mit Kopfschütteln: Viertausend Mark — viertausend Mark — viel Geld . . . viel Geld! Aber du machst gute Geschäfte, kannst dir die kostspielige Viehhaberei erlauben, wie?“

„Gute Geschäfte? Ich dünkte, darüber könntest du dich beruhigen, Vater; bis jetzt ist mir die Sache doch eigentlich nicht übel geglückt. Es wird freilich mit der Zeit ein bißchen viel für einen . . . Eins ist immer aus dem andern hervorgegangen, und jetzt stecken wir in Unternehmungen, bei denen euch von der alten Schule ja wohl schwindlig werden würde. Das Sägemühlenwerk geht kolossal, ebenso die Produktenmühle. Da sind wir nun wieder auf etwas Neues gekommen — eine gewisse Verwertung der Abfälle durch Maschinenarbeit — wenn es uns

damit glückt, dann — na, ich will lieber noch nichts weiter sagen; du würdest mich für einen Prahler halten.“ Der alte Mann hatte ruhig zugehört. „Wer hat denn bei euch nur immer die guten Ideen?“ fragte er jetzt. „Du selber? das sollte mich doch wundern. Ich meine immer, nimm mir's nicht übel, dazu gehörte einer, der weiter nichts im Kopfe hätte. Und so viel vom Maschinentechniker hattest du doch auch gerade nie, wenn du auch dein Jahr in Karlsruhe mit den andern Herrn Studenten dich amüsiert hast.“

Ulrich nickte, ohne alle Empfindlichkeit. „Nein, du hast ganz recht, Vater, wenn du da auf einen andern rätst. Das macht alles der Klenkscha, den ich damals ganz einfach als Mühlenfachverständigen engagierte . . . der Mensch steckt voll Unternehmungsgeist . . . er kommt mir alle Augenblicke mit einem neuen Plane, nicht der dritte Teil davon wird ausgeführt. Unter uns gesagt, verdankt unser Etablissement seinen Aufschwung eigentlich ihm — nun, ich mache es ihm auch der Mühe wert, für mich gute Ideen zu haben. Und zum selbständigen Unternehmer würde er sich auch wieder nicht eignen, abgesehen davon, daß es ihm an Kapital fehlt. Es war ja ein Mensch mit nur einem Rocke auf dem Leib, als ich ihn mir damals auf seine Zeugnisse hin aus Brunn kommen ließ. Und jetzt — nun, du hast ihn ja neulich gesehen.“

„Ja, in Kleidern ganz patent, und doch hat er was Ruppiges, mit seinem Raupinscherkopf,“ sagte der Alte. Sie schwiegen beide eine Weile und von dem Osterreicher Klenkscha, dem vertrauten Ratgeber Ulrichs, war heute überhaupt nicht wieder direkt zwischen ihnen die Rede. Während sie so still bei einander saßen, war unvermerkt in die Züge des jüngeren Mannes ein schlaffer düsterer Ausdruck getreten; er nahm sich aber zusammen und setzte sich



wieder straffer, als der Vater sprach: „du bist ein selbständiger Mann, Ulrich, ich habe dir nichts drein zu reden: ich könnte es auch gar nicht, da ich keinen Einblick in deine Geschäftslage habe. Ich sehe das Ding nur so von außen, und da meine ich doch, ich müßte dir manchmal zurufen: „nur langsam, nur langsam — nicht zu vielerlei auf einmal! Laß nur, ich weiß, du bist nicht gerade unvorsichtig . . und deine Lebensweise, die großartige, das ist deine Sache . . . du bist ledig —“

„Meinst du, es würde weniger drausgehen, wenn ich verheiratet wäre? Mit einer anspruchsvollen Frau — Kindern, Dienstboten —“

„Ja, die Frau, die zu dem allen paßt“ — mit einem Blick auf den Reitanzug — „würde ja wohl anspruchsvoll sein. Sonst aber . . . ich weiß doch nicht . . . es sind ja auch nicht nur die Pferde bei dir; es gibt da doch noch anderes, was an einem Manne zupft und zehrt — und das, siehst du, das fällt doch weg, soll doch wegsallen, wenn er eine brave Frau hat.“

Ulrich Wedekamp wies die Unterstellung, daß etwas an ihm zupfe und zehre, durchaus nicht ab, er saß vielmehr wieder schweigend da; es half doch nichts, dem klugen alten Manne etwas vormachen zu wollen. Überhaupt — unter Männern . . . und der Vater, wenn er auch immer einfach und bürgerlich gewesen war, wußte doch, wie es im Leben zugeht! Als der Sohn endlich wieder sprach, waren es schwere Worte für den Alten: „Ich glaube, ich passe nicht zum Heiraten, Vater.“

„Sind wir schon so weit!“ sagte der. „Das sollte mir für dich leid thun.“

„Bah, es kommt am Ende auf eins heraus.“ Das war mit einer solchen unbewußten Tragik, könnte man sagen, des Überdrußes gesprochen, daß der Alte heimlich erschrak. Ein unbestimmtes Unbehagen beschlich ihn, eine Ahnung, als ob dem etwas egoistischen Gleichmut, den er sich für diese letzten, die Ruhejahre seines Lebens, zurecht gemacht hatte, doch noch einmal eine schwere Beeinträchtigung drohen könnte. Er ließ nun schon lange nichts Unangenehmes mehr an sich herankommen, das wußten sie in der Familie alle. Aber es giebt Dinge, die man so wenig von sich abhalten kann, wie die atmosphärische Luft, die uns umgiebt. Und wenn auf einem solchen Familieneilande sichern Wohlstandes, wie es die Existenz der Wedekamps nun schon seit Jahren bildete, aus dem Boden selber sich die Nebel und sonnenverhüllenden Dünste entwickeln, so ist daraus so leicht kein Entkommen.

„Hör' mal, als ich so alt war wie du, sah ich doch noch anders aus“, sagte der Alte daher jetzt, schärfer und lebhafter, als man ihn zu hören gewohnt war. „Und sprach auch nicht aus der Tonart! da

war mir noch nicht alles so einerlei, wie dir. Da hatt' ich noch Freude an jeden hundert Thalern, die ich zurücklegte, und erst rechte Freude, wenn ich uns, mir und der Frau, 'mal was zu Gute that.“

„Ja, früher waren auch andre Zeiten,“ meinte da der Sohn. „Jetzt geht alles mehr ins Große; das ist bei uns einem nicht allein so.“

„Das mag sein. Und ich gebe zu, daß man sich nicht mehr so wohlfeil wie früher amüsieren kann. Bei dir steht nur die Sache in der letzten Zeit so verteuert wenig nach Amüsieren aus. Liegt es an dir oder an mir: wie ein sorgenfreier Mann kommst du mir schon lange nicht mehr vor. Und was hast du dann schließlich mit deinen Hunderttausenden, mit denen du den Leuten die Mäuler aufreißest, vor irgend einem armen Teufel, so lange der nur sein Brot hat, voraus?“

„Sorgenfrei“, Ulrich griff mit einer Art Bitterkeit das Wort heraus. „Als ob ein Mann, der in weitgreifenden Unternehmungen steckt, wie ich, je ganz sorgenfrei sein könnte! Oder ich will nicht einmal von Sorge reden: das Wort sagt schon viel zu viel: Gedanken hat man, geschäftliche, davon hat man den Kopf voll, Tag und Nacht. Man hätte es nicht nötig, wenn man sich nicht in so vielerlei eingelassen hätte, aber man steckt nun einmal darin, eines hängt sich auch immer an das andere. Und wenn so viel Geld gemacht werden kann, wie wir's thatsächlich machen — ja, ja, das thun wir, Vater“ — nickte er dazwischen — „da möchte ich den sehen, der sich zurück hielte.“

Der Alte schüttelte doch wieder leise den kleinen grauen Kopf.

„Das bin ich alles zufrieden; ist es aber so, wie du sagst, dann soll einem das Geschäft auch Spaß machen — tausend sapperlot — wenn man ein Kerl danach ist! Ich kann das nicht so von mir geben, ich meine: nicht stumpf wie ein Lasttier unter dem, was man sich selber aufgeladen hat, dahin gehen, sondern frisch, munter; je mehr Arbeit, desto besser — und dann nach der Arbeit die Ruh. Oder, wenn es mit der Ruhe so recht nichts mehr ist, der Gedanken um des riesig vielen Geldes wegen, nun, dann wenigstens auch Pläster am Geldmachen selber und daran, daß man so und so viele andere überholt hat! Aber stille, da kommt die Mutter; vor der rede ich von dergleichen nicht: man muß den Frauensleuten nichts in den Kopf setzen.“

Ein Viertelstündchen blieb Ulrich noch mit den Eltern zusammen, dann verabschiedete er sich. Ob er jetzt gleich wieder hinaus nach der Mühle reite, hatte die Mutter gefragt, worauf Ulrich in seiner gleichmütigen Art erwiderte, er habe noch ein paar Besorgungen in der Stadt. Worin diese bestanden, wurde nicht weiter erörtert.



## 3.

Während er zurücktritt, dachte Ulrich Wedelamp hauptsächlich darüber nach, wie sehr doch der Alte recht gehabt habe. Eine neue Erfahrung übrigens, die er da machte, daß ihm der kleine, stille, alte Mann so ins Innerste blickte; für einen so scharfen feinen Beobachter war der Vater eigentlich nie bekannt gewesen. Vielleicht übte er die Gabe auch jetzt erst gerade an dem Sohne aus, da das Leben ihm so recht Zeit dazu ließ.

Allerdings, es war so: eine Art Überdruß sah ihm jetzt manchmal an der Kehle, den Geschäftsbedenklichkeiten und gelegentliche Verluste — von welchen allerdings mehr vorhanden war, als er dem Vater hatte aufzählen wollen — doch noch lange nicht genügend erklärten. Der Fuchs ging so gut, daß dem Reiter zum Nachdenken oder vielmehr zum Brüten Zeit blieb; immerhin aber mußte er ihn zuletzt etwas fester in die Hand nehmen, besonders, da er jetzt die breiten, stillen Straßen des Westends verließ und, einen Teil der oberen Neustadt durchschneidend — die, wie dem Kenner schon ihr Name besagt, nicht der allerneueste Stadtteil war — auf ziemlich holprigen Wegen in die Ausläufer des Parks gelangte. In dieser Gegend hatten sich ehemals die weiten Küchen- und Kuggärten des fürstlichen Hofhaltes, der nicht mehr existierte, befunden, hier die verschiedenlichsten Ökonomieanlagen, die dazu gehörten. Ein Teil der Hofküchengärten war zum Park geschlagen, andere Flächen dienten noch annähernd dem alten Zwecke, aber in wuchernder Verwilderung. Die hundertjährigen, solide errichteten Gebäude standen noch in den hochummauerten, lindenschatteten Höfen, und sie bewahrten noch jetzt, gerade in ihrer wehmütigen Vernachlässigung, jenen Reiz, der den Anlagen der kleinen üppigen Fürstenhöfe der letzten zwei Jahrhunderte eigen zu sein pflegt. Hier war die Geflügelmastanstalt für den Hof, Engraiffserie genannt, gewesen und hatte einem an reichen Sporteln sich gleichfalls mästenden Hofbediensteten und seiner Familie zum sehr behaglichen Wohnsitz gedient; dort daneben hatten die Hofbüchsenspanner und die Jägerei in den weiten, niedrigen, mit Geweißen verzierten Baracken vergnüglich gehaust. Es war ein Paradies für die Kinder dieser Leute hier gewesen, die traulichen Höfe, dann die wohlgepflegten üppigen Obsthäuser, und nun gar erst die reizende, künstliche Wildnis für das Enten- und Gänsegeflügel, die schilfigen Weiher mit ihrem anmutigen Weidengebüsch und dem riesigen an die Tropen erinnernden Wuchs der Kletten und des Huflattichs an den Gewässern. Das hatte sich halbe Stunden weit, bis an den Park, ausgedehnt, dessen Jahrhunderte alte herrliche Hochstämme mit ihren Laubmassen den Abschluß dieser Welt für sich gebildet hatten.

Die Hofgärtnerei und was dazu gehörte, war also hier auf den Aussterbeetat gesetzt, aber einige der ehemaligen Hofdiener wohnten nachmals noch hier, ein paar geschmeidige Leute, die sich auch den Verwaltungsbeamten des Großstaates, in den das Fürstentum seinerzeit aufgegangen war, brauchbar zu zeigen gewußt hatten. Jetzt war es hauptsächlich noch einer: ein ehemaliger Schloßverwalter des entthronten Fürsten, der stets Glück gehabt, stets in einträglichen Stellen gegessen hatte und nun hier, im Bereiche des herrlichen Parks immer noch ganz leidlich eingenistet, die Aufsicht über den ganzen verwilderten Bezirk führte, so lange, bis derselbe der modernen Ausbreitung der Stadt nutzbar gemacht werden würde.

Von Besorgungen in der Stadt war bei dem Ritte Ulrichs übrigens keine Rede gewesen: er hatte, auf einem Umwege freilich, seinen Weg hierher in die Hofgärtnerei — so hieß das Ganze noch immer — genommen. Vom Pferde aus öffnete er die in der hohen Mauer befindliche feste Holzhür und ließ sich in den Hof ein: er hatte sich vorher umgesehen, die dunkle Kastanienallee auf und ab, die hier vorüberführte, und außer ein paar Bauernweibern mit Stiepen auf dem Rücken niemand wahrgenommen, besonders keine städtische Gestalt, was ihm um so lieber war.

Sowie der Hufschlag des Pferdes auf dem gepflasterten Hofe erscholl, hob sich hinter den Fenstern des Hauses ein Kopf und wandte sich dann rasch ins Zimmer: man bemerkte ihn und telegraphierte seine Ankunft weiter, als ob man auf ihn gewartet hätte! Ulrich seinerseits sah das wohl und erstickte einen eigentümlichen Laut hinter den festgeschlossenen Lippen, während seine Stirne sich furchte. Verstrickt! das war es — verstrickt war er, hilf- und hoffnungslos, hier in dem vermodernden Bereiche, an dem die neue Zeit draußen vorbeihastete und ihn beiseite liegen gelassen hatte. Zeigte sich der Moder auch jetzt schimmernd grün und verbarg sich verrottende Fäulnis unter einer Überfülle von strotzendem Laube und üppigem Gerank, Fäulnis, Moder und Sumpf war es doch, und verjümpfend wie die verführerisch schöne Wildnis hier hinten zwischen Haus und Park, verjümpfend und erstickt war sein Leben, an dem diese, die hier hausten, sich festgesaugt hatten!

Die Maler pflegten sich zu entzücken an dem Anblick, den der umschlossene, nur nach Süden in ein Gartenmeer schauende Hof bot. Manch einer hatte hier schon gegessen und das pittoreske graue Haus und die Riesenlinde seitwärts daneben in ein Bild gebracht, zu verschiedenen Tageszeiten, bei Morgen- und Abendstimmung, wenn die Farben satt und tief waren und das moosige Dach und die Schorn-

steine scharf vor dem purpurnen Westhimmel standen, oder, noch schöner vielleicht, in thauigem Frühlicht, da dessen silberne Schleier noch über den feuchten Wiesen hingen und um die Laubmassen des Parkes webten.

Die Fenster hatten noch kleine, zum Teil bleigefasste Scheiben, und die dicken Steinmauern des Hauses bildeten vor diesen breite Bänke, auf denen es voll Blumentöpfe stand, welche alle mit brennend roten Blüten bedeckt waren. Zu diesen Fenstern paßten die schneeweißen, kleinen, altmodischen Gardinen, und dahinter konnten sie dann lügen und lauern, die beiden, welche all diese Schönheit hier draußen wie mit unsichtbaren Spinnennetzen durchzogen hatten, in denen dreiste Fliegen sich fangen sollten.

Im Hofe war kein Mensch zu sehen, und so sprang denn Ulrich unter der Linde ab und führte das Pferd durch ein Thor in einen Anbau des Hauses auf eine Art Tenne. Hier befestigte er den Bügel in einem Ring — offenbar ein Alt alter Gewohnheit für den Herrn, wenn nicht für den Fuchs — und ließ es stehen. Dann horchte er auf: ganz in der Nähe wurde Holz gehackt; der Schall kam von der mit Lehm ausgefüllten Fachwand zur Seite. Da Ulrich den Personenbestand und die Gewohnheiten der Familie Boreisen kannte, ging er dem Schalle nach, durch den hinteren Ausgang der Tenne und dann zu einer offenen Thür nebenan. Richtig, in dem geräumigen Holzstall richtete sich eine Gestalt über dem Hackfloß auf und kam ihm entgegen: der Vater Boreisen selber.

Ein großer, so auffallend stattlicher Mann, daß die Beschäftigung, bei der er sich hatte überraschen lassen, ihm etwas wunderlich stand. Er lachte aber nur, schäute das Holzmehl von den Ärmeln und legte das Beil beiseite, um dem Besucher die Hand zu geben. Dabei nickte er familiär: „Nun, das ist ja jetzt eine seltene Ehre . . . um so größer wird aber die Freude sein. Oder waren Sie schon oben?“

„Nein, ich habe hier erst guten Tag sagen wollen,“ erwiderte Ulrich.

Der ältere Mann streifte ihn mit einem lauern den Blicke: er konnte sich allenfalls denken, daß Ulrich der Freude oben, die ihn angeblich erwartete, selbst diese paar Minuten lang noch hatte aus dem Wege gehen wollen.

Aus dem etwas dämmerigen Raum tretend, standen sie jetzt draußen nebeneinander, die zwei großen Gestalten, von denen aber der mehr hagere Ältere den Jüngern noch überragte. Der Herr Verwalter Boreisen mußte in seiner Jugend von geradezu auffälliger Schönheit gewesen sein, aber es war jene rein körperliche, Effekt machende Schönheit gewesen, welche große Herrn prachtliebender Zeiten

an ihrer Dienerschaft zu schätzen und, man könnte sagen, zu züchten pflegten. Der verblichene fürstliche Herr hatte solche Leute für die Stellen seiner Lakaien und Leibjäger bevorzugt, und als Sakai hatte Boreisen auch wirklich vor vierzig Jahren angefangen.

Und etwas vom Lakaien hatte die große Gestalt und hatte das glattrasierte regelmäßige Gesicht auch bis auf diesen Tag behalten. Es war schwer zu bezeichnen: es saß ihm zwischen den Schultern, in der Art, wie er den langen Hals nach vorn neigte, es lag in dem gegen Höherstehende so devoten Lächeln, das nur um die Lippen spielte und mit dem allerkleinsten Zuge um die Mundwinkel bei verändertem Anlaß ins Unverschämte umschlug — kurz, es war da, auch heute, während er doch ohne alle Ceremonien neben dem Besucher nach dem Hause zu ging.

Was auch die weniger anziehenden Eigenschaften der Familie Boreisen sein mochten, Unordnung oder Mangel an Reinlichkeit, gehörten nicht darunter. Die weiße Holztreppe war auf das sauberste gescheuert und so auch alles übrige in dem alten Hause gepflegt und höchst säuberlich. Man trat hier gleich vom Treppensflur in die weiten, niedrigen Zimmer mit den tiefen Fensterbänken: Ulrich hatte gepocht, aber das Herein nicht abgewartet: er wußte ja, daß man auf ihn vorbereitet war.

Oder hätte er sich doch vorhin geirrt? Im Zimmer war nur die Mutter, und sie that verwundert, als er erschien; von der Tochter war nichts zu sehen.

„Nun?“ fragte auch jetzt der Vater, der hinter Ulrich eingetreten war, „ist Flöre nicht da?“

Die Frau warf ihrem Mann an Ulrich vorbei einen besonderen Blick zu, dessen Bedeutung er verstehen mochte. „Sag' du lieber nicht mehr, als nötig ist,“ sollte die Warnung ungefähr heißen. „Flöre hat sich wieder hinlegen müssen,“ erklärte sie dann: „es war ihr zu elend. Sie schläft ja in der Nacht nicht mehr, und da dachte ich, wenn sie es jetzt versuchte, fände sie vielleicht 'mal ein Stündchen Ruhe.“

Ulrich hatte schweigend dagestanden, zwischen dem großen Manne und der großen dunkeln Frau, die auch einmal eine Schönheit und in ihrer Jugend in der fürstlichen Beinenkammer angestellt gewesen war. „Dann scheint es, daß ich flöre,“ sagte er jetzt, und es klang etwas wie Auflehnung durch. „Sagen Sie Ihrer Tochter lieber gar nicht, daß ich da bin . . . ich komme morgen oder in diesen Tagen wieder.“

„Da könnte ich mich freuen; da würde ich was erleben!“ hieß es hierauf von der Mutter. „Sehen Sie sich so lange, Herr Wedekamp; ich will Flöre rufen . . . Oder wollen Sie selber hinüber gehen?“





das alles schon so oft von strebsamen Künstlern gemalt! — und dann hatte er plötzlich leicht mit dem Fuße gestampft, weil ihm die Komödie je länger je mehr zum Bewußtsein kam, und nun schlug sie, ohne sich sonst zu regen, die Augen groß zu ihm auf.

Die frappante Wirkung wiederholte sich immer wieder, selbst bei einem, der Flöres Gesicht so gut kannte: aus dieser dunkeln Umrandung blickten die Augen nicht ebenfalls dunkel, sondern blau, mit einem harten Blau sogar, hervor.

„Bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich dich geweckt habe,“ sagte er ingrimmig spöttisch; „aber ich bin von deinen Eltern hierher geschickt worden.“

„So, ach“ ... sagte sie, hauchte sie, wie noch halb im Traum.

„Merkwürdige Idee, sich's auf diesem Futterkasten bequem machen zu wollen,“ meinte er dagegen eigensinnig profaisch. „Und du warst wirklich schon eingeschlafen? In den fünf Minuten? Denn länger ist es noch nicht her, seit dir deine Mutter vom Fenster in der Bohnstube aus gemeldet hat, daß ich da war.“

In den Augen und um die schönen Nasenflügel zuckte es, wie im Ärger, dann aber gab Flöre ihre Rolle auf und schien sie im nächsten Augenblicke sorglos vergessen zu haben. Sie glitt auf ihre Füße, sie stand neben ihm und lächelte gefährlich; dann legte sie die Arme um seinen Hals und drängte ihren Mund an den seinen. „Die Hauptsache ist, daß du einmal wieder da bist: du solltest wissen, wie ich mich mit Warten auf dich gequält habe ... ein bißchen strafen wollten wir dich mit Angst um mich, aber das ist ja Unsinn ... du und dich kümmern, wenn ich krank würde! Höchstens daß du dachtest: warum nur krank? warum nicht gleich ... aber sie hat die verwünscht gute Natur! Und wenn ich eben tot dagelegen hätte, so wäre dir wohl erst ein Grauen angekommen; aber gleich darauf hättest du aufgeatmet ... ein Stein wäre dir vom Herzen gefallen ...“

Als seltsame Begleitung zu diesen Reden hatte sie zwischendurch immer wieder die Arme von seinem Hals gelockert und sich zurückgebogen, um ihn wie fragend anzusehen, und dann ihren biegsamen Hals gewendet und ihn auf den Mund geküßt, ob er ihre Küsse erwiderte oder nicht. Die kalten gleitenden Worte und die Küsse, es war ein sinnverwirrendes Gebaren, wie von einer Schlange, deren Ringel, die sie um einen windet, auch alles andere eher als Liebkosungen sind.

„Daß die tollen Reden, Flöre,“ sagte er endlich und hielt sie, nicht unfreundlich, fest und von sich ab. „Ich weiß ja, du thust nur so. Oder wäre es dir wirklich recht, wenn man dächte, du singest

an und wärest —?“ dabei strich er sich leicht mit dem Finger über die Stirn.

Er fühlte, daß die Gewalt, die er nicht über sie, wohl aber ihr gegenüber allensfalls noch besaß, nur allein in seiner scheinbar unausweichbaren Ruhe und einer gewissen derben Alltäglichkeit lag, die er gegen sie herauslehrte. Diesmal traf ihn aber dafür ein Blick fast wie Haß. „Wenn ich es wäre — wenn ich es würde, so hättest du mich auf dem Gewissen,“ raunte sie.

Er atmete schwer und sagte kein Wort. Und nun sah auch sie auf seinem Gesichte jenen Ausdruck des hoffnungslosen Brütens, der ihr Unbehagen erweckte. Der Vorbote eines für sie günstigen Entschlusses war dieser Ausdruck nicht!

„Komm, sei gut,“ fing sie nach einer Weile wieder an und schob ihre Hand in die seine. „Und nimm es nicht so furchtbar genau mit dem, was ich sage. Ich habe mich gegrämt in den letzten Tagen, ja ... Du bist fast vierzehn Tage nicht hier gewesen, ich wußte nicht, was ich denken sollte ...“

„Ich war auf einer Geschäftsreise; das hatte ich auch vorher gesagt.“

„Du bist höchstens eine halbe Woche weg gewesen —“

Sie spionierte, die Doreisens — sie wußten immer um Schritt und Tritt bei ihm Bescheid ... daß er das nur so ertrug! Sie fuhr aber jetzt mit einem Ausdruck fast kindlichen Schmollens fort, der auf dem Gesicht der Achtundzwanzigjährigen doch noch natürlich saß: „Und wenn einem nur nicht alles mögliche zugetragen würde ... von dir und dieser Fabio, der sogenannten Milly, der Tänzerin ...“

„Ach, dummes Zeug,“ sagte er unwirsch, aber ohne große Verlegenheit. „Das sind Junggesellenscherze ... da sieht man mit andern Herren, der eine und der andere renommirt mit dem Glück, das er hat, das will man noch übertrumpfen ...“

„Die andern Herren, das sind die Offiziere, nicht wahr? Lieutenant Billwig, Herr von Wachtmann, der dicke Dachröden ...“

„Nun, du kennst sie ja genau genug. Sag' doch“ — plötzlich aufmerksam werdend — „was meinte denn dein Vater vorhin mit seinem: du hättest es um mich verdient, daß ich dich überraschte? Was steckt dahinter, wie?“

Er hatte lebhafter gesprochen, als bisher: die Saite vibrierte also immer noch! Sie konnte es nicht ganz bergen, daß es sie freute. Sie lächelte, diesmal ein etwas geziertes Lächeln: die ganz besondere Miene, die bei ihr einer gewissen Klasse von Erfahrungen galt. „Wie du gleich wieder bist! Was soll dahinter stecken? Du kennst doch die Reitallee, die hinten am Spiegelgraben entlang führt? Ein paarmal, wenn ich im untersten Küchengarten Salat



stach, ist der Lieutenant von Wachtmann da vorüber gekommen; er ritt ein Pferd ein, nun, und er hat mich gesehen und gegrüßt . . .“

Wie gut er sich denken konnte, was diese zufälligen Begegnungen, wenn ein Mädchen wie Flöre dabei im Spiel war, bedeuteten! Seine breite Stirn war dunkelrot geworden. „Weiter, weiter.“ Die bewährte Dosis wirkte also wieder! Jetzt fühlte Flöre Boden unter den Füßen für jeden weiteren Schritt. Hier lag ihre Stärke: das Mädchen, sonst fast beschränkt, gleichgültig, denkfaul, war von durchdringender Schlaueit in Situationen wie diese, wo es eine Schwäche des Mannes gegen die andere auszuspielen galt.

„Weiter, weiter!“ wiederholte sie seine Worte. „Es ist nichts weiter. Er, der Herr Lieutenant, schien sehr darauf aus zu sein, über die Bretterwand herüber seinen Gruß anzubringen. Und als ich das merkte, bin ich natürlich um die Zeit nicht mehr an das Salatland gegangen. Überhaupt nicht mehr unten in den Garten, denn er hat ihn förmlich belagert . . . zwei andere kamen nachher auch mit: sie sind zuletzt sogar beim Weiher über den Planzenzaun gesetzt, so ein Kunststückchen, wie beim Wettrennen . . . der Vater hat gesagt, wenn das so fortginge, würde er sich beschweren . . . aber ich habe mich nicht mehr im Garten blicken lassen.“

„Wirklich nicht?“ Ironisch betrachtete er sie und doch nicht mehr so kalt feindselig wie im Anfang. Behält sie wieder einmal mit ihrer kurzbedenkenden Pfliffigkeit recht? Scheint sie ihm wirklich wieder verlockend nur, weil sie auch anderen so erschienen ist, und wenn er auch weiß, daß sie dabei Kollerterien größter Art angewendet hat? Sie erzählt dies Abenteuer, wie es eine sechzehnjährige erzählen würde. Einer sechzehnjährigen hätte es auch anstehen mögen, spielend den Reiz ihrer Schönheit im Grünen auf einen Vorüberkommenden zu erproben. Bei Flöre Voreisen mit ihren Erfahrungen sind solche Vorfälle so harmlos nicht. Und doch läßt ihn ihre Erzählung einmal wieder einen schwachen Nachhauch dessen empfinden, was er wohl früher — vor so vielen Jahren — für sie empfunden hat. Sie steht vor ihm in dem schwarzen Wollenskleide, das noch nicht einmal ganz sauber ist. Aber es zeigt die noble Schulterlinie, die langen runden Oberarme, die Taille, alles großgezeichnet und von der Art, wie es auf den Porträts fürstlicher Damen zu sehen ist, die die langen Bände dämmernder Säle und Galerien der jetzt unbenuzten Schlösser des Fürstentums zieren. Als Kuriosität mag es gelten, daß sogar ihr Gesicht, gerade mit seiner hervorstechenden Eigentümlichkeit der hartblauen großgeschnittenen Augen, von dunkeln Wimpern umgeben

und von schwarzen Bogen überwölbt, sich dort schon findet, in sprechender Ähnlichkeit, auf keinem weiblichen Porträt indessen, sondern als das Bildnis eines jungen Prinzen des fürstlichen Hauses, in Jagdcollet mit breiten Aufschlägen und in langschößiger Weste, mit dem Dreispiz auf dem gepuderten Kopfe. Ein sonderbares Naturspiel. Aber kein Wunder, daß Flöre, mit einer solchen Mitgift der Natur, von ihren ersten Mädchenjahren an die schöne Flöre Voreisen geheißsen hat.

Während er sie so ansieht, verfinstert sich sein Blick wieder, wie insolge einer Gedankenreihe, und nun drückt sie sich in seinen Arm. Es war ihm durch den Kopf gefahren, ob er etwa ihretwegen mit Wachtmann, einem im ganzen harmlosen guten Bekannten, Streit suchen müsse. Nur der Form wegen und für den Fall, daß doch etwas von seiner seltsamen Beziehung zu diesen Voreisen zu Ohren der Offiziere gedrungen sein könnte! Aber nein, nein: mit einem Aufatmen drängt er den momentanen, tollen Gedanken von sich ab. Dann wäre ja sein Schicksal, das er freilich in lichten Augenblicken schon für unabwendbar hält, ganz besiegelt.

Flöre, zur Vorsicht gemahnt durch etwas Unberechenbares im Wesen ihres Liebhabers, war von jetzt an freundlich und von anscheinend harmloser Fügigkeit. Sie hielt ihn auch keineswegs im Zimmer zurück, als er Miene machte, dem Alleinsein mit ihr ein Ziel zu setzen. „Ja, wir wollen zu den Eltern gehen,“ meinte sie, „die müssen doch auch etwas von deinem Besuche haben. Du, Ulrich, wie wär's —“ und nun hielt sie inne, wie verschämt erschrocken über ihre Idee. „Ich meine nur, wenn du Zeit hättest und nichts besseres vor, bliebest du einmal wieder —“ sie sah ihm nach den Augen, sich den Ausdruck kindischer Angstlichkeit gebend, als ob sie zuviel wage — sie, die reife, stolze Schönheit, so bescheiden, so mit jedem Brosamen gleichsam zufriedenen, den er ihr gönnen wollte! — „ach, wenn du es thätest! und äßest in der Laube Dickmilch mit uns! Wir haben heute welche, und du äßest sie immer gern . . .“

Und er thut es, sie bringt ihn dazu: er weiß nicht recht, welche Ausflucht er machen soll — Zeit hat er und am Ende ist die Konzeßion an die Wohnheiten alter Zeiten auch nicht übergroß. Und von Flöre geht immer noch, wie vor Jahren, etwas aus, was auf ihn wirkt und ihn zu ihr zieht, wenn sie nahe ist. Aber gewiß nicht auf das wirkt, was das bessere in ihm ist: jedesmal hat er, nach Abend, wie der heutige, ein häßliches Gefühl der Niederlage, der Schwäche, eine Wut auf sich selber, und doch, und doch . . .

(Fortsetzung folgt.)













giebt es zur Zeit nicht viele, die das rheinische Leben in seiner Eigenart mit dem ganzen Zauber der sonnig-fröhlichen Stimmung so anmutig zu schildern verstehen wie er.

**Der Kronprinz und Prinz Eitel Trif auf der Gemojagd.** Den Mittelpunkt des vorjährigen Aufenthaltes der kaiserlichen Prinzen am schönen Tegernsee bildete ein jagdlicher Erfolg, wie er wohl wenigen Schützen in so jungem Alter beschieden sein dürfte. Der Kronprinz, der in allen sportlichen Übungen ebenso gewandt ist wie seine Brüder, erlegte den ersten Gemo, was, selbst wenn man die außerordentlich günstigen Wetter- und Verhältnisse in Anrechnung bringt, bei der überaus großen Vorsicht und Scheuheit des edlen Alpenwildes als eine ganz respectable Leistung gelten kann. H. Arnis hat diesen hübschen Augenblick aus dem Leben der prinziplichen Schützen in einer Zeichnung festgehalten, die wegen der großen Porträt-Ähnlichkeit der Dargestellten auch den Nichtjäger interessieren wird.

**Botenlohn.** Max Volkart versetzt uns mit seinem Gemälde in die Zeiten zurück, da man die Segnungen der Post noch nicht kannte und, wenn man seine Sendungen nicht mit einer, sich zufällig anbietenden, Gelegenheit befördern wollte, einen eigenen Boten ausrüsten mußte. Ein solcher Bote war natürlich eine Vertrauensperson, bei der man voraussetzen durfte, daß sie die Reise so schnell wie möglich machte, sich nirgends länger als unbedingt nötig aufhielt und unter Umständen die Sendung mit Einsetzung des eigenen Lebens verteidigte. War der Bote am Ziele angelangt, so wurde er nach Gebühr mit Speise und Trank erquicht. Man gewährte ihm Gastfreundschaft, bis er sich zur Rückreise gefärbt, und bis man ihm die Antwort auf den überbrachten Brief eingehändigt hatte, was, namentlich wenn die Angelegenheit reisliche Erwägung erforderte, meist nicht so schnell geschah. Inzwischen pflegte der Bote sich dann für die Mühen und Entbehrungen der Reise zu entschädigen. Der Bote auf unserm Bilde scheint weniger auf materielle Genüsse als auf angenehme Gesellschaft Wert zu legen und hat sich so in die schalkhaften Augen des hübschen Mädchens vertieft, daß er den strahlenden Blick, den ihm die alte würdige und tugendhafte Dame zuwirft, nicht einmal bemerkt. Wir vermuten, daß er dieser künftig häufiger einen Brief zu überbringen haben wird, denn, wenn er klug ist, wird er so schnell heimreiten, daß sich sein Herr keines anderen Boten mehr bedienen mag.

**Der Hochblaffen.** M. Zeno Diemer ist unsern Lesern als virtuoser Schilderer der Alpennatur längst bekannt. Mit seinem heutigen Bilde führt er uns in die abseits von der Touristenstraße gelegene Hochgebirgslandschaft der Wettersteingruppe, zu deren schroffsten Gipfeln der Hochblaffen gehört. Zur Orientierung für Alpenfreunde erwähnen wir, daß dieser in den Reisebüchern meist nicht genannte Berg östlich der Zugspitze zu suchen ist.

**Herr! Hilf mir!** Nirgends ist in der Bibel so deutlich auf den Glauben, als das wesentliche Erfordernis der christlichen Religion hingewiesen worden, als in dem schönen Bericht von Christi Erscheinung auf dem See, den wir im 11. Kapitel des Matthäus-Evangeliums finden und den Alex. Stiechart seinem Bilde zu Grunde gelegt hat. Die Stelle lautet in wörtlicher Übersetzung (Das Neue Testament, übersetzt in die Sprache der Gegenwart von Curt Stage, Universal-Bibliothek Nr. 3741—3745): „Und er wies die Jünger an, in einen Kahn zu steigen und an dasjenige Ufer voranzufahren, bis er die Volkmenge entlassen hätte. Dann entließ er die Menge und stieg auf die Anhöhe abseits um zu beten. Da es Abend war, war er dort allein. Der Kahn hatte sich be-

reits viele Stadien vom Ufer entfernt und wurde von den Wellen bedrängt, denn der Wind war widrig. Um die vierte Nachtwache kam Jesus zu ihnen, indem er über den See hinging. Als die Jünger ihn über den See gehen sahen, sagten sie erschrocken: „Es ist ein Gespenst“, und schrien vor Furcht. Da redete sie Jesus an und sagte: „Habt Mut; ich bin es; fürchtet euch nicht!“ Petrus antwortete ihm: „Herr, wenn du es bist, so laß mich über das Wasser zu dir kommen.“ Er sagte: „Komm!“ Und Petrus sprang aus dem Kahn und ging auf dem Wasser und kam zu Jesus. Als er aber den Wind bemerkte, begann er Furcht, fing an zu sinken und rief: „Herr, rette mich!“ Da streckte Jesus seine Hand aus, faßte ihn an und sagte zu ihm: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“

**Kaiser Wilhelm II. in Tropenuniform.** Um die Mitte des Oktober wird unser Kaiserpaar bekanntlich von Venedig aus eine Orientreise antreten, die über Konstantinopel nach Palästina und Ägypten führen wird. Unser Bild, die neueste Aufnahme des Kaisers, in den letzten Augusttagen im Park von Wilhelmshöhe bei Kassel ausgeführt, zeigt den Monarchen in der sehr fleischamen Reiseuniform, die mit Rücksicht auf die im Orient im letzten Viertel des Jahres herrschende hohe Temperatur als Tropenuniform, analog der Uniform unserer Kolonialtruppe, hergestellt wurde. Sie besteht aus leichtem Stoff von hellbrauner Farbe; der Rock ist mit Generalsabzeichen, Garbeln und Armelausschlägen versehen, die Reithosen, die in hohen gelbbraunen Stiefeln stecken, sind mit den breiten roten Längsstreifen an der Außenseite besetzt. Der Helm trägt vorn den preussischen Adler. Das kaiserliche Gefolge und die Leibgarde werden ähnliche Uniformen mit entsprechenden Orabzeichen tragen.

**Vor der Fuchsjagd.** Wenn die Felder verdröht sind und der Bestellung für das kommende Jahr barren, beginnt für die Rotte die schöne Fuchsjagd zu Pferde, wie sie namentlich in England und Frankreich mit Leidenschaft betrieben wird. Um eine Jagd im eigentlichen Sinne des Wortes handelt es sich dabei weniger als um eine Art von Reitermanöver, bei dem die Verfolgung des vorher losgelassenen Fuchses lediglich als Vorwand für reitersportliche Leistungen dient. Aus diesem Grunde wird der Fuchs vielfach nur durch einen Reiter markiert, der seine Fährte durch ausgestreute Papierschnitzel kennzeichnet. Dann übernimmt natürlich ein Teil der Verfolger auch die Rolle der Hunde. Die Art der Fuchsjagd ist vorzugsweise in Deutschland unter dem Namen Schnitzeljagd beliebt, während die Engländer, die tierfreundlichen Neigungen weniger zugänglich sind, die Hege hinter einem echten Fuchse vorziehen. Unser Bild zeigt den Moment, da die Reute von der Koppel losgelassen wird und Meister Heinemanns Fährte aufnimmt.

## Welttelefon.

**J. G. H. Morfells.** Beethovens Briefe, herausgegeben von Nohl, erschienen in 2 Sammlungen bei der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart (1865 und 1868). Eine kurze Beethoven-Biographie von Nohl bietet Reclams Universal-Bibliothek (Nr. 1181). Größere Biographien, die wir Ihnen empfehlen können, sind: A. B. Marx, Beethovens Leben und Schaffen, 2 Bände (O. Janke, Berlin) und Wäselewolk, L. v. Beethoven, 2 Bände (Rist und Brandt, Leipzig). Biographien Robert Schumanns erschienen von: A. Batta in der Univ.-Bibl. (Nr. 2882), größere von: Erler, 2 Bände (Rist und Brandt, Berlin) und Hermann (C. F. Peters, Leipzig). Da Verlagsbuchhandlungen meist nicht direkt an Privatsendungen liefern, ziehen Sie die Werke am besten durch eine Pariser Buchhandlung, z. B. durch G. Fischbacher, Rue de Seine Nr. 33.

**C. A. in B.** Ein Bild des zuehnt, des Mörders der Kaiserin von Österreich, finden Sie in unserem Blatte nicht; wir halten dafür, daß dem Bilde dieser Menschen in einer Familienschrift kein Platz zukommt.









... „Und danken Sie es nur Ihrem grauen Haar, daß ich Ihnen nicht die Bück-  
tigung zukommen lasse, die Sie verdienen!“

#### Rücksichtsvoll.

Verteidiger: „Haben Sie die That  
wirklich begangen?“

Raubmörder: „Wenn ich's Ihnen  
gesteh', mach' ich Ihnen doch nur die  
Verteidigung schwer.“

#### Doppelsinnig.

„Nun, was sagst du zu meiner Frau?“  
„O, die spricht für sich selber.“

#### Selbstbewußt.

Gnädige Frau: „Glauben Sie, daß  
das Genie sich forterbt, Herr Lieutenant?“

Lieutenant: „Kann ich nicht sagen,  
gnädige Frau, denn ich hab' noch keine  
Kinder!“



„Nun, hält Sie bloß das ab, junger Mann?“

#### Unterstellung.

Gast (der an der Mittagstafel einen  
verdächtigen Dosenbraten vorgelegt er-  
halten hat): Donnerwetter, Herr Wirt,  
Ihr Kellner muß sich verhedert haben; ich  
habe doch kein Katerfrühstück bestellt!“

#### Aus der Schule.

„Wozu baut man Brücken?“  
„Damit der Fluß drunter weglaufen  
kann.“

#### Variante.

Manch einer bemerkt erst durch den  
Gedankensplitter eines Andern den Fal-  
ten im eignen Auge.

## Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 1.

Schachaufgabe Nr. 1: (Verbesserung der Stel-  
lung: Man erziehe den schwarzen Bauer e7 durch einen  
schwarzen Läufer e7 und streiche den Bauer g2.)

1. Df3-b3 Kd6-e5: 2. Db3-e2 + beliebig.
3. Dc2-e7, Se5-e6 †
- A. 1. .... Kd6-e5: 2. Db3-g3 + Ke5-f6
3. Dg3-f4 †
- B. 1. .... d4-d3 2. Se5-d7 beliebig
3. Db3-b4, d3: †
- C. 1. .... beliebig 2. Db3-e6: + Kd6-e5:
3. Se5-d3, De6-e6 †.

#### Buchstabenrätsel: Auf Wiedersehen!

R	o	s	w	i	t	h	a
I	n	f	l	u	e	n	z
H	u	m	b	o	l	d	t
A	d	o	l	a	i	d	e
A	n	t	i	v	a	r	i
T	h	e	r	e	s	i	a
R	a	t	h	e	n	o	w

#### Problem: Die Hühner.

Die fünf Vögel zeigen an, daß man beim fünften schwar-  
zen Buchstaben (W) beginnen soll. Von hier aus liest man  
die schwarzen Buchstaben nacheinander und läßt auf jeden einen  
weißen folgen. Die schwarzen Buchstaben werden von oben nach  
unten gelesen.

Also: W E R H Ü H N E R u. f. w.

(schw. w. schw. w. schw. w. schw. w. schw.)

Man erhält bei richtiger Lösung: Wer Hühnern folgt,  
lernt scharren.

#### Reisenträtsel:

	H		W		T	
M	a	d	e	i	r	a
	l		t		i	
P	i	n	z	g	a	u
	f		l		n	
B	a	d	a	j	o	s
x			r		n	

Kettenrätsel: Amarelle, Vesperello, Potopbagen, Gennar-  
gentu, Lufkorin, Ringelnatter, Terpsichore, Nemolade, Dele-  
leia, Adamana.

Homonym: Händel.

Dreisilbige Charade: Hauschlüssel.

Skataufgabe Nr. 1: Im Skat lagen o O und g O.

A hatte außer den 5 genannten Karten die 4 Weizel und o D.  
B hatte: o 8, o 7, g 9, g 8, r 10, r 9, r 8, s 10, s 9, s 8.  
C hatte: o 10, g D, g 10, g K, r D, r K, r O, s D, s K, s O.

Daß A bei dieser Verteilung jedes Solospiel und Grand  
gewinnen muß, ist ohne weiteres ersichtlich. Bei aufgedeck-  
tem Null kann A sowohl s 9 als auch r 7 (oder s 7) aus-  
spielen; C muß dann immer alle 10 Stiche machen.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Gustav Wiesebügel  
in Bremen; Max Hermann in Berlin; Ottilie Wegig in  
Hannover; Herbert Schiebold in Weissen; Karl Steinbrecher  
in Gera; Emil Richter in Leipzig; Anna Hartleb in Groß-  
Zichtersfelde; Martha Blum in Hamburg.









wurmlöcherigen Eichentisch gesetzt, sah er sich in dem Raum um, und es kam ihm im Grunde ganz natürlich vor, so hier zu sitzen. Wer in eine märchenhafte Welt hineingeraten, der that am besten, sich über nichts zu wundern, auch wenn die Dinge um ihn auf dem Kopf standen. Das war nicht nur im figürlichen, sondern auch im wörtlichen Sinn, wenigstens an den Wänden, der Fall, an denen in halbzerbrochenen Rahmen eine Anzahl alter Ahnenbilder hing, Herren und Damen, augenscheinlich in höchster Galatracht, doch sämtlich mit den Köpfen nach unten, so daß die Gesichter einen halb närrischen, halb gespenstischen Eindruck, wie die an den Füßen Aufgehängter machten. Was sonst an den Wänden herumstand, war altväterischer Hausrat, über Kreuz hingen dazwischen ein paar Hallenser Glockenrappiere, alte verrostete Feuerwaffen mit Steinschlossern, allerhand Maritäten-Sammelsurium, merkwürdigerweise ohne daß sich irgendwo ein Staubbelaag darauf zeigte. Nun ging die Thür auf, und in beinahe farblos verschoffener Livree trat ein wunderbar langbeiniger Diener mit eisgrauem, wirbelig kurz den Kopf umstehendem Haar herein. In der Hand trug er eine von Staub und Spinnweben umkrustete Weinflasche, setzte sie auf den Tisch, holte aus einem Wandschrank ein paar hohe, alteigenartige Humpengläser, die er neben die Flasche stellte. Das that er wortlos, doch mit einer so absonderlichen Art von Schweigsamkeit, daß Manhart ihm unwillkürlich nach dem Gesicht aufsah, ob er ein Schloß vor'm Mund hängen habe. So verließ der Alte auch die Stube wieder, von dessen Anwesenheit der Freiherr nichts wahrgenommen zu haben schien, vielmehr durch ihn, wie durch Luft, weggehen hatte. Nun indes äußerte er kurz: „Der Unterthan von Klein-Wartenbel, nomine Theophilus, germanice Gottlieb, Laßrenz. Subjectus et simulacrum. Schatten haben keine Zunge. Aber Ihre Zunge wollen wir jetzt einmal examinieren.“

Dabei aus der Flasche in die beiden, sich aus ihr nahezu anfüllenden Riesengläser einschenkend, fügte er nach: „Aus dem da hat Gustavus Adolphus in Magdeburg getrunken und aus diesem der Wallenstein im Lager von Stralsund. Wollen sie wieder lebendig machen, daß sie mit den Humpen klirren; lebendig sein, ist die Hauptsache. Der Wallenstein ist mir lieber, mehr meine Sorte. Wenn ich mit den beiden allein bin und sie gegeneinander aufmarschieren lasse, behält er zuletzt jedesmal die Oberhand und wirft den andern aus dem Sattel. Hat von der Pike auf gedient, versteht das Handwerk. Na, probieren Sie's 'mal, ob Sie ihm mit dem König über werden! Freut mich, einen Gustav Adolf mit Mund und Magen zur Bataille gegenüber zu haben. Lanzen eingelegt!“

Er hob seinen vollen Humpen zum Anstoß wider den Manharts, welchem aus dem Glase eine fremd-löstliche Rheinweinblume entgegenduftete. Der junge Gast machte es seinem Wirt nach, trank, und der letztere sagte: „Vinum non suave, quid? Nun, haben sich für den Schweden leidlich gehalten. Jetzt thun Sie mal den Mund auf, weshalb Sie zu uns herüber gekommen sind und was Sie mit Ihrem Latein weiter anfangen wollen. Erst noch einen Kuhschluck auf das Wandauditorium. Noble Gesellschaft, in der Sie sitzen. Lauter nobiles, generosi, generosissimi, höchst anständige und ansehnliche Leute vom hochachtbar-edlen Barrentrap-Geschlecht, die's zu was gebracht haben. Bin in der tiefsten Verehrung vor ihnen ausgezogen, habe aber wohl eine Rückschlagader zum atavus im Blut stecken gehabt. Sahen mich deshalb von oben herunter an, bis ich ihnen den Spieß umgedreht, daß sie mich von unten herauf sehen. Also, Gustavus, lassen Sie aus dem Zahnzaun gehn!“

Wein hatte der Aufgeforderte überhaupt im Leben noch kaum über die Lippen gebracht, gewiß aber nicht solchen und am allerwenigsten aus einem Glas, das einmal der König Gustav Adolf am Mund gehabt. Das goß sich ihm wie Naphtha auf das leicht emporflackernde Flämmchen seiner Phantasie, und wie Nektar duftete ihn der Inhalt der Flasche 37er in der Nase und auf der Zunge an. Obendrein versetzten ihn die umgedrehten, wie gehenkten Barrentrap'schen Ahnen in eine so phantastische Umgebung, und sein Wirt, der vornehme Freiherr, lateinische Sprachliebhaber und Kreideschriftsteller auf der geteerten Stallthür verfuhr mit jedem seiner Worte die Luft der Stube noch mit einer absonderlich den Kopf umgaukelnden Zuthat. Manhart Osterling fühlte alle Befangenheit mehr und mehr von sich abfallen, und ebenso löste sich seine Zunge zu leichter Beweglichkeit, sie ging wie von selbst, ohne daß er sie zu nötigen brauchte. Auch zu denken, was er vorbringen sollte und wollte, brauchte er nicht, es kam ebenfalls von selbst, die inhaltsgeringe Geschichte seines bisherigen Lebens. Dann und wann brummte der Zuhörer kopfnickend etwas dazwischen: „Donetter, der primus seines Geschlechts sein, als der ultimus, sagt Marcus Tullius; mag den Schwäger sonst nicht. — Jawohl, nobili genere natus. Als Eva Adam den Apfel gab, wo war denn da der Barrentrap? — Recht, wenn einer sich seiner Eltern nicht schämt. Braucht ihre tabulas pictas nicht an den Weinen aufzuhängen. — Die Heringsseele hat natürlich keinen sumum davon, was ein Mensch ist, der lateinisch kann.“

Das bezog sich auf den Senator Willens und dessen Zwangsübung an Manhart, daß dieser vom Gymnasium abgehen und Kaufmann werden gemußt.

Der weiter Erzählende machte aus seinem Widerwillen und Haß gegen den filzigen reichen Geschäftsherrn kein Geheim und kam darauf, wie anders ihm heut' zu Mute sei, als an seinem tintenbespritzten Comptoirpult, an dem er morgen wieder sitzen müsse. Die Zunge ging mit ihm durch von der freien Herrlichkeit hier draußen, dem See, an dem er vorhin in einem Boot eine wunderbare Nymphe getroffen habe, ganz weiß wie eine große Wasserrose und mit einem Hut wie goldene Staubfäden. Er stand im Begriff, die Schilderung derselben noch fortzusetzen, brach indes, ein wenig in Verwirrung geratend, nicht aussprechend, ab und faßte nach seinem Glase, während sein Tischgenosß hinwarf: „Wird wohl Dina gewesen sein.“ Danach aber bligte der Freiherr Elbert Varrentrap den Verstummen mit den Augen an und stieß aus: „Hol' dir den Schnupftabaksterl doch mal vor die Klinge, mein Sohn! Ja so, ich vergesse, daß Sie so weit im Lateinischen noch nicht gekommen sind. Da will ich Ihnen die Sprachelemente drin beibringen.“

Er sprang auf, griff hurtig nach den beiden Hallenser Glodenschlägern an der Wand, von denen er einen dem jungen Commis, ihn vom Tisch ziehend, in die Hand drückte. „Auf die Mensur! Halten Sie den Speer doch nicht wie 'nen Besenstiel! So, hoch! Arm fest! Los! Dem alten Hering in die Bartflossen! Das Abc! Prim — Terz — Quart —“

Mechanisch das Papier vor sich haltend, stand Manhart wie betäubt, um ihn regnete es rechts- und links her von Hieben, seinen gebogenen Arm und den Kopf trotz der anscheinenden Bedrohlichkeit nur leicht berührend, dagegen auf seiner Klinge blitzgeschwind scharf niederrassend. Dann jedoch fiel ihm der Arm wie lahm herunter, und sein Lehrmeister sagte innehaltend: „Nullum ingenium nascitur. Erste Sprachlektionen strengen Kopf und Kehle an. Nehmen Sie erst mal einen Stärkungsschluck!“

Dem letzten, von ihm erteilten Ratschlag handelte er selbst gleichfalls nach, doch in seinen humpenausleerenden Zug mischte sich ein seufzendes Geschnarr. In der Ecke holte eine alte Kastenuhr zu lebensüberdrüssig klingenden Schlägen aus, die der Freiherr laut auf lateinisch bis „duodecim“ zählte. Das wiederholte er nochmals: „Jam duodecim! Man sollt' nicht glauben, daß die Tante tempus mit ihren alten Weinen noch so rennen könnte, sed ruit irreparabile. Da muß ich Sie monieren, Ihren schlechten Rest zu trinken und sich auch auf die Sohlen zu machen. Ich gehe wieder gleichen Weg mit Ihnen, am Sonntag Mittag bin ich bei meinem Grundnachbarn, dem Herrn Baron auf Groß-Wartenbel zur Tafel. Pünktlichkeit bei der Suppe ist die Höflichkeit der freien Herren. Ich muß nur noch erst Dinertoilette machen.“

Nach einer kurzen Pfeife und einem lederen Tabaksbeutel fassend, steckte er die erstere in eine äußere Brusttasche seines grauen Plausrocks, hängte den andern an einen Knopf desselben, lehrte an den Tisch zurücktretend die leere Flasche einmal auf dem Daumnagel um und sagte: „Paratus sum. Als Rebzüchter bin ich dem Großmogul drüben über; er hat keine Augen auf der Zunge und sieht Heidelbeersaft für Wein an. Jeder nach dem, was er von der Natur mitbekommen! Da am Grund blinkert bei Ihnen noch etwas, will nicht hoffen, daß Sie von der Mensur kneifen wollen. Kurz damit aus dem Handgelenk!“

Um Manhart bewegten die Wandbilder sich ein wenig hin und her, als ob eine Zugluft vom Fenster sie leicht schaukle; instinktiv hatte er das Rechte in seinem Humpen zurückgelassen, griff aber jetzt hastig nach diesem und leerte ihn aus. Dann befand er sich wieder draußen vor der Hausthür, allein, der Freiherr war mit ihm gegangen, doch wieder von seiner Seite verschwunden, und er wußte nicht, wohin er solle und drehte ratlos den Kopf um. Erfreulicherweise indes gewahrte er den Vermissten einige Schritte hinter sich, das Kreidestück aus der Hand legend, mit dem er in seiner großen Schrift auf die abgewaschene Stallthür geschrieben hatte: „Er kann den Rest aus der Bouteille trinken. Aber lasse Er sich's nicht zu Kopf steigen, denn Sein Kopf ist schwach.“ Nun trat Elbert Varrentrap zu dem wartenden jungen Mann hinan: „Ein Regent muß erst alles in seinem Staat in Ordnung bringen, eh' er ins Ausland reist. Sed nunc est pede libero pulsanda tellus.“

Ausschreitend bog er in die nah vorbeiziehende Landstraße rechtsab ein, sichtlich mit leicht die Erde tretenden Füßen, während Manhart Osterling in den seinigen ein ungewohntes Schweregefühl empfand, das ihn beim Aufheben derselben zu einer Anstrengung nötigte, um schritthaltend mit zu kommen. Von oben her spürte er, daß die Sonne höher stehen müsse, denn sie machte ihm den Kopf heiß und brannte im Gesicht, eigentümlicher Weise auch da, wo seine Gutmütigkeit Schatten drauf warf; neben ihm zog sich wieder der strahlend spiegelnde See hin. Doch etwas anders als zuvor, von der Mittagstunde lag wohl ein Duft- oder Dunstschleier darüber und auch über allen Gegenständen am Weg; sie hatten keine scharfen Umrisse und ließen sich in den Einzelheiten nicht ganz klar unterscheiden. Als eine sehr glückliche Fügung empfand der junge Commis, daß sein Begleiter den nämlichen Weg wie er gehe, so daß es für ihn nicht nötig wurde, sich um die Richtung zu bekümmern. Übrigens legte der Dunstschleier sich nicht nur vor den Gesichtssinn, sondern auch vor den Gehörsinn; wenigstens verstand er nicht immer, was

der Freiherr im Gehen neben ihm sagte. Oder er vernahm wohl die Worte ganz gut mit dem Ohr, aber wußte manchmal nicht recht, wovon sie sprachen. Da war zum Beispiel eins, daß er ihr gehörig über den Gelbschnabel fahren solle, wenn sie ihr Mundwerk zu nichtsnutzigen Redensarten aufmache. Darüber zerbrach er sich den Kopf: Wem sollte er —? Doch das Herumsuchen in seinem Kopf nützte nichts, und so antwortete er auch darauf, wie er's schon mehrmals gethan: „Ja,“ setzte nur bekräftigend noch hinzu: „Gewiß werde ich das thun!“ Dann sah er einmal ausblickend vor sich, von der Sonne beglänzt, hoch und breit etwas Weißes zwischen dunklen Nadelholzbäumen ziemlich nah schon liegen, ein großes Haus oder Schloß, und ihn berührte eine Erinnerung, daß er dies bereits früher, aus weiterer Entfernung gesehen habe; aber er konnte sich nicht darauf besinnen, wann und von wo, und er fragte: „Was ist das?“ — „Das ist das Haus des Großmoguls,“ erwiderte die Stimme Barrentraps zu seiner Linken, und durchs Gedächtnis ging's ihm, den Namen habe er auch schon einmal gehört. Doch er bemühte sich umsonst, sich selbst damit in Verbindung zu bringen, weshalb er eigentlich hier gehen und was er denn auf Groß-Wartenbek wolle.

Ein bißchen später indes verhalf der Freiherr ihm zu einer ruckhaft-plötzlichen Aufrüttelung seines Gedächtnisses, denn er hörte wieder die Stimme desselben klingen: „Guten Morgen, Herrwalt, oder guten Mittag; hoffentlich stimmt's damit, ich habe einen Wolfshunger. Da bring' ich dir jemand mit, dessen Brusttasche dir den Appetit auch nicht verschlechtern wird. Ein Kurier auf Schusterscrappen von der Firma Christian M. Willens; hat sich nicht länger aufgehalten, als dringend notwendig war.“

Vom weißen Schloßgebäude her hatte den Weg der beiden Ankömmlinge ein hochgewachsener Herr gekreuzt, dessen Gesichtszüge und Kleidung gleicherweise Vornehmheit bekundeten. Der Baron v. Wentstern mochte um ein halbes Jahrzehnt älter sein als sein Stiefbruder, ließ indes von der engen Verwandtschaft mit diesem nichts mutmaßen. Er war ein noch schöner, sehr aristokratisch aussehender Mann, der offenbar sorgfältig auf seine äußere Erscheinung achtete; doch machte er durchaus nicht den Eindruck innerlich hochmütiger Sinnesart, sondern nahm sofort durch ein angeboren natürliches Wesen ein, das sich ohne jede reservierte Haltung in einer sicheren, feinen Weise kundgab. Barrentrap zwei Finger seiner Rechten entgegenreichend, in der er ein paar makellose hirschlederne Handschuhe trug, erwiderte er: „Guten Morgen, lieber Bruder, es freut mich, dich begrüßen zu können. Wen bringst du mit dir? Ah, jemanden aus dem Hause meines alten Freundes

Willens. Willkommen auf Wartenbek! Wohl ein Sohn des Herrn Senators?“

Sein Blick hatte sich Manhart zugewandt, dem jetzt plötzlich das Bewußtsein zurückgekommen, wo er sich befinde und zu welchem Zweck er hier sei. Mit abgezogenem Hut, leicht stotternd, versetzte er: „Nein, nur ein Comptoirist des Herrn Senators, von ihm beauftragt, dem Herrn Baron diese Schriftstücke —“

Er zog den Papierumschlag aus der Brusttasche hervor, während hinter ihm sein bisheriger Begleiter sagte: „Na, schon ganz wie 'ne Eidergans, Tina? Nimm dich in acht, Kinder kriegen im Frühling leicht die Halsbräune.“

Darauf entgegnete eine Stimme: „Du weißt, Onkel Ekbert, daß ich diese Verunstaltung meines Namens, wie ordinäre Leute ihn sprechen, nicht liebe.“

Manhart Osterling durchfuhr's auf einmal wie mit einem Stoß. Die Stimme hatte er heute Morgen schon gehört; verworrenen Sinnes drehte er den Kopf zur Seite und sah um einige Schritte entfernt etwas Weißes, wie eine große Wasserrose herankommen. Doch zugleich ward's ihm schwarz vor den Augen, er hatte nur noch so viel Kraft, an eine dicht neben ihm stehende Parkbank hinanzuschwanken und auf diese niederzufallen. Mit geschlossenen Lidern und völlig blutleerem Gesicht dastehend, vernahm er eine Frage des Barons von Wentstern: „Was ist dem jungen Mann?“ und darauf eine Antwort Barrentraps: „Wahrscheinlich magenflau. In seinen Jahren kannt' ich's auch, wenn das Konsistente im Leib fehlte, die Flüssigkeit macht's dann schlimmer; nachher verlernt sich's. Er ist aus der Stadt hermarschiert, ohne dem Höllenwirt Verdienst in die Tasche zu stecken, so was läßt der Teufel sich nicht gefallen. Daß die Suppe auftragen, das ist die richtige Medizin.“ Dazwischen klang ein helles Auf-lachen und sprach jemand: „Du bist zu unwiderstehlich, Lisette, und siehst die grausamen Folgen deiner Partherzigkeit vor dir.“

Dann dämmerte Manhart zum Bewußtwerden auf, daß er an einer mit fast blendendem Damasttuch bedeckten Tafel sitze, ihm gegenüber servierte ein Diener in grauer, silberbordierter Livree. Er selbst mußte wohl mechanisch von einem Teller vor ihm gegessen haben und dadurch allmählich wieder zu sich kommen, denn er empfand eine körperliche Kraft-rückkehr. Sein Denken dagegen ging in einem entsetzlichen Schamgefühl unter, daß er in einem derartigen Zustand hierher an den Tisch gebracht worden sei; eine dunkle Erinnerung war in ihm, der Freiherr, neben dem er saß, habe ihn unter den Arm gefaßt und geführt. Was sich sonst umher befand, unterschied er noch nicht genau, oder vielmehr er wagte nicht, aufzusehen; ihn erfüllte eine Angst, er





gehe mit seinem schweren silbernen Eßbesteck nicht richtig um, und ein Lachen am Tisch werde sich plötzlich einmal darüber belustigen. Aber dabei durchklopfte ihn der wieder belebte Herzschlag bis in jede Fingerspitze hinein, er sei in einer Zauberwelt, die unter dem Gebot einer ihm unsichtbaren wunderbaren Fee stehe.

Auch das hatte Überwältigendes für ihn, wie liebenswürdig der vornehme Hausherr ihn ansprach; er war kein willkürlich behandelter Knecht hier, sondern wie ein gleichgestellter Mensch, ein mit Zuorkommenheit umgebener Gast. Der Baron freute sich, daß er den kleinen Schwächeanfall rasch überwunden habe, schenkte ihm selbst Wein ins Glas, erkundigte sich nach dem Befinden seines alten Freundes Willens, mit dem er leider trotz der nur geringen Entfernung so selten mehr zusammen komme. Auf der Universität vor bald vierzig Jahren hätten sie Stube an Stube nebeneinander gewohnt und seien unzertrennlich gewesen, bis Willens seine Absicht, Jurist zu werden, aufgegeben habe und als Kaufmann nach Amerika gegangen sei. Von dem Anlaß dieses Wechsels, dem dunklen Punkt im Leben des Senators, schien der Sprecher nichts zu wissen oder vielmehr berührte ihn wohl aus freundschaftlichem Gefühl nicht; denn bekannt geworden mußte die böse Sache auch ihm sein, sogar genauer als den meisten sonst, da er um jene Zeit am selben Ort gelebt und zudem aus diesem später seine Frau gewählt hatte. Sie war eine Bürgerliche gewesen und früh, schon seit langen Jahren gestorben, ihm nur eine einzige Tochter hinterlassend.

Ja, gemacht ging es Manhart Osterling zu deutlichem Verständnis auf, die weiße Wasserrose, die er in dem eleganten Nachen am Seerand angetroffen, war die Tochter des Schloßherrn von Groß-Wartenbek, Baroneß Undine von Wenktern. Den Blick nach ihr aufgehoben hatte er noch nicht, er fürchtete, sie könne ihm im Gesicht lesen, was er gedacht habe, als er ihrem im Sonnengeflimmer verschwindenden Boot nachgesehen; er war noch nie einem menschlichen Wesen gegenüber von einem solchen Gefühl seiner Geringsfügigkeit, seiner niedrigen Lebensstellung zu einem Nichts herabgedrückt worden. Doch das Gesicht des neben ihr an der Tafel sitzenden jungen Mädchens überstreifte er einmal wiedererkennend mit den Augen und erfuhr aus den Worten des Barons, es sei Fräulein Lisbeth Nothelf, die Tochter des Pastors in Seedorf, das zum Gut gehöre, nach herkömmlicher Weise, wie sein Bruder, am Sonntag Mittagsgast auf Wartenbek. Sie trug nicht mehr das einfache, bläulich gewürfelte Kattunkleidchen, sondern hatte augenscheinlich für das Schloß ihren sonntäglichen Staat angelegt, der ihr, die freie Beweglichkeit einengend, steif und weit weniger vorteilhaft saß; wie der Blick Manharts das eine Mal flüchtig

über sie hinging, färbte sich ihre Stirn am blonden Haarrand ein bißchen rot und sie drehte schnell den Kopf seitwärts. Dort ahnte der junge Tischgast das braune Gelock ihrer vormittägigen Bootsgenossin, ohne es wirklich wahrzunehmen; so weit wagten seine Augen nicht sich herum zu bewegen, denn er hatte ein schreckhaftes Gefühl, falls die ihrigen ihm zufällig begegneten, würde er für sie nicht am Tisch vorhanden sein, sondern sie wie durch Luft durch ihn hinsehen. Nur ihre Stimme hörte er ab und zu zwischen den Äußerungen ihres Vaters und seinen eignen Antworten darauf; die Nahrungsaufnahme hatte ihn jetzt völlig zu richtiger Besinnung gebracht, auch der Dunstschleier von unterwegs lag ihm nicht mehr vorm Gesicht, nur war's ihm, wie wenn er nicht auf einem Stuhl, sondern in einem Rahn sitze, den sonnenglimmernde Wellen leise hin und her wiegten. Eigentlich, wußte er, sei das alles nur ein Traum, aus dem er im düsteren Katerpelcomptoir, von der Stimme des Senators angerufen, aufwache. Doch davon lehrte er die Vorstellung hastig ab, und die wunderbare Gegenwart beeinträchtigte ihm allein ein Mißklang, daß ein hochgestellter Herr so vornehm-seiner Natur wie der Besitzer von Groß-Wartenbek mit einem Mann wie Rudolf Willens in einer Verbindung stehe und von diesem als von einem Freunde spreche. Das konnte nur auf seiner Unkenntnis des wirklichen Wesens, der Geistes- und Gemütsart des Senators beruhen, einer Täuschung, der er sich in anhänglicher Treue aus der Jugenderinnerung noch hingab. Manhart ward in diesem Gedanken durch ein Aufschäumen aus einem vor ihm stehenden hohen Spitzglas unterbrochen, in das von rückwärts der Lakai aus einer Flasche eingeschenkt hatte, und sein liebenswürdiger Wirt sagte lächelnd: „Lassen Sie den Schaum nicht verfliegen, junger Freund.“ So setzte er das fremdartige Kelchglas an die Lippen und trank von dem unbekannten, Goldperlen auftreibenden Wein, vor dem er allerdings etwas Scheu trug, denn ihm war aufgegangen, sein Zustand unterwegs zwischen Klein- und Groß-Wartenbek sei durch den Trunk aus dem Gustav-Adolf-Pokal verursacht worden. Das mußte ein giftig wirkendes Getränk gewesen sein, dies dagegen durchfloß ihn, olympischem Nektar gleich, mit einem köstlichen Gefühl leiblicher und seelischer Belebung. Er leerte das wieder angefüllte Glas nochmals und sprach lebhafter als vorher, ohne sich recht bewußt zu werden, was, doch mit einer ihn freudig durchflutenden Empfindung, er drückte, was er sagte, gut aus. Das bestätigte ihm auch eine Bemerkung des Barons, den er, als sie vom Tisch aufgestanden, zu seiner Tochter äußern hörte: „Ein angenehmer junger Mann von Bildung und Kenntnissen.“ Dazu nickte Elbert Warrentrap: „Natürlich, er ist ein Lateiner,“

und nestelte seinen Lederbeutel vom Rockknopf los. Manhart überkam ein Gefühl, seiner Anstand erheische, daß er sich nach der Mahlzeit vor der Tochter des Hauses verbeuge; so that er dies, doch gewissermaßen ins Blinde hinein, dem Schein des weißen Kleides entgegen, an dem sein Blick sich nur bis zum Silberfädengewirk des Gürtels aufhob. Neben ihm sprach jetzt der Schlossherr: „Nun, denke ich, wollen wir unsere kleine geschäftliche Angelegenheit erledigen.“ Dazu öffnete er eine Thür, den Angeredeten zum Mitkommen auffordernd, der hinter sich noch die Stimme Lindes von Wentstern vernahm: „Pui, du willst doch nicht hier dein abscheuliches Kraut anzünden? Du weißt, daß ich den Rauch nicht ertragen kann.“ Ein klapperndes Schlagen von Stahl und Stein widereinander ertönte und der Freiherr versetzte: „Der ist gut, die Mücken zu vertreiben;“ dann befand Manhart sich in einem anderen Raum, offenbar dem Arbeitszimmer des Barons.

Er wußte auch zu welchem Behuf, denn der gegenwärtig um seine Stirn spielende leichte Rausch war anderer Art als der vormittägige, versetzte ihn nur in eine gehobene Stimmung ohne jede Beeinträchtigung der Sinne, und er streckte die Hand in seine Brusttasche, um den Auftrag, der ihn hergebracht, zu vollziehen. Aber da erblaßte er, die Tasche war leer, und schreckbestürzt stotterte er einige zusammenhangslose Worte vom Mund. Indes ein Lächeln des Herrn von Wentstern entgegnete ihm und die beruhigende Erklärung: „Machen Sie sich nicht unnötige Sorge; als die Schwäche im Parl über Sie geriet, fielen Ihnen die Papiere aus der Hand. Ich nahm sie auf und sie liegen bereits hier, so daß es nur meiner Empfangsbestätigung bedarf.“

Er setzte sich an den Schreibtisch und unterzeichnete den Schuldschein; der junge Commis stand daneben, noch halb verworren, doch eines rang sich ihm übermächtig auf, er hatte noch niemals im Leben ein solches Gefühl der Dankbarkeit für einen Menschen in sich empfunden, wie in diesem Augenblick. Nun reichte der Baron ihm das unterschriebene Blatt zurück und fragte: „Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“

„Nein, ich danke — ich rauche nicht.“ Manhart stieß es hastig, fast heftig heraus, und es entsprach auch der Wirklichkeit, daß er nie geraucht hatte. Doch zu der hastigen Entschiedenheit seiner Ablehnung bestimmte ihn ein plötzliches Überkommenwerden von der Erkenntnis, der Tabakrauch sei etwas Abscheuliches und Gemeines, der Geruch des Tabaks gehöre nur selbstverständlich in ein Haus wie das Willens'sche hinein. Der Schlossherr erwiderte: „Es zeugt jedenfalls von Charakter, wenn jemand sich der Herrschaft dieser überhand nehmenden Gewöhnung widersetzt. Da plaudern wir ein wenig ohne

den überflüssigen Dampf, bis der Kaffee hergerichtet ist.“

Mit Anteilnahme erkundigte er sich nach den näheren Verhältnissen Manharts, und dieser gab, jetzt in einem bequemen Armsessel sitzend, auf alle Fragen Antwort. Auch für den geschäftlichen Betrieb der alten Firma Christian M. Willens interessierte der Baron Wentstern sich, ob etwas an einem Gerücht sei, daß der Senator mit dem Plan umgehe, die Stadtvertretung zur Erbauung einer Eisenbahn zu veranlassen und auf eigenes Risiko selbst einen beträchtlichen Teil der erforderlichen Aktien zu übernehmen. Darüber konnte der Befragte keine Auskunft geben, im Comptoir wußte niemand davon; doch wenn es sich so verhalte, sei er überzeugt, daß der Herr Senator sich dabei sicherlich nicht gefährde, sondern seinen Kalkül zu unzweifelhaftem großem Gewinn angestellt habe. Geschehen werde es dann auch, denn kein Mensch in der Welt verfolge mit zäherer Ausdauer ein Ziel, das seine Berechnung sich vorgesetzt, kalt selbstsüchtig, ohne irgend eine Rücksicht auf andre, ob er ihnen dadurch schade, sie kränke oder geradezu ihr Leben zu Grunde richte. Und gewaltsam drängte sich's Manhart Osterling über die Lippen: „Der Herr Baron sprechen zwar so freundschaftlich von ihm, aber ich glaube nicht, daß er solche Gesinnung verdient und noch weniger, daß er sie, wenn es darauf anläge, ebenso bewähren würde.“

Der Zuhörer that durch eine unwillkürliche Bewegung kund, er sei von dem letzten schmerzlich oder mindestens sehr unangenehm überrascht, und ihm entflog: „Weshalb glauben Sie das? Hat er in Ihrer Gegenwart sich derartig — ich meine, worauf stützt sich Ihre Mutmaßung?“

Die Frage setzte den jungen Mann allerdings in Verlegenheit, denn er hatte seiner Anschauung vom Wesen des Senators, die seinem eignen Gefühl für diesen entsprang, Ausdruck gegeben, aber für die Verächtlichmachung der alten Freundschaft desselben besaß er nicht den geringsten Anhalt; im Gegenteil sprach sein eben hier erfüllter Auftrag geradezu wider seine unbedachte Äußerung. Sichtlich jedoch erwartete Herr von Wentstern, der aufgestanden war, einige Schritte durchs Zimmer gemacht hatte und, ihn anblickend, vor ihm stehen geblieben, eine Antwort, und so brachte er, etwas stöckend, das einzige, ihm als Stütze seiner Mutmaßung Einfallende hervor: „Der Herr Baron wissen wohl, was dem Senator Willens aus seiner Jugend anhängt — und ich meine, wer dazu fähig gewesen ist, bei dem könnte ich auch kein Vertrauen in die Aufrichtigkeit freundschaftlicher Gesinnung —“

Ein Diener trat mit der Meldung ein, daß der Kaffee im Parl serviert sei, der Baron wendete sich ihm einen Augenblick zu, versetzte: „Gut — gut,“ und drehte sich danach wieder gegen Manhart um:

„Weiter nichts? Darauf allein beruht Ihre Meinung? Ich erinnere mich, davon gehört zu haben, aber das ist unendlich lange her, völlig vergessen, für mich nie geschehen. Es ist nicht folgerichtig und gerecht, aus der bedachtlosen Augenblicksthat eines jungen Menschen Schlüsse auf sein ganzes Leben zu ziehen — wenn es Ihnen gefällig, begeben wir uns zu den übrigen, die uns draußen erwarten werden.“

Gastliche Aufnahme auch niedrig Gestellter zählte ziemlich überall zu den Gepflogenheiten auf den großen adeligen Gütern, wenn nicht gerade anwesender Besuch vornehmer Standesgenossen solche Huziehung an den Tisch unterfagte. So war die artige, dem jungen Kaufmann, zumal als einem Boten des Senator Willens zu teil gewordene Behandlung an sich nichts Ungewöhnliches, doch für ihn etwas ihm noch nie im Leben Begegnetes, noch immer wie Unglaubliches. Nun saß er im Park auf einem Sessel aus gebogenen berindeten Birkenästen und vor ihm an rundem Marmortisch schenkte Lisbeth Nothelf aus einer Silberkanne Kaffee in alte, seltsam geformte und schwer vergoldete Tassen ein. Der Tag hatte sich wundervoll forterhalten, umgab schon wie mit Sommerlust; nebenan flatterten über einem duftausatmenden Hyazinthenbeet bunte Schmetterlinge und summten Bienen. Nur das breitgewölbte Lindendach über dem Platz schattete noch nicht, Sonnenstrahlen durchblinkten das laublose Gezweig, zeichneten da und dort ein flimmerndes Geringel auf das schneehelle Kleid Undines von Wenkflern und warfen manchmal ein glitzerndes Funkengesprühe, gleich einem Goldregen, dazwischen. Sie hatte ihren Stuhl etwas seitwärts gerückt, denn ihr Onkel zog noch immer Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife; dadurch saß sie so, daß die Augen Manharts beim Aufschlagen über den Tisch hin sie geradeaus vor sich trafen. Anfänglich suchte er dies zu vermeiden, allein dann erschien ihm das seitliche Ausweichen seines Blickes bei mehrfacher Wiederholung auffällig und unschicklich, und ein paarmal sah er ihr kurz, doch voll ins Gesicht. Von diesem hatte er bisher nur eine allgemeine Erinnerungsvorstellung aus dem flüchtigen

Zusammentreffen am See bewahrt, jetzt erkannte er, daß sein Phantasiebild weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibe. Es konnte in der That nicht wohl reizvolleres an junger Mädchenschönheit gedacht werden; die edelgebildeten Züge waren unverkennbar die aristokratischen des Vaters ohne Beeinflussung durch ihre verstorbene bürgerliche Mutter, nur in Form und Farbe aus dem männlich Kraftvollen, ihrem Geschlecht und Alter angepaßt, ins Zarte verwandelt. Alles Sichtbare an ihr gemahnte an einen zauberischen Blütenzweig und ihr Antlitz hob sich aus dem Gewand wie aus einem weißen Duftgewölbe auf; der Name Undine erschien von der Sprache eigens für sie geschaffen, ein rohes Gefühl allein konnte ihn zu dem ordinären, ähnlich wie „Stina“ klingenden „Dina“ verkürzen und verzerren. Sie lehnte sich etwas nachlässig im Sessel zurück und ihre sterngleichen Augen bestätigten, was Manhart am Mittagstisch als Ahnung in sich getragen hatte; wenn sie ihn zufällig anblickte, nahm sie vielleicht seine körperliche Anwesenheit wahr, aber weiter schien er nicht für sie vorhanden, ein Gegenstand wie ein Baumstamm oder derartiges. Das kränkte ihn durchaus nicht, es konnte nicht anders sein, er empfand zu klar, welch ein Nichts er für sie sein müsse; vielmehr erschrak er bei dem Gedanken, sie könne um ihres Vaters willen einmal aus Höflichkeit ein Wort an ihn richten. Doch redete und lachte sie nicht mehr wie an der Mittagstafel mit ihrer Freundin, sondern saß, dem, was gesprochen wurde, schweigend zuhörend oder wohl ihren eignen Gedanken nachhängend. Im übrigen vermochte jedenfalls von einer wirklichen Freundschaft zwischen ihr und der Pfarrerstochter nicht die Rede zu sein, sie waren vermutlich in früherer Zeit Kindheitsgespielen gewesen, doch jetzt nicht mehr Gleichstehende, die letztere nur noch eine Art von gelegentlicher Gesellschafterin der vornehmen jungen Dame. Sie hatte den Kaffee präsentiert und vollzog bei ihrer Anwesenheit wohl auch sonst kleine Dienstleistungen, denn sie stand einmal auf und begab sich ins Schloß hinein.

(Fortsetzung folgt.)





war es, wo ich zuerst die französische Gotik in mehreren überaus ansprechenden Werken kennen lernte.

Mit Bewunderung hatte ich in der ersten Stadt die Kirchen St. Jacques und St. Antoine und das spätgotische Stadthaus mit dem Reiterstandbilde Ludwigs XII., in der letzteren die Kathedrale und die malerische Ruine der Abtei St. Jean des Vignes betrachtet, Bauwerke, die indes an Schönheit und Großartigkeit noch weit übertroffen werden von der Kathedrale in Reims, einer der herrlichsten Kirchen in ganz Frankreich, ja im Abendlande überhaupt.

Der liebenswürdigen Aufnahme, die ich an den verschiedenen Haltepunkten meiner Reise fand, kann ich mich nur mit der lebhaftesten Dankbarkeit erinnern. Drei Tage lang hatte ich nahe bei Soissons in einem nach außen hin recht trozig dreinblickenden, im Innern aber desto wohnlicheren Feudalschlosse aus dem zwölften Jahrhundert die Gastfreundschaft eines lieben Bekannten genossen und während dieser Zeit auch mit dem Offiziercorps eines Kavallerieregiments, das auf dem Rückmarsche von den Manövern in den Norddepartements nach seiner Garnison an dem genannten Orte einquartiert war, harmlos und ungezwungen verkehrt. Ebenso wie dort, war man mir auch sonst allenthalben höflich und gefällig begegnet, obwohl ich mein Deutschtum nicht verleugnet hatte. Wohlgemut und voll Vertrauen trat ich daher die Weiterreise von Paris in das Innere des Landes an, das wir Deutschen ja leider gewöhnt sind, uns als das Feindesland *par excellence* vorzustellen.

Wie ein Garten Gottes liegt das heitere Hügel-land im Süden von Paris jenseits der Festungswerke, mit seinen wohlgepflegten Parkanlagen, lockerten Landschaften und behäbigen Ortschaften vor mir ausgebreitet. Jenseits von Stampes allerdings, das ungefähr die Mitte zwischen Paris und Orleans bildet, verliert die Landschaft allmählich ihren anmutigen Charakter, und geht in eine zwar fruchtbare, aber eintönige Ebene über, die Beauce, im Volksmunde wegen ihres Getreidereichthums „le grenier de Paris“ genannt, die sich westlich in der Richtung von Chartres und südlich bis zur Loire erstreckt. Nach etwa zweistündiger Fahrt verläudigten mir die beiden über die Vorstadt Les Aubrais emporragenden stumpfen Türme der Kathedrale von Orleans die Ankunft an meinem nächsten Bestimmungsorte.

Da ich noch vor Abend in Tours einzutreffen wünschte, so war die Zeit, die ich in Orleans zubringen konnte, nicht sehr reichlich bemessen. Glücklicherweise brauchte ich nur ein mit Bäumen bepflanztes Boulevard zu überschreiten, um vom Bahnhofe in die innere Stadt zu gelangen.

„Vous trouverez Orléans passablement ennuyeux,“ hatte man mir in Paris versichert, und allerdings fand ich diese Vorhersage in vollem Maße bestätigt. Wenn man bedenkt, daß diese Stadt schon im Altertum als Kreuzungspunkt der wichtigsten Straßen Galliens und als Schlüssel zum nördlichen Teile des Landes eine nicht geringe kriegerische, politische und merkantile Bedeutung besaßen, daß sie dann später, im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein, als hochangesehene kirchliche Metropole, als zeitweilige königliche und herzogliche Residenz, als blühender Handelsplatz und endlich als Sitz einer weitberühmten, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mit Vorliebe von deutschen Adligen besuchten Hochschule eine der ersten Stellen unter den französischen Städten eingenommen hat: so muß man die Ede und Stille in ihren Straßen und ihren ausgesprochen provinziellen Anstrich in der That um so mehr empfinden.

Der Erhaltung ihres altertümlichen Gepräges ist freilich der Stillstand in ihrer Entwicklung ohne Zweifel zu flatten gekommen; neben breiten Straßen mit ansehnlichen öffentlichen und privaten Gebäuden aus den letzten Jahrhunderten hat Orleans auch alte Stadtviertel mit krummen Gassen und Häusern aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit, teils hochgiebeligen, mit Erkern und vorgebauten Etagen versehenen Holzbauten, teils zierlichen Steinbauten aufzuweisen, darunter manches, was für den Kunstfreund wie für den Geschichtsforscher hohes Interesse besitzt. Ich nenne von mittelalterlichen Gebäuden nur das Haus, das Jeanne d'Arc während der Belagerung von Orleans im Jahre 1429 bewohnte, und das der Agnes Sorel, beide in der Rue du Tabourg gelegen, das eine wie das andere nach außen unscheinbar, hoch und schmal, aber mit reicher Ausbildung der Hofgebäude; ich erwähne ferner das stattliche Hotel de Ville im Übergangsstil zwischen Gotik und Renaissance, sowie, als ein Meisterwerk der letzteren, das Haus der Diana von Poitiers, das die historischen Sammlungen von Orleans in sich schließt. Neben diesen und manchen anderen geschichtlich merkwürdigen Profanbauten, die ich im einzelnen nicht anführen will, ist auch an alten Kirchen kein Mangel. Leider treten an ihnen die Spuren der schweren Glaubenskämpfe, die in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts über die Stadt hinweggebraust sind, nur allzu deutlich zu Tage. Die beiden größten und berühmtesten, St. Mignan, so genannt nach dem Schutzheiligen der Stadt, dem Bischofe Anianus aus dem fünften Jahrhundert, und Ste. Croix, die Kathedrale, die einst zu den bedeutendsten gotischen Kirchen in Frankreich zählte, sind von den Hugonotten ausgebrannt und geplündert worden; von der ersteren ist nur das



Chor und das Querschiff stehen geblieben, die letztere hat man sich zwar im siebzehnten Jahrhundert bemüht in der alten Gestalt aus ihren Trümmern wieder aufzubauen, doch war der späteren Zeit jedes tiefere Verständnis für die Gotik abhanden gekommen, und das Ganze ist infolge dessen entschieden mißlungen.

Im Innern der Kathedrale wurde meine Aufmerksamkeit hauptsächlich durch einen Cylindus recht hübscher Glasgemälde im Langschiff gefesselt, die der neuesten Zeit angehören und das Leben des gottbegnadeten Mädchens von Domremy zum Gegenstande haben; historisch treu im Stile des fünfzehnten Jahrhunderts gehalten, muten sie wie Abbildungen aus einer mittelalterlichen Handschrift an, und ihrer ganzen Art entspricht auch der den einzelnen Bildern beigefügte erklärende Text, der in der naiveuherzigen Sprache des fünfzehnten Jahrhunderts die Heldenlaufbahn von „Jeanne“ in ihren wichtigsten Augenblicken schildert, erst aufsteigend durch Kampf und Sieg bis zum Höhepunkte ihres Lebens, dann wieder abwärts bis zu ihrer Gefangennahme durch den „perfide Anglois“ und ihrem tragischen Ende.

Das Denkmal, das man der Jungfrau von Orleans in diesen Glasgemälden gesehen hat, ist künstlerisch jedenfalls viel wertvoller als die beiden Bronzestatuen, die man ihr zu Ehren errichtet hat. Das eine ist ein Reiterstandbild und steht in der Mitte der nach dem Leiden von Jeanne d'Arc benannten Place du Martroi. Noch mittelmäßiger als dieses ist ein anderes, kurz nach der großen Revolution errichtetes und in dem antikisierenden Stile der Zeit gehaltenes, das die Jungfrau zu Fuß im Sturmschritt mit gezogenem Schwerte und fliegender Fahne darstellt und sich am Ende der langen Loire-Brücke in der Vorstadt St. Marceau befindet. Es bildete das Endziel meiner Wanderung durch Orleans, denn die vorgeschrittene Stunde mahnte zur Umkehr. Noch ein Blick auf die gelben Fluten des breiten stattlichen, aber nicht schiffbaren Stromes und die darin sich spiegelnde, auf dem anderen Ufer gelegene altertümliche Stadt, dann eilte ich zum Bahnhofe zurück.

Der Weg nach Tours führt fast die ganze Strecke rechts der Loire entlang. Zunächst geht die Fahrt noch durch die Ebene der Beauce und bietet nur wenig Bemerkenswertes. Um so ansprechender wird aber die Landschaft, sobald man Blois erreicht hat. Malerisch steigt die alte Stadt in amphitheatralischer Bauart an dem hohen diesseitigen Ufer des Flusses empor, von der erinnerungsreichsten und stolzeſten unter allen französischen Königsburgen überragt. Wir sind nunmehr in den gepriesenen Garten von Frankreich eingetreten; eine gesegnete wiesen-, wald-

und rebenreiche Gegend breitet sich stromabwärts vor unseren Blicken aus. Von ihrem Wohlstande geben die freundlichen, nahe beisammen liegenden Dörfer und Städte Zeugnis; an eine bewegte Vergangenheit erinnern mehrere Burgen und Schlösser auf den grünen Hügeln längs der Loire, so vor allem Chaumont und Amboise. Im hellen Scheine der Nachmittagssonne erglänzt der Strom mit seinen lachenden Gestaden, als ich ihn bei Montlouis überschreite; noch wenige Minuten, und der belebte Bahnhof von Tours ist erreicht.

Mein Aufenthalt in der Stadt des heiligen Martin rechtfertigte im vollsten Maße die Erwartungen, mit denen ich in die Touraine gekommen war. Nur mit Vergnügen und inniger Befriedigung denke ich an die dort verlebten Tage zurück.

Die Stadt selbst, von schattigen Platanenalleen durchzogen, von zahlreichen Vororten mit Gartenanlagen, Landhäusern und geistlichen Anstalten umkränzt, hat 60—70 000 Einwohner, etwa dieselbe Zahl wie Orleans, ist aber belebter und in ihrem schon halb südlichen Gepräge entschieden heiterer als das letztere. Der Charakter der Landschaft erinnerte mich vielfach an die anmutige Gegend in Mittelsteiermark südlich von Graz, allerdings ohne den majestätischen Hintergrund, den diese im Hochgebirge besitzt. An interessanten Gebäuden hat Tours, wenn man das hohe Alter der Stadt und ihre bewegte Vergangenheit in Betracht zieht, keinen allzu großen Überfluß. Vor allem sei unter ihnen die ehrwürdige, im wesentlichen gotische Kathedrale erwähnt, mit ihrer reichgeschmückten Fassade und den eleganten rundlichen Renaissancehelmen ihrer hohen, schlanken Doppeltürme, die König Heinrich IV. nicht unzutreffend bezeichnete als „deux bijoux auxquels il ne manquo plus que les écrins“. Den übrigen kirchlichen und weltlichen Bauten aus dem Mittelalter fehlt es nicht an hübschen und eigenartigen Einzelheiten, im ganzen fand ich sie jedoch weniger bemerkenswert als die, welche ich in den vorher besuchten Städten gesehen hatte. Die späteren Jahrhunderte sind besonders durch einige Palastbauten vertreten, unter denen das erzbischöfliche Palais aus der ersten Zeit der Regierung Ludwigs XIV. wohl als das bedeutendste zu bezeichnen ist.

Je weniger Zeit die Besichtigung der Stadt selbst erforderte, desto mehr blieb mir übrig zum Genuſſe ihrer an Reizen der Natur ebenso wie an Denkmälern der Geschichte und der Kunst so reichen näheren und weiteren Umgebung, die mir schon, als ich bald nach der Ankunft auf meinem ersten Spaziergange die verschiedenen Loirebrücken überschritt, stromaufwärts und stromabwärts heiter entgegenwinkte. Das schöne Herbstwetter, die günstigen Bahnverbindungen und die nach allen Richtungen

hin führenden vortrefflichen Landstraßen kamen mir bei meinen täglichen Ausflügen aufs beste zu statten. Soweit die Eisenbahn als Beförderungsmittel nicht ausreichte und eine Fußwanderung zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte, nahm ich meine Zuflucht zum Fahrrad, das sich in Frankreich kaum geringerer Beliebtheit als bei uns erfreut; auch fand ich öfters Platz auf einem der landesüblichen zweirädrigen einspännigen Wägelchen, deren brave bäuerliche Lenker und Lenkerinnen den Wanderer bereitwillig mitnahmen.

Von meinen Streifzügen kehrte ich allabendlich in bester Stimmung, mit angenehmen und interessanten Eindrücken, nach Tours zurück. „Un pays tout plein de biens et tout comble de délices,“ so wird in Schilderungen aus älterer Zeit die Touraine bezeichnet. Mag uns dieses Lob auch etwas französisch-überschwenglich vorkommen, so wird es doch immerhin verständlich, wenn wir uns etwa ins sechzehnte Jahrhundert zurückversetzen, wo der ganze Zauber der französischen Renaissance über diesem schönen Lande ausgebreitet lag, wo seine stolzen Schlösser einem glänzenden Königshofe und einem reichen, prachtliebenden Adel als Wohnsitz dienten. Muten doch diese Prachtbauten noch jetzt, wo sie größtenteils verlassen und verfallen dastehen, den Fremden wie kostbare, von Künstlerhand gearbeitete Schmuckstücke an, und müssen sie doch vor allem den Deutschen mit Bewunderung erfüllen, denn was hat unser Vaterland — mit Ausnahme des Heidelberger Schlosses vielleicht — von Renaissancebauten aufzuweisen, das sich an heiterem Glanze, an Großartigkeit der Anlage und an Kostbarkeit des Baumaterials den Schlössern von Blois, Chambord, Amboise, Chenonceaux, Azay-le-Rideau und anderen im Loiregebiete annähernd an die Seite zu stellen vermöchte?

Sie hier eingehend zu schildern, kann nicht meine Aufgabe sein, denn welchem Gebildeten in Deutschland wären sie nicht aus zahlreichen Abbildungen und Beschreibungen bekannt? Ob freilich viele unter meinen Landsleuten die Touraine und überhaupt die französische Provinz aus eigener Anschauung kennen, möchte ich billig bezweifeln, wenigstens bin ich auf meiner Reise durch Frankreich, die mich doch nach ganz entgegengesetzten Himmelsrichtungen durch das Land und in dessen bedeutendste Städte führte, nur ganz vereinzelt, in Bordeaux und Lyon, mit Deutschen zusammengetroffen, und zwar nicht mit Vergnügungsreisenden, sondern mit Kaufleuten, die durch Geschäfte in diese Handelsstädte geführt worden waren. Wenn ich bedenke, wie Paris von Touristen aus Deutschland überschwemmt ist, so kann ich es nach meinen persönlichen Eindrücken nur bedauern, daß der sonst so reisefreudige und wissbegierige

Deutsche, wenn er nach Frankreich kommt, sein Interesse im allgemeinen auf die Hauptstadt und deren Umgebung beschränkt, auf den Besuch der Provinz hingegen verzichtet. Ich für mein Teil denke an meinen Streifzug durch Frankreich von Anfang bis zu Ende mit wahren Vergnügen zurück; an Genuß und Belehrung war er in seiner Art nicht minder ergiebig als der längere Aufenthalt in Paris, der sich daran angeschlossen, und neben den gewaltigen Eindrücken der Weltstadt haben sich mir auch die, welche ich zuvor in den verschiedenen Teilen des Landes empfangen hatte, tief und nachhaltig eingeprägt.

Wie in Nordfrankreich, fand ich auch im weiteren Verlaufe meiner Reise, in der Touraine ebenso wie dann später im Süden, trotz meines Deutschtums, allenthalben das freundlichste Entgegenkommen. Gleich nach meiner Ankunft in Tours machte ich im Gasthofe bei Tisch die Bekanntschaft eines überaus lebenswürdigen, fein gebildeten und sympathischen jungen Franzosen, der mir sehr freundlich entgegenkam, und wir seinerseits wieder zu anderen angenehmen Bekanntschaften verhalf, so daß ich mich in der französischen Hotelgesellschaft bald völlig heimisch fühlte.

Der Verkehr mit ihr war mir bei dem Mangel an ansprechenden Abendunterhaltungen, Theatervorstellungen, Konzerten, Vorträgen u. dgl., wie man sie in den meisten deutschen Städten von gleicher Größe finden würde, doppelt willkommen, und manche Stunde verbrachte ich nach dem Diner im Rauchzimmer oder im Salon bei anregender Unterhaltung.

Den Stoff dazu lieferten vielfach unsere heimischen Verhältnisse. Zeigte man sich darin nicht immer sehr bewandert, so belundete man doch dafür allgemein lebhaftes Interesse. Ein beliebtes Gesprächsthema bildete vor allem, hier in Tours ebenso wie auch anderer Orten, wo ich Gelegenheit hatte, mich mit Franzosen zu unterhalten, die Person unseres Kaisers, und das Urteil über ihn lautete im ganzen sehr günstig. Sein frisches, lebhaftes, impulsives Wesen scheint ganz dazu angethan, unsere Nachbarn im Westen für ihn einzunehmen. „Ah, voilà un homme, votre petit empereur! Quelle intelligence, quelle énergie, quelle activité! . . . Votre bon Guillaume, c'est un excellent garçon! . . .“ Diese und ähnliche Bemerkungen bekam ich von Franzosen und Französinen oft genug zu hören. Ein Priester aus Nîmes, mit dem ich später in Paris häufig zusammentraf, meinte sogar in seiner südfranzösischen Lebhaftigkeit: „Guillaume, c'est Frédéric le Grand, avant que son père l'eût mis en prison.“

Derartige Ausprüche konnten mich nach gewissen Rundgebungen über Kaiser Wilhelm II. in der fran-













die Stadt in ihren weltlichen und geistlichen Baudenkmälern aus dem Mittelalter. Von jenen will ich nur den umfangreichen gotischen Bau des alten Palatiums der Grafen von Poitou und der französischen Könige, das jetzige Palais de Justice, hervorheben, mit seiner gewaltigen, durch hohe Spitzbogenfenster erhellenen Halle, die in früheren Jahrhunderten manchem glänzenden Ritterfeste und mancher wichtigen Verhandlung der Parlamente von Paris und Bordeaux als Schauplatz diente. Was Kirchen und Klöster betrifft, so fand ich Poitiers an Mannigfaltigkeit und Merkwürdigkeit derselben kaum von einer anderen der zahlreichen französischen Städte, die ich besuchte, übertroffen. Das entschieden geistliche Gepräge bildet ein charakteristisches Merkmal der Stadt, und in der That reichen ihre kirchlichen Überlieferungen bis in die ersten Anfänge des christlichen Lebens in Gallien zurück, und ist die politische Bedeutung von Poitiers für Frankreich und Aquitanien kaum größer als das Ansehen, das dieser Ort als Ausgangspunkt asketischen Lebens, als Wohnort des Hilarius und der Radegunde, der beiden im ganzen Lande Poitou hoch verehrten wunderthätigen Heiligen, genöß.

Noch aus der Merowingerzeit stammt das älteste kirchliche Bauwerk der Stadt, der sogenannte Temple St. Jean, ein mit Benutzung altrömischer Säulen erbautes und mit antiken Ornamenten verziertes Baptisterium in Form eines Rechtecks mit Absiden an den beiden Schmalseiten, jetzt in ein Museum umgewandelt. Unter den romanischen ist außer der in sehr großartigen Verhältnissen angelegten, aber zum Teil von den Hugonotten zerstörten Hilariuskirche vor allem Notre Dame la Grande zu nennen. Im Mittelpunkt der Stadt gelegen und von den altersgrauen Gebäuden des Palais de Justice und der Universität malerisch umgeben, ist sie wohl eines der besterhaltenen und glänzendsten Denkmäler des romanischen Baustils in Frankreich. Dreitürmig, mit reichgegliederter, säulengeschmückter Fassade, die von phantastischen Ornamenten und Reliefdarstellungen geradezu übersät ist, gewährt sie ein ungemein fesselndes, malerisches Bild, und wie ihr Äußeres übt auch das geschmackvoll restaurierte Innere mit seinen vielen originellen Skulpturen einen großen Reiz auf den Beschauer.

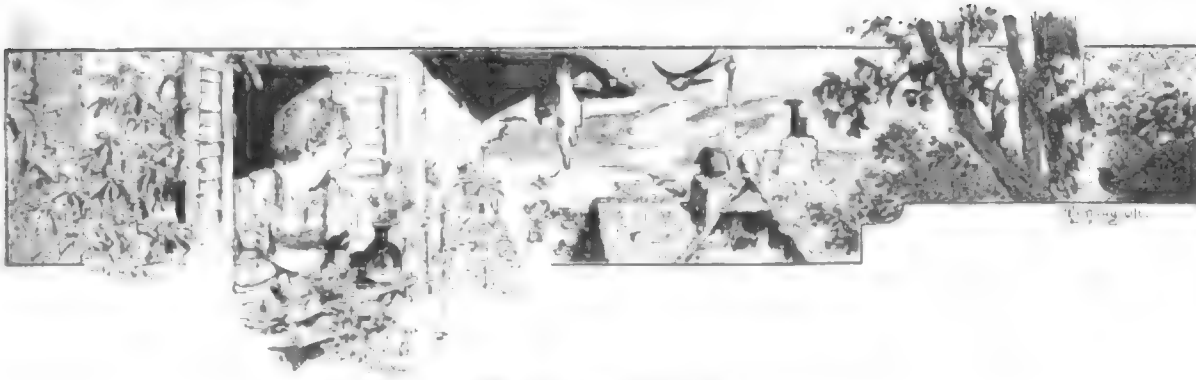
Etwa aus derselben Zeit wie Notre Dame la Grande stammt die einst von Herzog Guillelm IV. von Aquitanien für den Cluniacenserorden gestiftete Abteikirche Montierneuf mit weitläufigen Klostergebäuden, die jetzt als Kaserne dienen. In ihrer Anlage romanisch, aber im gotischen Stile vollendet ist Ste. Radegonde, rein gotisch dagegen St. Pierre, die stattliche Kathedrale, die zwar auch schon im zwölften

Jahrhundert begonnen, aber erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten beendet worden ist.

Nur ungern verließ ich die in ihrer Eigenart so interessante alte Stadt, um nachmittags weiter zu reisen. In raschem Fluge führte mich der Eilzug gen Süden durch die an Feudalschlössern und alten Städten reichen, sonnenbeglänzten grünen Fluren des Poitou, die, den Übergang vom Norden zum Süden Frankreichs bildend, wiederholt der Schauplatz entscheidender Kämpfe um den Besitz des herrlichen Landes gewesen sind. Eine Zeitlang führt unser Weg im Thale der Charente entlang, dann überschreiten wir sie zum erstenmal bei Ture und kurz darauf wieder bei Angoulême, das malerisch auf einem vereinzelter Berge gelegen, von einem stolzen Schlosse und stattlicher romanischer Kathedrale überragt, von Weingärten und schattigen Alleen eingerahmt, die umliegende Landschaft meilenweit beherrscht. Um so überraschender ist der Anblick der amphitheatralisch gebauten alten Stadt, der uns zunächst durch den Berg, auf dessen Nordabhänge der Bahnhof liegt, verdeckt wird und wir ihn erst gewahr werden, nachdem wir durch einen Tunnel den jenseitigen Abhang erreicht haben.

Bald ist das liebliche Städtebild unseren Blicken entschwunden und von anderen rasch wechselnden Eindrücken verdrängt. Eine Zeitlang bleibt die Gegend noch hügelig, und, wie im Poitou, wird ihr Charakter wesentlich bestimmt durch den Reichtum an Adelschlössern aus dem Mittelalter, die von felsiger Höhe auf die umliegende Gegend herablicken. Mancher berühmte Name der französischen Geschichte leitet hierher seinen Ursprung zurück. Der Schienenweg führt über zahlreiche kleine Flüsse hinweg, die das Land durchschneiden, und bricht sich durch mehrere gewaltige Tunnel Bahn. Allmählich öffnet sich uns jedoch eine lachende Ebene; bei Libourne überschreiten wir die stattliche, schon von kleineren Schiffen belebte Dordogne und treten jenseits derselben in eine unabsehbare Nebenflur ein, die von größeren und kleineren Ortschaften, Landhäusern und Schlössern belebt ist. Im Westen wird sie begrenzt durch das von einer aus weiter Ferne erkennbaren, hohen Brücke überspannte, in der Abendsonne leuchtende Silberband der Garonne, die ihrer Vereinigung mit der Dordogne entgegeneilt, um dann als Gironde sich in den Ocean zu ergießen. Ragende Masten und weiße Segel künden die Nähe der großen Hafenstadt. Wir durchschneiden noch in einer Reihe von Tunneln die liebliche Hügellette, die sich auf dem rechten Ufer der Garonne erhebt, und fahren unmittelbar darauf ein in den Bahnhof Bordeaux-Mastide. Unser heutiges Reiseziel ist erreicht.

(Schluß folgt.)



## Serbstrosen.

Eine Dorfgeschichte aus der Sächsischen Schweiz von Wilhelm Schindler.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Die Magd ist mit dem Aufstücken zu Ende und will dem Bauer Gutenacht wünschen.

Er dreht sich herum und spricht zu ihr in leisem, bittendem Tone: „Anna, willst du dich ne uf en Dogenblick noch sehen, ich möchte gerne mit dir 'was bereden.“

Sie setzt sich auf einen vor dem Tische stehenden Schemel, während er sich auf die Bank an der Wand niederläßt und die Hände ineinander faltet.

„Anna, du wirst dich wundern, was ich uf'm Herzen hoa. Du darfst mir's aber ne übelnehmen, wenn ich's frei 'runter soa. Sieh mol oa, ich stih nu a de zehn Joahre mutterseelenallene do. Wie meine Froo tut war, wollt 'ch mer ja wieder ene andre nahmen. Aber wie's su is, ich konnte mich ne derzu entschließen. 's mochte mir oo ne die raachte vors Gesicht gekumm' sein. Nu bist du 'bald ene halb Mandel Joahre do, du hast all's uf'm Gute immer an Schusse gehalten. 's freut ene ordentlich, wenn mer uf'n Hof oder a de Stube tritt. Ich könnt' mirsch ne besser wünschen. Oft hoa 'ch mer geducht, wenn die Anna al ne fortging, ene bessre kriegst du ne. Wie du mit'm Refler Willem gingst, hoa 'ch mich immer gefürcht't, daß du mich fix emol verlassen könnt'st. Nu is so übel mit'm gekumm', wer hätte das gedacht! Ich weesh, dich hot's damisch 'ringerrissen, aber wie 'ch sah, haste die Staupe überwunden. Na, nu sieh mol oa, nu hoa 'ch 'n Mut gekriegt, dich zu frag'n, ob de ne ganz bei mir bleiben willst. Hätt'st du ne Lust, die Lindenbäuern zu werden? — Ich weesh gar gut, ich bi e aler Mann und kann dir ne all's mee bieten wie e junger. Die Paare sein weiß, und an Gliedern spürt man's Alter oo mit Gewalt roakumm'. Das weesh du ja selber. Aber das versprech' ich dir, als Lindenbäuern soll dir'sch an nischit fehlen. Ich war' thun, was 'ch al ener Froo Gut's und Lieb's erweisen kann. Heute, wu 'ch das junge Volk su spektakeln soak, do is mei Herze oo orndlich wieder jung wurd'n, und do hoa 'ch mer'n Mut genommt', dir 'sch vorzustellen.

Wie gesoat, ich bi dir ne biese, wenn 's en Korb seht, derwag'n wirtschaft'n mer weiter zusammen! Aber sieh al — — — du brauchst ja ne uf'm Blihtplah Ja' zu soan, zu so was gehört Überlegung. Ich wi mol sprech'n, ei drei Tag'n giebst du mir de Antwort. Ich derweile gute Nacht.“

Langsam schreitet der Bauer in die Kammer neben der Stube. Die Magd bleibt noch einen Augenblick sitzen, sie ist wie versteinert von der Überraschung. Dann löscht sie die Lampe aus und steigt die Treppe hinauf in ihr Stübchen. Dort läßt sie sich auf ihrer buntgeblühten Lade nieder und denkt über ihr Geschick nach. — — —

Wie ist ihr doch der Antrag des Bauern so Hals über Kopf gekommen! An alles andere hätte sie gedacht, nur nicht daran, Lindenbäuerin zu werden. Nun steht die Thatsache vor ihr und harret der Entscheidung. Das Kinn auf den Arm gestützt, blickt sie wie weltverloren vor sich hin und läßt ihr Leben, ihre Jugend an sich vorbeiziehen.

Ihre Kindheit: ein Trauerspiel. Nachdem sie die Eltern zeitig verloren, war sie bis zur Konfirmation bei Verwandten erzogen worden. Von da an hatte sie sich bei den Bauern ihr Brot selber verdient und war dabei zeitig selbständig geworden. Ihre Jugend: die hatte nur eins erfüllt, ihre Liebe zum Reflers Willem. Ach, wer hätte das gedacht, daß dieses Glück so enden würde, und noch dazu durch den Geliebten selbst. Sie hatte in der Zeit seiner Krankheit ihm alle Ersparnisse geopfert, und sie hätte ihr ganzes Leben für ihn drangegeben. Da war er plötzlich wie ein Dieb in der Nacht von ihr gegangen, ohne ihr einmal zu sagen, warum es sein mußte. Nein, es mußte gar nicht sein, das war ihr klar. Sie war ihm gleichgültig geworden. Es fehlte nur noch, daß er seinem Abschiede, die ihm zur andern Natur gewordene Lebensart: Ab und en Walzer! hinzufügte. Seine Liebe war zu einem Sandkorn zusammengeschmolzen, während die ihre noch einem Felsen glich. Warum aber einer solch undantbaren

und wandelbaren Gesinnung ewig nachtrauern und nachweinen? Das hatte er wahrlich nicht verdient. Wie eine plötzliche Erleuchtung war's in ihre Trauer gekommen. Ihr Selbstbewußtsein hatte gesiegt.

Und nun dieser Antrag! Er widerspricht durchaus nicht ihrer augenblicklichen Gemütsstimmung. Aber die Liebe ist sie nun hinweg, und die Achtung und Zuneigung, die der Bauer von ihr verlangt, kann sie ihm wohl entgegenbringen. Lindenbäuerin, der Name hat keinen schlechten Klang, und die weibliche Eitelkeit umweht ihn mit einem rosigen Hauche. An der Stelle, wo sie als Magd gewirtschaftet, nun als Herrin zu walten! Es ist ein verlockender Gedanke. Und die Jugendfreundinnen, die anderen Bäuerinnen, was werden sie dazu sagen? Sie werden vor Neid plagen, aber ein freundliches Gesicht dazu machen, als ob sie von einer Kirmes oder Kindtaufe kämen. Wenn es nun der Kessler in der Fremde erfährt? Ja, er soll es erfahren, er wird sich sagen, sie ist doch nicht so dumm gewesen, wie er gedacht. Grade er soll es wissen, daß seine Geliebte eine gar gute Lindenbäuerin abgibt.

Nascher, als sie es selbst gedacht, ist in ihr der Entschluß gereift. Sie geht mit einem Gefühl der Befriedigung zu Bett. Morgen schon wird sie dem Bauer ihr Jawort geben. — — — — —

Der Lindenbauer hat keine gute Nacht gehabt. Ob es der Grog ist, der ihm zu Kopse gestiegen, oder die Liebeserklärung, die er seiner Magd gemacht — er hat sich von einer Seite auf die andere gewälzt, und ein ruhiger Schlaf hat nicht kommen wollen. Endlich guckt die fahle Dämmerung des Wintermorgens scheu ins Zimmer. Es leidet den Bauer nicht mehr auf seinem Lager. Er zieht sich an, steckt eine Prottschneide und ein Branntweinfläschchen zu sich, nimmt die Axt auf die Schulter und geht nach dem Walde zu. Er hat dort noch einige Haufen Reisig fürs Abholen zurecht zu machen. Warum er nicht das Kaffeetrinken abwarten kann? Es ist ihm doch fatal, wenn er schon wieder seiner Magd gegenüberstehen soll, ohne zu wissen, wie sie seinen Antrag aufgenommen. Daß sie schon einen festen Entschluß gefaßt hat, wagt er nicht zu denken.

Die Magd steht zur gewohnten Zeit auf und geht, nachdem sie das Vieh besichtigt und die Morgensuppe gegessen hat, ins Dorf hinunter zum Krämer, um den Bedarf an Zucker, Kaffee und Gemüse zu decken. Sie hat sich wie immer sauber herausgeputzt und schreitet gemessenen Schrittes die Dorfstraße dahin. Ein leichtfertiges Hüpfen und Springen würde sich nicht mit der Würde einer Bäuerin vereinigen. Ihr ist immer, als ob es die Leute sehen müßten, zu welchem Stande sie nächstens emporsteigen werde.

Eben wie sie aus der Hausthür des Krämers, in dessen Laden von der Straße keine neuomodische

Glasthür mit Selbstschließer führt, auf den Fußweg tritt, steht die Kesslermutter vor ihr, die gerade auch den Laden besuchen wollte. Sie stützt sich mühsam auf einen Stock und hält sich mit der andern Hand vorsichtig an die Thürpfoste an. Die Magd kann ihr nicht mehr aus dem Wege gehen, wie sie es die letzte Zeit mehrmals gethan hat. Wären sie doch beide an der Thür bald zusammengeraunt. Sie grüßt die Alte, die von dem Stückchen zurückgelegten Weges so mit dem Atem zu kämpfen hat, daß sie kein Wort hervorbringt. Erst nach heftigem Röcheln und Stöhnen ist es ihr möglich, den Gruß zu erwidern. Sie umfaßt dabei, während sie sich auf die Schwelle niederläßt, beide Hände der Magd und drückt sie fest wie in einen Schraubstock zusammen.

„Aber soa mer al, Anna,“ beginnt sie stöhnend, „warum biste denn nimmee zu mer gekumm', ich hoa mer bald die Dogen nach dir ausgefahn — huiste mich denn ganz vergassen?“

Die Magd antwortet mit einer Ausrede, daß sie vom Gute habe gar nicht abkommen können, da sie doch alles unter sich habe.

„Ich weech ja, du bist biese usn Willem und uf mich, daß er su mir nisch — dir nisch fortgemacht is und dich verlassen hot. Ach, meine gute Anna —“

Sie hält einen Augenblick in ihrer Rede inne, da sie Atem schöpfen muß, und denkt, die Anna werde nach ihrem Sohne fragen. Doch die Magd macht sich an ihrem Kopfstuche 'was zu schaffen und erwidert nichts.

So fährt die Alte fort: „Denkst du etwan, mir hot der Willem emol geschriben? I bewahre, ich bi wi e ales Stück Möbel, das ei ener Ecke uf'm Boden stiht, im das s'ch niemand mee kümmeret. Ach Gott, 's is aben su ei der Walt. Das weech 'ch ja, wenn's ihm gut ginge, do hätt' er emol geschrieb'n. Aber su muß'n aber s'ihre schlacht gihn. Der Lipp-Schneider hot'n emol ei Dräsen uf der Strooße getross'n, wie er mit Streichhölzeln gehandelt hot. 's muß'n schlacht hiehar gegang'n sein, wie mir dar d'ezählt hot. 's sollt's hie niemand weiter ersuhr'n. Er muß oo ene Zeit krank gelaan hou — dort — na — 's is aben i Glend. Wenn mich al der liebe Gott bale wegnähm' vo der Erde, man erlabt sich doch lene Freede mee.“

Anna drückt ihre Verwunderung darüber aus, daß es dem Willem so schlecht gehe; sie habe immer geglaubt, er sei in einer festen Stellung und sitze sicher in einem warmen Neste.

„Ach, meine liebe Anna, ich kann merich wu denken, was du vom Willem gehalten host, du denkst, er hot dich nimmee lieb geha't und hot 'ch al aus purer Laune sitzen lassen —“

„Na, Mutter Kesslern, was kann 's denn sist gewesen sein! Ich bi gegen 'n so gut gewesen, hoa'n



20

all's an 'n Dogen abgefahn, ich hätt'n a Stück vom Reibe gegeb'n, wenn 's 'n was geholfen hätte. Das acht' er all's ne, macht fort, ohne mir zu soan, warum und wie und weshalb. Nee, das hatt 'ch 'ne im'n verdient, und 's kann mersch le Mensch übelnahm'n, wenn mir das dam'sch a de Nase gefahr'n is. 's muß 'n doch draußen immer na besser gefall'n, als wenn ich fer'n gesorgt hätte."

"Aber Anna, su darfst du ne reden, eh du ne weest, warum der Willem fortgemacht is. Ich hätt' dirsch glei'n Tag druf gesoat, wie de bei mir warscht. Er hat mirsch aber verboten, ich sullt's Maul halen, daß dir'sch Abschiednahmen ne su schwer fiel. Ich hoa oo nischt gesoat, aber nu wi ich nimme länger stille sein. Die Liebe zu dir is im le Finkl kleiner wurd'n, sie is eher gewachsen bis zur letzten Minute. Er wollte aber dich ne mit a's Unglück stürzen, wenn ihr euch genommt' hätt't. 's wär ja e bieser Anfang wurd'n, wenn der Mann vom erschten Tage oa nischt verdient. Und sei Charakter — er hat'n vom Boater — ließ das ne zu. Aber die Hauptsache war die Liebe zu dir, aus Liebe hot ersch oo gemacht, 's is ihm ne leicht gefall'n, das kannste mer glooben, ich weest — —"

Die alte Kesslerin hat sich mit ihren Worten überstürzt, sie muß eine lange Pause machen. Anna vermag nichts zu antworten, sie wischt sich eine hervorquellende Thräne aus dem Auge und erkennt, daß sie ihren früheren Geliebten doch falsch beurteilt hat. Die Alte richtet sich vorsichtig auf und sagt nochmals die Hände der Magd. "Aber nu versprich mers Anna, daß du wieder emol zu mer kimmst. Es sieht sich sist le Mensch nach ene im, man is su ganz verlassen."

Die Magd verspricht es ihr und schlägt den Heimweg nach dem Bauerngute ein. Ein wildes Durcheinander von Gedanken stürmt auf sie ein. Ihr Geliebter liebt sie noch immer. Er steckt in bitterster Not, aber er verschmäht es, ein Lebenszeichen von sich zu geben und um Unterstützung zu bitten. Und seine arme Mutter! Was soll die Magd mit ihren schwachen Kräften thun? Soll sie dem Bauer mit einem „Nein“ gegenübertreten, ihm den Dienst kündigen und ihrem Geliebten nachreisen? Soll sie für ihn in der Fremde arbeiten?

Doch nein, das sind wahnwitzige Gedanken. Wie sie ihn nun kennt, würde er, kaum ihrer ansichtig geworden, wieder verschwinden, und alle Opfer wären umsonst. Wer soll aber für die Alte sorgen? — Sie allein. Sie wird es thun. Vielleicht fällt für den starrköpfigen Sohn auch etwas davon ab. Sie weiß, was am besten zu diesem Ziele führt. Der Lindenbauer wird ihr Jawort mit Freude aufnehmen. Als Bauernfrau wird es ihr ein Leichtes sein, an der Kesslerwitwe Wohlthun zu üben, was sie als

Magd nur schwach und unzulänglich zu thun imstande wäre. Mögen auch die guten Bekannten ihr Vorhaben falsch beurteilen — wenn sie ihren Schritt nur mit dem eigenen Gewissen vereinbaren kann.

Ein halb Duzend Jahre wirtschaftete die junge Lindenbäuerin mit ihrem „Alten“ zusammen. Sie war eine musterhafte Hausfrau und eine liebenswürdige, hingebende Pflegerin ihres dahintränkelnden Mannes. Auf dem Hofe sah es jederzeit wie „geledt“ aus, und die Diensthöten hatten für ihre Herrin nur den besten Leumund. Im Stalle stand das schönste und sauberste Vieh im ganzen Dorfe, und wenn die Butterfrau in die Stadt kam, suchte man in ihrem Korbe zuerst nach den Stückchen mit den drei eingepreßten Kleeblättern auf der Oberfläche, dem Zeichen des Lindenbauerngutes. Der Bauer wußte die Thätigkeit seiner jungen Frau wohl zu schätzen; denn er gab ihr schon im ersten halben Jahre seiner Ehe von dem Erlöse zweier „Kalben“ eine beträchtliche Summe, die sie in ihr Sparlaffenbuch eintragen lassen sollte. Und als er sein Ende herannahen fühlte, versäumte er nicht, in einem Testamente seine Frau als alleinige Erbin des Gutes zu ernennen. Es waren daher keine Thränen einer „lachenden Erbin“, die sie ihrem Manne am Grabe nachweinte; sie entsprangen dem wirklich tiefgehenden Gefühle der Trauer um den Abgeschiedenen, der ihr in seiner Liebe und Fürsorge ein zweiter Vater gewesen war. Und wenn sie dann oft in später Abendstunde allein in der großen Bauernstube saß und ihr Blick auf das tägliche Gebrauchsstück ihres Mannes, die Pfeife mit dem Holzkopfe fiel, mußte sie seiner in stiller Behmut, in lieber, dankbarer Erinnerung gedenken.

Schon zu Lebzeiten ihres Mannes war sie eine Wohlthäterin der Armen, Unbegüterten des Dorfes gewesen. Nach seinem Tode wurde sie es noch mehr. Die „Armenhäusler“ sahen sie oft bei sich eintreten; ihre Hände wurden nicht müde, wohlzuthun und mitzuteilen. Mancher Nachbarin, die das Ihrige geizig zusammenhielt, war sie darum ein Dorn im Auge. Der alten Kesslerin hatte sie es seit dem ersten Tage ihrer Verheiratung an nichts fehlen lassen. Sie wußte, daß die Alte die Nachricht von ihrer Heirat mit giftigen Worten aufgenommen hatte. Doch das war nur allgemein menschlich. Sah die Mutter doch damit die Erfüllung ihres geheimen Wunsches, daß zwischen der Anna und ihrem Sohne noch alles gut werden könne, eine Hoffnung, die sie jeden Abend im Gebete ihrem Herrgott ans Herz legte, gründlich zerstückt. Doch die Zeit ließ diese Wunde vernarben, je mehr die Bäuerin Liebes und Gutes an ihr that. Als dieselbe die Alte zum erstenmal wieder in ihrem

Häuschen aufsuchte, legte sie ihr einen Hundertmarkschein auf den Tisch. Die Witwe wollte ihn nicht annehmen; doch die Bäuerin wußte sie zu überreden, indem sie erzählte, eine gute Bekannte aus früheren Jahren, die ungenannt bleiben wolle, habe ihr die Summe für sie übergeben. Thränen in den Augen faltete die Alte das Papier zusammen und verschloß es sorgsam im Wandschränken. Vielleicht konnte sie ihrem Sohne in der Fremde, den der Pipp-Schneider schon auffindig machen würde, davon einen Notpfennig zukommen lassen.

Der Sohn ließ denn auch bald darauf durch einen Brief von sich hören. Er hatte bei einem Kaufmann eine, wenn auch kümmerliche Stellung erhalten, in der er als Laufbursche allerlei Gänge besorgen mußte. Sein Brief war nur schwer zu entziffern, weil er mühsam mit der linken Hand zusammengekrigelt war. Trotz der Brille konnte die Mutter das Schriftstück nur stückweise zusammenbringen; aber schon aus den Brocken von Sätzen, die sie verstehen konnte, grinsie ihr das Bild ihres unglücklichen Sohnes mit all seinen Entbehrungen und Kümernissen trübselig entgegen. Sie merkte wohl, wie er es gerne verschweigen wollte, um sie nicht zu ängstigen; aber es brach doch mit elementarer Gewalt durch, da er sich nicht bezwingen konnte. Er war keiner von den geschickten Brieffschreibern, die mehr in gewandten Nebensarten verbergen, als offen niederschreiben. Er hatte auch die Heirat seiner Geliebten erfahren und sagte darauf bezüglich am Schlusse seines Schreibens: „Die Anna ist nuhn Bäuerin. Man kennt die Menschen nicht aus. Wenn nur der Bauer halt stirbt, daß der Geldsack ganz ihre ist.“

Die Alte verriet ihrer Wohlthäterin von dem Briefe kein Sterbenswörtchen. Überhaupt erschien es wie Verabredung beider, in ihren Gesprächen den Sohn nicht zu erwähnen. Freilich kostete das der Alten eine Selbstüberwindung, die bald in einer Linie mit den zwölf Arbeiten des Perikles stand. Wie ein beklemmender Alp lag es ihr auf der Brust, wenn die Lindenbäuerin vor ihr saß, und sie setzte schon an, sich von ihm zu befreien. Da begann die Bäuerin mit einem neuen Gesprächsstoff, und die Gefahr war wieder einmal beiseite geschoben.

Jahre sind darüber vergangen. Der Lindenbauer liegt schon ein paar Winter im Grabe, und das Wintergrün umwuchert den Hügel mit einem dichten Blattgewebe.

Die Kesselmutter ist schon lange bettlägerig. Das Alter und die Krankheit haben ihr spitzes Gesichtchen noch spitzer geschnitten; jeden Tag erwartet sie den Erlöser Tod und hadert fast mit ihm, daß er so unbarmherzig die blühende Jugend hinwegrafft und das welcke, lebensmüde Alter so lange dahinflehen läßt. Jeden Abend sammelt sie ihr Gebet-

lein: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid. Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd' eingehn.“

Endlich ist auch ihr Stündlein gekommen, und sie schläft an einem schönen Herbsttage selig ein.

Der Geistliche teilt dem Sohne ihr Ableben mit, und dieser kommt auch zum Begräbnisse ins Heimatsdorf. Es ist ein herrlicher Oktobertag, an dem sie das alte Mütterchen auf dem Vergfriedhose zur Ruhe betten. Die Luft ist so klar, und die blauen Bergspitzen der Ferne nicken so heimlich herüber, als ob sie die Tote aus ewigen Höhen freundlich grüßen wollten. Weiße, weiße Herbstfäden flattern über dem Grabe und hängen sich als zarte, duftige Schleier um die schwarzen Kleider der Leichengänger. Dem Geistlichen werden sie zu einem berebten Gleichnis von dem neuen Leben und der reinen, makellosen Auferstehung im Jenseits.

Nach der kleinen Feier am Grabe reicht der junge Kessler, dem sich die Sorgen und Kümernisse der Fremde tief ins Gesicht gegraben haben, der kleinen Schar der Teilnehmer die Hand und dankt ihnen. Es sind meist Weiber aus Steinbrecherfamilien, ärmlich, aber sauber gekleidet. Sie wischen sich die geröteten Augen und erzählen allerlei kleine Züge aus dem Leben der Verstorbenen. Er hört ihnen schweigend zu und überfieht dabei ganz — oder ist es Absicht — die stattliche Gestalt der jungen Lindenbäuerin im Hintergrunde. Sie will ihm selber die Hand reichen; da er es aber nicht bemerkt, wendet sie sich und geht.

Als er mit den Weibern dem Dorfe zuschreitet, erfährt er von ihnen, wie kümmerlich und elend es seiner Mutter die letzten Wochen gegangen ist, und macht sich Vorwürfe, daß er sie nicht einmal besucht und ihr ein letztes Mal die Hand gedrückt hat. Es ist wahr, er ist hart geworden draußen in der Fremde, aber die Kindesliebe ist doch nie in ihm erstorben. Ebenso peinigt es ihn, daß gerade die Lindenbäuerin — wie ihm die Weiber berichten — die Mutter so liebevoll gepflegt und versorgt hat. Ob sie damit ihre Heirat mit dem alten Bauer hat wieder gut machen und sich eine Stelle im Himmel erobern wollen, denkt er. Doch das ist ihre Sache!

In das Stübchen seiner Mutter heimgekommen, giebt er sich lange dem Andenken an die Verstorbene hin. Es ist ihm hier so heimlich und doch so fremd, jeder Gegenstand redet von seiner früheren Besitzerin, und doch ist alles so stumm und so still, er hört sein eigenes Atemholen. Er geht in der Stube auf und ab, aber das Geräusch seiner Tritte erschreckt ihn. Es ist ihm, als ob sein Mütterlein schlief, und er fürchte, sie zu wecken. Scheu und besangen hält er in der Stube Umschau. Es ist noch alles so, wie es bei seinem Abschiede gewesen. Traurig und verlassen blickt das alte, dunkelrote Wandschränken

aus der Ecke herüber. Dort verwahrte die Mutter immer alles, was ihr teuer war. Soll er es nicht einmal öffnen und die lieben, alten Erinnerungen hervorjuchen? Ja, er dreht den Schlüssel um. Da liegt das alte Predigtbuch mit dem hölzernen Deckel und den großen, bunten Initialen, das sie von den Vorfahren überkommen hatte. Er blättert darin. Da liegen zwischen den ersten Blättern die wenigen Briefe, die er der Mutter aus der Fremde geschrieben; er kennt sie noch wörtlich und braucht sie nicht wieder zu lesen. Sie waren ihr so lieb und wert wie die Blätter des Buches, und sie ließ die vergilbten Papiere gemiß täglich durch ihre welken Finger gleiten. Er blättert weiter. Da liegt zwischen zwei Predigten die einfache Stahlbrille, die sie nach dem Lesen zusammenklappte und als Einzeichen in das Buch legte. Diese Zeilen da von dem seligen Sterben haben ihre Augen zuletzt betrachtet. Dann sind sie trübe geworden, und die Finger haben gezittert, und sie hat Abschied nehmen müssen von ihrem lieben Andachtsbuche. Er klappt es zu. Daneben steht ein Holzkästchen. Er macht es auf. Da blinken ihm ein Duzend Silberthaler und etliches Kleingeld entgegen. Verwundert setzt er es auf den Tisch. Ob sie das gar für ihr Begräbniß ausgespart haben mag? Woher sie nur das Geld bekam? Der Erbe sucht weiter. Gleich dahinter findet er einen Volkskalender, auch ein tägliches Gebrauchsstück der alten Frau. Sieht er doch sicheren Aufschluß über das Wetter, über Sonnenauf- und -untergang. Dazu noch eine hübsche Geschichte, die man so oft liest, bis man sie auswendig kann. In den Kalender pflegte die Mutter auch allerlei zu schreiben, was sie im Gedächtnis behalten wollte. Vielleicht kann er auch Aufschluß über das gefundene Geld geben. Während er blättert, liest er oben auf einer Seite mit Bleistift gekritzelt: „3 Thaler von der Anna“, auf einer anderen Seite weiter unten: „2 Thaler 4 Groschen v. d. A.“ — und so geht es fort. Bei dem Namen Anna fährt es ihm wie ein Stich durchs Herz. Auf einmal wird es ihm klar, woher das Geld im Kästchen stammt. Er durchblättert auch noch andere Kalender und findet ähnliche Aufzeichnungen. In einem alten Jahrgange findet er sogar 100 Mark ausgezeichnet „von einer Bekannten durch Anna“ und dahinter „50 Mark an Willem geschickt“. Das war das Geld, das ihm die Mutter in der Not sandte. Es war von Anna. Wie ein jäher Blitz der Erleuchtung durchzuckt es ihn, daß sie das Geld von keiner Bekannten, sondern aus ihrem eigenen Beutel gegeben habe. Mag auch die Mutter an diese Fabel geglaubt haben, er weiß es besser. Ein Gefühl der Scham und der Vellemmung überkommt ihn. Er schließt das Schränkchen, rückt einen Stuhl ans Fenster und starrt in den dämmernden Abend hin-

aus — grad' wie vor vielen Jahren, wo er zum Abschiednehmen ging. Freilich kostet er den schönen Herbstabend nicht aus, seine Gedanken weilen in der Vergangenheit und schweifen hinauf nach dem Lindenhauerngute. Er sieht die Bäuerin im Geiste da droben schalten. O, könnte er ihr auch ins Herz sehen! Ob es darin wirklich so schwarz ausschaut, wie er sich's ausgemalt? Ach, wenn er ihr nur nicht soviel Dank schuldete! Er schüttelt sich wie ein vom Nesselfieber Geplagter. O, daß er die Schuld loswerden könnte!

Wie er sich auf dem alten Kanapee seiner Mutter zur Nachtruhe niederläßt, ist er mit sich einig. Er wird morgen früh zur Lindenhäuerin hinaufsteigen und ihr in kurzen Worten danken. Es ist ein schwerer Gang; er muß aber sein. Gab es doch schon einen schwereren! Dann wieder in die Fremde — — —

Der Tag ist nicht so sonnig und heiter wie der vorangegangene, wie die Laune des Oktobers wechselte. Als der junge Kessler nach dem Lindenhauerngute hinaufsteigt, fährt ihm ein ungezügelter Windstoß bisweilen unter den Hut, als ob er ihn necken wollte. Je höher er hinaufkommt, desto mehr weitet sich der Horizont. Der Südwind hat lange dunkle Wolkenmassen am Himmel aufgeföhren. Nur im Osten behaupten sich helle Farben. Über dem himbeerfarbenen Gewöl, dessen Konturen mit schmalen Goldborden umrandet sind, dehnt sich ein langer Streifen meergrünen Himmels. In seiner Mitte steht ein Silberbarran in ruhigem, vollblendendem Glanze. Der Kessler betrachtet das schöne Farbenspiel. Es wirkt auf ihn wie etwas Neues, Wunderbares. Ja, in der Stadt hat er so etwas nicht geschaut, die Natur hat sich ihm entfremdet. Da hatte er nur wie ein Lastthier zu arbeiten und zu schaffen. Einen Aufblick zum Himmel und seinen Wundern, eine Umschau nach der Natur mit ihrem Farbenwechsel gab es nicht. Wie anders war das, als er noch Steinbrecher war! Da war man von Witterung und Jahreszeit abhängig, da sah man mit offenen Augen, mit Freude und Verwunderung, mit Groll und Staunen zum Himmel auf. Daß der Mensch soviel in der Fremde vergessen kann!

Der Heimgekehrte schreitet weiter und gewahrt hier und da im Dorfe kleine Veränderungen, die während seiner Abwesenheit vor sich gegangen sind. Endlich steht er vor den zwei Linden, die nur einzelne falbe Blätter verloren haben, sonst aber noch voll Saft und Kraft im grünen Sommermantel prangen. Mutig und fest setzt er seine Füße ins Haus und in die niedrige Bauernstube. Er kommt zu etwas ungelegener Zeit. Das Gefinde ist schon das erste Mal vom Felde heim und frühstückt. Der seltene Gast nimmt auf der Bank an der Wand Platz und fängt mit dem Knechte ein Gespräch über das Wetter, über die Kartoffelernte, über das Vieh

an. Der Knecht bietet ihm ein Gläschen Korn dar. Er thut ihm Bescheid. Als die Bäuerin eintritt, begrüßt sie ihn verwunderten Blickes und setzt sich zum Gesinde an den Tisch. Das Gespräch nimmt seinen gleichgültigen Fortgang, doch die Bäuerin beteiligt sich nur wenig daran. Das Frühstück dauert nicht lange, denn das Feld bietet noch Arbeit übergenug. Die Stube leert sich, und nur der Gast und die Bäuerin bleiben zurück.

Kessler unterbricht zuerst das Schweigen. Hat ihm doch der Aufenthalt hier oben schon zu lange gedauert.

„Also Bäuerin, was mich hierauf geführt hat — ich wi kurz sein — Ihr —“, er stockt ein wenig, die Anekdote hat ihm schon auf dem Herwege Kopfschmerzen gemacht, das Du will er nicht gebrauchen, das Sie erscheint ihm lächerlich, so entscheidet er sich für das neutrale Ihr — „Ihr habt an meiner Mutter, wie ich gestern erfahren hab', bis zu ihrem letzten Odemzuge viel Gut's gethan. Da kann ich ne anders, eh 'ch wieder fortmache, ich muß Euch vielmols dafür danken. Wenn ich's emol abzahlen könnte, würd' ich's gerne thun. Das weiß ich aber noch ne.“

Die Bäuerin dreht ihm den Rücken und erwidert, Gleichgültigkeit heuchelnd: „Ihr hot lene Ursache, dafür zu danken, ich hoa 's gerne gethon, weil 'ch 's — fer meine Nächstenpflicht oagesahn hoa. Do is weiter nisch derbei.“ Sie dreht sich herum und fährt etwas spöttisch — die Zunge geht ihr mit dem Willen durch, fort: „'s wundert mich, daß Ihr 'n Wag hierhar gemacht hot. Ich duchte, Ihr kennt mich nimmee — wingstens gestern uf'm Kirchhofe is mer'sch zu fürgekumm'.“

Das ist eine bittre Pille. Das kann er nicht unerwidert lassen. Indem er sich aus seiner gebückten Stellung in die Höhe reckt, meint er: „Ja, du lieber Gott, man verändert sich mit der Zeit. So e Leben auf'm Bauerngute, wenn man noch dazu die Herrschaft is, macht eine rund und voll, man kriegt eine stattliche Figur, 's gute Essen und Trinken schlägt an — ich freilich — hm — die Fremde und die Not macht enen spitze und dürre.“

Die Bäuerin wirft übermütig dazwischen: „Ja, wie 's 'sch der Mensch bett't, su schläft er.“

„Das stimmt, und wie's der Charakter mit sich bringt. Der eine hängt sich wie e Schmarozer an 'n andern und läßt sich mit ernähren und beerbt 'n auch noch zuguterlegt, und der andre verdorrt lieber, wenn er ne selber Wurzel fassen kann.“

Die Bäuerin fühlt sich durch seine Rede verwundet, sie soll der Schmarozer sein. Obgleich sie sich vorgenommen, kalt und ruhig zu bleiben, bricht ihr Stolz und ihr Selbstbewußtsein feurig durch.

„Ach so, ich bi hie uf'm Gute e Schmarozer, ich hoa mich an'n Bauer gehang'n wegen Erben, ja, ja —

Ihr verstiht's ja, ene recht niedrig und gemeene fürzustellen. Mein'thalben denkt was 'r mußt, ich wi euch bluß suviel soan. 's giebt no andre Gründe, warim man de Hand vo en Bauern ne ausschlät. Ihr braucht se ja ne zu wissen.“

„Ach Gott, das will ich gar ne bestreiten. Ach, 's is zu wunderschön, Bäuerin zu spielen, man is so angesehen, man stellt was für, man sieht über'n Gesinde wie der liebe Herrgott und kann's donnern und wettern lassen. Und die Gutmütigkeit und Freigebigkeit — die kann man wie die Sonne übers ganze Dorf scheinen lassen — i freilich — das is — —“

Das hält sie nicht länger aus. Mag er's wissen, der Spötter und Verleumder, mag er sie auch darum noch belachen und ihr's nicht glauben — sie muß ihrem Innern Luft machen.

„Willem — du — du“, sie findet nicht das rechte Wort — „du kannst's ja ne begreifen“ — vor Erregung zittert ihre Stimme — „daß ich's bloß dein'twegen und deiner Mutter weg'n gethon hoa. Du bist ja hart, du 'bist härter wie — wie e Fels, denn der zerbricht. Dein'twegen konnte die Mutter verhungern, und ich konnte verrückt werd'n. Du kannst dir ne denken, daß die Liebe all's thut — — Ach wär' ich doch lieber gestorb'n.“

Sie stützt die Hände auf den Tisch und läßt ihren Thränen freien Lauf. Kessler ist bleich geworden wie eine Wand. Was er jetzt vernommen hat, kann keine Lüge sein, es brach mit der Gewalt eines Gewitters los. Er rückt zum Tische hin, ergreift ihren Arm und stottert verlegen und gedemütigt:

„Verzeih' mir meine Sünde.“

Sie sieht ihn lange schweigend an, mit einem Blicke, als wolle sie die geheimsten Winkel seines Herzens ergründen wie ein Hellseher. Keiner Worte bedarf sie dazu. Sein scharf geschnittenes Gesicht mit den tiefen Linien, seine klaren, blauen, großen Augen, die ihren Blick aushalten, gefaßt und ruhig wie Tells Bube seines Vaters Schuß: sie bleiben ihr kein Buch mit sieben Siegeln.

Kessler läßt ihren Arm nicht los, er fragt sie mit bebender Stimme: „Bist du mir auch heute noch gut?“

Da übersieht ihre verweinten Züge ein schwaches Lächeln, und sie drückt ihm die Hand und sagt mit fester Stimme, daß sie selber davor erschrickt: „Ich kann ne andersch.“

Ihre Herzen haben sich wiedergefunden — — —

Kessler bleibt ein paar Tage länger in seinem Heimatsdorse, als er sich vorgenommen. Als er das nächste Mal wiederkehrt, begleitet ihn die Anna, die ihr Gut an das Erbgericht verkauft hat, für immer in die Fremde. Er hat in der Vorstadt einen kleinen Kramladen erworben. Darin werden sie als Mann und Frau nach Kräften schalten und walten.





# Das moderne Torpedoboot und seine Waffe.

Skizze von H. de Méville.

Mit einer Original-Illustration von E. Schön.

Rachdruck verboten.

Wie die stolzen Linienschiffe und Fregatten Nelsons und Collingwoods, die vielgenannten „wooden walls of old England“ den stahlgepanzerten, riesenhaften Geschützmaschinen weichen mußten, die heute die Meere beherrschen und, unabhängig von Wind und See, durch die Kraft des Dampfes, von Ocean zu Ocean fliegen, so haben auch die tüchtigsten Feinde jener Holzschiffe, die Brander, einen würdigen Nachfolger gefunden.

Unter Brander verstand man seiner Zeit alte, ausgediente Schiffe, die ihrer Armierung entkleidet, mit öl- und pechgetränktem Stroh, altem, trockenem Holz und anderen, leicht brennbaren Stoffen angefüllt und nur mit einer kleinen, aber tüchtigen und unerschrockenen Mannschaft besetzt waren.

Unter dem Schutze der Nacht, oder als Linienschiffe ausstaffiert, in den Reihen dieser segelnd, suchten nun die Fahrzeuge an die feindliche Flotte heranzukommen und sich je an einem der Schiffe mit ihren Entertaken festzuklammern. War dies gelungen, so wurde der Brander entzündet und die Besatzung suchte ihr Heil in der Flucht mit den Booten.

Es liegt auf der Hand, daß diese heimtückischen Ungeheuer unter den oft ziemlich ausgetrockneten hölzernen Schiffen, die mit ihrem geteerter Tauwerk dem Feuer die denkbar beste Nahrung boten, schreckliche Verheerungen anrichten konnten. Zumal diese, allein auf den Wind oder bugfrierende Ruderboote angewiesen, sich nur schwer von ihnen befreien konnten.

Mit dem Aufkommen des eisernen Dampfers in den Flotten war jedoch ihre Rolle ausgespielt, denn wenn die ursprünglich ja noch voll getakelten und auch sonst viel Holzwerk aufweisenden Schiffe zwar noch immer das Feuer als ihren schlimmsten Feind betrachten mußten, besaßen sie doch in ihren Maschinen ein Mittel, sich rasch aus der gefährlichen Nähe der Brander zu entfernen. — Aber der Erfindungsgeist des Menschen wußte auch hier Rat.

Im nordamerikanischen Bürgerkriege, der ja, durch Ericssons „Monitor“ auch auf die Konstruktion der Panzerschiffe von entscheidendem Einfluß war, trat zum erstenmal, und zwar auf Seiten der Südstaaten, das Torpedoboot in Aktion.

Freilich waren diese Fahrzeuge sowohl wie ihre Waffen nicht entfernt mit denen zu vergleichen,

welche heute in den Reihen der Flotten zu finden sind. Es waren kleine, bei Nacht und unsichtigem Wetter schwer sichtbare, offene Boote, die im Bug eine 20—25 Fuß lange Stange trugen, an deren vorderem Ende eine mehr oder minder stark geladene Mine befestigt war.

Dieselbe wurde durch Anrennen an die Schiffswand des Gegners zur Explosion gebracht und eine ganze Anzahl nordstaatlicher Schiffe sind während des Krieges durch solche Angriffe teils schwer beschädigt worden, teils gänzlich untergegangen; in den weitaus meisten Fällen freilich nicht ohne den kühnen Angreifer mit in den Tod zu reißen. — Trotzdem fehlte es ja nun zwar nie an todesmutigen, entschlossenen Offizieren und Mannschaften für solche Unternehmungen, aber die Unsicherheit der Waffe war doch zu groß, als daß sie sich hätte allgemeinen Eingang in die Flotten verschaffen können. War es doch einem solchen Boote, bei einiger Wachsamkeit seitens des Feindes fast unmöglich, überhaupt an dessen Seite heranzukommen, und unsern heutigen Panzern gegenüber wären diese Stangentorpedos schon deshalb völlig wertlos, weil man ihnen nicht solche Dimensionen geben könnte, wie erforderlich wäre, um dem Schiffe mit seinen Hunderten von wasserdichten Bodenzellen, einen wirklich gefährlichen Schaden zuzufügen. Erst mit dem im Jahre 1864 von dem in österreichischen Diensten stehenden Ingenieur Whitehead erfundenen Fisch-Torpedo gelang es dieser unheimlichen Waffe, sich allgemeine Geltung zu verschaffen.

Der Whiteheadsche Torpedo, den übrigens noch keine der zahllosen neuen Erfindungen auf diesem Gebiete zu verdrängen vermocht hat, kann als ein Mittelding zwischen einem Geschos und einem unterseeischen Boote betrachtet werden.

Er besteht im allgemeinen aus einem 4,50—5 m langen und 36—45 cm im Durchmesser haltenden Metallgefäß, welches, in der Mitte cylindrisch, nach beiden Enden hin spitz zuläuft. Dieses Gefäß nun zerfällt im Innern in drei Hauptabteilungen. In der vorderen, dem Kopfe des Torpedos, befindet sich die Sprengladung, die aus nasser Schießbaumwolle besteht. In dem dahinter liegenden Raume, in der Mitte des Geschosses, ist ein überaus einfacher und sinnreicher Apparat zur selbstthätigen Regulierung der Tiefe, in welcher der Torpedo laufen soll, angebracht.

In der dritten, hintersten Abteilung des Geschosses befindet sich ein Luftreservoir, welches die zum Betriebe der Maschine des Torpedos dienende Preßluft und diese Maschine selbst enthält. Dieselbe ist eine gewöhnliche dreicylindrige Schiffsmaschine, die natürlich in sehr kleinen Dimensionen gehalten sein muß. Sie wiegt nur ca. 18—20 kg.

Der Torpedo erhält durch sie eine Geschwindigkeit von etwa 12 m in der Sekunde.

Um beim Anprallen an die Schiffswand das Geschosß zur Explosion zu bringen, sind am Kopfe desselben mehrere kleine Hebelarme angebracht, die, wenn sie niedergedrückt werden, einen Schlagbolzen auslösen, welcher eine mit trockener Schießbaumwolle gefüllte Patrone durch seinen Stoß entzündet.

Ebenso einfache, wie sinnreiche Vorrichtungen, auf deren Beschreibung wir hier jedoch nicht eingehen können, geben dem Schützen die Möglichkeit, den Torpedo, wenn er eine beliebig zu bestimmende Strecke durchlaufen hat, entweder sinken, oder an die Oberfläche kommen, oder endlich explodieren zu lassen.

Das Abfeuern, Lancieren, geschieht entweder aus fest in den Schiffskörper eingebauten Rohren, wobei dann die Richtung durch Drehen des ganzen Fahrzeuges gegeben wird, oder in neuerer Zeit auch aus sogenannten Torpedo-Kanonen, die, um ein Mittelpunkt drehbar, frei auf Deck aufgestellt sind. Als treibende Kraft dient entweder Preßluft, oder eine schwache Pulverladung.

Um nach dem Verlassen des Rohres die Maschine in Gang zu setzen, befindet sich am Schwanz des Geschosses ein kleiner Hebel, der an eine, an der Rohrmündung angebrachte Nase stößt, dadurch niedergedrückt wird und das Ventil der Maschine öffnet.

Wenn nun zwar heute auch alle großen Schiffe für den Nahkampf mit solchen Fischtorpedos armiert sind, so bilden dieselben doch für diese Klasse von Fahrzeugen nur eine Nebenarmierung. Die Hauptanwendung der unheimlichen Unterwasser-Geschosse geschieht von kleinen, schnellen Booten aus, die, ganz wie die Brander früherer Zeiten, entweder unter dem Schutze größerer Schiffe und von diesen gedeckt oder bei Nacht an das feindliche Schiff heranzukommen suchen, ihre Torpedos in das Wasser lassen und mit Blitzesschnelle wieder verschwinden. Die Haupterfordernisse für solche Boote sind durch diese Kampfweise bedingt. Schnelligkeit, um möglichst rasch auf Schußweite an das feindliche Schiff heranzukommen und so demselben möglichst wenig Zeit zur Abgabe des für die schwachen Boote verderbendrohenden Schnellfeuers zu lassen; geringe Größe, um diesem Feuer ein möglichst geringfügiges, schwer zu treffendes Ziel zu bieten und endlich Seetüchtigkeit.

Es liegt auf der Hand, daß der Gedanke, mit solch einem kleinen, nur mit diesen Fischtorpedos armierten Boote das größte Panzerschiff vernichten zu können, rasch in allen Flotten der Welt Anhänger finden mußte. Vor allem waren es jedoch die Staaten, welche die Flotte erst in zweiter Linie berücksichtigen konnten, die den Bau von Torpedobooten besonders kultivierten. Auch in Deutschland war man lange Zeit der Ansicht, im Besitze einer starken Torpedoboots-Flottille der Schlachtflotte entbehren zu können, eine Ansicht, welche sich aber, wie wir weiter unten sehen werden, als irrig erwiesen hat.

Zunächst jedoch wollen wir die erfreuliche Thatsache, daß eine deutsche Schiffbau-Firma (Schichau in Elbing) in Bezug auf den Bau von Torpedofahrzeugen unbestritten den ersten Rang einnimmt, nicht unerwähnt lassen und diese interessanten Fahrzeuge selbst einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Die deutsche Flotte besitzt zwei Klassen solcher Boote, die eigentlichen Torpedoboote und die Torpedo-Divisionsboote, die ersteren offiziell „S“-Boote, die letzteren „D“-Boote genannt; beide mit Hinzufügung einer Nummer („S. 1“. „D. 6“. etc.). Die S-Boote weisen etwa die folgenden Dimensionen auf: Länge 39—44 m, Breite 4,3—5 m, Tiefgang 2—2,2 m. Displacement (das Gewicht der Wassermenge, die ein Körper schwimmend verdrängt; dasselbe ist gleich dem Eigengewicht des betreffenden Körpers) 85—103 Tonnen (1700—2060 Centner).

Die Geschwindigkeit dieser kleinen Boote nun, welche Maschinen von 1000—1500 indicierte Pferdestärken besitzen, variiert zwischen 19 und 25 Seemeilen oder circa 35 und 47 Kilometer per Stunde!

Selbstverständlich ist jedoch, daß die Boote nur bei ruhigem Wetter imstande sind, diese kolossale Geschwindigkeit einzuhalten. Die kleinen, aus den denkbar dünnsten Stahlplatten hergestellten Fahrzeuge werden bei stürmischem Wetter in einer Weise von der See hin und her geworfen, die sich einfach nicht beschreiben läßt, und büßen dadurch viel von ihrer Schnelligkeit ein. Es gehört auf einem Torpedoboot durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß eine oder mehrere Seen in den Schornstein schlagen und die Feuer in den Kesseln löschen.

Unter diesen Umständen erscheint es zur größeren Sicherheit der einzelnen Boote wünschenswert, wenn, wenigstens bei längeren Touren in See, stets mehrere derselben, zu einem Geschwader vereint, beisammen sind und man hat denn auch in allen Flotten diese Einrichtung getroffen. In unserer Marine sind je sechs Schichau-Boote zu einer Division vereinigt, und als Leitschiff dient entweder ein Divisionsboot oder ein Aviso.

Die Divisionsboote sind eine vergrößerte Ausgabe der S-Boote. 54—65 m lang, 6—7 m breit und





Auch die mächtigen, zehn und noch mehr Meter langen Hauptgeschütze, deren Rohre drohend aus den Panzertürmen hervortragen, sind zum Schweigen verdammt; aber der Riese besitzt trotzdem noch Waffen genug.

Aus zahllosen, über die Bordwände vorspringenden Erkern, hinter frei an Deck stehenden Schilden und aus den mächtigen Plattformen der Gefechtsmasten blinken die Läufe der Schnellader hervor, vom 15 cm-Kaliber bis auf das eines Infanteriegewehrs herunter alle Größen aufweisend.

Auf Deck und Brücken aber steht die Mannschaft in dichten Reihen, das schußfertige Magazin-gewehr in der Faust. —

„Torpedo-Feuer!“ —

Ein einziges, heulendes, pfeifendes Säusen erfüllt die eben noch so stille Nacht und ein Hagel von Geschossen schmettert auf den lecken Angreifer hernieder, die See zwischen ihm und den feuernden Schiffen mit Blei und Eisen deckend. —

Zwei, drei der Boote fallen dem furchtbaren Feuer zum Opfer und auch die übrigen sind mehr oder minder beschädigt — sie müssen zurück.

Hart legt sich das Ruder an Bord.

In kurzem Bogen schießen die Fahrzeuge herum und verfolgt von den leichten Schiffen des Gegners geht es zurück. Der Angriff ist abgeschlagen.

Oftmals freilich mag es auch wohl dem einen oder dem andern der stets in großer Zahl angreifenden Boote gelingen, trotz des Feuers der Schiffe auf Schußweite heranzukommen. Erstens aber ist auch dann die Treffsicherheit nicht groß und zweitens behaupten auch die Konstrukteure, daß ein gut und mit ausreichender Anwendung wasserdichter Zellen gebautes Schiff an einem, ja selbst zwei Treffern nicht zu Grunde gehen könne. Eine Theorie allerdings, deren Bewahrheitung durch die Praxis dem nächsten Seekriege vorbehalten bleiben dürfte, da ja der spanisch-amerikanische Krieg die Torpedoboote beider Flotten nicht ins Gefecht geführt hat. Jedenfalls steht unser deutsches Torpedowesen auf einer so hohen Stufe, wie kaum in einer anderen Marine, und es mag zum Schluß nicht unerwähnt bleiben, daß dies zum großen Teil das Verdienst des Konter-Admirals Tirpitz, des gegenwärtigen Staatssekretärs des Reichsmarineamts, ist.

## Am Kamin.

Die Füße am Kamin, zurückgelehnt,  
Nach einem lauten Tag in müdem Säumen,  
Läßt sich von allem, was das Herz ersehnt,  
Um diese Zeit am allerbesten träumen.  
Die Flamme sprüht in ungewissem Licht.  
Jetzt loht sie auf: Und wie in blassem Rahmen  
Steigt vor mir auf ein süßes Angesicht,  
Und meine Lippen nennen einen Namen . . .

Ein Sommertag. Im Garten steht wir zwei.  
Es ist Nachmittag. Alles liegt im Schweigen.  
Sie pflückt sich Himbeern und sie lacht dabei,  
Und ihr Gesichtchen glüht aus grünen Zweigen.  
Da riß die Hand ein Dorn. Ein Tröpfchen rann.  
Sie küßt die Wunde und sie lacht verwegen:  
„Die dumme Ranke“. Und sie sieht mich an,  
Und sieht mich an . . . und wird dann so verlegen . .

Und nun: Ich halt' sie an den Schultern fest,  
Sie wehrt sich lachend, sie wird rot . . , wir ringen . .  
„Wenn du dich jetzt nicht von mir küssen läßt --  
Wart' nur Elisabeth, ich will dich zwingen. —“  
Ich halte sie im Arm. Sie windet sich. Entweicht.  
Küßt ich dich wirklich? Ich vergaß es wieder. —  
Die kleine Flamme leuchtet, knistert leicht,  
Und sinkt als weiße Asche langsam nieder.

Carl Bulcke.

# Philipp II. von Spanien.

Zur 300sten Wiederkehr seines Todestages, am 13. September 1898.

Von H. Nisch.

Nachdruck verboten.

Es ist nicht Schuld des Geschichtschreibers, wenn das Lebensbild Philipps II. ein finsternes, an grellen Kontrasten reiches ist. Die Geschichte ist auch hier Richterin gewesen und hat sein Charakterbild mit ehernem Griffel gezeichnet.

Er war von einem harten und stolzen Charakter, von einem ungemäßigten Eifer für die Aufrechterhaltung des römisch-katholischen Glaubens; er würde mit kaltem Blut alle Keger ausgerottet haben.

Er war mit den geringsten Kleinigkeiten der Staatsverwaltung vertraut und setzte aus seinem Kabinett alle Triebfedern der grausamsten Staatskunst in Bewegung, er wollte allein für sich, ohne Bundesgenossen handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauisch, voll Verstellung, rachsüchtig; rücksichtslos stieß er alles beiseite, was sich der Ausführung seiner Pläne entgegenstellte, nichts schreckte ihn in seinen Unternehmungen ab. Er schien über alle Vorfälle erhaben zu sein; die Meldungen vom glücklichen oder unglücklichen Ausgang seiner Unternehmungen vernahm er mit ewigem Gleichmut. Seine Befehle waren wie Aussprüche des Schicksals, die ohne menschliche Kräfte ausgerichtet wurden. Das Blut seiner Unterthanen ließ er stromweise fließen; die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten; stets war er bewaffnet, seine Unterthanen oder seine Feinde zu schlagen. Selbst sein Sohn, der einzige Erbe seines Reiches, konnte sein unbeugsames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geschehen war, so war die Strafe notwendig. Das Vergnügen des Verzeihens war ihm unbekannt und während seiner dreiundvierzigjährigen Regierung empfand er die Wohlthat des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Minister, seine Generale, seine Lieblinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend mit ihm. Er besaß alle Eigenschaften zu einem großen Staatsmann, einen lebhaften Geist, ein erstaunliches Gedächtnis und eine riesige Arbeitskraft; er mußte die Menschen vollkommen zu beurteilen und nach ihren Fähigkeiten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmütig, an seinem Hofe prachtliebend, in seinen Anschlägen beherzt, in der Ausführung derselben unerschütterlich. Seine ungezähmte Strenge brachte die Niederlande zum Abfall; er schwächte seine Staaten durch Vertreibung der Mauren. Die Schätze der Neuen Welt und seine

Einkünfte mußten seinem Hasse und seiner Rache dienen, und seine Staatskunst machte nur Unglückliche. Mit weniger Geist und Gaben würde er mächtiger, größer und beliebter gewesen sein, wenn er auch die sanften und friedlichen Tugenden besessen hätte, die auch der Begabteste zu wahrer Größe nötig hat.“ (*Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne.*)

Philipp II. wurde am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren. Seine Jugend verbrachte er in Spanien, im Gegensatz zu seinem Vater Karl V., der in den Niederlanden erzogen, wenig Sympathien für Spanien zeigte und es nur besuchte, um seine durch die rastlosen Unternehmungen geleerte Kasse mit den Goldstücken der Spanier wieder zu füllen. Von eifrigen Geistlichen streng erzogen, zeigte Philipp schon frühzeitig jene später zur Bigotterie gesteigerte Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die Kirche. Als er 16 Jahre alt geworden war, 1543, schloß er einen Ehebund mit der Prinzessin Marie von Portugal. Nach noch nicht zweijähriger Ehe schenkte sie ihm einen Sohn, den Infanten Don Carlos. Leider kostete ihr seine Geburt das Leben. Bald darauf befahl der Kaiser, der sich nach der für ihn glorreichen Schlacht bei Mühlberg in die Niederlande zurückgezogen hatte, Philipp zu sich, um ihm den vollständigen Besitz dieser Lande nach seinem Tode zu sichern. Begleitet von einem zahlreichen Gefolge der Edelsten des Landes brach Philipp im Herbst 1548 auf und erreichte nach viermonatiger, unterwegs wiederholt länger unterbrochener Reise die Hauptstadt Belgiens. Er verweilte hier längere Zeit und unternahm dann eine Rundreise durch sämtliche Provinzen des Landes. Unsagbar war die Pracht, mit welcher ihn die vornehmsten Städte empfingen. Überall begrüßte ihn das Volk begeistert und gab ihm die stärksten Beweise seiner Ergebenheit. Aber Philipp war viel zu sehr Spanier, als daß er sich die Herzen des Volkes hätte gewinnen können. Steif und frostig begegnete er den ihm dargebrachten Zeichen der Gunst des Volkes und beeilte sich wieder in das geliebte Spanien zurückzukehren, kalt gegen das Volk, dessen Herr er werden sollte, und erzürnt über seinen Vater, der nicht vermocht hatte, die Kurfürsten für seine Wahl als Kaiser von Deutschland zu gewinnen.



In England war unterdessen wieder die katholische Partei zur Regierung gelangt. Nachdem Johanna Grey ihren kurzen Königsraum mit dem Tode gebüßt, war Maria I. Herrscherin geworden. Diese gedachte sich nun zu verheirathen. Karl schrieb ihr, daß er, wenn es seine Jahre erlaubten, sie selbst um die Ehre ihrer Hand bitten würde, brächte aber seinen Sohn Philipp in Vorschlag. Maria erklärte sich auch bereit, dem um 12 Jahre jüngeren Philipp ihre Hand zu reichen. Als dies in England bekannt wurde, erschral das ganze Land. Das Parlament willigte erst nach langem Zögern in diese Verbindung; selbst die katholische Partei war nicht so gleich damit einverstanden. Man verlangte, daß Philipp keine Regierungsrechte beanspruche und sich nur mit dem Titel König von England begnüge. Nach Marias Tode solle er dem rechtmäßigen Thronfolger Platz machen. Daß Philipp über diese Bedingungen nicht gerade erfreut war, läßt sich denken. Er erklärte sich aber schließlich damit einverstanden, worauf am 24. Juli 1554 in London die Heirat vollzogen wurde.

In England begann jetzt unter Philipps Augen eine Reihe der grausamsten Maßregeln gegen die Protestanten. Überall wurden Scheiterhaufen errichtet und viele als Glaubensverbesserer Denunzierte starben den Märtyrertod. Um diese Zeit hoffte man auf die Geburt eines Thronerben. Als sich diese Hoffnung jedoch nicht erfüllte, folgte Philipp dem Rufe seines Vaters und ging nach Holland, um dort dessen sämtliche Erbkrone zu empfangen. Im Oktober 1555 übertrug ihm Karl in Brüssel die Regierung der Niederlande, die von Spanien im Januar des nächsten Jahres. Die kaiserliche Krone aber er-

hielt Karls Bruder Ferdinand. Hierauf zog sich Karl in die Einsamkeit des Klosters von San Juste zurück, wo er am 21. September 1558 die Augen schloß.

Nun hatte Philipp das langersehnte Ziel erreicht. Als unbeschränkter Alleinherrscher regierte er den größten Staat Europas. Nur Frankreich konnte sich mit ihm messen. Mit diesem aber war durch den Waffenstillstand von Vaucelles der Friede gesichert und er konnte sich jetzt ungestört der Regierung seiner weiten Länder widmen. Bald sollte aber die Kriegs-

trompete wieder ertönen und zwar von einer Seite, von welcher er sich vor Angriffen gesichert glaubte: vom Papste.

Auf dem Stuhle Petri saß damals Paul IV., ein fanatischer Feind Spaniens; allein zu schwach, in Italien mit Aussicht auf Erfolg die Waffen zu ergreifen, hatte er in Frankreich einen mächtigen Bundesgenossen gefunden. Durch einen geheimen Vertrag vom 15. Dezember 1555 verpflichtete sich dieses zur Zahlung einer bestimmten Geldsumme und Leistung eines Contingentes Truppen. Bald darauf aber schloß der französische König mit Spanien den fünfjährigen Waffen-



*Philipp II. König von Spanien und Indien. Porträt von Anton van Dyck. Nach dem Original von Heinrich II. von Frankreich.*

stillstand von Vaucelles. Paul war darüber erschrocken, doch nicht entmutigt, denn er kannte das schwankende Wesen Heinrichs II., der damals in Frankreich herrschte. Er schickte den Kardinal Carrassa nach Paris. Ihm gelang es auch, den weterwendischen König zur Erneuerung des früheren Verhältnisses zu bewegen. Nur wegen Verletzung seines neuen Eides zeigte Heinrich Gewissensstrupeln. Diesen begegnete Paul durch bereitwillige Gewährung der Absolution. Der Papst warf nun die bisher gewährte Maske ab und trat offen

gegen Spanien auf. Auch Philipp ergriff jetzt zur Wahrung seiner Interessen die Waffen. Er ernannte den Herzog von Alba zum Vizekönig von Neapel und übertrug ihm zugleich den Oberbefehl über die gesamten spanischen Streitkräfte in Italien. Er hatte damit den rechten Mann für die Ausführung seiner Befehle getroffen. Dieser sammelte schnell ein Heer und rückte gegen den Kirchenstaat vor. Nach zahlreichen Gefechten stand er vor den Mauern Roms und diesem drohte ein gleiches Schicksal wie unter Karl V. Der Papst zog es vor, schnellen Frieden mit Philipp zu schließen, zumal die Bedingungen für ihn so günstig waren, daß man glauben konnte, in Wahrheit sei nicht Paul, sondern Philipp der Besiegte.

Unterdessen waren Philipps Waffen auch in Frankreich siegreich gewesen. Die Schlacht von St. Quentin war geschlagen und Frankreich lag offen vor dem Sieger. Philipp beschloß aber zunächst St. Quentin, das von Gaspard de Coligny mit großer Tapferkeit verteidigt wurde, zu erobern, da er einen so wichtigen Platz nicht in feindlichen Händen im Rücken haben wollte. Als es endlich fiel, starb fast die gesamte Besatzung den Heldentod. Inzwischen hatte sich Frankreich wieder erholt und die Gelegenheit, den Frieden in Paris zu diktieren, war vorüber. Philipp entließ einen Teil seiner Truppen und bezog die Winterquartiere. Im nächsten Jahr erneuerte er die Feindseligkeiten wieder, und auch diesmal mußte Frankreich die Überlegenheit Spaniens anerkennen. Heinrich II. ging Philipp um Frieden an, der dann auch unter für beide Teile ziemlich günstigen Bedingungen zustande kam. Um die Dauer des Friedens zu befestigen, vermählte sich Philipp, der durch den Tod der Maria Tudor wieder Witwer geworden war, zum drittenmal mit Elisabeth von Frankreich, der Tochter Heinrichs II. Durch diese Siege waren die Flecken, die die unglücklichen Unternehmungen Karls V. während seiner letzten Regierungsjahre auf Spaniens Ruhmesschild hinterlassen hatten, wieder getilgt. Philipp stand jetzt im Zenith seines Ruhmes. Aber schon zeigten sich die ersten Anzeichen von der inneren Hohlheit des Riesenbaues. Das Land war ausgezogen und bedurfte jetzt Jahre der Erholung und des Ausbaues seiner Hilfsquellen, die ihm aber nicht werden sollten.

Der Nachfolger Karls V. hatte von diesem wohl die Regierung der Niederlande, nicht aber auch die Zuneigung des Volkes, die dieser in so reichem Maße besaß, übernommen. Seine kostspieligen Unternehmungen hatten die Steuerkraft des Landes erschöpft. Das despotische Regiment der Herzogin von Parma, einer natürlichen Tochter Karls V., der von Philipp eingesetzten Statthalterin, die wenig behutsam mit den zahlreichen Privilegien der Staaten umging, die

Unbuddsamkeit Philipps gegenüber den Protestanten hatte die Kluft zwischen ihm und dem Lande nur noch größer gemacht. Adel und Volk befanden sich in einer tiefgreifenden Erregung, die sich auch nicht legte, als Philipp die äußere Ursache, die Anwesenheit der vielen fremden Truppen, beseitigte und diese zurückzog. Die Bewilligung der nötigen Gelder konnte Philipp nur durch Gewährung neuer Zugeständnisse erkaufen. Etwa 400 unzufriedene Edle — darunter auch viele katholische — schlossen einen Bund und forberten die Abschaffung der Inquisition und die Zurücknahme der gegen die Protestanten erlassenen grausamen Dekrete. Durch dieses Beispiel aufgemunter, verlangte auch das Volk Gleichberechtigung der beiden Kirchen. Als man ihm dies verweigerte, begann der Pöbel die Kirchen zu plündern. Nur durch Vermittlung des Prinzen von Oranien und des Grafen Egmont gelang es der Statthalterin den Frieden notdürftig wieder herzustellen. Da dieser aber nur durch Zugeständnisse an die Protestanten erreicht worden war, sandte Philipp den Herzog von Alba mit einem wohl ausgerüsteten Heer und dem strikten Befehl zur Ausrottung der Keterei und gänzlichen Unterwerfung des Landes. Die Sendung Albas, dem der Ruf eines erbarmungslosen Tyrannen voranging, verursachte im ganzen Lande große Aufregung. Noch vor seiner Ankunft floh ein Teil der Bevölkerung ins Ausland, um dem Henker zu entgehen; andere unterwarfen sich zwar, erwarteten jedoch mit Ungeduld die Ankunft des Prinzen von Oranien mit einem großen Heer, um dann die Maske wieder abzuwerfen. In den Niederlanden begann jetzt eine allgemeine Verfolgung der Abtrünnigen. Die Grafen Egmont und Hoorn mußten, trotz der Verwendung zahlreicher deutscher Fürsten bei Philipp, in Brüssel am 5. Juni 1568 das Schafott besteigen. Tausende andere verloren Gut und Leben. Durch seine Grausamkeit brachte Alba das Volk zur Verzweiflung. Als Oranien endlich mit einem Heer von 51 000 Mann erschien, ging ein Freudenschrei durch das ganze Land. Die Bewegung erwies sich aber als verfrüht. Es fehlte an ausreichender Unterstützung und an der Tapferkeit Albas und seiner Scharen scheiterte Oraniens Unternehmung. Alba wirtschaftete ärger als bisher; jeden Tag flossen Ströme von Blut. Dadurch ermutigt fiel Oranien zum zweitenmal in Flandern ein und es gelang ihm, sich in Holland und Seeland festzusetzen, woraus ihn die Spanier nicht zu vertreiben vermochten. Alba erbat deshalb seinen Abschied, der ihm auch gewährt wurde. Ihm folgte der mildere Requesens und diesem bald der Held von Lepanto, Don Juan d'Austria, ein Halbbruder Philipps. Diesem gelang es aber ebensowenig als Alba, die Ruhe wieder herzustellen. Als er



1578 starb, ernannte Philipp den Sohn der Herzogin von Parma, Alexander Farnese, zum Statthalter, dessen klugen Operationen die Aufständischen in solche Verwirrung brachten, daß diese eine Provinz nach der andern wieder an Spanien verloren. Durch einen von Philipp gedungenen Muechelmörder fiel auch der Prinz von Oranien, die Seele des 'Aufstandes. Wahrscheinlich wäre die Unterwerfung nunmehr gelungen, wenn nicht Philipp in zahllosen anderen Unternehmungen, von denen aber keine einen rechten Erfolg hatte, seine Kräfte zersplittert hätte.

Eine gleich grausame Politik wie in Flandern verfolgte Philipp in Spanien. Besonders führte er den Kampf gegen die auch hier eindringende Reformation mit Nachdruck. Die heilige Inquisition wachte eifrig über das Seelenheil des Volkes und jeder offenkundige Abfall fand seine Sühne auf dem Scheiterhaufen.

Von furchtbarer Strenge war besonders das Vorgehen Philipps gegen seine neuunterjochten maurischen Unterthanen. Er verbot ihnen den Gebrauch ihrer Sprache, das Tragen maurischer Kleidung, den Gebrauch künstlicher Bäder und noch manches andere, was dem Volke heilig schien. Sie ergriffen 1568 die Waffen, wurden aber trotz der tapferen Gegenwehr von den mächtigeren Spaniern wieder zum Gehorsam gezwungen. Um fernere Erhebungen unmöglich zu machen, wurden über 100 000 vertrieben, den übrigen Wohnplätze in ganz Spanien zerstreut angewiesen.

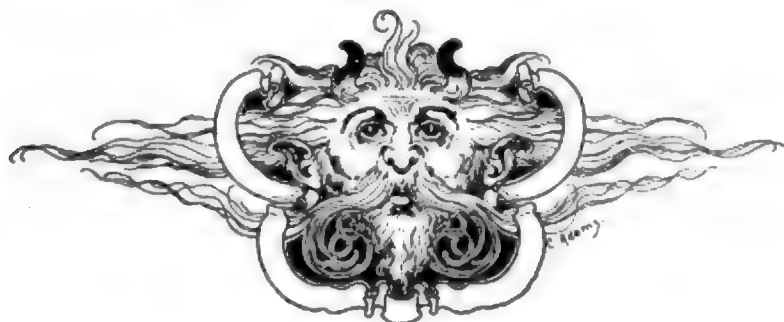
Ein zweites Unternehmen, wozu er aber mehr durch die Umstände als durch eigene Neigung getrieben wurde, waren die Seekriege gegen die Türken. Mit wechselndem Erfolg hat er diese während seiner ganzen Regierungszeit geführt.

Einen Wunsch Karls V., die Vereinigung Portugals mit Spanien, brachte Philipp zur Erfüllung. Durch Erbfolge gelangte dieses rechtmäßig an ihn. Es bedurfte aber erst einer Reihe von Kämpfen, ehe es ihm gelang, seine Nebenbuhler zum Verzicht zu zwingen.

Durch eifrige Unterstützung seiner Widersacher hatte sich besonders Elisabeth von England hervorgethan. Um sich dafür zu rächen und überhaupt seine Unterthanen vor den immerwährenden Überfällen seitens

der englischen Raper zu schützen, rüstete er 1588 die berühmte Armada aus, die im Verein mit einer entsprechenden Landungstruppe England unterwerfen sollte. Aus 130 Schiffen mit 20 000 Mann Besatzung bestehend, bildete diese Flotte eine für die damaligen Verhältnisse schier unüberwindliche Macht. Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Am 8. August geriet die Armada mit dem bedeutend schwächeren vereinigten englischen und holländischen Geschwader in Kampf. Es wurde mit großer Erbitterung gekämpft und auf beiden Seiten wurden Wunder der Tapferkeit verrichtet. Aber das Geschick war gegen Spanien. Die Schiffe wurden zerstört und auseinander getrieben. Sturm und Wellen vollendeten an den meisten noch das Zerstörungswerk der Sieger. Nur wenige erreichten heimische Häfen und wurden gerettet. Als man Philipp die Nachricht von dem Scheitern der mit so viel Hoffnungen und Opfern in Scene gesetzten Unternehmung brachte, sprach er gefaßt die stolz-schönen Worte: „Ich habe euch nicht gegen die Stürme, sondern gegen die Engländer gesandt!“ Von diesem Schlage hat sich die spanische Seemacht nie wieder erholt.

Glücklicher war Philipp in seiner Politik gegen das damals von wilden Parteikämpfen zerfleischte Frankreich. Er bewies durch schlaue Unterstützung der katholischen Partei, daß er seinen Plan, seine Tochter Isabel Clara auf den französischen Königsthron zu erheben, nicht aufgegeben hatte. Der Muechelmord an Heinrich III. dürfte auch beim Madrider Kabinett Billigung gefunden haben. Unter Heinrich IV. nahmen die Kämpfe ihren Fortgang. Am 2. Mai 1598 verglich sich Philipp mit Heinrich, um seinem Sohn Philipp (aus seiner vierten Ehe mit Anna von Oesterreich, der Tochter Kaiser Maximilians II.) nicht den Krieg mit Frankreich zu vererben. Die Gicht stellte sich mit Heftigkeit ein, dazu kam noch ein auszehrendes Fieber und die Wassersucht. Nachdem er nahezu zwei Monate hindurch gräßlich gelitten, brachte ihm der 13. September des Jahres 1598 endlich Erlösung. Europa atmete auf, als er nach dreiundvierzigjähriger Regierung im 72. Jahre seines Alters im Escorial zur ewigen Ruhe einging.



# Die Uniformen der sächsischen Armee während der letzten 60 Jahre.

Von Oskar Weise.

Nachdruck verboten.

In den letzten sechs Jahrzehnten, während deren König Albert der sächsischen Armee angehört, hat dieselbe mannigfache Änderungen sowohl in Bezug auf Gliederung als auch in Bezug auf Uniformierung und Ausrüstung erfahren. Am Ende der dreißiger Jahre trugen die sächsischen Truppen die Uniform, die im Jahre 1832 eingeführt wurde. In diesem Jahre wurde die bis dahin bei Infanterie und Kavallerie einheitliche weiße Grundfarbe aufgegeben und eine Neuuniformierung vorgenommen, die im großen und ganzen bis zum Jahre 1849 beibehalten wurde. Die Infanterie erhielt dunkelgrüne Kollets mit hellblauen Kragen und Aufschlägen, während sich die einzelnen Regimenter, man zählte deren vier, durch verschiedenfarbige Achselklappen und Armelpatten unterschieden. Die Hose war hellblau. Der Tschako von früher wurde in veränderter Ausstattung beibehalten und hatte einen, ebenfalls nach den Regimentern verschiedenfarbigen, zweiteiligen Stuß. Das gekreuzte Lederzeug blieb wie früher weiß. Eine Ausnahme von dieser Uniformierung machten die leichte Infanterie, welche schwarze Kragen und Aufschläge und dunkelgraue Hosen trug, und die Infanterie-Garde-Division, die die rote, schon im vorigen Jahrhundert getragene Uniform der früheren Leibgrenadier-Garde bis zu ihrer Auflösung (1848) beibehielt. Die Kavallerie, drei Reiterregimenter, erhielt durchweg hellblaue Uniform mit weißem Vorstoß. Bei ihr unterschieden sich die einzelnen Regimenter durch verschiedenfarbige Kragen und Aufschläge bis 1840, in welchem Jahre letztere durchgehends weiß wurden und verschiedenfarbige Armelpatten, wie bei der Infanterie, als Regimentsabzeichen eingeführt wurden. Der frühere Raupenhelm wurde beibehalten. Die Artillerie nebst Train behielt ihre historischen Farben, grün mit rot, bez. hellblau mit schwarz, bei und trägt sie heute noch.

Im Jahre 1849 wurde bei der ganzen Armee der Waffenrock eingeführt, bei der Infanterie zugleich der schwarze Leibriemen, während der Tschako schon 1846 eine andere Form erhalten hatte. Die Farben von Rock und Hose blieben dieselben. Die Raupe auf dem Bügel des Kavalleriehelms fiel weg.

1862 erfuhr die Uniformierung der Infanterie eine durchgreifende Änderung. Der Rock erhielt die hellblaue Farbe der Hose, so daß diese Farbe, wie früher die weiße, in der ganzen Armee mit Ausnahme der leichten Infanterie, welche ihre Farben beibehielt, und der Artillerie und Pioniere getragen wurde. Die Infanterie wurde in 4 Brigaden zu je 4 Bataillonen eingeteilt, welche erstere

sich durch verschiedenfarbige Kragen und Aufschläge unterschieden. Der Tschako erhielt eine gefälligere Form. Die Uniform der Kavallerie blieb unverändert, nur wurde der Rock anstatt durch eine Knopfreihe durch Gastein geschlossen und mit einer weißen, von farbigen Streifen durchzogenen Borde, ähnlich wie bei den preussischen Kürassieren, verziert.

Während des Feldzugs 1866 in Österreich trug die gesamte Infanterie die hellblaue Feldmütze, preussische Form, die im Stirnstreifen die Farbe der Brigade zeigte. Die reitende Artillerie trug den seit 1849 eingeführten Raupenhelm nach bayerischem Muster.

Die letzte durchgreifende Neuuniformierung erhielt die sächsische Infanterie 1867 bei der Neuformierung und zwar nach preussischem Vorbild. Die bisherige Sterndekoration des Tschakos wurde auch auf dem neu eingeführten Helm angebracht, auch blieb der rote Vorstoß am unteren Rocksaum. Die Artillerie erhielt durchgehends den Kugelhelm, während die Kavallerie bis 1875 den sächsischen Bügelhelm mit Raupe beibehielt. In diesem Jahre wurde er durch den preussischen Kürassierhelm ersetzt.

Verschiedene Eigentümlichkeiten an der Uniform haben sich bei den einzelnen sächsischen Truppenteilen bis heute erhalten, so, abgesehen von den bereits erwähnten, die vier Knöpfe an den Rocktaschenleisten, der Tschako der Jäger und Schützen (mit Kopfschweif), die Farbe der Achselklappen (gleich der Rockfarbe) und einzelne Abzeichen auf denselben, wie bei den Jägern und Schützen das Waldhorn, bei der Artillerie die springende Granate und bei den Pionieren die gekreuzte Paue und Spaten, endlich die eigenartigen Abzeichen der Trompeter der Reiter und der reitenden Artillerie. Ebenso haben die zwei 1867 errichteten Mänenregimenter wie die beiden 1875 formierten Husaren die charakteristische hellblaue Farbe in Rock, bez. Mäntel und Ättila, und Hose bekommen, während der Schnitt der Uniform und die Ausrüstung entsprechend den betreffenden preussischen Regimentern ist.

Im Jahre 1838 zählte die sächsische Armee, abgesehen von den Specialwaffen, als Jäger, Artillerie u. s. w., 4 Infanterie- und 3 Kavallerieregimenter; das heutige königl. sächsische Armeecorps, welches im Verband des deutschen Reichsheeres die Nummer XII führt, umfaßt 15 Infanterieregimenter, 3 Jägerbataillone, ein Pionierbataillon (zu 6 Kompanien), 2 Eisenbahncompagnien, 6 Kavallerieregimenter, 3 Feldartillerieregimenter, ein Regiment Fußartillerie und ein Trainbataillon, es ist somit das stärkste Armeecorps der deutschen Armee.







## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghaus.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Neußerlich war es heute Abend das reine Idyll; die Mutter und der Vater, von Flöre verständig, spielten mit. Die Frau sah zwar anfangs noch wie eine elektrisch geladene Wolke aus: es fiel ihr von allen Dreien am schwersten, ihrer innern Natur Zwang anzulegen und sie blieb Herrn Ulrich Wedekamp von den Empfindungen, die er etwa gegen sie hegen mochte, keine schuldig. Aber während sie das Abendbrot herrichtete, wurde auch bei ihr die Stimmung leidlich. Sie war auf ihre Art tüchtig im Hause und da wirkte denn, als sie in der alten Laube nun das Abendbrot aus dem Stegreif glücklich auf dem gedeckten Tische stehen hatte, die Sache naturgemäß besänftigend auf ihr Hausfrauengemüt zurück.

Auch der Vater Voreisen hatte geholfen; Messer und Gabeln puhen war immer sein Geschäft; er hatte dafür noch aus der Salaienzeit seine Methode und seine Kunstgriffe. Die Dickmilch in dem schweren Steintopfe trug er ebenfalls selber aus dem Keller herbei; Flöre wurde mit solchen Diensten nicht behelligt; sie strich indessen mit Ulrich einmal wieder in dem verwilderten Garten umher, bis weit hinunter, wo er sich in Sumpf und Röhricht verlor. Müßig und zwecklos, wenn es nicht ein Zweck war, im Gehen immer einmal wieder mit ihrem Arm an seinem her zu streifen und dann Augenblicke lang in dieser Berührung zu verweilen, so lange, bis er wider Willen auf diese Momente wartete und es heiß von ihr zu sich hinüber strömen fühlte, wenn sie eingetreten waren.

Sie sprachen nicht viel. Flöre fragte wohl nach diesem und jenem von Ulrichs Angelegenheiten, aber man merkte, daß es ihr mit ihrem Anteil kein rechter Ernst war; diese Dinge lagen ihr allzufern. Und er, er fragte nach ihrem Leben, seit sie einander nicht gesehen hatten, gar nicht einmal, und das war vielleicht recht gut so. Ein paarmal, wenn sie angesetzt hatte, um etwas zu erzählen, brach sie wieder ab, ohne daß er sonderlich acht darauf gehabt hätte. Was waren ihre Erlebnisse anders, als Ausgänge in die Stadt, zu denen sie sich sorgfältig zurecht zu

machen pflegte: nicht bunt, sondern meist dunkel, auf eine gewisse studierte Weise die Wirkung ihres eigentümlichen Genres hervorhebend. Und da ging es denn selten ohne eine Art Abenteuer ab; man bemerkte sie von seiten des anderen Geschlechtes, ging ihr nach, suchte ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — und sie kam gewöhnlich ganz erregt, aber nicht unangenehm erregt, zurück, und hatte ihrer Mutter genug zu erzählen, was für Zudringlichkeiten, aber doch eigentlich schmeichelhafte, sie zurückzuweisen gehabt hätte.

Das ging schon jahrelang so. Früher waren Ulrich solche Begegnisse mit Auswahl mitgeteilt worden, jetzt geschah es nicht mehr. Bei dem kleinen Abenteuer mit Herrn von Wachtmann hatte sie noch einmal eine Ausnahme gemacht, weil Ulrich dabei doch nicht würde behaupten können, daß Flöre es gesucht habe!

Sie gingen also noch ziemlich einträchtig den Garten entlang, unter den tief niederhängenden Zweigen der verwahrlosten, moosbewachsenen Obstbäume sich hindurch bückend. Im tiefsten Schattengebälme sah Flöre ihren Begleiter dann wohl so unverwandt an, daß er es fühlte und endlich seine Augen in die ihren wandte. Und nun wurden ihre dunkeln Pupillen so groß, daß sie das harte Blau der sie umgebenden Ringe fast ertränkten, und der Blick schien weich und leuchtend zugleich. Flöre hatte eine Ranke mit pfeilförmigen Blättern von einer seltsamen Wucherpflanze im Vorbeigehen abgebrochen und sie sich in das schwarze Haar geschlungen und wirklich nymphenhaft sah sie nun aus. So trocken Ulrich sich auch gab — daß der Anblick wirkte, merkte sie doch, da er, als sein Blick sie wieder einmal streifte, unwillkürlich an dem bekränzten Dreadenhaupten haften geblieben war, um sich dann aber desto eigensinniger abgewandt zu halten.

Nun trieb aber etwas sie an, daß sie sagte: „Wenn ich dies Pfeilkraut sehe, fällt mir immer der Brunewald ein, der Maler, weißt du noch? Er hat es hier im Garten entdeckt, sagte, es wüchse in Italien, an den Ruinen da herum, und er hat mich

so, mit den Ranken um den Kopf, gemalt, als eine Studie, wie er es nannte. Ich mußte sitzen, bis ich vor Müdigkeit fast vom Stuhle fiel, weil er es fertig machen wollte, ehe die Ranke weß wurde: es wäre klassisch, hatte er gesagt, so, wie der Kranz zuerst saß, und das bekäme man so nicht wieder.“

„Ja, ich erinnere mich, der Grunewald ist ja lange fort von hier. Ist denn etwas aus ihm geworden?“ warf Ulrich gleichgültig hin.

„Er soll in Düsseldorf leben, oder München... nein, ich irre mich, Dresden war es — und es geht ihm gut.“ Und mit dem besonderen Lächeln: „Der war rein weg, damals; wie lange könnte ich nun schon Frau Grunewald sein.“

„Nun, und warum bist du es nicht geworden?“ fragte er unvorsichtig.

„Du bist sehr vergesslich,“ erwiderte sie unversehrt. „Ich lernte damals gewisse Leute näher kennen... du hast ja den Grunewald noch bei uns getroffen. Sehr bald aber blieb er weg; seine Schwester hat mir lange nachher erzählt, daß er in einem schrecklichen Zustande gewesen sei und sich ein Leid habe anthun wollen, weil ich dich vorzöge. Damals ist er auf Nimmerwiederkehr von Dietersburg fortgegangen.“

„Also auch ein Opfer,“ sagte Ulrich mit bitterem Lachen. „Wohl ihm, übrigens... wer doch so gescheit wie der gewesen wäre!“ Dabei empfand er innerlich stärker als je das lähmende Gefühl des Überdrußes. Wieder einer von den Stichen, die sie nicht lassen konnten, wenn sie ihn hier zwischen sich hatten! Das war entwürdigend, und er trug es!

Flöre war übrigens mit sich selber auch nicht zufrieden. Sie hatte sich vorher vorgenommen, ihren schwierigen alten Bekannten heute nicht mehr zu reizen, und mußte nun doch wieder auf das unsichere Terrain geraten! Jetzt schien es am besten, die Sache wie einen Scherz zu nehmen. So lachte sie denn nur leicht auf seine Worte, die doch von tragischem Ernst ganz getränkt gewesen waren. „Ach, was lag mir wohl an dem,“ fügte sie noch nachlässig hinzu, dann faßte sie plötzlich seinen Arm: „Du, sieh 'mal!“

Er folgte der Richtung ihrer Blicke: allerdings ein eigentümliches Schauspiel: über die dichten grünen Wipfel in einiger Entfernung vor ihnen strich es hin mit mächtigem, weißglänzendem Gefieder, märchenartig: einer der auf den Parkweihern heimischen Schwäne hatte sich zu seltenem Fluge so hoch erhoben, um einer anderen Wasserfläche zuzustreben. Geseßelt blickte auch Ulrich hin, so lange dieser vornehme Gast der Lüfte leuchtend gegen den stahlgrauen Himmel zu sehen war; sie waren indessen achtlos des Begeß immer vorwärts gegangen, als Flöre mit einem Male halb lachend aufschrie und sich

schwer an Ulrichs Arm kammerte. Er fühlte sie sinken: sie war mit beiden Füßen in den schilfigen Sumpf geraten, der hier begann.

Nun, ganz versunken und ertrunken war hier wohl noch kein Mensch; zu solcher gefährlichen Tiefe waren ihrer Zeit die Ententeiche hier nicht ausgeschachtet worden. Um so unvernünftiger war das häßliche Angstgefühl Ulrichs, das ihm nach zwei Sekunden schon den Schweiß auf die Stirne getrieben hatte, als die Last dieses großen Frauenkörpers an ihm zog und zog, während er mit all seiner nicht geringen Kraft nur eben sich auf dem Stüde festen Bodens, auf dem er noch stand, behaupten und sie halten konnte. Das Ganze dauerte — wie ein böser Traum, so lang er oft scheint — noch keine volle Minute, dann hatte er, den Fuß vorsehend, sie auch unter den andern von ihm abgewandten Arm gefaßt und hob sie heraus.

Sie hielt sich noch eine Weile an ihm fest, Wange an Wange mit ihm stehend, wie um den Schrecken zu verwinden. „Was hätte ich wohl jetzt ohne dich angefangen?“ sagte sie tief atmend.

„Gar nicht hineingeraten wärest du ohne mich wahrscheinlich,“ sagte er trocken, stützte sie aber doch noch immer, nicht unfreundlich. „Du weißt ja doch hier Bescheid. Übrigens versumpft die Sache hier mehr und mehr: in der Dämmerung möchte ich den Weg nicht passieren, da könnte man doch garstig hineinpatschen. Komm, du wirst ganz nasse Füße haben; wir wollen zurückgehen.“

Sie hob ihr Kleid ein wenig von den Stiefeln in die Höhe und machte ein paar Schritte. „Ja, es klebt mir alles an den Füßen; hörst du, wie das Wasser in den Stiefeln quietscht, wenn ich auftrete? Rein, das ist nicht auszuhalten, da mache ich es lieber so... kannst einmal weggucken.“

Er guckte aber nicht weg, weil er sie nicht gleich begriff. Sie stützte sich mit der einen Hand gegen einen Baum und streifte mit der andern die allerdings ganz durchweichten Leberstiefel und dann die Strümpfe ab. „Was machst du? Du wirst dich erkälten,“ sagte er unbehaglich.

Sie lachte nur, ihr leichtfertiges Lachen. „Da mußte ich mich schon oft erkältet haben. Hundertmal bin ich als Kind hier heimlich barfuß herumgelaufen... Die Mutter durfte es nicht wissen, mir machte es desto größeren Spaß.“

„Du bist aber kein Kind mehr,“ murmelte er, hinter ihr drein gehend. Dabei aber verwandte er keinen Blick von diesen weißen nackten Füßen, von denen ein förmliches Leuchten ausging, wenn sie im Grase über die tiefbeschatteten Stellen hinschritten. Er wartete allemal heiß auf den Moment, wenn sie den Fuß hob, um sich das Auge voll von seiner klassischen Schönheit zu trinken. Übrigens nutzte

Flöre, nachdem sie soviel gethan hatte, die Situation nicht weiter aus, als es die strengste Sittsamkeit zuließ; sie schien, achlos ihres Begleiters, nur wieder das kindische Vergnügen zu genießen, das kühle Gras über den nackten Füßen zusammenschlagen zu fühlen, und hatte den Kleidersaum nur eben über die Spanne des Fußes gehoben.

So gingen sie hintereinander; er heiß und stumm. Als sie vom grasigen Boden auf den Weg mußten, litt er eine seltsame Qual: jeder Stein that ihm weh, der der Sohle dieses glatten Marmorfußes, dieses Wunders von Schönheit, sich eindrücken mußte: er war wütend auf sie, daß sie sich dem aussetzte, auf sich, daß er es litt, aber dann verstopfte er sich wieder und schwieg weiter. So lange, bis sie einmal wie unwillkürlich leicht aufzuckte und den Fuß schmerzhaft einzog. Da raunte er dicht neben ihr: „Keinen Schritt weiter, Flöre, du thust dir weh... zieh deine Schuhe wieder an.“

„Unstinn; da komme ich jetzt gar nicht hinein,“ sagte sie.

„Dann muß ich dich tragen.“

„Guh — du bist ja mit einem Male sehr liebenswürdig... Nun, meinethwegen, hier das Stückchen über den Kiesweg. Vorn, wo das glatte Hopfpflaster anfängt, laufe ich rasch hinüber — sehen darf uns doch niemand so!“

Zehn Minuten später saßen sie alle vier in der Laube, in die man für Ulrich einen Stuhl aus dem Hause geholt hatte; die übrigen bequemten sich zu den schmalen Bretterbänken auf Pfählen.

Flöre war frisch beschuht heruntergekommen und erzählte vor den andern, daß sie in den Sumpf geraten sei und sich ganz nasse Füße geholt habe, weiter nichts. Sie war sehr ausgeräumt, bediente ihren Freund, strich ihm die Butterbrote und schnitt Wurst und zuckerte ihm die Dickmilch übermäßig, indem sie behauptete: „ich weiß ja doch, daß du es gern issest,“ der Vater sprach auch redselig mit, erzählte Geschichten aus der Stadt und lachte auf Kosten derer, von denen sie handelten; die Mutter war am zurückhaltendsten; sie hatte ihren Ärger von vornhin, als Ulrich gleich wieder fortgewollt hatte, nicht vergessen. Ihre Augen gingen mißtrauisch von einem zum andern der jungen Leute: sie konnte kaum den Gedanken bergen: ist man denn wohl endlich einmal heute einen Schritt weiter mit ihm gekommen. Aber sie war doch klug genug, in den allgemeinen Ton verträglichen Schwagens je länger je mehr mit einzustimmen.

Und so war es denn von außen ein erbaulich patriarchalisches Mahl in der „Laube von wuchern-dem Weißblatt“, die den alten Woss entzückt haben würde: die ländlich einfache Kost, die tüchtigen Eltern, die brave Haus Tochter und der langjährige

Freund — verborgen für eine Stunde einmal wieder, was unter dieser Oberfläche lauerte und brütete. In den alten morschen Bänken der Laube bohrte indessen der Holzwurm geschäftig weiter; ganze Häuflein weißes Holzmehl hier und da am Boden zeugten von seiner Thätigkeit. Und er war nicht der einzige Zerstörer: um die eingesploßten Beine der Holzbänke standen gelbe Schwammansammlungen wie Manschetten ab, und schwarz angefault waren sie nun gar da, wo sie in dem von Moos und Flechten überwucherten Erdboden standen: es war nicht allein der Bequemlichkeit wegen gewesen, daß Voreisens für die massive Gestalt ihres Gastes einen gesunden Stuhl aus dem Hause geholt hatten.

Den Ausbruch bewirkte dieser dann ziemlich rasch, als eine Weile nach Sonnenuntergang die lange Sommerhelle ein Ende zu nehmen begann. „Ich reite ein neues Pferd,“ sagte er hastig, „und will über die Wiesen zurück, da darf es nicht noch dunkler sein.“ Und so verabschiedete er sich, auch von Flöre nur in Gegenwart der beiden Eltern und mit einem Händedruck.

Daß der Fuchs ein sicherer Gänger war, bewies er an jenem Abend, denn sein Herr war auf das Pferd so achtsam nicht, wie er hätte sein müssen. Er lebte auf jenem Mitt hinter dem Park her über die Wiesen zur Mühle hinüber noch einmal die Vergangenheit durch, die ganze Reihe von Jahren, die seit der ersten Bekanntschaft mit Flöre Voreisens, dem Unglück seines Lebens, verstrichen waren. Den Anlaß hatte seine jetzt längst verheiratete Schwester gegeben: sie war als vierzehnjähriges Mädchen mit Flöre, die etwa ebenso alt war, zusammen in die Stiebstunde gegangen, wie man das damals nannte: sie hatten die Anfertigung seiner Weißstickerei bei einer achtbaren Dame, die einen Kursus dafür abhielt, gelernt, und hier hatte Voreisens Wedekamp mit Flöre Voreisens eine kurzlebige Mädchenfreundschaft angezettelt.

Der Bruder hatte mit seinem Spürsinn gar bald herausgewittert, wann sie gingen und kamen und war ihnen dann stets begegnet; das schlanke, gerade gewachsene Mädchen mit den schwarzen Haaren und den sonderbaren blauen Augen hatte beim allerersten Anblick einen starken Eindruck auf ihn gemacht. So hatte es begonnen, aber es war bald weiter gediehen. Ulrich war Flören auch begegnet, wenn sie ohne seine Schwester ging: seiner Scheu, sie anzureden, hatte sie selber abgeholfen, sie waren dann zusammen gegangen; er hatte sie stets heimgeleitet, den weiten Weg zu ihrer entlegenen Wohnung, auch abends, denn ein sorgsam behütetes Mädchen war Flöre nicht, und schon damals war es zu halb kindischen verstoßenen Rissen gekommen, die ihr den ersten Hauch der Unerfahrenheit

abgestreift, aber auch ihm wahrlich nicht gefrommt hatten.

Dann eine jahrelange Unterbrechung, da er die Lehrzeit als Kaufmann und Techniker auswärts verbracht hatte. Als er sie darauf wieder gesehen hatte, war sie in der Blüte ihrer Schönheit gewesen, und er, mit dem gesteigerten Genußtrieb des jungen Lebemanns, hatte sorglos sein Vergnügen suchen wollen, auf die alte Bekanntschaft fußend, und hatte wenig geahnt, daß er in ein Netz geriet, stark genug, um auch ihn zu halten, und daß von da an ein Faden nach dem anderen um ihn gezogen wurde.

Er hatte ohne weiteres Zutritt im Elternhause Flörens gefunden: der ehemalige Sakai, ziemlich wohlhabend und doch eigentlich außerhalb der bürgerlichen erwerbenden Kreise stehend, brauchte nicht allzu heikel zu sein. Etwas in ihm aber hatte Ulrich schon damals abgehalten, dieser Bekanntschaft außer in der allerflüchtigsten Weise zu Hause Erwähnung zu thun. Sie ging weiter und nun begann er Sorgfalt anzuwenden, um sie vor den Eltern zu verheimlichen — und deshalb auch vor den Leuten überhaupt — sie nahm einen breiten Raum in seinem Leben ein, und die Alten ahnten von dieser verhängnisvollen Beziehung nichts.

Der junge Mann ging bei den Voreisens aus und ein und machte dem schönen Mädchen den Hof... er hatte nie daran gedacht, in ihr seine künftige Frau zu sehen — in der naiven Selbstsucht des Reichen — und doch verdarb sie ihm den Geschmack an den tadelfreien jungen Mädchen, mit denen er sonst zusammen kam. Flöre hatte damals nicht eigentlich einen schlechten Ruf, aber sie war zu auffallend, zu sehr bekannt als die schöne Flöre, und man hatte auch hin und wieder ihren Namen mit dem eines Mannes — ob er ein ehrlicher Bewerber sei, wußten ja die Leute nicht und die Böswilligen glaubten es nicht — zusammen genannt. Sicher genug war wohl, daß sie sich mehrmals hätte verheiraten können, aber doch nur in eine einfache Lebensstellung hinein, die der bürgerlichen Geltung ihres Vater entsprach. Mit Hohn, ja mit aufrichtigem Entsetzen waren aber solche Anträge von ihr zurückgewiesen worden und in der That konnte man sie sich als bürgerliche Hausfrau auch nicht denken. Als Hausfrau überhaupt nicht: ihre schönen Hände waren zur Hausarbeit nicht gemacht. Sie fertigte nicht ohne Geschick seine Stidereien an und verbrachte viele Stunden darauf, wenn ihr einmal die Laune danach stand; dann wieder vertribbelte sie die Zeit völlig in phantastischem Müßiggang. Gelernt hatte sie sonst absolut nichts; nichts aus der Schule war in ihrem ungenauen Gedächtnis haften geblieben, nichts interessierte sie auch, als fürstliche und andere Liebesgeschichten.

Und dieses sonderbare, an nichts zu fassende Wesen hatte Ulrich, wie er nach und nach mit Entsetzen inne werden mußte, einen starken Halt an seinem Leben gewinnen lassen! Was erst der Reiz ihrer Schönheit gethan hatte, that nachher die Gewohnheit — die Jahre vergingen, seine äußeren Verhältnisse änderten sich und wurden immer glänzender, sein Verhältnis zu den Voreisens blieb scheinbar dasselbe. Aber nur scheinbar — er mußte endlich gewahr werden, daß bei den Eltern wenigstens die ganze Zeit her eine Art plumper Berechnung gewaltet hatte, daß sie aus der Dauer dieser vertrauten Bekanntschaft selber einen Anspruch herzuleiten, daß sie ihn nun nicht mehr leichten Kaufs loszulassen gedachten!

Wie es gekommen war, wußte er selber nicht, aber er merkte mit einem Male, wie sie von lange her über all sein Thun in ihrer Weise unterrichtet waren und wie sie an das, was die anständigen Familien in Dietersburg kopfschüttelnd seine Heiratscheu nannten, nun schon längst ihre Pläne knüpften! Und ferner hatten sie ein wahres System stets wiederkehrender Angriffe auf das, was von bürgerlicher Rechtschaffenheit in ihm war, auf sein Gewissen, wenn man will, begonnen, indem ihm nun fortwährend zugesteckt wurde, daß Flöre seinethalben unverheiratet geblieben und daß er ihr die Sicherung ihrer künftigen Existenz deshalb geradezu schuldig sei. Und das alles zu einer Zeit, da er sie nun erst ganz kannte, da ihre völlige innere Leere ihn angähnte, da er mit tödlicher Sicherheit wußte, daß auch nicht die Spur eines Anteils an allen Dingen, die das Leben eigentlich lebenswert machen, ihm und ihr je gemeinsam sein würde!

Er überdachte den Verlauf des heutigen Abends, der typisch gewesen war, und eine Art Schauder packte ihn vor Flöre und ihren alten Künsten und vor sich selber, der bei klarem Bewußtsein ihnen doch immer wieder verfiel. Wenn sie es ihm am Ende doch abgewannen, ihn so weit in ihren Sumpf zogen, daß er sich nicht mehr frei machen konnte, mit all seinen Hunderttausenden nicht? Es war unwahrscheinlich, aber unwahrscheinlichere Dinge sind schon geschehen! Eben gerade erreichte er von dem Wiesenpfade aus die in der tiefen Dämmerung weiß glänzende Chaussee, jenseits deren in den Laubmassen ihrer hohen Bäume seine Aumühle gebettet war. Er sah nur die hohen Dächer der alten Gebäude; dahinter ragten dann die höchsten Schornsteine der neuen Anlagen in die Höhe. Ein Werk getragen von frischer Kraft, voll Leben und Gedeihen — nun kreuzten die Bilder Flörens und ihrer Eltern das, was er hier vor sich sah. Die hier! — sein Inneres krampfte sich zusammen vor Ekel... die brachten Meltau und innere Fäulnis mit... dann wäre alles aus,



alles Gedeihen, alles Glück. Und ohne es selber zu wissen, sagte er ganz laut, während er quer über die Chaussee auf sein Thor zuritt: „Nein, nimmermehr... lieber eine Kugel vor den Kopf...“

## 4.

Ulrich saß mit dem Buchhalter, Herrn Frederking, zusammen in seinem Arbeitszimmer. Sie hatten allerlei Geschäftliches zu besprechen gehabt: die Einstellung eines weiteren jungen Mannes auf dem Comptoir machte sich nötig. Beratend mit dem Buchhalter warf Ulrich den Gehalt für die neue Stelle aus und war weniger larg, als der kleine vorsichtige Herr Frederking. „Dem wird ja doch auch kein Abzug für die Schule gemacht, wie uns ältern Beamten“, hatte dieser gemeint.

„Nun, der Abzug ist Ihre Sache; Sie wollten ja die Schule haben,“ sagte Wedekamp. Und beläufig, die Augen auf einer geschäftlichen Liste, fragte er: „Wie macht es sich denn damit? Wird es Bestand haben?“ Denn die Schule ging ihn eigentlich nichts an: zu der waren die Familienväter unter seinen Angestellten auf eigene Hand zusammengetreten.

Herr Frederking meinte ziemlich reserviert: „Nun, wir hoffen ja das Beste. Die Kinder wenigstens gehen sehr gern hin. Meine Frau — man weiß ja, wie Frauen sind: sie geben ein bißchen viel auf das Äußere — sie hatte ihre Bedenken, ob die Lehrerin wohl auch für die Stelle passe.“ Er blickte hier nach seinem Chef hin, um die Wahrnehmung zu machen, daß dieser ihm schon nicht mehr zuhöre. Etwas angelegentlicher begann er von neuem, auch lauter, nachdem er sich geräuspert hatte: „Haben Sie sie denn noch nicht gesehen, Herr Wedekamp?“

„Ich? Wen? Ihre Frau? Ah pardon...“ ärgerlich lachend über seine Zerstreuung. „Ihr Frauchen und ich sind ja doch alte Bekannte, natürlich. Sie meinen, ob ich die Lehrerin schon gesehen habe? Nicht daß ich wüßte; es ist mir noch niemand Derartiges hier herum aufgefallen.“

Herr Frederking sah aus, als wollte er etwas sagen, was er dann aber verschluckte. Die würde Ihnen schon auffallen! Solche Worte etwa hatten ihm entfahren wollen, aber in gewohnheitsmäßiger Vorsicht ließ er sie lieber ungesagt, um nicht doch etwa seinem jungen Herrn einen unrichtigen Begriff von der Dame zu geben. „Sie müssen natürlich die Sache ein paar Monate lang ihren Gang gehen lassen, eher können Sie nicht darüber urteilen,“ meinte dieser noch verständigerweise.

„Gewiß, Herr Wedekamp, gewiß. Und wie gesagt: die Kinder scheinen ja soweit gut aufgehoben: und mein Quisichn läßt Spielen im Garten und alles im Stich, um nur erst ihre Arbeiten für das Fräulein zu machen.“

Ein wenig langweilig waren diese Familienväter mit ihren Frauen- und Kinderangelegenheiten: Ulrich dachte es gerade noch, während Herr Frederking aufstand und sich empfahl. Als der Buchhalter fort war, fiel es Wedekamp ein, daß er ihn noch hätte nach einer Person fragen können, die er in letzter Zeit ein paarmal in der Nähe von Numühle gesehen hatte: Herr Frederking — und noch mehr Frau Frederking — würden hier in der Ländlichkeit, über welche die letztere gern ein wenig seufzte, eine elegante weibliche Erscheinung schon nicht unbemerkt gelassen haben. Als Wedekamp nachher am Restaurant „Zur Numühle“ vorüber kam, dem alten guten Wirtshause, ohne welches die Herren hier gar nicht hätten bestehen können, da die Unverheirateten alle hier ihren Mittagstisch hatten, stand der Wirt in der Thüre. Nun, der wußte wohl noch besser als Frederking Bescheid.

„Sagen Sie doch, Herr Lang,“ begann Ulrich, mit zwei Fingern militärischerweise am Putrand den höflich sich verbeugenden Wirt begrüßend, „sind denn wohl wirklich schon ein paar Leute drüben in Falkenlust? Hat die ‚Saison‘ dort begonnen?“

Herr Lang zuckte die Achseln; als ein Mann, der Rücksichten zu nehmen hatte, enthielt er sich einstweilen noch jeder Ansicht über das Unternehmen des Berliner Arztes. „Gewiß, Kurgäste sind da, wenn man sie so nennen soll, Herr Wedekamp. Ich weiß es von der Lehnerten, der Kengshäuser Botenfrau. Und von dem Sandhose dort bekommen sie die Milch geliefert, jezt schon zehn Liter täglich.“

Ulrich Wedekamp lachte. „Sie wissen genau Bescheid, natürlich... Gehen denn die Herrschaften von dort auch 'mal des Weges hier spazieren, so daß man etwas von ihnen zu sehen bekommt? Ich meine, ich hätte...“

„Den Herrn mit dem langen Bart meinen Sie gewiß, Herr Wedekamp; der läuft täglich seine paar Stunden ab... und dabei hat er so schon wenig genug Fleisch auf den Knochen... das ist wahrscheinlich so ein Überstudierter, der nun hier von der Luft fett werden will, ha, ha!“

„Nein, ich meine eine Dame, die ich ein paar mal von weitem, von meinem Fenster aus, gesehen habe und die jedenfalls nach Falkenlust gehörte. Eine junge, schlanke Dame, dunkelblaues Kleid und großer roter Strohhut...“ und etwas ungeduldig, da es auf dem Gesicht des Wirts immer noch nicht hell wurde: „thun Sie doch nicht, Lang, als ströme es hier in Ihrem Hotel so aus und ein von Fremden, daß Ihnen so etwas nicht auffiel... ich erinnere mich nämlich jezt sogar, die Dame hier aus dem Hause kommen gesehen zu haben.“

„Aus dem Hause kommen? Na, ja, aus dem Hause kommt ein paarmal des Tages Fräulein Lu-



neuer Name. Aber konnte ich mir denn einbilden, Sie kennen nach all der Zeit die Lehrerin noch nicht!"

"Das ist die Lehrerin?" sagte Ulrich, gehesnt und leise, als sei es ihm auf den Atem gefallen. Sie sind wohl toll, Lang? hätte er am liebsten gesagt. Schon Gang und Gestalt jener flüchtig in seinen Gesichtskreis getretenen Erscheinung hatten ihn neulich frappiert und wenn er sie wieder sah, immer von neuem, und zwar war es, eigentümlich zu sagen, ganz besonders der Gang gewesen; etwas so Rhythmisches, leicht Sicheres war darin. — Ulrich machte sich das natürlich nicht so klar, aber seine Augen hatten an der Fremden gehangen, so lange er sie sehen konnte.

Heute hatte er nun auch das Gesicht gesehen — ein Gesicht, wie man es sich zu diesem Gange und dieser Figur denken konnte. Feine längliche Züge, ein helles Antlitz, aber weich dunkelbraunes Paar; die Augen grau, ins bräunliche spielend; und sie gaben ihm beim Vorüberstreifen einen festen freundlichen Blick. Alles in allem schien sie ein Wesen einer sehr verfeinerten Sphäre. Neulich schon war ihr, als sie in der Ferne vorbeiging, sein Blick gefolgt, mit dem wehmütigen Reide dessen, der etwas sieht, was nimmermehr in seinen Bereich kommen wird. Warum ist mir in unserem Kreise nicht auch einmal so ein Frauenzimmer begegnet? hatte er flüchtig gedacht.

Und nun mußte er, wer sie war. Rein abweisend großstädtischer Kurgast von da drüben, keine nervöse Lustbedürftige, die mit Terrainturwegen und Langerweile hier in der Nähe ein paar Wochen hinbrachte. Nein, weit entfernt davon: ein Anhängsel seiner eigenen Mumühle selber war sie, ein Mädchen, das für sein Brot arbeitete, das vom Buchhalter Frederking und vom Werksführer Lipprand, von seinen eigenen Sklaven sozusagen, bezahlt wurde! Eine wahre Revolution geschah in seinem Innern — er war sassungslös.

Herr Lang, der Wirt, gab dann endlich einem naheliegenden Gedanken auf seine Weise Ausdruck, indem er hinter der jungen Dame hernidend bemerkte: „Als ob sie 's nötig hätte, sieht die nicht aus, nicht wahr? Ich glaub's auch nicht. Da muß man ihre Sachen gesehen haben, all den Krimskräms, den so 'ne Dame um sich herum hat und braucht. Alles vom Feinsten. Sie hat die blaue Stube bei uns oben und das Kabinett daneben — meine Frau hat mich extra herauf gerufen, während sie Schule hielt, damit ich mich 'mal da umsehen sollte. Nur umsehen, weiter nichts, na, das war

doch erlaubt. Und der Mühe wert war's — die Spiegel und Lederetuis und was nicht alles — das ganze Zimmer riecht nach dem feinen Leder von ihrer Reisetasche — Zuchten nennt man das ja wohl, was aus Rußland kommt, nicht wahr? Ich mußte ins Kabinett gucken und den Koffer sehen. Das wäre ein Rohrplattenkoffer, hat die Lisette gesagt, die als Stubenmädchen nach Falkenlust gekommen ist und uns vorige Woche mal besuchte, und der kostete sechzig Mark . . ."

"Koffer — Reisetasche — wie eine Passantin," murmelte Ulrich.

Herr Lang nickte eifrig. „Hab' ich auch schon gesagt. Die probiert das 'mal, zum Zeitvertreib . . . solche feinen Damen, die nichts zu thun haben, kommen auf allerlei. Vielleicht hat sie auch von unserer schönen Gegend gehört, die der Herr Doktor da oben ja jetzt in die Mode bringt . . . hat vielleicht an der langen Weile gelitten oder sonst 'nen Spleen gehabt, aber — denken Sie an mich — auf die Dauer ist das hier nicht."

"Das sollten aber doch Herr Frederking und die übrigen Familien wissen, die ihr die Kinder anvertraut haben," sagte Ulrich, in dem es sich mit einem Male regte wie Feindschaft gegen die Fremde, die mit den Verhältnissen seines Erdwinkels hier ein hochfahrendes Spiel treibe. Ja er selber kam sich wie schlecht behandelt, wie betrogen von ihr vor — warum hatte sie so ganz anders als wie das, was sie war, auszusehen?

Herr Lang sah mit Verwunderung, wie der junge reiche Mann die Sache ganz ernst zu nehmen schien. „Aber ich bitte Sie, Herr Wedekamp", sagte er begütigend, „das ist ja nur so 'ne Idee von mir, unter uns! Sagen Sie lieber bei den Herren nichts, ja nicht! Warum Fräulein Lucius Schule hält, das kann denen ja gleich sein, besonders wenn sie es, aus Liebhaberei, vielleicht desto besser macht. Sehr gebildet ist sie, ja, ja, das sagt meine Frau auch . . . und in aller Welt gewesen, in Italien und wo nicht alles, das sieht man an den Eisenbahnvermerken am Boden des Koffers . . . Ja, selbst meine Frau meint, so 'was Feines hätten wir noch gar nicht im Hause gehabt. Lassen Sie sie doch bleiben, so lange sie Lust hat. Je länger, desto besser ist's für uns hier!"

Je länger, desto besser ist's für uns hier — mit diesen Worten im Ohr schritt Ulrich, nachdem er sich von Herrn Lang getrennt hatte, seinem Wohnhause in der Mumühle zu.

(Fortsetzung folgt.)









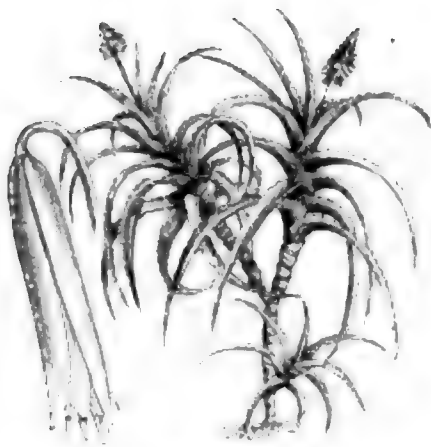












*Aloe arborescens.*

Keulenärmel der jetzigen Mode besonders hübsch, die oben nicht zu eng sind und bei welchen durch etliche Stiche eine Puffe markiert werden kann. Stets habe man ein vollständiges schwarzes Kleid zur Hand, um bei plötzlich eintretenden Trauerfällen so wenig als möglich mit Kleider Sorgen geplagt zu sein. Sehr praktisch ist es, jederzeit eines der jetzt modernen Matrosenbündchen in weiß, grau oder schwarz zu haben und dazu verschiedenartige Handgarnierungen zu tragen. Ein Band glatt herum genommen und mit einem Kiesel entzogen, genügt vollkommen zur Garnierung. Versieht man nun verschiedene bunte Bänder in passender Breite, die zu den Kleidern, welche man eben trägt, passen, mit Hasen und Esen, welche unter dem Kiesel unsichtbar angebracht werden, so ist die Garnierung für jeden Anzug in einem Augenblicke gewechselt. Manche faden oder besten diese Bänder auch nur an, doch ist dies Arrangement mit Hasen praktischer und solider. Statt sich eine Menge von Sonnenschirmen zu halten, trägt eine sparsame Frau einen guten schwarzseidenen und einen Schirm in crème oder weiß mit Spitzen. Beide passen zu jeder Toilette. Ein gleiches gilt von schwarzen Sonnenschirmen, welche in Plattschiff mit bunten Blumen oder einem vollen Zweige bepflanzt werden. Ein solcher Schirm bildet auch ein reizendes Gelegenheitsgeschenk. Als Staubrock ist ein Unterrock aus grauer Leinwand mit dazu passender Stickerei oder Spitzen eminent praktisch. Für den Winter ist der praktische Unterrockstoff der Wolle, der in den besseren Marken — aber nur in diesen — ganz unverwundlich ist.

**Alcogewächse.** Zu den empfehlenswertheiten Pflanzen für die Zimmerkultur gehören in erster Linie die der Familie der Liliaceen angehörigen Alcogewächse. Da sie wenig Pflege und wenig Platz erfordern, dabei originell und ziellich aussehen, müßten sie eigentlich die Ideal-

pflanzen der in räumlich beschränkte Großstadtwohnungen gebannten Blumenliebhaber und -Liebhaberinnen sein, und doch begegnet man ihnen nur in verhältnismäßig geringer Anzahl. Hoffentlich tragen diese Zeilen und unsere Bilder dazu bei, den ziellichen Pflänzchen die Freunde zu erwerben, die sie tatsächlich verdienen. Am besten läßt man sie sich, wenn sie am Orte selbst nicht erhältlich sind, von einer der bekannten Exotischer Firmen, z. B. Haage & Schmidt, kommen, stellt sie im Sommer an den sonnigsten Fensterplatz oder ins Freie hinaus, und gießt sie mäßig, im Winter sogar selten. Man kann sie bequem im Wohnzimmer überwintern. Sehr gut eignen sich größere Exemplare als Dekorationspflanzen fürs Terrarium, dem sie einen südländischen Charakter verleihen. Man pflanzt sie darin am besten in sandigen Boden mit Kalkkugeln untermischt, vielleicht zwischen Luff- oder andere Steine, wenn man es nicht vorzieht, sie in den Töpfen zu lassen und diese in den Sand einzugraben.

**Aussammeln der Kalkkugeln.** Sobald die mit Waden behafteten Früchte von den Räumen fallen, sollen sie möglichst noch am selben Tage abgenommen werden. Im anderen Falle geben die Larven aus den Früchten zur Überwinterung in den Erdboden über, um im nächsten Jahr von neuem Schaden zu stiften. Besonders kom-

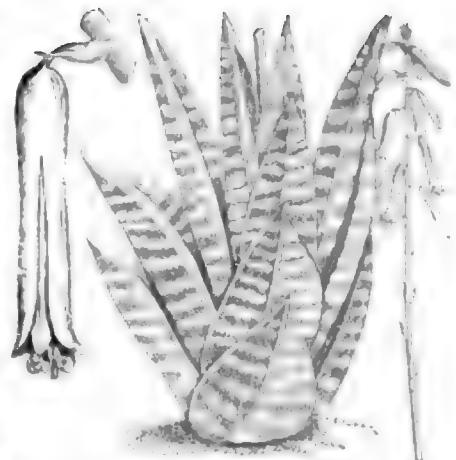


*Aloe Beguinii perfectior.*

men in Betracht: der Apfelwickler, der Pflanzenwickler und die Kirschenfliege. Auch muß man beim Abernten der reifen Früchte wohl darauf achten, daß nichts an den Ästen hängen bleibt; denn solche überwinternden Früchte geben die Zufluchtsstätte für eine große Zahl Obstbaumschädlinge ab.

**Das Federnfressen der Fühner** ist eine Unart, die sich besonders dann leicht beim Geflügel einbürgert, wenn dasselbe mangels genügenden Raumes nicht Gelegenheit zum Schwärzen und Suchen nach Futter erhält oder wenn die Tiere morgens zu lange im Stalle gehalten werden. Meistens beginnt ein Huhn damit und die andern werden von dieser Unart angesteckt; bald läuft dann der ganze Bestand mit nackten Hälsen herum, was nicht nur einen widerlichen Anblick gewährt, sondern auch Anlaß zu Entzündungskrankheiten der Tiere giebt. Federnfressende Fühner müssen bald geschlachtet werden, ehe noch die andern ihrem Beispiel folgen; denn es ist unmöglich, ihnen diese krankhafte Unart abzugewöhnen. Dann aber stelle man auch die eigentlichen Urtaden ab, lasse die Fühner früh aus dem Stall und gebe ihnen neben Körnern auch grünes Futter und Gelegenheit zum Schwärzen.

**König Johann von Frankreich** befand sich einst bei einer Heerchau seiner Truppen, und die Soldaten sangen nach damaliger Sitte das Lied vom Roland. Der König hörte es und sagte: „Wasu das? Es giebt keine Rolands-



*Aloe variegata.*

mehr unter den Franzosen.“ Ein alter Offizier, den diese Ausrufung verdrieß, entgegnete: „Es würde in dem französischen Heer nicht an Rolands fehlen, wenn die Soldaten nur einen Karl den Großen an ihrer Spitze hätten.“

**Der Philosoph Diogenes** sagte zu einem Richter, der plötzlich umfalle und sich auf die Arzneikunst verlegte: „Wißt du jetzt diejenigen umbringen, die du zuvor nicht töten konntest?“ — Zuweilen ging er nach einem Orte hin, wo viele Statuen standen, und sprach dieselben um Geld an. Befragt, warum er dies thue, antwortete er: „Um mich daran zu gewöhnen, nicht empfindlich zu werden, wenn Menschen mir etwas abschlagen.“

**Ein junger Offizier** im Heere Friedrichs des Großen, ein Herr von Vilenborn, wurde in jedem Rapport stets als „guter Dichter, aber schlechter Soldat“ erwähnt. Bei einer Reue ritt der König auf ihn zu und sagte: „Nach! Er soll gleich einen Vers.“ Voll Geistesgegenwart begann der Lieutenant:

Gott sprach im Jörn:  
Du, Herr v. Vilenborn,  
Sollst als Soldat auf Erden  
Nie mehr als Lieutenant werden.

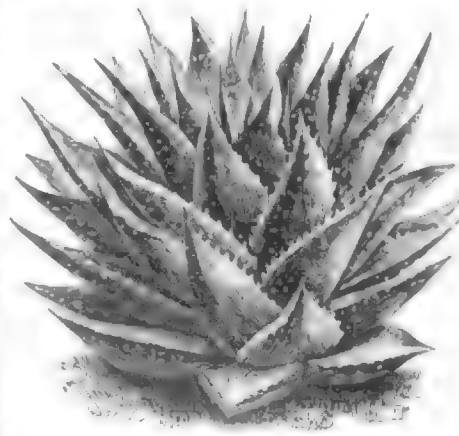
Der König wurde von der Gewandtheit und dem treffenden Witz des jungen Offiziers in beilere Laune versetzt und sprach: „Ich werde doch wohl in meinen Regimentern auch noch was zu befehlen haben und kann avancieren lassen, wen ich will! Er ist Hauptmann, aber mach! Er soll gleich noch einen Vers!“ Der frisch gebadene Hauptmann fuhr weiter fort:

Der Jörn hat sich gewandt,  
Hauptmann werd' ich genannt;  
Doch hält' ich Equipage,  
So halt' ich mehr Courage.

„Die Equipage soll Er auch haben, aber nun ist's mit dem Versmachen genug,“ sagte lachend der alte Fritz.



*Aloe hybrida Stella.*



*Aloe Bedinghausi.*













ist, und mir thut's leid für Sie, daß Sie gerade an einem solchen zu uns gekommen sind."

Das hatte Manhart schon selbst so empfunden, sich gewundert, wie die vornehm-feinen Schloßbewohner es über sich zu gewinnen vermöchten, derartige Verwandtschaftsrücksicht zu üben, und das Wesen, wie die äußeren Umstände des Freiherrn von Warrentrap lagen jetzt deutlich aufgeheilt vor ihm. Doch als bedeutungslos trat dies dagegen zurück, daß die Sprecherin ihn solcher Mitteilung würdigte und einer irrigen Meinung, die er sich gestalten könne, vorzubeugen beflissen war. Darin gab sich natürlich keine Anteilnahme an ihm kund, aber er bildete für sie doch etwas anderes als einen Baumstamm, einen toten Gegenstand, denn zu einem solchen hätte sie nicht gesprochen.

"Wollen Sie denn stehen? Ihr Weg nach Hause, glaube ich, ist noch ziemlich weit."

Er fuhr in seinem stummen Dastehn leicht zusammen. Die Frage galt ihm selbst, besagte, er ermüde sich unnötigerweise vor seinem Rückweg. Es drückte aus, daß er jemand sei, der sich heut' noch mit den Füßen anzustrengen habe, sie denke daran und stelle er sich menschlich vor.

So sah er wieder. Nein, er hatte sich eine völlig irrthümliche Meinung über sie gemacht, sie war nicht hochfahrend, nicht einmal herablassend. Ein unendlicher Abstand lag zwischen ihr und ihm, doch sie schlug mit ihren Worten eine Brücke drüber hin, als ob nichts von der breiten Kluft vorhanden sei. Ganz natürlich redete sie, vom See und der Landschaft umher, ob die Gegend ihm gefalle und ob er die Himmelschlüssel und Männertreu besonders liebe. Und auf seine stotternd bejahende Antwort fragte sie: "Weshalb wollten Sie denn, daß Lisette die Blumen haben sollte?"

Ein ganz leichtes Lächeln umspielte dabei ihren Mund. Ihm kam der Augenblick, wie er die Blumen in den Rachen hinüber geworfen, deutlich zurück und er versetzte: "Baroneß sagten, ich möge sie dem Fräulein für die Kirche —"

Sie fiel ein: "Muß man einen Spaß wörtlich verstehen? Meine Augen waren wohl von der Sonne geblendet und hielten Sie für einen Kandidaten der Theologie. Ich bin auch eine Freundin von Frühlingsblumen —"

Hinter dem Rücken Manharts scholl eine andre, rauhe Stimme drein: "Nun, amice, wenn Sie noch vor Nacht heimkommen wollen, tempus est abire." Die beiden Brüder lehrten von der Befichtigung zurück und Undine schien durch die Wiederkehr ihres Entels, für den ihre unverhohlene Aussprache wenig Zuneigung kundgegeben, zum Aufstehen und Davongehen veranlaßt zu werden. Manhart hatte, seitdem er nach Groß Wartenbel gelangt, überhaupt keiner

Zeit gedacht, drehte zum erstenmal, sich besinnend, den Kopf zur Sonne herum und sah, daß sie schon ziemlich schräg nach Westen hinüber stand. Ebenfalls sich vom Stuhl erhebend, von einem schreckhaften Gefühl befallen, daß er unschicklicherweise zu lange geblieben sei, antwortete er rasch: "Ja, ich hätte wohl schon eher —." Er sagte es laut, der jungen Dame nachblickend, in einer unbestimmten Hoffnung, wenn sie es höre, wende sie sich vielleicht noch einmal um, so daß er sich durch eine Verbeugung von ihr verabschieden könne. Doch sie schritt, ohne darauf zu achten, weiter dem Hause zu, und herantretend äußerte der Baron von Wentstern lebenswürdig: "Es würde mich freuen, meinem Bruder widersprechen zu dürfen, aber er hat recht, Ihr Weg ist weit, und wir müssen wohl davon absehen, Sie länger aufzuhalten. Hoffentlich nehmen Sie einen Eindruck von unserer Gegend mit, der Sie bald zu einem Wiederbesuch derselben veranlaßt. Vielleicht in Gemeinschaft mit meinem lieben alten Freunde, dem ich herzlichen Gruß von mir auszurichten bitte. Sagen Sie ihm, es würde mir ein besonderer Freudentag meines Lebens sein, ihn einmal nach Wartenbel kommen zu sehen. Du willst auch schon aufbrechen, lieber Bruder?"

Ekbert Warrentrap erwiderte: "Ja, 'mal Augen nach der Ordnung im Staat machen; wenn die Raß' fort ist, springen die Mäuse auf dem Tisch." Manhart Osterling hatte einen etwas verworrenen Dank für seine unverdient gütige Aufnahme über die Lippen gebracht und fühlte noch den leichten Druck der geschmeidigen Hand des Schloßherrn in der seinigen nach, eh' ihm deutlich ward, daß sein vormittägiger Begleiter wieder neben ihm ausschreite. Für sein Leben lieber wäre er allein gegangen, im Kopf und Herzen war's ihm so voll und ein köstlicher Ausdehnungsdrang seiner Brust ward durch die Gegenwart eines andern beengt. Zumal durch diejenige des Freiherrn, für dessen ordinäre Natur ihm die Augen aufgegangen waren, doch einen andern Weg konnte er nicht einschlagen und mußte sich bis nach Klein-Wartenbel zurück in das Unvermeidliche finden. Eine ziemlich Strecke ging's durch den langgedehnten Park, dann in einem Gehölz weiter, das am Vormittag mit braunen Buchenknospen gestanden. Aber in Stunden hatte die heiße Frühlingssonne Wunder gewirkt, da und dort flimmerte ganz leise ein erster lichtgrüner Schein am Gezweig und drüber klang heller Trosselschlag aus den Wipfeln herab. Sonst lag eine Märchenstille zwischen den grauen Stämmen, nichts tönte, als dann und wann der Schritt der nebeneinander Gehenden auf härterem oder unterhöhltem Boden, und nur jetzt einmal mischte sich von seitwärts her ein anderer Schall ein. Es mußte der eines Hufschlags sein, der auf einem hier die Straße

überkreuzenden Waldweg herankam, und um einige Augenblicke später tauchten auch Kopf und Mähne eines zierlich gebauten braunen Pferdes um die Krümmung. Nun hob sich von ihm die volle Gestalt einer Reiterin in engumspannendem, langfließendem schwarzem Kleide auf, hoch, mit schlanken Schultern; den Kopf bedeckte ein kleiner barettartiger, von blauem, kurz nachflatterndem Schleier umwundener Hut. Ein prächtiges Bild auf dem Hintergrund der grauen Stämme war's; das Roß schien beim unerwarteten Anblick der beiden Fußgänger zu scheuen, stieg einmal beinahe senkrecht in die Höhe. Doch seine Herrin wankte nicht im Sattel, bändigte es mit der kleinen, von langem gelbem Stulphandschuh überdeckten Rechten sogleich zur Ruhe, grüßte mit einer kurzen salutierenden Bewegung der silberbeknahten Reitgerte und verschwand, die Straße kreuzend, in fortsprengendem Galopp vogelzugartig auf der andern Seite um eine Biegung des Waldwegs.

Einem Phantasiebilde hatte die Erscheinung geglichen, und erst als nichts mehr von ihr sichtbar geblieben, schien's Manhart Osterling, die hellen Stern-Augen, das Antlitz, das braune Haargelock Undines von Wenkstern seien's gewesen. Die Möglichkeit einer so vollständigen Verwandlung, eines solchen Gegenstandes war kaum zu fassen; sie stand vor seinem Blick wie eine weiße, körperlose Glanzwolke, und plötzlich entwickelte sich aus dieser eine dunkle, prachtvolle Frauengestalt, deren schlankherrlichen Gliederbau das fastenlose Reitgewand bis zum Gürtel hinunter in festen Umrissen abzeichnete; dann wallte es wie ein Mantel mit der schwarzen Schleppe fast bis zum Boden nieder. Von aller Einbildungskraft nicht zu erschaffen war diese Wandlung und dennoch keine Täuschung, einem Wunder gleiche Wirklichkeit; wie sinnbetäubt blickte der junge Kaufmann der verschwundenen Reiterin nach. Neben ihm sagte Elbert Varrentrap: „Ein netter Fuchs, hat allerdings meinen Bruder vermutlich auch genug gekostet; dafür hätte man ein Duzend gute Fässer in den Keller legen können.“

Manhart befiel's geradezu mit einem heftigen Widerwillen gegen seinen Begleiter. Von dem Pferde redete der, freilich seinem Wesen entsprechend; das hatte er gesehen, von dem zauberhaften poetischen Menschengebilde wahrscheinlich überhaupt nichts aufgefassen. Doch hörte im Weitergehen sein Weggefährte ihn einmal sagen: „Ein liebes Ding, schade drum, gut kann's ihr nicht thun.“ Das ließ Manhart unwillkürlich halb erschrocken vom Munde fliegen: „Fürchten Sie, das Pferd könnte nicht sicher — daß ihr ein Unfall —?“

„Nein, solche Künste treibt sie nicht,“ fiel der Freiherr ein; „ich meine nur, sie thät besser, in Seedorf zu bleiben.“

Wie zuvor von dem Pferd, so hatte er eben von der Pfarrerstochter gesprochen; dem jungen Hörer war's wie eine Erlösung, daß jetzt das Gebäude von Klein-Wartenbel nah vor ihnen aufstieg. Beim Anblick des halbverfallenen Raftens mußte er sich vorstellen, wenn der Baron von Wenkstern und seine Tochter gezwungen wären, statt in ihrem Schloß hier zu wohnen. Undenkbar war's, eine weiße Seerose statt auf schimmerndem Spiegel sich wiegend, in einen Schmutzkübel gesteckt; sie würde lieber sterben, als so leben. Ohne daß er's bemerkte, war er mit von der Landstraße das kurze Stück bis zum Hause abgelenkt und hielt erst vor diesem an, wo ihm von der teerschwärzen Stallthür noch die Kreideaufschrift Varrentraps entgegensah: „Er kann den Rest aus der Bouteille trinken. Aber lasse Er sich's nicht zu Kopf steigen, denn Sein Kopf ist schwach.“ Darunter aber stand jetzt von anderer Hand geschrieben: „Ich bin dem gnädigen Herrn für seine Warnung dankbar und weil ich selbst mich auch schwach im Kopf fühlte, lieber in den Keller hinunter gestiegen.“ Darauf blickte der Freiherr hin, knurrte durch die Zähne: „Hol' der leibhaftige Teufel den Unterthan!“ griff nach der Kreide und schrieb wieder drunter: „Wenn Er seine Kopfschwäche mit 37er kuriert hat, will ich Ihn zu einem Ragenjammer verhelfen, den Er acht Tage verspüren soll. Quod licet mihi, non licet Viehi. Weil Er kein Latein versteht, muß ich deutsch mit Ihm sprechen.“

Der Schreiber legte das Kreidestück auf den Fenstersims zurück, drehte sich um und sah den hinter ihm Stehengebliebenen an. „Wenn Sie einmal Regent eines Staates werden, nehmen Sie sich ein exemplum dran. Neben ist Wasser, schreiben ist Wein, manchmal wirkt's auch wie ein guter Schnaps. Die Sprache hat gewußt, was sie that, als sie die formula loquendi erfand: 'Einem etwas aufkreiden'. Na, ich seh's in Ihrem Gesicht, Sie haben Eile, wegzukommen, und Fußreisende muß man nicht aufhalten. Also vale et usque ad reditum! Menschen kommen immer wieder zusammen, bis der Knochenhammer ihnen die Beine einpackt. Cito ruit, aber ich denke, wir haben beide noch Vorsprung vor ihm; ich wollt', meiner wär' so groß wie Ihrer, da ruderte ich heut' Abend noch 'mal nach Seedorf hinüber. Sed tacitis senescimus annis, das heißt, mit den Jahren hat das Alter den Mund zu halten. Kommen Sie, Augen links, ohne Unfall an der Höllenschente vorbei und veräumen Sie Ihr Latein nicht! Wenn Sie wieder hier einkehren, ampulla exsiccanda ad manum est; ich hoffe, Ihre Zunge hat den Unterschied bei mir und beim Großmogul verspürt.“

Da ging Manhart Osterling wieder allein am Seeufer entlang. Nicht auf der Zunge, doch in der Hand fühlte er einen Unterschied zwischen dem harten

Druck der Inochigen Finger Varrentraps und dem leichten der feinen Hand, mit der sich der Baron von Wenkstern von ihm verabschiedet hatte. Der Unterschied oder richtiger der volle Gegensatz der beiden ungleichen Brüder sprach sich darin aus; hinter ihm lag Groß-Wartenbel als ein paradiesischer Aufenthaltssort höherer Wesen und Klein-Wartenbel, an eine armselige Erdhöhle erinnernd, denen gleich, in welchen ehemals die Menschen einer noch kulturlosen Vorzeit ihr kümmerliches Dasein gefristet hatten. Wie eine Art Überbleibsel von diesen erschien ihm auch der Freiherr, roh und niedrig, verständnislos für das Hohe und Schöne, als einzigem Lebensgenuß dem Wein und Schnaps frönend. Oder eigentlich war er ein Narr mit seinen umgekehrten Ahnenbildern an der Wand, mit seinen lateinischen Vokabeln und seiner Kreidelkorrespondenz auf der Stallthür. Manhart begriff nicht mehr, daß er sich am Morgen gehoben gefühlt, mit jenem hier zu gehen. Seine Sinne waren offenbar von dem adeligen Rang und Namen verblendet gewesen, doch seitdem hatte er das Wesen wirklicher Aristokratie kennen gelernt und wußte, es kennzeichne sich durch sich selbst, in jedem Gesichtszug, jedem Wort und Ausdruck, in der Feinheit und Anmut jeder Bewegung. Und bezeichnend auch war, daß er den Freiherrn von Varrentrap anfänglich für einen Förster gehalten.

Darin aber hatte dieser richtigen Blick bewährt, daß es seinen Weggenossen übermächtig dränge, von ihm wegzukommen. Und nun war Manhart befreit, auf der Straße allein mit einem in und um ihn wogenden Meer von Gedanken und Empfindungen. Daß er hier an diesem Tage schon einmal gegangen sein solle, hatte etwas kaum Denkbare für ihn; wie aus einem Vorleben erschien's ihm, als ob er seitdem überhaupt erst zu leben begonnen habe. Von den Dingen am Weg nahm er nichts gewahr, ging am Nobisstrug vorüber, ohne es zu bemerken. Nur als er an die Stelle gelangte, wo er durch die Weiden zum Seerand herabgetreten war, hielt sein Fuß ihn, von selbst stotternd, an und er schritt wieder durch den Busch zur Wasserfläche hinunter. Unbewegt dehnte sie sich jetzt in spätnachmittägigem Lichte aus, trotzdem hörte er deutlich einen plätschernden Ton, doch kein kreisendes Wellchen wiegte sich um die braunen Schilfhalme, nur eine klopfende Blutwelle in ihm selbst erzeugte seinem Ohr den Klang. Nun wandte er sich und stieg auf dem Fußweg die langgestreckte Anhöhe hinan; wie er droben stand, stieß die Sonne auf den Himmelstrand, übergieß nur mit einem letzten rötlichen Glanz fern am Seeende noch das weiße Schloß von Groß-Wartenbel. Tiefe Stille lag rundum, nur eine vereinzelte Lerche trillerte noch aus der Luft herab. In ihren Gesang hinein rief Manhart Osterling plötzlich zweimal laut, wie mit ihrem Früh-

lingslied um die Wette jauchzend: „Undine — Undine!“ Dann riß er gewaltsam die Augen los und lief auf der andern Seite die Anhöhe hinunter.

Ein bedeutungsloses Nichts war er, aber dennoch auch ein mit Leben besetztes Etwas, denn er trug ein beseligendes, alles ausfüllendes Verlangen in sich, sein Leben für das Undines von Wenkstern hingeben zu können. Zur Rechten und Linken am Feldrain schimmerten hellfarbige Flecke, die Männertreibblüten hatten sich geschlossen und waren nicht mehr sichtbar, doch die Himmelschlüssel hielten ihre goldgelben Kelche unverändert geöffnet, und er pflückte sich einen Strauß davon, ihn mitzunehmen und auf den Tisch in seiner Stube zu stellen. Hinter ihm, wenn er am Boden kniete, klang eine Stimme: „Ich bin auch eine Freundin von Frühlingsblumen —“

Nicht neben den Primeln standen mehrfach auch Anemonen, aber er sah sie nicht, streckte nicht die Hand nach ihnen aus. Als er in schon einbrechendem Dämmerlicht die Stadttürme vor sich aufsteigen sah, kam ihm zum Bewußtsein, daß er versäumt habe, den Auftrag des Senators auszuführen, für dessen Tochter von den „weißen Blumen“ mitzubringen. Doch er schüttelte den Kopf: nicht vergessen hatt' er's, er hatte es nicht gewollt. Eine Entweihung des Tages war's gewesen, für Margaret Willens Frühlingsblumen abzubringen, und er war kein Knecht, der vor einem Befehl den Rücken bog, sondern ein Mensch, den wohl die äußeren Verhältnisse nötigten, in seiner Dienststellung auszuharren, aber der in sich das erhebende Gefühl der heut' gewonnenen Freiheit seines Denkens und Empfindens trug. Das konnte ihm keine herrschsüchtige Willkür je wieder zum Sklaventum erniedrigen.

## 3.

Zu spät war's am Sonntag Abend für Manhart Osterling geworden, um nach seiner Heimkunft noch den unterzeichneten Schuldschein an den Senator zu überbringen; so ertönte bald nachdem er sich zur bestimmten Zeit des nächsten Morgens an seinem Comptoirpult eingefunden, der Doppelschlag der Glocke, der ihn in das Zimmer des Chefs berief. Er hatte schon auf den Klang gewartet, erhob sich sofort und trat durch die Verbindungsthür. Rudolf Willens saß, ihm den Rücken zulehrend, an seinem geöffneten Schreibtisch, hielt die Augen nach dem kleinen, in der Ecke desselben angebrachten Spiegel gerichtet, der das Bild des Eintretenden zurückgab. Auf den ersten Blick zeigte sich an dem jungen Commis etwas Verändertes, er stand, das Blatt in der Hand haltend, aufrechter als sonst, im Gesicht erschien die gewöhnliche Scheu von einem entschlossenen Zug verdrängt. Nun wendete der Senator sich um und fragte:





„Weshalb ist Er gestern nicht mehr gekommen?“  
 „Es war schon dunkel, als ich zurückkam, Herr Senator.“

„Dann hat Er sich also unnütz aufgehalten, denn Er hätte bald nach Mittag wieder hier sein können.“

Einen Augenblick schwieg Manhart, ehe er entgegnete: „Der Sonntag ist für alle Comptoiristen ein freier Tag, Herr Senator, den sie nach ihrem Belieben zubringen dürfen.“

„So? Ist Er draußen zu dieser Weisheit gekommen? Und es hat Ihm also beliebt, länger auszubleiben? Gehe Er her!“

Der Aufgeforderte war doch innerlich über seine Vermessenheit erschrocken, mit leicht zitternder Hand überreichte er den Schuldschein, dessen Unterschrift der Empfänger prüfte. Danach fuhr dieser, ohne sich weiter über die verspätete Rückkunft zu äußern, fort:

„Ist Er auf Groß-Wartenbel zu Tisch geladen worden?“

„Ja, Herr Senator.“

„Und hat Er mir noch etwas mündlich von dort auszurichten?“

Manhart mußte sich überwinden, doch er wiederholte die ihm aufgetragenen letzten Worte des Barons von Wenckstern, daß es diesem ein besonderer Freudentag seines Lebens sein würde, den Herrn Senator einmal nach Wartenbel kommen zu sehen. Rudolf Willens sagte, kurz nickend: „Ich gedenke, mir die Freude in diesem Sommer verstaten zu können.“ Es war keine an den Commis gerichtete Antwort, nur ein laut geäußelter Gedanke, und es schien, daß er im Begriff stehe, sein „Well“ zur Entlassung Manharts nachzufügen. Doch sein Mund that sich nochmals zu einer Frage auf:

„Hat Er für meine Tochter Anemonen mitgebracht?“

„Nein, Herr Senator.“

„Sind Ihm noch keine blühenden unterwegs vorgekommen?“

„Ja, schon viele, Herr Senator.“

„Weshalb hat Er denn keine davon gepflückt?“

Der junge Mann schöpfte erst einmal Atem. „Weil es Sonntag war, Herr Senator, an dem mir mein freier Wille zukommt, und weil —“

Er stockte doch unwillkürlich; Rudolf Willens wiederholte: „Und weil —?“

„Weil solche anbefohlene Dienstleistungen nicht zu den Obliegenheiten meiner Stellung gehören.“

„So? Er hat Seine Kenntnisse auf dem Weg ja mannigfach bereichert. Blumen pflücken gehört also nicht zu den Obliegenheiten Seiner Stellung; ich sehe, daß ich noch von Ihm lernen kann. Wenn ich Ihm nun die Wahl stellte, ob Er gehn will, die Blumen zu holen oder sonst seiner Wege gehn?“

Die scharfen Augen des Senators hasteten auf dem Gesicht des Befragten, der stockend hervorbrachte: „Ich bin kein Dienstknecht —“

„Heißt das, Er würde Seine Eltern hungern lassen?“

Manhart ward sehr blaß, doch versetzte er: „Einmal wären sie doch fast verhungert, wenn mein Vater nicht die alte Schuld aus Amerika — und ich würde suchen, anderswo —“

Rudolf Willens fiel ein: „So kann Er gehen. Das heißt, Er geht vorderhand an Sein Pult, das Weitere findet sich. Seine Anstellung läuft bis zum Herbst, so lange hat Er in meinem Geschäft Seine Arbeit zu thun. Außer der Zeit finde ich kein brauchbares Sujet zum Ersatz, und einen Kontraktbrüchigen kann ich von der Polizei zur Pflichterfüllung anhalten lassen. Well.“

Der Verabschiedete wendete sich stumm zur Thür, doch ungewöhnlicherweise fügte der Senator noch etwas hinter seinem Entlassungswort ein: „Wenn Er unterwegs solchen Begriff in den Kopf bekommen hat, daß es gegen Seine Manneschre geht, für ein Mädchen Blumen zu pflücken, so kann Er doch vielleicht mit ihr vereinigen, in Seinen Mußestunden Pflanzenkunde zu betreiben. Dagegen habe ich nichts, so lange Er noch bei mir im Geschäft bleibt; vielmehr ist das eine nützliche Beschäftigung. Befasse Er sich damit, die Kornarten voneinander unterscheiden zu lernen, auch wie sie vom Landwirt behandelt werden müssen; das sind Kenntnisse, die unter Umständen dem Kaufmann nötig fallen. Ich werde Ihm bei Wollenweber aus meiner Bibliothek ein Buch hinlegen, das Er mitnehmen und aus dem er sich darüber unterrichten kann. Well.“

Etwas sinnverworren lehrte Manhart ins Comptoir zurück. Er war mit sich, der Ausführung seines gefaßten Entschlusses zufrieden, doch was sie zur Folge gehabt, wußte er sich nicht recht zu deuten. Daß er keinen Jornausbruch des Senators zu befürchten habe, hatte er sich vorher sagen können; Rudolf Willens geriet nie in Hestigkeit. So geschehen war's, wie es zu erwarten gewesen, seine Mitteilung mit einigen ironischen Bemerkungen beantwortet, gleichsam beiseite geschoben worden. Aber in diesem letzten Thun lag das Undeutliche, nicht verständlich werdende; er konnte nicht ins Klare darüber kommen, ob ihm eigentlich seine Stellung gelündigt worden sei; zweifellos blieb nur, er müsse sie für die Dauer des kontraktlichen Halbjahres unter sonstiger Androhung von Zwangsmaßnahmen weiter versehen. Es schien jedoch fast, wie wenn der Senator sich über ihn lustig gemacht, seine Auflehnung und Selbständigkeitserklärung nur als einen knabenhaften Einfall betrachtet habe, der keinerlei weitere Beachtung verdiene. Darauf wies auch die eben-

so wenig verständliche Sache mit dem Pflanzenbuch hin; vorgestern hatte er wegen einer botanischen Kenntniß wegwerfenden Tadel erfahren und heut' ward ihre Vermehrung ihm als nützlich anempfohlen. Allerdings nach der praktischen Seite, soweit sie dem Felderwerb förderlich sein konnte, insofern Korn in einem Verhältnis zum Silber stand; alles entsprang immer der nämlichen herrischen Willkür. Doch ging aus dem Verlauf der Unterredung jedenfalls hervor, daß Willens zur Zeit wenigstens seinen Commis nicht entbehren wollte, in einem sofortigen Wegjagen desselben aber eine Beeinträchtigung seines Vorteils sah. Darin lag ein indirekter Beweis der Geschäftstüchtigkeit und Nützlichkeit Manharts, und dieser fühlte sich durch die unbeabsichtigt ihm zugeteilte Anerkennung ebenfalls befriedigt. Er sammelte seine Gedanken für die vor ihm auf dem Pult harrende Arbeit, allein unvermerkt waren sie nach einiger Zeit in anderer Richtung doch wieder von den Zahlenrubriken abgewandert. Denn er sah plötzlich einmal, daß auf einem Notizblatt neben ihm schön hingeschrieben der Name „Urbine“ stand, und seine Feder fuhr hastig über die Buchstaben, sie unerkennbar auszulöschen.

Nachdem er das Zimmer des Senators verlassen, war dieser gegen seinen Brauch einige Minuten unthätig sitzen geblieben. Anfänglich vor sich niedersehend, hob er danach die Augen zu dem Bild seiner verstorbenen Frau und ließ den Blick darauf verweilen, wie wenn er es auf seine Ähnlichkeit hin betrachte. Dann öffnete er das Geheimfach des Schreibtisches, nahm die darin verschlossenen Blätter hervor, legte sie in eine Mappe und begab sich mit dieser die Treppe hinan ins obere Stockwerk. Er hielt stets auf tadellose Sauberkeit in seiner äußeren Erscheinung, doch als er jetzt etwa nach einer halben Stunde wieder aus seiner Schlafstube hervortrat, hatte er augenscheinlich besondere Sorgfalt auf seine Kleidung verwendet, die derjenigen für eine festliche Versammlung entsprach. So trat er, nach seiner Gepflogenheit beim Antritt eines längeren Fortgangs, erst in das Zimmer seiner Tochter ein, das zu den nach dem Stempel übertragenden gehörte. Es war einfach, doch anheimelnd eingerichtet, gab zu erkennen, daß ein bedachtamer Sinn die Ausstattung ins Werk gesetzt habe; nur entzogen die gegenüber aufsteigenden alten Häuser den beiden Fenstern jeden Einblick des Himmels, und das Licht in dem Raum war ein graues, ließ nichts von dem Frühlingsbeginn draußen empfinden. Margaret Willens saß in einem schlichten Hauskleide an ihrem Nähtischchen über eine Handarbeit gebückt, stand beim Eintritt des Senators auf und begrüßte ihn: „Guten Morgen, lieber Vater.“ Dazu reichte sie ihm die Hand und küßte ihn auf die vorgebeugte Stirn; ihr herkömmliches Thun war's, indes ohne Zärtlichkeit, oder doch nur mit einer ver-

haltenen, mit Scheu gemischten; das Wesen ihres Vaters wehrte ein zärtliches Entgegenkommen von sich ab. Er erwiderte: „Guten Morgen, Margret; ich gehe in einer wichtigen Angelegenheit aufs Rathhaus, es kann über die Mittagstunde hinaus dauern, bis ich nach Hause komme.“ Sein Blick ging einmal durch die Stube, danach auf das Gesicht des Mädchens zurück und er setzte hinzu: „Du siehst etwas blaß aus. Die Sonne fehlt in deinem Zimmer, man müßte die Häuser drüben wegschaffen können. Aber das wäre ziemlich kostspielig, ein Landaufenthalt im Freien käme billiger und würde dir außerdem auch noch zuträglicher sein. Hättest du im Sommer Lust dazu?“

In die stillen Augen der Befragten kam ein flüchtiger Glanz und gab erkennbar Antwort, ein sehnlicher Wunsch sei's, der in ihr berührt worden. Doch ihr Mund entgegnete: „Solche Ausgaben sollst du dir für mich nicht machen, lieber Vater. Ich fühle mich ganz gesund und werde es auch hier im Hause bleiben.“

Er nickte: „Wie du willst. Mit dir aufs Land hätte ich nicht gehn können, weil dieser Sommer mich, wie ich hoffe und wie sich heute entscheidet, notwendig in der Stadt zurückhalten wird. Doch ich weiß, daß du Blumen gern hast und dich auch gern in deiner Begabung, sie zu malen, vervollkommnest. Die wachsen nicht bei uns aus dem Pflaster und sind schwer zu bekommen. Ich hatte Manhart Osterling, den ich gestern über Land schickte, gebeten, dir von unterwegs einige Frühlingsblumen mitzubringen, aber er hat's vergessen. Ich müßte ihn eigens noch einmal nur zu dem Zweck —“

„Nein, lieber Vater, nicht um meinetwillen.“ Margret erwiderte es einfallend, trat an ihr Fenster, vor dem in einem Thongefäß eine Veilchenpflanze blaue Knospen zu entwickeln anfang, und fuhr, eine derselben aufrichtend, halb abgewendet fort: „Ich habe hier ja bald Blumen, die ich malen kann, und für deine Comptoirleute giebt es Wichtigeres zu thun. Es würde mir keine Freude machen, wenn sich einer von ihnen deshalb bemühte — mein Zeichnen und Malen ist ja auch nur eine Spielerei, ich habe kein wirkliches Talent dazu. Also lasse ich dann das Mittagessen auf etwas später heut' richten.“

Ihr Vater versetzte wieder: „Nun, wie du willst; wenn es dir keine Freude verursacht, ist's ja überflüssig. Ich denke, etwa eine Stunde später als sonst, dann wird die Sache wohl erledigt sein.“

Er verließ die Stube, und das Mädchen blieb zurück, doch setzte sie sich nicht gleich wieder an die Arbeit, sondern ging vorher ein paarmal im Zimmer hin und her. Sie hatte, als sie sich an dem Veilchenstock beschäftigte, das Gesicht niedergebückt, und es war ein wenig mehr geröthet, als zuvor, doch blieb's nur

kurz, nun lehrte die blasser Färbung rasch wieder. Der Senator hatte zweifellos recht, daß ein Aufenthalt in freier Luft ihr gut sein würde, sie ähnelte etwas einer in sonnenlosem Raum aufwachsenden Pflanze. Das stille Haus konnte die jungen Wurzeln ihres Lebens nicht mit freudig nährendem Saft begaben, und sie verließ es nur selten, brachte den größten Teil des Tages allein in ihrem Zimmer zu. Willens unterhielt für sich kaum einen Umgang, wünschte dagegen für seine Tochter einen Verkehr mit Altersgenossinnen und suchte ihn zu fördern. Aber sie trug keine Neigung dazu, kam seinem Wunsch nur mit innerem Widerstreben nach, und so hatte sie auch keine Freundinnen, wie sie nach keinen verlangte. Sie war eine still in sich gekehrte Natur, zufrieden mit dem, was sie in ihrer Stube umgab, ihren geistigen und häuslichen Beschäftigungen; ein gutes Buch, hauptsächlich eine schöne Dichtung erfreute sie am meisten, und ihr Gestell war mit einer Auslese des Besten besetzt. Doch ihrer Jugend fehlte sichtlich etwas, das die Bücher nicht geben konnten; körperlich mochte sie nicht entkräftet sein, aber sie erinnerte im Aussehen, besonders seit dem letzten Winter, an eine Pflanze, deren Blütezeit gekommen, ohne daß sie den Ansaß dazu entwickelte. Nach Freuden, die sich für Geld erkaufen ließen, stand ihr der Sinn ebensowenig wie nach Geselligkeit, nur bei dem Angebot ihres Vaters, sie im Sommer für einige Zeit irgend wohin aufs Land gehn zu lassen, war ihr flüchtig das Glanzlicht durch die Augen gegangen, denn außerhalb der engen Altstadt in freier Natur zu sein, bildete von Kindheit auf ihr größtes Glück. Doch sie hatte es nicht angenommen; von den Verhältnissen der Firma „Christian Willens“ besaß sie keine Ahnung, ihr Vater sprach nie darüber mit ihr. Sie sah ihn indes Tag um Tag gleichmäßig am Schreibtisch für sein Geschäft thätig und den alten Wollenweber auf dem Vorflur vom Morgen zum Abend eine Handvoll Kupferstücke einnehmen, so entsagte sie lieber, als daß sie unnötige Kosten für sich verursachte. Ebenso hatte sie ablehnend darauf entgegnet, daß jemand von den Comptoiristen um ihrewillen ausgeschiedt werde, Blumen zu pflücken; nach einer gewissen Hastigkeit, mit der sie's gethan, schien's fast, das zu verhindern, sei ihr noch wichtiger vorgekommen. Im stillen hing sie an ihrem Vater, trug Liebe und Ver-

ehrung für ihn im Herzen; sie war vielleicht unter den Stadtbewohnern die einzige, die nie von seinem schweren Jugendsehltritt vernommen hatte. Und sie wußte, seine Bedachtsamkeit für sie nach mancherlei Richtungen zeigte es, er hege auch wohl Zuneigung zu ihr, doch in seiner Art, die äußerlich durch Wort und Miene nichts davon kundgab. Das konnte sie von jeher nicht anders; als ihre Mutter gestorben, war sie noch zu sehr achtloses Kind gewesen, um sich erinnern zu können, ob er zu jener in einem vertrauten und wärmeren Verhältnis gestanden habe. Sie redete ihn „lieber Vater“ an, aber für ihr Gefühl war er fast wie für alle übrigen im Hause „der Herr Senator“.

Dieser hatte, als er ihre Thür hinter sich geschlossen, einen Augenblick angehalten und einmal, wie von etwas befriedigt, mit dem Kopf vor sich hin genickt; kurz trat er noch in sein Bücherzimmer und stieg dann, zum Ausgang angethan, wieder die Treppe hinab. Im Flur begrüßte er Wollenweber, auf dessen Ladentisch er ein Buch legte: „Osterling wird vermutlich um Mittag danach fragen, dann gebt's ihm, Daniel; sonst erinnert ihn daran, wenn er vorbeikommt. Geht Euer Verkauf heute gut? Ich brauche in der nächsten Zeit einiges an barem Geld.“ Der Sprecher wandte sich der Hausthür zu, doch drehte er noch einmal den Kopf: „Paßt's Euch, Daniel, so kommt heut' zu mir zum Abendessen. Um Acht; Ihr habt lange nicht mit mir am Tisch gesessen.“ Nun trat er auf den Rattepel hinaus.

Der Alte hatte erwidert: „Ich werde die Ehre haben, mich mit dem Uhrschlag einzustellen, Herr Senator,“ und er sah dem Fortschreitenden nach. Offenbar befand dieser sich in einer besonderen Stimmung, die sich am deutlichsten darin kundgegeben, daß er einen Bedarf an barem Gelde aus der Ladentasse zu decken beabsichtigte. Das war sehr spasshaft, ein Scherzwort, wie's ihm nur höchst selten einmal vom Munde kam. Auch die Einladung zum Abend stand damit im Einklang, obwohl sie nicht eben Unerhörtes war, sondern dann und wann, ungefähr in halbjährigen Abständen so erfolgte. Diesmal indes beträchtlich rascher, und das Warum, sowie die Spaßlaune vermochte Daniel Wollenweber sich auch zu deuten.

(Fortsetzung folgt.)





die im Hafen vor Anker liegen. Ich wende mich nach der Stadt zurück; mein Weg führt mich eine Freitreppe hinan und zwischen zwei hohen mit Schiffsschnäbeln verzierten Säulen hindurch in eine große platanenbepflanzte Anlage, die Promenade des Quinconces, ebenfalls eine Schöpfung des thatkräftigen Tourny. Am entgegengesetzten Ende derselben, den Säulen gegenüber, befindet sich ein erst vor kurzem errichteter, weithin sichtbarer Monumentalbrunnen. Reich mit Marmorgruppen im antiken Stile geschmückt und von einer allegorischen Frauengestalt auf hoher Säule überragt, erreicht er eine beträchtliche Höhe und beherrscht den ganzen weiten Platz. Seine Bezeichnung Fontaine des Girondins schien mir der figuralen Ausschmückung nur wenig zu entsprechen.

Am nächsten Morgen verließ ich schon frühzeitig meinen Gasthof und bestieg, um zunächst ein Gesamtbild von Bordeaux zu gewinnen, einen der höchsten Thürme der Stadt, den Glockenturm St. Michel, dessen schlanke, fein durchbrochene gotische Spitze ich schon bei der Ankunft bemerkt hatte. Die Luft war rein und klar, und ich erfreute mich daher eines herrlichen Rundblicks. Die ganze gesegnete Landschaft von Bordeaux lag im Sonnenglanze vor mir ausgebreitet. Über die Stadt hinweg, die in Halbmondform, zum größten Teile auf dem linken Garonneufer dicht unter mir liegt, schweift mein Blick hinweg gegen Norden und Nordosten und haftet

... An Traubenbergen,  
Wo herab die Dordogne kommt  
Und zusammen mit der prächt'gen  
Garonne meerebreit  
Ausgebet der Strom,“

wie unser edler, unglücklicher Dichter Hölberlin, schon beim Beginn seiner geistigen Umnachtung, in Erinnerung an seinen längeren Aufenthalt in Bordeaux vor beinahe hundert Jahren begeistert gesungen hat. Hinter der Ebene „entre deux mers“ und dem Hügellande der Dordogne erheben sich in weiter Ferne die Höhenzüge des Angoumois, durch die mich gestern mein Weg hierher geführt hatte. Im Südosten schaue ich aufwärts in das Thal der oberen Garonne, ein heiteres Hügelland, ebenfalls voll von Nebenkulturen und, wie der ganze Umkreis von Bordeaux, reich an Schlössern, Dörfern und kleinen Städten. Stromabwärts, im Nordwesten, zwischen dem Ocean und der Gironde, dehnt sich das Weinland Medoc aus, im Westen und Süden ist Bordeaux von einer fruchtbaren Ebene umgeben, hinter der sich bis zum Meere ein einförmiges Wald- und Heideland erstreckt.

Als ein irdisches Paradies, eine Stätte des Reichtums und des üppigsten Genusses, wird die Landschaft von Bordeaux schon beim Ausgange des Alter-

tums gepriesen, und um die nämliche Zeit findet auch die Stadt selbst begeisterte Lobredner in ihren einheimischen Dichtern und Gelehrten, als deren bekanntester Vertreter Ausonius angesehen wird. Ihre Schilderungen lassen erkennen, zu welchem bedeutenden Mittelpunkte materieller und geistiger Kultur die Burdigala der Kelten sich unter römischer Herrschaft bereits entwickelt hatte. Deren Untergang konnte auch für Bordeaux nicht ohne Folgen bleiben, doch gelang es der Stadt, dank ihrer glücklichen geographischen Lage und dem unerschöpflichen Reichtume ihres Hinterlandes, in späterer Zeit ihre alte Bedeutung wiederzugewinnen. Als Hauptstadt von Aquitanien erscheint Bordeaux, zuerst unter der Herrschaft seines Herzogsgeschlechtes, dann, nach dessen Aussterben vom zwölften bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter derjenigen der Könige von England aus dem Hause Plantagenet, unbestritten als politische, kirchliche und wirtschaftliche Metropole des südwestlichen Frankreich, eine Stellung, die es auch nach seiner dauernden Vereinigung mit dem aufstrebenden französischen Königtume zu behaupten weiß. Ein Bild blühenden Wohlstandes, sehe ich die Stadt zu meinen Füßen liegen, das Innere umzogen und durchschnitten von breiten, belebten, teilweise mit Bäumen eingefassten Straßen und grünen Squares, durch welche Luft und Licht in das enge, dumpfe Häusergewirr eindringt und die Verbindung mit dem Hafen wie auch mit den äußeren Stadtteilen, dem Sitze der bedeutenden Industrie, erleichtert wird. In das bunte Treiben der Gegenwart aber, das sich in diesen Verkehrsadern von Bordeaux entfaltet, ragen die stolzen Denkmale längstvergangener Zeiten hinein als beredte Zeugen einer wechselvollen Geschichte.

Eines der merkwürdigsten unter ihnen ist der Turm, auf dem ich mich eben befinde. Abgesondert von der stattlichen, spätgotischen Abteikirche St. Michel, der er als Glockenturm angehört, erhebt er sich inmitten des in Anlagen umgewandelten gleichnamigen Friedhofs auf breiter, kräftiger Basis und verzüngt sich nach oben allmählich zu einer hohen und schlanken Pyramide. Ein Gegenstück zu ihm bildet der Glockenturm neben der Kathedrale St. André, der nach seinem Erbauer, einem der Erzbischöfe von Bordeaux, le clocher Pey-Berland genannt wird. Sein Unterbau ist viereckig und trägt einen achteckigen, leichten, durch Strebebogen gestützten Oberbau mit üppigster gotischer Fensterarchitektur. Die Spitze ist flach und bei der Wiederherstellung des Turmes vor einigen Jahrzehnten leider durch eine schwerfällige Statue der Mutter Gottes von Goldbronze verunziert worden. An Reinheit des gotischen Stils und Reichtum der Formen entspricht diesem Glockenturme in vollstem Maße die



neben ihm stehende, leider außen nicht ganz vollendete Kathedrale, mit ihrem reichgegliederten Chor, mit den von schlanken Türmen eingefassten, in edelster Gotik gehaltenen Fassaden des nördlichen und südlichen Querschiffs und dem breiten, kühnen Bogen des Mittelschiffs.

Von älteren Kirchenbauten nenne ich vor allem die etwas abseits in einem ziemlich ärmlichen Stadttheile gelegene romanische Abteikirche Ste.-Croix, einen ehrwürdigen und überaus interessanten Bau mit prächtig geschmückter Vorderseite, deren phantastische Statuen und Reliefs an Notre Dame la Grande in Poitiers erinnern. Der Weg nach Ste.-Croix führt mich vorbei an der Grande Cloche, einem der beiden noch erhaltenen, charakteristischen mittelalterlichen Thorbauten, von zwei trohigen runden Thürmen eingefasst, in deren Mitte, über dem Thorwege, sich ein offener Spitzbogen befindet, worin die Glocke aufgehängt ist.

Wie ich den eben genannten und außer ihnen noch mehreren anderen geschichtlichen Denkmälern der Stadt meine Aufmerksamkeit widmete, die in dem würdigen Rahmen des gediegen-eleganten neuen Bordeaux vortrefflich zur Geltung kommen, so fühlte ich mich auch von dem bunten Treiben am Hafen lebhaft angezogen. Am Nachmittage begab ich mich auf den belebten Quai des Chartrons mit seinen geräumigen Lagerhäusern und Schiffsbauplätzen, hinter denen sich eine lange und stattliche Häuserreihe hinzieht. Erst kurz zuvor hatte ich den bedeutendsten unter den Häfen des europäischen Festlandes, den von Hamburg, besucht, und von ihm einen Eindruck empfangen, mit dem ich das Leben am Gestade der Garonne natürlich nicht entfernt vergleichen konnte; immerhin bot mir doch auch dieses das Bild eines sehr lebhaften Verkehrs, der durch die Beziehungen zu England, Westindien und Südamerika sein eigenartiges Gepräge erhält.

Eine Reihe von recht ansehnlichen Dampfern liegt vor Anker, andere, schadhaft oder im Baue begriffen, sind auf den Werften zu erblicken. Ein buntes Menschengewimmel erfüllt den Quai wie die Landungsbrücken, und die verschiedensten Sprachen klingen an unser Ohr; hunderte von fleißigen Händen sind um die durch Dampf oder Wasserdruck getriebenen, auf Eisenschienen sich den Quai entlang fortbewegenden Lademaschinen beschäftigt, an deren hohen Krähen Warenballen schweben; zwischen hochbeladenen Lastwagen, aufgetürmten Säcken und rollenden Weinfässern winden sich Radfahrer, vermutlich Spediteure, behende hindurch, um den gebräunten Lastträgern, die sich in ihrem Aussehen und ihrer Sprache vielfach als Spanier zu erkennen geben, Weisungen zu erteilen. Ich besteige einen der eben abfahrenden Lokaldampfer, die zwischen Bordeaux

und den unterhalb gelegenen Nachbarorten verkehren. Zwischen dem Gewirre großer und kleiner Schiffe bahnt er sich seinen Weg, und bald sehe ich mich dem lärmenden Treiben des Hafens entrückt inmitten der gelblichen Fluten des stolzen Stromes, an dessen schroff abfallendem rechtem Ufer zwischen Nebengärten und wohlgepflegten Parks die Landhäuser der reichen bordelaiser Kaufherren liegen, während auf der entgegengesetzten Seite sich endlose Vorstädte mit Schiffsbauplätzen, Werkstätten und ragenden Schornsteinen ausdehnen.

Gegen Abend kehrte ich von meiner Fahrt zurück, um am nächsten Morgen schon frühzeitig den Hafen nochmals zu besuchen. Manches Interessante war noch zu beobachten, und rasch genug verging mir die Zeit. Inzwischen war die Stunde der Abreise von Bordeaux herangenaht, und ich begab mich daher eilig auf den kurz zuvor vollendeten prachtvollen Südbahnhof, um den Zug nicht zu versäumen. Bereits in der Mittagsstunde befand ich mich auf dem Wege nach Bayonne.

Die Fahrt dauerte reichlich vier Stunden und bot landschaftlich nur wenig Reiz, denn schon bald hinter Bordeaux begannen die Landes, das oft genannte, von Pinienwäldern und Sümpfen durchzogene, öde Haideland, das sich längs der atlantischen Küste vom Me doc bis weit nach Süden zum Vorlande der Pyrenäen zieht, eine Gegend, die mich etwas an die ernste, melancholische Landschaft beim Zoo in Holland, südlich der Zuidersee, erinnerte.

Daß mir diese einsörmige Fahrt nicht lang wurde, dafür sorgte schon die Reisegesellschaft, mit der ich den Waggon der dritten Klasse theilte. Sie bestand aus einer ehrsamten Bürgerfamilie, Vater, Mutter und Töchtern, aus einigen kleinen Gewerbetreibenden und endlich aus mehreren beurlaubten Seesoldaten, munteren Gasconern, die, wie sie mir erzählten, auf der Reise von ihrer Garnison Cherbourg nach der fernen südfranzösischen Heimat begriffen und froh waren, sich nach den Mähen des Dienstes während eines achttägigen Urlaubs gütlich thun zu können. Es machte mir aufrichtige Freude, mich mit all' diesen braven, bescheidenen Leuten zu unterhalten und mich über Manches, was mir neu und interessant war, von ihnen belehren zu lassen.

An meinem stets befolgten Grundsatz, mich mit meiner Reisegesellschaft, wenn möglich, bekannt zu machen, hielt ich auch auf der Reise durch Frankreich von Anfang bis zu Ende fest; ohne Scheu suchte ich, wo ich nur konnte, nicht allein mit gebildeten Franzosen, sondern ebenso mit dem Volke Fühlung zu gewinnen, was ja bei dessen Lebhaftigkeit und Naivetät viel leichter ist als bei dem zurückhaltenderen Wesen des Deutschen. Zu diesem Zwecke reiste ich auch, soweit ich nicht eine größere Strecke an einem Tage zurücklegen

mußte und deshalb auf Schnellzüge angewiesen war, mit Vorliebe in der dritten Klasse, und wenn es mir vergönnt gewesen ist, wie auf früheren Reisen, so auch diesmal eine Fülle ebenso angenehmer als interessanter Eindrücke in mich aufzunehmen, so verdanke ich sie auch hier nicht zum geringsten Teile den Reisegefährten, mit denen mich der Zufall zusammen führte, vor allem biederem Bourgeois, Geistlichen und Landleuten.

Gegen Ende meiner heutigen Fahrt, etwa von der Stadt Dax an, ändert sich allmählich der Charakter der Gegend; die öde, einförmige Baide geht wieder in fruchtbares, von Maisfeldern bedecktes Hügelland über, und im Südosten, noch ziemlich weit entfernt, wird die Kette der Pyrenäen sichtbar. Bei Le Boucau erreicht die Bahn, nachdem sie eben einen großen Wald verlassen hat, den breiten, reisenden und mit zahlreichen Schiffen bedeckten Adour, und im Westen eröffnet sich der Blick auf den Ocean, in den sich der Fluß, nur zwei Kilometer abwärts von Le Boucau, ergießt.

Inzwischen ist die Zeit schon vorgerückt, und ich verzichte deshalb nach meiner Ankunft in Bayonne fürs erste darauf, die altertümliche, von einem gewaltigen Kastelle beherrschte und von zwei weithin sichtbaren schlanken gotischen Türmen überragte Bastenstadt zu besichtigen. Im Hôtel du Panier fleuri, einem originellen, ziemlich altmodischen Gasthofe, entleide ich mich schnell meines Gepäcks, dann eile ich, aus der Enge der finsternen Gassen und der Festungsmauern wieder zu entfliehen und mich mit der Straßenbahn, die auf einer breiten, schattigen Allee zwischen Gärten und Landhäusern bergab führt, zum Meeresstrande zu begeben.

Die Fahrt dorthin dauert etwa eine halbe Stunde; ihr Endziel Biarritz kündigt sich anspruchsvoll genug durch großartige Gasthöfe und kollette Villen an. Rasch durchteile ich die eleganten, um die jetzige Jahreszeit allerdings ziemlich verödeten Promenaden der weltberühmten Badestadt; nach kurzer Wanderung bin ich durch das großartige Felsenthor des Promontoire de l'Atalage auf die äußerste vorspringende Klippe des felsigen Gestades gelangt und blicke über die steinerne Brüstung hinab in das Meer.

Sturm bewegt, in ernster Größe, liegt es vor mir ausgebreitet. Dumpf branden die Wogen gegen die Klippen des Strandes und spritzen haushoch an ihnen empor; nur mit Mühe gelingt es mir öfters, trotz meines ziemlich hochgelegenen und scheinbar geschützten Standortes, den Wasserstrahlen auszuweichen. Wunderbar ist das Farbenspiel der bewegten Wellen; in der Nähe hell smaragdgrün leuchtend, erscheinen sie in der Ferne tief dunkelblau und violett. Kein Schiff ist weit und breit zu erblicken, und in seiner tiefen Einsamkeit erscheint das Meer nur um so ge-

waltiger und ernster. Die düstere Stimmung, die über ihm ausgebreitet ist, wird noch verstärkt durch den mit schweren grauen Wolken bedeckten Himmel und die finsternen Berge von Spanien, die den Horizont im Süden begrenzen.

Tief ergrißen von der Erhabenheit der Natur, die mich umgiebt, bleibe ich trotz des heftigen Windes und zuweilen niedergehender Regenschauer lange wie gebannt auf meinem Platze stehen und lehre erst mit einbrechender Dunkelheit nach Bayonne zurück.

Das Schauspiel des wildbewegten Oceans, das ich am Felsenstrande von Biarritz genossen hatte, erregte in mir den Wunsch, noch einen anderen Strand am Meerbusen von Biscaya, den von San Sebastian, von dessen Schönheit ich viel Ruhmens gehört hatte, kennen zu lernen, und ich beschloß, am nächsten Tage das spanische Seebad zu besuchen. Da die Stunde der Abfahrt von Bayonne nicht allzu früh war, so blieb mir noch Zeit übrig, vorher die Stadt etwas in Augenschein zu nehmen. Im hügeligen grünen Vorlande der Pyrenäen gelegen und von einem dem Gebirge entströmenden, reißenden Flusse, der Nive, durchflossen, der sich hier mit dem Adour vereinigt, bietet Bayonne mit dem großartigen Bergpanorama im Hintergrunde eine recht malerische Städte-Ansicht dar. Es erinnerte mich an bestimmte Orte im Vorlande der Alpen, wie z. B. Rosenheim oder Steyr an der Enns. Wie in den Alpenstädten, so sind auch in Bayonne viele Straßen winkelig und mit Laubengängen versehen. Die alten Häuser weisen vielfach den für das Bastenland bezeichnenden Fachwerkbau der oberen Stockwerke auf, saubere, weißgetünchte Wände mit braunangestrichenen Balken. Mitten in der Stadt befindet sich, auf erhöhtem Platze und eng eingeschnürt zwischen anderen alten Gebäuden, die doppeltürmige Kathedrale, neben dem gewaltigen Kastell aus dem sechzehnten Jahrhundert weitaus das merkwürdigste Bauwerk aus Bayonnes Vergangenheit. In edler, reiner Gotik erbaut und, wie die meisten Kirchen, die ich in Frankreich besichtigte, sorgfältig in der ursprünglichen Bauart wieder hergestellt und vortrefflich instand gehalten, ruft sie, besonders im Innern, beim Besucher eine überaus harmonische Wirkung hervor. Bei der Bevölkerung, die ich auf meinem Spaziergange durch Bayonne beobachtete, trat der Gegensatz zu Nord- und Mittelfrankreich noch weit entschiedener zu Tage als in Bordeaux. Allgemein hörte ich baslisch reden und fand als Kennzeichen des baslischen Volkstums bei den Männern die auch in Deutschland jetzt weit verbreitete, schirmlose baslische Mütze, bei den Frauen das buntseidene zierlich um den Chignon gewundene Kopfstuch. Die Nähe Spaniens gab sich in zahlreichen spanischen Aufschriften an den Geschäften zu erkennen, und





mich, da der nächste Zug erst in drei Stunden ging und ich nicht Lust hatte, diese unthätig zuzubringen, einstweilen mit der soeben abgehenden Trambahn nach dem nahegelegenen Städtchen Fuenterrabia zu fahren, das mir schon vor der Ankunft in Irún, beim Eintritt in das Bidasathal durch seine malerisch-amphitheatralische Lage aufgefallen war. An der Endstation der Pferdebahnstrecke ließ mich eine Schar von ausdringlichen Führern und Bettlern, die schreiend und gestikulierend mich und die übrigen Insassen des Wagens umringte, deutlich empfinden, daß ich das sorgsam verwaltete, wohlhabende Frankreich, wo mir etwas Ähnliches nie widerfahren war und auch später nicht widerfahren ist, verlassen und den Boden des verarmten Spaniens betreten hatte, wiewohl die Grenzprovinz Guipuzcoa, zu der Irún und Fuenterrabia gehören, noch für die reichste des ganzen Landes gilt. Der Gegensatz zu Frankreich trat noch schärfer zu Tage, als ich durch das mit einem Wappen und einer langen Inschrift darunter versehene mittelalterliche Thor gelangt war und die allmählich ansteigende, schlecht gepflasterte Hauptstraße hinaufschritt. Die altertümlichen Häuser mit ihren weitvorspringenden Dächern machten, wie malerisch sie auch sein mochten, doch einen recht verkommenen und unbehaglichen Eindruck; selbst das ansehnlichste Gebäude, der Palast einer adeligen Familie, ein stolzer Bau mit prächtiger reliefgezierter Fassade, war ein Bild verfallener Herrlichkeit. Nachdem ich die im Jesuitenstil erbaute sehr bunte und wenig geschmackvolle Kirche besucht hatte, bestieg ich die Plattform des einst von Johanna der Wahnsinnigen, der Mutter Kaiser Karls V., bewohnten Kastells, das nicht weit davon am Marktplatz sich erhebt, und genoß von diesem hochgelegenen, die Stadt beherrschenden Orte aus einen ebenso weiten als schönen Rundblick. Im Westen ist der Horizont durch den hohen, schroff ins Meer abfallenden Monte Jaizquibel begrenzt; er scheidet die Bai von San Sebastian und das Thal der Bidasoa, auf deren linkem Ufer Fuenterrabia unmittelbar an ihrer Mündung in den biscayanischen Meeresbusen liegt. Wir folgen dem Laufe des Flusses aufwärts in sein weites, von hohen Bergzügen eingefasstes Thal. An mehreren Stellen überbrückt, bildet die Bidasoa die Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Ein gemeinsames Besitztum beider Länder ist die in der Geschichte öfters genannte, oberhalb von Irún gelegene Fasaneninsel. Im Norden schweift der Blick hinaus auf das Weltmeer und die felsige französische Küste.

Während ich nach der Besteigung des Kastells in dem ansehnlichsten Gasthause von Fuenterrabia ein recht mäßiges Frühstück verzehrte, umzog sich, wie dies ja oft am Meere geschieht, plötzlich der Himmel, und ich sah mich, da Regenwetter zu befürchten

war, leider gezwungen, auf meinen Ausflug nach San Sebastian zu verzichten. Nach beendetem Mahle nahm ich noch die Stiergefechtarena und den von Mauern umgebenen Platz für das nationale Ballspiel in Augenschein, dann fuhr ich auf einer Barke über die breite Bidasoa und war ganz zufrieden, in dem schmucken Dorfe Hendaye, gerade gegenüber von Fuenterrabia, wieder französischen Boden unter den Füßen zu haben. Mit dem nächsten Zuge lehrte ich von dort in der Richtung nach Bayonne zurück; unterwegs heiterte sich das Wetter wieder auf, und ich stieg deshalb noch vor der Ankunft an meinem Ziele aus, um mich zu Fuße an den Strand von Biarritz zu begeben und mich dort für den etwas mißlungenen spanischen Ausflug schadlos zu halten: ein Zweck, den ich auch vollkommen erreichte.

Dieser zweite Besuch am Strande von Biarritz bildete einen hübschen Abschluß meines kurzen Aufenthaltes in dem südwestlichen Winkel von Frankreich, den ich schon am nächsten Tage wieder verließ, um meine Reise landeinwärts in der Richtung der Pyrenäen fortzusetzen. Es war ein Sonntag; hell strahlte die Herbstsonne über dem gesegneten Baskenlande, und auf der Bahn herrschte starker Verkehr. Die Gegend, durch die mich mein Weg nach Pau führte, ist offenbar sehr wohlhabend, aber landschaftlich nicht gerade interessant. Um so mehr Unterhaltung boten mir auch diesmal meine harmlos munteren, heute sonntäglich gepuhten Mitreisenden. Ganz besonders freundete ich mich mit zwei strammen kleinen Buben an, die rotbäutig, wohlgenährt und phlegmatisch, wie würdevolle Prälaten mir gegenüber saßen. Das sichtlich Wohlgefallen, das ich an ihnen fand, gewann mir schnell das Herz ihrer Eltern. Die Mutter entwickelte mir in einem längeren Vortrage ihre Grundsätze über Kinder-Ernährung und -Erziehung, die mir sehr verständlich schienen und sich bei ihren „deux gosses“ jedenfalls vortrefflich bewährt hatten; der Vater hingegen, ein ehemaliger Tambourmajor von sehr martialischem Aussehen, der zu einer Reserveübung nach Pau einberufen war und infolgedessen seine Uniform trug, erzählte mir mit großer Lebhaftigkeit von seinen Erlebnissen am Senegal und in Tongking, wo er viele Jahre zugebracht und sich die zahlreichen Kriegsauszeichnungen erworben hatte, die seine Brust zierten. Nach den anstrengenden Dienstjahren in den Kolonien war er später mit einem Ruhegehalte verabschiedet worden, das ihm gestattete, sorgenfrei seinen Liebhabereien zu leben. Seine Hauptbeschäftigung bestand, wie er mir versicherte, darin, „de soigner les mioches et de faire de la musique“. Die Gattin hingegen, prosaischer

als ihr Ehegemahl, war als Vorsteherin einer ländlichen Haushaltungsschule thätig.

Nachdem ich gegen Mittag in der Vaterstadt König Heinrichs IV. angelangt war, sah ich mich durch die anmutige Gegend von Pau ebenso wie durch das sonnige, nicht allzu warme Wetter verlockt, sofort nach einem Zweirade um, und es dauerte auch nicht lange, so radelte ich schon vergnügt zur Stadt hinaus, inmitten einer Menge von Wagen, Fußgängern und Radfahrern, welche die Straßen belebte. Ihrem Strome folgte ich zunächst in ein nahegelegenes Dorf, wo gerade eine Pferdeausstellung abgehalten und in Verbindung damit ein Volksfest mit Lustbarkeiten aller Art, baskischen Tänzen, Ringkämpfen und dergleichen mehr, gefeiert wurde. Nachdem ich diesen eine Zeitlang zugeesehen hatte, setzte ich meine Fahrt weiter fort und befand mich bald fern vom lauten Menschenschwarme in einem stillen, freundlichen Seitenthale, das von mäßig-hohen, dicht mit Laubwald bewachsenen Bergen, den Vorbergen der Pyrenäen, eingefasst war. Die Aussicht auf das Hochgebirge selbst wurde mir freilich durch einen Nebelschleier verdeckt und blieb mir selbst verborgen, als ich mich ihm auf der vorzüglichen Landstraße bedeutend genähert hatte. Durch die einbrechende Dämmerung zur Rückkehr gezwungen, tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß der Fernblick vielleicht am folgenden Morgen besser sein würde und begab mich tags darauf, da die Sonne heiter in mein Zimmer herein schien, schon beizeiten zu dem schönsten Aussichtspunkte von Pau, dem Boulevard du Midi, einer breiten Terrasse im Süden der Stadt, am hohen Ufer des reißenden Gave de Pau, deren stattliche von Hotelbauten gebildete Häuserfront gegen Westen hin in einer zierlichen gotischen Kirche und dem stolzen fünfstürmigen Renaissancebau des neuerdings mit Sorgfalt wiederhergestellten navarrischen Königsschlusses, der Geburtsstätte des großen Bearners, ihren Abschluß findet. Leider war die Bergkette auch heute nur in schwachen Umrissen zu erkennen, doch ließ ich mir darum den Genuß dieser Morgenstunde nicht schmälern, und gewiß war der Anblick, der sich mir bot, auch ohne das schneebedeckte Hochgebirge wohl wert, sich seiner zu freuen.

Eine Parkanlage, wie sie lieblicher nicht gedacht werden kann, gegen die Nordwinde geschützt und prangend in üppig südlicher Vegetation, breitet sich auf der Terrasse selbst und unterhalb davon, den Abhang hinunter, vor mir aus und bildet einen würdigen Rahmen für das Schloß und die ansehnlichen Bauten, die sich daran anschließen. Im Thale erstreckt sich dieser Park bis zur Bahnlinie, die dem Laufe des Gave von Südosten nach Nordwesten folgt. Jenseits des Flusses erblicke ich wohlhabende Dörfer, die zwischen grünen Wiesen verstreut liegen.

Sorgfältig gepflegte, schattige Gärten mit eleganten Landstüben darin bedecken die Hügel, die das weite Thal gegen Süden begrenzen.

Langsam wandere ich den prächtigen Boulevard entlang und schlage, am Ende desselben angekommen, einen der breiten Parkwege ein, die ins Thal nach dem nahen Bahnhofe hinunterführen, denn allmählich ist es Zeit zur Abfahrt geworden. Die Eisenbahn geht an dem durch anhaltendes Regenwetter stark angeschwollenen, grau fließenden Gave entlang stromaufwärts, erst in südöstlicher, dann in südlicher Richtung aus der heiteren, reich angebauten Gegend der Vorberge bis tief ins Gebirge hinein; nach einer Stunde etwa zeigt sich zu meiner Rechten ein Städtchen, überragt von einem altersgrauen Kastell und einer noch sehr neuen, weiß glänzenden gotischen Kirche mit spitzem Turme, an die sich rechts ein langgestrecktes Gebäude anschließt; gleich darauf bin ich in Lourdes eingetroffen.

Eine genaue Schilderung dieses berühmten Wallfahrtsortes will ich dem Leser gern ersparen, denn nach allem, was darüber von berufener und von unberufener Seite schon geschrieben ist, müßte er sie zum mindesten überflüssig finden. Sollte es ihn interessieren, zu erfahren, welcher Art meine persönlichen Eindrücke gewesen sind, so kann ich ihm nur versichern: nicht ansprechend und auch nicht erhebend. Mit einer durch große Kenntnisse von Lourdes nicht getrübbten Unbefangenheit — selbst den Roman von Zola habe ich erst nachträglich gelesen — kam ich dorthin, und jede Mißachtung einer fremden Überzeugung lag mir fern. Aber selbst beim besten Willen ist es mir nicht möglich gewesen, den Formen, in denen mir der Katholicismus dort entgegentrat, auch nur die geringste Sympathie abzugewinnen. Mag ursprünglich das malerische, von hohen Bergen rings umschlossene, vom Gave durchrauschte Pyrenäenthal mit der alten Stadt und ihrem trohigen Felsen-schlusse einen hohen poetischen Reiz besessen haben: durch die Erhebung von Lourdes zum internationalen Wallfahrtsorte ist er ganz gewiß nicht erhöht worden. Schon auf dem geräumigen, für starken Verkehr eingerichteten Bahnhofe mit seinen zahlreichen Hotelwagen glaubt man sich an irgend einen belebten Badeort versetzt, und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man die Stadt selbst betritt. Die Straßen, die der Fremde berührt, um zu den Stätten der Andacht zu gelangen, sind mit ihren der Wallfahrtsindustrie dienenden Geschäften und allen den großen und kleinen Gasthöfen trotz ihrer religiösen Bezeichnungen durchaus nicht dazu angethan, ihn sehr andächtig zu stimmen. Dasselbe banale Treiben wie hier nahm ich auch im Bereiche der Wallfahrtskirche und der Grotte wahr. Da mein Besuch nicht in die Zeit der großen Pilger-











wand nicht dazu bewegen ließ, mich dorthin zu begleiten.

Auch im fröhlichen Toulouse war mir leider kein langer Aufenthalt vergönnt; schon nach wenigen Tagen mußte ich diese Stadt wieder verlassen, die mir ein so anziehendes und interessantes Bild südfranzösischen Lebens geboten hatte. War die dort verlebte Zeit der Höhepunkt meiner kleinen Reise nach Mittel- und Südfrankreich gewesen, so fehlte es doch auch in deren weiterem Verlaufe nicht an bedeutenden und angenehmen Eindrücken. Über Carcassonne, Montpellier, Nîmes und Arles gelangte ich bis zum meerbeherrschenden Marseille, um dann gemächlich, mit Aufhalten in Avignon, Lyon und Dijon, nach dem nördlichen Frankreich zurückzulehren. Jetzt endlich nahm ich, wie schon angedeutet, von kleineren Wirkungen zu größeren fortschreitend, auch die gewaltigen Eindrücke der Hauptstadt in mir auf und kehrte erst im Spätherbst von dort in die deutsche Heimat zurück.

Wie mein ganzer Aufenthalt in Frankreich, so erweckte auch der Rückweg von Paris nach Deutschland in mir gewaltige Erinnerungen an vergangene Tage, denn er führte mich über die blutgetränkten Gefilde von Sedan und Metz. Daß ihr Anblick im deutschen Herzen neben dem sehr berechtigten nationalen Stolz auch das nicht minder berechnete Ge-

fühl des Grolles und der Bitterkeit gegen Frankreich wachrufen muß, wer möchte dies bestreiten? Habe ja auch ich beim Besuche jener Schlachtfelder mich des Gedankens an all die Demütigungen, die in früheren Zeiten französischer Übermut unserem Volke zugefügt hat, durchaus nicht erwehren können, wie sehr ich mich auch für meine gastliche Aufnahme in Frankreich und für alles Schöne, was ich auf meiner Reise in diesem Lande genossen, zu Danke verpflichtet fühlte.

Der Abschluß der jahrhundertlangen Kämpfe mit unserem Nachbarn im Westen und die glänzende Genugthuung, die uns schließlich von ihm zu teil geworden ist, sollten uns aber doch allmählich milder gegen ihn stimmen; wir sollten nicht außer acht lassen, daß das vom französischen Volke ausgegangene Unheil reichlich aufgewogen wird durch die Fülle des Nützlichen und Guten, das wir Deutsche und mit uns die ganze Menschheit ihm zu verdanken haben. Als „eines der edelsten und unentbehrlichsten Glieder am großen Völkerleibe“ bezeichnet Döllinger unser Nachbarvolk in der Gedenkrede auf einen berühmten französischen Fachgenossen. Möchte die unbefangene, veröhnliche und wahrhaft humane Gesinnung, die sich in diesen Worten des hochehrleuchteten Gelehrten und Vaterlandsfreundes kundgibt, allen billig Denkenden in Deutschland zum Vorbilde dienen.

## Erste Liebe.

Novelle von Otto von Leitgeb.

Und mehr als des Mundes  
Bestürmendes Wort  
Vollbringt die Ferne  
Und wirkt das Geheimnis,  
In das ich gehüllt.

Stephan Milow.

Es war ein früher Maienachmittag. Über der Friaulischen Campagna lag die Sonnenglut wie eine langsam flutende heiße Masse, und man konnte denken, daß die zahllosen, darin schwirrenden Citadestimmen das Beben der Atmosphäre selbst waren, als vibrierte sie hörbar vor Hitze. Bei jedem Atemzuge fühlte Friedrich Adolf diese Lust heiß über seine Lippen hinabstreichen, und müde vom langen Wege schaute er sehnstchtig nach den Baumwipfeln von San Giuliano aus, die das einzige Grün waren, das in solcher Höhe über der schnurgeraden Ebene erschien. Kein Mensch begegnete ihm auf der weißen Straße, in deren tiefem Staub sein Schritt gedämpft war. Zwischen den ersten armseligen Häuschen des Dorfes flitzten ein paar Hühner gackernd einher, und im breiten Straßengraben führte eine Enten-

Nachdruck verboten.

mutter ihre mühsam aufmerkenden Rüchlein langsam schwimmend spazieren. Auf einmal dachte Friedrich Adolf an den großen, weltverlorenen Frieden dieses Erdenfleckchens und er griff in die Tasche nach dem Briefe, den er sich eben von der nächsten Post geholt hatte, schlug seine waschleinene Jacke wieder vom Halse zurück, zog den breiten Strohhut tiefer schühend über die Augen und pustete.

Endlich trat er durch das rostige Gitterthor, das beiderseits fast im Boden versunken war und nun lag das Haus vor ihm zwischen den dichtblättrigen Kastanien und dürrästigen Akazien. Hohe Säulencypressen ragten rückwärts aus dem Garten; eine uralte Pinie mit rotem Stamm neigte ihr breites Dach gegen den Giebel und schien mit einem Aste eine der grauen Sandsteinfiguren zu stützen, die über dem Sims aufragten, unglückliche Fluß- und Meeremenschen, die in der Sonne brieten und jedes Ansehen verloren hatten. Vor dem Hause, auf der Wiese, krümmte sich das Gras vor Hitze und die



Riesel des Weges flimmerten wie weißer Rast. Kein Lüftchen regte sich am wolkenlosen Himmel.

Nun beschleunigte der Wanderer seine Schritte; als er eben schon in die offene Thüre der Halle sehen konnte, hielt er plötzlich an und schien sich an dem Bilde zu weiden, das sich seinen Augen bot.

Der Thüre zunächst war der Rücken eines Schaukelstuhles, durch dessen Rohrgeslecht das goldblonde Haar eines Mädchenkopfes schimmerte, der sich auf der andern Seite fest dagegen drückte. Unter dem Siege baumelten des Mädchens schlanken Füße, die den Boden gerade noch mit den Spitzen erreichten. Jedermal wenn der Stuhl nach vorne neigte, gab sie sich einen kleinen Abstoß auf dem glänzenden Marmelestrich und erhielt sich so in gleichmäßigem Schaukeln. Weiter hinten stand ein schwerfälliger Tisch mit einer Steinplatte; in deren Mitte eine große Vase voll weit offener Klatschrosen. Von der Decke hing eine venetianische Schiffslaterne herab, aus verstaubtem Schmiedeeisen mit farbigen Gläscheiben. Noch sah man Rücken oder Armlehnen von einigen altmodischen Lehnstühlen, die an den Tisch gerückt waren, an der Wand im Hintergrunde einen schwarzen Kasten mit Beschlägen von Zinn, daneben den Fuß der Treppe, die ins Haus hinauf führte, und den Gang in die Räume des Erdgeschosses. Eine anmutende kühle Dämmerung schien in der Halle zu liegen; nur einzelne Punkte glänzten matt und förmlich ruhiger der blendenden Sonnenglut draußen entgegen. Unter der Decke schien ein sanftes grünliches Licht zu fließen, als ob die Kastanienblätter etwas Wiederschein von Farbe in den Schatten hineinwürfen.

Das Mädchen im Schaukelstuhle mußte wohl ein Buch in den Händen halten, denn sie sprach laut, und die Reime nach Kinderart voll betonend, ein Gedicht her, und Friedrich Adolfs konnte eben noch folgende rätselhafte Schlusstropfen hören:

„Ein Heupferd, das bei der Gefahr  
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,  
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:  
Ich will's dem Liebe leichter machen.“

Drauf wart der Wagen fortgerückt.  
„Ei, rief das Heupferd ganz entzückt,  
Du, Fuhrmann, wirf an mich gedenken;  
Rahr fort! Den Dank will ich dir schenken!“

Sie lachte und wiederholte mehrmals: „Ei, rief das Heupferd! — Ganz entzückt rief es ei!“ Mutwillig schlug sie beide Füße auf den Boden, daß der Stuhl in heftigen Schwung geriet, ließ die kleine Hand mit dem Buche über die Lehne herabhängen und rief immer lachend: „Ei, ei, ei!“

Friedrich Adolfs biß sich auf die Lippen, um sich noch nicht zu verraten. Aber in der sengenden Hitze machte er nun doch einen Schritt; sie hörte den Sand auf der Schwelle knirschen, sah überrascht hinter

der Stuhllehne hervor, sprang auf, wurde purpurnot und blickte ihn verlegen an. Er trat herein, warf seinen Strohhut auf den Tisch, ließ sich selbst in einen Sessel fallen, rieb sich mit dem Taschentuche den glattgeschorenen Kopf und sagte:

„Du hast es gut, da drin, Fränzi! Indessen ist dein armer Vetter auf der Straße beinahe gekocht worden vor Hitze, p—huh! Beinahe gebraten, geschmort, wie ein Rostbraten!“

„Ja, es ist so heiß heute!“ sagte sie teilnehmend, nun wieder im Schaukelstuhl, nachdem sie den alten Gellert über die Tischplatte fortgeschoben hatte.

„Der Onkel schläft wohl?“ fragte er. „Also diesen Wisch da mußte ich mir von der Post holen!“ Dabei nahm er den großen Brief aus der Tasche, dessen Siegel schon erbrochen war, und klopfte mit seiner Kante leise auf das Knie.

„Alle schlafen,“ antwortete Fränzi.

Er sagte: „Hör einmal! Bei dieser Hitze — das Wasser ist nämlich scheußlich warm, da bei euch! Glaubst du nicht, daß ich irgend einen erfrischenden Tropfen haben kann?“

„Ich könnte dir etwas Himbeersaft holen,“ meinte sie bereitwillig.

„Himbeer —?“ wiederholte er gedehnt. „Ach nein, dann laß nur! Weißt du, ich kann diese süßen Sachen nicht gut leiden. Ich glaube bei uns, in der Garnison giebt's auch keinen solchen Saft weit und breit. Gewiß nicht; ich bin ihm niemals begegnet! Aber wie ist es denn? Hat die Mama nicht etwas von Eis gesprochen, das im Haus sein soll? — Weiß der Himmel, wo ihr's hernehmt!“

„Ja doch!“ sagte Fränzi eifrig. „Willst du vielleicht einige Stückchen haben?“

„Um!“ machte er nachdenklich. „Weißt du, so ein paar Stückchen Eis, das ist wenig und verdirbt einem noch den Magen. Laß nur, ich werde schon aushalten! — Oder — wenn du's mir in ein recht großes Glas Wasser giebst, vielleicht doch; du bist so ein gutes Mädel!“

Sie ging schon nach dem Gange hin.

„Wart' einmal!“ rief er noch. „Wie wäre denn das? Es ist ja eine Flasche Rum im Haus. Glaubst du, daß das gut wäre, — so ein paar Tropfen dazu?“

Sie rieb das Kinn mit ihren Fingerspitzen. „Ja, den Rum könnte ich dir verschaffen!“ sagte sie nach einiger Überlegung und wurde über dieses Versprechen ein wenig rot; aber er war gar zu erschöpft und müde.

„Wenn aber das Glas groß ist,“ fuhr er fort, „mußt du doch so einen halben Zoll davon hinein thun.“

„Einen halben Zoll?“

„Es macht aber auch durchaus nichts, wenn's ein ganzer sein sollte,“ sagte er mit einer wahren Leidersümmung.

Sie nickte sehr ernst und ging nun. Indessen lehnte er sich wieder behaglich schnaufend in den großen Stuhl zurück und streckte die Beine weit von sich. Dann schnellte er unruhig auf, nahm den Brief, breitete ihn vor sich aus und las den kurzen Inhalt nochmals durch. Er war sehr einfach. Der Urlaub war zu Ende; hier stand seine Einberufung. Die Rüstungen, die schon seit Wochen im Gange gewesen, verkündeten offenbar ihren Zweck. Die Kriegstrommel war angeschlagen.

Adieu, ihr stillen, einsamen Felder — du friedliches Haus in der schlummernden Ebene! In vierundzwanzig Stunden liegt alles weit dahinter, im Rücken! So war die unruhige, gespannte Erwartung der letzten vierzehn Tage gelöst und die Entscheidung herangerückt. Es war ja nicht mehr anders zu erwarten gewesen.

Fränzi kam mit dem großen Glase, der Rumflasche und einer Zuckerbüchse, Friedrich Adolfs gesunde Backen glänzten vor Vergnügen. Das war gescheit, sie hätte die richtige Mischung doch schwerlich allein getroffen! Nun braute er sich den Trank, schlürfte das Glas bis zur Reige leer und legte sich wieder mit gestreckten Beinen zurück.

„Wie war also die Geschichte mit dem Heuwagen?“ fragte er und sah sie neckisch blinzeln an. Aber im Grunde war er doch tief zerstreut, und fühlte genau, daß es auf lange hinaus das letzte sorglose Geplauder sein mochte, das er führen durfte.

Sie wurde dunkelrot.

„Es ist eine Fabel von Gellert!“ sagte sie verteidigend.

„So ein Heuschreck ist ein glückliches Wesen!“ meinte Friedrich Adolf. „Wie der herumspringen kann! Ei! rief er ganz entzückt, nicht wahr? — Geh', lies mir das Ding einmal vor, das könnte mir wohlthun; ich werde mäuschenstill zuhören!“

„Ach!“ sagte sie, „du bist ja ganz müde. Du solltest lieber etwas schlafen gehen.“

„Durchaus nicht! Übrigens Fränzi, weißt du, daß ich heute den letzten Tag da bin? Da ist meine Einberufung! Ich muß zurück.“

Sie machte ein sehr verblüfftes Gesicht.

„Du hast ja aber doch noch zwei Monate —“

„Thut nichts. Der Soldat ist eben nicht für den Urlaub auf der Welt. Krieg geht an!“

Ihre grauen Augen öffneten sich unglaublich weit.

„Krieg — —?“

Auf ihrem schmalen, unschuldigen Kindergesichte erschien eine plötzliche bange Ergriffenheit, ein so besorgter und erschreckter Ausdruck, daß beinahe eine Nührung das Herz des jungen, leichtmütigen Soldaten streifte. Auf einmal erweckte ihr Nicken in ihm den Gedanken, wie nahe diese stillen Menschen

auch an den Schauplatz stürmischen Waffenlärms gerückt sein könnten. — —

Er erhob sich, trat zu ihr hin, nahm ihre dicken Böpfe in die Hand und sagte nachdenklich:

„Dieses gesponnene Gold aber werden wir schon zu schützen wissen! . . . Ja, Fränzi, von Zeit zu Zeit gärt es auf der Welt. Die Menschen kommen sich zu viel vor, und die Freundschaft hat zu lange gedauert. Da geht wieder eine große Bewegung los; — wozu wären so viele Soldaten da, blanke Gewehre, scharfe Säbel, brave Kanonen auf den rasselnden Lafetten? Ich muß den Onkel wohl wecken, so leid es mir thut. Und wie ich gesagt habe, du bist ein braves Mädel!“

Er beugte sich zu ihr herab, nahm sie am Kinn, und küßte sie herzlich auf den kleinen, trostigen Mund.

Sie sprang sofort auf, wischte unwillkürlich mit dem Armel ihre Lippen, wurde glutrot und stand wie versteinert.

„Friedrich Adolf!“ brachte sie endlich hervor; aber in ihrem Ausruf lag ein derart strafender Vorwurf, daß aller Ernst in ihm davongebblasen wurde. Er lachte laut auf.

„Nun, was ist denn los? — Ich darf doch meine kleine Cousine einmal küssen! — wahrhaftig aber, wie du so dastehst, sehe ich, wohin du noch wachsen willst! Bis ich wiederkomme, bist du ein ganz großes Mädchen. Denn wiederkommen will ich; das versteht sich. Gib mir die Hand darauf, kleine Dame!“

Damit reichte er ihr gutmütig seine schwere Rechte hin. Sie legte beinahe feierlich die ihre hinein, und da er sie schüttelte, bemühte auch sie sich, ihren feinen Fingern einen stillen, festen Druck zu verleihen. Als aber Friedrich Adolf dann leise summend die Treppe hinaufstieg, mit dem Briefe hin und her sächelnd, ahnte er sicher nicht, was dabei in dem Kinde gebebt hatte, und wie heilig ihrem Herzen zu Mute gewesen.

Eine Weile saß sie ganz still in ihrem Sessel. Dann wurde es immer heißer in ihren Augen. Sie brach in Schluchzen aus, drückte ihr schmales Gesicht in das kleine Taschentuch und weinte bittere Thränen, hilflos verloren in der Dunkelheit eines großen Schmerzes.

Und der Krieg hub sein brausendes Lied an. Sein Sturm segte über die Lande und wühlte Flammen auf, in die sich die Menschen gegenseitig stießen. Er stürzte Menschenwerke in Trümmer, fischte die reise Menschenjaat in Schwaden übers Feld und riß Gräberfurchen auf für die Überwundenen. Gleichzeitig brauste er vom Norden herab, wo die schwarzen Wälder der Fremde stehen und blies mit heißem Atem vom Süden herauf, knapp an der friedlichen

Heimatscholle. Ein dumpfes Beben, wie der rollende Wiederhall langer Geschüßreihen zitterte über den Himmel und hinab in die Herzen der Menschen. Scherz und Lachen verstummte; die Arbeit und die Raft schien keine Laute mehr zu finden. Ein scheues Bangen kam in die Gemüter, eine freudlose Schlaflosigkeit in die schaffenden Arme, ahnungs schwere, gequälte Spannung in den von Träumen zerrissenen Schlummer. Das Saatsfeld und die fließende Welle, die Blumenwiese und das feste Haus streiften graue, wandernde Schatten, als verlöschten die Lichter vor den Gespenstern des Untergangs, der Trennung und Lösung des sterblichen Wandels.

Wie Sturmögel flogen die Nachrichten vom Kriegsgange durch das Land. Und die Wartenden horchten auf und zitterten vor ihrem schrillen Ruf.

Fränzi wechselte allen ihren Kummer gegen Linettas Erfahrungen aus, die das einzige Kind war, mit dem sie beständigen Umgang hatte. Sie ergingen sich in den düstersten Phantasien und in Vorstellungen voller Schrecken. Aber eine Vertraute ihres Herzens wurde Linetta dennoch nicht, und zwar weil sie allzu eifrig zu fragen verstand und von solcher Redseligkeit war, daß die zartesten Laute, die in geheimster Tiefe von Fränzis Herzen manchmal ertönten, sich scheu und fremd darin zurückhielten. So kam eine drückende, einsame Kummernis über Fränzis junge Seele. Durch die hellen Sonnentage wanderten lange, traurige Wollenstreifen. Ein verborgenes Leid wuchs aus geheimnisvoller Unbewußtheit auf, ihre Träume kosteten Thränen, und die Tage flossen dahin in wehmütvoller Erwartung.

Der Vater war viel auswärts und zu Hause bekümmert und erregt. Er erzählte, was vom Verlaufe des Feldzugs bekannt wurde. Die Mutter zupfte alte Leinwand zu Scharpie. Fränzi mußte helfen. Es war schrecklich, zu denken, daß diese milchweißen, flaumigen Fäden auf die blutigen Wunden armer Menschen bestimmt waren! . . .

Einmal sagte die Mutter: „Der arme Friedrich Adolf!“ Aber Fränzi getraute sich nicht mit dem leisesten Worte zu fragen; so eine große, schwarze Sorge wälzte sich über ihr kleines Herz. —

Eines Nachmittags ging sie mit Linetta draußen in den Feldern. Ringsumher war alles so eben, so weit, so sonnig und still. Da kam plötzlich eine namenlose Trauer über sie.

„Weißt du, was der Krieg ist?“ fragte sie.

„Nein!“ sagte Linetta, riß die Augen auf und starrte sie entsetzt an.

Es war unheimlich ruhig in den Feldern. Sie horchten beide mit verhaltenem Atem in die Ferne, als müßten sie plötzlich irgend etwas hören, einen sich heranwälgenden Donner, Stimmen von tausend Menschen; als müßte das Getöse des Krieges weit

oben in der Luft am Himmel vorüberziehen. Dann hielten sie sich fest an den Händen und gingen mit gefenkten Köpfen durch die Äder weiter, auf die großen einsamen Wiesen hinaus. Alle die kleinen Gräben und Runzeln der Erde waren dort von Graswellen verdeckt. Nur an einer Stelle erhob sich, sanft ansteigend, ein winziges Hügelchen. Rund umher stand alles voll farbenreicher Mohnblüten, so dicht, wie ein Meer, aus dem eine kleine Insel hervorragte.

„Ich will deine Lieblingsblumen pflücken,“ sagte Linetta und begann sich nach den Stengeln zu bücken.

Aber Fränzi legte sich auf dem sanft geneigten Hügelchen flach auf den Rücken, so müde war sie vom Denken, und um Blumen konnte sie sich jetzt wirklich nicht kümmern. Sie sah pfeilgerade in den Himmel hinaus, wo rosenrote Wollenflocken wie fein verspritzte Farbenflecke hingen, so merkwürdig unbeweglich. Wie sehr sie auch ihre Augen anstrengte, es war nicht zu entdecken, daß sie nur um Zollbreite von der Stelle rückten. Und dann war es ein eigentümlich beruhigendes Gefühl, wie der Blick ungehemmt, gleichsam erfrischend dort oben in die blaue Luft tauchen konnte, während man doch bestimmt wußte, daß drüben am Horizont die Sonne schon ganz tief herunter stand, und im Momente, wo sich die Stirn nach jener Seite neigen wollte, wie ein schmerzsprühender, blendender Feuerball in die Augen leuchten mußte. Deshalb war in ihrer Lage ein Gefühl von selbstgeschaffener Sicherheit und von einem Genuße, der vom eigenen Willen abhing. Endlich vergaß sie ganz, daß ihr Rücken auf dem duftenden Thymian und den geknickten Kräutern des Hügelchens lag. Es wurde ihr immer mehr so, als schwebte sie selbst in der blauen Luft und nicht einmal etwas so Warmes, Scharfes und Mächtiges wie die Strahlen der Sonne sind, vermochten sie daran zu hindern. Aber schließlich kam etwas Krampfhaftes in die Unbeweglichkeit ihres Nackens. Ein leiser Schmerz begann in den Muskeln hinter ihren Ohren und floß am Halse herab. Lange überwand sie ihn. Es war beinahe wie das Rippen an einem berauschtenden Tranke, immer, immer noch hinaufzusehen in dieses uferlose Meer von Luft und zu warten, was denn eigentlich zuletzt geschehen sollte, wenn man weiter und weiter daraus trank, im nächsten Augenblick und noch im nächsten. Zuletzt aber bemächtigte sich ihrer ein ganz sonderbares Gefühl, gerade so, als ob der Kopf, als ob sie ihre Glieder nicht mehr fühlte oder ganz sicher mit dem Kopfe nach abwärts liege, so daß alles Blut ins Gehirn zusammenlaufen mußte. Und dann wurde sie schwindelig und sehnte sich danach, sich aufzuraffen. Endlich nahm sie alle Kräfte zusammen, erhob sich mit einem Ruck, ward noch schwindeliger, fiel beinahe nach vorne herab, schloß geblendet die Augen, sah aber doch alles wie rote

Wollen vor sich schwimmen und blieb eine Weile zusammengelauert sitzen. Dann ließ sie sich langsam über den Rasen hinuntergleiten und sank mitten in die Mohnblüten hinein. Die roten Blumenköpfe schlugen beinahe über ihr zusammen, wie sie tief in ihnen lauerte. Der Duft der Blüten hatte etwas sonderbar Schweres, Beklemmendes; aber es war doch eine Lust, so versteckt in den Palmen zu liegen und wenn sie ihre Hände ein wenig ausstreckte die dichten Stengel zu fühlen. Dann richtete sie sich auf und schritt weiter in das Blütenmeer hinein, so gebückt, daß sie mit den Fingern noch die roten Blätter erreichen konnte. Und im Weitergehen ließ sie ihre Hände hindurchgleiten, wie durch etwas lebendig Fließendes. Das fühlte sich merkwürdig sammtten, glatt und feucht an. Sie bemühte sich zu glauben, daß es wirklich Blut sei, was ihre Hände berührten, trotzdem ihre Augen sie Lügen strafte, denn es war ja nur ein ganzes Feld dunkelroter Mohnblüten, in denen die schrägen, sattfarbigen Sonnenstrahlen tropfende, feurig glühende Dichter ausleuchten machten. Dann dachte sie, wie traurig es sei, daß ihre Lieblingsblume sie an etwas so Schauerliches erinnern konnte, wie fließendes Blut . . . und dabei war diese Stille und Schönheit unaussprechlich traurig . . . und es war sehr wehmütig, unsäglich wehmütig, so an Friedrich Adolf denken zu müssen, und doch sehr schön . . . Alles so, daß sie am liebsten geweint hätte, wenn Vinetta nicht schon in nächster Nähe gewesen wäre und sie dann wieder endlose Erklärungen hätte geben müssen.

. . . Sie begann zu denken, daß er dem Tode geweiht sei. Ja, ihre düster-süßen Gedanken überholten manchmal den Moment, daß es ihm bloß bestimmt sein könnte. Dann dachte sie an ihn wie an einen wirklich Gestorbenen und es regte sich in ihr das Verlangen, etwas von ihm zu besitzen, woran sich das weinende Herz hängen und seine trauernden Gedanken anspinnen konnte. Sie begann alle die Plätze aufzusuchen, wo Friedrich Adolf gewesen und sie selbst vielleicht in seiner Gegenwart sich aufgehalten.

In der Tiefe des Gartens, zwischen den Buchsheden lag ein alter versiegter Springbrunnen, dessen Becken im Laufe der Zeit mit Moos und wuchernden Gräsern bewachsen war, die aus den Fugen der grauen Steine hervorstülperten. Verstoßen, als ob es ein Geheimnis gelte, verlor sich Fränzi manchmal auf die verlassensten Wege, setzte sich auf die steinerne Bank unter der Decke und erwartete, daß hier besondere, unbekannte große Empfindungen wach werden sollten. Sie dachte daran, wie er hier gesessen, wie er langsam an seiner Cigarre geraucht, wie er müde den Kopf zurückgelehnt hatte, daß die harten Blättchen am Buchs raschelten, wie er mit den

hellen Augen vor sich hingesehen und mit zwei Fingern den kleinen braunen Schnurrbart in die Höhe gezogen hatte. An allen diesen Einzelheiten glitt die Erinnerung bis in die Tiefe der Vergangenheit hinab und löste sich auf in rätselhaft verschwobende, murmelnd vorüberfließende Wellen.

Es war am sichersten, wenn sie sich bald nach Mittag hierherstahl. Niemand sonst hielt sich dann im Garten auf. Die Sonne brannte auf den Wegen. Die Luft stand still und die Blumen und blühenden Sträucher hauchten einen starken Duft aus, der süße Schläfrigkeit verbreitend dahinschwamm.

Sie sog dann die ganze Einsamkeit der Stunde in sich und fühlte eine Überfülle von Geheimnis in der Brust, die sie überall hin in Schweigsamkeit verteilen, vergießen, in alles zu versenken glaubte. Die stummen Bäume, mit den regungslos glänzenden Blättern; der alte, von abgetretenem Gras verwachsene Weg, der so armselig daherzog; die graue BrunnenSchale, in deren Mitte ein zerbröckelndes Knäbchen aus Terrakotta, gleichsam durstend, verglüht von der Sonne und recht traurig vergessen dastand; der weiche Geruch von den gelben Jasminblüten, — ja sogar der bitterlich scharfe, fast betäubende Duft aus den dichten Buchszweigen, alles wurde wie verschwiegene, verständnisvolle Freunde.

Aber wie schrecklich ferne war Friedrich Adolf!

Ein feiner, zitternder Schauer flog über ihren Leib. Sie schloß mit einem Seufzer die Augen, und fühlte sich beinahe schuldig, daß sie so müßig und friedlich hier saß und alles umher von Licht und Leben glänzte . . .

Eines Tages machte sie sich in dem Brunnenbecken an eine Arbeit. Sie zupfte das Gras aus den klaffenden Steinen, schaffte Erde und Moos säuberlich heraus und füllte das Becken mit Wasser aus dem großen Regenbottich, der im Boden neben dem Glashause stand, von wo sie mühselig und erhitzt eine Gießkanne nach der andern herbeitrug. Als das Becken beinahe voll war, ging sie und pflückte Flieder und Goldregen, breit offenstehende Pfingstrosen, gelben Jasmin und eine Menge von den Monatsröschen, die an der Rückseite des Hauses das ganze Jahr hindurch wie ein Rausch des Wachstums und Blühens ihre blasroten Köpfchen drängend hervorschossen. Dann schüttete sie den ganzen Reichtum aus ihrer Schürze in das grünliche Wasser. Die Blumenköpfe sanken darauf nieder und schwammen dahin; sie trieb sie leise mit den Händen davon. Sie kreisten langsam im Wasser; ein paar kleine Wellen sprangen dem Knaben auf die nackten Füße und die Blumen scharten sich endlich um seinen Sockel, zitterten unter seinen Sohlen und öffneten ihre Kelche unter den silbernen Tropfen, die sich allmählich auf ihren Blättern ansammelten und schimmernd wie



Thränen an ihren Staubfäden hingen. Fränzi lauerte am Rande des Beckens, bewegte immerfort das Wasser leise mit der Hand und regte sich nicht, mit solcher Verwunderung erfüllte sie das Schauspiel aller dieser badenden, ihre Farben im Wasser nehennden, lautlos schaukelnden Blüten.

Am nächsten Tage aber fand sie alles Wasser durch die freigemachten Fugen zwischen den Steinen entwichen; die Blumen lagen entfärbt und well am Boden. Da glaubte sie eine wahre Sünde begangen zu haben. Sie hatte dem alten, einsamen Springbrunnen, der in so ungestörtem Frieden dagelegen, sein vertrautes Aussehen geraubt und beinahe zärtlich und wie an etwas Unwiederbringliches dachte sie an das verwilderte Gras und das üppige Moospolster, das ihn früher bekleidet, so, wie ihn Friedrich Adolf immer gesehen hatte . . .

In der Halle, auf dem Eßtischchen, wo einige Bücher lagen, entdeckte sie eines, in dem er öfter gelesen hatte. Es war der „Hochwald“ von Stifter. — O, was für Erinnerungen regten sich, als sie das Buch in der Hand hielt und wehmütig betrachtete! Es erwachten jene stillen Nachmittagsstunden wieder, wenn der Vater nach Tisch ein Schläfchen zu machen gegangen, die Mutter irgendwie beschäftigt dasaß und Friedrich Adolf im Schauelstuhl lag und in dem grünen Bändchen blätterte. Das liebe, alte Buch mit den vergriffenen Kanten, mit dem rötlich verfärbten Golddruck vorne und den weichen, seltsam altertümlich und heimlich riechenden Blättern! Gerade als ob ein Born von Wehmut und träumerisch dichtender Stille daraus flösse . . . Entschlossen nahm sie es im geheimen auf ihr Zimmer. Es wurde ein Kleinod, ein Schatz, eine von mythischem Zauber umhüllte Reliquie . . .

Sonst fand sie kein greifbares Zeichen, daß er hier gewesen. Aber ihr Spürsinn wurde rege und sie ließ nicht mehr ab zu suchen, bis sie unter den Stöcken und Reitpeitschen des Vaters die Rohrgerte entdeckte, die Friedrich Adolf gebraucht hatte. Sie kannte sie genau, denn es hing besonders das Gedächtnis von der Aufregung eines ganzen Nachmittags daran. Damals hatte er den schlimmen Fuchs versucht, der noch nie früher einen Sattel getragen. Was war das für ein Schauspiel! Wie Friedrich Adolf dem wilden, bösen Tier den Meister zeigte, in welcher Angst sie alle gewesen und wie ruhig, mutig und stark er ausgehen; wie ein Sieger! Als er endlich aus dem Sattel gestiegen, war das Rohr seiner Hand entfallen, und der Fuchs, der schnaubend und ungeduldig den Boden stampfend dagestanden, hatte mit einem seiner scharfen Hufe gerade darauf getroffen und es entzwei gespalten. Sie kannte es

genau! Und darum entführte sie es auch und es erhielt einen geheimen Platz hinter den Schulbüchern auf ihrem Tische, ganz versteckt gegen die Wand gedrückt. Manchmal jedoch fuhr sie mit der Hand darüber hin; dann zitterten ihre Finger und sie seufzte schwer auf.

Alein ein ungleich größerer Moment kam eines Tages, als sie es zustande brachte, das Zimmer zu betreten, in dem Friedrich Adolf gewohnt hatte. Es lag ganz am Ende des Ganges in einer Ecke des Hauses, wo einige Räume gewöhnlich unbenutzt blieben. Eines Tages stand die Thür weit offen, man hatte gelüftet und rein gemacht. Sie trat über die Schwelle hinein. Vor dem Fenster streckte eine alte, halbdürre Akazie ihre blätterarmen, dünnen Zweige vorbei. Davon hingen die langen weißen Blütenrispen herab. Immer im gleichen Zwischenraume, als machten sie immer denselben Weg, stürzten ein paar Schwalben gell schreiend vorüber und streiften mit den hastigen, glänzenden Flügeln die weißen Blütenfäden, daß sie in der Sonne zitterten. Es war, als ob die feinen, scharfen Stimmen der Vögel das ganze Haus durchschallen müßten. Vor allem aber das Zimmer selbst, in dem sie laut wiederhallten, wie in einem ganz leeren Raum. Mit einem Blick nahmen Fränzis Augen die ganze Traurigkeit auf, die kalte Ordnung, in der die Möbel dastanden, das Unbewohnte, Verlassene zwischen den Wänden, denen die alten Steindrucke in den glänzenden schwarzen Rahmen so etwas Lebloses, Hartes gaben. Und als ihre Blicke auf das Bett fielen, verschleierten sie sich. Es war leer und die steife graue Rattendecke, die darüber gebreitet lag, fiel in sonderbar leblosen, unschönen Falten herab. Gerade über dem Kopfe aber hing ein großes Kreuzifix an der Wand und dahinter stak ein langer Palmenzweig, wie die Mutter solche vor Ostern im Hause zu verteilen pflegte . . . Plötzlich stürzten Fränzi die Thränen unter den Wimpern hervor. Schluchzend und verloren stand sie da und hielt die kleinen Hände vor das bebende Gesicht, aufgelöst in tiefem Jammer ihres unschuldigen Herzens . . .

Wie Sturmvögel flogen die Nachrichten vom Gange des Krieges durch das Land. Und die Wartenden horchten auf und zitterten vor dem schrillen Ruf.

Die einzige Lauge Erleichterung für das beängstete Gemüt mochte sein, daß der Krieg in der Ferne dahinzog, auf einer Seite sogar tageweit entfernt, so daß die Furie beinahe auf fremdem Boden ihren wilden Schritt in die Erde drückte. Aber man fühlte doch die zweifach drohenden Geschehnisse, von den Ereignissen in Italien drüben sprechend und von denen in Böhmen.

„Der arme Friedrich Adolf!“ sagte die Mutter wieder einmal und seufzte.

„Ohne Zweifel ist sein Regiment in Aktion!“ fügte der Vater hinzu und über seine Stirne flog ein Schatten wie die Erinnerung selbsterlebter blutiger Zeiten. „Wer er ist ein tüchtiger Mann und hat ein mutiges Soldatenherz. Seien wir nicht zaghaft um einen Einzelnen, wo es die Schmerzen des ganzen Vaterlandes gilt. Sein Leben steht in Gottes Hand. Gott schütze ihn, Amen!“

Diese letzten Worte fielen besonders bedeutungsvoll, wie eine inbrünstige Bitte in Fränzis Herz. Jeden Abend, nach ihrem Gebete, wiederholte sie dieselben nun und mehr als einmal mußte sie weinen dabei. Manchmal dachte sie auch während des Tages daran, als sei es eine Mahnung, niemals seiner zu vergessen, und sie sprach es leise vor sich hin: „Gott schütze ihn, Amen!“ . . .

Der bittere Reiz aber sollte dennoch nicht bloß so in weiter Ferne vorübergehen.

Auf einmal brachen die angstvollen Ahnungen in einer Flamme auf, wie der versteckte Brand eines Feuerberges. Auf einmal sollten alle die Schreden und dumpfen Sorgen leibhaftige Gestalt annehmen und jene Gespenster aus furchtvollen Träumen die blutigen Hände nach den Verschonten ausstrecken. In rasendem Lauf entfesselt schien die Furie nahe gestürmt zu sein. Eine Botschaft flog von Mund zu Mund, von Haus zu Haus. Der Feind war unversehens in die nächste Nähe gerückt. An den Ufern des Torre, wo Truppenteile des Generals Cialdini einen Vorstoß versuchten, sollten die feindlichen Kräfte aneinander geraten sein.

Am Morgen, wo dies Gerücht lebendig geworden, rasselte eine Batterie über die Landstraße daher, in eine Staubwolke gehüllt, und verließ durch ihr Erscheinen den Besorgnissen drohende Wahrscheinlichkeit. Voran ritten zwei Offiziere, der eine mit langem Bart, weiß von Staub; der andre mit glattem Jünglingsgesicht, blühende Augen unter dem Roßhaarbusch am Tschako. Auf den holpernden Vasetten saßen, müde zusammengesunken, die Mannschaften und blickten gleichgültig verloren die vorüberziehenden Häuser links und rechts an, mit den alten Strohdächern und den staubigen Hecken vorn. Noch eine weiße Wolke und noch eine; jedes Geschütz wie in dahinrollendem Rauch. Der Boden schüttelte dumpf von dem ehernen Gewicht und den Pferdehufen. Ein paar Reiter machten den Schluß. Die Leiber der Pferde, die Stiefel in den Steigbügeln, die Uniformen, die flatternden Roßhaarbüsche — alles weiß von Staub. Ein junger, lang aufgeschossener Mann war der letzte. Als er in die Dorfstraße kam, richtete er sich mit einem Ruck kerkengerade im Sattel zurecht, aber auf seinem schmalen, bleichen Gesicht lag eine furchtbare Müdigkeit wie das Ende zu lang gespannter Kraft. Beim Passieren des Gitterthores fiel sein Blick

zerstreut auf die Menschen, die dort standen. Er hielt seinen hohen Braunen plötzlich an, neigte sich ein wenig herab und sagte „Wasser!“ aber mit einer Unsicherheit in den Augen, als ob man ihn nicht verstehen werde.

Fränzi flog ins Haus. Sie ergriff einen Krug vom Tische, füllte ihn und eilte mit wankenden Knien zurück. Der junge Soldat faßte gierig nach dem Trunk, setzte die verdürsteten Lippen an und leerte den Krug bis auf die Reige. Dann beugte er sich aufatmend wieder herab und reichte ihn zurück. Fränzi hielt ihre Hände zitternd hinauf und sah mit heißen Augen in sein abgeheftetes Gesicht. Mein Gott, sie mußte an Friedrich Adolf denken; wie manche Stunde wird auch für ihn gequält von Durst und Beschwerden sein — —! Der junge Reiter schaute einen Augenblick wie verwundert auf sie nieder mit großen, dunklen Augen unter den Brauen, dick und weiß von Staub. Sogar ein Näckeln flog über seinen Mund. „Danke! danke!“ und salutierend gab er seinem Pferde die Sporen und eilte den andern nach. Mit flimmernden Blicken sah sie ihn verschwinden. Unendliches Weh klopfte in ihrer Brust.

„Heute rot — morgen tot!“ sagte der Vater daneben in tiefer Kummernis und hielt die Hand der Mutter fest in der seinen. Fränzis Lippen aber murmelten halblaut: „Gott schütze ihn!“

Und das Dröhnen der fortziehenden Geschütze verhallte in der Ferne.

Auch in der Nacht passierten Truppen den Ort. Die Wände des Hauses schienen leise zu zittern; man hörte den dumpfen Lärm rollender Räder, den Schall der Hufe auf der harten Straße. Und gegen Mittag erschien ein Vortrab von blauen Husaren, sonnenverbrannte, sehnige Reiter auf müden Pferden. Sie ritten ohne Aufenthalt durch das Dorf. Es war eine lange Reihe von verschnürten Uniformen, in der Sonne blühenden Karabinerläufen, von der Bewegung der Pferde wehende Röcke auf den Achseln der Leute, goldflimmernde Uniformen von Offizieren, flatterndes grünes Tuch auf den Kalpak, weiße Säbel, klirrend und schaukelnd. Überall hatten die Dorfleute Gefäße vor die Hütten gebracht, Wasser oder Wein in blanken Kupferkübeln oder buntgemalten Friaulerkrügen. Aber der Zug hielt nicht an. Ein Häuflein Offiziere vorn war in eifrigem Gespräch. Als sie in die Nähe des Gitterthores kamen, verstummten sie. Der Vater streckte seine Gestalt zu militärischer Haltung und grüßte mit der Hand an der Kappe, wie er es als Soldat gethan hatte. Er blickte fest auf die Offiziere hin und sagte mit lauter, seltsam vibrierender Stimme: „Gott erhalte unsern Kaiser!“ Die Stimme des Vaters durchfuhr Fränzi wie mit heiligem Ernst, als Klänge ein ungewohnter, tiefer Ton durch sie

empor. — Der Oberst zog einen Augenblick die Zügel fest, musterte die Gestalt des alten Herrn mit einem kurzen, scharfen Blick und erwiderte: „So soll es sein, Kamerad! — Wir hatten ein Gefecht, mit dem nichts mehr zu erzielen war. Während wir uns herumbalgten und ein paar Drave verloren, waren die Verhandlungen für den Waffenstillstand schon im Gange. Es ist vorbei — einstweilen!“ Dann grüßte der Oberst und die übrigen Offiziere und langsam zogen die Reihen vorüber. Das Wort aber, das Fränzi ausgefallen, drang wie ein Jubel in ihr Herz. Friede, Friede sollte werden! . . .

Aber erst lange danach, erst als die Felder wieder in Stoppeln lagen, als der junge Wein in den Bottichen gort und der Tag sich herbstlich gekürzt hatte, erhoben sich von allen Türmen des Landes die Glockenstimmen, um zu verkünden, daß die Menschen sich wieder besonnen und der verschuchte Friede zurückgekehrt war. Die ehernen Zungen schienen zu rufen und zu dröhnen wie nie zuvor. Vom grauen Türmchen der Dorfkirche allein schien eine Flut mächtigen, erschütternden Klanges dahinzuschießen. Und alle Türme in der Runde vereinten ihre Stimmen, so tief und schwingend und ununterbrochen wie nie zuvor, als ob sie inbrünstige, heiße und viel-tausendstimmige Gebete in sich trügen, wie zu keiner

andern Zeit. Diese unablässig rauschenden hinwogenden Klangwellen rüttelten an den Seelen, wie der Wiederhall von Gebeten ganzer Völker, wenn die Ruppelhallen eines Riesentempels sie in sich sammeln konnten und hinauslingen lassen über die Lande. Und die es hörten, beugten ihren Sinn in Stille und fühlten an den Herzen wieder den ersten Hauch froherer Hoffnungen nach den langen Monaten der Kummernis.

So hörten es die Ältesten, mit den weißen Haaren und den müden Rücken; aber sie konnten den grambedrückten Herzen doch keine Fülle mehr geben und die blutenden Wunden nicht mehr schließen. Das waren die Alten, deren Stirnen schon, müde vom langen Lebensweg, gegen das Grab gesenkt waren.

So hörten es die Jüngeren, die in des Lebens Reise standen, aber ihre Inbrunst war stumm geworden in der wehevollen Erwartung, und ihre Dankbarkeit ein Seufzer.

Und so hörte es die Jugend, die noch im Frührot ihrer Zeiten stand, die noch den Lenz genießen durfte . . . aber in aller Herzen war etwas eingezogen, wie eine vorschnelle Reise, eine verfrühte Ahnung von dem Dunkeln des Herbstes . . .

So läuteten die Friedensglocken . . .

(Schluß folgt.)

## Alt-Mütterchens Klage und Trost.

Im Kirchhof reiht sich Grab an Grab,  
Dort schlafen meine Lieben,  
Ich aber bin, des Lebens müd',  
Allein zurückgeblieben.

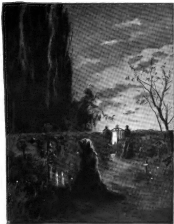
Mein einz'ger Trost ist Gottes Wort,  
Ach, daß die blöden Augen,  
Nur noch bei hellem Tageslicht  
Zum Lesen wollen taugen.

Wie doch am Abend sich so lang  
Die trägen Stunden dehnen,  
Und, bis der Schlaf mich überfällt,  
Sich mehrt mein schmerzlich Sehnen.

Ein traurig Los! ach ließ der Tod  
Von meinem Flehn sich rühren  
Und kam, vom lieben Gott gesandt,  
Um mich auch heimzuführen.

Wie wollt' ich mit den Meinen hoch  
Die ew'ge Liebe preisen!  
Denn meine Hoffnung trägt mich nicht,  
Gott hält, was er verheißt.

Julius Sturm.



Wedge Rock.

Rock on Whigpashaway near Whigpashaway.



Die erste Wärmestellung bei beiden Wärmepumpen ist "Heizen".

1000

**Abstract**

[illegible][illegible]

Die lang andauernde, im Verhältnis zu den  
Jahren der unmittelbaren Kämpfe, welche nach  
an der Zeit der unmittelbaren Kämpfe, welche nach



TABLE 1. The eight leading German universities in the field of law





vor Ablauf des Gewichtes dasselbe wieder aufzuwinden, um ein Stehenbleiben zu verhüten, eine Arbeit, welche gerade bei Uhren, die nicht alle Tage aufgezogen zu werden brauchen, häufig genug versäumt wird.

Ehe wir von dieser Abteilung scheiden, werfen wir noch einen Blick auf die einzige Präzisionspendeluhr, welche die Ausstellung aufzuweisen hatte. In Bezug auf Pendeluhrren für astronomischen Gebrauch war leider die Ausstellung durchaus unvollständig, und wenn auch das Publikum im allgemeinen dies kaum als einen Mangel empfunden haben wird, so wäre doch eine größere Reichhaltigkeit auf diesem Gebiete, namentlich für die interessierten Kreise, sehr erwünscht gewesen, zumal gerade Deutschland in den letzten Jahren hier namhafte Fortschritte zu verzeichnen hat. Hoffentlich wird bei einer etwaigen Wiederholung der Ausstellung auch dieser Zweig der Uhrmacherkunst sich einer größeren Berücksichtigung zu erfreuen haben. Die hier ausgestellte Uhr war mit Kompensations-Sekundenpendel nach Riefler versehen.

Wenden wir uns nunmehr der Abteilung für Chronometer und Taschenuhren zu, so sei vorweg bemerkt, daß Schiffschronometer gar nicht vertreten waren. Es lag dies vielleicht nicht in der Absicht der Aussteller, findet aber auch seine einfache Erklärung in dem Umstande, daß nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Aussteller beteiligt waren, und die Schiffschronometertechnik trotz aller Versuche und Bestrebungen noch immer keinen rechten Boden in unserem Vaterlande hat gewinnen können, obschon hier ein Wettbewerb mit den ausländischen Verfertignern recht wünschenswert wäre.

Um so reichhaltiger war die Kollektion von Taschenuhren und Chronometern, bei denen sowohl hinsichtlich der Präzision der Ausführung, als in der künstlerischen Ausgestaltung alles Erdenkliche geleistet war. Schweizer und Deutsche wetteiferten hier erfolgreich miteinander.

Betrachten wir diese Kunstwerke und die zu ihrer Herstellung benötigten Werkzeuge etwas näher! Mancher Besucher mag allerdings gerade an letzteren achtlos vorübergegangen sein, obwohl sie uns ein Bild davon ermöglichen, um welche minutiösen Arbeiten es sich in der Uhrmacherei handelt, und mit wie peinlicher Sorgfalt auch das kleinste Stück ausgeführt werden muß, um ein dauernd gangbares Werk zu gewährleisten.

Da finden wir Räder und Rädchen mit den verschiedensten Zahnformen, ausserdem, viele Jahre hindurch eine bestimmte Funktion zu verrichten — zu Tausenden werden sie fabrikmäßig her-

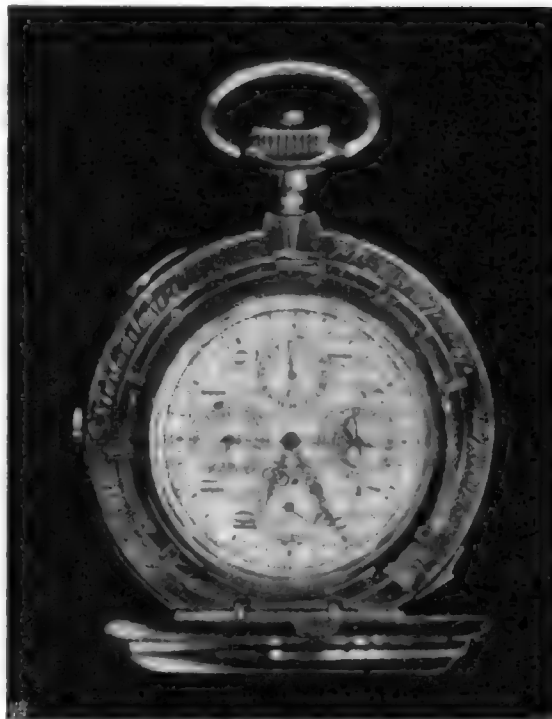


Abb. 4. Jubiläumuhr.

gestellt —, die feinen Taster zur Messung der Durchmesser der Räder und der Dicke der Zapfen, welche die gesuchte Größe bis auf den tausendsten Teil des Millimeters genau angeben, eine Vorrichtung zum Bohren viereckiger Löcher, und anderes mehr; daneben die lehrreichen Modelle der gebräuchlichsten Ganghemmungen in den Taschenuhren, in der Regel Zehrlingsarbeiten, die später als Anschauungsmaterial wieder bei der Unterweisung neuer Zöglinge Verwendung finden. Eine Taschenuhr, in all ihre einzelnen Teile zerlegt, mit sämtlichen Rädern und Schraubchen, der Uhrfeder und der Spirale, dem Anker und wie die Stücke sonst noch heißen, bildete ein sehenswertes Ausstellungsobjekt, an dem jeder so recht eigentlich lernen konnte, wie widersinnig es sei, um billiges Geld eine gute Uhr entstehen zu wollen.

Wie anders liegen die Verhältnisse heute als früher! Muß doch jetzt schon der Sextaner womöglich eine Uhr aufweisen können, sei es auch nur zu dem Zweck, um ihr gelegentlich die Gangfähigkeit zu rauben. Wie

viel mehr wird heutzutage in der Regel auf das Äußere Wert gelegt, ohne Rücksicht darauf, ob die innere Güte eines Werkes dem äußeren Schein des Gehäuses entspricht. Daher mag es wohl kommen, daß so viel billige Schundware auf den Markt geworfen werden kann, zu einer Zeit, wo die Präzisionstechnik der Uhrmacherei eine hohe Blüte erreicht hat und auch künstlerisch Vollenbestes geleistet wird. Eine gute Uhr soll

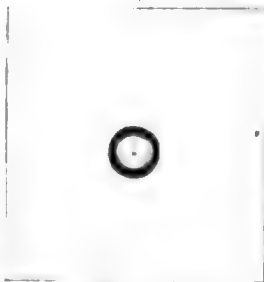


Abb. 5. Miniaturtaschenuhr.











natürlich auch amüsieren wollen, kennen dies kindliche Wort nicht mehr. Ein starker sinnlicher Reiz dann und wann, von seilen einer unternehmenden Schönen wie Milly Fabio, die sich halb totlachen würde, wollte man ihr zumuten, nur einem zu gefallen — das ist es, was sie brauchen, auch vielleicht zwischen durch als kräftige Würze ein halb und halb gefährliches Minnespiel mit der Frau eines andern — dergleichen hat einmal den Vorteil, nicht allzu zahm zu sein und beschränkt sie zweitens in ihrer kostbaren Freiheit nicht.

So wenigstens dachten, fühlten und handelten die jüngeren Männer seines Standes, mit denen Ulrich umging, und er hatte nie Anlaß gehabt, sich für besser als sie zu halten. —

Der Kern der ganzen Mühlenanlage war die alte Mahlmühle selber, ein graues massiv steinernes Gebäude, das die Eigentümlichkeit hatte, so auszusehen, als ob es von seiner eigenen Schwere ein Stück weit in den Erdboden hineingedrückt worden wäre. Das große Thor, durch welches man an den vorn aufgestapelten Mehlsäcken vorüber gleich in das dunkle Räderwerk blickte, lag nämlich beträchtlich tiefer als die vorüberlaufende Straße, von der ein kleiner Abhang und gerade dem Thore gegenüber einige Stufen hinab führten. Über dem Schlußstein des Thorbogens war in die Mauer eine Steinplatte mit dem Fürstlich Henneberg'schen Wappen und der Jahreszahl 1598 eingelassen. Das Haus stand mit der Giebelseite nach vorn und der Giebel nahm etwa die Hälfte seiner ganzen Höhe ein.

An einem heißen Juninachmittag kam es kellerartig kühl aus dem Thore des Mühlengewölbes, und vielleicht hiervon angezogen, vielleicht auch von dem altertümlichen Habitus des schwerfälligen Baues, stand eben eine schlanke Gestalt mit einem roten Hute davor und schien aufmerksam das Wappen und die Jahreszahl zu studieren. Da gerade bog der Mühlenbesitzer, Herr Ulrich Wedelamp, von dem Gebäude mit den Bureaus her um die Ecke und stiegte leicht bei ihrem Anblick. Dann aber schien er einen Entschluß zu fassen und kam mit ein paar großen Schritten heran.

Das war also die zweite Begegnung und er gedachte sie minder flüchtig als die erste werden zu lassen. Fräulein Lucius schien auch damit zufrieden, denn sie sah nun dem Herankommenden ruhig entgegen und erwiderte artig seinen sehr höflichen Gruß.

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein —“ das „gnädiges Fräulein“ kam ihm unwillkürlich über die Lippen; ihre Erscheinung forderte gebieterisch nichts Geringeres, als diese Anrede. Und dann, sich vorstellend: „Wedelamp“ —

„Der Herr Besitzer der Mühle,“ ergänzte sie; „ja, ich kenne Sie schon vom Sehen. Ich bin Fräulein Lucius.“

Er verbeugte sich. Jetzt wäre es vielleicht am Plaze gewesen, etwas über die Schule zu sagen, immerhin eine Art Verbindungsglied zwischen ihnen beiden, aber er dachte gar nicht daran. „Gnädiges Fräulein scheinen sich ein wenig für dies alte Haus zu interessieren.“ Sie gab das zu, und damit war die Unterhaltung angebahnt, während welcher sie einträchtig nebeneinander weiter gingen. Er erzählte, die Mühle habe früher einem Bischof gehört und in der Hofmauer, über einem Thorweg, der aber jetzt vermauert sei, befände sich auch das bischöfliche Wappen. Dann sei sie an die Landesfürsten gekommen und nun schon über hundert Jahre in seiner Familie.

Fräulein Lucius sah ihren Begleiter freundlich an, obwohl er nicht eben sehr fließend und gewandt sprach. Er machte dafür auch keine Nebenarten, hatte etwas Schlichtes in der Ausdrucksweise, was ihr gefiel. Von der imposanten Erweiterung des Betriebes, auf welche sie die Rede brachte, da das ja leicht hier zu erfahren gewesen war, sprach er bescheiden und immer als der Mann der That, der die Gewerbe, die hier jetzt ins Große betrieben wurden, die Sägemüllerei, die Lohgewinnung und was dergleichen mehr war, auch im einzelnen und kleinen kannte. Thea trank das förmlich ein — nach den Gesprächen der Welt, in der sie ihre sechszwanzig Jahre verbracht hatte, dem Geistreichtum, der Reise-, Natur- und Kunstschwärmerei — waren ihr solche Blicke in das Gebiet der materiellen Arbeit neu und erquicklich. Sie hatte sich nur unter den wohlhabend Müßigen oder denen, die sich geistige Arbeiter nannten, bisher bewegt, und daß bei den letzteren genug Leute waren, die das geistige Geschäft trocken wie das Holzhaden betrieben, selbst wirkliche Universitätsprofessoren unter ihnen, das wußte sie nur zu wohl. „Ich spreche eigentlich viel lieber mit Geschäftsleuten als mit Gelehrten,“ hatte sie zum Schrecken und Ärger ihrer Tante Fuchs schon vor Jahren einmal in einem Lesekränzchen gesagt.

Hier war nun ein Geschäftsmann — im großen Stil freilich, aber immerhin doch ein Wesen aus einer ihr neuen Welt. Und wenn sich anfangs — das hätte er ahnen sollen! — auch ein ganz, ganz klein wenig freundliche Verablassung in das Interesse, mit dem sie ihm zuhörte, mischte, so verschwand das nach und nach; Ulrich konnte von Zeit zu Zeit — es lag das vielleicht in seiner Physiognomie — den Ausdruck einer fast hilflosen Treuherzigkeit haben, besonders in den hübschen braunen Augen. Merkwürdig, daß die Jahre diesen ihm gelassen hatten, der nie wie ein Mönch gelebt, der schon als Junge mit Flöre Boreisen verbotene Küsse getauscht hatte. Aber die Thatsache war vorhanden — er konnte so

aussehen, Knabenhaft eigentlich, der große schwere Mann, und das passierte ihm heute neben Fräulein Lucius ein paarmal. Thea hatte eine gutmütig spöttische Art, die sie ja neulich auch gegen Doktor von Vechner gewendet hatte. Warf sie nun einen leichten Scherz zwischen die Berichte Ulrichs, so hatte der junge Fabrikbesitzer sie ein paarmal so angesehen, als wollte er sagen: du machst dich über mich lustig, nicht wahr? ein wenig unsicher, ja traurig, und das hatte sie gerührt, so daß sie ihr scharfes Zünglein nun besser hütete und nichts mehr das gute Einvernehmen dieser Viertelstunde störte.

Nur daß es zuletzt fast zu gut wurde. Ulrich sah Fräulein Lucius ein paarmal unverwandt an, sie merkte es, auch wenn sie wo anders hin schaute. Das freilich wußte sie nicht, daß die westliche Sonne aus den widerstrebenden Härchen an Nacken, Stirn und Schläfen ihr eine Art goldener Glorie um den Kopf wob, die er ganz erstaunt betrachtete. Braunes Haar nimmt diesen Goldglanz im Lichte an, ihm war aber, als ob er das noch nie gesehen hätte.

Als Fräulein Lucius einmal wieder diesen Blick gleichsam naiver Bewunderung aufgefangen hatte, blieb sie stehen, um sich höflich zu verabschieden. „Ah — Sie wollen — Sie müssen fort — nach Hause . . . ich habe Sie vielleicht aufgehalten; ich bitte um Verzeihung.“ Stammelte er geradezu, so erschrocken war er über ihr plötzliches Abbrechen. Thea lächelte, ein liebes Lächeln, über die Unbeholfenheit dieses Herrn Wedekamp, der ihr natürlich längst als der reiche, junge Lebemann angedeutet worden war. „Rein, ich will nicht nach Hause. Aber, um einen Spaziergang zusammen zu machen, dazu kennen wir uns doch eigentlich noch zu wenig.“ sagte sie mit einer eigenen, weder koketten noch verlegenden Offenheit. „Ich muß auch fürchten, Ihre Zeit zu sehr in Anspruch zu nehmen.“

„O, was das betrifft —“ er war rot geworden bis in die breite Stirn hinauf und nun erst fiel ihm ein, daß diese hier, die soeben weltgewandt und sicher das Zeitmaß für dies verlockende Zusammensein beschränkt hatte, ja nur die Angestellte seiner Angestellten war. Ging sie nicht auch von ihm ab? Wenn er zum Beispiel gegen ihre Person Einspruch erhoben hätte, so würden seine Herren sie sofort zu entlassen gehabt haben. Eine Regung von prozigem Hochmut wallte in ihm auf, und ihr folgend sagte er: „ich habe Sie noch gar nicht nach der Schule gefragt —“ und dann, in einem Sönnertone: „Ist denn alles in Ordnung? Ich meine, sind Sie zufrieden — mit dem Lokal und allem übrigen? Sollte einmal irgend etwas vorkommen — das heißt, sollten Sie zu klagen haben, so bitte ich, sich nur an mich zu wenden.“

Jetzt schlug Fräulein Lucius ihre klaren Augen — sie waren eigentlich grau, mit braun geäderten, lichtvollen Pupillen — voll zu dem Sprecher auf: es zuckte um ihren Mund, aber das Lächeln brach nicht voll aus, als sie erwiderte: „Sie sind sehr freundlich, Herr Wedekamp. Ich bin einstweilen noch ganz zufrieden, mit dem Lokal und mit allem sonst. Wenn aber der Anlaß zu irgend einer Klage käme, so dürfte ich doch, glaube ich, den Herrn Buchhalter Frederking nicht übergehen, mit dem ich über die Stelle korrespondiert habe und der mich engagiert hat. Was sollte der gute Mann sonst denken?“

Wieder eine Zurückweisung, und zwar die zweite in fünf Minuten! Diesmal gab sich Ulrich Wedekamp aber gefangen. Verschwunden auf Rimmerwiederkehr blieb jene Regung des Selbststolzes — von dem er auch nie viel besessen hatte — diesem Mädchen gegenüber. Voll und ganz erkannte er in diesem Augenblick ihre gesellschaftliche Überlegenheit über sich an, ohne sich je wieder dagegen aufzulehnen. Und das alles war so ziemlich auf seinem Gesicht zu lesen. Er sah von seiner stattlichen Höhe auf Fräulein Lucius herab, ein hilfloser Niese, und sein Blick schien zu sagen: gegen dich komme ich ja doch nicht auf — mach' es nicht zu arg mit mir!

Mit Worten bemerkte er langsam: „Da habe ich wohl wieder eine Dummheit gemacht? Verzeihen Sie — es war nicht böse gemeint.“

Und nun sollte er sich noch einmal wundern. Fräulein Lucius reichte ihm plötzlich die Hand hin, mit einem freundlichen, ja warmen: „Das glaube ich Ihnen.“ Er drückte ganz verblüfft diese schlanke Hand im feinen Handschuh und dann fand er sich stehen gelassen, allein. Die helle Gestalt mit dem roten Hute schlug den Weg nach dem Flusse zu, nach dem Wäldchen wahrscheinlich, das mit Fußwegen durchzogen war, ein.

Thea hatte allerdings diese Absicht gehabt, als sie sich noch zur rechten Zeit darauf besann, daß der kühle Buchenwald am Uferhang mit seinen terrassenartig übereinander laufenden Pfaden um diese Zeit wahrscheinlich von Falkenluster Rurgästen heimgesucht sein würde. Das Quissana des Sanitätsrats Wolf, wie es auch schon in Mellemanzeigen genannt wurde, hatte sich nämlich nach und nach einigermaßen bevölkert, und Thea empfand die Begegnungen mit seinen Insassen, von denen sie unfehlbar angestarrt wurde, als eine starke Beeinträchtigung ihrer zuvor einsamen Lieblingsgänge. Besonders hatte sie, sie wußte kaum warum, heute gar keine Lust, etwa dem Doktor von Vechner in den Weg zu laufen.

Klug, wie sie war, wählte sie deshalb einen Pfad, auf dem sie vor Lustkurgästen ziemlich sicher sein konnte. Außerhalb des Osonbereichs der Buchen

lies, manchmal hart am Flusse, dann wieder, wo das Thal etwas breiter war, mitten durch die Wiesen seines Ufers, ein sonniger unebener Weg zwischen dem groben Niedgras hin, nur benutzt von den Dorfleuten, die hier Grünfutter holten, und allenfalls abends, wenn die Sonne nicht mehr hier lag, von harmlosen, des Dornbedürfnisses unkundigen Spaziergängern aus der Stadt, Familien mit Kindern, die sich große Sträuße von Weidenröschen oder den grellen Sumpfdotterblumen zusammenthoben. Unerkennlich ging dieser Pfad in das Geröll über, das hier die Ufer und auch das Bett des sommerlich seichten Flusses bildete. Dann ein paar Holztritte hinauf und auf eine schmale fliegende Bohlenbrücke, die sich die Dörfler diesseits und jenseits im Sommer zu ihrer Bequemlichkeit schlugen. Inmitten des Flusses ruhte sie mit zwei Holzpfosten auf einer Geröllbank; sie war schwank und ziemlich leichtfertig zusammengeklappt, aber man kam doch hinüber, und drüben war man dann in der schönsten Einsamkeit, der zugleich durch den weiten heitern Ausblick auf das Flußthal alles Bedrückende genommen wurde. Rechts ging ein Hohlweg hinab zum Dörfchen Aule, dem jenseitigen Nachbarort von Kengshausen, links führte er zwischen gnomenhaften Eichenbäumen hinauf ins Freie. Und man gelangte da endlich zu einem Sitze, den Thea kürzlich entdeckt hatte und der ihr überaus gefiel. Eine Eiche, am oberen Rande des Hohlweges stehend, beherrschte den Platz mit ihrem Schattendache. Ein seltsamer Baum, ein kurzer Riese mit gewaltigen Armen, und dazu hatten Regen und Wetter von Jahrhunderten sein mächtiges Wurzelgeflecht zum Teil bloßgelegt, stammesdicke Schlangen, und das alles saß so nahe bei einander, daß man kaum wußte, was Wurzel und was Aste waren. Das Erdreich war unter diesen gigantischen Wurzeln weggespült, sie hielten fest, jenseits der Sichtbarkeit mit millionenfachem Geäder in die Tiefe greifend, und unter ihrer Wölbung stand eine ebenfalls uralte Holzbank, braun poliert vom Gebrauche, breit und bequem, und wer sich auf ihr niederließ, der schaute aus dem Eichenschatten heraus den Fluß thalauf, thalab und weit ins helle Land, ein überraschendes und fesselndes Bild. Denn hier gerade war eine breite Lücke im jenseitigen Rande des Hohlweges und der Blick glitt ungehindert über den grünen Gang sogar bis zum Flusse in der Tiefe.

Gut, daß sie das Plätzchen von Falkenlust aus noch nicht entdeckt haben, dachte Thea. Zum Glück lag zwischen ihm und dem Quisiana drüben der Fluß, mit nichts als der fliegenden Brücke, eine Wohle breit, die nicht jedermanns Sache war. Die Aussicht von hier war aber eine so überraschend mannigfaltige, lieblich und mächtig zugleich, daß vielleicht nichts so den echt ländlichen, ja bäuerlichen Charak-

ter dieses Weltwinkels zeigte, als der Umstand, daß man aus diesem Sitze nicht mehr gemacht, ihn noch nicht zum berühmten Punkte gestempelt hatte. So war er geblieben, was er gewesen, ein Kastenplatz wahrscheinlich für Träger, für die Landleute, die mit schweren Kiepen auf dem Rücken jahraus jahrein hier vorüber auf einem näheren Wege als der Landstraße zur Stadt und von der Stadt gingen und kamen. Nur daß der Hohlweg jetzt viel seltener begangen wurde, weil eine Eisenbahnstation in der Nähe sich aufgethan hatte, die sie auf der Chaussee erreichten.

Thea Theas Blick in die Ferne schweifte, blieb er auf der reizvollen Nähe haften, besonders auf dem märchenhaften Gebilde des Eichbaums, an dem sie sich nicht satt sehen konnte. Aus einem seiner unteren dicken Äste ragte senkrecht ein kurzer Stumpf heraus, den Thea, sie wußte kaum warum, jetzt scharfer ins Auge faßte. Gerade in dem Winkel, wo der Ast aus dem Stamme brach, wieder ein so kräftiger Auswuchs, sonderbar! Aber — das war ja gar kein Holz, keine schrundige Rinde; das war ein weiches Federkleid, täuschend in die Farben des Eichstammes getaucht, und das ganze kleine Ding, fast so breit wie lang, lebte — ein fast unmerkliches Regen veränderte jetzt die Gestalt — nach oben reckte, rundete es sich — der Stopf des Ränzchens wurde mit einem Male dem gespannten Blicke Theas als solcher verständlich, und dann hatte das Tier auch schon ein paar lautlose breite Schwingen entfaltet und flatterte, schwebte, glitt hinein in die Schatten und war nach Sekunden schon völlig verschwunden.

Wer die Natur liebt, das heißt nicht nur die schönen Ausichten und Gletscher und Alpenglühn, sondern ihr verborgenes Weben, wo es auch sei, der weiß, daß einem bei solchen Begegnungen wie die mit dem scheuen Vogel eben der Herzschlag stockt vor Lust. So einsam war dieser Platz also, daß der Waldkauz ihn heimsuchte, vielleicht bewohnte! Thea atmete tief auf in ihrer Befriedigung, dann trat sie vor und schaute rechts und links aufmerksam ins Weite.

Da lag, schräg gegenüber, durch das Flußthal von ihr geschieden, zunächst Falkenlust, die Gebäude rot und neu, der Garten noch neuer und noch gar so übersichtlich und erkennbar in der Anlage dessen, was werden sollte. Alles grell in der Sonne oben auf kahler Höhe, wenig niedriger als der Punkt hier. Unten dann das Dörfchen, der Fluß mit scharfer Windung und roten, grünumbuschten steilen Uferwänden, kein Platz hier für den geringsten Anbau, also was man so romantisch nennt; die mageren Äcker der Dörfler lagen außer Sicht auf dem Hügel. Das war links; rechts aber wurde das Flußthal weit und das Auge verlor sich in die



da drüben mehr als zu ahnen. Und alles, was sie in ihren sechsundzwanzig Jahren geworden war, wehrte ihr zudem, die Möglichkeit, daß der Mann da drüben hartnäckig nach ihr ausschauen könnte, überhaupt in ihre Berechnungen zu ziehen.

Auf dem Heimwege hatte Fräulein Thea dann doch noch eine Begegnung mit Falkenlustern. Sie war schon wieder diesseits des Flusses, als unterhalb der Kuranstalt auf einem der applanierten Anstaltswege eine Gruppe von vier Personen heranlam, an denen sie nun vorüber mußte: als Mittelpunkt derselben eine leidend aussehende Dame, die sogenannte interessante Erscheinung, schwarz, blaß, in schleppenden Gewändern, mit einem Schleierarrangement um den Kopf, das mehr Absicht verriet als der Gesundheitszustand vielleicht hätte erlauben sollen, eine jüngere Begleiterin und eine Diakonissin; und mit diesen ein Herr mit Anachoretenbarte und ausgemergeltem Antlitz, Doktor von Vechner mit anderen Worten. Man hatte sich anscheinend lebhaft unterhalten, als aber Thea nahe in Sicht war, ging ein gewisses Verstummen durch die Gesellschaft, und die Augen der beiden Damen in der Mitte, offenbar Mutter und Tochter, hefteten sich auf die Herankommende in unverhohlener Neugier. Doktor von Vechner grüßte natürlich, und die Damen mußten, ihre geradegu gierige Musterung dieser neuen Erscheinung unterbrechend, nun ebenfalls etwas dergleichen thun, während Fräulein Lucius mit der ihr eigenen Einfachheit des Benehmens die sämtlichen in ihrer höflichen Verneigung ruhig mit einschloß.

Sie lächelte unwillkürlich, als sie vorüber war. Der ganze Aufzug und nicht zuletzt die etwas gemachte Duldermiene der wohl wirklich kränklichen schwarzen Dame hatten für sie etwas leicht Komisches gehabt, und ein je ne sais quoi noch dazu, dem die unbefangene Absichtslosigkeit der besten Gesellschaft doch gar sehr zu fehlen schien. Hinter sich hörte sie die etwas gedämpften Stimmen: es war wohl nicht übertriebene Eitelkeit, wenn sie annahm, da werde jetzt über sie berichtet. Dann aber hatte sich der Weg, den jene verfolgten, nach oben geschlängelt und führte sie nun noch einmal in gleicher Richtung mit Thea über ihr vorüber und nun war man da wieder im besten Zug und das Stimmen trio — die Krankenschwester schwieg natürlich — klang ohne Sordinen lebhaft herüber . . . Jbsen und Nicksche, die freie Selbstbestimmung und das Jenseits von Gut und Böse flogen hin und her, und wieder lächelte Thea vor sich hin. Da war ja ihr Engadiner Freund mitten in der Geistreichigkeit drin und also in seinem eigentlichen Elemente! Aber wie urbehaglich fühlte sie sich, daß sie nicht dabei zu sein brauchte; daß sie jetzt am alten traulichen Siebel der Almühle vorüber in den freien stillen

Bereich ihrer beiden Stuben gelangen würde, und dann außerdem noch: daß der Herr der Almühle, dem sie nun wohl hin und wieder begegnen würde und dann ein wenig mit ihm plaudern — nur bei ganz zufälligen Begegnungen gedachte sie es aber bewenden zu lassen, weiter nichts — daß dieser keinen Anspruch darauf erhob, zu der Kategorie der Übermenschen zu gehören, sondern schlecht und recht nur ein Mensch, zugleich aber freilich ein Mann war. Ja, ein rechter Mann, sagte das kluge Fräulein Lucius einmal spöttisch wehmütig vor sich hin, und es ist nicht anzunehmen, daß die Worte dem Doktor mit dem langen Barte gegolten haben.

## 5.

„Was, auch Sie studieren die Course? spielen wohl ein bißchen mit an der Börse?“ Das sagte Herr von Wachtmann zum Hauptmann Dachröden, der im Offizierskasino neben seinem Nachmittagskaffee eine Berliner Zeitung auf dem Tische hatte und sich allerdings einer eingehenden Durchsicht der letzten Seite des Blattes mit den vielen Spalten ganz kleinen Druckes zu widmen schien. Dachröden deutete statt der Antwort auf eine Stelle des Coursberichts: „Aktien der Gesellschaft für Verwertung von Mühlenabfällen“ — das ist Wedelamp. Sie werden also an der Berliner Börse notiert und sie stehen bereits 310 — merken Sie was, Wachtmann?“

„Aha, da ist ihm wieder was gut eingeschlagen — er hält sich also doch — der Kerl hat ein unverschämtes Glück.“

„Ich habe ihm immer im stillen zugetraut, daß der sich nicht verspekulieren würde,“ bemerkte Dachröden. „Er hat die nötige Ruhe für dergleichen Unternehmungen.“

„Ja, den breiten Buckel, sagen Sie nur gleich. Und jetzt, da er wahrscheinlich wieder um ein Millionchen reicher ist, fängt er an, den Filz zu spielen.“

„Den Filz — wie so?“ fragte Hauptmann Dachröden verwundert.

„Nun, die Fabio soll ziemlich verblüfft sein: er hat sich vollständig von ihr zurückgezogen. Und die liebe Milly ist ja doch alles in allem genommen bei ihren Verehrern nur eine Geldfrage. Mit: Portemonnaie auf hat man sie, und das Absterben des ganzen Verhältnisses ist gleichbedeutend damit, daß der Betreffende die Geldbeutelstrippe gezogen hat.“

„Strippe gezogen? Soll das auf Wedelamp gehen?“ fragte Lieutenant Willwiz, der beim Hinzutreten die letzten Worte des Kameraden aufgefangen hatte. „Wie stimmt denn das aber mit dem Ankauf der Zucker, Herr Kamerad?“ fuhr er zu Dachröden gewendet fort . . . „Die scheint er sich doch nicht entgehen lassen zu wollen.“

(Fortsetzung folgt.)















**Der Mangelbrunnen in Stettin.** Die Stadt Stettin ist im Vergleich zu anderen großen Städten sehr arm an Denkmälern der Kunst. Außer den allehrwürdigen Toren besaß sie bis vor kurzer Zeit nur die Denkmäler Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm III. und des Freiheitsdichters Ernst Moritz Arndt. Im Jahre 1895 wurde auf dem Paradeplatz das prächtige Kaiser Wilhelm- und Kriegerdenkmal und im Jahre 1897 vor der allehrwürdigen Jakobikirche dem Valadenbichter Ludwig Pöwe ein Monument errichtet.

Zur Förderung der Kunst in Pommern und um die Eigenart der Stadt Stettin durch ein monumentales Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen, wurde von der Verwaltung des preussischen Kunstfonds eine Summe von 75 000 Mark bewilligt. In der ausgeschriebenen Konkurrenz errang der Entwurf des Bildhauers Ludwig Mangel den ersten Preis, sein fertiges Werk wurde am 23. September im Beisein des Kaisers enthüllt.

Mangel hat der sicheren Fahrt über das Meer in moderner und fesselnder Weise Ausdruck gegeben. Das Segel auf der linken Schulter haltend, die Rechte auf den Anker gestützt, steht sicher und ruhig, frei und stolz vorwärts blickend wie eine meerbeherrschende Königin eine Frauengestalt, belleidet wie raudeutsche Sitten und nordisches Klima erbeischt, auf dem Deck des Schiffes, welches mit kräftig vorgeschobenem Bug in Gestalt eines Greifenschnabels die See durchschneidet. Kein Schwankelein beeinträchtigt die Ruhe der beherrschenden Gestalt, das Bild der Stadt Stettin, der sichere Leiter das Schiff lenken. Eine kräftige Männergestalt, auf den rechten Ellenbogen gestützt, hält den Kurs des Schiffes mit scharfem Blick, zugleich durch Herminesstab und Flügel das zielbewusste Handeln des Kaufmanns andeutend. Eine zweite männliche Gestalt, auf unserer Abbildung nicht sichtbar, steht links des Schiffes auf den Felsen gestützt, einen Ring im Backbord lassend, und das Schiff kräftig vorwärts ziehend, während der muskelstarke Ruderer gegen die Wand des Fahrzeuges drängt.

Schmiegsame Meeresnixe, Wellen verlorpernd, bewegen sich an der Steuerbordseite. Die erste Gestalt hält eine Muschel in der Hand, aus welcher das Wasser des Brunnens strömt, während auf der anderen Seite des Schiffes ein wasserspeiender Delfin seinen Rachen geöffnet hält. Die zweite Wasserfee umgibt mit den fischgeschwänzten Feinen das Hinterteil des Schiffes und lenkt mit der Hand das Ruder am Heck. Alle Gestalten fügen sich, ein Ziel verfolgend, zu vollendeter Einheit in harmonischem Aufbau zusammen. Selten war die „Ruhe in der Bewegung“, dieses untrügliche Merkmal echter Bildnerkunst, zu so passendem Ausdrucke gebracht. Die Komposition ist ungemein prägnant und natürlich, linien schön in der Seiten-, wie in der Vorderansicht.

Dem Meister dieses monumentalen Werkes, der hierdurch zu einem berühmten Manne geworden, wurde die große goldene Medaille und der Ehrenpreis der Stadt Berlin zu teil. Er wurde Mitglied der Kunstakademie und des Senats.

## Zu unseren Bildern.

**Rinetta.** Der berühmte venetianische Meister Passini bietet uns mit seinem prächtigen Studienkopfe den echten Typus eines venetianischen Mädchens aus dem Volke, wie wir sie tagtäglich im Arsenal-Viertel oder im Marktgelände des Rialto und der Pescheria zu Hunderten sehen können. Die alte, in Deutschland noch ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, daß die Töchter der Lagunenstadt im Gegensatz zu den übrigen Italienerinnen blond seien, entbehrt jeder Berechtigung. Wenn auch die venetianische Rasse vor Jahrhunderten germanisches Blut enthalten haben mag, so läßt sich hiervon heute keine Spur mehr wahrnehmen. Die Wechselbeziehungen Venetiens zum übrigen Italien und zum Orient haben die charakteristischen Merkmale des germanischen Typus völlig verwischt. Und wenn wir auf Tizians und Paolo Veroneses Bildern auch das gold-

blonde Haar der Damen bewundern, so wissen wir aus den Berichten der Renaissance-Schriftsteller, daß dieses vielgepriesene und -befungene Goldhaar ein Produkt raffinierter Toilettenkünste war. Mit solchen Künsten hat sich Passinis junge Schöne nicht abgegeben. Bei ihr ist alles unverfälschte Natur, und unverfälscht und ohne den leisesten Versuch, diese wilde Rose des Libo zu idealisieren, hat sie der Maler in seinem Bilde festgehalten.

**Neugierige.** Die einfachste Studie kann künstlerischen Wert haben, vorausgesetzt, daß sie dem Stifte eines echten Künstlers entstammt. Dies beweist die kleine Aquarellzeichnung von H. Schöffner, ein Bildchen, das trotz seines skizzenhaften Charakters schon den ganzen Reiz eines kleinen Kunstwerkes aufweist.

**Wolf und Lamm.** Auch in ersten Zeiten fehlt es nicht an weiteren Episoden, an kleinen Ereignissen, die wenigstens für den Unbeteiligten eine humoristische Färbung haben. Für den Künstler sind gerade solche Episoden besonders verlockend, sie beben sich gleichsam in hellerem Lichte vom düsteren Hintergrunde ab und erhalten schon dadurch ein gewisses Relief. Wir alle kennen die Schrecken der französischen Revolution, aber jeder wird P. S. Hoffmanns Bildchen, das uns einen ihrer Helden vor Augen führt, mit Bedauern betrachten. Der würdige Vertreter der bewaffneten Macht versperrt einem friedlichen Wanderer den Weg, vermutlich einem ländlichen Schulmeister, der einem Verwandten in der Stadt einen Besuch abstatten will und seine Gabsgehalte in einem Korbe mit sich führt. Der brave Soldat handelt seiner Anstellung gemäß; er hat strenge Weisung, jeden Verdächtigen anzuhalten und ihn nicht eher passieren zu lassen, als bis er über seine Person, seine Herkunft und den Grund seines Kommens glaubwürdige Angaben gemacht hat. Demütig steht der Bürger Schulmeister vor dem Bürger Soldaten — eine feilsche Illustration zu dem Wahlspruch der Zeit: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ Aber, wie so oft, wird auch in diesem ersten Falle die so verlockende aus dem Korbe hervorschauende Flasche die Vermittlerrolle übernehmen und eine gütliche Einigung zwischen Civil und Militär herbeiführen.

**In der Bibliothek.** Die große Kunstbeilage unseres Heftes darf sowohl in künstlerischer wie in technischer Hinsicht als eine Leistung ersten Ranges gelten. Der Namländer Georges Grezjaert ist als intimer Kenner und Darsteller des modernen Pariser Lebens zu bekannt, um einer besonderen Hervorhebung noch zu bedürfen. In der liebevollen Wiedergabe auch der kleinsten Einzelheiten steht er unter den neueren Künstlern geradezu unerreicht da. In dieser sorgfältigen Ausführung der Details liegt der Wert seiner Bilder. Eben deshalb aber stellen seine kleinen Gemälde der farbigen Reproduktion Schwierigkeiten entgegen, wie sie der Beschauer unserer Kunstbeilage kaum ahnen wird. Wenn man bedenkt, daß dieses Bild mit nur wenigen Platten auf der Buchdruckerpresse hergestellt ist, so wird man der modernen Technik, die eine derartige topographische Leistung ermöglicht, seine Bewunderung nicht verklagen können. Man beachte nur die zahlreichen Nuancen des Blau an den Büchertiteln, die weiche Modellierung des Gesichts, die vornehm gedämpften Töne der Ledertapete, die leuchtende Lackur des Nummengefäßes und endlich die zarten Perlmuttfarben des Taburets!

**Ruhe sanft.** In den November, den Sterbemonat der Natur, fallen auch die beiden Totengedenktage der christlichen Konfessionen. Wie die katholische Kirche am Allerseelentage (2. November) der Abgeschiedenen gedenkt, so hat sich auch die protestantische Christenheit diesem schönen Brauche angeschlossen, indem sie am 20. November ihr Totenfest begeht. H. Sawlics Bild zeigt uns einen Friedhof im Abenddämmer des Allerseelentages. Die meisten Leidtragenden haben die Ruhestätten ihrer Lieben schon verlassen, nur hier und da leuchtet noch durch das Dunkel das matte Licht der Kerzen, bei deren Schein die Besucher der Grabstätten ihr Gebet verrichten.

# Spreu und Weizen.

**Feines Fisch-Frische.** Man schwingt einige fein geschnittene Zwiebeln in Krebsbutter gar, fñgt 2 Eßlöffel Mehl hinzu, welche gut gerñhrt werden müssen, löst es mit Bouillon auf, in welcher Spargel oder Blumenkohl gekocht sind, fñgt sodann die ausgegñrten Fische sowie Krebse, Spargel oder Blumenkohl und sehr reichlich geriebene Parmesanlñse hinzu und serviert das Gericht entweder in Muschelschalen oder auf einer runden Schñssel mit Plätterteig-Fleurons garniert. Jede Art von Fisch oder Fischresten kann so serviert werden.

**Hobelpñne.** Auf ein Gelei rechnet man 2½ Kchellöffel voll Mehl und einen Eßlöffel voll Sahne und macht dies mit Zucker nach Geschmack zu einem steifen Teige. Diesen rollt man so dünn als möglich aus und schneidet ihn in Streifen. Dann macht man Schweinefett so heiß, daß es raucht, legt jeden Streifen ein paarmal über den Kochellöffel, so daß er zu einer Art von Locke wird und bñcht ihn in dem kochenden Fett schnell gar. Natürlich macht man nach oben angegebenen Verhältnissen so viel Teig, als man eben braucht.

**Schwimmende Insel.** Nimm einen Eßlöffel voll Johannisbeer-Gelee, einen Theellöffel voll Himbeer-Gelee, 2 Weiß Eier. Schlage dies alles so lange, bis ein Eßlöffel darin steht, thue es dann in eine Schñssel und gieß süße, nicht geschlagene Sahne rings herum. Bei einer größeren Personenzahl nimmt man natürlich mehr Masse, doch hält man immer das Verhältnis von 2 gehäuften Eßlöffeln Gelee zu 2 Weiß Eiern fest.

**Der Krebs der Obstbäume** ist eine Krankheit, die schon manchem Gartenliebhaber die Freude an seinen Bäumen verderben hat. Und doch ist dieser vielfach für unvermeidbar und unheilbar gehaltenen Krankheit so leicht durch zweckmäßige Düngung vorzubeugen! Es ist meistens die Überfütterung mit Stickstoff und der Mangel an mineralischen Nährstoffen, die den Krebs hervorrufen und die gerade in den sogenannten sorgfältig gepflegten Obstgärten durch einseitige reichliche Anwendung von Stallmist und Jauche befördert werden. Diese sind zwar reich an Stickstoff, aber arm an Mineralien: wie Kalk, Phosphorsäure und Kali. Man beschränke deshalb diese Düngung und grabe jährlich im Umfang der Baumkrone reichlich Thomasmehl und Kainit ein; damit muß Hand in Hand eine etwa alle fünf Jahre zu wiederholende Kalkdüngung gehen.

**Schaden, die Feldbanen?** Die Untersuchung einer größeren Zahl auf dem Felde geschossener Tauben ergab, daß Kropf und Magen neben Getreidekörnern auch vornehmlich größere Mengen von Unkrautsamen wie: Wucherblume, Vogelweide, Aderweide, Kornblume u. s. w. enthielt; daneben aber auch Reste tierischer Pflanzenschädlinge wie: Raben, Würmer, nackte Adergeschnecken. Besonders nützlich ist die Feldtaube durch Vertilgen der Heberichsamen, die z. B. von Wachtelein und Rebhühnern verschmäht werden. Von Getreidekörnern können die Tauben nur solche nehmen, die oben aufliegen, da sie infolge ihrer schwachen Füße zum Scharrten nicht befähigt sind.

**Die flatternden Schmetterlinge.** Wir waren entzñckt von der Fertigkeit unseres Freundes, der durch graziose Schwenkungen mit dem Fächer zwei Papierschmetterlinge in weiche, rhythmische Bewegungen versetzte. Dankbar nahmen wir seine Erklärungen an und können uns nun jederzeit selbst das Vergnügen verschaffen. Die Herstellung solcher Schmetterlinge verursacht wenig Schwierigkeiten. Ein Stück feines Seidenpapier wird zusammengebrochen und in der Schmetterlingsform ausgeschnitten, die unsere Stitze rechts zeigt. Durch entsprechendes leichtes Falten können wir dem Seidenpapierschmetterling die Form flatternder Falter geben. Beide werden an der Unterseite durch winzige Wachsklumpchen an den Enden eines langen Frauenhaares befestigt. Durch dieses kaum sichtbare Band wird ein zweites Paar geschlungen, das wir an der Stirn, direkt am Haaransatz, in gleicher Weise befestigen müssen. — Die Schmetterlinge bringen wir in der Hand herein, — alle Vorbereitungen müssen heimlich getroffen werden — stellen uns so, daß die Beleuchtung nicht verzerrend wirken kann und werfen die Papierschmetterlinge in die Höhe. Hierbei ist großes Geschick nötig, denn es muß gleich gelingen den Fächer so in Bewegung zu setzen, daß die Falter



darüber zu schweben scheinen und dem Lustzuge willig gehorchen.

**Glasbronzemalerei.** Malereien auf Glas giebt es schon seit sehr langer Zeit und ebenso giebt es verschiedene Verfahren, um Glas mit bunten Farben zu verzieren resp. Glasgegenstände mit Malereien auszumalen. Etwas Neues auf diesem Gebiete ist jedoch die Glasbronzemalerei. Bronzen werden ihres großen Effektes wegen als Malifarben bereits für verschiedene Liebhaberkünste verwendet, und auch ihre Benutzung zum Bemalen von Glasflächen ist durchaus wirkungsvoll. Die Bronzemalerei auf Glas geschieht nun allerdings nicht in der sonst üblichen Weise, daß die Malerei auf der Vorderseite des Glases angebracht wird, sondern auf der Rückseite, demzufolge kann sie

auch in Verbindung mit Spiegelmalerei gebracht werden. Die Farben leuchten durch die Glasfläche hindurch und finden zugleich nach der einen Seite hin vollständigen Schutz. Man kann die Glasbronzemalerei auf allen denjenigen Gegenständen, die die Einlage einer Glasplatte gestatten, zur Anwendung bringen, also auf Bilderrahmen, Schränkchen und Kästchen aller Art, Salontischen, Serviertabletts (siehe Abbildung) und dergleichen. Als Mustervorlagen dienen zumeist ornamentale Entwürfe, weil mit Bronzen eine Schattierung, wie sie z. B. Blumen erfordern würden, sehr schwer herzustellen ist. Doch können vorgeschrittene sich immerhin nach dieser Richtung hin versuchen, nur müssen sie dann nicht außer acht lassen, daß die Schattensfarben stets zuerst aufgetragen werden müssen, danach erst die Grundfarben, weil eben die Malerei auf die Rückseite des Glases zu stehen kommt und doch ausschließlich von der Vorderseite, also durch das Glas hindurch, betrachtet wird. Bei Blumen könnte man auch wohl Einzelheiten in Eifarben ausführen. Gebraucht werden zur Glasbronzemalerei eine Anzahl Bronzefarben, vielleicht Gold, Silber, Kupfer, Grün, Blau, Orange — möglichst einige davon in verschiedenen Tönen — ferner Bronzeöl, eine Flasche sogenannte Neutraltinte, weiße oder braune, blaue, schwarze Eifarben, sowie die nötigen Pinsel. Letztere dürfen nur gute, nicht zu große Dachsaarpinsel sein. Das Muster muß der Größe der Glasplatte entsprechen, es wird nach gehöriger Reinigung der letzteren unter dieselbe gelegt und an den Seiten mit etwas Wachs oder mit flüssigem Gummi befestigt, um ein Verschieben zu vermeiden. Bei der Arbeit lege man die rechte Hand auf ein von der linken Hand quer über das Glas gehaltenes Lineal auf, oder man lege zu beiden Seiten, etwas höher als die Platte, je ein Buch und hierauf das Lineal. Durch eine solche sogenannte Brücke wird das Arbeiten bedeutend erleichtert und vor allem auch die Glasplatte selbst vor Verunreinigungen durch die Finger u. s. w. geschützt. Nun hat man zunächst alle Linien des Papiermusters auf die Platte zu übertragen, eine Arbeit, die unbedingt im Stehen zu verrichten ist, weil sonst infolge der Stärke des Glases, resp. der Lichtbrechung desselben das Muster

schief wird. Das Übertragen kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder mit Neutraltinte, wozu man eine gewöhnliche Schreibfeder benutzt — dann werden die Linien schwarz — oder mit dünnen Goldbronzelinien, die mit dem Pinsel aufzuzeichnen sind, oder schließlich mit beiden zugleich, je nachdem man die Ausmalung der Einzelflächen vorzunehmen gedenkt. Die Linien des Musters sollen nämlich lediglich als Konturen dienen und somit wirkt eine schwarze Linie nur gut als Umriss einer hellen Fläche, eine Goldlinie hingegen als Umriss dunkler Flächen. Statt des äußerst mühseligen Verfahrens, mit Pinsel und Bronze die Linien herzustellen, kann man auch die vorzügliche, von O. Feulig in Leipzig-Anger, Wilhelmstraße, neuerfundene Glasmetalltinte benutzen, die







Reinert's No. 1.  
The 1. White to move.



White gets out and gets out from under the king.

#### Reinert's No. 2.

White gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.

C. 1.

#### Reinert's No. 3.

White gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.

C. 1.

#### Reinert's No. 4.

White gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.  
The king gets out from under the king.

C. 1.

#### Reinert's No. 5.

1. White to move. 2. Black to move. 3. White to move. 4. Black to move. 5. White to move. 6. Black to move. 7. White to move. 8. Black to move. 9. White to move. 10. Black to move. 11. White to move. 12. Black to move. 13. White to move. 14. Black to move. 15. White to move. 16. Black to move. 17. White to move. 18. Black to move. 19. White to move. 20. Black to move. 21. White to move. 22. Black to move. 23. White to move. 24. Black to move. 25. White to move. 26. Black to move. 27. White to move. 28. Black to move. 29. White to move. 30. Black to move. 31. White to move. 32. Black to move. 33. White to move. 34. Black to move. 35. White to move. 36. Black to move. 37. White to move. 38. Black to move. 39. White to move. 40. Black to move. 41. White to move. 42. Black to move. 43. White to move. 44. Black to move. 45. White to move. 46. Black to move. 47. White to move. 48. Black to move. 49. White to move. 50. Black to move. 51. White to move. 52. Black to move. 53. White to move. 54. Black to move. 55. White to move. 56. Black to move. 57. White to move. 58. Black to move. 59. White to move. 60. Black to move. 61. White to move. 62. Black to move. 63. White to move. 64. Black to move. 65. White to move. 66. Black to move. 67. White to move. 68. Black to move. 69. White to move. 70. Black to move. 71. White to move. 72. Black to move. 73. White to move. 74. Black to move. 75. White to move. 76. Black to move. 77. White to move. 78. Black to move. 79. White to move. 80. Black to move. 81. White to move. 82. Black to move. 83. White to move. 84. Black to move. 85. White to move. 86. Black to move. 87. White to move. 88. Black to move. 89. White to move. 90. Black to move. 91. White to move. 92. Black to move. 93. White to move. 94. Black to move. 95. White to move. 96. Black to move. 97. White to move. 98. Black to move. 99. White to move. 100. Black to move.

#### Reinert's No. 6.



#### Reinert's No. 7.



White gets out from under the king.

The diagram is a cross shape with numbers in the squares. The numbers are: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

#### Reinert's No. 8.

White gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king.

#### Reinert's No. 9.

A diagram with numbers in the squares.



White gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king.

#### Reinert's No. 10.

White gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king. The king gets out from under the king.







**Bildgala.**

Bild im Original-Formen von H. Bilden.



ging es fast ohne Unterbrechung, und die Kupfersechslinge und Dreilinge klapperten durch den Spalt ins Schubfach. Dabei umzog's den Mund des Alten ab und zu mit einem halben Lachen; er konnte es nicht vergessen, eine zu drollige Vorstellung war's, daß seine Kasse die Summe liefern solle, die der Herr Senator brauche.

So schlug die alte Rastenuhr in langen Abständen schnarrend die zehnte, elfte und zwölfte Stunde durchs stille Haus, den letzten Schlägen folgten bald Fußtritte vom Comptoir her, die Handlungsbediensteten begaben sich zu ihren Mittagsmahlzeiten davon, und nach seiner Gewohnheit ein bißchen zurückbleibend, beschloß Manhart Osterling die Reihe. Er trug den Kopf freier als sonst und ein lebhafterer Glanz lag in seinen Augen, daß es Daniel Wollenweber auffiel und ihn unwillkürlich fragen ließ: „Du siehst ja frisch heut' in die Welt; hast du gestern deinen Auftrag so gut besorgt, daß der Herr Senator dir Zulage gegeben hat?“

Manhart antwortete mit einem halb lachenden Einschnitt um die Mundwinkel: „Ja, so gut, daß er mir zum Herbst gekündigt hat.“ Erschrocken fiel der Alte ein: „Um Gottes willen — was hast du denn — was soll denn aus deinen armen Eltern werden?“

Doch der Junge zuckte mit etwas erzwungener Gleichgültigkeit die Schulter. „Vielleicht hat er's auch nicht gethan, ich weiß nicht, vorderhand braucht er mich noch und will mich ausnützen. Mir ist's einerlei, was er vorhat, meine Eltern bringe ich auch durch, wenn er mich wegschickt. Und kommt's zu schlimm, giebt's wohl wieder einen Schuldner und eine Summe aus Amerika. Durch sich selbst bringt man's nicht weit in der Welt, man muß auf gutes Glück hoffen.“

Eine dem Anschein nach sorglos-übermüthige Erwidrerung war's, allein bei genauerer Beobachtung ließ sich erkennen, es sei dem Sprecher doch nicht recht wohl dabei zu Mute; offenbar lag der gestern über ihn geratene Rausch in einem Kampf mit ernüchternd in ihm wiederkehrender vernunftmäßiger Besinnung. Wollenweber versetzte, den Kopf schüttelnd: „So, hat dein Vater damals in der Not die Summe von dem Schuldner aus Amerika gekriegt? Ich hatt's vergessen, unterm weißen Haar geht einem so was leicht aus dem Kopf. Ja, das kann sich dann ja wiederholen, aber ich würde als Kaufmann doch lieber nicht zu sicher damit rechnen. Natürlich kam's von daher, ich erinnere mich jetzt deutlich, daß du's mir erzählt hast. Warum ist denn der Herr Senator über dich aufgebracht gewesen?“

„Weil ich nicht sein Dienstknecht sein und am Sonntag für seine Tochter habe Blumen pflücken wollen.“

„So, das hätte mir nun gerade Vergnügen gemacht, zu viel Freude hat das Fräulein Margaret hier im Haus just nicht — aber das muß ja jeder machen, wie's ihm danach ist. Bloß klüger, mein' ich, wär's von dir gewesen, wenn du's gethan hättest. Du weißt, von wegen dem Verlaß auf deine Glücksrechnung. Na, ich will dich nicht aufhalten; man sieht manches Ding anders an, wenn man es erst beschlafen hat, vielleicht kommt dir ein Einsehen über Mittag, wenn du deinen Vater mit seiner lahmen Hand die Gabel halten siehst. Da hat der Herr Senator ein Buch für dich hingelegt, was du damit sollst, weiß ich nicht, er wird's dir wohl selbst gesagt haben.“

Manhart hatte nicht mehr daran gedacht, jetzt kam's ihm in Erinnerung und er antwortete: „Ja, wahrscheinlich will er auch Kornhandel anfangen, darauf soll ich mich verstehen lernen; was ihm Vortheil bringt, dazu sind wir gut, ich besonders. Aber wenn du meinst, Onkel Daniel, Lesen und Lernen ist am Ende keine Schande, und du hast recht — mit Amerika — du wirst auch Mittag machen wollen, gehab dich wohl, Onkel Daniel.“

Augenscheinlich hatten die Vernunft und die Sohnesbedachtsamkeit mehr die Oberhand gewonnen, der junge Mann griff jetzt rasch nach dem Buch und begab sich zur Wohnung seiner Eltern davon. Wollenweber sagte halblaut vor sich hin: „Wollt' der Herr Senator ihn wirklich wegschicken, hätt' er's wohl nicht so gethan, auch nicht erst mit dem Buch. Was hat den Jungen nur heut' so unbändig gemacht, er schien ja rein wie aus der Tüt. Scharf auf die Finger paßt der Herr Senator ihm freilich, noch mehr als den andern, er muß es ja wohl für nötig halten, und manchmal thut der Junge mir leid, denn ein guter Kerl ist er. Wenn ich einen Sohn haben sollt', wär' ich ganz zufrieden mit ihm — na, das hat sich für mich nicht geschickt, ist ja auch nicht allemal Freude dabei.“

Die Essensstunde des Alten war's ebenfalls, doch er konnte sich heut' nicht zu ihrem Innehalten in seiner kleinen Hofbehausung entschließen, da er ungeduldig in jeder Minute die Rückkunft des Herrn Senators erwartete. Das Vorhaben desselben und der Ausgang, den es auf dem Rathhaus genommen, gingen ihm rastlos im Kopf herum, ließen ihn an nichts anders denken. Er fühlte sich sehr stolz auf das, was geschehen sollte, der Plan zu einem solchen Unterfangen konnte nur von der Firma Christian M. Willens gefaßt werden und ausgehen; keine zweite in der Stadt hätte die Voraussicht, den Mut und auch nicht die Kräfte dazu gehabt. Freilich die Ertragsberechnung, die Kapitalverzinsung — Daniel Wollenweber rieb sich einigemal mit dem Finger über den Nasenrücken — ganz Neues war's, von dem es

noch keinerlei Erfahrung gab, ein ungeheures Risiko; zweifellos zuckten viele besonnene Leute höchst bedenklich darüber die Achsel und hielten ihre Taschen sicher zugeknöpft; wie die Stimmenmehrheit entschied, war doch nicht vorher zu sagen. Der Alte ward unruhig, die Uhr hatte lange Eins geschlagen, und jetzt schlug sie Zwei.

Aber da klang durch den gegenwärtig stillereinen Rattepel ein Fußtritt, der dem Weißkopf nicht die Ruhe ließ, sich hinter seinem Ludentisch zu halten. Auf den Fußspitzen schlich er an die offene Hausthür, bog vorsichtig die Stirn um diese und sah nach rechts die Straße hinunter. Im wörtlichen Sinne nur einen Augenblick lang, doch in ihm gab sich kund, Daniel Wollenweber hänge mit seinem ganzen Leben und allem Gefühl seines Herzens an dem Herrn Senator, dessen Schritt es in der That war, der auf dem Pflaster des Rattepels erscholl.

Ruhig gemessenen Ganges, die Hände auf dem Rücken haltend, kam er daher, seinem Gesichtsausdruck war keinerlei Erregung freudiger oder gegenfälliger Art abzulesen. So trat er in den Hausflur, wo der Alte wieder in üblicher Weise hinter seinem Tisch hantierte, und sagte im Vorbeikommen nur: „Gefegnete Mahlzeit, Daniel. Mit meinem Essen ist's heut' etwas später geworden, es dauerte ziemlich lange, bis der Beschluß, die Eisenbahn zu bauen, gefaßt wurde. Hat Osterling das Buch abgeholt?“

„Ja, er hat es mitgenommen, Herr Senator.“

Rudolf Willens ging seinem Zimmer zu weiter; aus den ihm nachgerichteten Augen Wollenwebers sprach es, ein merkwürdiger Mann sei's. Er hatte eben ein Ziel erreicht, auf das er jahrelange, unablässige mühsamste Rechnung und Ausarbeitung verwandt, und während der Entscheidung, ob er das alles vielleicht vergeblich gethan, hatte er im Gedächtnis bewahrt, daß er ein Buch hingelegt habe, aus dem einer seiner Comptoiristen sich über Kornarten unterrichten solle. Das Große und das bedeutungslos Geringfügige trug er nebeneinander im Kopf, vergaß dies nicht über jenem, ließ nichts außer acht, worauf seine Gedanken sich einmal mit einer Absicht gerichtet. Daniel Wollenweber kannte ihn genauer als irgend ein anderer, war in manches eingeweiht, wovon sonst niemand wußte; aber es lehrte ihn trotzdem oftmals wieder, daß er dem Innersten des Herrn Senators nicht auf den Grund zu sehen vermocht und durch die Ausführung eines Vorhabens überrascht wurde, von dessen verschwiegener Vorbereitung er keinerlei Kenntnis gehabt. Dahin gehörte vermutlich auch der neue Plan eines Kornhandels, der undeutlich aus der Manhart Osterling erteilten Anweisung aufschimmerte.

In der Stadt aber wußte man jetzt allgemein, was sich am Vormittag auf dem Rathause zuge-

tragen habe. Der Senator Willens hatte von ihm in der Stille unter Beihilfe sachkundiger Techniker ausgearbeitete Entwürfe zur Erbauung einer Eisenbahn nach der zehn Meilen entfernten größeren Nachbarstadt vorgelegt und in mehrstündiger ruhigsachgemäßer Rede die Notwendigkeit dieser neuartigen Verbindung für den Handel und ihre Aussicht auf eine, sich mit den Jahren immer höher steigende Rentabilität begründet. Das Anlagekapital war zu zwei Dritteln in jener Nachbarstadt gesichert, den Rest sollte die hiesige Gemeindevertretung bewilligen, doch erklärte sich die Firma Christian M. Willens bereit, die Hälfte davon auf eigene Gefahr zu übernehmen.

Etwas beinah noch ganz Fremdes war's, wenigstens was die Erfahrungen über Einträglichkeit anbetraf; erst auf vereinzeltten Strecken in Deutschland hatte man vor kurzem mit der Anlegung von Eisenbahnen begonnen, nur in England war man bereits weiter damit vorgeschritten und von dorthier war dem Senator die Anregung gekommen, die ihn zu langem, eingehendstem Studium dieses neuen, gleichmäßig Zeit und Pferdekraft ersparenden Verbindungsmittels veranlaßt. So war er, wie vorauszusehen gewesen, mit seinem Antrag im Magistrat und der Bürgerschaft auf mannigfaches Bedenken und Widerstreben gestoßen, doch schließlich als vollständiger Überwinder derselben aus der langen Sitzung hervorgegangen. Die Gegner hatten zuletzt wider die besonnene Klarheit seiner Auseinandersetzungen keine entscheidenden Gründe aufzubringen vermocht, zumal da er selbst sich dem größten Risiko unterzog, und beim Verlassen des Rathauses war jeder zur Überzeugung gelangt, der Senator Willens habe der Stadt einen unvergänglichen Dienst geleistet. Die draußen auf dem Marktplatz angesammelte Menge empfing ihn mit Hochrufen, und wo er vorüberkam, zogen alle den Hut. Er hatte wieder bestätigt, daß seine Erwählung zum Rathsherrn im Interesse des Gemeinwefens gelegen, wenn auch der ihm anhaftende böse Jugendmalel seinerzeit sehr schwerwiegend dagegen gesprochen. Aber man gab sich heut' Mühe, in der Miene nicht kund zu geben, daß man dessen gedenkt sei, und nur Rudolf Willens selbst empfand beim Durchschreiten der Grüßenden, daß mit der allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste um die Wohlfahrt und den Fortschritt der Stadt eine Achtung vor der Lauterkeit seines menschlichen Charakters nicht verbunden sei.

•   •   •

Der alte Daniel war der einzige von den Handlungsbediensteten, der dann und wann vom Herrn Senator zum Abendessen geladen ward, und selbstverständlich legte er jedesmal, wenn ihm diese Aus-

zeichnung widerfuhr, seine Sonntagskleidung an. So that er's heut' und sorglich vorbedacht, genau zur anberaumten Zeit fertig zu sein, klopfte er mit dem Glockenschlage Acht an die Thür des Arbeitszimmers, in dem Rudolf Willens mit seiner Tochter am Abend den Imbiß einnahm. Dieser war, wie aller Zuschnitt im Hause, stets von einfachster Art, bestand gleichmäßig aus Thee, Brot und Butter mit geräuchertem Schinken und Mettwurst; überrascht sah Wollenweber beim Eintritt ins Zimmer zum erstenmal den Tisch in mittäglicher Weise mit Tüchern und Servietten gedeckt, sichtlich hatte der Senator eine ungewöhnliche, festliche Begehung des Tages angeordnet. In heiterer Gemütsstimmung äußerte er selbst: „Ihr müßt Euch heut' bequemen, Daniel, warm mit uns zu Abend zu essen, das lange Sprechen am Vormittag hat mich hungrig gemacht, und Margret hatte sich auf keinen außergewöhnlichen Mittagsappetit bei mir gerichtet.“ Das war natürlich ein Scherz, mit dem er die Absicht einer besonderen Tagesfeier verdeckte, aber es offenbarte seine innere Befriedigung, und wirklich bethätigte er auch an dem aufgetragenen Kalbsbraten mit dampfenden Kartoffeln größere Eblust als sonst. Ein sehr bescheiden bürgerliches Gericht für solchen Ausnahmefall war's, das von Gästen an der Tafel auf dem adeligen Gut Groß-Wartenbel sicher mit verhaltenem Achselzucken angesehen worden wäre. Doch dem Abendgast hier am Tisch erschien's als ein stüppiger Überschuß, merktbar mundete es ihm vorzüglich, und noch mehr kennzeichnete sich in seinem Gesicht eine stille Freude, daß der Herr Senator so frohgelaunt sei, ihn mit einer derartigen Opulenz zu bewirten.

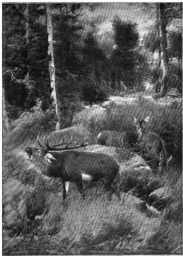
Selbstverständlich gab der letztere stets bei solchem Zusammensein das Gespräch an, und begreiflicherweise verweilte er damit heut' bei dem wichtigen Ereignis des Tages, sprach eingehend über den bevorstehenden Bahnbau, die vielfachen Schwierigkeiten, die er schon überwinden gemußt, um nur den Gedanken in der Nachbarstadt bei Kapitalisten zur ernsthaften Erwägung zu bringen. Aus seinen Mitteilungen ging klar hervor, daß er der Urheber der Idee und danach ihr unverzagter Durchführer gewesen sei; es berechtigte ihn wohl, an diesem Tage ein Gefühl des Stolzes in sich zu hegen. Wollenweber hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, dann und wann erlaubte er sich eine Frage, einmal die leicht tastende Bemerkung, es werde erforderlich sein, für die Übernahme der Hälfte der Aktien von seiten der Firma eine große Summe flüssig zu machen. Über die Höhe dieser Forderung ließ Rudolf Willens sich indes nicht aus, sondern versetzte: „Ja, da müssen wir zusehn, Daniel, wie wir sie beschaffen; ich sagte schon am Morgen, daß ich bei Eurer Kasse drauf rechne.“ Ab und zu sah der Alte aus dem Augenwinkel nach

dem auf Zehn zurückenden Zeiger der Wanduhr, die Stunde war's, mit der er vom Tisch aufzubrechen hatte, jedesmal ungern, und heute that's ihm besonders leid. Doch unerwartet stand der Senator schon vorher einmal auf, um am Glockenstrang zu ziehen, und gab der eintretenden Magd Auftrag, eine bereitgestellte Flasche hereinzubringen. Danach holte er aus dem Winkel eine bereits gestopfte weiße Thonpfeife, reichte sie dem Weißköpfigen und sagte: „Wenn Ihr nicht zu müd seid, Daniel, sitzt Ihr heut' vielleicht ein bißchen länger auf. Ihr müßt doch Zeugnis für Euren Tabak im Laden ablegen, daß er Euch selbst nicht zu schlecht ist, davon zu rauchen.“ Das war ein Hochgenuß, den der Alte sich nur selten verstattete, und nur zwei- oder dreimal im Leben hatte der Senator, der selbst nicht rauchte, ihn hier im Zimmer so dazu aufgefordert. Margret nahm vom Sims aus dem Becher einen Zibibus, entflammte ihn über der Lampe und zündete dem Alten die Pfeife damit an. Sie kannte ihn nur mit dem weißen Haar, stand von Kleinauf in zutraulichem Verhältnis zu ihm; er hatte sie bis vor einem Jahr „Du“ fortgenannt, doch sagte jetzt: „Danke, ich danke Ihnen vielmals, liebe Margret, daß Sie sich damit bemühen.“ Das ließ Willens unwillkürlich den Kopf mit der Frage heben: „Seit wann redet Ihr das Kind denn so an, Daniel?“ Dieser that erst einen kleinen Zug aus der Pfeife, eh' er erwiderte: „Ja, die Kinder und die Zeiten ändern sich, Herr Senator, und dazu ist es nun Zeit geworden.“

„Da habt Ihr recht, Daniel, die Zeiten sind anders geworden und haben's auch wohl mitgebracht, daß sich's nicht länger paßt, Euch so anzusprechen, wie's mein Vater gethan. Mir war's von ihm her so als Gewohnheit auf der Zunge geblieben, aber heutzutage ist's nicht mehr der Brauch. Stoßt an, da will ich Euch auch das ‚Sie‘ zutrinken.“

Rudolf Willens hatte aus der gebrachten Flasche Wein in die Gläser geschenkt, doch Daniel Wollenweber zog das vor ihm stehende hastig zurück und antwortete, halb gestottert: „Ach nein, Herr Senator — das thäte mir sehr weh — wär' für den schönen Tag ein schlimmes Ende. Da lām' ich mir als gar nicht mehr zum Haus zugehörig vor — wie einer, der vor die Thür hinausgesetzt worden — mir wär's am liebsten, der Herr Senator hieße mich ‚Du‘, wie ein Herr seinen alten Diener, mit dem er zufrieden ist.“

Um die feingeschnittenen Lippen Rudolf Willens' ging ein leise lächelnder Zug. Er reichte dem Verstummen die Hand hinüber: „Nun, Daniel, so lassen wir's beim alten. Kommt nur mit Eurem Glas, daß wir auf etwas anderes anstoßen.“



Photographed by Alexander Henry at Glacier House

Brantford, Head and Horns of M. Boone.

„Ja, auf den Herrn Senator — daß ihm alles, was er vorhat, gut gelingt, und auf Fräulein Margret, daß sie —“

Worauf er in Bezug auf die letztere anstoßen wollte, wußte Wollenweber nicht recht, jedenfalls hatte er den Satz angefangen, ohne ihn weiter zu führen, und Willens nahm ihm auch hilfreich das Wort vom Mund: „Ja, für alles auf gutes Gelingen, mein alter Freund! Das ist bei jedem Voranschlag notwendig, wenn man die Berechnung auch so sorgfältig angestellt hat, als man's gekonnt. Nun, das klang ja hell.“

Auch Margret hatte ihr Glas mit anklingen lassen, Daniel Wollenweber kostete verstoßen noch einmal auf der Zunge nach. Das war ein alter Bordeauxwein, irgend ein Chateau, wie ihm noch nie einer über die Lippen geraten; den Preis dafür mochte er sich gar nicht vorstellen, jeder Tropfen mußte gewiß ein Kupferstück wert sein. Seinesgleichen lag schwerlich in der ganzen Stadt noch einmal in einem Keller, aber, wir können's, wenn's drauß ankommt, dachte der Alte mit heimlichem Stolz in sich hinein, und dem Herrn Senator kam's offenbar heut' drauß an. Oder vielmehr, es kam ihm an diesem Tag nicht drauß an, mit wieviel der abendliche Tisch zu Buch schlug.

Die Uhr that jetzt ihre zehn Schläge, mit denen sie Margret gewohnheitsmäßig aufstehen ließ, sich zum Schlafen zu begeben. Ihr Vater hielt sie auch nicht zurück, sondern sagte: „Du bist wohl müde, da ist's am besten, zu Bett zu gehen. Wollenweber wird's recht sein, noch seine Pfeife zu Ende zu rauchen.“ Das Mädchen verabschiedete sich von beiden, Willens sah ihr kurz nach, hob dann den Blick von der hinter ihr geschlossenen Thür einmal zu dem Porträt seiner Frau in die Höh' und fragte: „Findet Ihr auch, Daniel, daß Margret viel Ähnlichkeit mit ihrer Mutter bekommt?“

„Ja, das ist mir auch schon seit Jahr und Tag so, Herr Senator. Sie wird ganz die selige Frau Senatorin, wie die lebte und lebte, als sie zuerst übers Wasser hierherkam. Bloß natürlich noch um eine halbe Mandel von Jahren, die sie weniger hat.“

„Erinnert Ihr Euch noch an den Tag, Daniel, so um diese Jahreszeit, Ende April war's. Kam meine Frau Euch damals hübsch vor?“

„Nee“ — dem Alten flog's über die Zunge, eh sie's festhalten konnte, und er schickte eilig nach: „Das heißt, Herr Senator, ich meine, nicht so eigentlich, was die Leute so nennen — nicht so auf den ersten Augenschein zum Verlieben. Ich versteh' mich darauf ja nicht und hab' es nie gethan — ich wollt' sagen, sie war ja nicht just, was man so Milch und Rosen heißt —“

Rudolf Willens nickte dazu. „Nein, das war sie nicht, Daniel. Aber das ist ja auch nicht absolut nötig, oder meint Ihr's?“

„Nein, Herr Senator, das ist es gewiß nicht — das hab' ich hernach reichlich genug eingesehen. Meinweg bloß ein klein bißchen Nebensache ist das, wenn einer die richtigen Augen im Kopf hat — denn wie sich meine erst dran gewöhnt gehabt, haben sie niemals etwas Besseres und Schöneres gesehen, als die selige Frau Senatorin.“

Der Alte war nach ein paar Verhedderungen glücklich ins rechte Geleis zurückgekommen, trank aus seinem Glas einige von den kostbaren roten Tropfen, und auch der Senator that das Gleiche. Dann verlegte er:

„Ja, Ihr habt die Augen gehabt, Daniel, und recht, daß sie sich erst an's richtige Sehenlernen gewöhnen müssen; nachher buchen sie den Gewinn davon. Aber mit dem ‚Milch und Rosen‘ hat's auch etwas an sich, wenn's sein kann, ist's nicht von Nachteil. In der Stadt- und Stubenluft kommt niemand dazu, und ich habe gedacht, es wird gut thun, Margret im Sommer von hier fort ins Freie zu bringen. Ich kann sie wegen der Eisenbahnsache nicht begleiten, wenigstens nicht bei ihr bleiben, doch bei Euch wäre sie in bester Obhut, und so denke ich etwa zum Juli, daß Ihr für drei bis vier Monate mit ihr aufs Land hinauszieht.“

„Ich — Herr Senator? Mein Gott — was ist das für'n Gedanke —“

Der Antwortende hatte sein halb aufgehobenes Glas wieder auf den Tisch niedergelegt, aber nach der ersten unwillkürlichen Entgegnung ging ihm ein Schmunzeln um den Mund und er sagte hinterdrein: „Das ist wohl nur ein Spaß, Herr Senator, denn wer sollte für mich in den Läden und wie könnt' ich dann mit meiner Kasse die Eisenbahn ordentlich bauen helfen?“

Vom Wein kam's wohl, daß er sich die Freiheit nahm, die Sache so ins Scherzhafte zu drehn, doch Rudolf Willens erwiderte ernsthaft: „Eure Ladena-Kasse habe ich nicht gemeint, Daniel, sondern Eure eigne. Ihr habt doch gewiß während der langen Zeit, die Ihr im Hause gewesen seid, ganz nett etwas zurückgelegt, womit Ihr der Firma unter solchen besonderen Umständen beihelfen könnt, und bei meiner Berechnung habe ich vorausgesetzt, daß Ihr auch dazu bereit sein werdet, etwa zehn Aktien auf fünfhundert Mark Banko zu übernehmen. Die sind bereits von mir für Euch vorgemerkt; das Risiko ist ja allerdings ein recht beträchtliches, aber meines doch immerhin um sehr viel größer, und ich hoffe, daß Ihr mich nicht im Stich laßt, sondern mit meiner Disponierung über Euer Kapital einverstanden seid.“



Daniel Wollenweber hatte seine Hand aufs Knie unter den Tisch gelegt, weil sie ihm ein klein wenig zitterte. Etwas flotternd brachte er als Antwort heraus: „Ja, natürlich, Herr Senator — zehn zu fünfhundert — das macht fünftausend Mark Bantó — ja, die habe ich auch gerade, Herr Senator — und das ist — das ist ja selbstverständlich, wenn die Firma sie nötig hat —“

Aber gedacht hatte er nicht, daß es so mit ihr stiehe, sie gezwungen sei, auf solche Weise Unterstützung zur Deckung der von ihr eingegangenen Verpflichtungen zu suchen. Der Alte leerte sein Glas aus, um der über ihn geratenen Kopfverworrenheit entgegen zu wirken, doch der köstliche Wein schmeckte ihm nicht recht mehr. In dem war bei derartiger Lage der Verhältnisse etwas Sündhaftes — natürlich nur, daß er davon trinke, nicht der Herr Senator — aber zu Tag kam's eben einmal wieder, wie niemand in diesen, seine Absichten und Betriebe klar hineinschauen konnte. Man mußte sich bei ihm auf etwas Unvermutetes gefaßt halten, was er ganz im stillen plante und ausführte; sehr unerwartet kam Daniel Wollenweber diese Aktienbeteiligung, und sehr — nein, sehr angenehm auch nicht gerade. Sein Erspartes seit fast einem halben Jahrhundert war's — merkwürdig, daß der Herr Senator es just so mit der Zahl getroffen hatte — und mit dem Risiko verhielt sich's, wie er selbst gesagt, recht bedenklich. Von den Zinsen nicht zu reden, konnte vielleicht wohl das ganze Kapital verloren gehen, denn wer wußte schon etwas davon, ob eine Eisenbahn etwas eintrug, überhaupt nur ihre Kosten deckte. Da war's freilich ein Glück, wenn die Firma Christian Willens sich selbst nicht zu stark dabei gefährdete, sondern möglichst ohne eigne Haftbarkeit den Bau durch fremdes Geld zustande brachte — gewiß war das am besten, die Sicherstellung der Firma blieb die Hauptsache, dagegen konnte nichts anderes in Betracht fallen. Der Herr Senator mußte auf solche Art die große Summe der von ihm übernommenen Aktien in kleinen Beträgen bei andern unterbringen — und da war keiner so in erster Reihe, hatte keiner so die Pflicht und Schuldigkeit —

Aus seinen Gedankengängen entzog den Alten Rudolf Willens mit der kurzen Äußerung: „Da ist unser Geschäft also abgemacht, Daniel.“ Er schenkte die Gläser wieder voll und setzte hinzu: „So wollen wir auf gutes Prosperieren trinken, Euer Interesse ist's nun ja auch. Der Wein dünkt mich gut, schmeckt er Euch nicht?“

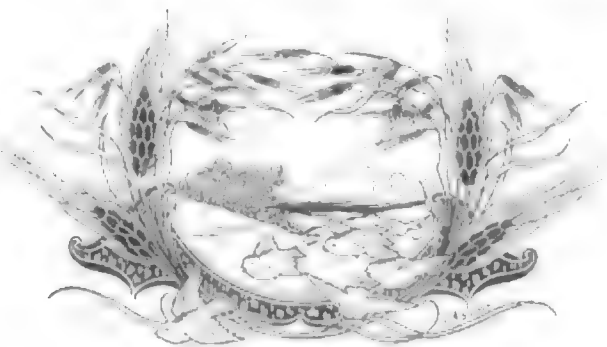
Ganz so wie vorher konnte Wollenweber den Geschmack noch nicht finden, aber etwas verbessert wenigstens hatte dieser sich wieder, und Willens fuhr fort: „Die Pfeife ist Euch ausgegangen oder wohl zu Ende. Mögt Ihr Euch nicht noch eine stopfen?“

Das war noch niemals dagewesen, offenbar wollte der Herr Senator noch aufbleiben und die Flasche nicht unausgetrunken stehen lassen. Halb mechanisch stand der Alte auf, klopfte die Asche aus seiner Pfeife in den Ofenlaken, stopfte sie wieder aus einem gemaserten alten Holzbehälter und setzte sie in Brand. An den Tisch zurückkommend, sagte er: „An den Tabaklaken kann ich mich noch als junger Mensch erinnern, daß er auf dem gleichen Platz stand, wenn ich 'mal vom seligen Herrn Senator hereingerufen ward. Der rauchte auch gern, aber seitdem ist der Kasten bloß einmal für einen Besuch da, weil der Herr Senator ihn nicht braucht.“

Willens hatte aus der Westentasche ein kleines Federmesser gezogen, mit dem seine Hand spielte; er hob das Gesicht gegen den Sprecher auf und erwiderte: „Früher doch, bis ich Kaufmann wurde. Drüben in Amerika habe ich mir das Rauchen abgewöhnt, weil ich die Kosten dafür sparen und es bald zu etwas bringen wollte. Ja, ich erinnere mich auch, wie ich meinen Vater zum letztenmal hier in der Stube sah, hielt er eine weiße Pfeife in der Hand. Aber er rauchte nicht draus, sondern warf sie da gegen den Ofen, daß sie in Splitterstücken herumflog.“

Der Zuhörer nickte einmal mit dem weißen Kopf und versetzte ein wenig ungewiß zögernd: „Ja, Herr Senator — ich — nein, so genau weiß ich doch nicht, warum er's that.“

(Fortsetzung folgt.)











© 2004 Blackwell Publishing Ltd, *Journal of Internal Medicine* 255: 103–110

[illegible][illegible]







Darstellungen bildender Kunst aus der großen Dichtung mit an erster Stelle. Es sind dies namentlich die Bilder aus dem Inferno, in denen der Künstler auf seinem eigenen Gebiete bleiben und sich in der Darstellung nackter Körperformen genügen konnte. In der Welt des christlichen Spiritualismus fühlte sich Genelli nicht heimisch; auch störte ihn wie in seinen anderen cyllischen Arbeiten die Gewandung, die er von seinen Gestalten abstreifte, wo er nur konnte. „Die Lumpen genießen mich!“ entgegnete er einst auf einen gelegentlichen Einwand eines jener Maler, die seiner Meinung nach eher Schneider hätten werden sollen, eines Anhängers der damals als besonders realistisch verschrieenen Piloty-Schule etwas anzüglich. Genellis Gewänder sind in ihrer strengen Stilisierung steif und hölzern; ihre Drapierung ist häufig gekünstelt und scheint nicht am Körper selbst beobachtet zu sein. Ähnlich wie zu Dantes „Göttlicher Komödie“ ist auch Genellis Verhältnis zur Bibel; das Alte Testament zieht ihn mehr an als das Neue: „Die Vertreibung aus dem Paradiese“ (Im Besitz der Familie Landgraff in Leipzig); „Israels Verheißung“, „Rebekka am Brunnen“ (Aquarell im Besitze des Herrn Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig) und das herrliche Ölgemälde „Die Vision des Jesekiel“ (Galerie Schack in München) beweisen seine Vorliebe für die altjüdische Mythe und Geschichte gegenüber zwei Darstellungen aus dem Neuen Testament, einer „Flucht aus Ägypten“ und einer „Ruhe auf der Flucht“ (im Besitze des Herrn A. Flinsch in Berlin).

Wie schon „Das Leben eines Wüßlings“ und „Das Leben einer Hexe“ bewiesen haben, vernochte sich auch Genelli nicht frei zu halten vom Einflusse der Romantik; noch mehr macht sich dieser in einzelnen Bildern aus der thüringischen Landgrafengeschichte geltend. Hier trifft sich Genelli mit Moritz von Schwind auf gleichem Stoffgebiet; Schwinds Fresken im Landgrafensaale auf der Wartburg aber sprechen bedeutend mehr an als Genellis Kompositionen; Schwind stand mitten drinnen in der romantischen Bewegung, während Genelli, der Klassizist, nur vorübergehend von ihr berührt wurde. Die ganze Poesie der deutschen Romantik mit ihrer lieblichen Innigkeit, mit ihrem anmutigen Humor ist in die Fresken des ersteren hineingemalt; dem Klassizisten war sie fremd, in seinen Bildern hat sich hellenischer Geist mittelalterlich maskiert; sie muten uns an wie alte, deutsche Weisen in griechische Versmaße übertragen. Wenn jener in seinen breit gehaltenen Kompositionen die einzelnen Gruppen zu lockern und zu trennen und hier und da durch stimmungsvolle, landschaftliche Motive, mit denen er deutsches Waldweben zum Ausdruck zu bringen weiß, natürlich zu verbinden vermag, fehlen dem

strengen Stile jenes die vermittelnden Gebilde einer dem Wesen des Vorwurfs entsprechenden Formensprache, so daß er seine Gestalten mehr zusammenhalten mußte, um Lücken in der Komposition zu vermeiden. Diese Unterschiede treten deutlich zu Tage, wenn man die Bilder vergleicht, in denen beide Künstler eine hübsche Geschichte von Friedrich dem Freudigen behandeln. Der Landgraf hat die Reihen der Feinde, die ihn bedrängen, durchbrochen, um sein Kind zur Taufe zu bringen. Von den Gegnern verfolgt reitet er, von treuen Mannen begleitet, zu Thal, da dürstet es unterwegs den Kleinen. Der Landgraf heißt die Amme im Walde an versteckter Stelle absteigen und sein Söhnlein tränken und stellt sich selbst mit den Worten: „Das Kind soll trinken und kostete es auch mein ganzes Thüringer Land!“ den Verfolgern.

In einem ist Schwind dem schlichten Klassizisten noch überlegen und durch dieses Eine gewinnt er das Herz des Publikums schneller, es ist der Reiz der Farbe. Wenn auch Schwind noch lange kein Kolorist genannt werden kann, ist er doch mehr Maler im eigentlichen Sinne als Genelli. Becht behauptet von diesem: „Zum Malen brachte er es nie!“ und „Alle Welt wußte, daß Genelli noch viel weniger zu malen imstande war als Cornelius.“ Ersteres glaubt ihm kaum ein Besucher der Schackschen Galerie, in der des Meisters „Maus der Europa“ und „Herakles Musagetes“ doch sicher wenigstens Sinn für Farbenharmonie verraten. Die zweite Behauptung enthält insofern einen nicht ganz zulässigen Vergleich, als es Genelli nur einmal beinahe vergönnt war, einige seiner in großem Stile gedachten Kompositionen al fresco auszuführen. Vielleicht wäre er aller Unterstützung technisch gewandter Schüler und Freunde bar doch hinter Cornelius zurückgeblieben, vielleicht auch nicht. Den malerischen Anforderungen seiner Zeit hat er mit den erwähnten Bildern in der Galerie Schack und in zarter Technik gehaltenen Aquarellen (Theatervorhang im großherzoglichen Museum zu Weimar; Centaurenfamilie nach Lucians Beschreibung eines Bildes von Zeuxis) genügt; schließlich können sie auch dafür bürgen, daß er es noch mehr gethan hätte, wenn er nur eines seiner Bilder wie den „Herakles Musagetes“, der als Wandgemälde für ein Gartenhaus gedacht ist, in größerem, dem monumentalen Zuge in seiner Kunst mehr entsprechenden Maßstabe hätte ausführen dürfen. Für Genelli ist der Auftrag ausgeblieben, der ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich ganz als der zu erweisen, der er war; seine Kunst hat nicht den Ausdruck gefunden, der ihrer inneren Größe erst entsprochen und Genelli populär gemacht hätte. Der Maßstab von Staffeleibildern entsprach ihrem Wesen ebensowenig als die Anwendung tech-





Märchen fruchtbaren Boden fanden. Neben Gesundheit und Kraft des Leibes und der Seele bildete sich aber in jener ländlichen Zurückgezogenheit zugleich auch der Trieb aus, sich abzusondern, der in Genellis Charakter stets merkllich hervortrat.

Daß er etwas anderes werde als Maler, scheint weder Genellis Mutter noch ihm selbst jemals in den Sinn gekommen zu sein. Frühzeitig trat er in die Berliner Akademie ein und arbeitete mit großem Fleiß unter der fördernden Leitung des Porträtmalers Burg. Ein Blatt aus dem Leben eines Künstlers zeigt uns den strebsamen Akademiker, wie er bis tief in die Nacht hinein an der Leiche eines Selbstmörders anatomische Studien betreibt. Da zaubert die erregte Phantasie den Schatten des Verstorbenen vor das sinnliche Auge des Künstlers. Aus tiefer Herzenswunde blutend ist die Gestalt des ruhelosen Sünders herbeigeschwebt und beklagt reuevoll selbst bereitetes Geschick. Zeichnen hat Genelli auf der verzopften Akademie, deren er nie mit sonderlicher Achtung Erwähnung that — er nannte Akademien die Grabstätten des Talentes —, wohl gelernt, Malen aber sicherlich nicht, sonst würde es ihm nicht in späteren Jahren so schwer gefallen sein. Was er der Akademie zu verdanken hatte, war äußerst wenig und hätte allein ihn nie zu seiner späteren Größe befähigt. Überaus förderlich für Buonaventura war sein Verlehr im Hause der Gräfin Zinkenstein und im Salon der Rachel Levi, wo der junge Künstler mit allen damaligen Celebritäten

Berlins in Berührung trat, vor allem aber der Unterricht durch seinen genialen Oheim Hans Christian, durch dessen verständnisvolle Einführung in bedeutende Werke klassischer Litteratur Genelli für sein Streben und Können eine feste Grundlage gewann. Nachdem Genelli seiner Militärpflicht als Freiwilliger bei den Gardeschützen genügt hatte, erhielt er wohl hauptsächlich durch Vermittlung seines Onkels von der Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III., der nachmaligen Königin der Niederlande, ein Reisestipendium nach Rom, dessen Weichbild er im Jahre 1822 betrat, um es erst nach zehnjährigem Aufenthalte für immer wieder zu verlassen. Leider ging er dieser Unterstützung bald verlustig. Da er im Besitze eines großen Spiegels sich die Modellkosten ersparen konnte, wenn er als Künstler und Modell zugleich in eigener Person thätig war, pflegte Genelli in seinem Atelier in klassischer Nacktheit zu arbeiten, ohne daß jemand Anstoß daran genommen hätte. Da wollte es das Unglück, daß eines Tages seine hohe Gönnerin, die Königin der Niederlande, unangemeldet bei ihrem Schützling vorsprach. Auf ein Klopfen an der Thür rief der ahnungslose Künstler, der den Besuch eines Freundes vermutete, unbefangen herein, und — ein Schrei des Entsetzens; die Thüre schloß sich; die Fürstin, einer Ohnmacht nahe, eilte hinweg und zog ihre milde Hand von dem für unwürdig gehaltenen Künstler zurück, der seinerseits die ergötliche Scene im Wilde verewigte, nur daß er an Stelle der Königin die Jesuiten-



Apoll unter den Hirten. (Im Stiche des Städtischen Museums zu Leipzig.)





Augen. Auf dem Kirchhofe zu Weimar liegt er an weihvoller Stätte neben Sohn und Gattin unter den schattigen Zweigen einer Trauerweide gebettet.

Wer Genelli gekannt hat, ist von Bewunderung seiner kraftvollen, bis zur Einseitigkeit, die notwendige Begleiterin von Naturen seiner Art ist, zielbewußten Persönlichkeit erfüllt. Schon sein Äußeres, seine mächtige Körperanlage, der männlich feste, sinnlich gesunde Ausdruck seines imposanten Gesichtes kündeten den außergewöhnlichen Menschen an, den Julius Groffe im Symposion (Buch III) seines Volkramäliedes folgendermaßen schildert:

Und in der Mitte ein Erhabener thronet,  
Ein Weiser ist's mit sonnenbasten Augen;  
Ein attisch Lächeln auf den Lippen wohnt,  
Wo manches Wort getaucht in herbe Laugen,  
Auch wenn die Freunde Verzeßgüte schont,  
Die andern gierig seine Worte saugen.  
Ein grauer Bart umschaltet weisse Wangen;  
Die Stirn doch scheint von Jovis Kraft umfassen.

Das ist ein Künstler, den die Welt vergaß,  
Ein Titan, gleich Prometheus angeschmiedet  
Am Fels des Glucks, Weiern zwar zum Araf,  
Und doch im Innern göttergleich umfriedet.  
Olympisch so im Ernste wie im Spaf,  
Der Irdisches mit Himmlischem vergliedet,  
Verdacht bei Dol, gefürchtet von Gemeinen,  
Doch angebetet von den treuen Seinen.

In weiteren Versen desselben Gesanges wettet Genellischer Geist in seiner ursprünglichen Kraft und hellenischen Sinnlichkeit. Es ist eine prägnante Zusammenstellung von Genellis Wesen, die ihn trefflich charakterisiert, wenn Groffe einige seiner Kraftausdrücke citiert und ihn ausrufen läßt:

„Nur Vören sind des Bacchus Festgeßamm.  
Champagner her — die Pest auf alle Memmen!  
Der ist allein gefeit als ganzer Mann,  
Der alles, was je wagt ihn einzudämmen,  
An Boden prengt: Daß, Kummer, Sorgenbann,  
Mit einem Zug läßt sich's hinunterschwemmen.  
Nur dem Philister mag die Welt genügen;  
Champagner her — die Pest auf alle Vügen!“

## Erste Liebe.

Novelle von Otto von Leitgeb.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Und wieder rann die Zeit vorbei. Die Natur wechselte wieder und wieder ihr reiches Gewand. Die Farben erloschen im Grau des Winters, und erwachten in den lauen Frühlingslüften, und erglühnten wieder in der Auppigkeit des Sommers und dämpften sich in der ewigen, milden Schönheit neuen Herbstes. Menschen vergingen, die der Winter beugte, die Mäiden lehrten heim, aber junge Kräfte spannten sich, und das rastlose Leben wuchs durch seine Wendezeiten den menschlichen Schicksalen entgegen.

Im Frühling stand Fränzi auch, und ihre Kräfte spannten sich und ergriffen das Leben.

In der Stille ihrer Entfaltung vollzog sich eine tiefe Veränderung, mit unhörbaren Schwingen hob sich ihr Gemüt auf eine neue Stufe der Erkenntnis und die Empfindung für das Schöne ging in ihrer Seele auf. Zuerst wie traumhafte Ahnungen, wie eine Ferne, wie undeutliche Antwort auf Fragen, die sich in ihr regten. Aber sie eignete sich etwas an davon, etwas, das nicht zu nennen war, das sie aber wie eine Bereicherung in sich fühlte. Es begann auch aus diesem ahnungsvollen Weben ein stetigeres Licht zu fließen. Das Geheimnis erschloß sich langsam, an der umgebenden Größe teilhaft zu werden;

es ließ Offenbarungen auf sie niederfiedern, die befruchtend wie warmer Regen auf den Boden ihrer jungfräulichen Seele tropften. Höhen des Gedankens, die unsagbar geschienen, verheißungsvolle Fernen für den suchenden Blick thaten sich auf. Und überall waren kleine Reichthümer zu finden, Splitter von farbenglänzenden Schätzen, die sich von allem sammeln ließen, wovon das Gemüt reich wurde, bewegt oder still, erhebend, stark und schön. Oft war ihr Herz übergroß vor unbewußtem Drang, als könnte sie jemand danken, der sich als Wegweiser geoffenbart, oder als müßte sie allen danken, die um sie her lebten und sie unwissentlich mit einem guten Blick, mit einem verstandenen Wort in der Stille ihres Geheimnisses, im Hauber ihrer Träume nicht störten. Es war ja wie ein Traum, daß sich das Leben so erobern ließ, daß sie aus den Quellen zu schöpfen lernte, deren Trunk tausenderlei verhüllte Sehnsucht stillte. — Über allem aber, alles weckend und erhöhend, stand die Kunst mit ihren göttlichen Kräften. Ihre Rätsel begannen sich in erstaunten Wonnen für sie zu lösen. Musik und Dichtung, Farbe, Form begann sie als Schöpfersprachen zu empfinden. Jeder Gesang wurde etwas Neues für sie, waren es nun die

einfachen Harmonien im Volksmund, oder ein kunstvolleres Lied, das sie selbst schon versuchte. Sie begann in bildnerischen Schöpfungen eine geheime Sprache zu verstehen, in den Farben des Malers, im zeichnenden Stift Ausdrücke der Seele zu ahnen. Sie begann die alten gebräunten venetianer Bilder zu lieben, die der Vater so hoch hielt, und die Namen ihrer Meister wurden inhaltschwere Worte — Tiepolo, Canaletto, Guardi. Sie konnte sich in die illustrierten Blätter einiger Gedichtbände versenken, an kleine, unbedeutend scheinende Einzelheiten von Märchenbildern verstoßen ihr Herz hängen und plötzlich in wahrer Sehnsucht alles von den merkwürdigen Menschen wissen wollen, die solches zuwege gebracht. Wer waren jene alten venetianischen Meister, wer diese neuen, was war Gustav Doré, der die mythischen Himmelsgestalten erfunden, Ludwig Richter mit den heimlichen, puzigen Menschlein und Märchenbüschen, Paul Thumann, der zu den rührendsten, schlichtesten Dichterträumen die wahren Gesichter erschuf? — Ihre Gedanken begannen den Ideen nachzuspüren, ein Neues zu suchen, den Ursprung, woher Geist und Phantasie zu Schöpfen werden konnten und woher dabei immer dieser weite Zusammenhang mit dem Leben stamme, das Große, Überwältigende, fast Göttliche, das so menschlich blieb, weil man es erfassen, nachdenken, nachempfinden konnte! — Pergolese, Beethoven, Schubert, — Dante, Goethe, Schiller — Welten für sich . . . Der Schöpfer ist der Gedanke. Alle Kunst ist Dichtung. Also das Wort schafft alles. Die Poesie ist umfassendes Leben. Das Wort in seiner wechselnden Gestalt, in seiner Bildsamkeit hart oder weich, rhythmisch, klingend und plastisch zugleich ist der Griff, die Handhabe, die alles faßt; eine Macht, ein Wunder, das sich enthüllt, größer als alle übrigen, weil es alle übrigen mit einschließt. Das Wort trägt alle Arbeit des Kopfes, alle Eindrücke der Seele in sich; es dient der höchsten Begeisterung, der himmlischsten Freude, dem tiefsten Schmerz. Es kann die geheimsten Regungen der Herzen mit Namen nennen, erlösende Wahrheiten offenbaren; es kann Geschiede schaffen oder vernichten; ins Leben rufen oder verbannen, es kann sich Millionen mitteilen, sich über die ganze Erde verbreiten, unsterblich werden. Im Worte lebt die Liebe, der Haß, die Wahrheit, Zweifel und Glaube, die seligsten und die furchtbarsten Schicksale von Menschen. Und das alles kann vom unscheinbaren Leben aller Tage geweckt und eingegeben werden. Den schöpferischen Menschen floß jeder Anstoß zu aus dem unermesslich vielgestaltigen Leben, das uns alle beständig umgiebt, vom ewigen Flutgang gehoben und gesenkt, mit allen den unendlichen Schätzen auf seinem Boden, die bloß des Verufenen harren, der sie hebt.

Als würde sie selbst erleuchtet, begann sie alles, was sie umgab, mit geschärften Blicken zu betrachten und zu bedenken. Unererschöpflich viel Neues und Bedeutungsvolles schien sich zu eröffnen.

Es kam aber einmal auch die Stunde, wo ihre Betrachtung auf sie selbst gerichtet war, und sie begann, von verschwiegene Ahnungen geleitet, das eigene Herz zu prüfen. Es wurde ein überraschendes Schauspiel, wie ganz anders das bisher gelebte Leben sich anließ, wie viel bewegter, ereignisreicher und in sich zusammenhängender es erschien, jetzt, als alle seine Wandlungen in frühen Eindrücken ihre Ursache zu verraten schienen — — Und eines Tages, als sie jenes alte Büchlein wieder zur Hand nahm, in dem verfarbten grünen Leinenbände mit dem rötlichen Golddruck vorne, sprangen die süßesten Erinnerungen eines in seliger Scheu leidenden Kinderherzens wieder in ihr auf. Sie warfen die grübelnd-tastenden Betrachtungen allesamt um und glänzten förmlich in ihrer klaren Erkenntnis, daß es alle jene kleinen, fernen Erlebnisse gewesen, die eine mächtige Umwälzung gereift hatten. Sie saß, das Buch mit den Händen bedeckend, vollkommen still da, während eine beschämt-jubelnde und doch ein bißchen traurige Empfindung sie durchfloß. Das Herz schlug ihr; wie rote Knospen leuchteten die Gedanken auf ihren Wangen, und ihre Augen glänzten feucht. Sie holte Friedrich Adolfs zersprungene Reitgerte hinter den Büchern hervor und liebte sie in den Händen. Und dann wurde sie plötzlich von einer großen freudigen Neugierde gepackt, wie wenn man in der nächsten Spanne Zeit einen treuen alten Bekannten wiedersehen soll, und voll Ungeduld ist, ob man noch den gleichen vertrauten, guten Blick sehen wird, und ganz denselben anheimelnden Tonfall in der Stimme, die wir nie vergessen haben, und ob wir alle die alten Züge wiederfinden werden, die uns so geläufig waren — — und ob wir ganz dasselbe gute, freudige Gefühl haben werden, wenn wir seine Hand wieder in der unsern halten und in der Tiefe unserer Augen, einer beim andern, die alte Freundschaft suchen werden . . . Gerade so war es! — Sie eilte das grasverwachsene Weglein rückwärts im Garten hinab, zwischen den Rabatten nach dem verfallenen Springbrunnen und verträumte eine ganze Stunde an der raschelnden Buchshecke, im Duft der gelben Jasminblüten, beim leisen Summen der Insekten, die abwechselnd aus der Sonne in den Schatten tanzten und wie goldene Tüpfchen um den kleinen Knaben aus Terrakotta in der Luft hingen, wie er so in dem trockenen Becken darinstand, das sich längst wieder mit sammetigem Moos und wehenden feinen Palmen geschmückt hatte.

Wie aber auch über das wieder die eilende Zeit verging, löste sich ihr innerstes Wesen leise von der Herrschaft der Kindheit los und wurde in aller Stille ein gefestetes, frisches, geklärtes und lebensmutiges Selbst. Die Reinheit des Herzens umgürtete sie; in ihren hellen Augen, auf ihren süßen Lippen und um ihre Gestalt lag die Guld und Schönheit der Jugend, und gnädig und klar fiel des Lebens Sonnenstrahl in die goldene Paarkrone ihres Scheitels.

An einem Frühlingsmorgen ging Fränzi durch die Weinsfelder, wo an den Rebenranken schon die Blätter in rosig-wolligen Knöpschen saßen, lange Quirlenden, die sich zwischen den Obst- und Maulbeerbäumen hinzogen, längs den frischgepflügten, herbkräftig atmenden Schollen. Lichtgrüne Fleckchen klebten an den Kirschenästen, zum Aufgehen bereit, und gelbliche junge Triebe an den schlank aufragenden Stämmchen der Eschen. Aber den Rasenbord aber, entlang der Weißdornhecke, deren feine Schneeflöckchen unter den blätterlosen dünnen Ästen wucherten, war der ganze wilde Flor des Lenzes verstreut und drängte sich in allen Farben zwischen den Grasshalmen. Fränzi bückte sich ohne Unterlaß. Sie hatte den Oberrock ihres Kleides gerafft und mit Blumen gefüllt, Palmlätzchen an langen Zweigruten, Krotus in Fülle, Primeln, Schneeglöckchen, Eriken und Weilchen. Der rote Saum ihres Kleides fiel auf die nassen Schuhe herab; manchmal mußte sie ihre Schritte messen im feuchten Gras, befah auch ein oder das andre Mal verzagt ihre Füße, schritt dann aber doch entschlossen der Hecke entlang weiter, wo die ergiebigste Suche winkte, und setzte ihre reiche Ernte fort.

Auf einmal erklang ein Lied jenseits der Hecke. Sie blickte auf; aber der Sänger war auf der Straße drüben, er kam ihr wohl entgegengegangen, blieb aber durch die Hecke verdeckt. Sie kannte sein Lied. Es war nur in etwas fremdländischem Dialekt gesungen und erschien ihr durch die reinere Sprache schöner und kunstvoller. Verwundert horchte sie. Dann aber erfaßte sie ein Mutwillen; mit halber Stimme fiel sie selbst ein. Der unsichtbare Sänger hielt ein Weilchen mit, dann verstummte er mit einem Male, auch sein Schritt stand still; er spitzte wohl die Ohren. Aber diesmal begann Fränzi von ihrer Seite mit leisem Lachen die nächste Strophe, der Partner fiel mit glockenheller Begleitung ein, beider Stimmen erhoben sich in schwellender Klanglust und flossen gleichsam voll Freude sich begegnend über der blühenden Hecke zusammen, wie zwei Finken, in den Zweigen lauend, sich nicht sehen, sich anrufen, sich ermuntern und endlich mitsammen ihr Liedchen in die Luft fliegen lassen. — Als das ihre zu Ende war, blieben beide wie unbewußt, und doch um die neugierige

Spannung nicht zu stören, eine Zeitlang in regungsloser Erwartung. Fränzi lauschte lächelnd. Jetzt aber tauchte es in der Hecke, wie von einem entschlossen sich hindurch zwingenden Körper, zwei Füße sprangen nicht weit hinter ihr über den schmalen Graben auf den Rasen herein, sie wandte sich nun beinahe erschreckt um und sah einen jungen Mann in städtischer Kleidung vor sich; er trug sogar helle Glacéhandschuhe, und sein gepflegtes Aussehen erschien ihr plötzlich in so unerwartetem, sonderbarem Gegensatz zu der stillen Morgenlandschaft, dem nassen Gras und den frischgepflügten Feldern, daß sie ihn errötend zwar, aber doch belustigt und neugierig ins Auge faßte. Das war also der Sänger! Er seinerseits blickte sie ein Weilchen mit lebhaften schwarzen Augen, in gleicher Verlegenheit und Überraschung und mit demselben Erröten auf den bräunlichen Wangen an. Eigentlich hatte er irgend ein munteres, schwarzhaariges Bauerndirnlein da vermutet... Jetzt flog indes ein offenerziges Lachen über sein ganzes Gesicht, er zog den feinen weißen Florentinerhut von seinem Krauskopfe, kam rasch auf sie zu und sagte lebhaft:

„Ja freilich, weiß Gott, — wie konnte ich Sie nur nicht sogleich erkennen? — Aber ich bin Ihnen ganz und gar fremd geworden? — Marco Gianori —“

Ja, ja, nun erkannte sie ihn auch. Augenblicklich freilich schlug ihr Gefühl in eine wirkliche Verlegenheit um. Sie stand, fast hilflos ihre Blumenschar im Rocke zusammenraffend, und hatte Mühe, ihm nur die Hand hinzustrecken. Aber er mußte ein feines Auge haben. Er sagte sofort: „Nun kann ich Ihnen helfen, geben Sie nur! Ich bin ja auf dem Wege nach San Giuliano, wo ich Sie alle grüßen wollte.“

Er belud sich mit den feuchten Zweigen und Stengeln, hatte den ganzen Arm voll, lachte vergnügt über diese Pracht und ging dann plaudernd neben ihr her.

„Wir werden wie die Botaniker einziehen!“ sagte er und sah auf ihre Hände, die nun alles kurzhaflige Blumenvoll umfaßt hielten und Gott sei Dank den Rock wieder auf die nassen, häßlichen alten Schuhe konnten fallen lassen. „Welches Glück ich hatte!“ rief er. „Haben sich zwei Freunde schon so poetisch begrüßt wie wir? — Das werde ich meinem Onkel erzählen. — Aber nun, erinnern Sie sich jetzt meiner wahrhaftig? Denn es ist freilich schon lange her, daß ich von da weggekommen; es war zwei Jahre vor dem Kriege, Sie waren noch ein winziges Mädchen ...“

„Aber doch nicht gerade gar so winzig —“

„Aber doch ein ganz kleines Fräulein — und jetzt. Nein, ich bin wirklich sehr glücklich, Sie gleich getroffen zu haben. Ich bin sehr neugierig auf alles,



Stadtrichter aus dem Kolonial.  
 Bild von Brücke aus dem Kolonial.



glauben Sie mir! — Möchten Sie mir nicht ein bißchen von allem erzählen? Damit ich mich bald wieder hineinfinde; ich soll ja hier bleiben!"

„In Altüre?“ fragte Fränzi.

„Ich glaube, ja. Seit der Onkel so gebrechlich geworden, will er mich wieder bei sich haben. Ich soll ihm dann endlich die Wirtschaft besorgen u. s. w. Er will nun auch sein Leben ändern, will für den Winter in irgend eine Stadt und im Sommer dann Mama und die Schwestern hier haben. Es soll eine Art Familiennest werden. O, Sie sollen sehen, was wir dann für ein Leben herbringen; Anna und Giulietta sind so lustig!“

Und als ob sie alle die trennenden Jahre, die seit der Kindheit vorbeigeronnen waren, überwunden hätten, Neuigkeiten und Erinnerungen austauschend und sich warm sprechend betraten sie endlich den Hof, beide mit den Blumen des Frühlings beladen, mit lachenden Blicken und eifrige Worte auf den lächelnden Lippen.

Marco Gianori hatte feine Augen. Er ward bald gewahr, wie blühend ihr Wesen sich entfaltet hatte.

„Sie ist wie die schönen wilden Blumen in der Einsamkeit dieses stillen Landes erwachsen!“ dachte er und allmählich wurde es immer fühlbarer, wie stark der Zauber, der von ihr ausging, über ihn werden wollte. —

Einmal, als die Eltern allein waren, sagte Fränzis Vater: „Was für ein Glück, wenn Marco Gianori unser Sohn werden könnte! — Aber der Krieg hat gar zu vieles geändert hier, und die alten Nachbarn sind unsicher geworden voreinander!“

Die Mutter entgegnete nichts darauf, jedoch lächelten ihre Augen ein bißchen.

Und Marco hatte auch ein feines Herz. Er entdeckte alle lieblichen und guten Eigenschaften, die in Fränzis Wesen verborgen waren, und da sie gewissermaßen verwandte Geister waren, lernten sie sich schneller kennen, als die Gedanken von Vater und Mutter zusammengekommen ihnen hätten folgen können.

Sie sangen mitsammen; sie sprachen mitsammen von den Kunstreichtümern, die über die Erde verstreut sind. Er suchte alles hervor, was sie zu wissen begehrte. Manchmal verloren sie sich in Gesprächen über schöne, bedeutungsvolle Dinge und trafen sich in Freuden an einem gemeinsamen Punkte wieder. Sie gewann seine Sprache lieb und lernte davon; sie wurde allmählich gefangen von seiner aufrichtigen Lebhaftigkeit, von seiner Begeisterung, von der offenen Art, womit er seine Gedanken und Empfindungen besprach und sie gleichsam ihr gab, immer auf sie

bedacht, hinlauschend, ob sich ein Wiederhall, ein Verständnis in ihr finde. Das Liebste war ihr sein Gesang. Freilich lernte er ihr zu Liebe auch deutsche Weisen. Aber es war zu löstlich, wie er die harte Sprache mißhandelte, und manchmal brach dann die Romik hervor und verdunkelte die Kunst bedrohlich. Nein, sie liebte es weit mehr, wenn er mit seiner klaren, männlichen Stimme jene toskanischen Lieder sang, in denen der Wohlklang der Sprache allein ein Genuß war, und allein geschaffen schien, jene träumende, still glühende, melancholische Poesie zu tragen.

Als der Frühsommer anbrach, kam Marcos Mutter und die zwei Schwestern, kleine, quedsilberne Dämchen, voller Unruhe und schrankenloser Lustigkeit. Sie brachten wirklich ein neues Leben. —

Fränzi dachte einmal an jene große Frage, worauf kein Meister der Kunst noch die Antwort zu setzen verstanden — „Was ist die Liebe?“

Unversehens fiel ihr das kleine Hügelchen ein, unten in der großen Stille der Felder; und jener Abendhimmel, von dem das satte Licht der sinkenden Sonne herabtroff wie ein thauender Goldstaub, und die Bogen der Mohnblüten, in rotflammernder, lebendiger Farbe . . . und das kindische Gefühl, das sie gehabt, als wäre nichts mehr von ihr da, als die Augen allein, die sich ganz verloren in der grenzenlosen Höhe des Himmels . . . die sich nicht sattsehen konnten — nicht einmal an der Unendlichkeit des Himmels . . .

Auch ihre einfache Lieblingsblume wußte Marco herauszufinden. Einmal sollte sie ihm zeigen, wo sie in merkwürdiger, wilder Uppigkeit wuchsen, dort unten. Sie führte ihn den schmalen Fußweg hin, entlang den seichten Wassergräben, an deren Mändern die gelbglänzenden Manunkeln standen, milchweiße Gänseblümchen, safrangelbe Primeln als Farbestriche in dem fetten Rasen. Die Reben blühten. Die neigende Sonne trieb jenen starken, süßen Duft aus ihren feinfiederigen Dolben. Durch die sich verschlingenden Ranken und die blaßgrünen, durchsichtigen Blätter sickerte das Licht, machte die Palme am Boden glänzen und die Blumen aufleuchten, durch die der Fuß schritt. Am Himmel hingen, gleich fliegenden Schatten, ein paar ganz dünne, vom leisen Scirocco heraufgetragene Dunststreifen und schienen die Höhe zu teilen, aber man sah durch diese Sommerwolken hindurch sein weißliches, abendliches Blau. Ein bläulicher Hauch zog weit hinab über die Ebene. Und wo das Meer, dem Blicke unerreichbar, lag, schien ein Widerschein von seinem Spiegel in der Atmosphäre zu hängen, die ein leichtes feines Atom von seiner Salzflut mit leisem Lufthauch weit ins



Hand hineinrug. Ab und zu fiel ein großer, warmer Regentropfen vom Himmel, gleichsam unbegreiflichen Ursprungs, von einem unmerklichen Windhauch getragen. Einer traf auf Fränzis Hand; wie ein still herabwühendes Blütenblatt. Sie nahm ihn mit den Lippen von ihren Fingern weg. Und über ihnen begann sich langsam die verglühende Grauröte auszubreiten, je näher die Sonne draußen an die Schwelle der Ferne kam, eine große, dunkel brennende Scheibe, aus deren oberem Rande die letzten Flammen hervorzubrechen und in rauchendem Rot auseinanderzufließen schienen, ehe der heiße Sternensleib in die Tiefe der harrenden Wogen versank. So etwas Unsägliches, fast allzu Weites, Stilles, allzu Verlassenes, das den Menschen allzu nahe an sich selbst allein anschließen wollte, atmete durch diesen Sonnenuntergang . . . so eine Größe, etwas Grenzenloses, dessen herrliche Freiheit fast vor Übermaß der Weite das eigene Ich beinahe zu klein, beinahe zu einsam fühlen machte — als ob auch alle Gedanken und Empfindungen wie seiner Rauch aus dem thauburftigen Boden aufsteigen müßten und sich sehnsüchtig verstreuen und verlieren in der Luft, die einzelne warme Thränen niederfallen ließ, wie verwehte, feuchte Blumenblätter . . .

Und doch war es keine ganze Stille. Es giebt ja keine, es giebt ja keinen einzigen stummen Augenblick, in dem jedes Echo des Erdenlebens schwiege, das seine Summen und entfernte Brausen, in dem die Erde zittert und was sie trägt . . .

Sie betraten die Wiese, wo die blutroten Mohnblüten standen, schauernd nach dem langen Sonnenbade, in dem ihre Blätter tagsüber geschwelgt hatten, mit den bebenden Staubfäden und den kühlen, nicken- den Stengeln.

Marco ergriff ihre Hand und hielt sie fest. Er begann dann zu sprechen. Um ein einziges Gefühl, eine kurze Frage, eine einzige Bitte schienen in seinem Kopfe tausend Gedanken gewachsen zu sein, lauter Strahlen um einen leuchtenden Kern. Und seine Gedanken wollten ihm tausend Worte dafür eingeben.

Fränzi schwieg mit pochendem Herzen. Vielleicht hätte sie gar nicht zu verstehen gebraucht, was er sagte. Vielleicht hätte der sonore, warme Wohlklang seiner Stimme genug gethan, die innerliche Bewegung, in der sie leise zitterte, die Radenzen einer starken Erregung, worin sie sich freudig erhob und dann wieder, wie zweifelnd und unsicher, bittend sank.

Aber auf einmal, in einer unklaren, heftigen Sehnsucht fühlte sie nach, wie bethörend früher jene schwingende Stille um sie beide gelegen, wie sie beide im Zauber dieser Stille so allein und nahe beisammen sein konnten und sich nicht wach reden sollten, damit eine ganz große schweigende Einigkeit sie an-

einander zu schließen komme . . . Dann hielt nun sie seine Hand so fest umfassen, wie um ihn mit-zuziehen in jene wortlose, ahnungsvolle, märchenhafte Seligkeit . . .

Er schwieg, als hätte er verstanden. Sie hielt seine Hand immer fest und führte ihn weiter in die Wiese hinein, in deren dichten Halmen ihr Schritt unhörbar geworden.

Dann blieben sie stehen, vor dem Hüglein, das einsam aus der roten Blütenmatte tauchte, wie eine kleine Insel aus blühender Flut.

Hier blickte sie auf; ihre Augen glänzten. Vielleicht aber, daß sie für einen Moment nichts um und neben sich sah, als den Blütenteppich zu ihren Füßen und in der Ferne das ewig schöne Schauspiel, wie der Sonnenball im eigenen Feuer verglühete. Aber in dem einen Augenblick schlugen ganz von ferne her, aus der träumenden Kindheit, flatternde Fäden, die das Leben gesponnen, und namenlose, zielsuchende Gedanken ihre ganze Kraft in Eins zusammen und hatten sie an die Schwelle geführt, von der die tiefsten Geschehnisse in unser aller Dasein anhebend ihre Schritte sehen.

Gerade so lange noch schien die Sonne draußen zu zögern, bis sie mit dem letzten goldfließenden Licht die beiden Gestalten umfassen konnte, die sich auf dem Hügelnchen oben in den Armen lagen.

\* \* \*

In seinem Übermuth — denn solcher kam unter der Gewißheit seines Sieges späterhin gar oft zum Vorschein! — fragte Marco eines Tages: „Mir kommt vor, Fränzi, ich könnte dich etwas fragen! — Sag' einmal offenherzig, dies ist doch gewiß deine erste Liebe?“

Sie sah ganz verduht auf, blickte aber gleich wieder aus seinen neckischen Augen heraus und wurde plötzlich feuerrot.

„Wie?“ rief er nun. „O Fränzi, warum wirst du so rot? — Guter Himmel, ich stoße wohl unversehens auf ein Geheimnis! — Warum konnt' ich nicht uns beiden ersparen —“

Sie machte eine Bewegung mit den Händen, als ob sie ihm den Mund schließen wollte.

„Warte, warte!“ sagte sie dann und fühlte eine unbegreifliche Verlegenheit im Herzen. „Geh' doch — es kann doch kein Geheimnis geben, zwischen uns! Nun sei nicht unglücklich und verstoß mich nicht! Ich muß dir ja gewiß die Wahrheit sagen: Du bist nicht —“

„Ach Fränzi! — Ich Unglückseliger —!“

Sie nickte so entschlossen, als gelte es eine Gewissenslast abzuschütteln.

„Hör' mich vorerst ruhig an, Marco! — Hör' mich!“ Und zaghaft bemühte sie sich, ihm Dinge zu

erzählen, die ihr immer so klar erschienen, so klar — die aber nun, Gott weiß warum, gar nicht zu fassen schienen und allen Worten entchlüpfen. In Wahrheit wußte sie nicht, wo anzufangen. Aus Geratewohl, von der eigenen Unklarheit verwirrt, irrte sie in den Erinnerungen umher. Sie fing bei einer Fabel von Christian Fürchtegott Sellar an, dem alten deutschen Dichter, von dem er ganz sicher niemals etwas gehört hatte. Sie kam auf einen heißen Frühsommernachmittag, auf einen Brief, der den Krieg anzeigte — nein, es war kein wirklicher Anfang zu finden, lieber Himmel! Aber sie erzählte, wie Friedrich Adolf, der Better, der ein Dragoneroffizier war, seinen Urlaub damals hier verbringen sollte. Vater und Mutter liebten ihn sehr. Einmal ritt er ein schrecklich wildes Pferd und machte ihr durch seinen Mut einen unvergeßlichen Eindruck. Sie erzählte, wie tief im Garten ein alter Springbrunnen liegt mit einem Knäbchen aus Terralotta, zwischen den Buchscheiden dort — heute noch wollte sie ihn hinführen. Wie die Truppen durchgezogen, auch ein müder, armer, junger Reiter, dem sie einen Trunk gebracht; er sah wie verschmachtet aus. Sie erzählte auch, wie sie mit Vinetta in den Wiesen gegangen und am Hügelchen gelegen, mitten im blühenden Mohn. Und was für süße und traurige Empfindungen — aber sie findet ja doch keine Worte, sie näher zu beschreiben! Aber von dem Buche erzählte sie, in dem Friedrich Adolf zu lesen pflegte und von der furchtbaren Herzensangst um ihn, die der Krieg heraufbeschworen.

Dann zögerte sie wieder ein wenig, denn sie dachte daran, wie er sie damals geküßt hatte und eine Blutwelle übergieß ihre Wangen . . .

Und wieder anhebend sprach sie von den lieben alten Bildern, wie sie singen lernte und oft weinen konnte über ein Lied, das ihre Erinnerung jenes vergangenen Sommers irgendwie in Bewegung setzte, und wie bitter sie viel früher schon geweint, als sie einmal das Zimmer betreten, wo Friedrich Adolf gewohnt hatte. Es war so unsäglich leer, still und verlassen; die Schönheit des Sonntags und die übermütig schreienden Schwalben vor dem Fenster machten nur alles noch trauriger. Nein, das alles könne sie trotzdem nie vergessen, und eben deshalb —

Je stiller und aufmerksamer er ihr zuhörte, desto mehr fand sie nun doch von den rätselhaftesten Dingen zu sagen. Sie redete sich warm und glaubte auch, ihr ganzes Herz auszuschütten —

Marco hielt sein Gesicht etwas von ihr abgewendet.

„Höre!“ sagte er endlich, ein wenig gepreßt. „Wann habt ihr euch dann wiedergesehen, du und dein Better?“

„Ach!“ entgegnete Fränsi, „nie mehr! Nie seit her in allen den vielen Jahren!“

Dann lag eine kurze Stille zwischen ihnen. Dies Schweigen ließ sich gleichsam als etwas Fremdes fühlen, das ihnen drohte.

Aber länger vermochte Marco nicht an sich zu halten. Unbegreiflich, fast stöhnend, brach er in Lachen aus. Er lehnte sich an ihre Schulter, als ob sie ihn stützen müsse, legte seinen Arm um ihren Nacken, würgte sie dabei auch ein wenig und lachte so herzlich, daß ihm die Thränen über die Wangen herabließen.

Stumm und betroffen, in verblüffter Unsicherheit, saß sie da. Dann hestete sie prüfend ihren Blick auf ihn. Da leuchtete es auch über ihr Gesicht. Er machte eine so unaussprechlich glückliche und heitere Miene! Aber doch ein ganz ernstes Thränlein schoß ihr unter die Lider — —

„Laß dich küssen, du holdstes Leben!“ rief er endlich. „Verzeih’ mir nur, weißt du? Es scheint, ich bin manchmal nicht ganz bei Trost! — Gott gebe, daß ich ihm immer so zu danken habe, wie für dich, du süßestes und possierlichstes kleines Mädel, das je auf dieser Erde gewandelt!“

Er beruhigte sich langsam. Aber den unerwarteten Eindruck ihrer Beichte hatten indessen in Fränzis Gedanken ganz eigene Grübeleien gearbeitet. Es war nicht menschenmöglich, daß es so gar nichts gewesen, wie er in seiner Überhebung glauben mochte! Gewiß nur, daß es sich nicht sagen, nicht aussprechen ließ —!

Nachdenklich strich sie die widerspenstigen Haare aus seiner Stirne zurück und sah ihm nun lächelnd in die glücklichen Augen. In der Stille aber regte sich die Überlegenheit des Weibes in ihrem Herzen, jene ahnungsvolle Sicherheit, jener vestalische Instinkt für die Reinheit des heiligen Feuers, für die zartesten Rätsel, die das Leben uns auf den Weg streut. Wohin sollte es sonst auch kommen, wenn sich die männliche Sicherheit allenthalben übernehmen wollte? —

Ihre Blicke versanken ineinander; alle Wunder der Liebe regten sich in Fränzis Augen und mit einem feinen, traumhaften Zug auf den Lippen sagte sie leise wägend —

„Ja, ja, Marco! — Und doch . . . Das damals war die Erste —!“





wir verdienten. Nach dem Vertrage folgt die Westgrenze des deutschen Gebietes nach Ausschluß der Lagune des Mono dem Laufe dieses Flusses bis zum 7. Grad nördlicher Breite, von da dem Meridian der zwischen Klein- und Groß-Popo gelegenen Insel Bayol bis über den 9. Breitengrad hinaus und verläuft dann, in einer Zickzacklinie nach Westen abbiegend, bis zum 11. Breitengrade, den sie ungefähr unter dem Meridian der Küstenstadt Quitta erreicht, und der bis zum weißen Volta die Nordgrenze des deutschen Gebietes bildet. Die Ostgrenze nach dem englischen Gebiete hin ist noch nicht genau bestimmt. Vorläufig gilt der Voltafluß, mit Ausnahme des Unterlaufes und der Lagune, die ganz im englischen Gebiete liegen, als Grenze. Verglichen mit unseren anderen Kolonien ist das so festgelegte Areal recht klein. Selbst wenn das jetzt neutrale Gebiet um Salaga und Nendi uns von England zuerkannt werden sollte, würde das ganze Gebiet nur einen Flächenraum ungefähr von der Größe der drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden umfassen. Immerhin berechtigen die bisherigen Erfolge in der Kolonisation des Landes zu der Hoffnung, daß sich die handelspolitische Bedeutung Togos in absehbarer Zeit mehr und mehr steigern werde. Im Jahre 1895 betrug der Wert der Aus- und Einfuhr schon 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Mark, wovon 3 Millionen auf die Ausfuhr kamen. Deutsche Waren gehen von den Küstenstädten Lome und Klein-Popo aus nach den Faktoreien im Innern oder direkt an die eingeborene Bevölkerung, die dafür Palmöl, Palmkerne und Kautschuk austauscht. Leider wird mit den Kautschuklianen ein bedauerlicher Raubbau getrieben. Sie werden von den Eingeborenen, anstatt bloß angezapft, mit der Wurzel ausgerissen. Dadurch sind sie im Küstengebiet schon ganz ausgerottet, kommen aber im Gebirge noch massenhaft vor. Außer an Kautschuklianen, besonders an dem sehr ergiebigen Gummibaum *Ricizia*, sind die Wälder Togos an wertvollen Hölzern, namentlich Ebenholz, reich. Sie warten nur der Zeit, wo die Transportverhältnisse so geordnet sein werden, daß ihre Ausfuhr sich lohnt. Dasselbe gilt von den Kolanüssen und den Fettprodukten der El- und Kolospalmen. Schon jetzt beträgt die Ausfuhr der letzteren jährlich mehrere Millionen Mark. Und was der Boden nicht freiwillig bietet, wird ihm ohne große Mühe abgewonnen. Zur Zeit bestehen an der Küste sechs Kaffeeplantagen mit etwa 100 000 Bäumen und ebenso vielen Pflänzlingen. Zwar läßt das Gedeihen der Pflanzen noch zu wünschen übrig, besonders der arabischen, die leicht einem schädlichen Käfer erliegen. Die Liberia-Kaffeebäume blieben bis jetzt von ihm verschont. Prächtigt gedeihen die Kolospalmen, von denen zur Zeit sieben Plantagen bestehen, darunter eine mit 27 000 Bäumen und 12 000 Pflänzlingen. Schon

führen von Lome und Klein-Popo aus Wege ins Hinterland, Boten vermitteln in regelmäßigen Zwischenräumen den Verkehr des Binnenlandes mit der Küste, die ihrerseits durch regelmäßige Dampferlinien und direkte Verbindung mit dem westafrikanischen Telegraphenlabel dem allgemeinen Weltverkehr angeschlossen ist.

Nur ein schmaler Küstenstreifen von kaum 60 km Länge bildet den Zugang vom Meere her, der noch durch den Mangel an Häfen, überhaupt an Anlegestellen für Dampfer erschwert wird. Mündung und Lagune der beiden einzigen schiffbaren Ströme gehören nicht zum deutschen Gebiete. Die Küste besteht aus einem 100 bis 200 m breiten Sandstreifen, der von dem eigentlichen Festlande durch eine schiffbare, den Verkehr zwischen den Küstenstationen vorzüglich vermittelnde Lagune getrennt ist. Auf dem Sandstreifen selbst liegen die Stationen, von denen sich Lome mit 4000 und Klein-Popo mit 5000 Einwohnern schon zu ansehnlichen Handelsplätzen mit zahlreichen Faktoreien und Verkaufsläden entwickelt haben. Die Gebäude der Missionen, Krankenhäuser, Zollhäuser und Schulgebäude und regelmäßige, reinerliche Straßen geben den Städten europäisches Aussehen, während die überall eingestreuten Kolospalmen den tropischen Charakter wahren. Klein-Popo gegenüber und mit diesem durch eine Brücke verbunden liegt auf dem nördlichen Lagunenufer Sebbe, der Sitz des Gouverneurs, der Beamten und der Polizeitruppe. Am Strande und auf der Lagune herrscht reges Leben der Bevölkerung sowohl, wie der Tierwelt. Hier wimmelt es, nach Klings Schilderung, von kleinen Krabben und langbeinigen Spinnen. Schwerfällig bewegen sich große Seeschildkröten der Brandung zu, pfeifend eilen zierliche Strandläufer über den Sand und durchsuchen ihn in Gesellschaft kleiner Strandschnepfen und weißhalsiger Raben nach Beute, während Schwalben und Möwen sich vom Schaum der Wogenkämme nehen lassen, aus denen von Zeit zu Zeit ein Delphin oder die Rückenflöße eines Haies auftauchen. Das hohe Gras der Lagunen-Inseln ist von Strandläufern, Schnepfen, Königsfischn, Möwen, Raben, Reiher, Habichten, Bussarden und Falken bewohnt. Grüne, zeisigähnliche Vögel und rotbrüstige Finken beleben das Ufergesträuch. Die Lagune selbst wird von Krokodilen, Fischottern und dickköpfigen Ochsenfröschen bevölkert.

Die mit Pflanzungen der Eingeborenen bedeckte Lagunenlandschaft geht nach Norden zu in eine, sich etwa 100 km weit erstreckende Flachlandschaft über. Ihr Charakter ist der der Steppe, nur die Ränder der Flüsse sind mit Elpalmen, Affenbrotbäumen und dichtem Unterholz bedeckt. Zahlreiche Dörfer, deren Bewohner auf zwei Millionen geschätzt werden, liegen in Palmen- und Bananenhainen versteckt. Das Flach-





24











als einen sehr kalten Wind, der sich schon acht Tage vor seinem Eintritt durch eine Art Moorrauch ankündigt. Während der Harmattanzeit habe die Natur das Aussehen einer frischen Frostlandschaft. Jedermann leide an Reizungserscheinungen der Luftwege. Kling war zur Harmattanzeit der Fernblick bis auf wenige hundert Meter wie durch einen Schleier beschränkt. Die Sonne erschien bis acht Uhr morgens wie eine rote Kugel, die man mit bloßem Auge betrachten konnte.

Wie schon aus den klimatischen Verhältnissen zu schließen, sind Krankheiten im Küstenlande zahlreicher als im Hinterland. Über die gesundheitlichen Zustände in Togo sind wir durch die Berichte des Stabsarztes Wicke, des Stationsarztes in Klein-Popo, gut unterrichtet. Wie überall in den Tropen, ist auch hier die spezifische Küstenkrankheit die Malaria. Kein Europäer bleibt von ihr verschont. Ihre gefährlichste Form ist das Schwarzwasserfieber. Aber auch diese Erkrankungen gingen immer in Genesung über, wenn keine Komplikationen, namentlich seitens der Nieren, sich bemerkbar machten.

Interessant ist die Auslassung Wickes über die im Reichstag mit dem Namen „Tropenoller“ belegte Neurasthenie. Dieses Leiden befällt jedermann, der längere Zeit in den Tropen weilt, und äußert sich unter den allerverschiedensten Erscheinungen, einmal als Menschenfurchen oder in übergroßer Empfindlichkeit über ganz harmlose Geschehnisse, in Launenhaftigkeit, Eigensinn, Anfällen von Melancholie und Unzufriedenheit mit sich selbst, welcher Zustand bis zum Selbstmord führen kann, anderseits wieder in rücksichtslosem Egoismus und brutalem Auftreten der Außenwelt gegenüber, das die lebensgefährlichsten Gewaltthätigkeiten zur Folge haben kann. — Um die hygienischen Verhältnisse in Togo zu bessern, ist eine Bauordnung erlassen worden, die für die Einrichtung besserer Wohnungen der Eingebornen sorgt. Es ist ferner eine Begräbnisordnung erlassen, die untersagt, daß die Leichen an irgend einem beliebigen

Platze beerdigt werden. Die Anlage von öffentlichen Aborten verbunden mit Beaufsichtigung der Straßen und Plätze durch angestellte Polizisten erzieht die Eingeborenen zu größerer Reinlichkeit. Immerhin wird es das Ziel einer erfolgreichen Kolonisation bleiben, Wohnsitz und Handelsstationen in das gesündere Binnenland zu verlegen. Das ist aber nur möglich durch Anlage von Eisenbahnen, die das Binnenland mit der Küste verbinden, und durch Ausnutzung der schiffbaren Flüsse. Der Mono ist uns endgültig verloren, es bleibt uns nur noch zu hoffen, daß der Volta für die deutsche Kolonie gewonnen werde. Nach dem deutsch-französischen Abkommen läuft die Nordgrenze des deutschen Gebietes im Westen bis über den Volta hinaus und umschließt das vom Oberlauf dieses Stromes durchflossene neutrale Gebiet. Es reicht somit im Norden die Grenze der Kolonie schon jetzt etwa 300 km weiter nach Westen, als an der Küste. Die zukünftige Entwicklung der deutschen Kolonie wird wesentlich davon abhängen, ob auch im Süden die Grenze um 100 km weiter nach Westen verschoben und somit der Unterlauf und das Mündungsgebiet des Volta dem deutschen Besitze einverleibt werden wird.

In dieser Erkenntnis hat sich auch die deutsche Kolonialgesellschaft, um nicht wieder durch ein fait accompli, wie das deutsch-französische Abkommen, unliebsam überrascht zu werden, an die Reichsregierung mit der Befürchtung gewandt, sie könne England deutsche Interessen schädigende Konzessionen machen. Der Reichskanzler hat darauf zwar erklärt, die Verhandlungen oder Abmachungen mit der englischen Regierung aus politischen Rücksichten zur Zeit nicht veröffentlichen zu können, aber zugleich betont, daß unter allen Umständen die Interessen Deutschlands zu wahren die alleinige Richtschnur ihres Verhaltens bilde. Hoffen wir, daß man die Einverleibung des Volta als zu den Interessen Deutschlands gehörig erkannt habe.





## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Nachröden zuckte die Achseln; er liebte es nicht besonders, wenn auf die Gefälligkeiten, die er Herrn Wedekamp beim Pferdelauf in Gestalt von Ratschlägen und Vermittlungen erwies, zu häufig die Rede kam. „Einstweilen giebt Beseler die Gänse noch gar nicht ab,“ sagte er kurz.

„Und auf die hat Wedekamp ein Auge geworfen? Also kutschiert soll jetzt auch werden? Donnerwetter,“ sagte Lieutenant von Wachtmann.

„Warum nicht, wenn man's dazu hat? Und dann soll er ein leichtes Break anschaffen,“ meinte Willwitz; „ein vierstziges; ich habe es ihm schon immer gesagt.“

In der Glasveranda von Falkenlust, die westlich über das Flußthal schaute, saßen die Kurgäste beim Kaffee, soweit er erlaubt war, oder irgend einem Äquivalent dieses nachmittäglichen Vereinigungsmittels, und auch hier war, wie es sich traf, vom Besitzer der Numühle die Rede. Es waren mehrere Dietersburger hier, die in der Nachbarschaft Bescheid wußten, und von diesen hatten die Fremden mit Interesse vernommen, was für ein reicher und unternehmender Mann jene großen gewerblichen Anlagen mit den hohen Schornsteinen, dort hinten am Fuße des Falkenluster Hügels, um die Flußkrümme herum, besaß. In liegender Stellung lang ausgestreckt auf einen faltstuhl, die Füße mit Decken umhüllt, den Rücken und den wie immer dunkel umschleierten Kopf durch Kissen und Rollen gestützt, nahm Frau Dagobertsen, die schwarze Dame, dennoch Teil an dieser Unterhaltung, soweit es ihre Kräfte zuließen. Neben ihr saß Doktor von Lechner, am Tische die Tochter und weiter zurück die Schwester mit der Dialonissenhaube, beide, sowie übrigens der Doktor auch, zu Dienst gewärtig.

Doktor von Lechner leistete diesen seinen Dienst,

außerdem daß er wohl einmal etwas reichte und trug, doch hauptsächlich durch sein bloßes Vorhandensein, durch die Atmosphäre, die er um sich schuf, wie ihm Frau Dagobertsen kürzlich mit einer Offenheit, die eine Frau in ihren Jahren sich erlauben konnte, gestanden hatte. Diese beiden hatten, wenn man ihrem Urteil darüber glauben durfte, ineinander gefunden, was sie lange gesucht hatten, da jeder von ihnen sich bescheidenlich als die große vorurteilsfreie Natur bekannte, deren eben der andere zu seiner vollen Würdigung bisher bedurft hatte. Frau Dagobertsen hing, wie schon der Name besagte, mit den nördlichen Ländern zusammen, die den immensen Vorzug haben, die Heimat Ibsens zu sein. Ihr verstorbener Mann hatte, wie es scheinen wollte, ein Geschäft in Norwegen betrieben; sie selber stammte aus der Gegend um Königsberg herum.

Sie und die Tochter, die Ende der Zwanzig war, hätte man, wie dies oft betont wurde, wohl für Schwestern halten dürfen, genauer gesagt, für ein paar alte Jungfern, denn hager, selbstgewiß und redesertig waren sie beide, nur daß die Tochter der Mutter in diesem allen schuldigermaßen den Vorrang ließ. Auch ihr halb rheumatisches, halb nervöses Leiden hatte Frau Dagobertsen voraus, das in seinem merkwürdig wechselnden Auftreten die ganze Familie völlig beherrschte, ihre Tagesordnung allein bestimmte und die Dame dann, wie es sich gehörte, zum wichtigen Mittelpunkt ihres Kreises machte. Fräulein Dagobertsen und die Krankenschwester waren Sklavinnen von Mamas Nervenstimmung, aber sie waren es, die erstere wenigstens, mit Ostentation. Trat Fräulein Dagobertsen am Morgen in die Veranda, wo die meisten Kurgäste frühstückten, so hatte sie gleich eine Menge teilnehmender Fragen von allen Seiten zu beantworten, wie die Mama

geschlafen habe, ob sie herunterkommen werde und dergleichen, und sie that dies mit einer geläufigen Selbstverständlichkeit, die da zeigte, für wie berechtigt sie sich zum Einheimsen dieses Tributs allgemeiner Aufmerksamkeit hielt. Fährten sie und Schwester Ida die Mama an ihren Platz bei der gemeinsamen Mittagsmahlzeit, so geriet die ganze Kurgesellschaft so lange in wohlwollenden Aufruhr, bis die Dame glücklich saß; ein Spaziergang nun gar, den sie machte, war für Falkenlust ein Ereignis, und Doktor von Lechner schritt dann neben ihr mit der bescheiden stolzen Miene desjenigen, der beim Siegeszuge dicht neben dem Triumphator geht.

Übrigens war die Atmosphäre, die er um sich verbreitete, und die seiner Seelenfreundin so wohl that, eine, in der sich sehr viel frisch bedrucktes Papier befand. Doktor von Lechner versorgte die Damen Dagobertsen mit Broschüren, Zeitungen, mit den neuesten Hefen seiner Zeitschrift „Hyperion“ und einer andern, „Ad Astra,“ in der ein erleuchteter Spiritismus, wie er sich ausdrückte, zu Worte kam; auch eben hatte er dicht neben ihrem Stuhle mit etwas gesenkter Stimme vorgelesen, da die Veranda geräumig genug war, um das Bilden von solchen Privat-Unterhaltungskreisen zu gestatten. Jetzt aber mußten die Geister, die nach dem von ihm vorgelesenen Berichte dem Empfänglichen mitten in der Nacht die Hand führen, um ihn nur leider recht banale und überflüssige Fragen nach anderen Geisterfreunden mit Bleistift thun zu lassen und zu beantworten, die Geister, die glaubwürdigen Zeugen am Ohrläppchen herstreifen und dasselbe zwischen ihre unsichtbaren Finger nehmen — womit sie aber doch eigentlich der körperlichen Sichtbarkeit unverantwortlich ins Handwerk pfuschen; und sie könnten es doch ganz anders treiben — diese wohl beglaubigten Geister also mußten sich einstweilen verziehen — mit anderen Worten, Doktor von Lechner ließ mit resignierter Miene die Hand und das Heft, aus dem er von ihnen vorgelesen hatte, sinken und gönnte die geteilte Aufmerksamkeit des tiefen Denkers der alltäglichen Unterhaltung, die vom nächsten Tisch herüber den seinigen in Mitleidenschaft zog.

„Ein noch ziemlich junger Mann, sagten Sie?“ Das war wahrhaftig Frau Dagobertsen selber, aus der Tiefe ihres Krankenstuhles heraus; kein Wunder, daß jeder aufhorchte und daß sogleich eine befürwortete Antwort vom nächsten Tische kam.

„Gewiß. Warten Sie einmal — er kann nicht viel über dreißig sein . . . nein, er ist vorn in den Dreißigen, er ist ja mit meiner Grete zugleich eingeseignet“ — Grete war natürlich schon Mutter halb erwachsener Kinder, sie wäre sonst zu dieser Altersfeststellung von ihrer Mama nicht herangezogen worden. Die Sprecherin fuhr fort: „Man

hätte das damals eigentlich nicht hinter ihm gesucht — ich meine, diesen Unternehmungsgeist — lieber Himmel, er war ein Junge wie hundert andere auch. Aber es muß doch wohl schon in ihm gesteckt haben . . . und jetzt: mein Mann sagte noch neulich, der Ruf der Wedekamp'schen gewerblichen Anlagen gehe weit über Dietersburg hinaus; der Mann sei an den Börsen in Frankfurt und Berlin, ja in London, bekannter als vielleicht hier bei uns: der werde noch seiner Vaterstadt in der Welt der Industrie einen Namen machen, und was nicht alles.“

„Sein Geld auszugeben auf eine anständige Weise versteht er ja auch,“ meinte jemand anders . . . „Pferde und hübsche Damen vom Ballett, Offiziersumgang — na, wenn sich das nur auf die Länge mit dem Geschäftemachen verträgt . . .“

„Pferde und Weiber — und zwar das Weib rein von der physischen Seite genommen — das bleibt nun einmal für solche derb angelegte Naturen die erste Zuflucht vor der ödeften Langeweile,“ sagte Doktor von Lechner tiefsinnig und nur zum Gehör seiner Freundinnen. Leider blieb es zweifelhaft, ob selbst sie ihn verstanden hatten; Frau und Fräulein Dagobertsen hatten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Ohren zu sehr nach der anderen Seite hin gespielt, wo über diesen Herrn Ulrich Wedekamp eben Tatsächliches zu vernehmen war; den philosophischen Kommentar dazu schienen sie einstweilen nicht zu vermissen. Schließlich hatte dem Doktor weiter niemand zugehört als die Dialonissin; ihre Augen fand er eben auf sich gerichtet, als er sich etwas scharf nach hinten wendete. Er hatte nicht an sie gedacht und nur ausfindig machen wollen, woher die Zugluft käme, die sich ihm schon eine Weile recht fatal im Nacken fühlbar machte. Dabei strich er sich mit der Hand über den Hintertopf, wie man unwillkürlich mit der Körperstelle thut, die ein Zugwind trifft. „Ah, danke Schwester Ida,“ sagte er gleich darauf ziemlich lebhaft; die Schwester war stillschweigend aufgestanden und hatte die Scheibe in der Glaswand der Veranda, durch welche der kühlere Luftstrom Einlaß fand, geschlossen.

Die Vorderseite der Veranda beherrschte, wie gesagt, den Fluß, und der müßigen Kurgesellschaft war es schon eine Unterhaltung, die Personen zu beobachten, die den Weg über den Bohlensteg nahmen; meistens Landleute, aus den beiden nächsten Dörfern. Etwas auffälliges war schon eine städtische Figur auf der schwanken Brücke, und „sehen Sie, da ist ja der lupus in fabula, Wedekamp selber, oder ich müßte mich sehr irren. Dort, der Herr, der eben den Steg passiert —“ hieß es jetzt mit Lebhaftigkeit unter den Kurgästen, Herren und Damen. „Ja natürlich, das ist er: was mag denn der da drüben bei den Bauern zu suchen haben?“

„Gewiß will er ihnen wieder noch Grundstücke ablaufen, der braucht ja immer mehr Platz . . .“

„Aber über den Steg zu gehen . . . ich weiß doch nicht, ob ich das bei dem Gewicht riskieren würde!“

„Gewicht? was meinen Sie denn damit? Seine Millionen oder nur die Kilogramme, die er an sich mit herumzutragen hat?“

„Nun, zunächst einmal die letzteren: mich brächte so leicht nichts dazu, jene leichtfertige Veranstaltung zu benutzen. Die geizigen Bauern, die den Steg für ausreichend halten, mögen ersaufen oder sonst verunglücken, das ist ihre Sache. Jetzt aber, wo auch andere Leute in diesen Erdwinkel kommen, sollte das Ding von obrigkeitwegen abgerissen werden.“

„Zum Glück geht selten jemand anders als die Landleute über den Steg,“ meinte jemand dagegen.

„Doch; die Dame mit dem roten Hut passiert ihn öfter; sie ist vor einer Viertelstunde erst hinüber gegangen.“

Man hatte aufgehört auf die Stimme aus der Ecke, die sich nicht eben oft hören ließ; es war die der Diakonissin. Jetzt lachten verschiedene und Fräulein Dagobertsen meinte lobend: „Schwester Ida macht immer solche famose Bemerkungen.“

„Bemerkungen? Ich sagte nur einfach, die Dame sei über den Steg gegangen,“ berichtigte Schwester Ida, die Augen, wie gewöhnlich, beim Sprechen gar nicht erhebend.

„Ja, und eine Viertelstunde nach ihr der reiche Mühlenbesitzer; beide drüben in den Wald,“ sagte Frau Dagobertsen mit matter Stimme, der man die Anstrengung anhörte, wenn sie sich solchergestalt einmal an der prosanen allgemeinen Unterhaltung beteiligte. „Schwester Ida, wie alle stillen Naturen, beobachtet scharf.“

Die Worte brachten der stillen Natur einen weiteren Blick Doktor von Lechners ein, der bisher wenig auf sie geachtet und nur allenfalls gefunden hatte, daß sie ein wenig schwächlich für ihren schweren Beruf aussehe, mit der kurzen Figur und dem gelblichen kleinen Gesicht unter dem glattgescheitelten schwarzen Haar und der weißen Haube. „Ich glaube, lieber Doktor, Ihre Engadiner Freundin mit dem roten Hut ist keine von den absichtslos handelnden Personen,“ fuhr Frau Dagobertsen fort, mit leiser, hauchender Stimme, so daß Lechner sich nahe zu ihr beugen mußte, um die Worte aufzufangen. „Das ist der Eindruck, den ich von ihr erhalten habe.“

„Bei einmaligem aneinander Vorübergeben?“ sagte er und lächelte nun doch.

„Ja — wir Frauen sehen scharf!“ Dabei fixierte sie ihn, wie sie zuweilen that, so lange, bis ihm ganz wunderbar wurde. „Die Rauchsvalbe“ hatte ein lustiges, junges Mädchen der Gesellschaft Frau

Dagobertsen genannt, und die Bezeichnung schien ihm jetzt eben nicht übel für die schwärzliche, etwas zerzauste Dame mit den Schleiern. Nun, auf das Äußere kam es ja nicht an bei diesem Verkehr von Seele zu Seele!

Wenn die scharffsehende Königsbergerin von ihrem Faltstuhle aus das Hainbuchegehölz, die grüne Bekleidung des jenseitigen Flußufers, durch und durch zu schauen vermocht hätte, wie recht würde sie ihrer Meinung nach behalten haben! Der rote Hut hatte wirklich den kleinen grüngrauen Jagdfilz des Herrn Wedekamp nach sich gezogen, und wenn von hundert Damen neunundneunzig darauf geschworen hätten, daß dies auch lediglich in der Absicht des roten Hutes gelegen habe, so war Frau Dagobertsen diese Hundertste, die anders dachte, gewiß nicht!

Und doch hätte allein die Hundertste das richtige getroffen, das wußte niemand besser, als Ulrich Wedekamp selber. Zu deutlich war es aus den Augen zu lesen gewesen, die sich unter dem breiten roten Hutrande in leicht unwilligem Erschrecken auf ihn gerichtet hatten, daß Fräulein Thea hier auf der Bank unter der alten Eiche auf niemandes Herankommen, und am wenigsten auf das seine, gewartet hatte. Zu genau lesbar schwebten ihr, als sie ihn erkannte, Worte, die aus Höflichkeit natürlich unausgesprochen bleiben mußten, auf den Lippen, etwa wie: Du liebe Zeit, muß man denn überall aufgestöbert werden? Sieht es denn kein Plätzchen, wo man einmal ungestört für sich sein kann!

In Verlegenheit zog der schwere Herr daher jetzt den kleinen Filz herunter. „Verzeihung, gnädiges Fräulein — ich dachte nicht — ich wußte nicht —“

„Nun natürlich wußten Sie nicht,“ sagte Thea, unwillkürlich lächelnd und dabei ihre gute Laune wieder gewinnend. „Es ist aber wirklich ein merkwürdiger Zufall, daß wir uns hier treffen; man merkt es dem Plaze doch an, wie wenig er besucht wird, von Menschen wenigstens; ich bilde mir etwas darauf ein, ihn quasi entdeckt zu haben.“ Sie hatte mit nobler Unbefangenheit gesprochen, und so fügte sie auch hinzu: „Was führt Sie denn dieses Weges?“

Des reichen, jungen Mannes Verlegenheit wuchs. Diese hier und Flöre Boreisen, die weder je sagte, was einfach wahr war, noch auch vom andern etwas anderes als lüstern schielende Halbwahrheiten erwartete! Er fühlte, daß er so viel vornehmer Direktheit noch niemals gegenüber gestanden habe, und hätte jetzt sein dreistes ihr Folgen verwünscht, wenn es nicht gar so reizend gewesen wäre, einmal wieder in die klaren Augen zu sehen. Er habe hier auf der Höhe Wald, konnte er ihr nun aber wenigstens ohne Unwahrheit zur Antwort geben; daß er ihn habe besuchen wollen, mochte sie sich als Ab-





Sie seufzte, aber nur leicht; man merkte, daß etwa vor andern in Behmut zu schwelgen ihre Sache nicht war. Er begann wieder, in dem etwas ungeschickt aber aufrichtig teilnehmenden Tone: „Ihr Herr Vater also auch — ganz recht — Sie sagten ja eben — darf ich fragen, wo gnädiges Fräulein zu Hause sind? Der Sprache nach in Norddeutschland.“

„Ja.“ Sie nannte eine große Universitätsstadt. Und hieran schien sich die Auskunft, die sie gab, natürlich anzuschließen und diesem Herrn sogar als etwas, worauf er eine Art Anrecht hatte, zuzukommen: „Mein Vater war Geheimer Rat, das heißt eigentlich Professor an der Universität — für Rechtswissenschaft; der Geheime Rat war nur ein Titel.“

Hierauf schwieg Herr Wedekamp, und Thea fand mit einem Male diese ihre Mitteilung vom Geheimrat recht überflüssig. „Er ist seit zehn Jahren tot,“ fügte sie nach einer Weile leiser, wie begütigend, hinzu.

Wieder kam der treuherzige Blick unter der breiten Stirn und den geraden Brauen ihres Nachbarn hervor. „Und seitdem sind Sie ohne eigentliche Familie? Aber gnädiges Fräulein haben doch gewiß Verwandte —“

„O gewiß, die hat man ja. Ich habe mit einer Tante, einer Cousine meines Vaters, bis jetzt gelebt . . . hier und da, sie reist viel . . .“

Jetzt lächelte er, und die bescheidene Ruhe, mit der er das Folgende sagte, gab ihm wahrhaftig dabei eine Art Überlegenheit. „Und das waren Sie müde, Fräulein Lucius, und hierher in unseren Winkel sind Sie zum Zeitvertreib, ein wenig aus Langerweile, gekommen, nicht wahr?“

Sie zog die feinen Brauen in die Höhe, als wollte sie sagen: Bist du wirklich so klug, das herausgefunden zu haben? Das hätte ich dir gar nicht zugetraut! Dann gab sie zu: „Insofern, als ich noch nie unterrichtet hatte und auch noch nie daran gedacht, es zu thun, war die Sache allerdings eine Art Experiment.“ Dann ein wenig von oben herab sogar: „Ich hoffe aber nicht, Herr Wedekamp, daß die Art und Weise, wie ich hier meine Stelle versee, Ihnen Anlaß zu Ihrer Entdeckung, es geschehe von mir aus Langerweile, gegeben.“

„Nein, gewiß nicht; darüber make ich mir kein Urtheil an; ich höre nur von allgemeiner Zufriedenheit. Es ist nur —“ er stockte, wieder unsicher — „Sie sind eben viel zu gut für diese Quälerei mit den Kindern, und da drängt sich einem die Befürchtung auf, unsere Schule werde den Vorzug, von Ihnen geleitet zu werden, nicht lange haben.“ Und nun kam ein Ausbruch überwältigender Offenheit von ihm, er sah Fräulein Lucius geradezu an:

„Diese Schule meiner Angestellten und Sie — Sie — es ist ja lächerlich.“

Sie lachte hier wirklich, mit heiterer Stirn. „Das lassen Sie doch Ihre Sorge einstweilen nicht sein. Mein kleines Tagewerk hier ist mir nicht unangenehm: die Kinder sind nicht übel, und sogar, daß sie, nun, daß es doch eine andere Klasse von Leuten ist, der sie angehören, macht sie mir interessanter.“

„Aha, Sie meinen, Sie stehen desto mehr über der ganzen Sache,“ lächelte er vor sich hin. Thea fühlte ihre Wangen heiß werden. Was besaß sie nur heute, daß sie nun schon zweimal in zehn Minuten etwas wie das gesellschaftliche Übergewicht der Geheimrätstochter über ihre derzeitige Umgebung mit ihren Reden gestreift hatte! Vergleichen lag ihr sonst so völlig fern! Und gerade diesem guten Menschen gegenüber, der wahrhaftig kein Zurückweisen in irgend welche Schranken von ihrer Hand verdiente! Es war ein unglücklicher Zufall; Fräulein Thea ärgerte sich, machte aber die Sache um nichts besser, indem sie fortfuhr:

„Ich wollte eigentlich sagen, daß ich mit Kindern aus dem Volke, wie man die des Werkmeisters und die kleinen Lösses ja wohl nennen kann, bisher unmittelbar noch nichts zu thun gehabt habe. Die Art ist mir neu. Und jetzt, in der Zeit des Aufschwungs der untern Klassen, ist ihre Beobachtung ganz lehrreich.“

Sie streifte ihren Nachbar mit dem Blicke; er schien nachdenklich.

„Und welchen Eindruck machen sie Ihnen denn?“ fragte er aber doch.

Fräulein Thea verzog ein wenig den ausdrucksvollen Mund. „Sie wären mir schon ganz recht, ohne einen Grundfehler: sie lügen. Und damit hört bei mir gleich alles auf. Das Lügen ist freilich wohl weniger Naturanlage, als Fehler geringer, schlechter Erziehung, aber es ist gewiß meist unausrottbar.“

Warum Herr Ulrich Wedekamp nur immer noch so verloren vor sich hinaus ins Weite blickte? Er that ihr leid; ja, ein heißes Unbehagen, dessen Hauptbestandteil ein unerklärliches Mitleid mit dem reichen Manne war, ergriff sie plötzlich; sie hatte ihn ja doch nicht verkehren wollen! Deshalb stand sie auch noch nicht auf, wozu es wohl an der Zeit gewesen wäre, sondern begann noch einmal, und zwar in einem lieben, fast schüchternen Tone, sehr im Gegensatz zu jener Schärfe der Beurteilung lügenhafter Gewohnheiten: „Sie sagten, Sie hätten beide Eltern noch, Herr Wedekamp. Und wohnen diese in Ihrer Nähe, in Dietersburg?“

Er fuhr aus seinen Gedanken auf und sah sie wie erstaunt an.

„In Dietersburg, ja natürlich; und sie kennen auch nichts anderes und besseres; die wären von

dort gar nicht zu entwurzeln. Meine Schwester ist allerdings ziemlich weit weg verheiratet, an einen Gutsbesitzer —“ er hätte auch Rittergutsbesitzer sagen können, that es aber absichtlich nicht: dieses im Grunde gewiß hochmütige Persönchen sollte nicht denken, er wolle ihr nun auch gar mit vornehmer Verwandtschaft imponieren, im Gegenteil! Dann fuhr er fort: „Die Eltern aber, wie gesagt, wohnen drüben in der Stadt. Das sind einfache Bürgerleute, im Grunde, gnädiges Fräulein. Mein Vater hatte neben der Mühle eine Bäckerei; ein altrenommiertes Geschäft; er war Bäckermeister, wie mein Großvater auch.“

Da, das war für den Geheimrat — da habe ich's, dachte Thea beschämt. Sie sah ihren Nachbar an mit warm leuchtenden Augen, wie noch keinmal, ja, sie nickte ihm sogar leise zu. Das sah nicht aus, als ob er sich mit der Eröffnung bei ihr geschadet hätte. „Im Handwerk zu wurzeln, ist gewiß kein Schaden für einen Menschen; ich für mein Teil halte es für etwas sehr Schönes, für ein Glück,“ sagte sie ernst, mit ziemlich leiser Stimme.

Er lächelte, ein Lächeln aber, das zu ihrem Ernst sehr gut paßte. „Dieses Glückes wäre ich also teilhaftig. Das Geschäft in der Stadt hat der Vater freilich in meinen Jugendjahren schon aufgegeben und nur die Mühle behalten, aus der ist denn all das übrige so nach und nach herausgewachsen.“

Sie blieben immer noch sitzen! Es war unbegreiflich — sie kannten einander doch noch so wenig! Thea, verwöhnt, beinahe überkritisch in Bezug auf Männer, war nie in ihrem Leben weniger aufgelegt gewesen, Kritik zu üben, so behaglich fühlte sie sich. Sie war eine Natur, die leicht physisch abgestoßen wurde, besonders vom andern Geschlecht. Und jetzt, in der nächsten Nähe dieses Mannes, war ihr Behagen auch ein physisches. Ein großer schwerer Mann, durchaus kein Adonis für junge Mädchenaugen, mit einem ebenfalls großen Gesicht mit nicht einmal regelmäßigen Zügen. Aber männlich waren sie, die braunen Augen hatten jedoch etwas Unsicheres, Bittendes hin und wieder gerade diesem Fräulein hier gegenüber gehabt, sonst blickten sie scharf und ruhig genug. Und sehr freundlich und gewinnend konnte der Mund unter dem dichten Schnurrbart lächeln, wie Thea heute herausgefunden hatte.

Es ist nicht unmöglich, daß ihr seine so unmittelbare Nähe weniger angenehm gewesen wäre ohne gewisse Verfeinerungen seines Anzugs und der Haar- und Hautpflege, die der Reichtum, wenn er den Leuten in jungen Jahren schon kommt, nicht lange außer acht läßt. Aber daß sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren und daß er sich so kleidete

— nicht stugermäßig, aber als ein Mann, der sein Geld auszugeben versteht — gehörte doch auch zu seiner ganzen Natur.

Thea Lucius war viel gereist, der reiche, junge Mühlenbesitzer hatte doch auch etwas von der Welt gesehen, und dennoch sprachen sie nicht, wie neue Bekanntschaften das jetzt fast unfehlbar thun, von den großen Städten und ihren Theatern, von den Seebädern und Höhenkurorten, übrigens auch nicht von Politik etwa und ebensowenig von Litteratur und Kunst; sie plauderten vom allernächsten und einfachsten mit einer geradezu kindlichen Harmlosigkeit. Und doch, ob er ganz so harmlos war, wie er scheinen wollte! Sie blickten auf die kleine rote Villa dort im Mittelgrunde, hart am Flusse, die des Herrn der Mühle. Auf ihrem spitzen Türmchen drehte sich eine reich mit eisernem Blattwerk verzierte Wetterfahne, die gegen den Himmel die Namensinitialen des Besitzers in durchbrochener Arbeit zeigt. Man konnte das freilich von hier nicht erkennen, aber Fräulein Lucius hatte sie neulich aus der Nähe beobachtet. „Ein U und ein W und die Jahreszahl 1896, nicht wahr?“ fragte sie jetzt.

„Ja: U. W. — Ulrich Wedelamp,“ sagte er. Und impulsiv fügte er hinzu: „Was ist Ihr Vorname, gnädiges Fräulein?“

„Thea — das heißt Dorothea — Thea hat man mich immer genannt.“

„Dorothea: ein schöner Name, freilich wohl zu lang für den täglichen Gebrauch und auch zu friedlich. Meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, hat so geheißt . . . Damals aber —“ hier lächelte er wieder, wie vorhin — „hat man das anders abgekürzt: die ist Dortchen gerufen worden, was auch besser paßte . . . es war die Bäckersfrau, wissen Sie.“

Thea streifte ihn mit einem scharfen Blicke, ob er ihr damit wieder eins habe versehen wollen: er ritt ja förmlich auf den Bäckersleuten herum! Aber er ließ sich weiter nichts merken, und so sagte sie ruhig, wenn auch mit etwas heißeren Wangen: „Dortchen klingt lieb und gemütlich: aus der Mode mag die Abkürzung sein, aber vielleicht kommt sie wieder hinein . . .“ Damit stand sie auf. Es war ein sprechender Blick, den er jetzt, sich natürlich auch rasch erhebend, an ihrer schlanken Länge herabgleiten ließ, indem er sagte: „Thea ist aber auch wie gemacht für Sie, gnädiges Fräulein.“

„Meinen Sie?“ sie lachte leicht, und dann: „Sie wollen also hinauf nach Ihrem Walde, und mich führt mein Weg hinab. Guten Abend jetzt, Herr Wedelamp.“

(Fortsetzung folgt.)



























Emperor Franz Joseph I. von Österreich.





voll hatte es begonnen: die Eröffnung der Jubiläumsausstellung im Prater, zu der der Monarch von der Hofburg bis zur Rotunde durch ein jauchzendes Guldigungspalier seiner Wiener fuhr, bildete den Prolog; es folgten die feierlichen Akte der Eröffnung des grandiosen Kaiserjubiläums-

Rundgemäldes (das an anderer Stelle gewürdigt wird), der Jubiläums-Kunstschau im Palaste der Wiener Künstler, einer Reihe von dem Jubiläum gewidmeten Specialexpositionen, und es begann schon eine Kette prunkender Feste sich abzuwickeln, es flatterten die Fahnen, es klangen die Fanfaren, in buntem Schmuck der Sommerblüten prangten die

Häuser; — anmutig, erquickend und rührend zugleich war der Festzug der Kinder gewesen, der dem gefeierten Monarchen nach seinem eigenen ahnungsvollen Worte „ein Trost war in dem vielen Kummer dieses Jahres“; frische Waldbluft hatten die Tausende von Weidmännern und Jägern in die Stadt hereingetragen, die draußen in Schönbrunn ihr begeistert „Weidmannsheil!“ ihrem ersten Genossen brachten, und an die unvergessene Pracht und den künstlerischen Geist des Festzuges Hans Malarts erinnerte, wenn auch in bescheidenen Massen gehalten, der vom Maler Angelo Trentin arrangierte Guldigungsfestzug der Schützen, die sich im Juni zum V. österreichischen Bundeschießen in der Donau-Metropole versammelt hatten, das aber im Volksmund nur das „Kaiserjubiläums-Schießen“ genannt wurde. Noch folgte die Feier des 18. August, Kaisers Geburtstag, allüberall im Lande diesmal mit besonderer Festfreudigkeit begangen, wohl am glanzvollsten in Ischl, wo der umjubelte Fürst eben weilte; da schien die Natur mitthun zu wollen, da verklärten die Höhenfeuer die Schneefirnen des Gebirges, und die Spiegelwellen des Traunflusses und des Traunsees schimmerten in unberechenbarer Vielfältigkeit die Tausende von buntesten Lichteffecten der Illumination wider, und hier erfolgte auch eine Guldigung in



Kaiser Franz Joseph.  
Nach einer Lithographie vom Jahre 1848.

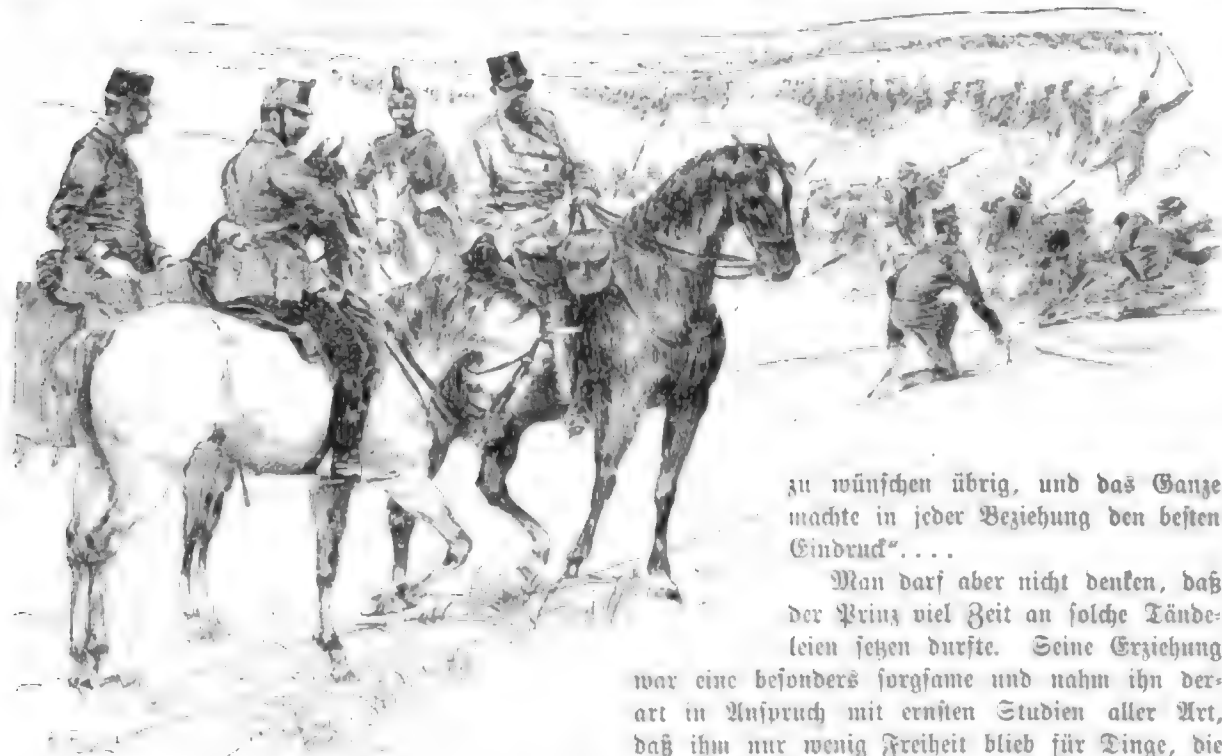
allermo dernster Form: hoch zu Rade. Noch stand das Schönste und Großartigste jedoch bevor — da ereignete sich jene entsetzliche Unthat, die dem Herrscher von Österreich und seinen Völkern tiefsten Jammer schuf, die in dem am schwersten Betroffenen geradezu einen Widerwillen wecken mußte gegen jedes frohe Gedenken und jede jubelnde Feier, und die zugleich alle Sehnsucht zurückdrängen mußte, dem teuren Fürsten am Tage seiner goldenen Hochzeit mit der Krone die unverglühbare Unterthanenliebe in rauschendem Festgepränge zuzujauchzen. Nun wird der fünfzigste Jahrestag der Thronbesteigung Kaiser Franz Josephs I. vorübergehen

als ein andachtsstill begangener Festtag der Herzen. Aber er wird doch nicht ohne dauernde Spuren bleiben. Zahllose, vielfach imponierende Thaten der Menschenliebe, die auf Anregung des hohen Jubilars dem historischen Momente geweiht wurden, schlingen einen Kranz von Rosen und Immergrün um das seltene Datum, dem auch der strengste Richter aus Mit- und Nachwelt das Ehrengewinde des Lorbeers nicht versagen kann.

Franz Josephs führender Lebensgeist ist ein ernst, er heißt: Pflicht. Zum Pflichtgefühl, zur Pflichttreue wurde der Prinz erzogen, der am 18. August 1830 dem zweiten Sohne des Kaisers Franz, Erzherzog Franz Karl von seiner blühend schönen Gemahlin Sophie, einer bayrischen Herzogin, geboren wurde. Das Kind fand alle Hoffnungen der Völker Österreichs auf sich gerichtet. Der Kaiser war ein Greis, nahe dem Grabe; auch der Thronfolger Ferdinand, war nicht mehr jung, dazu nicht gesund; man wußte nicht, ob er überhaupt die Zügel der Regierung ergreifen würde, wußte aber, daß wenn er dies auch thäte, er nicht die Kraft haben würde, sie lange festzuhalten. Die Zukunft der Monarchie, Heil oder Unheil schlummerte denn für alle Klarlichtigen in der Wiege des Erstgeborenen der Erzherzogin Sophie. Dem Vater dankt er das Milde







Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm II. auf dem Manöverfelde bei Tottis.

Nach der Originalzeichnung von R. Fissler.

Anblicke des so dicht gefüllten Saales in Freudengeschrei aus. Er rief seinen Vater und seine Mutter und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich". . . . Mit seinen Kameraden, unter denen er sich mit besonderer Innigkeit dem jungen Grafen Eduard Taaffe, seinem späteren langjährigen Kabinettschef, und dem Sohne seines Erziehers, Graf Franz Coronini, angeschlossen, welcher letzterer in der österreichischen Parlamentsgeschichte als einer der geistig hervorragendsten und gefinnungsvornehmsten Kavaliers eine wichtige Rolle gespielt und nun seinen Platz im Herrenhause hat, mit diesen Spielgenossen ritt der zukünftige Herrscher auf pappdeckelnen Rossen um die Wette, kommandierte sie als seine Armee und ließ sich von ihnen den Treueschwur leisten, den sie ernstlich hielten, als sie's spielend vermeinten. Im Alter von 14—15 Jahren beteiligte sich Erzherzog Franz mit seinen Vettern an theatralischen Aufführungen für intime Kreise, die sich aber nicht, wie dies bei solchen Vorstellungen üblich, auf leichte, lustige Bluetten beschränkt zu haben scheinen. Wenigstens berichtet Fürstin Metternich, daß am 15. Mai 1845 ein französisches „Drama“ aufgeführt wurde, dessen Handlung der Zeit Cromwell's entnommen war. „Die jungen Erzherzoge spielten wirklich ausgezeichnet, nahmen sich sehr hübsch aus und sprachen das Französische tabellos und ohne Accent,“ schreibt die fürstliche Recensentin. „Ihre Haltung ließ nichts

zu wünschen übrig, und das Ganze machte in jeder Beziehung den besten Eindruck". . . .

Man darf aber nicht denken, daß der Prinz viel Zeit an solche Tändeleien setzen durfte. Seine Erziehung war eine besonders sorgsame und nahm ihn derart in Anspruch mit ernsten Studien aller Art, daß ihm nur wenig Freiheit blieb für Dinge, die außerhalb des Kreises seiner geistigen und körperlichen Ausbildung lagen. Für alle, mit den intimen Vorgängen des Wiener Hofes nicht Vertrauten hatte damals Graf Heinrich Bombelles, früher Gesandter in Turin, als Mentor des Erzherzogs Franz und seiner Brüder gegolten. Thatsächlich war der Graf, den ein Zeitchronist als „das liebenswürdigste Gemisch des Philosophen mit dem Hofmanne“ charakterisierte, von Kaiser Franz kurz vor seinem Tode auf Vorschlag des Fürsten Metternich zum Ajo des kleinen Prinzen ernannt worden. Bald merkte man jedoch, daß dem Grafen die Fähigkeiten für diese wichtige Stellung doch abgingen. Man wollte nun weder den Willen des verstorbenen Kaisers umstoßen, noch den persönlich höchst braven Mann verlegen, so ließ man ihm denn den offiziellen Titel, berief aber den späteren Brigadegeneral Graf Johann Coronini als den wirklichen Erzieher an seine Seite. Diesem Manne, einer noblen, kernigen, tüchtigen Natur, dankt der Kaiser sein Bestes. Coronini war kein Höfling; er wahrte sich die vollste Unabhängigkeit nach jeder Seite und ging, ein in sich gefestigter Charakter, nach wohlerrungenen Prinzipien an das verantwortungsschwere Werk. Er hielt seinen hohen Jögling zu unermüdlicher Thätigkeit an, er lehrte ihn Liebenswürdigkeit im Verkehre mit Adel der Gesinnung vereinigen und sich mit männlichem Ernste, mit dem Vollbewußtsein der Pflicht in alle Lagen des Lebens finden. Ein soldatischer Zug ging freilich durch die ganze Erziehung. Die ersten Begriffe, die dem Knaben erläutert wurden, waren „Ehre“ und „Vaterland.“ Eines der ersten Bücher, die man





mit ihm las, war die Ilias, und die ersten Heldennamen, denen sein Nachdenken, seine Bewunderung, sein Nachahmungsdrang galt, waren neben Achilles und Hector die damals noch lebendig in Erinnerung stehenden: Napoleon und Erzherzog Karl. Die eigentlich militärische Erziehung des Prinzen lag in den Händen des Obersten (späteren Generals) Hauslab, eines der gediegensten Offiziere der österreichischen Armee. Ihm erst gelang es, in dem Knaben das Vertrauen in die eigene Kraft zu wecken, zu dem er sich bis dahin nicht hatte aufraffen können. Man mag mit Staunen erfahren, daß der spätere Meisterreiter, der noch heute als Greis auf dem Manöverfelde die jüngsten Kavallerieoffiziere zur Bewunderung herausfordert, als Knabe vor dem frommsten Pferde Angst hatte und reichlich Thränen vergoß, wenn es an die Reitktion ging. Hauslab brachte ihn zur Überwindung dieser Furcht; bald saß er stramm und fest zu Pferde, schwamm mit seltener Sicherheit und bekundete fortan in allen seinen Handlungen Unererschrockenheit und Geistesgegenwart. Der interessanteste und weltgeschichtlich bedeutendste unter den Speciallehrern des jungen Erzherzogs war der Kanzler Fürst Metternich, der — in sogenannten „diplomatischen Lehrstunden“ — dem Prinzen die neuere Geschichte von Ludwig XIV. bis auf die jüngste Zeit beleuchtete, ihn hinter die Coulissen der historisch offen liegenden Vorgänge blicken ließ und so in die Politik und Diplomatie einführte.

Sehr früh schon mußte er vor die große Öffentlichkeit treten. Es galt, 1847 den Palatin Stephan in Ungarn zu installieren, und der junge Erzherzog Franz wurde hierzu als Vertreter des Monarchen ausersehen. Der kaum siebzehnjährige Prinz gefiel den impulsiven Magyaren; ihr Elan umbrauste ihn als stürmischer Jubel, und gewiß sagte ihm im Rausche dieses ersten Erfolges keine Ahnung, daß dieselben Männer, die ihn jetzt so begeistert grüßten, ihm ein Jahr später auf dem Schlachtfelde entgegenrücken würden. Unerwartet schnell und plötzlich trat der Ernst des Lebens und damit sein hoher Beruf an ihn heran. Man wollte ihn eben, zur Vollendung seiner Erziehung gleichsam, eine Reise durch Europa antreten lassen, da warf der Ausbruch der 1848er Revolution alle Pläne und Absichten über den Haufen und schuf für das Haus Habsburg eine Situation, in der es galt: Alle Mann an Bord. Der dem Throne so nahe Prinz durfte jetzt nicht aus dem Lande. In unmittelbarer Nähe des Volksaufstands und seiner häßlichen Scenen sollte er aber auch nicht bleiben, und so wurde er nach Italien geschickt in das Lager Radetzky's. Mit welchem Mute, ja mit welcher Tollkühnheit der Jüngling

da die Schlacht von Santa Lucia mitmachte, wie ihn der Feldmarschall, nachdem neben seinem Pferde eine Granate geplatzt war, nur durch strengen Befehl aus der Gefechtslinie weisen konnte, das ist bekannt.

Indessen gingen die Dinge in Wien ihren unangenehmen Gang und zwangen den wohl gutherzigen, aber kränklichen und schwachen Kaiser Ferdinand, die Kronen seines Reiches an seinen Neffen abzutreten, dessen Vater auf die Thronfolge verzichtete. Als Franz II. sollte der Erzherzog das Scepter ergreifen. In zwölfter Stunde entschied sich der Prinz, als Herrscher sich Franz Joseph I. zu nennen. Durch Hinzufügung des Namens Joseph, der immer noch einen tiefen Zauber auf die Volkstreife übte, sollten wohl von vornherein der Person des neuen Monarchen die Sympathien gesichert werden. Am 2. Dezember 1848 vollzog sich im Bischofspalast zu Olmütz, wohin der Kaiser geflüchtet war, der große Staatsakt. „Gott segne dich!“ sprach Ferdinand zu seinem vor ihm knieenden Neffen. „Sei brav! Es ist gern geschehen.“ Der neue Kaiser soll aber, mit Thränen in den Augen, ausgerufen haben: „Lebe wohl, meine Jugend!“ Das ist begreiflich. In einem Augenblick der höchsten Bedrängnis, da die Stürme das Staatsschiff zu zerschellen drohten, trat er an das Steuer, ein Achtzehnjähriger, gestern noch ein Knabe, heute schon ein Mann und Führer von Männern. In der Erinnerung vieler alter Wiener lebt noch das angenehme Bild des blühenden, schlanken, eleganten Jünglings, wie man ihn so oft an der Seite seines Obersthofmeisters mit raschem, elastischem Schritt auf den Basteien hinwandeln sah: im gold-



Kaiser Franz Joseph auf dem Manöverfelde.

Nach der Originalzeichnung von A. Pipel.





häufig sekundiert von dem ihm innigst befreundeten König Albert von Sachsen, von seinem Schwiegersohne, Prinz Leopold von Bayern, dem der verbliebene Kronprinz Rudolf das Ehrenattribut eines „großen Nimrod vor dem Herrn“ verlieh, und in den letzten Jahren auch von dem jungen deutschen Kaiser, der seinem Verbündeten eine außerordentliche Verehrung entgegenbringt und jeder seiner Einladungen — ob zum Manöver, ob zur Jagd — freudig Folge leistet. Dieses Bündnis, diese Freundschaft, sie sind auch bezeichnend für den Charakter des Kaisers von Österreich. Als einer der mächtigsten Herrscher Europas stand er da. Obwohl nominell nicht mehr deutscher Kaiser, hatte er doch eine führende Stellung unter den deutschen Bundesfürsten; ein großer, schöner Teil Italiens war ihm unterthan. Kriegsglück hat da und dort seine Macht verringert und was er verlor, andern gegeben. Und diesen andern die Hand zu reichen, ihnen treuer Kamerad, bald herzlichster Freund zu sein, er hat es über sich gebracht. Vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gab sich Napoleon III. alle Mühe, in ihm die Nachelust zu wecken und sich ihn zum Bundesgenossen zu werben; es gelang nicht, trotzdem auch Beust dazu riet, der Kanzler des Kaisers. Dieser widerstand und blieb neutral, wofür ihm wohl Bismarck und Kaiser Wilhelm I. immer Dank wußten. Die Ungarn, die wider ihn standen, wider ihn kämpften, als er die Herrschaft antrat, sie lieben, sie vergöttern ihn nun, und bei ihnen, in dem reizvollen Gödöllö, wo Kaiserin Elisabeth so gerne gewohnt, da

erholt er sich jetzt von den Schmerzen des letzten, des furchtbarsten Schlages, der ihn, den schwer Geprüften, getroffen. Was ihn stark erhält, ist vor allem sein Gottvertrauen, seine Frömmigkeit. Er, der — nach dem Beispiele des Heilands — am Gründonnerstag im großen CeremonienSaale seiner Burg, umgeben von den Erzherzögen, dem Hofstaate, den Staatswürdenträgern und angesichts eines zahlreichen Publikums, zwölf Greisen aus der ärmsten Volksschicht die Füße wäscht, er, der am Fronleichnamstage, in der Hand die brennende Kerze, die das Glaubenslicht symbolisiert, in der Prozession durch die Straßen Wiens schreitet, er findet im schwersten Leide Trost in Gott, Erlösung aber und Lebenskraft in der Pflichterfüllung. Vor einigen Jahren schrieb er in ein Album für Mädchen:

„Fordere von dir und von anderen die Erfüllung der Pflichten mit Ernst; aber sei milde im Urteil über die Fehler des Nächsten.“

Getreu dieser Maxime hat er gelebt, hat er regiert das halbe Jahrhundert hindurch zum Heile seiner Länder, die sich in dieser Epoche auf die Höhe moderner Kultur geschwungen haben, zum Heile seiner Völker, die — zu seinem Stummer — vielfach im Gader, doch einig sind in der Liebe für ihren Kaiser, dessen Jubiläum sie auch alle als einen Tag der Freude begehen mit tief empfundenen Gebeten und Wünschen für sein Wohl. Und ihnen gesellt sich das ganze deutsche Volk in herzlichem Anteil, für dessen Tiefe und Innigkeit sein Kaiser sicherlich Worte finden wird.

## Das Wiener Kaiser-Jubiläums-Rundgemälde.

Von Fortunatus.

*Nachdruck verboten.*

**D**ie bedeutsamste gewiß, die innerlich wertvollste und dauerndste aller Huldigungen, welche dem Herrscher von Österreich-Ungarn zu seinem halbhundertjährigen Thronjubiläum dargebracht worden, ist die Galerie monumentaler Zeithistorien, die unter dem nur halb zutreffenden Titel „Rundbild“ im sogenannten Volks- oder Burstelprater als ein Schauobjekt von besonders erlesener Art dasteht, historisch wie künstlerisch gleich interessant, ebenso eigenartig im Wesen, als gebiegen in der Gestaltung. Wer, der sich in diesen lärmendsten und fröhlichsten Teil der einzig schönen Praterinsel begiebt, mag darauf gefaßt sein, hier ein ernstes, großes Kunstwerk, geschaffen auf der Basis angestrengter geistiger Arbeit, anzutreffen?! Ernste Würde, eine gewisse tempelhafte Weihe atmet das, von dem geistreichen Architekten

Oskar Marmorek (bekannt durch sein vielnachgeahmtes „Alt-Wien“ in der Theater- und Musikausstellung) in anmutigstem Empirestil errichtete Gebäude, zwischen dessen rund vorspringenden Arkadensflügeln sich in einem Blument Teppich ein mächtig gedachtes, aber kleinlich geratenes Reiterstandbild Kaiser Franz Josephs I. erhebt, eine etwas rohe Arbeit, echte Praterplastik, die gerade nicht geeignet ist, große Erwartungen für den Kunstgenuss zu wecken, dem wir entgegengehen. Glücklicherweise bietet schon im Vestibül des Hauses eine liebliche, feine Porträtstatue des jungen Monarchen von 1848, modelliert von Hegenbarth, dem verunglückten Reiterstandbild draußen ein erfreuliches Gegengewicht und bessert die Stimmung, in der man auf einer, mit Blumengewinden hübsch gezierten Treppe zu dem Panoramen-



bilde emporsteigt, das sich — wie die Welt der Saga um die Esche Yggdrasil — um die an den Stamm eines mächtigen Praterbaumes gelehnte Plattform in einem gewaltigen Kreise schlingt, wahrhaftig eine Welt für sich, ein Riesenskapitel der Kulturgeschichte im Scheine vollster Wirklichkeit.

Der erste Eindruck ist: Verblüffung. Man steht vor etwas Ungewohntem und — ahnend fühlt man's — Ungewöhnlichem. Man schaut in Bekanntes und doch wieder Unbekanntes; man holt sich manche wohl vertraute Einzelheit aus der mit entzückender Natürlichkeit gemalten Landschaft, worin led und scheinbar sinnlos neben dem blendenden Marmor das Waldesgrün, in die Nachbarschaft der reizvollen Gloriette von Schönbrunn das lebhafteste Getriebe in der Nobelallee des Praters, hart an das Wiener Opernhaus die Budapester Kettenbrücke gerückt ist, starrt aber zugleich wie auf Fata Morgana-Blendwerk auf nie gesehene, gigantische Architekturen; man findet in dem Menschengewimmel, das mit der Wirkung sich bewegenden Lebens diese Riesenleinwand deckt, Gesichter von Freunden und Kameraden, vielleicht das eigene sogar, und begreift im ersten Augenblick nicht, was dieses ephemere Zeitgenossentum neben Gestalten zu thun hat, die von der Muse der Geschichte mit dem Male des Ewigen gezeichnet sind, die wir von Kindheit an als Vorbilder und Leitsterne verehrt haben. Wie vereint sich all das? Welches zauberische geistige Band schlingt sich hier vom Tage zum Traume, von der Straße nach Walhall?

Der Katalog giebt uns Aufschluß, der sich als ein förmliches Musterlehrbuch für österreichische Geschichte darstellt. Wir lesen da: „Das Kaiser-Jubiläums-Rundgemälde wurde im Jahre 1894 in Angriff genommen. Der Schriftsteller J. Schnitzer entwickelte um diese Zeit dem Historienmaler Professor E. Ph. Fleischer den Gedanken, zur Feier der 50jährigen Regierung des Kaisers und Königs Franz Joseph I. ein großes Jubiläums-Rundgemälde auszuführen, das nicht nur den Monarchen selbst seit seiner frühesten Jugend bis heute in Erscheinung bringen sollte, sondern auch jene zahlreichen Persönlichkeiten, welche während dieses Zeitraumes irgendwie hervorragten.“ Nun beginnen wir zu verstehen und sind geneigt, uns dem Urteile des Katalog-Versassers anzuschließen, daß auf dem Gebiete der Panorama-Malerei wohl noch nie vorher eine Aufgabe von so riesigem Umfange gestellt worden und daß zu ihrer Bewältigung Professor Fleischer aus München wie kaum ein anderer berufen war. Fleischer ist ein Künstler, der mit Vorliebe an schwierige Motive geht; sein „Durchstich des St. Gotthard“, der in der Berliner Nationalgalerie hängt, wird dort mit Menzels „Eisenwalzwerk“ kommenden Generationen das Verständnis für unseren Jahrhundert-

Genius vermitteln, seine besondere Begabung für Monumentalkunst hat er in den Panoramabildern „Trafalgar“ (für London), „Waterloo“ (für Glasgow), „Neapel“ (für Hamburg) und — last not least — in der Berliner Hohenzollerngalerie bewährt. Aber all diese Schöpfungen mögen dem Meister unter weniger inneren und äußeren, geistigen und physischen Schwierigkeiten gelungen sein als sein letztes Werk, an dem er — natürlich mit einem Künstlerstabe — in Wien vier volle Jahre gearbeitet hat. Der eigenartige Grundgedanke rührt von dem, durch manche seine Bühnenarbeit bekannten J. Schnitzer her, der auch während der ganzen langen Verbezeit der eigentliche spiritus rector dieses in leuchtenden Farben sprühenden, historischen Kollegiums blieb. Die Malerei, die Kunst der Darstellung des Augenblicks, ist hier gezwungen, auf einer Leinwand schier ein volles Jahrhundert zu spiegeln. Wir blicken in die ganze Lebenszeit des Monarchen, dessen fünfzigjährige Regierungsthätigkeit eben jetzt seine Völker feiern; wir sehen die Persönlichkeiten, die ihn von der Wiege an umgaben, die für und wider ihn gearbeitet und die Schicksale seines Reiches bereitet haben. So weit sich der Inhalt einer Zeit in den Menschen ausdrückt, die ihn bereiten, und in dem äußeren Rahmen, den sie ihr schaffen, so weit ist Fleischer's Rundgemälde gemalte Geschichte, der mächtigste Bilderbogen, der jemals dem Anschauungsunterrichte für Groß und Klein gewidmet wurde.

Was das Werk anziehend macht und interessant, die Tausende von Porträts, die nur unter mannigfacher Beschwernis zu beschaffen und zu schaffen waren, das ist gerade nicht das Erquickendste, das ästhetisch Befriedigendste. Wo die Körper wie die schwärmenden Heuschrecken aneinander kleben, da kann der Künstler nicht mehr die Seele suchen, da übergiebt er das Individuum auf Gnade und Ungnade der Gattung. Verdienst genug, daß viele Gestalten als Bild für sich behandelt und aus dem Gewühle herausgehoben erscheinen, so die Tonmeister Beethoven und Schubert, ferner Moriz von Schwind, Grillparzer, Lenau, Bauernfeld, Erzherzog Karl, Adele, dann der unglückliche Sprosse des großen Hofes, der Herzog von Reichstadt, und Marie Louise, seine Mutter, Fürst Clemens Metternich, Schmerling, Tegetthoff, Franz Deak, Julius Andrássy, Michael Munkacsy u. a., wie sie wechselnd als Hochgestalten ihrer Zeit entragen. In sechs Darstellungen aus dem Lebensgange des Monarchen, also in sechs Kapiteln entrollt sich dieses titanische Bild mit seiner, schier verwirrenden Figurenfülle. Lösend dagegen und erlösend ist der wunderbar fein komponierte landschaftliche und architektonische Rahmen, in den diese Armee hineingestellt ist. Der Blick auf das alte Wien der Dreißiger Jahre mit seinen milden

Silhouetten, die sich an die duftigen Waldkuppen des Rahlengebirges lehnen, ist von überwältigender Stimmungspoesie, die Perle des Bildes. Aber schön, zum Teile blendend sind auch andere Partien: Schönbrunn, der Prater, die Rothenturm-Bastei, der Budapester Krönungshügel mit der anmutigen Bedute von Ofen, die Ansicht von Neu-Wien mit Parlament, Rathaus, Botivkirche und Universität (siehe das beigegebene Segment), die Ringstraßen-Scenen u. s. w. Was da neben der treu porträtierten Natur zu ihrer gefälligen Umrahmung und zum Auseinanderhalten und Verbinden der räumlich und zeitlich getrennten einzelnen Teile an idealen Architekturwürfen geboten wird, das könnte den Wiener Baukünstlern manche fruchtbare Anregung bescheren.

Diesem Kolossalgemälde reihen sich in einer Wandgalerie noch sieben große Flachbilder an, deren Stoffe gleichfalls dem Leben und der Geschichte des Kaisers entnommen sind. Sie sind künstlerisch nicht gleich-

wertig, einzelne aber könnten jedem Museum zur Zierde gereichen. Die Gemälde „Franz Joseph I. als Jubilar,“ „Schlacht bei Santa Lucia“ und „Fußwaschung in der Wiener Hofburg“ gehören diesem Cyclus an, in dem noch der „Einzug der Kaiserbraut Prinzessin Elisabeth von Bayern in Wien,“ die Seeschlacht bei Lissa, die Eröffnung der Wiener Weltausstellung von 1873, eine Hatzjagd, an der Kaiser Wilhelm II. und König Albert von Sachsen teilgenommen, erscheinen und endlich Kaiser Franz Joseph bei der Arbeit dargestellt, der fleißigste Fürst, den schon der dämmernde Tag über Regierungsgeschäften antrifft. Mancher Einblick in das intime Leben des Monarchen, der zu seinen Porträts selbst gesehen, dem Künstler sein Arbeitszimmer erschlossen und zahlreiche Behelfe an die Hand gegeben hat, eröffnet sich der Menge auf diesem Riesenwerke, aber auch mancher Tiefblick in das Labyrinth der Geschichte.

## Eine Schuld.

Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Willens klopfte ein paarmal mit dem Messerchen leicht auf den Tisch. „Weil er mir nicht glaubte, ich hätte einen Riß in der Westentasche gehabt und daraus mein Federmesser am Tag vorher verloren.“

Der Senator nahm sein Glas und trank; Daniel Wollenweber saß ein paar Augenblicke schweigsam, dann wiederholte er, wie vor sich hin: „Nein — er glaubte es nicht —“

„Ich hätt's ihm vielleicht nicht so verdenten sollen, denn andere glaubten's auch nicht. Aber ich war jung und hatte meinen eignen Kopf, und der meinte — das will ich nicht aufrühren. Doch es läme mir heute auf zehntausend Mark nicht an, Daniel, wenn Ihr mir sagen könntet, wo ich das Messer verloren hatte.“

In der Miene des Alten kennzeichnete sich eine scheue Wortbefangenheit. Der Sprecher sagte, er wolle etwas nicht aufrühren, und doch that er's; der Wein war's wohl, der es ihm über die Zunge gleiten ließ. Eine Erwiderung aber mußte Wollenweber geben und brachte stöckend heraus: „Ja, Herr Senator, davon kann ich nichts sagen — bloß daß ich nicht — der selige Herr Senator kam etwas leicht in Hestigkeit —“

„Nein, Ihr habt's nicht geglaubt, Daniel, Ihr

und Die nicht.“ Willens warf einen Blick nach dem Bild seiner Frau auf und schwieg eine Zeitlang. Dann fuhr er, mehr wie mit sich selbst sprechend, fort: „Die andere glaubte daran, gesagt hat sie's mir nicht, nur geschrieben, gesehen hab' ich sie nicht mehr. Vielleicht war's gut, daß ich das Messer verlor, denn sonst hätte ich sie — wäre sonst nicht übers Wasser gekommen.“

Daniel Wollenweber mußte wissen und verstehen, was damit gemeint sei, denn er pflichtete kopfnickend bei: „Ja, dafür war's wohl besser, Herr Senator; eine solche Frau Senatorin hätten wir sonst nicht ins Haus bekommen und auch keine Fräulein Margret. Die Tochter von dem Herrn Wernken hab' ich ja nicht gekannt, aber ich meine, wenn sie das so leicht konnte, da war's eigentlich — entschuldigen Herr Senator — aber ich meine, eigentlich kein Schaden um sie, wie ich's mir vorstelle.“

Rudolf Willens drückte einmal die Lippen zusammen, und kurz bildete sich dabei ein herber Einschnitt um seine Mundwinkel aus. Doch danach entgegnete er gleichmütig: „Es geht für einen andern nicht so recht, Daniel, sich vorzustellen, wie's einem jungen Menschen ist, wenn er glaubt, eine andre könnt's für ihn auf der Welt nicht geben. Aber Ihr thut ihr unrecht, so leicht hat sie's ja nicht

gethan. Um ein Messer, das wäre doch etwas zu wenig gewesen, wenn sie's mir auch geschenkt hatte. Der Brief kam dazu —"

Der Alte wiederholte: „Ja, der Brief —"

„Und der Schein.“

„Ja, und der Schein —"

„Da kann man es einer wohl nicht verdenken, Daniel, daß sie Nein sagt, auch wenn sie vorher Ja gesagt hat. Der Fehler liegt nur darin, wenn der andre meint, die Liebe müßte blind glauben und hätte mit Beweisen gar nichts zu thun.“

Willens setzte sein Glas wieder an den Mund und trank es halb leer; die Mutmaßung hatte wohl recht, der Wein brachte es ihm über die Zunge. Wollenweber schüttelte mit dem Kopf: „Das war ein böser Zufall.“

„Das hab' ich mir auch lange gesagt, Daniel.“

„Ganz genau, Herr Senator, kann ich mich nicht besinnen, wie's eigentlich so damit —"

„Herr Wernelen wußt's einzurichten, daß er in meine Stube kam, während ich fest schlief, und in meiner Briefftasche fand er den ganz neuen preussischen Hundertthalerschein, der — eben der von den ihm weggenommenen übrig geblieben war. Eine Seltenheit war's noch, erst wenige davon im Umlauf.“

Der Alte dachte ein paar Augenblicke nach. „Dann mußte der, von welchem der Herr Senator den Schein bekommen, sich doch auch noch daran erinnern und konnte bezeugen —"

„Daran hab' ich damals nicht gedacht, Daniel, und wie's mir einfiel, war's zu spät, da brauchte ich kein Zeugnis mehr. Wenigstens nicht für die mehr, die's verlangt hätten. Ich war noch kein Kaufmann und verstand mich nicht drauf, ein Liebeshandel sei auch ein Geschäft, bei dem man seinen Kredit beglaubigt haben müsse, um zum Abschluß zu kommen. Bei meinem Vater begriff ich das eher, und für ihn hätte ich mir vielleicht das Zeugnis ausfertigen lassen können. Aber Ihr sagtet's, er kam etwas leicht in Heftigkeit, und so braucht' ich's bei ihm auch nicht mehr. Denn hier in der Stube war ich immer noch kein Kaufmann, spekulierte nicht, mir Achtung und Liebe mit einem Stück Papier zu kaufen. So ging ich lieber übers Wasser, und dort hatt' ich's nicht nötig. Ich fand dort jemand, der kein Attest von mir forderte — die ihn nicht forderte — als ich ihr kundthat, weshalb man mich nach Amerika fortgeschickt habe. Man heißt's drüben die Neue Welt, und eine neue Welt ward's für mich. Denn jene da an der Wand, obgleich sie auch eines Kaufmanns Tochter war, antwortete mir: Wenn du sagst, daß du's nicht gethan hast, so hast du's nicht gethan. Und sie legte dazu die Finger ihrer Hand um meine. Mein Herz hatte nicht für sie geschlagen; Daniel, bis zu der Stunde noch nicht; als guter Rechner,

der ich geworden, hielt ich um sie an, denn sie brachte mir zu, was ich zur Selbständigkeit haben mußte. Aber meine Rechnung war noch besser gewesen, als ich sie kalkuliert hatte. Denn in der Stunde brachte ich eine Ware an mich, die nicht im Handel ist, das Glück. Freilich nur geborgt, auf Rückzahlung —"

Der Sprecher griff rasch wieder nach seinem Glas; Daniel Wollenweber überließ's beinahe mit Schreck. Thränen in den Augen des Herrn Senators hatte er noch nie gesehen, nicht für möglich gehalten, doch zwei große helle Tropfen drängten sich gegenwärtig aus den Lidwinkeln desselben hervor. Und auch so von „der Sache“ sprechen hatte er ihn noch nie gehört; das konnte doch nicht allein von der Erregung durch den Erfolg des Tages und vom Wein herkommen. Aber was für ein sonstiger Anlaß dazu mitwirken möge, wußte der Alte sich nicht zu erklären; die Bestürzung über den ihm möglicherweise drohenden Verlust seines kleinen Kapitals war ihm völlig aus dem Gedächtnis geschwunden, und sein Trachten ging vor allem dahin, die Rede von der seligen Frau Senatorin abzulenken. So sagte er, eilig etwas vorher zur Sprache gekommenes wieder hervorholend:

„Ja, mit dem Brief, Herr Senator — das ist mir nie ganz klar geworden — den muß doch der wirkliche Dieb geschrieben haben. Bloß begreife ich nicht, wie er das mit dem Schein — denn das muß ja doch wohl darin gestanden haben, sonst hätte der Herr Wernelen ja nicht auf den Gedanken kommen können. Ich meine, gut wär's doch gewesen, daß jemand anders den Brief noch zu Gesicht bekommen hätte.“

„Wenn Ihr ihn lesen wollt, Daniel —"

Rudolf Willens stand auf, öffnete das Geheimschloß seines Sekretärs und nahm einen Umschlag hervor, den er vor Wollenweber hinlegte. Dieser sah, wie an seinem Ohr und Auge zusehend, darauf: „Den Brief — der Herr Senator hat den Brief?“

„Ich will Euch lieber die Summe nicht nennen, Daniel, die das Stück Papier mich gekostet hat, damit Ihr mich nicht nachträglich als Verschwender unter Kuratel stellen laßt. Aber ich sagte mir, ich hätte das erste Anrecht daran und so mach' ich mir kein Gewissen daraus, es zu kaufen, als der Besitzer mit Tode abgegangen. Der Nachlassordner war ein Advokat, dem ich sagte, vielleicht finde er ein solches Blatt, das für niemand in der Welt einen Wert habe, als für mich und ihn. Er fand's, sein Gewissen trug auch nicht zu schwer daran, und wir beide waren zufrieden. Doch Ihr seht, der Dieb hat's nicht geschrieben, sonst müßte es ein weiblicher gewesen sein.“

Der Alte hatte seine Brille hinter's Ohr gehakt und erwiderte, die Aufschrift des angegebten Um-

schlags: „An Herrn Hartlieb Wernelen“ betrachtend: „Nee, das ist eine Frauenzimmerhand.“

Der Senator nickte. „Der Thäter hat den Brief natürlich schreiben lassen, seine eigene Handschrift hätte ihn kundgemacht. Wenn es ein Dieb war —“

Die letzte Nachfügung klang unverständlich, doch Daniel Wollenweber gab nicht darauf acht, sondern las die wenigen Zeilen auf der Innenseite:

„Wenn Herr Wernelen den Entwerder der Einlage des Geldbriefes ausfindig zu machen wünscht, so untersuche er die Brusttasche seines jungen Hausfreundes, darin wird er mutmaßlich einen Beleg entdecken. Als ein Milderungsgrund für den unbesonnenen Thäter dürfte übrigens ins Gewicht fallen, daß er sich in peinlichster Lage befunden und der Summe dringend bedurft, um das ihn bedrohende Ruibarwerden eines Verhältnisses, das er mit einem hiesigen Mädchen aus niedrigem Stand unterhalten, zu vermeiden.“

Daniel Wollenweber zog ein paarmal stark an seiner Pfeife, dann kam ihm unwillkürlich vom Mund: „Da kann man freilich — ich meine, eigentlich kann man's da einer Braut nicht zu schwer verdenken, wenn sie —“

„Nicht wahr? Es war auch ungerecht von mir, daß ich's trotzdem that, Daniel. Aber ich hatte auch einen Milderungsgrund, wie der Brief sich schonungsvoll ausdrückt, denn ich wußte damals von dem Nachsah noch nicht, dessen Bekanntschaft machte ich erst durch meinen kostspieligen Einkauf. Da nahm er mich wunder; findet Ihr nicht, Daniel, daß er dazu angethan war, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum der Schreiber diesen Milderungsgrund hat beifügen lassen?“

Der Alte dachte nach. „Ich kann mir nur denken, Herr Senator, weil er damit den Verdacht bei Herrn Wernelen glaubhafter machen wollte. Aber hat der Herr Senator gar keine Vermutung gehabt, wer es gethan haben kann?“

Willens zuckte die Schulter. „Es muß einer geschrieben haben, dünkt mich, der davon wußte, daß ich einen neuen preussischen Hundertthalerschein in meiner Briestafche hatte. Oder seid Ihr nicht der Meinung, haltet dafür, diese Kenntniß sei nicht notwendig dazu gewesen?“

„Ja, das muß man wohl für gewiß annehmen, Herr Senator, anders könnte es doch nicht gut zugegangen sein. Wer wußte denn wohl davon?“

„Wenn Ihr mir das nicht sagen könnt, Daniel — der, welcher es gekonnt hätte, hat's nicht gethan, wie Ihr Euch wohl denken mögt. Was lag auch daran, wer's war — nur daß ich ihm bis heut' meine Dankschuld nicht abtragen konnte, die er um mich verdient. Er verhalf mir ja zu meinem Glück.“

Die Finger des Senators, der den Brief wieder zusammenfaltete, zitterten ein bißchen; ein anderes Blatt, das unter jenem gelegen, blieb noch auf dem Tisch zurück, und Wollenweber fragte, es mit der Hand fassend: „Gehört das noch dazu?“

„Wie man's nimmt, aber so teuer ist's nicht gewesen; den Wert einer Postmarke hatt's nur, würde man heute sagen. Ihr meintet vorhin, ich hätte mir den Inhalt meiner Briestafche damals als rechtmäßig bezeugen lassen sollen. Später kam's einmal, daß ich's that, wie man's nennt, um Leben und Sterben willen.“

Nun sah der Alte auf die Schrift des Blattes, das eine kurze Beglaubigung enthielt, Herr Rudolf Willens habe unter dem und dem Dato bei der im Geschäftsbuch nachweislich an ihn erfolgten Eskomptierung eines Wechsels einen der damals vor kurzem neu ausgegebenen preussischen Hundertthalerscheine empfangen. Hinzugefügt war, dieser Umstand sei dem Aussteller des Attestes im Gedächtnis verblieben, weil es der erste derartige Schein gewesen, der ihm zu Händen gekommen, so daß er ihn bei der Auszahlung betrachtet habe. Die Unterschrift benannte den Inhaber eines angesehenen Bankgeschäfts in der Universitätsstadt, wo Willens zu der Zeit seinem juristischen Studium obgelegen.

Daniel Wollenweber legte stumm das Blatt wieder in seine Falten, dann sagte er, noch wie ungläubig ausblickend: „Der Herr Senator hatte dies Zeugnis — und hat es niemals — das hätte allem Gerede mit einem Schlag —“

„Ihr vergeßt das Federmesser in der Stube Herrn Wernelens, Daniel; er fand's unter seinem Fuß, es lag dort und redete mit; zwei Zeugen genügen nach römischem Recht.“

Rudolf Willens hielt kurz inne und in seinen Augen ging eine Wandlung vor, wie der Alte sie noch nie gesehen. Ein flammender Stolz war's, der aus ihnen aufflog, und der Mund drunter fuhr fort: „Ich trug's in mir, das Wort und Wesen eines Menschen verdiene Glauben, nicht ein Stück Papier, und so trag' ich's heut'. Wo er das da braucht, ist er nicht unter Menschen seiner Art, und sie gehn ihn nichts an. Für meine Tochter, wenn ich nicht mehr bin, hab' ich's — für ihre Kinder, wenn mein Blut weiterfließt — doch meint Ihr, das Blatt würd's anders machen? Auf wem die Lüge liegt, der wäscht sie mit Wahrheit nicht ab, ob er den Ocean darüber gösse. Die auf der Gasse und an den Schreibpulten glauben's, weil sie es glauben wollen; es thut ihnen wohl, erhebt sie, sich so rechtschaffen fühlen zu dürfen. In der alten Schrift steht's: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser da.“ Wollt' ich ihnen das Blatt hinhalten, würden sie den Hut davor ziehen und, den Rücken wendend,

nd



sagen, ich hätte die Unterschrift erkaufte. Ich kann es ja, was kann ich nicht kaufen! Dafür bin ich Kaufmann geworden. Nur eins giebt's, was nicht für Geld zu haben ist —"

Willens brach ab, der fremdartige Glanz war aus seinen Augen verschwunden, er fügte nach: „Eure Pfeife brennt nicht mehr, Daniel, und es ist über Eure und meine Zeit, Ihr werdet zu Bett wollen. Gute Nacht. Was wollt Ihr noch sagen?"

Der Alte stand auf, man sah, ihm lag etwas auf der Zunge, doch er zögerte damit, bis er herausbrachte: „Ich wollte — weil der Herr Senator heut' Abend so mit mir gesprochen hat — ob der Herr Senator gar nichts mehr von dem jungen Herrn Roland —?"

Aber er verstummte, ohne auszureden; Rudolf Willens hatte die Brauen zusammengezogen, eine düstere Furche durchschnitt ihm die Stirn, und er stieß harttönig von den Lippen: „Ihr solltet wissen, Daniel, daß dieses Haus den Namen nicht kennt.“

„Ja — entschuldigen, Herr Senator — ich weiß nicht, wie's mir — ich bin nicht an das Weintrinken gewöhnt — meinen Dank für den Abend wollt' ich nur noch sagen — großen Dank — und gute Nacht, Herr Senator —“

Daniel Wollenweber verlor sich etwas bedrückt aus der Thür, draußen im Flur seine Schwahhaftigkeit verwünschend, daß ihm die unbedachte Frage aus dem Mund geraten war. Doch daneben zerbrach er sich umsonst den Kopf, was den Herrn Senator dazu gebracht haben möge, so die „alte Sache“ aufzurühren.

Rudolf Willens hatte gesagt, es sei auch über seine Zeit, trotzdem begab er sich nicht zu Bett, sondern setzte sich noch an den Schreibtisch, wo er einer Mappe eine Anzahl von Papieren entnahm und darauf verzeichnete Summen zusammenzählte. Andre waren's, als die er am Mittag wieder vom Rathaus zurückgebracht hatte; sie betrafen das wichtige Tagesereignis, den Eisenbahnbau, nicht, doch augenscheinlich eine ihm nicht weniger wichtige Geschäftsangelegenheit, und jedenfalls befriedigte ihn das Facit seiner Zusammenzählung in vollstem Maße. Denn er stand nach dieser auf, schenkte den noch in der Flasche befindlichen Rest in sein Glas und leerte dies in einem Zuge aus, als ob er auf gutes Einschlagen eines Unternehmens trinke. Dann setzte er sich nochmals an den Schreibtisch und blickte nach dem Bild seiner verstorbenen Frau hinauf, die mit den ruhig-milden Augen, wie mit denen eines stillen guten Hausgeistes in die lautlose Stube herunter sah.

#### 4.

Der Frühling hatte begonnen und schritt in ungewöhnlich andauernder Schönheit weiter. Durch das Hosenfenster des Comptoirs im Ratzeplause fiel zwar von ihm kaum ein leisester Abglanz herein, doch

Manhart Osterling bedurfte dessen auch nicht. In dem trüben Raum lag beständig Sonnenglanz rings um sein Schreibpult, und über die Dächer her klang ihm aus den engen Stadtstraßen nicht Wagenrollen und verschwimmendes Geräusch von Menschenstimmen im Ohr, sondern hundertfältiges helles Verchengeschwirr. Stets mit dem Glodenschlage stellte er sich im Comptoir ein, verwendete die größte Achtsamkeit und Ausdauer auf seine Obliegenheiten. Sein ganzes Bestreben hielt als tägliches Ziel genaueste Verrichtung der ihm übertragenen Arbeiten im Auge, daß der Senator nirgendwo einen Punkt finden könne, an dem er seinen Tadel anzusetzen und seine Willkür launen auszulassen vermöge. Der junge Commis bereute sein selbständiges Auftreten keineswegs, doch der rauschähnliche Zustand, in dem er sich während desselben noch befunden, war von ihm gewichen, wenigstens von der Gedankenthätigkeit, die sein Handeln bestimmte, beherrschte nur mehr seine innere Empfindung. Voll erfüllte ihn wieder das Pflichtbewußtsein, er habe für seine Eltern Sorge zu tragen und sich dementsprechend in die ihm auferlegte Lebensnötigung zu fügen; wenn es ihm möglich werde, dadurch seine Stellung über den Herbst hinaus sich fortzuerhalten, so sei das höchst wünschenswert, denn die Gewinnung einer andern, gleich einträglichen liege doch recht im Ungewissen. Der Senator kam nicht auf die Kündigung zurück, mochte sie, einmal ausgesprochen, als feststehend, keiner Wiederholung bedürftig ansehen. Aber augenscheinlich erreichte das achtsame Trachten Manharts jenem gegenüber auch den angestrebten Erfolg. Wohl wider seine Natur und Neigung war Rudolf Willens außer stande, stichhaltige Gründe für nörgelnden Vorhalt ausfindig zu machen, und dazu erregte es fast den Eindruck, als habe die mannhaft entschiedene Wahrung der Freiheitsrechte Manharts ihm imponiert, so daß er von ihrer weiteren Antastung Abstand genommen. Vielleicht allerdings entsprang dies auch dem Eisenbahnbau, der ihn sehr beschäftigte und wohl seine Gedanken von allem andern abzog. Ubrigens gestaltete das Bahnunternehmen sich offenbar über jede Vorerwartung günstig, denn eines Morgens am Ladentisch Daniel Wollenwebers vorübergehend, hielt der Senator an und sagte: „Es thut mir leid, Daniel, aber ich muß die zehn Aktien, die Ihr gezeichnet habt, für die Firma zurückziehen. Sie sind in den letzten Wochen, wider Borausicht rasch, so sehr gestiegen und zweifellos noch weiter im Steigen, daß ich vorziehe, da Ihr ja noch nicht im faktischen Besitz der Aktien seid, sie für mich zu behalten und Euch die Differenz auszugahlen.“ Damit legte Rudolf Willens eine nicht unerhebliche Geldsumme auf den Tisch und ging durch die Hausthür weiter; das Ganze entsprach völlig seinem herrschen

Willkürverfahren, und Wollenweber wäre ohne Zweifel rechtlich durchaus befugt gewesen, auf der Beibehaltung der von ihm gezeichneten, noch mehr Gewinn verheißenden Anteilscheine zu bestehen. Doch dazu war der Alte durch zahllose Jahre seiner Verdienstung im Hause zu sehr gebudt und schwachmütig, er entgegnete nur halbstotternd: „Jawohl — Herr Senator,“ und strich hinter dem Fortgehenden mechanisch die Goldstücke in seine hohle Handfläche zusammen. Und erst als die Haustür sich geschlossen, kam ihm eine deutliche Befinnung in Bezug auf das Geschehene, daß er sich ein paarmal mit der Hand vor die Stirn schlug, unverkennbar in der aufwachenden Erkenntnis, er sei vernagelt gewesen und hätte sich anders benehmen müssen. Doch nun war's zu spät, er stand mit dem ihm aufgenötigten Geld zwischen den Fingern da und sah stumm, nur mit eigentümlich glänzenden Augen dem Herrn Senator nach.

Am Sonntag förderte Manhart Osterling sich stets eifrig durch Selbstbelehrung nach verschiedenen Richtungen in seiner Bildung weiter, nur einmal gab er einem unüberwindlichen Drange nach, einen längeren Gang ins Freie hinaus zu machen. Er schlug den Weg ein, auf den der Senator ihn damals als Boten fortgeschickt, fast bei jedem Schritt drängte gleichsam sich das Vorwärtseilen des Frühlings ihm entgegen. Die Himmelschlüssel und Anemonen waren verschwunden, andre Blumen überdeckten die Rainabhänge, auf den Knidwällen standen alle Sträucher in frischem Laub. An grünem, von Buchfinkengeschmetter lärmendem Waldrand entlang wanderte er den aufwärtssteigenden Fußpfad bis zur Höhe hinan. Da that beim letzten Schritt plötzlich die jenseitige Welt sich vor ihm auf, der weitgestreckte Landsee, jetzt zum Teil von dichtbelaubten Gehölzen umrahmt, vom spitzen Seedorfer Kirchturm überragt. Links unten lag das breite Strohdach des Robistrugs und weiterhin der viereckige Gebäudelasten von Klein-Wartenbel. Doch die Augen des Ausblickenden streiften ohne Verweilen über alles fort, suchten nur nach Einem, hafteten allein auf dem weißen Schein, der am letzten Ende des langen Gewässers zwischen dunklen Nadelholzbäumen flimmerte. Von der Morgensonne abgelehrt, leuchtete die Vorderseite des Groß-Wartenbeler Schlosses nicht in hellem Glanz, es erschien wie eine im Schatten groß zwischen Blättern hervorlugende Wasserrose. Wohl eine Stunde blieb Manhart, hinüberschauend, auf dem Fleck, es zog

ihn machtvoll bis zu dem Weidenbusch am Seerand hinunter, doch er widerstand. Eine Traumwelt war's drüben, für ihn nur aus der Ferne zu sehen, so gehörte sie ihm, aber er gehörte nicht in sie hinein; ein Traumbild, nach dem sich die Hand nicht in der Nähe streckte; jede Berührung zerstörte es. Hätte er wieder einen Auftrag gehabt, so wäre es anders gewesen; für sich selbst durfte er nicht weiter, als bis hierher. Nicht erwägende Vernunft war's, die seinen Fuß und Drang gebunden hielt, sondern ein fester Wille des Gefühls, mit dem er aus der Stadt fortgegangen. Die Landschaft stellte seinem Weiterschreiten kein Hindernis entgegen, doch in sich empfand er unübersteigbare Schranken.

Löste sich da unter dem weißen Bau ein dunkles Pünktchen vom Partrand ab und schwamm in den See heraus? Vielleicht war's Wirklichkeit, vielleicht auch nur Täuschung der Einbildungskraft. Die schon hochvormittägige Sonne überspann und verhängte die schimmernde Wasseroberfläche mit einem Strahlennetz, hinter dessen Goldmaschen alles ungewiß zer-rann. Der zauberhafte Schleier war's, der vor Traumbildern lag.

Verhallend, nur eben vernehmbar schlug die Turmglocke von Seedorf zehnmal herüber; Manhart hatte seinen Eltern gesagt, daß er zum Mittagessen zurückkomme, und er mußte umkehren. Einen Blick noch, dann ging er wieder abwärts; keine Entsagung trug er mit sich nach Haus, sondern Überfülle in der Brust. Ihr verschwiegenes Geheimnis war ein Nichts und doch zugleich ein märchenhaftes Besitztum, das aus seinen Augen leuchtete. Am Tisch strahlte es seine Wunderkraft mit auf Jänide und Lena Osterling aus; still beglückt hatten sie schon seit dem Anfang des Frühlings das Trübe und Bedrückende aus den Zügen ihres Sohnes wegschwinden gesehen, doch seit den Knabentagen sein Gesicht nicht so freudig erhellt wie heute. Der Drechsler sagte: „Solcher Sonntagsausgang thut dir gut, den sollst du immer machen.“ Manhart erwiderte: „Ja, Vater, ich fühl's auch, das that mir not, jetzt brauch' ich nichts weiter in der Welt. Meinst du, ich sollt's jeden Sonntag thun? Ich glaube fast, nur einmal im Monat ist's noch besser, das macht die Vorfreude darauf noch größer. Oder alle vierzehn Tage — ja, du hast recht — ein Monat ist doch zu lang — heut' über vierzehn Tage will ich's wieder.“

(Fortsetzung folgt in Heft 9.)























Nachdem die letzten Töne des kernigen Lutherliedes verklungen waren, bestieg der Geistliche der Gemeinde, Pastor Hoppe die Kanzel, um zum erstenmal in seinem neuen Gotteshause zu reden. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers legte er seiner Predigt den Text zu Grunde: „Denn es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus.“ 1. Tim. 2, 5.

Nach der Predigt folgte nochmals ein kurzer Gemeindegesang, worauf der Generalsuperintendent D. Rebe den Gottesdienst mit Gebet und Segen schloß.

Darauf betrat Se. Majestät der Kaiser den Altar, um von ihm aus eine längere Ansprache an die Festgemeinde zu halten. „Von Jerusalem sei,“ so führte Se. Majestät etwa aus, „das Licht der Welt ausgegangen. Wenn jeder an seiner Stelle dafür arbeite und thätig sei, so werde von hier aus auch abermals Gottes Segen vermehrt ausgehen, wie das schon jetzt das Werk, welches heut' vollendet sei, bewiesen habe.“ Mit lauter, sichtlich bewegter Stimme schloß der Kaiser mit dem Verse des Lutherliedes:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren.  
Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren,  
Fragst du, wer er ist? Er heißt Jesus Christ,  
Der Herr Jehaoth, und ist kein andrer Gott,  
Das Feld muß er behalten.

Nach einem kurzen mit nach dem Kreuztisch gerichteten Antlitz verrichteten stillen Gebet, verließ der Kaiser den Altar und begab sich nach dem bisherigen kleinen Gotteshaus der deutsch-evangelischen Gemeinde, der Muristan-Kapelle, und von dort nach kurzer Zeit zum kaiserlichen Zeltilager zurück.

Die nächsten Tage widmeten die Majestäten der Besichtigung einer Anzahl der vielen in Jerusalem bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten der verschiedenen

Religionsgemeinschaften, so auch dem in jeder Beziehung mustergültigen Syrischen Waisenhause. Die Sehenswürdigkeiten in der nächsten Umgebung der Stadt wurden in Augenschein genommen, der Gipfel des Ölberges besucht, auch ergriff Se. Majestät feierlich Besitz von einem Stück Land auf dem Zionsberge, das ihm vom Sultan der Türkei behufs Erbauung eines katholischen Gotteshauses überlassen worden war. Bei allen diesen Gelegenheiten ließen sich die Majestäten durch den Fuhrwerksbesitzer Fuß aus Haifa fahren, dessen Wagen schon auf der Reise von Haifa nach Jerusalem benutzt worden war und der sich durch sein sicheres Fahren in der unwegsamen Gegend das volle Vertrauen der Majestäten erworben hatte.

Am Nachmittage des 3. November fand in der Erlöserkirche ein kurzer Abschiedsgottesdienst statt und am 4. November früh verließen die deutschen Majestäten die heilige Stadt.

Unvergessliche Tage sind über Jerusalem dahingerauscht, unvergesslich für die einheimische Bevölkerung, unvergesslich für die aus allen Weltteilen herbeigeeilten Fremden. Längst ist die Zionsstadt seitdem wieder in orientalische Lethargie zurückgesunken, ihr Straßenleben macht längst wieder den Eindruck der Ode, wie die Gegend ringsumher.

Als bleibende Erinnerung an die Kaisertage aber wird Jerusalem die evangelische Erlöserkirche besitzen, in der lebendig weitergewirkt werden wird in werktätiger Menschenliebe. Möge die Kirche als ein Wahrzeichen deutsch-evangelischer Schaffensfreudigkeit und Thatkraft ein Mahnruf sein, den späteren Geschlechtern zur Nachseiferung; möge sie nach Jahrtausenden noch der Menschheit erzählen von der Kreuzfahrt Kaiser Wilhelms II.

## Christel.

Erzählung von Hans Arnold.

Nachdruck verboten.

**I**ch habe es mir immer sehr hübsch gedacht, einmal zusehen zu können, wie ein Schmetterling aus der Puppe schlüpft — den Moment zu beobachten, wo das Tierchen die zarten Flügel auseinanderfaltet, die Augen aufthut — sich verwundert umsieht, und den ersten, schüchternen Flugversuch macht! — noch so ein bißchen benommen von der Atmosphäre der Traumwelt, in der es bis dahin gesteckt hat!

Bei einem wirklichen Schmetterling habe ich diesem Augenblicke nie beiwohnen können! Aber bei menschlichen Schmetterlingen kann man es um so öfter und um so unbefangener thun, als bei ihnen

das Herausschlüpfen aus der Puppe nicht nach Momenten, sondern nach Monaten — wohl gar nach Jahren zu zählen pflegt. —

Demzufolge hat der menschliche Schmetterling oft eine etwas unbequeme Übergangszeit durch zu machen — er zieht zunächst gewöhnlich die Fühlhörner einigermaßen ein, und mag mit den sicher und farbenprächtig umherschwebenden Pfauenaugen und Citronenfaltern, seiner zukünftigen Welt, noch nicht viel zu thun haben — er stößt mit den unbeholfenen Flügeln noch hie und da an, bei seinem ersten, taumeligen Fluge in den großen Blütengarten, als der

einem Schmetterlinge die ganze Welt in der Sonnenbeleuchtung der sechzehn Jahre zu erscheinen pfllegt.

Die Erlebnisse eines solchen menschlichen Sommervogels vom Augenblick des Herausschlüpfens aus der Puppe des „Schulmädels“ — bis zu dem noch viel bedeutungsvolleren, wo ihm ein Schmetterlingsnetz über den Kopf geworfen wird, möchte ich heute einmal erzählen. Und wenn sie nicht so poetisch werden, wie es der Gegenstand zu verheißen scheint, so möge man gütigst bedenken — um mit meinen Vergleichen in der Zoologie zu bleiben, daß Schmetterlinge keine Badsfische — und Badsfische keine Schmetterlinge sind! — Unfre Heldin war seit ihrem sechzehnten Geburtstag — also um mit historischer Genauigkeit zu reden, seit gerade vierzehn Tagen — aus der höheren Bildungsanstalt entlassen worden, der sie mit recht mäßigem Wissensdrang als Personifikation des Wörtchens angehört hatte: „Einen Kopf hat sie voll Hinterlist, ein Schnäuzchen, das gerne was Gutes ißt, und stellt sie fed sich vor mich hin, so freu' ich mich, daß ich kein Lehrer bin!“ — Selbst die Selekt, diese von Tugend und Streben erfüllte Klasse, hatte es nicht vermocht, unser Fräulein zu einem vorbildlichen Schulwandel zu ermutigen — man wird es wenigstens nicht als Symptom eines solchen aufzufassen haben — wenn Christel — so heißt sie nämlich! — auch in dieser bevorzugten Abteilung für höhere und höchste Töchter alle harmlosen Dummjüngens- und Dummennädelstreiche, vom durchdringenden Geknips auf einer abgebrochenen Stahlfeder, bis zum effektvollen Hineinschütten eines Brausepulvers ins Tintenfaß, und seiner unbeschreiblichen Konsequenz für ein rosa Rattunkleid — wenn sie alles dieses mit Hochgenuß ausgeübt hatte! — Seit vierzehn Tagen war sie aber, wie gesagt, aus dieser Schule entlassen, und in die wesentlich unbequemere Lebensschule übergegangen, und lam sich unsäglich würdig und fertig vor!

Das Verlangen, ihre Empfindung auch durch äußere Mittel zu betonen, machte sich in dem soeben beginnenden Lebensabschnitt sehr geltend, und zwar zunächst in einer den Familienfrieden bis in die Grundfesten erschütternden Weise. Christel fühlte ein stürmisches, unbezwingliches Sehnen nach einer neuen Frisur! Zunächst wurde dies damit motiviert, daß „die andern,“ jene fluchwürdige Sippe, der zu Gefallen man auch in reiferen Jahren noch so vieles thut, was man lieber nicht thäte, und so vieles unterläßt, was einem Freude und Spaß bereiten würde — daß diese „andern“ also sich des kindlichen Hängezopfes zugleich mit der Unterwerfung unter die Schulgesetze entledigt hatten, und ihre Schädel mit angeklatschten oder abstehenden Haarknoten verunstalteten.

„Die andern“ erklärten insolge dessen Christels rotblonden, baumelnden Prachtzopf für ungezeitgemäß,

und mit den Worten: „Die andern haben gesagt, ich könnte nicht mehr mit dem Zopf gehn!“ wurde die Ara des „Erwachsenenseins,“ und zugleich die einer unaussprechlichen Umstandswirtschaft im Hause der Eltern eingeleitet.

Christel, die als älteste und einzige Tochter des Oberregierungsrats von Nedern hiermit der Lesewelt bekannt gemacht werde, konnte und wollte also nicht mehr mit dem Zopfe gehn, und die ersten, schulfreien, löstlichen, durch geistige Thätigkeit und Beschäftigung unverfälschten Tage wurden blind und unausgesetzt in den Dienst der „neuen Frisur“ gestellt. Die Mutter, mit der ihrem Geschlecht eigentümlichen Neigung zur Oberflächlichkeit, nahm an dieser Kardinal- und Hauptfrage den leidenschaftlichsten Anteil, und griff sogar thätig beim Ausprobieren neuer Haartrachten mit ein, das dabei mehrfach ertönende schmerzliche „Au!“ mit der alten Volkswisheit beruhigend: „ja, Hofsart muß Pein leiden!“ Der Vater fand die ganze, lebenserschütternde Wichtigkeit, mit der diese rein äußerliche Sorge und Frage behandelt wurde, frivol, und haßte nebenbei, wie die meisten Väter, alles Neue und Ungewohnte mit jeder Faser seiner Seele, indem er es von vornherein für abscheulich erklärte, eben weil es neu war!

Die Qualen dieser Zeitperiode, bis ein definitiver Zustand gefunden und eingetreten war, schildert keine Feder!

Von früh um 8 Uhr an frisierte sich Christel oder wurde frisiert. Sie erschien zu den Mahlzeiten in so vielfältig veränderter Gestalt wie der selige Proteus! Der niederschmetternde Eindruck, den es hervorbrachte, wenn die neu coiffierte junge Dame mit leicht verlegenem, aber still befriedigtem Ausdruck ins Zimmer trat, um sich an den Eßtisch zu begeben, und der Vater, nach einem schauernden Blick auf sie voll Empörung sein Antlitz verhüllte: „Sehe mir aus den Augen — so etwas Grauenhaftes habe ich ja noch nie gesehen — sofort frisierst du dich wieder wie sonst!“ — dieser niederschmetternde Eindruck übte eine wahrhaft lähmende Wirkung auf Christels Gefühls- und Gemütsleben aus.

Verschärft wurde er noch durch Theodor, den Bruder Sekundaner, der sich geneigt zeigte, die verletzten Ansprüche der Ästhetik und des guten Geschmacks mit Fäusten zu verteidigen! Theodor erfreute sich noch obendrein zu dieser Zeit einer Flamme, die wie der terminus technicus besagt: „barmherzige Scheitel“ trug, und erklärte insolge dessen jede andere Anordnung für menschenunwürdig — ja er erbot sich sogar, die seinem männlichen Gemüt als Ideal vorschwebende Haartracht eigenhändig bei der Schwester herzustellen — ein lodender Vorschlag, der mit dem ihm zukommenden Entsetzen und der freundlichen Gegenfrage seitens der Mutter: „du willst sie

wohl gleich umbringen?" in seine gefehligen Schranken verwiesen wurde.

Ein Versuch, die allbeliebten Simpelfransen oder Ponghaare herzustellen, die zu jener Zeit merkwürdigerweise „ganz zufällig!" in die Nähe des brennenden Lichtes gerieten, ansetzten und infolgedessen abgeschnitten werden mußten, hatte besonders verberbliche Folgen.

Der Vater schlug in blinder Wut um sich, und stellte das vernunftwidrige Verlangen, daß diese Ponglocken binnen vierundzwanzig Stunden wieder gewachsen sein sollten, oder doch wenigstens mit Gummiarabikum oder sonstigem Klebstoff befestigt werden müßten, um seinen Augen den entsetzlichen Anblick zu entziehen.

Die Thränenströme, die in jener Zeit flossen, hätten in wasserarmen Gegenden von der Industrie aufs segensreichste verwendet werden können — bis in die Nacht hinein ertönte herzerreißendes Schluchzen.

Das ganze Haus nahm den wärmsten Anteil an der Sache — alle wollten Christel frisieren — die Köchin erbot sich, sie nach berühmten Mustern befreundeter Josen zu brennen „wie die Minna von oben" oder „wie die Luise von nebenan," was aber nicht als standesgemäß befunden werden konnte! Die Mutter, durch die unaufhörlichen Debatten über den wichtigen Gegenstand schon bis zur Ohnmacht erschöpft, sagte bei jeder neuen Umgestaltung halb bewußtlos: „so geht es!" worauf Christel mit tödlicher Bitterkeit erwiderte: „Ach, das kenne ich schon! wenn du sagst, so geht es!" da muß ich mich nach einer halben Stunde wieder umfrisieren." — Christel verlangte also, allem Anschein nach, jauchzenden, flammenden Enthusiasmus, ehe sie den augenblicklichen Zustand für permanent zu erklären sich entschließen konnte.

Da die bellagenswerte Jungfrau außerdem in diesem Lebensabschnitt zweimal in wichtigen Momenten — beim Einzuge einer kaiserlichen Persönlichkeit und bei einem Theaterbesuch — eine Schnupfen-nase von etwas gesteigerten Dimensionen bekam, so begann sie sich mit Recht für eine vom Schicksal gezeichnete und zum Unglück bestimmte Persönlichkeit anzusehen und ihre erste Jugend im Schatten dieser Überzeugung zu vertrauern.

„Die kaiserlose, die schreckliche Zeit" fand aber ein plötzliches Ende, indem ein Popsfröndchen angeordnet und „sehr gut" von allen Autoritäten befunden wurde. — Ja, der Vater erlebte noch eine erfreuliche Bestätigung dieses Urteils durch eine sachkundige Persönlichkeit, indem ein älterer, als Schönheitskenner berühmter Freund mit großem Wohlwollen gegen ihn bemerkte: „Hören Sie mal, Aedern, Ihre Christel wird aber wirklich überraschend niedlich! ich begegnete ihr heut' auf der Straße — noch ein bißchen tapfzig und vornübergehend — aber lassen

Sie die einmal zwei Jahre älter geworden sein — weiter sage ich nichts!"

„Ach was!" erwiderte der Oberregierungsrat äußerlich unwirsch, aber im Grunde höchst erfreut, „so ein schlenkriger Dackfisch — so ein unabgeführter Jagdhund — ich bitte Sie!" nahm aber trotzdem das anerkennende Urteil über seine Älteste mit großem Behagen innerlich zu Protokoll, natürlich mit dem männlich unliebenswürdigen Vorbehalt, sich eher von vier wilden Pferden zerreißen zu lassen, als seiner Frau ein Wort davon wieder zu erzählen.

Der normale Familienvater liebt es ja überhaupt, seine Gefühle nur über zu hart gebratene Fleischgerichte — verkrampte Notizbücher oder abgerissene Knöpfe und sonstige unerfreuliche Vorkommnisse im Haushalt zu äußern, Lob und Anerkennung dagegen mit dem von edler Bescheidenheit diktierten Gefühle, „so muß es eben bei mir sein!" sparsam und weise für sich zu behalten.

Zum Glück sorgte das Schicksal in einer Umwandlung von Liebenswürdigkeit aber dafür, daß die Mutter, diese Hauptträgerin aller Sorgen und Freuden im Familienkreise, ihr Teil an dieser Freude abbelam.

Am selben Abend, als Christel mit der Popskrone geziert und durch dieselbe noch etwa um vier Centimeter über ihre sonstige, schlankte Größe hinausgehoben, beim Thee erschien, wurde daselbst der Abschied eines lieben Freundes festlich und wehmützig begangen, der von seinem Stammpfah am Abendtisch und Kaminfeuer durch das unerbittliche, militärische Geschick fort — und in eine entlegene Garnison geschleudert war.

Dieser Gast war der Premierlieutenant von Harbeck, der seit seiner frühesten Lieutenantszeit Heimats- und Freundesrechte im Hause des Oberregierungsrates von Aedern genoß, und sogar den Titel „Onkel Hans" erhalten und behalten hatte — eine Ehrfurchtsbezeugung, die er sich, trotzdem sie zu seinen achtundzwanzig Jahren noch nicht recht zu passen schien, doch gern und widerspruchslos gefallen ließ.

Wie sah er aus? Ich glaube, ich kann ihn am besten beschreiben, wenn ich Christels eigene Worte anführe, die von ihrer vertrauesten Freundin gelegentlich befragt wurde: „Wie sieht denn eigentlich euer berühmter Onkel Hans aus?" und die ohne einen Moment des Überlegens mit ehrlichstem Enthusiasmus erwiderte: „furchtbar nett!"

Onkel Hans sah nicht nur „furchtbar nett" aus — dunkel, groß, elegant, mit einem humoristisch-ironischen Blick in den Augen und einer unendlich gutherzigen Art, zu lachen — er war auch „furchtbar nett," und Christels specieller Gönner, Vertrauter und Fürsprecher bei allen verübten und zu verüben-

den Streichen und Extravaganzen, für die er stets tiefstes Verständnis an den Tag legte.

In dieser Eigenschaft hatte er denn auch die Qualen der vorhin beschriebenen Zeit mit durchgemacht, und man konnte ihm glauben, wenn er heute Abend, nach einem anerkennenden Blick auf das Popskrönchen, mit Energie den Ausspruch that: „So sehen Sie nett aus, Christel — so können Sie bleiben!“

Die Mutter bekam bei dieser Veranlassung vom Onkel Hans noch ein specielles, wohlgefälliges „à la bonheur!“ zugeflüstert, was sie sich nach Mutterweise auf ihre Façon zurechtlegte, und was ihr „glatt wie Öl“ einging, wie man zu sagen pflegt.

Dieser Abend also beschloß die Kämpfe um die neue Frisur, und leider auch gleichzeitig den Aufenthalt des allbeliebten Onkel Hans in der Stadt.

Der allgemeine Kummer über sein Scheiden war sehr groß, und Christel, die sich im ganzen ihren Jahren gemäß zu gelegentlichen Thränenströmen geneigt und verpflichtet fühlte, erkundigte sich vorsichtshalber eine Viertelstunde vor dem Abschied bei der Mutter: „Soll ich weinen?“

„Ach bewahre!“ erwiderte die Mutter beruhigend, „das ist nicht nötig! Du bist ja jetzt fast erwachsen — da weint man nicht mehr, wenn ein junger Herr abreißt!“

Christel sah verblüfft aus.

„Onkel Hans ist doch kein junger Herr!“ sagte sie mit dem Tone der vollsten Überzeugung. Die Mutter lachte.

„Laß ihn das ja nicht hören!“ sagte sie, „in jedem Fall ist er es doch 'mal gewesen!“

Und mit dieser Unterredung schloß die Debatte über Onkel Hans und den ihm eventuell dazubringenden Thränenzoll — er wurde mit der gebührenden Fassung entlassen.

Als er, von der befreundeten Familie in corpore auf den Bahnhof geleitet, noch einmal zum Fenster heraus sah, nickte er seiner kleinen Freundin speciel zu: „Na, Christel — wenn wir uns wiedersehen, dann sind Sie eine ganz fertige, junge Dame geworden, und ich sage nur noch: mein gnädiges Fräulein zu Ihnen!“

Da in diesem Augenblick der Zug sich in Bewegung setzte, um den Onkel seinem zukünftigen Bestimmungsorte entgegen zu führen, nahm dieser Christels, mit vielem Gefühl gesprochenen Abschiedsgruß: „Ach, Blech!“ mit auf die Reise und fühlte sich dadurch wesentlich erheitert.

Die Familienpension auf der Nordseeinsel N. erfreute sich eines alljährlich wachsenden Zuspruchs und steigender Beliebtheit, insolge — vielleicht auch trotz mancher Eigenart, die den daselbst Luft und

Meer genießenden Badegast zunächst ein wenig zu befremden pflegte.

Der Pensionsvater, ein jovialer, alter Herr von großer Rednergabe, hatte den lobenswerten Grundsatz, daß seine Gäste sich möglichst als Familie fühlen sollten, was zuerst, wo es deren nur etwa sechs bis zehn waren, sich auch ganz vortrefflich hatte durchführen lassen — jetzt aber, wo ihre Zahl schon an hundert heranreichte, auf einige Schwierigkeiten stieß.

Das Grundprinzip wurde aber trotz dieser Hindernisse mit eiserner Konsequenz festgehalten. Jeder neu eintreffende Gast mußte sich darauf gefaßt halten, durch Klingeln ans Glas und einen wohlgelesenen Trinkspruch mit jauchzender Freude willkommen heißen und der versammelten Tafelrunde mit Namenkundbar gemacht zu werden — ein öffentliches Verfahren, das den Normalmenschen sonderbarer Weise in eine so tödliche Verlegenheit versetzt, als wenn ein Eigennamen etwas höchst Unpassendes wäre! Reißte ein Gast wieder ab, so wurde er ebenso unweigerlich mit einem Toast, mit leidenschaftlichem Schmerz und den heftigsten Segenswünschen entlassen — zugleich mit der festen Zusicherung im Namen der Gesellschaft, daß diese Wünsche den Scheidenden durch sein ganzes, ferneres Leben begleiten würden!

Da nun durchschnittlich jeden Tag fünf Menschen aus den verschiedensten Gegenden eintrafen, und ebensoviel abreisten, so sah sich ein Teil der Gäste beständig als Beute der lebhaftesten und widerstreitendsten Empfindungen! Der gewissenhafte Mensch fühlte außerdem noch die entschiedene Verpflichtung, seine wärmsten Gefühle auf unbegrenzte Zeit durch ganz Deutschland und etliche umliegende Provinzen zerflattern zu lassen, was immerhin seine Schwierigkeiten hatte.

Teuflich veranlagte Gemüther wechselten daher bei den täglichen Trinksprüchen bisweilen höhnische Blicke — namentlich, wenn der Jammer der Pension beispielsweise über die Abreise eines Gastes oder einer Gästin zum Ausbruch kam, die sich während der ganzen Dauer ihrer Anwesenheit durch mütterliche Schweigsamkeit hervorgethan und mit niemand ein Wort gesprochen hatten, die aber nichtsdestoweniger in der oben geschilderten Weise mit brechender Stimme vom Pensionsvater verabschiedet wurden.

Beruhigend wirkte hierbei nur der Umstand, daß besagter Pensionsvater, Herr Direktor Roth, sich durch diese beständige Wiederkehr herzzerreißender oder himmelhoch jauchzender Emotionen körperlich anscheinend nicht aufreiben ließ! Er war im Gegenteil ein Herr von so stattlicher Rundung, daß man bei seinem Anblick geneigt war, sich zu fragen, warum er beim Erbauen seiner Pension auf die segensreiche Einrichtung der Flügelthüren verzichtet hatte,



da er sich jedesmal mit sichtlichcr Anstrengung und einigem Milhen durch die Ab- und Zugänge seines Hauses quetschen mußte.

In diese Pension, die, im Schutze der Dünen gelegen, aus ein paar aneinanderliegenden Häusern und Häuschen bestand, von der mageren Flora und Fauna der Nordseeinsel in Gestalt von zwölf nicht angegangenen Kürbispflanzen und etwa vierzig schnatternden Enten umgeben, welche letztere den Gästen nur gezeigt, aber nie geschlachtet wurden — in diese Pension also war vor einigen Tagen der Oberregierungsrat mit Christel eingerückt.

Christel war inzwischen siebzehn Jahre alt geworden, und in ihren eigenen Augen eine sehr fertige, sichere, junge Weltkame — in den Augen der Eltern und sonstigen Mitmenschen — nun, sagen wir, noch nicht ganz so fertig! Aber das durfte niemand merken lassen — ja kaum denken! Es wäre einer Majestätsbeleidigung gleichgekommen!

Christel fand es „göttlich“ in der Pension. Sie war in wenig Tagen der erklärte Liebling von Jung und Alt geworden — wobei der günstige Umstand, daß sie für den Augenblick das einzige, junge Mädchen auf der Insel war, ihrer Persönlichkeit noch sehr wirksam zu Hilfe kam, und sie ließ sich nach Herzenslust verziehen.

Waren keine jungen Damen vorhanden, so wimmelte es dafür von Jünglingen und Jungen jedes Alters, und Christel, von Natur und Anlage selbst ein halber Junge, beteiligte sich mit Wonne und Hochgenuß am Burgenbauen im Sande, am Krabbenfang und Muschelsuchen, und wie die Seesfreunden alle heißen mögen.

Heut' finden wir sie, an einem prächtigen Tage, an welchem Meer und Wind einen frischen Värm betreiben, bei dem man sein eigenes Wort kaum hört, auß' eifrigste beschäftigt, einen großen Sandwall aufzuwerfen, der die neueste Burg gegen die Angriffe der gefräßigen Flut zu verteidigen bestimmt ist.

Was Christel thut, das thut sie ganz, mit vollster Unbefangenheit und aus tiefster Seele, und so ist sie jetzt auch nur fürs Burgenbauen da, und kümmert sich um die übrige Welt nicht mehr einen Pfifferling.

Der weiche weiße Strandhut ist weit von der Stirn zurückgeschoben — die krausen rotgoldnen Haare fliegen und peitschen ihr in das zierliche Gesicht, das vor Vergnügen und Eifer glüht. Ein so allerliebster Anblick ist es, daß man es dem langen blaffen Jüngling neben ihr nicht verdenken kann, wie er von Zeit zu Zeit aufhört, zu graben, und auf seinen Spaten gestützt, seine reizende Mitarbeiterin stumm und versunken ansieht, mit dem verhimmelnden Ausdruck, den nur ein Primaner oder ein Lichterfelder Rabett so offenhertzig zur Schau

trägt. Und der Anhimelnde ist Lichterfelder Rabett — das sagt ja alles!

Christel hört jetzt auch auf zu graben.

„Nun bitte, Hans Runo, wollen Sie nicht so freundlich sein und ein bißchen helfen?“ fragt sie im empörtesten Ton, „ich soll mich hier wohl ganz allein abplagen!“

Der Rabett, der in einem hochmodernen weißen Tennisanzug und mit einem himmelblauen Schlippe dem besten Clowen im Cirkus Reng trocken konnte und, so mit Sommersprossen bedeckt wie das gestirnte Firmament, bethörend anzusehen war, schrat bei dieser Anrede zusammen.

„Tausendmal pardon, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er und griff zum Spaten.

„Wo sind eigentlich die andern heut'?“ fragte Christel nach einer Weile mißvergnügt, „sollen wir hier den ganzen Vormittag vierhändig graben?“

„Ich habe noch niemand vermißt!“ sagte Hans Runo mit Empfindung.

„Aber ich!“ erwiderte seine junge Gefährtin ernüchternd, „wenn die andern kleinen Jungens mit helfen, geht es viel besser vom Fleck mit unserer Burg — Sie stehen bloß immer herum und gucken, Hans Runo!“

Der beliebte Ausdruck „glozen,“ der sich zuerst als bezeichnend und drastisch, fast unwiderstehlich der jungen Dame auf die Lippen gedrängt hatte, wurde noch rechtzeitig unterdrückt.

Hans Runo steht ziemlich geknickt aus — die Bezeichnung „die andern kleinen Jungens“ war schmerzlich!

Hans Runo ist ungefähr gleichaltrig mit dem Gegenstande seiner Anbetung, und befindet sich an der Nordsee, um sich von den Masern zu erholen — eine Krankheit, die er zu kindlich findet, und von der daher bei Todesstrafe nicht anders als per „mein Leiden“ gesprochen werden darf.

Er ist der Obhut einer herzensguten, unverheirateten Tante anvertraut, die den Namen „Tante Milchen“ geradezu gebieterisch durch ihre Erscheinung herausfordern würde, auch wenn sie nicht vor ungefähr sechsundfünfzig Jahren darauf getauft worden wäre.

Tante Milchen wird von der Verantwortlichkeit für das körperliche und seelische Wohl ihres Neffen — namentlich für das erstere! — beinahe erquetscht, und — wie zugestanden werden soll! — quält ihn mit ihrer Angstlichkeit etwas über Gebühr; der Jüngling gleitet daher aus seiner Selektaner-Feinheit, mittels deren er nach dem Ausspruch eines ironisch veranlagten Badegastes nächstens durch ein Nabelöhr gehen wird, bisweilen der Tante gegenüber heraus.

Bei solchen Gelegenheiten läßt er ein wildes Geheul der Wut ertönen, welches bei der dünnen Bauart

der Pension durch mehrere Stockwerke den Anwohnenden Kenntnis giebt, daß Tante Milchen und Hans Runo sich wieder mal über einen streitigen Punkt in leidenschaftliche Debatten verwickelt haben.

Die Tante, eine kleine, spärliche Dame, mit einem aus Hasenwolle gestrickten, dreieckigen Tuche um die Ohren, einer schwarzen Sammetpelerine und Fäulehandschuhen mit kleinen Schleichen auf den Handrücken, spürt immer und überall Zug, Wind und Erkältungsgefahr. Sie sieht aus, als wenn sie soeben dem Mottentoffer einer sehr ordnungsliebenden Familie entnommen worden wäre, dem man sie vor etwa dreißig Jahren in genau derselben Toilette zur Aufbewahrung anvertraut, und der dieses Vertrauen glänzend gerechtfertigt hätte.

Ihr Sinnen und Denken gipfelt in Hans Runo, dem einzigen Sohn ihres einzigen Bruders, und sie beobachtet ihn von früh bis abends mit Argusaugen auf Symptome körperlicher Angegriffenheit.

Heut' morgen war schon wieder der Frühstückstisch der Schauplatz wilder Kämpfe zwischen der Tante und dem Neffen gewesen! Hans Runo hatte sich den Schlips mehrfach zurecht gerückt und die Tante war vor versammeltem Publikum wie ein gutmütiger Stoßvogel auf ihn losgefahren: „Hans Runo, was machst du? du hast Halsweh — ich sehe es dir an!“ worauf der Kadett fast erstickend vor ohnmächtiger Wut die Hülfe und Rache sämtlicher Götter herauf- und herabbeschworen und den Tag verflucht hatte, der ihn dereinst gebär.

„Du sagst doch immer, du liebst mich so!“ sehte der unglückliche junge Mann mit tödlicher Bitterkeit hinzu, „da ‚pimple‘ doch nicht ohne Aufhören mit mir! Du verdirbst mir alles!“

Tante Milchen, in diesem Fall ins Unrecht gesetzt, gelobte denn nun für den Rest des Tages Unsehe, und hatte sich schon ganz beschämt in einen entlegenen Strandkorb zurückgezogen. Von diesem Standpunkt oder Sitzpunkt aus beobachtete sie mit einer Vognette den Neffen, wie er im Sande grub, und fragte sich und ihre Umgebung, ob sie ihn nicht erschauert fänden?

Hans Runo warf ihr von Zeit zu Zeit drohende Blicke zu, die an den Neutralitätsvertrag gemahnen sollten und die liebende Besorgnis der Tante in Schranken zu halten bestimmt waren — worauf seine Beschützerin jedesmal that, als wenn sie die Aussicht bewunderte und die Existenz des Neffen total vergessen hätte.

Für einen Jungen von sebzehn Jahren ist eine Tante, unter deren Schutz er auf Reisen geschickt wird, ohnehin eine harte Prüfung — wenn aber dieser Junge oder Jüngling eine widerstandslose Beute der zarten Leidenschaft geworden ist, so kann man ihm nachfühlen, daß er Höllenqualen erduldet, wenn

die besagte Tante alle Augenblicke mit gellender Stimme ruft: „Hans Runo, du sollst nicht so rasch laufen — Hans Runo, mache dir den Mantel um!“ und ihn solchergestalt vor dem Gegenstand seiner Anbetung als unmündiges Rindlein blamiert.

Im großen und ganzen aber hatte Tante Milchen alle Ursache, unsre Christel zu segnen, denn ehe ihre Anwesenheit ihn bezauberte und zerstreute, hatte sich der Kadett gelangweilt, und da war es wirklich entsehtlich gewesen! Er hatte Meer, Wellen und Strand in allen Tonarten verflucht — hatte die sämtlichen Inwohner der Pension durch leidenschaftliches Verlangen nach unmöglich zu beschaffenden Fußbarkeiten und Zerstreungen nervös gemacht — hatte bei jedem Gericht, das auf den Tisch kam, höhnisch und beleidigt den Mund verzogen — und vor allem, er hatte ohne Aufhören segeln wollen, auch beim ungeeignetsten Wind und Wetter! Da dies Vergnügen nur ins Werk zu setzen war, wenn eine genügende Anzahl von Teilnehmern sich dem Boote anvertraute, so zerrte der junge Mann, in dem der ungezogene Junge trotz sprossender Bartzier oft noch kräftig und wohlthuend zum Durchbruch kam, täglich widerwillige Gäste fast an den Haaren zur Segelpartie. Der Umstand, daß seine Opfer sehr oft nach Ablauf von zehn, auf dem Meere verlebten Minuten flehend und laut um Erbarmen schreiend wieder ans Land verlangten, ja mehrfach für den Rest des Tages leichenblaß und an Leib und Seele gebrochen herumwankten, erweckte in dem Veranstalter der Segelfreuden nicht die Spur von Mitleid.

Am Tage, ehe Christel mit ihrem Vater, oder der Vater mit seiner Christel ankam, hatte der Kadett die letzte Räte der Anwesenden zum Segeln gezwungen, und die erste zitterte nun schon, daß sie jetzt wieder „dran“ sei. Da leuchtete ihnen in unserem jungen Fräulein ein unerwarteter Rettungstern.

Hans Runo verliebte sich im Lauf der ersten zwanzig Minuten bis zur völligen Bewußtlosigkeit in die Neuangekommene, und da Christel nicht segeln mochte, so erlosch von diesem Augenblick an jede Neigung zum Wassersport in der Brust des Kadetten.

Er folgte mit von Liebe und Verlegenheit glühenden Ohren dem reizenden Backfische auf Schritt und Tritt, und die Tante beschwor jeden, der sich lächelnd eine Bemerkung über den lichterloh brennenden Jüngling gestattete: „Stören Sie ihn nicht — lassen Sie ihn doch — da hat er wenigstens etwas vor!“, so daß alle von ihrem Jammer gerührt wurden und rückwärtsvoll „weg sahen!“

Zu sagen, daß die kleine Heldin dieser Empfindungen und Beobachtungen gar keinen Spaß an dem zerschmelzenden Jüngling gefunden — gar nichts dazu gethan hätte, um ihn an ihren Siegeswagen zu fesseln und ihn mit kleinen graziösen Zügel-



70

f-Wien

aus dem

wegungen daran festzuhalten — das hieße sagen, daß sie kein Mädchen von siebzehn Jahren gewesen wäre — und das war sie nun doch einmal!

Aber im ganzen betrachtete sie den Anbeter doch nur als bequemen Gehilfen bei ihren Strandplänen — er stand in ihren Augen etwa um eine Stufe höher, als die Tertianer-Garde, die auch hinter ihr her zog, und ihre ebenfalls nicht ganz ungeweckten, zarten Empfindungen zunächst durch Ansehen von Aletten oder Postkassen von Zündhütchen in unmittelbarer Nachbarschaft des geliebten Gegenstandes dokumentierte, wie das der Normal-Tertianer so an sich hat.

Im ganzen war der Zustand unserer Gesellschaft jetzt ein sehr behaglicher.

Durch die wesentlich unfertige Zusammensetzung des jüngeren Teils der Versammlung waren ernste Gefühle und Absichten ausgeschlossen. — Christels Vater hatte seine Skatpartie und seine Fachgespräche mit ein paar Kollegen, während er sein Töchterchen ungefährlich versorgt und amüsiert wußte. Tante Milchen lernte mit ganzer Hingabe ihres Selbst ein neues, schwieriges Häkelmuster zu Gardinenspielen, wobei nur der rätselhafte Umstand, daß es eine „Längsspiße“ war, ihr bittere, und für den Vaten unverständliche Klagen entlockte. Außerdem ließ sich die Tante von einem alten Pastor unterhalten, der mit seiner Frau vor einigen Tagen eingetroffen war und am Herzenschuß litt. Er erzählte daher jeden Morgen, der über der Pension ausging, seiner Nachbarin mit wohlthuernder Ausführlichkeit, ob er diese Nacht auf der rechten oder auf der linken oder auf gar keiner Seite hätte liegen können, und er verkündete — für Abwechslung in der Unterhaltung freundlich besorgt — manchmal strahlend, heut' hätte er auf beiden Seiten liegen können, eine Leistung, die mit gebührendem Beifall und herzlichsten Glückwünschen aufgenommen wurde. Da die Tante ihren Platz neben dem alten, braven Herrn gefunden hatte, der übrigens frappant wie ein Kanarienvogelmännchen aussah, brauchte sie um geistige Anregung in keiner Weise besorgt zu sein.

Heute Abend saß man friedlich vor dem Hause. Es war die Stunde, wo der Wagen von der Dampferstation erwartet wurde, was immer eine milde Aufregung in der Versammlung hervorrief, da „etwas Neues“ in Nordseebädern noch ganz besonders geschätzt wird.

Der dicke Pensionsvater war heute Morgen selbst den Erwarteten entgegengefahren, nachdem er sich von drei Personen mit unaussprechlicher Anstrengung wie ein ächzender Warenballen auf den hohen Wagen hatte heben lassen.

Um das Haupthaus herum saßen an diesem Abend die älteren Herrschaften in verschiedenen Beschäftigungen und sahen mit Interesse zu, wie etwa vierzig

Schritt von ihnen ein kleiner, sehr unartiger Junge durchgeprügelt wurde, ein Vorgang, der sich durchschnittlich alle zwei Tage, ohne ersichtliches moralisches Resultat, wiederholte und als lohnende Zerstreuung aufgefaßt wurde.

Christel, das verzogene Kind der Allgemeinheit, saß in den Strahlen der Abendsonne auf dem Fensterbrett des Lesesaals in ihrer beliebten, festen Stellung und spielte über die sich öfter angstvoll duckenden Köpfe der Autoritäten hinweg Ball mit Hans Runo, der vor Glück über diese spezielle Beschäftigung mit dem Gegenstand seiner Neigung so unaufhörlich errötete, daß die Tante bereits nach dem Fieberthermometer in ihrer Tasche fühlte, weil sie den Fiebern mindestens auf 38,3 taxierte.

Da zeigte sich von fern der erwartete Gästewagen — nach Hausmitte wurden schnell alle vorhandenen Taschentücher wie wehende Flaggen geschwenkt, und die etwas abgetriebenen Säule — in kühnem Vergleich von einem nachsichtigen Herrn als „die stolzen Friesenrosse“ begrüßt — kamen schnaufend und mühselig durch den Sand näher. Auf dem Kutscherbock, neben dem weißblonden Friesengesicht des Kutschers, saß mit übereinandergeschlagenen Armen, wie ein Groom, ein lediges Filzhütchen etwas schief auf den dunkelhaarigen, kurzgeschorenen Pudelskopf gedrückt, ein Wesen, was man zunächst geneigt war, für einen niedlichen Slowakojungen zu halten, was sich aber, je näher der Wagen kam, durch einen Sonnenschirm und eine mädchenhaft aussehende Handtasche als weiblich herausstellte.

Beim Erblicken dieser Erscheinung stieß Christel den lauten Freudentusch aus: „Die Dum!“ schleuderte ihren Ball aufs Geratewohl in das Universum hinein, unbekümmert darum, daß er am Pastor mit dem Herzenschuß abprallte und dem würdigen Herrn einen Weheschrei entlockte. Dann sprang unser Fräulein, ihre siebzehn Jahre gänzlich vergessend, mit einem Satz zum Fenster hinaus, über die Bank mit den Autoritäten weg, und kam gerade zurecht, um das absteigende Wesen mit dem Pudelskopf unter dem jauchzenden Ruf: „Dum — das ist ja himmlisch!“ in die Arme zu schließen.

Die Dum — aus unbekannten, mit ihrem Namen Toni in keiner Weise in erklärlichem Zusammenhang stehenden Gründen so genannt — war eine, oder besser die Freundin unserer Christel — eine kleine fixe Jungfrau von fast achtzehn Jahren, mit einer Gewohnheit, die Hände in die Jackentasche zu stecken und mit riesenlangen Schritten zu gehen. Ferner besaß die Dum eine Bassstimme und eine verderbliche Neigung zu Cigaretten, andererseits eine ebenso verderbliche Abneigung gegen Zwirn, Nähadeln und Fingerhüte, kurz gegen Weiblichkeit in jeder Form und Gestalt. Die Dum war insolge dieser Eigenart



ein Wesen, dessen Umgang von Christels Eltern nicht gerade begünstigt, von Christel aber schon „seit der zweiten Klasse“ mit verzehrender Leidenschaft angestrebt worden war, da die Bum einen unbegreiflichen Zauber auf ihre Umgebung ausübte und ihre Freundinnen samt und sonders blind beherrschte.

Die Bum bewies sich auch heute als auf der Höhe der Situation stehend, indem sie auf Christels beseligte Begrüßung nur die zarten Worte erwiderte: „Nun, alter Kerl, du bist hier? Das ist ja einfach brüllend!“ und sich dann von der Freundin nach dem Hause zerren ließ, wobei beide, wie das junge Damen zu thun pflegen, so eifrig und unausgeseht ineinander hineinschwanden, daß unmöglich die eine eine Ahnung davon haben konnte, was die andere erzählte — es war dies am Ende auch kein so sehr großes Unglück!

Aber diesen Begrüßungs- und Freudensturm hatte Christel in ihrer Lebendigkeit völlig übersehen, daß hinter der Bum noch zwei Herren vom Wagen gestiegen waren, deren einer, ein schlanker, dunkler Mann in sehr elegantem Reisercivil sich mit dem Oberregierungsrat fast ebenso, wenn auch nicht so verb freute, wie Christel mit ihrer Bum. Dieser dunkle Herr war natürlich kein anderer als der ehemalige Hausfreund und Premierlieutenant von Hardeck, jezt junger Hauptmann im Generalstabe, und an die Nordsee geschickt, um seine Nerven zu kräftigen.

Durch den zufälligsten Zufall von der Welt fand er sich mit seinen alten Freunden auf dieselbe Insel verschlagen.

Sein Begleiter, ein sehr viel jüngerer, sehr hübscher und äußerst fidel aussehender Jüngling wurde als Referendar Klassen vorgestellt, und schien, seinem unternehmend emporgedrehten Schnurrbart und seiner entschiedenen Siegermiene nach, fest entschlossen, hier den angenehmen Schwerenöter zu spielen und, wie er sich unterwegs schon ausgedrückt hatte: „Leben in die Bude“ zu bringen.

Er begab sich sofort mit großer Unternehmungslust ins Haus, um Räume und Menschen zu beaugenscheinigen, während Christels Vater sich noch immer mit Ausrufen der Freude und Verwunderung mit dem Hauptmann die Hände schüttelte. „Und das war wohl Fräulein Christel?“ fragte Onkel Hans mit einem Blicke auf die Hausthür, durch welche soeben die beiden Fräulein verschwunden waren, „jezt ganz erwachsene junge Dame, wie ich sehe!“

„In der Auffassung bestärkte Sie wohl hauptsächlich der Hechtstich aus dem Fenster?“ erwiderte der Oberregierungsrat mit behaglichem Lachen, „nein, nein, wir sind trotz unserer siebzehn Jahre noch immer genau so ungebändig, wie damals, Hardeck — machen Sie sich keine Illusionen! Und hier in dem gänzlich zwanglosen Leben an der See geht das bischen Kultur

noch ganz und gar flöten — nun hat uns bloß noch die Freundin gefehlt — diese unbeschreibliche Bum!“ setzte der Vater mit komischer Verzweiflung hinzu; Herr von Hardeck lachte.

„Lassen Sie sie doch — es ist ja ein Segen, wenn heutzutage einmal ein junges Mädchen etwas ausgelassen ist, in dieser Weise! und sich ohne Välle, Theater und Courmacher amüsieren kann — man muß aus Berlin kommen, um dergleichen zu mildigen! Aber mich hat sie rettungslos geschnitten,“ setzte Onkel Hans kopfschüttelnd hinzu, „ob mit oder ohne Absicht, das weiß ich nicht.“

„Nein nein, sie hat Sie wirklich ganz und gar nicht gesehen!“ verteidigte der Vater seine Christel, „sie war so aufgegangen in der Wiedersehensfreude mit ihrer Bum“ —

„Diese Bum ist übrigens ein schneidiges Fräulein,“ sagte der Hauptmann anerkennend, „sie hat unterwegs auf dem Rutscherbock, den sie sofort mit Energie für sich reklamierte, ungefähr sechzehn Cigaretten vertilgt, und dazwischen immer den Gasparone-Walzer gepiffen, daß die Pferde scheu zu werden drohten!“

Am Abend dieses ereignisreichen Tages herrschte infolge des heutigen Zuwachses zur Gesellschaft — die Bum befand sich unter dem Schutze einer bereits seit längerer Zeit anwesenden Familie — eine äußerst angeregte Stimmung.

Der Mond stand unmittelbar vor dem „Vollsein,“ beteiligte sich also in entgegenkommendster Weise an den Empfangsfeierlichkeiten für die neuen Gäste, und übergieß Düne und Meer mit einem wunderbaren Strom von geschmolzenem Silber. — Die Gesellschaft begab sich nach dem Abendbrot noch fast vollzählig an den Strand, um dies herrliche Schauspiel zu genießen, und es den zulezt Angekommenen zu zeigen, mit dem gewissen Hochgefühl, was dabei den Menschen beschleicht, und insofgedessen er sich bei solchen Gelegenheiten vorkommen kann, als hätte er die Naturschönheiten, die er schon oft, der andre zum erstenmal sieht, ganz eigenhändig verfertigt.

Die Gruppierung der Gesellschaft hatte in erwünschtester Weise stattgefunden. Die Bum wandelte, den Hut am Gummibande hin und her schlenkernd, neben dem Referendar, und glitzerte vor Vergnügen über einige frischgebackene Kalauer, die er ohne Scheu vor der Majestät der Nordsee zum besten gab.

Christel ging neben ihrem alten Freunde — sie war rasch wieder vom „gnädigen Fräulein“ zur „Christel“ degradiert — oder avanciert — wie man es auffassen will, seitdem sie ihn nicht mit der stillgerechten Anrede „Herr Hauptmann,“ sondern fröhlichweg mit „Onkel Hans“ begrüßt hatte. Sie erinnerte ihn und sich jezt mit Entzücken an tausend alte Geschichten aus der vergnügten Kinderzeit, in einem

jener Gespräche, denen das „weißt du noch?“ einen so besonderen Zauber verleiht — auch, wenn es heißt „wissen Sie noch?“

Alles war also hochbeglückt — nur einer nicht und dieser eine war Hans Runo. Von seiner Stellung als Hahn im Korbe verdrängt, trottete er, grün vor Ärger und verschmähter Liebe, neben der Tante her, die, um den Becher seiner Leiden zum Überfließen zu bringen, ihm ein Halstuch anbot, was fast Veranlassung zu einem Tantenmord geworden wäre.

Er erwiderte jede Anrede der Tante mit jener gewissen pöbelhaften Schulterbewegung, die bezeichnend „wehen“ genannt wird, und äußerte seine unglückliche Liebe in entschiedener Ungezogenheit gegen seine ganze Umgebung, so daß Herr Otto, ein munterer, alter Junggefell, der unserm Rabetten schon von jeher nicht besonders „grün“ war, wie man zu sagen pflegt, schon mit der Miene tiefen Nachdenkens über ein psychologisches Problem gefragt hatte: „warum dürfen eigentlich Jungen von siebzehn Jahren nicht mehr durchgeprügelt werden, wenn es ihnen so Bedürfnis zu sein scheint?“ und diese Frage weiteren Kreisen zur Inbetrachtung anheim gegeben hatte.

Da der augenblickliche Rivale des klagenswerten Hans Runo nebenbei sein Vorgesetzter war, so verbot die Disziplin überdies jede offene Auslehnung, und Herr Otto träufelte noch Gift in die blutende Wunde, indem er auf die sorgenvolle Feststellung der Tante: „mein Nefse ist heut' so verstimmt!“ mit teuflischer Bosheit erwiderte: — „ja ja, ich habe es auch schon bemerkt — er kriegt gewiß Zähne!“ worauf Hans Runo firschbraun vor Wut und Empörung wurde und einen wahrhaft bedrückenden Anblick darbot.

Dieser Abend war der Beginn einer sehr fröhlichen und abwechslungsreichen Zeit für die Pension. Die Jugend, jetzt etwas stärker vertreten, schien fest entschlossen, die Zügel der Regierung zu ergreifen, und kein Tag fast verstrich, wo nicht im Hause oder außer dem Hause irgend ein Unternehmen ins Werk gesetzt wurde.

Dünenkaffees mit litterarischen Vorträgen und Deklamationen fanden statt — ein Ausflug nach der entlegenen Möwenkolonie wurde unternommen, der nur dadurch einen tragischen Beigeschmack erhielt, daß Hans Runo beim Durchstreifen der Dünen ein Möwenei widerrechtlich an sich brachte, in der Tasche seines neuesten Anzugs barg, und auf dem Rückweg bei einer kühnen entree vor den Augen seiner Angebeteten damit zu Boden schmetterte und ein völlig frisches, aber nicht gerade dekoratives Nührei auf seinem Tenniskostüm herstellte.

Segelpartien, an denen jetzt auch Christel sich beteiligte, gehörten nun gar zur Tagesordnung und sogar der Pastor mit dem Henschuß wurde mit Güte und Gewalt dazu überredet. Das gute Rana-

rienvogelmännchen hatte übrigens seine Willfährigkeit nicht zu bereuen, denn es hatte infolge der Wasserfahrt das frohe Resultat zu verzeichnen, daß er in der Nacht darauf sogar hatte auf dem Rücken liegen können, was er natürlich allen Hausgenossen einzeln jubelnd verkündete. — Alle möglichen Freuden wurden ausgelostet, sogar ein Wettlaufen von zwei Seekrebsen arrangierte der Referendar, auf zwei glattgehobelten Brettern, um welche die ganze Gesellschaft herumsaß, lag und kauerte, indem sie mit fieberhafter Spannung dem Wetttricken zusah, auf die Seekrebse Wetten einging, wie auf zwei Rennpferde, und sich königlich bei diesem Sport amüsierte. Der Referendar nahm die Siegerin in diesem Streit, die er nach einer alten Liebe von sich Elias getauft hatte, sogar für ein paar Tage mit sich in seine Stube, und fütterte sie mit Seewasser und Cervelatwurst, die sie nach seiner eiblichen Versicherung willig annahm. Zum Glück fand Elias aber einen Ausweg, und enttrod dem Schutze ihres Besitzers auf Nimmerwiedersehen, was ihr niemand verdenken wird.

Bei allen diesen harmlosen Veranstaltungen und Belustigungen war der Hauptmann, der müde, überarbeitete, nervöse Generalfeldier, der Frischeste von allen — zu jedem Unsinn aufgelegt und mit Verständnis darauf eingehend, und dabei doch immer von jener vornehmen Ruhe, die ihm ein so ungesuchtes und unbestrittenes Übergewicht in jedem Kreise zu verschaffen wußte.

Er war selbst überrascht, wie jung er doch noch war — und nie kam dies Jugendgefühl ihm lebhafter zum Bewußtsein, als wenn er mit seiner kleinen Freundin von ehemals zusammen war, sich an ihrem kindischen Entzücken über irgend eine besonders schöne Muschel beteiligte, oder ihren wirklich rührenden Enthusiasmus für die Bum über sich ergehen ließ — „so ein kleines Mädchen ist wie ein Sommertag!“ dachte er heimlich bei sich.

Am gestrigen Abend war ihm dies einmal so ganz besonders klar geworden.

Es hatte ein Feuerwerk und bengalische Beleuchtung der Brandung stattgefunden, ein Waldhornkünstler blies oben in den Dünen ein paar wehmütige Volkslieder in zitternden langgezogenen Tönen. Die ganze Badegesellschaft saß zu später Abendstunde in den Strandkörben und sah dem zauberhaften Schauspiel zu — mehr oder weniger schweigsam und gedankenvoll. Nur die unverwundliche Bum und der Referendar ergöhten sich durch entschieden vorzügliche und ruchlose Witze und heulten geradezu vor Lachen, aber glücklicherweise im Auf- und Abgehen, so daß ihre Stimmen nur hin und wieder die weihewolle Stille unterbrachen.

Christel saß im Strandkorb bei ihrem Vater, den Kopf an seine Schulter gelehnt, und sah mit

großen, nachdenklichen Augen auf das beleuchtete Meer. Ihr lustiges, für gewöhnlich von Übermut sprühendes Gesichtchen hatte in dieser weichen Nachtbeleuchtung mit der ihm sonst ganz fremden, träumerischen Ernsthaftigkeit einen neuen Zug und einen neuen Reiz bekommen.

Onkel Hans sah verstohlen, statt auf die aufzuckenden Feuergarben und bengalischen Lichtströme, die der dunklen, endlosen Wogenmasse eine so märchenhafte Pracht verliehen, auf das feing geschnittene Profil neben sich, und ihm kamen ganz sonderbare und recht ununkelhafte Gedanken!

So sehr er anfangs mit allen andern über Hans Runos kindische Anbetung für Christel gelacht hatte — heut' Abend begriff er sie voll und ganz — er begriff den langen Jungen sehr gut, wie er jetzt auf seiner Felldecke zu den Füßen des jungen Mädchens ausgestreckt lag und so ganz aufgegangen in seiner jungenhaften Schwärmerci zu ihr in die Höhe sah.

Und als Christel ihrem jugendlichen Verehrer jetzt auf irgend eine Bemerkung hin freundlich lächelnd zunicke, da ertappte sich der würdige Onkel Hans auf einer ganz seltsamen, unvernünftigen Anwandlung — er hätte den Kabetten in diesem Augenblick mit wahren Hochgenuß am Schlafittchen nehmen und in die bengalisch beleuchtete Brandung schleudern können — was brauchte der hier zu himmeln! — Er lachte sich unmittelbar darauf selber aus über seine plötzliche Sentimentalität, die ihn wie ein Fieber überfallen hatte — aber als man eine halbe Stunde später nach oben gegangen war und sich trennte, überkam es ihn noch einmal mit solcher elementaren Gewalt, daß er fühlte, er könnte jetzt unmöglich schon schlafen — er machte sein Fenster weit auf und sah in die Nacht hinaus, die jetzt ihren dunklen Königsmantel schon mit Tausenden und Abertausenden von funkelnden Sternjuwelen bestickt hatte und in geheimnisvoller Herrlichkeit über der schweigenden Insel thronte.

Anscheinend hatten andre Leute, außer Onkel Hans, auch noch nicht Lust gehabt, schlafen zu gehn, einzelne Gruppen wandelten noch am Hause vorbei, unter ihnen auch Christel und die Bum, ineinander gehakt und eifrig miteinander redend. Sie bemerkten oder sie beachteten wenigstens nicht, daß sie sich gerade unter dem geöffneten Fenster des Hauptmanns befanden, der sich an dem hellen Vogelgezwitscher der Mädchenstimmen ergöhte und an den wechselnden Lichtern und Schatten erfreute, die der Mondschein auf die beiden zierlichen Gestalten streute. „Du!“ begann die Bum nach einer Weile, „schwärmst du eigentlich für jemand?“

„Nein!“ gab Christel mit größter Entschiedenheit zur Antwort, „ich kann nicht! Du weißt ja, ich habe es schon in der Tanzstunde nicht fertig gebracht.

Eigentlich dumm! ich denke es mir sehr hübsch! Wenn ich nur jemand wüßte!“ setzte sie nachdenklich hinzu.

„Du schwärmst doch nicht etwa für den Referendar!“ bemerkte die Bum etwas drohend.

Christel sah sie herausfordernd an. „Und warum nicht, bitte?“

„Für den schwärme ich schon!“ sagte die Bum energisch.

„Nun, es könnten ja doch zwei für ihn schwärmen,“ schlug Christel kleinlaut vor, die nicht durchaus abgeneigt schien, der Freundin ins Gehege zu kommen.

„Nein, das geht nicht! Er kann doch bloß für eine schwärmen!“

„Ja?“ fragte Christel zweifelhaft, die zu den Fähigkeiten des Referendars augenscheinlich besseres Zutrauen hatte.

„Ja — selbstredend! und dann gäbe es Krach zwischen uns — ich meine, zwischen dir und mir!“ sagte Bum, „wilst du das etwa?“

Christel schüttelte den Kopf.

„Nein — das will ich natürlich nicht, du geliebter Affe! — aber es ist dumm, ich hätte ganz gern für ihn geschwärmt — nun weiß ich wieder niemand!“

„Schwärme doch für den Hauptmann!“ schlug die Bum freundlich unmaßgeblich vor. Sie standen bei dieser Wendung gerade unter dem geöffneten Fenster. — Onkel Hans horchte mit einer atemlosen, ihn selbst überraschenden Spannung auf die Antwort.

„Für den?“ gab Christel gedehnt zurück, „ach Unsinn, Bum! wo denkst du denn hin? der ist ja uralt!“

Das Fenster oben ging leise zu — die herrliche Nacht schien plötzlich keine Gnade mehr vor den Augen des Hauptmanns zu finden.

In den nächsten Tagen tauchte in der Pension ein neuer Sport auf — die Leidenschaft für Seehundsjagen!

Wer am meisten davon hingenommen schien, das war der Hauptmann! Er befand sich fast den ganzen Tag mit dem Boote draußen auf dem Meere, und kam erst abends sichtlich abgespannt und müde zurück, so daß es niemand wunder nehmen durfte, wenn er alsdann wortkarg war, mit einer Riesenzeitung, die er sich wie einen Schirm vor die Augen hielt, in der Sofaecke lehnte und sich an der allgemeinen Unterhaltung wenig oder gar nicht beteiligte.

Die Jugend mußte sich dann ohne ihn behelfen — sie saß an einer Ecke des langen Tisches mit Schreibspielen beschäftigt, bei denen der Referendar sich durch wahrhaft sprühende Einfälle hervorthat. Er versetzte z. B. Steckbriefe mit dem hinreißenden witzigen Signalement: „Nase blau, Ohren gelb,“ und rief mit diesem sinnigen Scherz so maßlose

Heiterkeit hervor, daß man, namentlich bei der Bum, für Leben und Gesundheit zu fürchten geneigt war, und die Dame, der diese Jungfrau anvertraut war, mehrmals zu ihrer Schutzbefohlenen hinrannte, um sie auf den Rücken zu klopfen, und sie, wie die Maria Stuart, um Mäßigung anzusehen — leider auch meist mit negativem Resultat. Der Referendar wuchs in dieser begeisterten Anerkennung seiner geselligen Talente vor sich selbst zu einer wahrhaft beängstigenden Höhe und wurde stündlich wüthiger, so daß man für nichts stehen konnte.

Christel war nicht ganz so heiter, wie sie hätte sein können — es störte sie, daß Onkel Hans jetzt immer so schweigsam und ernsthaft war, und mit mädchenhaftem Feingefühl empfand sie, daß nicht die Müdigkeit allein es sein konnte, die ihn so verändert erscheinen ließ.

Als sie heut' Abend bei ihrem lustigen Spiel ein paarmal seinen Augen begegnet war, die so nachdenklich auf der fröhlichen Gruppe und namentlich auf ihr ruhten, stand sie unter einem Vorwand auf, trat neben sein Sofa, und fragte mit halbblauter Stimme: „Fehlt Ihnen irgend etwas, Onkel Hans?“

Er fuhr zusammen.

„Aber durchaus nicht, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er kurz, und griff schon wieder nach seinem Zeitungsblatt, wie um der Unterredung ein Ende zu machen.

Sie sah ihn bei der ungewohnten Anrede erschrocken und traurig an.

„Sie sind jetzt ganz anders wie sonst!“ beharrte sie noch einmal, „nie mehr fidel und nie mehr bei uns!“

Er legte die Zeitung zusammen und stand auf. „Die Jugend amüsiert sich viel besser ohne uns alten Leute!“ erwiderte er lächelnd.

Sie schwieg einen Augenblick betrübt.

„Aber Sie sind doch noch gar nicht alt!“ sagte sie leise.

Er sah sie einen Moment fest und traurig an, dann hielt er ihr plötzlich die Hand hin: „Doch, meine liebe Christel — doch!“ sagte er mit bewegter Stimme, grüßte sie mit einer tiefen, ernststen Verbeugung und ging aus dem Zimmer.

Christel stand noch eine ganze Weile an ihrem Plage und sah hinter ihm her — mit einem sonderbaren Gefühl im Halse, wie sie es als Kind gehabt hatte, wenn sie vor Ärger und Gram über irgend einen vereitelten Lieblingswunsch hatte laut weinen und schreien wollen, und sich dann im letzten Augenblicke gesagt hatte, daß sie dafür schon zu groß sei!

„Meinetwegen!“ sagte sie dann plötzlich trohig vor sich hin — ging zum Tisch, und war mit sehr blaßem Gesicht und blühenden Augen so lustig — so lustig, wie nie zuvor.

Sie trieb lauter Tollheiten mit Hans Runo und

den beiden andern, so daß sich der Referendar den Schnurrbart noch um zwei Centimeter höher aufwischte und innerlich triumphierend dachte: „Die habe ich nun glücklich auch bezaubert!“

Hans Runo — leider muß es zugestanden werden — war nur noch mit halber Seele für die Huld seiner Angebeteten zugänglich, die andere Hälfte — ehrlich gesagt, gute Dreiviertel seines männlichen Gemüths, waren von fieberhafter Sehnsucht nach einer Seehundsjagd erfüllt, und die Tante wollte ihm die Teilnahme an einer solchen mit Rücksicht auf seine Gesundheit und auf ihr Portemonnaie nicht gestatten.

Der Kadett litt daher jeden Morgen Tantalusqualen, wenn die anderen Herren mit dem rotbraun verbrannten, humoristisch schweisgsamen Fischer Glas Jensen hinausfuhren, und abends mit Beute beladen zurückkamen. Hans Runo saß dann vor den abgezogenen Fellen der Jagdtrophäen, wie Ritter Toggenburg vor den Fenstern seiner Geliebten, und seufzte, daß der beste Sturmwind sich solcher Leistung nicht hätte zu schämen brauchen.

Die Tante war schon fast bis zur äußersten Grenze der Widerstandsfähigkeit herabgekommen, dadurch, daß sie vom Morgengrauen bis zu der Minute, wo sie schlafen ging, wegen der Seehundsjagd angewinkelt wurde! Sie befand sich infolge dieser angespannten Gemüthsverfassung schon auf dem äußerst gefährlichen Pfade des Parlamentierens, auf dem sie jeden Mitmenschen, der ihr begegnete, mit der unschlüssigen Frage anhielt: „Sagen Sie mir doch 'mal Ihre unbefangene Ansicht!“ oder: „Was würden Sie an meiner Stelle thun?“, um einen Teil der Verantwortung von ihrer Seele auf diejenige eines andern zuwälzen.

Christel, die jetzt mit der Bum auf etwas gespanntem Fuße lebte, da der Referendar begonnen hatte, seine Aufmerksamkeiten mit Unparteilichkeit unter beide jungen Damen zu verteilen, und wenn er zur einen von seinen projektierten Unternehmungen gesagt hatte: „Ohne Sie macht mir ja die ganze Sache kein Vergnügen!“ sich sofort gewissenhaft zur andern wendete, und mit vieler Wärme beifügte: „Und ohne Sie!“ — Christel also, die sich infolge dieser Thatsache von der Freundin etwas abweisend behandelt und von Onkel Hans mit Konsequenz vermieden sah, hatte jetzt mehr Zeit für den Kadetten.

Sie ließ sich mit großer Theilnahme von seinen Seehundsaussichten und Absichten erzählen, gratulierte ihm auch freudig erregt und voller Interesse, als er eines Morgens im feinsten Jagdflorier erschien und fast plahend vor Glückseligkeit verkündete: „Ich darf!“, was jedem Inhaber gesunden Menschenverstandes ohne weiteren Kommentar sagte, daß der Kadett die Erlaubnis erhalten habe, seinen Blutdurst an einem Seehund kühlen zu dürfen.



Hans Runo hatte zu diesem Unternehmen hohe Reitsiebeln angelegt, da er den Fall in angenehm gruselige Erwägung zog, daß er dem zu erlegenden Jagdobjekte ungefähr bis in die Mitte des Weltmeeres würde nachwaten müssen.

Die Tante, die für gewöhnlich seelkrank wurde, wenn sie auch nur ein Boot von ferne sah, hatte zuerst in einem Anfall von akuter Besorgnis um die Sicherheit des Kadetten die Absicht ausgesprochen, im Fanchontuch und der Sammetpelerine als Sportsweib drapiert am Jagdzug teilzunehmen. Da aber Hans Runo bei der entferntesten, schüchternen Andeutung einer solcher Möglichkeit fast in hysterische Schreitkrämpfe vor Wut verfiel, so war Tante Milchen mit großer Beschämung von ihrem Plane zurückgekommen.

Sie stand nur am Ufer, als die Jäger hinaus-zogen, winkte dem Boot mit thränengefüllten Augen nach und beschwor den Schiffer hinter dem Rücken ihres Neffen durch die wildeste und leidenschaftlichste Gebärdensprache, auf ihn acht zu geben, und ihn an das Umnehmen des Mantels zu erinnern.

Olas Jensen nickte und grinste mit dem Ausdruck unendlicher Gutmütigkeit und Ironie, der seinem wie aus hartem Holz geschnittenen Seemanns-gesichte so recht anstand, und fuhr mit Hans Runo in die Endlosigkeit des Oceans hinaus.

Christel und die Bum hatten dem scheidenden Jüngling mit einem Teil der übrigen Gesellschaft ebenfalls das Geleite gegeben, und wanderten jetzt miteinander nach dem Damenstrande, um ihr tägliches Bad zu nehmen — ein Vergnügen, bei welchem sich beide jungen Damen gewöhnlich so weit hinauswagten, daß sie mit dem Nebelhorn zurückgerufen werden mußten, und dann beträchtliches Kopfschütteln von den Autoritäten mit großer Seelenruhe über sich ergehen ließen.

Heute aber schien Christel wenigstens nicht zu viel übermütigen Streichen aufgelegt. Sie sah ernsthaft und träumerisch ins Weite, und sprach zunächst überhaupt nicht.

Die Bum betrachtete sie ein paarmal mißtrauisch von der Seite, indem sie wie ein brünetter Schornstein rauchte.

„Du!“ begann sie dann nach einer Weile, indem sie die Aufmerksamkeit der Gefährtin durch einen kleinen Rippenstoß in zarter Weise herausforderte, „du — was hast du denn eigentlich mit eurem Onkel Hans gehabt?“

Christel wandte sich nach ihr um.

„Nichts!“ sagte sie, „nichts, Bum!“

Und dabei füllten sich ihre großen, ehrlichen Augen mit Thränen.

„Weißt du, daß er nächste Woche abreisen will?“

fragte die Bum weiter, und warf eine Muschel mit gewaltigem Armschwunge weit ins Wasser hinein.

Christel sah sie erschrocken an.

„Nein, kein Wort weiß ich — ist es wahr?“

Die andre nickte.

„Woher weißt du es?“ fragte Christel mit großer Hast.

„Von ihm selber!“ sagte die Bum mit ihrer Bassstimme, „aber ich will dir jetzt mal etwas sagen, Alte: Spiel mir keine Komödie vor — du schwärmt für ihn! na? Heraus mit der Sprache — ja oder nein?“

Christel hing den Kopf.

„Ich weiß selbst nicht!“ murmelte sie hilflos.

„Na, ich weiß es aber! und ich weiß noch eine ganze Menge mehr!“ fügte die Bum bedeutsam und triumphierend hinzu.

„Was weißt du?“ fragte Christel zornig, die ihre tiefsten und geheimsten Gedanken so unbarmherzig ans grelle Tageslicht gezerzt sah.

Die Bum stellte sich in ihrer jugenhaftesten Haltung vor sie hin.

„Ich weiß, daß er auch für dich schwärmt, und“ —

„Bum!“ rief Christel atemlos.

„Und daß er dich nie heiraten wird — niemals!“ schloß die Bum, „und nun weißt du's — nun laß ihn laufen!“

Christel stand mit weit aufgerissenen Augen vor der schonungslosen Freundin — ihr war ungefähr so zu Mute, als wenn ihr die Nordsee ein paar sehr große, wilde Wogen stürmisch über den Kopf geschlagen hätte, sie starrte die Bum eine ganze Weile ohne Gedanken und ohne Worte an — wie in einem wirren Traum, in dem wir darum kämpfen, uns zu überzeugen, daß es ein Traum ist.

„Und nun will ich dir alles erzählen,“ begann die Bum mit dem Behagen und Hochgenuß eines Menschen, der sich auf der Höhe der Situation befindet, „also, daß du für den Hauptmann schwärmt, habe ich lange gemerkt! lange! schon ehe du es selber gemerkt hast! Aber daß er auch für dich schwärmt, habe ich erst seit ein paar Tagen herausgekriegt. Und gestern habe ich das Gespräch auf solche Dinge mit ihm gebracht,“ setzte die Bum mit Selbstgefühl hinzu.

„Bum, bist du toll?“ rief Christel voll Empörung und schüttelte die andre am Arme.

Die Bum riß sich kräftig los.

„Ruhig!“ sagte sie mit Phlegma, „oder ich erzähle nicht ein Wort weiter!“

Christel ließ sich in den Sand gleiten, einfach, weil sie die Empfindung hatte, nicht mehr auf den Füßen stehen zu können! — Da lag sie, den Kopf auf den Armen, und sprach kein Wort, während die Bum mit Siegesbewußtsein fortfuhr.

„Ich fragte ihn — da er mir so wurst ist, wie er mir gar nicht wurst sein kann, konnte ich's ja

ruhig! — warum er denn noch nicht geheiratet hätte? und da wurde er rot — „Couleur de Puter,“ sage ich dir — zum Schreien!“

Die Bum schrie hier erst pflichtgemäß eine ganze Weile — aber vor Lachen.

„Und dann sah er mich sehr ernsthaft von oben bis unten an — so ‚blas‘ mir den Staub weg!“ wie er das so machen kann — als wenn er sagen wollte: „ach, du bist auch noch auf der Welt — i sieh doch mal!“ und dann antwortete er: „weil man zum Heiraten jünger und frischer sein müßte, als ich es bin, mein gnäd'ges Fräulein!“ Na, da machte ich ein paar Augen — so schmelzend, wie das weichste Fondant aus den Schokoladen-Bralinés — und sagte: „aber wenn Sie nun einem jungen Mädchen gefielen — einer, die so alt ist, wie ich bin, ungefähr“ — ungefähr, sagte ich sehr schlau — Spiritus, merkst du was? — „wenn Sie der gefielen, — richtig — richtig — was thäten Sie dann?“

„Da lachte er ein bißchen — und dann sagte er: „Dann würde ich mir ganz klar sein, daß ein solches Gefallen bei einem so jungen Mädchen wahrscheinlich so rasch vorüber gehen würde, wie es gekommen ist, und würde ihr und mir den besten Dienst erweisen, indem ich schleunigst abreiste!“ „Und würden gar nicht anhalten?“ fragte ich, frech wie Oskar — nun kam es mir schon auf eins heraus — da machte er seine hochmütigsten Augen, und sah so recht über die Nase weg — aber dann besann er sich mit einem Mal — gab sich einen ordentlichen Ruck, sage ich dir — „nein!“ sagte er, „ich würde nie um ein ganz junges Mädchen anhalten — nie — darauf gebe ich Ihnen mein Wort, Fräulein Bum — und ich pflege mein Wort zu halten!“ Wörtlich so! ganz furchtbar ernsthaft, sage ich dir — ich fand ihn famos in dem Augenblicke!“ — „Na?“ fügte die Bum nach einer Pause hinzu, als Christel noch immer regungslos auf dem weichen, weißen Ufersand lag und den Kopf versteckte, wie ein Vogel zwischen den Flügeln — „na — bist du tot?“

Christel stand langsam auf.

„So ungefähr!“ sagte sie mit einem kleinen, sehr unnatürlich klingenden Lachen, „und nun komm — nun hast du ja wohl deine ganze Weisheit ausgetramt? ja? und nun kannst du auch meine hören — ich schwärme nicht für den Hauptmann — nicht ein bißchen! — nicht das kleinste Atom — ich hasse ihn — er ist mir greulich — und du dazu, daß du so etwas mit ihm gesprochen hast — und nun adieu — ich mag dich nicht mehr vor Augen sehen!“

Und damit lief sie, wie gesagt, die steilen Dünen hinauf, und entschwand den Blicken der versteinerten Bum.

Die stand noch etwa drei Minuten, und sah ihr etwas bestürzt nach — dann sagte sie sich.

„Nanu?“ sagte sie phlegmatisch vor sich hin, und zündete sich eine neue Cigarette an — die vierte an diesem Morgen — die Bum vertrug was!

Am Abend dieses so ereignisreich begonnenen Tages kam Hans Runo als Glücklicher der Sterblichen von der Jagd wieder, zugleich als legitimer Besitzer eines erlegten Seehundes.

Die Damen hatten ihn unten am Strande erwartet, und er ihnen, trotz seiner unmalerischen und unwürdigen Position auf dem Rücken Glas Jensen's, der ihn vom Boot durchs Wasser „hudepad“ trug, selig und strahlend zugenickt, und schon von großer Weite geschrien: „Dreihundert Pfund!“ was zum Glück für Glas Jensen das Gewicht des Seehunds, und nicht das Hans Runo's bedeutete.

Hans Runo war heut' natürlich der Held des Abends! Die jungen Mädchen stürzten noch vor dem Souper in die Dünen, um Kränze von Gaidedraut für ihn zu binden, und Christel malte in fliegender Hast einen Seehund mit Aquarellfarben auf eine große Muschel, der eine betrübende Ähnlichkeit mit einem Kater zeigte, und die erklärende Unterschrift „Seehund!“ zum bessern Verständnis nicht entbehren konnte. Der Pensionsvater ergriff die hochwillkommene Gelegenheit, um einen Toast auszubringen, und die Anwesenden aufzufordern, den jungen Jägermann und den toten Seehund „leben zu lassen,“ was letzterem gegenüber allerdings auf beträchtliche Schwierigkeiten gestoßen wäre.

Hans Runo sprach an diesen Abend, trotz aller überstandenen Strapazen, etwa anderthalb Stunden hintereinander in überstürztestem Tempo, denn er fing bei jedem neu Eintretenden, den er als Zuhörer einfangen konnte, den Bericht seines Jagdabenteuers von frischem an, und erzählte dasselbe mit genau derselben Wendung und demselben Hochgenuß etwa achtundvierzigmal hintereinander, so daß der Pastor, das Kanarienvogelmännchen, das von Anfang an zugehört hatte, zuletzt beinahe ohnmächtig geworden wäre und einen Cognac nehmen mußte. — Die ganze Pension stand im Zeichen des Seehunds — jeder wollte das erlegte Meerungeheuer sehen oder that doch so aus Gutmütigkeit gegen den grenzenlos beseligten Radetten. Hans Runo verhielt auch mit Gerablassung, daß er am nächsten Morgen die Jagdbeute zeigen wolle, die für diese Nacht im Rettungshause, etwa eine Viertelstunde weit von der Pension, gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Die Eifrigste unter den Zuhörern und Zuhörerinnen des jugendlichen Nimrod war Christel, die überhaupt heut' Abend im Gegensatz zu ihrer in letzter Zeit etwas stilleren Laune wie ausgetauscht schien.

Sie legte eine übermütige Fröhlichkeit an den Tag, die für den Seelenkenner fast etwas unnatürlich Gesteigertes an sich trug — sie lachte und jubelte

über die thörichtesten Einfälle des Referendar und war nach dem Abendessen so eingehend in eine Unterhaltung mit ihm in der Fensternische vertieft, daß sie die Anekdote des Hauptmanns zweimal überhörte, bis dieser sich schweigend zurückzog.

„Dies kleine reizende Mädel kolettiert heut' Abend richtig mit dem albernen Bengel,“ bemerkte der mißvergnügte Herr Otto zum Hauptmann, „schade — davon war bisher bei ihr nie eine Spur zu bemerken — und das war das Niedlichste an ihr — aber man soll nie sagen, was 'ne Sache ist!“

Der Hauptmann zuckte die Achseln.

„Evas Tochter!“ bemerkte er mit gut gespielmtem Gleichmut.

Die Bum sah mit zornigem Erstaunen zu, wie ihr die Freundin den Referendar mit kaltem Blute abspenstig machte — konnte aber angesichts der bestehenden Sachlage für den Augenblick nichts weiter thun, als Christel in einem unbewachten Moment ein zorniges „na warte!“ gellend ins Ohr zu flüstern, welches schreckliche Dinge für die Zukunft in Aussicht zu stellen schien.

Der Referendar war natürlich hochbeglückt, was ihm niemand verdanken wird, und gab ganze Jahrgänge des „Schall“ und der „Fliegenden Blätter“ zum besten, was seiner altbewährten Methode, Herzen zu gewinnen, entsprach und auch meist von Erfolg gekrönt war.

Der Hauptmann verabschiedete sich frühzeitig von der Gesellschaft, ging aber nicht schlafen, sondern wanderte unruhig und zornig noch einmal ans Meer hinunter, wo er auf und ab ging und sich ärgerte, daß er ärgerlich war.

„Uralt!“ sagte er manchmal mit großem Nachdruck vor sich hin, als müsse er sich etwas gewaltfam ins Gedächtnis zurückrufen.

Der nächste Tag war von einer bleiernen, erbarmungslosen Hitze, und da an der Nordsee erfahrungsmäßig der Schatten, den die Strandkörbe werfen, das einzig Erwähnenswerte in diesem Artikel ist, so krochen die Badegäste wie die matten Fliegen im Hause herum, und erklärten, daß es doch daheim am hübschesten wäre, und daß sie den Tag der Abreise nicht erwarten könnten — ein Zustand, der bei ungünstigen Witterungsverhältnissen sich sehr leicht und schnell in Sommerfrischen einstellt, um bei günstigem Himmel ebenso rasch wieder zu verschwinden. — In unserm Fall äußerten sich die ersten Symptome in jener gänzlichen Unlust, etwas zu unternehmen, die bei siedender Hitze und drohendem Gewitter auch die thatendürftigsten Seelen zu überkommen pflegt.

Alles sah mürrisch und schläfrig in den Strandkörben, und nur Herr Otto, der nach der Überzeugung aller ein unverbrüchliches Gelübde gethan hatte, demzufolge er täglich drei Meilen rennen

mußte, schickte sich an, wie immer um die Insel zu jagen.

Doch halt, noch eine zweite Ausnahme von der allgemeinen Faulheit verdient lobend erwähnt zu werden! Die Tante Milchen, die allerdings einigermaßen den „Weltumsegler wider Willen“ repräsentierte, indem sie von Hans Runo nun schon zum zweitenmal an diesem unvergeßlichen Tage flott gemacht und bei achtundzwanzig Grad Reaumur über Land gezerrt wurde. Sie sollte ihr Versprechen einlösen, und der Jagdtrophäe von gestern ihre Aufwartung im Rettungshause machen — beim ersten, in der Morgenkühle unternommenen Versuch war dieses segensreiche Gebäude noch verschlossen gewesen, und sie hatten unverrichteter Sache wieder umkehren müssen.

Nicht um die Mittagszeit trabte dann aber die rührende Tante pflichtgetreu und schmornend mit dem Neffen auf den sonnendurchglühten Brettern entlang, die die Pension und das Rettungshaus miteinander verbanden. Alle anderen hatten mit mehr oder weniger Entrüstung sich geweigert, diesen tropischen Spaziergang zu unternehmen, und man wartete nur gespannt auf die Rückkehr der beiden Ausflügler und ihre Berichte. In dem gleichförmigen Leben der zeitweiligen Inselbewohner wird ja jede Mücke zum Elefanten und jedes winzige Begebnis zur bedeutungsamsten Wichtigkeit!

Nach geraumer Zeit sah man denn Tante und Neffe einhergeschlichen kommen, sichtlich mundfaul und zu Tode erschöpft.

Die Tante gestikulirte bereits aus großer Entfernung mit einem Migränestift, und wankte, jede Frage stumm abwehrend und abwinkelnd, ins Haus.

Hans Runo gab auf die allseitigen, teilnehmenden Anfragen: „Nun, wie machte sich denn Ihr Seehund bei Tage?“ zunächst nur ein mürrisches „Ach was“ zur Antwort — bei drängenderen Erkundigungen ließ er sich zu dem in bitterer Verzweiflung gethanen Ausruf hinreißen: „Gerechter Strohsack, lassen Sie mich doch in Ruhe!“ und wankte dann wortlos, mit sichtlich hängenden Ohren der Tante nach.

Später kam dann zu Tage, daß das Rettungshaus abermals nicht zugänglich gewesen wäre und der glutheiße Spaziergang nicht 'mal durch den Anblick, sondern nur durch das Parfüm des Seehundes belohnt worden war, welches sich theilsam und freundlich der Umgebung des Rettungshauses anvertraut hatte.

Zu einem dritten Ausflug fand sich, angesichts dieses zweifelhaften Resultates, niemand mehr bereit. Endlich in der späten Abendstunde und dämmenden Dunkelheit fühlten die jungen Mädchen ein menschliches Erbarmen mit Hans Runos Trauermienen, der erklärte, morgen würde der Seehund abgezogen, und sie könnten ihn dann nicht mehr sehen.





Die drei, vom Kanarienvogelmännchen mit dem Hergenschuß als Ehrenkavalier geleitet — die Eskorte des Referendars hatte Hans Runo mit der Befürchtung zurückgewiesen, dieser würdige Herr könnte sich am Ende schlechte Wiße über den Seehund gestatten, — die drei also machten sich beim Schein eines Laternchens auf den Weg, und gelangten ohne Fährlichkeit bis zu dem Rettungshause.

Aber mit dem Donnerworte ward ihnen aufgethan, daß der Seehund schon abgezogen sei, und daß seine sterblichen Überreste, soweit sie nicht der Mutter Erde anvertraut waren, sich in einem Bottich mit Wasser vor der Thür befänden, Hans Runo, von Schmerz zerrissen, daß er den jungen Damen nicht einen Gesamtanblick der Trophäe gewähren konnte, machte sich nun mit großem Ernst und Eifer an das ästhetische Werk, die einzelnen Bestandteile des Seehundes mit einem Stock an das Tages- oder besser Abendlicht zu fördern. Nachdem er ein tiefendes Fell und zwei Pfoten mit seligem Triumphgefühl den schauernden Augen der Zuschauer vorgeführt hatte, brachte er den wirklich unsäglich gutmütig und sympathisch aussehenden Kopf des armen Tieres zum Vorschein, von dem Christel erklärte, daß sie etwas Entzückenderes nie gesehen hätte.

Sie konnte sich auch nicht entschließen, der Entweihung des ehrwürdigen Hauptes mit beizuwohnen, dem der strahlende Besitzer die Zähne, und den, wie bei einem Reklamebild für Wigargee entwickelten, Schnurrbart ausriß! Nein, Christel trat mit dem Laternchen, dem Pastor und dessen Hergenschuß den Heimweg an, während die Bum, von Natur roher veranlagt, mit gierigem Interesse dem grausen Schauspiel zusah, sich ein Schnurrbarthaar des Seehundes schenken und einen Zahn desselben versprechen ließ, also durch ihren Mangel an Zartgefühl ein entschieden gutes Geschäft machte!

Diesem Triumph naturwissenschaftlichen Sinnes über einen kläglichen Rest mädchenhafter Weichheit hatte es die Bum auch zuzuschreiben, daß sie von Hans Runo auf die Veranda der Tante eingeladen wurde, um beim Präparieren der Seehundspfoten anwesend zu sein, die abgehäutet werden mußten. Die Bum half, unter heroisch bekämpften Anwandlungen von Übelkeit mit Charakterstärke bei diesem appetitlichen Spiel, und trabte dann mit Hans Runo in die Dünen, um das niedliche Präparat zum Dörren in die Sonne zu stellen — ein witziges Unternehmen, was nur daran Schiffbruch litt, daß der Himmel sofort seine Schleusen öffnete, und das zu dorrnde Objekt so reichlich und ausdauernd begoß, als wenn es eine durstige Pflanze gewesen wäre.

Das eine Resultat der Seehundsjagd war aber unbefritten — Hans Runo hatte keine anderen Gedanken mehr — mit der unglücklichen Liebe war es radikal aus.

Der Vater, der bei Tisch lachend zu seinem Töchterchen sagte: „Nun, Christel, der Seehund ist aber jetzt dem Rabetten viel interessanter als du!“ — erlebte die Überraschung, daß Christel aus tiefstem Herzen erwiderte: „Das kann ich dem Hans Runo gar nicht verdenken — wenn ich einmal einen Menschen finde, der aussieht, wie der Seehund, besonders im Profil! da verlöre ich mich sterblich in ihn — er hatte gewiß auch so rasend viel Humor!“ fügte sie wehmütig hinzu.

„Na!“ sagte der Vater gefaßt, „da bin ich ja in der beneidenswerten Lage, mir eine recht anschauliche Vorstellung von meinem zukünftigen Schwiegersohne zu machen.“

Der Hauptmann lächelte etwas bitter zu diesem Scherz — und fühlte dabei noch zu seiner tiefsten Beschämung eine Anwandlung von leisem Bedauern, daß er sich keiner, wenn auch noch so entfernten Ähnlichkeit mit dem Profil eines Seehundes rühmen konnte! — Auch die Hoffnung, durch häufiges Betrachten der edlen Züge eines solchen Geschöpfes eine Ähnlichkeit wenigstens in der Mimik herauszubekommen, war ziemlich aussichtslos — der Hauptmann hatte beschlossen, an einem der nächsten Tage abzureisen, und die üblichen Ovationen in Gestalt von Heidekrautkränzen und Pirolasträußen wurden schon beraten, während der Pensionsvater im stillen über den Abschiedstoast „mailäserte,“ für den ihn, bei der täglichen Wiederkehr, nun schon ein bedenklicher Mangel an überraschenden Wendungen zu quälen begann.

Christel beteiligte sich nicht an diesen Beratungen und Veranstaltungen. Sie hatte sich anscheinend wirklich zu einer ganz gefährlichen, kleinen Person entwickelt, die von ganzer Seele darauf aus zu sein schien, dem Referendar den Kopf zu verdrehen.

Der Referendar war ein äußerst williger und dankbarer Gegenstand für diese Bemühungen, deren Ursprung und Absicht er freilich nur in seinen eigenen Reizen und Vorzügen suchte und nicht ahnte, daß sie nichts mehr und nichts weniger bezwecken sollten, als den Onkel Hans um keinen — keinen Preis der Erde ahnen zu lassen, daß seiner kleinen Freundin das Herz so schwer — so bleischwer war bei dem Gedanken an den nahe bevorstehenden Abschied ohne Aussicht auf Wiedersehen!

Der Hauptmann, der diese Komödie nur mit ansah und nicht durchschaute, fühlte indessen einen Ingrim in sich aufsteigen, der wirklich etwas Verzweifletes an sich hatte!

Gerade weil er so tapfer, so männlich tapfer gegen sein eigenes Herz gekämpft hatte, empfand er es als eine bittere Schicksalsstüde, jetzt vor Thoreschluß noch mit erleben zu sollen, wie dies Kind, welches er so aufrichtig, so redlich lieben gelernt

hatte, sich mit dem jungen Laffen beschäftigte, den Onkel Hans in seiner gereizten Stimmung mit nicht gerade parlamentarischen Ausdrücken in seinen Selbstgesprächen bezeichnete.

Er fühlte sich außer Stande, diese Situation noch lange zu ertragen, ohne sich in irgend einer Weise zu verraten — und er beschloß, der Sache ein rasches Ende zu machen. Dienstliche Briefe ließen sich ja ohne besondere Schwierigkeit vorschütten, und er konnte die Insel alsdann am nächsten Morgen schon verlassen!

Der Nachmittagskaffee war vorbei und die Gesellschaft saß und stand noch in zwanglosen Gruppen im großen Eßsaal umher.

Der Hauptmann, dem die eben eingetroffene Post die gewünschte Einleitung gab, that nun mit sonorer Stimme und ohne jemand dabei anzusehen, seine veränderten Reiseabsichten kund, indem er, um jeder detaillierten Frage von vornherein die Spitze abzubrechen, mit einem offenen Briefe in der Hand — wenn man denselben, der eine nachgeschickte Verlobungsanzeige war, nur hätte sehen können — seine plötzliche Abberufung motivierte, und ohne weiteren Zusatz das Zimmer verließ.

Zwei Minuten darauf erlebte die Versammlung die ihrem Bedauern in lebhaftem Durcheinandergespräch Ausdruck verlieh, das Überraschende, daß Christel, ohne jede ersichtliche oder bemerkbare Veranlassung plötzlich mitten in einer angeregten Unterhaltung mit dem Referendar in lautes Schluchzen ausbrach und auf alle teilnahmevollen Fragen nach dem Grund ihrer Thränen nur in einem fast unartigen Tone hervorbrachte: „Ich habe mich gestoßen!“ worauf sie, das Tuch vor dem Gesicht, hinaus lief, von dem besorgten Vater gefolgt, der mit Pflaster, für alle Fälle gerüstet, hinterdrein stürzte.

„Wie kam denn dieses Malheur?“ frug der Pastor voll Teilnahme den Referendar, der ratlos die Achseln fast bis zur Ohrenhöhe zuckte. „Ich habe gar nichts bemerkt!“ erwiderte er kopfschüttelnd.

Die Bum, die eben mit der Ergründung des wichtigen Problems beschäftigt war, wie weit man mit dem Stuhl kippen könnte, ohne hintenüber zu fallen, lachte beim Anhören dieses Zwiesgesprächs wie ein Robold.

„Männer sind doch zu dumm!“ sagte sie mit der ganzen Überlegenheit ihrer achtzehn Jahre in sich hinein, „merken thut nie einer was! Eigentlich eine ganz feine Einrichtung!“

Inzwischen war Christel in einem aus Ärger, Beschämung und Schmerz erfreulich zusammengefügten Zustand aus dem Hause und bis in die Dünen gelaufen, wie gejagt!

Dort warf sie sich ins Gras, raufte im blinden Jorn Hände voll Glockenhaide aus und schleuderte sie wieder von sich, mit der dabei gemurmelten Kritik, die sie zugleich auf sich und auf andre gemünzt hatte: „zu dumm — zu blödsinnig!“

Mit der Zeit begannen die armen Blumen ihr Leid zu thun — sie nahm sie vom Boden auf und fügte sie zu einem kleinen Strauß zusammen.

Während sie noch so saß und in den vielfarbigen Abendhimmel sah, in dem rosa Lämmervölkchen jetzt in dem zartesten, lieblichsten Blau dahinschwammen, hörte sie die Schritte eines Wanderers hinter sich.

Sie rührte sich nicht und saß wie ein zusammengebucktes Vögelchen, mit klopfendem Herzen in ihrem Düneneckchen, in dem seltsam geteilten Wunsch, daß der wohlbekannte Schritt vorbeigehe — und daß er stehen bleiben möchte.

Das letztere geschah — der Onkel Hans stand im nächsten Augenblick vor ihr.

Sie sah ihn verwirrt und furchtsam an, wie seine Gestalt sich in ihrer ganzen, schlanken Größe gegen den Abendhimmel abzeichnete, dann stand sie langsam auf, die Hände voll Heidekraut.

Er sprach zunächst auch nicht, sondern klopfte nur mit dem Fuß gegen den Boden, wie als Accompanement für einen ungeduligen Gedanken.

Dann sagte er förmlich und fremd: „Ich kann Ihnen vielleicht hier Lebwohl sagen, mein gnädiges Fräulein — es ist möglich, daß ich den Abend über noch wichtige Briefe zu schreiben habe!“ — Sie nickte nur, weil sie sich kein Wort zutraute.

„Ich freue mich, daß wir uns hier noch einmal wieder begegnet sind,“ fuhr er fort, „vielleicht ist es das letzte Mal im Leben gewesen!“

„Vielleicht,“ erwiderte sie nun auch ruhig, hob den kleinen Kopf hoch und sah an dem Sprechenden vorbei in den strahlenden Abendhimmel.

Er kämpfte mit sich — es kam ihm manchmal ein so absonderlicher Zweifel, ob er nicht doch am Ende noch jung genug sei, auch in ihren Augen, sollte er nicht den Versuch, die Frage wagen? — Aber in demselben Augenblick fiel ihm mit neckender, quälender Deutlichkeit sein eigener Ausspruch ein: „ich gebe mein Wort, daß ich nie um ein ganz junges Mädchen anhalten werde“ — und ob ein solcher Vorsatz in erregter Stimmung ausgesprochen wurde, er ist ausgesprochen worden, und Wort bleibt Wort!

Und es war vielleicht am besten so!

„Nicht wahr, wenn eine wichtige Veränderung in Ihrem Leben eintritt, dann lassen Sie mich es erfahren?“ fragte er in einem Ton, der ihm selber fremd erschien.

Sie sah verwundert zu ihm auf.

„Was meinen Sie?“

„Ihre Verlobung, meine ich!“ sagte er rasch und eiskalt.

Sie warf ihm einen ebenso kalten Blick zu.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Harbed!“

„Nun,“ fuhr er fort, mit dem sicheren Gefühl, mehr zu sagen als er wollte, mit dem Gefühl eines Menschen etwa, dem das Pferd durchgeht, und der nicht weiß, wo es anhalten oder stürzen wird, „nun, ich meine, Sie haben uns ja in diesen letzten Tagen ziemlich sicher darauf vorbereitet, was wir zu erwarten haben.“

„Was habe ich denn gethan?“ fragte sie langsam und wurde blaß, während ihre blauen Augen merkwürdig dunkel wurden und ihn fest und heß ansahen.

Er stampfte mit dem Fuß, der ruhige, vornehme Onkel Hans.

„Sie haben mit dem albernen Menschen da in der Pension kokettiert!“ sagte er rücksichtslos — nun hatte er seinem Nöcklein die Zügel über den Hals geworfen — nun los! mag kommen, was da kommen wollte!

„Sie sind sehr — deutlich!“ sagte sie mit einem Versuche, verächtlich und gleichgültig zu sprechen, während eine unsinnige, herzklopfende, wilde Freude in ihr in die Höhe schlug wie eine Flamme — „und wenn ich's gethan hätte? warum sollte ich nicht?“

Er biß sich auf die Lippen, daß es schmerzte.

„Weil Sie es nicht sollen, Christel — gerade Sie nicht — weil es mir weh thut!“ sagte er, wie gegen seinen Willen.

Sie sah ihn noch immer an, aber mit einem Blick, der jetzt von heraufsteigenden glückseligen Thränen verdunkelt war.

Er wandte den Kopf ab wie gequält, und hatte so halb und halb die Empfindung, durchschaut zu sein.

„Warum wollen Sie ihn denn nicht heiraten?“ brachte er endlich rauh und zornig hervor.

Sie fuhr mit dem Tuch über die Augen und sah zu Boden — sie schwiegen beide eine ganze Weile.

In Christel kämpfte allerlei einen verzweifelden Kampf, Stolz und Liebe, mädchenhafte Scheu — und die Angst, ihn zu verlieren und mit ihm alles, das mußte sie jetzt.

„Warum ich ihn nicht heiraten will?“ erwiderte sie endlich mit leise zitterndem Ton, „das ist ja eine sonderbare Frage! Was würden Sie denn sagen, wenn ich zum Beispiel Sie fragte?“

„Nun?“ gab er zurück, ohne sie anzusehen.

Sie sah gleichfalls vor sich nieder.

„Nun, wenn ich zum Beispiel Sie fragte, warum heiraten Sie mich denn nicht?“

Und als das Wort heraus war, erschrak sie bis ins innerste Herz hinein, warf ihre Blumen auf die

Erde, und lief, wie gejagt, quer über die Düne. Aber er hatte sie in zwei Schritten eingeholt und hielt ihre widerstrebenden Hände fest.

„Was sagten Sie, Christel?“ fragte er weich und liebevoll, „was ich sagen würde, wenn Sie mich fragten, weshalb ich Sie nicht heirate? Nun, ich würde vermutlich sagen, weil ich — zu alt für Sie bin!“

Er wartete einen Augenblick in angstvoller Spannung auf ihre nächsten Worte — aber nur einen Augenblick. Dann hatte sie den Kopf erhoben und lachte ihn durch Thränen mit ihrem Kinderlächeln an.

„Nun,“ sagte sie dann stockend und kaum hörbar, „nun — das wäre ja am Ende meine Sache!“

Eine glänzender gelungene Überraschung, wie sie diese Verlobung für die Pension war, eine reichere Ausbeute verheißendere Gelegenheit zu Toaste für den dicken Pensionsvater kann man sich gar nicht vorstellen.

Als der Oberregierungsrat an diesem Abend der versammelten Tafelrunde das strahlende Brautpaar präsentierte, erfolgte eine förmliche Freudeexplosion; der Pastor vergaß seinen Degenstoß und arrangierte mit überraschender Weltgewandtheit eine Festpolonaise, die Dum erfreute sich nach kurzer Zwischenpause des ungetrübten Rechtes an dem Referendar, der sofort mit erstaunlicher Kaltblütigkeit zu ihr zurückkehrte und sie sogar mit einer Schaggspeise beschenkte, aus der sie zum Entsetzen aller Anwesenden einige kräftige Züge that.

Hans Runo trank so viel von der Verlobungsbowle, daß die Tante ihm zweimal meuchlings den Puls zu fühlen suchte, weil sie seine lärmende Fröhlichkeit für rasendes Fieber zu halten geneigt war.

Er ertränkte aber in dieser Bowle anscheinend jeden Rest von unglücklicher Neigung zu Christel, und verhielt sich einen in Silber gefaßten Seehundszahn als Hochzeitsgeschenk.

Der glückliche Hauptmann versicherte aber mit großem Ernst, in der Zahl derjenigen, auf die er eifersüchtig gewesen wäre, hätte der Seehund einen hervortragenden Platz eingenommen.

„Wozu du überhaupt eifersüchtig warst!“ sagte Christel wegwerfend, als das Brautpaar sich nach Tisch allein befand, „wenn alle Menschen so wenig Grund dazu hätten!“

„Weißt du, wenn ein so alter Mann ein siebzehnjähriges, übermütiges Mädchen heiraten will,“ erwiderte er halb scherzend.

Christel bligte ihn zornig mit ihren dunkelblauen Augen an: „Wenn du das noch ein einziges Mal sagst!“

„Duh!“ sagte der Hauptmann — aber ich glaube, er fürchtete sich gar nicht so sehr!



hat nach dem Vorgang des Aristophanes Graf Platen in seinen Parabasen bewiesen. Und so finden wir auch in „Dreizehnlinden“ allerlei genrebildlich-humoristisches, um welches diese Achtsüßler nicht wie ein fremdartiges allzu pomphaftes Gewand herumschlotteln, sondern das sich gefügig in sie einschmiegt, so daß besonders die Schlußreime manche Pointe scharf und schlagend zum Ausdruck bringen.

Die Handlung spielt in dem von den Franken unterworfenen Sachsenlande, zur Zeit Karls des Großen, welcher der geschichtliche Held jener Zeit ist; dies wird anfangs nur mit flüchtigen Zügen angedeutet. Einen Blick auf das große Welttheater werfen wir erst weiterhin, wo in des „Prior's Lehrsprüchen“ auch ein Bild des großen Karl entrollt wird, nicht mit blinder byzantinischer Bewunderung, sondern auch mit scharfem Tadel seiner Grausamkeit:

Freiheit sei der Zweck des Zwanges,  
Wie man eine Rebe bindet,  
Daß sie, statt im Staub zu kriechen,  
Froh sich in die Lüfte windet.  
Reides schaffte Karl der Franke,  
Liebenswertes, Hassenswertes;  
Hielt er fest am Kreuz der Kirche,  
Fest er doch am Kreuz des Schwertes.  
Und mit rotgefärbten Händen  
Schwang er's gegen unsre Väter,  
Ein Apostel in der Brünne,  
Ein mit Blut besprühter Vetter.

Seinen großen Kriegsthaten wird Ruhm gespendet; doch dann heißt es:

Statt zu einen Deutschlands Stämme,  
Warf er fremde aneinander,  
Stark und groß, doch nicht so gütig,  
Wie der Grieche Alexander.

Das Blutgericht von Verden, wo bekanntlich 4500 Sachsen von ihm hingeschlachtet wurden, bleibt eine von dem Prior verdamnte Gewaltthat:

Eitler Glanz der Kömerkronen,  
Verdens graue Mordgerichte  
Mag ihm Gott verzeihn, doch schuldig  
Bleibt er sie der Weltgeschichte . . .  
Doch den Wirtern und den Mittern,  
Die da ziehn mit großem Schalle,  
Bleibt ein Mal am Schilde haften  
Und ihr Verden haben alle.

Wie himmelweit ist doch dieser menschlich fühlende Prior, der eine Heidenbekehrung mit Feuer und Schwert verurteilt, von den Helden der Redwigschen „Amaranth“ entfernt, der fanatisch dazu auffordert.

Der Held der Dichtung ist Elmar, ein freier Bauer, der auf seinem väterlichen Erbgut, dem Habichtshof, in der Nachbarschaft des fränkischen Grafen sitzt. Sein Vater ist im Kampfe gegen die Franken gefallen; seine Mutter ist die Schwester des Bischofs, der zum Christentum übergegangen war; doch sie selbst mit den andern Sachsen hielten fest am Heidentum. Und den jungen Elmar schicken sie

zum gastverwandten Wodanspriester im Lande der Friesen, wo er sich mit dem Meer und seinen Stürmen vertraut macht und gegen die Normannen kämpft. Die liebliche Thora hängt ihr Herz an den schönen Jüngling; doch er hat eine stille Liebe und sehnüchlich gedenkt er der fernen Heimat und der Hildegund, der Tochter des fränkischen Grafen, die er als Knabe aus dem Wasser gerettet, und auch sie ist ihm in treuer Liebe zugethan. Die Krankheit der Mutter ruft ihn nach Hause; heimgelehrt steht er an ihrem Totenbett.

Der Gegensatz des Christentums und Heidentums ist die Angel, um welche sich die ganze Dichtung bewegt und der Dichter hat nicht versäumt, ihn uns in lebensvoller Gestaltung vorzuführen. Da lehren wir mit ihm in das Kloster Dreizehnlinden ein und erfreuen uns an den Charakterköpfen der Mönche, die mit so frischen Farben ausgemalt sind. Jedem Porträt ist ein Lebensabriß beigegeben und zwar kein trockenes curriculum vitae. Die meisten haben ein buntbewegtes Leben hinter sich, sind weit in der Welt herumgekommen, und das giebt dem Dichter willkommenen Anlaß, uns allerlei Bilder vorzuführen, die von der Weltmacht des Christentums und seiner siegreichen Bewährung in den verschiedenen Ländern ein berebtes Zeugnis ablegen. Auf der andern Seite steht die Heidenpriesterin Swanahild, die riesenhafte, greise Drude; sie steht am Opfersteine und pflegt vor einer andächtigen Gemeinde mit Wort und That den alten heidnischen Kultus.

Für den Fortgang der Handlung ist das Erntefest entscheidend, das der Graf auf seinem Besitztum feiert. Mit andern freien Bauern ist auch Elmar geladen, um so mehr als er sich um den Grafen und sein Töchterlein Verdienste erworben, indem er einen sie bedrohenden grimmigen Bären tötete. Beim Festmahl ist der Bischof und der Abt und der Königsbote Gero zugegen, der, auf Elmar eifersüchtig, ihn mit bittern Worten kränkt und seine tote Mutter als eine Heidenpriesterin verspottet. Da gebietet ihm Elmar Schweigen in energischer Rede; doch diese Auslehnung gegen den hochstehenden Kriegsboten kann der Graf nicht ruhig hinnehmen; er verweist ihn aus seinem Schlosse. Der Bischof und der Abt reiten unzufrieden mit des Grafen Entscheidung nach ihrem Kloster zurück — hat Elmar doch nur nach dem vierten Gebot seiner Mutter Angedenken heilig gehalten. Doch Gero sinnt Schlimmeres, er steckt des Grafen Schloßbau in Brand, so daß der Graf und seine Tochter kaum den Flammen entkommen, von Elmar gerettet. Diesem lauert im Walde dann der Königsbote auf und verwundet ihn mit einem Pfeil. Der Sachse packt ihn mit kräftiger Hand und läßt ihn dann seines Weges ziehn. Doch der Beleidigung und der Brandstiftung angeklagt, muß sich Elmar













## Sehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junglaus.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In Zug wie Erschrecken war bei dem plötzlichen Ausbruch über Ulrichs Gesicht gegangen, und bei ihren ersten Worten noch dazu wie Verständnislosigkeit. Das kam daher, weil er seine Erfindung von vorhin längst vergessen hatte. Nun fiel sie ihm natürlich wieder ein. Nach seinem Walde, ja so, allerdings! Einer andern, ja wahrscheinlich den meisten Damen gegenüber hätte er jetzt die kleine Unwahrheit sorglos aufgegeben und seine weitere Begleitung angeboten. Hier wagte er das nicht; hier mußte er wirklich thun, als führe ihn sein Weg nun hinauf über die Höhe, wo er doch auf der Gotteswelt nichts zu suchen hatte. Ein lebhaftes, ja merkwürdigerweise geradezu schmerzliches Bedauern über die Trennung jetzt und den kurzen Abschied erhielt eine kleine Linderung durch den gar freundlichen Blick, mit dem Fräulein Lucius den Mühlenbesitzer ansah, und noch viel mehr dadurch, daß sie ihm die Hand reichte. Eine bloße gesellschaftliche Form, in Norddeutschland mehr als in Süddeutschland zu Hause, und die nicht viel bedeuten will! Aber es kommt im einzelnen Falle immer darauf an, wer die Form erfüllt, wie Ulrich Wedekamp jetzt gewahr wurde.

Sie waren schon einige Schritte weit voneinander, da merkte Thea, daß er stockte, weiter ging, wieder stehen blieb, wie unsicher, ob er vor- oder rückwärts sollte. Ein jüngeres Dämchen wäre wohl aus lauter Verlegenheit vorwärts gegangen, als merkte sie nichts; nicht so Fräulein Lucius; sie drehte sich ruhig um, und nun kam er, der wirklich zögernd dagestanden hatte, eilig die paar Schritte auf sie zu. „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, es ist nur wegen des Steges — gebrauchen Sie, bitte, einige Vorsicht; ganz sicher ist er nicht.“

Sie zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. „Sie sind aber doch auch vorhin darüber gegangen, Herr Wedekamp; oder nicht?“

„Ich? Ja freilich — aber das ist ganz etwas anderes.“ Nun lachte er, etwas unbehaglich, da ihr Blick an ihm herabglitt und er ihr eine gewisse Schätzung seines Mehrgewichts, die das Passieren des Steges für ihn ja noch bedenklicher machte, vom Gesicht abzulesen glaubte. „Ich meine, bei unser einem wäre ein unfreiwilliges Bad noch nicht gerade ein Unglück. Aber wenn ich denke, daß Sie — daß Ihnen . . .“ er sah wirklich angelegentlich besorgt aus. „Sie gehen etwas langsam und vorsichtig darüber, Fräulein Lucius, nicht wahr? Ich werde übrigens dafür sorgen, daß die Gemeinden da einen besseren Zustand schaffen . . . ich bin ja als Anlieger auch interessiert, und die Geschichte, wie sie ist, ist eigentlich ein wahrer Skandal, schon lange. Pardon, daß ich Sie aufgehalten habe . . . guten Abend.“

Diesmal war er es, der rasch ein Ende machte: die Zusage, daß sie die gewünschte Vorsicht gebrauchen wollte, mochte er vielleicht aus ihrem willfährigen Aussehen entnommen haben. Was konnte sie übrigens beim Übergang über die Bohlen thun, als einen Fuß vor den anderen setzen, wie vorhin auch? Daß sie den Steg etwa im Lauffschritt oder in einem kurzen Galopp nehmen würde, war bei einer jungen Dame von sechsundzwanzig Jahren doch überhaupt nicht zu fürchten!

Thea ging sehr nachdenklich zurück. Es fing etwas an, auf ihr zu lasten, eine noch unbestimmte Besorgnis. Jahr und Tag stand dieser Bohlensteg über der feichten Stelle des Flusses schon wie er war; Jahr und Tag wohnte auch Herr Ulrich Wedekamp schon drüben in der Humühle. Und jetzt, da sie, Thea Lucius, ein-, zweimal über die schwankte Brücke gegangen war, besann sich der reiche Mann erst darauf, daß dieselbe unsicher sei, und wollte die schwerfälligen ländlichen Gemeinderäte aufrütteln und es sich vielleicht, ja wahrscheinlich, auch selber

Geld kosten lassen, um dem veralteten Mißstande abzuhelpen!

Thea Lucius atmete nicht so frei wie sonst, während ihr dies alles im Kopfe herumging. Zu Hause, das heißt in ihren paar Zimmern im Gasthaus zur Mumühle, fielen ihre Blicke auf den Rohrplattenkoffer, den so ständigen Begleiter der lehtverfloffenen Jahre, daß er wirklich ein Teil ihres Lebens geworden war; das Symbol der bisherigen Beweglichkeit ihres Lebens auf alle Fälle. Wenn sie einmal wieder vor dem knien und ihn packen würde, dann bedeutete das einen Abschluß dieser Episode hier; was sollte sie sich denn nun Sorgen machen, den konnte sie ja jederzeit selber herbeiführen! Aber selbst diese Erwägung versing heute nicht; auch der Anblick des Rohrplattenkoffers, der so viel bedeutete, wie: auf und davon! war nicht imstande, seiner Besitzerin die bisherige Seelenruhe wiederzugeben.

### 6.

Es giebt Tage — und leider treten sie manchmal in einer ganzen Reihe auf — die fast nichts als Unangenehmes bringen. Und eine solche üble Serie schien dem Besitzer der Mumühle neuerdings zugebacht. Den Anfang machte ein Unfall im Mühlenbetriebe, der einem tüchtigen Arbeiter ein paar Finger kostete. Die Versicherung würde ja wohl in Kraft treten, der Mann aber eine verstümmelte rechte Hand davontragen. Es war einer noch vom alten Stamm der Mühlenarbeiter, von Ulrichs Vater her, der sich in den neuen Betrieb mit vermehrter Maschinenkraft erst hatte einleben müssen. Die wenigsten Fabrikbesitzer würden einem solchen Zufall, der in allen Industrien einmal vorkommt, mehr als ein paar flüchtige Gedanken widmen. Ulrich Wedelamp aber schien jetzt eine wunde Stelle irgendwo in seinem Innern zu haben, die dadurch empfindlich berührt wurde: ihm war, als höre er den wenn auch unvernünftigen Vorwurf: ja, ja, das kommt bei all diesem Maschinenwesen heraus! Er schickte der Familie des Verunglückten heimlich Geld, aber er fürchtete sich, den Mann mit der verbundenen Hand zu sehen; eine fast krankhafte Scheu hatte er davor.

Dann kam es von einer andern Seite: den Osterreicher Klenckla, Ulrichs rechte Hand, mußte er sich nehmen lassen. Nicht zwar durch die Konkurrenz; vielmehr streckte die Polizei seiner Heimat die Fänge nach diesem vielgewandten Manne aus, der den politischen Umtrieben dort nicht fern geblieben sein mochte.

Klenckla aber war durch gute Freunde gewarnt worden: er hatte eine kurze, inhaltreiche Unterredung mit seinem Chef, Herrn Wedelamp, und dann schickte ihn dieser auf eine Geschäftsreise nach England. So dringend schien diese zu sein, daß Klenckla schon

eine halbe Stunde, nachdem er mit Herrn Ulrich einen lehten Händedruck gewechselt hatte, in Dietrichsburg in den Zug stieg, der ihn nach Calais führte.

Und er würde nicht wieder kommen! Ulrich empfand die Trennung wirklich beinahe wie den Verlust eines lebendigen Gliedes. Er war eine dankbare Natur. Dieser Mann hatte ihm mehrere Jahre lang uneigennützig seine beste Kraft gewidmet, uneigennützig — trotz reichlichen Gewinnanteils — doch insofern, als Klenckla für das Erwerben seßhaften Wohlstandes nicht gemacht war, verschwenderisch mit seinen genialen industriellen Ideen umging, sie sorglos zur Ausnützung ihm, dem reichen Manne, überlassen hatte. Er selber jagte socialen Utopien nach, mit heimlicher Leidenschaftlichkeit: selbst seinen Herrn hier hatte er nur flüchtige Einblicke in diese seine eigentliche Welt thun lassen. Ulrich hatte jedesmal darüber gelächelt: die heißen Träume des sonderbaren Menschen schienen ihm unendlich thöricht. Aber er hatte eine Anhänglichkeit an den ihm so unähnlichen, heißblütig offenen und dann wieder verschlossenen Slaven gewonnen; er fühlte, daß er ihn besser kannte, als seine Umgebung, die dem Fremden nicht recht traute, daß er allein das wunderbare Fehlen alles gemeinen Eigennuzes bei Klenckla richtig schätze.

Selbst jetzt, in der lezten halben Stunde, da doch sein eigenes Los in der Wagschale lag, hatte Klenckla noch eifrig mit Ulrich über seine jüngste Anlage hier, zur Verwertung gewisser Abfälle beim Betrieb, gesprochen, und wahrlich nicht der Procente wegen, die er daraus zog. Ulrich hatte ihn drängen müssen, damit er den Zug nicht versäume, hatte ihm mehr Geld ausgenötigt, als jener haben wollte . . . nun war er fort, und damit wieder ein Lebensabschnitt jäh geendet.

Rein Mensch hier würde den Abgang des Osterreichers bedauern, das wußte Ulrich sehr wohl. Seine vorsichtigen deutschen Beanten hatten den vielseitigen, quecksilbrigen Mann immer mit Mißtrauen angesehen und wahrscheinlich im stillen prophezeit, daß er den Prinzipal noch einmal hineinreiten würde. Dafür war nun gethan. Ulrich, ohne es selber zu wissen, war ein Gemütsmensch. Jetzt saß er schlaff in seinem Stuhle und schaute nach dem gegenüberstehenden leeren. Dort hatte er eben noch das pocken-narbige, schnaubbärtige Gesicht Klencklas mit den lebhaften Augen, nicht unähnlich einer klugen Finscherphysiognomie, vor sich gehabt. Zum leztenmal also — und davon hatte er heute früh beim Aufstehen noch nichts geahnt. Der reiche Mann fand mit einem Male, daß das Leben keine besonders schöne Einrichtung sei . . . er hatte solcher Augenblicke in den lezten Monaten mehrere gehabt.

Jetzt fürchtete er sich förmlich vor dem nächsten Zusammentreffen mit Herrn Frederking, dem Buch-

halter und ersten Beamten des Geschäfts. Da mußte die Klenkschlasche Angelegenheit ja zur Sprache kommen. Die ganze Wahrheit darüber konnte er, schon im Interesse des Österreicher selber, dem kleinen Herrn nicht sagen: sich aber als den Dupierten Klenkschlas hinzustellen, wenn dieser von einer angeblichen Geschäftsreise nicht wieder kam, ging auch nicht an.

Herr Frederking hatte schon um eine Unterredung in den nächsten Tagen gebeten: er wollte Bericht über das neue Aktienunternehmen erstatten, da ergriff Ulrich geradezu die Flucht vor dem kleinen Buchhalter, ritt in die Stadt, machte den Hauptmann Dachröden ausspionierend und fuhr mit diesem die paar Stationen weit nach dem Neste, wo die beiden Jücker, auf einem benachbarten Rittergute, zu erreichen waren.

Er kaufte die Pferde ohne langes Feilschen, aber auch ohne rechte Freude an der Sache; Dachröden sah ihn ein paarmal, wenn er irgend eine gleichgültige Zustimmung gab, kurios von der Seite an. Den Jagdwagen, in dem die Pferde zuletzt gegangen waren, nahm er auch; Willwiz, als er davon erfuhr, war wütend über die alte Karre, anstatt des eleganten Breaks, das er Wedekamp empfohlen hatte!

Als der Handel abgeschlossen war, verspürte Ulrich nicht die geringste Lust, weder Wagen und Pferde den Eltern vorzuführen, noch auch das neue Fuhrwerk hinaus nach der Mumühle zu bringen. Er stellte alles in den Remisen und Ställen eines ihm bekannten Lohnkutschers ein. Zufällig kam er eine Stunde später dort vorüber und sah durch den Thorweg, wie ein großer hagerer Mann mit dem Fuhrherrn im Hofe im Gespräch stand. Bei einer Wendung des Kopfes, die derselbe machte, erkannte er Flörens Waters, den alten Voreisen. Mit einer widrigen beklemmenden Empfindung am Herzen ging Ulrich weiter, und ritt dann bald in seltsamer Niedergeschlagenheit nach seiner Mumühle zurück.

Das Gesicht des kleinen Buchhalters trug seinen verheißungsvollsten Ausdruck, als er in diesen Tagen bei dem Prinzipal eintrat. Die Unterredung fand diesmal in der Villa und im kleinen Arbeitskabinett des jungen Herrn statt. „Herr Klenkschla ist verreist, wie ich höre,“ damit begann der Herr Frederking, und das war dem Prinzipal beinahe lieb; nun bekam er die Sache gleich vom Herzen. „Ja, Klenkschla ist in London; wenigstens datiert sein letzter Brief von da,“ sagte er kurz. Herr Frederking ließ sich aber nicht irre machen. „Er ist natürlich im Interesse unseres Geschäfts dort,“ warf er in halber Frage hin. Der Prinzipal trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, dann setzte er sich mit einem Ruck zu dem Buchhalter herum. „Klenkschla wird

vorläufig in England bleiben, in seinem eigenen Interesse, aber mit meiner vollen Zustimmung. Vielleicht sind Sie so gut, das den übrigen Herren mitzuteilen, lieber Frederking, und zwar so, daß von vornherein allzu vieles Gerede vermieden wird. Sie verstehen mich schon; auf Sie kann ich mich ja verlassen.“

Herr Frederking verstand den Prinzipal zwar so gut wie gar nicht, aber er merkte doch, daß man den Österreicher wahrscheinlich los war. Um so besser. Wie brillant der Mann aber hier abgeschnitten hatte, das sollte Herr Wedekamp erst noch erfahren. „Es kam mir vor, wie manchmal beim Hasardspiel: wer da Glück hat, der hört mit einem tüchtigen Gewinn auf; hätte er weiter gespielt, so wäre alles wieder flöten gegangen.“ So äußerte sich Herr Frederking wohl später über die Sache, und mit dem glücklichen und schlaunen Gewinner verglich er Ulrich Wedekamp, der sich gerade jetzt von diesem Klenkschla losgemacht hatte oder ihn durch einen günstigen Zufall zu rechter Zeit losgeworden war. Denn was er heute mitzuteilen hatte, war das glänzende Geschäft mit den Aktien des allerletzten Nebenunternehmens, das als Aktiengesellschaft mit Ulrich an der Spitze ins Leben getreten war, der Abfallverwertung durch eine neue, höchst sinnreiche Maschine, das alles eine Idee des Österreicher!

So zurückhaltend Herr Frederking begonnen hatte, nach und nach schoß sein Gesicht förmlich Strahlen: das Vertrauen, mit dem die Börse die Aktien aufgenommen hatte, mußte ja an sich schon den Unternehmern ein wahres Hochgefühl geben. Den Reingewinn aus der ersten Börsenmanipulation mit den Aktien hatte Herr Frederking sehr vorsichtig, sehr pessimistisch, wie er sich ausdrückte, angelegt, und derselbe bezifferte sich schon auf eine Summe, vor der andern geschwindelt haben würde.

Aber auch Ulrich Wedekamp stuzte erst und dann atmete er schwer. Was war das mit ihm . . . war er krank? Als wären jene Hunderttausende ein einziger Klumpen und hätten sich ihm jetzt auf die Brust gelegt, so war ihm zu Mute. Hätte ihm Frederking jetzt einen Fehlschlag mitgeteilt, das fühlte er mit überwältigender Gewißheit, so wäre ihm leichter und besser ums Herz gewesen. Eine unabwiesbare Überzeugung bemächtigte sich seiner, daß der Reichtum ihm je länger je mehr zum Unglück gereichen müsse. Ein recht tüchtiger Geldverlust wäre gewesen, was den störend und beängstigend vollen Blutgefäßen ein Aderlaß, er hätte Erleichterung gebracht. Da wäre des schweren Mannes Energie wachgerufen worden, er hätte sich rühren, sinnen, arbeiten müssen, um weiterem Unheil zuvorzukommen, aber so — so . . . Eine Jugend- und Schülererinnerung schoß ihm durch

den Kopf, der Gedanke an die Schillersche Ballade von dem Manne, den das Glück jubringlich verfolgt wie ein buhlerisches Weib und sich nicht abweisen läßt, während der Freund, der die Nemesis kennt, sich zuletzt schauernd als vor einem zum Verderben Gezeichneten von ihm abwendet.

Und neben diesen Empfindungen her lief die andere: wenn jetzt Frederking wie durch ein Glasfenster in mich hineinschauen könnte, er würde mich unfehlbar für verrückt halten.

Während sie noch Einzelheiten verhandelten, suchte Ulrich aber doch in Gedanken umher nach etwas, wodurch er den Beamten und Arbeitern gegenüber gewissermaßen über den neuen Erfolg quittieren könne. Eine namhafte Zuweisung an ihre Krankenkasse vielleicht für die letzteren; und was die Herren vom Bureau betraf — wenn er nun ihre Schule auf eigene Rechnung übernahm . . .

Hier stockte er jäh in seinem Gedankengang und ihm wurde heiß, so daß er sich lüftend mit zwei Fingern zwischen Hals und Kragen fuhr. Dann wäre er der direkte Brotherr von Fräulein Lucius geworden . . . unmöglich, mit ihr auf diesem Fuße zu verkehren! Zu groß wäre der Gegensatz gewesen zwischen dem, was wie Abhängigkeit von ihm ausgesehen hätte, und ihrer vornehmen Überlegenheit. Überhaupt, dies ganze Fräulein Lucius! Ich wollte, ich hätte sie nie gesehen, hatte er schon ein paarmal bitter gedacht. War es nicht, wenn er der Sache auf den Grund ging, gerade als ströme von dieser Erscheinung das Licht aus, das ihm sein ganzes Leben neuerdings in einer so trostlosen Beleuchtung zeigte!

Mit dem Geschäftlichen waren sie nun so ziemlich fertig; wäre Ulrich aufmerksamer gewesen, so hätte er gemerkt, daß Herr Frederking noch etwas auf dem Herzen habe. Jetzt horchte dieser letztere mehr als der Hausherr selber auf Geräusch und Stimmen unten im Flur, nachdem die Klingel sehr schrill geläutet worden war. Noch ein paar Augenblicke und nun überzog sich das spitze feine Gesicht des Buchhalters mit der Röthe des Unbehagens, und er machte Miene, aufzuspringen, während Herr Wedelamp, den Bleistift in der Hand, flüchtige Ziffern auf eine Schreibunterlage warf — die Berechnung dessen, was er für seine Arbeiterkrankenkasse stiften wollte — und gar nichts zu hören schien.

Jetzt klopfte es und die Haushälterin, die Frau des Gärtners, trat ein mit der etwas verlegenen Meldung, es sei jemand draußen, eine Frau, die den Herrn Wedelamp durchaus sprechen wolle. „Die Frau Lipprand ist es“ — Herr Frederking hatte der Meldenden den Namen von den Lippen genommen und drehte sich jetzt hastig zu dem Prinzipal um, mit einer abwehrenden Handbewegung zugleich gegen

die Thüre. „Sie soll warten,“ hatte indessen Ulrich Wedelamp kurz und mit charakteristischer Ruhe gesagt, und nun nickte Herr Frederking eifrige Verstärkung dieses Bescheides. Sowie sich die Thüre hinter der Haushälterin geschlossen hatte, begann er: „Gut, daß ich gerade hier war, Herr Wedelamp; ich hatte Sie auch soeben auf dieses, hm, dieses Intermezzo vorbereiten wollen und wußte nur nicht, wie ich anfangen sollte. Es betrifft nämlich unsere Schule —“ jetzt ruhte der Stift des Prinzipals schon, weil die Hand, die ihn führte, plötzlich schwer auf dem Tische lag — „Sie dürften also, streng genommen, gar nicht damit bebelligt werden . . . Aber diese Lipprand — es ist, unter uns gesagt, eine ganz rabiate Frau . . . sie ist wütend auf die Lehrerin, weil diese mit ihren Kindern etwas vorgehabt hat — wegen Unwahrheit ist es, glaube ich, gewesen . . . Das Fräulein mag es ja etwas genau nehmen, aber das kommt doch unsern Kleinen zu gute, nicht wahr? Eine solche unvernünftige Frau aber . . . der Lipprand selber kann sie ja nicht bändigen, der doch außer dem Hause mit seinen Grobschmieden fertig wird,“ und der kleine Herr hatte unwillkürlich leiser gesprochen, in dem Maße, als man von draußen eine scharfe Weiberstimme immer deutlicher vernahm; jetzt schloß er, ernstlich unwillig: „Ich begreife aber doch nicht, woher sie den Mut nimmt, zu Ihnen zu kommen . . . daß sie dem Fräulein Lucius auch noch ins Haus rücken wollte, nachdem sie sich bei mir schon Lust gemacht hatte, war wahrhaftig gerade genug . . .“

Herr Ulrich Wedelamp hatte bei den letzten Worten die Faust schwer auf die Tischplatte gesetzt und drehte sich jetzt in seinem Stuhle langsam nach der Thüre um, den breiten Oberkörper, mit einem Ausdruck im Gesicht, der den Buchhalter denken ließ: „wenn die da draußen ihn so sähe, sie bliebe, wo sie ist!“ Er war aufgestanden; der Prinzipal reichte ihm die Hand und nickte ihm zu. Wortlanger war er doch jetzt, als je! Und wenn einer eben erfahren hat, daß er wieder um so viel reicher geworden ist . . . da könnte er denn doch anders aussehen!

Dies die stille Ansicht des Buchhalters, während er hinaus ging. Er war knapp aus der Thüre, als die Frau des Werkführers, geheißt wie eine Dampfmaschine, an ihm vorüberschießen wollte. Die Nähe des Prinzipals mochte ihm den Mut geben, ihr die Hand auf den Arm zu legen mit den halblauten Worten: „Nur Ruhe, Frau Lipprand . . . wollen Sie denn nicht warten, bis Sie —“

„Gerufen werden,“ hatte er sagen wollen, aber die Frau schnitt ihm das Wort ab; wann hätte wohl, so lange die Welt steht, ein zorniges Weib auf eine Mahnung zur Ruhe gehört: „Ich muß und soll den Herrn Wedelamp sprechen,“ leuchtete





gern ein paar Minuten gelauscht, aber das schiedte sich für ihn doch nicht; die Frauenzimmer, die wahrscheinlich unten aus der Küche ebenfalls horchten, hätten ihn ja auch sehen können; so ging er denn langsam die Stufen hinab und verließ das Haus.

Indessen hatte Frau Pipprand drinnen hinter der Thüre ihren ersten Moment der Verblüffung erlebt. Es war weiter nichts geschehen, als daß der junge Mühlenbesitzer sie kalt und fremd, als sehe er sie zum erstenmal, gefragt hatte: „Was wollen Sie?“ Die drei Worte nur, aber sie hatten doch die Wirkung eines tüchtigen Kaltwasserstrahles gehabt. Sie zum Sitzen auffordern that er auch nicht, er, der sonst stets von gutmütiger Höflichkeit war und der Familie des brauchbaren Wertmeisters schon manche Vergünstigung eingeräumt hatte. Darauf hatte sie auch bei sich gepocht, und das kam jetzt in konfussem Redegesprudel zu Tage, ein Gemisch von schmeichlerischem Um-den-Bart-gehen beim Brotherrn und von anmaßlicher Überzeugung von der Unentbehrlichkeit ihres Mannes und ihrer eigenen Vortrefflichkeit.

Ulrich ließ sie eine Weile schwagen, dann sagte er eifrig: „Ich warte darauf, daß Sie zur Sache kommen. Was bringt Sie hierher? Worüber beklagen Sie sich?“

Jetzt trat in das gewöhnliche breite Gesicht der Frau, das sich bei der Frage verfärbt hatte, ein tückischer Ausdruck und ein lauernder Blick streifte den Prinzipal. „O, ich dachte, Herr Wedekamp wüßten vielleicht schon durch den Herrn Buchhalter ... das Schulfräulein will uns hier mit ihren verschrobenen hochtrabenden Ideen kommen! Ich habe immer schon zur Frau Buchhalter gesagt: das ist ja nichts für uns, aber was die gute Frau Frederting ist, die hat auch so 'n bißchen 'nen Nagel ... und dann: es ist kein Wunder, daß die der Schulprinzess die Stange hält, denn ihr Quisken ist ja lieb Kind bei der ... die wird vorgezogen, natürlich, die ist was Besseres als meine Kinder! Aber mein Mann bezahlt doch ebensogut wie der Buchhalter, nicht wahr, und bezahlt zwei Teile, wo der nur einen zahlt! Und wofür geben wir das Geld aus? lernen sollen die Kinder, was recht ist ... Lesen, Rechnen, Schönschreiben und Geographie, und das bißchen Gelehrsamkeit, was dazu gehört, das mag sie ja weg haben, die Lucius, das soll sie anbringen, und sich in weiter nichts mischen! Aber was meinen Sie: da ist mein Erich neulich mit seiner Schreiberei nicht fertig geworden, und wie sie fragt, sagt der Junge, das Buch wäre

ihm unterwegs in den Schmutz gefallen, und deshalb hätte er's nicht ... so ein Kind, ich bitte Sie, das macht auch 'mal Flausen und denkt sich weiter nichts dabei! Da hat sie aber eine großartige Untersuchung angestellt, es ist zum Lachen ... schickt die Selma nach Hause, die soll das Schreibbuch holen ... die wußte aber Bescheid, das Ding ist nicht auf den Kopf gefallen —“ und die glückliche Mutter der vielversprechenden Geschwister lachte aus vollem Halse — „die hat das Heft unterwegs 'mal so 'n bißchen im Straßenschmutz herumgedreht, um ihren Bruder doch nicht Lügen strafen zu lassen. Ich sage es, wie es ist, Herr Wedekamp, lieber Himmel, Kinder sind Kinder. Das gnädige Fräulein aber —“ wieder mit dem tückischen Blick — „die muß sich doch auf Finten verstehen, die hat ja aufgeführt, als wäre sie bei einem Polizeikommissar in die Schule gegangen! Der Schmutz an dem Heft wäre noch naß, und nun hat sie den armen Kindern zugefegt bis aufs Blut und alles herausgeschnüffelt und da hat sie mit Lügen und Betrügen um sich geworfen ... Betrüger! — meine Kinder, Herr Wedekamp, den Heller sollen Sie schlucken, den ich je veruntreut habe, und was mein Mann ist, wissen Sie doch am besten! hat die Kinder furchtbar heruntergeputzt und vor den andern schlecht gemacht und dann an meinen Mann ein Briefchen geschrieben — so ein hochtrabender Stil und es roch alles nach Parfüm, Papier und Couvert, aber der Sinn war doch, daß sie an dem Jungen, dem Erich, kein gutes Haar ließ — er wäre lügenhaft und träge, und die Selma auch nicht viel besser, und heßt mir den Pipprand gegen die armen Kinder auf, daß er sie, wenn ich mich nicht ins Mittel legte, braun und blau geschlagen hätte!“

Hier mußte die Mutter von Erich und Selma endlich innehalten, um Atem zu schöpfen. Ulrich Wedekamp hatte während ihres unaufhaltamen Redeflusses Zeit gehabt, von seiner anfänglichen stillen Wut etwas zurückzukommen. Die grenzenlose Thorheit der Haushaltsfurie da wirkte entwaffnend.

Und als er nun endlich auch zum Sprechen kam, sagte er: „Sie sind mit Ihren Klagen an den unrichtigen Ort geraten, Frau Pipprand. Was wollen Sie eigentlich von mir? Ich habe Fräulein Lucius nicht angestellt und die Disciplin in ihrer Schule geht mich erst recht nichts an: dafür hat sie selber zu sorgen.“

(Fortsetzung folgt in Heft 9.)







Sie stiftete den badischen Frauenverein, welcher bisher schon unendlich viel Gutes auf dem Gebiete der Krankenpflege und Kindererziehung geleistet hat. Ferner hat die Großherzogin unentwegt Anregung und Anleitung gegeben, daß die Hilfstätigkeit des Vereins immer mehr den Charakter einer Erziehung des weiblichen Geschlechts zur Erwerbsthätigkeit und Lebensfähigkeit annahm, und die Anstalten des badischen Frauenvereins sind denn auch in der Folge zu Musteranstalten geworden. Bis zur Stunde hört die unermülich rastlose Fürstin nicht auf, neue Zweige einzuführen zu Ruh und Frommen ihres Landes, und manch unbewohntes Lustschloß hat das Großherzogliche Paar schon für das allgemeine Wohl als Heimstätte geöffnet.

Die Kriegsjahre 1864 und 1866 hatten die Leistungsfähigkeit des badischen Frauenvereins schon auf die Probe gestellt, aber auch sein Streben gesteigert; die kurze Friedenszeit wurde wieder friedlicher Arbeit gewidmet. Was der badische Frauenverein 1870—1871 geleistet hat, ist ein Stück Kriegsgeschichte, alles aber unter Anseherung und Mitarbeit der Großherzogin, welche ganz dem Beispiele und Vorbilde ihrer edlen Mutter folgte. Nicht mehr galt die Großherzogin jetzt in den Augen ihrer Badenser, wie anfangs, als die fremde preussische Prinzessin, sie war nicht nur die Gemahlin des allverehrten Landesherren, die Tochter des siegreichen Kaisers, der gütigen Kaiserin Augusta, die Schwester des tapferen Erben des Reiches, sie war eine echte, wahre Landesmutter in des Wortes vollster und schönster Bedeutung.

Ein so unermüliches Wirken, wie es die Großherzogin übte, war natürlich auch von größtem Einfluß auf die gesamte Frauenvwelt des Landes, und es erwuchsen ihr nicht nur treue Mitarbeiterinnen für ihre Schöpfungen, sondern ihr Beispiel erweckte überall Verehrung und Bewunderung, welche man ihr bei jeder Gelegenheit zu bethätigen strebte. So beim fünfundsingzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs, bei der Vermählung ihrer einzigen Tochter mit dem Kronprinzen von Schweden, welche zugleich mit der silbernen Hochzeit des großherzoglichen Paares begangen wurde (20. September 1881).

Neben den Schlössern in Karlsruhe und dem tannenumrauteten Baden-Baden war und ist der liebste Aufenthalt der großherzoglichen Familie das zauberhafte Inselfloß Mainau im Bodensee. Dort erschien alljährlich der greise Kaiser Wilhelm, zuweilen auch Kaiserin Augusta, um sich des glücklichen Familienlebens der geliebten Tochter zu erfreuen. Alljährlich im März zum Geburtstag des hochverehrten Familienhauptes und zu Weihnachten weilte das großherzogliche Paar in Berlin. Dort besuchte die Großherzogin mit der kaiserlichen Mutter alle unter deren Schutz stehenden Vereine und Anstalten, und entzückte überall durch ihre anmutvolle liebenswürdige Freundlichkeit. Jeden Fortschritt, den sie in Berlin kennen lernte, war sie alsdann bestrebt, für ihr geliebtes Baden nutzbar zu machen.

Als im Jahre 1878 fesselhafte Betwegenheit die Nordsee gegen den greisen deutschen Kaiser richtete, bewährte sich die Großherzogin als die treueste, opferwilligste Pflegerin ihres Vaters; sie begleitete ihn nach der segenspendenden Heilquelle von Teplitz, und ihre unbegrenzte kindliche Hingebung wurde durch volle Genesung des teuern Kranken belohnt.

Auch bei der schweren Krankheit, welche bald danach den Großherzog heimsuchte, bewährte sie sich als ein Musterbild weiblicher Treue und Liebeskraft; ihre Pflege rang den schwerkranken Gatten dem drohenden Schicksale ab.

Einen kurzen Lichtblick brachte die Verlobung und Vermählung des Erbprinzen mit der Prinzessin Hilma von Nassau: doch bald folgten weitere Prüfungen und Schicksalsschläge. Ein ernstes Leiden des Erbprinzen bedingte einen Winter-

aufenthalt der jungen Gatten am Mittelmeere. 1886 ließ ein beginnendes Augenleiden der Großherzogin fast vollständiges Erblinden befürchten; die folgenden schmerzreichen Jahre verschlimmerten dasselbe. Monate lang war die arbeitsfreudige Frau zu völliger Untätigkeit verurteilt, mußte sich in dunkel verdungenem Gemach aufhalten und die einst so strahlenden schönen Augen von dunklen Gläsern bedeckt tragen.

Im Februar 1888 besuchte das großherzogliche Paar den so schwer leidenden Bruder, mit dem sie der innigsten Liebe Bande einten, in San Remo und den Sohn in Cannes. Der jüngere Sohn, Prinz Ludwig Wilhelm, welcher seinen Studien in Freiburg oblag, begrüßte die Eltern bei ihrer Durchreise gesund und munter, sie sollten jedoch den blühenden Jüngling lebend nicht wiedersehen! Nach einigen bittertraurigen Tagen bei dem deutschen Kronprinzen, wo sie mit tiefem Schmerz den qualvollen Zustand des edlen Dulders wahrgenommen hatten, waren sie nach Cannes geritt. Auf der Rückreise nach San Remo, da sie den teuern Kranken, dessen Tage schon damals gezählt schienen, noch einmal sehen wollten, traf sie die Schreckenskunde, daß eine anfangs nicht beachtete Erkältung des Prinzen Ludwig Wilhelm eine gefährliche Wendung genommen habe, sie reisten unverzüglich ab, und in Basel erzielte sie die Nachricht von dem in der Nacht vom 23. bis 24. Februar erfolgten Tode des geliebten Sohnes.

Bald darauf ging Kaiser Wilhelm zum ewigen Frieden ein. Die leidgeprüfte Kaisertochter zeigte sich in dieser schweren Zeit als wahrhaft heldenmütige, seelenstarke Frau, welche sich nicht nur die eigene Kraft zu bewahren strebte, sondern bemüht war, den Mut anderer zu heben und zu beleben. Wenige Monate später erlag Kaiser Friedrich seinen furchtbaren Leiden; wie die edle Frau auch bei dieser herben Prüfung ihre Seelenstärke bewahrte, zeigen ihre Worte: „In dem immer ärmer gewordenen Leben soll mir der dreifach durchlämpfte Schmerz zu einer Kraft werden, nur um so mehr zu streben, Liebe zu üben und anderer Not zu lindern.“ Im Spätsommer desselben Jahres stiftete sie in Erinnerung an ihren verklärten Liebbling an dessen Geburtstag das Ludwig-Wilhelms-Pflegehaus in Baden-Baden, eine Erholungsstätte für alleinstehende Frauen gebildeter Stände.

Nachdem die Großherzogin den Frühling und Sommer 1889 mit ihrer hohen Mutter in Baden-Baden verlebte hatte, beging Kaiserin Augusta ihren Geburtstag auf der Mainau, es sollte ihr letzter sein! Noch konnte die zärtliche Tochter die greise Mutter bei den Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste unterstützen, noch war es der kaiserlichen Witwe vergönnt, am Neujahrstage die greisen Paladine des großen Kaisers zu empfangen, da erkrankte sie, und nach einigen bangen Leidestagen, welche die Liebe der Tochter noch verschönte und erhellte, trennte am 7. Januar 1890 der Tod Mutter und Tochter.

Von dem erlauchten Kreise, der die Großherzogin einst umgab, ist ihr nur einer geblieben, ihr Gatte, dem sie seit mehr als vierzig Jahren die treueste Genossin in Freud und Leid, der ihr Trost und ihre Stütze war, wenn der Schmerz sie niederbeugen wollte. Die segensreiche Regierung des Großherzogs Friedrich ist allbekannt, aber unzertrennlich von dem Bilde des verehrungswürdigen Fürsten, ist dem Volke das der edlen Fürstin, welche die göttliche Verheißung erfüllt: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein!“

Jenes große Wort, welches der Dichtersfürst Goethe einst in Bezug auf die Großmutter der Großherzogin, die Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar äußerte, findet auch voll und ganz auf die Enkelin Anwendung: „Darauf kommt es an, daß wenn auch der Purpur abgelegt wird, noch sehr Großes, ja eigentlich das Beste übrigbleibt.“

R. R.

























# Vor Weihnachten.

Lied von Carl Gerol.

Komponiert von Carl Reinecke.

Allegretto.



Die Kin-der sit-zen im Zim-mer— Weihnach-ten ist nicht mehr weit— bei  
Und wo ein flöc-chen im Tan-ze den Schei-ben vor-ü-ber schweift, da

v 2

trau · li · chem Lam · pen · schim · mer und ju · beln: es schneit, es schneit! Das  
flimmerts in sil · ber · nem Glan · ze, vom Eich · te der Lam · pe ge · streift. Die

leich · te flo · den · ge · wim · mel, es schwe · bet durch die däm · mern · de  
Kind · lein seh'ns mit froh · lo · den und drän · gen sich ans Fen · ster

Nacht,  
dicht,  
her · un · ter vom ho · hen Him · mel, vor ·  
ver · fol · gen die Sil · ber · flo · den, die

1  
ü · ber am fen · ster sacht.  
Mu · ter lä · chelnd

2.  
spricht:

Die halben Takte etwas schneller als vorher.

„Wißt, Kinder, die Eng-lein schneiden im Himmel jezt früh und spät, an Pup-penbettchen und

Klei - dern wird flei-ßig auf Weihnacht ge - näht. Da fällt von Jä-dchen und Röd-chen

manch sil-berner Glit-ter bei-seit, vom Bettchen manch Feder - flöck-chen, auf Er-den sagt man: es

*rit. p* **Tempo primo.**  
 schneit, es schneit. Und seid ihr lieb und ver-nünf - tig, ist manches für euch auch be -

*p rit.* *mf dolce*







muß ich euch verlassen“, sagte der eine von den Engeln und stieg die Treppe zur Orgel hinan, wo der alte Organist eben die Register gezogen hatte. Da setzte er sich nieder und spielte, und in das alte Werk kam mit einem Male ein neues Leben. Es war, als seien die Geister, die das Jahr über darin geschlummert, wach geworden, so brauste es und klang es, bald jubelnd voll himmlischer Freude, bald feierlich ernst und getragen, und die Töne flogen hinunter und klangen wieder in den Herzen der Hörer; ja, ein altes halbtaubes Mütterlein, das im hintersten Winkel saß, vernahm sie sogar, daß es verwundert dachte, was nur mit dem alten Rüstler vorgefallen sei, und je länger sie zuhörte, um so heller und froher und jugendlicher wurde es in ihrem alten Herzen, und sie stimmte ein in den Gesang der Gemeinde: Ehre sei Gott in der Höhe!

Das gute Weiblein, es wußte nicht, daß der Engel der Frömmigkeit an der Orgel saß und spielte.

Die sechs Engel flogen weiter und kamen durch die Gasse des Dorfs an ein niederes Haus, das letzte und ärmste, das im Dorfe war, und wieder sagte einer der Engel: „hier muß ich Halt machen“ und trat durch die niedrige Thür in die dämmrige Stube, wo zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen am warmen Ofen saßen und miteinander flüsteren, als fürchteten sie, den Zauber des Festes zu stören. „Wenn Vater und Mutter aus der Kirche kommen, dann werden sie den Christbaum anzünden“, sagte der Knabe. „Ach nein“, meinte das Mädglein, „das thut der Christengel selbst, der hat ihn auch angepuzt und die Lichter darauf gesteckt, er geht von Haus zu Haus und weiß, wo die guten Kinder wohnen.“ — „Ich wünsche mir eine Schachtel Bleisoldaten“, sagte der Knabe nach einer Weile, aber das kostet viel Geld, und der Vater ist arm, ich glaube nicht, daß ich's bekommen werde.“ — „Und ich“, sagte die Kleine, ich wünsche mir eine Puppe, die muß einen roten Rock anhaben mit Spizen, und die will ich Margrete taufen und sie an- und ausziehen, und im Garten spazieren tragen, wenn erst wieder Frühling ist!“ — Der Engel hörte, was die Kinder sagten, denn er saß neben ihnen auf der Ofenbank; im Nebenzimmer stand der geschmückte Christbaum und darunter eine Schachtel Bleisoldaten und eine Puppe mit rotem Spizenkleid und gemalten Bäckchen, der Engel wußte es, aber die Kinder ahnten es nur. Da beugte er sich zu ihnen und küßte sie beide, und wie er sie geküßt hatte, konnten sie sich nicht mehr halten vor lauter Freude, jubelten und lachten und streckten die Hände voller Erwartung nach der verschlossenen Thür. Der Engel der Freude aber lächelte still.

Unterdessen führte die fünf andern Engel ihr Flug weiter nach einer Stadt, die am Meere lag.

Im Hafen lagen große und kleine Schiffe festgefroren zwischen den mächtigen Schollen, unter ihnen auch ein Boot mit einer einzigen Kajüte. Auf Mast und Verdeck lag der Schnee, drin in der Kajüte war es behaglich, denn ein Feuer brannte im Ofen und ein junger Matrose saß dabei und schmauchte seine Thonpfeife. Aber er war nicht allein, ein junges Mädchen saß neben ihm und strickte, und eine alte Frau war dabei, die war sanft eingeschlummert in dem weichen Polsterstuhle. „Es ist schön von euch, daß ihr gekommen seid, das Fest mit mir zu feiern“, sagte der Matrose und nickte dazu, ich fühle mich einsam, seit mein Schiff unthätig vor Anker liegt. Wäre nur erst wieder Frühling und ich könnte hinaus in die wogende See, wo der Wind meine Segel schwellt, es ist so schön da draußen!“ — „Aber ist es nicht auch daheim schön“, fragte das junge Mädchen, „hast du niemals nach Haus gedacht, Peter, und an die Zeit, wo wir zusammen als Kinder Weihnachten feierten und in deines Vaters Stube auf das Christkind warteten?“ — „Es ist wahr“, sagte der Jüngling, ähnliches habe ich gedacht, aber wenn der Sturm heult und die Wellen gehn, wenn die kreischenden Möwen um den Kiel fliegen, fühle ich mich so frei und kräftig.“ — „Und denkst nicht an die Gefahr, und daß es wohl solche giebt, die traurig sein würden, wenn dir ein Leid zustieße!“ — Da trat ein Engel in die niedere Kajüte, ohne daß sie es merkten, aber sie fühlten es wohl, und daß sie es fühlten, davon gab der Ton ihrer Stimmen Zeugnis und der Glanz ihrer Augen, die sich suchten und doch erschreckt einander auswichen. Der junge Matrose hatte des Mädchens Hand erfaßt. „Würdest du weinen, Annemarie?“ fragte er endlich, „wenn es eines Tages hieße, der Peter sei ertrunken in der tiefen See?“ — Sie gab ihm keine Antwort, aber eine Thräne schimmerte in ihrem Auge, und er sah die Thräne und fragte nicht weiter. Er zog sie an sich und küßte sie und sie ließ es ruhig geschehen. Sie liebten sich beide und hatten es in der Christnacht erkannt, als der Engel der Liebe in die niedere Kajüte trat.

In der großen Stadt gab es auch ein Haus, das einen jungen Dichter beherbergte. Dieser wohnte nicht in den untern Stockwerken, wo fremdländische Blumen an den Fenstern prangten, er wohnte ganz hoch droben in einer kleinen Dachkammer, von wo sein Blick über die Dächer der Stadt nach dem fernnen Meerbusen hinüberreichte, der jetzt in eisiger Ruhe lag. Es sah ärmlich genug im Zimmer aus und kalt war es auch, der Rock, den der Dichter anhatte, war alt und verblichen, man sah es wohl, daß sich niemand um ihn kümmerte. „Es ist heute Weihnachten!“ sagte er und trat ans Fenster. „Wie viele Menschen mögen sich jetzt freuen und jubeln,

doch wird auch mancher diese Stunde in stillem Kummer verbringen. Ich kenne die Freude und kenne auch das Leid der Menschen, ich lese es in ihren Augen und in ihrem Herzen. Aber wie ich hier über ihnen stehe, ist mir's, als lebte ich in einer höheren, reineren Welt, als die dort unten, denn ich darf Herz und Augen erfreuen an der ewigen Schönheit der Kunst. Wenn der Gedanke einer neuen Dichtung in mir aufsteigt, wenn es mir gelingt, in Worte zu fassen, was andere nur dunkel zu fühlen vermögen, vergesse ich, daß ich nur ein armer Dichter bin und bin glücklicher, als der reiche Kaufherr, der dort unten große Gesellschaft giebt, deren Lärm bis zu mir heraufdringt." — „Ja, du bist es,“ flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr, und er sah neben sich eine leuchtende Engelsgestalt, „du bist es, auch wenn dir kein grünender Lorbeer winkt und kein schmeichelhaftes Lob deinen Ruhm verkündet, denn ich stehe dir bei und führe dich in eine höhere Sphäre, ich, die Begeisterung für das Schöne, Große und Gute!“

Es waren nur noch drei Engel beisammen, die durch die Straßen der Stadt und über die stillen Plätze schritten. Es war spät geworden, die Glocken waren verstummt, hie und da verlöschte ein Licht und wurde ein Fenster dunkel. Ein großes Haus lag völlig in Dunkel gehüllt, es war ein altes Handelshaus, wo am Werttage eifrig geschafft wurde von fleißigen Menschen. Jetzt waren sie alle daheim im Kreise der Ihren, und der ärmste Handlanger hatte für die frohe Feier seinen Urlaub erhalten. Nur einer war im Hause, der Herr des Geschäftes, für den all die andern sich das Jahr über geplagt hatten. Er ging langsamen Schrittes durch die Räume des Hauses, durch die Speicher und Lagerplätze, wo sein Reichthum ruhte, er kannte jeden Ballen und wußte, was er ihm einbringen würde, aber er dachte jetzt nicht daran und fühlte sich einsam in der stillen Umgebung. Er war schon alt, sein Haar weiß wie Schnee, sein Gang gebückt. Er hatte auch einst im Kreise seiner Lieben fröhliche Weihnachten gefeiert, jetzt waren sie von ihm gegangen und schliefen längst unter der kühlen Erde. Für wen hatte er all die Reichthümer gesammelt, für wen sich gemüht und geplagt sein ganzes Leben hindurch? Er setzte sich auf eine Kiste und stützte das Haupt in die Hand. Aber wie er so saß, wurde ihm allmählich wohliger und warm um's Herz, er vergaß seine Einsamkeit, die Lider fielen ihm zu und ihm war, als streiche ihm eine milde Hand über Stirn und Augen. Der Engel der Erinnerung war bei ihm eingetreten und zündete ihm den Christbaum an, er führte ihn zurück in die längst entschwundene Vergangenheit, er machte ihn wieder zum Kinde und rief die lieben alten vergessenen geglaubten Bilder wach. Den Lichterbaum

sah er brennen im Hause seines Vaters, er sah seiner lieben Mutter in die treusorgenden Augen und freute sich, wie sich nur ein Kind zu freuen vermag.

„Hier müssen auch wir uns trennen,“ sagte der Engel des Friedens zu dem Engel des Trostes, ich habe noch eine Straße weiter zu gehn, und du bist am Ziel deines Weges. Sie standen beide am Thore des Friedhofes. Ein eisiger Wind wehte über die verlassenem Grabhügel, und wenn ein Mensch vorüberging, so verdoppelte er seinen Schritt, um in die warme Stube zu kommen. Der Engel des Trostes achtete die Kälte nicht, er lächelte froh, wie er zwischen den Gräbern hinschritt, wußte er doch, daß ein unruhiges, pochendes Menschenherz auf seine Weihnachtsgabe harrete. Er wußte, es war eine Mutter, die ihren Liebling begraben hatte und die nun mit einem Tannenbäumchen beladen zu seinem Grabe gegangen war, um ein stilles, trauriges Weihnachten dort zu feiern. Der Engel des Trostes war an manchem unbemerkt vorbeigegangen, der in frohen Gedanken des Weges schritt. Sie brauchten ihn ja nicht und dachten nicht an ihn, denn sie waren glücklich und fröhlich. Einst freilich, wußte er, würden auch sie sich sehnen nach seiner himmlischen Nähe und seines freundlichen Zuspruchs bedürfen. — Und nun stand er neben der weinenden Mutter, löste ihr sanft die Hände vom Gesicht und schaute sie an mit seinem klaren milden Blick. „Du mußt nicht weinen,“ sagte er zu ihr und wies hinauf zum Himmel, wo Millionen von Sternen brannten. „Sieh, dein Kind feiert fröhliche Weihnachten, und auch ihm strahlt der Christbaum mit seinen goldnen Lichtern!“

Der Engel des Friedens verfolgte einsam seinen stillen Weg. Er dachte an seine Engelbrüder, die mit ihm ausgezogen waren, um den Menschen Gutes zu thun. Sie alle, dachte er, führen himmlische Gaben mit sich und erquicken den armen Erdenpilger nach ihrer Weise, aber ich allein darf ihm das Beste bringen, danach er sich sein ganzes Leben hindurch sehnt, ohne es doch ganz zu erreichen, denn erst dann, wenn Erdenleid und Erdenfreude für ihn vergangen sind, wird ihm meine ganze Segnung zu teil. In diese Thür, durch die ich jetzt hineintrete, sind vor mir in früheren Zeiten all die andern gekommen, der Engel der Freude und der Liebe, der Engel der Erinnerung und des Trostes, sie alle haben das Menschenherz da drinnen erfreut und erhoben, nun will auch ich ihm meine Weihnachtsgabe bringen. Er trat an das Bett, das im Zimmer war, auf dem ein krankes Menschenkind lag in quälenden Schmerzen. „Wer bist du?“ fragte es den Engel, „bist du der Tod, der zu mir kommt, mich aus meinem irdischen Dasein zu rufen?“ — „Nenne mich nicht so,“ sagte der Engel und legte die Hand erst auf die unruhigen feberglänzenden Augen, da strahlten sie

in ruhigerem Glanze, dann auf das pochende Herz, da wurde es stiller und immer stiller und endlich verstummte es ganz, wie ein Ton leiser und leiser wird und endlich verklungen ist. „Siehe,“ sagte der Engel, „ich bin der Engel des Friedens!“

In Stadt und Land war es still geworden, der laute Lärm war verhallt, die Lichter verlöscht und nur die Sterne brannten noch in der klaren Winter-

nacht. Die sieben Engel dachten an ihre Heimkehr und breiteten die glänzenden Schwingen dem Himmel entgegen. Sie dachten ein jeder an das, was er den Menschen Schönes gebracht hatte und blickten wohl noch einmal hinab nach der schlummernden Erde. Droben aber tönte es fort und fort von tausend preisenden Engelchören: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden.“

## Wie Einer vor der Weihnacht weglief.

Von Ernst Muellenbach.

Nachdruck verboten.

1.

Wunderlich verwandelt hatte sich der alte dreiseitige Marktplatz in einer Nacht; — freilich war es auch fast die längste Nacht des Jahres gewesen. Auf zwei Tage hinaus gab es keinen Quadratfuß Raum mehr für die Körbe der Marktweiber und für die Marktweiber selber, die sonst auch an Wintertagen hier auf ihren Stühlen zu thronen pflegten, in der Hand die Kaffeetasse, unter den Sohlen das Feuertöpfchen und zu Häupten den ungeheuren rotbaumwollenen Marktschirm. Auch der Droschkenstand vor dem Rathause war verschwunden, auf dem noch gestern sechs bis neun Pferde ruinen vor eben soviel antiquarisch merkwürdigen Fuhrwerken in trübsinniger Ergebung von ihrer militärischen Glanz- und Jugendzeit träumten. Statt dessen war der ganze Platz bis hart an die Bürgersteige reihenweise mit Buden aus grauem Segeltuch über hölzernen Gerüsten besetzt. Sehr mannigfach flimmerte und duftete es aus dem Innern dieser Zeltwürfel, und sehr lebhaft wogte, plauderte und feilschte man schon vom frühen Morgen an durch die engen Lagergassen hin. Darüber erhoben sich in windstille, nebelgraue Luft die Häuser des Marktes, alte schönentworfene Giebelbauten zumeist. Einige unter ihnen konnten sich laut dem in eiserner Klammerschrift ihnen aufgehefteten Geburtschein noch gar wohl der Zeit erinnern, als in den ewigen Kriegswirren des siebzehnten Jahrhunderts andere, weniger friedliche Lagerbewohner, umschichtig „Freunde“ oder „Feinde“ des geistlichen Landesherren, sich dort unten aufgestellt hatten, um die Barschaft ehrfamer Bürger nicht ganz so entgegenkommend zu erleichtern. Der größere Teil der Markthäuser war dann doch zum mindesten schon mit dabei gewesen, als vor hundert und einigen Jahren französische Sansculotten, ein seltsam zerlumptes und hoffärtiges Heer von Befreiern, auf dem Markte lagerten, um den Freiheitsbaum tanzten und gleichfalls etwas

gewaltsam Geld und Gut der befreiten Bürger gegen ihre Assignaten einwechselten. Alle diese alten Giebel mit ihren derzeitigen Inassen hatten wohl Ursache, sich über den Wandel der Zeiten zu freuen, der nur einmal noch alljährlich auf zwei Tage und unter dem Zeichen des friedlichsten Verkehrs dem Marktplatz etwas vom Aussehen eines Feldlagers giebt. Auch traf es sie nicht unvorbereitet, denn sie selber bis auf ein oder zwei waren ja schon seit mehreren Wochen als Hauptquartier belegt von all den glanzvollen Waffen, mit denen die große Eroberin, die Weihnacht, die Herzen der Menschen bezwingt. Alle diese schönen und kostbaren Dinge hinter den spiegelblanken Riesenscheiben der Marktgeschäfte: Kleiderstoffe, Delikatessen, Spielsachen mit ganzen Uhrwerken darin, wirkliche Uhren, Geschmeide und — das Christkind weiß allein, was alles sonst noch — das war gleichsam der vornehme Generalstab der Weihnachtsarmee, der mit den sogenannten besseren Kreisen der Einwohnerschaft Fühlung suchte und fand. Nun aber war auch die fliegende Mannschaft ins Vivouac eingerückt — billige Baumwolle in allen Verarbeitungsarten vom geblühten Waschkleid bis zum „unzerreißbaren“ Fliedgarn; Geschirt aus Porzellan, Steingut und Zinn mit kaum merkbaren Abzeichen der Strafverletzung in die Ausschußklasse; Pfefferkuchen aller Formen und jeglichen Alters; und vor allem die billigen Spielsachen, die so köstlich nach Lach duften und der kindlichen Einbildungskraft noch etwas mehr zu thun lassen als die bauchrednerisch gebildeten Puppen mit wirklichen Haaren und die „echten“ Dampfmaschinen. Im ganzen war's eine vielgeprüfte Armee mit manchen Invaliden, aber ungewöhnlich im Angriff auf unverwöhnte Kinderaugen und auf jene Eltern, deren Gaben der liebe Gott vermutlich schon darum für Gold anrechnet, weil sie sich nur mit sorgsam und einzeln aufgesparten Nidelstücken bestreiten ließen. Auch einige ganz merkwür-



Der Dr. Erwin Steeger war in der längsten Nacht des Jahres so gegen zwei Uhr von einer sehr belebten Sitzung heimgekehrt und infolgedessen heut' früh mit einem etwas benommenen Kopfe aufgestanden. Es war menschlich und entschuldbar, daß er diesen Zustand auf die Rechnung der Budenleute schob, die ihn schon von vier Uhr an mit ihrem Gehämmer und Gelaufe im Schlafe gestört hätten. Auch das mochte hingehen, daß er statt dieser Leute nun seinen getreuen Burschen Adam ausschalt, das Frühstück entsetzlich fand und die Absicht äußerte, Adam die Kaffeekanne an den Kopf zu werfen. Aber die Quelle dieses Unmutes lag tiefer. Der Dr. Erwin Steeger konnte einfach den ganzen Weihnachtskram nicht leiden, wenigstens glaubte er es, und — es ist betäubend zu sagen, aber wahr — wenn er an diesem Morgen statt seines getreuen Adam den Menschen vor sich gehabt hätte, der den ersten Weihnachtsbaum anzündete, so wäre die Kaffeekanne vielleicht wirklich geflogen.

## 2.

Es versteht sich, daß der Dr. Erwin Steeger als ein erwachsener Deutscher von gelehrter Bildung das, was er die Weihnachtsschwärmerei nannte, nicht ohne wohlermogene Gründe ablehnte. In mehreren Reihen standen diese Gründe in seinem Verstande aufmarschiert, tückisch und schußbereit wie verdeckte Batterien, und es bedurfte nur einer geringen Reizung, um ihn zu veranlassen, die eine oder andere Batterie je nach der Angriffsrichtung des Gegners spielen zu lassen.

Da waren zunächst die kulturgeschichtlichen oder populär-philosophischen Gründe. Steegers Kenntnisse auf diesem Gebiete gingen tief und fast über das Konversationslexikon hinaus. Er wußte und betonte, daß der Geburtstag Christi erst im Jahre 354 von Rom aus auf den 25. Dezember alten Stils festgelegt worden sei; daß die alten Römer ungefähr um diese Zeit des Jahres ihre Saturnalien mit großen Schmausereien und gegenseitigem Beschenken beschloßen, und die heidnischen Germanen ihr Zulfest zur Begrüßung des wachsenden Sonnenlichtes feierten, gleichfalls mit großen Schmausereien, mit Beleuchten von Quellen und immergrünen Bäumen und allerdhand anderen Symbolen. Und er fragte mit einer gewissen ironischen Überlegenheit, ob diese drei Thatfachen hinreichten, um auch heutzutage noch jeden Germanen ohne Unterschied der Konfession zu verpflichten, daß er sich am 25. Dezember neuen Stils oder abends zuvor mit Verwandten und Freunden bis ins vierte Glied um eine beleuchtete Konifere versammle, einen Festschmaus halte und Geschenke austausche? Wolle man aus alter Überlieferung und Jugenderinnerung den Kindern an diesem Tage

durchaus eine Freude machen, so habe er nichts dagegen, obzwar sich hierzu wohl mehr ein Tag in der warmen Jahreszeit empfehle, der die Kinder und mit ihnen zugleich den nervenschmerzlichen Därm des neuen Spielzeugs ins Freie zu führen gestatte. Für die Erwachsenen aber sei es doch eine fast übertriebene Selbstquälerei, daß sie alle zugleich vier Wochen und länger sich und andere mit Spionieren, Heimlichthun und Verüßtfen aufregten, um alsdann an einem bestimmten Tage unter einem wunderlichen Gewirre altheidnischer, mosaischer und mittelalterlicher Ceremonien einander in ein Kreuzfeuer von Geschenken und Dankfagungen zu nehmen. Abrigens bevorzugten die Franzosen und andere christliche Völker hierfür den Neujahrstag; diese beschränkten sich am Weihnachtsabend auf eine einfache kirchliche Feier für die Gläubigen, und so sei es also auch nichts um die Universalität des christlichen Familienfestes, die in Zeitartikeln und gerührten Träumereien an deutschen Christbäumen eine so wichtige Rolle spiele.

Solche lästerliche Gelehrsamkeit unterstützte Dr. Erwin Steeger nicht ungern durch ein Kleingewehrfeuer ironischer Anmerkungen über die nur zu häufigen Irrtümer beim Ausfuchen des „passenden Geschenkes“, Geschichten von nichtenreichen Onkeln, die an einem Weihnachtsabend acht Paar zu enge Pantoffeln erhielten, und ähnliche Pietätlosigkeiten. Ihn zu widerlegen war nicht leicht, zumal für ein junges Mädchen, das sich aus einer gebiegenen Pensionsbildung doch vor allem eine so starke Autoritätsandacht vor dem ungeheueren Wissen deutscher Doktoren mitgebracht hat, wie Magda Werthe, die schöne Älteste der verwitweten Frau Bürgermeisterin, in deren Pause Erwin Steeger nun seit bald acht Monaten wohnte. Die schöne Magda hatte das Gespräch, in welchem ihr der Doktor seine Ansichten über Weihnachten — schon vierzehn Tage vor dem Feste — entwickelte, mit einer zornigen Kopfbewegung abgebrochen und seitdem sichtlich vermieden, ihm zu begegnen. Dies legtere, und ein gewisser feuchter Glanz ihrer Augen, als sie damals nach jenem Gespräch seinen höflichen Abschied äußerlich sehr gemessen erwiderte, hätte einen Mann von einiger Eitelkeit — was wir doch alle sind — wohl auf besondere Gedanken bringen können. Denn wenn ein junges schönes Mädchen unbewußt merken läßt, daß es so innig Zorn und Mitleid über die Gottlosigkeit eines jungen Mannes empfindet, so verrät das schon etwas mehr als allgemein christliche Teilnahme. Aber Erwin Steeger gehörte wie viele junge Gelehrte und Dichter zu den unpraktischen Rednern, die beim Aussagen ihrer Ansichten mehr auf deren logische Schönheit als auf den Gesichtsausdruck eines einzelnen Zuhörers achten. Das ausweichende Benehmen Magdas seit jenem Gespräch erklärte er sich einfach damit, daß sie wie



alle jungen Damen in dieser Zeit nur mit Geschenkheimlichkeiten und sonstigen „Familiensimpeleien“ beschäftigt sei, — und merkwürdigerweise trug dieser Gedanke wesentlich dazu bei, ihn noch mehr gegen die Weihnachtszeit zu verärgern.

Mit ganz anderen Gründen und Worten äußerte er diesen Ärger anderswo, z. B. in der kleinen Gesellschaft junger gutgestellter und unbeweibter Herren, die sich allmorgens im Gasthose „Zum Stern“ am Stammtisch versammelte und von einem auf diesem Tischstehenden, Cigarrenabschnitte sammelnden Schwannritter den Namen „Lohengrin“ führte, obzwar er den Herren sämtlich an der mythischen Romantik Elsas und ihres Retters gar sehr mangelte. Sie nickten vielmehr beifällig lächelnd, wenn sich Doktor Steeger, anstatt kulturgeschichtlich, einfach „modern“ und blasfem gab und etwa hinwarf: „Wißt ihr, Kinder, wenn man in einem früheren Sein als Redakteur so Jahr für Jahr seinen Stereotyp-Weihnachtsartikel geschrieben und überhaupt ein bißel mit Journalistenaugen hinter die Geschäftscoulissen geguckt hat, dann ist man gegen die saisonmäßigen Gefühle und Redensarten ziemlich abgebrüht und nimmt das große Geschäft zu Weihnachten einfach wie es ist — wenn man's nur selber nicht mitzumachen braucht!“

Der Lieutenant von Müller II und der Dr. med. Kröcher hatten nichts dagegen einzurwenden, ebensowenig der Regierungsassessor Helpke und der Dr. phil. Gerser, der sich ja selbst seinen Doktorhut mit einer Untersuchung „Zur Chronologie der kirchlichen Feste in den ersten vier Jahrhunderten“ erworben hatte. Auch war etwas Wahres daran. Denn Erwin Steeger hatte wirklich nach seinem Abgange von der Universität drei Jahre lang als „akademisch gebildeter Redakteur“ einer Ortszeitung irgendwo im linksrheinischen Industriegebiete gewirkt, und was er auf diesem Posten bei einem merkwürdig geringen Gehalte erlebt und kennen gelernt hatte, mochte sich jetzt nicht bloß in der Adventszeit mit einem gewissen bitteren Nachgeschmack melden. Man konnte fragen, wie er es trotz seiner damaligen Dürftigkeit drei Jahre lang in einem solchen Dienste ausgehalten habe. Aber die wahrheitsgemäße Antwort würde zugleich den letzten Urgrund von Steegers Weihnachtscheu aufgedeckt haben. Feuer am Weihnachtsabend wurden es zwei Jahre, seit sein damaliger Chef und Brotherr, der Buchdruckereibesitzer Friedrich August Döhrring, ihm und sonstigen Gästen unterm Weihnachtsbaume die Verlobung seiner Tochter Gertha mit Herrn Drahtseilsfabrikanten Eugen Wille angezeigt hatte; — und eben diese Gertha hatte der Redakteur Steeger zwei Jahre lang — seit ihrer Rückkehr aus der Pension — platonisch geliebt. Er hatte um ihretwillen das

geistige Sibirien einer Redakteurstube sechsten Ranges und die philisterhafte Bildungsverachtung der Ihrigen ausgehalten, fast ohne die Kälte zu spüren. Er hatte ihr überfelig auf Spaziergängen den Mantel nach und, wenn sie allein waren, sogar seine innigsten, ersten Verse „an Sie“ vorgetragen. Er hatte sich zwischendurch während wochenlanger „Trennung“ immer wieder an der Erinnerung eines Aufblickes, eines Errötens, Nicherns, Händedruckes und ähnlicher Erzeugnisse einer instinktiven unbewußten Kletterie gewärmt, die er in glückseliger Jugendeuselei für das schüchterne Gegengrüßen einer zarten Mädchenliebe hielt, bis ihn der Anblick des wohlbeleibten, etwas glahlöpfigen Bräutigams und ihrer „bräutlichen Seligkeit“ aufklärte.

Dies war einstweilen die letzte deutsche Weihnachts Erinnerung Erwin Steegers; — nicht völlig die letzte: noch dämmerte das Bild eines einsamen, traurigen Nachhauseweges in seine dürftige kalte Junggesellenbude nach, unterwegs ein beschneider Gassen, auf den er das Weihnachtsgeschenk des Chefs — zwei Zehntelstücken Brastleigarren — hingelegt oder geworfen, und ein Erwachen am Weihnachtsmorgen mit unendlichem moralischen Kater. Dann war mit der Mittagspost die zweite Überraschung für ihn gekommen — in Form einer amtlichen Anzeige, daß seine einzige Verwandte am Herzschlag gestorben sei, ohne ein Testament zu hinterlassen. Er kannte diese Dame eigentlich nur aus den Erzählungen seiner verstorbenen Eltern, mit denen sie sich schon vor seiner Geburt überworfen hatte, und pflegte sie scherzhaft als seine Enterbtante zu bezeichnen. Nun sah er sich durch ihren Tod als einziger Intestaterbe plötzlich in den Adelsgrad der Rentner erhoben.

Herr Döhrring hatte es aus Grundsatz oder Gewohnheit stets versäumt, mit seinen „akademisch gebildeten Redakteuren“ einen bindenden Kontrakt auszutauschen; aber auch ohne dies würde er sich dem sofortigen Austritt eines jungen Mannes nicht widersetzen haben, der für ihn und für sehr viel andere brave Leute durch die Erbschaft der Tante mit einem Schläge zu einer so wahrhaft achtungswerten Persönlichkeit geworden war. Am Dreikönigstage verließ Erwin Steeger die Stadt seiner „verlorenen Liebe“ und einiger „verlorenen Jahre“ — auf Nimmerwiedersehen, wie er sich zuschwor. Seitdem führte er ein äußerlich sorgenfreies und, wie er meinte, auch innerlich reiches Leben. Seine Reisebriefe aus Italien, wo er ein Jahr verweilte, und einige Novellen hatten in angesehenen Blättern Veröffentlichung und starken Anklang gefunden; denn mit einer wunderlichen Mischung von schwüler Symbolik, kühlem Realismus und fast blasierter Ironie kamen sie einer litterarischen Jahresmode ziemlich weit ent-

gegen. Auch ein Bändchen Gedichte von ihm, in auffallender Ausstattung, war heuer im Frühjahr erschienen; laut Anzeige des Verlegers eröffnete es „ergreifende Einblicke in die Tiefen einer titanisch empfindenden modernen Dichterseele.“ Fräulein Magda Werthe hatte es sich auf Umwegen entliehen und gelesen. Vieles verstand sie nicht, aber soviel erfuhr sie doch aus diesen Gedichten, daß ihr Miethsherr ein großes, edles und weiches Herz habe, und daß ihm dies Herz grausam zerrissen worden sei durch den Liebesverrat eines sirenenhaft schönen und verlockenden Weibes, und wenn sie daran dachte, vergoß sie heiße Thränen auf ihre Weihnachtsarbeiten. Derweil saß der Dichter mit dem zerrissenen Herzen ein Stockwerk über ihr am Schreibtische, verhältnismäßig behaglich, im Schlafrock, mit einer außerlesenen Cigarre in der Linken und einer Flasche Berncasteler zur Rechten, und arbeitete an seinem großen sozialen Roman. Dieser Roman sollte etwas ganz Vollendetes werden, ein Weltbild oder vielmehr eine dreibändige gedrängte Übersicht alles dessen, was der Verfasser an der Welt auszufehen fand. Bis zum Anfang des zweiten Bandes war es auch ganz glatt gegangen, aber neuerdings stockte der Fluß der grauen Gedanken immer öfter. Der Dichter schob es auf den „Weihnachtsstrubel“ und auf das naßkalte, schneelose Dezemberwetter; vielleicht lag es auch daran, daß sich ihm immer wieder zwischen die zweifelhaften weiblichen Gestalten seines Romans das Bild seiner schönen Wirtstochter eindrängte — besonders, seit er sie so selten mehr zu sehen bekam.

## 3.

Am 23. Dezember fand Dr. Steeger nur noch einen Tischgenossen im „Goldenen Stern.“ Der Lieutenant, der Arzt und sogar der gelehrte Verbesserung der christlichen Chronologie waren abgereist, um in Verleugnung ihrer unheiligten Grundsätze rechtzeitig unter irgend einem Christbaum zu erscheinen. Darein hatte sich Dr. Steeger gefunden. Aber er blickte verwundert auf, als ihm nun auch der lange Assessor erklärte: „Ja, mich werden Sie morgen auch nicht mehr hier sehen. Sie wissen ja — für meine Mitwirkung bei der Duellaffaire habe ich noch sechs Wochen Festung abzubrummen — na, und da hab' ich's so gedeichelt, daß ich mich morgen früh zum Antritt melden kann. Der Kommandant ist 'n ganz fideles Haus — alter Kamerad von meinem seligen Vater, schon mehr Onkel — und hat 'n paar ganz passable Töchter. Weihnachtsfeier mit Punsch und Karpfen auf der Festung — 's ist doch 'mal was Neues; ordentlich romantisch. Wollen Sie denn wirklich mit Ihrem Adam ganz allein feiern?“

„Nee,“ erwiderte Erwin Steeger verstimmt, „dem

hab' ich eben Urlaub für die Feiertage gegeben. Er hat 'ne Großmutter in Coblenz — und weil doch zugleich übermorgen sein Namenstag sei, meinte er — na, eine Eva ist auch dabei mit im Spiel, glaub' ich —“

„Ja, sehen Sie,“ versetzte der Assessor, „in diesen Tagen, da ist's nun 'mal so — jedes Tierchen will sein Pläsierchen — —“

Dr. Steeger zuckte die Achseln, und der Assessor beeilte sich, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, denn heute fürchtete er sich ein wenig vor des Doktors Gründen gegen Weihnachten.

Den Nachmittag verbrachten sie zusammen, saßen abends ein paar Stunden im Theater und danach noch im Wirtshause, ziemlich wortkarg und mit sich selber beschäftigt.

Als Erwin Steeger nach Hause kam, fand er auf seinem Tische ein Briefchen von Magdas Hand: eine Einladung ihrer Mutter, mit ihr und den Ihrigen den Heiligen Abend zu verbringen.

Der getreue Adam unterbrach das verwunderte Sinnen seines Herrn mit irgend einer häuslichen Meldung. Der Herr blickte ihn zerstreut an. Adam mochte in diesem Blicke eine Frage nach dem Briefe vermuten: „Ja,“ berichtete er, „den hat mir das Fräulein von unten heut' Nachmittag selber mit herausgegeben.“ Auch den Inhalt des Briefes schien er zu kennen: „Die Frau Bürgermeisterin,“ fuhr er fort, „begegnete mir heut' Mittag auf der Treppe, und da fragte sie mich, ob der Herr Doktor hier in einer Familie den Christabend feiern oder verreisen werde. Da hab' ich ihr gesagt: nein, der Herr Doktor würden wohl ganz allein hier oben bleiben.“

„Und wer hat dir denn gesagt, daß ich nicht verreisen wollte?“ fragte der Doktor hastig. Adam sah ihn ganz verblüfft an. Sein Herr verabschiedete ihn kurz. Dann schritt er eine Weile in unschlüssigen Gedanken auf und ab. Es war etwas runderlich Verlockendes für ihn in dieser Einladung, mehr und anders, als er's sich zu gestehen wagte. Er suchte sich's zurechtzulegen, daß er „um der Höflichkeit willen“ nicht ablehnen dürfe, „böse Miene zum guten Spiel machen“ müsse. „Die alte Dame ist ja so weit eine ganz prächtige Wirtin,“ brummte er, „und die zwei Söhne würden sich mit ihrer gefunden Flegeljahrlustigkeit auch ertragen lassen.“ Magda übergab er bei dieser Musterung. Aber dann sprach's wieder von einer anderen Seite in ihm: „Es ist eine Anstiftung von dem Mädchen, sie will mich mit meinen eigenen Werken widerlegen.“ Das ärgerte ihn so, daß er heftig errötete. „Absagen und dann hier oben allein sitzen kann ich auch nicht . . .“ Seine Antwort an Adam fiel ihm wieder ein. Nur eine Ausrede der Verwirrung war's gewesen, nun klang sie ihm wie ein Ratschlag. Er





4

trat ans Fenster und blickte auf die Zeltgassen des Marktes, die noch erhellt und von verspäteten Käufern belebt waren. „Untertriegen lassen wir uns nicht,“ murmelte er mit verstocktem Lächeln; „die Geschichte ist mir immer näher vor die Bude gerückt, sie treibt mich schließlich aus der Bude — gut, weichen wir ihr; gehen wir der Weihnacht aus dem Wege. Morgen wird verreist.“ Und mit diesem Entschluß begab er sich ins Bett; aber er schlief ziemlich unruhig.

Sehr hell leuchtete ihm der folgende Morgen entgegen. Es hatte in der Nacht geschneit. Giebel, Zeltbächer und Gassen, alles schimmerte blank im prächtigen Scheine eines schönfrosten, klaren und fast wolkenlosen Wintertages. Erwin Steegers Blick fiel auf eine große Gruppe weißüberschneiter Christbäume, neben denen sehr passend der Waldgreis mit der Feuerschwammkappe stand. Plötzlich sah er das Ziel seiner Flucht vor der Weihnacht klar vor Augen: einen Hochwald auf dem Plateau der Vorberge, und darin ein ganz gutes, auch winters geöffnetes Waldhotel, mit einer viertelstündigen Bahnfahrt und einer weiteren halbstündigen Fußwanderung zu erreichen. Er kannte die Gegend von einem genussreichen Sommerausflug her. Wie wunderbar mußte sich der Wald jezt im ersten Schnee ausnehmen! — und vor dem „Weihnachtsstrubel“ war man dort sicher. Rasch hieß er den verwunderten Diener sein Felleisen mit dem üblichen Touristengepäck für ein paar Tage ausrüsten; derweil frühstückte er, schrieb einige höfliche Zeilen dankenden Bedauerns an die Frau Bürgermeister, und es gelang ihm, ohne eine gefürchtete Begegnung über die Treppe zu entkommen. Von einem Fenster des ersten Stocks blickten ihm zwei schöne Augen erschrocken und traurig nach. Aber davon merkte er nichts. Ordentlich kriegs- und siegesfroh schritt er über den Markt. Auch seine Touristenpfeife nebst Tabak hatte er vorsorglich eingepackt, und im Vorbeigehen handelte er dem Waldgreis zu dessen großer Genugthuung eine Lage Schwamm ab, genug, um die Pfeifen einer halben Compagnie damit anzuzünden.

Auch auf dem Bahnhof war großes Gedränge. Gewimmel von schwerbeladenen Abreisenden und Ankömmlingen wie kaum in der sommerlichen „Hochsaison.“ Schaffner und Pförtner riefen mit überschrieener Stimme wie immer Richtung und Stationen der abfahrenden Züge aus, aber aus den Augen der Reisenden und allerhand wunderlichen Kleinigkeiten unter ihrem Gepäck sprach's, daß sie heute alle nur nach einer Endstation reisten: zur Weihnachtsfeier. „Immer neue Heeresmassen der Gegnerin,“ dachte Erwin Steeger, als er sich endlich ins Coupé durchgearbeitet hatte und auf das Gewühl hinaus sah. Das Abfahrtsignal wurde gegeben,

er lehnte sich aufatmend wie ein richtiger Flüchtling zurück und fand nun auch einen Blick für seine Mitreisenden.

Ihm gegenüber saß ein dicker Herr, ganz eingemummelt in seinen Pelz, daneben eine noch jugendliche Dame und eine Wärterin mit einem Tuchpaket auf dem Schoß, aus dem ein rosiges Kindergeßichtchen herausguckte. Der Herr kam Erwin Steeger bekannt vor; indem er noch darüber nachdachte, lächelte ihm die Dame freundlich zu: „Herr Dr. Steeger? Kennen Sie mich denn nicht mehr?“

Es war wirklich Gertha Döhring, verehlte Frau Stachelbrahtfabrikant Wille; das große Paket war ihr Gatte, und das Kleine ihr „Einzjährig-Freiwiliger,“ wie sie lachend versicherte — der heut' zum erstenmal bei den Großeltern Weihnachten mitfeiern sollte. Auch der Gatte hatte sich inzwischen zu einer höflichen Begrüßung ermuntert, übrigens schien er in der Ehe wie an Umfang auch an Schweigsamkeit noch gewonnen zu haben und beschränkte sich auf zustimmendes Brummen zu den Reden seiner jüngeren Hälfte. Diese erwies sich um so redseliger, unerschöpflich in Nachrichten über frühere „gemeinsame Bekannte,“ untermischt mit Hinweisen darauf, daß ihr Junge dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten sei, und mit Klagen über die Strapazen des Reisens mit solch kleinem Kinde; „aber wenn es nun einmal Weihnacht ist!“ Auch von Erwin Steegers litterarischen Fortschritten wußte sie Bescheid; „erst neulich hat ja was über Sie in der Zeitung gestanden — weißt du, lieber Eugen, Herr Dr. Steeger machte schon früher immer so schöne Gedichte, ich habe noch ein paar davon — wirklich reizend, Herr Doktor! Und daß ich sie nun in ihrer eigenen Handschrift habe — von einem berühmten Dichter!“ Ganz unbefangen kam's heraus — wenn etwas wie Absicht dabei war, so war's doch fraglos nur, den Mitreisenden anzudeuten, daß sie mit einem springlebendigen „berühmten Dichter“ von lang her befreundet sei. Der Dichter spielte dabei eine durchaus leidende Rolle; mit Mühe fand er ab und zu die notwendigsten Worte höflicher Zustimmung und Auskunft. Gar zu deutlich kam ihm der Unterschied zwischen dem, was da vor ihm saß und schwatzte, und dem Phantom, von dem er in seinen „Erinnerungen“ sich und anderen vorgefabelt hatte; und fast beschämend zugleich die Erkenntnis, daß dies Wesen auch damals nicht wesentlich anders gewesen sei — daß er es mit aller Mühe nicht fertig brachte, angesichts dieser Wirklichkeit noch mit einigem Entsagungsschmerz an die thörichte Schwärmerei zu denken, an welche Frau Wille anscheinend — überhaupt nicht mehr dachte.

Nun hielt der Zug an der kleinen Station, wo Erwin Steeger aussteigen wollte. Den Abschied er-

schwerte der junge Fabrikerbe durch erhebliches Gebüll, die Mutter suchte ihn verlegen zu beruhigen. Als Erwin Steeger im Aussteigen noch einmal zurückgrüßte, hörte er, wie sie dem ungebärdigen Paletchen zusprach: „Aber Gustel — wir fahren ja auch zum Christkindchen!“ Und er gewahrte einen Ausdruck in ihrem Profil, der ihn wunderbarlich ergriff. Es war kein Sirenen Gesicht, keine Helena — war es nie gewesen; nur ein simples Durchschnittsmaß von netter, unbedeutender weiblicher Jugend. Aber in diesem Augenblick war es etwas Höheres und Anderes: die junge Mutter, die sich selbstvergessen, sorgend und selig in den Anblick ihres Kindes versenkt.

„Madonna!“ Das Bild und das Wort, und mit ihm eine seltsame, mächtige Stimmung geleiteten den Doktor Erwin Steeger auf seiner so wohl erwogenen Flucht vor der Weihnacht bis ins Hauptquartier.

## 4.

Die Wirtin im „Waldhotel“ bedurfte der ganzen Gelassenheit ihres Standes angesichts eines wohlgekleideten fremden Herrn, der sich vier Stunden vor Christabend vorstellte und für die nächsten zwei Tage ein geheiztes Zimmer mit Kost, Licht und Bedienung verlangte. Etwas in ihren Mienen sprach deutlich aus, daß sie sich über den geistigen Zustand eines solchen Gastes ihre ganz besondere Meinung vorbehalte. Doch sein Zimmer bekam der Doktor Erwin Steeger und eine Stunde später auch sein Mittagsmahl, das ihm eine ältliche Magd brachte — der Kellner gehörte hier noch zu den Sommervögeln. „Sie müssen entschuldigen,“ sagte sie, „daß ich Ihnen hier decke — im Speisesaal rüßtet die Frau den Christbaum, da darf heut' vor der Bescherung keines sonst hinein.“ Erwin Steeger nickte unwillkürlich. Das war also ein neuer Hinterhalt — auch hier lauerte Weihnachten. Er lächelte auch dazu trohig, oder wollte es — aber es kam nicht echt heraus; schon milder war's, fast ein wenig wie wenn einer gutmütig über sich selber lächelt. Das Essen war den Umständen nach ganz leidlich — aber Erwin Steeger hätte auch nicht groß aufbegehrt, wenn es anders gewesen wäre.

Eine halbe Stunde später war er wieder unterwegs — auf einem Spaziergang nach dem Forsthaus Waldquell, das sich so romantisch in seinem schattigen Buchengrunde versteckt, neben einer alten, kaum zweimal im Jahr mehr „benutzten“ Kapelle und einem kleinen Friedhof, auf dem einige sechs bis sieben Generationen von Förstern und Waldhütern begraben liegen. Er kannte den Weg vom Sommer her: einen Kilometer weit auf der Landstraße, dann links auf der großen Schneuse, bis an die Stelle, wo sich drei Wege scheiden; der mittlere führt in einer halben Stunde zum Waldquellhaus.

Wetter und Weg waren still, löstlich zum Wandern, der ungleiche Boden der Schneuse von einer festen Schneedecke eben überdeckt, welche das zwischen hohen, kaum bewegten Bispeln einfallende Licht des klaren Winterhimmels fast blendend wiederstrahlte. Ab und zu klang zur Seite ein feines Gezwitscher von Meisen auf, dann einmal aus der Höhe ein anderer Laut, stärker und unheimlicher, wie die Stimme eines fahenartigen Raubtieres: der Spielruf eines Bussardpaares war's, das droben hoch zwischen Himmel und Erde, mit scheinbar ganz bewegungslosen, weitgespreizten Schwingen seine wundervollen Schraubentreise zog. Sonst kein Anblick noch Laut eines Tieres, viel weniger eines weihnachtsvorfrendigen Menschen. Erwin Steeger hatte endlich erreicht, was er wollte. Er war einsam, ganz einsam und ungestört mit seinen Gedanken. Und er dachte an Weihnachten.

Nicht an jenes Weihnachten vor zwei Jahren, das ihm mit seinen beiden ungleichen Überraschungen so wunderbar mitgespielt; auch nicht an die Blumen und Früchte des heilischen Städtchens, in dem er voriges Jahr um diese Zeit gewohnt hatte. Eine Erinnerung, durch zufälliges Erlebnis geweckt und mächtiger als alle Verstandesgründe, führte ihn mit Macht in ein ärmliches Stübchen hoch oben im ärmlichen Vorstadtviertel einer großen Stadt — vor das erste Christbäumchen, dessen er sich entsinnen konnte. Es überraschte ihn nur ein Nachleben des Entzückens, mit dem damals der Knabe das holde Wunder — das dürftige kleine Nadelgezwig mit den paar Kerzchen und Papierflittern — angestaunt hatte. Und es war ihm, als fühlte er eine warme Hand, die sich segnend auf das Haupt des Knaben legte, — als sähe er zwei sanfte Augen aus einem schönen, frühverhärmten Antlitz auf sich gerichtet mit einem Ausdruck unbeschreiblicher, seliger Fürsorge und Freude. „Liebe Mutter!“ sagte er leise. Wunderlich bebte es durch den winterstillen Wald hin.

Und als hätte das Zauberwort sie heraufbeschworen, in langer Reihe zogen sie alle vor ihm vorüber, die Weihnachtsabende und Weihnachtsfreuden seiner Jugendzeit. Arme Leute waren seine Eltern gewesen — schlimmer als das, verarmte Leute, gezwungen, von der Hand in den Mund zu leben mit dem, was in der großen Konkurrenz der Verarmten dem ehemaligen Kaufmann an kaufmännischem Handlangerverdienst etwa zufiel. Aber zu einem Christbäumchen hatte es immer langen müssen, und zu ein paar bescheidenen Geschenken außer den notwendigen Sachen, wie sie ein haushalterischer und häuslicher Sinn gern gerade „zum Fest“ anschafft, damit er etwas von der Weihe des Tages und vom Behagen des liebenden Lebens und Nehmens mit bekommen. Dann — zuletzt — ein paar Jahre

„sorgenfreier“ im alltäglichen Sinne des Wortes: der Vater in einer festen auskömmlichen Stellung, der Sohn schon imstande, vom ersten „Selbstverdienten“ aus Privat- und Nachhilfestunden nun selber den Eltern etwas „zum Christkindchen“ zu beschenken; aber die Mutter kränkelnd und immer schwächer. Und dann ein Weihnachtsabend, an dem sie zum erstenmal allein beisammen saßen, ein frühgealterter Mann und ein blühender Jüngling, und der Alte dem Jungen als ein letztes Weihnachtsvermächtnis von ihr ein schmuckloses Buch in ärmlichem Wachsstockdeckel überreichte — ihr Tagebuch. Einen Baum mit brennenden Lichtern hatten sie an jenem Abend nicht gehabt — aber ein paar harzduftige Tannenreiser hatte der Vater auf dem Rückweg von ihrem Grabe unterwegs aufgelesen und daheim schluchzend vor dem schwarzumflorten Bilde befestigt — „weil sie diesen Waldduft so liebte.“

Sie hatte diesen Duft geliebt wie alles, was sie an den Wald erinnerte, in dem sie als Försterskind aufgewachsen war, und in ihrer späteren Verarmung war es ihr wohl ein besonderer Kummer gewesen, daß sie nicht wie andere, reichere Mütter ihr Kind oft hinausführen konnte, weit aus der dumpfen larmenden Stadt, in die tausend Freuden von Wald und Flur. Aber erzählt hatte sie ihm um so mehr davon, und ganz besonders gern und innig zur Weihnachtszeit. Ihre allerfrühesten Geschichten vom Christkindchen, mit denen sie das große Wunder der ersten Weihnacht der kindlichen Phantasie und Fassungskraft anzugleichen suchte, waren durchwoben mit ihren eigensten Erinnerungen aus deutscher, winterstiller Waldeinsamkeit, ganz naiv und gläubig, denn sie selber konnte sich jenes Wunder, an das sie einfach und tief glaubte, nicht anders denken als in einer nordischen deutschen Winternacht.

Erwin Steeger lächelte ein wenig. Etwas von der „gebildeten“ Wohlweisheit des bücher- und länderkundigen Mannes suchte noch einmal vorlaut zwischen die Erinnerungsbilder — eine gelehrte Anmerkung, wie wunderbar falsch doch im Grunde diese Vertauschung morgenländischer und nordischer Winterstimmung sei und gleichwohl wie uralte — in ältesten Liedern von der Geburt des Heilandes fortklingend

„... mitten im kalten Winter  
Wohl zu der halben Nacht ...“

Aber das züngelnde Spiritusflämmchen gelehrter Eitelkeit verlosch alsbald wieder vor dem stillen, einbringlichen Scheine der Erinnerung. Heute vor zwölf Jahren hatte er zum letztenmal mit der Mutter das alte Lied gesungen von der wunderbaren Rose „aus Jesse kam die Art“ und zum letztenmal an jenem Tage hatte sie heimlich den innigsten Weihnachtswunsch für ihr Kind in das schwarze Heft

eingetragen: „... Ich werde das Fest wohl nicht mehr hienieden mit ihm feiern. Möge er es noch oft begehen, frommen und reinen Sinnes, glücklich und beglückend!“

Erwin Steeger las die Worte halblaut ab, wie sie plötzlich leuchtend vor seinem Gedächtnis standen; — es kam ihm schmerzlich zur Erkenntnis, daß er sie recht lange nicht mehr schwarz auf weiß nachgelesen hatte. Lauter, nach einem tiefen Aufatmen setzte er mit wunderbar zitternder Stimme hinzu: „Ich bilde mir ein, vor der Weihnacht zu fliehen, aber sie flieht mit mir!“ Er wurde sehr böse auf sich, unbewußt sprang er wie die meisten Menschen in solcher Stimmung in die direkte Anrede über, weil es sich in der zweiten Person am bequemsten schimpft. „O du Pinsel,“ sprach er nachdrücklich, „da hängst du dir gelehrte Scheuleber um, ärgerst dich und andere Leute und bildest dir wohl gar noch was ein auf deine Konsequenz und Charakterstärke, und warum, du Esel? weil zufällig an diesem Jahrestage 'mal ein gutes dummes Ding so gescheit war, sich mit einem andern zu verloben als mit dir. Aber das gute Ding ist heut' erst tausendmal gescheit als du, denn es freut sich an seinem Kinde und seinen Lieben und macht ihnen Freude, und all die anderen machen's gerade so, sogar der Assessor Hölple in seinem fidele Gefängnis, und sie machen's richtig. Was schert sie's, ob das Datum ein paar Jahrhundert mehr oder minder alt ist, und ob der liebe Christbaum von den alten Germanen und ihrem heidnischen Sonnenwendfeuer herkommt oder sonstwoher? Genug, daß er ihnen leuchtet als ein Sinnbild der göttlichen und menschlichen Liebe, der hellen, warmen, und sie darunter stehen und thun einander Gutes, derweil du dreimal destilliertes Schaf hier im Walde herumläufst ...“

Als der Doktor Erwin Steeger in seiner Weihnachtspredigt so weit gelangt war, lief er nicht mehr herum. Er stand still, und sogar mit einem Fuß knöcheltief im Sumpf, in dem sich der Weg hier verlor. Da haben wir uns verlaufen,“ sagte er doppelsinnig und schritt zurück durch den abenddämmerigen Wald, seinen eigenen Spuren im Schnee entgegen. Unterwegs schimpfte er weiter, schwang sich auch schon zu schönen Vorsätzen menschlicher und dichterischer Besserung auf. Darüber vergaß er, auf die Spuren im Schnee zu achten, und nach einer Weile machte er ganz erhitzt und ermattet Halt. Es war an einem Kreuzweg, neben einer Tannenschonung. „Ich habe mich gründlich verirrt, ohne Zweifel,“ sagte er. „Und das geschieht dir recht, du Kamel.“ Er suchte beim matten Schneeschein die Uhr zu entziffern. „Um diese Stunde zündete Mutter die Kerzchen an,“ murmelte er leiser. „Und

ich war auch heute auf diese Stunde zu einem Christbaum geladen.“ Es kam über ihn mit einem seltsamen Humor. „Ich will auch mein Bäumchen haben,“ sagte er fast schluchzend, tastete in der Tasche nach seinen Wachshölzchen und fing an, sie zwischen den Nadeln eines jungen Tannenbaumes festzustecken.

Bei dieser Beschäftigung gewahrte er plötzlich an der nächsten Wegbiegung einen Mann, der mit rüstigen Wanderschritten herankam.

Es war der Waldgreis mit der Feuerschwammkappe.

„Ach je,“ sagte der Waldgreis nicht unfreundlich; „das ist ja der Herr von heut' Morgen . . . Wie kommen Sie denn hierher?“

„Ich war nur ein wenig spazieren,“ log der Doktor Steeger; „— sagen Sie 'mal, wie weit ist's bis zur Stadt?“

Der Waldgreis betrachtete ihn nachdenklich. „Zu Fuß sind's für unsereins zwei starke Stunden — ich komm' ja gerade von da her. Aber wenn der Herr ein paar Schritt mitgehen will — hinter dem Kirchhöfchen am Waldquell geht ein Richtweg, da ist er in zehn Minuten auf der Chaussee, auf der am Waldhotel vorbei ist's eine halbe Stunde bis zur Station, und der nächste Zug fährt gerade in einer Stunde ab.“

„Aber wo ist denn das Forsthaus Waldquell?“ fragte der Doktor.

„Na, da gleich hinter den Bäumen,“ sagte der Waldgreis und deutete mit der Pfeifenspitze auf eine kaum hundert Schritt entfernte Buchengruppe.

„Da will ich nämlich auch hin,“ erzählte er im Weiterschreiten; „die Försterin ist mein Schwesterkind, mein einziges, da möcht' ich zum heutigen Abend nicht ausbleiben, und heuer am wenigsten, wo sie jetzt vor zwei Monaten ihr Jüngstes verloren hat. 's war ein liebes Kind. Und 's hat sich noch bis zuletzt so aufs Christbäumchen gefreut.“

Er verstummte betrübt. Nach einer Weile sagte er freieren Tones: „Das hat mich gefreut, daß so ein Herr es auch noch mit dem Schwamm hält. Und gleich so ein ordentliches Stück. 's ist mir nicht bloß um den Verdienst — ich hab' mein Auskommen, Gott lob; aber ich muß sagen, der Herr hat mir eine rechte Weihnachtsfreude gemacht.“

Erwin Steeger nickte, wunderbarlich beschämt. Der Weg senkte sich, sie bogen um die Buchenecke — und blieben beide stehen.

Vor ihnen, in einer kleinen Mulde, lag das Forsthaus und die Kapelle mit dem Friedhof. Zu hinterst auf dem Friedhof, auf einem kleinen verschneiten

Hügel, stand ein bescheidenes Christbäumchen, schmutzlos, mit wenigen Kerzchen, die still und klar in der windlosen Winterluft brannten. Davor der Förster mit Weib und Kindern. Die Kinder blickten mit gefalteten Händen auf das erleuchtete Grab des Schwesterchens nieder, die Mutter lehnte schluchzend im Arme ihres Mannes.

Das war der erste Christbaum, den Erwin Steeger wieder sah. —

„So hat's doch sein Bäumchen für sich,“ raunte der Waldgreis nach einer Weile. „'s war brav von dem Förster, daß er daran gedacht hat. Wissen Sie, lieber Herr — 's ist doch ein Trost für die Mutter.“ Dann deutete er auf einen schmalen Seitenpfad. „Wenn Sie sich da gradaus halten — 's ist nicht zu verfehlen.“ Verwundert blickte er in seine Hand. „Aber, lieber Herr — so viel! wofür denn?“

Erwin Steeger deutete thalab auf die betenden Kinder. „Für die lebenden — vom Christkindchen!“ sagte er stoßend. Dann wandte er sich und schritt rüstig der Landstraße zu. —

### 5.

„Es wird noch eine verspätete Postsendung sein,“ sagte Fräulein Magda Gerthe, als sie anderthalb Stunden später die Hausthür selber öffnete, um das Mädchen nicht im Bewundern des neuen Kleides zu füren. Es war indes nur ihr weihnachtscheuer Wirtsherr. Darüber erschrak sie fast. Es war aber etwas Freudiges in dem Schrecken, das sie befangen erröten ließ. Auch der Doktor Steeger sah befangen und freudig aus, und so blickten sie einander erröten und lächelnd an.

„Aber mein Gott — Sie sind doch verreist?“ stammelte Magda.

„Ich bin früher fertig geworden, als ich dachte,“ antwortete Erwin Steeger, „und was will man da machen“ —

„Das ist schön —“ sagte sie rasch; — „ich meine — da wird sich Mama freuen — wir wollten uns schon zu Tisch setzen. — Nun kommen Sie doch zu uns?“

„Ja,“ erwiderte er, ganz zerstreut — „wenn ich noch darf . . . in der nächsten Zeit habe ich soviel zu thun . . . ich muß meinen Roman ganz umschreiben . . . und dann diese neue Geschichte . . . wie einer vor der Weihnacht weglief —“

„Was ist denn das für ein Märchen?“ fragte Magda.

„Ach,“ sagte der Doktor Erwin Steeger, „das — das möchte ich Ihnen später einmal genau erzählen dürfen . . .“











Der armen Erna sank aller Mut. Auch das noch! — acht Tage fieberhafte Arbeit — kein Arbeitslohn — und nun noch 15 Mark Schadenersatz. Sie nahm sich zusammen — versprach, den Schaden nach dem Fest abzarbeiten, und geleitete dann das Fräulein hinaus. Dann aber sank sie in der winzigen Küche auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Das war ihr Weihnachten! ein paar Groschen alles, was sie besaß — zerrissene Schuh — drohender Mangel — sinkender Mut.

Männi hatte sich nun doch heruntergestrampelt und kam herbei. „Mammi!“

Aber Erna war zu unglücklich. „O laß mich, mein Herzchen — geh spielen — laß Mammi weinen! O diese Sorgen, diese Sorgen — sie steigen mir zu Kopf — sie wachsen und wachsen —!“

Männi stand ganz still und nachdenklich — endlich fragte er, „bedießt du sie?“

„Was denn, mein Kind?“

„Die Sorgen — Mammi — weil sie so wachsen?“

Erna starrte das Bübchen verständnislos an.

„Die Fuchse bedießt du doch,“ mahnte er, „damit sie wächst — bedießt du die Sorgen?“

„Ja — ich begieße sie!“ schluchzte Erna auf, „sieh, wie ich sie begieße! — mit bitteren, bitteren Thränen!“

Sie weinte fassungslos. Männi stand noch ein Weilchen traurig — dann lief er in seine Spielecke, kramte ein wenig und erschien darauf mit zuversichtlicher Miene abermals.

„Sei dut — sei stille, meine liebe, dute Mammi — ich schenk dich auch das hipsche Bildchen — da!“

Erna schob das kleine Händchen zurück, drückte aber den ganzen, kleinen Kerl zärtlich an sich.

„Behalt dein Bildchen nur.“

„Mammi soll es haben!“ sagte er und schob ihr das „Bildchen“ in die Hand — sie nahm es, um es fortzulegen — plötzlich fuhr sie auf — und starrte, an allen Gliedern zitternd, darauf hin.

„Das ist ja — Herrgott, es ist ja nicht möglich —“

Sie hielt es ans Licht — sie drehte es hin und her — es war und blieb ein Tausendmarkschein.

„Hab' noch mehr,“ sagte Männi, mit großem Stolz seinen Erfolg betrachtend. „Da — und da!“

Und vor den starren, thränenumflorten Augen der armen Erna lagen da vier solcher „Bildchen“ — 4000 Mark — ein ganzes Vermögen in ihren Augen.

„Männi — o Männi — wo hast du die ‚Bildchen‘ her?“

„Hab sie befunden,“ nickte Männi, „auf der droßen Treppe — an dem droßen Haus — und da lagen sie.“

4000 Mark — Erlösung — o Erlösung von allen Sorgen — auf Jahre hinaus. Erholung dem müden, abgearbeiteten Körper — Erlösung der Seele, die in kleinlichster Sorge verging — Ruhe — Frieden — Brot.

Die Versuchung stieg riesengroß vor ihr empor. Wenn sie das Geld behielt, das wie vom Himmel dem Kind vor die Füße gefallen war — wenn sie einen dieser braunen Scheine zurück behielt — wer 4000 Mark auf die Sparkasse tragen kann — der kann wohl etwas von seinem Überschuß missen.

Sie sah an ihrem dünnen, abgenutzten Kleide nieder — sie sah auf Männi — sein vielgesticktes Röckchen — sie gedachte der zerrissenen Schuh — der zerbrochenen Lampe — der Miete, die sie nicht hatte — der Not, die schon drohend vor der Thür stand — und da lag auf dem Tisch vor ihr das Glück — die Ruhe.

Sie beugte sich herab zu ihrem Kind. „Hat es niemand gesehen, Männi, wie du die Bilder fandest — kein Mensch, Männi?“ flüsterte sie heiser.

Er schüttelte den Lockenkopf. „Dar niemand, Mammi — bloß — dext? — der liebe Dotti!“

Sie zuckte zusammen, wie unter einem Peitschenhieb. Einen Moment setzte ihr Herz aus im wilden Schlagen — dann schossen ihr die Thränen in die Augen und sie riß das Kind stürmisch in die Arme.

„Ja, mein Junge — mein lieber — süßer — mein Schatz — mein Reichthum! — gelt — wir Zwei hungern uns lieber durch — aber Männi hat eine ehrliche Mama.“

Das Kind nickte ernsthaft — obgleich es Mammi durchaus nicht begriff — aber Mammi lächelte wieder — und küßte ihn — und so war für Männi alles wieder in schönster Ordnung.

Dann mußte Männi ein Mittagsschläfchen halten — sein Kopf im Arm, lag er weich gebettet.

Erna eilte indessen nach dem Sparkassengebäude und fragte am Schalter, ob jemand einen Verlust gemeldet. Der Beamte wußte noch nichts, doch schrieb er Ernas Namen und Wohnung auf — stellte ihr eine Quittung aus und entließ sie mit ehrerbietigem Gruß.

\* \* \*

Nun sank sie nieder, die heilige Nacht.

Erna war für kurze Zeit ausgegangen, um noch, soweit die paar Groschen langten, ein paar Lebensmittel einzukaufen. Männi, in Hinsicht auf das Vorbeisliegen des Christkinds zu außergewöhnlicher Leistung im „brav sein“ ermahnt, war allein.

Bei seiner Thätigkeit hatte er den Eintritt einer alten Dame überhört, und sah nun erstaunt von seiner Beschäftigung auf, die darin bestand, aus einer Tasse Wasser auf das unglückliche „Mittagbrot“ zu gießen.

„Was machst du da, kleiner Mann?“ frug die Dame.

Männi goß zuerst — vor Erstaunen — den Rest des Wassers über sein Schürzchen und sah dann, wahrhaft betrübt über seinen Zustand, an sich herunter.

„Ich bedieße mein Pferd!“ sagte er, „es hat keinen Topf — und keinen Schwanz — und teine Ohren — und teine Snauze — sie sollen wieder wachsen!“



























len gearbeitet. In buntem Wechsel finden wir Darstellungen aus der Bibel, Ungetüme, Krieger, Bogenschützen und Liebende von Pflanzengewinden umschlungen und phantastische Tiergebilde aus Blumen entspringend. Die Bibel und die Wunder der Phantasie vereinigen sich hier zu einem Bilderzyklus, der ein Gegenstück zu dem Mosaikencyklus im Dom abgibt.

Bald nach Wilhelms II. Tod ging die Normannenherrschaft in Sizilien unter, und es folgten ihnen die Hohenstaufen, um nach kurzem Zeitraum ein noch

tragischeres Ende zu nehmen. Die normannische Kunst machte keine Schule; wenn aber das sizilische Volk die glänzende Regierung Friedrichs II. als das goldene Zeitalter seiner Insel preist, so dürfen wir nicht vergessen, daß Friedrich allein dank dem freien und humanen Geist, der unter den Normannen auf Sizilien herrschte und dem ihre Vauschöpfungen den ihnen eigentümlichen Reiz verdanken, zur erleuchteten Herrschergestalt des Mittelalters heranwuchs, welche die deutsche Sage ursprünglich an Stelle seines Ahnen Barbarossa in den Kyffhäuser versetzte.

## Die versunkene Glocke.

Weihnachtsnovelle von M. Tamms.

Nachdruck verboten.

**N**ee, Rinnings, laßt mich man! Nu muß ich wirklich fort!

Dem jungen Menschen, der diese Worte sprach, laß man mühelos den Seemann vom wettergebräunten Antlitz und der hellen Schärfe seiner Augen ab, zu welcher der Kampf mit Sturm und Unbill, die blendende Himmelsunendlichkeit, die Durchforschung von Fernen, Breiten und Tiefen und die eindrucksvollen Wechselbilder seines Berufes den Blick des Meerfahrers erziehen. Auch seine Kleidung verriet ihn ebenso, wie seine Umgebung.

Er hatte sich bei seinem, nicht gerade allzu entschiedenen Protest halb vom Stuhle erhoben, der inmitten einer schmauchenden, tabakpassenden Gesellschaft von Wasserratten am knitterheißen Rachelosen der Gaststube „Zum Stelzfuß“ stand. Draußen knarrte das Blechschild der Schenke mit seinen vier gekreuzten Flaggen im Felde unter den letzten schwachen Stößen des abflauenden Dezemberwindes, der in den verwischenen Tagen an der ganzen Küste arg gewütet hatte, und wenn der Luftzug hier und da vom Bollwerk her kältend durch die schlechtverschlossenen Fensterlufen in den Tabaksqualm der überhitzten Stube drang, so bewegten sich die Schiffsmodelle an ihren Bindfäden längs der niedrigen Decke, und dem Haigerippe über dem Bechtisch klapperten die dünnen Knochen.

„Nee, Rinnings, es is höchste Zeit. Laßt mich man — wirklich!“

Alles lachte.

Der Nebensitzende, ein sehniger, rotbärtiger Geselle, klopste seine kurze Thonpfeife aus und griff nach neuer Füllung in die Tasche.

„Das hast nu schonsten acht Tag' lang gesagt, Kork!“ meinte er gleichmütig in seinem schwerfälligen pommerschen Dialekt.

„Ja, aber — ich denk' man so, drüben in Vergensoe auf'm Leuchtturm warten sie doch nu mal auf mich — un Vater is krank —“

„Dach weischt auch scho nochelang,“ lachte ein anderer und schlug dem Unschlüssigen in süddeutscher Gemütlichkeit so derb auf das Knie, daß er ohne weiteres in seinen grobzusammengellohten Stuhl zurücksank. „Ma müsch aber lüga, wenn ma saga sollt, 'sch hätt' di aus dem Kursch gebracht beim Saufe!“

„Ja, aber heut' is das was anners!“ warf der Genedte lahm genug ein und kämmte mit gespreizten Fingern nachdenklich die blonden Haartrinkel über die Stirn zurück.

Aus der linken Fensterdecke schrie eine Frauenstimme durch den Fusel- und Tabakdunst zum Ofen herüber:

„Marum to day?“

Sie gehörte einem üppigen brünetten Mädchen an, das, auf wackeligem Tritte balancierend, bemüht war, den Vorrat giftgrüner und schwefelgelber, bligblauer und feuerroter Lichter, welchen sie vor sich in der gerafften Schürze trug, über die dünnen Zweige eines Weihnachtsbaumes zu verteilen. Das Raufgold in den Ästen zitterte, wenn ihre harten Finger es streiften, und der blanke Pappstern an der Tannenspitze glimmerte in den Rauchschwaden, welche sich übelriechend und atemhindernd an der Decke schichteten, wie seine echten Brüder draußen in den brauenden Wolken des zusehends steigenden Winternebels.

„Marum to day?“ äßte ihr der junge Mann nach, dem ihre Worte galten. „Marum puht du denn den Baum da, freie Amerikanerin? Weil heute Weihnacht is, deutsche Weihnacht, von der ihr Aufklärten drüben nichts wissen wollt!“

Sie sprang mit beiden Füßen von der Leiter. Der Boden bröhrnte ordentlich unter ihrer Last, denn sie war groß und voll gewachsen. Mit ihren dreiften Augen starrte sie, an seine Seite tretend, dem hübschen Menschen ins Gesicht.

„Heihnacht!“ machte sie verächtlich, griff über seine Schulter weg mit dem nackten Arm nach seinem dampfenden Glase und leerte es auf einen Zug.

„Das ist Heihnacht!“ meinte sie, sich mit dem Handrücken ihren Mund wischend. „Und das!“ dabei duckte sie sich blitzschnell nieder, bis ihr schwarzer Ruschelkopf auf sein Blondhaar fiel, und drückte einen lauten Kuß auf seine bärtigen Lippen.

„Hi Teibel!“ stieß jenseits des Tisches auf der Ofenbank der stelzfüßige Alte zwischen den zahnlosen Riefen hervor. Er war der Wirt. Einst tüchtiger Seemann, brachte ihm, seitdem ein stürzender Mast sein rechtes Bein zersplittert und ihn für sein eigentliches Gewerbe untauglich gemacht hatte, die Schiffsschenke hier am Bollwerk mehr ein, als der unbeweibte, kinderlose Mann jemals verzehren konnte. Zugende der seltsamsten, abenteuerlichsten Fahrten hatte er einst auf seiner stattlichen „Niobe“, deren wurmförmiges Gallion noch unter den zerschliffenen Flaggen drüben an der Fensterwand lehnte, unternommen; aller Herren Länder hatte sein Kiel angelaufen und sein Fuß betreten. Aber keiner seiner Gäste, wie ermunternd er ihm zutrank und wie seetüchtig der Alte nachzukommen pflegte, vermochte ihn über jene Reisen nach echter Wasserrattenweise ins Plaudern zu bringen. Er kaute seinen Tabak, nickte und schüttelte bei allen anzapfenden Fragen, und schwieg sich aus. So war man schließlich dahin gelangt, ihm allerhand geheime Piraten- und Freibeuterthaten anzudichten, über welche besser nicht geredet wurde, von verstorbenen Raub- und Schmuggelgeschichten zu munkeln, deren zweifelhafter Held der Alte dereinst gewesen war, und ihn mit bewundernder Scheu zu betrachten. Dieser Hautgout seines Rufes sowohl, als die Errungenschaft seiner letzten Meeresfahrt, Jenny, das brünette, fremdländisch schöne Mädchen, bildeten die Hauptanziehungspunkte der Schenke „Zum Stelzfuß.“ Welcher Abstammung, Heimat und Familie die lockere Amerikanerin zugehörte, wie sie an den Alten geraten, was der Grund ihrer Übersiedelung aus der Neuen in die Alte Welt war, wußte man ebensowenig, als des Schenkwirts Vergangenheit. Aber sie war hübsch, fidel und entgegenkommend. Weiterer Programmnummern bedurfte es nicht bei der materiell veranlagten Geschmackrichtung des Bollwerkspublikums.

So standen sich beide Parteien gleich vorteilhaft dabei: die Gäste spendeten dem Alten viel schmutziges Geld in den Kasten, und Jenny kredenzte den Gästen viel schlechten Schnaps dafür.

Eine einzige Eigentümlichkeit war den Stammgästen der Bollwerkstneipe gegliickt, im Laufe der Jahre aus dem alten Stelzfuß herauszulocken, und das war unüberwindlicher Weiberhaß. Jedem Unterrock ging er aus dem Wege — vor jeder Schürze machte er lehrte. Bei dem Lachen Jennys hielt er sich die Ohren zu; bei ihren Küßen wurde ihm übel. Daß er sie trotzdem in seiner Hütte duldete, war demnach ein sprechender Beweis ihres Alchimistentalentes, die Flüssigkeit seiner dickbauchigen Fuselphiolen für seinen ebenfalls dickbauchigen Beutel in vollgemünztes Gold zu verwandeln.

Ob jene Weiberfeindschaft waschecht, oder nicht — ob sie im Blute überkommen, oder durch Erfahrung anezogen war, das wußte natürlich keiner. Aber jeder freute sich derselben und ihrer gelegentlichen Äußerungen. Auch jetzt belachte man den grimmigen Ausruf des Invaliden mit den schwarzgeräucherten Zahnstummeln und der Tabakspriese im Backenloch wie einen guten Witz.

Jenny ließ sich durch ihn nicht im geringsten stören.

„Weißt uas?“ sagte sie, dem jungen Schiffer je fünf feste, harte Finger auf die Schultern stemmend und mit dem Blick heiß über sein schmutzes Antlitz streichend.

„Na,“ schmunzelte der, „und das wäre?“

Sie lachte, daß die beiden Reihen ihrer großen, weißen Zähne bligten.

„Ich kann dir leiden, Karl Kruse!“ sagte sie fest. „Awfully gut, indeed!“

„Ganz was Neues vom Jahr,“ meinte der, und ein leichtsinniges Lächeln hob die Spitzen seines blonden Bärtchens. „Mir deucht, das hast mir nu auch schonsten acht Tag lang gesagt, Jenny-Wiß! Wenn du nichts Bessres weißt —“

„O je!“ spottete der eifersüchtige Berliner, der von seinem Plaze zwischen Schenktisch und Ofen aus den Vorgang beobachtet hatte, mit schwerer Zunge, „die läßt sich nich an die Wimpern klimpern! Wille wat Scheeners weef die! Die joldenen Knöpfe in Krusens Geldbörse von seiner letzten Wassersprihe her weef se, un kalkulieren kann se, dat det man so roocht: een Kuß — een Knopp; zwee Küße — zwee Knöpfe — dat Rap der juten Hoffnung is een Waisentnabe jegen ihre jute Zuversicht auf Krusen seine Dummheit, nich, mein Mäufelen?“

„Galt's Maul, bis du gefragt wirst!“ schrie die Kellnerin, auf Augenblicke ihr solettes Radebrechen vergessend, in sehr verständlichem Deutsch.

Dann wandte sie sich ihrem Günstling wieder zu.

„Kannst mir auch leiden, Karl Kruse?“ dabei stemmte sie, den wuschligen Kopf zur Seite neigend, ihren vollen Arm in die Hüfte.

Kruse kniff ihr übermütig die Wange.

„Und ob!“ bekräftigte er.

„Warum willst denn gehen von hier —“

„Weil ich Vater und Mutter seit Jahren nicht gesehen hab', und weil Vater krank is, und weil ich jetzt extra die weite Reis' von Hamburg her gemacht hab', um ihn zum Fest drüben auf der Insel zu besuchen, und weil —“

Das Mädchen drückte ihm ärgerlich die Hand vor den Mund und fiel dazwischen:

„Weil du hast ein Viebchen auf dein dummes Insel drüben!“

Jetzt lachte Karl Kruse aus vollem Halse.

„Dunnewetter nich noch mal, was du fluging büß!“ neckte er, sich an ihrem Stirnrunzeln weidend.

„O, dreadful fellow! Ein Mädchen in jedes Ort! Wie heißen die drüben, die du lieb hast gehabt? Schnell, sig, sag' es, du, oder ich — I —“

Sie stampfte in steigender Erregung den Boden mit ihren derbsohligen Füßen.

„Die ich lieb gehabt hab'!“

Über sein lebensfrohes Antlitz flog sekundenlang ein Schatten. Unwillkürlich wich er vor ihrer Leidenschaft zurück und drückte den Kopf gegen die Stuhllehne.

Gleich darauf bligte ihm aber schon wieder der Übermut aus den leichtsinnigen Seemannsaugen.

„Wie sie heißen thut, möcht'st wissen? Na, warum nich. Denn man zu. Kruse heißt sie, wie ich. Miten Krus' —“

Der Berliner lachte.

„Hab' ich dir's nich gleich gesagt, die Wurscht, die schmeckt nach Seese! Miten Krus'! Natürlich 'ne sojenannte Cousine! Von dem Artikel jiebt's velle zu Lande und zu Wasser!“

Der andre schüttelte den Kopf.

„Falsch geraten, Leichtmatros'. Steig' man fixing wieder dal aus'm Mastkorb! Siehst noch lang kein Land nich!“

„Sakra,“ neckte der behagliche Süddeutsche, „'ne Was, wann'sch nich is, da müßst jo grad da Schwesterl sei —“

Lachend stimmte der Gefragte zu.

„Bist 'nen bannig flauen Kierl, Südspiz! Freilich ist't mein Swesting!“

„Fi Deibel!“ brummte der Wirt in der Ecke, und spie seinen braunen Tabaksaft in kunstgerechtem Bogen von sich.

„Das heißt,“ fuhr der junge Seemann mit einem listigen Seitenblick auf Jennin fort, „auch wieder nich. Wie man's nehmen will. Vordem, wie wir als Ringers zusammen spielten, hinter'm Leuchtturm von Vergensoe, an dem smalen, lütten Sanddamm von der Nordküst', den ihr all nich kennt, weil daß da die Fähr' nich anlegen thut un das Döörp<sup>1)</sup>

weitingab liegt — da waren wir richtig Brüding und Swesting! O je, wo liebeng, daß wir uns hatten! Die alte, beulige Schiffsglock, die wir eines schönen Tags beim Buddeln unter dem knüppligen Weidenbaum dichtung am Ufer als Strandgut zwischen den Steinen 'rausgefischt hatten, un förredem<sup>1)</sup> immer wieder bis zum nächsten Tag auf dasselbige Flag<sup>2)</sup> unter dem Baum verbuddeln thaten, die war uns' best' Spielkamerad. Mag nu woll all lang verspült sein! Das war juch<sup>3)</sup> was Feines! Wenn eins von uns zum Spielen frei kam, klingelte es den Annern mit der Glock' ran, und der kam, wo er auch grad' rümtrauchen that. Denn 'nen dächten<sup>4)</sup> Schall gab die. Jedwerein rundling um die Insel könnt ihr hören! Selbst Jochen, was Vaters Knecht un schon bei Jahren un 'nen büschen harthörig war. All Jochen! Wo seine Rähne, daß der snigen konnt! Un wo staatsche<sup>5)</sup> Nezen flocht er für Miten un mich. So'n alten, guten Döskopp, wie der war! Ja, was ich man noch sagen wollt': damals waren wir Brüding un Swesting. Ganz echte! Auch noch, als wir so vor'n Stücker zehn Jöhren Abschied nahmen, wie ich als Schiffsjung' außer Haus ging, un sie zum Paster an der Südküst' in die Christenlehr<sup>6)</sup>! Wo festing sie da an meinem Hals hing! Woans, daß sie bat und bettelte, bis ich schwören muß, bald wiederzukommen, un ihr un Watting un mein Stiefmutter nie nich zu vergessen!“

Seine Stimme war gegen den Schluß hin weich geworden. Unwillkürlich hatte er die kindlichen Roseworte für Eltern und Schwester wieder aus der fernen Jugendzeit hervorgekramt. Es war, als ob der Wiederhall der alten, verbeulten Glocke sie ihm ins Herz gesungen hätte. Erst das Spottgellächter der anderen weckte ihn. Aus vollem Halse stimmte er ein.

„Je, Rinnings, wenn Ji man so'n Swesting hätt't! Mit so 'ne dächte gäle<sup>7)</sup> Böpf' un so 'nen staatschen Scheitel über die Näs', fein mit Seewasser blank gemacht un an den Ohren glattgekleistert! Herrje, un denn mit so 'ne himmelblage<sup>8)</sup> Augen un so 'ne sanfte Madonnigkeit. „Gottes Willen zu erfüllen, steh' ich hier in dieser Zeit!“ Ich hör' ihr noch, woans, daß sie das Wurd immer so feierlich in 'n Mund führt. Un bei't Schummern, dunn güng' sie jeden Abend, den Gott werden ließ, sitzen un las Watting aus der großen Familienbibel vor. Den Dunnerstag, wo grad' daß sie sich dabei reckte un wo ausdrücklich<sup>9)</sup> sie die Psalmen sprach! Un Sonntags lief sie in Sturm un Regen nach der Südküst' ins Döörp zur Kirch'. Niemand durst' ihr halten: „Gottes Willen zu erfüllen“ — dagegen konnt' Keinwer-ein an! Ja, ja, ich sag' man: so'n Swesting hat nich jeder!“

<sup>1)</sup> Dorf.

<sup>2)</sup> ichtdem. <sup>3)</sup> Steile. <sup>4)</sup> Guck. <sup>5)</sup> tüchtigen. <sup>6)</sup> stattlich, prächtig. <sup>7)</sup> Konfirmandenunterricht. <sup>8)</sup> gelbe. <sup>9)</sup> blaue. <sup>10)</sup> deutlich, ausdrucksvoll.



„Na,“ meinte der Berliner, und kniff verschmigt das rechte Auge zu, mit dem linken von unten auf zu dem Erzähler herüberschielend, „dat velle Psalmieren hat ja noch jut bei dich anjeschlagen, Karrel! So recht een Kahlischwarzer biste jeworden, wie sie dir bei Stöder'n gerade brauchen können — ei weih!“

Schallend belachte er seinen Wiß.

Die anderen schüttelten sich vor Vergnügen.

Nur Jenny hatte nichts, als ein verachtendes Achselzucken für die Schilderung von Milens Persönlichkeit.

„Käfiges Kakerlak!“ naschrümpfte sie wieder in sehr verständlichem Deutsch.

„Kommt auf den Geschmack an,“ entgegnete ihr der rotbärtige Matrose, Kruses Landsmann, indem er voll Seelenruhe seine Thonpfeife aus einem Mundwinkel in den andern schob. „Manchwer-ein hat glatte, blonde Engels lieber, als krushoriges swarzes Degenvoss.“

Die Amerikanerin warf ihm für seinen Ausfall, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, einen gebührenden Blick zu, dessen Gereiztheit er mit unzerstörbarer Dickfelligkeit quittierte. Sie standen sich nicht gut, die beiden. Der kaltblütige Pommer brachte Jennys Reizen wenig klingende Anerkennung entgegen, und sie mißachtete ihn dieserhalb als einen „Lofalschinder,“ der freigebigeren Gästen unnötigerweise den Platz wegnahm.

Auch jetzt drehte sie ihm geringschätzig den Rücken und schob sich schwerwichtig auf Kruses Knie.

„Wenn sie uar so ein awfully good sister — uarum du den Verspruch bei's Abschied denn nicht gehalten hast, zu kommen back zu sie?“

Der Gefragte lachte.

„Was Verspruch!“ meinte er. „Was Schwester! Wo kein Schwester, is auch kein Verspruch!“ Dabei schlug er mit der flachen Hand durch die Luft, als schlänge er eine Fliege tot.

Das Mädchen machte große Augen.

Das reizte ihn, sie noch ein Weilchen zappeln zu lassen. Langsam schlürfte er seinen Grog und strich sich wohlgefällig den von der Sonne gebleichten Flachsbart glatt.

„Nicht wahr, Jenny-Miß, das geht über deinen Verstand? Un is doch so klar, wie Klopbrüh'. Mein Stiefmutter-Tochter erster Eh' is die Milen — weiter nichts, daß sie Krus' heißt, is man, weil Vater das so gewollt hat. Er hat mich das alles geschrieven, als ich von Haus war. Sagen hat er's uns Kinners vordem nich wollen, von wegen das gewisterliche Einvernehmen. Hast lapiert? Kein Schwester — kein Verspruch! Un gut is't, denn halten hätt' ich das doch nich können. Treu läßt sich nich kommandieren, un gegen das Vergeissent is kein Kraut nich gewachsen. Siehst, Jenny-Miß,“ er zog sie an sich

und blinzelte ihr neckend ins Gesicht, „heut', da hab' ich dich bannig gern — aber schonst morgen, da —“

Sie klammerte die Arme heftig um seinen Hals.

„Da kußt dein Kakerlak auf dein dummes Insel —“ zischte sie.

„Un recht thuscht!“ stimmte der Süddeutsche bei. „Das Dirndl, wannsch a Lamperl faubres un nich da Schwester isch, kannicht frankweg heirate, Glückschwammerl du, wannsch Luscht hascht!“

„Indeed,“ brauste Jenny, an allen Gliedern bebend, „kannicht, kannicht! Nix kannicht! Nix Luscht!“

Ihre Augen glühten. Sie war blaß geworden.

Um sie zu beruhigen, schob ihr Karl Kruse das Grogglas zwischen die zeternden Lippen.

„Erst kriegen, denn friegen!“, sagte er gleichmütig. „Sörre' Johner sieben, oder acht, is die Milen irgendwo in Berlin rum in Dienst un nich mehr in Bergensoe. Un wenn auch! So 'ne schimmlige Vetswester is nich mein Schlag. Ich lob' mir feinere Sorten! Trink, Jenny-Miß un mau! nich an 'n lieben Weihnachtsabend. Maulige Frauenszimmer sind wie wulsche Appel für meinen Geschmack.“

Jenny ließ sich's nicht zweimal sagen. Gierig sog sie das Glas leer. Dann, in dem plötzlichen Stimmungswechsel, der dem Leichtsinn eigen ist, riß sie dasselbe aus seiner Hand und schwenkte es ausgelassen in der Luft, daß der fuselige Bodensatz ihr Haar und Haupt betropfte.

„Hurra, für das Kakerlak!“ schrie sie. „Hurra für das dumme Insel! Hurra für das kranke Vater!“

Die übrigen thaten Bescheid. Stühle rüdten. Knafterwolken flogen. Gläser klirrten. Und über die unsicheren Finger zog der Punsch seine klebrigen Straßen.

Mitten in das laute Stimmengesurr drang plötzlich ein kalter Luftstrom. Er kam durch die Thür, welche sich knarrend in den Angeln drehte.

Alle wandten die Hälse. Sekundenlang vermochte man durch die Gasse, welche der Zug in die schwelende Tabaksatmosphäre der Gaststube gerissen hatte, hinauszublicken in den wogenden Dezembernebel, der Masten und Schornsteine der Schiffsreihe längs des Bollwerks in seine naßkalten Tücher hüllte.

Gleich darauf sprang hinter einem neuen Ankömmling die Thür wieder ins Schloß.

Mit schweren Tritten wuchtete dieser breitbeinig durch den Raum. Von dem Elzeug seines Mantels troff die Feuchtigkeit auf den sandbestreuten Boden. Im Rand der Kappe hatten sich wie in einer Rinne blinkende Tropfen gesammelt. Naß klebten die grauen Haarsträhnen an den Schläfen. Sein Seemannsbart glühterte von den Niederschlägen der Nebelluft.

<sup>1)</sup> freien. <sup>2)</sup> fett. <sup>3)</sup> mullig, faul.



Beim Vorüberschreiten nickte er der Gesellschaft am Bechtisch zu.

„Bannig slicht Wäder hüt! Just as Altweiber-launen!“

Die andern nickten zurück.

„Fi Deibel!“ stimmte, durch den Hinweis auf das schwache Geschlecht ergrimmt, der Stelzfuß bei, ohne sich im übrigen auch nur einen Schritt breit wegen des Ankömmlings aus seiner warmen Ecke zu rühren.

Der stapfte an das Schenkbüffett und trommelte auf die Platte.

„'nen Bittren, Jenny, fixing! So 'ne Johrt von Bergensoe bi dit Wäder moßt natt, as ne Ratt,<sup>1)</sup> buten<sup>2)</sup> un binnen!“

Widerwillig verließ die Amerikanerin ihren Platz an Kruses Seite.

Der wandte aufhorchend den Kopf.

„Von Bergensoe? Ja, geht denn die Fähr' überall<sup>3)</sup> bei dem Nebel?“ fragte er unsicher. Ganz rot war er geworden.

Der andre rieb sich die verfrorenen Hände.

„Wenn wer 'rüber muß — worüm nich?“ meinte er kurz.

Der Berliner kämpfte mit plötzlichem Hustenreiz.

„Ja — wenn wer rüber muß! Aber so wat jiebl's nich, he, Kruse, alter Kronenjohn?“

Der Fährmann hatte währenddessen den Bitteren in die Kehle geschüttet. Während Jenny das Glas zum zweitenmal füllte, drehte er sich nach dem Sprecher um. Es lag ein seltsamer Ausdruck auf seinen verwitterten Zügen.

„Giwat dat nich?“ sagte er langsam. „Junger Mann, dat giwt Johrgäst, de Wind un Wäder nich scheuen, Johrgäst, vör den'n bi de Hoor tohöchten<sup>4)</sup> stahn, segg ich di! Je ja, je ja!“ er sicherte kopfnickend zu dem spottenden Matrosen hinüber.

Karl Kruse versuchte den Unbefangenen zu spielen. Er drückte sein Grogglas herausfordernd auf den Klebrigen Untersatz und warf sich hintenüber.

„Da kann man würklich nieglic<sup>5)</sup> bei werden!“ lachte er. „Un so einen habt Ji übergesekt — heut' an 'n lieben Weihnachtsabend? Den Dunner noch mal! Woans heißt denn der Kierl, wenn man fragen darf?“

Der Alte leerte das zweite Glas, griff gleichmütig in die Tasche, zog den fleckigen Lederbeutel unter dem Olzeug hervor und warf klappernd die Kupfermünzen auf das Zahlblech.

Dann erst, langsam und schwerfällig, drehte er seine mchtige Gestalt bei und blickte Karl Kruse unter den buschigen Brauen hervor still in das hübsche, leichtsinnige Gesicht.

„Der Tod!“ sagte er gedämpft.

Karl verfärbte sich. Auch die andern rüdten unruhig auf ihren Stühlen. Der grimme Wiß des Alten wollte nicht recht in die derbe Weihnachtsluft dieses Abends passen.

Nur die freie Amerikanerin ließ sich die Laune nicht trüben.

„Uenn es nur hat gut bezahlt, dein feines Passagier!“ spottete sie. „Uird sich freuen, uenn es zu Ueihsnacht besuchen kommt — awfully indeed!“

„Schweig, Jenny!“ rief Karl mit heiserer Stimme. „Laß den anderen reden! He, alte Teerjacke, wenn du doch so bannig klug büßt, kannst mir auch sagen, wohin das den seine Reise ging?“

Der wiegte den grauen Kopf.

„Kann ich, kann ich, mien Söhn! Jochen von'n Leuchtturm, der in all das Schauderwäder an'n Landungssteg stunn un auf mir wartete, hat mich das verzählt. Sein Herr, was der Leuchtturmwärter is, geht zu sterben. Hätt lang töwt<sup>6)</sup>, daß sein Jung kommen un ihm die Augen jubrüdden sollt. Nu muß er schonsten allein dormit fahrig<sup>7)</sup> war'n. Jochen dacht, ich bröcht ihm noch zu allerleht, denn de Jung hätt schrewen<sup>8)</sup>, dat he uf Wichi-nacht kamen wüll — aberst nu bröcht ich stats dessen den annern Gast. Der wird ihm nu woll all bei's Einschlafent geholsen haben. Je ja, je ja, bannig slicht Wäder hüt!“

Ein klappendes Geräusch unterbrach ihn. Der Stuhl, auf dem Karl Kruse gesessen hatte, war hintenüber gefallen. Er selbst stand, mit beiden Händen schwer auf die Tischkante gestützt, leichenblaß im Kreise der Zechgenossen. Die eben noch lachenden Augen schauten erloschen zu dem Sprecher herüber.

Jenny sprang herbei. Mit klammernden Armen suchte sie ihn zu umfassen. Aber er stieß sie von sich.

„Fährmann,“ die Zunge wollte ihm nicht gehorchen, „ich will gleich — gleich, hörst du woll — rüber nach Bergensoe. Du mußt, sag ich dir! Ich will dir Geld geben, viel, viel Geld — alles — — du mußt!! Gleich, fix. Laß mich, Jenny-Miß, gleich —“

Das Mädchen schrie auf.

„Jeh, wo doch es zu spät is! Wie dumm, Karl! Dod is dod! Wir uollen dich schon das Trübsinn vertreiben! Ich thu' brennen an die Dichter an das Weihnachtsbaum un brauen eine feine Weihnachtsponsch! Come, kiss me quick — laß mich, un sei ein gutes Jonge —“

Mit harter Faust riß er sich ihre Arme vom Halse. Keinen Blick mehr hatte er für sie.

„Gleich, fixing! Vielleicht — ach — vielleicht —“ Er sprach nicht zu Ende, vor Hast. Ohne rechts

<sup>1)</sup> Rapp. <sup>2)</sup> außen. <sup>3)</sup> überhaupt. <sup>4)</sup> Haare zu Berge stehen. <sup>5)</sup> neugierig.

<sup>6)</sup> gewartet. <sup>7)</sup> fertig. <sup>8)</sup> geschrieben.

und links zu sehen, rürrte er voran. Sein Gang schwankte, wie bei einem Trunkenen. Keiner hielt ihn zurück. Sein rotbärtiger Landsmann warf ihm in Eile den Schiffermantel um die Schultern, und der gutmütige Süddeutsche drückte ihm, mangels der richtigen, die eigene Mütze auf den Kopf. Schwer und bedächtig wuchtete der Fährmann in seinem Gefolge.

Jenny zeternte hinter ihm drein.

„So ein dummes Kerl! Laßt in das Nebel und der Kälte, wo hier so uarm is und doch gar nicht nötig hat! Tod ist dod. Er geuiß nich machen uider lebendig. Ihr Deitsche sein ein awfully stupid Mensch mit eire unvernunftige sentiments, indeed!“

Der Rest ihrer Rede verslog in dem Luftzug, der Karl die Thür aus der Hand riß, um dieselbe schmetternd ins Schloß zu werfen.

• • •

Draußen umfingen die beiden Männer Kälte und wogende Dunkelheit. Der Nebel rollte sie sofort in seine feuchten, grauen Ballen ein, und die Luft legte sich eisig auf Karls vom Trinken erhitzte Lunge.

Sie und da klappte ein Riß in der Nebelwand. Eine schläfrige Vollwerklaterne benutzte das entstehende Wollenloch, um ihre müden Lichtsäden auf den schmalen Fliesensteg längs des Wassers herabzuspinnen. Sie blendeten den Blick und warfen den beiden hindernde Schatten und trügende Reflere in den Weg. Um so schwärzer kroch dann die tausendfüßige Finsternis wieder heran, ihre Riesenschlügel geräuschlos über den Köpfen der Männer zusammenschlagend. Auch der letzte, schwache Hauch des vorzügigen Sturmes hatte sich gelegt. Es war, als hielte der dämmernde Weihnachtsabend den Atem an, um auf die Offenbarung aus der Höhe zu lauschen. Nur das Meer vermochte sich noch lange nicht zu beruhigen. Die Sturmgeister hatten es — heute Morgen noch — zu schlimm gepeitscht und durchwühlt. In hohen, schollernden Wellen klatschte es gegen die Pfähle des Steindamms, daß der aufspritzende Gischt hier und da mit unsichtbaren Fingern über Karls Antlitz wischte.

Aber, unter und neben ihm kämpften weißflatternde Luftgebilde ihre Geisterschlacht. Nebelfahnen wanden sich um die Masten, Schleierleiber tanzten auf den Wassern. Und er schritt mit seinem armfeligen Herzen und unruhigen Gewissen zitternd durch den Abendpuf.

So, von der Undurchsichtigkeit der Luft gehindert, deren schneidende Kälte ihnen den Atem am Munde gefror, erreichten die beiden Männer unter Verzögerung die Landestelle.

Karl tastete den Bootsteg entlang und das Treppchen hinab. Auf einer der Stufen lauerte

jemand. Ein verhülltes, dunkles Etwas. Beim Nahen der Schritte erhob es sich. Soweit man zu erkennen vermochte, war's eine weibliche Gestalt. Sie mußte schon lange hier geseffen und gewartet haben, denn fröstelnd zog sie das Umschlagetuch über Haupt und Brust zusammen, und als nach kurzer Verständigung der Fährmann ihr in das tanzende Boot half, waren es erstarrte Finger, welche seine grobe Seemannshand umschloß.

„Nah Vergenzoe — bi dit Wäder?“

Sie nickte nur.

Schweigend setzte sie sich, stützte die Füße gegen die Planken, die Ellbogen auf die angezogenen Kniee und hielt ihr Bündel regungslos auf dem Schoße.

Es war ohnehin zum Plaudern kein geeigneter Ort und keine passende Stunde. Der alte Schiffer hatte genug mit seinem Fahrzeug und dem Innehalten des Kurses zu schaffen, und die Adleraugen des Jungen halfen ihm dabei. Gut war's, daß die Wasserstraße mit schwimmenden Wegweisern begrenzt war, deren Feuertonnen in nächster Nähe noch gerade Kraft genug besaßen, den Dunstkreis zu durchglimmern, und deren Heulbojen im hohen Wellengang klagend ihre Seufzer durch die Nebellüste schickten. Auch hatte der Alte von jahrelanger Gewöhnung her den Kurs im Kopfe, und das Gold aus Karl Kruses Tasche wirkte zudem wie ein stärkender Zauber, der alle seine Bedenklichkeiten aus dem Felde schlug. Den Tunner nochmal! Da hatte er denn doch in der Jugend auf fremden Meeren ganz andre Fahrten erlebt!

Hurtig schoß der Kiel durch die Weite. Schäumend, in nachwirkender Erregung, hauchten sich die Wellen um den Bug. Still und kalt stand die Luft. Und regungslos schaute, von ihrem Platz im Hinterteil des Fährbotes aus, die Frauengestalt auf die dunstvermummten Wasser.

Einmal nur, als sekundenlang von der Mastlaterne umdämmert, ihr Mitpassagier sich über die Riemen bog, war ihr Blick zu ihm hinübergeglitten. Seine schlankgegliederte, hohe Gestalt, das schmutze Antlitz mit den jungen Augen, die flachblonden Ringel unter der festgestülpten Mütze, und der seit Kinderzeiten vernarbte Schnitt über der rechten Braue — das alles hatte ein zerflatternder Nebelstreifen auf ein kleines Weilchen freigelegt.

Der Anblick schuf einen wunderbaren Wandel in ihren Zügen. Sie erblickte jäh, und gut war's, daß sie mit bebenden Fingern die Kopfhülle dicht über Wangen und Mund zusammenzog, denn der leise Schrei ihrer Lippen würde sonst vielleicht zu dem Ohr des Nahestehenden gedrungen sein. So erstickte er ungehört in den Falten des Tuches. Gleich darauf tauchte Karl Kruse in das Dunkel zurück, und die Einsame richtete mit langsamer

Wendung den großen, verträumten Blick wieder auf die Unendlichkeit ringsher. Wie das rauschte und schäumte, seufzte und sang! Wie Lust und Gewölk in unermüdlichem Haschensspiel zusammenfloßen und auseinander quirlten! Und wie dahinter die kleinen frierenden Wintersterne so gern, ach, so gern das Firmament mit ihren Weihnachtslichtern besteckt hätten, wenn der Nebel ihren glimmenden Docht nur nicht immer wieder mit seinen nassen Tüchern erstickt hätte. Fast meinte sie in der kalten Luft das Knistern der erlöschenden Fünkeln über sich zu vernehmen — ja, wie die ausgebrannten Lichter an einem Weihnachtsbaum.

Weihnacht! Wie seltsam das alles dort draußen — — und wie seltsam das Eine hier drinnen! Er und sie, inmitten dieser wogenden Unbeschreiblichkeit, eng und dicht in einem Schiff, wo zehn Jahre hindurch das Meer kaum breit und der Himmel kaum groß und die Erde kaum weit genug gewesen waren, ihn und sie zu trennen! In einem Schiff — zu einem Ziel — zusammen heimgerufen an ein Sterbebett!

Sie schauerte vor Frost und Erregung. Die Tropfen rannen ihr an den Wangen herab, zu eisigen Perlen gerinnend. Sie faltete die kalten Hände. Still saß sie und feierlich, und lauschte — denn in ihr gingen die Glocken. Kling-klang die eine: das war helles Weihnachtsgeläut. Bim-bam die andre: das war ernster Sterbeglockenton. Und dazwischen eine dritte, süß und leise: sim-sum, sim-sum, wimmernd und weh, klagend und bang — — das war die Stimme ihres gestorbenen Kinder Glücks, der Geisterhall jener alten, verbeulten Schiffsglocke, die mit fröhlichem Schalle ihre Jugendspiele begleitet und nun seit zehn langen Jahren unter der knorrigen Weide am Heimatsstrand vergraben lag.

Weiter durch die ausgewählten Wasserschollen pflügte sich der Kiel. Wie lange — schon und noch — sie fuhr, dessen war Milen sich nicht bewußt. Erst Karl Kruses Stimme hob sie aus der Versunkenheit wieder zur Gegenwart empor.

Sie klang gegen früher sehr verändert; mannhafter, voller, und dennoch seltsam heiser, als schnüre Angst ihm die Brust zusammen.

„Nicht nach 'der Brück' vom Süderstrand!“ bat er den Schiffer. „Das kost't viel Zeit un einen bannig langen Marsch bis zum Leuchtturm. In der Nordküst', wo das flache Ufer is, spring' ich glatt an 'n Land. Auf dem kurzen, smalen Sandstreifen kenn' ich mich aus un dahinter bin ich dunn firing bei Hause.“

Der Alte schwankte. Freilich war's verlockend, so viel früher am Ziel zu sein.

„Aberst wenn de Fru dor nach de Südlant' in't Dörp will —“

Die hob den Kopf.

„Nein, nein,“ sagte sie gepreßt, „laßt nur — ich komm' zurecht.“

Man sah nicht die Hand vor Augen, so ballte sich der Nebel hier wieder an der Küste. Es war, als rollten Milliarden weißflockiger Baumwollknäuel sich um die niedrigen Wacholderknicks und kümmerlichen Kiefern, welche gleich gestaltlosen Schatten durch die greifbare Finsternis geisterten. Aus den ruhelosen Wellen stieg der Dampf — zwischen den vorgelagerten Steinen lockte der Rauch — über den Dünen trotz der Schwaden. Tausendarmig, flatterhaarig, schleiergewandig, gespenstisch, wesenlos — — tauchend und steigend — — fließend und gleitend — — Meer und Himmel zu undurchforschlicher Unendlichkeit einend.

Das Boot knirschte im Sande. Mit kräftigem Sprunge schwang sich der junge Seemann ans Land. Er nahm sich kaum die Zeit, auf Anruf des Fährmannes hin, der Begleiterin hilfreiche Hand zu leisten. Auch entzog diese ihm, sobald ihr Fuß auf festen Boden trat, die leiszitternden Finger.

Gleich darauf, mit einem leichten, rauhen Abschiedsruß, stieß der Alte vom Ufer. Er hatte es eilig, nach Hause zu kommen, denn in der niedrigen Bootshütte drüben am Bollwerk warteten sie schon auf ihn: Frau, Kinder und Christanne. Auch wußte er im nachgedunkelten Fichtenschrank des Stübchens, links in der Ecke, eine dickbauchige Flasche mit Rum, der, mit heißem Wasser und Zucker vermischt, den Festtrunk zu liefern bestimmt war; und mitten durch Seeluft, Kälte und Nebel wehte ihm der Duft delikaten Bierfisches aus Mutters Ruchentiegel über das weite Wasser her lockend um die Nase.

So war er bald im Dunkel verschwunden. Sein Ruderschlag erstarrte.

Stumm wandten die beiden Gelandeten sich der Richtung zu, in der sie den Leuchtturm vermuteten. Zu sehen vermochte in dem Nebel keins von ihnen auch nur einen schwachen Schimmer seines Lichts. Aber das beunruhigte sie nicht. Der Mann hatte nur einen Gedanken: heim! vielleicht war's noch nicht zu spät — vielleicht — vielleicht — —

Daß sich jemand an seiner Seite befand, merkte er kaum. Noch viel weniger schoß ihm die Frage durch den Kopf, ob Weg und Ziel ihnen beiden gemeinsam, und wer das neben ihm sei? Derselbe urkräftige Egoismus, der ihn bislang in nächster Nähe der Heimat um verwerflicher Bande willen von ihr ferngehalten hatte, straffte jetzt jeden Gedanken, jede Muskel, jede Sehne, die Heimat zu erhassten.

Bald mußte er spüren, daß die zehn Jahre der Abwesenheit störend genug ihr Recht forderten. In der Undurchdringlichkeit der Finsternis stolperte er hier und da über Wurzelgeflecht und Pfähle. Auch



kam er mehr denn einmal, während kurzer Schritte vom Wege ab, in die lockere Tiefe der Dünen bis zum Knöchel versinkend. Und es bedurfte etlicher Mühe, bis er sich auf gebahnten Steig zurückzutappen vermochte. Das alles brachte seinen Ortsinn in Verwirrung, zumal die Augen unter der dichten Vinde, mit welcher der Nebel sie umgab, völlig strikten. Ihm wollte bedünken, als würde die Bahn feucht unter seinen Füßen. Fest, glatt und feucht. Und enger wurde sie auch, denn die Begleiterin drängte sich näher an seine Seite. Immer näher.

Plötzlich stand er still. Sein Fuß war in kaltes Wasser getreten. Im nämlichen Moment rang sich ein Laut des Erschreckens aus dem Munde der neben ihm Wandelnden: sie stand im Rassen. Unwillkürlich griff sie um sich, bis sie an des Mannes Arm einen Halt fand.

„Wir müssen uns verbiefert<sup>1)</sup> haben,“ meinte der. „Das best' wird sein, wir steuern rechts.“

Aber schon nach wenig Schritten tappte man wieder in rinnende Nässe, und gleich darauf schnitt tieferes Wasser die Bahn jäh entzwei. In nächster Nähe rauschte es durch das Dunkel zu ihnen heran — an ihren Füßen herauf.

„Der Damm!“ schrie das Mädchen. „Der Sturm hat den Damm überschwemmt!“

Aber Karl Kruse warf solchen Gedanken weit von sich.

„Dumm Zeug,“ meinte er kurz. „Das is bloß, daß wir bei die vertrackte Viefsteris<sup>2)</sup> rundling umgegangen sind um nu die Richtung verloren haben. Man kein Bang nich! Mit den Dunner müßt das zugehen, wenn wir den Weg nich wiederfinden sollten!“

Innerlich verwunderte er sich vorübergehend, wo er doch die Stimme neben sich schon einmal gehört haben mochte? Bekannt dünkte sie ihm. Und die Frauensperson war ja auch ganz vertraut hier, wie's schien. Sie hatte vom Damm gesprochen, und den kannte nur, wer auf der Insel zu Hause war. Fremde wußten lediglich auf dem Südstrand Bescheid.

„Sünd Sie aus Bergensoe?“ fragte er plötzlich.

Es dauerte ein Weilchen, bis die Antwort kam. Und kurz war sie auch. Nur ein leises „Ja.“

Die Pause hatte genügt, sein Interesse wieder auszulöschen. Was galt ihm alles andere, wo das eine, Heimath, Vater, Gewissensfrieden, auf dem Spiele stand!

„Knaß links!“ befahl er und spannte seine sch-nigen Finger zu sicherer Führung um die klamme Mädchenhand.

So schritten sie wieder in den Nebel hinein.

Diesmal kam schon nach Sekunden das Ende. Rock sperren die Wellen ihnen den Weg. Eine hob

und schob die andere. Ordentlich höhnisch gurgelten sie, überschluckten einen schmalen Sandstreifen nach dem anderen und schnappten nach den Füßen der beiden, wie ein bissiger Hund.

Karls Herz begann zu klopfen. Und die kalten Finger, welche er in den seinen hielt, zitterten.

Fast schien es, als würde der Saum, auf dem sie sich bewegten, zusehends enger, schmaler, kleiner. Oder brachte die narrende Finsternis sie immer wieder auf dieselbe Stelle zurück?

Wenn doch nur einmal, auf kurze Sekunden, die Wolken sich teilen möchten! Karls Augen gruben sich förmlich in die Nebelwand. Ein Strahl des Blickfeuers vom Leuchtturm! Ein Strahl — ein Stern — ein wegweisender Weihnachtsstern! Wer weiß, vielleicht standen sie unmittelbar vor dem Turm?! Vielleicht genügte ein Ruf?!

Karl erhob seine Stimme: „Jochen! Jo—chen!!“

Eisig nahm ihm die scharfe Winterluft den Klang von den Lippen.

„Jo—o—chen!!“

Keine Antwort. Nichts, als das Geschwätz des Meers, in dessen Adern, schwellend und schnellend, die ungeheure Aufregung der letzten Sturm-tage pochte.

Bekommen wandten sie den Schritt. Die Kälte begann ihnen langsam durch alle Glieder zu rinnen. Gleich einem drückenden Metallreif legte sie sich um ihre Stirnen. Die Füße wurden ihnen schwer.

Mühsam wühlten sie sich durch den tiefen Sand.

Eine Weile ging's. Karl atmete auf. Mühen richtete sich höher. Zuversichtlicher wurden ihre Schritte, bis sie plötzlich, unvermittelt, knietief ins Wasser trat.

Vom Schreck überwältigt, durch Glätte des Bodens und den Schwall der Strömung aus dem Gleichgewicht gebracht, taumelte sie zurück. Ihr nach strebten die Wellen.

Nun gab's keinen Zweifel mehr. Die schmale Landzunge, welche den Nordstrand mit dem Inselinnern verband, war von der Wetterunbill der vorigen, stürmischen Dezembertage unter Wasser gesetzt. Der Damm war durchbrochen. Von allen vier Seiten kletterte die See über das Ufer. Nur ein winziger, etwa zehn Schritt messender Sandstreif war noch trocken. Und sie standen mitten darin. Elend, hilflos, dem Erstarren und Ertrinken preisgegeben — in erbarmungsloser Verlassenheit!

Das Mädchen sank in die Kniee.

Neben ihr stampfte in ohnmächtiger Wut der Mann den Boden.

„Zu denken, daß man rüberschwimmen könnt', wenn man die Richtung wüßt. Un nu hier sitzen und umkommen wie 'n Hund!“

Sie antwortete nicht.

<sup>1)</sup> verirrt. <sup>2)</sup> Dammbruch.



Als er, in der schnellreisenden Kameradschaft gemeinsamer Trübsal, nach ihren Händen tastete, fand er, daß sie sich gefaltet hatten. Ob zum Gebet?

Leise zog er die seine zurück und verschränkte die Arme über der Brust.

Verzweifelte Gedanken jagten ihm hinter der Stirn. In der That, der alte Fährmann war zweifach im Recht gewesen mit seiner Behauptung, daß er den Tod zur Insel gefahren habe. Der hatte heute seinen Fang! Hier lag er, auf zwei Opfer lauernd, im Hinterhalt — und drüben stieg er die enge, gewundene Leuchtturmtreppe empor — — vielleicht jetzt gerade, diese Minute — — und schlang die Knochenarme um den Vater, der so lange gewartet, der vielleicht mit einem Fluch für den verlorenen Sohn aus dem Leben schied.

Karl vermeinte, die Qual dieser Vorstellung nicht tragen zu können. Er warf sich zu Boden und wand sich in Seelenpein.

„Vater! Batting!“ stöhnte er auf.

Einem Echo gleich rangen sich dieselben Worte von den Lippen seiner Nachbarin.

„Batting! Nutting! Hier sterben wir und ihr wißt es nicht!“

Mit jähem Auf setzte der junge Mann sich auf. Die Stimme! Die Stimme! Unter ihrem sanften Klang, der wie ein Nachhall ferner Zeiten seltsam vertraut zu seinem Ohre drang, bohrte sich ein neuer Stachel in sein Gewissen. Es war keine Fremde. Sicherlich nicht. Sie selbst hatte bestätigt, daß Bergensoe ihre Heimat sei. Aus dem Dorf, vom Süstrand, war sie — — und aus elender Eigenschaft hatte er sie vermocht, vor ihrem Ziel an der Nordküste zu landen, zu landen in Not, Elend, Verlassenheit, Tod —

Der Herzschlag setzte ihm aus. Im tiefen Sande kroch er heran und umklammerte ihre Kniee.

„Ich — ich bin schuld dran! Nu sitzen Ihre Eltern an 'n lieben Weihnachtsabend un töben<sup>1)</sup> auf ihr Döchtling — und töben — un währenddem geht Ihr Lebent kaputtig, wie 'n leckes Schiff! Durch meine Schuld! Ach großer, allmächtiger Gott, durch meine Schuld allein!“

Seine Verzweiflung schnitt ihr das Herz entzwei. Mit kalten, verklammten Fingern streichelte sie die rauhen Hände, welche ihre Kniee umschlossen, und das zuckende Antlitz, das er auf ihrem Schoße barg.

„Gottes Willen zu erfüllen, steh ich hier in dieser Zeit!“ sagte sie leise, mit beinahe altmodischer Feierlichkeit.

Bitteres Lachen war seine Antwort.

„Den Spruch kenn' ich. Den führte mein Schwester immer in 'n Mund. Glück bringt er nich, der Spruch! Denn Gott's Will' hat zugelassen, daß ich

Ihnen zum Tode verhelf, un ihr, was mein Schwester was, hab' ich auch durch Gott's Will' Bitternis genug in ihr Leben geschütt't. Denn ich bin 'nen slichten Kerl, müssen Sie wissen. Sie war gut un prächtig un fromm. Sie hielt was von mir, un beim Abschied sagt sie mir, daß sie für mich beten wollt. So 'ne liebe, blage Augen hatt' sie in 'n Kopf, un in der Brust so 'n reines Herz. Na — ich hab' ihr das alles denn auch sein heimgejahlt! Sehr fein, muß ich schonsten sagen. Rumgelüdert hab' ich, gesoffen un geflucht, hier scharmiert un da scharmiert, gespielt, gewürfelt, gelästert, un ihr reines mang vergessen. Wissen Sie wohl, worüm wir hier kaputt gehen? Weil daß ich mein Wort gebrochen hab'. Treu sein sollt' ich. Wiederkommen sollt' ich. Na, nu bin ich ja auch hier, aberst nu fñht sie das nich mehr, un uns' Herrgott is die Zeit inzwischen woll ein Büschen lang geworden. Zu spät! sagt er. Da müssen Sie meinetwegen mit in 'n Abgrund 'runter. So 'nen feinen Kerl bin ich! So, un nu bedanken Sie sich man schön bei mir!“

Er hielt inne. Die Aufregung erstickte ihn fast. Wie ein Riese rang seine Sünde mit ihm.

Sie saß indessen regungslos, wie ein Bild von Stein. Damit sie ihr nicht abstürben, hatte sie Arme und Hände in ihr Deckentuch gewickelt, und von den Füßen aufwärts kroch ihr die lähmende Starre des Frostes durch die Adern. Nichts an und in ihr lebte, als ihr klopfendes Herz.

Plötzlich bog er sich vor. Ein Gedanke war ihm gekommen.

„Kennen Sie ihr? Miten Kruf'? Wenn Sie von der Insel sind, müssen Sie ihr kennen —“

Und noch mitten im Wort packte ihn ein zweiter. Ein unausdenklicher, unbeschreiblicher. Die Stimme! Der Spruch!

Hastig streifte er die Hülle von ihren Schultern. Das Kopftuch schob er heftig zurück. In der Nacht, die beide umgab, bohrte er die scharfen Seemanns-Augen in ihre Züge. Mit zuckenden Fingern strich er über den Scheitel — betastete er die schwere Last der Höpfe im Nacken —

Sie erschauerte. Zitternd traf ihn der Hauch ihres Atems — —

Aber der Tod trat dazwischen. Er ist ein verwöhnter Herr, der das Warten nicht liebt. Mit gebietenden Armen drängte er das schüchtern aufatmende Leben beiseite. Geheimnisvoll rauschte er näher. Eine übereilige Welle hatte sich bei dem hohen Wasserstande bereits eine seichte Stelle gesucht, von welcher sie sich glatt und tödlich zu den beiden entlangzuschlängeln vermochte. Plötzlich umzingelte sie das Paar.

Schreckgetrieben schnellten sie empor.

Weiter! Der Feind war ihnen auf den Fersen.

<sup>1)</sup> warten.



Er legte den Arm um das Mädchen. „Milen!“ sagte er sanft, „komm!“

Vertrauensvoll drückte sie den Kopf an seine Schulter.

Da bog er sich mitten in Todesnot und Seelenangst herab und küßte ihren Mund.

„Swesting!“ Die Stimme klang ihm heiser. Es steckten brennende Thränen darinnen.

Sie schlang die Arme mit letzter Kraft um seinen Hals.

„Bruder!“

Ihr Ton war hell und klar. Heimliche Liebe hielt sich darinnen versteckt.

Eng aneinander geschmiegt, gingen sie von neuem in den Kampf.

Nur daß es schon Kampf nicht mehr zu nennen war. Die durchnässten Kleider klebten an den Gliedern, und diese selbst, frostgebunden, versagten beinahe den Dienst. Schläfernd wirkte die dunstige Finsternis auf Auge und Hirn. Tappend irrten die Gedanken. Taumelnd schwankte der Gang. Bis ans Herz froh die Kälte. Füße und Hände starben ab. Fühllos wurde der Griff der Finger. Das Lastvermögen schwand. Die Denkkraft stumpfte ab. In äußerer und innerer Erstarrung gerann das Blut.

Beide spürten mit dumpfem Entsetzen, wie schnell das Ende näher kam. Und dennoch wollte ihre junge Lebenskraft so leichten Raufs sich nicht ergeben. Sie stapften hin und her auf dem leichten Fleckchen trocknen Sandes. In pressender Umarmung suchte jeder am andern Wärme. Die Hände drückten sich eng und enger. Hier und da, in dem dämmernden Glücksgefühl ihrer Wiedervereinigung, thaten ihre Herzen einen kräftigeren Schlag. Und von Zeit zu Zeit flüsterten sie sich, wie bange Kinder im Dunkeln, ihr „Brüding“ und „Swesting“ ins Ohr, Mut schöpfend aus gegenseitigem Stimmenklang.

So, im engbegrenzten Auf- und Niedertappen, prallten sie plötzlich gegen ein Hindernis. Ein Schatten strebte eng vor ihnen vom Boden auf. Wie sie prüfend die Hände ausstreckten, trafen diese auf etwas Dickes, Hartes, Rauhes. Für einen Pfahl war's zu knüppelig. So mußte es ein Baum sein. Und richtig, als die Finger an der Fläche hinauf und hinab strichen, fanden sie einen alten Bekannten heraus.

„Die Weide!“

„Unf' alten, verkrüppelten Weidenbaum!“

Thränen traten ihnen ins Auge, so freuten sie sich inmitten der schaurigen Weltverlassenheit jenes alten Vertrauten. Wie oft, in grüner Sommerzeit, hatte er die schattenden Zweige über ihr Kinderspiel gebreitet. Wie viel Jauchzen und Lachen, Sang und Klang hatten ihre beiden jungen Kehlen hinauf-

geschmettert in sein flüsterndes Blätterzelt. Wie mancherlei Riß und Abschürfung mochte er als untülbare Spur ihrer kletternden Füße noch jetzt an seiner Rinde tragen! Und wie selig saß sich's oben in seinem Geäst, wenn drüben hinter den Wassern die blutrote Sonne schied und die leichten Abendwölkchen zogen!

Bärtlich umarmten sie den knorrigen Stamm. Und innerlich entschieden sie sich, das Ende hier zu erwarten. Was that's, daß seine Wurzeln bereits im Wasser standen — daß dieses Wasser kalt um ihre Füße rann, sich bis zu deren Knöcheln hob und trotz der Windstille wuchs und schwoll — sie drückten sich an die rissige Borke, faßten sich bei den Händen, und — wie zur Sommerzeit die ängstlich schießenden Schwäblein — so fanden ihre flatternden Herzen Ruhe unter dem jetzt dürren Geäst.

Getrost blickten sie in die Zukunft, deren Geheimnisse bald, ach bald, sich entschleiern würden. Raum und Zeit schienen überwundene Schranken. Und wie ein Klang aus oberen Welten war's, als — dünn und hell — das Dorfkirchlein am Süderstrand zu läuten begann. Klar drang seine Stimme durch die Abendluft über die langgestreckte Insel zu ihnen herüber.

Karl erschrak.

„Sie läuten um unf' toten Vater!“ war sein erster Gedanke.

Aber Milen beruhigte ihn.

„Sie läuten Weihnacht ein!“

Dann schwiegen sie wieder. Leben allein macht geschwähig. Tod macht stumm.

Stoßend begann der Mann nach einer Pause. „Milen — sag' mich doch eins — glaubst an den, um den sie läuten?“

„Ihre Hand schmiegte sich fester in die seine.“

„Ja, Karl,“ antwortete sie leise.

„Un meinst, ich könnt' das auch noch lernen? Snelling müßt das sein. Viel Zeit is nich mehr übrig.“

Sie zitterte von Kopf zu Füßen.

„Warum willst das, Karl?“

Er besann sich. Es war so mühsam, die schweren Gedanken in Worte zu fassen.

„Weil ich gern — mit dir zusammen — un mit Watting — übersetzen möcht.“

Sie schwieg ein Weilschen.

„Wohin?“ sagte sie ganz leise.

Er trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

„Nu ebent — in die ewige Seligkeit!“ meinte er schnell.

Da legte sie sacht ihre beiden Hände auf seine raschatmende Brust.

„O, Karl!“ es klang wie Jauchzen, „du glaubst! Du glaubst ja schon! Wie wüßtest du sonst, daß Er selig macht!“

Weiter sprachen sie nichts. Aber sie lauschten dem fernen Geläut. Das Mädchen faltete ihre Finger fest um seine Hand.

Mitten in ihrer Passionszeit feierten sie Weihnacht. Mitten im Sterben die Geburt des Herrn. Die Wellen kamen und gingen.

Ein frischer Windstoß sprang auf — und ging. Leise: *sim — sum, sim — sum* gingen die Glocken. „Fast wie uns' alte Strandglocke,“ meinte Karl träumerisch. „Weißt wohl noch, Miken —“

Das Mädchen nickte. Ob sie wußte. Ach, ob sie wußte!

Mit einem Mal that's einen Schlag durch ihre Glieder. Sie riß Karl die Finger aus der Hand.

„Die — die —“

Raum vermochte sie zu stammeln. Aber sie lachte. Plötzlich, unvermittelt, heftig. Und ebenso jäh ging das Lachen in Schluchzen über.

„Die Strandglocke,“ ach, Karl, hier, unter dem Baum —“

Da kauerte sie schon zu seinen Füßen. Vornübergebückt, mitten im Wasser, kniete sie an dem Weidenstamm. Die Wellen spritzten, so gruben und wühlten ihre Hände, wühlten und gruben —

Gleich darauf schrie sie auf. So hell, so lastbefreit, so jubelnd, daß es dem Mann wie Ströme belebenden Blutes durch die Adern drang.

Und dann? Herr des Himmels, welch ein Klang dicht neben ihm!

„*Sim — sum! Sim — sum!*“

Aus Mikens Händen quoll er hervor. Wimmernd zuerst — dann lauter, immer lauter: *sim — sum, sim — sum!!* — schrill, gellend zuletzt: *Sim — sum!!! Sim — sum!!!*

Das war der alte Ton. Die alte wohlbekannte Stimme. Die versunkene, begrabene, liebe, alte, rostige, verbeulte Schiffsglocke war's. Weithin drang ihr Notruf durch die Nacht. Es war, als flüchte der Nebel vor ihrem Schrei. Frischer, kräuselnder ging der Wind. Die Wolkendecke schob er beiseite. An der unendlichen Himmelskugel schwamm hier und da ein blaßes Weihnachtslicht. Und vorn, von Schleiern umflattert, von Nachtgewölk umbraut, zitterte, sekundenlang leuchtend, das Blickfeuer vom Leuchtturm.

Alles, alles war wieder lebendig. Die Heimat winkte. Der scheintote Geist ihrer fernen, eingesargten Jugend — in der Glocke war er erstanden aus Erde und Gruft. Nun hob er die Stimme. Nun sang und warb er um Leben.

Ruderschlag erklang. Auf dem Wasser draußen, vom Leuchtturm her, am Nordstrand entlang, schwamm ein Licht langsam heran; erst wie ein Glühwurm im Nebel, dann größer — schließlich zeigte sich's als Fadel in einem Boot. Gleich darauf erschallten Schritte. Jemand nahte.

„Hierher, Jochen! Unter der Weide!“

„Wert Bescheid!“<sup>1)</sup> gab eine raube Stimme Antwort.

Seinen Worten auf dem Fuße folgend, stand der alte Knecht in dem Rembrandtdüster der erhobenen Fadel, das spärliche Silbergelock flatternd im aufschauenden Winde vor den Geschwistern.

Karl warf sich an seine Brust. Miken umschlang ihn weinend mit ihren beiden Armen. Ihm selbst gingen die Augen über. Aber er bezwang die unmännliche Nührung.

„Tag auch!“ sagte er in gezwungenem Gleichmut, als habe man sich gestern erst getrennt. „Wedder trü,<sup>2)</sup> Korling und Miken? Na, denn, Minners, kamt; hier is dat bannig kolt und natt, un Batting hätt lang nooch up Juch töwt — —“

„Lebt er, Jochen? Sag, lebt er — lebt er wirklich?“

Der Alte nickte.

„Noch is Lebent in ihm. Un id denk', Korl, wat de Gram üm di utpusten wull, dat bläst uns' Herrgott villicht in de Freud bi't Weddersehen wedder an! Aberst nu — snelling —!“

Sie ließen sich's nicht zweimal sagen.

Ihrer eigentlichen Retterin hatten sie in der Eile nicht mehr acht. Vorhin schon, als Miken den Alten umarmte, war die Glocke ihrem Griff entglitten. Nun lag sie im Sande. Und hastig kamen die immer hungrigen Wellen, schmeichelten und leckten, gruben und fraßen, schoben und zerrten, bis sie die Widerstrebende mit sich in die Tiefe zogen.

Ein leises Gurgeln noch — aufsteigende Blasen — kreisende Ringe — verzitterndes Kräuseln: dann war es geschehen. Ihr Mund verstummte für immer. Keines Menschen Hand rührte je wieder den Klöppel. Versunken blieb, die soeben noch Siegerin war über den Tod.

Der greise Leuchtturmwärter hatte den ganzen Tag mit geschlossenen Augen und erlöschenden Kräften in seinem bequemen Stuhl geruht. Oft mußte sein Weib in der Angst ihres Herzens prüfend seine abgezehrten Hände fassen, um sich zu überzeugen, daß noch Leben in ihm sei — so schwach waren Atem und Herzschlag.

Nun, um die achte Abendstunde, hob er plötzlich das Haupt.

<sup>1)</sup> Ich meiß Bescheid. <sup>2)</sup> Juchend.

NU

„Hörst, Mutting?“

Frau Kruse nickte.

„Ein Schiff läut' an'n Strand, Batting.“

Er wandte mit Mühe das Antlitz.

„Ein Schiff! Mutting, Mutting, kennst den alten Klang nich mehr? Unf' Karl is't, der nach uns ruft!“

In demselben Augenblick stürzte auch schon Jochen in das kleine runde Turmstübchen.

„Die Strandglock'! Hören's ehr, Herr? Unf' Korling is kamen, unf' Korling sitt up den Norderstrand un id möt surtsens<sup>1)</sup> hen un em halen. Goting ja — himmelt de Jung, as nich Koll.<sup>2)</sup> Id kam ja all! Fru, stecken's wielbet<sup>3)</sup> de Lichter an up den Tannenboom, dat wi grot Wiehnachten feiern können! Je ne, je ne, unf' Jung! Unf' oll Korling! Woans, dat he woll up den Norderstrand kamen is? Aberst paß' Achtung, id hal em, un wenn't ol mitten ut dat Water wier!“

In einem ganzen Jahre hatte Jochen nicht so zusammenhängend und ausdauernd geredet, wie in der Erregung dieser Minuten. So schnell ihn seine alten Stümperfüße trugen, war er dann die gewundene Treppe hinab und ins Boot geklettert. Frau Kruse trat hinaus auf die von Blendlaternen umkränzte Galerie, und sah dem davonschießenden Lichte seines Fahrzeugs nach, bis Thränen ihren Blick verschleierten.

Das gute, weiche Mutterherz quoll ihr über vor Sehnsucht nach dem Stiefsohn — und nach noch einer — —

„Miken!“ schluchzte sie in ihre Schürze. „Miken, oll Diern, wur bäst du?“

Aber dann rüttelte sie sich zusammen, trat in die Stube zurück, glättete Battings Rissen, aus denen mit einem Schlage ganz helle, klare Augen in ihr Antlitz blickten und frisch belebte Hände zum Empfang des verlorenen Sohnes säubernd über Rock und Halstuch glitten — und zündete den Lichterbaum an.

Bald danach stapfte es draußen das Wendeltreppchen empor. Ein fester, elastischer Schritt zuerst — Jochens wackliger hinterdrein — und dann —

Mutter und Vater schauten sich an —

Dann ein Dritter, behende wie ein Frauensfuß — Auf sprang die Thür.

„Korling!“ — „Miken!“

Lachend und weinend lagen die Kinder am Herzen der Eltern.

Dahinter, an den Pfosten gelehnt, stand Jochen und schnitt greuliche Grimassen. Denn das Herz lachte ihm im Leibe, und die Augen weinten dazu. Das gab ein sonderbares Wetterleuchten in seinen rungligen Zügen.

Nun war es doch für Alle Weihnachten geworden! Schöne, liebe, heilige, deutsche Weihnacht! Die Lichter brannten ruhig und sacht; mit würzigem Duft grüßte die Tanne. Oben an der Spitze spannte der wächserne Engel seine Flügel. Und unter ihm — altem Brauche gemäß — falteten sich junge und alte Hände, und junge und alte Stimmen sangen ihr „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ selig bewegt in das nebelverhangene Schweigen der Winternacht hinaus.

Weihnacht für Alle. Für einen aber noch ganz besonders eine Nacht der Weihe für sein ganzes späteres Leben.

Und das war Karl.

Lange lag er zu seiten des Vaters auf den Knien, streichelte die lieben wellen Hände und küßte die heißen Tropfen fort, welche immer von neuem aus seinen Augen darauf niederfielen.

Mutter und Schwester waren einstweilen in das Kämmerlein daneben getreten, wo die letztere ihre durchnähten Kleider mit warmen und trockenen vertauschte und sich nach der inneren und äußeren Unbill des Abends ein wenig festlich herzurichten bemühte.

Unter den Lieblosungen des Sohnes war drinnen der Greis allmählich in Schlummer gesunken. Und als Miken nun, während Mutting in die Küche ging und gleich darauf am Herde geschäftig mit Töpfen und Tiegeln hantierte, wieder über die Schwelle trat, sprang Karl auf und ihr entgegen.

Der Lichterbaum spann seine glimmernden Fäden um ihr Haupt.

Zum erstenmal seit zehn langen Jahren schaute er sie von Angesicht, denn weg waren Nebel und Schatten der Nacht!

Still tauchten seine und ihre Blicke ineinander.

Wie schön sie geworden war! Wie lieblich das reine Gesicht mit den klaren blauen Augen! Wie seidenweich der Scheitel, und der weiße Nacken, wie königlich gekrönt durch die goldene Flechtenlast!

Zu herzlich brüderlichem Gruß streckte seine Hand sich ihr entgegen.

Aber auf halbem Wege sank sie wieder herab.

Wie schön sie war, seine — seine —

Dunkle Röte färbte ihm die Wange.

Seine — ja, was denn? Seine Schwester doch nicht?

Das Herz begann ihm zu pochen. Die Scherzworte des süddeutschen Matrosen vom Nachmittag: „Das Dirndl, wann'sch nich da Schwester isch, kannsch frantweg heirate,“ tönten ihm urplötzlich in die Ohren.

Fast betäubten sie ihn. Er that einen Schritt hinter sich und stützte den Arm auf den Weihnachtstisch.

Gottlob — Gott sei gedankt — dieses Mädchen, dieses wonnige, sonnige, holde, fromme Geschöpf war seine Schwester nicht!

<sup>1)</sup> Sofort. — <sup>2)</sup> Wie nicht geschick. — <sup>3)</sup> Währenbree.

„Mitten!“ stammelte er, und seine heiße Stimme bebte. Tief drang sein leuchtender Strahl in ihr Auge, daß sie es vor den Flammen senken mußte.

Die Wangen wurden ihr blaß. Aber die Lippen öffneten sich, als dürsteten sie, und die Brust hob sich schneller — —

„Mitten!“

Unbegreifliche, unbegrenzte Lebenslust schwellte ihm mit einem Male die Adern. Stürmisch breitete er die Arme aus und legte sie um das Mädchen.

Sie ließ sich's zitternd gefallen.

Da beugte er kühn das schmucke Seemannsantlitz und pflückte einen langen Kuß von ihren roten Lippen.

„Mein Weihnachtsgeschenk!“ lachte er, und sie erglühte wie eine Rose im Mai.

So, eng umschlungen und blind ineinander versunken, sah sie der Vater, als er nach einer Weile aus kräftigendem Schlummer erwachte.

Doch störte er mit keinem Laut ihr Glück. Nur, daß er sacht die Hände über der Decke faltete und stille Zwiesprache hielt mit dem Gotte seiner Jugend, der ihm heute zu seinem letzten Weihnachten auf Erden zwei wunderlöstliche Gaben auf dem Festtische aufgebaut hatte: seine Kinder — und deren gesegnete Zukunft!

## Die Kunst des Atmens.

Von Fr. Dornblüth.

Nachdruck verboten.

**Z**weck und Aufgabe des Atmens ist, die uns umgebende Luft in so nahe Berührung mit dem in unseren Adern kreisenden Blute zu bringen, daß Sauerstoff aus der Luft in das Blut, Kohlensäure aus dem Blute in die Luft übertreten kann: beides ist in jedem Augenblicke notwendig, so daß es mit Recht heißt: mit dem ersten Atemzuge beginnt, mit dem letzten Hauche endigt das menschliche Leben.

Dieser Gasaustausch, der unter mittleren Verhältnissen dem Blute alle vierundzwanzig Stunden 500 und mehr Liter oder reichlich anderthalb Pfund Sauerstoff giebt, also etwa ein Viertel des Gewichts sämtlicher fester und flüssiger Nahrung, und dagegen 500—1200 Liter oder 100—150 Gramm Kohlensäure ihm entnimmt, und der zu größeren Leistungen an Kraft- und Wärmezeugung sehr beträchtlich gesteigert werden kann, vollzieht sich in den Lungenzellen, jenen kleinen Bläschen, die in der Zahl von sechzehn- bis siebzehnhundert Millionen auf den letzten Enden der zwischen ihnen sich verzweigenden Luftröhrenäste sitzen. Ihre zarten Wände sind von dichten Netzen äußerst feiner und zarter Blutgefäße umspinnen und würden ausgebreitet eine gleichmäßig blutrote Fläche von etwa 2000 Quadratfuß oder 220 Quadratmeter bilden. Das Blut strömt in diesen Haargefäßen so schnell, daß alles Körperblut etwa alle 22 Sekunden einmal diese Lüftung durchmacht, in die es kohlenstoffreich und sauerstoffarm und daher dunkelrot hineinfließt, kohlenstoffarm und sauerstoffreich und daher hellrot zum linken Herzen hinausfließt, um von diesen im ganzen Körper verbreitet und umgetrieben zu werden. Wird im Körper mehr Sauerstoff verbraucht und mehr

Kohlensäure erzeugt, was vorzüglich bei gesteigerter Muskelarbeit der Fall ist, so muß in gleichen Zeitabschnitten mehr Luft und mehr Blut durch die Lunge hindurchgehen. Dies bewirken schnellere und tiefere Atemzüge nebst schnelleren und kräftigeren Herzschlägen.

Schnellere Atemzüge, die unwillkürlich dem gesteigerten Bedürfnis zu entsprechen streben, vermögen nicht lange genügende Luft herbeizuschaffen, wenn auch der Mund sich öffnet, um ihr breiteren Zugang zu gewähren. Die Atemnot, von stürmischem Herzklopfen begleitet, steigt mehr und mehr und erzwingt endlich Aufhören der Thätigkeit, z. B. des Laufens oder Bergsteigens, damit in der Ruhe sich ein Ausgleich vollziehen kann. Die beschleunigten und deshalb kürzeren Atemzüge vermögen nicht den Brustraum vollständig auszudehnen und die ganze Lunge mit Luft zu füllen; die beim Ausatmen in der Lunge zurückbleibende Luft wird nicht genügend mit neuer Luft gemischt und erfrischt, und ihre zu geringe Menge ist nicht imstande, das kreisende Blut genügend mit Sauerstoff zu versorgen, noch von seinem Kohlensäureüberschuß zu befreien. Die unvollständige Entfaltung der Lungen bereitet durch Verengerung des Strombetts der feinsten Gefäßnetze dem Herzen große Widerstände, zu deren Überwindung es gewaltige Anstrengungen mit beschleunigten Zusammenziehungen machen muß, wodurch die Gefahr von Ueberbesserungen und Blutungen, vorzüglich in den Lungen und im Gehirn mit ihren schweren Folgen für Gesundheit und Leben erwächst, oder sogar Herzlähmung eintreten kann.

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn tiefe



und gleichmäßige Atemzüge dem gesteigerten Luftbedürfnis entgegenkommen: der durch Rippen und Zwerchfell allseitig sich erweiternde Brustraum zwingt die Lunge sich gleichfalls vollständig zu entfalten und auszudehnen, wodurch die Gefäßbahnen gestreckt, erweitert und also durchgängiger werden. Das Herz kann demnach mit geringerer Anstrengung einen mächtigeren Blutstrom unterhalten, und da gleichzeitig mehr Luft in die Lungen eindringt, so findet ein viel größerer Gasaustausch zwischen Luft und Blut statt und letzteres wird in weit höherem Grade erfrischt und belebt, wodurch dann weiter die Muskelarbeit, die den Sauerstoffbedarf steigert, erleichtert wird.

Tief- und Vollatmen hat noch weitere wichtige Folgen. Durch seine Übungen werden die Atemmuskeln kräftiger, lernen also die ihnen zugemuteten Anstrengungen fortschreitend leichter auszurichten; die Rippen wachsen und werden beweglicher in ihren Gelenkverbindungen, und auch die Lungen werden größer und kräftiger, wodurch sie auch gegen Erkrankungen besser geschützt sind. Je lebhafter aber der Gasaustausch in der Lunge sich vollzieht, desto kräftiger gehen alle Lebensverrichtungen von statten: sauerstoffreiches Blut brauchen Magen und Darm zur Verdauung, die Drüsen zur Blutbildung und Blutreinigung, die Muskeln zur Arbeit und Wärmeerzeugung, das Gehirn nebst Rückenmark, Nerven und Sinnesorganen zur Empfindung und Wahrnehmung, zur Anregung und Leitung von Bewegungen, zum Anschauen, Denken und Wollen.

Die breite, gutgewölbte Brust, mit weiten Bewegungen die Atemluft kräftig einziehend und ausstoßend, gilt mit Recht als Zeichen von Gesundheit.

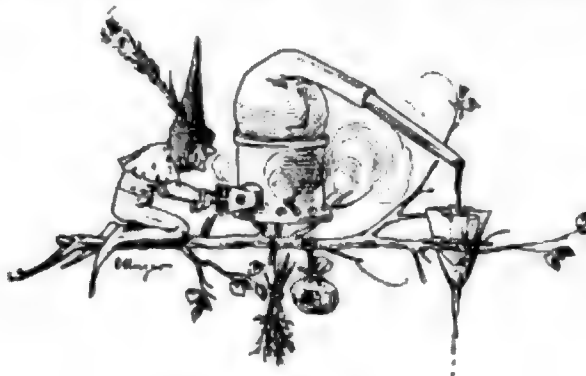
Die Atemwerkzeuge können durch alles geübt und gekräftigt werden, was unter gehöriger Berücksichtigung der Kräfte und ihnen angeeigneter Steigerung der Anforderungen ergiebigeres Atmen herbeizuführen geeignet ist. Dahin gehören rasches und anhaltendes Gehen, Laufen, Bergsteigen, letzteres ebenso wie Schwimmen besonders geeignet, weil es Tief- und Vollatmen bedingt, ferner alle Bewegungsspiele, das Turnen und das Fadeln. Alle solche Übungen setzen aber die Beherrschung und Regelung der Atembewe-

gungen voraus, deren Einübung deshalb geschehen sollte, ehe jene Bewegungen zu höheren Leistungen geführt werden, da diese bei falschem, z. B. bei übermäßig beschleunigtem Atmen beträchtlich schaden können.

Die systematische Atemübung verlangt langsames Einatmen bei geschlossenem Munde bis zur größtmöglichen Erweiterung des Brustraums und darauf ebenfalls langsames und gleichförmiges Ausatmen. Der Mund ist dabei geschlossen zu halten, damit die eingeatmete Luft auf dem Wege durch die Nase von Staub befreit, angefeuchtet und erwärmt, Mund, Rachen und Luftwege aber nicht ausgetrocknet und erkältet werden; außerdem ist es der Lunge und besonders dem Herzen zuträglich, daß die Ausdehnung der Brust und die Füllung der Lunge mit Luft, der Adern mit Blut langsam und ohne Hast erfolge.

Die methodische Übung des Tiefatmens wird zweckmäßig mit Rückwärts- und Hochheben der Arme verbunden, weil Anfänger darin ein Maß der Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit haben und weil die Muskeln, welche die Arme heben, zugleich bei der Rippenhebung beteiligt sind. Gehen diese Übungen im Stand sicher, so werden sie im Gehen und in Verbindung mit anderen Bewegungen geübt. Im täglichen Leben kommt Tiefatmen beim Treppensteigen und Bergangehen zweckmäßig zur Anwendung, und wer dies mit einiger Ausdauer betreibt, wird bald bemerken, wie viel länger und kräftiger sein Atem, wie viel stärker und ausdauernder er bei jeder Körperanstrengung wird, und wie Atemnot und Herzklopfen, die Plagen des Ungeübten, mehr und mehr in den Hintergrund treten. Schon in einem früheren Jahrgange unserer Zeitschrift ist darauf hingewiesen, daß manche Krankheitsanlagen durch regelrechte und zweckmäßige Atemübungen überwunden werden können. Zu bedauern ist nur, daß Eltern und Ärzte dies mächtige Heilverfahren, das zudem so geringe Kosten und Umstände macht, immer noch viel zu wenig berücksichtigen.

Die Kunst des Atmens ist nicht angeboren, sondern will, wie andere Künste, gelernt und geübt sein. Ihr Lohn ist aber groß, denn sie bringt Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Genußfreudigkeit!



## Sur Christnacht.

Noch ist es Zeit, noch säumt der Wintertag,  
Der kurze, dämmerige, des letzter Schimmer  
Der Eisesblumen matten Silberflimmer  
An deinem Fenster, kaum erhellen mag;  
Noch tönt kein Sang, noch flammt kein Kerzenstrahl,  
Wie Himmelsglanz ins schneeverwehte Thal.

Der heute du, vielleicht im öden Haus,  
Verlorner Freuden denkst, in trübem Sinnen,  
Die keine Sehnsucht kann zurückgewinnen —  
O zög're nicht, lenk' deinen Schritt hinaus:  
Leidvoller Armut Hand streckt bittend sich,  
Beglücke sie! ihr Dank beglücke dich! — —

Nun lehrst du heim, horch: feierlich durchhallt  
Der Glocken voller Chor die stille Stunde,  
Wie einst, zu dieser wunderbaren Stunde,  
Da hoch vor Lust dein Kinderherz gewallt.  
Dein Blick wird hell und deine Seele weit  
Im Segen dieser heil'gen Weihnachtszeit!

H. Nicolai.

## Der Wiener „Christkindlmarkt.“

Von R. v. Enderep.

Nachdruck verboten.

Die Wiener vom „alten Schlag“, die noch die Vasteien, die Stadtthore und die Zöpfe unserer Großväter miterlebt haben, die sich noch an verschwundene Gestalten, an abgeblühte Freuden, an manches verloschene Lächeln und an ausgeklungene Jubelrufe erinnern, betrachten den „Christkindlmarkt“, welcher Jahr für Jahr „Am Hof“ drei Wochen vor Weihnachten aus einem Gerümpel längst überlebter Traditionen ersteht, um endlich, wie so viele Stadtgepflogenheiten, die sich auf dem Boden des modernen Wien nicht mehr zu halten vermochten, geräuschlos einzugehen, als den letzten Rest einer Zeit, zu der es vor den Stadtthoren noch zweimal des Jahres den Topfmarkt und den Holzmarkt, zu der es vor allem einen Wiener Jahrmarkt mit seinem Quodlibet von Dingen, von der „Schuhwichs“ und den Zahntropfen angefangen bis hinauf zu den Werken der bildenden Künste, kurz mit jenem bunten Kram gab, der in seiner Formlosigkeit und Plumpheit so recht zu der bescheidenen Lebensführung, der naiveren Festfreudigkeit und altoäterischen Zufriedenheit vergangener Tage paßte. Und als ob sich die Freunde der armseligen Budenwelt des Umstandes bewußt wären, daß der Augenblick des Abschiedes vom „Christkindlmarkt“ nicht mehr ferne ist, kommen sie getreulich gepilgert — die Alten, um löstliche Kindheitstage wieder aufleben zu lassen, die Jungen und Jüngsten, um in der vorahnenden Erwartung der Weihnachtsfeligkeit zu schwelgen.

Und sonderbar! Die funkelnden und leuchtenden Läden der Stadt mit ihrem durch die Kunst veredelten und durch die Wissenschaft pädagogisch zu-

gestuhten Spielzeug, mit ihren prächtigen Karossen, mit ihren stilgerechten Möbeln, mit ihren Schiffsmodellen und Dampfmaschinen, mit den zu höchster Vollkommenheit gelangten Zinnfiguren und Puppen, mit den sinnreich erfundenen Gesellschaftsspielen und sonstigen Wundern in den Dienst der Kinder gestellter Industrien, diese Läden, aus denen der Geist des zu Ende gehenden Jahrhunderts hervorlugt, sie üben auf die Kinder der Stadt nicht die gleiche magnetische Gewalt aus, wie die kleinen, winzigen, wackligen Bretterhütten, welche in ihrer Gesamtheit den Wiener „Christkindlmarkt“ bilden.

Was hier feilgeboten wird, ist sich in Gestalt und Farbe, in Zeichnung und Ausführung seit Menschengedenken gleich geblieben: Der „Nikolo“ im Phantasteornate, mit dem Krummstabe in der Rechten und der Bibel in der Linken, mit dem Bollbarte und dem freundlichen Wachsgeßichtchen; der „Krampus“ mit den langen Hörnern und der Feuerzunge, mit der Rute in der bepelzten Faust, mit der „Butte“ auf dem Rücken und den Ketten an Armen und Beinen; der Schornsteinsfeger im herkömmlichen Kostüme, die an die begrabene Schäferromantik gemahnende Hirtin, der berühmte „Baumkragler“, der rotjackige „Wursel“ und die gloßhäugige Holzpuppe, die Tiere und die Soldaten, die Häuser und die Küchengeräte in den klappernden Holzschachteln, an deren lockerem Gefüge der Fortschritt spurlos vorübergegangen ist. Zwischen dem Lattenwerk der Hüttenböden sind Schnüre gespannt. Daran hängen Hörner und Trompeten, Wagen und Pferde, wollene Hunde und blecherne Brunnen, die den Neugierigen









## Josephine Glöckner

die wir den Lesern des „Universeum“ heute im Bilde vorführen, ist eines der beliebtesten Mitglieder des „Deutschen Volkstheaters“ in Wien und hat, so jung sie ist, schon eine zehnjährige Theaterkarriere hinter sich. Sie ist am 17. Januar 1874 als die Tochter einer Schauspielerin zu Berlin geboren. Das Theaterblut regte sich früh und als sie, kaum über zwölf Jahre alt, das Pensionat verließ und einer Vorstellung im k. k. Hofburgtheater in Wien beivohnte, da zeigte es sich, daß der Bühnengeist bereits seine Hand nach ihr ausstreckte. Sie nahm bei Professor Würde dramatischen Unterricht und debütierte, noch halb in Kinderschuhen, bereits in Budapest als Norma in „Die berühmte Frau“ mit gutem Erfolge. Bald spielte sie die Eusel in „Freund und Feind“ (mit Possart), den Knappen Georg im „Göy“ (mit Baumeister) und feierte im ersten Engagement ihren fünfzehnten Geburtstag. Im Jahr 1889 war sie am Wallnertheater in Berlin, 1890 am Residenztheater in Dresden, wo sie bereits erste Soubrettenrollen spielte, vom Februar 1891 ab wieder am Wallnertheater engagiert und erfreute sich großer Beliebtheit. Die Denise in „Kamille Nitouche“, die „Helveti“ in dem gleichnamigen Vaudeville waren Glanzrollen von ihr. Im Mai 1892 verabschiedete sie sich in der Posse „Ehrliche Arbeit“ unter vielen Ovationen und trat ihr Engagement in Wien an. Sie debütierte in Angenubers „Grave Reute vom Grund“ zuerst im Ausstellungstheater und ist, trotz vieler Verlockungen, die im Laufe der Jahre an sie herantraten, dem Volkstheater treu geblieben, wo sie sich großer Beliebtheit erfreut und noch viel mehr zur Geltung kommen konnte, wenn die Direktion nicht mit Vorliebe die französischen Sensationsstücke kultivieren würde. Die Glöckner hat eine sehr hübsche und gut gebildete Stimme und trägt ihre Lieber mit vielem Geschmac vor. In Brünn, München und andern Städten hat sie mit außerordentlichem Erfolge meist in Operetten gastiert, in welchen ihre hübsche Erscheinung und die Pikanterie ihrer Vortragsweise angenehm zur Geltung kam. Wenn doch dem Volkstheater ein neuer Angenubers ersünde!

Die Jubiläums-Aufführung der „Wallenstein-Trilogie“ am Hoftheater zu Weimar am 9. Oktober 1898. Weimar bewahrt heute mehr denn je seinen alten Ruhm. Das Hoftheater bietet Gesamtdarstellungen, wie man sie kaum auf einer andern Bühne sieht. Der General-Intendant Hippolit von Signau, dessen ernstes Kunststreben und liberale Gesinnung in der ganzen Führung zu spüren ist, hat sich um die Wiederbelebung der klassischen Literatur und die

Einführung edler neuerer Dichtungen große Verdienste erworben. Zu der hundertjährigen Gedenkfeier der ersten Aufführung der „Wallenstein-Trilogie“ hatte das Großherzogliche Hoftheater unter Regie Karl Weisers die glänzendsten und vollständigsten Vorbereitungen getroffen. Weiser gehörte bekanntlich zu der bühnerevolutionären Kunsttruppe der Meininger, und nach ihrem Vorbilde wurde ein geschichtlich genauer Farbenreichtum hier über die Trilogie verbreitet. Weiser ist unter den geschicktesten Regisseuren der deutschen Bühnen zu nennen, und die Einrichtung der Massenscenen, die trotz ihrer Bucht den Geist der Schillerschen Verse nicht unterdrückten, war ein rühmendwerthes Meisterstück. Es läßt sich sagen, daß Weimar den Namen des unsterblichen Dichters seine Pflicht und Schuldigkeit bezeugt hat; — nicht bloß ein Festtag, auch ein Ehrentag war der 9. Oktober für unser IIm-Athen.



Josephine Glöckner.

Die Beteiligung von weit und breit war eine ganz gewaltige. Selbst von Berlin, Dresden, Petersburg und Paris waren hervorstechende Persönlichkeiten eingetroffen. Die Intendanten von Puttlig-Stuttgart und von Labenburg-Schwern waren anwesend. Der Andrang des Publikums war so groß, daß die Wünsche um Einlasskarten nicht im entferntesten befriedigt werden konnten, obwohl der erhöhte Orchesterraum mit zu Sitzplätzen verwendet wurde. Der Großherzog Karl Alexander kam eigens von der Wartburg her und wohnte der Vorstellung vom ersten bis zum letzten Worte bei. Ebenso der Großherzog und Prinz Bernhard.

Vor der Bühne befand sich inmitten grüner Platanen die Büste Schillers, die mit einem Lorbeertränze geschmückt war. Eingeleitet wurde die Darstellung durch feierliche Fanfaren. Dann teilte sich der Vorhang und Herr Grube, in der Tracht eines Herolds, sprach trefflich den von Wildenbruch gedichteten schwingvollen Prolog. Darauf einleitende Signale zu Wallensteins Lager — und der Gesang des Goetheschen Soldatenliedes, bei dessen letzten Klängen der Vorhang sich wieder teilte und das prächtige Bild des Lagers zeigte. Gespielt wurde mit zündender Begeisterung.

Sonnenthal-Wien, Wiede-Dresden und Weiser-Weimar feierten als Wallenstein, Max und Oktavio künstlerische Triumphe. Noch anguerkennen waren auch Grube (erster Kaffier und Duckenberg), Helzig (Kapuziner), Wilhelm (Puttler), Fr. Groß-Mühlhof (Thella), Fr. Richard (Gräfin Terzky), Wied (Flo). In den Wiederholungen spielen Fr. Wegner den Wallenstein und Herr Grube den Max.

Ein besonders warmes Wort der Anerkennung gebührt dem männlichen, wie auch dem weiblichen Chorporsonal; es war eine helle Freude, zu sehen, mit welcher Anteilnahme alle









**Brot aus Holz.** An großen Erfindungen und Entdeckungen reicher als irgend ein früheres Jahrhundert dürfte wohl das sich nun seinem Ende zuneigende neunzehnte sein. Steine in Brot zu verwandeln hat man zwar noch nicht erfunden, wohl aber ist neuerdings die Herstellung von Brot aus Holz geglikt. Dieses Problem wurde anknüpfend an eine schon vor zehn Jahren von Prof. Ferdinand Cohn auf der Berliner Naturforscherversammlung zur Sprache gebrachte Anregung zur Gewinnung von Brot aus Stein 1889 von Prof. Viktor Meyer auf der Heidelberger Naturforscherversammlung in seinem Vortrage über „Chemische Probleme der Gegenwart“ \*) etwas näher erörtert und die einstige Lösung mit den siegesgewissen Worten verkündet: „Die Holzfasern muß eine Quelle menschlicher Nahrung werden.“ Wie nun in jüngster Zeit verlautet und nach der „Kontinentalen Holzzeitung“ berichtet wird, befindet sich zur Zeit eine Anlage in Berlin, in der täglich etwa 100 Metercentner Holzprot fabrikmäßig hergestellt werden. „Durch einen chemischen Prozeß wird das Holz in Form von Sägemehl bezüglich seines Zuckergehaltes aufgeschlossen und zur Gärung gebracht, ebenso wie Roggenmehl und Kleie, die dem Sägemehl nach Durchmachung des Gärungsprozesses beigeemischt werden.“  $\frac{3}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Teile Sägespäne werden mit  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Teilen Roggenmehl und Kleie vermischt und zu Broten gebaden. Das Brot ist für Menschen genießbar und soll einen bisquitartigen Geschmack haben. Der Metercentner Brot kostet 10 Mk. Besagte Fabrik wurde auf Veranlassung der großen Berliner Pferdebahn-Gesellschaft angelegt, die eine größere Anzahl Pferde mit etwa 15 kg Holzprot täglich füttert.

## Zu unseren Bildern.

### Weihnachtsvorbereitungen beim Christkind.

Weihnachten, das Fest der Feste, rückt immer näher heran. Überall regen sich fleißige Hände, um die Vorbereitungen zu treffen, die gerade diesem Feste einen so eigenartigen Reiz verleihen. Die Straßen sind belebter als sonst; vor den glänzend geputzten und beleuchteten Schaufenstern der Großstadtläden staut sich die Menge, um im Vorübergehen einen Blick auf all' die Herrlichkeiten zu werfen, die dort hinter den Glastüren der Käufer harren. Das ist die Erntezeit der Kaufleute: im größten Bazar wie im kleinsten Winkelbühnen drängen sich jetzt die Kunden, denn wohl jeder hat irgend einen Lieben, dem er zum Feste eine Freude bereiten möchte. Auch in den Familien herrscht jetzt eine ungewöhnliche Geschäftigkeit; da wird hinter verschlossenen Türen so geheimnisvoll gewirtschaftet, als gälte es ein Staatskomplott ins Werk zu setzen. Schränke und Schiebläden, die das ganze Jahr hindurch unvergeschlossen waren, werden jetzt verriegelt und bewacht, als enthielten sie zum mindesten die Schätze des Towers oder des Grünen Gewölbes. Verdacht und Argwohn scheinen alle Bande der Liebe und Blutsverwandtschaft gesprengt zu haben; Eltern und Kinder beobachten einander mit scharfen Augen, und oft genug wird einem harmlosen Familienmitgliede oder Besucher unter lautem Protest und manchmal sogar unter Anwendung roher Gewalt der Eintritt in das sonst so gastliche Wohnzimmer verweigert. Am deutlichsten jedoch verrät sich das nahende Fest den Beamten der Reichspost — den einzigen Sterblichen vielleicht, die der „seligen, fröhlichen, gnadenbringenden Weihnachtszeit“ mit Schrecken gedenken. Die Briefe häufen sich zu Hügel, die Pakete zu Bergen und oft genug steht der rastlose Stephansjüngling dem reichen Segen ratlos gegenüber. Übermenschliches wird von ihm verlangt, manchmal sogar im wörtlichen Sinne, denn die zahlreichen, „an das liebe Christkind“ gerichteten Brieflein, die um diese Zeit in den Briefkästen gefunden werden, beweisen, daß ihm die Jugend jutraut, er werde die Verbindung mit dem Himmel ohne besondere Schwierigkeit herstellen

können. Solche Briefchen — im Glauben meist härter als in der Orthographie — haben unsern Künstler, den liebenwürdigen Maler Georg Mühlberg, veranlaßt, das alte schöne Märchen weiterzuspinnen und uns das himmlische Postamt vor Augen zu führen. Da leben wir denn, wie die Wunschzettel der kleinen Erdenbürger vom Christkind geprüft, und ihre Bestellungen, soweit sie nicht über das hergebrachte Maß hinausgehen und das himmlische „Budget“ übersteigen, von geschäftigen Engeln effektiert werden. Irgend ein wißbegieriger Knirps, dem diese vorzügliche Einrichtung an sich ganz einleuchtend erscheint, könnte freilich die Frage aufwerfen, welcher Postwagen denn all' die verheißungsvollen Pakete den weiten Weg zur Erde hinunter befördere. Nun, so möchten wir ihm erwidern, auch das ist gelöst! Kennst du nicht das schöne, leuchtende Sternbild, das man den Wagen nennt? Um die Weihnachtszeit wird dieser alte Wagen gepußt, mit Stier und Einhorn bespannt und mit all' den Herrlichkeiten belad, die das Christkind den braven Kleinen hier unten auf der Erde zugebacht hat.

**Herrliche Freude.** Daß das Christkind auch der größten Kinder gedenkt, zeigt uns Wily. Schabes hübsches Bildchen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir das Netz, das uns die junge Dame so triumphierend zeigt, als pars pro toto, wie der Lateiner sagt, ansehen und den dazu gehörigen jungen Mann, der allerdings kaum aus Zerkuchenteig bestehen dürfte, mit Hilfe unserer Phantasie ergänzen.

**Musikprobe.** Auch im Kloster versteht man Weihnachten zu feiern, auch hier bringt das frohe Fest eine willkommene Abwechslung in die gleichförmige Reihe der nach strengen Gesetzen geregelten Tage. Sorgfältiger als sonst revidiert der Bruder Kellermeister die verstaubten Schätze seines Departements, ernstlicher als je prüft der Bruder Küchenmeister die Vorräte seiner Vorratskammer. Aber der Herr Prior hält darauf, daß mit den materiellen Aquidungen auch geistige Genüsse Hand in Hand gehen. Aus den kunstförmigsten der Brüder hat er sich eine kleine Kapelle zusammengestellt und plagt sich nun redlich, den würdigen Herren einige nicht allzu schwere Musikstücke beizubringen. Mancher Tropfen Schweiß wird noch fließen, bis alles „klappt“, aber dann wird die Freude über das wohlgelungene Konzert auch um so größer sein!

**Violella.** Der Galerie schöner Frauentöpfe fügen wir mit A. Rigbergers prächtigem Bild ein neues Blatt ein, von dem wir glauben, daß es unsern Lesern gefallen wird. Ein Weihnachtsbild ist es allerdings nicht, aber wir glauben die Erfahrung gemacht zu haben, daß das ewig Weibliche stets — also auch an hohen Festtagen — willkommen ist.

**Die Geburtstagsfeier.** Auch dieses Bildchen, ein Werk des bekannten Meisters E. Spiger, entfernt sich etwas aus unserm Festprogramm, aber es ist so hübsch, daß keiner unserer Leser es uns verübeln wird, wenn wir es dem heutigen Feste als Anheftung beilegen. Die beiden Kleinen sind bei aller Hochachtung für ihre alte Tante doch nicht so ganz damit einverstanden, daß diese freundliche Dame sich nicht auf das bewundernde Anschauen von Trimas Geburtstagsfeier beschränkt, sondern sich ein recht stattliches Stück derselben zu Gemüte führen will. Aber wer möchte die beiden Kinder mit ihrem stark ausgeprägten Gefühle für mein und dein ernstlich tadeln? Und wie viele giebt's schließlich unter uns Erwachsenen, die eberzeit das alte schöne Wort beherzigen, daß Leben seliger als Nehmen sei?

## Welttelefon.

**Abonnement im Voraus.** „Zur Attacke“ von Emilia Gräfin Pallavicini erschien bereits in früheren Jahrgängen des „Unterlums“. Die Buchausgabe, die Sie durch jede Sortimentsbuchhandlung beziehen können, kostet geb. 3 Mk., geb. 7.50 Mk.

**Dr. med. G. in München.** Das Porträt Dr. Hermann Müllers, welches wir in Heft 6 brachten, wurde nach einer Photographie aus dem Atelier von Victor Angerer, L. u. L. Hofphotograph, Wien, Waisenhausgasse 16, reproduziert. Ein Exemplar der Photographie beziehen Sie am besten vom Photographen direkt.

\*) Abgedruckt in der Deutschen Rundschau Bd. 61, S. 234—47.















# Vom Weihnachtsbüchertisch.

**E. v. Adlersfeld-Balckstrem**, Die Augen der Affenta u. a. Novellen. M. 3.—. Dresden, C. Pionius Verlag.

**Berühmte Gemälde der Welt**, Eine Sammlung der großen Meisterwerke der modernen Kunst, auf photographischem Wege vervielfältigt. Mit erläuterndem Texte von Lew Wallace u. a. Kleine Ausgabe, 105 Bilder in Folio-Format, in Prachtband geb. M. 3.—. Leipzig, Verlag von Otto Maier.

**Friedrich Spielhagen**, Problematische Naturen. Illustriert von Rich. Gutschmidt. Jubiläums-Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Verlag v. E. Staackmann.

**Karl Reinhardt**, Stilleben. Eleg. geb. M. 3.—. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

**Alte Frauen**, Die Betrogenen. Roman. Eleg. geb. M. 6.—. Ebenda.

**Paul Lindenberg**, Südtliche Frühlingstage. (Spanien, Tanger). Künslau, Schlesiische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. E. Schottlaender.

**Arthur Schleimer**, Der Jagdbischof. Mit Illustrationen von R. Storch. Edheims Illust. Romanbibliothek, 1. Jahrgang. Bd. 6. geb. M. 1.50. Berlin, Rich. Edheims Nachf.

**Victor Appenfeld**, Reiselbilder. Hamburg, W. S. Verensiohn.

**Julius Rohmeyer**, Die Bekleideten. Novellen. Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Reigner.

**Carl Bulke**, Ein altes Haus. Ein Blatt der Erinnerung. Dresden u. Leipzig, Verlag von C. Reigner.

**Karl Strecker**, Der Sang von Mönchgut. Dichtung in zehn Gesängen. 3. Aufl. Eleg. geb. M. 2.—. Bergen a. Nügen, Ferd. Veder Buchhandlung.

**Hermann von Debenroth**, Der Pole auf Helgoland. Novelle. Dresden, Paul Paetel, Separat-Konto.

**Alfr. Guth**, Vom Wege . . . Skizzen. M. 1.—. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

**Geisteselden**. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Dr. Ant. Bettelheim. Schiller, von Otto Barnack. Geb. M. 4.80, Leinenband M. 6.20, Halbfrauzband M. 6.60. Berlin, C. Hofmann & Co.

**Decorative Vorbilder**. Eine Sammlung von figurlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen. Zehnter Jahrg. Heft 1—3. Preis des ganzen Jahrgangs (12 Lieferungen) M. 12.—. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann.

**Alfred Gilly**, Aquarelle von Nordey. Novellen und Skizzen. Norden und Nordey, Dietrich Soltau's Verlag.

**Adolf Harp**, Über deutschvolles Sagen und Sagen. Streifzüge im Gebiete deutschen Schrift- und Volkstums mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Dichtung. Preis M. 2.—. Leipzig, Verlag von Julius Werner.

**Ernst Nuckelbach** (E. Nuckelbach), Die Kaufbrüder. Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reigner.

**Reinhold Fuchs**, Strandgut. Ausgewählte Dichtungen. Biete, durchgeführte, stark vermehrte Auflage. Altenburg, Stephan Gröbel, Verlagsbuchhandlung.

**Fünfzehn Holzschnitte nach den Gemälden von Arnold Böcklin**. Auf japanischem Papier gedruckt, in Vassepartouts gerahmt und in einer Mappe vereinigt. (Meisterwerke der Holzschnittekunst. M. 8. Heft 5.) M. 24.—. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Die Meisterwerke Böcklins, die, in aller Welt zerstreut, bisher nur einem kleinen Teile des Publikums zugänglich waren, zumal da die schöne Gesamtausgabe von Reproduktionen Böcklinscher Bilder wegen ihres hohen Preises nur auf bestimmte Kunstfreunde rechnen kann, erscheinen hier zum erstenmal zu wohlfeilem Preise. Die Holzschnitte aus der photographischen Anstalt der Firma J. J. Weber sind zu bekannt, um noch eines empfehlenden Hinweises zu bedürfen. Mit diesen Blättern hat das Leipziger Haus sich selbst übertrifft, sie sind geradezu virtuos ausgeführt und lassen den Beschauer vergessen, daß Böcklins eigentliche Domäne das Kolorit ist. Gerade aus diesem Grunde eignet sich der Holzschnitt wie kein anderes Reproduktionsverfahren zur Wiedergabe Böcklinscher Kunst; was dem rein chemischen Verfahren versagt bleibt: das Hervorheben warmer Töne und untergründlich tiefer Schatten hat der Stichel des Holzschnittdrucks mit Bravour geleistet. Für Kunstliebhaber dürfte sich die prächtige Mappe als hervorragendes Weihnachtsgeschenk empfehlen.

**Berühmte Kunststätten**. Nr. 1. E. Petersen, „Vom alten Rom“. Mit 120 Abbild. Nr. 2. G. Pauli, „Venedig“. Mit 128 Abbild. Nr. 3. E. Steinmann, „Rom in der Renaissance“. Mit 142 Abb. Nr. 4. R. Engelmann, „Pompeii“. Mit 141 Abbild. à M. 4.—. Leipzig, C. A. Seemann. — Es war ein überaus glücklicher Gedanke der durch ihre gediegenen Kunstabteilungen längst allgemein bekannt gewordenen Verlagsanstalt, gleichsam als Supplement zu Puchhards Cicero eine Sammlung handlicher Bücher herauszugeben, deren jedes ein bestimmtes, räumlich abgegrenztes Kunstzentrum in Wort und Bild behandelt. Wenn der „Cicero“ das gesamte kunsthistorisch bedeutsame Material vom rein historischen Standpunkte aus behandelt und hierbei meist räumlich weit auseinanderliegende Kunstwerke zusammenfaßt, so läßt sich darin die Absicht des Verfassers erkennen, in erster Linie dem vorgeführten Kunstkenner eine knappe Übersicht über die der Forschung zugänglichen Werke der bildenden Künste zu bieten. Die neue Sammlung verfolgt einen anderen Zweck, sie soll in erster Linie dem Reisenden als Führer durch die Kunstschätze einer einzelnen Stadt dienen und ihm in Wort und Bild eine Anleitung zu genügender Betrachtung geben. Die uns vorliegenden Bände sind hinsichtlich des Textes wie der Abbildungen musterhaft und berechtigen für die Fortsetzung des Unternehmens zu den schönsten Erwartungen.

**Adolf Philipp**, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 7 u. 8. (III. Bd., 1. u. 2. Heft.) Die Kunst des 15. u. 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Leipzig, C. A. Seemann. — Bereits im vorigen Jahre erschienen die ersten beiden Bände dieser groß angelegten Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen, die den Kunstfreund mit der Geschichte der italienischen Renaissance bekannt machten und berechtigtes Aufsehen erregten. Der neue Band behandelt die Künstler von Eyck, Rogier van der Weyden und deren Nachfolger, dann die altflämische Malerschule, Martin Schongauer und die Malerei in Süddeutschland bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts, ferner die Blütezeit der deutschen Kunst in Augsburg (Wurgsmair und Solheim b. d.), Nürnberg (Adam Krafft, Peter Vischer, Dürer u. a.) und an den übrigen Kunststätten (Eranach, Hans Baldung, Grünewald u. s. w.). Eine dritte Lieferung, deren Erscheinen die Verlagsanstalt in nahe Aussicht stellt, wird Lucentin Raffas, Lukas von Leyden, Hans Holbein d. j., den Meister des Todes der Maria u. a. zum Gegenstande haben. Unter sämtlichen neueren Kunstgeschichten wußten wir keine, die den Bedürfnissen eines gebildeten Laienkreises mehr entspräche, als dieses durch Gründlichkeit und ansprechende Darstellung ausgezeichnete, überdies reich und trefflich illustrierte Werk Adolf Philipps.

**Schantung und Deutsch-China 1898**. Von E. von Hesse-Wartegg. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. Preis kartoniert M. 14.—, elegant geb. M. 18.—. Zu den ersten Deutschen, die gleich nach Abschluß des Pachtvertrages mit der chinesischen Regierung den Boden Deutsch-Chinas betraten, gehörte der berühmte Forschungsreisende Ernst von Hesse-Wartegg, zur Zeit vielleicht der beste Kenner Ostasiens. Lange bevor man an eine koloniale Gründung in China dachte, hatte er bereits in Zeitungsartikeln und Vorträgen eine Erschließung jener Gebiete befürwortet und auf die Wichtigkeit derselben für den deutschen Kaufmann und Industriellen hingewiesen. Das vor uns liegende, äußerst gediegen ausgestattete Buch, eine Frucht eingehender Studien an Ort und Stelle, darf als die einzige wirklich erschöpfende Darstellung der geographischen, ethnographischen und kulturhistorischen Verhältnisse Schantung und der an Deutschland abgetretenen Gebietsteile gelten. Was das Buch zu einem geradezu sensationellen Gegenstande, ist zunächst die erste eingehende Beschreibung des sagenhaften „heiligen Landes von China“ mit den Geburts- und Grabstätten von Confucius und Mencius, mit der malerischen Seebucht Pentschou-fu, dem Nello von China Taingan-fu und dem berühmten heiligen Berge von China, dem Taishan, den E. von Hesse-Wartegg erstiegen und

Bilder zu Goethes Gedichten. Photographische Ausgabe in Kabinettformat. Preis in eleg. Leinwandmappe M. 10.—. Leipzig, Verlag von Adolf Tige.

**Vorbilder für häusliche Kunstarbeiten**, Original-Entwürfe unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Franz Sales Meyer. Leipzig, Verlag von Seemann & Co. Holzband 10 Tafeln. Preis M. 1.—. Holzmalerie, 10 Tafeln. Preis M. 1.—. Porzellan, Majolika, Havencemalerie, 10 Tafeln. Preis M. 1.—. Kerbschnitt, 7 Tafeln. Preis 75 Pf. Kleinfensterarbeit, 4 Tafeln. Preis 50 Pf. Lederplastik u. Lederband, 10 Tafeln. Preis M. 1.—. Lederchnitt, 10 Tafeln. Preis M. 1.—.

**Neue Kerbschnittmuster**, von Clara Roth. Ebenda.

**Kurt Greh**, Holzlandsagen. Sagen, Märchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringer Waldes. 2. Aufl. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag Ernst Döppe.

**Loni Schumacher**, Alltagsorgen und Alltagsfreuden. Geb. M. 1.80. Verlag v. Otto Maier in Ravensburg. **Ed. Böhl**, Landleute. Kleine Beobachtungen eines Wiener. Wiener Humoristica. Wien, Verlag von Robert Mahr.

**P. v. Schöthan**, Benimm dich ausländig und andere anständige Sachen. Wiener Humoristica. Ebenda.

**E. Fritz**, Ein Jahr. Illustriert von Reginald. Wiener Humoristica, Ebenda.

**G. Bizzighelli**, Anleitung zur Photographie. 9. Aufl. Mit 156 in den Text gedruckten Abbildungen u. 26 Tafeln. M. 3.—. Halle a. S., Verlag von Wilhelm Knapp.

**Georg Brandes**, Dissolving Views. Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst. Eleg. geb. M. 5.—. Leipzig, Verlag von F. Vieweg.

**Paul Nikolaus Gosmann**, Appositionen. München, Carl Haushalter Verlagsbuchhandlung.

**Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt**. Herausgegeben von Ellu und Hildegard Oberst-Jenide. Mit 5 Bildnissen. Geb. M. 3.—. Stuttgart, Verlag von Greiner u. Meißner.

**Theodor Schiemann**, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1867. Historische Bibliothek, Bd. 1. 2. Aufl. M. 6.—. München u. Leipzig, Verlag v. R. Oldenbourg.

**E. Quandt**, Johannes Knades Selbsterkenntnis. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. 5. Auflage. Mit Abbildungen von H. Sturmhofel. M. 6.—, gebunden M. 7.—. Braunschweig u. Leipzig, Verlag von Hellmuth Wollermann.

**Caesar Flaischlen**, Bon Altag und Sonne. Gedichte in Prosa. Rondon; Lieder; Mönchguter Skizzenbuch; Pötte, eine Lebensdovle; Morgenwanderung. Berlin, F. Fentane & Co.

**Albert Ernst**, Wittekind. Ein nationales Heldengedicht. Berlin, Verlagsbuchhandlung von A. Franck.

**H. v. Krafft-Ebing**, Über gesunde und kranke Nerven. 4. Aufl. M. 2.—. Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.

**Ernst Zahn**, Neue Bergnovellen. Geb. M. 3.20. Frauenfeld, J. Hubers Verlag.

**H. Tödter**, Heiderose. M. 2.50. geb. M. 3.50. Leipzig, Verlag von M. Heinsius Nachfolger.

**Hermann Stegemann**, Daphnis. Eine Dichtung. M. 2.40. Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

**V. Schulze-Smidt**, Franzosen-Geschichten. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reizner.

**Ernst Wichert**, Monte Carlo und andere Geschichten. Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Reizner.

**Dr. med. C. Fessl**, Der Kabfahrer-Sport vom technisch-praktischen und ärztlich-gesundheitslichen Standpunkte. Illustriertes Handbuch. Vierte neu bearbeitete Auflage. Preis geb. M. 3.—. Neuwied und Leipzig, Neufers Verlag.

**H. J. Klein**, Die Wunder des Erdballes. Allgemein verständliche Unterhaltungen über Entwicklung u. Ergebnisse der physikalischen Erdkunde. M. 6.—. Leipzig, Verlag von Ed. Heinrich Mayer.

**F. S. Meyer**, Die Feuerwerkerei als Liebhaberkunst. Mit 140 Abbildungen im Text. M. 6.—. geb. M. 7.—. Leipzig, Verlag von Seemann & Co.

**Ernst Edsheim**, Die Hexe von Glaufrüdt. Roman. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin, G. Grote'sche Verlagbuchhandlung.

**Victor Ragnus**, Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. M. 4.—. Dresden u. Leipzig, C. Pipers Verlag.

**Dr. Herman Fehr. v. d. Psordten**, Musikalische Essays. Neue Folge. geb. M. 5.50. München, C. F. Wied'sche Verlagbuchhandlung Solar-Verl.

**Hermann Laven**, Am Zauberbörn. Gedicht. Leipzig, C. G. Naumann.

**H. v. Krause**, (C. v. Hellen), Wort und Waffen. Roman aus der Zeit der Reformation. Geb. M. 4.50. Leipzig, Verlag von C. Ungleich.

**Gertrude Willinger**, Das dritte Pferd u. a. Erzählungen. Illustriert von Curt Liebig. M. 3.—. Stuttgart, Verlag von Adolf Vony u. Co.

**Universitäts-Verlag der Kochkunst**, 6. Aufl. Preis des vollständigen, 16 Hefte à M. 1.25, umfassenden Werkes M. 20.—. In 2 Halbfremdbände geb. M. 24.—. Leipzig, J. J. Weber.

**Praktischer Ratgeber der „Wiener Mode“**. 800 Ratschläge und Hilfsmittel für Haus und Wirtschaft. M. 1.50. Wien, Verlag der „Wiener Mode“.

**Der Wäschschrank**, Wäsche-Album der „Wiener Mode“. Über 600 Wäschebilder und Monogramme. 40 Tafeln Illustrationen. Von Regine Ullmann. M. 3.—. Ebenda.

**Guido Alessi**, Capobianca. M. 3.—. Paderborn, Verlag von Ferd. Schöningh.

**Peter Hofegger**, Idyllen aus einer untergehenden Welt. Leipzig, Verlag von E. Staadmann.

**Fritz Weber**, Vom Weibstul der Zeit. Vier Prosa-Dichtungen aus deutscher Vergangenheit. M. 4.—. Dresden u. Leipzig, C. Pipers Verlag.

**H. Sürin**, Der Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Vorzeit. M. 2.50. Dresden und Leipzig, C. Pipers Verlag.

als erster mit dem photographischen Apparat aufgenommen hat. Jeder, der sich über China und speziell die in unsere Interessensphäre gerückte Küstenprovinz genauer unterrichten möchte, möge zu diesem schönen Buche greifen. Er wird nicht nur reiche Belehrung, sondern auch die gebiegenste Unterhaltung darin finden, die ein solches Werk zu bieten vermag.

**Deutscher Kinderfreund XX. Jahrband**. Herausgegeben von Joh. Rind und E. Rudert. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalbede gebund. M. 4, in Goldschnittausgabe mit Goldbrud.-Originalbede M. 5. Dresden, Expedition des Deutschen Kinderfreundes. — Wenn man einen neuen Jahrband des „Deutschen Kinderfreundes“ durchblättert, überzeugt man sich stets von neuem mit Freude von der Gediegenheit und Reichhaltigkeit dieser Jugendzeitschrift, die den Kindern keine Zeitung sein will, dafür aber ein wirkliches Kinderbuch, ein reiches Hülfhorn von Edlem und Vortrefflichem aller Art. Gute Erzählungen, sehr gute Bilder, vorzügliche Skizzen aus der Natur- und Völkergeschichte, aus der Geographie und Geologie, kurz ein sehr mannigfacher, durchweg auf das sorgfältigste gewählter Inhalt ist das Programm, an dem der „Kinderfreund“ festhält und das er mit immer größerem Erfolge durchführt. Ein Jahrband des „Kinderfreundes“, der sich auch durch seinen geschmackvollen Einband als Festgabe empfiehlt, bildet ein prächtiges Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werte.

**Das Dorki**. Eine Geschichte für Kinder von 10 bis 15 Jahren. Von Luise Koppert. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. Eleg. geb. M. 4.50. Stuttgart, Levy & Müller. — Was die Verfasserin hier erzählt, sind keine großen Geschehnisse, aber sie weiß so darzustellen, wie die Kinder es lieben, begänglich und ohne Eile und dabei doch stets spannend. Dorki führt eigentlich lauter dumme Streiche aus, ihr Herz ist voll Mitleid und Menschenfreundlichkeit, aber sie ist ein kleiner Pechvogel und richtet gerade immer da Schaden an, wo sie in bester Absicht Gutes stiften möchte. Noch in der Pension, wohin sie verbannt wird, ist sie das Unglückskind, bis endlich ein liebevolles Frauenberg das arme, mütterlose, überdachte Mädchen richtig versteht und lieb gewinnt und alles zum Besten führt. Das alles ist in anziehender Weise mit viel Humor erzählt und frönt einem Zaubers aus, dem kein Kinderberg widerstehen kann. Dem splendid ausgestatteten starken Bande sind vier Vollbilder beigegeben, die in ihrer künstlerischen Ausführung einen prächtigen Schmuck des Buches bilden.

**Refert am Hofe**. Eine Geschichte für Kinder von 8 bis 15 Jahren. Von Tony Schumacher. Preis eleg. geb. M. 3. Ebenda. — Tony Schumacher, die durch ihre Erzählungen „Mütterchens Küststruppen“, „Eine glückliche Familie“ und „Schulleben“ bekannt und als Jugendschriftstellerin beliebt geworden ist, schildert in der vorliegenden Geschichte die Charakterentwicklung zweier nach Anlage und Lebensverhältnissen völlig verschiedener Kinder, einer kleinen Prinzessin und ihrer Gesellschaftlerin Refert, der Tochter eines angesehenen Gutbesizers. Die Verfasserin erzählt fesselnd und frisch und versteht meisterhaft zu charakterisieren. Diese beiden Kinder gestalten sich keine Schemen oder verbrauchten Schablonen, sondern Wesen von Fleisch und Blut, echte Kinder, mit denen wir uns schnell befreunden und an deren Ergehen wir herzlich Anteil nehmen.

**Alices Abenteuer im Wunderland** von Lewis Carroll. Autorisierte Ausgabe aus dem Englischen. Mit 8 Vollbildern und zahlreichen Text-Illustrationen von John Tenniel. 2. Aufl. Leipzig, C. W. Bartigs Verlag Ernst Hoppe. — Gar wunderbare Erlebnisse sind es, ein echtes Märchen, was der kleinen Alice ein schöner Traum vorgeaukelt. Phantasie und Humor machen sich in dem Mädelin die Herrschaft streitig, und ein fröhlicher Humor lebt auch in den hübschen Zeichnungen, mit denen das kleine Werk geschmückt ist.

**Allegri hübschereit**. Eine Erzählung für Kinder von 12–16 Jahren. Von Maria Wyß. In eleg. Leinenband, Preis M. 2. Zürich, Art. Institut Dressl Hüfili. — Trotz der einfachen Handlung weiß die Verfasserin ihre Leser bis zu Ende in lebhafter Spannung zu erhalten; auch versteht sie recht gut, Humor und Spaß, die ja zum Wesen der Jugend gehören, in ihre Erzählung einzuführen. Ihre Schilderungen schweizerischer Sees- und Gebirgslandschaften und der erhabenen Alpenwelt sind vorzüglich; sie sind nicht loder in die Erzählung eingeschoben, sondern begleiten den Gang der Handlung in natürlicher, ja notwendiger Weise. Christlicher Sinn, Bereitwilligkeit zu helfen, Treue, Mut und Selbstvertrauen sprechen so eindringlich aus dieser Geschichte, daß sie sich als gemütbildende Lektüre für Knaben sowohl als für Mädchen in hohem Maße eignet.

**Moyne-Weid, Kapitän, Im afrikanischen Busch**. Für die Jugend bearbeitet von Heint. Schwerdt. Mit 22 Illustrationen von Dion. In Originalleinenband mit mehrfarbiger Deckenpressung nach einem Entwurf von Peter Schnorr, Preis M. 3.50. Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung. — Diese spannend geschriebene Jugendchrift schildert den Zug einer jungen Damschar aus ihrer südafrikanischen Heimat ins Innere des dunkeln Erdteils. Alle jene Momente, welche die Erzählungen des Kapitän Moyne-Weid bei der deutschen Jugend so beliebt gemacht haben: Interessante Jagden, abenteuerliche Kämpfe, lebenswahre Naturschilderungen, besonders der Tierwelt, finden wir hier wieder. Das Buch bildet infolge seiner schönen Ausstattung und seines reichen Bilderschlusses eine Zierde jedes Weihnachtstisches.

**Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise**.

Reinh. Ortmann, Unter dem Schwerte der Themis. Bd. 66. u. 67. à M. 1.—. Berlin, Alb. Goldschmidt.

**A. Oerlob**, Die Sünden der Väter. Band 68. M. 1.—.

**Alexander Kömer**, Gesübnte Schuld. Band 69. M. 1.—.

**R. Litten**, Es sah eine Linde ins tiefe Thal. Band 70. Preis 50 Pf.

**Gerhard Walter**, Soldatenliebe. Band 71. Preis 50 Pf.

**Rud. Scipio**, Der Advokat von Readersville. Band 72. Preis 1 M.

**Hans Georg Meyer**, Gedichte. M. 3.—. Berlin, Verlag von Karl Sieismund.

**Richard von Wilpert**, Rätsel. Novellen. M. 2.—. Leipzig, Verlag von Oswald Nique.

—, Sprachreiterleiten. M. 2.— ebenda.

—, Wir beide. Gedichte. M. 1.— ebenda.

—, Moderner Sängerkrieg. M. 1.— ebenda.

**J. V. Widmann**, Job. Dramas in Erinnerungen. Zweite Auflage. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Ewin Paetel).

**Wolf von Teinach**, Die Mailnigun. Roman. M. 3.—. Dresden und Leipzig, C. Pipers Verlag.

**Johann Christoph Werner**, Der Senler von Nauplia. Erzählung aus d. neu-griechischen Volksleben. M. 5.—. Leipzig, Dietrich'sche Verlagshandlung, Theodor Weicher.

**Emmy von Egid**, Marie-Elisa. Roman. M. 3.—. Dresden und Leipzig, C. Pipers Verlag.

**Max Müller**, Poetische Grüße und Sprüche für Ansichts-Postkarten. Original-Dichtung mit Berücksichtigung der sächsischen Mundart. Preis 30 Pf. Leipzig, Verlag von W. G. Schäfer.

**A. Mändlen**, Seine Schuld. Novelle. M. 2.—. Straßburg i. E., Verlag von Schöffer & Schweitzer.

**M. von Brandt**, Aus dem Lande des Zepies. Blaubeeren eines alten Chinesen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

**Dr. Karkillon**, Eine moderne Kreuzfahrt. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Preis M. 4.60, eleg. geb. M. 5.40. Weinheim (Baden) Verlag von Fr. Adermann.

**Helene Czollnowski**, Einsame Straße. Berlin, Verlag für Vorl.

**Wilhelm Wolters**, Helene Pawlowna. Roman. Preis M. 4.—. Dresden und Leipzig, C. Pipers Verlag.

**Julius Gersdorf**, Orms aus Thüringen. Neue Lieder. Göttingen bei Berka a. Alm, Verlag von Julius Gersdorf.

**Dr. A. Gruchst**, Arznei-Schatz fürs Haus. Kurzgefaßtes Lehr- und Ratgeberbuch über die wichtigsten Arzneimittel, ihre Wirkung und Anwendung in gemeinverständlicher Darstellung nebst 68 Rezepten. M. 1.20. Wiesbaden, Verlag von Lügenkirchen und Brücking.

**Wilhelm Meyer-Hörner**, Alltagsleute. Roman. Preis M. 3.50. Berlin, F. Fontane & Co.



**Rudolf Lindau.** Der Kanar und Masfarr. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

**Marie Corelli,** Thelma, eine norwegische Fürstin. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Mathilde Pech. 2 Bände M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—. Höchst a. M., W. Graf, Verlagsbuchhandlung.

**Töchter Album.** Begründet von Thelma v. Gumpert. Neue Folge 1. Band. Herausgegeben von Veria Wagner-Zell. Mit 19 Farbendruckbildern, 7 Beilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. Eleg. geb. M. 7.50. Glogau, Verlag von Carl Flemming.

**Herzblattens Zeitvertreib.** Begründet von Thelma von Gumpert. Neue Folge 1. Band. Herausgegeben von Veria Wagner-Zell. Mit 21 Farbendruckbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. Eleg. geb. M. 6.—. Ebenda.

**Heutige Davidis,** Puppentöchter Anna. Praktisches Rechenbuch für kleine und große Mädchen. Nach dem Tode der Verfasserin bearbeitet von Emma Heine. 9. Aufl. M. 2.—. Leipzig, Eugen Fromme.

**Das neunzehnte Jahrhundert in Bildern.** Unter Mitwirkung von hervorragenden Gelehrten und Fachmännern herausgegeben von Karl Werdniger. 1. Band. 15. Folio. Eleg. geb. M. 30.—. Fortsetzung in Lieferungen (à M. 1.50.) oder Bänden. Berlin, Photographische Gesellschaft.

**Carl Matthias,** Kampf und Schrecken im Reiche des Wahns. Nach authentischen Quellen erzählt. Mit 5 Farbendruckbildern nach Originalen von G. Schöbel. In Prachtband geb. M. 4.—. Berlin, Hermann J. Weibinger.

**L. Jodeler,** Verfeimt und ertötet. Erzählung für die reifere Jugend. Mit einem Titelbild nach einem Aquarell von K. Storch. Eleg. geb. M. 3.—. Ebenda.

**Auguste Wächter,** Goldschalen. Nach G. Maritus „Goldfische“ für die weibliche Jugend bearbeitet. Mit 22 Bildern von W. Behme. Eleg. geb. M. 3.50. Ebenda.

**J. v. Wedell,** Wir jungen Mädchen. Ein Wegweiser für die gesellschaftliche und praktische Ausbildung unserer Töchter. Eleg. geb. M. 3.75. Stuttgart, Levy u. Müller.

**Joannes Trojan,** Hundert Kinderlieder. Reim geb. M. 3.—. Berlin, Verlag von Freund u. Jodel.

**Christoph Fr. Grieb's** Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Zehnte Aufl., neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Arnold Schröder. Vollständig in 42 Lieferungen à 50 Pf. 25.—. 28. Lieferung. Stuttgart, Paul Neff Verlag.

**Muret-Sanders** encyclopädisches Wörterbuch der englischen u. deutschen Sprache. 2. Teil (Deutsch-Englisch) Vollständig in 24 Bänden à M. 1.50. 7. u. 8. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

**Carl Baron Torriciani,** Schwarze Reitergeschichten. Dritte durchgesehene Auflage. Preis M. 4.—. Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag.

**Fris Stier-Somlo,** Große Kinder. Novellen. Berlin, Verlag der Märkischen Buchhandlung (Eugen Beer).

**Vier Namensschwester.** Eine Erzählung für Mädchen von 12—15 Jahren. Von Lily von Murali (Meta Willner). In eleg. Ganzleinenband, Preis M. 2.80. Zürich, Art. Institut Orell Hölpli. — V. von Murali hat uns bereits in den beiden Werken „Pannas Ferien“ und „Im Schatten erblüht“ vortreffliche Erzählungen geschenkt. Ihre Bücher sind ebenso anziehend wie in wahrhaft erzieherischem Sinne geschrieben, ohne je jüchlinghaft lehrhaft zu werden. In „Vier Namensschwester“ treten diese Vorzüge von neuem erfreulich hervor, die Erzählung kann als ein Muster edler und belehrender Jugendliteratur gelten.

**Kirchbergs Geschick.** Eine Erzählung aus den Zeiten Friedrichs mit dem Wangelitz. Von Ferdinand Köcher. Mit 6 Holzbildern von K. Starke-Weimar. Eleg. geb. M. 6. Altenburg, Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. — Die Erzählung spielt im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts und schildert das Schicksal eines edlen Geschlechtes, der Burggrafen von Kirchberg. Der Verfasser führt uns ein gutes Stück mittelalterlicher Geschichte des Vaterlandes, des engeren wie des weiteren, vor, giebt im Gewande einer gefälligen und spannenden Erzählung eine prächtige Schilderung von einer der Perlen Thüringens, dem Saalkale bei Jena, und weist endlich die Opferfreudigkeit eines deutschen Mannes für seinen Freund als nachahmenswerthes Beispiel ins rechte Licht zu stellen. K. Starke-Weimar hat zu der Erzählung sechs Bilder geliefert, die dem Buche zur Zierde gereichen. Es kann als Geschenkwerk nur warm empfohlen werden.

**Märchen- und Sagenschatz.** Eine Sammlung der schönsten Märchen, Sagen, Legenden u. s. w. Herausgegeben von Roland in der Aue und Theo. Strofer. Mit 4 farbigen Holzbildern und 200 Textillustrationen. In eleg. Einband M. 6. Nürnberg, Theo. Strofers Kunstverlag. — In dieser Neuheit ist ein wirklicher Schatz von Märchen und Sagen geboten, der neben den klassischen der Brüder Grimm, Hoffmanns und Andersens zum erstenmal den neu erschlossenen Osten, Japan und China, sowie das bisher noch ganz unangesehene Feld der slawischen Märchen umfasst, sogar ein indianisches enthält. Diese interessanten und originellen Schöpfungen sind durchweg sehr gewandt verdeutschelt. Die Verlagsanstalt hat auf die illustrative Ausstattung große Mühe verwandt und dem Buche einen fast überreichen Schmuck gegeben. Aus der großen Zahl der Illustrationen ragen Bilder nach Ludw. Richter, Walter Crane, Gaskin, Thumann, Blücher, Ford u. a. hervor. Ein farbenprächtiger Einband umschließt das äußerst reichhaltige, in Form und Inhalt ganz neuartige Buch.

**Das Pfarrhaus in Hertenrode.** Eine Geschichte für die Jugend von Martha Eitner. Mit 4 farbigen Holzbildern von Alex. Zid. Eleg. geb. M. 2.80. Ebenda. — Eine für Kinder von 6—8 Jahren trefflich passende, schlicht und anmutig erzählte Geschichte, die uns das Familienleben in einem Pfarrhause in Freude und Leid und mit all den kleinen Erlebnissen des Tages, in deren Wiedergabe eine so große Kunst liegt, schildert. Das hübsche, gleichfalls mit einer besonders schön ausgeführten Decke versehene Buchlein wird als Festgabe der freudigsten Aufnahme sicher sein.

**Im Rosenhause.** Eine Erzählung für die junge Mädchenwelt von Vertha Element. Mit 4 farbigen Illustrationen von Karl Vogt. In eleg. Leinwandeinbande M. 3. Ebenda. — Das Buch schildert die Lebenszeit eines jungen Wildfanges, eines Trapperkinds aus dem Wild-West, das in eine europäische Familie verpflanzt wird und dort in der geregelten Arbeit des Haushalts, unter dem Einflusse verständiger und frommer Menschen heranreift, sich selber gewinnt und die Herzen anderer, bis der Vater sie zurückholt. Eines der ausgezeichnetsten Bücher für das Mädchenalter und wirklich reizend und mit künstlerischem Geschmac ausgekattet.

**Der Löwe von St. Markus.** Erzählung aus Venedigs Vergangenheit. Nach dem Englischen des G. A. Denty bearbeitet von E. Schud. Mit 10 Einschaltbildern von Gordon Brown. In Original-Leinenband M. 4. Berlin, Herm. J. Weibinger. — Denty gehört zur Zeit zu den bevorzugten Jugendschriftstellern in England. Seine Bücher, in denen er der Jugend Gestalten von vorbildlichen Eigenschaften, Helden der Treue, der Pflichterfüllung, der Selbstopferung, vorführt, zeichnen sich durch wirkliche Darstellung und durch ein genaues kulturgeschichtliches Bewusstsein aus. Sie wirken nicht bloß unterhaltend, sondern mehr noch anspornend und belehrend. So ist es gewiss ein verdienstvolles Unternehmen, seinen Schriften auch in Deutschland Eingang zu verschaffen. Gerade das vorliegende Buch besitzt alle Eigenschaften, sich die Herzen unserer Jugend zu erobern.

**Die Stolzinger.** Erzählung aus der Zeit Friedrich Barbarossas. Von Wilhelm Noebeck. In effektvollem Leinenband M. 4. Ebenda. Der Verfasser führt den Leser in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, in das gefeierte Zeitalter der Hohenstaufen. Den Helden der Erzählung bilden die Geschicke des ritterlichen Geschlechtes der Stolzinger, das in naher Verbindung zu vielen der Großen des Reiches steht, die uns, wie auch Kaiser Barbarossa selbst, in prächtigen Schilderungen gezeichnet werden. Der Umstand, daß der Raum für Kampf und Heldenthat in der Erzählung nicht zu eng bemessen ist, wird den Reiz des Buches für unsere Jugend nicht vermindern.

**Onkel Toms Hütte.** Nach Beecher-Stowes Original-Erzählung bearbeitet von G. Heine. Mit 5 Autotypen nach Originalen von Karl Müller. In Prachtband geb. M. 4. Ebenda. — Das treffliche alte Buch hat von seinem Zauber auch für die heutige Zeit nichts eingebüßt, es ist von dem Wechsel der Interessen und des Geschmacks unberührt

**Bruns Garlepp,** Durch Steppen und Tundren. Erzählung aus Sibirien und Ostasien. Mit farbigem Titelbild und 6 Holzbildern von Johs. Gebrets. In Prachtband M. 5.—. Leipzig, Ferd. Hirz & Sohn.

**Pauline Craven-La Ferronnays.** Ein Lebensbild von Teresa Herzogin von Savoyen, geb. Prinzessin Filangieri. In das Deutsche übertragen von Marie v. Kraut. Mit einem Geleitwort von Dr. Robert Koenig und zwei Bildnissen von Pauline Craven in Lichtdruck. M. 3.—, geb. M. 4.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**Peter Mühl,** Bellina. Erzählung aus San Marino. Mit einem Titelbild. M. 1.—. Berlin, Verlagsbuchhandlung von A. Franke.

**E. Budde,** Naturwissenschaftliche Plaudereien. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Verlag von Georg Reimer.

**Marie v. Lindeman,** Die ratende Fremdbin. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—. Albin, J. P. Bachem.

**Paul Albers,** Einhard u. Emma. Epos. Illustriert von G. Schylla. M. 3.—. Berlin, Verlag von J. Hartwig Nachfolger (E. Th. Nebebach).

**Ans Natur und Geisteswelt.** Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. In 54 Lieferungen zu je 20 Pf. oder in 12 Bändchen zu je 50 Pf. geb. M. 1.15. 1. Bändchen. Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre von Professor Dr. H. Buchner. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte. Leipzig, V. O. Teubner.

**Helrich Hansjakob,** Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. Dritte verbesserte und erweiterte Aufl. Mit dem Bildnisse des Verfassers. M. 3.20. Heidelberg, Verlag von Georg Weig.

—, Aus tranken Tagen. Erinnerungen. Zweite neu durchgesehene u. verbesserte Aufl. Mit einer Ansicht von Alenau. M. 3.60. — Ebenda. —, Dürre Blätter. II. Dritte durchgesehene Aufl. M. 3.—. Ebenda.

**Wilhelm Jensen,** Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Weimar, Verlag von Emil Felber.

**Moritz v. Berg,** Auf den Spuren der Jugendzeit. Darplauderei eines alten Mannes. Reich illustriert von G. Lüders-Richterfeld. 2 Bände. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**J. v. Wedell,** Mutter und Kind. Ein Verison der Kindersinke. Geb. M. 3.75. Stuttgart, Verlag von Levy und Müller.

**Arthur Freiherr von Hübl,** Die photographischen Reproduktionsverfahren. Mit 12 Tafeln und 14 in den Text gedruckten Abbildungen. M. 5.—. Halle a. S., Verlag von W. Knapp.

**Gust Schrädl,** (Pastor S. Keller) Doktor Bormaris' zweite Trauung. Roman. 2 Bände, geb. M. 7.25. Leipzig, Verlag von E. Ungleich.

**A. v. Blomberg,** Ein Feld im Meer. Kulturhistorischer Roman. Geb. M. 4.—. Ebenda.

**Julius Verne,** Der stolze Orinoco. Autorisierte Ausgabe. 2 Bände. Kollektion Verne. Bd. 73 u. 74. Preis pro Band 75 Pf. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.















würde ihm die Liebe zu seinen Eltern, das Zusammenleben mit ihnen ein Glück sein, ohne daß es sich für ihn mit einer Empfindung des Herabgezogenwerdens verbinde. Als auf den Todfeind, den Zerstörer seines ganzen Lebens traf sein Denken überall auf den engherzig-selbstsüchtigen Inhaber der Firma Christian Willens, denn er erkannte, nur aus Selbstsucht habe dieser ihn aus der gelehrten Laufbahn herausgerissen, um sich mit kluger Vorausberechnung für seine Zwecke ein willenloses, brauchbar-nützliches Werkzeug anzufertigen. Eine thörichte Befürchtung war's gewesen, der Senator habe wirklich die Absicht, ihn aus seiner Stellung zu entlassen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, seinen festgeleiteten Sklaven freizugeben, nur mit der Peitsche zu drohen und ins Bodshorn zu jagen, machte ihm Spaß.

Die gehobene Gemütsverfassung Manharts hatte sich ihm unvermerkt in Mißmut verkehrt; als er nach dem Mittagessen in seine Kammer ging, stieß er widerwillig das aufgeschlagene auf seinem Tisch liegende landwirtschaftliche Werk, das durchzulesen ihm anempfohlen oder richtiger anbefohlen worden, zur Seite. Aber als er sich gesetzt und eine Weile unthätig vor sich hingesehen, faßte er doch nach dem Buch. Es wäre auch thöricht gewesen, sich selbst einer Annehmlichkeit zu berauben, weil ein anderer gedacht hatte, ihm das Gegenteil davon zu verursachen. Wie mit dem aufgedrungenen Sonntags-Votengang hatte der Senator sich mit dem Buch verrechnet, es diente Manhart täglich zur Erfreuung und Erfrischung. Ganz Neues, Fremdes erschloß sich ihm daraus, eine anziehende, reiche Belehrung und nicht das allein, auch eine wunderbare Gefühlstäuschung. Während er las, war's ihm beständig, als gehe er durch Feld und Wald, Park und Ruhgärten des Gutes Groß-Wartenbel. Dort wuchsen die Bäume, wurden die Kornarten gebaut, über die das Werk ihn eingehend unterrichtete; vortreffliche farbige Abbildungen stellten alles der lebenden Natur gleich vor Augen. Manchmal sprengte zwischen den Zeilen plötzlich ein braunes Pferd hervor und durch sie hin flog blitzartig eine Reiterin in langniederfließendem schwarzem Schleppkleid mit blau nachflatterndem Schleier. Dann war einige Zeit nötig, bis die Buchstaben, die hierhin und dorthin auseinander flogen, sich wieder zu geschlossenen Reihen ordneten, aber der Lesende zwang seine Gedanken zur Sammlung und Auffassung zurück, denn eine neu auftauchende Vorstellung ließ ihn eifrig seine Verstandeskraft anspannen. Er saß in einem Birkenstammessessel unter einer breitästigen Linde — jetzt war sie wohl, tiefen Schatten gebend, dicht mit grünem Laub bedeckt — und der Baron Herwalt von Wenkster trat zu ihm hinan und richtete Fragen über eine Anzahl von landwirtschaftlichen Gegenständen an ihn. Darauf hätte er früher nichts zu

erwidern gewußt, doch jetzt konnte er wenigstens manches schon beantworten, und um bei der Prüfung möglichst vollkommen zu bestehen, verschlang er gleichsam die Seiten des umfanglichen Buches. Er fühlte wohl, was er sich damit aneigne und dem Gedächtnis einprägte, seien nur theoretische Kenntnisse, deren praktische Verwertung in der Wirklichkeit ganz andere Ausbildung erfordere, zu der er natürlich nie gelangen könne. Aber seinem Einbildungsvermögen schwebte als das Schönste vor, Landwirt auf einem großen Gut zu sein — auch mit Pferden umgehen und reiten zu können, gehörte dazu — sicher im Sattel durch den Wald und am See entlang mit dahin zu fliegen — von einem Blick gestreift, der überrascht ausdrückte: Ich hätte nicht geglaubt, daß der Kandidat der Theologie dazu imstande sei —

Übrigens lag das Erste, das Examen unter der Linde, nicht ganz außer dem Bereich der Möglichkeit, denn es konnte sich ja vielleicht wiederholen, daß der Senator einen Boten in Geschäftsangelegenheiten nach Groß-Wartenbel zu senden habe. Freilich wählte er dann dazu wohl jemand sonst, weil Manhart damals die Anemonen für Margret Willens nicht mitgebracht hatte; dem jungen Commis that's jetzt nachträglich doch leid, es nicht gethan zu haben, was hätte denn daran gelegen? Es kam nicht darauf an, einmal einen Pandlangerdienst zu leisten, wenn man sich nur innerlich als ein freier Mensch fühlte, und als solcher, ein Besitzer unschätzbar höheren Reichthums, als ihn der Geldschrank der Firma Christian Willens bergen konnte, empfand er sich dem Senator gegenüber. Da hätte er mit dem Pflücken und Nachhaustragen der Blumen sich nicht vor sich selbst erniedrigt und sich die Aussicht verschlossen, nochmals mit einem Auftrag nach Wartenbel hinausgesandt zu werden.

Daß er sich so selbst geschadet habe, schien sich auch um ein paar Wochen später zu bestätigen. Tetlev Strodthmann, der Buchhalter, betrachtete eines Morgens einige Augenblicke lang mit nachdenklichem Ausdruck einen eingegangenen Brief, eh' er ihn in das Zimmer des Herrn Senators hinüberbrachte; zufällig daneben stehend, erkannte Manhart auf dem Umschlag die ihm von der Unterzeichnung des Schuldscheines her in Erinnerung gebliebene eigenartige Handschrift des Barons von Wenkster. Bei dem Anblick schlug sein Herz ein paar mal rascher, nach dem Nebengemach hinüber aufhorchend, saß er am Pult. Kurz wurde drüben gesprochen, doch was, ließ sich nicht verstehen; als der Buchhalter zurückkam, zeigte seine Miene einen gewissen Ausdruck von Befriedigung. Der junge Commis hätte gern eine Frage an ihn gerichtet, wußte sie indes nicht in unauffällige Form zu kleiden, und ihm blieb nichts übrig, als zu warten. Aber die Woche und der nächste Sonn-

tag verging, ohne daß er zu dem Senator gerufen ward, dieser hatte, wie vorauszusehen gewesen, wohl einen anderen Voten nach Groß-Wartenbel abgesandt. Und diesmal keinen seiner Comptoiristen, von ihnen fehlte niemand einen Tag lang auf dem Platz; ihm standen ja auch sonst genug Leute in der Stadt zur Verfügung, die sich gern etwas verdienten, und er bemasß jedenfalls den Ganglohn so gering, daß er als vorteilhafter herausrechnete, keinen seiner eignen Bediensteten zu schicken.

Als Manhart an einem Juniabend das Comptoir verließ, um nach Haus zu gehen, stürzte draußen auf den Rattepel ein Platzregen nieder, und zum Abwarten des stärksten Gusses trat er an den Lacentisch Wollenwebers, der, seine Abendlasse machend, auch den Tag abschloß. Der Alte nickte ihm freundlich zu: „Willst noch ein bißchen unterstehn, das ist vernünftig. Wer 'nen sichern Unterstand hat, soll klug sein und nicht in den Regen hinauslaufen; da holt man sich Schnupfen, Husten und Gliederreißen. So machen's die Kinder, die noch von nichts wissen, aber wer zu Verstand kommt, hütet sich selber vor'm Schadennehmen durch eigne Unvorsichtigkeit.“

Das war eine bedachtsame Äußerung, die sich allerdings auf das Wetter draußen bezog, doch unverkennbar nutzte der Sprecher nach seiner Weise die Gelegenheit, den jungen Mann damit bildlich zugleich zu guter Bewahrung und Benutzung seines „Unterstandes“ im Geschäfte des Senators zu ermahnen. Manhart Osterling antwortete nickend: „Ja, Onkel Daniel; du siehst, daß ich kein unvernünftiges Kind bin und mich im Trocknen halte.“ Und nach einem kurzen Anhalten fügte er hinterdrein: „Hast du etwas gehört, daß wieder ein Bote nach Groß-Wartenbel hinaus soll?“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Ne, mein Junge, davon weiß ich nichts, will's aber eigentlich nicht hoffen, daß der Herr Senator noch wieder — na, mich geht's ja nichts an, ich meine nur, wir haben jetzt für die Eisenbahn genug nötig —“

Die Hausthür ging auf, und unter einem triefenden Regenschirm her klang die Stimme Margret Willens': „Ist das ein Wetter —“

Der Weißkopf stieß, in seinem Satz abbrechend, aus: „Herr meine Güte, waren Sie dabei draußen, Fräulein Margret, da sind Sie, weiß Gott, schön hereingekommen. Und so bepackt auch noch — warten Sie, ich komme —“

„Nein, bleiben Sie nur, Onkel Daniel, ich kann selbst —“

Mit dem noch aufgespannten Schirm ging das Mädchen rasch an den Tisch, auf diesen aus der linken Hand ein paar Päckchen und ein kleines Buch mit Goldschnitt ablegend; dann schloß sie ihren Schirm, wurde jetzt erst des jungen Commis, neben

den sie hingetreten, gewahr und rückte einen Schritt seitwärts von ihm fort. Ein bißchen Neugier und Trieb, die Nase in alle Dinge des Hauses hineinzustecken, hatte Daniel Wollenweber von der Natur mitbekommen, er streckte die Hand nach dem Büchlein: „Was haben Sie denn da Schönes, Fräulein Margret?“, laß, das Titelblatt aufschlagend: „Undine, von de la Motte Fouqué,“ und fragte: „Was ist denn das?“

Margret antwortete: „Eine Bekannte hat's mir zum Lesen mitgegeben, ob es etwas Schönes ist, weiß ich nicht, bei dem Namen Undine kann ich mir nicht viel denken. Ich glaube, es ist eine Wassernixe und vom Wasser habe ich grad' genug, ver-lange nicht nach mehr.“

„Nun, das kann man sich wohl vorstellen; gehn Sie nur flink, Fräulein Margret, und ziehen sich trocken an!“

Der Alte legte hurtig das Buch auf die Pakete zurück, doch etwas zu hastig in seiner Vorsorge, denn es glitt ab und fiel auch über die Kante des Lacentisches herunter auf den Fuß Manhart Osterlings. Margret Willens machte eine Bewegung, es aufzufangen, doch zu spät, und nun hielt sie die Hand an, sichtlich in der Erwartung, er werde es zwischen seinen Füßen aufheben. Aber er bückte sich nicht, sondern trat nur mit einem raschen Schritt zur Seite; dabei indes begegnete er einem wie unglaublich sich auf ihn richtenden Blick ihrer Augen, und nun flog ihm kurz vom Mund: „Ich bin kein Bedienter, Fräulein Willens.“

Seinen Hut aufsehend, ging er rasch durch die Thür in den mäßiger werdenden Regen hinaus, im Innersten von seinem Thun und seiner Äußerung befriedigt. Zwar widerstritt dem ein Gefühl in ihm, er habe sich ungezogen, eigentlich geradezu flegelhaft benommen, einer Dame gegenüber so zu handeln. Aber der Name Undine aus ihrem Munde und, was sie dazu gesagt, hatte ihm wie eine Blasphemie geklungen, und außerdem war sie keine Dame, sondern nur die Tochter des Senator Willens, die erwartet hatte, er solle sich vor ihr bücken. Das that er nicht mehr; er wußte, was in Wirklichkeit eine Dame sei, ließ sich von dem hochmütigen Anspruch einer Kaufmannstochter, als solche angesehen zu werden, nicht beirren. Und zu allem trug sie, ihr eingebildeter Glaube, Blumen malen zu können, die Schuld daran, daß er nicht wieder als Bote nach Groß-Wartenbel hinausgekommen war. Außer ihrem Vater gab es für ihn nichts Widerwärtigeres auf der Welt, und er fühlte sich gehoben, daß er ihr dies einmal deutlich zu erkennen gegeben, sich nicht durch ver-logene Höflichkeit einer unwürdigen Heuchelei schuldig gemacht habe.



Der Juni kam, schritt vor, und selbst in die stetige Schattenwelt des Katreps begann Wärme einzudringen, die sich zur Hitze steigerte; auf der Straße und in den Stuben lag die schwere Luft mit einer dumpfen Schwüle. Am letzten Tage des Monats sagte Rudolf Willens im Vorüberkommen zu Wollenweber: „Es ist an der Zeit, die Witterung hält auch den Termin ein. Also haltet zu morgen früh Euren Koffer gepackt, Daniel.“ Der Alte mußte schon vorher Bescheid gewußt haben, denn er erwiderte: „Ja, Herr Senator, der steht schon fertig — bloß — ich weiß nicht, wie das hier —“ Er sah mit einem halbängstlichen Ausdruck auf seinen Ladeutisch, Willens fiel kopfnickend ein: „Nun, das laßt meine Sorge sein, Daniel; graue Haare könnt Ihr Euch zum Glück deshalb ja nicht mehr wachsen lassen.“

„Und wirklich für so lange Zeit, Herr Senator?“

„Wie's der Himmel giebt, Daniel, davon hängt's am besten ab.“

„Ja, gut wird's dem Fräulein Margret ja thun, sie wird in letzter Zeit immer noch ein bißchen blässer, dünkt mich.“

„Eben darum wollen wir nicht länger warten, Daniel, und es so zweckmäßig für sie einrichten, als es in unserm Vermögen steht. Die Hauptsache muß man dann dem guten Himmel überlassen.“

Der Senator ging in sein Zimmer und ließ den Klöppel seiner Schlangengriffglocke einmal anschlagen, das Zeichen war's, das Manhart Osterling herüberrief. Als dieser erschien, drehte Willens, am Schreibtisch sitzend, ihm den Kopf zu. „Er kann mich morgen auf einer Ausfahrt begleiten und sich vielleicht nützlich machen. Da es Wochentag ist, hat Sein Menschenrecht ja wohl nichts dagegen einzuwenden. Aber ziehe Er Seinen Sonntagsrock an, das schickt sich, wenn Er mit mir fährt. Und nehme Er das Buch, welches ich Ihm gegeben habe, mit, das kann auch von Nutzen sein. Hat Er fleißig darin gelesen?“

„Ja, Herr Senator.“

„Well. Um sieben Uhr.“

Daniel Wollenweber stand am andern Morgen schon um eine Stunde früher fix und fertig, sich in seinem sonntäglichen Anzug höchst würdig ausnehmend; ihm brauchte nicht gesagt zu werden, daß er diesen bei einer Begleitung des Herrn Senators anlege. Er zerbrach sich umsonst den Kopf, wohin die Fahrt gehe und besonders, mit welchem Lohnfuhrwerk sie unternommen werden solle, die Auswahl dafür war in der Stadt nicht groß. Doch als es halb Sieben schlug, kam ein Getrappel durch den Katrepel, ein junger, stattlicher, hechtgrau, wie in eine Art Divree gekleideter Mann führte ein Paar wohlgenährt-kräftige Füchse am Zügel über das holprichte Pflaster, die er an den Weischlägen des Willens'schen Hauses festmachte. Unwillkürlich trat

Wollenweber vor die Thür hinaus und fragte: „Wem gehören denn die schönen Pferde?“ — „Dem Herrn Senator,“ erhielt er zur Antwort. Der Alte wiederholte halb unglaublich: „Dem Herrn Se— wer seid Ihr denn?“

„Der Kutscher vom Herrn Senator.“

Der kurz Entgegnende wandte sich seitwärts nach einer großen, verschlossenen Holzthür und öffnete sie mit einem Schlüssel; alles that er wie selbstverständlich, als ob er seit Jahren hier zu Hause sei. Sprachlos, halb offenen Mundes sah Daniel Wollenweber ihm zu; keine Ahnung hatte er befaßt, daß der Herr Senator Pferde gelaufen und einen Kutscher angestellt habe. Es bestätigte wieder die vieljährige Erfahrung; oft wußte niemand das Feinste davon, was er ganz in der Stille betrieb und ins Werk setzte. Aber was für Kosten dies gemacht haben mußte, dazu bei der großen Eisenbahnsache. Der Alte war nur froh, daß es nicht aus seiner Ladekasse zu gehen hatte.

Stumm blickte er weiter drein, wie der neue Kutscher aus der Remise an der Deichsel die altmodische, seit wohl zwanzig Jahren nicht mehr gebrauchte Kutsche herauszog, die von Christian M. Willens herstammte; nur zu Lebzeiten der Frau Senatorin war sie dann und wann noch einmal, mit Mietpferden bespannt, benutzt worden. Doch unverkennbar stand sie nicht verstaubt und eingerostet da, sondern war in den letzten Tagen nachgesehen, gepuht und geschmiert, auch das, ohne daß jemand irgend etwas davon bemerkt oder erfahren hatte. Der Kutscher holte die Füchse, schirrte sie an und fuhr vor die Weischläge vor; Mägde brachten zwei Koffer, die er mit Stricken hinten auf dem breiten Rückbrett befestigte; offenbar wußte er genau, was ihm zu thun oblag, aber darüber zu schweigen, gehörte auch zu seiner Dienstvorschrift. Nun lief Wollenweber halb schreckhaft zurück, seinen Koffer ebenfalls vom Flur heraus zu schaffen. Margret Willens kam die Treppe herunter und sagte: „Guten Morgen, Onkel Daniel! Ist der Wagen schon da?“ Ihre Stimme klang freudig, und ebenso lag's ihr im Gesicht. „Wissen Sie, wohin wir fahren, Onkel Daniel?“

Er schüttelte den Kopf. Woher sollte er das wissen, er wußte ja von gar nichts. „Wo der Herr Senator auf dem Land Stuben für Sie gemietet hat, Fräulein Margret, das weiß natürlich bloß er allein, sonst kein Mensch.“

Vom Turm schlug's Sieben, und während des Schlagens erschien auch Rudolf Willens. Er war so sorgfältig gekleidet, wie an dem Tage, als er sich zu der wichtigen Entscheidung in die Rathausstube begeben; sein Blick musterte das Fuhrwerk, die aufgeschürten Koffer, dann traf er auf Manhart Osterling, der sich pünktlich eingefunden hatte, mit

abgezogenem Hut da stand und ein verwundertes Gesicht zu den Vorkehrungen für die Ausfahrt machte. Kurz wies der Senator ihn an: „Setz Er sich zu dem Kutscher auf den Bod.“ Durch die Ansprache nahm Margret erst die Gegenwart des jungen Commis gewahr, und flüchtig ging ein Ausdruck verständnisloser Überraschung auch über ihre Züge. Zu welchem Zweck ihr Vater ihn mitnahm, ließ sich nicht erklären, und angenehm konnte ihr seine Teilnahme an der Fahrt nach der Ungezogenheit, die er gegen sie begangen hatte, nicht sein; so war's begreiflich, daß ihr bei seinem unerwarteten Anblick etwas Röthe über die Stirn flog, doch sie beherrschte sich, nichts von ihrem Erstaunen merken zu lassen, und stieg in die aufgeschlagene Kutsche. Neben ihr nahm der Senator Platz und ihm gegenüber nach seiner Aufforderung auf dem Rücksitz Daniel Wollenweber, der beim Anziehen der Pferde noch einmal einen besorgten Blick in sein Ladensfenster hineinwarf und sich mit der Hand vergewisserte, daß er seinen gewaltigen Hausschlüssel auch sicher in der Tasche habe, denn den hatte er selbstverständlich keinem anderen gelassen. Wie's dort werden und gehen sollte, drei Monate lang, konnte er sich nicht vorstellen; aber freilich für das Fräulein Margret that's gut und war notwendig, und der Herr Senator konnte natürlich wegen der Eisenbahn nicht bei ihr bleiben. Schwerfällig bewegte die alte Kutsche sich im Schritt über die bössartigen Pflastersteine des Ratrepels vorwärts und durch die anstoßenden Straßen weiter. In diesen zogen die Deute ihre Hüte vor dem Senator Willens, blickten verwundert nach, ihn mit seiner Tochter, dem alten Daniel und Koffern auf dem Rückbrett davonsfahren zu sehen; das hatte sich seit halber Gedenzzeit oder richtiger so noch nie begeben. Wie der Wagen durch das östliche Stadtthor gekommen, griffen die kräftigen Pferde zum Trab aus, so daß er auf der breiten, neu macadamisirten Landstraße schneller dahinrollte. Der erste Juli und ein herrlicher Tag war's, an den Knickwällen zur Seite standen alle Sträucher in voller Blüte; zwischen wilden Schneeballen kletterte Gelängergelieber in die Luft und überduftete den Weg. Vom Ziel desselben, wo der für Margret auserwählte Landaufenthalt sei, verlautete kein Wort, und selbstverständlich fragte sie nicht danach. Der Kutscher wußte es, brauchte keine Anweisung vom Senator, wie er zu fahren habe. Dieser saß meistens schweigsam, mit einer gewissen Feierlichkeit in den Zügen, wie ein ungewohntes, vom Täglichen völlig abweichendes Thun sie wohl ausprägt. Doch sahen seine Augen alles Vorübergleitende und unverkennbar mit Empfänglichkeit für jedes Schöne in der Natur, denn ab und zu deutete er mit der Hand, seine Tochter auf etwas aufmerksam machend, in die Nähe oder Weite.

Manhart Osterling ließ von seinem hohen Bodsiß aus den Blick vorausschweifen. Von Wollenweber hatte er gestern erfahren, daß die Tochter des Senators mehrere Monate draußen auf dem Lande zubringen sollte; das war ihm äußerst gleichgültig und er suchte nur, sich irgend eine Mutmaßung zu gestalten, zu welcher Dienstleistung er auf die Fahrt mitgenommen sein möge. Doch bei dem Nachdenken darüber konnte er nicht lange verbleiben, denn etwas anderes nahm ihm den Kopf ein und alles darin in Anspruch. Der Wagen folgte der Straße nach, auf welcher er im ersten Frühling und seitdem noch ein paar mal wieder gegangen; jeder Baum am Begrand war ihm bekannt. Wie war er eilig hier an dem Sonntagmorgen hinausgeschritten, fast gelaufen und wie mit voll überschwellender Brust zurückgekommen. Dort links zweigte jetzt der Fußsteig ab, der sich zu der langgestreckten Anhöhe hinanzog; die Landstraße bog rechts um diese fort, doch falls es noch länger auf ihr weiter ging, konnte er vielleicht den See einmal zu Gesicht bekommen, möglicherweise sogar vom Ende des langen Wassers den weißen Bau herüberschimmern sehen. Das Herz klopfte ihm vor gespannter Erwartung, manchmal hob er sich unauffällig, als ob er etwas ordne, halb vom Sitz in die Höhe und blickte schnell nach der Richtung hinüber. Das ahnte der Senator Willens wieder nicht, welche innerliche Freude er ihm durch seinen Befehl, die Fahrt mitzumachen, bereite. Er verrechnete sich immer bei seinen Willkürtaunen.

Doch nun ward Manhart enttäuscht. An einer Wegscheide lenkte das Fuhrwerk nach rechts ein, fast in entgegengesetzter Richtung von der sich zur Linken abzweigenden Chaussee. Die schmälere, indes gut gehaltene Straße, auf welcher die Fahrt sich rasch fortsetzte, zog sich in einen hohen, zu beiden Seiten ragenden Buchenwald, der, lang andauernd, die Hoffnung, einen Ausblick über den See zu gewinnen, zunichte machte. Wie das Gehölz sich nach einer Viertelskunde endlich lichtete, traten an seine Stelle dichte Obstbäume, zwischen denen zerstreut Strohdächer eines Dorfes hervorsahen. Unerwartet hielt plötzlich die Kutsche vor einem etwas größeren, mit braunen Ziegelspannen gedeckten Hause still — war das der für die Tochter des Senators ausgesuchte Landaufenthalt? Dann konnte — Manhart stellte eine ungefähre Berechnung an — die Entfernung bis nach Groß-Wartenbel etwa anderthalb Stunden betragen.

Doch auf einmal sah er auf ein ihm bekanntes Gesicht vor dem Gebäude hinunter. Ein junges blondhaariges Mädchen trat in die offenstehende Thür und schaute mit blauen Augen verwundert auf den haltenden Wagen. Das war zweifellos Fräulein Lisbeth Rothelf, die Pastorstochter — und

da schimmerte links hin Wasser durch das Buschwerk eines Gartens — und gradvor stieg ein spitzer Kirchturm in die Luft. Es fiel dem Umblickenden wie Schuppen von den Augen, statt an der linken, war er an der rechten Seite dem bisher nicht wahrnehmbaren See entlang gefahren und befand sich in Seedorf.

Das Ziel der Fahrt konnte dies aber nicht sein, denn der Gesichtsausdruck Lisbeth Nothelfs besagte, die Wageninsassen seien ihr fremd und die Ankunft derselben überraschend. Trotzdem stieg Rudolf Willens aus, hieß auch die übrigen das gleiche thun und trat auf das Mädchen zu mit der Frage, sie sei vermutlich die Tochter des Herrn Pastors. Auf die bejahende Antwort nannte er seinen Namen, dem er den Wunsch nachfügte, sie möge ihren Vater benachrichtigen, daß er etwas mit ihm zu besprechen habe. Nach kurzem erschien der Dorfgeistliche, Matthias Nothelf, ein Mann ziemlich im Alter des Senators, ein wenig pastorales Wesen in der Haltung und dem Antlitz mit einnehmenden Zügen und einem still-ruhigen Blick verbindend. Nach dem von ihm erregten Eindruck ließ er ein zuvorkommend lebenswürdiges Benehmen erwarten, doch seine Begrüßung zeigte kein solches, eher etwas Zurückhaltendes, fast Ablehnendes. So äußerte er fragenden Tons: „Ich weiß nicht, Herr Senator, welchem Anlaß ich Ihren Besuch verdanke?“ Zu empfinden war's, daß der Angesprochene ihm dem Namen nach bekannt sein müsse.

Willens versetzte: „Ich bitte Sie, einige Worte mit Ihnen austauschen zu dürfen, Herr Pastor. Wir können am besten dazu hier in den Garten gehen.“

Er klinkte eine kleine Pforte neben dem Pfarrhause auf und trat voran, Nothelf folgte ihm nach, sichtlich nicht gerade angenehm von dieser Eigenmächtigkeit berührt. Die Zurückgelassenen blieben am Wagen stehen, ohne zu wissen, wohin, und ebenso stand die Tochter des Pfarrers und wußte augenscheinlich nicht, was sie mit ihnen anfangen sollte. Dieser stummen Verlegenheit machte Manhart Osterling ein Ende, indem er, seine Hand vorstreckend, auf sie zutrat und sagte: „Erinnern Sie sich meiner noch, Fräulein Elisabeth, vom Frühling her? Ich hatte nicht darauf gehofft, Ihnen hier wieder zu begegnen.“

Sein Benehmen ließ keinen Handwerkersohn in ihm mutmaßen, unbefangen, mit dem natürlichen Anstand eines gebildeten jungen Mannes redete er sie an; sein Elternhaus und auch sein Selbstunterricht hatten ihm diesen äußeren Chic nicht verleihen können, unvermerkt und unbewußt mußte er nach und nach durch die nörgelnde Dressur des Senators dazu gekommen sein. Es erfreute ihn wirklich, seine Bekannte vom Seerand und Groß-Wartenbeler Schloß hier wieder zu treffen, allein sie so

zu begrüßen, gefellte sich ihm ein anderer Antrieb hinzu. Das verursachte die Gegenwart Margret Willens; er wollte ihr beweisen, daß er sich schicklich gegen eine junge Dame zu betragen wisse, artig und gewandt sein könne; sie mochte daraus entnehmen, in welcher Schätzung oder Geringschätzung sie bei ihm stehen müsse. Offenbar erinnerte sich Lisbeth seiner, sie sagte es auch: „Ja — wie der Wagen vorfuhr — kam's mir vor, als ob — ich konnte mir nur nicht denken —.“ Sie sah auf seine ausgestreckte Hand und wußte offenbar nicht recht, was sie thun sollte; aber dann stieg's ihr etwas rot ins Gesicht, daß sie sich wohl nicht höflich benehme, und sie nahm zögernd und rasch zugleich mit ihren Fingerspitzen die gebotene Hand. Fast gleichzeitig aber erscholl vom Garten her aus dem Munde des Pastors der Ruf ihres Namens mit der Nachfügung: „Sage der Mama, sie möge ein Frühstück für die Herrschaften herrichten!“ Hurtig ihre Hand zurückziehend erwiderte sie: „Ja, Papa!“ und setzte hinzu: „Entschuldigen Sie, ich bin gleich wieder hier,“ und lief ins Haus. Davon rötete ihr Gesicht sich noch mehr; sie begriff den Zusammenhang oder richtiger die Umwandlung nicht. Seit einer Minute erst befand sich ihr Vater mit dem fremden Herrn, dessen Anmeldung ihm augenscheinlich nicht angenehm gewesen, im Garten, und nun sollte sie ein Frühstück für die Unbekannten besorgen lassen. Doch nach ihrer Miene vollzog sie den Auftrag nicht ungern.

Wie sie in die Thür verschwand, meinte Daniel Wollenweber: „Das ist ja ein kleines niedliches Mädchen, ich glaube ganz ein herzensgutes Geschöpf, und wär' recht was für Sie zur Kameradin, Fräulein Margret. Ich weiß bloß nicht, wie's hier mit dem Platz für uns bestellt sein soll, das Haus sieht ja nicht viel danach aus, da werden wir wohl ein bißchen unterkriechen müssen. Woher kennst du denn schon die Tochter von dem Pastor, Manhart?“

Der Alte sagte es nicht, doch herauszuhören war's, er sei etwas enttäuscht von dem Aufenthalt, den der Herr Senator für seine Tochter ausgewählt. Ein bißchen zu sparsam kam's ihm vor, natürlich nicht für ihn, nur für das Fräulein Margret. Freilich die Eisenbahn ließ wohl darauf sehen, aber dann wären eigentlich die teuren Pferde und der Kutscher doch auch nicht gerade notwendig gewesen. Beim Herrn Senator war immer so etwas, woraus man nicht recht klug wurde.

Manhart fühlte sich von seinem artigen Verhalten der Pfarrerstochter gegenüber voll befriedigt und versetzte mit etwas angenommener Nachlässigkeit auf die Frage Wollenwebers: „Ich habe das Fräulein auf Groß-Wartenbeck gesehen, als ich im Frühling dort war.“ Doch dachte er kaum an das, was er erwiderte, denn seine Vorstellung beschäftigte sich da-

mit, daß er bei der Weiterfahrt vermutlich unweit vom Schloß vorüberkommen werde; weshalb der Senator bei dem Pastor in Seedorf eingekehrt sei, fand in seinen Gedanken keinen Platz. Margret dagegen teilte augenscheinlich die Meinung des Alten, daß sie hier bleiben solle, sah umher und sagte zu ihm: „Ich finde es herrlich, Onkel Daniel — das Wasser mit dem Garten und drüben gleich der Wald. Wenn die Stuben auch klein sind, darauf kommt's ja nicht an, mich freut's nur, wenn mein Vater keine zu großen Ausgaben um meinetwillen hat. Und das hübsche Mädchen gefällt mir auch so gut, ich glaube, Sie haben recht, wenn wir länger im selben Haus zusammen sind, können wir vielleicht gute Freundsinnen werden.“

Da kam Lisbeth zurück, eilfertig hatte sie ihre Bestellung ausgerichtet und war noch hurtig in ihre Stube eingetreten, sich einmal mit dem Kamm über ihr Haar zu gleiten und den Stragen am Hals schnell vor'm Spiegel ein bißchen in Ordnung zu bringen; für die Fremden aus der Stadt geziemte sich doch ein schickliches Aussehn. Einen Augenblick hatte sie gedacht, ob sie ein besseres Kleid anziehen solle, aber das hätte zu lange gedauert, und ebenso auch, ihrer Mutter und der Magd bei der Frühstücksbereitung zu helfen, wie sie's sonst selbstverständlich gethan haben würde. Doch gegenwärtig lag ihr als wichtigere Pflicht ob, sich der unerwarteten Gäste rasch wieder anzunehmen, und sie bat diese, in den Garten zu kommen, führte die Folgeleistenden auf einen geräumigen Laubenplatz unfern vom Hause. Das that sie in einfacher Weise, doch mit einer gewissen unbewußten Anmut, die im Einklang zu ihrem natürlichen Wesen stand und ansprechend in die grüne Umgebung paßte. Margret beneidete sie im stillen darum, sie kam sich dagegen steif und linkisch vor, fühlte außerdem den Drang, etwas zu sagen, und wußte nichts vom Munde zu bringen. Dann, da die Pfarrerstochter wieder fortgeeilt, mit einem weißen Linnentuch zurückkehrte und es über den Tisch breitete, fragte sie: „Kann ich Ihnen helfen?“ Aber es blieb ihr halb stecken, sie ging plötzlich aus sich heraus, und fügte rasch hinterdrein: „Wie närrisch das klingt, dünkt mich — ich meine, wir sollten uns doch Du nennen.“ Lisbeth lachte fröhlich: „Das meine ich auch, wenn es dir so recht ist; mir kommt das andere auch unnatürlich vor.“ Und nach ein paar Augenblicken liefen die beiden jungen Mädchen Arm in Arm miteinander ins Haus, um Teller und Gßbesteck herauszuholen. Das gleiche Geschlecht und Alter, oder vielmehr die gleiche erste Jugend brachten sie schnell zu einer Vertraulichkeit, wenn sie sich auch so unbekannt waren, daß Lisbeth Nothelf auf der Hausdielen fragen konnte: „Bist du die Schwester von dem Herrn Osterling?“

Die Magd brachte das ländliche Frühstück, einladende Brotschnitten mit frischduftender Butter, geräuchertem Schinken und Mettwurst, eine Rotweinflasche mit Gläsern ward dazu gestellt. Bald danach erschien die Pastorin, die ein anderes Kleid angezogen hatte. Sie war eine einfache, freundlich aussehende Frau, die nach der Begrüßung nicht recht wußte, was sie aus der wildfremden Gesellschaft machen solle. Zum Glück kamen indes fast gleichzeitig von der unteren Gartenhälfte her ihr Mann und der Senator herauf, der erst sich der Hausfrau und dann seine Begleiter mit Namen dem Pastor vorstellte. Dieser zeigte gegen zuvor einen veränderten Gesichtsausdruck, doch ließ sich nicht recht erkennen, was darin stand. Seine Gedanken schienen ein bißchen verwirrt, er machte vor Margret Willens eine respektvolle Verbeugung, die sich bei einem bejahrten Geistlichen einem siebzehnjährigen Mädchen gegenüber nur aus Gedankenabwesenheit erklären ließ. Seine Hand verriet beim Einschenken des Weins in die Gläser durch etwas schwankende Unsicherheit eine innere Erregung; er verhielt sich schweigsam, und der Senator mußte sich während des Frühstücks ziemlich allein der Unterhaltung annehmen, da die jungen Leute und Daniel Wollenweber in seiner Gegenwart nicht ungefragt den Mund öffneten. Die Pastorin gab sich Mühe, zu verbergen, daß sie sich auf den fremden Vormittagsbesuch keinen Reim zu machen wisse. Doch aus ihrer Miene war trotzdem eine vergeblich herumsuchende Begrifflosigkeit abzulesen.

Dann erhob sich Rudolf Willens mit der Bemerkung, es werde Zeit für sie zur Weiterfahrt. Er dankte dem Pfarrer und dessen Frau für die lebenswürdige Bewirtung und trank den Rest aus seinem Glase auf eine Fortdauer der heute angeknüpften freundlichen Beziehung. Das riß Margret plötzlich aus ihrem irrtümlichen Glauben, sie solle hier verbleiben, heraus: sichtlich that's ihr leid, sich darin getäuscht zu haben, sie sagte unwillkürlich unterm Tisch nach der Hand Lisbeths. Die verstand den Beweggrund dazu nicht, sie ahnte nichts von der fälschlichen Annahme Margrets, da zwischen ihnen kein Wort darüber gewechselt worden, aber sie drückte herzlich die Hand derselben; die beiden Mädchen hatten offenbar wechselseitig gleiches Gefallen aneinander gefunden.

Nun rollte die Kutsche, deren Insassen ihre vorherigen Plätze wieder eingenommen, weiter, ihrem wirklichen Endziel entgegen; welches dies sei, wußte niemand als der Senator und der Kutscher, doch verwandten die andern gegenwärtig kaum einen Gedanken darauf, denn die Fahrt ward jetzt prächtig. Gleich hinter dem Kirchdorf lenkte die Straße an den See hinunter und zog sich diesem dicht entlang, während Laubwald sie an der rechten Seite begrenzte.



Margret vergaß ihre flüchtige Enttäuschung, sie war entzückt, doch in ihrer stillen Art ohne Kundgabe durch Worte. Nur einmal konnte sie sich nicht enthalten, über die sonnenglitzernde Wasserfläche nach einem weißen Aufglanz deutend, zu fragen: „Was ist das wohl?“ Ihr Vater antwortete: „Das Herrenhaus des adligen Gutes Groß-Wartenbel.“ Halb ohne Wissen stieß sie aus: „Wie herrlich muß es sein, dort zu leben!“ Riddend pflichtete Willens bei: „Ja, die Lage scheint angenehm.“

Unverrückt hielt Manhart Osterling den Blick auf das weiße Schloß gerichtet, nachträglich beglückte ihn jetzt seine Hoffnung über alles Erwarten. Er mußte sich die Augen mit dem Anblick ganz anfüllen, so lange, oder so kurz er's konnte, fraglos bog am Seeende der Wagen nach anderer Richtung ab. Einen hellen Nachen vermochte er nirgendwo auf dem Wasser zu entdecken, vielleicht sprengte unvorgeesehen einmal um eine Buschhecke ein zierlich gebautes braunes Pferd. Während des Aufenthalts in Seedorf hatte er immer eine Frage auf der Zunge gehabt, aber es war ihm nicht möglich geworden, mit Elisabeth Nothelf unter vier Augen allein zu sein, und die Anwesenheit der übrigen hielt ihm die Lippen verschlossen. Nun saß er, nicht wie wachend, wie in einem Traumzustand; er dachte nichts, sah nur, spannte nur sein Ohr auf den Klang eines Hufschlages.

Da kam das Befürchtete, das, was eintreten mußte. Der See verschwand, dunkle, dichte Baumgruppen schoben sich verdeckend vor das Weiß des Herrenhauses. Nun war's vorbei, und nur die Hoffnung auf den Schall des Hufschlages blieb. Um schärfer horchen zu können, saß er mit geschlossenen Augen.

Plötzlich einmal riß er die Lider auf. Der Wagen hielt an, er begriff beim ersten Ausblick nicht, wo. Hoch stieg ein weißer Glanz vor ihm in die Höhe; aber dann erkannte er, von jähem Schreck durchfahren, er halte vor dem Schloß von Groß-Wartenbel.

Und nun begab sich ihm vor Auge und Ohr Unfassbares, Unglaubliches, das keine Wirklichkeit sein konnte, nur ein fragenhaft verzerrtes Traumbild. Er sah den Senator aus dem Wagen steigen und den Baron Herwaldt von Wenckstern aus dem Portal hervortreten. Die beiden gingen sich entgegen, der Schloßherr sah verwundert vor sich auf, stutzte kurz, dann streckte er die Hand aus und sagte: „Mein lieber, alter Freund — wie unverhofft — und leider in einem für unser Wiedersehen recht ungünstigen Augenblick —“

Rudolf Willens hielt den Hut in der Hand und erwiderte höflich: „Ich bedauere, Ihnen ungelegen zu kommen, Herr Baron.“

„Das nicht — gewiß nicht — mit einem so alten Jugendfreunde zusammen zu kommen, bleibt unter allen Umständen eine große Freude. Nur sind diese

Umstände gerade heut' — ich habe mich nämlich entschlossen, Groß-Wartenbel zu diesem Tage zu verkaufen, und stehe eben im Begriff, abzufahren, um einstweilen bei meinem Bruder auf Klein-Wartenbel Aufenthalt zu nehmen, da der neue Besitzer des Gutes heute eintreffen wird.“

Der Senator versetzte: „Ja, es ist mir bekannt, Herr Baron.“

Das ließ diesen erstaunt, wie unglaublich aufblicken. „Und Sie haben doch für Ihren liebenswürdigen Besuch diesen Tag ausgewählt?“

Willens verbeugte sich artig zum Dankausdruck für das seinem Besuch zugeteilte Beiwort. Dann antwortete er: „Da Sie sich des Gutes entäußern gewollt, Herr Baron, wird es Ihnen gleichgültig sein, in wessen Hände es übergegangen ist.“

Das Gesicht des Herrn von Wenckstern entfärbte sich etwas. Er wiederholte: „In wessen Hände — ich habe es dem Advokaten —“

Der Senator fiel ein: „Der es mir angeboten hat, und da ich eine gute Kapitalanlage darin zu sehen glaubte, habe ich den Ankauf zum ersten Juli des Jahres abgeschlossen.“

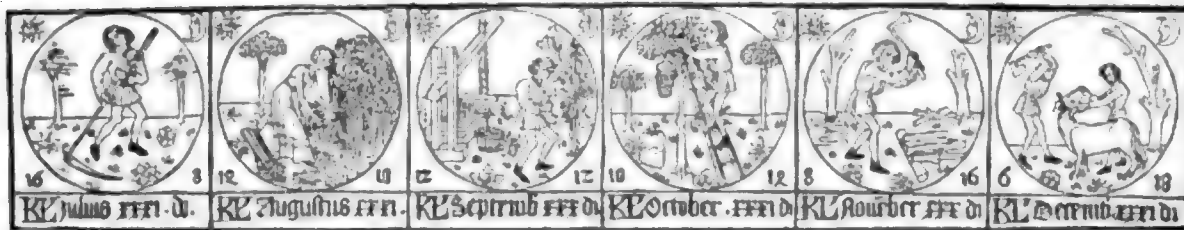
„Sie sind — sind der erwartete neue Besitzer?“

Etwas flatternd und noch bleicher geworden, brachte der Sprecher es heraus. Rudolf Willens lächelte verbindlich und entgegnete: „Es thut mir leid, daß Sie davon nicht angenehm berührt zu sein scheinen. Ich hatte gedacht, der weitere Besitzwechsel könne für Sie kein Interesse haben, und deshalb unterlassen, Ihnen davon Mitteilung zu machen. Wenn ich mich in dieser Meinung geirrt, so bitte ich, es damit zu entschuldigen, Herr Baron, daß ich Kaufmann geworden bin und vielleicht das feinere Gefühl bei solchen geschäftlichen Vorgängen eingeblüßt habe.“

Außerst gefällig in einem bedauernden Ton sprach es der Senator Rudolf Willens, seine grauen Augen ruhig in das Gesicht des Barons Herwaldt von Wenckstern gerichtet haltend. Daß es den Eindruck regte, sein an Groß-Wartenbel erworbenes Eigentumsrecht verursache wider Erwarten seinem Jugendfreunde eine unliebsame Empfindung, gab ihm natürlich zu einem Bedauern Anlaß.

Wie in einer Sinnesverfälschung sah und hörte Manhart Osterling weiter. Er war gleichfalls vom Wagen herunter gestiegen, und neben ihm standen der alte Daniel und Margret Willens, und alle schauten, wie am Boden festgewurzelt, noch um vieles verständnisloser drein, als bei dem Aufenthalt in Seedorf. Und nun traf sein halb gelähmter Blick in zwei, unter glänzend braunem Haargelock auf ihn gerichtete helle Augensterne — die Augen Lindes von Wenckstern.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Entwicklung des deutschen Kalenders seit dem Aufkommen der Buchdruckerkunst.

Don Dr. Wilhelm Hhl.

Mit achtundzwanzig Original-Abbildungen.

**Nachdruck verboten.**



Fig. 1. Der Buchstabe D, darin das Bild des  
Reislers Almansor. (Aus dem zu Augsburg  
1496 bei Hans Schönsperger gedruckten deut-  
schen Kalender.)

er unentbehrliche Hausfreund, der jedes Jahr mit großer Pünktlichkeit auf dem Weihnachtstische erscheint, ist ein interessanter Geselle! Wir sehen in unserem Kalender das älteste Denkmal deutscher Kultur und Litteratur. Eine der ersten Beschäftigun-

zahlen ein leerer Platz für Notizen sich findet, der theils offen gelassen, theils ausgefüllt ist. Dasselbe praktische Bedürfnis wie heute, sich zu diesem oder jenem Tage Anmerkungen machen zu können, lag also auch damals schon vor; gleiche Ursachen ergeben gleiche Wirkungen.

Für diesmal müssen wir leider, aus Mangel an Zeit und Raum, die große Kluft überspringen, die zwischen den ältesten und den modernen Kalendern, trotz der genannten Ähnlichkeit, immer noch offensteht, in zeitlicher wie in technischer Hinsicht. Die Veränderungen, die der deutsche Kalender während des Mittelalters erlebte, die Zuthaten, mit denen man ihn allmählich bereicherte, die Verschiedenheiten der Herstellung und des Materials — alle diese Fragen können wir jetzt nicht behandeln. Wir wollen unsere Betrachtung anheben von jenem Zeitpunkte, da die Buchdruckerkunst bei uns eine gewisse Vollkommenheit erlangt hatte; also etwa von der Mitte des 15. Jahrhunderts. Diese höhere Fertigkeit war notwendige Voraussetzung, denn die Herstellung eines gedruckten Kalenders ist durchaus keine leichte Aufgabe.

Vor allen Dingen mußte der Buchdrucker, der einen Kalender herausgeben wollte, einen astronomischen Beirat heranziehen. Die Zusammenstellung des chronologischen Teils wurde als eine wissenschaftliche Leistung aufgefaßt. Neben den Druckern sind denn auch, noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, die „Verfasser“ der Kalender mit vollem Namen und allen Titeln stolz aufgeführt. Heutzutage ist diese Gewohnheit so ziemlich abgekommen. Doch giebt es immer noch hier und da „Kalenderprivilegien“, welche die Verleger vor dem Nachdruck schützen sollen. Auch haben wir den Ausdruck „Kalendermacher“ beibehalten. Dies Wort ist jetzt von spöttischem Beigeschmack und soll einen sich weise dünkenden Mann bezeichnen, der zukünftige Dinge

gen, die ein Volk vornehmen muß, wenn es sich vom Naturzustande entfernt, ist die Einteilung der Zeit: das Zählen der Tage, Wochen und Monate. Wenn ein gebildeter Mensch plötzlich abgeschnitten würde von aller Civilisation, so wäre es ihm Bedürfnis, die Dauer seiner Gefangenschaft zu berechnen. So ging es Robinson Crusoe auf seinem verlassenem Eiland, so ging es auch dem Freiherrn von der Trend im unterirdischen Gefängnisse zu Magdeburg. Beide richteten mit spitzen Steinchen sich kleine Merkmale aus Holz oder Metall; d. h. sie verfertigten einen Kalender, ganz nach der Weise der Naturvölker. Dieser primitive Standpunkt ist schon längst verlassen, als das Göttervolk vom Bischof Wulfila zum Christentum bekehrt wurde und langsam anfang, sich mit der Buchstabenschrift vertraut zu machen. Das kleine Kalenderfragment, das uns aus der Zeit der ältesten Bibelübersetzung in einer Pergamenthandschrift zufällig erhalten ist, erinnert schon etwas an die heutigen Schreibkalender, obwohl ein Zeitraum von rund tausend Jahren zwischen jenem Fragmente und den ältesten gedruckten Schreibkalendern anzusetzen ist. Die Ähnlichkeit besteht darin, daß rechts neben den Monatsnamen und den Tages-

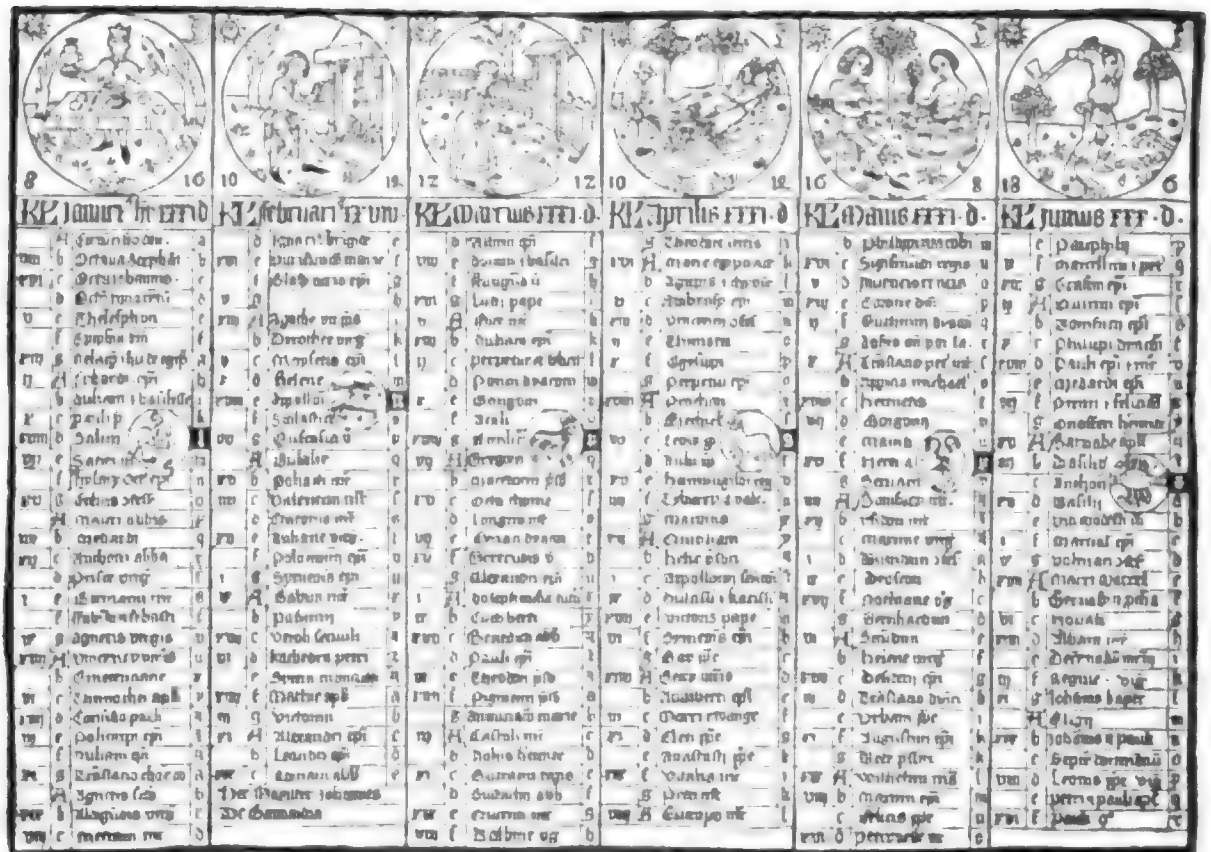


Fig. 2. Der Kalender des Meisters Johannes de Gamundia. Vorderseite. (Nach dem Holzschnitte in des Herrern H. von Jach Monatlicher Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Bd. 1A. Gotha, 1808.)

prophezeien zu können behauptet. Es kann aber auch ein „Griffenfänger“ damit gemeint sein; ein verdrüsslicher, nachdenklicher Grübler.

Der erste Kalendermacher in Deutschland, von dem wir einen gedruckten Zeitmesser kennen, ist ein gewisser „Meister Johann von Gamunden,“ dessen Familienname bisher zweifelhaft blieb. Über seine Lebensumstände sind uns ebenfalls keine näheren Angaben erhalten. Er starb 1406, im Alter von 36 Jahren, als Kanonikus an der Stephanskirche zu Wien. Das Werk dieses Mannes stellt sich dar als ein Holzschnitt, oder eigentlich sind es zwei Holzschnitte, der eine ist auf die Vorderseite, der andere auf die Rückseite eines großen Papierblattes aufgedruckt. Der ganze Kalender besteht also nur aus diesem einzigen Blatte. Die Vorderseite (Fig. 2) zeigt die ersten sechs, die Rückseite (Fig. 3, Titelleiste) die letzten sechs Monate des Jahres; von der Rückseite haben wir jedoch hier nur die interessanten Monatsbilder wiedergegeben. Jeder Monat nimmt eine von oben nach unten verlaufende, also eine Längskolumne, für sich in Anspruch, an deren Kopfe sich das betreffende Monatsbild in Medaillonform hübsch präsentiert. Unsere Abbildungen sind natürlich hier, wie auch im Folgenden, meist bedeutend verkleinert. Jede dieser zwölf Längskolumnen wird

nun, abgesehen von den Bildern mit ihren Unterschriften, je nach der Länge der Monate, von 28 bis 31 seitlich von links nach rechts verlaufenden Querkolumnen durchschnitten, die hauptsächlich angeben, welcher Heilige jedem einzelnen Tage zukommt und wann die unbeweglichen Feste eintreffen. Von andern Beigaben ist hier besonders der Sonntagsbuchstabe bemerkenswert, über den wir später noch reden müssen; ebenso die „goldene Zahl,“ die gleichfalls noch zu erörtern sein wird. Diese ist eine römische Zahl; sie steht in sämtlichen Querkolumnen vorne an; doch ist sie, wie man sieht, nicht bei allen Tagen hinzugesetzt. Dagegen hat jeder Tag seinen Buchstaben. Das großgedruckte A, das zuerst beim 1. Januar erscheint, ist der Sonntagsbuchstabe. Ferner sehen wir noch, ungefähr in der Mitte jeder Längskolumne, die Bilder des Tierkreises, gleichfalls in Medaillonform. Auf diese bezieht sich die hier nicht näher zu betrachtende Buchstabenzählung rechts am Rande der Längskolumnen. Die beiden arabischen Zahlen am Fuße der Monatsbilder geben, in Stunden ausgedrückt, die Tag- und Nachtlänge an. Hinter den Monatsnamen folgt eine große römische Ziffer, welche die Anzahl der Tage bedeutet. Vorn links stehen jedesmal die großen lateinischen Buchstaben K L mit einem Häkchen, welches

die Abkürzung andeuten soll. Dies weist hin auf die Herkunft des Wortes „Kalender“ oder „collender“, wie es noch im 15. Jahrhundert heißt. Der erste Tag eines jeden Monats ward bei den alten Römern „Calendae“ genannt; davon stammt „Calendarium“ ab, was eigentlich nur das Verzeichnis der Feste bedeutete, die am ersten Tage eines jeden Monats fällig waren. Die Römer waren ein praktisch veranlagtes Handelsvolk, und aus praktischen Handelsbedürfnissen ist unser Kalender also hervorgewachsen. Lateinisch ist auch noch die Sprache dieses alten Kalenders. In der Lücke am Schluß des Monats Februar, dort, wo jetzt bei unsern Comptoir-Kalendern zuweilen der Kalenderstempel sichtbar ist, nennt sich der Verfasser: „Hec Magister Johannes De Gamundia.“ Das heißt zu deutsch: „Dies hat gemacht Meister Hans von Gmunden.“

Das Werk des Meisters Hans wurde im Jahre 1493 gedruckt. Der Kalender gilt aber nicht nur für dieses Jahr allein, sondern es ist ein immerwährender Kalender, wie denn solche auch im 16. Jahrhundert noch lange verbreitet waren. Zu einem solchen „ewigen Zeitmesser“, der für alle Jahre bis zum Weltuntergang gleiche Gültigkeit hatte, sind drei Bestandteile erforderlich.

Erstens der Julianische Kalender als Grundstock; das heißt die römische Monateinteilung mit den von der christlichen Kirche hinzugefügten Heiligennamen und den unbeweglichen Festen, namentlich Weihnachten.

Zweitens der Sonntagsbuchstabe, mit welchem es folgende Bewandnis hat. Wenn man den ersten Tag des Januars mit A bezeichnet, den zweiten mit B u. s. w., so fällt der siebente Tag auf G. Der Buchstabe, der hierbei den ersten Sonntag im Jahr trifft, ist nun Sonntagsbuchstabe für das ganze Jahr. Wenn man diesen Buchstaben kennt, so kennt man auch alle übrigen Tage, Sonntage wie Wochentage. Man weiß dann eben: der dritte oder vierte Tag u. s. w. im Jahr fällt auf einen Sonntag; das genügt, um die übrigen zu finden. Die Schaltjahre haben zwei Sonntagsbuchstaben; der erste gilt nur bis Ende Februar.

Drittens endlich die wohl wegen ihrer Nützlichkeit so-

genannte „guldene Zahl.“ Sie giebt die Mondphasen an, das erste, zweite und dritte Viertel, Vollmond und Neumond. Die goldene Zahl kann keine andere sein als eine der Ziffern von 1 bis 19. Denn der Mondcyclus hat nur 19 Jahre; nach dieser Frist fallen die Mondphasen genau wieder auf dieselben Tage wie im ersten Jahre. Man braucht also nur weiter zu zählen: hat das gegenwärtige Jahr die goldene Zahl 12, so hat das folgende die Ziffer 13 u. s. w. bis 19; dann wieder von 1 an. Der Tag des Monats, an welchem die goldene Zahl im Kalender steht, bringt den Vollmond.

Die goldene Zahl ist schon eine etwas kompliziertere Einrichtung. Noch schwieriger ist es, den 28jährigen „Sonnenzyklus“ zu berechnen, durch welchen der Sonntagsbuchstabe ermittelt wurde. Ganz verwickelt sind aber die zur Vorausbestimmung des beweglichen Osterfestes getroffenen Vorkehrungen: die „Konkurrenten“, die „Sonnen-Spalten“, ferner: „Der Römer Zinszahl“ (Indictio) und andere mehr.

Wir wollen unsere Leser mit diesen astronomischen Feinheiten heute verschonen; wer sich dafür interessiert, findet das Nötige in den chronologischen Lehrbüchern. Uns beschäftigen hier mehr die kulturhistorisch wichtigen Bestandteile der mittelalterlichen Kalender.

Da sind zunächst die Monatsbilder zu nennen, die allmählich vervollkommenet und bald auch mit gereimten Unterschriften versehen werden. Die Beschäftigung, der man in jedem der zwölf Monate hauptsächlich obliegt, ist in je zwei Reimpaaren artig besungen worden (Fig. 4 und 5). Wer zuerst solche Verse gedichtet hat, das wissen wir nicht; wahrscheinlich stammt auch diese Sitte aus dem Lateinischen. Diese kleinen „Monatswahlsprüche“ werden alsbald vielfach verändert und sind kaum jemals in zwei Kalendern übereinstimmend gewesen. Am häufigsten treten dergleichen Motti auf in den Kalendern, die am Aus-

gang des 15. Jahrhunderts in den großen Städten Süddeutschlands gedruckt wurden: in Augsburg und Ulm, in Würzburg und Bamberg, in Straßburg, Nürnberg und Reutlingen. Diese Kalender zeigen auch sonst noch in ihrer Ausstattung bedeutende Fortschritte.

Vor allen Dingen sind es keine einzel-



Erster der bin ich genant  
Ernicken vnd essen ist mir wol bekant  
In diesem monat ist mir güt  
Von dem menschen lassen das blid



Ich zornung bin ichs genant  
Besit du nachend es gerewet dich  
In diesem monat ist güt lassen  
Iß vnd erick zu massen

Fig. 4 u. 5. Die Monatsbilder zum Januar und Februar aus dem 1496 zu Augsburg bei Hans Schönsperger gedruckten Kalender. (Verkleinert.)



nen Blätter mehr, sondern schon kleine Bücher, die allerdings zunächst nur aus wenigen Druckseiten bestehen. Der älteste deutsche gedruckte Kalender, der die Buchform aufzuweisen hat, ist der aus sechs Quartblättern bestehende sogenannte „Türkenkalender“ vom Jahre 1495, ein kostbarer Schatz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Der Name des Büchleins bezieht sich auf seinen Inhalt. Konstantinopel war gefallen. Die wilden Scharen des Großtürken drohten sich über ganz Europa zu ergießen. Da erhob ein unbekannt gebliebener treuer Edart seine Stimme und mahnte die ganze Christenheit zur einmütigen Abwehr des Feindes.

Alle Stände des Reiches, vom heiligen Vater bis herab zu den Freiherrn, ermahnte der Dichter in beweglichen Versen, ihres Eides eingedenk zu sein und den Heiligen Glauben zu beschützen. Er wählte für seinen Zweck, als ein Mittel zur leichten Verbreitung, die Form des Kalenders.

In dem Türkenkalender sehen wir zugleich das älteste Beispiel des einjährigen Kalenders, d. h. eines solchen, der nur für ein bestimmtes Jahr zugeschnitten ist. Erste Bedingung war deshalb hier die Angabe des Sonntagsbuchstabens und der goldenen Zahl. Beide Notizen, obwohl durch die beigedruckten Wochentage und Mondphasen überflüssig geworden, finden wir noch heute in den meisten Kalendern auf der ersten Seite. Wir bitten die gütigen Leser, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Die Kalender der süddeutschen Reichsstädte sind selbst am Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht durch-



♃ Jupiter

¶ Tugenthafft vñ gützer sitten bin ich  
Das wissen all gemeinlich  
¶ Mein lind han schenken vñ lehen wol  
¶ Man geseh künden send fr gen vol

Fig. 7. Der Planet Jupiter. Aus dem 1495 in Augsburg bei Hans Schönsperger gedruckten buchförmigen Kalender. (Verkleinert.)

gehends einjährige, wenn auch keine immerwährenden mehr. Dagegen finden wir in ihnen meist am Schlusse das Druckjahr angegeben; z. B.: „Gedruckt zu Augsburg von Hannsen Schönsperger. vñ vollendet an der mitwochen nach Petri vñ Pauli. Als man zalt nach Christi geburdt. M. cccc. vñ in dem XCV jare“ (1495). Hier haben wir zugleich ein Bei-



Fig. 8. Aderlahmännlein aus dem 1495 in Augsburg bei Hans Schönsperger gedruckten buchförmigen Kalender. (Verkleinert.)

spiel dafür, wie man im Mittelalter das Datum angab. Man setzte nämlich nicht, wie es heute geschieht, die Tageszahl mit dem Namen des betreffenden Monats zusammen, sondern man zählte nach Wochentagen und Kirchenfesten, resp. Heiligennamen. Solcher Feste und Namen gab es so viele, daß auf die genannte Weise bequem jeder Tag im Jahre bezeichnet werden konnte.

Die süddeutschen Kalender in Buchform sind auf einen gewissen Zeitraum berechnet. Diese Sitte kam zuerst durch Regiomontan auf, den größten deutschen Astronomen vor Kopernikus. Er nannte sich Regiomontanus nach seinem Geburtsort Königsberg in Franken. Als Professor der Mathematik wirkte er lange Jahre segensreich in Wien; auch machte er weite Studienreisen. Gestorben ist er 1475 oder 1476 in Rom. In der berühmten Stadt Nürnberg hat er besonders gerne gewohnt. Dort kam 1473 oder in einem der beiden folgenden Jahre, kurz vor seinem Tode, ein deutscher Kalender von ihm in Buchform heraus. Dieser galt von 1475—1532, d. h. er war berechnet für die Dauer von drei neunzehnjährigen Mondzirkeln. Er hatte also ungefähr Gültigkeit auf die Länge eines Menschenlebens. Diese Einrichtung haben die unbekannten Verfasser der süddeutschen Kalender nachgeahmt.



♂ Mars

¶ Ich streit vñ verfechtet bin ich bereit  
Als auch allhie erungt mein Heyde  
¶ Mein lind machen man gen huf  
¶ Sy wissen mit wie warumb oder was

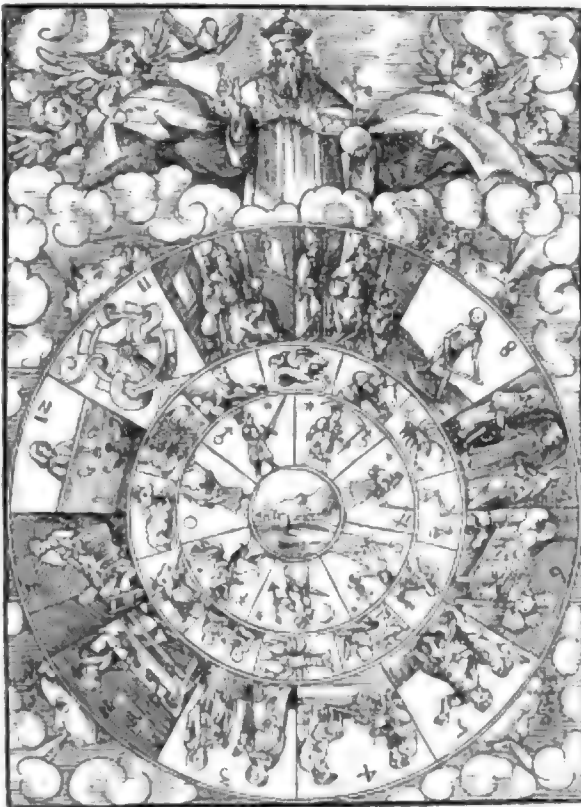
Fig. 8. Der Planet Mars. Aus dem 1495 in Augsburg bei Hans Schönsperger gedruckten buchförmigen Kalender. (Verkleinert.)

beforgten das Schröpfen und Aderlassen; sie hängten ein solches Männlein vor ihre Thüre, wenn das Lassen im Kalender angeraten war. Die „vier Lasse“ waren am besten hierzu geeignet, nämlich: Sankt Merten, Blasii, Philipps und Bartholomäus-tag. Dagegen durfte am 13. März und am 17. April niemand zur Ader lassen.

Das Aderlassmännlein (Fig. 6) ist eine nackte

fort, das sind die Leibesbeschaffenheiten der melancholischen, phlegmatischen, sanguinischen und cholerischen Leute.

Noch heutigetags finden wir auf unseren Jahrmärkten „Planeten für Herren“ und „Planeten für Damen.“ Ein altes stadtbekanntes Original, das mit solchen buntbedruckten Blättern hauseren geht, nennen die Königsberger den „Planeten-August.“



i. Januarius.		Son Mon.	
	Stainbock	S	G
1	21	Beschneidung Christi	20 a 13
2	8	Sant Serphans ach.	21 a 26
3	c	Sant Johans achter	22 b 10
4	d	Der Kindelein achter	23 b 23
5	e	Symon ein bischof	24 c 6
6	f	Der drey König tag	25 c 19
7	g	Isidorus bischof ix.	26 d 2
8	A	Erhart bischof	27 d 15
9	B	Marcian junckfraw	28 d 29
10	c	Paulus ein fidel	29 e 12
11	d	Egenius paßß Wasserman	e 25
12	e	Satirus martner	f 8
13	f	Hilarius bischof	f 21
14	g	Felix martner	g 4
15	A	Mauritius ein abt	g 18
16	B	Marcellus paßß	h 1
17	c	Anthonijs abt	h 14
18	d	Pilsca junckfraw	h 27
19	e	Maurus vñ Martha	i 10
20	f	Sabian vñ Sebastian	i 24
21	g	Agnes junckfraw	k 7
22	A	Vincentius martner	k 20
23	B	Emerentiana junckf.	l 3
24	c	Thimotheus rij. poe.	l 16
25	d	Paulus bekering	l 29
26	e	Policarpus bischof	m 13
27	f	Johannes Crisosto.	m 26
28	g	Karolus keyser	a 9
29	A	Valerius bischof	a 22
30	B	Adelgund junckfraw	b 5
31	c	Cirio vñ Johannes	b 18

2 ij

Fig. 9 u. 10. Zwei Seiten aus dem „Nachtlicher-Kalender“ des Leonhard Hegman, gedruckt i. J. 1513 zu Nürnberg bei Friedrich Peypus. (Nach dem Exemplar der Königl. u. Universitäts-Bibl. zu Königsberg in Pr. Verkleinert.)

Figur, bemalt mit den 12 Zeichen des Tierkreises. An den Füßen sehen wir die beiden Fische; d. h.: im Zeichen der Fische darf man nicht an den Füßen zur Ader lassen u. s. w., bis hinauf zum Kopfe, für den der Widder ein schädliches Bild ist.

Neben dem Aderlassmännchen sind nun auch die „Planeten“ bald eine unentbehrliche Zugabe (Fig. 7 und 8). Der Planetenaberglaube geht zum Teil zurück auf das Ptolemäische Himmelsystem, zum Teil auf die Aristotelische Lehre von den vier Elementen. Letztere leben als die vier „Complexionen“

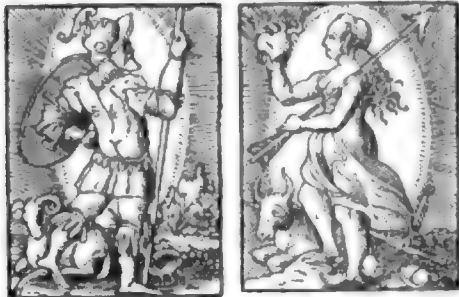
Da heißt es z. B. auf einem dieser Zettel: „Ein Knabe, geboren in den letzten 14 Tagen des April und in den ersten 14 Tagen des Mai, ist von Natur kalt und trocken, der Complexion melancholisch und des Zeichens des Stiers und des Planeten Venus, hat ein schönes, breites Angesicht mit rotvermischter Farbe, tiefe Augen, weiße Zähne, schmale Stirn, schwarzbraunes Haar, ist ein mittelmäßiger Mensch, breitschultrig, dreist, dabei aber höflich, hält viel auf Wäsche, liebt die Musik; wenn er bei Abendzeit geboren ist, ist sein Temperament zum Spielen sehr



M. Matthie Menß Dantiscan  
**PROGNOSTICON**  
**ASTROLOGICVM.**

**Über die Revolution des**  
**künfftigen Jares Christi/**  
**M. D. LXXXII.**

Darinne ordentlich begrieffen werden die vnter-  
 schiede der vier zeiten im Jar/ vnd hernach die natürlichen  
 treffe vnd verwicklungen des Himmels in den Elementen  
 vnd vnter den Menschen auff Erden.



Herren dieses Jars sind Mars vnd Venus.

Getruckt zu Königsberg/bey Georgen Oßterbergern.  
 Cum Grata & Privilegio S. R. M.

**Prognosticon Astrologicum.**

Darinne auff das Jar 1582. die influenz der him-  
 lischen Körper mit irer gewalt in den Elementen/vnd vnter  
 den Menschen/ aus warren gründe der Astrologie  
 außdrücklich vnd angelegentlich vnterschieden.

Von dem Anfange vnd vnterscheid der vier Jarzeiten dieses 82.  
 Jars / sampt der Planeten regiments vnd ordnung/ Cap. 1.

**A**usstellung der vier Jarzeiten mit irer angehenden momentis oder  
 tag vnd stunden/ ist vnser rechnung aus den tabulis Copernici/von der  
 andern so aus den Alphonsinischen tabulis genommen / auff 18. stunden/  
 vnd nicht vnterschieden/daumen ich in meinem Prognostico Anno 80. gründliche  
 ursachen gesetzt/ hette vermeinet/ es solten die so die neuen tabulas Copernici  
 bisher on grund vnd ursachen verworffen/ solchen angezeigten ursachen ein wenig  
 vlesiger nachgedacht / vnd nicht fortgesetzt sein / ir vnuerständt in der  
 Astrologia an tag zu geben. Aber was sol man viel disputieren vnd demonstrieren  
 fürgeben/derer dinge so nicht augenscheinlich/sondern einputzde sein bey der  
 mensche die fundamenta vnd principia Sphaerica in abtönung der 12. himmlisch  
 en Circeln / vnd derer gebrauch in Sphaera materiali vnd globis celestibus  
 für die Augen gelegt/ in ir Gehirn nicht bringen können. Wollen deshalb  
 contra ignorantem negantemq; principia nichts weiters farnemen / weil  
 auch alhier nicht raum oder zu dazu / sondern zu dem/so vnser intent/ scheitern  
 vnd angriffen/das nach dem warren lauffe der Sonnen künfftiger Winter sich an-  
 fangen wird/bis Jar den 12. Decemb. vmb 7. vhr 10. min. vor mittage. Nach des  
 Wintens lauff aber wird er etwas eher mit dem vnterst vorgehenden vollen lichte  
 den 10. Decemb. des morgens frühe vmb 7. vhr 18. min. anheben.

Der lene wird anheben nach dem lauffe der Sonnen/ wann dieselbe in der  
 zwölfften Scheibe zur durchschneidung des Aequinoctialis kömpt/den 11.  
 Martij ein stunde vor mittage vmb 11. vhr. Nach des Wintens lauff aber/wann  
 der Mond vollen sein den 9. Martij vor mittage vmb 10. vhr 47. minuten.

Der Sommer geht an nach der Sonnen lauff den 12. Jany vor mittage  
 vmb 7. vhr 40. min. Nach dem Wintens lauff aber mit dem vollen lichte so den 6. Jun.  
 frühe vmb 3. vhr 30. min. eintritt. Der Herbst geht an erstlich nach der Son-  
 nen

Fig. 12 u. 13. Zwei Seiten aus einem Prognosticon Astrologicum für das Jahr 1582. (Exemplar in Königsberg. Verkleinert.)

seinen Auflegungen, Erklärungen vund Regeln". Daneben ist noch ein anderer Titel beliebt gewor-  
 den: „Das ist der Teutsch Kalender mit den Figuren.“ Diese Bezeichnung führt zuerst der im Jahre 1502 und öfter bei Hans Froschauer in Augs-  
 burg erschienene Kalender, der auf seinen 15 Bogen über 80 Holzschnitte enthält. Den Verfasser kennen wir nicht. Vielleicht war es Froschauer selbst,  
 denn Drucker und Autor sind um diese Zeit oft identisch. Beide Werke, jenes Köbelsche wie dieses von Froschauer, wurden häufig nach-  
 geahmt.

Bei Köbel, resp. bei Stöffler finden wir nun auch schon ein Kapitel: „Von  
 erkennen des ge-

witters“; das Wort „gewitter“ entspricht unserem  
 jetzigen: „Witterung.“ Die Wetterprognosen, jetzt so

modern, sind eine ziemlich junge Bei-  
 gabe unserer Kalen-  
 der. Sie operieren mit dem uns bekann-  
 ten Material der  
 Astrologie; doch  
 kommen hier noch  
 die Sternbilder hin-  
 zu. Das wichtigste  
 Sternbild ist der  
 Drache mit seinem  
 Haupt und seinem  
 Schwanz. Das  
 Haupt ist „glück-  
 haft,“ aber der  
 Schwanz ist „böß“  
 u. s. w. Auf solche  
 Wetterprognosen  
 finden wir nun im  
 16. Jahrhundert das  
 Wort „Praktik“ bald  
 ganz allein angewen-  
 det; der Begriff die-  
 ses Ausdruckes er-  
 scheint also sehr ein-  
 geengt. Gleichzeitig  
 wird es Sitte, den  
 Teil des Kalenders,

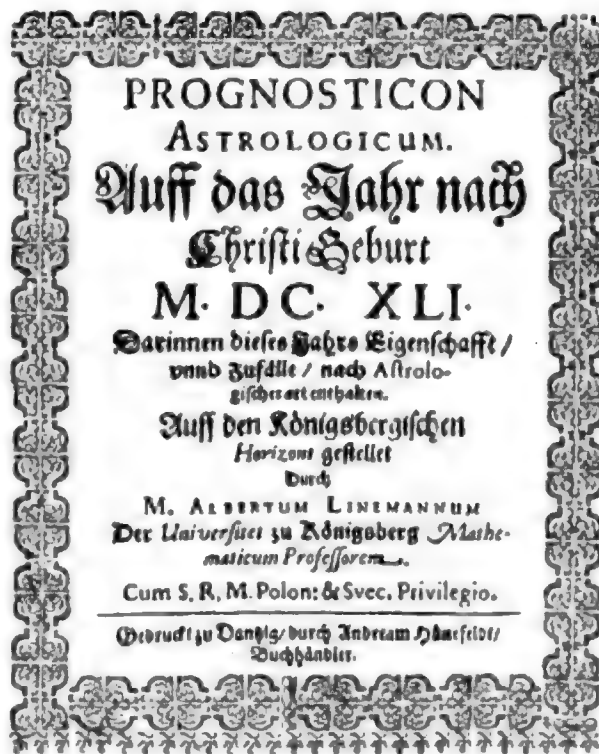


Fig. 14. Titelblatt eines Prognosticon Astrologicum auf das Jahr 1641. (Exemplar in Königsberg. Verkleinert.)



Erlösers MDLXXV.“ Am Schlusse steht: „Gedruckt zu Leipzig, durch Johan. Beyer. Im Jahr 1575.“ Die Schreibkalender waren oft prächtig ausgestattet und sind daher gewiß manchmal gar nicht billig gewesen. Einige wurden in der bewußten Absicht angefertigt, sich bei fürstlichen oder sonst hochstehenden Persönlichkeiten einzuschmeicheln. Der Druck ist meist schwarz und rot (Fig. 15 und 16), wie schon zuweilen in den Kalendern des 16. Jahrhunderts.

Ganz spät kommt endlich erst der unterhaltende Teil hinzu, welchen ich vor dem Jahre 1670 nicht nachweisen kann. Wir finden die ersten Anekdoten, die allerdings immer nur auf eine und dieselbe Person zu beziehen sind (nämlich auf Simplicissimus), in dem großen dreispaltig angelegten, ernsthaft-satirischen Prachtwerke des alten Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: „Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Kalender“, erschienen zu Fulda 1670 in Quarto (Fig. 17 und 18). Der unterhaltende Teil unseres Kalenders ist also von der Satire ausgegangen. Diese setzt schon im Anfang des 16. Jahrhunderts ein, und zwar zuerst bei den Praktiken. Ja, wir haben satirische Laßzetteln sogar schon aus dem Ende des 15. Jahrhunderts! Ost werden „Laßtafel und Praxtika“ auf vier Blättern zusammengestellt. Der Inhalt solcher satirischer Flugschriften ist schon im voraus durch den originellen Titel kenntlich gemacht; z. B.: „Practica Deutsch Doctor Gril vom / Rittelperg. Gepraktiziert In der hohen schul do die lue / auff stelgen geen“, oder: „Practica deusch Gselberti trind gern in beyden rechten, Trynt aus, Schend eyn doctoris auff das Jar Tausend Groschen, fünffhundert maß weyns, Neun protwurf.“ Die bekannteste aller Satiren ist das mehrfach aufgelegte Buch des gewandten Tageschrift-

stellers Johann Fischart aus Mainz: „Aller Practick Großmutter“, welches 1572 zuerst herauskam.

Aber trotz aller Satire sind wir Deutschen doch ein abergläubisches Volk bis heute geblieben. Es ist dies kein Vorwurf, denn Aberglaube ist nicht denkbar ohne einen regen geistigen Flug, ohne Phantasie und Poesie. Wir haben Gemüt, wodurch wir uns vorteilhaft von den allzu nüchternen Römern unterscheiden. Der julianische Kalender ward bei uns erst zum immerwährenden, dann zum einjährigen und endlich, in einem schon ziemlich aufgeklärten Zeitalter, zum hundertjährigen Kalender.

Der hundertjährige Kalender ist nicht, wie man oft glaubt, ein Rückblick auf ein verflorrenes Jahrhundert, sondern eine Prophezeiung auf ein zukünftiges. Der Titel des Buches rührt her von dem Erfurter Arzt Christoph von Hellwig; es erschien zuerst 1701 und hatte Gültigkeit bis 1800. Hellwig fügte alchimistische Beigaben hinzu; hierin ist er

**Kurzer Unterricht vom Aderlassen  
Baden vnd Schreyffen.**

**W**ann der Mond laufft im Widder ♈/ Krebs ♋/ Waage ♎/ Scorpion ♏/ Schütze ♐/ Wassermann ♑/ Fisch ♒/ Laß nicht zum Hays / zur Lungen vnd Nier / zum Nieren vnd Blasen / zur Scham / an den Dachen der Bein / an den Schenckbeinen / an den Füßen. Aber sonst yallen Gliedern ist's gut.

In den andern Zeichen / als Stier / Zwilling / Löw / Jungfrau / Steinbock / ist das Aderlassen durchaus verboten / wo nicht die höchst noch einen dazzu drings /

**Item :**

Dem Neuen Licht bis zum Ersten Viertel.	} Ist Aderlassen gut den	Jungen Leuten über 14 Jahren vnd Sanguin.
Dem Ersten Viertel bis zum Vollmond.		Jungen Mannbaren vnd Cholericis.
Vom Vollmond bis zum letzten Viertel.		Alten Mannbaren vnd Melancholicis.
Vom letzten Viertel bis zum Neuen /		Alten Leuten vnd Phlegmaticis.

**Im Fröling soll man an der rechten Seiten zur Ader lassen / im Herbst vnd Winter an der linken.**

Wann einer über die 40. Jahr alt ist / dienets nicht die Haupt Ader lassen / es wer dann grosse not vorhanden. Nach 50. Jahren laß die Median Ader auch nit. Der 60. Jahr alt ist / soll auch nicht mehr lassen / sondern das Gebilde als ein Schatz des Lebens lieber behalten / jedoch wird die Noth außgenommen.

**Vom Baden vnd Schreyffen.**

**W**enn der Mond im Steinbock / Stier vnd Jungfrau laufft / ist nicht außzuwehrl Baden / weil damals die Pori oder Schweißlöcher verschlossen sind.

1. Im Widder / Löwen vnd Schützen ist gut Baden / denn da sind die Pori offen / aber im Löwen ist mehr gut Schreyffen.

2. Im Krebs / Fisch vnd Scorpion ist gut Baden / In dem Wassermann / Zwillingen vnd Waage auch. Aber in den Zwillingen ist nicht gut Schreyffen.

3. Solche Regeln sind nützlich vnd wol zu mercken / darumbich sie gerne dieher habe setzen wollen. Der Allmächtige Gott verleihe uns ein gesundes / friedliches / edliches Jahr / wende da andere das Beste gnediglich / vnd Jesu Christi willen / Amen.

Weyßbach.

Fig. 16. Eine Seite aus einem Schreib-Kalender für 1641. (Vergl. Fig. 15.)





# Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Kalender/

Worinnen ohne

Die ordentliche Verzeichnus der unzählbar  
vieler Heiligen Tage auch unterschiedliche  
Curiose Discursen von der Astronomia, Astro-  
logia, Item den Calendern/Nativitäten/auch allerhand Wunderbarli-  
chen Wahr- und Vorsagungen/mit untermischter Bauren-Practic/  
Tag- und Zeitwehlungen/ıc.

Nicht weniger

Viel Seltsame/ jedoch Warhafftige Wunder-Geschichten/  
und andere Merckwürdige Begebenheiten/ samt Beyfügung etlicher  
Kunst- und Wissenschaften befindlich.

Woraus ein Jeder/der nur Lesens und Schreibens kundig/  
nicht allein Jedes Jahr die bewegliche Fest und dergleichen Ding/ so zu  
Einem Kalender nothwendig erfordert werden/ leichtlich finden:  
Sondern auch lernen kan/Ihm und andern die Nativität zu stellen/  
und aus fleißiger observation künfftig Gewitter/Brig/Branchheit/  
Frucht- und Unfruchtbarkeit vorzusagen.

Der SIMPLICI  
Kan sein stetig



Clö geVVogen/  
Vnbetrogen.

In Nürnberg/

Verlegt und zu finden bei Wolf Eberhard Felseder.

Fig. 18. Titelblatt aus Grimmschäufens: „Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Kalender.“ Verlag von Felseder in Nürnberg, gedruckt bei Marcus Bloß in Sulba, 1670. (Exemplar in Königsberg. Verkleinert.)

der die übrigen sechs Planeten in ihrer astronomischen Reihe folgen zu lassen; für das achte Jahr setzte er wieder den ersten Regenten an u. s. w. Dieser Gedanke fand großen Beifall und starke Verbreitung; er spukt heute noch in unsern Kalendern und wird auch wohl das 20. Jahrhundert erleben.

Die Knauersche Arbeit wurde recht oft neu aufgelegt, etwas weniger häufig die Hellwigsche. Vom hundertjährigen Kalender erschienen bis zum Jahre 1875 ungefähr 200 Ausgaben (Fig. 19 und 20). Dennoch sind beide Bücher sehr selten geworden und nur noch in Bibliotheken sowie beim Antiquar zu

finden. Knauers Kalender hatte nur für die Landwirtschaft einen gewissen Wert, wegen der agronomischen Beigaben. Diese erinnern stark an das berühmte und oft aufgelegte Calendarium Oeconomicum des Johannes Colerus (Köhler?), zuerst erschienen: Wittenberg 1591. Gegen den astronomischen Teil erhob mit Recht, aber erfolglos Widerspruch J. H. Fritsch in seinem Buche: Hundertjähriger Kalender, Quedlinburg 1801. Denselben Zweck verfolgt der unbekannt gebliebene „Magister Thiehravnu“ („Unwahrheit“), dessen Kalender auf den ersten Anblick einen ganz ernsthaften Eindruck



Neuer  
auf hundert Jahr gestellter  
vollständiger  
**Haus-Kalender,**  
welcher  
auf das Jahrhundert nach Christi Geburt  
von 1801 bis 1901  
mit vielem Fleiß eingerichtet ist.

Wormals gestellt  
durch  
**D. Mauritium Anauer,**  
Wirt zum Kloster Langheim.

Für jeden Hausvater nützlich zu gebrauchen.

Nebst  
**einer feinen Anweisung,**  
was  
von Monat zu Monat durch das ganze Jahr  
in der Haushaltung zu thun sey.

**3 u. g. 1848.**  
Druck und Verlag von Joh. Neig. Neid. Blaufeld.

**Mercurius.**  
Januarius continuet die Kälte bis den  
30., da er windig und gelind ist.  
Februarius, den 1. trüb und gelind, vom  
3. bis 6. große Kälte.  
März, 6., 8., 9. feucht, 13., 14., 15.  
Regen, 18., 19., 20. Glatter.

**L U N A.**

Ich bleib' nicht lang auf einem Ort,  
Erst' Niemand Gehorsam, auch mein Kind.  
Denn unter eigen Haden recht,  
Ob's uns gleich doppelt Schaden bracht'.



Der Mond ist einer  
annehmlichen Farbe, un-  
gleich dick, eine Zierde der  
Nacht, eine Mutter des  
Thaus und der Feuchtig-  
keit, ein weiblicher Planet,  
endet seinen Lauf alle 28  
Tage, 7 Stunden, 43  
Minuten, ist kalt und  
feucht, doch etwas wenig  
warm dabei, macht un-  
beständige Leute, die gerne reisen, und unbe-  
ständig im Leben sind, bedeutet Königin,  
Wittweiber, Mütter, Eheweiber, den gemei-  
nen Pöbel, und die, welche stätiger Bewegung  
sind, Gesandten, Boten, Kleinmüthige, re-  
gieret das Hirn, linke Aug der Männer,  
und rechte der Weiber, den Magen, Bauch  
und linke Seite, Gedärme, die Leber der  
Weiber.

Fig. 19 u. 20. Titelblatt und eine Seite aus einem hundertjährigen Kalender. Aug. 1848. (Exemplar in Königsberg. Verkleinert.)

Ganz neuer  
Hundertjähriger  
H a u s  
**Calendar,**  
darinnen zu finden:  
Wie ein fleißiger Hausvater sein Hauswesen  
mit Nutzen einrichten, die Mißjahre in ein  
und andern beobachten, der bevorstehenden  
Erfahr' weislich vorzukommen,  
und nach der neun Planeten Einfluß

☉ ☿ ♀ ☿ ☿  
1801. 1803. 1803. 1804. 1805.

♀ 4 ♀ ☿  
1806. 1807. 1808. 1809.

und folgende Jahre beurtheilen kann.  
gestellt von  
Magister Thiebrannu  
in Oberdeutschland  
nebst einer Anweisung,  
was von Monat zu Monat durchs ganze Jahr  
in der Haushaltung zu thun sey.

**N ü r n b e r g.**

Hundertjähriger  
Der Uranus.

Regieret  
folgende  
Jahre.

1809.  
1818.  
1827.  
1836.  
1845.  
1854.  
1863.  
1872.  
1881.  
1890.  
1899.



Er unter allen Planeten der erste und höchste, hat  
ein sehr blaßes Licht, welches nur bey dem klaren  
Himmel gesehen werden kann, weil er von der  
Sonne am weitesten, nemlich 380, und von unsrer  
Erde 360 Millionen Meilen entfernt ist. Er vollend  
den seinen Lauf um die Sonne in 84 Jahren einmal.  
Er ist warmer Natur und etwas feucht, ein alter  
männlicher, oft wunderlicher, sonst guter Planet,  
vermischt alle 4 Elemente in sich, ist ernsthaft, schnell  
wirksam, und erfahren, und daher den menschlichen  
Erfindungen, auch Künsten und Handwerken, den  
Jägern, Gärtnern, und Fischern sehr gütlich, hilft  
ihnen die Kräfte und Wirkung der Natur erforschen,  
und

Fig. 21 u. 22. Titelblatt und eine Seite aus einem hundertjährigen Kalender des Magister Thiebrannu. Nürnberg, o. J. (Exemplar in Königsberg. Verkleinert.)

machen (Fig. 21 und 22). Er führt aber Knauers Idee dadurch ad absurdum, daß er statt mit sieben Planeten, wie Knauer es thut, seinerseits mit neun Planeten rechnet, indem er noch die Ceres und den Uranus hinzunimmt. Hierdurch verschiebt sich das ganze System; der Jahresregent kehrt jetzt nicht im achten, sondern erst jedesmal im zehnten Jahre wieder. Der landwirtschaftliche Teil ist dagegen ernsthaft gehalten und nützlich zu lesen.

Die Blütezeit der deutschen Poesie am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte nun die alte Bezeichnung „Almanach“ wieder zu Ehren, allerdings erst nach französischem Vorbilde. Am bekanntesten wurde der Göttinger Musen-Almanach und seine Nachahmungen (Fig. 23 und 24).

Im 19. Jahrhundert ist die Kalender-Litteratur gar nicht mehr zu überblicken; ein unermessliches Gebiet der Bücherkunde eröffnet sich uns hier, mit wirren Kreuz- und Quersügen. Besonders zu Weihnachten ergießt sich eine wahre Flut von Kalendern auf den deutschen Markt. Es giebt Kalender für jeden Stand, für alle Berufe, seien es nun Künste, Wissenschaften, Gewerbe oder Handwerke. Es giebt Kalender für alle Erdteile und Nationen, Kalender in allen Sprachen, in Poesie und Prosa. Es giebt Kalender für Arme und Reiche, für jedes Geschlecht und Lebensalter, für jede sociale Stellung, für jede Religion, für jede politische Partei. Es

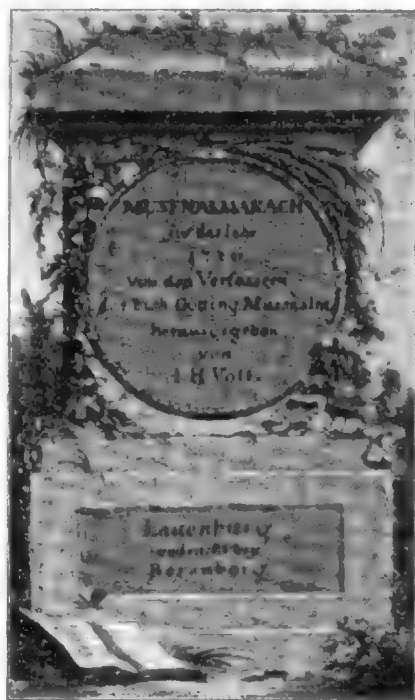


Fig. 23 u. 24. Titelseiten aus dem Musenalmanach von Joh. Heinr. Voß für das Jahr 1776.

giebt private und offizielle Kalender, es giebt solche für ganz Deutschland und für alle Länder deutscher Zunge; es giebt auch Kalender für einzelne Provinzen, ja selbst für die kleinsten Städtchen. Es giebt Kalender mit allen irgendwie nur erdenklichen und möglichen Titeln. Es giebt „hinkende Boten“ und „redliche Preußen.“ Es giebt Kalender zu jedem Preise, von den teuersten bis zu den billigsten. Es giebt Kalender in jedem Format, vom kleinsten (Fig. 25) bis zum größten (Fig. 26). Ein Versuch, alle diese

Arbeiten zusammenfassend darzustellen, würde kaum der Mühe lohnen. Dagegen ist für die ältere Zeit noch unendlich viel zu thun; hier sehen wir ein fruchtbares, wenig beackertes Feld vor uns. Das ganze 15. und 16. Jahrhundert ist für den Forscher ein jungfräulicher Boden, der zahllose Schätze darbietet.

Bisher sind eigentlich nur die Astronomen und Historiker hier thätig gewesen. Ein

### Taschen-Kalender auf das Jahr 1828,

mit  
sechs Tabellen von Lefontaine,  
deutsch und französisch,  
und  
12 dazu gehörigen Kupfern.



Herausgegeben von der Königl.  
Preuss. Kalender-Deputation.

### P o t i t A L M A N A C

pour l'an 1828,

avec  
six tables de Lefontaine  
françoises et allemandes,  
et  
12 estampes qui s'y rapportent.

Publié par la Députation  
royale des Calendriers.

Fig. 25. Titel aus einem Taschenkalender auf das Jahr 1828.



Fig. 26. (Exemplar in Königsberg. Verkleinert.)

Kenner des deutschen Altertums, also ein Germanist, müßte nun einmal die kulturgeschichtliche Seite unseres Kalenders beleuchten. Dabei hätte er sein Augenmerk weniger auf die Chronologie, als vielmehr auf die Astrologie zu richten. Ohne eine mate-

rielle Beihilfe von staatlicher oder privater Seite wird diese zeitraubende und kostspielige Arbeit allerdings schwerlich ausführen sein.

Und so nehmen wir denn jetzt Abschied von dem interessanten Hausgenossen, von unserem Kalender, dessen Werden und Wachsen seit dem 15. Jahrhundert wir verfolgt haben. Er ist so recht ein Kind des deutschen Volkes: naiv und doch witzig, altklug und doch voller Humor, fromm bis zum Aberglauben und doch wissenschaftlich gebildet. Einige bezeichnende Merkmale lehren immer wieder; sie gehen als Zeitfaden durch die ganze Geschichte des Kalenders und werden auch wohl niemals verschwinden. Das ist z. B., und damit wollen wir für heute schließen, der unerschütterliche Glaube an vollstümliche Autoritäten. Von Meister Almansor bis zu Leonhard Keynman — stets dieselbe Erscheinung



Ich wollt icherter hawen also vil  
Seyd das der winter kommen wil  
Mit seiner kältin also saren  
Das ich mich des frostes müg erwarren



Mit wüßten vnd mit beuten  
Will ich mein hauf wol beraten  
Also hat das ier ein ende  
Got was in sein ewiges reich sende

Fig. 27 u. 28. Die Monatsbilder zum November und Dezember aus dem 1495 bei Hans Schönsperger gedruckten buchförmigen Kalender. (Verkleinert.)

# Das verhängnisvolle Wappen.

Aus der New Yorker Gesellschaft. Von Marius.

*Nachdruck verboten.*

Wenn Frau Armida Money-Bag auch noch so müde war, konnte sie es doch nicht über's Herz bringen, ihr Schlafgemach aufzusuchen, ohne vorher mindestens zehn Minuten im Speisezimmer gewesen zu sein.

Wer daraus folgern wollte, daß die Dame etwa an Heißhunger gelitten oder zu so später Stunde wenigstens noch Appetit auf diese oder jene Leckerei gehabt habe, würde ihr grausam unrecht thun. Die Sache hatte einen ganz anderen Grund.

In dem Eßzimmer befand sich ein herrlich geschmückter Schrank, welcher einen großen Schatz enthielt, das berühmte Silber-Service des Hauses Money-Bag.

Und vor dem blühenden Silbergerät verrichtete Frau Armida allabendlich ihre stille Andacht, die allmählich in inbrünstige Verzückung überging.

Ach, wer von uns Menschen hat keinen Privatgöhen, dem er Weihrauch und Myrrhen streut, wenn's niemand sieht?

Mit dem Familiensilber hatte es nun allerdings seine eigene Bewandniß.

Sehe Herr Uriah Money-Bag an der Börse den großen Coup in Petroleum gemacht und über Nacht Millionär geworden war, dachte an das Service keine Seele.

Frau Armida und ihre Tochter Minerva waren sehr zufrieden gewesen, wenn sie nur von einfachen Tellern Gutes essen konnten.

Mit der ersten Million, die Papa Uriah in Sicherheit brachte, änderte sich die Sache. Frau Money-Bags bescheidene Gemohnheiten schlugen in das Gegenteil um. Sie empfand es plötzlich als heilige Pflicht, für den Glanz ihres Hauses zu sorgen und war überglücklich, als ihr ein in der That prächtiges, vollständiges Silber-Service offeriert wurde, dessen einzelne Bestandteile ein allerdings mysteriös aussehendes, aber um so imponierenderes Wappen trugen.

Es war ein Gelegenheitslauf und Frau Money-Bag griff auf der Stelle zu.

Das Service befand sich kaum einige Monate in ihrem Besitz, als sie seinen Ursprung völlig vergessen hatte und fest überzeugt war, daß es schon seit vielen Jahrhunderten in ihrer erlauchten Familie sein glänzendes Dasein geführt habe.

Einiges Kopferbrechen freilich verursachte das ominöse Wappen. Frau Armida wußte zuerst nicht

recht, ob dasselbe von ihrer Seite herstammte oder von der ihres Mannes.

Die Wahl war auch nicht leicht. Herrn Money-Bags Vater hatte den ehrenvollen Posten eines Pferdebahn-Kondukteurs in Brooklyn bekleidet, während Madames Papa Briefträger in Philadelphia gewesen war.

Mit der Zeit jedoch besiegte Frau Armida tapfer alle diese Schwierigkeiten, indem sie nur noch von unserem Wappen sprach und jedem, der es hören wollte, rührende Geschichten von dem Familiensilber der Money-Bags erzählte.

Herr Uriah, der auch als Millionär ein vernünftiger, einfacher Mann geblieben war, geriet in Verwirrung, sobald das Service aufs Tapet kam, und flüchtete, wenn er irgend konnte, in den fernsten Winkel.

Das Silber fehlte auf der Tafel bei keiner einzigen Mahlzeit, um jeden Abend in dem eigens dafür konstruierten Schrank untergebracht zu werden, der Frau Armidas größtes Heiligtum bildete.

Nun begab es sich, daß Fräulein Minerva Money-Bag bei einer fashionablen Festlichkeit die Bekanntschaft des jungen englischen Lords Arthur Hollister machte.

Mylord war echt, ziemlich begütert, nicht gerade übermäßig klug, aber recht gutmütig.

Fräulein Minervas zuvorkommende Freundlichkeit blieb nicht ohne Eindruck auf ihn, die Millionen ihres Herrn Vaters vielleicht auch nicht, und so begann alles darauf hin zu deuten, daß in dem Hause Money-Bag demnächst ein glückliches junges Paar sein Verlobungsmahl einnehmen werde, von dem wappengeschmückten Familiensilber natürlich.

Der erste Besuch des jungen Engländers sollte durch ein großes Diner gefeiert werden, an welches Frau Armida stolze Hoffnungen knüpfte.

Wer weiß, ob die solide Pracht ihres Hauses und vor allen Dingen das wundervolle Familiensilber den Lord nicht veranlassen mochten, schon an diesem Tage das entscheidende Wort zu sprechen?

Schwiegermutter eines wirklichen und wahrhaftigen Aristokraten, der zudem noch eines schönen Tages Marquis werden konnte! Welche Aussichten eröffneten sich da?

Der Besuch in einem uralten Schlosse, voller Ahnen und Gespenster, und möglicherweise gar die

Gelegenheit, der Königin von England, Kaiserin von Indien, präsentiert zu werden . . .

Unter solchen Umständen war es Frau Money-Bag wohl zu verzeihen, daß sie sich am Tage des Dinérs in einiger Aufregung befand.

Auch Fräulein Minervas Herzchen klopfte überlaut, als Lord Hollister seine große, weiße Rechte um ihr kleines Händchen legte.

Er sprach zwar nicht viel, und geistreich war es auch nicht, was er sagte, dafür fehlte aber keinem Worte der pikante, echt englische Accent, den die amerikanische Jeunesdorée in solcher Vollendung trotz aller Mühe auch nicht annähernd erreichen kann.

Und nun ging es zu Tische.

Frau Armida hatte sich nicht getäuscht, das Familiensilber imponierte dem Lord in der That. Er ließ nicht mehr die Augen davon.

„Aha,“ lächelte Frau Money-Bag, „ich dachte es doch, das überrascht, das blendet ihn,“ und seelenvergnügt erzählte sie die Geschichte von dem Service mit dem stolzen Wappen ihres Hauses.

Lord Hollister hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er wurde abwechselnd rot und blaß, erwiderte aber kein einziges Wort.

Merkwürdig! Sollte er am Ende neidisch sein?

Frau Armida achtete, im Bewußtsein ihres Triumphes, nicht weiter darauf und nach der Suppe hatte Seine Lordschaft sich genügend erholt, um eine allerdings nicht gerade glänzende Unterhaltung mit Fräulein Minerva zu führen, die sich sehr duldsam zeigte und sogar mit taubenfrommem Lächeln darüber hinwegjah, als ihr Nachbar nach dem Punsch à la Romaine, augenscheinlich in völliger Selbstvergessenheit, mit einem bösen Blick auf das herrliche Tafelsilber einen ganz derben Fluch ertönen ließ.

„Wie, mein Lord,“ lispelte das junge Mädchen erwartungsvoll. „Sie wollten sagen — — —?“

„O! ha! Höchst drollige Dame, Ihre Frau Mutter — — —“

„Meine Mutter? Ich verstehe Sie nicht, Lord Hollister,“ fiel Minerva ein, deren eitler Seele eben noch die Morgenröte knospenden Glücks geleuchtet hatte, wie aus den Wolken gefallen.

„O, o, bitte tausendmal um Entschuldigung,

wollte sagen, daß Frau Money-Bag höchst amüßant zu erzählen weiß, habe mich nur schlecht ausgedrückt, muß zu viel Fisch gegessen haben, dann fehlen mir immer die rechten Worte. Hoffe, von Ihnen nicht falsch verstanden zu werden.“

„Nein, nein,“ sagte nervös Fräulein Minerva.

Ein ordentliches Gespräch wollte aber nicht mehr in Fluß kommen. Früh schon verabschiedete sich der Lord, ohne das entscheidende Wort gesprochen zu haben, und das stolze Gebäude, welches Fräulein Minerva auf ihren Hoffnungen erbaut, wurde um so und so viel Etagen kleiner.

Aber Frau Money-Bag tröstete sie liebevoll:

„Gräme dich nicht, Kind. Es wird noch alles gut. Der junge Mann ist nur zu schüchtern. Man konnte es ja sehen, daß ihm etwas auf der Seele lag. Er getraute sich nicht heraus damit. Warte ruhig bis morgen, da hören wir sicher von ihm.“

Frau Armida war eine gute Prophetin.

Lord Hollister ließ am anderen Tage in der That von sich hören, und zwar durch seine Advokaten, die Herren Dyer & Terminer, welche nachstehendes Schreiben an Uriah Money-Bag schickten:

„Werter Herr! Lord Hollister hat uns beauftragt, zu Ihrer gefälligen Kenntniß zu bringen, daß er gestern auf Ihrer Tafel ein Silberservice in Gebrauch gesehen hat, welches vor zwei Jahren seiner Familie in England gestohlen wurde. Seine Lordschaft hat nicht die Absicht, das Service formell zu reklamieren, wird Ihnen aber, falls Sie geneigt sind, es ohne Umstände in den Besitz des rechtmäßigen Eigentümers übergehen zu lassen, den seiner Zeit gezahlten Kaufpreis mit Vergnügen zurückerstatten.

In jedem Falle muß unser Klient jedoch darauf bestehen, daß sein Wappen unverzüglich von dem Silber entfernt werde, wenn Sie dieses in Ihrem Besitz zu behalten gewillt sind.

Achtungsvoll

Dyer & Terminer.“

Acht Tage später befand sich das Unglücks-Service auf dem Wege nach England.

Die Money-Bags essen jetzt wieder von Meißener Porzellan, vorläufig ganz ohne jedes Wappen.

























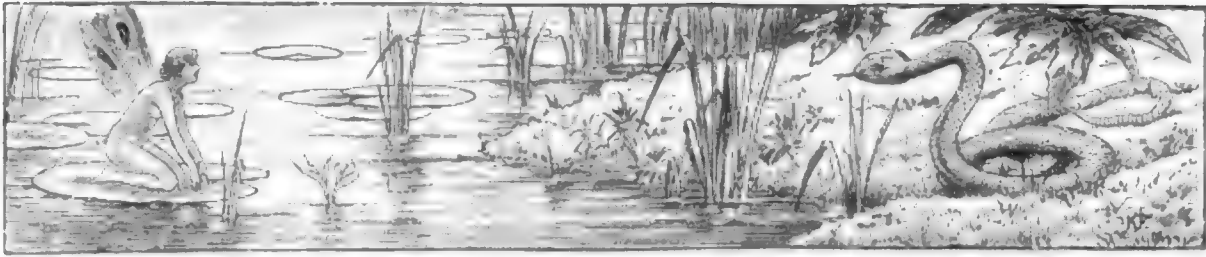












## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Der kalte, fremde Ton, in dem Wedekamp hier von Fräulein Lucius sprach, führte die Frau des Wertführers noch einmal irre. „Das weiß ich alles wohl, Herr Wedekamp,“ sagte sie geläufig, „und daß die Schule unsere Sache ist. Deshalb dachte ich: du gehst einmal selber zu dem Fräulein und machst ihr den Standpunkt klar. — Eben komme ich von ihr, und das mußte ich Ihnen doch sagen — das lasse ich mir nicht bieten . . .“ sie pumpte hier sichtbar, um den Dampf wieder auf seine vorige Höhe zu bringen, was ihr aber nicht gelingen wollte . . . nur ein paar Bosheitsthränen preßte sie noch heraus, unter denen sie halb schreiend und unter gemeinen Schimpfreden auf Thea berichtete, diese habe ihr vor zehn Minuten — die Thüre gewiesen!

Ein Krachen, unter dem jetzt der schwere Eichenstuhl zurückflog, während Herr Ulrich Wedekamp plötzlich auf die Füße gesprungen war. Da stand er vor dem Weibe in seiner ganzen Höhe und Breite und donnerte sie an: „Sie haben sich unterstanden, mit Ihren Unverschämtheiten dem Fräulein unter die Augen zu treten und sie gezwungen, Ihnen die Thüre zu weisen! Das ist ja unerhört!“ und er schoß achlos der Frau wie ein eingelernter Löwe jetzt im Zimmer auf und nieder, sprachlos unter der Festigkeit dessen, was in ihm arbeitete.

Auch ihre freche Zunge war wie gelähmt . . . Nach einer Weile wollte sie aber doch wieder anfangen, da fauste sein: „Schweigen Sie!“ wie ein Reulenschlag auf sie nieder. Ulrich kannte sich selber nicht; selten war er in einer so fassungslosen Wut gewesen wie jetzt auf diese Frau; die Finger zuckten ihm, er hätte sie schütteln, an der Kehle packen können. Als sein widerwilliger Blick sie aber einmal wieder traf, kam er zur Besinnung. Sie sah mit ihrem breiten gewöhnlichen Gesicht jetzt auffallend wie ein böser Hund, lauernd, gedämpft aber nicht gezähmt, aus; ja sie hatte einen hämischen Zug um den Mund, der ihm zwar von neuem siedend heiß machte, ihn aber doch zur Vorsicht zwang. „Machen

wir der Sache ein Ende,“ sagte er daher jetzt, sich mühsam beherrschend. „Ich werde mit Ihrem Manne reden, auf welche Weise dem Fräulein Lucius Genugthuung für die Beleidigung durch Sie zu geben ist.“

Die Frau kniff bössartig den Mund zusammen. Ulrich hatte ihr den Rücken gewandt und sich wieder an seinen Tisch gesetzt, zum Zeichen, daß sie entlassen sei. Da begann sie noch einmal mit weinerlicher und doch wutbebender Stimme: „Also zweimal so gut wie hinausgeworfen in einer halben Stunde! Das hätten Sie nicht thun sollen, Herr Wedekamp, das haben wir, ich und mein Mann, nicht um Sie verdient! Wie der für Sie arbeitet, schon Jahr und Tag — und die Leute wissen auch recht gut, was Sie an ihm haben . . . und da braucht nur eine herzukommen und vornehm zu thun . . . ich sage nichts mehr, aber Sie werden noch an mich denken . . .“

Sie schrak zusammen bei der Bewegung, mit welcher Wedekamp noch einmal aufgefahren war. „Hinaus!“ rief er. „Und pochen Sie nicht auf die Unentbehrlichkeit Ihres Mannes. Wenn der uns hier sein böses Weib nicht bändigen kann, so mag er sich noch heute zum Teufel scheren!“

Das hatte die Frau nicht erwartet; mit zitternden Knien schob sie sich jetzt wirklich zur Thüre hinaus. Und Ulrich? Er blieb in einer der fatalsten Stimmungen seines Lebens zurück. Bereuen konnte er seinen Zornesausbruch nicht; noch jetzt ballten sich seine Hände, wenn er nur an die Scene und ihren Anlaß dachte, Thea Lucius, wie sie sich des gemeinen Weisern dieser Furie zu erwehren gehabt hatte. Es lag etwas in diesem Bilde, was ihn unwiderstehlich zur Wut reizte. Aber er hatte zur Kränkung, die sie heute erlitten, nun auch noch den Schaden gefügt, er hatte ihr eine boshafte und nicht ungefährliche Feindin gemacht. Dieses Weib würde jetzt seinen Namen und den Theas in hämischen Andeutungen zusammenbringen, daran konnte

keine Macht sie hindern, in Andeutungen aber, die ihre giftige Spitze gegen den Fremdling richteten. Ihrer niedrigen Gesinnung nach würde sie vielleicht das Gerücht in Umlauf setzen, Fräulein Lucius habe Eroberungsabsichten auf ihn, den reichen Mann, sei am Ende nur deshalb hergekommen! Hatte sie nicht vorhin schon ähnliche Orakelsprüche der Gasse von sich gegeben!

Und Thea, der er hundertmal nicht gut genug war, mit all seinem Gelde! Die ihn, er hatte es wohl herausgefühlt, im Anfang doch mit ein wenig hochmütiger Neugier, wie etwas Neues für sie, ein kurioses fremdartiges Tier, den Mann mit vielem Geld aber ohne Bildung, betrachtet hatte, die sich ihn dann zuletzt erst gutmütig hatte gefallen lassen! Mit selbstquälerischer Lust suchte er sich das jetzt klar zu machen, um Thea in seinen Gedanken nur recht hoch stellen zu können. Aber ehe ein Weib wie diese Frau Lipprand eine solche Erscheinung begriff! da hätte sie eben noch einmal auf die Welt kommen müssen, und dann auch gleich mit der Fähigkeit, ein ganzes Kantisches System in sich aufzunehmen! Unmöglich, völlig unmöglich!

Die Folgen dieser Ausstreuungen aber würden nicht aufzuhalten sein. Sinnloses, böshafte Geschwätz würde der Lucius doch endlich zu Ohren kommen und dann — würde sie einfach gehen. Das Experiment mit dieser albernen Schulstelle hatte sie alsdann gemacht, und die Lust nach mehr würde ihr vergangen sein. Ulrich Wedekamp sprang hastig auf und setzte sich auch nicht wieder. Aus diesem ganzen Wirrwarr von Gedanken schoß ein Ergebnis auf: Er mußte Thea sprechen, jetzt, sofort. Er nahm seinen Hut; was er ihr sagen würde, wußte er noch gar nicht, nur eins fühlte er: daß er ihr kräftige Parteinahme zeigen und ihr seine ganze Entrüstung über die Frechheit dieser Frau kund thun wollte.

7.

Thea indessen hatte sich nach dem Überfall von Frau Lipprand als Siegerin zwar, aber als eine ziemlich erschöpfte, wiedergefunden. Man atmet wohl jedesmal in einem gewissen Hochgefühl auf, wenn man mit Erfolg sein Hausrecht gebraucht und einem unverschämten Menschen die Thür gewiesen hat. Aber als Bodensatz bleibt doch meist ein Unbehagen zurück, und bei seiner empfindenden Naturen nun schon gewiß. Es bleibt immer widerwärtig, mit der Niedrigkeit der Gesinnung in unmittelbare Berührung gebracht worden zu sein, und hat man wirklich den Fuß auf diese Schlange gesetzt, so hat sie einen dabei in die Ferse gestochen. Thea fand noch keine Ruhe zum Sitzen; mit mehr Farbe auf den Wangen als sonst ging sie über die schräggeneigten Dielen ihres Hauptzimmers im Gasthaus zur Au-

mühle auf und nieder, da klopfte es und wahrhaftig, sie fuhr zusammen und ihre Pupillen weiteten sich, während sie nach der Thüre schaute. Würde jetzt etwa der Werksführer selber kommen und auf Grobschmiedsmanier den Strauß mit ihr nun weiter sechten wollen? Da flogen einen Moment ihre Gedanken wie hilfesuchend zu — Ulrich Wedekamp: der war der Mann, um sie gegen weitere Ungezogenheiten zu schützen!

Es war aber nur das Stubenmädchen, das auf die Schwelle trat, eine Visitenkarte hinhaltend, die sie wegen nasser Hände mit dem Schürzengipfel gefaßt hatte, und auf der großen weißen Karte stand in sehr kleiner klarer Schrift: Doktor Alfred von Rechner.

Auch so atmete Thea auf; der Besuch des literarischen Doktors war ihr in diesem Augenblick gar nicht unangenehm; der brachte eine ganz andere Sphäre mit sich als die war, in welche sie sich, vielleicht doch etwas unvorsichtig, hineinbegeben hatte. Er trat ein und sie begrüßten sich wie gute Bekannte; dann schaute er sich im Zimmer um und schüttelte lächelnd den Kopf.

Thea hatte dem Zimmer zwar durch allerlei reizende Kleinigkeiten ein eigenes Gepräge verliehen, aber die niedrige Decke, die kleinen Fenster und die schrägen weißen Dielen der Bauernstube, die es eigentlich war, blieben doch. „Da durchreist man also halb Europa, um schließlich in diesem buen retiro zu landen! Eine ganz wunderbare Idee ist es nun einmal,“ damit hatte er sich in den Strohsessel geschmiegt, den sie ihm hingerückt hatte, rieb sich die Hände und schüttelte, die Zimmerhöhe mit den Augen messend, noch einmal den Kopf. „Daß Sie hier überhaupt Atem holen können, gnädiges Fräulein!“

Wahrscheinlich hatte er hier eine Parade ihres dialektischen Fechterdegens, die schon mehr Ausfall war, erwartet; kannte er doch ihre kühl spöttische, beherrschte Art zur Genüge. Aber was war das? hatte sie nicht ein wenig geseufzt? Jetzt sah er sie genauer an: die Augen glänzten so verdächtig, die Wangen waren gerötet — gewiß hatte sie eine Aufregung, nehmen wir nur gleich an, einen Ärger gehabt! „Nun, was ist mit Ihnen, Fräulein Lucius?“ fragte er daher geradezu: „Noch keine liebenswürdige Bosheit, und ich bin doch schon fast fünf Minuten im Zimmer? Sie sind ja gar nicht recht Sie selber heute!“

„Wie scharfblickend Sie sind!“ Das war doch wieder etwas vom alten Ton. „Ich will Ihnen die Sache erklären: Sie finden mich etwa in dem Zustande, in dem elektricitätshaltige Geschöpfe nach einer heftigen Entladung sind, ein bißchen matt... Es muß sich erst wieder Strom bei mir ansammeln... ich habe eben tüchtig davon verbraucht...“



„Aha . . . Sie haben, mit anderen Worten, eine Scene gehabt, das heißt, man hat Ihnen eine gemacht, natürlich.“

Er verstand sie also; das leichte Hin und Her einer solchen Unterhaltung war ihr nach längerem Entbehren doch wieder angenehm.

„Wie Sie den Nagel auf den Kopf treffen,“ sagte sie denn auch mit kurzem Lachen. „Ja . . . es war eine Mutter bei mir . . . können Sie sich denken, was das zu bedeuten hat?“

„Na, so ungefähr: man hat wohl in Lehrerkreisen davon gehört, und da hieß es denn auch immer: die Mütter, Mütter — 's klingt so wunderbar!“

„Das ist es auch,“ citierte Thea weiter und dann, sich zusammennehmend: „Es war nicht schön . . . eine rohe Frau, die mich wütend ansah, weil ich ihre Kinder in der Schule wegen Lügens und Betrügens zur Rechenschaft gezogen hatte —“

Er sah sie wieder kopfschüttelnd an, wie eine Naturmerkwürdigkeit. „Und dem setzen Sie sich aus? So ganz ohne Not . . . Sie? Warum thun Sie es eigentlich, verehrte Freundin?“

Wider Erwarten ging sie auf seine Anschauungsweise ein. „Ja, ich fürchte nun auch fast, daß ich mir zuviel zugetraut habe,“ sagte sie, in einem Tone, den man wahrhaftig hätte kleinlaut nennen können. „Ich glaube, ich werfe hier schmählich die Flinte ins Korn, sobald ich eine Nachfolgerin austreiben kann.“

„Ah,“ machte er langgedehnt und fixierte sie scharf. Obwohl Doktor von Vechner sich etwas darauf zu gute that, dem Deutegeschwäh aus banalen Vorurteilen gar keinen Einfluß auf sich einzuräumen, sah auch er den Aufenthalt von Fräulein Lucius hier unwillkürlich mit anderen Augen an, seit — Thea im Angesichte der Kurzgesellschaft von Falkenlust über den Steg gegangen und Herr Wedekamp, der reiche, junge, unverheiratete Mühlenbesitzer, zehn Minuten später hinter ihr hergekommen war! Das machte er sich aber bei Leibe nicht klar, denn in der Theorie hätte er einräumen müssen, daß solch eine landläufige flache und bössartige Auffassung des hochstehenden Mannes der geistigen Arbeit doch eigentlich nicht würdig sei. Er half sich so über sein ganz ordinäres Mißtrauen in die unbefangenen reinen Beweggründe eines Weibes wie dieser Thea hinweg, daß er als ihr Freund sie — warnen zu müssen meinte! Besonders nach dem, was man von diesem reichen Manne da neulich alles gesagt hatte. Und deshalb war er heute hergekommen.

Wenn Thea es geahnt hätte! Sie war aber so harmlos, daß sie noch keinen Augenblick bedacht hatte, Doktor von Vechner könne von der Existenz eines Herrn Wedekamp überhaupt schon Notiz genommen haben. „Sie fragen mich ja gar nicht nach

dem Ausgang dieses Aufeinanderprallens,“ fing sie jetzt wieder an, in dem Bedürfnis, sich noch ein wenig Luft zu machen, einem einigermaßen verständnisvollen Hörer gegenüber. „Wissen Sie, was ich geleistet habe, kaum eine Viertelstunde, ehe Sie kamen? Die Frau hinausgethan — ja, ja, ihr die Thüre gewiesen.“

„Ah, daher diese Röthe der Erregung . . . es scheint mir doch mehr ein Pyrrhusieg gewesen zu sein, den Sie da ersochten haben, Gnädigste. Nach einem zweiten dürfte Ihnen kaum gelüsten, wenigstens hoffe ich es, in Ihrem eigenen Interesse, von Herzen. Ernstlich gesprochen: Sie gefallen mir hier an diesem Posten nicht recht, liebe Freundin.“

Jetzt lachte Thea wieder ihr heiteres, vornehmes Lachen. Es lag für sie etwas Komisches in dieser plötzlichen Fürsorge des sich so gerne für weltfremd und erhaben gebenden Doktors. Und die „Freundin,“ womit er nun schon zum zweitenmal sie von sich ab wie auf einen unsichtbaren Isolierschemel setzte! Er hatte sie bisher noch niemals so genannt. Feinsüßlich wie sie war, glaubte sie da Dameneinflüsse aus Falkenlust, aus dem neuen Kreise des Doktors zu wittern. Und so sagte sie denn mit einem Male, scheinbar ganz unvermittelt abspringend: „So ganz gefalle ich mir selber auch nicht mehr, wenigstens seit einigen Tagen. Aber wir reden fortwährend von mir; erzählen Sie mir lieber aus Ihrer höheren Sphäre, der Falkenluster. Sie haben dort Bekanntschaften gemacht, nun, da sich das Haus füllt und der Ozonverbrauch wächst. Bitte, wer waren die Damen, mit denen Sie neulich spazieren gingen?“

Sie hatte mit neckendem Anschein von Neugier den Kopf auf die Seite gelegt und sah ihn an. Doktor von Vechner aber ging nicht auf diesen Ton ein: er behielt seine gehaltenste Miene bei, einen gewissen erhabenen Zug über den Augenbrauen — um den Mund verdeckte ihn leider der lange Bart — und entgegnete ruhig und sachlich:

„Sie meinen vermutlich Frau Dagobertsen — mit Tochter und Krankenschwester —“

„Krankenschwester, ja ganz recht —“

„Die Dame in Schwarz, in Trauer —“

„In tiefstem Schwarz, in verschärfter Trauer, könnte man sagen.“

Thea konnte bei der Erinnerung an die schlep-penden Gewänder und den ganzen Aufzug das schall-hafte Zucken der Mundwinkel nicht völlig unterdrücken. Doktor von Vechner ärgerte sich darüber.

„Die Dame betrauert ihren Gemahl,“ sagte er etwas streng.

„O,“ machte Thea bedauernd, mit gefestigter Miene. „Welchen Namen nannten Sie doch? er klang so nordisch.“

„Dagobertsen ist allerdings wohl norwegisch; die Familie ist auch in Christiania ansässig gewesen; Frau Dagobertsen indessen ist Deutsche.“ Und da Thea einstweilen schwieg, setzte er nachdrücklich hinzu: „eine geistig sehr bedeutende Frau.“ Thea neigte das Haupt, in etwas übertrieben ehrerbietiger Zustimmung; sie schien diese Hochbedeutende nun einmal noch nicht ganz ernsthaft nehmen zu wollen. „Es freut mich für Sie, daß Sie zusagenden Berlehr gefunden haben, Herr Doktor. Aber“ — den Finger zur Warnung ein wenig hehend: „machen Sie nur nicht zu viel in Geist . . . Sie wissen doch, davon wollten Sie sich ja gerade hier erholen. Und diese Dame sieht wirklich aus, als könne sie darin etwas leisten . . . so ein wenig überätherisch, fast nur noch Seele, aber eine sehr lebhafte.“ Denn Fräulein Lucius hatte die scharfen Musterungsblicke keineswegs vergessen, mit denen sie und ihr Anzug von jenen Frauenzimmern damals im Vorübergehen bedacht worden war.

Jetzt mußte Doktor von Lechner aber lächeln, geradezu gegen seinen Willen. „Das gleichsam divinatorische Beurteilungsvermögen des weiblichen Geistes zwingt mich wirklich Bewunderung ab,“ sagte er. „Die Damen gehen einmal aneinander vorüber, werfen einen Blick aufeinander und — kennen sich! Denn auch Frau Dagobertsen hat, wie ich Ihnen hiermit verraten muß, über Sie, gnädiges Fräulein, schon eine Meinung sich gebildet.“

„Ah — ich gefalle ihr nicht!“ rief Thea ganz laut. „Gott sei Dank! Das heißt — ich meine —“ sie mußte doch die Worte, die ihr so herausgefahren waren, höflich etwas abschwächen — „ich meine: es ist für den billig Denkenden eine Art Beruhigung, wenn er erfährt, daß ein Eindruck, den er empfangen hat, auf Gegenseitigkeit beruht.“

„Ah, ich verstehe,“ sagte Doktor von Lechner, schon wieder etwas steif und kühl. „Aber ich wiederhole: Frau Dagobertsen und ihre Tochter sind beide keine gewöhnlichen Frauen: Frau Dagobertsen verfolgt mit regem Anteil das geistige Streben der Zeit, soweit nur immer ihre Gesundheit, die leider eine elende ist, es zuläßt.“

„Ja, gesund sah sie nicht aus; was fehlt ihr denn?“ fragte Thea kurzer Hand. Wieder ein vorwurfsvoller Blick des Doktors: als ob die Zustände sein gestimmter Nervensysteme so ohne weiteres klipp und klar zu bezeichnen wären! „Das dürfte nicht ganz kurz zu erklären sein,“ sagte er denn auch: „ein nervös rheumatisches Leiden, sehr wechselnd in seinen Symptomen — daselbe fordert unausgesetzte Aufmerksamkeit: die Tochter geht deshalb auch ganz in der Pflege der Mutter auf.“

„Natürlich,“ sagte Thea trocken. Sie hatte im stillen noch nie daran gezweifelt, daß dieser ihr guter

Bekannter, aus lauter Prinzipien und Bedenklichkeiten in betreff der Ehe zusammengekehrt wie er war, doch noch einmal die Beute einer unternehmenden Frau werden würde. Ob er nun hier, bei dem gelegenheitsreichen Falkenluster Aufenthalt mit seiner Langenweile schon in den Schatten dieses Verhängnisses eingetreten war? Der Umgang mit den Damen Dagobertsen hatte etwas Bedeutungsvolles. Schon der schöne norwegische Name. Thea kannte des Doktors Zugänglichkeit für dergleichen! Mutter und Tochter: sie hatten ihr beim flüchtigen Anschauen beide nicht gefallen, aber die Mutter am wenigsten. Und sie gerade mochte für einen Mann wie Lechner die Gefährlichere sein, trotz des Altersunterschiedes zu Ungunsten der leidenden und trauernden Witwe, der Thea nach jenem ersten Eindruck etwa zehn Jahre mehr als dem Doktor gab.

Übrigens war es wirklich ziemlich einerlei, wen von den beiden er etwa heiratete; in die Hände der Mutter fiel er dann doch, ob sie nun seine Frau oder seine Schwiegermutter wurde. Es giebt solche Verhältnisse, und Thea kannte deren mehr als eins, wo, ohne unehrenhaften Beigeschmack übrigens, der anziehende Teil von Anfang an die Mutter gewesen ist, wenn auch aus Opportunitätsrücksichten die Tochter geheiratet wird.

Das alles konnte sie doch aber jetzt nicht aussprechen, nicht einmal annäherungsweise. Sie befann sich auf etwas von dem Thema Ablenkendes. „Und die Diakonissin?“ fuhr sie endlich fort; da ihr nichts anderes einfiel.

„Nun? Die Diakonissin?“ fragte er scharf.

Sie sah ihn verwundert an: „O, ich meinte nur, ob sie neulich zufällig mitging oder auch zur Pflege der Dame mit dem schönen Ibsennamen gehörte. Sie haben sie wohl noch gar nicht beachtet? Wirklich nicht? Nehmen Sie sich in acht . . . Diakonissinnen sind keine Nonnen und pflegen sehr mitzuzählen!“

Werkwürdig, daß ihn heute alles, was sie sagte, ein wenig irritierte. Übrigens waren die Rollen ausgetauscht, warnen wollen hatte ja er. Es war hohe Zeit, auf den Zweck seines Besuches zu kommen. „Sie sind so scharfblickend, so — so überlegen, gnädiges Fräulein,“ begann er daher mit einer gewissen Anstrengung, „daß man mit Ihnen als Beraterin ja wohl sicher wäre, nirgends in eine Schlinge zu fallen. Wie das aber zuweilen geht, lassen gerade besonders klarsehende Menschen, viel leicht in zu großem Vertrauen auf den eignen, bewährten Scharfblick, Dinge unbeachtet, die — nun, die der Fernerstehende dann naturgemäß besser beurteilt. Gestatten Sie mir, in der ehrlichen Annahme, daß hier ein solcher Fall vorliegt, mit dem — nun, mit dem Freimut eines Freundes zu reden?“



Thea hatte längst die hübschen Brauen in die Höhe gezogen: „Diese Einleitung macht natürlich neugierig. Neben Sie auf alle Fälle!“ sagte sie.

Trotz dieser Aufforderung war die Sache so leicht nicht, dem klaren, stolzen Gesicht gegenüber. „Es betrifft Ihre Stellung hier, und zwar eine Seite derselben, von der sie zwischen uns noch gar nicht erörtert worden ist. Nein, ich glaube mich entschieden zu erinnern, daß der Name dieses — dieses Herrn Wedelamp — so heißt er ja wohl — in unseren Gesprächen noch nicht gefallen ist.“

Das klare Gesicht erröthete langsam bei dem Namen, ja, erröthete ganz offenbar, aber ohne deshalb eine Spur von Verlegenheit zu verraten. „Nun, und was ist's mit diesem Herrn Wedelamp?“ fragte sie vielmehr etwas hochfahrend. Dadurch wurde der Doktor auch weiter getrieben, als er hatte gehen wollen. „Ich weiß nicht, ob Sie den Ruf dieses Herrn kennen,“ sagte er Hals über Kopf.

„Seinen Ruf? Nein. Woher sollte ich? Ich habe nichts mit ihm, sondern mit seinen Angestellten zu thun; die haben keinen besonderen Anlaß, ihn bei mir zu erwähnen, wo es aber einmal zufällig geschehen ist, da habe ich merken können, daß er als ein Geschäftsmann großen Stils bei allen in Ansehen steht.“

Doktor von Lechner hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln; die Ruhe Theas und ihre unbefangene und offenbar wahrheitsgetreue Erwiderung zur Sache hatten ihn doch etwas beschämt. „Und vorher hatten Sie auch nichts von dem Herrn gehört?“ warf er hin, mochte sich aber die Frage selber beantworten, denn Thea ließ sie unberücksichtigt. „Nun, es ist da auch weiter nicht viel zu sagen; nichts, als daß dieser rasch reich gewordene Unternehmer, ganz wie feinesgleichen, ein Lebemann ist, der sich amüsiert, mit Weibern, Pferden; flotten Offiziersumgang pflegt, Ballettbelanntschaften hat — lauter Dinge, von denen Sie, Fräulein Lucius, als Sie der Grille nachgingen, diese Stelle hier anzunehmen, sicherlich nichts gewußt haben.“

Thea ließ einige Sekunden verstreichen, ehe sie mit heißen Wangen zwar, aber doch ganz ruhig entgegnete: „Es thut wirklich nichts zur Sache, ob ich hieroon vorher gewußt habe oder nicht, denn diese Dinge gehen meine Stellung hier nichts an. Sie mißverstehen dieselbe, wie es scheint, immer noch: nicht der Mühlenbesitzer hat mich engagiert, sondern sein Buchhalter, für eine Art Privatschule, die die

Angestellten des Herrn Wedelamp hier aus eigenen Mitteln unterhalten.“

Sie mochte sich doch nicht ganz sicher fühlen, sonst würde sie ihm nicht so eingehend zu antworten geruht haben. Das ermutigte den Doktor zu einem weiteren, diesmal nicht ungeschickten Vorstoß. „Sie gestatten mir, als Ihrem Freunde, vielleicht, jetzt die Fragestellung zu ändern; würden Sie, wenn Sie Näheres über den Herrn hier gewußt hätten, die Stelle bei seinen Angestellten dennoch angenommen haben?“ Und da sie nachdenklich schwieg, konnte er triumphierend schließen mit den Worten: „Ich glaube entschieden, daß Sie es nicht gethan hätten.“

Thea saß in ihrem niedrigen Sessel leicht vorgebeugt, die Arme auf den Knien, die schlanken Finger ineinander geschlungen. Was er eigentlich für einen Effekt auf sie gemacht habe, vermochte er ihr nicht recht anzusehen. Jetzt aber hob sie langsam den Kopf und sagte ruhig: „Die Erörterung ist und bleibt eine müßige: es nützt nichts, feststellen zu wollen, was man gethan hätte, wenn — Ich habe allerdings vorher nichts von Herrn Wedelamp gewußt, ebensowenig aber braucht mich groß zu berühren, was ich jetzt von ihm erfahre —“ er berührte sie freilich, aber das ging den Doktor von Lechner nichts an — „ich habe keinen Anlaß, hier mit ihm zusammenzukommen; nicht er bezahlt mich, sondern die Eltern der Schüler, und wenn ich hier fortgehe, wird es sicherlich nicht wegen des Geschwätzes über Herrn Wedelamp sein, das Sie die Güte hatten mir zu übermitteln.“

Er zuckte doch ein wenig unter dem Worte, gewann dann aber das Gefühl seiner Überlegenheit und seiner uneigennütigen Absichten wieder. „Also empfindlich, gerade wie andere Frauen!“ sagte er milde. „Auf eins lassen Sie mich, als einen Mann, der manche Seite der Welt besser kennen muß, als Sie, das Weib, aber noch hinweisen, liebe Freundin: es giebt Dinge, bei denen der Ruf, daß man sie treibe, für die Wirkung nach außen genau so viel ausmacht, wie die Sache selber. Um mich deutlicher auszudrücken: wäre es denkbar, daß dieser junge und reiche Mühlenbesitzer eigentlich ein sittenstrenger Kato und doch unverdient im Geruche eines Don Juan wäre, so würde sich das für Sie ganz gleich bleiben: sein Ruf eben ist es, der für das feinere Gefühl die Stellung einer jungen anständigen Dame in seiner Nähe zu einer heikeln macht.“

(Fortsetzung folgt.)





waren mittlerweile den Erzieherinnen entwachsen, und der fürsorgliche Vater berief den Professor Friedrich Thiersch von Göttingen nach München, um den Unterricht seiner Töchter zu übernehmen. Zehn Jahre blieb der treffliche Gelehrte der Lehrer seiner von hohem Wissensdrange und ernstem Streben erfüllten Schülerinnen, welche mit unbegrenzter Verehrung zu ihm aufblickten. Gewiß war es von hohem Einfluß auf Prinzessin Elisabeths innere Entwicklung, daß ein begeisterter deutscher Patriot zehn Jahre ihr Lehrer war. „Das Volk stand auf, der Sturm brach los!“ Die große Zeit ließ das heranblühende Mädchen schnell reifen. Bayern trat zu den Verbündeten über, der Kronprinz Ludwig, Elisabeths Bruder, war ganz erfüllt von dem Gedanken an Deutschlands Befreiung; Thiersch legte die herrlichen Freiheitslieder jener Tage in die Hand der jungen Prinzessin, welche ihre Begeisterung erweckten.

Die hohe Bedeutung, welche Preußen nach den Befreiungskriegen in Europa erlangt hatte, ließ den König Max sehnlichst eine Verbindung mit diesem Staate durch Familienbande wünschen. Prinzessin Elisabeth hatte sich zur lieblichsten Jungfrau entfaltet. Der Kronprinz von Preußen war damals vierundzwanzig Jahr. Von Natur reich begabt, hatte er unter Leitung seiner geist- und gemüthvollen Mutter, der Königin Luise, seinen lebhaften für das Schöne und Edle empfänglichen Sinn entwickelt, während er sich unter der Leitung tüchtiger Männer, wie: Delbrück, Niebuhr, Scharnhorst, Knelebeck, Savigny die wissenschaftlichen Kenntnisse erwarb, deren der künftige Herrscher Preußens bedurfte; Ancillon beförderte seine Neigung zur Romantik, Schinkel und Rauch bildeten sein Zeichentalent und entwickelten den hohen Kunstsinne in ihm.

Tief war der Schmerz des fünfzehnjährigen Jünglings am Sterbebette der edelsten der Mütter, die seine Jugend so treu behütet hatte! Mit dem siegreichen Heere war der Kronprinz 1814 in Paris eingezogen, dem Frieden folgten dann Jahre ernster Vorbereitung für seinen dereinstigen hohen Beruf, verschönt durch den Verkehr mit den führenden Geistern in Kunst und Wissenschaft des Vaterlandes, an der Spitze die Zier und der Stolz des Volkes Alexander von Humboldt.

Für diesen ungewöhnlich begabten geistsprühenden jungen Prinzen suchte sein Vater nun eine Gemahlin, allein die Wahl war schwer, da der Kronprinz erklärt hatte, er wolle nicht die Politik, sondern sein Herz entscheiden lassen. Auf eine Andeutung des bayrischen Hofes in Berlin erfolgte die Antwort, Preußen dürfe nur eine protestantische Königin haben. Dessenungeachtet wollte der Kronprinz doch Prinzessin Elisabeth kennen lernen, und in dem lieblichen

Baden-Baden, wo die Königin von Bayern mit ihren Kindern zum Besuche bei ihren Eltern weilte, fand Mitte Juli 1819 die erste Begegnung statt. Des Kronprinzen mächtige blaue Augen blickten entzückt um sich auf die herrliche Natur, aber sie blickten noch tiefer in die großen seelenvollen Augen der anmuthsvollen Fürstentochter, die einen Eindruck auf ihn machte, der für sein ganzes Leben entscheidend sein sollte. Unwiderstehlich, mächtig fühlte er sich zu dem sanften Königskinde hingezogen und auch Elisabeth hatte dem ritterlichen Prinzen ihr Herz geschenkt. Einer Reise des Kronprinzen nach der Schweiz folgte ein längerer Aufenthalt in München, um die Prinzessin näher kennen zu lernen, und schließlich warb er um sie. Ungeachtet die Prinzessin die Liebe des geist- und gemüthvollen Prinzen innig erwiderte, konnten ihr schmerzliche Kämpfe nicht erspart bleiben, schwere Wollenschatten trübten das junge Glück, da der König von Preußen forderte, Prinzessin Elisabeth müsse evangelisch werden. Mit aller Festigkeit, welche bei großer Sanftmut ein ausgesprochener Zug ihres Charakters war, erklärte sie jedoch, lieber auf das höchste Glück zu verzichten, als es durch den Frieden ihres Herzens zu erkaufen. Nach menschlicher Berechnung schien jede Hoffnung der beiden KönigsKinder verloren; der König von Preußen beharrte auf seiner Bedingung, Prinzessin Elisabeth litt namenlos, ihre Eltern enthielten sich vorerst jeder Beeinflussung der Tochter, später suchte man sie für andere Vermählungsprojekte zu interessieren, sie lehnte jedoch jeden Antrag standhaft ab und der Kronprinz schwur unvermählt zu bleiben, wenn er Elisabeth nicht heimführen dürfe. Das treue Ausharren des liebenden Paares sollte endlich belohnt werden. Es gelang den vereinten Bemühungen der Gräfin Neden, die sich ungewöhnlichen Vertrauens am preussischen Hofe erfreute, wie des Bischofs Eylert, die Prinzessin zu der Erklärung zu bestimmen, sie würde später übertreten, und der König Friedrich Wilhelm III. gab endlich seine Einwilligung. Der Kronprinz eilte auf Flügeln der Liebe nach München und unter einer Reihe glänzender Festlichkeiten wurde die Verlobung begangen.

Am 16. November 1823 wurde Prinzessin Elisabeth in München per Procuratur vermählt und dann folgte ein schmerzlicher, thränenreicher Abschied von Heimat, Eltern und Geschwistern. Die junge vortreffliche Fürstin, welche allen, die sie näher kannten, als Engel der Reinheit, Anmut, Güte und des Trostes erschien, wurde von der tiefsten Teilnahme aller Schichten und den wärmsten Segenswünschen geleitet.

Bohl hatte die junge Fürstin Ursache glücklich zu sein, ihre Brautreise glich einem Triumphzuge; getragen und gehoben von seinem so schwer ertun-

genen Glücke kam ihr der Kronprinz bis an die Grenze ihres neuen Vaterlandes entgegen und brachte ihr seine Huldigungen dar; auch der König fuhr ihr entgegen und begrüßte sie herzlichst. Am 27. November betrat Elisabeth die Haupt- und Residenzstadt ihres neuen Vaterlandes, Jubelruf brauste ihr entgegen, es schien, als ahne das Volk, welch ein Segen ihm mit ihr zu teil werden sollte! Zwei Tage später fand die Vermählung in dem altherwürdigen Königsschlosse an der Spree statt; die edle Prinzessin Wilhelm befestigte die königliche Brautkrone auf dem dunklen Lockenhaupt der jungen Prinzessin und dieser große feierliche Moment knüpfte ein inniges Freundschaftsband zwischen zwei gleich großen, edlen und starken Frauenseelen.

Das junge fürstliche Paar verlebte seine ersten glücklichen Ehejahre im königlichen Schlosse zu Berlin und auf dem lieblichen Charlottenhof, welches der Kronprinz zum reizendsten Sommerfize hergerichtet hatte; das Verhältnis der Gatten gestaltete ein ideales glückliches häusliches Leben, es war keine harmonischere Vereinigung denkbar. Immer deutlicher trat die Vorliebe des Kronprinzen für Kunst und Wissenschaft hervor, welche seine Gemahlin von ganzer Seele teilte. Oft versammelte das hohe Paar in seinen eigenen Räumen einen Kreis von bedeutenden Männern um den gemütlichen Theetisch. Da erzählte Alexander von Humboldt, da las Tiedt Shakespeare vor; Ranke, Niebuhr, Schelling, Stüler und Schinkel zählten zu dieser Tafelrunde; der Kronprinz entwarf Zeichnungen, Pläne zu Kirchen und Schlössern, die später zum Teil ausgeführt wurden, während die Kronprinzessin, deren fleißige Hand nicht gerne ruhte, stehend ebenso aufmerksam den Gesprächen als dem Stifte ihres Gatten folgte. Oft begleitete sie ihren Gemahl auf Reisen, bei denen sein für Natur und Kunst offenes Auge und sein reiches Wissen für sie von höchstem Gewinn waren. Während der Kronprinz 1828 in Italien, besonders in Rom weilte, besuchte seine Gemahlin die Thren in Tegernsee; an die Stelle des mündlichen Gedankenaustausches trat der regste schriftliche, sie schrieben sich täglich, wenn sie getrennt waren.

Die folgenden Jahre wurden bedeutungsvoll für die Kronprinzessin, sie bereitete sich zu ihrem Abschied vor, welcher 1830 erfolgte.

Ein großer Schmerz blieb ihr jedoch nicht erspart. Die lieblichste Gabe des Himmels, Mutterfreuden, blieben ihr versagt. Sie mußte lange lernen sich in das schwere Geschick, daß es ihr nicht vergönnt war dem Lande einen Thronerben zu geben, zu finden, doch zog nicht Bitterkeit in dieses reine Frauengemüt. Mit edler Resignation umfieng sie in inniger Liebe die Kinder ihrer Schwägerinnen, insbesondere den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm,

den vereinstigten Erben der preussischen Krone, der ihr bis zu ihrem Lebensende die aufrichtigste Verehrung zollte. Die Kronprinzessin interessierte sich als zukünftige Landesmutter besonders lebhaft für Erziehung; namentlich hielt sie Jugendschriften für ein wichtiges Bildungsmittel, und die verewigte Thella von Gumpert hatte sich ihrer großen Teilnahme zu erfreuen; ihren praktischen Blick bewies sie ganz besonders als Protektorin der Kinderbewahranstalten und strebte unablässig neue zu gründen. Diese Fürsorge für die Kinder des Volkes ist ein unendlich rührender Zug in dem Charakter der kinderlosen fürstlichen Frau, wie denn überhaupt die Armen- und Krankenpflege ihre ureigentliche Domäne war und blieb. Aber auch für Vermehrung und Verbesserung der Mädchenschulen hat sie vielfach gewirkt, insbesondere für Einführung des Flicdens und Stopfens an erster Stelle des Handarbeitunterrichts. Ihre vielseitige gründliche Bildung befähigte sie nicht nur den künstlerischen und litterarischen Bestrebungen ihres Gemahls zu folgen, sondern sie half auch Kunst und Litteratur fördern und ihr Einfluß wurde oft dankbar empfunden.

Der Tod König Friedrich Wilhelms III. rief am 7. Juni 1840 den Kronprinzen als König Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron. „Nun stütze mich, Elise, denn nun bedarf ich der Kraft,“ waren die ersten Worte des neuen Königs an seine Gemahlin. Der unermessliche Jubel, der das Königspaar nach der Huldigung in Königsberg bei seinem feierlichen Einzuge in Berlin empfing, entzückte den König, er glaubte, jene Begeisterung würde für alle Zeiten währen! Es kam nicht so, wie man damals hoffte, der König hatte das beste Wollen, die edelsten Absichten, aber in der Ausführung versagten die Kräfte! Der klare, ruhige Blick der Königin sah schon damals schärfer, inmitten des großen Jubels richtete sich ihr Blick sorgenschwer auf die Zukunft, ohne daß sie es ihren Gemahl ahnen ließ.

Die Königin lebte nur für ihren Gemahl, sie ergänzte ihn in glücklichster Weise, ihre ruhigere Anschauung wirkte ausgleichend, besänftigend auf seine oft übersprudelnde Lebendigkeit und Erregbarkeit; ihr sanfter Blick vermochte schon seinen Unmut, seinen schnell ausloodernden Jähzorn zu beruhigen.

1842 legte der König den Grundstein zum Weiterbau des Kölner Domes; auf dieser Rheintreise war ihm seine Gemahlin zur Seite, beide sollten die Vollendung des herrlichen Baues nicht erleben. Damals besuchten sie auch das liebliche Stolzenfels, welches der König zu einem lebendig gewordenen Stück Romantik geschaffen, das bis zur Stunde alljährlich Tausende so mächtig anzieht.

Obgleich die Königin stets eine gewisse Scheu vor der Öffentlichkeit empfand, erschien sie zu An-

sang der Vierziger Jahre doch noch öfters öffentlich an der Seite ihres Gemahls; die Königin zu repräsentieren galt ihr als eine Pflicht, ihre Neigung wies sie mehr auf ein still-beschauliches Leben hin.

Das Attentat des Bürgermeisters Tschsch auf den König breitete den ersten tiefen Schatten über das Leben der Königin; einige ruhige, friedliche Jahre folgten, nur zu bald jedoch zogen neue, schwerere Wolken heran. Schon 1847 brachte Mißernte, Teuerung, Verstimmung jeglicher Art und der Frühling des nächsten Jahres führte einen gewaltigen Umschwung in den politischen Verhältnissen herbei, der von höchstem Einfluß auf das königliche Paar wurde.

Sanssouci und Charlottenburg wurden mehr und mehr die eigentliche Heimat der königlichen Gatten. Das Jahr 1848 mit allen seinen Erschütterungen hatte unverkennbare Spuren bei dem König zurückgelassen. Noch war sein Interesse für Kunst und Wissenschaft lebhaft, noch konnte er durch seine Unterhaltung hinreißen, blenden, fesseln, noch sammelte sich bei den kleinen Theeabenden wie bei den Familienfesten ein auserlesener Kreis um das hohe Paar, Reisen unterbrachen das ruhige Leben, aber der liebevolle Blick der Königin ruhte schon lange voll tiefer Besorgnis auf ihrem Gatten.

Im Herbst 1857 erkrankte der König lebensgefährlich und sein Bruder, der Prinz von Preußen, übernahm die Regentschaft. Welch einen Schatz von außerordentlichen Eigenschaften die Königin Elisabeth in sich vereinte, hatten bis dahin nur diejenigen voll und ganz erkannt, die ihr nahe standen. In der langen Leidenszeit ihres Gemahls, als der hohe, lichte Geist, den einst alle bewundert hatten, sich umnachtete, als das einst so strahlende blaue Auge sich umdunkelte, da lernte ein ganzes großes Volk erst seine Königin nach Verdienst würdigen! Vom Schmerz gebeugt, bewahrte sie durch die Leidenszeit unentwegt ihre Willensstärke, Seelengröße und Gottergebenheit und wurde der Trost und die Stütze ihres Gatten. Die Größe dieser edlen starken Frauenseele zeigte sich in der traurigsten Episode ihres Lebens. Weder die erfrischende Gebirgsluft von Tegernsee, noch ein längerer Aufenthalt unter Italiens ewig blauem Himmel hatten dem König Genesung gebracht; im Frühling 1859 lehrte das königliche Paar nach Sanssouci zurück; Friedrich Wilhelm IV. sollte es lebend nicht mehr verlassen.

In den Mauern, in denen Friedrich der Einzige über Preußens Größe einst nachdachte, spann sich das Leben des vielgeprüften Herrscherpaares ab; immer trüber und einsamer wurde es um dasselbe; die Königin umgab ihren Gemahl ununterbrochen,

unentwegt mit der rührendsten Liebe und Pflege; sie fand ihre Kraft im Glauben, niemals ist eine Klage über ihre Lippen gekommen.

Am 1. Januar 1861 endete der Tod die langen Leiden des Königs; in der Friedenskirche zu Potsdam fand er seine letzte Ruhestätte.

Auch als Witwe hat Königin Elisabeth am liebsten in Sanssouci gewohnt. Das Andenken des verewigten Gatten zu ehren und zu pflegen, für die Armen zu sorgen, füllte fortan hauptsächlich ihre Tage aus. 1870 widmete sie ihre Fürsorge insbesondere den Verwundeten, brachte milde Worte, eine offene Hand und ein warmes Herz in die Lazarette, und sandte reiche Liebesgaben an ihr Regiment, dessen ruhmvollen Weg sie mit freudigem Stolz begleitete. Die Hoheit und Größe dieser edlen Frauennatur lag besonders in der großen Wahrhaftigkeit, die sie befeelte; alles Kleinliche war ihr fremd, Verstellung, Unaufrichtigkeit, Sichvordrängen, Übertreibung stieß sie unsagbar ab. Neidlos sah sie den Vorbeer die Stirn ihres Schwagers krönen, neidlos sah sie das erste deutsche Kaiserpaar Triumphe feiern, die ihr und ihrem Gatten versagt geblieben waren.

Geistig frisch und rege, fühlte sie allmählich ihre Körperkraft schwinden. Im Spätherbst 1873 begab sie sich zu ihrer geliebten Schwester nach Dresden, um dieselbe über den Heimgang ihres Gatten zu trösten. Dort erkrankte sie und starb am 14. Dezember 1873. In seinem Testament hatte König Friedrich Wilhelm gewünscht, sie solle an seiner Seite ruhen. In dem stillen Gotteshause hat auch Kronprinz Friedrich Wilhelm seine beiden jungen Söhne zur ewigen Ruhe gebettet, fand der kaiserliche Duder allzufrüh auch seine letzte Ruhestätte.

In ihrem letzten Willen, in dem sie ihre Fürsorge für die Armen über das Grab hinaus ausdehnte, hat Königin Elisabeth ihren geliebten Neffen, den Kronprinzen, betraut, ihren Nachlaß zu ordnen. Er trug sich lange mit dem Gedanken, vorgefundene Briefe und Schriftstücke zu veröffentlichen, damit das Andenken der Königin die gerechte Würdigung erfahre, welche sie während ihres Lebens oft entbehrt hatte. Das idealste Bild der Königin befindet sich auf einem Corneliuschen Karton in der Nationalgalerie in Berlin, wo sie mit dem Könige vereint kniet, der König aufschauend, sie demütig das Haupt gesenkt. Von dem Strahlenkranz der Barmherzigkeit und Nächstenliebe umflossen, wird ihr Name unvergessen und unvergänglich fortleben, als einer der edelsten Fürstinnen aller Zeiten, als ein Vorbild der Pflichterfüllung, Opferfähigkeit und Entsagung!



















**Aus einer Theaterkritik.**

„Die geschätzte Darstellerin sollte den Schwerpunkt bei der Kreierung derartiger Rollen mehr auf die leichte Lebensauffassung verlegen.“

**Bedeutliche Steigerung.**

Mieter: „Meine Hochachtung für Sie ist keiner Steigerung fähig.“

Hausherr: „Aber Ihre Miets.“

**Neues Wort.**

„Woran ist Baron von Büßt eigentlich gestorben?“

„Er hat sich zu Tode gelebt.“

**Erklärt.**

„Wer war der Herr, der sich vorhin so anzüglich dir gegenüber betrug?“

„Mein Schneider.“

**Leicht abzuheften.**

Freundin (zu einer eben verlobten Braut): „Zu dir paßt so 'n langer Mann gar nicht!“

Braut: „Laß nur gut sein: den will ich bald klein kriegen!“

**In der Gemeindevorstandssitzung.**

Ausschußmitglied: „Was machen wir denn mit unserm alten Polijisten, der kann ja kaum mehr krabbeln?“

Bürgermeister: „Den hab ich schon beim hiesigen Postamt als Depeschenbote untergebracht!“

**Neue Wort-Anwendung.**

„Was ist das für ein Rab, das der Commis dort hat?“

„Ein Schwung-Rab!“

**Nach eine Kritik.**

„Haben Sie die berühmte Antiquitäten-Sammlung des Professors Duddler gesehen?“

„Au berühmte hab' ich sie gerade nicht gefunden; es sind ja meist veraltete Sachen!“

**Gedankensprache.**

Auch das geschwätzigste Frauenzimmer hält auf der Stelle den Mund, wenn der rechte — Fuß kommt.

**Neujahr verschlafen!**

Nach einer Original-Zeichnung von R. Adler.

**Abgeblüht.**

Mitarbeiter (zum Redakteur): „Nachdem Sie meine Gedichte seit zwei Monaten nicht erledigten, verzichte ich überhaupt darauf und bitte, sie in den Papierkorb zu geben!“

„Beruhigen Sie sich doch, sie liegen schon seit zwei Monaten drin!“

**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 7.****Rätselsprung:**

Wertig rühr' dich Tag für Tag,  
Dein bestes Glück sei deine Stärke,  
Verlang' nicht gleich von einem Werke  
Den Lohn, den es verdienen mag!  
Ein unermüdet Weiterstreben,  
Das ist der herrlichste Gewinn,  
Den kann die Welt dir doch nicht geben —  
Du nimmst ihn frei dir selbst dahin. J. Hammer.

Anagramm: Augen — Genau — genau.

Homonym: Amur.

Homonym: Angeln.

Aufgabe: Müller, Iller; Abel, Bel; Solbe, Albe; Canton, Anton; Aida, Ida; Glogau, Logau; Amur, Amur; Ihering, Dering. — Madecagui.

Rätselsfrage: Peter Topf zerspringt am Feuer.

Kombinationsaufgabe: Das Leben ist das ein'ge Gut des Schlichten.  
(Schiller, Maria Stuart IV. 4.)

Kingrätsel: Monza. — Mikamare, Magnolie, Oleanber, Noviziat, Zephania, Klemente.

Kettenrätsel: Bendenuti, Timoleon, Ontario, Olatina, Natalie, Eberswalde, Defensive, Benetien, Encyclisa, Katakomben.

Stataufgabe Nr. 4: Im Stat lagen s O und s 9.

A hatte: gW, sD, s10, sK, sO, s7, g10, gK, gO, g9;  
C hatte: sW, rD, r10, rK, rO, r9 r8, gD, g8, g7.

1. Stich: sO, s9, sW (+ 5 für C);

2. Stich: r8, gW, r7 (+ 2 für A);

3. Stich: s7, s8, gD (+ 11 für B).

B erhält nun alle folgenden Stiche mit noch 99 Augen.

Napoleon-Patience in Heft 8: In steigender Ordnung braucht keine Karte, in fallender Ordnung muß Pilsieben in den „Keller“ gelegt werden.

Wichtige Rätselaufgaben sandten ein: Anna Hartleb in Groß-Pöschel; Martha Sprenger in Dortmund; Georg Seltmann in Dresden; Otto Lauterbach in Düsseldorf; Lina Isertorn in Böhmisch-Laiba; Heinrich Altermann in Hamburg; Dr. Fr. Bauer in Pöschelsdorf bei Wien.











pellite curas! da macht sich Catilina schon zum Triumphzug bereit.“

Der Baron von Wentstern und seine Tochter stiegen in den Jagdwagen ein, an den Rudolf Willens sie höflich geleitet hatte. Nun schwang Elbert Barrentrap sich auf den Vorderstiz, klatschte mit der Peitsche über die Pferde, der Senator lüftete mit beflissener Aufmerksamkeit den Hut, und das leichte Gefährt rollte davon.

Wie eine Reihe von Visionen und Hallucinationen zog's an Manhart Osterling vorüber. Jetzt lehrte der Senator zu seinen noch immer sprachlos und begrifflos dastehenden Begleitern zurück und redete seine Tochter an: „Es war mein Wunsch, deiner Mutter solchen Aufenthalt zu verschaffen, Margret, doch zu ihrer Lebenszeit vermochte ich's nicht, und heute kann sie nicht mehr kommen. So habe ich dich statt ihrer hierher gebracht; ich hege nicht den Glauben, daß ihr noch Kunde davon zukommt, aber ich weiß, wenn sie noch imstande wäre, es zu erfahren, so würde sie sich darüber erfreuen. Du bist ihre Erbin, und da ihr dieser Landbesitz zugebacht war, geht er auf dich über; du stehst als rechtmäßige Eigentümerin des Gutes Groß-Wartenbel eingetragen, unter meiner Vormundschaft, bis du großjährig sein wirst. Davon abgesehen, untersteht dir alles an Liegenschaften und beweglichem Gut, nach deinem Gefallen damit zu verfahren; der Herr Baron von Wentstern hat das Inventar des Herrenhauses gleichfalls mit überlassen, und der Verwalter sowie die Dienerschaft werden in ihren Stellen verbleiben. Da ich in die Stadt zurückkehren muß und du des Weirates bedarfst, habe ich unsern Freund Daniel gebeten, die Zeit deines hiesigen Aufenthaltes mit dir zuzubringen; beim Eintritt der rauhen Herbstwitterung ziehst du vermutlich die städtische Wohnung vor. Ich denke, es wird dir angenehm sein, ein altbekanntes Gesicht um dich zu haben, bis du dich an die fremden deiner neuen Umgebung gewöhnt hast.“

Leicht klang wohl eine innerliche Erregung aus der Stimme des Senators hervor, aber er hatte in einem Ton gesprochen, als ob er seiner Tochter ein Jahrmarktsgeschenk gemacht habe. Nun wandte er sich zu Manhart um und sagte: „Ihn habe ich mitgenommen, daß er ebenfalls so lange hier bleiben soll. Wollenweber versteht sich nicht auf landwirtschaftliche Dinge. Er hat ja aber nach Seiner Aussage sich in dem Buch, das ich Ihm gegeben, fleißig umgesehen und kann sich damit hier vielleicht nützlicher machen als im Comptoir. Da Er mehr Kleidung brauchen wird, als Er auf dem Leibe trägt, habe ich dafür gesorgt, und Er findet das ihm nötig Fallende da in dem neuen Koffer auf dem Rutschenbrett. Hier ist Sein Schlüssel dazu. Nun wollen wir hineingehen, damit du dir die Zimmer für

dich auswählst, Margret, die dir am besten zusagen.“

Sie leistete der Weisung Folge, doch wortlos und blaß, stichtlich noch unfähig, das Angehörte zu fassen; wie von einem Schwindel befallen, trat sie schwankend neben ihrem Vater ins Schloß, der nach einigen Schritten ihre Hand in seinen Arm zog und mit halblauter Stimme sagte: „Dir ist's doch gut, mein Kind? Du bist an deiner Mutter Stelle hier und mußt für sie zeugen, daß es dir Freude macht.“

Margret griff plötzlich mit der andern Hand nach der seinigen. Sie wußte nicht klar warum, doch sie konnte nicht anders. Zum erstenmal in ihrem Leben that sie's so, umschloß fest die Hand mit der ihrigen. Kein Dank war's für die noch unbegreiflich ungeheure Gabe, sondern für etwas ihr unbekannt Gewesenes, auch zum erstenmal Gehörtes. Für die Stimme ihres Vaters, in der heimlich Schmerz und Liebe gezittert.

Neben Manhart Osterling folgte hinter den beiden in einigem Abstand Daniel Wollenweber drein. Sein Kopf wackelte manchmal ein bißchen, als ob er den sicheren Halt auf dem Hals verloren habe; er ging stumm durch die vollständig eingerichteten Räume, nicht ohne Scheu um sich und auf die Wände sehend, deren Bilderschmuck nur da und dort eine Lücke wies, aus der Familienporträts fortgenommen zu sein schienen. Erst nachdem sie durch eine Reihe von Zimmern gekommen, bückte der Alte sich einmal an das Ohr des jungen Commis und raunte: „Du, ich glaube, das hat eine halbe Million gekostet. Ich hab' ja mancherlei mit dem Herrn Senator erlebt, wovon kein Mensch vorher was ahnte, aber so was wär' mir doch auch im Traum nicht als möglich eingefallen. Und dazu die Eisenbahngeschichte — mir ist es ganz schlecht im Magen, ich wollt', ich könnt' wo einen kleinen Brantwein kriegen. Na, schief kann es ja nicht gehn, dafür braucht man beim Herrn Senator keine Angst zu haben; aufs Rechnen versteht er sich eher noch besser, als sein seliger Vater. Ja, wenn das die selige Frau Senatorin erlebt hätte! Aber der Herr Baron muß höllisch bis an den Hals drin gesteckt haben, daß er das alles, die Möbel und Sachen, bis aufs Hemd, könnt' man ja beinahe sagen, mit verkauft hat. Mein Gott, der Herr Senator! nicht eine Silbe davon ist ihm aus dem Mund gekommen; ich glaube, wenn er den Mond kaufte, so erzür' auch keiner ein Wort vorher. Bloß daß er es just auf dies Gut abgesehen hat, es liegt doch ein bißchen weit von der Stadt ab und es hätt' andre gegeben, die näher gewesen wären. Freilich, die haben wohl nicht zu Verkauf gestanden und hier hatte er ja wegen der Freundschaft schon einen ganzen Teil Geld drin stehn, der ihm sonst wohl hätt' verloren gehn können. Da muß einer

ja bei rechter Zeit zugreifen, wenn's auch nicht grad angenehm ist von einem alten Freund, das sah man dem Herrn Baron am Gesicht an. Na, das hatten du und ich uns heute früh nicht träumen lassen, wo wir diese Nacht schlafen sollten."

Bisher von dem ungeheuerlich Überwältigenden denks- und sprachunfähig gemacht, hatte der Alte zum erstenmal ein paar kurze Worte heraus zu bringen versucht; dabei indes waren die zugepreßt gewesenen Schleusen seines Mundes weit und weiter aufgegangen, so daß sich eine ganze Flut der in ihm angestauten Gedanken und Empfindungen über das Ohr Manharts ergossen. Dieser jedoch nahm kaum etwas davon mit Verständnis auf; nur sein Körper war hier anwesend, nicht die Vorgänge in seinem Kopf. Freilich dachte er im Grunde auch nichts, oder nur ein einziges, aber das mehr mit einem dumpf qualvollen Gefühl, als wirklicher geistiger Befinnung. Vor ihm durchwanderte Margret am Arm ihres Vaters die fremden, vielfach verschwenderisch ausgestatteten Räume; es sprach sie nichts daraus an, als sei das alles ihr Eigentum, zu solcher Vorstellung konnte sie sich noch nicht durchringen. Doch Verwandteltes war an ihr, sie ging nicht mehr unsicheren Fußes, die lähmende Erschrockenheit lag von ihr abgefallen. Sie fing an zu begreifen: das Schloß, die Pracht darin, der in die Fenster hereinblickende Park, alles das gehörte ihrer Mutter. Für die hatte ihr Vater unermüßlich sein Kaufmannsgeschäft betrieben, weil sie ihm das Liebste auf der Welt gewesen war. Und im Gedächtnis an sie hatte er diesen wundersamen Besitz erworben, sie lebte ihm darin in ihrer Tochter fort. So mußte die ihm auch wohl lieb sein — und war's — sie fühlte es nicht mehr undeutlich, sondern wußte es seit ihrem Eintritt in das Haus. Zum erstenmal hatte sie einen Klang aus seinem Herzen herauf gehört.

So schritt Rudolf Willens durch das auch ihm unbekannte Gebäude, musterte alles mit prüfendem, sichtlich befriedigtem Blick und empfahl Margret im oberen Stockwerk mehrere unter sich verbundene, auf den See hinausgehende, hochlustige Räume als Wohn- und Schlafzimmer. Sie erwiderte auf jede seiner Äußerungen nur: „Ja, lieber Vater,“ ihren Arm allmählich immer fester in den seinigen schmiegend; jenseits des Korridors nahm er nun ein paar Stuben in Augenschein und sagte: „Die passen gut für Euch, Daniel, grad' meiner Tochter gegenüber, wenn sie nach Euch rufen möchte.“

Verlegen antwortete der Alte: „Nein, Herr Senator — die sind doch für mich zu vornehm —“

Aber der Letztere fiel ihm ins Wort: „Ihr seid auch auf dem Gut eine vornehme Person, Daniel, als der Berater und die rechte Hand der Gutsherrin; man nannte das in ehemaliger Zeit einen Major-

domus.“ Er sprach's scherzend, mit einem lächelnden Anflug um die Lippen, doch darunter hervor ließ sich empfinden, seine Brust schwellte ein verhaltenes Stolzgefühl, daß seine Tochter die Herrin des adeligen Gutes Groß-Wartenbel sei.

Er setzte die Hausbesichtigung fort und begleitete sie bei einem Zimmer am Ende des Korridors mit den an Manhart Osterling gerichteten Worten: „Hierher kann Er Seinen Koffer bringen lassen, das scheint mir für Ihn die passende Unterkunft.“ Das etwas einfacher ausgestattete Gemach, das als Gastzimmer gedient zu haben schien, näher betrachtend, hielt der Senator kurz an, dann drehte er den Kopf und setzte hinzu: „Oder will Er mit mir zur Stadt zurückfahren? Ich habe Ihn noch nicht gefragt, ob es Seinem Menschenrecht zuwiderläuft, daß ich die Bestimmung getroffen, Ihn bis zum Herbst mit hierbleiben zu lassen. Durch Seinen Kontrakt ist Er dazu nicht verpflichtet.“

Der junge Commis stand blaß und wortlos während der Anrede. Doch nun schoß es ihm rot ins Gesicht und er antwortete hastig, halb stammelnd: „Nein — ich meine ja, Herr Senator — daß ich hier — damit einverstanden —“

Willens nickte. „Gut, da werde ich Seine Eltern heut' Abend bei meiner Rückkunft davon benachrichtigen. Wollenweber ist hier statt meiner Sein Vorgesetzter; mache Er sich so, daß ich zufriedenstellende Berichte über Ihn erhalte. Das wird sein, wenn Er sich praktisch in der Landwirtschaft informiert und perfektioniert, so daß Er sich in stand setzt, eintretenden Falles in die Stelle des Verwalters überzugehen; man muß für Künftiges vorausbedacht sein. Seine Gage würde sich dann höher belaufen, wenn Er sich tüchtig zeigte, und Er könnte Seine Eltern besser unterstützen. Hat Er aber keine Neigung dazu, so sage Er's gleich jetzt. Dann ist Er mir hier unnütz und ich nehme Ihn wieder mit ins Comptoir.“

Die Blässe war Manhart ins Gesicht zurückgekommen — aber nein — er wollte nicht fort — wollte versuchen. Er stotterte es hervor, und der Senator versetzte: „Gut. Da will ich also die Probe mit Ihm machen; hoffentlich täuscht Er meine Erwartung nicht. Nun wollen wir hinuntergehen, Margret, und sehen, wie es mit dem Mittagessen steht. Du wirst Hunger haben.“

Es befand sich alles in täglich hergebrachter Ordnung, als ob keine Veränderung im Schloß vorgegangen sei. Der neue Besitzer des Gutes war erwartet worden und die gesamte Dienerschaft verblieben, wie eine Rahe im Hause beim Fortzug seiner Bewohner; über den Wechsel der Herrschaft schien niemand sonderlich Bedauern zu empfinden, den adeligen Rang des Fortgegangenen ersetzte ihnen der

zweifellose, Sicherheit bietende Reichtum des an seiner Stelle Eingetroffenen. Rudolf Willens nahm die Begrüßung und eingehende Berichterstattung des seiner harrenden Verwalters entgegen, eines noch jüngeren, Vertrauen einflößenden Mannes, der seinerseits ein Erstaunen über die Genauigkeit nicht verbergen konnte, mit welcher der Senator sich von den Gutsverhältnissen unterrichtet zeigte und eine Beurteilungsfähigkeit an den Tag legte, als ob er ein nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch ausgebildeter Landmann sei und seit langem die Erwerbung eines Gutes zu einträglicher Bewirtschaftung als gute Kapitalanlage im Auge gehabt haben müsse. Unverkennbar hatte er nicht, nach dem Sprichwort, die Rahe im Sack gekauft, vielmehr vorher sich kaufmännisch sorgfältig von sachverständiger und kundiger Seite den realen Wert des Gutes abschätzen lassen, ehe er den jedenfalls sehr beträchtlichen Preis dafür gezahlt. Daß ging dem Verwalter aus der längeren Unterredung mit dem neuen Besitzer hervor, und der erstere kennzeichnete seine redliche Natur dadurch, daß er sich durchaus zufrieden erwies, in den Dienst eines einsichtigen, zu genauer Selbstüberwachung und Rechnungsführung befähigten Herrn übergegangen zu sein. Er sprach nicht geradezu aus, doch seinen Worten ließ sich entnehmen, es sei schon ziemlich lange voraus zu erwarten gewesen, der Herr Baron von Wentstern werde sich durch maßlosen Aufwand und fast beständig vornehme Gastgebung im Schloß eines Tags zur Entäußerung des Gutes genötigt sehen, zumal da sein Vater schon ebenso gewirtschaftet, Groß-Wartenbel mit Schulden belastet und sein Sohn sich nur durch eine reiche Heirat in stand gesetzt habe, den Besitz fortzuverhaken. Das letztere, das sich vor bald dreißig Jahren zugetragen, wußte der Verwalter natürlich nur von Hörensagen, aber älteren Leuten der Umgegend waren die mißlichen Umstände, die schon damals in der Familie geherrscht, und ihre fast nicht verhofft plötzliche Besserung durch die große Mitgift der aus bürgerlichem Hause hervorgegangenen jungen Frau Baronin noch deutlich im Gedächtnis. Dem Senator war diese pekuniäre Lage seines ehemaligen Universitätsfreundes, da er sich zu der Zeit andauernd jenseits des Atlantischen Ozeans aufgehalten, nicht bekannt geworden oder nicht mehr erinnerlich; er hörte schweigend zu, dankte am Schluß dem Sprecher für seine Mitteilungen und hatte merklich die beruhigende Überzeugung gewonnen, daß sich die landwirtschaftliche Leitung des Gutes in tüchtigen und rechtschaffenen Händen befinde. Nur klärte er die irrtümliche Meinung des Verwalters dahin auf, daß nicht er, sondern seine Tochter die Eigentümerin von Groß-Wartenbel und als die bestimmende Herrin im Schloß zu betrachten sei.

Im Speisesaal stand jetzt die Mittagstafel serviert, der Baron von Wentstern mußte in der That nach der Bezeichnung Wollenwebers „bis an den Hals drin gesteckt haben,“ da er gezwungen gewesen, auch alles Tisch- und Silbergerät dem neuen Gutsinhaber zu überlassen. In Sinnverlorenheit saß Manhart Osterling im gleichen Raum, am selben Tisch, wo er im Frühling, nach der Ohnmachtsanwendung, die ihn überkommen gehabt, als Gast gefessen, seinen Blick nicht nach dem ahnungsvollen Schimmer des weißen Gewandes aufzuschlagen gewagt. Jetzt nahm die Tochter des Senators in einem schlichten dunklen Kleid den Platz ihm gegenüber ein, vielleicht dieselbe Gabel an ihren Mund hebend, die Undine von Wentstern —

Er aß hastig, um es nicht auszudenken, doch das Aufstehn vom Tisch bereitete ihm nicht minder Qual, als das Sitzen daran. Er mußte einen Gang durch den Park mitmachen, hörte Margret Willens einen halblauten Freudenruf über den Platz unter der jetzt dichtbelaubten Linde ausstoßen: „O, hier werde ich bei schönem Wetter immer sein, um zu lesen und zu zeichnen!“ Sich ablehnend, schloß er fest die Augen, um nicht zu sehen, daß sie sich auf einen der Birkenstühle setze — in Erinnerung kam ihm, daß der Name „Undine“ von ihren Lippen sein Ohr wie eine Blasphemie beleidigt habe — aber wie nichtig war das gegen alles gewesen, was heut' bei jedem Schritt ihn im Innersten wie mit Marterkängen anfaßte —

Margret ging, mit stillen Augen alles in sich aufnehmend, gleich einem märchenhaften Traumgesicht lag die sommerlich sonnige Welt um sie her. Hier sollte sie monatelang bleiben; trotz all der Schönheit überkam es sie bei der Vorstellung ein wenig unheimlich. Freilich der alte Onkel Daniel blieb bei ihr, das war vertraulich und gut — aber warum ihr Vater —?

Der schritt mit Wollenweber ziemlich weit voraus; ihr Kopf wandte sich einmal halb um, sie war allein auf dem Weg, Manhart Osterling stand, zurückgeblieben, vor sich niederblickend. Rasch wandte Margret das Gesicht wieder und ging weiter.

Ihr Vater wollte ihr gewiß nichts Unangenehmes anthun, er wußte nicht — und sagen konnte sie's ihm doch nicht. Das um keinen Preis; es hätte ihn aufgebracht, denn sie hätt' es begründen müssen; dagegen aber lehnte sich ihr Inneres auf, ein Stolzgefühl und daß sie ihren Vater nicht in Erregung versetzen wollte. Besonders an diesem Tage, an dem er ihr derartig seine Liebe kundgegeben, auf den er sich offenbar lange im voraus gefreut hatte, durfte sie ihm keinen Verdruss bereiten. Es ging nicht anders, als daß sie sich schweigend in seine Anordnung fand; sie konnte sich allein für sich halten, sich

vornehmen, nichts zu sehen und zu hören, keinerlei Kränkung zu empfinden. Das war ja nicht schwer, beruhte einzig auf dem Willen dazu, und so blieb es doch schön hier, zauberhaft schön.

Bei Daniel Wollenweber war's anders, er fügte sich selbstverständlich ohne irgendwelches innere Widerstreben in alle Bestimmungen des Herrn Senators, wenn er auch nicht recht begriff, warum Manhart Osterling sich praktische landwirtschaftliche Kenntnisse erwerben sollte, da der Verwalter als ein durchaus zuverlässiger Mann erschien. Doch seine Gedanken fanden nicht Zeit, dabei zu verweilen, beschäftigten sich unausgesetzt mit etwas ungleich Gewichtigerem. An der Thatsache, daß der Herr Senator das adelige Gut Groß-Wartenbel angekauft habe, konnte er nicht mehr zweifeln, aber die Frage, wie derselbe zu diesem Entschluß gekommen und auf welche Weise es so völlig in der Stille geschehen sei, wußte er sich mit nichts Stichhaltigem zu beantworten, denn nur als Sommeraufenthalt für das Fräulein Margret war die Sache doch, selbst von der Firma Christian M. Willens in die Hand genommen, etwas gewaltig kostspielig. Umsonst indes versuchte der Alte einige Male das Gespräch behutsam auf den ihn hauptsächlich interessierenden Punkt hinzulenken, aus dem Munde des Herrn Senators kam nichts, was irgend einen Anhalt nach der Richtung bieten konnte, bis er einmal mit einem leicht ironischen Gesichtsausdruck seinem Begleiter den Kopf zudrehte und sagte: „Ihr möchtet als altroutinierter Geschäftsmann gern wissen, Daniel, wie der Guts-erwerb von meiner Seite stattgefunden hat. Auf recht langwierigem, jedoch am sichersten zum Ziel führendem Wege; ich habe seit mehr als zehn Jahren alle auf Groß-Wartenbel verbuchten Hypotheken und Forderungen unter der Hand für mich ankaufen lassen, bis sie zusammen mit den von mir selbst vorgestreckten Summen den Wert des Objectes erreichten; so sah der vorige Inhaber, da er die Zinsen nicht länger aufbringen konnte, sich zur Entäußerung genötigt, zu der mein Advokat unter seinem Namen die Hand geboten. Wenn Ihr Euch einmal in den Besitz eines Landgutes zu setzen gedenkt, Daniel, so empfehle ich Euch dies Verfahren als das dienlichste. Allerdings ist möglich, daß sich beim Rechnungsb-schluß für mich eine kleine Überzahlung ergibt; so genau läßt sich die Schätzung nicht anstellen, und auf Heller und Pfennig kommt es am Ende bei der Durchführung eines solchen Geschäftes nicht an. Es ist ja auch noch etwas außerhalb des materiellen Wertes da, daß meine Tochter hier im Schloß wohnt und Freude daran hat. Jetzt wird es Zeit, umzukehren, damit ich vor dem Comptoirschluß noch wieder zur Stadt komme. Ich sagte es dem Herrn Baron von Wenkstern, wenn man Kaufmann geworden ist, muß

man seine Lebensführung auch fest im kaufmännischen Geleise halten.“

Daniel Wollenweber blickte mit halb niedergeschlagenen Lidern vor sich zu Boden und sah nicht, daß während des Sprechens der anfängliche leicht ironische Gesichtsausdruck Rudolf Willens' sich zu einem satirischen Zug um die Mundwinkel verändert hatte. Der Alte fühlte sich etwas betroffen davon, daß der Herr Senator ihm die Reugier aus den Augen abgelesen, doch mehr noch von anderem. Nicht von dem Ratsschlag für den Fall, daß er selbst einmal Gutsbesitzer werden wolle; an solche zuweilen unterlaufenden Scherze war er gewöhnt. Aber — gewiß lag ja nichts Unehrenhaftes in der Sache, wie's sich von selbst verstand, alles war in ganz richtiger Weise vorgegangen — nur daß der Herr Senator seit so langen Jahren gewissermaßen auf den Selbstruin des Barons von Wenkstern spekuliert hatte, um im geeigneten Zeitpunkt das Gut in seine Hände zu bringen —

Daran wäre ja auch noch nichts gewesen, vorteilhafte Chancen mußte natürlich ein Kaufmann im Auge haben — aber daß der Herr Senator sie so bei einem ehemaligen Jugendfreund benutzt und sich bis zum letzten Augenblick diesem gegenüber mit seinem Kauf hinter einem andern verborgen gehalten hatte — das fand Daniel Wollenweber nicht ganz —

Er wußte kein rechtes Wort dafür, wie er es fand — nicht ganz — ganz begreiflich, sagte er sich, glaubte nicht, daß er so — auch als umsichtiger Geschäftsmann — gehandelt haben würde. Willens war umgekehrt und ging neben ihm auf seine ihnen entgegen kommende, etwa noch hundert Schritte entfernte Tochter zu. In die Gedanken und Empfindungen des Alten hinein sprach er von etwas ganz anderem: „Die Tochter des Barons von Wenkstern besitzt eine große Ähnlichkeit mit ihrer Mutter.“

„So — ja — das hat sie auch wohl.“

Wollenweber antwortete es gedankenabwesend, dann, den Kopf hebend, verbesserte er sich: „Nein — ich meine — das kann ja nicht — hat denn der Herr Senator die Frau Baronin gekannt?“

Rudolf Willens versehte flüchtig hin: „Es ist lange her, sie hieß damals noch anders, war eine Tochter des Herrn Hartlieb Wernken.“

Abbrechend rief er Margret entgegen: „Gut, daß du kommst, mein Kind, ich muß den Wagen für mich anspannen lassen. Gefällt dir dein neuer Aufenthaltsort?“

Zum Schloß zurückgehend, redete er mit ihr über ihre Lebensführung auf dem Gut. Margret hatte die vorherige flüchtige Verzagttheit von sich abgestreift, sah ruhig-zuversichtlich und mit Freude den nächsten Monaten entgegen. Trotz ihrer Jugend scheute sie sich nicht vor den fremden Diensthofen und der über-



nahme des Haushalts, erkannte in allem die Ratschläge ihres Vaters als die besten an. Nur als er äußerte: „Ich denke mir, die Mahlzeiten mittags und abends wirfst du zusammen mit Wollenweber und Osterling einnehmen,“ fiel sie ein:

„Mit dem Onkel Daniel natürlich, darauf freue ich mich. Aber mit dem Herrn Osterling — das wäre ihm vielleicht lästig und könnte es mir für die Dauer auch werden. Deshalb, glaube ich, ist's besser, nicht damit anzufangen.“

Aus der Antwort klang, sie habe sich die Frage selbst schon überlegt gehabt; Willens erwiderte: „Wie du's meinst, das ist ja deine Sache, du weißt, ich mische mich nicht in Küchenangelegenheiten. Nur wenn es mir möglich wird, an einem Sonntag einmal herauszukommen, hoffe ich, hier an deinem Tisch ebenso satt zu werden, wie zu Hause. Es wird mir etwas drin fehlen und du bist nicht sicher vor meinem Appetit.“

Seine heiter aufgeräumte Stimmung bekundete, daß er von dem Tag in vollem Maße zufrieden gestellt sei. Um eine Viertelstunde später küßte er beim Abschied seine Tochter auf die Stirn, reichte Wollenweber die Hand und stieg in die Kutsche. Aus dieser rief er Manhart Osterling noch zu: „Mache Er Seine Sache also recht, bis ich wieder komme!“ Auch das klang nicht aus seinem sonstigen strengen Ton gegen den jungen Commis, hatte, ebenfalls von seiner guten Laune zeugend, einen freundlichen, beinahe halb scherzenden Ton.

Margret winkte mit ihrem Tuch, bis der Wagen um einen Buschrand bog, dann wandte sie sich Wollenweber zu und sagte: „Nun sind wir allein — was haben Sie, Onkel Daniel, ist es Ihnen nicht gut?“

Der Alte sah dem Fuhrwerk noch mit einem sonderbar groß aufgeweiteten Blick nach, dabei kam ihm vom Mund: „Ja, nun ist seine Tochter die Herrin auf Groß-Wartenbek.“

Das Mädchen wiederholte fast erschreckt: „Onkel Daniel, was ist Ihnen?“ und sah nach seinem Arm. Seine Miene besaß etwas Geistabwesendes, doch nicht erst jetzt, er hatte es schon bekommen seit dem Augenblick, als der Senator und er auf dem Parkweg wieder mit Margret zusammengetroffen, nur war es von den beiden, da sie nicht auf ihn geachtet, bisher nicht bemerkt worden. Bei der nochmals an ihn gerichteten Frage fuhr er, wie zur Besinnung gelangend, mit dem Kopf herum und sagte: „Ich meine, dir gehört das alles jetzt, Kind — entschuldigen Sie, Fräulein Margret, ich versprach mich bloß — nein, mir ist gar nichts, ganz gut, wirklich sehr gut — so ein ganzer ungewohnter Tag in der freien Luft macht nur ein bißchen konfus im Kopf, das müssen Sie mir nicht übelnehmen, Fräulein Margret, es kommt dann so auf einmal, beinahe wie

ein Blitz, daß man nichts dafür kann. Nun wollen Sie gewiß in Ihre neuen Stuben gehn und sich besser darin umsehn, Sie waren ja bloß so kurz erst da, und das möcht' ich natürlich bei mir auch gerne. Dabei, meine ich, ist nichts zu verwundern nach so einem Tag.“

Sie gingen zusammen ins Haus hinein, oben nach ihren Zimmern auseinander gehend, wo Daniel Wollenweber in dem feinen mechanisch zunächst das Abzeichen seiner Vertrauensstellung bei der Firma Christian M. Willens, den ihm hier nicht in der Tasche nötigen Riefenschlüssel zur Katrepelhausthür gewissermaßen als Zierat an einen Wandnagel hängte. Auch Manhart hatte sich in seine Stube begeben und griff ebenfalls unwillkürlich nach einem Schlüssel, dem seiner Thür, den er beim Eintritt hastig hinter sich umdrehte. Zum erstenmal war er heut' zwischen vier Wänden allein — ungesehen.

Entfesselt brach der niedergedrückte Sturm aus seiner Brust; er drohte ihn zu ersticken, gewaltfam rang er nach Luft. Das Erlebte, Unanzweifelbare umschnürte ihm noch hirnbetäubend den Kopf wie eine pressende Erzmasse, gegen die das Blut in seinen Schläfen hämmerte. Seine Denkraft reichte an das Ungeheure noch nicht hinan, nur ein lodern ihn ganz ausfüllendes Gefühl. Das Niedrig-Gemeine hatte sich auf das Hohe, Edle, Schöne gestürzt und es zu Boden geworfen; von Haus und Hof vertrieben, verjagt worden war's durch das Schändeste und Erbärmlichste auf der Welt, durch die Macht zusammengescharrten Geldes. Wo die weiße Wasserrose zauberisch geleuchtet, wucherte mißfarbig aus versumpftem Boden ein Nachtschatten, ein Giftgewächs.

Mit neuer Erkenntnis überkam's ihn: Sein Widerwille gegen die Tochter des Senators war vorahnend gewesen. Sie hatte ihm bisher eigentlich keinen anderen Grund dazu gegeben, als daß sie die Tochter ihres Vaters war. Aber wie mit einem Hellsehen hatte er unbewußt ein Vorgeseht des heutigen Tages in sich getragen, das ihm den Abscheu vor ihr geweckt.

Und nun war er von der Willkür hierher gebracht, wo sie seine Herrin sein, er ihr als Knecht gehorchen sollte. Nein, der Senator hatte sich in ihm verrechnet, das ließ er sich nicht befehlen. Es gab noch andre Dienststellungen, die vor dem Verhungern schützten und nicht zur Selbstverachtung erniedrigten. Er war nur nicht in die Stadt zurückgefahren, weil es ihm unmöglich gewesen wäre, unterwegs stundenlang schweigend mit der brutalen Gefinnungsroheit zusammen zu sein. Doch morgen — heut' Abend noch —

Ihm kam plötzlich ins Gedächtnis, daß er sich im Frühling auf dem Rückweg einen Augenblick vorgestellt, Undine von Wentstern wäre gezwungen, statt

in diesem Schlosse in dem verfallenen Bau von Klein-Wartenbel zu wohnen. War das auch ein Vorgeficht gewesen? Deutlich entsann er sich, gedacht zu haben, unmöglich wär's, eine weiße Seerose aus kristallen schimmerndem Gewässer in einen Schmutzklübel gestellt; sie würde lieber sterben, als so leben.

Haftig lief er in seiner Stube hin und her, trat ans Fenster und riß es auf. Wie er sich hinausbog, konnte er ein Stück des Sees gewahren, und was, nur halb sichtbar, da drüben gelblich-fahl aufragte, mußte der öde Wohnungskasten des Freiherrn von Barrentrap sein. Eine halbe Stunde nur war's bis dort hinüber. Starr hielt sein Blick sich darauf gehftet.

Rein, er ging doch nicht von hier, nicht heut' und nicht morgen. Aus dem Innersten herauf war ihm die Antwort geströmt, er wolle bleiben. Ja, der Senator Willens hatte sich verrechnet, wie immer, daß er glaubte, ihn hier zum Knecht seiner Tochter zu machen. So anstellen konnte er sich, was lag daran? In sich war er frei, und es war wie ein märchenhafter Traum, das höchste Erdenglück für ihn, daß er hierher gekommen. Die sinkende Sonne spann ein Goldnetz um die gelbe Hauswand von Klein-Wartenbel, und tief die vom See herwehende Abendluft einatmend, schaute er hinüber.

## 5.

In das wenig aristokratisch aussehende Gebäude von Klein-Wartenbel waren zwei neue Mitbewohner eingezogen, von denen sich nicht recht vorstellen ließ, daß und wie sie darin lebten. Räumlichkeiten für ihre Unterkunft bot allerdings das Haus ausreichend, da die beiden bisherigen Insassen nicht mehr als zwei Stuben und eine Kammer in Anspruch genommen hatten. Aber das Äußere berechnete wohl zu dem Rückschluß, es werde sich im Innern überall nicht viel anmutender, behaglicher, am wenigsten irgendwie elegant ausnehmen.

Daß es so kommen, oder vielmehr, daß der Baron von Wentstern eines Tages das Schloß auf Groß-Wartenbel verlassen müsse, war allgemein im Umkreis vorausgesehen worden. Sein Gut brachte reichliche Einkünfte, doch seine jährlichen Ausgaben überstiegen diese um das Vielfache. Er hatte seit bald dreißig Jahren unbesümmert in den Tag hineingewirtschaftet, als großer Herr gelebt, den die Beschaffung der dazu erforderlichen Geldmittel nicht angeht, und Hypotheken auf Hypotheken gehäuft, bis sie noch über den Wert seines Grundbesitzes hinausgewachsen; ein Erbteil von seinem Vater war's, der es ebenso gemacht und gleichfalls schon vor der Nötigung zum Verkauf gestanden, als die reiche Heirat seines Sohnes eine Abtragung der Schulden

und Wiedererneuerung der alten Sorglosigkeit ermöglicht hatte.

Der Vater war nicht unbeliebt in der Gegend gewesen und gleicherweise der Sohn nicht; sie galten als unbedacht-leichtfertige Vergeuder ihres großen Vermögens, doch ebenso kam man in dem Urteil überein, daß sie sonst ihrem Stande durchaus Ehre bereiteten, ohne thörichten Adelshochmut gleich vornehm an Wesen, wie an Gesinnung und Charakter seien. Auch Hilfsbedürftigen gegenüber hatten sie sich oftmals als von offener Hand bewährt und mannigfach aufrichtige und anhängliche Dankbarkeit eingeerntet. Ihren gemeinsamen Fehler bildete die unbesonnene Verschwendungssucht, deren unausbleiblichen Folgen der Vater durch glückliche Fügung noch entgangen, so daß er die Augen im wieder hergestellten sorglosen Wohlstand geschlossen hatte. Aber sein Sohn mußte jetzt für die Fortsetzung der väterlichen Mißwirtschaft büßen.

Wie es von ihm zu erwarten gewesen, hatte er diesem Ausgang mit einem gewissen fatalistischen Gleichmut entgegen gesehen, bis zum letzten Augenblick sein Leben im Schloß nach der hergebrachten Art weitergeführt und mit sorgloser Gemütsruhe das Angebot seines Bruders, beim Eintritt der Notwendigkeit vorderhand nach Klein-Wartenbel hinüber zu ziehen, angenommen: „Man behauptet sich gegen den silbernen Moloch, der die Welt regiert, so lang es geht; geht's nicht mehr, so macht man ihm Platz. Ich hab's selbst gewollt und keinen geschädigt als mich; das macht meinem Namen keine Schande, mit seinem Eigentum kann jeder verfahren, wie's ihm gefällt, und mir gefiel's so. In der wurmstichigen Wettstelle bei dir, lieber Bruder, werde ich nicht weniger gut schlafen, als hier; wenn nur kein Fleck auf die Ehre gefallen, finde ich mich philosophisch in das, was sein muß, und halte mich in Einem auch an deine Vorliebe für lateinische Citate: *Rebus in angustis aequam servare mentem*. Meine Tochter wird sich dazu etwas mehr Mühe geben müssen, aber das kommt vielleicht ihrer künftigen Hauswirtschaft zu gute, hier ist sie an solche Führung nicht grade gewöhnt worden. Ich meiner Zeit auch nicht, kannst du dazu bemerken, das hat sich so fortgeerbt. Deine Mutter war ja auch meine, doch ich habe sie kaum gekannt und weiß nicht, ob ich bei ihr besser wirtschaftliche Klugheit gelernt hätte, viel davon ist dir auch nicht zu gute gekommen. Jedenfalls war mein Vater zu dem Unterrichtsfach nicht geboren, aber mit dem Stück Knabenherzen, das ich hatte, hab' ich sehr an ihm gehangen, anders als du an deinem — das kommt mir so ins Gedächtnis, wie Wartenbel nun wirklich weggegeben werden muß. Ich meine, für mich hätt' ich meine Frau nicht — na, das sind alte, lang vergessene Dinge, über die das Gras ge-



wachsen. Undine wird sich hoffentlich gut verheiraten, auch ohne die bei andern nötige klingende Mitgift, denn die von der Natur hat sie ja reichlich genug bekommen. So hoffe ich auch, dir nicht zu lange zur Last zu fallen, lieber Elbert, und dich der Unbequemlichkeit, die wir dir verursachen werden, baldmöglichst wieder entledigen zu können. Doch ich weiß im übrigen, du nimmst deine Einquartierung nicht zu schwer, sondern findest im stillen eine Belustigung daran, daß Groß-Wartenbel schließlich unter Klein-Wartenbel geraten ist, und für den Spaß nimmst du uns gern mit in den Kauf.“

Darauf hatte der Freiherr Elbert, seine Pfeife aus den Zähnen ziehend, geantwortet: „Was das lehte angeht, lieber Herrwalt, homo sum, humani nihil a me alienum puto, und es kann wohl geschehen, daß euer Anblick an meinem Tisch mich mitunter 'mal mit einem Lachreiz in der Kehle prickseln wird. Du und ich, wir sind nicht miteinander aufgewachsen und unsre Brüderlichkeit ist immer etwas mehr landläufiger Begriff, als eigentliche Herzenssache gewesen — amicus Plato, sed magis amica veritas. Aber deine ‚aequa mens‘ macht mir heut' einen Eindruck, wie ich ihn bisher noch nicht von dir bekommen habe, und du hast recht, so lange in der Ehre kein Loch ist, geht's keinen an, als dich. Mich kannst du dabei außer Betracht lassen, dafür sind wir par nobile fratrum; ob das epitheton ornans auf mich mit paßt, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls präsentierst du dich mir als ein nobler Kerl, und eine Flasche 87er soll dich beim Einzug in meinen Staat willkommen heißen. Daraufhin wollen wir den amicum noch einmal aus dem alten Stollen ausgraben: Amicus certus in re incerta cernitur. Mein Unterthan sei deiner, so lang es dir bei mir in der Burg gefällt, und ein gutes Stück Kreide werd' ich dir für ihn besorgen.“

Das war an Hin- und Herrede zwischen den Stiefbrüdern um ein paar Tage vorausgegangen, ehe Herrwalt von Wenkstern angeordnet, daß ihm beim Verkauf von Groß-Wartenbel verbliebene bewegliche Gut an persönlichen Gebrauchsständen auf einen Wagen zu laden und nach Klein-Wartenbel zu überführen, und wohl selten hatte sich jemand mit so ruhiger philosophischer Betrachtung in die Trennung von einem großen alten Familienbesitz gefunden. Deshalb nahm es Elbert Varrentrap wunder, daß sich nach dem wirklichen Verlassen des Schlosses bei seinem Bruder eine Veränderung bemerklich machte. Schon an seinem neuen Aufenthaltsort traf er mit sichtlichen Anzeichen einer starken inneren Erregung ein, setzte sich stumm an den zur Mittagsmahlzeit bereit-

gehaltenen Tisch, aß kaum etwas, sondern stürzte nur rasch nacheinander einige Gläser Wein hinab. Den Nachmittag hindurch ließ er sich nicht blicken, doch am Abend beharrte er in der nämlichen Wortfargheit, bis der Freiherr einmal äußerte: „Deus tibi haec otia facit, du brauchst nicht mehr so lange zu lauen wie drüben, lieber Bruder. Das ist ein entschiedener Gewinn, warum giebst du dich diesem Vorteil nicht mit Genuß hin? Verdrießt dich doch etwas an deinem Handelsgeschäft mit der Ernte auf dem Falm? Gestern sagtest du noch: Beatus ille, qui procul negotiis.“

„Nein“ — der Befragte hob den Kopf mit einem gedankenabwesenden Ausblick und fügte nach: „Nur daß der es gekauft hat —“

„Ach so, der Schnupstabaßkerl ärgert dich, weil du's von dem nicht erwartet hattest? Für so sentimental hätt' ich dich nicht gehalten. Tua culpa, warum hast du dich mit der Peringsseele früher eingelassen; was man sich in der Jugend einbrockt, muß man im Alter ausessen, ich laue auch dran. Schuftig ist's freilich von einem, der sich einmal Freund genannt hat, sed nil admirari, und im Grunde scheint's mir gleich, wer meinen Rock weiterträgt, wenn ich ihn an den Juden losgeschlagen habe. Übrigens war's von dem Patron wohl zu verstehen nach seinem Debüt als Merkursjünger. Mich hat nur gewundert, daß du mit dem anrühigen Subjekt noch in Verbindung bleibst; der Lateiner aus seiner Handelsbude, der im Frühling hier war, kann von ihm erzählen und ist ihm ungefähr ebenso dankbar wie du. Nunc est bibendum! Non dolet, Paete! Pelle stomachum vino!“

Doch Varrentraps Gleichnis vom Rock verfehlte merklich die bezweckte Wirkung auf die verwandelte Gemütsverfassung seines Bruders, der, Müdigkeit vorschüßend, sich bald in sein Zimmer, aber nicht zu Bett begab; man hörte noch lange die Fußdiele unter seinem hin und her gewendeten Schritt tönen. Und auch die folgenden Tage zeigten ihn in gleicher Art, schweigsam, sich allein haltend. Die Richtung nach Groß-Wartenbel zu vermeidend, machte er lange Gänge durch Feld und Wald, sein Gesichtsausdruck gab zu erkennen, daß er beständig mit einem Nachsinnen beschäftigt sei. Ein Unterschied seiner neuen Lebensführung in Bezug auf die Räume um ihn und die Tischbestellung kam ihm offenbar kaum zum Bewußtsein, doch seine Zuficherung, er werde in dem wurmstichigen Bett ebenso guten Schlaf finden, ward durch sein Aussehen am Morgen nicht bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)













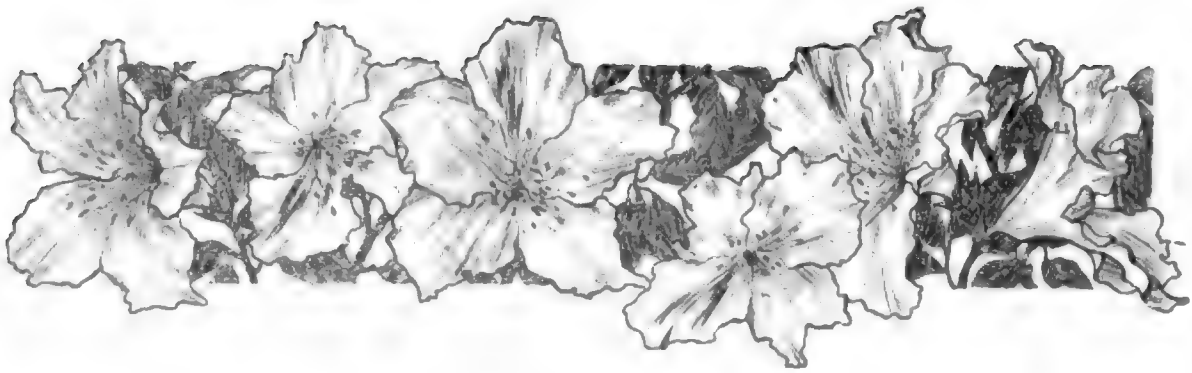












## Weisse Azaleen.

Skizze von L. Malten.

Nachdruck verboten.

**P**almsonntag! Unser Engagement war mit heute beendet. Das Schauspiel-Personal war bereits entlassen, und nur die Oper hatte noch festen Vertrag für heute Abend; „Mignon“ sollte in Scene gehen, und zwar war die Einnahme zum Teil für die armen Hinterlassenen eines während der Saison verstorbenen Kollegen bestimmt.

Alles ging glatt und schön; die Oper war im Anfang der Saison bereits gegeben worden und „stand,“ wie es in der Bühnensprache heißt; trotzdem waren wir um zehn Uhr morgens im Theater erschienen, um noch einmal mit dem Orchester zu probieren.

Da geschah das Furchtbarste, was einem Direktor am Schlusse der Saison passieren kann — ein Mitglied sagt ab — in diesem Falle die einzige, jugendliche, dramatische Sängerin; — Mignon hat Influenza und kann nicht singen!

Da standen wir, in des Wortes verwegenster Bedeutung, mit dem Talent und konnten 's nicht verwerten!

Der Sohn des Direktors, welcher die Geschäfte nach außen hin erledigte, ein ziemlich behäbiger Herr — er führte den poetischen Taufnamen Hieronymus, wir nannten ihn scherzweise das Direktionsbaby — lief ratlos umher und ließ seine blöden Blaudauglein über die Brillengläser hinweg verzweifelt auf mir ruhen.

„Was anfangen? 's Haus ist ausverkauft bis auf den schlechtesten Platz!“

„Telegraphieren Sie doch nach H., Direktor,“ erwiderte ich, „dort muß doch, selbst wenn sie zufällig selbst ‚Mignon‘ geben, Rat zu schaffen sein.“

„H. hat am Freitag schon geschlossen,“ entgegnete Baby traurig und ließ sein dickes Blondköpfchen sinken.

Wir waren in der That sämtlich sehr niedergeschlagen, es war ja auch kein Spaß; ein ausverkauftes Haus galt soviel wie 2500 Mark und ab-

gesehen vom Direktor, welcher den Verlust gewiß schmerzlich empfand, saßen vier trauernde Waisen und eine hilflose, arme Witwe in Verzweiflung und Not, wartend auf die einzige Rettung, welche sich ihnen in ihrer kummervollen Lage bot.

„In S. ist ja auch Oper,“ meinte der Bassist, „da könnte doch einer hinüberfahren.“

Baby zuckte die Achseln.

„In S., was kann aus S. Gutes kommen!“

„Aber lieber Direktor,“ erlaubte ich mir hierauf zu erwidern, „ob gut oder nicht, darum handelt es sich für uns ja gar nicht, hier kommt es einfach darauf an, daß wir einen Ersatz schaffen — und schließlich, wir fangen doch alle zumeist am kleinen Theater an, es ist noch nicht einmal ausgeschlossen, daß in S. eine gute Mignon zu finden ist. Wie lange fährt man hinüber?“

„Anderthalb Stunden knapp — wollen Sie's machen —? Ich kann nicht fort und Vater ist heute nach Berlin gereist.“

„Von, ich fahre!“

Wilhelm Meister sucht seinen Schützling — Fortuna ziehe dein freundlichstes Gesicht und verleihe mir gnädig deine Gunst!

„Adieu, Kinder! Entweder ihr seht zwei wiederkommen oder keinen!“

Mit diesem würdigen Citat wandte ich mich von dannen, dem Bahnhofe zu, und saß in weniger als dreißig Minuten im Sitzzug, welcher von R. nach S. fuhr, um auf der Zwischenstation S. mein Heil zu versuchen.

In S. angekommen, fuhr ich sofort nach dem Stadttheater; man probierte „Preciosa“, und gerade höre ich die Arie: „Einsam bin ich nicht alleine“ von einer wunderschönen, geschulten Stimme vortragen. Kein Zweifel, das war eine Sängerin und wenn alles gut ging, meine Mignon, unsere Retterin. Nun hieß es, sie lösen, um jeden Preis.

Ich suchte den Direktor in seiner Wohnung auf, stellte ihm unsere Verlegenheit vor und bat in den rührendsten Worten, uns doch, hauptsächlich im Interesse der armen Familie, seine Sängerin abzutreten.

Mein Anliegen fand das liebenswürdigste Entgegenkommen, und so stand ich nach wenigen Minuten, bewaffnet mit einer Karte des freundlichen Herrn Direktors, in der nahegelegenen Wohnung seiner Primadonna.

Mein Herz klopfte doch ein wenig bange, als ich dem öffnenden Dienstmädchen meinen Namen nannte und Fräulein Friedau zu sprechen wünschte, denn nun nahte die Entscheidung.

Wenn sie nun die Partie der Mignon überhaupt nicht studiert hatte? Die schwärzesten Gedanken kreuzten mein Hirn, als ich im Boudoir der Diva des Ser Stadttheaters stand und die Trophäen ihrer Kunst, eine Unmasse von Kränzen, Blumenkörben und Bouquets, musterte, welche das Zimmer mit einem betäubenden Duft erfüllten.

In der Ecke zwischen einem Fenster und dem Instrument gewahrte ich unter anderem ein herrliches Blumenarrangement von lauter weißen Azaleen, man hätte die aufgestapelten Blumentöpfe für einen Schneeberg halten können; — ich weiß nicht warum, aber diese Azaleen berührten mich peinlich; ich begann einen Moment zu grübeln, Fräulein Friedau ließ mir Zeit dazu.

Die Gestalt der Kameliendame stieg vor meinem Innern auf und erfüllte mich gegen die Bewohnerin des Zimmers mit einem unerklärlichen Mißtrauen.

Meine Mission hatte ich gänzlich vergessen, und als die Thür plötzlich aufgemacht wurde, wußte ich kaum noch, was ich eigentlich hier wollte.

Eine jugendliche, anmutige Gestalt von tadellosem Wuchs in einfachem, grauem Kleide, nach englischer Mode gearbeitet, stand plötzlich vor mir.

Das blonde, reiche, wellige Haar, ohne jede Casprice frisiert, nur in einen einfachen Knoten geschlungen, welcher grazios am Hinterkopf befestigt war; kein vorwühiges Böckchen beeinträchtigte die klare Hoheit der weißen Stirn. Seltsam zu dem hellen Haar kontrastierten die rehbraunen Augen, welche von langen, dunklen Wimpern beschattet auf mir ruhten, mit einem fragenden, fast erstaunten Ausdruck.

Das griechische Näschen und der fein geschnittene Mund, mit einem ganz leichten herben Zug, vervollständigten das anziehende Bild.

Da fiel mein Blick auf ihren Gürtel, worin ein Zweig frischer, weißer Azaleen blühte.

Diese fatalen Blumen! Ihr Anblick raubte mir allen Humor, dessen ich zu meiner schwierigen Sendung nur allzu nötig bedurfte.

Diese duftlosen Blüten, fast ohne jeden Charakter — und diese hoheitsvolle Mädchengestalt, welche mir das geahnte Bild einer Marguerite Gauthier mit einem Schlage aus der Seele drängte — sie paßten nicht zusammen — nimmermehr.

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?“

Der Klang ihrer wohl lautenden Stimme weckte mich aus meinen Grübeleien; wie ein ertappter Schulknabe stammelte ich verlegen mein Anliegen hervor und überreichte ihr die Karte ihres Vorgesetzten.

In vornehm liebenswürdigster Weise lud sie mich ein, Platz zu nehmen.

Sie ließ die Karte zwischen ihren schlanken Fingern hin- und hergleiten und ich hatte Muße genug, ihre wahrhaft aristokratischen, schmalen Hände zu bewundern.

„Heute Abend schon sollte ich die Mignon singen?“ verfehte sie auf meine Anfrage hin und errötete bis unter die Haarmurzeln. „Großer Gott, das ist schrecklich schwer! — Ich habe sie nämlich noch niemals gesungen, nur studiert mit meiner Meisterin, und wir haben ja kaum Zeit zu einer Probe.“

Dem mußte ich freilich beipflichten: es war bereits, wie ich mich mit einem Blick auf meine Uhr überzeugte, dreiviertel Eins, um zwei Uhr ging der Zug, vor dreiviertel Vier konnten wir nicht im Theater in K. sein — sobald nur alles ganz glatt ging, und das Orchester, welches aus der Militärlapelle in K. bestand, war unmöglich für eine Probe um diese Zeit heranzuziehen.

„Wenn Sie aber fest studiert sind, gnädiges Fräulein,“ wagte ich einzuwenden, „so dürften Sie es mit unserem Orchester und Ensemble schon riskieren, es ist alles sehr fest, insbesondere, da die Oper bei uns schon gewesen ist.“

Sie blickte mir mit einem scheuen Lächeln, das sie reizend kleidete, ins Gesicht und sagte zögernd: „Ich möchte Ihnen wohl helfen, gewiß von Herzen gern, aber ich wage es kaum; bedenken Sie nur, es ist mein erstes Engagement hier, wir haben ausschließlich Operette gesungen und da fürchte ich fast, die neue Umgebung könnte mich so beeinträchtigen, daß ich Ihnen allen und mir selbst mehr schade als nütze. Wer singt denn den Wilhelm Meister?“

„Ich, mein gnädiges Fräulein, und was an mir liegt, Ihnen die schwere Aufgabe zu erleichtern, soll gewiß geschehen; fassen Sie ein Herz, kommen Sie mit, ich bitte Sie herzlich darum, im Namen einer unglücklichen Frau, im Namen der Waisen, deren Wohl und Wehe in Ihren Händen liegt.“

Die kleine, herbe Falte um die Mundwinkel ihres Gesichtchens zuckte leise, als ich ihr von den Unglücklichen sprach, scheu irrten die braunen Augen umher und blieben schließlich in einer Ecke des Zimmers haften, ich folgte ihren Blicken — auf den

Azaleen ruhten sie fast wehmütig — dann reichte sie mir entschlossen die Hand und sagte mit einem eigentümlichen Klang in ihrer Stimme, halb trozig, halb humorvoll: „Sie haben recht, wo es sich um Waisen und Witwen handelt, muß man nicht an sein eigenes kleines Ich denken. Wie's geht, so geht's; ich werde meine Garderobe richten, in einer Viertelstunde bin ich bereit.“

Ich verabschiedete mich schnell, um einen Wagen zu beschaffen, und gelangte von den widersprechendsten Gefühlen beherrscht, halb hingerissen, halb argwöhnend, ins Freie.

Stumm saßen wir uns im Eisenbahnwagen gegenüber. Meine Augen wanderten unablässig von ihrem Gesicht zu den Händen, von diesen zu dem kleinen, schmalen Füßchen, welches kokett unter dem Kleide hervorsah — um schließlich immer wieder an dem, im Gürtel des Mantels prangenden Azaleenzweige haften zu bleiben.

Es ist doch zu thöricht, daß man sich durch eine Blume sein Urteil über einen Nebenmenschen beeinflussen läßt; aber trotz aller vernünftigen Vorstellungen, die ich mir selbst machte, kam ich immer wieder darauf zurück, daß sich für Veilchen, Rosen, Mai-glöckchen, kurz für jede duftende Blüte die Vorliebe eines Weibes erklären lasse — nie aber für eine so charakterlose Blume wie diese, mich peinigende Azalee.

Sie klappte das Buch zu. Gottlob! Jetzt steuere ich auf mein Ziel los; ich frage sie einfach nach dem Grunde, weshalb sie sich nicht trennen kann von — da faust der Zug in den Bahnhof ein, und ich, kaum erwacht aus meinem Nachsinnen, sehe mich Babys wasserblauen Augelchen gegenüber auf dem Perron stehen.

Mehr Neugier, als irgend eine andere Regung hatte ihn auf den Bahnhof getrieben, Baby hatte ein großes, mitfühlendes Herz für die weibliche Menschheit, jede Neuheit interessierte ihn auf diesem Gebiet, besonders wenn sie jung und hübsch war.

Ich stellte ihm Fräulein Friedau vor. Wir fuhren sofort nach dem Theater, wo unser Kapellmeister die junge Sängerin bereits erwartete, um ihre Partie am Klavier noch einmal mit ihr durchzunehmen, bevor sie die große Aufgabe mit dem Orchester übernahm.

Gegenüber dem Stadttheater befand sich ein Hotel, wo wir zumeist verkehrten, ich bestellte daselbst ein Zimmer für meine reizende Kollegin und begab mich selbst, meinem gebieterisch fordernden Magen folgend, nach meiner Wohnung, um zu essen und auszuruhen. Übrigens war's bald fünf Uhr, ich hatte kaum noch zwei Stunden Zeit, um mich zu sammeln.

Als ich so auf meinem Sofa lag und den ganzen Hergang überlegte, wurde mir's doch einigermaßen bänglich ums Herz.

In drei Stunden stand mir bevor, mit einer Mignon zu singen, welche nicht nur in dieser Partie neu war, sondern noch niemals in einer Oper vor der Rampe gestanden, noch niemals klassische Musik mit einem Orchester gesungen. Das Blut stieg mir heiß zum Kopf — das war ein tolles Wagnis und wenn es glückt, geschehen noch Wunder!

Und unsere freundliche Kritik! Wie sie sich freuen werden, wenn sie uns am letzten Abend noch einen Stich mit ihren spitzen Federn versetzen können; vom Publikum, das reichlich verwöhnt war, gar nicht zu reden!

Und nun eine Anfängerin! Heiliger Gott! Wenn sie heute durchfällt, ist's um ihre Zukunft geschehen, Ruhm und Verdienste werden nicht halb so schnell in die Welt posaunt als eine Niederlage.

Was sie heute aus hilfsbereitem, gutem Herzen wagt, das wird ihr eine Wunde schlagen, die niemals heilt, wird ihren Fall bereiten und sie unglücklich und elend machen für alle Zeit.

Ich war ganz nervös geworden. Schließlich trug ich ja die Verantwortung. Ich hatte sie mit meinen Bitten und Vorstellungen bestürmt, hatte ihre gerechten Bedenken verscheucht, nur von dem einen Gedanken besetzt, uns und den Unsrigen zu helfen.

Wenn sie nun unterlag heute Abend, es war meine Schuld, ich hatte es auf dem Gewissen, ich ganz allein.

Die schaurigsten Bilder erstanden vor meinem geistigen Auge, Theaterfandal und seine furchtbaren Folgen!

In quälender Unruhe durchschritt ich schließlich meine Zimmer, immer in meinem gemarterten Gehirn nach einem Ausweg suchend aus dieser Drangsal.

Nein, das darf nicht geschehen! Ein junges Menschenglück ist zuviel wert, um leichtsinnig aufs Spiel gesetzt zu werden.

Wir werden ein Programm entwerfen und das Publikum sowohl, als auch die Kritik werden in Anbetracht der unvorhergesehenen, unglücklichen Lage ein mildes Urteil fällen.

Schnell entschlossen raffte ich einige Lieder aus meiner Notenmappe, stülpte den Hut auf und eilte zum Theater, um von dort aus die Kollegen zu benachrichtigen, da tritt mir an der Thür des Musentempels meine kleine Kollegin, um deren Wohl und Wehe ich soeben die größte Herzensangst erlitten, mit sorglos lachender Miene entgegen.

In fliegender Erregung teile ich ihr meinen Plan mit, worauf sie hell auflachte und spottend ausrief: „Stecken Sie nur Ihre Noten wieder ein, Herr Kollege, ich werde nicht durchfallen.“

„Aber, verehrtes Fräulein, ohne Orchesterprobe?“ wandte ich zaghaft ein.

„Warum nicht? Ihr Kapellmeister ist riesig sicher, wenn es das Orchester ist, dann kann mir nichts passieren.“

Ich schaute ihr unglaublich in die lieben Schelmengenen, mit denen sie so seelenruhig in die Welt blickte, als könne ihr wirklich gar nichts passieren.

Wie frisch und rosig ihr Gesichtchen leuchtete, schade, daß die häßliche Schminke darüber kam und seinen natürlichen Glanz verdeckte!

„Sie schauen noch immer so trübselig drein, Herr Kollege, trauen Sie mir denn gar nichts zu.“

Ich lächelte wehmütig, mir war's gar nicht froh zu Mute, ich hatte schon zu viel auf dem Gebiet erlebt.

„Nun beruhigen Sie sich nur, ich habe einen Talisman — wenn seine Zeit ist, passiert mir so leicht kein Unglück.“

Ich drückte ihr die dargebotene Hand und geleitete sie an ihre Garderobe, begab mich selbst in die meinige, welche ich mit dem Kollegen Waldberg-Bothario teilte. Dieser saß bereits an seinem Platz, wir begrüßten einander und widmeten uns dann unseren Vorbereitungen für den Abend.

Das erste Klingelzeichen ertönte — mir schlug das Herz bis zum Halse hinauf.

„Wenn die Sache nur gut abläuft — ohne Orchesterprobe!“ meinte Bothario und vermehrte durch seine Worte meine Besorgnis.

Lehtes Zeichen! Nun half nichts mehr — als Mut, viel Mut; aber der meinige war verflogen!

Der Vorhang rauschte empor, wie aus weiter Ferne schlugen die Worte des Oberregisseurs an mein Ohr, welcher dem Publikum die Kalamität meldete und um Nachsicht bat.

Ich war einer Ohnmacht nahe, die Kehle schien mir wie zugeschnürt, fast fürchtete ich selbst keinen Ton herauszubekommen.

Mignon konnte ich nicht erspähen. War sie noch in der Garderobe, oder saß sie bereits im Zigeunerwagen —

Die Ouverture war längst vorüber, ich lauschte mit klopfendem Herzen auf den Moment, wo sie einzusehen hatte.

Jetzt — das war ihre Stimme, leise, unsicher, beängstigt klangen die Worte: „Alle Augen ruh'n auf mir zc.“

Großer Gott, wie wird das enden! Der Mut der Verzweiflung überkam mich plötzlich, als ich mein musikalisches Stichwort vernahm; kaum meiner Sinne mächtig, eilte ich auf die Bühne, befreite Mignon aus den Händen der Zigeuner und beobachtete sie nun unausgesetzt; trotzdem ich selbst im Ensemble einzusehen hatte, waren meine Gedanken nur bei ihr. War es Spiel oder grausame Wirk-

lichkeit, diese Befangenheit und Angst, welche sich in ihren Gebärden und ihrem Gesicht malten — es mußte wohl Spiel sein, denn die Töne klangen glodenrein.

Nun folgte die große Romanze: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n zc.“

Begaubert lauschte ich diesen Tönen, welche silberklar und voller Weichheit aus ihrem Munde quollen, ein jeder stahl mir eine Sorge aus dem Herzen und senkte mir tiefe Bewunderung, heilige Begeisterung in die Seele.

Welche kraftvolle, herrliche Stimme!

Welche tiefe Sehnsucht verschmolz sich da mit heißem Verlangen und schmerzlicher Qual! Lust und Leid, Lachen und Weinen entstieg der Brust des armen Kindes. Das war Mignon!

Der letzte Ton war verklungen — wie ein heiliger Schauer lag es einen Moment auf den Zuhörern, Totenstille herrschte im Publikum sekundenlang.

Schon wollte ich eine Bewegung machen, um die Handlung weiter zu führen, da löste sich's im Auditorium wie aus einer Erstarrung.

Rauschender, minutenlanger Beifall lohnte die tapfere Künstlerin.

Und nun stieg der Enthusiasmus von Nummer zu Nummer, und alle riß das mutige Mädchen mit sich fort — es war unsere beste Operaufführung während der ganzen Saison.

Im zweiten Akt kommt Mignon bekanntlich als Page, in Begleitung Meisters, zu Philine; unterstützt durch ihr reizendes, liebenswürdiges Selbst, sang sie auch das steirische Lied: „Kam ein armes Kind von ferne zc.“ mit wunderbarer Reinheit und Frische. Publikum und Kollegenschaft waren entzückt und begeistert.

Schließlich kam meine Lieblingsnummer, das Lied Meisters: „O weine nicht zc.“, worin Wilhelm Meister Abschied von Mignon nimmt.

Mir selbst wurden die Augen feucht, als das heiße, schmerzliche Schluchzen mit erschütternder Wahrheit an mein Ohr schlug, ich vergaß, daß ich Wilhelm Meister war, daß Mignon vor mir im Sessel lehnte und um ihr verlorenes Glück weinte, nein, ich war ich selbst und sang meine Worte für Hedwig Friedau.

Da hob sie das Köpfchen — ich sah zwei schwere Tropfen in den dunklen Wimpern hängen!

Das Applaudieren des Publikums, welches auch den bekannten Sänger ehren wollte, brachte mich wieder zu mir selbst — das heißt: zu Wilhelm Meister!

Der Vorhang hob sich zum letztenmal! Beobachtend stand ich in der ersten Coullisse, um meine Mignon zu sehen, war's Täuschung? War's ein Traum? Nein wahrhaftig, sie hält es in den Händen, sie zeigt



es mir, wie triumphierend, ein Arrangement — weißer Azaleen! —

Das war Hysterie!

Wer kannte in R. Hedwig Friedau — wer ihre sonderbare Piebhaberei?! Weiße Azaleen!

Ein heißer Schauer überlief meinen Körper, ich fühlte deutlich einen tiefen Schmerz in der Brust; — was wollte ich nur eigentlich, ich Thor, was ging mich jenes Mädchen an, warum beschäftigte sie mich mehr als irgend eine? Warum?!

Da tauchten Babys blöde Blauäuglein auf — ich stürzte ihm entgegen.

„Wissen Sie, von wem die Blumen sind?“

Er blickte mich listig blinzeln an und flüsterte: „Sie fragen naiv — von 'nem S.ner Pusaren natürlich!“

Ich machte eine zornig abweisende Bewegung, er aber zog mich in einen Seitengang und ergänzte seine mich niederschmetternde Antwort mit folgenden Worten: „Erstens, lieber Freund, sehen Sie sich das Ding 'mal an, das kostet Geld! Zweitens, wer weiß denn, daß sie hier singt, die Zeit, die Sache bekannt zu machen, hatte doch gar niemand, weder sie noch wir.“

„Na, schließlich weiß es doch der Direktor und die Kollegen,“ erwiderte ich, ohne selbst an eine solche Möglichkeit zu glauben.

„Sie unschuldvoller Engel Sie —! Kollegen — Direktor — nee, lieber Freund, so 'ne Wiße müssen Sie nicht machen.“

Damit verschwand Baby und sein häßliches, frivoles Lachen gellte nach in meinen Ohren und suchte sich einen Weg zu meinem Herzen, um es zu quälen, zu peinigen, bis daß es mich schmerzte.

Wie ich den letzten Akt zu Ende gespielt, war mir am Schlusse selbst ein Rätsel.

Die Heldin lag tot in meinen Armen!

Mein Blick streifte ihr süßes, unschuldigcs Gesicht und irrte, schmerzlich berührt, wieder und wieder hinüber zu den verräterischen Blumen!

Da war mir's plötzlich, als wäre Mignon wirklich tot, als befänden wir uns in einem großen Leichenhaus, und als müßte ich mein gestorbenes Glück zudecken mit jenen duftlosen, weißen Blüten — fest zudecken — um es niemals wiederzusehen! Niemals! Niemals!

Auf meinem Platz in der Garderobe lagen im frischen Wasser Veilchen und Rosen, am Schlusse der Vorstellung sollte sie die Blümchen haben, ich hatte mich so darauf gefreut, sie ihr reichen zu dürfen. Jetzt war mir alles verleidet!

„Kommen Sie mit hinüber, Kollege?“

Es war Kollege Bothario, welcher schon angekleidet vor mir stand und mich fragte.

Wir saßen fast jeden Abend drüben im Hotel

bei Träger; ich verneinte stumm und warf die Blumen, welche ich aus dem Wasser genommen hatte, auf eine Ecke des Tisches.

Bothario legte mir die Hände auf die Schultern und blickte nach den Blumen; dann begann er in freundschaftlichem Tone halblaut: „Freund, Kollege, Waffenbruder — 's wird Ihnen doch nicht die Red' verschlag'n! Mut, alter Junge, man kommt manchmal zu spät im Leben! So lange man's nicht selbst ernst nimmt — ist's kein Ernst! Kopf oben! Wer weiß, ob's nicht besser ist so! —“

Er gab mir die Hand, ich dankte ihm und er ging zur Thür.

„Na also, ich warte drüben — wir sehen uns doch noch?“ —

„Vielleicht — —“

„Also auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Wenn man's nicht ernst nimmt —

Ja, ja; aber was nützt alles Philosophieren, wenn es einmal Ernst ist — da muß man's ernst nehmen, ob man will oder nicht!

Und es war Ernst; ich fühlte es am wilden Klopfen meines Herzens.

Als ich über den Korridor ging, hörte ich ihr helles, frohes Lachen und blieb stehen, wie gebannt — meine Blümchen, ich hatte sie doch noch mit fortgenommen, dufteten aus meiner Rocktasche heraus, als wollten sie mich mahnen, sie ihrer Bestimmung doch zu weihen.

Die Worte Babys kamen mir wieder in die die Erinnerung — ihr kinderhelles Lachen streifte von neuem mein Ohr —

„Nein, es ist nicht wahr!“

„Was ist nicht wahr? Mit wem unterhalten Sie sich denn so heftig, Herr Kollege?“

Sie steht neben mir, da verläßt mich die Kraft der Beherrschung, ich erfasse ihre Hände, reiße sie an mich und stehe, schreie —

„Ich beschwöre Sie, von wem sind die Azaleen!“

Sie hält einen weißen Zettel, eine Depesche in der Hand, in meiner Aufregung fasse ich danach, lasse aber sofort die ausgestreckte Rechte sinken, als ich in ihr bleiches Gesicht sehe und in ihre Augen, die mich mit einem unsagbaren Ausdruck anblicken.

„Was wünschen Sie von mir?“

Entsetzt über meine Heftigkeit, über mein taftloses Benehmen, stammelte ich etwas von Nervosität und Verzeihung; sie geht wortlos neben mir, an ihrer Brust steckt ein zerdrückter Azaleenzweig, ich glaube, es ist derselbe, welchen sie heute Mittag trug —

Jetzt standen wir vor der Hotelthür — ich reichte ihr die Hand zum Abschied, da traf mich ihr Blick, so weich, so tief, daß ich erbebe.



„Sie sind krank, Herr Kollege, wahrhaftig, Sie leiden. Großer Gott, was fehlt Ihnen nur. Gewiß haben Sie sich um mich geängstigt —“

Ihre warme Teilnahme that mir wohl, ich wollte mich verabschieden, aber sie hielt meine Hand fest umschlossen —

„Sie wollen fort? Ohne mir die herrlich duftenden Blumen zu reichen — sie sind doch für mich bestimmt, oder hab' ich sie nicht verdient?“

„Darf ich sie Ihnen dann geben? Es sind leider keine weißen Azaleen!“

Sie stugte. Behmütige Trauer legte sich wie ein Schatten über ihre Züge. Die kleinen Blumen nahm sie und drückte fest ihr Gesicht hinein — ich fühlte ihre kleine, schmale, zitternde Hand in der meinen.

Fußgänger kamen die Straße herab, wir entzogen uns ihren neugierigen Blicken und traten in das Lokal. Das links gelegene Speisezimmer war völlig leer bis auf einen verschlafenen Piccolo, welcher im Sessel lehnte und sich erschrocken die Augen rieb, als ich ihn an seine Pflicht und unsere hungrige Existenz erinnerte.

Jetzt saß ich ihr gegenüber. Sie nestelte den halbwelken Azaleenzweig los von ihrer Brust und befestigte meine Blumen daselbst, während ein süßes Lächeln ihr liebes Gesichtchen verschönte, dann reichte sie mir die Hand über den Tisch herüber und sagte leise: „Das war lieb von Ihnen, in aller Arbeit haben Sie noch an mich gedacht.“

„Andere auch,“ wagte ich unmutig zu bemerken und sah bezeichnend nach dem welken Zweige, welchen meine Blumen verdrängt hatten.

Sie lächelte und erwiderte bittend: „Nicht bitter werden — wissen Sie auch, daß weiße Azaleen mein Talisman sind?“

Fragend schaute ich zu ihr hinüber.

„Ja, ja! Hören Sie kurz; als meine gute, verstorbene Mutter meinen Vater kennen lernte, da blühten in ihrem Garten weiße Azaleen — ihre Lieblinge — meine Mutter lebte bei ihren Eltern auf einer einsamen Pfarre; sie pflegte diese Blumen mit besonderer Sorgfalt und behauptete, in der Zeit ihrer Blüte sei sie gesiegt vor Unglück und Schaden. Zu allen Festlichkeiten, die in unserem Hause statt-

fanden, beschenkte man sie mit diesen weißen Blüten, und nichts natürlicher, als daß auch in mir die Vorliebe dafür geweckt wurde. Ich erwählte mir die weiße Azalee als Talisman auf meinen Weg — die Blume meiner guten, treuen Mutter!“

Welch ein Herz!

Wie schämte ich mich meines häßlichen Verdachts! — — Und doch — die Blumen von heute Abend, Babys Worte, seine Überzeugung fast!?

Erriet sie meine Zweifel?

Sie schob mir plötzlich die Depesche zu, welche ich ihr vorhin entreißen wollte, und lächelnd sagte sie: „Da sehen Sie nur, wie lieb die Menschen in S. gegen mich sind — und so haben sie mich die ganze Saison lang verzogen und verwöhnt.“

Ich las: „Klub 'Weiße Azaleen' sendet herzliche Grüße und wünscht viel Glück seinem Ehrenmitgliede Hedwig Friedau-Mignon.“

In Vertretung:

Jnes. Claire. München.“

Drüben wurde die Thür des Gastzimmers geöffnet und Babys cynisches Lachen gellte herüber — ich sprang auf — erwürgen wollt' ich den Buben, töten für seine elenden Worte!

„Was wollen Sie beginnen — was fehlt Ihnen?“

Sie legte ihre kleine Hand auf meinen Arm, um mich zu beruhigen und schaute in mein Gesicht, worin Scham und Zorn miteinander stritten.

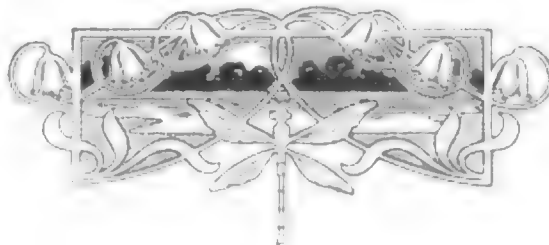
„Wilhelm Meister,“ flüsterte sie leise — „wir sind nicht mehr böse, gelt nein? — — — Es ist die Zeit der Azaleen!“

„Die Zeit des Glücks,“ ergänzte ich beseligt und zog die zarte, lebende Mädchengestalt an mein Herz.

Heiße Lippen brannten auf die meinen das Glaubensbekenntnis einer reinen, innigen Liebe!

Der Nachtwind kühlte mir die heiße Stirn, als ich heimwärts wanderte, Luna erhellte mein Zimmer mit magischem Licht, ich bedurfte keines anderen, um meinen Talisman zu verwahren — einen zerdrückten, halbwelken Azaleenzweig!

Jahre sind seit jenem Abend verschwunden. In einem traulichen Heim waltet meine Mignon, die ihren Meister gefunden, zur glücklichen Zeit ihres Talismans — an den sie so fest glaubt — wie ich!







































24

ten: „Sie sind mir doch nicht böse, Fräulein Lucius?“

Sie lachte kurz: „Wie kommen Sie mir nur vor?“ während er plötzlich dachte: „Wenn ich je heiratete, warum denn diese nicht?“ Der Gedanke mußte wohl beim Erfassen dieser hübschen lebensvollen Hand wie ein elektrischer Funke übergesprungen sein, aber auch jetzt nur flüchtig, wie ein solcher. Thea hatte hinzugefügt: „Wenn Sie heute etwas zu beantworten haben, so ist es nicht gegen mich,“ ließ sich aber auf eine weitere Deutung dieses Orakelspruches nicht ein. Sie gingen hinaus, sie schloß ab und nun mußte man sich beinahe bücken im Flur, dessen Ballendecke noch niedriger als die des Zimmers herabhing. Lechner konnte seine Glossen über ein Quartier in einem solchen Hause nicht unterdrücken, lachend erwiderte Thea, und so kamen sie beide mit angeregten Gesichtern und im besten Einvernehmen die Treppe hinab und durch den Flur unten, wo ihnen ein Herr begegnete, der augenscheinlich hinaufgewollt hatte, beim Anblick der beiden aber stuhle und dann zur Seite trat, um sie vorüber zu lassen.

Es war der Mühlenbesitzer, Thea hatte ihn gleich erkannt. Mit seinem Herzen voll Zorn gegen diejenigen, die sie beleidigt hatten, und voll von einem dumpfen, unwiderstehlichen Verlangen, ihr das zu zeigen, war er gekommen und traf sie nun so! Er stand seitwärts, den Hut in der Hand, und der Blick hilflosen getränkten Staunens, mit dem er sie ansah, traf Thea tief. Was aber konnte sie thun, als grüßend weiter gehen? Er selber machte keine Miene, sie anzureden oder zurückzuhalten, und so waren sie in wenigen Augenblicken aneinander vorüber und damit war alles aus.

Thea aber trug die Überzeugung mit fort, daß Ulrich Wedekamp ihretwegen dagewesen war, und konnte den stummen, schmerzlich-unruhigen Blick, mit dem er sie festzuhalten versucht hatte, lange vor den Augen nicht los werden.

## 8.

Acht Tage und mehr vergingen, in denen in der Schule und sonst alles seinen gewöhnlichen Verlauf nahm, nur daß das brummige, heimlich auffällige Wesen der kleinen Pipprands die Sache erschwerte und unangenehm machte. Die beiden ungezogenen Kinder überhaupt zu Hause zu behalten hatte ihre Mutter nach dem, was ihr bei Herrn Wedekamp begegnet war, nicht gewagt. Diesen hatte Thea Lucius noch nicht wieder gesehen; da kam sie eines Tages von einem Spaziergang zurück und bemerkte schon von weitem den Jagdwagen mit den Juchern vor dem Thore der Villa. Aha — Pferde, Spiel, Weiber — das ganze Sündenregister mußte ihr

wieder einfallen, als sie das elegante Gespann sah, ohne daß sich jedoch, so wenig wie damals, der volle Abscheu dagegen in ihr geregt hätte, den Doktor von Lechner hatte herausbeschwören wollen. War Ulrich Wedekamp, gewiß im Grunde ein guter Mensch, diesen Verführungen wirklich anheimgefallen, so that er ihr deswegen leid, weiter nichts.

Sie hatte beim Anblick des Wagens vermutet, daß der Mühlenbesitzer vielleicht Offiziersbesuch habe oder mit solchen Freunden herausgekommen sei. Jetzt gewahrte sie auch einige Personen im Vorgarten, die vom Hause kamen und den Wagen wahrscheinlich benutzen wollten. Offiziere waren das aber keineswegs; mit dem Hausherrn ein kleiner, alter Mann und eine stattliche große Frau; indem Thea näher kam — denn sie konnte das Vorübergehen an der Villa nicht vermeiden und wollte auch gar nicht — fand sie sich ziemlich dicht bei der kleinen Gruppe und war nun auch schon überzeugt, daß sie Herrn Wedekamps Eltern da vor sich habe.

Am eisernen Gitterthore stieß man zusammen. Ulrich hatte Fräulein Lucius längst bemerkt und sah wieder befangen und unglücklich bei ihrem Anblick aus. Das erregte eine Art Troß in ihr: warum soll ich ihm denn immer wehe thun — er hat mir nur Freundlichkeit gezeigt? Und so maßigte sie ihren Schritt, grüßte und sah so ermutigend aus, daß es mit einem Male in seinen Augen aufleuchtete. Sie wollte nicht fremd vorübergehen, wie er nicht anders gedacht hatte — wirklich, sie blieb stehen, als ob sie seine Absicht vermute, und nun beeilte er sich, die Vorstellung zu vollziehen, um sie ferner festzuhalten.

Ja, es waren die alten Wedekamps; die früheren Bäckersleute also. Und obwohl der Sohn daneben stand, elegant, sportlich und wirklich ein Gentleman, so wirkten die Eltern doch etwas beklemmend auf Thea, das Geheimratsstöchterchen, und, was hier viel mehr mitsprach, den Sproß einer seit Generationen in den oberen Bildungssphären heimischen Familie. Der kleine alte Mann sah trotz des guten Anzugs spießbürgerlich aus, vielleicht sogar in diesem mehr als daheim im abgeschabten Hausrock. Aber er gefiel Thea dennoch mit seiner stillen gleichmütigen Art und den klugen Augen. Das ruhige Wesen mochte Ulrich von ihm haben, das stattliche Äußere dagegen von der Mutter. Frau Wedekamp, elegant und wirklich in gebiegenem Geschmac gekleidet, mit ihrem sehr teuren Spitzenumhang und dem Hute von der ersten Dietersburger Modistin, ließ sich wahrscheinlich nichts in der Welt weniger träumen als die Kritik, der sie da eben von der jungen Fremden in der Stille unterzogen wurde. Sie hatte noch gar nicht recht begriffen, wer Thea eigentlich war; hatte sie recht höflich zwar begrüßt, aber doch ihr beinahe noch zum Gehör den Sohn nach ihr gefragt.

Und als Ulrich jetzt laut und immer noch befangen sagte: „Die Dame, die so freundlich gewesen ist, den Schulunterricht für die Hummelnkinder zu übernehmen,“ da war ihre Verblüffung doch ein wenig impertinent, und sie mußte augenscheinlich der jungen Dame gegenüber, die sich erlaubte, so ganz anders als man sie sich gedacht hatte, auszufehen, nicht gleich den richtigen Ton zu finden.

Fräulein Lucius selber half der Gesellschaft über ein paar verlegene Augenblicke hinweg; sie sprach unbefangen und mit der Überlegenheit der Bildung, und so fand sich denn auch Frau Wedekamp nach und nach in die Situation, besonders, da sie wohl merkte, daß Ulrich ein allzu sehr von oben herab Behandeln dieser merkwürdigen Lehrerin nicht wohl aufnehmen würde. Sie war nicht unfreundlich und wollte auch durchaus nicht unhöflich sein, etwas derb zusahrend blieb ihre Art aber doch, so daß Ulrich ein paarmal wie auf Kohlen stand. „Haben Sie sich denn schon hierher gewöhnt?“ hatte seine Mutter Fräulein Lucius gefragt, in dem Tone etwa, mit dem sie ein neu zugezogenes Dienstmädchen angerebet hätte. Und dann: „Das Unterrichten, so jahraus jahrein sich mit anderer Leute Kindern plagen — lieber Himmel, mir haben die manchmal leid gethan, die es nötig haben.“

„Ich unterrichte noch nicht lange,“ hatte Thea darauf mit leisem Lächeln erwidert, worauf Frau Wedekamp sie wieder mißtrauisch angesehen hatte.

„Aber es macht Ihnen doch wohl Spaß?“ fragte sie jetzt; „wer Kinder gern hat —“

Fräulein Lucius verzog leicht die Lippen; Ulrich Wedekamp sah sie mit einer wahren Angst an; erstens war er wütend auf seine Mutter und ihre rohe Art und zweitens fürchtete er jeden Augenblick von Theas Munde zu hören, daß es mit ihr als Lehrerin hier nun bald aus sei. Es war, als ob sie ihm diese Furcht anmerkte, obwohl sie ihn nur hie und da einmal ansah . . . um keinen Preis hätte sie eine Andeutung des Gedankens, mit dem sie allerdings nun längst ernstlich umging, jetzt und hier sich entschlüpfen lassen, seinetwegen. Denn sie wußte instinktiv, daß dann wieder der erschreckte hilflose Blick von ihm kommen würde, der ihr selber wehe that. Zum Glück wendete sich das Gespräch einem unverfänglichen Gegenstand zu, den Ferien, und zwar war es das Verdienst des kleinen alten Herrn, mit gutmütigem Augenzwinkern davon angefangen zu haben.

„Recht lange Ferien müssen Sie geben, Fräuleinchen — die Kinder werden nicht böse darüber sein!“

„Das hängt nicht allein von mir ab,“ sagte Fräulein Lucius freundlich. „Einen Urlaub werde ich mir aber allerdings auch nun bald nehmen.“

„So? Da gehen Sie wohl nach Hause?“ fragte Frau Wedekamp.

„Nach Hause — nein,“ sagte Thea langsam und mit einem Blick zu Ulrich hinüber, der sie hier ja verstehen mußte: er mußte doch aus ihrem Munde, daß sie kein eigentliches Zuhause habe. „Irgendwohin zur Erholung,“ fuhr sie arglos fort; „vielleicht an die See oder ins Hochgebirge.“

„Ei der Tausend — so groß haben Sie's vor!“ rief die ältere Frau spitz . . . Wie dies Schulfräulein von kostspieligen Reisen sprach, die in ihrem Leben, obwohl man sie seit den Rentierzeiten auch machte, doch immer noch Ereignisse waren! Thea sah sie ziemlich verständnislos an; sie begriff nicht gleich, wie das, was immer ihre Lebensweise gewesen war, ihr als Luxus ausgelegt werden sollte. „Aber, Mutter,“ fuhr jetzt Ulrich heiß und verlegen dazwischen: er war in Verzweiflung; das einzige, was er zur Aufhellung des Verständnisses seiner Angehörigen hätte sagen können, wäre gewesen; „merkst du denn immer noch nicht, daß Fräulein Lucius das Unterrichten gottlob nicht nötig hat?“ — und das konnte er in ihrer Gegenwart doch nicht. — „Nun, was denn?“ fragte die Mutter denn auch. Ich bin ja recht froh, daß eure Schulkstelle so viel abwirft, hatte sie auf der Zunge, wagte aber doch die Worte seinem verdunkelten Gesicht gegenüber nicht. Ubrigens fiel ihr jetzt etwas ein. „Und mit wem wollen Sie denn die schöne Reise machen?“ fragte sie. Natürlich hatte dieses Fräulein Lucius jemand, der sie mitnahm und unterwegs wahrscheinlich frei hielt. Und als nun Thea, immer noch ohne richtiges Verständnis für die Gedankengänge dieser ihr ziemlich neuen Species von Leuten, unbefangen erwiderte: „Ich weiß es noch nicht; vielleicht mit meiner Tante,“ da war Frau Wedekamp ihrer Meinung nach im klaren und man trennte sich gleich darauf.

Aber nicht, ehe Ulrich noch einmal rasch zu Thea getreten wäre. Er machte es möglich, freilich mit Hintansetzung der Pflicht, seiner Mutter auf den Wagen zu helfen. Sie hatte im Abgehen seinen Schritt gehört und wendete sich halb um, nicht unfreundlich. Nein; sie hatte sich vorgenommen, die paarmal, daß man sich wahrscheinlich noch sehen würde, nicht wieder kühl und abweisend gegen diesen Mann zu sein, weil er ihr jedesmal nachher leid that. Für ihre gewisse Art, die Augenbrauen ein wenig hochzuziehen wie in Verwunderung, konnte sie nun aber einmal nicht; jetzt verwirrte er sich darüber auch wieder und stammelte ungeschickt: „Verzeihen Sie nur, gnädiges Fräulein . . . meine Mutter — sie kennt Sie eben nicht . . .“

„Nein, wie sollte sie auch,“ sagte Thea mit einem kleinen Lächeln. Da war man wieder am Ende. Aber er begann noch einmal, in einer Art Desperation: „Sie sprachen von Ferien, von einem

Urlaub, darf ich fragen, wann Sie diesen zu nehmen gedenken? Schon bald?"

Fräulein Thea Lucius verstand die verstohlene Angelegenlichkeit dieser Frage wohl: er fürchtete, daß sie von ihrer Urlaubsreise nicht zurückkehren werde. Und wie sehr begründet diese seine Vermutung war, wußte sie selber am besten!

So war sie denn weit weniger selbstgewiß und sicher als sonst, da sie ebenfalls halblaut erwiderte: „Wir sind über den Termin noch nicht übereingekommen, aber es wird allerdings in nächster Zeit sein.“

„Ah“ — er rang nach Worten, fand aber keine; so riß er denn nur den Hut herunter. „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein!“ und ging.

„O, nicht lebewohl; wir sehen uns noch!“ rief sie ihm nach, in dem, was ein leichter Ton hatte sein sollen. Er wandte mit kurzer Bewegung noch einmal den Kopf, aber heller sah sein Antlitz nach dieser ihrer Versicherung nicht aus.

Recht so, dachte er bitter bei sich, während er neben dem Kutscher auf dem Bock saß und die Alten in die Stadt fuhr: sie geht, natürlich! Was sollte sie auch auf die Dauer hier — dies ist kein Ort für sie. Diese und die andere, das verträgt sich nicht zusammen! — Er biß die Zähne aufeinander unter dem dichten Schnurrbart und griff in die Zügel mit einem Ruck, der sich den Pferden mitteilte und einen kleinen Aufschrei und eine ärgerliche Mahnung zur Vorsicht von der Mutter hinten auf dem Wagen zur Folge hatte. Beschämt begütigte er sie mit einigen Worten, den Kopf halb über die Schulter gedreht. Ihm selber war so zu Mute, daß, wenn er jetzt mit den Pferden allein gewesen wäre — kein Menschenleben weiter auf dem Spiele — er sie am liebsten in toller Carriere irgend einen Abhang hinabgejagt hätte, oder durch eine splitternde Barriere auf die Schienen und in den heransausenden Schnellzug hinein! Krachen, Brechen, Getöse, Brausen in den Ohren, ein Zucken scharfen Schmerzes vielleicht und dann — dann doch wohl für ihn tiefe Stille — dann wäre alles mit einem Male zu Ende gewesen.

Ein Blatt Papier war es, was ihm heute die Welt öde wie das Grab machte, ein Briefblatt, das er in der Tasche trug. Ein Couvert mit verwischter unordentlicher Aufschrift in einer ungleichen gewöhnlichen Hand, nicht viel besser als die einer Magd. Und auf dem unsaubern Briefbogen einige Seiten derselben fatalen Schrift und ein konfuse, eigentlich kindischer Inhalt. Die Schreiberin sei krank, unglücklich — „der Vater und die Mutter meinen, du wolltest mich abschütteln, und da habe ich gesagt, ich wollte dich selber fragen, Ulrich — und du solltest es mir ins Gesicht sagen. Die Flöre Boreisen war

ja immer nur gut zum Zeitvertreib, nicht wahr? Schön ist das aber nicht — und wenn das manche wüßte, mit der du jetzt spazieren läufst und den Liebenswürdigen spielst, sie gäbe dir auch den Laufpaß. Soll ich es ihr vielleicht erzählen? Seit vier Wochen hast du dich nicht blicken lassen . . . geht das so fort, dann erlebst du 'was, dann rücke ich dir ins Haus. Ich komme mir manchmal vor, wie verrückt, und du — du hast mich auf dem Gewissen! — deine unglückliche Flöre.“

Der Brief wog ihm wie ein Stein in der Tasche, er machte ihm den hellen Tag trübe und gab ihm das Gefühl, das ein mächtiges Tier haben mag, wenn es geheßt, in die Enge getrieben, sich endlich in einem Neze verstrickt findet, aus dem kein Entkommen ist. Der kraftvolle Wildling, unter Stöhnen oder Gebrüll, je nachdem, ringt in den würgenden Schlingen und Knoten verzweifelt um sein Leben, bis Ermattung und dumpfe Regungslosigkeit eintritt. In diesem Stadium der Lähmung war das menschliche Wild jetzt — es versuchte kein Ringen und kein Abwehren mehr, sondern ließ mit zusammengebißenen Zähnen das Verderben herankommen.

Das sollte hier heißen, daß Ulrich seinen Widerwillen, das Haus mit dem modernden Garten und die schöne Flöre zu besuchen, nicht überwand, sondern ihrem Loden und Drohen gegenüber völlig thallos verharrte; in der bestimmten Ahnung jedoch, daß diese Menschen von ihm nicht lassen, sondern irgend ein Äußerstes thun würden.

Etwas weiter war er aber doch seit dem letzten häßlichen Tage, da er zu Pferde nach dem Besuch bei Boreisens heimgekommen war. In die lähmende Sumpfluft seiner durch sie verpesteten Existenz war inzwischen ein frischer Hauch gekommen und hatte wenigstens soweit die Dünste gelüftet, die seine Stirn umnebelt hatten, daß er einen Gedanken zu fassen vermocht hatte. Heiraten würde er Flöre Boreisen nie — dazu sollten sie ihn nicht zwingen, wenn sie auch sonst, auf andere Weise, sein Leben unheilbar verpfuschten!

Und das sagte er sich auch jetzt immer wieder, ihren Brief in der Tasche und die Fäuste um die Zügel geschlossen, in einer dumpfen Benommenheit, wie einer, der halb berauscht ist, aber doch so viel Besinnung behalten hat, daß er sich vor den Leuten nichts merken läßt: nein, sie heiraten nicht — nun und nimmermehr!

Einmal kam ihm jetzt im Fahren der Gedanke: ob dies leichter zu ertragen wäre, wenn die beiden da hinter ihm davon wüßten? Die Mutter? nein — er verwarf die Idee sofort; die würde außer sich geraten, toben und den Kopf verlieren. Aber der Vater, der Kluge, stille, besonnene Mann . . . der

war doch eigentlich sein natürlicher Ratgeber und Freund, wenn auch Ulrich ihm nun schon so manches Jahr erwachsen war und seine eigenen Wege ging, er selber längst ein reifer Mann, und, wie er zu fühlen gewohnt war, nunmehr auch weit welt- und geschäftserfahrener als der Alte.

Hier wäre Wedekamp senior aber doch vielleicht der einzig richtige Vertraute gewesen. Ulrich dachte sich eine solche Unterredung aus und fand, daß es ihm unmöglich sein würde, zum Vater zu sprechen! Und das kam daher: zu lange bestand dieser unfelige Zusammenhang mit den Voreisen schon . . . er reichte bis in die Kinderzeit sozusagen hinein, er erstreckte sich, wie Ulrich mit selbstpeinigender Genauigkeit jetzt ausrechnete, über den größeren Teil seines Lebens und — war dennoch den Eltern immer ein Geheimnis geblieben. Die Offenbarung einer so langen Täuschung und Hinterhaltung des Vertrauens aber, daß diese nachsichtigen Eltern doch wahrlich verdient hätten, mußte wirken wie ein Schlag, und Ulrich fühlte, daß diesen gegen Vater oder Mutter zu führen er selber nimmermehr imstande sein werde. Gab es jetzt über kurz oder lang einen Zusammenbruch seiner Existenz, nun, dann ging alles in einem Hin, dann erfuhren sie auch den Anlaß dazu immer noch früh genug.

Das alte graue Steinhaus im ummauerten, lindenschatteten Hofe, mit seinen kleinen tiefen Fenstern und den feuerroten Geranien davor und den schneeweißen Vorhängen dahinter lag indessen nach wie vor als ein Bild traulicher Heimlichkeit und für Maleraugen wie gemacht da, was drinnen auch alles vorgehen mochte. Acht, wenn nicht zehn Tage waren es, seit der alte Voreisen selber den Brief Flörens an Ulrich Wedekamp in den Brieffasten getragen hatte. Denn dieser guten Tochter konnte man wenigstens nicht vorwerfen, daß sie ihre Liebesangelegenheiten hinter dem Rücken der Eltern betriebe und diese anführte. Im Gegenteil: von jeher waren ihre Abenteuer mit einer ganz eigentümlichen Offenheit, man könnte vielleicht sagen Schamlosigkeit so geführt worden, daß sie Gemeingut dieses Familienkreises waren. Nichts von dem süßen, holden Geheimnis, das wie der Hauch auf der Pfirsichfrucht über den ersten Liebes träumen reiner, junger Herzen liegt und keine Berührung verträgt. Bei Flörens war alles gleich ziemlich handgreiflich gewesen und durch sichernde Mitteilung an die Mutter und von dieser an den Vater in die ganz eigne moralische Sphäre dieses Palasthaushaltes gerückt worden, eines Haushaltes, der in seinem Verhältnisse zum kleinen Fürstenthume einer vergangenen Epoche mit den schwammigen Pilzen zu vergleichen war, die im faulen Holze eines geklappten absterbenden Baumstrunks wuchern.

Ja, der Vater hatte den Brief selber besorgt, und die Adresse, wenn auch schlecht geschrieben, war immerhin deutlich genug gewesen; angekommen würde der Brief wohl sein. Und seitdem doch nichts von Herrn Ulrich Wedekamp, kein Anzeichen irgend einer Erwiderung! Flöre selber, sehr im Gegensatz zu dem, was sie infolge eines Familienrates geschrieben hatte, nahm die Sache noch am leichtesten. Sie war zerstreut, ungleich, manchmal still und wie in Spannung, dann wieder von einer gedämpft triumphierenden Laune, und hielt sich sehr viel hinten im Gemüsegarten auf, da wo längs des Planzenaunes der Reitweg vorüber führte.

An einem schwülen Tage dunkelte der Abend früher als sonst herein, weil Gewitterwolken den Himmel umzogen. Sie drohten aber schon lange, und gerade, weil die Flur den Regen so nötig hatte, glaubte man nicht recht an ihre Entladung. Der alte Voreisen war aus der Stadt nach Hause gekommen und hatte trotz des drohenden Wetters die Mutter allein in der Stube gefunden. „Wo ist Flöre?“ fragte er mit unzufriedenem Gesicht und nahm ihr die Antwort vorweg. „Im Garten? Jetzt noch . . . sie wird in den Regen kommen . . .“

Als ob das alles gewesen wäre, was er fürchtete! Die Frau, mit brummigem Gesicht, wie immer in den letzten Tagen, führte ihn aber kurz ab: „Ach was, die wird sich schon vorsehen . . .“ Und dann: „Nun, hast du wieder nichts gehört? Niemanden getroffen?“

„Nein. Eisenstein sagte mir, er wäre in den letzten Tagen ein paar mal vorbeigefahren, mit den neuen Pferden. Verreist ist er also nicht. Einmal hat er die Alten auf dem Wagen gehabt.“

„So . . . also ein Fräulein Braut noch nicht,“ sagte sie höhnisch. Frau Voreisen pflegte, wie das in manchen Familien geschieht, jeden Fehlschlag aller gemeinsamen Pläne mit bitterer Galle den übrigen, besonders ihrem Manne, zum Vorwurf zu machen, auch wenn er gar nichts gethan hatte, als was sie selbst befürwortet hatte. Der Alte ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Mund zusammen gekniffen. Er antwortete nicht direkt auf die Worte seiner Frau, aber ihre Gedanken gingen in einer Bahn. Plötzlich hob er den Kopf und sagte hastig: „Das Mädchen ist aber doch rein des Teufels . . . muß sie denn jetzt gerade . . . wer ist es denn? Dieser verdammte Lieutenant? Meint sie etwa —“ mit grenzenlosem Hohn — „der werde sie heiraten?“

„Nun, sie wird wohl denken, weiter entfernt davon wie dein Herr Wedekamp werde dieser auch nicht sein —“ so brach bei der Frau jetzt die Wut heraus.

„Mein Herr Wedekamp!“ wiederholte er. „Als ob du nicht ebensogut wie ich — du sogar zu aller-





hüllte sich in einen Regen von weißem Gisch; dann wurde es wieder still. Der Mann neben Flöre war aber doch aufgefahren; jetzt glänzten bei dem schwachen Lichte die Knöpfe des Waffenrockes auf; er war in Uniform und er wußte, daß er etwas wagte, wenn auch nicht gerade viel, da diese Gegend des Parks, wo die alten Hofgärten an denselben stießen, fast immer menschenleer war. Aber jetzt war es doch die höchste Zeit, aufzubrechen.

„Du willst gehen,“ flüsterte sie klagend.

„Ich muß, Flöre . . .“

Herr von Wachtmann war durchaus keine poetische Natur, und was etwa in ihm über das Gewöhnliche ging von ledem und vollem Empfinden, das hatte er bisher auf die Pferde und den Rennsport verwandt. Das Abenteuer mit dem schönen Mädchen hier hinten in der versumpfenden grünen Wildnis hatte er als Scherz begonnen, und gerade kein feiner wäre es geworden, wenn es wie ähnliche derartige bei ihm verlaufen wäre. Aber das war nach und nach anders geworden. Jetzt glühte sein Gesicht und seine Pulse flogen, als er zwischen zwei Küssen hervorstieß: „ich muß fort, Flöre —“ So viel empfand er noch dunkel, daß es um seine Existenz ging, wenn er sich dem Tummel, in den sie ihn versetzte, überließ und nicht noch im letzten Augenblick die Hand ans Heft legte. Er wußte längst nicht mehr, wie ihm geschah mit ihr: ein so starkes Bewußtsein des Daseins, wie sie ihn in diesen geraubten Viertelstunden kosten ließ, hatte der nüchterne Geselle nicht einmal geahnt.

Abgesehen war er ein hübscher, sehnig-schlanker Mensch, der in Flören selber, erst halb achtlos, die Verliebtheit entzündet hatte, ohne welche sie nun einmal nicht leben konnte. Nein, sie konnte nicht — war das ihre Schuld? In ihren üppigen Gliedern kreiste heiß und leicht das Blut von Generationen, die nur genossen hatten; was Wachtmann hier unter den Ulmen im Arme hielt, war, ohne daß er es wußte, die Verkörperung gleichsam einer vergangenen Epoche, ein Ding, das zu liebeln und üppige Träume zu spinnen wußte, das weder denken noch thun mochte, und keine Richtschnur seines Handelns kannte, als das augenblickliche Gelüste oder höchstens die Rachbegierde, wenn es sich gekränkt fühlte. Aber auch diese war nicht heftig und stet, war launisch aufflackernd in ihr wie alles.

Wachtmann hatte sich fast mit Gewalt aus den langen weißen Dredenarmen aufgerichtet und spähte mit heißen Augen in die Dämmerung hinaus. Das Ohr aber mußte den größeren Teil des Dienstes verrichten: jetzt unterschied er von draußen den Doppelhufschlag der beiden Pferde und nun zog er Flören mit sich, der eingesunkenen, von Gestrüpp umspinnenen Plankenwand zu, jenseits deren die Allee lief,

um da von ihr Abschied zu nehmen. Eben grollte aus der Ferne ein langgezogener Donner. „Da haben wir das Gewitter,“ murmelte er. Und nun klatschte es schwer auf die Blättermassen rings, es waren aber doch nur einzelne mächtige Tropfen. „Und den Guß auch, spürst du es, Flöre? Bei Gott, mir ist, als wären die Tropfen auch heiß, alles an mir glüht so.“

Sie lachte leise; das alles gefiel ihr und begegnete dem Verlangen ihrer genüßgierigen Sinne, dieser der lechzenden Natur gespendete schwer tropfende Regen, der etwas Tropenartiges hatte, wie ihn die imposanten schwarzen Riesenwolken niederträufelten hier auf das üppige Blättermeer. Ja, sie lachte, und als jetzt auf seine aus dem Dunkel weiß leuchtende Hand ein solcher Tropfen sprühte, senkte sie den schwarzen Kopf plötzlich nieder und sog ihn mit den Lippen auf. „Wahrhaftig, ganz warm,“ sagte sie; dabei hörte sie geradezu des Mannes Herzschlag unter dem Waffenrock. Sein Herz klopfte laut und hart, und laut und hart klatschten immer rascher die lauen Tropfen auf und der Hauch, der jetzt durch die Blätter strich, war fast heiß — die Natur selber atmete etwas wie Leidenschaft.

Sie waren nun nahe am Planzenaun, über den er sich an einer Stelle, wo die oberen Bretter fehlten, weil sie abgemorscht waren, leicht einen Weg bahnte. Nun also der Abschied . . . „Flöre, tolles Geschöpf, der Kerl draußen ist keine zehn Schritte weit von uns, laß —“ sie küßte ihn wie in wildem Übermut. „Da — Donnerwetter, wir sinken ein . . .“ er war mit ihr in den Sumpf geraten, sie lachte und hing an ihm wie eine Liane: wie er endlich von ihr los und über die Planken gekommen war, wußte er kaum. Draußen ein leiser Pfiff und dann Pferdegetrappel auf dem weichen Boden. Ein Offiziersbursche hat zwar gar kein Gesicht zu machen bei Gelegenheiten wie diese, aber Wachtmann war doch froh über die Dunkelheit hier in der Allee, die sie beide, ihn und den Diener, voneinander nur eben die Körperrumriffe erkennen ließ. Als er im Sattel saß und seinen Braunen zwischen den Schenkeln hatte, der durch freudiges Schnauben anzeigte, daß er seinen Herrn fühlte, da holte der Offizier tief Atem wie befreit, und sein Herz wallte förmlich auf gegen das Pferd, dem er jetzt lieblosend den Hals klopfte. War sein Empfinden auch nicht gerade fein, so war es doch keine seiner schlechtesten Regungen, die ihn fühlen ließ: hier auf dem Pferde Rücken sei er sicher vor manchem und ein Kerl, der sich vor keinem andern zu schämen habe. Setzte man beim Herrentennen seinen Hals ein, nun, so war das ehrliches Spiel, denn höher zählen als mit dem Leben kann keiner. Aber da drüben, da drunten in der üppigen versumpfenden Wildnis — brr —



ihm graute. Er neigte die Stirn bis tief zu dem Haarbüschel zwischen den Ohren des Braunen und flüsterte fast hörbar: „Gemloek, wenn du es wüßtest — bei Gott, zu solchen Wegen bist du zu gut . . .“

Flöre indessen glitt in lagenhaftem Behagen durch den dunkeln Garten, lagenhaft, nur daß ihr der jetzt leise und stetig rauschende Regen, den diese geschmeidigen Geschöpfe scheuen, wohlthat. Er drang ihr auf den Schultern durch das Kleid bis auf die Haut und kühlte so angenehm. Von dem Wetterleuchten, das hinten am Horizonte zuckte, merkte man in dem Laubschatten nichts; der Donner rollte nur fern ab, und sie in ihrem Leichtsinn achtete nicht darauf; auch den nächsten, der näher polterte, hörte sie kaum, während sie nun über den gepflasterten Hof schritt; und blinzeln in der Lampenhelle und verwundert sah sie nun im Zimmer endlich in die zornigen und zugleich ängstlichen Gesichter der Eltern: der Vater wenigstens war beides. Er fuhr sie auch heftig über ihr langes Draußenbleiben an, was aber wenig Eindruck auf sie machte. Wie gut er das an ihr kannte, diese üppige Rässigkeit, mit der sie sich jetzt in einen Stuhl warf, noch in der eben durchlofteten Viertelfunde lebend, während das, was man ihr sagte, ungehört an ihrem Ohr verhallte; ganz Flöre, wie sie so in dem Stuhle lag, mit den regenfeuchten schwarzen Haaren, die anlebend die gewölbte Form des Statuenkopfes zeigten, mit dem Schatten eines leichtfertigen Lächelns um die leicht bebenden verlüsterten Lippen!

Nach und nach, während eines bitteren Hin und Her von Reden zwischen Vater und Mutter, wurde Flöre endlich halbwegs aufmerksam auf den Gegenstand des Gesprächs. Ah, der Ulrich Wedekamp, der nun also wirklich und endgültig aus dem Nege gegangen war! In ihrer gegenwärtigen Verfassung lag Flören zwar an seiner Person nicht viel . . . Aber daß er sie so behandelte, nichts verlauten ließ auf jenen flehentlichen Brief von ihr — durfte ihm das wirklich hingehen? Zum Heiraten war er nicht zu haben — die vortreffliche Familie Boreisen konnte sich das nicht länger verhehlen. Sie wären aber nicht die gewesen, die sie waren, wenn schon dies sie zum Fahrenlassen ihrer Beute bewogen hätte. Klar war sich der Alte über die nächsten Schritte noch nicht, doch schwur er sich immer wieder, daß er dies alles dem Herrn Wedekamp heimzahlen wolle.

„Warum bist du denn heute so ganz besonders wütend auf ihn?“ fragte Flöre endlich ihren Vater so nebenher, während sie anfang ihr Haar loszuflechten, um das Wasser herauszuschütteln. „Hast du etwas gehört? Will er sich verloben?“

„Dumme Frage,“ fuhr sie der Vater an; „das wird er den Leuten nicht vorher auf die Nase hängen.“

„Nun, ich meine nur,“ sagte sie völlig gelassen und knöpfte jetzt die durchnässten Schuhe auf, „ob er sich besonders mit irgend einer abgiebt . . . Ich dachte, es wäre etwas derart, was ihm jetzt im Kopfe steckte . . . denn sonst: wenn man ihm Angst machte, er hätte mich auf dem Gewissen, so ist ihm das doch nie einerlei gewesen.“

Der alte Boreisen war ganz der Mann zum Auspionieren anderer: nur muß ein solcher sein Material auch erst einmal ungefichtet in den Kauf nehmen und es bleibt ihm überlassen, die Zuträgereien nach der Wahrscheinlichkeit zu gruppieren. „Es ist doch da,“ fuhr er jetzt unvermittelt auf Flörens letzte Worte fort, „die neue Lustkuranstalt, Falkenlust, ganz nahe an der Mühle; nun, die soll diesen Sommer recht besetzt sein, und da giebt es Damen, junge und alte — die, mit der er spazieren geht, was du ihm in deinem Briefe hast andeuten müssen, wird wohl auch dort wohnen. Zeit genug, sich den Millionär zu angeln, hat sie bei ihrer Kur wahrhaftig.“

„Es hat doch auch schon geheißt, er heirate gar nicht,“ brachte die Mutter nur eben über die verbissenen Lippen, während sie mit wütender Festigkeit strickte. „Ich glaub's auch nicht,“ sagte Flöre, jetzt aufstehend; die Mutter hatte ihr schon ein paar-mal geheißt, die nassen Kleidungsstücke abzulegen, ohne daß sie darauf gehört hätte. „Und weißt du was?“ mit ihrem kurzen, leichtfertigen Lachen, „dann kannst du mich ihm ja als Haushälterin anbieten. Das wäre er vielleicht zufrieden.“ Damit schlürfte sie hinaus.

Der Vater war mitten im Zimmer stehen geblieben und starrte ihr nach mit einem ganz eigenen Gesichtsausdruck, als gehe ihm da plötzlich eine neue Idee auf. Er hörte auch kaum auf seine Frau, als sie sagte: „Dies nimmt kein gutes Ende — ich kann das Mädchen nicht halten . . . ein Wunder ist's auch nicht, wenn sie auf allerlei kommt bei dem trostlosen Pierfiken. Die müßte schon zehn Jahre verheiratet sein.“

„Verdammtter Kerl,“ murmelte er da nur, was aber auch als Antwort auf ihre letzten Reden gelten konnte.

## 9.

Regnerische kühle Tage folgten dem Sommergewitter, das kürzlich die Herrschaft einer langen, schwülen Periode gebrochen hatte. Ulrich Wedekamp kam eines Nachmittags aus der Mühle in Rodenhut und alter Zoppe, so daß ihm der Regen nichts anhaben konnte; da sah er in kurzer Entfernung eine schlanke Dame in einem Regenrock und mit offenem Schirm vor sich hergehen, die demnach von der Ungunst des Wetters sich nicht abhalten ließ, ihre

Promenade zu machen. Am Gang erkannte er sie sofort und plötzlich fiel ihm ein, daß er ja über die Lipprandsche Angelegenheit neulich noch nicht mit ihr gesprochen hatte. Wie vom Himmel kam ihm der Gedanke; das war ein Anlaß, sie einzuholen, was er denn auch mit wenigen Schritten that, und sie noch einmal anzureden.

Fräulein Lucius schien nicht weiter überrascht bei dem Gruße, mit dem er jetzt von hinten an sie herantrat; vielleicht, daß auch sie den Tritt erkannt hatte. Befangen war der Mühlenbesitzer immer im Anfang dem klaren feinen Gesicht gegenüber, aber eine Art Desperation half ihm auch heute über die erste Verlegenheit hinweg, besonders da Thea ihn gleich verstand und sich erinnerte, als er ihr dorthat, wie er neulich zu ihr gewollt habe, sobald er erfahren, daß man sie zu beleidigen gewagt habe.

„O — beleidigt war ich nicht,“ sagte sie und kräuselte dabei die Lippen so in Erinnerung an die schimpfende Frau, daß er rasch fortfuhr: „Nein, Sie haben recht und ich drücke mich natürlich ungeschickt aus, wie immer: beleidigen kann eine Person wie diese Sie nicht, gnädiges Fräulein — aber sie hat Ihnen jedenfalls eine unangenehme Scene gemacht, wenn Sie genötigt waren, sie hinaus zu weisen, und das bedauere ich von Herzen . . .“

„Ah — woher wissen Sie das? sie selber muß es erzählt haben —“ sagte Thea rasch, nun doch peinlich berührt.

„Ja, und zwar mir selber; sie hatte die Unverschämtheit, von Ihnen zu mir zu kommen —“

„Sie wollte mich also bei Ihnen verklagen,“ sagte Thea lächelnd, jetzt wieder besserer Laune.

„Es war etwas derartiges —“ sie gingen nebeneinander weiter und er fühlte sich in diesem Augenblicke heiterer, wie ihm vorkommen wollte, als seit Jahren, so daß jetzt etwas wie ein knabenhaftes, belustigtes Lächeln unter dem Schnurrbart nur eben sichtbar wurde und ein Grübchen im Kinn erschien, das dem vollen Männergesicht einen sehr angenehmen Ausdruck gab. „Ich hatte sie schon abgewiesen, da ich nicht die Instanz für solche Beschwerden sei, da kam heraus, was bei Ihnen vor sich gegangen war, und da allerdings . . .“

„Nun?“ fragte Thea, zu ihm aufsehend, nicht ohne eine gewisse Besorgnis.

„Nun, da habe ich ihr den Standpunkt gründlich klar machen müssen,“ sagte Ulrich ausweichend. Ihm war eingefallen, daß es gefährlich sein könnte, dieser jungen Dame zu verraten, wie kräftig dem gemeinen Weib gegenüber seine Parteinahme für sie gewesen war. Vielleicht daß sie es doch ahnte, klug wie sie war. Er blickte von der Seite auf sie nieder und sah einen Zug wie von unbehaglichem Nachsinnen über der feinen Nase zwischen den klar ge-

zeichneten Brauen. „Ich hoffe, Sie haben seitdem über nichts mehr zu klagen gehabt, gnädiges Fräulein?“ fuhr er, nun schon weit weniger heiter und zuversichtlich, fort.

„Nein,“ sagte sie gekehrt, „wenn Sie die Lipprandschen Eltern meinen. Von denen habe ich zum Glück nichts mehr gehört.“

„Aber die Kinder? Die plagen Sie wohl mehr als erlaubt ist?“ Ihm sank immer mehr der Mut und das hörte man am Ton seiner Stimme. Sie antwortete gar nicht, sondern sah nur so merkwürdig ernsthaft geradeaus, und so setzte er mit einem hoffnungslosen Seufzer hinzu: „Natürlich . . . Sie sind der Sache überdrüssig . . . wie konnte es anders kommen. Solche ordinäre kleine Klagen zu finden, hatten Sie nicht erwartet.“

„Nun, das wäre dann nur meine Schuld gewesen,“ sagte sie, jetzt in eine Art Zorn auf sich selber geratend: sie hatte längst zu ahnen begonnen, daß sie mit dem Hierherkommen einen dummen Streich gemacht hatte. „Ihr Herr Frederking hatte mir die Sache beschrieben; wer hieß mich denn etwas Besseres erwarten?“

Darauf wußte er allerdings keine Antwort und alles, was er sonst hätte sagen können, erschien ihm so wenig am Platze, daß sie eine Weile stumm nebeneinander hergingen. Indessen war aber der Regen immer heftiger geworden und schlug ihnen, vom Winde getrieben, gerade entgegen, so daß Thea plötzlich sagte: „Ich glaube, ich kehre um, bei diesem Wetter —“

„Natürlich,“ sagte er hastig, ganz zerknirscht, als sei er schuld an dem Gusse.

„Sie haben ja auch noch nicht einmal einen Schirm, Herr Wedekamp,“ fuhr sie fort, wie zur weiteren Entschuldigung des Abbrechens dieser Promenade unter so ungünstigen Umständen.

„Ich? O, mir macht das nichts aus; ich bin wie sie sehen, darauf eingerichtet.“ Er hatte den Kragen der Jacke in die Höhe geschlagen und die Putzkrempe heruntergezogen und sah nebenbei so kräftig und tüchtig aus, daß die Idee, er sehe sich dem Regen aus, niemanden Unbehagen zu verursachen brauchte.

Sie hatte sich herumgedreht, er mit. Und er sprach immer noch nicht. Eigentlich begriff sie nicht, wie er sich neben ihr so gehen lassen konnte, wie man es nur bei viel vertrauterer Bekanntschaft thut, wo auch einmal eine längere Pause im Gespräch eintreten kann. Ihr Blick streifte sein Gesicht und erhaschte darauf gerade noch einen merkwürdig düsteren selbstvergessenen Ausdruck. Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, daß dieser reiche Mann trotz der „Weiber, Pferde“ u. s. w. nicht glücklich sei.

(Fortsetzung folgt.)











**Milchliebende Kaninchen.** Der Kuriosität halber geben wir im folgenden eine Mitteilung wieder, die Prof. Dr. Landois in einer Sitzung der „Zoologischen Sektion“ des Westfälischen Vereins für Wissenschaft und Kunst machte. Er erzählte nämlich, daß zwei, einem Landmanne in einem Dorfe bei Münster gebürtige Ziegen, auf zunächst völlig rätselhafter Weise in ihrem Milch-ertrage plötzlich ganz rapide zurückgingen. Als der Landmann durch dauernde Beobachtung des Stalles die Ursache hierfür zu ergründen suchte, fand er als Milchräuber — mehrere in demselben Stalle untergebrachte Papinlaninchen, die das Geschäft des Ausmelkens ganz kunstgerecht besorgten. Ähnliche Fälle sind bereits früher mehrfach beobachtet — auch Hasen sollen nachts auf der Weide befindliche Kühe ansaugen; deshalb sollen Tierliebhaber, die sehr oft Ziegen und Kaninchen zusammen halten, ein wachsames Auge auf diese eventuelle Milchfreundschaft haben.

**Die Aufbewahrung der Butter.** Selbst die vorzüglichste Butter verliert sehr bald ihren Wohlgeschmack bei falscher Aufbewahrung. Für letztere sind als leitende Gesichtspunkte aufzustellen: kühle Temperatur, Dunkelheit und Freiheit des Aufbewahrungsräumens von jedem Geruch. Ganz falsch ist es, die Butter häufig von einem dunkeln und kühlen in einen heißen und warmen Raum zu bringen. Man halte deshalb den Buttervorrat in einem besonderen Kellerraum und entnehme in diesem von ihr soviel, wie man täglich gebraucht. Auch auf der Tafel sollte man die Butter nie den warmen Sonnenstrahlen auslegen oder sie in die Nähe anderer stark riechender Speisen wie z. B. Käse, Schnittlauch u. dgl. stellen, da sie in hohem Maße und sehr schnell Gerüche anzieht.

**Flederneinigungsmittel.** Für 5 Pfennig Valvender-Spiritus, für 5 Pfennig Schwefelsäure, für 5 Pfennig Ammoniak werden mit  $\frac{1}{4}$  Liter Regenwasser gemischt und 24 Stunden hingestellt. Man kann, wenn man will, die Flasche mit obigen Ingredienzien auch 24 Stunden in die Erde vergraben. Nach diesem Zeitraum kann das Wasser zum Reinigen schwarzer Kleider gebraucht werden. Man entfernt die Flecke damit, kann aber auch eine alte Kleiderbürste in die Mischung tauchen und das ganze Kleid Strich für Strich damit abbürsten, denn auch die schwarze Farbe des Kleides wird durch obiges Mittel wieder aufgefärbt.

**Schwarze Nüsch, aus Zephyrwolle für's Morgenkleid zu stricken.** Material: Zephyrwolle und mittelstarke Stahladeln. 96 Maschen aufschlagen. 1. Nadel: glatt, 2. Nadel: 2 Maschen rechts, 2 Maschen links u. s. f. 3. Nadel: Vor den 2 glatten und vor den 2 geschränkten (links gestrickten) immer einmal umschlagen u. s. f. 4. Nadel: 3 Maschen rechts, 3 Maschen links stricken u. s. f. 5. Nadel: Vor den 3 links gestrickten Maschen einmal umschlagen und vor den 3 rechts gestrickten ebenfalls umschlagen u. s. f. 6. Nadel: 4 Maschen rechts, 4 Maschen links stricken u. s. f. 7. Nadel: Vor den 4 rechts gestrickten Maschen und den 4 links gestrickten je einmal umschlagen u. s. f. 8. Nadel: 5 Maschen rechts, 5 Maschen links u. s. f. 9. Nadel: Vor den 5 rechts gestrickten und den 5 links gestrickten Maschen einmal umschlagen u. s. f. 10. Nadel: 6 Maschen rechts, 6 Maschen links u. s. f. Die Nüsch wird nun mit silbernen Kraus-Gespinnst abgeantelt. Sie sieht reizend aus, ist auch sehr hübsch aus Crème-Zephyrwolle mit hochgelber Seide abgeantelt.

**Wie man gefrorenes Obst retten kann.** Bei Versenkungen von Obst im Winter sowie bei sehr großer Kälte in schlecht geschützten Kellern leiden die Früchte häufig Schaden vom Frost. In einem solchen Falle soll man nun nicht gleich die Hülse ins Korn und das Obst auf den Rebrichtbaufen werfen, denn im allgemeinen verträgt es einen mäßigen Frost viel besser, als man glaubt; natürlich darf derselbe aber nicht etwa 6° R. übersteigen haben. Übrigens schwankt diese Widerstandsfähigkeit auch sehr nach der Sorte. Gefrorenes Obst soll möglichst wenig mit den Händen berührt werden; man bringt es in einen Raum von etwa ein bis zwei Grad Wärme, so daß das Aufstauen nur ganz allmählich vor sich geht; denn möglichst langames Aufstauen ist die einzige Möglichkeit, es zum Gebrauch zu retten. Vielsach wird geraten, es zu diesem Zweck in kaltes Wasser zu thun. Das ist jedoch nicht empfehlenswert, denn in demselben geht die Erwärmmung zu schnell vor sich. Jedenfalls muß aber gefrorenes Obst schnell verbraucht werden, da es seine frühere gute Haltbarkeit doch verloren hat.

**Das Treiben der Tulpen in Töpfen** bleibt für den Blumenliebhaber eine der Hauptfreuden des Winters. Der Ersparnis halber werden oft unsortierte Zwiebeln gekauft, deren Namen und besonders deren Eigenschaft hinsichtlich spätem oder frühem Treibens man meist nicht kennt. Werden nun mehrere Knollen in einen Topf gelegt, so können sehr leicht früh- und spätreibende zusammenkommen, was dann später bei der Blüte sehr ärgerlich ist; deshalb sollte man unsortierte Tulpenzwiebeln nur einzeln in den Topf thun, noch besser aber färbt man, wenn man überhaupt nur Sortiments kauft.

## Humoristisches.

### Die vier Temperamente beim Rauchen.

Originalzeichnungen von Walter Caspari.



Der Phlegmatiker.

### Moderne Wanner.

Gefängnisdirektor (zum Sträfling, den er entläßt):  
„Hoffentlich höre ich von Ihnen nichts Schlechtes mehr?“  
— „Ach, haben Sie keine Sorge, ich werde ja sehr von unserem Konfessorium pensioniert!“

### Keiner Unterschied.

„Glaubst du nicht, daß ich der Mann noch bin, eine Millionärin zu kriegen?“  
— „Das müßte schon mehr eine — Millionärin sein!“

### Gedankensplitter.

Seltam: das von den Menschen am meisten gebrauchte und mißbrauchte Organ existiert nur in einem Exemplar auf der Welt, denn vom Mund kennt die Sprache keine Mehrheit.

Die Frau ist eine geborene Schauspielerin — kein Wunder dabei, daß sie ihren Mann als Rolle behandelt, die vor allem gehörig beherrscht werden muß.

Es geht in keiner Gesellschaft gemischter zu, als in anschließlicher Herrngesellschaft.

Der Weg zur Hölle ist nicht, wie das Sprichwort sagt, mit guten Vorsätzen, sondern mit schönen Entschuldigungen gepflastert.

### Widerlegt.

„Ist doch 'n rechter Tagebich!“  
— „Unfug: ich maue nur bei Nacht!“



Der Sangminister.



3.

**Übertroffen.**

„Ich sage Ihnen: meine Haare sind in einer Nacht grau geworden.“  
Student: „O ich bin schon öfters grau aufgewacht.“

**Nicht mehr nötig.**

„Du spielst ja jetzt fast garnicht mehr Klavier?“  
„Wozu auch? Ich bin ja verlobt.“

**Selbstverständlich.**

„Wie, Herr Meier, fünf Ihrer Töchter heiraten zugleich?“  
„Nu, was staunen Sie da? Wir sind ja eine En-gros-Firma!“

**Poshafte Frage.**

„Ich rate Ihnen: trinken Sie regelmäßig Apfelwein, davon bekommt man einen klaren Kopf.“  
„Trinken Sie denn Apfelwein?“

**Ihre Auffassung.**

Wirt: „Forellen im Kasten aufzubewahren, ist eine äußerst prekäre Geschichte.“  
Tourist: „Wieso?“  
Wirt: „Die Tiere freßen sich gegenseitig auf.“  
Touristin (junge Frau): „Küssen die aber verliebt sein!“

Der Melancholiker.

**Aus der Schule.**

Lehrer: „Wozu gebrauchen wir die Kartoffeln?“  
Schüler (Sohn eines Destillateurs): „Zum Kornschnaps machen.“

**Erklärt.**

„Was, Sie sind gestern früh 7 Uhr im Kolleg gewesen?“  
„Gewiß.“  
„Wie in aller Welt haben Sie das fertiggebracht?“  
„Ganz einfach: Durchgetriept.“

**Gedankenverbindung.**

„Komm schnell mit in die Kontitorrei herein!“  
„Aber, Kind, du wirst dich doch nicht vor dem Lieutenant fürchten?“  
„Nein, ich bekomme nur, wenn ich den sehe, immer gleich solchen Appetit auf — Windbeutel.“

**Ein kleiner Philosoph.**

Frihl (vor einer schweren Aufgabe sitzend): „Das Leben stellt doch große Aufgaben an uns!“

4.



Der Choleriker.

**Gedankensplitter.**

Auf dem Hofparletti gewährt nichts festeren Halt als ein geschmeidiger Rücken.

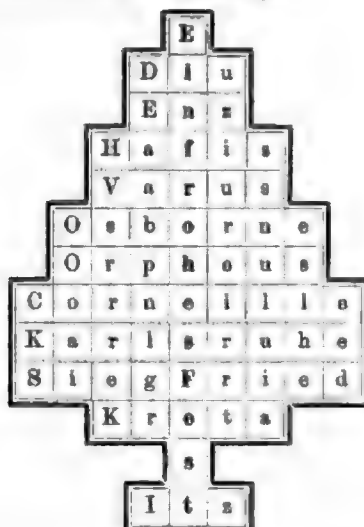
Es ist eine im Leben häufig angewandte Klugheitsregel, kleine Fehler zu belassen, um größere zu verdecken.

**Cicerone-Witz.**

„Dies hier, meine Herrschaften, ist die berühmte Metamorphosen-Büste des Bildhauers Jocini: treten Sie links zur Seite, sehen Sie die Züge Kaufmans und rechts die Greichens, stellen Sie sich direkt davor, erblicken Sie Mephistopheles; die Büste besteht also aus drei Häften.“

**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 8.**

Buchstabenrätsel: Ein frohes Fest!



Verwandlungsrätsel: Canton, Kantor, Kantel, Mandel, Marter, Malter, Rufter, Roskar, Woslan.

Weihnachtsrätselsprung:

Dicht rieseln vom Gezweig die Gloden,  
Und finster ragt des Forstes Wand,  
Da horch, wie leise rings die Gloden  
Erwachen weit im dunkeln Land! —  
Durch winterliche Lüfte schwimmen  
Heran die weichen Klänge sacht;  
O seid begrüßt, ihr Friedensstimmen,  
Ihr Boten der geweihten Nacht! —

Ob auch die Welt von Waffen dröhne,  
Vom nimmermüden Geisterstreit,  
Komm, Nacht des Heiles, und verböhne,  
Was rauh des Lebens Kampf entweilt!  
Komm, jeder Wunde Schmerz zu lindern  
Mit deiner reichen Trostesmacht,  
Und künde rings den Erdenkindern  
Die Liebe, die für alle wacht!

Reinhold Zuck.

Napoleon-Patience: In steigender Ordnung braucht keine Karte, in fallender muß Pil-Sieben in den „Keller“ gelegt werden.

Rätsel: Die Kerze. — Zweifilbige Charade: Wachsstock.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Bruno Karstens in Hamburg; Hermann Schinkel in Berlin; Anna Reinhardt in Leipzig; Emil Steyer in Bonn; Anna Hartleb in Groß-Lichterfelde; Dr. Bauer in Berchtesgaden.









am ersten Morgen an ihre Thür klopfte, um in ihrem Zimmer aufzuräumen, hatte sie bereits selbst alles darin in Ordnung gebracht und schob ihn an der Schulter über die Schwelle zurück. Der Kreide des Freiherrn bediente sie sich zum Verkehr mit dem „Unterthan“ nicht, doch die Art, in der sie ihn behandelte, war ebenso schweigsam und ihr Verfahren noch kürzer; sie richtete sich ihr beschränktes neues Leben selbständig ein, bedurfte keiner Beihilfe und wollte keine. So gut sich's machen ließ, brachte sie ihre feine Wäsche und ihre Kleider in den alten Kommoden und Schränken unter, aus denen sie zuvor Staub und Spinnweben von langen Jahren herauslehrte; eine bei ihr überraschend umsichtige Fürsorge war's und eine Arbeit, die man ihren weißen aristokratischen Händen nicht zugetraut hätte. Aber unverkennbar regierte in ihrem Kopf ein Wille, der sich in das, was er bezweckte, von Abneigung und unangenehmen Empfindungen nicht dreinreden ließ. Auch ihr Reitpferd hatte sie bei dem finanziellen Zusammenbruch mit eingebüßt und gleicherweise ihr elegantes Boot. Statt dessen lag am Uferende des verwilderten Gartens nur ein regenverwaschener, halb morscher Rahn, ihr ein Fahren auf dem See zu ermöglichen. Doch auf den äußerlichen Unterschied der Fahrzeuge kam's ihr nicht an, sondern daß der alte Rachen für ihre Zwecke benutzbar war. Sie schöpfte am ersten Tag das in ihm angesammelte Wasser aus, setzte geschickt die abgebrochenen Ruderplöße in stand und gab ihrer Neigung nach, in der Morgenfrische und abendlichen Kühle stundenlang auf dem Wasser zuzubringen, wo sie häufig sich die Zeit mit Angeln verkürzte; meistens brachte sie davon guten Fang mit zurück, der ihrer Gflust an dem länglich bestellten Tisch Klein-Wartenbels zu statten kam. Natürlich ruderte sie nicht in die Nähe des Schlosses, aus dem sie von der Kaufmannstochter vertrieben worden, aber von den Fenstern des Herrenhauses aus erschien's oft, als schwimme in der Ferne eine große weiße Wasserrose auf der spiegelnden Fläche.

Wenn dies geschah, stand gemeiniglich Manhart Osterling auf einem Platz, der frei über den See hinausbliden ließ, und hielt die Augen nach dem hellen Glanzpunkt gerichtet, bis dieser ans Ufer zurückkehrte und dort verschwand. Zumeist blieb die Entfernung zwischen ihm und dem Boot so groß, daß außerordentlich starke Sehkraft erforderlich sein mußte, um vom letzteren aus noch eine menschliche Gestalt unterscheiden zu können; trotzdem trat er einigemal erschreckend plötzlich hinter eine Deckung zur Seite, weil ihn ein Gefühl überkam, er werde wahrgenommen und erkannt. Er konnte nicht ins klare darüber kommen, ob er dies scheue oder wünsche; sein verworrener Geisteszustand dauerte fort, benahm ihm alle Einsicht in sein eignes Selbst, was

er wollte und sollte. Es trieb ihn, der Einladung des Freiherrn von Barrentrap Folge zu leisten, aber er lehrte jedesmal wieder um, wenn das Dach von Klein-Wartenbel durch das Baumgeäst vor ihm auftauchte. Der Baron von Wenkstern wie dessen Tochter mußten in ihm ein Werkzeug des Senators sehen, ihn als mitthätig und -schuldig an der ihnen widerfahrenen Verraubung halten, und er bangte vor der vornehm-mißachtenden Miene zurück, mit der sie ihn empfangen oder wahrscheinlich den Blick stumm von ihm abdrehen würden. Sie kannten ihn nicht, sahen nicht in ihn hinein, daß er sein Leben freudig dafür hingeben würde, sie wieder in den Besitz des Gutes und Schlosses setzen zu können. Das war ein Traum, den ihm jede Nacht brachte, nüchterne Rechnungsthätigkeit und phantastische Abenteuer bunt durcheinander mischend. Er saß an seinem Comptoirpult, rastlos auf großen Bogen gewaltige Geldsummen zusammenzählend, danach kämpfte er mit einem drachenartigen, das Gesicht des Senator Willens drohend gegen ihn vorredenden Ungeheuer, und wie er diesem den Kopf vom Rumpf abschlug, zog Undine von Wenkstern, ganz von einem goldenen Mantel umstrahlt, wieder in Groß-Wartenbel ein. Aber dann schlug er die Augen auf, die Morgensohne war's, die ihm flammend auf die Lider gefallen, und seine Rechnung und sein Todesmut zergingen als ein inhaltsloser und sinnloser Traum.

Um sich die langen Sommertage auszufüllen und seine Gedanken abzulenken, that er, was ihm anbefohlen worden, begleitete den Verwalter hierhin und dorthin, unterrichtete sich in Scheunen und Ställen, Feld und Wald über die praktische Ausübung der Landwirtschaft. Auch das stand in gewisser Weise mit seinen nächtlichen Traumgesichten in Verbindung; er stellte sich beständig den Tag vor, an dem der Baron von Wenkstern hierher zurückkomme, und daß er dann befähigt sei, die praktische Leitung des Gutes zu übernehmen, sein ganzes Leben auf diesem zuzubringen. Fraglos ward der Verwalter dann entlassen; er verachtete ihn tief, einen Menschen, der sich ohne Widerstreben vom Edlen zum Gemeinen erniedrigt hatte, bereitwillig in den Dienst des Senators übergetreten war. Aber seine Kenntnisse konnte er deshalb doch von ihm bereichern lassen, das vollbringen, weshalb er sich hier aufhalten sollte, freilich mit sehr anderem Zweck und Ziel vor sich, als der Inhaber der Firma Christian Willens es im Auge hielt. Diese letzte Vorstellung besonders entzündete einen heftigen Verneiser in ihm, und dazu gewann er auch unvermerkt von Tag zu Tag ein Interesse an seiner neuen Beschäftigung. Der Gegensatz seiner jetzigen Lebensführung zum vorgebüchten Sitten im dunklen, dumpfen Ratrepelcomptoir war ein gewaltiger, seine Gesichtsfarbe bezeugte

schon nach kurzem, die täglich vielstündige Bewegung in der freien Luft thue ihm körperlich in hohem Grade wohl. Er selbst fühlte dies und daß in Bezug auf ihn der Senator sich wieder verrechnet habe. Jedenfalls verfolgte der letztere die Absicht, ihn hier durch ungewohnte leibliche Anstrengungen zu erschöpfen, seine zur Selbständigkeit aufgewachsene Willenskraft wieder zu unterjochen. Doch dafür hatte er das am wenigsten geeignete, gerade das Gegenteil erzielende Mittel ausgewählt.

Eine unverhoffte Annehmlichkeit bildete für Manhart, daß er jedes Zusammenseins mit der Tochter des Senators enthoben blieb. Das Frühstück, wie das Mittag- und Abendessen erhielt er in seiner Stube, kam so den ganzen Tag hindurch nicht mit Margret Willens in Berührung. Allerdings lag auch Kränkendes darin, das von ihr beabsichtigt ward; er war ein Bediensteter, den die hochmütige neue Schlossherrin nicht bei sich am Tisch haben wollte, und ihr Verhalten mußte um so mehr verlegen, als Daniel Wollenweber beständig die Mahlzeiten mit ihr teilte, der an geistiger Bildung unzweifelhaft weit hinter dem vom Tisch Ausgeschlossenen zurückstand. Aber das hatte er nach seinem letzten Benehmen gegen sie in der Stadt vorher erwarten müssen und konnte es ertragen, ohne sich davon berührt zu fühlen, da er's selbst so gewollt. Im Gegenteil, nachträglich steigerte sich noch seine Befriedigung über die damals von ihm verübte Ungezogenheit, denn sie trug ihm jetzt diesen Vorteil unbeschränkter Freiheit ein. Im Haus und Park vermochte er der Tochter des Senators leicht auszuweichen, zumal sie selbst ihm mit dem gleichen Bestreben entgegenkam. Wenn der Zufall sie in seinen Weg führte, brauchte er nicht abzubiegen; sie that dies bereits aus ziemlicher Entfernung, in unauffälliger Art, doch wiederholt; es blieb kein Zweifel, daß sie seine Gesinnung gegen sie genau kenne und sich der Geringschätzung seines notgedrungenen Grußes und Blickes nicht aussetzen wolle.

Nach und nach machte sich Margret mit der Thatfache vertraut, das herrliche Besitztum, auf dem sie gegenwärtig lebte, gehöre wirklich ihr oder vielmehr ihrem Vater, denn daß sie es von ihm zum Geschenk erhalten, konnte sie nicht ernst nehmen. Für sie war's ein über jedes Einbildungsvermögen löstlicher Landaufenthalt, den seine Fürsorge für ihre Gesundheit ausgesucht, und sie gab sich Mühe, als von ihm eingesezte Verwalterin dem Hauswesen so umsichtig wie's ihr möglich fiel, vorzustehen. Um dies zu können, mußte sie überall die Augen offen halten, sich nach vielfachen Richtungen Belehrung sammeln, und das that sie mit einer über ihr jugendliches Alter hinausgehenden ruhigen, zielbewußten Sicherheit. Es machte ihr Freude, täglich im stillen zu

lernen, Einsicht und eignes Urteil über alles zu gewinnen, ihre Stellung den Dienstboten gegenüber zugleich mit Freundlichkeit und Festigkeit zu behaupten. Was der Senator ihr zugemutet hatte, war eigentlich zu viel, das Zurechtfinden und Bewältigen der häuslichen Aufgaben von einem so jungen Mädchen kaum zu erwarten. Aber sie trug augenscheinlich in ihrem stillbedachten Wesen ein Erbteil von ihrer Mutter, das ihr beste Beihilfe leistete und instinktiv über jede Unerfahrenheit und Schwierigkeit hinweghalf; eifrig trachtete sie danach, daß ihr Vater bei einem Besuch alles in richtigem Gang und tadelloser Ordnung antreffen solle. Nur bezüglich Manhart Osterlings war sie sich nicht klar, ob sie das Richtige getroffen habe. Sie hatte wohl empfunden, es werde ihm angenehmer sein, wenn sie ihn nicht nötige, mit ihr am Tisch zu sitzen, doch sie schwankte manchmal, ob sie ihn nicht dennoch durch Daniel Wollenweber wenigstens dazu auffordern lassen solle. Es mußte etwas Herabsetzendes für ihn haben, die Mahlzeiten allein in seiner Stube aufgetischt zu erhalten, und wenn er es auch darauf ab sah, sie durch sein Benehmen zu kränken, wollte sie's ihm doch nicht mit Gleichem vergelten. Sie wußte, daß er wider seine Neigung zum Kaufmann geworden war; als Knabe noch und als ihr zeitweiliger Spielgenosse hatte er es ihr öfter mit Thränen geklagt, und wenn ihr sein Betragen gegen sie auch nicht begreiflich war, fand sie doch eine Entschuldigung dafür in dem Mißmut, den seine Stellung ihm einflößte. Unbemerkt war sie mehrfach Ohrenzeugin gewesen, daß ihr Vater ihn mit ausnehmender Strenge behandelte; das hatte ihr jedesmal leid gethan, da es sie eigentlich unverschuldet bedünkte, so daß sie sich schon als Kind vorgenommen, ihm später das erlittene Unrecht durch Freundlichkeit gut zu machen. Dazu hätte sich jetzt Gelegenheit geboten, aber im letzten Jahr war's anders geworden, als sie früher gedacht. Warum, ließ sich nicht verstehen, sie trug keine Schuld daran, oder höchstens, daß sie bei einer Begegnung mit ihm im Hause nicht mehr wie sonst stehen geblieben und ihn angesprochen hatte. Das entsprang durchaus nicht aus unfreundlich veränderter Gesinnung, sondern war unvermerkt entstanden, ihr erst zum Bewußtsein gekommen, als sein Verhalten gegen sie sich geistlich unartig und beleidigend gezeigt. Seitdem hatte sie natürlich vermieden, mit ihm zusammen zu treffen, ihn auch nicht mehr angeblickt, denn sie wollte ihm nicht die Widerwärtigkeit bereiten, sie grüßen zu müssen. So war's besser, daß sie den Gedanken fallen ließ, ihn zum gemeinschaftlichen Mittag- und Abendessen aufzufordern. Und auch von dem, was ihr einmal durch den Sinn gegangen, die Meinung des Onkel Daniel darüber zu befragen, nahm sie Abstand. Am richtigsten

blieb's so, wie sie es aus ihrem ersten Gefühl heraus eingerichtet hatte; der Alte hätte das, um was es sich handelte, doch nicht zu beurteilen vermocht.

Von den bisherigen Bewohnern des Schlosses wußte Margret nichts, hatte höchstens früher einmal ohne irgend ein Interesse ihren Namen gehört und bei der Ankunft auf Groß-Wartenbel in der Betäubung der ersten Augenblicke kaum etwas von ihnen gesehen. Nun indes erwachte in ihr eine menschliche Teilnahme an denen, die hier ein zauberisches Dasein geführt und genötigt gewesen, das herrliche Gut zu verlaufen und zu verlassen. Wenn auch kein Vorwurf gegen ihren Vater, wie Wollenweber ihn stumm in sich zurückgepreßt, so regte sich in ihr doch ein Mitgefühl, das sie veranlaßte, bei dem Alten Erkundigung über die vormaligen Besitzer einzuziehen. Viel weitere Auskunft wußte er freilich ebenfalls nicht zu geben, als daß der Baron von Wenkstern mit seiner Tochter in das Haus seines Stiefbruders, des Freiherrn von Barrentrap, drüben auf dem ehemaligen Vorwerk Klein-Wartenbel hinübergezogen sei. Aber seine Anschauung vom ersten Tag hatte Daniel Wollenweber merkwürdig verändert, denn er schloß seine Antwort: „Nein, Fräulein Margret, um die brauch't's Ihnen nicht leid zu thun, die haben's nicht anders verdient. Der Herr Senator hat wahr-scheinlich ganz recht gehabt, wie er's angestellt und das Gut für Sie gekauft hat — ich meine, die Gelegenheit durfte er sich, weil er Kaufmann geworden war, nicht entgehen lassen, und kein Mensch, der sich darauf versteht, kann ihm das verdenken. Das verstand sich ja bei dem Herrn Senator von selbst, wie immer bei allem, was er thut, bloß daß man erst die Augen richtig offen haben muß, um zu begreifen, was er damit vorhat. Das lassen Sie also nur, Fräulein Margret, zu glauben, dem Baron von Wenkstern wär' was Ungerechtes geschehen, der hat selbst an allem die Schuld ganz allein und hätte eigentlich schon lange vorher, ehe Sie noch zur Welt gekommen sind, das Gut verlaufen müssen. Das wär' in Einem ja freilich schade gewesen, denn dann wären Sie jetzt nicht die Herrin darauf.“

Auf das Zusammensein mit dem Alten am Mittag und Abend freute Margret sich, wenn sie auch zuweilen nicht umhin konnte, einen Mangel dabei zu empfinden. Nicht was das Gemüt des Onkel Daniel anging, aber seine geistige Bildungsstufe war nicht gerade hoch zu nennen. Daraus ließ sich ihm gewiß kein Vorwurf machen, wie hätte er zu einer anderen gelangen sollen? Er war aus niederem Stand, ein halbes Jahrhundert lang Faktotum der Firma Christian Willens gewesen und bisher niemals hinter seinem Ladentisch weggekommen. Manhart Osterling stammte freilich auch aus einer Handwerkerfamilie, doch er hatte von Kindheit auf den

Trieb in sich gehabt, zu lernen und studieren zu wollen und, als ihm dies durch die Umstände nicht möglich geworden, sich doch eifrig durch Selbstunterricht weiter gefördert; Margret wußte es von seinen Eltern, die sie früher manchmal in der kleinen Dachwohnung besucht hatte. Indes zu wissen brauchte man's nicht, merkte es seinem Sprechen und allem an, er sei geistig etwas anderes, als der Onkel Daniel. Bei dem ließ sich nicht vorstellen, daß er in seiner Jugend einen Drang nach höherer Ausbildung gehabt habe; die beiden konnten eben nicht verglichen werden, weil sie als Menschen ja überhaupt voneinander völlig verschieden waren, die Abkunft aus ähnlichem Stand hatte damit nichts zu thun, die innere Natur machte den Unterschied. Übrigens sah auch äußerlich niemand Manhart Osterling den Drechslersohn an, man hätte im Gegenteil gar nicht daran gezweifelt, er müsse aus einem gebildeten Hause sein. Nur seine Haltung und seine Bewegungen hatten vordem etwas nicht recht Sicheres, ein bißchen Schüchtern-Einkisches gehabt; aber das war vollständig vergangen, darin hatte er sich in den letzten Monaten noch vorteilhaft verändert, denn ein freies auf sich selbst vertrauendes Wesen war ihm eigen geworden und stand ihm gut an, sogar wenn es etwas zur Überhebung ausartete. Onkel Daniel dagegen behielt immer das Fügsame, Untergeordnete, dachte bescheiden-gering von sich, wie er's jedenfalls von Kindheit auf so beständig gleich gethan. Das entsprang eben seiner andersartigen Natur und wohl auch der mit ihr verbundenen engeren geistigen Veranlagung. Aber allerdings viel liebenswürdiger war's und gab dem täglichen Zusammenleben eine erfreuliche Sicherheit, wenngleich die Unterhaltung das vermiffen ließ, was Margret manchmal gern gehabt hätte. Denn über praktisch-verständige Dinge und Ratschläge ging der Gesichtskreis Daniel Wollenwebers nicht weit hinaus.

Doch kam eines hinzu, daß er manches noch wußte, wovon sie nur eine dunkle oder eigentlich gar keine Vorstellung besaß, da sie von niemandem im Hause etwas darüber erfuhr; was ihr Vater nicht mitteilte, blieb ihrem Wissen verschlossen, sie war von je gewöhnt, nicht selbständig Fragen an ihn zu stellen. Besonders aber kam ihr öfter in die Gedanken, daß sie einen Bruder habe oder gehabt habe; seiner deutlich erinnern konnte sie sich kaum mehr, sie war noch zu jung gewesen, als sie ihn zum letztenmal mit Augen gesehen, und er um zu viel älter als sie, um ein geschwisterlich-kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen entstehen zu lassen. Daß es mit seinem plötzlichen Verschwinden aus dem Hause eine eigentümliche Verwandtnis gehabt haben müsse, unterlag keinem Zweifel, da sein Name seitdem nie mehr ausgesprochen werden durfte;



das war ihr als Kind nicht schwer gefallen, denn sie hatte nicht mit dem Herzen an ihm gehangen und ihn eigentlich bald völlig vergessen. Erst in späteren Jahren tauchte er ihr wieder im Gedächtnis auf, so daß sie sich einmal, im Grunde nur aus einer Art Neugier, bei Manhart Osterling nach ihm erkundigte; doch der wußte nicht mehr, als sie, da er erst nach dem Verschwinden des Senatorsohnes aus dem väterlichen Hause als Lehrling ins Comptoir gekommen. Auch der Onkel Daniel antwortete ihr um die Zeit auf eine Frage nur, mit der Schulter zuckend: „Das weiß niemand, Kind, als dein Herr Vater, und wenn der's dir nicht sagt, brauchst du's wohl auch nicht zu wissen.“ So hatte Margret ihren Wunsch wieder aus den Gedanken verloren und, wenn derselbe ihr dann und wann neu aufgetaucht war, sich damit zufrieden gegeben, keine Auskunft über das, was sie innerlich nicht weiter berührte, erhalten zu können. Erst beim Reiferwerden ihrer Vernunft drängte sich's ihr als Unnatürlichkeit auf, daß sie nichts von dem Verbleiben ihres Bruders wisse, und sie erklärte es sich damit, er sei wahrscheinlich wie ihre Mutter seit langem tot, deshalb werde sein Name im Hause nicht mehr genannt. Aber jetzt auf Groß-Wartenbel kam sie zum Überdenken von manchem, was in der Stadt nur flüchtig und undeutlich an ihr vorübergezogen war, und eines Abends, als der Tisch abgeräumt worden, doch der Alte noch bei ihr sitzen geblieben, fragte sie: „Wann ist mein Bruder Roland eigentlich gestorben, Onkel Daniel?“

Die Frage kam diesem völlig unerwartet, er hob den Kopf empor und wiederholte: „Gestorben — ist er denn gestorben, Fräulein Margret? davon weiß ich gar nichts — und ich glaube, der Herr Senator, wenn der's wüßte, hätt' es mir — ja, besser wär's wohl und wünschen sollt' man's eigentlich. Daran brauchen Sie aber nicht weiter zu denken, Fräulein Margret; warum kommen Sie denn heute gerade dazu?“

Doch ihr Denken war darauf geraten und seine nicht ganz bedachte Antwort nicht gerade geeignet, sie davon abzubringen. So versetzte sie: „Wenn er noch lebt, wo hält er sich denn auf und weshalb kommt er nie wieder? Ich bin doch seine Schwester und es kommt mir sonderbar vor, daß ich gar nichts von ihm weiß. Sie könnten's mir sagen, Onkel Daniel, ich seh's Ihnen an und bin doch kein Kind mehr, sondern sollte es wissen. Zu Hause wird nicht von ihm gesprochen, aber wir sind hier ja nicht in der Stadt, vielmehr“ — es stand ihr hübsch, wie sie leicht dabei lächelte — „auf meinem Grund und Boden, und zu schweigen habe ich auch gelernt.“

Daniel Wollenweber räusperte sich etwas unschlüssig. „Nein, das sind Sie ja nicht, kein Kind mehr, Fräulein Margret — und Sie sehen's mir

an, sagen Sie — dafür kann ich aber doch nichts. Freilich recht haben Sie ja eigentlich damit und auch daß wir hier nicht im Hause des Herrn Senators sind, sondern in Ihrem eigenen. Denn daß es Ihnen wirklich zugehören soll, ist gewiß sein Ernst, dazu hat er's gelaufen, das versteh' ich jetzt ganz genau. Bloß weil der Herr Senator Ihnen nie etwas gesagt hat — ich glaube, in der ganzen Stadt sind Sie's allein, die nichts davon weiß, von allem, mein' ich — so müßt' ich mich schon sicher darauf verlassen, daß Sie sich nichts merken ließen. Aber die Geschichte ist doch wohl zu lang und besser, daß ich nicht erst von ihr anfangen.“

Das war wieder möglichst ungeeignet, Margret zu einem Beipflichten zu veranlassen. Doch sie trug ihr Teil angeborener weiblicher Klugheit und, was den Alten anging, auch Menschenkenntnis in sich verborgen und hatte, wenn's ihr auf etwas ankam, ihn schon von Kindheit auf damit zu nehmen gewußt. Gleichmütig erwiderte sie deshalb nur: „Ja, wenn's Ihnen zu lang ist, Onkel Daniel, sollen Sie sich um meinetwillen nicht bemühen. Es fiel mir nur heute grad ein, aber so viel liegt mir nicht daran, und wahrscheinlich könnten Sie mir auch das, was ich wissen möchte, doch nicht sagen.“

Nachhaltiger aber vermochte Daniel Wollenweber an dem innersten Kern und Stolz seiner Existenz nicht angefaßt zu werden, und ihm flog aus dem Mund heraus: „Wenn einer in der Stadt sagen kann, Fräulein Margret, was seit fünfzig Jahren im Haus der Firma Christian M. Willens vorgekommen ist — dann ist es natürlich der Herr Senator, das versteht sich — aber ich bin doch ein gutes Stück mehr bei Jahren, als er, und wie er noch in der Wiege lag, kannte ich schon seinen seligen Herrn Vater und wußte ganz gut, was ich von ihm zu halten hatte. Der war herrisch und furchtbar jähzornig, mit Verlaub zu sagen, wie er's 'mal so von der Natur mitbekommen hatte, und ließ sich kein Wort dreinreden in das, was er nun einmal meinte und dachte — ganz anders als unser Herr Senator, wenigstens vormalig — und davon rührte das ganze Unglück her. Freilich allein wohl nicht, denn unser Herr Senator war viel zu stolz, um Anstrengungen zu machen, daß man ihm glaubte, und so kamen zwei harte Steine gegeneinander.“

Da waren die Schleusen der redseligen Neigung des Alten, wie's Margret voraus erwartet, unvermerkt von selbst aufgegangen, und aus ihnen entfloß zuvörderst die Geschichte der Geldentwendung, deren Rudolf Willens in seiner Jugend beschuldigt worden. Aus dem, was derselbe seit vielen Jahren bei verschiedenen Anlässen mitgeteilt, konnte Wollenweber den ganzen Hergang zusammensetzen, an dem das hauptsächlichliche ausmachte, daß der junge Student

heimlich mit der Tochter des Herrn Hartlieb Wernsen verlobt gewesen war und sie nach den ihr zur Kenntnis gelangten Verdächtigungsgründen auch an seine Schuld geglaubt hatte. Seiner Braut gegenüber wollte er keiner weiteren Rechtfertigung als durch ein kurzes Wort bedürfen; da dies bei ihr nicht ausgereicht, lag ihm an der Meinung aller übrigen nichts mehr. Auch dem blindheftigen Ausbruch seines Vaters begegnete er mit der nämlichen zugleich stolzen und gleichgültigen Unempfindlichkeit, richtete sein Trachten einzig darauf, in weiter Ferne unter fremden Menschen sich aus eigener Kraft ein neues, selbständiges Leben zu schaffen. Das gelang seinem Willen, und anderes, das Beste fand er dazu, eine Lebensgefährtin. Eine Wahl ursprünglich nicht aus Herzensdrang war's, doch als er ihr, nichts an der auf ihm ruhenden Verdachtslast abschwächend, sagte, weshalb seine Braut von ihm gelassen, sein Vater ihn über den Ocean fortgeschickt habe, antwortete sie: „Ich hätte in deinen Augen gesehen, daß du's nicht gethan.“ Das war die Sprache der Liebe, wie sie nach seinem innersten Gefühl sein mußte, um sich als echt zu kennzeichnen, und sie hatte auch in ihm Liebe geweckt und so hatte der Augenblick sein Lebensglück begründet. Selten wohl war auf der Erde eine Ehe so im tiefsten beglückend gewesen, als die, welche er mit der einzigen geschlossen, die nicht Beweise verlangt, um an seine Rechtschaffenheit zu glauben. In dem dunklen Rattepelhause hatten sie miteinander wie auf einer kleinen, friedvoll-sonnigen Insel gelebt, rings umgeben von heimlich raunendem und redendem Wellengemurmel, von Zungen, die hinter ihrem Rücken wisperten und zischelten. Denn nach dem Brauch der Menschheit befand sich niemand in der Stadt, der nicht von der Jugendschuld des neuen Inhabers der Firma Christian Willens überzeugt war, weil's dem allgemeinen Verlangen entsprach, es sein zu können. „Das aber,“ sagte Daniel Wollenweber, sich einmal rasch mit der Hand über die Augendeckel fahrend, „bekümmerte den Herrn Senator auch nicht ein kleines bißchen, so lang als die selige Frau Senatorin lebte.“

Stumm, nur mit großblickenden Augen hatte Margret Willens zugehört, von allem dem zum erstenmal in ihrem Leben etwas vernommen. Aber es erhellte ihr manches im Wesen ihres Vaters, das sie von Kleinauf nicht begriffen; nachdenkend, wie der Alte schwieg, sah sie eine Weile, eh' ihr über die Lippen kam: „Wer war denn wirklich der Schuldige und hat meinen Vater in den schändlichen Verdacht gebracht?“

„Ja, schändlich war's gewiß, ganz niederträchtig!“ Wollenweber entfuhr's hörbar aus innerstem Vollgefühl, doch danach machte er eine kleine Pause, eh' er hinzusetzte: „Wer's gethan hat, davon hat

keiner jemals was erfahren und nützt es gar nichts, daß Sie danach fragen, Fräulein Margret. Dem Herrn Senator war das damals ja ganz gleichgültig, und so wird er sich darum jetzt gewiß auch nicht mehr bekümmern. Und ich kann ja natürlich am allerwenigsten davon wissen, denn wenn er etwas glaubt, so hat er mir wenigstens nie ein Wort davon gesagt, und ich habe ja auch selber von all' den Leuten keinen einzigen gekannt.“

Margret gingen die Gedanken im Kopf durcheinander, sprangen hin und her. Einer machte sie sehr glücklich: So hatte ihr Vater ihre Mutter geliebt, und ihr dies herrliche Gut geschenkt, weil sie die Tochter seiner Frau war, die selbst er nicht mehr damit erfreuen konnte. — Nein, sie hätte sicherlich auch nicht geglaubt, daß er etwas Unrechtschaffenes begangen haben könne; dazu brauchte man, wie's ihre Mutter gesagt, einem Menschen nur in die Augen zu sehen. — Aber ihr war's nicht gleichgültig gewesen — darin begriff sie ihren Vater nicht — sie würde nicht gerastet haben, ausfindig zu machen, von wem der schändliche Verdacht hergerührt, um den Urheber —

Da sprang etwas anderes ihr dazwischen, sie hob den Kopf und fragte: „Wie sind wir darauf — ja so, Sie wollten mir von meinem Bruder sagen, Onkel Daniel, und sind ganz davon abgekommen.“

„Nein, das eigentlich nicht, Fräulein Margret, bloß daß es vorher notwendig war, damit Sie's verstehen können, sonst ging es nicht gut.“ Der Alte machte eine kurze Pause — „Das heißt, davon hat der Herr Senator mit mir nicht so geredet, sondern ich habe es mir so zusammengebacht; das konnte ich ja am Ende, denn mit angesehen hab' ich ja so allerlei davon. Und da bin ich der festen Meinung, daß es auf die Weise gekommen ist: Der Herr Senator war als ein junger Mensch von seinem seligen Vater immer zu streng gehalten worden und hatte niemals seine Freiheit und in der Jugend rechte Lebensfreude, was man so heißt, haben können. Das wollte er, sollte sein Sohn besser haben, und so ließ er ihm in allem seinen Willen und sein Vergnügen, weil er meinte, einer guten Menschennatur müßte das am allerbesten thun. Das hätte ja auch sein können, und bei Ihnen, Fräulein Margret, wär' es gewiß so richtig gewesen, aber jedesmal trifft es doch nicht zu, denn die Menschen kommen wohl von Haus aus ganz verschiedenartig zur Welt, sogar von der gleichen Mutter und dem gleichen Vater. Und dem jungen Herrn Roland bekam es mit seiner großen Freiheit und dem vollen Vertrauen auf ihn nicht gut — er hatte vermutlich als Student viel Schulden oder sonstiges gemacht — ich weiß nicht ganz, wie ich es sagen soll, Fräulein Margret, denn er bleibt ja immer Ihr leiblicher Bruder, aber Sie

wollten es gerne wissen, und das muß im Grunde doch auch einmal sein. Und wie er so eines Frühlings in den Ferien nach Hause kam, da that er das wirklich, was man seinem Vater bald dreißig Jahre früher falsch nachgesagt hatte. Eine große Summe war's, die er aus dem Kassenschrant wegnahm, denn für ihn war ja nichts abgeschlossen — Gott Lob und Dank, hätte ich beinahe gesagt, daß die selige Frau Senatorin das nicht mehr miterlebte, und Sie waren ja noch zu klein, Fräulein Margret, etwas zu begreifen. Aber ein Irrtum konnte diesmal nicht dabei sein, denn der Herr Senator kam zufällig unvermutet schneller in seine Stube zurück, und der junge Herr Roland konnte nicht anders, als es zugeben. Mir wird's noch ganz heiß, Fräulein Margret, wenn ich wieder dran denke —“

Daniel Wollenweber zog sein rotbaumvolles Taschentuch heraus, fuhr sich damit einmal übers Gesicht und sprach, ein klein wenig mit der Zunge anstoßend, weiter: „Denn Sie müssen wissen, Fräulein Margret, daß ich dem Herrn Senator just was auszurichten hatte und grad' vor seiner Thür stand — ich meine, darum hörte ich, was drinnen lauter als sonst gesprochen wurde. Nicht als ob der Herr Senator blindlings aufgebracht geredet hätte, wie sein seliger Vater in der nämlichen Stube damals mit ihm — was er sagte und wie, kam bloß aus einem tiefen Kummer in ihm, und vielleicht, daß er in dem Augenblick auch ein Gefühl davon bekam, daß die zu große Freiheit, die der aufwachsende Sohn gehabt, wohl nicht ganz das Richtige gewesen wäre, so daß er selber ein bißchen von Schuld mit daran gehabt hätte. Und darum glaub' ich beinahe, die Sache würde noch gar nicht so böß abgelaufen sein, wenn der junge Herr Roland nur bloß nicht — aber das gab ihm ein richtiger böser Geist auf die Zunge, daß ich ihn laut sagen hörte: „Du hast ja auch dasselbe gethan, Vater, als du jung warst, so darfst du dich nicht wundern, daß ich —.“ Mehr hab' ich nicht gehört, Kind, ich hielt mir vor Schreck beide Ohren zu, denn ich wußte, was Unglücklicheres konnte er zu seiner Verteidigung nicht herausbringen und danach mußte was sehr Schlimmes geschehen. Das kam dann ja auch, denn die Thür flog auf, ich hatte kaum mehr Zeit, mich ins Dunkle an die Wand zu drücken, und der junge Herr Roland kam auf die Diele heraus — ich kann's nicht anders heißen, als wie ein Betrunkener, dem die Beine unter ihm weggehen wollen — und seit dem Augenblick hat kein Mensch ihn im Hause wieder gesehen. Durch die ausgebliebene Thür sah ich aber noch den Herrn Senator mit einem Gesicht, davon machst du dir gar keine Vorstellung, Kind, viel weißer noch als Kreide, daß mir beinahe der Herzschlag still stand, und wie ich auf den Beinen nach meinem

Zadentisch wieder gekommen bin, weiß ich heute noch nicht.“

Auch Margret Willens war blaß im Gesicht geworden, sie saß eine Zeitlang stumm, eh' ihr vom Mund kam: „Ja, nach dem, was ich jetzt von meinem Vater weiß, war das wohl das Schlimmste, was sein Sohn ihm sagen und thun konnte. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Onkel Daniel, daß Sie mir alles erzählt haben, ich mußte es wissen, um meinen Vater zu verstehn und noch viel mehr zu lieben. Aber wir wollen heute nicht weiter davon sprechen, es ist auch schon spät geworden, und ich will in meine Stube hinübergehn.“

Sie stand auf, sichtlich wünschte sie mit ihren Gedanken allein zu sein. Doch nun sprach sie einen derselben noch aus: „Es ist sonderbar, ich hätte mir von meinem Vater das nicht vorstellen können, dachte, er müßte immer so streng gewesen sein. Nicht gegen mich — oder wenigstens nicht innerlich — davon kam mir wohl manchmal ein Gefühl, und auch nicht gegen Sie, Onkel Daniel. Aber sonst mit allen im Hause —“

Der Alte rieb sich die Nase. „Ja, das ist der Herr Senator mit ihnen — bloß sonderbar kommt es mir grade nicht vor. So geworden ist er erst seit dem Tag mit dem jungen Herrn Roland, und ich denk' es mir so, er hat eingesehen, daß er mit dem einen Fehler gemacht hatte, auf solche Weise würde einer nicht zu einem tüchtigen und rechtschaffenen Menschen. Das war er selber ja bei seinem seligen Vater geworden und geblieben, trotzdem daß der gewiß furchtbar hart mit ihm gewesen war, und so hat er es nun seit der Zeit anders gemacht, als mit dem jungen Herrn Roland.“

Das Mädchen nickte: „Ja — ich begreife nur nicht recht — wenn er noch einmal einen Sohn zu erziehen hätte, da würde ich's verstehen. Aber daß er gegen seine Leute so streng ist, die ihn außerhalb des Comptoirs gar nichts angehen, und so ganz besonders gegen Manhart Osterling — denn ich glaube, dem macht er das Leben wirklich oft recht schwer — und ich glaube auch, daß er durch meinen Vater nicht auf die Universität gekommen ist, hat er noch immer nicht verwinden können.“

Dem mußte Daniel Wollenweber beistimmen: „Ja, zuweilen hab' ich das auch schon gedacht und kann's nicht ganz lapieren. Ich meine, ebenso wie Sie's sagen, Fräulein Margret, wenn der Herr Senator noch einmal einen Sohn ganz anders erziehen wollte, so in der Weise, wie er's selbst geworden, da könnt' ich am Ende daraus klug werden. Aber wozu er Manhart Osterling grade manchmal so kuzoniert — das Wort will ich ja nicht gebraucht haben — davon kann ich mir auch keinen richtigen Begriff machen, anders als daß er's doch wohl aus

































Hörer aus. Man wird, hat man sie mehreremal gehört, so von spanischem Geiste, ohne es zu ahnen, durchseht, daß man später nicht begreifen kann, wie fremde Grünlinge und Unerfahrene diese altertümliche Musik lächerlich finden können. — Der Yankee hatte sich inzwischen einen geschmacklosen Witz gestattet, indem er während des Gesanges bauchlachte. — Die Eigentümlichkeit dieser Kunst ist, daß man die Töne gewöhnlich von außen, von oben, von unten zu hören glaubt, nur nicht von der sie erzeugenden Person des Bauchredners. So war es auch hier. Wir glaubten ein ironisches Lachen von der Veranda her zu hören. Der Wirt unterbrach das Spiel, um nach dem Störenfried zu forschen. Niemand war draußen. Der Wirt kam wieder und begann aufs neue die Guitarre zu greifen. Dieselbe Unterbrechung wie vorhin! Und so ging es noch einigemal, bis wir den Abelhäuter entdeckten. Der Wirt machte gute Miene zum bösen Spiel, und wir ersuchten den Yankee, einige seiner Künste zum besten zu geben, was er auch bereitwillig that, meistens in seinem Englisch mit spanischen Brocken durchseht. Als er uns so eine halbe Stunde unterhalten hatte, nahm er plötzlich einen Feller und begann einzusammeln. Wir waren verblüfft! Und in unserm Erstaunen gaben wir jeder etwas. Darauf drückte sich der Bauchredner aus dem Saale. Ich habe ihn dann am nächsten Morgen erst wiedergesehen, ganz in der Frühe gegen drei Uhr, als ich auf einen Augenblick das Bett verließ und zum Fenster hinausschaute, da ich Stimmen hörte. Und ich gewahrte, wie der Bauchredner den Wirt heraustrommelte, ihn bezahlte, seine Maulesel vom Stallburschen bringen ließ und eiligst von dannen ritt. — —

Jedenfalls war man an diesem Abend über das nicht cavaliermäßige Betragen des Künstlers zuerst recht überrascht, bis später plötzlich alle in ein heiteres Lachen ausbrachen. Wie konnten wir auch nur einem armen Teufel zumuten, umsonst bauchrednerische Leistungen zu spenden! Das war eben unser eigener Fehler. Über diesen Zwischenfall tröstete uns der Wirt durch ein neues, meisterhaftes Guitarrespiel, welches er wiederum mit seiner sympathischen Stimme begleitete. Während des Spieles machte mich der Arzt auf das anwesende Liebespaar aufmerksam, besonders auf das schwermütige, despotische Wesen des jungen Mannes. „Ich ahne nichts Gutes!“ schloß er seine Bemerkungen, die das Resultat einer scharfen Beobachtungsgabe waren, und fügte später noch die Worte hinzu: „Das Auge des Sennors kündigt Unheil!“ Dann lauschten wir wieder dem Gesang und begleiteten das Spiel mit dem Klappen der Fächer. Man reichte den Herren Cigaretten und langsam stiegen die blauen Ringel eippor. Endlich begab sich ein jeder zur Ruhe. Mein Bett

war mit einem Mosquitoumhang versehen, und ich bemühte mich, denselben an allen Seiten möglichst fest abzuschließen und hatte auch das Glück, nicht ein einziges Mal des Nachts im Schlaf durch das an fernen Trompetenton erinnernde, Qualen verkündende Mosquitosummen gestört zu werden.

Des Morgens stand ich früh auf (über die durch die ungewöhnlich frühe Abreise des Bauchredners verursachte Störung berichtete ich schon). Nachdem ich mich angekleidet und mit kühlem Wasser erfrischt hatte, trank ich die von der freundlichen Matrone in meinem Zimmer servierte Schokolade, ging hinunter, sah im Stall nach meinem Pferd und begab mich dann auf einen Spaziergang, um die aus der Zeit der Eroberung Kubas herrührende Kirche zu besichtigen, deren Hochaltar vergoldete Holzsulpturen von interessanter, altertümlicher Form aufwies und welche einige kostbare Sarkophage besaß, in deren Marmorkünnen die irdischen Reste dreier Granden ruhten, fern der Heimat, fern dem ritterlichen Spanien. Der würdige Kaplan der Kirche, welchen ich später auf der Vortreppe derselben ehrerbietig zu begrüßen Gelegenheit hatte, erzählte mir alsdann im Laufe der Unterhaltung von dem Tode dieser Edelleute.

Die Sage lautete, daß die Granden, welche an der Spitze einer größeren Reiterabteilung im Orte erschienen, ein Bad zu nehmen beabsichtigten, um sich zu erfrischen, denn es war sehr heiß. Sie erkundigten sich daher, ob kein Wasser in der Nähe sei. Man antwortete ihnen weder „Ja“ noch „Nein.“ Es war, als ob die Einwohner Furcht vor der eigenen Antwort besäßen. Da die Granden aber zornig wurden, nannte man ihnen schließlich zögernd und mit leiser Stimme den „Teich des Unglücks,“ warnte sie davor, da jeder, der diesen See erblicke, entweder selbst Unglück an diesem Tage erleide oder der Zeuge eines solchen werde. Lachend über den unheimlichen Namen ritten die Edelleute mit ihrer Kavallade hin zu dem Wasser. Kaum hatte man sich im Walde vor dem Teiche gelagert, die Pferde getränkt, die Rüstung abgelegt, als auch die drei Offiziere sich schon der Erquickung des Bades hingaben. Plötzlich versank Don Manuel, vergeblich die Arme nach einem Halt ausstreckend; Don Victorino, der ihm zu Hilfe eilte, ging lautlos unter. Die Reifigen, in deren Angesicht das Unglück geschah, schrien vor Entsetzen auf. Don Fernando, der noch im Bade war und das Verschwinden der beiden nicht bemerkte, eilte an das Ufer in der Meinung, ein Streit sei ausgebrochen. Als er die Sachlage erfuhr, stürzte er von plötzlichem, heftigem Schrecken übermannt, durch einen Herzschlag getötet, zu Boden. Don Fernando wurde feierlichst in der Kirche des Ortes begraben, vergebens aber suchte man

nach den Leichen der beiden andern. Ein jeder Versuch, die Toten aufzufinden, brachte den damit Beauftragten Unheil. Einem der Leute wurden beim Zurichten des Flosses, auf welchem man später, die Toten suchend, den Teich durchfuhr, die Finger der rechten Hand abgehauen. Und eines Tages neigte sich das Floß inmitten des Wassers plötzlich zur Seite, nur mit Mühe konnten die Insassen wieder ans Land gelangen. Als schließlich gar Fieber unter der Mannschaft ausbrach, lehrten die Gesunden zurück nach Havana, den tragischen Tod ihrer Herren und das Unglück der übrigen zu melden. Sechs dieser letzteren sind am Fieber gestorben. Erst nach vielen Wochen gab das Wasser die Leichname der Granden heraus, nachdem ein wolkenbruchartiges Gewitter den See zum Übertreten gebracht hatte. „Man hat sie hier im Kirchlein neben Don Fernando begraben. Ein jeder aber meidet den Teich.“ Dies waren die Worte, mit denen der Priester seine Auskunft beendete. Auf meine Frage, ob Seine Hochwürden selbst schon das unheilvolle Wasser gesehen habe, erhielt ich keine Antwort. Ich war natürlich höchst begierig geworden, diesen merkwürdigen See zu erblicken. Während des Beginns unserer Unterhaltung hatte ich das Liebespaar, dessen bereits bei der Schilderung des vergangenen Abends Erwähnung geschah, der Kirche nahen sehen. Die beiden hatten beim Eintritt den Worten des Priesters gelauscht, und es schien mir, als ob es wie ein Schauer über sie beim Anhören der Erzählung gegangen sei. Ich dankte dem ehrwürdigen Herrn für die Mitteilung der interessanten Sage und lud ihn ein, mich mit seiner Gesellschaft bei einem kühlen Trunk in der Fonda d'Espagna zu erfreuen. Der Priester aber wies auf die Kirche mit den bedeutungsvollen Worten: „Heute ist der Tag des Unglücks! Ich habe Messe zu lesen!“ und schritt, sich verneigend, langsam die Stufen zum Gotteshaus empor. Als er so in der Kirchthür stand, bestrahlt vom Sonnenschein, der den schwarzen Talar umleuchtete, da kam mir dieser Geistliche vor wie ein Bote aus anderen Welten, wie eine ernste Mahnung, daß alles Irdische vergänglich ist und dem Tode geweiht!

Nachdenklich, schweigend lehrte ich zurück zur Fonda und ließ mir das Frühstück servieren. Ich konnte die Gedanken nicht von dem Gehörten abwenden. Später nahm ich Platz auf der Veranda und hätte gern Gesellschaft gehabt. Doch niemand war zu erblicken. Und fortwährend mußte ich an den „Teich des Unglücks“ denken. Wo mochte es nur sein, dieses merkwürdige Wasser? Niemals hatte ich davon gehört. Plötzlich sah ich den Pferdewärter aus dem Stall treten. Ich winkte ihm und frug den eilig Nahenden: „Wo ist der Teich des Unglücks?“ Als hätte ihn ein Blitz getroffen, so er-

schrak der Mensch und schwieg, indem er die Zähne aufeinanderbiß, dabei mit der Hand eine verneinende Bewegung ausführend. Ich gab ihm eine Peseta. Das wirkte! Die Hand deutete in der Richtung nach Westen. Ich gab ihm noch eine Peseta mit der Aufforderung: „Erzähle von dem Teiche des Unglücks!“ — „Nicht möglich, Sennor! Es ist mir verboten!“ Auch eine dritte Peseta verhalf nicht dazu, Näheres zu erfahren, jedoch folgte der Bursche schweigend meinen Worten: „Bringe mich auf den Weg nach dem Teiche!“ Er führte mich zu einem mit Zuckerrohr bewachsenen Felde, deutete auf einen schmalspurigen Weg und — trollte sich heimwärts mit den Worten: „Con dios, Sennor!“ Der herzliche, dabei wehmütig ergreifende Ton, in den er diesen Wunsch kleidete, ist mir noch lange im Gedächtnis geblieben, kamen mir doch diese sonst so oft gebrauchten Worte wie der Zauberspruch eines guten Geistes, wie der Wunsch eines glückhaften, braven Herzens vor.

Der Wind fuhr gerade über das Zuckerrohr und die braunen Wipfel der Stauden flüsterten und die langen, grünen Blätter rauschten. Ich ging fast eine halbe Stunde durch das Feld, rechts und links das hohe, mich überragende Zuckerrohr. Dann und wann huschte ein aufgeschreckter kleiner Hase über die Flur, oder ich sah am Wege liegende bunte Schlangen, aus ihrer Ruhe emporgeschreckt, züngelnd ent-eilen. Hinter dem Felde begann ein Wald aus Cedern und Sykomoren, durchwachsen von wildem Wein, der dicke, schwere Trauben zeigte. Ich pflückte einige und setzte mich auf einen Baumstumpf, der sich in einer, von schmaler Wasserrinne durchfurchten Waldlichtung befand. Indem ich mich so am Nebensaft erquidete, gewahrte ich über mir auf einem alten, fast kahlen Baume einen Blauvogel, der sich dort in der Sonne spiegelte. Ich bin sonst kein planloser Nimrod, der alles schießt, was er vor die Mündung bekommt; dieser Blauvogel aber bot ein so wunderschönes Ziel, daß es mich reizte, die Zielfähigkeit meines Auges und die Sicherheit der Hand zu erproben. Rasch zog ich den Revolver aus der Seitentasche und zielte eine kurze Sekunde; dann knackte der Schuß, und mit den Fittichen schlagend, fiel hilflos schwebend der Blauvogel zu mir nieder. Eben noch der goldenen Sonne sich erfreuend, am Azur des Himmels sich ergözend, die wohlige Lust atmend, saß er auf dem Wipfel, und nun lag der lebensfrohe Vogel mit erloschenen Augen, noch zuckendem Körper auf dem wuchernden, schwarzen Boden, und siehe, schon schwirrten Wespen und Käfer um ihn herum, bereit zur leckern Mahlzeit. Ein plötzliches, schwermütiges Gefühl überkam mich, ein Gefühl, das sonst einem Jäger lächerlich erscheinen muß. Und doch, ich gestehe, ich wünschte von Herzen, daß ich

den Vogel nicht getroffen hätte. Ich ärgerte mich über meinen schnellen Eifer. Memento mori schien jedes Zucken des Tieres zu sprechen. Memento mori! Gedanke des Todes! Und ich dachte wieder an den Teich des Unglücks! Richtig, zu dem wollte ich ja! Wie lange mochte ich wohl auf dem Baumstumpf verweilt haben? Ich blickte auf die Uhr. Eigentümlich, wie die Zeit verstrichen war. Bereits über eine halbe Stunde hatte ich geraftet und meinte doch, es seien höchstens zehn Minuten. Dies ist mir bis heute unerklärlich geblieben. Ob ich durch die Hitze des Tages, durch die ruhige Umgebung veranlaßt, eine kurze Spanne Zeit in traumhaftem Schlummer verharrte? Das ist mir aber sonst ganz fremd. Und sah ich nicht eben das Liebespaar im Walde verschwinden? Blinkte nicht dort zwischen den Stämmen noch das weiße Kleid der zarten, dunkeläugigen Schönheit? Lächerliche Einbildung! Ich mußte wirklich geträumt haben. Wie konnte ich nur solche plötzlichen Phantasien haben? Vor mir lag doch noch der nun tote Blauvogel. Große Ameisen zogen über seinen Körper und Wespen und Fliegen waren mit ihm beschäftigt. Und jetzt sagte ich: „Ach, hätte ich dich nie gesehen, armer Vogel! Es wäre mir dann vielleicht möglich gewesen, zwei Menschen zu erretten, oder hast du mich gerettet, toter Vogel? Wer weiß es?“

Zimmer wieder mußte ich an den Teich des Unglücks denken. Ich reinigte meinen Revolver, steckte ihn vorsichtig ein und ging weiter die schmale Spur des Waldpfades entlang. Plötzlich ein scharfer Abhang. Vor mir lag der Teich! Das war er, das mußte er sein. Das konnte nur der Teich des Unglücks sein! Ein stilles, weites Wasser, kein Hauch auf der Oberfläche, und doch, vor mir bewegte es sich wie Wasserringel, wie große, auslaufende Kreise auf dem Spiegel des Teiches. Die sonnenverbrannten Felsen des Ufers trugen nur spärliche Vegetation, drüben hoben einige langstielige Palmen ihre schwanken Wipfel. Und, wenn auch die Sonne glutete, das ganze Bild der Landschaft war wie von einem trostlosen Schimmer umgeben. Wie eine bleierne Schwere lastete es auf dem Wasserspiegel. Der Teich des Unglücks! Eine tiefe Stille rings; kein Ton, kein Laut ist zu hören! Und die schwarze Fläche des Wassers schimmert so seltsam, als könnte sie vom Geheimnis des Todes erzählen. So seltsam! Mir wird merkwürdig zu Mute. Es ist mir, als müßte ich umsinken! Langsam gehe ich den Pfad seitwärts des Abhanges hinunter zu dem hier flachen Rande des Ufers. Überall sind sonst Felsen, nur an dieser Stelle nicht. Hier senkt sich der Boden in lahler, abschüssiger Fläche hinab zu Thale, und es bietet sich dem Auge Ausblick über alle die Baumwipfel der Niederung. Und ich sehe, daß der Teich

an dieser Stelle früher Ausfluß gehabt haben muß. Gerölle und entwurzelte, modernde Baumstämme bezeichnen den Weg wilder Fluten.

Ich lege mich der Länge nach in den am Ufer lagernden weißen Sand, um zu ruhen; ich fühle mich wie krank. Wenn ich nur nicht das Fieber bekomme, diese böse Zugabe der Tropen! Plötzlich wähne ich, ich läge tief im Wasser und hörte die Wogen rauschen und singen. Wie ein roter Nebel liegt es vor meinen Augen, und um mich fühle ich die spielenden, kühlenden Wellen. Aber dieser Teich hat doch keine Wellen! Er ist ja still, ein stilles Wasser. Mühsam richte ich mich auf und blicke über die schillernde Fläche. Es liegt wie ein Bann auf mir, kaum kann ich die Augenlider heben, kaum kann ich atmen. Dort über dem Wasser, hebt sich da nicht eine Hand? Sind dort nicht Kreise auf dem Wasserspiegel? Es ist Täuschung! Denn jetzt blicke ich scharf hin, ich sehe nichts. Doch wie ein Schauder packt es mich. Ein tiefes Grauen überwältigt meine sonst so gesunden Nerven! Ich eile den Pfad hinauf, blicke nochmals vom Abhang hinunter. Es ist mir, als schwebe der Tod über diesem Wasser, als hörte ich den schweren Flügelschlag des Unglücks. Es muß irgend etwas Schreckliches hier geschehen sein! Niemals bisher war ich in solcher Aufregung! Es muß etwas passiert sein! Woher sonst diese entsetzliche Stimmung? Wo ist die Ursache?

Wolken ziehen sich am Himmel zusammen. Ein Gewitter ist im Anzug. Schon donnert es in der Ferne. Plötzlich sehe ich wieder die Hand über dem Wasser. Himmel! Schwimmen dort nicht menschliche Körper? Ich eile den Pfad hinunter zum Teiche. Schon beginnt es vom Himmel zu tropfen! Dort vor mir liegt ein alter Cedernast. Ich erfasse ihn und versuche in das Wasser damit zu reichen. Es ist unmöglich! Ich überlege, ob ich das Äußerste wagen soll. Schon will ich mich meiner Kleidung entledigen. Könnte ich mich aber nicht doch geirrt haben? Vielleicht, daß der Widerschein der Wolken im Wasserspiegel, die Schwüle des Tages, das Trostlose der Landschaft meine heute allzu lebhafteste Phantasie verleiteten, Trugbilder zu erblicken. Ich sehe nichts mehr, was meine Befürchtung, es wären heute hier Menschen ertrunken, bestätigt. Es ist doch eine Täuschung gewesen, sage ich mir. Solch' heißes Klima erzeugte schon merkwürdigere Erscheinungen. Und jetzt strömt der Regen! Die Tropfen fallen auf das Wasser des Sees und verursachen tausende von kleinen Ringeln. Und es ist, als ob die Tropfen sich zerteilten und als ob aus dem Teiche wieder Tropfen sprängen. Es ist das einzige Leben rings.

Und die Tropfen rauschen vom Himmel, sie werden immer größer, immer länger, und bald sind es Wasserstrahlen, die unaufhörlich herabgießen. Jetzt

20



rollen wieder Donner dazwischen. Es gießt in Bächen. Alles scheint eine einzige stürzende Wassermasse zu sein. Krach! Blitze schlagen in den Teich! Und noch lange hallt der Donner nach. Wie geblendet stehe ich da! Wie eine grelle, bläulich schimmernde Feuersäule schlug es vor mir im Wasser ein! Und doch — ich bin erlöst von dem Banne, der auf meinen Sinnen lag!

Ich wende mich zurück. Und wie ich den Blick über den Felsboden schweifen lasse, sehe ich in einer Scharte etwas Buntess, Glänzendes durch das darüber laufende Regenwasser schimmern. Ich bücke mich danach. Es ist eine Damenbrotsche in Form einer Guitarre aus Gold und Mosaik. Wie kommt die hierher? In Italien hat man solche Brotschen, auch in Spanien habe ich ähnliche gesehen. Wie kommt diese Brotsche hierher? Sollte doch ein Unglück passiert sein? Solche Fragen martern mich, und ich starre auf die Brotsche in meiner Hand, als wäre sie der Schlüssel zu all den Rätseln, die mich hier umgeben. „Vächerlich! Vächerlich!“ rufe ich noch einmal aus! „Bist du ein abergläubisches Kind!“ Und der Regen strömt nur so herab. Ich gehe in den Schutz des Waldes. —

Hier rastete ich unter den dichtbelaubten Bäumen, bis das Unwetter verzogen war und wanderte darauf zurück. Es hatte in einem fort gedonnert und geblitzt, und mehr als einmal mußte der Blitz im Umkreis eingeschlagen haben. Die Lichtung, in der ich die Trauben verzehrt hatte, war in einen reißenden Bach verwandelt und die Wasser drängten sich dahin. Einige Bäume waren vom Blitz gespalten und frische, schwarz angebrannte, große Holzsplitter, Rindenstücke, belaubtes Astwerk bedeckten die Ufer. Wäre ich früher zurückgekehrt, ich wäre vielleicht zerschmettert worden.

Ein kahler, abgestorbener Baumriese, vom tosenden Wasser entwurzelt, lag quer über der Flut vor dem Baumstumpf, der mir vorhin als Sitz gedient. Der schäumende Wildbach glitt unter dem breiten Stamm dahin, Holzsplitter und Äste vor ihm anschwemmend. Freudig bemerkte ich die Möglichkeit, über das Wasser zu gelangen. Und der Urwaldbriese wurde mir zum sichern Steg über die wirbelnden, wallenden Fluten.

Am Zuckerseld kam mir der Bursche des Gasthauses entgegen und freute sich, als er mich erblickte. Er fragte, ob ich nicht der Sennorita und dem Sennorito, die im Hotel seit gestern logierten, begegnet wäre; er hätte bemerkt, daß sie auch durch das Zuckerseld gegangen seien. Ein Schrecken fiel mir bleischwer auf die Glieder. Hatte ich die beiden nicht gesehen, wie sie in der Lichtung verschwanden, während ich die Trauben verzehrte, und der Blauvogel im Todeskampf vor mir zuckte? Ich glaubte, es sei Sinnes-täuschung, ein lebhafter Traum gewesen! Und jetzt stand es wie Wirklichkeit vor mir!

„Ja, mein Bursche,“ sagte ich, „ich glaube sie gesehen zu haben!“ Und der gutmütige Junge vergoß plötzlich Thränen.

Da sahen wir des Weges den Priester kommen, gefolgt von Leuten, welche eine Bahre trugen. Als mich der würdige Herr erblickte, atmete er froh auf. „Gott sei Dank! Schon glaubten wir Sie verloren! Wie durfte ich Ihnen auch heute vom Teiche des Unglücks erzählen! Denn an diesem Tage hat er immer Unheil gebracht. Nach der Messe aus der Kirche tretend gewahrte ich, wie Sie diesen Feldweg einschlugen. Und ich bin wieder zum Altar gegangen und habe für Sie gebetet, daß Ihnen kein Leid geschehe!“

Ein heiliges Gefühl ergriff mich und eine lebhafteste Dankbarkeit erfüllte mein Herz, als ich diese in leisem Tone gesprochenen Worte hörte, Worte eines edlen, großen Menschen, groß im Vertrauen zu Gott und Seiner Gnade! Doch als der Priester meine innere Bewegung gewahrte, wandte er sich gesenkten Hauptes zum Gehen. Da dachte ich an das Liebespaar. Ich teilte mit wenigen Worten meine Besorgnisse mit, aber auch meine Zweifel, ob ich mich nicht unter dem Banne der Hitze Sinnes-täuschungen hingegeben habe. „Was sind Sinnes-täuschungen?“ — sagte der Priester, sah mich mit einem langen, geheimnisvollen Blick an und schritt dann schweigend dem Walde zu, gefolgt von uns und allen, die mit ihm gekommen waren. So gingen wir den Weg zum Teiche des Unglücks. Meine Kleider hatte die brennende Hitze längst wieder getrocknet, und wie nach einem erfrischenden Bade schritt ich dahin; doch tiefe Schwermut lastete auf meinen Gedanken.

In der Waldblichtung blieb die ganze Begleitung zurück und der Priester wandelte nun allein den Pfad. Stumm deutete er gen Himmel, als ich ihn bat, sich nicht Gefahren auszusagen. Und so schritt er dahin und wir alle blickten auf ihn. Wir sahen die ehrwürdige Gestalt über die angeschwemmten Stämme schreiten und drüben unter den Cedern verschwinden. Und um mich her knieten alle und beteten. Da mußte ich denken an die unendliche Macht der Religion, an die sieghafte Größe ihres Glaubens, der die Herzen der Menschen leitet und sie zum Guten hinführt!

Bald sahen wir den Priester wiederkehren und er winkte. Und alle schritten über die von der Natur gebildete Brücke. Nun konnte ein jeder unter dem Schutze des Priesters zum Teiche gelangen. Langsam, lautlos, nicht ohne Mühen folgten die Träger der Bahre auf dem für sie beschwerlichen Wege.

Als wir an den Felsabhang kamen, bot sich uns ein erschütterndes Bild. Der See war über seine Ufer getreten und die Flut hatte sich in die Niede-



zung ergossen. Sie hatte zwei Leichen mit sich geführt, die nun unten aus dem flachen Wasser des überschwemmten Ufers hervorragten. Ein weißes, faltenschweres Gewand schimmerte uns entgegen. Es war die Sennorita, deren aufgelöstes Haar in langen Strähnen die Schultern bedeckte. Sie hielt den Liebsten noch im Tode umschlungen; und so ruhten beide leblos. Die Sonne strahlte nieder vom Himmel. Doch oben zogen langsam einige Geier ihre Kreise.

Der Priester sprach ein Gebet. Dann gingen die Träger hinab und luden die Toten auf die Bahre, welche sie in das flache Wasser niedergestellt hatten. Und von den Leichen troff das Wasser des Teiches.

Der trauernde Zug schlug den Rückweg ein. — Da gedachte ich der gefundenen Brosche. Ich reichte sie dem Priester, der schweigend meine Worte anhörte.

Als der Zug nach großen Mühen, verursacht durch die Beförderung der Toten, über Wildbach und Waldeslichtung auf dem Felde und schließlich an der Kirche anlangte, sahen wir dort eine wappengeschmückte Karosse halten. Ein Greis entstieg derselben, merkwürdigerweise in Begleitung des Bauchredners vom vorhergehenden Abend, der heute übrigens gentlemanlike ausah. Die beiden gewahrten den Zug. — Eine heftige Bewegung ergriff den alten Herrn und er stürzte sich auf die Bahre. „Mein Sohn! Mein Sohn!“ rief er verzweifelt aus. Dann entrang sich ein krampfhaftes Schluchzen seiner Brust.

Der Priester winkte. Alle zogen sich zurück, aufgenommen die Träger der Bahre, die mit derselben das Haus des Geistlichen betraten. Der Vater des unglücklichen Jünglings folgte und auch der Yankee. Bald darauf kam der Arzt, zu welchem man geschickt hatte. Alle Hilfe war aber zu spät. Als der Doktor aus dem Hause trat, ging er auf mich zu und sagte: „Ich ahnte das Ende der beiden!“ Und er begann von Pathologie zu reden.

Des Mittags hörten wir vom Wirt, daß der fremde alte Herr ein höherer spanischer Beamter sei, der das öffentliche, ernsthafte Verhältnis seines Sohnes mit der Tochter eines eingeborenen, kleinen Handwerkers nicht dulden wollte. Doch der heißblütige junge Mann hatte fest gewählt und war mit seiner Angebeteten dem weitreichenden Horne des Vaters entronnen. Der Vater aber sandte einen gerade in Havana in Angelegenheiten einer New Yorker Familie befindlichen, gut empfohlenen Detektiv hinter

den beiden her, und dieser hatte sie richtig entdeckt. Erkennungszeichen war unter anderem auch die Brosche in Form einer Gitarre, welches Familien-Erbstück der junge Liebhaber seiner Braut geschenkt hatte. Der Detektiv konnte das Schmuckstück gewahren, als er zu diesem Zwecke an das Einsammeln von Spenden für seine bauchrednerische Kunst am Abend vorher ging und ein kurzer Blick war für ihn entscheidend, um seinen Auftraggeber, welcher sich bei einem der ersten Plantagenbesitzer der Gegend zu Gaste geladen hatte, kurz nach Tagesanbruch mit der wichtigen Nachricht des Erfolges aufzusuchen. Doch zu spät. Die Liebenden waren dem Horne, wie der Verzeihung des Vaters entrückt. Sie waren dem Teiche des Unglücks zum Opfer gefallen. Merkwürdigerweise sprach niemand von Selbstmord, und auch der Priester verweigerte nicht das kirchliche Begräbnis, denn sie waren ertrunken wie alle die Unglücklichen, die der verrufene Teich schon früher an diesem wie auch an anderen Tagen in sein dunkelschillerndes Wasser hatte versinken sehen. — Wer wollte da von Selbstbestimmung des Todes reden?

Die Leichenfeier war ergreifend. Das Kirchlein konnte kaum die Menge der Teilnehmenden fassen. Alle Wände und Säulen trugen schwarze Taperien, und flimmernde Kerzen verbreiteten ihren Schimmer. Hoch auf dem blumengeschmückten Katafalk standen die Särge der Liebenden. Und die uralten Worte der Messe hoben an, die Orgel ertönte. Weihrauchdämpfe durchzogen die Halle. Und die Menschen schluchzten. Da standen die von Havana herbeigeeilten geringen Eltern der toten Braut, die um die Dahingegangene weinten. Da weinte der Vater des Jünglings, im Unglück mit jenen vereint.

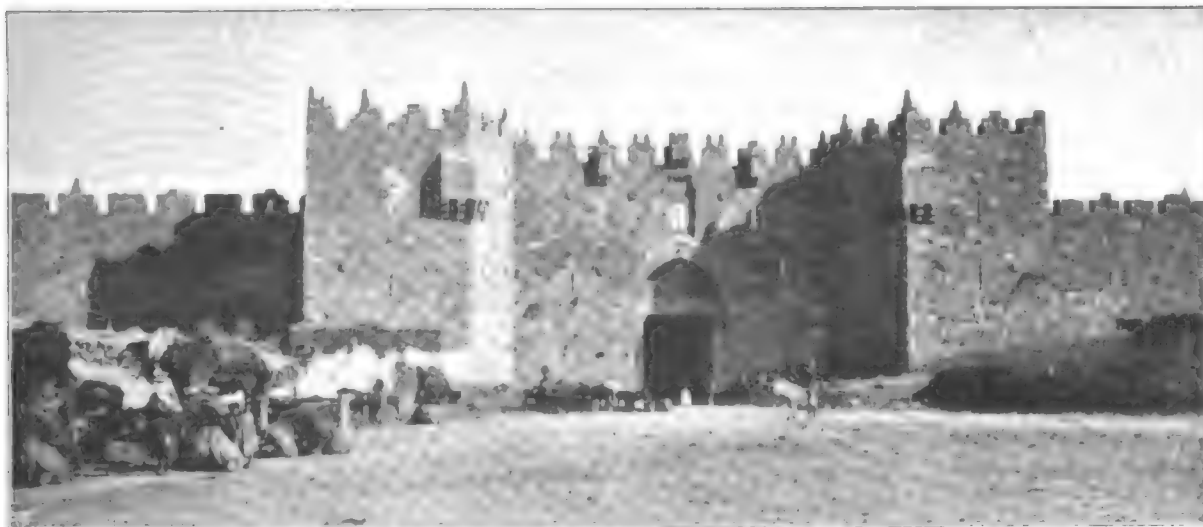
Als die Särge eingeseignet waren, trug man sie hinaus und setzte sie nebeneinander bei, unweit einer hochragenden Palme, die hinabschaute in das Land, die weithin blickte über Feld und Wald und welcher der Teich des Unglücks von ferne erschimerte.

Am Tage nach dieser Trauerfeier trat ich die Weiterreise zu Pferd an. Mein Weg führte an der Kirche vorbei. Der Priester stand gerade unter der Palme und seine Lippen schienen sich leise im Gebet zu bewegen. Tief zog ich meinen Hut zum ehrerbietigen Gruße und segnend hob der ehrwürdige Vater seine Hände.

Dann ritt ich in kurzem Trabe der nahen Landstraße zu.







Templestücker in Jerusalem

## Von Jerusalem ins Jordantthal.

Von Oberstlieutenant a. D. Hans Kläber.

Mit neun Illustrationen nach Original-Photographien.

Nachdruck verboten.

Wenn der geneigte Leser diese Überschrift liest, wird er sich vielleicht eine Spazierfahrt in schöner Gegend Deutschlands, wie etwa von Dresden über Pillnitz nach der Wastel, vorstellen. So schön und eigenartig indessen eine Fahrt von Jerusalem ins Jordantthal ist, so hat sie doch mit einer Fahrt über Land in unserer Heimat nichts weiter gemein, als daß man sie in einem von Pferden gezogenen vierräderigem Wagen zurücklegt. Und jemand, der nicht leidlich starke Nerven und nicht eine feste Gesundheit hat, wird es sich reiflich überlegen müssen, ob er dieselbe ausführen will.

Zunächst tragen die beträchtlichen Höhenunterschiede, welche die das wüste Gebirge Juda überschreitende Straße von Jerusalem nach Jericho zu überwinden hat, nicht gerade dazu bei, ängstliche Naturen zu einem ruhigen Genuß der Fahrt gelangen zu lassen. Die Straße weist nur einige geringe Kunstbauten auf, mittels deren sie kleine Thäler und Flußläufe überschreitet, im übrigen benutzt sie die schroffen Abhänge der wilden, kahlen Gebirgszüge, an denen überall der nackte Fels zu Tage tritt, so gut es geht, um Thäler und Berge zu überwinden. Sie enthält daher Steigungen, wie sie die kühnsten Alpenstraßen nicht aufweisen. Die Straße selbst ist zwar anlässlich der Anwesenheit des deutschen Kaisers in Palästina in einen solchen Zustand versetzt worden, daß man nur an wenigen Stellen der Gefahr ausgesetzt ist, derartige Stöße zu erhalten, daß man meint, aus dem Wagen hinausfliegen zu müssen, aber sie ist so schmal, daß sich gerade nur

zwei Wagen ausweichen können. Es ist deshalb nicht geringe Vorsicht nötig, um bei Begegnungen mit anderen Wagen oder mit beladenen Kamelen, deren Breite die eines Wagens noch übertrifft, an seinem Gegenüber glücklich vorbeizukommen. Besonders bei Begegnungen mit Kamelen ist Aufmerksamkeit angebracht, denn diese Tiere haben in ihrer angeborenen Abneigung gegen europäische Einrichtungen eine derartige Furcht vor einem Gefährt, daß sie, wenn ihnen ein solches zu nahe kommt, eilig umkehren oder durch Hinuntertreten vom Wege die Nähe des Schreckgespenstes eines vierräderigen Wagens durch möglichst große Umgehung zu meiden suchen. Mit ihren zwischen fünf und sechs Centner schweren Lasten kommen sie hierbei sehr leicht in die Lage, einen Unfall zu erleiden, wenn sie auch infolge der Bauart ihrer Füße imstande sind, auf unebenem und abschüssigem Wege sicher zu gehen.

Am unangenehmsten aber wird nervenschwachen Personen die Gangart sein, in welcher die Jerusalemer Kutscher fahren und die sie beim Ausweichen rücksichtslos beibehalten.

Um die 4 Meilen lange Strecke von Jerusalem bis Jericho möglichst schnell zurückzulegen, jagen sie die Abhänge in einem Tempo hinunter, daß ihren Schutzbefohlenen Hören und Sehen vergeht. Reißt an der Weichirung etwas, oder versagt etwa gar die Hemmvorrichtung des Wagens, so ist man rettungslos verloren, denn das Gefährt stürzt an der nächsten Wegbiegung unfehlbar in die Tiefe. Prell-

steine, Schutzmauern oder dergleichen, um ein solches Unglück zu verhüten, kennt man in Palästina nicht.

Welche Höhenunterschiede auf der kurzen Strecke von Jerusalem nach Jericho überwunden werden müssen, läßt ein Blick auf die Höhenlage beider Orte erkennen. Während Jerusalem fast 800 m über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt, befindet sich Jericho fast 400 m unter diesem Niveau, so daß zwischen beiden Orten ein Höhenunterschied von fast 1200 m besteht.

Daß von dem sonst in dieser Richtung gut beleumdeten Unternehmer Nieske in Jerusalem gestellte Fuhrwerk, welches wir eines Morgens in der Nähe des syrischen Waisenhauses bestiegen, um das Tote Meer zu besuchen, sah nicht danach aus, als sollte es ihm leicht werden, alle uns bevorstehenden Fahrlichkeiten zu überwinden. Überall, an den fast nur aus elenden Stricken bestehendem Zaumzeug und an den schwachen Geschirren der nach abendländischen Begriffen in jämmerlichem Zustand befindlichen drei Schimmel, deren Rippen die vollendetste Zählmaschine für Abc-Schützen hätten abgeben können, war geslickt und zerrissene Teile wieder zusammengeknötet worden. Der Wagen selbst befand sich in gleichem

Zustande, die Klöße der Wagenbremse waren bedenklich abgenutzt. Glücklicherweise kannten wir die Schwierigkeiten nicht, die unserer warteten oder wir hatten sie uns doch nicht klar gemacht und so bestiegen wir denn, wenn auch mit einigem Mißtrauen, das Gefährt.

Die sehr niedrigen Sitze der zu Landfahrten in Palästina verwendeten Wagen sollen vermutlich dem Abendländer, der gewohnt ist, auf einem Stuhl zu sitzen, gerecht werden, daneben aber auch dem Morgenländer eine Konzession machen, der am liebsten auf dem Fußboden mit gekreuzten Beinen hockt. Die Herren Wagenbauer befinden sich aber in einem argen Irrtum, wenn sie glauben, diesen Zweck auf diese Weise zu erreichen. Tatsächlich entsprechen die niedrigen Sitze weder der Bequemlichkeit des Abendländers noch der des Morgenländers und so weiß denn keiner von beiden recht, wo er seine Beine in diesen Gefährten lassen soll.

Endlich waren wir vier Personen — eine Dame und drei Herren — mit dem wenigen Handgepäck, welches wir mitnahmen, untergebracht. Neben dem nur arabisch sprechenden Kutscher hatte auf dem Vordach Badi Jacoub, d. h. der anmutige Jakob, ein sech-



Der Ölberg.

\* Grab des Erzbischofs. \* Grab der Maria.

\* Grabstätte der Propheten

\* Grabstätte des Salomon.

\* Straße von Betanien.





Bethanien.

\* Grab des Lazarus.

zehnjähriger Bögling des Waisenhauses, der deutsch und arabisch sprach, Platz genommen. Sehr bald beneideten wir ihn um seinen Platz. Hatte er doch wenigstens einen Sitz nach europäischer Art und über seinem Kopf nicht das schwarze Lederdach des Wagens, welches die glühenden Sonnenstrahlen anzog und uns die freie Aussicht benahm. Um nach dem Jordan zu kommen, mußten wir Jerusalem passieren. Die Straßen der heiligen Stadt bilden aber nur für Menschen, Esel und, wo sie breit genug sind, auch für Kamele, direkte Verbindungen zwischen den einzelnen Stadthoren. Pferde, die meist zu ungeeignet sind, um die Stufen, welche die Straßen bilden, zu passieren, sowie alle Wagen müssen die Stadt außerhalb der alten gewaltigen Ringmauern umgehen.

So führte uns unser Weg zunächst an dem schönsten der Jerusalemer Thore, dem Damaskusthor vorüber, das mit seinem zinnengekrönten Oberbau einen malerischen und äußerst imposanten Eindruck macht. Von hier ging es am Herodes- und Stephansthor vorbei in das zwischen Stadt und Ölberg tief einschneidende Kidrontal hinab. Gleich diesen ersten steilen Abhang benutzte Chailil Abdallah (Gottes Lieblingsknecht), so hieß unser Kutscher, um seine Fahrkunst zu zeigen und möglichst schnell vor-

wärts zu kommen. Blindlings jagte er den Berg hinunter. Kaum aber hatten wir die Hälfte der Strecke bis zur Thalsohle zurückgelegt, so zog Abdallah auch schon die Bremse an, die glücklicherweise ihre Schuldigkeit that und den Wagen zum Stehen brachte. Der „anmutige Jakob“ stieg ab, knotete die Enden des zerrissenen Strickes, mit welchem das Dreispännerpferd am Handpferd befestigt gewesen war, wieder zusammen und hinunter ging es in dem vorigen Tempo bis zum Grab der Maria, welches dicht am Kidron uns zur Linken lag, und tief unter einer darüber gebauten Kapelle als solches gezeigt wird. Dicht am Garten Gethsemane vorüber erklimm nun die Straße in vielen Windungen am Süabhäng des Ölberges hin die Stelle des alten Bethphage, aus dem einst die Jünger das Eselsfüllen holten, auf dem ihr Meister seinen letzten Einzug in die Stadt Zion halten wollte. Nur wenige Lehmhütten mit einigen Oliven- und Feigenbäumen bezeichnen heute noch die Stelle, wo einst „Feigendorf“, das bedeutet Bethphage, gestanden hat. Nach einigen Minuten befanden wir uns in Bethanien, der Heimat des Lazarus, dessen Grab und Wohnung hier noch gezeigt wird, und erreichten bald die Stelle, bis wohin Martha, des Lazarus Schwester, Jesu entgegenlief und ihn mit dem Rufe begrüßte „Herr,



Der Apostelbrunnen.

wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!“ Auch über dieser Stelle steht jetzt eine kleine griechische Kapelle.

In vielfachen steilen Windungen, deren man von oben herab fünf bis sechs überblickt, führt von hier aus die Straße an lahlem, steinigem Hange hinab zum *Wād-el-Hod*, d. h. Wasser der Tränke, einem Brunnen, so genannt, weil er auf dem ganzen Wege zwischen Jerusalem und Jericho der einzige ist, der trinkbares Wasser liefert. Jeder Wanderer trinkt daher aus diesem Brunnen, jeder trinkt hier sein Reit-, Zug- oder Lasttier. Die christliche Bezeichnung „Apostelbrunnen“ ist deshalb wohl eine ziemlich willkürliche, denn es ist selbstverständlich, daß auch die Apostel, wie jeder andere hier Vorüberkommende von seinem Wasser tranken, wenn sie mit ihrem Herrn und Meister von Jericho hinaufzogen nach Jerusalem. Auch wir folgten der uralten Gewohnheit, wobei uns der Besitzer des auf der anderen Seite der Straße stehenden Chans (Gasthof) mit Trinkgefäßen behilflich war. Ganz gegen unsere Absicht beleidigten wir das religiöse Gefühl des freundlichen Mannes dadurch, daß wir durch Hineingießen einiger Tropfen Kola das Wasser zu verbessern suchten. „Das Wasser,“ sagte er auf Arabisch, „gibt Allah und man soll und kann es nicht verbessern. Man muß es so trinken, wie es Allah giebt.“

In sanfter Neigung ging es nun das Thal der Tränke (*Wād-el-Hod*) hinab durch die gänzlich vegetationslose, steinige Wüste Juda weiter, bis wir nach zweistündiger Fahrt vor uns die Trümmerreste eines alten Kastells und bald darauf, etwas unterhalb desselben den Chan *Hadrur* erblickten, zu dem die Fahrstraße jetzt steil anzusteigen begann. Die Sonne

stand bereits hoch am Himmel und braunte unbarmherzig auf unsern abgemagerten Pferden, die alle

Kraft zusammennehmen mußten, um das bei der gänzlichen Windstille von einer dichten Staubwolke umgebene Gefährt die steilen Windungen hinaufzuziehen. Rings umgeben von tief eingeschnittenen Schluchten und zahlreichen Höhlen in den zerklüfteten Felswänden liegt das einsame Gasthaus meilenweit von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt. Die Höhlen und Schluchten ringsum dienen umherziehenden Viehzucht treibenden Be-

duinenstämmen, sowie manch lichtscheuem Gesindel als Unterschlupf. Die christliche Überlieferung bezeichnet die Gegend um diesen Chan als die Stelle, auf der sich die Begebenheit mit dem barmherzigen Samariter abspielte. War es wirklich nicht nur ein Gleichnis, womit der Heiland auf die Frage des Pharisäers „Wer ist denn mein Nächster“ antwortete, sondern erzählte er, wie vielfach behauptet wird, gewissermaßen als scharfe Zurechtweisung dem Pharisäer eine Begebenheit, die diesem selbst vor einiger Zeit zugestoßen war, so kann keine geeignetere Stelle zwischen Jericho und Jerusalem gedacht werden, wo der wohlhabende Pharisäer von Räubern überfallen sein konnte, als hier.

Noch jetzt ist die Gegend, wie zu Christi Zeit, unsicher und wir fanden, als wir endlich oben angelangt waren, den Chan mit einem Posten von einigen türkischen Reitern besetzt. In Erwartung des Besuches des deutschen Kaisers prangte über der Thür zwischen einigen deutschen und türkischen Fähnchen ein „Willkommen“ und über die Straße hinweg spannte sich eine einfache mit grüner Guirlande umwundene Ehrenpforte aus Holz.

Unter dem „Willkommen“ begrüßte uns der Führer des Kommandos, ein türkischer Unteroffizier, mit einem „Guten Tag,“ das er sich tapfer eingeprägt hatte und bot uns einige Erfrischungen an, die wir in den kühlen Räumen, die er uns zur Verfügung stellte, mit Appetit verzehrten. Nachdem auch unsere Pferde am leidlich kühlen Wasser, welches vom Brunnen der Tränke hierher geschafft werden muß, sich erfrischt und wir unsern Imbiß der Schwierigkeit der Beschaffung entsprechend hoch bezahlt hatten, ging es unter der Ehrenpforte hindurch



auf staubiger, sonnendurchglühter Straße unserm Ziele zu.

Da plötzlich nach vorwärts ein eigenartiger Durchblick! „Das Tote Meer!“ rief Wadi Jacoûb und „Schnell!“ setzte er noch hinzu, damit wir den Augenblick nicht verpassen sollten. Als wenn man es in einer halben Stunde erreichen könnte, so nahe ließ die klare Luft den hellen Wasserspiegel erscheinen, doch zu weit, um einen anderen Eindruck hervorzu-rufen, als den, welchen jede andere Wasserfläche hervorgebracht haben würde. Auch war die Zeit zu kurz, um ein besonderes Bild in der Seele zu hinterlassen, denn schon verdeckten vortretende Höhenzüge dem Auge die plötzliche Erscheinung. Die Straße führte jetzt in das Wadi-ed-Relt hinab, welches von einigen Forschern für das Thal des Vaches Krith gehalten wird, wo sich der Prophet Elias verborgen hielt und von Raben gespeist wurde. Es bildet eine enge romantische Felsenschlucht, an deren senkrecht abfallenden Rande die Straße entlangführt. Eingeklemmt in die Schlucht liegt tief unten das griechische Georgskloster. Ein steil hinabführender Fußweg ermöglicht es den Mönchen, ihr Heim auch von der Fahrstraße aus zu erreichen.

Endlich bog die Straße um den letzten Felsenvorsprung herum und es eröffnete sich uns eine der herrlichsten Ausichten: Tief unten zu unsern Füßen Jericho in einer Oase von hohen Dattelpalmen, von Feigen und Olivenbäumen, umgeben von saftig grünen Gärten, dahinter die weite Jordanebene mit Gebüsch bestanden, zwischen dem nur hin und wieder heller Sand durchschimmerte, nach rechts hin der stahlgraue ruhige Wasserspiegel des Toten Meeres, überlagert von einer Dunstschicht, welche die Sonne vergeblich zu durchbrechen versuchte. Das ganze Bild wird überragt von den düstern Höhen des Moabiter Gebirges, über das der Berg Nebo hervorsah, von dem einst Moses das Gelobte Land schauen durfte. Wir hielten einen Augenblick, um das Bild uns möglichst fest einzuprägen. Dann jagte unser „Lieblingsknecht Gottes“ mit seinem Gefährt, wie heute schon so oft, den steilen Hang hinunter. Diesmal nicht ganz ungestraft. Schon an der nächsten Biegung hatte er die Herrschaft über sein Gespann

verloren und zog die Bremse an. Die Bremsklöße waren jetzt jedoch derart abgenutzt, daß die Bremse nicht mehr wirkte und der Wagen unaufhaltsam den Pferden in die Hufen lief. Glücklicherweise hatte Abdallah die Geistesgegenwart, die Pferde gegen die Felswand zu lenken und so den Wagen zum Stehen zu bringen. Nachdem die drei Herren ausgestiegen waren, ließen wir ihm durch den anmutigen Jakob mit einigen „Schmeicheleien“ sagen, er solle den Rest des Berges im Schritt hinunterfahren, damit er imstande sei, mit den erbärmlichen Halskoppeln der Pferde ohne Bremse den Wagen aufzuhalten.

Unten angekommen, bestiegen wir den Wagen wieder und erreichten nach einer halben Stunde das inmitten blühender Gärten liegende Hotel Gilgal New Jericho.

Nachdem wir uns an der trefflichen Verpflegung gütlich gethan, benutzten wir den kurzen Nachmittag zu einem Spaziergang in die nächste Umgebung des nur aus einem russischen Hospiz, einigen europäischen Hotels und etwa vierzig elenden, aus Lehm erbauten Araberhütten bestehenden jetzigen Jericho.

In einer halben Stunde erreicht man am Rande des Gebirges Juda am Fuße des Karantalberges die Stelle, wo einst das alte Jericho stand. Nur durch einige Trümmer gekennzeichnet, aus denen man eine alte Wasserleitung, ein altes Kastell und einige bessere Häuser rekonstruieren kann, ist die Erinnerung an den alten Ort durch die Bezeichnung Er Riha, wie das neue Jericho auf arabisch noch heißt, bis auf den heutigen Tag weit besser bewahrt. Oberhalb der Stätte des alten Jericho auf halber Höhe des Karantalberges liegt in einer Höhle eine rus-



Kamele in der Wüste.

fische Kapelle, umgeben von Mönchszellen, deren Bewohner behaupten, an dem Berge zu wohnen, von welchem aus der Versuchter dem Heiland alle Reiche der Welt und deren Herrlichkeit zeigte. Der Name „Karantal“berg ist eine Entstellung von „Quarantana“berg und deutet damit auf das vierzigstägige Fasten des Heilandes hin.

Am nächsten Morgen sollte möglichst früh nach dem Toten Meer aufgebrochen werden. Aber: „Der Mensch denkt und Chalil Abdallah, Gottes Lieblingsknecht, lenkt“ mußten wir zu unserem Verdruss erfahren. Trotz aller ihm gewordenen Ermahnungen hatte er es gestern nicht fertig gebracht, seine Bremsvorrichtung wieder instand setzen zu lassen. Ehe dies aber nicht geschehen war, wollten wir keinesfalls den Wagen wieder benutzen. Ganz zufällig fand es sich dann, daß Badi Jacoub im Waisenhanse die Tischlerei erlernt hatte, so daß er imstande war, neue Bremsklöße zu fertigen und anzubringen. Gegen Mittag konnte die Fahrt fortgesetzt werden.

Am russischen Hospiz vorüber ging es zunächst zwischen riesenhaften Kaktusheiden hindurch über einen verwahrlosten arabischen Friedhof hinweg, an einigen elenden Fellachenwohnungen vorbei, auf das linke Ufer des Krith zu, dessen sandiges Bett ohne Wasser und mit dichtem Weidengestrüpp bestanden war. Nach einstündiger Fahrt überschritten wir das Flussbett auf einer eigens für den erwarteten Kaiserbesuch hergestellten langen sehr schmalen Holzbrücke.

Für die gänzliche Vollenbung hatte es an Zeit gefehlt und so waren die auf den Brückenbelag geschütteten Steine weder festgewalzt, noch mit Sand oder Erde bedeckt worden. Unseren schwachen Pferden gelang es deshalb nicht, den Wagen über die Brücke zu ziehen, so daß wir genötigt waren, nicht nur auszustiegen, sondern auch am Wagen mit schieben zu helfen, um ihn glücklich hinüberzubringen.

Obgleich auch jenseits des Krith noch zahlreiches, dichtes Strauchwerk stand, wurde der Boden doch schon sehr sandig und die wenigen Fahrgeleise, die sich zwischen den Büschen hindurchschlängelten, markierten den Weg, denn jedes andere Merkmal fehlte, sehr wenig. Aber Chalil Abdallah kannte ja den Weg. Nach etwa zweistündiger Fahrt verließ er die bisherige östliche Richtung und schlug eine mehr südliche ein, die uns bald in die Nähe des Toten Meeres brachte. Die Sträucher wurden dünner und seltener, die Rohrdommeln, die bisher unsern Wagen in großen Schwärmen begleitet hatten, verschwanden und allmählich hörte jede Vegetation auf. Zwischen haushohen, zum Teil schanzenartig geformten, Hüengravern ähnelnden Sandhügeln ging es weiter. Wir befanden uns bereits zwischen den Sanddünen des Toten Meeres. Von einem der phantastisch geformten Hügel beobachtete uns ein gewaltiger Adler, das

letzte lebendige Wesen, welches wir sahen. Dann hörten die Hügel auf und über den von Fauna und Flora gänzlich gemiedenen, weißlich schimmernden Strand hinweg erblickten wir das Tote Meer.

So oft dieses Meer, arabisch Bahr Lüt, d. h. Meer des Tot, beschrieben worden ist, so oft ist wohl auch der Eindruck verschieden geschildert worden, den es beim ersten Anblick auf den Beschauer macht. Neben der auffälligen Bitterung und Beleuchtung spricht bei Wiedergabe des Eindrucks, den das eigenartige Meer auf die Sinne hervorbringt, unzweifelhaft die Stellung mit, welche der Beschauer zu den biblischen Überlieferungen einnimmt. Aber auch derjenige, welcher nicht eingesteht, daß das einst über Sodom und Gomorrha niedergegangene Strafgericht noch heute der ganzen Gegend den Stempel des göttlichen Zornes aufdrückt, wird sich beim Anblick des Toten Meeres, wenn nicht eines unheimlichen, so doch eigenartig wirkenden Gefühls nicht erwehren können, das ihn am Gestade des merkwürdigen Sees beschleicht.

Kein Vogel durchfliegt die Luft, kein Fisch plätschert in der ruhigen blaugrauen Flut, die heute bei gänzlicher Windstille nicht einmal eine leichte Schaumbrandung am Ufer hervorbrachte. Keine Spur, kein Nest einer Muschel, Schnecke oder sonstigen niederen Lebewesens ist am Ufer zu finden. Der Ufersand verbreitet einen scharfen, salpeterartigen Geruch. Das Wasser, viermal so salzig als das der Weltmeere, besitzt eine derartige Dichtigkeit, daß Boote leicht umwerfen, so daß der See nur befahren wird, wenn es gilt Baumstämme wieder heranzuholen, die von der Jordanmündung zu weit abgetrieben wurden. Der Schein des Wassers, den heute nur wenige durch den Dunstschleier matt durchbrechende Sonnenstrahlen erreichten, war dunkel, wie von geschmolzenem Metall, seltsam und geisterhaft.

Schroff und düster fallen im Osten und Westen die kahlen felsigen Ufer in die stille Flut, während im Süden die Fernsicht durch die über dem See lagernde Dunstschicht begrenzt wurde, über die nur der Djebel Usdum, der Sodomsberg, hervorsah, der mit seinem Namen noch an die furchtbare Katastrophe gemahnt, die hier sich einst vollzog.

Durch sie wurde der See nach Süden zu um fast ein Drittel seiner früheren Ausdehnung verlängert. Bei Erdstößen oder heftigem Sturm wirft der See in diesem seinen jüngeren Teile größere Stücke von Asphalt (Erdpech) ans Land, während am nördlichen Ufer und im Jordantal heiße Quellen, Solfataren, wie sie um Neapel häufig sind, Schwefel ausscheiden.

„Ehe der Herr Sodom und Gomorrha verderbte, war die ganze Gegend wasserreich als ein Garten, gleichwie Egyptenland,“ ruft der Erzähler im 1. Buch Moses begeistert aus, hingerissen von der einstigen



Jagd an der Jordansfurth.

Schönheit der Ufer des Sees, die er selbst noch geschaut. Dahin sind die Wein- und Feigengärten, dahin die Dattel-, Palmen- und Olivenhaine, dahin das ausgelassene Leben der einst im Thal blühenden Ortschaften, versunken in die Tiefe unter gewaltiger Feuererscheinung. Und hoch über dem Versunkenen schlug die Flut zusammen, das Feuer löschend, so

XV. 11.

daß eine mächtige Rauchsäule aufging „wie ein Rauch vom Ofen,“ wie der von den Bergen Hebrons herbeieilende Abraham die Erscheinung noch sah.

Fast wollte uns dünken, als könne sich Ähnliches hier abermals ereignen, so gemahnte der Anblick des unheimlich stillen Sees mit seiner düstern Umgebung und dem darüber lagernden Dunstschleier in Ver-

73



Haus des barmherzigen Samariters.

bindung mit der Erinnerung an das einst hier Geschehene, an die gewaltsamen Umwälzungen, welche über unsere Erde und über dieses Thal bereits dahingegangen sind.

Noch standen wir sinnend am Ufer und betrachteten das in seiner Art einzig dastehende Bild, als uns Abdallah gemahnte, daß es Zeit zum Aufbruch sei, wenn wir noch die Jordansfurth besuchen wollten. Schnell hoben wir noch einige der zahlreich an das Ufer gespülten schwarzen Steine als Andenken auf, kosteten das widerlich salzig schmeckende Wasser und vertrauten uns wieder unserm Gefährt an.

Zunächst ging die Fahrt denselben Weg zurück, den wir gekommen, bis wir nach halbstündiger Fahrt rechts in die Weidenbüsche einbogen und in einer Viertelstunde uns am Jordan an der Stelle befanden, welche die Überlieferung als den Ort bezeichnet, wo Christus von Johannes getauft wurde. Die steil abfallenden Ufer des Flusses, die hier auf beiden Seiten von üppig wuchernden Tamarindenbüschen umrahmt werden, sind nur an einzelnen Stellen so beschaffen, daß man bis an das Wasser hinuntergelangen kann. Da der reißend fließende Fluß sich in unzähligen scharfen Biegungen durch das Thal windet, so nimmt das Wasser viel Uferschlamm mit fort und gewährt einen trüben, lehmigen Anblick. Trotzdem ist es wohlschmeckend und sehr kühl. Wäh-

rend Abdallah seine Pferde tränkte, füllten wir unsere dazu mitgebrachten Flaschen, um etwaigen Täuslingen daheim das Glück bereiten zu können, mit Jordanwasser getauft zu werden.

Unterdessen hatte sich die Sonne gänzlich verhüllt und im Süden über dem Toten Meere ballten sich Gewitterwolken zusammen, welche die Mahnung Abdallahs zum Aufbruch unnötig machten. So schnell es bei der furchtbaren Gluthitze von 35–40° R. und dem jammervollen Zustande unsrer Pferde gehen wollte, durchfuhren wir den tiefen Sand. Doch schneller als wir fuhren, zog das Unwetter herauf und die Dämmerung heran. Plötzlich leuchtete es einige Male hell auf und ehe wir es uns versahen, befanden wir uns in einem Wirbelwinde, der Wagen und Pferde umzuwerfen drohte. Erschreckt standen die Pferde still und wir selbst bedeckten Mund, Nase und Augen mit den Händen, um uns gegen den uns umwirbelnden glühend heißen Wüstensand zu schützen. Nach einigen uns recht lange scheinenden Sekunden war der Sturm vorüber, ohne die geringste Abkühlung gebracht zu haben, und wir fuhren weiter. Aber schon nach einigen Minuten hielten wir wieder. Chalil Abdallah stieg vom Bock, ging hierhin und dorthin und bald verriet uns Badi Jacoab, daß wir vom Wege abgekommen seien. Da die Dunkelheit vollkommen hereingebrochen war und der Wirbel-



wind die ohnehin spärlichen Wagenspuren gänzlich verweht hatte, so war an ein Wiederauffinden des eigentlichen Weges nicht zu denken. An sich war es zwar gleichgültig, wo wir fuhren, denn Schaden richteten wir nirgends an, bebaute Fluren giebt es in dortiger Gegend nicht. Desto eher lag die Möglichkeit vor, umzuwerfen, wenn der Wagen auf eine schiefe Ebene geriet. Um dies zu verhindern, ging Abdallah mit einer Schachtel schwedischer Streichhölzer bewaffnet den Pferden voran und beleuchtete den Weg, während Badi Jacoûb die Zügel nahm und langsam nachfuhr. Die Einhaltung der ungefähren Richtung auf Jericho ermöglichte ein mitgenommener kleiner Taschenkompas. Bald aber wurde die Orientierung schwierig, als überall in größerer und kleinerer Entfernung Feuer aufleuchteten, die bald verschwanden, um anscheinend an anderer Stelle wieder sichtbar zu werden. Es waren Feuer, welche die Beduinen in ihren Lagern zum Verscheuchen der Hyänen und Schakale und zur Vereitung ihres Nachtmahls anzündeten.

Einem der Feuer kamen wir so nahe, daß wir von dort bemerkt und von dem mit langer Beduinenflirte bewaffneten Posten beobachtet wurden.

Trotzdem wir in und bei unserem Wagen fünf

Männer waren, so wäre unsere Lage im Falle einer feindseligen Haltung der Beduinen doch recht unangenehm gewesen, denn außer einem geladenen Armeerevolver nebst zugehörigem Vorrat von Patronen, sowie einem gutgeschliffenen Dolchmesser verfügten wir über keine Waffe, auch durften wir auf den Beistand Chalil Abdallahs und Badi Jacoûbs gegen ihre Stammesgenossen wohl nicht allzusehr rechnen, obgleich beide getauft und in christlichen Grundsätzen erzogen waren.

Wir waren daher froh, daß die Beduinen nichts Feindseliges gegen uns unternahmen. Vielleicht hielten sie uns für besser bewaffnet als wir waren, oder trauten ihren eigenen Flinten nicht recht, die neben ihrer Länge nur zu häufig die Eigenschaft haben, daß man mit ihnen wegen ihres mangelhaften Zustandes nicht mehr schießen kann.

Endlich fanden wir den Rand des leeren Flussbettes des Krith und nachdem wir wiederholt mit vereinten Kräften den Wagen durch Bodeneinschnitte hindurchgeschoben und -gehoben hatten, trafen wir auf die uns schon bekannte lange Brücke, die in derselben Weise wie auf der Herfahrt überschritten wurde.

Eben waren wir damit beschäftigt, unsere Weiterfahrt mit den bisherigen Vorsichtsmaßregeln fortzu-



Neu-Jericho mit dem Karantalberg.

sehen, als plötzlich in der Richtung nach Jericho eine helllobernde Fackel auftauchte, in deren Schein deutlich die Umrisse des russischen Hospizes in Jericho erkennbar waren.

„Das sind die Leute aus unserem Hotel!“ erscholl es aus deutschen und arabischen Kehlen zugleich. Also auf die Fackel zu! Endlich nach halbstündiger langsamer Fahrt trafen wir auf die ersten Aloe- und Riesenkaktusheden einzelner vor Jericho befindlicher Gärten und zwischen ihnen tauchten plötzlich mit Laternen, Gewehren, Spießen und sonstigen

und Beglückwünschen in allen möglichen Sprachen seitens des uns begleitenden Hotelpersonals und der auf der Straße unser harrenden Einwohner gar kein Ende nehmen.

Letztere gaben ihrer Freude noch dadurch Ausdruck, daß sie während des vorzüglichen Diners, welches wir einnahmen, große Freudenfeuer in der Nähe des Hotels anzündeten. Daß sie dafür, ebenso wie unsere Hotelleute für ihre „Tapferkeit“, den erwarteten Bakischisch erhielten, bedarf für den Orientkenner keiner Erwähnung.

Raum hatten wir am andern Morgen auf der Rückfahrt nach Jerusalem den Blutkessel von Jericho verlassen und befanden uns auf dem Gebirge, so hatten wir zurücksehend den Anblick einer Sandhose, wie sie uns gestern fast verderblich geworden war. Bei einer Länge von etwa 20—30 m, bewegte sie sich langsam im Jordanthal von Süd nach Nord, hob sich dann allmählich vom Erdboden, bis sie endlich an den düstern Hängen des Moabitergebirges vorbeischiebend im blauen Äther sich zerteilte und verschwand.



Das Tote Meer.

Waffen versehen unser Hoteldirektor mit seinen Leuten auf.

Er hatte uns bei Eintritt der Dämmerung oder doch der Dunkelheit, die in diesen Breiten der Dämmerung schnell folgt, erwartet und war, als nach Verlauf von einer Stunde noch nichts von uns zu hören war, uns mit einem Aufgebot von sechs Mann, zwei Europäern, zwei christlichen und zwei mohammedanischen Arabern, entgegengezogen, um uns Hilfe zu bringen. Hatten doch erst vor vierzehn Tagen die Beduinen von einer Gesellschaft, die in ähnlicher Lage gewesen war wie wir, ein hohes Lösegeld erpreßt, gegen welches sie dieselbe erst ungehindert weiterziehen ließen.

Während wir langsam durch den Ort fuhren, der Fackelträger voran, der uns so gute Dienste erwiesen hatte, wollte denn auch das Händedrüken

Munterer als auf dem Herwege liefen unsere Pferde ihrem Stalle zu durch das Gebirge Juda hindurch, von dessen Höhen wir fast stets im Vorblick den schlanken Turm der russischen Kirche sahen, welche den Gipfel des Oiberges krönt, bis wir endlich den Berg selbst und um drei Uhr nachmittags das syrische Waisenhaus wieder erreichten.

War der dreitägige Ausflug bei der übergroßen Hitze in schlechtem Gefährt auch keine Vergnügungsfahrt nach hiesigen Begriffen, so hatten wir durch ihn doch die wundersamste Bodensenkung kennen gelernt, welche unser Erdball aufweist. Trotz der Anstrengungen und Unannehmlichkeiten, die überstanden werden mußten, wird der Besuch des Jordanthales und des Toten Meeres allen Teilnehmern sicherlich nicht nur eine unvergeßliche, sondern auch eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben.



# Vielerlei Quellen.

Von Dr. Hermann I. Klein.

Nachdruck verboten.

Im gewöhnlichen Leben kann man oft die Behauptung hören, alles fließende Wasser entstamme seiner bestimmten Quelle, die sich genau nachweisen lasse, jeder Fluß und jeder Bach habe seine Quelle, welche man auf der Karte verzeichnet finde. Geographisch betrachtet ist dies auch vollkommen richtig, allein in Wirklichkeit stammen die Wassermassen, die ein großer Strom ununterbrochen an seinen Gestaden vorbeimäht, nur zum allergeringsten Teile aus seinen Quellen und den Quellen seiner Nebenflüsse. Würde man die Quellen der Donau an den Abhängen des Schwarzwaldes verstopfen oder ihnen einen andern Ablauf geben, so würde der Spiegel der Donau bei Wien oder Pest nicht um einen Millimeter sinken und ähnlich ist es mit andern Flüssen. Die wahre Quelle der Gewässer unserer Ströme ist der Regen, welcher auf ihrem ganzen Flußgebiete niederfällt und durch unzählige Minnsale und auf vielerlei Wegen dem Hauptstrombette zugeführt wird. Nur der geringste Teil dieser Regenmengen fällt auf die Umgebung der Stromquellen nieder und tritt dort eben als Quell zu Tage. Wer einen mächtigen Fluß vorüberströmen sieht, ist allerdings wenig geneigt zu glauben, daß diese Wassermassen lediglich dem Regen und Schnee entstammen, der auf dem Flußgebiete niederfällt und doch haben genaue Untersuchungen ergeben, daß die Menge der jährlichen Niederschläge viel bedeutender ist, als die des auf dem nämlichen Gebiete in der gleichen Zeit durch Flüsse fortgeführten Wassers. So hat z. B. nach Arago das Wassergebiet der Seine bis Paris eine Oberfläche von 4327 000 Hektaren. Wenn das auf dieses Gebiet im Laufe des Jahres als Regen und Schnee niederfallende Wasser nicht verdampfte oder in den Erdboden eindränge, so würde es die genannte Oberfläche, falls sie horizontal angenommen wird, 53 cm hoch bedecken. Daraus ergibt sich durch eine einfache Rechnung, daß diese Schicht 22 930 Millionen cbm Wasser enthalten würde. Vergleicht man nun hiermit die Wassermenge, welche die Seine durchschnittlich jährlich an Paris vorbeiführt, so findet sich diese zu 8042 Millionen cbm, also nur gleich dem dritten Teile derjenigen, welche als Regen und Schnee auf das Seinegebiet niederfällt. Die übrigen beiden Drittel verdampfen offenbar und dienen zur Erhaltung der Pflanzen und Tiere. Ähnliche Verhältnisse hat man überall gefunden, wo genaue Untersuchungen angestellt worden sind; so fand sich z. B., daß der

Rhein bei der Moselmündung nur 39 Prozent der auf sein Gebiet fallenden Niederschläge als Stromwasser fortführt, die Elbe bei Torgau nur 30 Prozent, die Oder nahe bei der Warthemündung sogar nur 21 Prozent.

Die Quellen werden hiernach lediglich durch die atmosphärischen Niederschläge gespeist und unterhalten, und ein direkter Beweis hierfür ist in der That schon darin gegeben, daß sehr viele Quellen nach langer Trockenheit völlig oder zum größten Teil versiegen. Das aus den Wolken niederfallende Wasser dringt durch die Spalten und längs der Schichtungsflächen des Gesteins in den Erdboden, bis es auf undurchlässige Schichten von Thon oder Lehm trifft, wo es als Grundwasser verharrt und das unmittelbare Reservoir einer Quelle wird: Sandschichten lassen das von oben eindringende Wasser siebartig durchfließen und ebenso die Risse und Klüfte des Kalksteins. Deshalb besitzt z. B. die Hochebene der Altmühlalp in Bayern keine Quellen. Die Bewohner müssen das Regenwasser in großen Cisternen sammeln und bei eintretender Trockenheit ihren Wasserbedarf aus den benachbarten Thälern heraufholen. Die auf der Höhe herabfallenden Regenwasser versickern nämlich gänzlich im Boden, kommen aber in Gestalt von starken Quellen am Fuß der Bergabhänge hervor. Bisweilen gelangen die Wassermassen bei ihrem unterirdischen, abwärts gerichteten Lauf in poröse Schichten, die von andern, wasserdichten Schichten oben und unten umschlossen werden. Dann stehen die Wasser hier unter mehr oder minder hohem Drucke und sobald man die obere undurchlässige Schicht durchbohrt, springt das Wasser fontänenartig empor. Eine solche emporsteigende Wasserquelle nennt man einen artesischen Brunnen, nach der Grafschaft Artois in Frankreich, wo derartige Quellen im 12. Jahrhundert zuerst erbohrt worden sind. Wer zuerst auf die Idee gekommen ist, solche Brunnen herzustellen, weiß man nicht, der älteste, welchen man in Frankreich kennt, befindet sich in einer alten Kartäuserkirche zu Villers und stammt aus dem Jahre 1126. Vielleicht haben die Alten sie schon gekannt, denn Olympiodor, welcher um die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. zu Alexandrien lebte, erzählt, daß man in den Oasen der afrikanischen Sandwüste Brunnen bis zu 200 Ellen Tiefe und darüber grabe, welche dann reiche Wassermassen ergössen, die zur Bewässerung der Felder benutzt würden. Diese Art

der Wassergewinnung hat sich bei den Bewohnern der Wüste Sahara bis heute erhalten, denn am Nordrand derselben giebt es Leute, welche als Brunnengräber umherziehen und an geeigneten Stellen die Anlage primitiver artesischer Brunnen ausführen. In neuerer Zeit haben die Franzosen in Algier zahlreiche artesische Brunnen angelegt und dadurch große Strecken vorher öden Wüstenlandes dem Anbau gewonnen. Besonders in der Nähe der Stadt Tugurt im südlichen Teile der Provinz Constantine zieht sich eine Reihe von Oasen hin, die lediglich von den artesischen Brunnen unterhalten werden, die dort teilweise schon von den Eingeborenen gegraben wurden. Die französische Regierung ließ diese Anlagen vermehren und zweckmäßiger gestalten. Die Wasser stammen aus einer Tiefe von 70 bis 75 m, nachdem man eine dicke gipshaltige Schicht durchbrochen hat. Gewöhnlich steigt der erste Wasserstrahl hoch empor und reißt Sand und Steine mit in die Höhe, aber nach einiger Zeit wird das emporquellende Wasser ruhig, klar und rein. Der bedeutendste Quell dieser Art wurde 1884 erbohrt, es ist der Brunnen von Sidi Amran, er ist ein wahrhafter Fluß, denn er giebt in der Minute 6000 l Wasser. Die Oasen von Ued Mir besitzen heute mehr als 120 fließende Brunnen, die sämtlich seit dem Jahre 1856 von den Franzosen hergestellt wurden und welche zusammen mit einigen natürlichen Quellen nicht weniger als 130 Millionen ehm Wasser liefern. Aber nicht allein dort, sondern fast an allen Stellen der niederen Sahara von Algier und Tunis findet man beim Bohren in der Tiefe Wasser, so daß man mit Fug und Recht annehmen darf, daß daselbst wirkliche unterirdische Wasserbecken von sehr großer Ausdehnung, wahrhaftige Seen unter der Erde existieren. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß aus den fließenden Brunnen nicht selten lebende Fische, Krabben und sonstige Tiere an die Oberfläche kommen, die sich also offenbar in der Tiefe unter der Erde aufgehalten hatten. Man darf also nicht glauben, diese Tiere hätten beständig unter der Erde gelebt, denn sie gehören durchaus bekannten Arten an, vielmehr muß man annehmen, daß sie von Teichen oder Seen durch unterirdische Verbindungsräume in die artesischen Brunnen gelangten und hier wieder ausgeworfen wurden. Diese unterirdischen Wasserbecken werden offenbar nur von den Regen- oder Schneewässern gespeist, die auf dem Atlasgebirge herabkommen, dort in den Boden sickern und auf sehr langen Wegen unterirdisch gegen Süden hin fließen, deshalb ist auch eine Abnahme der Wasser in den artesischen Brunnen der Sahara nicht zu befürchten, noch hat sie seit dreißig Jahren sich gezeigt. Überhaupt darf man nicht glauben, die Höhen, von denen das meteorische Wasser unterirdisch abströmt, müßten in der Nähe des arte-

fischen Brunnens sein, sie können sich vielmehr in Entfernungen von 10, 20 und mehr Meilen befinden. So wurden z. B. in Venedig, mitten im Meere mehrere artesische Brunnen aus 130 m Tiefe erbohrt, die vollkommen süßes Wasser ergaben, das also notwendig aus den südlichen Vorhöhen der Alpen stammen muß. Ein fernerer Beweis sind die Quellen süßen Wassers, die sich hier und da im Meere finden. Solche brechen nach Humboldt an der südlichen Küste der Insel Ruba, südwestlich von dem Hafen Databano, etwa 3 Seemeilen vom festen Lande entfernt, mitten aus der salzigen Flut hervor. Der Ausbruch geschieht mit solcher Kraft, daß Rachen sich nur mit Vorsicht diesem wegen des hohen und durchkreuzten Wellenschlags verrufenen Orte nahen. Handelsschiffe, welche an der Küste vorbeifegeln und nicht landen wollen, besuchen bisweilen diese Quellen, um mitten im Meere sich einen Vorrat süßen Wassers zu verschaffen. Je tiefer man schöpft, um so süßer, d. h. freier von Salz ist das Wasser. Diese Quellen sind nichts anders als artesische Brunnen, deren Wasser von den Höhen der Insel Ruba stammt. Noch merkwürdiger ist eine andere süße Quelle, die sich im Indischen Ocean, 125 englische Meilen von Chittagong und 100 Meilen von dem nächsten Küstenpunkte entfernt, befindet. Reclus behauptet, die wasserreichsten unterseeischen Quellen befänden sich an der Südküste der Vereinigten Staaten. An der Mündung des St. Johnflusses sprudelt eine unterseeische Quelle völlig reinen Wassers 1–2 m hoch über die Meeresfläche empor. Im Januar 1857 war das ganze Meer an der Südspitze von Florida der Schauplatz eines gewaltigen Ausbruchs von Süßwasser am Meeresboden. Gelbe, schmutzige Ströme durchkreuzten die Meerenge, tote Fische schwammen zu Myriaden an der Oberfläche und wurden an die Küste geworfen. Selbst mitten im Meer war der Salzgehalt um die Hälfte verringert und an manchen Stellen schöpften die Fischer ihr Trinkwasser aus dem Meer wie aus einem Flusse. Man kann nicht anders annehmen, als daß diese Menge süßen Wassers durch Öffnung aus einer Schicht am Meeresboden herausquoll und nichts anderes war, als ein ungeheurer artesischer Brunnen, der sein Reservoir plötzlich entleerte und dessen Wurzeln bis auf das Festland von Florida reichten.

Eine besondere Art von Quellen sind diejenigen, welche aus versinkenden Bächen und Flüssen entstehen und die deshalb meist mit großer Mächtigkeit zu Tage treten. Bei Zimmendingen, wo die Donau im Gebiet des Jurakalks fließt, verliert sich ein großer Teil ihres Wassers in den Bodenrissen, ja in sehr trocknen Jahren lag schon ihr ganzes Bett bis nach Möhringen hin trocken. Dafür tritt 11 km jenseits der Berge, in tieferem Niveau als mächtiger



Quellfluß die Adolfszeller Ache aus den Felsen und führt ihr Wasser dem Rheine zu. Man hat schon in früherer Zeit vermutet, daß diese Quelle von dem versinkenden Donauwasser gespeist werde, und um diese Vermutung zu prüfen, ließ A. Knop im Jahre 1877 unterhalb Immendingen 200 Centner Kochsalz in die Donau schütten. Die Prüfung des Wassers der Ache ergab nun in der That einen bedeutenden Salzgehalt, der später wieder verschwand, so daß an einem direkten Zusammenhang zwischen dieser Quelle und der Donau nicht mehr zu zweifeln ist. Die ersten Spuren der Versalzung erschienen nach zwanzig Stunden, die stärkste Versalzung trat nach sechzig Stunden ein und die letzten Spuren wurden nach neunzig Stunden konstatiert.

Die trichterförmigen Vertiefungen des Jougfees im Jura haben, wie man lange vermutete, einen Zusammenhang mit der Orbequelle. Nach den gelungenen Versuchen von Knop, haben Foxel und Golliet im Jahre 1892 unternommen, diesen Zusammenhang direkt nachzuweisen. Zu diesem Zwecke wurde eine große Menge Fluorescein in den Trichter von Bonport geschüttet und in der That sah man dessen Spur fünfzig Stunden später an der Orbequelle und der Fluß blieb achtzehn Stunden lang gefärbt. Ähnliche Versuche mit andern, bergaufwärts gelegenen Trichtern des Jougfees ergaben bestätigende Resultate. Die Entfernung von der Orbe beträgt über 12 km und der Höhenunterschied ist 226 m.

Der Wasserreichtum der Quellen hängt im allgemeinen von der Regenmenge ab und ändert sich mit dieser. In trockenen Jahren werden die meisten Quellen wasserarm, in nassen fließen sie reichlich, ja es beginnen Wasserfäden aus Felsklüften zu fließen, die sonst trocken sind. Solche nur zu gewissen Zeiten fließende Quellen werden periodische genannt. Hierhin gehören die sogenannten Maibrunnen oder Hungerquellen, die nur in regnerischen Jahren fließen und die deshalb im Volksmunde als Vorzeichen von Teuerung betrachtet werden. Eine solche Quelle in Steiermark führt den Namen „Kornfeuerbrunnen“ und als sie 1854 vertrocknet war, prophezeite der Ortspfarrer eine gesegnete Ernte, was auch eintraf. Der sogenannte Milchbach südlich von Barenna am Comersee, der in mehreren Absätzen aus einer Höhe von 300 m herabstürzt, ist ebenfalls eine periodische Quelle, die am reichlichsten in den Frühlingsmonaten und spärlich im Sommer fließt, im Herbst aber versiegt. Sie wird von einem kleinen Gletscher gespeist. Andere Gletscherquellen fließen nur an heitern warmen Tagen, weder bei Nacht noch zur Winterzeit. Quellen und Brunnen in der Nähe der Meeresküsten zeigen nicht selten ein periodisches An- und Abswellen. So zeigte ein 1840 innerhalb der

Citadelle von Ville gebohrter artesischer Brunnen tägliche Schwankungen in seinem Ausflusse, die offenbar mit dem Gange der Ebbe und Flut im Zusammenhange stehen. Die Ursache ist in diesem Falle der größere oder geringere Druck des Meereswassers, in anderen Fällen ist es der Druck von Gasen und Dämpfen, der das Wasser mehr oder minder heftig emporreibt. Hierhin gehören die Soolsprudel von Nauheim und Kissingen, auch der Karlsbader Sprudel. Die großartigsten Erscheinungen aber bieten die heißen Springquellen, deren Wasser mit lautem Geräusch und von Dampfswolken umgeben von Zeit zu Zeit fontänenartig emporsteigt. Die berühmtesten und am längsten bekannten befinden sich auf der Insel Island. Eine davon führt den Namen Geyfir und diese Bezeichnung hat man auf alle intermittierenden süßen Springquellen übertragen. In neuester Zeit sind großartige Geyfir auf Neu-Seeland, dann aber auch am oberen Yellowstonefluß in Nordamerika entdeckt worden. Man muß nun nicht glauben, daß die Ausbrüche dieser Geyfire ganz regelmäßig in fest bestimmten Zwischenpausen eintreten, vielmehr sind dieselben ziemlich unregelmäßig; beim großen Geyfir auf Island vergehen nicht selten drei Tage, ehe es zu einem vollständigen Ausbruch kommt. Dort hat man auch schon in alten Zeiten die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß durch Einwerfen von Steinen und Rasenstücken der Geyfir zum Ausbruche gereizt werden kann, doch schlägt das Mittel auch nicht selten fehl. Im Jahre 1885 wurde im Yellowstonegebiet durch Zufall entdeckt, daß Seife sehr geeignet ist, einen Geyfirausbruch hervorzurufen. Einem Chinesen fiel ein großes Stück Seife in eine Quelle, aus der er seinen Wasserbedarf zu holen pflegte und die bis dahin niemals ihre Geyfirnatur verraten hatte. Jetzt aber erfolgte nach kurzer Zeit ein gewaltiger Ausbruch. Die Entdeckung wurde bald seitens der Touristen ausgenutzt und das „Seifen des Geyfir“ ein beliebter Sport. Indessen reagieren nicht alle Geyfire auf diese Anseifung. Der Geologe Hayden hat sich mit einer genauen Prüfung der Sache beschäftigt und gefunden, daß unter den Reizmitteln für die Geyfire konzentrierte Kalilauge am sichersten wirkt, aber doch auch bei den beiden großen Geyfiren, welche die Namen Giant und Giantess führen, vergeblich angewendet wird. Am besten waren die Wirkungen bei einem Geyfir Namens Bre-Hive, dessen Eruptionen sehr unregelmäßig stattfinden. Dieser heiße Springquell hat einen 4 Fuß hohen Sinterkegel, dessen obere Öffnung 3 Fuß Durchmesser hält und von der aus ein höchstens 10 Zoll breiter Kanal in den Boden führt. Dieses Rohr füllt sich nach einer Eruption rasch mit süßem Wasser, alsdann dauert es lange Zeit, fast Monate lang, ehe normalerweise ein Ausbruch erfolgt. Wird indessen

Kalilauge eingegossen, so tritt der Ausbruch bisweilen schon nach zehn oder fünfzehn Minuten ein. Man erklärt die Wirkung der Anseifung durch die Annahme, daß dadurch die Bildung einer zähen Oberflächenschicht hervorgerufen wird, welche den Dampf zurückhält, bis eine explosive Entladung erfolgt. Ob und wie weit diese Erklärung richtig ist, muß zur Zeit dahingestellt bleiben. Auf Island giebt es auch zahlreiche dampfende, süße Quellen, welche von den Anwohnern „Reyfir“ genannt werden. Aus solchen Quellen haben sich die Geysire im Laufe der Zeit entwickelt, indem das süße Wasser gelegentlich über den Rand floß und auf diesem Kieselerte abseht. Dadurch wuchs allmählich ein Hügel um das Bassin, welches das heiße Wasser enthält und die Wasserfäule wurde entsprechend höher. Damit aber werden allmählich die Bedingungen zur Überhitzung des am Boden befindlichen Wassers ge-

schaffen und diese führte schließlich zur Explosion, wobei Wassermassen und Dämpfe hoch emporgeschleudert werden, worauf wieder eine Periode der Ruhe folgt. Jede Explosion erhöht also wiederum den Hügel um die Eruptionsröhre, bis diese endlich so hoch wird, daß die Wärme von unten nicht mehr ausreicht, um einen Ausbruch hervorzurufen. Dann wird der Geysir zu einem Warmwasserbrunnen, den die Isländer „Laug“ nennen und in dessen Tiefe man noch bisweilen die alte Geysirmündung wahrnehmen kann. Wie lange Zeit erforderlich ist, um einen Geysir zu bilden und wieder zu vernichten, ist unbekannt. Der große Geysir auf Island existiert, soweit geschichtliche Nachrichten reichen, er ist aber offenbar schon über die Epoche seiner höchsten Entwicklung hinaus. Ein anderer in seiner Nähe befindlicher Geysir, der den Namen Strofr führt, entstand erst im Jahre 1784 nach einem großen Erdbeben.

## Hendrik Witboi.

Von Hauptmann von François.

*Nachdruck verboten.*

**H**endrik Witboi ist tot! Diese sensationelle Nachricht kam mit der letzten Post aus Südwestafrika zu uns, und es dürfte wohl von Interesse sein, einiges über ihn und seinen Stamm zu erfahren.

Hendriks Stamm ist nicht die ursprüngliche Bewohnererschaft des deutschen Schutzgebietes gewesen, wie heute vielfach angenommen wird und aus welcher Annahme häufig eine Art moralischer Berechtigung der Witboischen auf den Besitz der deutschen Interessensphäre hergeleitet wird; derselbe ist vielmehr erst anfangs dieses Jahrhunderts aus der Kapkolonie nach Südwestafrika eingewandert.

Hendrik Witboi ist von dem deutschen Missionar Alpp erzogen worden und war lange Zeit hindurch Kirchenältester und eine kräftige Stütze der rheinischen Mission zu Gibeon. Bis zum Jahre 1882 war seine Politik friedlicher Natur, wo religiöse Visionen und Offenbarungen ihn zu einem Eroberungspolitiker umformten, der nach alttestamentlicher Art und Weise sich zu einem Führer seines Volkes in die gesegneten Gefilde, der nördlich des Herero-Landes liegenden Weiden, berufen glaubte.

Seine religiöse Einbildungskraft wies ihn schnurgerade über Olanandja, Hauptort der Herero, hinaus nach Norden zu. Die von den Herero gewiß mit gutem Recht und Grund verweigerte Erlaubnis zum Durchmarsch durch ihr Gebiet, bot ihm einen angenehmen Vorwand, mit diesem viehrefchen Volk

Krieg zu führen. In der Folge fügte er diesem Stamm durch fortgesetzte Raubzüge, bei denen oft Tausende von Kindern gestohlen wurden, unendlichen Schaden zu, so daß die deutsche Regierung genötigt wurde, um den einzigen Reichtum des Landes sich zu erhalten, Hendrik Witboi den Krieg zu erklären.

Welchen zähen Widerstand die mit vorzüglich schießenden Hinterladern bewaffneten Hottentotten den deutschen Kriegern entgegensetzten, mit welchen Strapazen letztere zu kämpfen hatten, ist ja wohl noch in frischer Erinnerung.

Nach seiner Unterwerfung war er nicht nur ein guter Freund der Deutschen geworden, sondern er hatte diese auch auf den späteren Kriegszügen gegen seine alten Feinde, „die Herero“, durch Hilfstruppen unterstützt, wofür er von der deutschen Regierung durch einen reichen Viehbeuteanteil belohnt wurde.

Daß er sein Wort, fürderhin Frieden mit den Deutschen zu halten und auf seine weiteren Raubzüge, die ihm und seinem Volk den Lebensunterhalt boten, zu verzichten, so treulich gehalten hat, bestimmte nicht seine Neigung und Rechtllichkeit, sondern seine Klugheit; denn sein Wort hat er, wie nachfolgende Episoden zeigen werden, oft gebrochen.

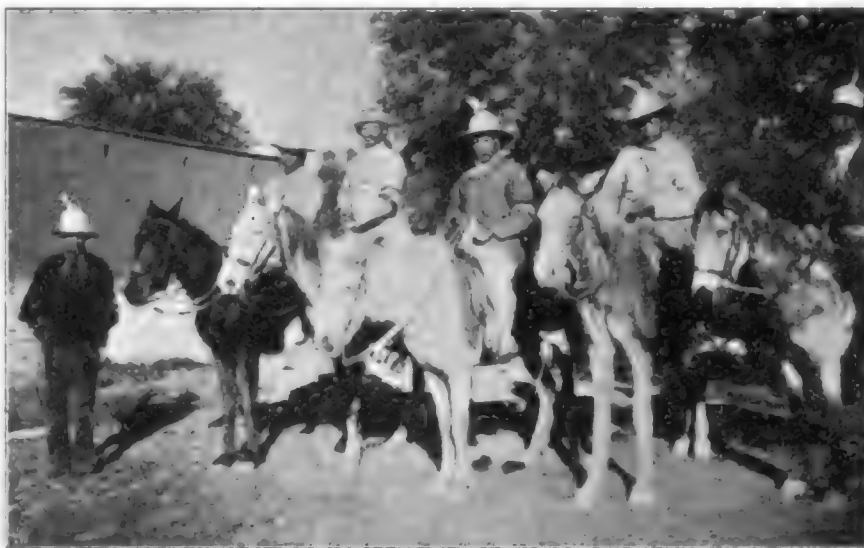
Im Jahre 1889 bekriegte er den Hottentottenstamm der „Konter-Leute“, dessen Häuptling, Jan Konter, ihm nicht nur in geistiger, sondern auch in politischer Beziehung als großer Konkurrent ein Dorn

im Auge war. Eines Tages gelang es ihm, Jan Jonker mit einem kleinen Teil von dessen Leuten im Gebirge bei Tsaobis zu umstellen. Nachdem bereits längere Zeit gekämpft worden war, entsandte Hendrik Witboi eine Frau zu Jan Jonker mit der Aufforderung, Jonker möchte in Hendriks Lager zu Friedensunterhandlungen kommen. Zuerst zauderte jener, den Wünschen Hendriks zu entsprechen. Als eben die Botin das dritte Mal erschien mit der schriftlichen Erklärung von der Hand Witbois, daß, so wahr Gott lebe, ihm nichts geschehen solle, ging Jonker ohne Waffen, nur von einem kleinen Jungen begleitet, in das Witboische Lager. Dagegen waren Krieger Hendriks in das Lager der Jonker-Gottentotten gekommen, hatten Friedensversicherungen gebracht, Begrüßungen ausgetauscht, als plötzlich kurz hintereinander zwei Schüsse fielen. Die stuhig gewordenen Jonker-Gottentotten wurden von den Witboischen mit den Worten beruhigt: das seien Friedensschüsse, soeben sei der Frieden geschlossen. Aber Jan Jonker war auf dem vermeintlichen Friedenswege in unmittelbarer Nähe des Witboilagers hinterrücks niedergeschossen worden. Der ihn begleitende Junge kam mit der Schreckensnachricht zurückgestürzt. Daraufhin fielen die mit Friedensversicherungen gekommenen Witbois über die Leute Jan Jonkers her und töteten resp. entwaffneten dieselben.

Ein andermal war der offenbarungsfüchtige Hendrik zu einer Hereroexpedition von Hoornkrans aufgebrochen; diesmal aber hatte ihn sein Geist zu einem Friedensexperiment veranlaßt. Infolge dieser Parole legten seine Größen ihre Feiertagsgewänder an, und ein feierlicher Zug bewegte sich von Hoornkrans fort zu dem viehrefchen Häuptling Rahimema. Durch Boten ließ er jenen von seinem friedlichen Vorhaben unterrichten und wurde daher mit seinen Kriegern von den Herero auf das gastlichste aufgenommen. Tags darauf machte nun leider Hendriks Friedensfee in ihren löblichen Ideen eine arge Schwenkung, so daß aus dem edlen Friedensevangelium doch nichts werden konnte. Sicher hat das niemand mehr bedauert wie Hendrik; aber die Offenbarung war nun einmal da und mußte befolgt werden. Sie wurde den in das Unschuldsgewand gekleideten Größen folgendergestalt zu ihrem größten Erstaunen kund-

gethan: In der vergangenen Nacht ist mir Gott erschienen mit dem merkwürdigen Befehl, die Viehposten der Herero zu rauben. Nach dieser Verkündigung ließ er den Wohnsitz Rahimemas beschießen. Ein kurzes Gefecht endete mit der Tötung mehrerer Herero und der Erbeutung von 600 Ochsen und 1000 Stück Kleinvieh.

In gleicher Weise benahm er sich im Jahre 1888 gegen den Gottentottenstamm der Veldschoendragers. Auf einem Durchzug durch deren Gebiet erbat und erhielt er auf dem Hauptplatz derselben für sich und seine Leute Gastfreundschaft. Mit Morgengrauen jedoch beschloß er undankbarerweise seine Gastgeber, die hierauf schleunigst flüchteten. Nur Arisimab, deren Häuptling, verteidigte sich bis zuletzt, indem er unter seinem Wagen sich eine Deckung zusammen-



Zamel Jaak (l. Cärier). Hendrik Witboi. Jaak Witboi.  
Witboi und seine Unterkapitäne. (Photographie vom Deutschen Kolonialmuseum in Berlin.)

trakte und von hier aus die andringenden Witbois niederschloß. Aber die Munition ging ihm aus, und als er die letzte Patrone in den Lauf schob, sprang er auf den Bock seines Wagens und endete wie weiland Varus durch Selbstmord.

Wie aus Vorstehendem zu ersehen, war Hendrik Witboi nicht nur schlau und hinterlistig, sondern er hielt auch jeden Vorteil für sich für erlaubt, stellte Fallen und Hinterhalte, wo er konnte und benutzte den Zufall oder auch treulose Hinterlist zur Vernichtung seiner Feinde. — Gegner, die ihm in die Hände fielen, wurden ausnahmslos erschossen, und ließ er in dieser Beziehung weder die Fürsprache hoher deutscher Beamten, noch guter Freunde gelten.

Als Hendrik Witboi z. B. mit seinen Kriegern nach stattgehabtem erfolgreichen Gefecht Otjimbingue, einen Hereroplaz, umstellt hatte, fiel ihm ein Herero in die Hände. Derselbe wollte, da er in dem Gefecht von seinen Leuten abgekommen und

von Durst und Hunger geplagt war, die Dunkelheit benutzen, um den Platz zu erreichen. Von den Hottentotten jedoch ergriffen und zu Hendrik gebracht, gab er an, von einem Weißen als Bote von Oka-handya nach Otyimbingue gesendet worden zu sein, um sich mit dieser Ausrede zu retten. Da er aber weder Namen noch Auftrag angeben konnte, war er bald durchschaut. Witboi ließ ihm Gewehr und Munition abnehmen und erlaubte ihm dann, anscheinend durch fürsprechende Worte der ihn umgebenden Weißen bewogen, fortzugehen. Kaum hatte er aber einige Schritte zurückgelegt, als Witboi ein Zeichen gab und der Unglückliche zu Tode getroffen niederfiel.

Auch im Kriege mit der deutschen Schutztruppe fiel ihm ein Soldat schwerverwundet in die Hände, dem er ebenfalls den Garaus machte. Als ihm darüber später ein Missionär Vorlesungen hielt, meinte er, er habe den Schwerverwundeten durch seine Leute zurück schaffen lassen wollen, da derselbe ein frommer Soldat gewesen sei, der ein Gesangbuch bei sich geführt habe. Seine Untergebenen hätten sich aber nicht in das deutsche Lager gewagt, und so habe er denn Befehl gegeben, da der Deutsche doch tödlich verwundet gewesen sei, ihm einen Gnadenschuß zu geben.

Aber diesen Charakterfehlern stehen nicht unerhebliche Vorzüge gegenüber. Aus der kommunistischen Denkweise der Hottentotten entspringt z. B. eine weitgehende Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, die durchaus frei ist von selbstischen Motiven. Als die Schutztruppe Hendrik Witboi in Hoornkrans den ersten freundschaftlichen Besuch machte, war bei einigen ihrer Pferde der Fußbeschlag reparaturbedürftig geworden. Dieselbe fragte nun an, ob einige der Pferde durch Witbois Schmiede beschlagen werden könnten, worauf Hendrik, obwohl es ihm selbst an Hufeisen und Nägeln mangelte, sofort Befehl dazu gab, und nicht zu bewegen war, Bezahlung hierfür anzunehmen.

Ein andermal waren der Truppe 15 Ochsen entlaufen, die aufgesucht werden sollten. Wegen der Pferdesterbe aber, hatte dieselbe keine Reittiere zur Verfügung, indem sie alle im Gebirge auf Isoliertplätzen untergebracht waren. Auch die in der Nähe wohnenden Bastards hatten kein Pferd disponibel. Da hörte der zufällig von Hoornkrans angelommene Witboi von der Verlegenheit der Schutztruppe und

bot ihr ganz spontan ein Pferd an. Als der Führer der Truppe ihm hocherfreut dankte und zugleich auf die Möglichkeit hinwies, daß das Pferd bei dem Ritt zu Grunde gehen könne, meinte Witboi, daß dies dann eine Schickung des Himmels sei, für die niemand verantwortlich gemacht werden könnte.

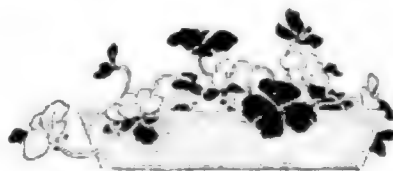
Seit dem Jahre 1886 war sein Hauptwohnplatz Hoornkrans, das für seine Zwecke ausgezeichnet lag. Die Entfernung zwischen den Hauptplätzen des Hererogebiets betrug zwischen 120 und 170 km, zwischen Hoornkrans und dem Hererogebiet lag die unwegsame Rhomas-Landschaft, welche die Annäherung erschwert und im Rücken von Hoornkrans befindet sich die sichere Zuflucht gewährende Bergwildnis des Gansberges; weiter dahinter das sagenhafte, unerforschte Land zwischen Sandwichhafen und Angra Pequena. Nach Osten hingegen bot die innerafrikanische Ebene bequeme Wege zur Umgehung der Gebirge, deren sich Witboi auf allen seinen Zügen bedient, und so durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen oft genug überrascht hat.

Der Platz selbst, der eine Ausdehnung von ca. 1 km hatte, wurde nach Norden und Osten von einer steinernen Mauer umgeben, in der sich Schießscharten befanden. Zwischen je zwei Schießscharten stand auf der Mauer zwischen diesen beiden Scharten ein weißer Stein in der Größe eines Kopfes, die den Gegner zu der Annahme verleiten sollten, daß die mit einem weißen Hut bekleideten Witbois, über die Mauer feuerten.

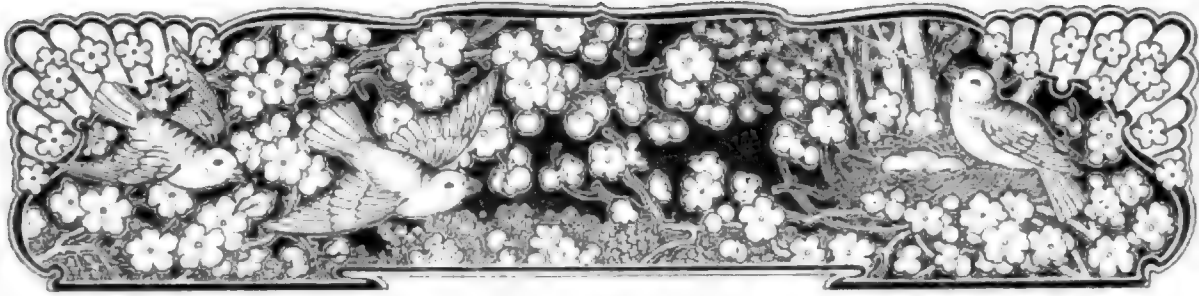
Hoornkrans galt bei den Eingeborenen des Schutzgebietes für uneinnehmbar, welchen Ruf es besonders neben seiner guten Lage dem Umstande verdankt, daß die Herero verschiedentlich mit großen Massen versucht hatten, den Platz einzunehmen, stets aber mit blutigen Köpfen wieder heimgeschickt wurden.

Als es dann der deutschen Schutztruppe im Jahre 1892 gelang diese Bergfestung durch Überfall zu erstürmen, stieg das Ansehen der Truppe wesentlich im ganzen Lande. Durch letztere wurde der Platz dem Erdboden gleich und für ein ferneres Wohnen untauglich gemacht.

Nach dem Frieden mit den Deutschen bewohnte Hendrik seinen Stammpfad Gibeon, wo er seinen Stamm vereinigte, bis zu seinem Ende. Vorausichtlich werden seine Gebeine neben denen seines Großvaters und Vaters gebettet werden, die ebenfalls in Gibeon begraben liegen.







## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Wedelkamp und Fräulein Lucius waren jetzt nicht mehr weit vom Gasthose „Zur Aumühle,“ da blieb Thea stehen und reichte ihrem Begleiter die Hand hin: „Adieu, Herr Wedelkamp.“

Wieder einmal eine seiner wenigen Chancen, mit Fräulein Lucius zusammen zu sein, vorüber und so gar nicht ausgenutzt! Er wußte sich nicht anders zu helfen, er hielt mit einem bittenden Blicke ihre Hand fest. „Gehen Sie denn nun wirklich von hier fort, Fräulein Lucius?“ fragte er in seiner Angst geradezu, „oder bleiben Sie doch vielleicht noch eine Weile?“

Es war doch allemal ein sonderbares Beieinandersein mit diesem Menschen . . . was wollte er nur! „Gehen oder bleiben,“ lachte sie jetzt leicht hin, wenn ihr auch nicht ganz so zu Mute war, „man kann's ja schließlich an den Knöpfen abzählen!“ Wobei sie an der Reihe großer Knöpfe, die ihren Paletot vorne schlossen, mit der Hand herunterglitt. Er sah sie an wie betroffen über den Scherz. „Es handelt sich zunächst nur um die Ferien,“ fuhr sie hastig fort; „nachher werden wir weiter sehen.“

Ein heftiger Windstoß traf sie: es gab wahrhaftig keine Veranlassung, länger im Regen zu stehen; wie durfte er es einer Dame zumuten! So wünschte er ihr denn Lebewohl „für die Ferien“ und sie gingen auseinander.

Im geräumigen Speisesaal von Falkenlust waren jetzt zwei lange Tafeln mit Rurgästen so ziemlich besetzt. Sie selber zählten eifrig und nahmen ein Interesse daran, wenn die Tische recht voll saßen, denn man war doch nicht in einem Hotel, wenn es auch hier nicht viel anders, als im Table d'hôte-Saal eines solchen aussah, sondern bildete immerhin eine zusammengehörige Hausgenossenschaft. Daher denn auch allemal die Plätze gerecht wurden, sobald bei Tische ein neues Gesicht auftauchte.

Das war heute der Fall. Dort unten in den Platz des abgereisten Hamburger Herrn war eine Dame eingerückt! Jung? Ja — hübsch? Donnerwetter, famos! „Hübsch finden Sie das Gesicht,

Herr Major . . . es ist doch merkwürdig — die Männer haben nun einmal einen total andern Geschmack als wir . . .“

„Das mag sein, das gebe ich zu — Ich sagte ja eben auch nicht ‚hübsch‘, meine Gnädige; ich sagte eben ‚famos‘ . . .“

Das war links am Tische. Rechts und ganz oben war man in einem so eifrigen Gespräch über Selbstsuggestion, das Zulässige des Altruismus in der Handlungsweise des nicht modernen Menschen, die freien Höhen der Selbstbestimmung, auf denen jenseits von Gut und Böse der eigne Wille als einziges Gesetz über den glücklich dort hinauf Gekommenen schwebt, daß man noch keine Zeit gehabt hatte, das neue Gesicht am Tische zu beachten. Endlich war es aber doch geschehen: Fräulein Dagoberfsen hatte ihrer Mama, die dort oben quer vor der Tafel in einem extra bequemen Stuhle saß und mit Doktor von Lechner über Nießsche rebete, ein verwundertes Wort zugeflüstert, und nun kniff die Dame in Schwarz die Augen ein, schaute den Tisch hinunter, lachte kurz und ganz eigentümlich und sagte dann zu Doktor von Lechner: „Das ist nun Männerfreundschaft, lieber Doktor! Und ich, die ich mich im Besitze Ihres vollen Vertrauens wähnte! . . .“

Eine Pause, während der er sie verständnislos ansah. Er begriff auch nicht gleich, daß sie seinen Blick mit dem ihren hinunter nach dem andern Ende des Tisches zu lenken suchte; endlich beugte er sich doch vor und spähte die Reihe an seiner Seite hinab, was ihm aber nicht viel half, weil er erstens kurz-sichtig war und es zweitens nicht so leicht thümlich ist, einen bequemen Blick auf jemand zu gewinnen, der acht Plätze weiter an derselben Seite mit einem an einer langen Tafel sitzt. „Was meinen Sie eigentlich, gnädige Frau?“ fragte er daher jetzt halblaut und nachdrücklich.

„Nun, einfach, daß Sie uns die Ankunft Ihrer alten Bekannten in Falkenlust bisher verschwiegen

haben," sagte Frau Dagobertsen jetzt schon milder und scherzhaft, während außer dem ihrigen noch zwei Augenpaare, das von Fräulein Dagobertsen und von Schwester Ida, der Diakonissin, die ebenfalls hier mit in der Reihe saß, aufmerksam auf seinem Gesicht die Wirkung der Worte beobachteten.

Da war aber nicht viel zu sehen! Doktor von Vechner verstand augenscheinlich von der Antwort, die ihm hatte Herz und Nieren prüfen sollen, keine Silbe. „Sie sprechen in Rätseln, verehrte Frau," sagte er dann auch, „und es findet jedenfalls eine Verwechslung statt. Wenn die Person, von der Sie sprechen, mich kennen will, so irt sie sich . . . Aber wer ist es denn, und wo . . .“

Jetzt sahen sich Fräulein Dagobertsen und die Schwester an und lächelten, etwas malitios . . . Frau Dagobertsen mit dem schwarzen Schleier aber sagte nun nachsichtsvoll, denn jetzt war es klar, daß ihr Freund hier der angegriffene und zu überrumpelnde Teil war — „Verzeihen Sie mir . . . aber da Sie doch neulich erst längere Zeit mit der Dame — ich vergesse den Namen — zusammen waren, so erschien es kaum denkbar, daß sie Ihnen von ihrer Absicht, hierher zu uns zu kommen, nichts sollte mitgeteilt haben.“

Doktor von Vechner war gewiß zu entschuldigen, wenn er der ihm aufgedrungenen Rolle, fortwährend ein dummes Gesicht zu machen — wenn bei ihm ein solcher Ausdruck erlaubt ist — endlich müde war. Verstehen that er noch immer nichts, sich deutlich heraus zu lassen, schien seine Freundin nicht zu bewegen, so sagte er denn gar nichts mehr, sondern reckte und bog sich so lange und so energisch bald nach vorn, bald nach hinten, hinter die Stuhl-rücken und Chignons, oder je nach dem, seiner Tisch-gefährten auf dieser Seite, bis er zuletzt einen Blick auf einen dunkeln schlanken Damenlopf und ein helles feines Profil erhaschte. Und das alles hob sich aus dem allermmodernsten seidenen Krausen- und Rüschenwerk heraus — so daß er wenigstens sofort einen neuen Tischgast in dieser Erscheinung erkannte. Und dann erst — bei seiner Kurzsichtigkeit — kam in zweiter Linie der Gedanke an Thea Lucius, auf die ihn seine Seelenfreundin ja eben deutlich hingewiesen hatte, denn mit wem sonst außer den Hausgenossen als mit ihr war er in der letzten Zeit zusammengetroffen?

Thea Lucius hier mit am Tische, hier in der Luftkuranstalt, über die sie gar nicht genug hatte spötteln und sich lustig machen können — das war allerdings einigermaßen überraschend. Aber einstweilen fehlte er alles, was sich darüber etwa denken und meinen ließ, beiseite, in der Genugthuung seines guten Gewissens, mit dem er jetzt sich heiter den Damen zuwenden und sagen konnte:

„Mir scheint, daß dort unten Fräulein Lucius sitzt; von ihr sprachen Sie wohl, Frau Dagobertsen? Es ist eine große Überraschung für mich, sie hier zu sehen . . . sie hat mir neulich auch nicht die mindeste Andeutung einer Absicht, hierherzukommen, gemacht.“

„Wirklich nicht?“ sagte Fräulein Dagobertsen, mit einem Blicke nach ihrer Mutter, den diese übrigens nicht erwiderte.

„Scheint Ihnen das unglaublich, gnädiges Fräulein?“ sagte er munter. „Fräulein Lucius hat sich eben rasch entschlossen: sie hat wahrscheinlich ihrer sonderbaren Schule drüben Ferien verordnet.“

„Und Sie haben der Dame wohl die gute Wirkung der Kur hier sehr gerühmt?“ Das war Schwester Ida, mit niedergeschlagenen Augen auf ihren Teller sprechend.

„Ich erinnere mich kaum. Aber ich glaube nicht, daß ich den Versuch gemacht habe, ein, nun, ein starkes Vorurteil, das ich bei ihr gegen unser liebes Falkenlust hier bemerkte, zu bekämpfen. Falkenlust ist der letzte Ort, an dem ich Fräulein Lucius zu sehen erwartet hätte!“

Hier schauten sich die Damen wieder bedeutsam an; sogar von der Schwester Ida fuhr ein rascher Blick zu den Dagobertsens hinüber. Ihnen war es allen dreien völlig klar, aus welchem Grunde diese Person, dies Fräulein Lucius, ihr Vorurteil gegen Falkenlust überwunden hatte! Um den Doktor einzufangen, natürlich! Und er, der so harmlos that, hätte kein Mann sein müssen, wenn er das nicht gemerkt hätte!

Ganz ebenso bemerklich konnte ihm übrigens bei einigem Scharfblick eben diese echt weibliche Auffassung sein, welche die zwei Damen und die Schwester mit dem Häubchen der Anwesenheit von Fräulein Thea zu teil werden ließen. Und ein wenig ärgerte er sich doch, wenn ihm die ganze Sache auch schmeicheln mußte. Das war wieder so recht Thea Lucius — rücksichtslos unbekümmert um Meinungen und Auslegungen anderer, stets ihrem eigenen Kopfe folgend. Sehr unbequem so etwas doch eigentlich!

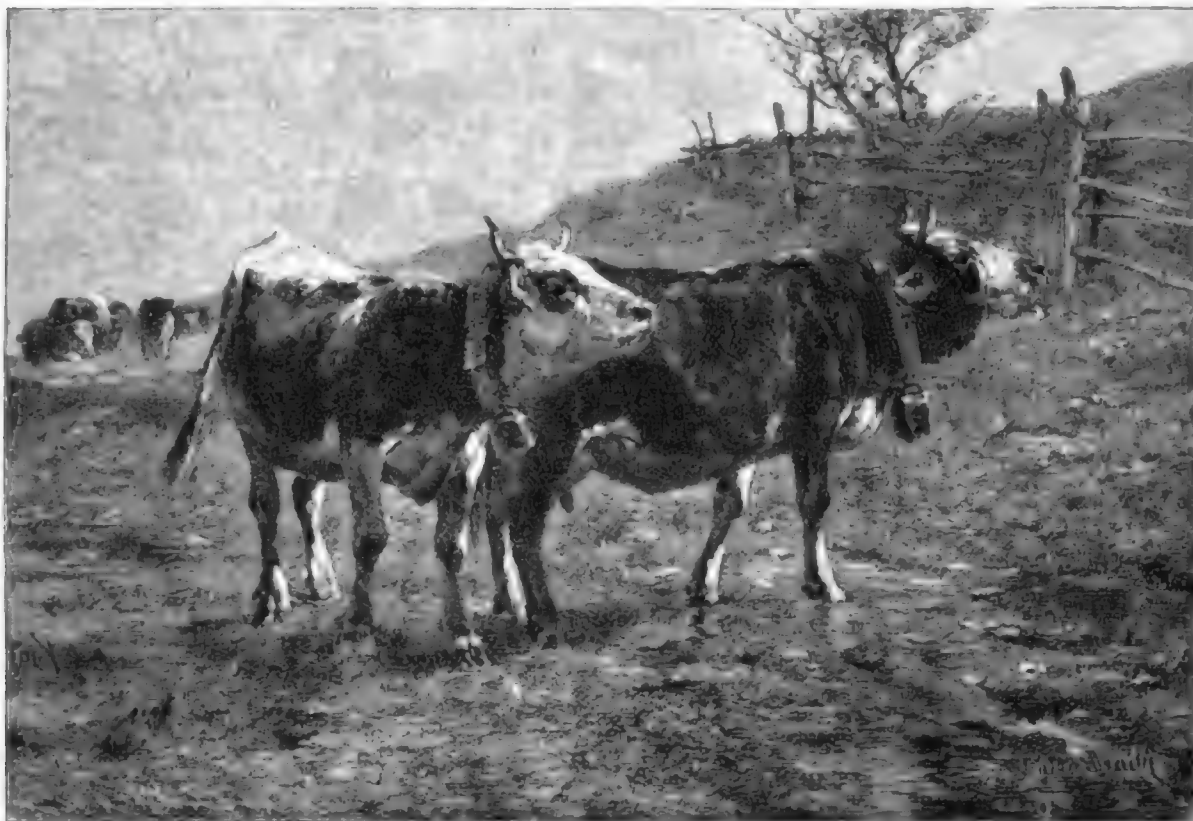
Doktor von Vechner machte sich auch deshalb, als mit dem turmähnlichen Nachtschiff das Diner auf die Meise ging, schon eine gewisse leicht zurückhaltende Miene zurecht, mit der er bei der zu erwartenden Begegnung Fräulein Lucius gegenüber treten wollte. Er dachte sich diese Begegnung jetzt gleich nach Tisch, im Beisein von Frau Dagobertsen und ihrer Tochter, und da würde denn der doppelte Zweck erfüllt werden, Fräulein Lucius für ihre sans façon Entschlüsse ein wenig zu strafen und zugleich der älteren, philosophisch gestimmten Freundin einmal wieder darzutun, daß ein Mann wie er bei der Eitelkeit nicht zu fassen sei.

Es kam aber für jetzt weder zum einen noch zum

andern. Als die Tischgesellschaft sich erhob, sich eine Weile noch in dem großen Saale durcheinander schob und dann zerstreute, sah der Doktor von Fräulein Lucius, die er allerdings nicht aussuchte, aber eigentlich erwartete, nichts. Er war bei den Damen Dagobertsen stehen geblieben, und wieder ging, als der Saal sich geleert hatte, ein gewisser rascher Blick, diesmal zwischen Schwester Ida und Fräulein Dagobertsen, hin und her. In Wahrheit waren die Damen alle drei ebenso enttäuscht wie der Doktor: sie waren auf einen koketten Angriff von seiten des Ankömmlings gefaßt gewesen.

wenig vorhanden war, wie hätte ihr das bei einer Frau Dagobertsen, der Verächterin der Herdenmoral — wie der Ausdruck ihres Philosophen bekanntlich lautet — schaden dürfen?

Frau Dagobertsen zog sich, wie jeder in Faltelust wußte, nach Tische zu stundenlangem absoluter Ruhe in ihre Zimmer zurück, etwa wie eine indische Gottheit, die zu bestimmt wiederkehrenden Perioden nur den Gläubigen erscheint und dann voll geladen ist mit der Weisheit, die sie während der Zeiten der Ekliipse in sich gesogen hat. Mit lebhaftem aber wenig nuzbarem Diensteifer folgte Doktor von Lechner



Heimwärts. Nach dem Gemälde von Anton Brath.

„Man will sich suchen lassen, natürlich; wir kennen das,“ flüsterte Schwester Ida dem Fräulein Dagobertsen zu, während sie zu ihrem Amte, Frau Dagobertsen auf der einen Seite stützend zu führen — die Tochter hatte die andere Seite — antrat. Die Schwester mit der Diakonissenhaube führte bei den meisten ihrer anderen „Pfleger“ eine so weltliche Sprache nicht; es paßte dieselbe eigentlich nicht ganz zu ihrem Gewande, das doch ein Ausdruck der Liebesthätigkeit mit religiösem Beigeschmack war. Hier bei den Dagobertsens aber, in der Sphäre Nießscheschen Übermenschentums, schien ihr das Erbauliche wenig am Plage, und sie gab sich hier und da ganz wie sie war. Und daß da von natürlicher Gutmütigkeit sehr wenig zu Tage trat, weil eben sehr

den schwarzen Gewändern gewöhnlich bis an die Thüre des Gemaches im ersten Stock, wo man sich mit langem Händedrucke — von seiten der Gottheit, die zu verschwinden im Begriffe war — von ihm verabschiedete. Sie hatte es ihm in wiederholten, mit matter Stimme geführten Gesprächen eingeprägt: der Körper, in dem dieser männliche Geist wohnte, ein Frauenkörper leider, war für das mächtige Leben dieses Geistes eigentlich zu schwach! Er versagte zeitweise, oder was dasselbe war, er verlangte gebieterisch Ruhe . . . Ruhe um jeden Preis!

Frau Dagobertsen kleidete sich also jeden Nachmittags aus wie für die Nacht, legte sich auf ein paar Stunden behaglich zu Bett und ließ sich von ihrer Tochter und der Diakonissin bedienen, die sie

beide während dieser Zeit eigentlich mehr in Atem zu halten pflegte, als mit der Ruhe um jeden Preis von ihrer Seite recht vereinbar war. Gegen Abend stand sie auf, machte aufs neue Toilette und war dann bereit, wieder über Ibsen und Nießsche zu reden stundenlang, während die verblaßte Tochter unter der Bewunderung immer und immer einmal wieder gähnte, denn sie hatte von morgens sieben Uhr an keine Ruhe mehr gehabt.

Die Thür von Nummer zwölf hatte sich also hinter dem in das Zeichen seiner regelmäßigen Unsichtbarkeit eintretenden Gestrirn geschlossen. Doktor von Vechner, sich selber überlassen bis zum Abend — denn er hatte zu den anderen Kurgästen kaum Beziehungen gewonnen — ging nun auch auf sein Zimmer, wo er sich aber nach einiger Zeit gelangweilt und beinahe übler Laune fand. Er beschloß einen Spaziergang, trat hinaus auf den langen Korridor und sah aus einem Fenster desselben, daß den Blick in einen Teil der Glasveranda gestattete, dort eine Dame am Fenster stehen, neben dem Tische, auf dem ihre Tasse Kaffee eben hingeseht wurde.

Es war Fräulein Lucius, die nach ihrer Art ruhig und wie selbstverständlich dastand und es wieder einmal gar nicht zu beachten schien, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit von den übrigen Tischen war. An diesen saßen die Bewohner von Falkenlust, die glücklichen, denen der Nachmittagskaffee erlaubt war. Thea Lucius schaute aus einem der zurückgeschobenen Fenster, die hier die ganze Längswand der Veranda bildeten, angelegentlich hinaus. Was war denn so besonderes an der Aussicht da? Sie war recht hübsch, beherrschte den Fluß, hier, wo er, in Folge einer scharfen Krümmung, fast so abgeschlossen wie ein lauschiger See, die drüben aufsteigende bewaldete Wand widerspiegelte. Es war hier, wo der unzulängliche Steg, der Ärger und das Interesse der Kurgäste von Falkenlust, hinüberführte.

Was that nun Doktor von Vechner? In seiner aufrichtigen philosophischen Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht, mit Ausnahme einiger männlicher Geister unter ihm, wandte er sich doch wohl unten am Fuße der Treppe nach links und verließ das Haus durch den Garten, um den beabsichtigten Spaziergang nunmehr anzutreten, und zwar lediglich in jener besten Gesellschaft, die er in Falkenlust finden konnte, in seiner eigenen nämlich?

Nein; er that dies nicht. Nach leisem Zögern ging er rechts, durch die Lese- und Gesellschaftszimmer hindurch, und betrat die Veranda. Er durchschritt sie langsam, hier und da grüßend; Fräulein Lucius konnte er dabei immer nur vom Rücken betrachten, welche Ansicht ihrer Figur übrigens keineswegs die unvoretheilhafteste war. Ihr gestreckter eleganter Bau, der große und doch fein gezeichnete und

schlank abgeschlossene Oberkörper, dem man ansah, daß Herz und Lunge frei und gesund darin sich regten, die Kopfform, der reizende Nackenansatz, das alles kam so besonders zur Geltung.

Aber wie konnte sie nur da so lange auf einem Fleck stehen und hinausstarren, als ob sie hier allein wäre! Der Doktor fing an sich zu ärgern; er war schon einmal ziemlich nahe hinter ihr vorbeigegangen, ohne daß sie es gemerkt hatte. Jetzt mußte er sich, den übrigen Anwesenden zuliebe, noch gar bequemen, eine kleine Komödie zu spielen. Er schärfte ganz unverhohlen den Blick auf die am Fenster stehende Dame, that, als erkenne er sie jetzt erst und ging geradeswegs auf sie zu, so daß sie sich nun endlich umwenden mußte.

Sie that das ruhig, erkannte ihn und reichte ihm freundlich die Hand. Nicht freundlich, wie immer. Dieser eine erste Begrüßungsblick aber offenbarte dem Doktor mit untrüglicher Gewißheit, daß trotz allem, was die Damen Dagobertsen mutmaßen und meinen mochten, Fräulein Thea Lucius seinetwegen nicht nach Falkenlust gekommen war.

Um so besser für ihn, und für sie natürlich auch. Er redete sich gedankenschnell ein, daß dies seine Überzeugung sei: ein etwas säuerlicher Beigeschmack derselben wollte sich freilich nicht wegbringen lassen. Und nun sollte sie an seiner Kaltblütigkeit auch ihr blaues Wunder erleben!

„Sie lassen ja Ihren Kaffee kalt werden,“ bemerkte er zuerst im trockensten Tone statt aller Begrüßung.

„Ach ja,“ meinte sie mit einem kleinen Seufzer, als ob sie das jetzt erst merke, und setzte sich zu ihrer Tasse an den Tisch. Und dann, da sie keine Rolle zu spielen hatte, sagte sie unbefangen das, was jetzt nahe lag: „Wundern Sie sich denn gar nicht, mich hier in Falkenlust zu sehen?“

„Nicht so sehr, wie Sie vielleicht erwartet haben. Die Damen Ihrer Gesellschaftsklasse brauchen ja zur Motivierung ihrer Entschlüsse nur das *car tel est notre plaisir*. Und Sie nun gar — gewohnt, stets Ihrem Kopfe zu folgen . . .“

Sie beachtete den Angriff gar nicht. „Nun, wenn Sie sich nicht wundern, ich wundere mich, ich!“ sagte sie und blickte nachdenklich vor sich hinaus.

„Allerdings, Sie ergossen über das Etablissement ja Ihren Spott aus vollen Schalen, als wir uns zum erstenmal hier trafen.“

Spott und Rederei spielten auch jetzt wieder um ihre Mundwinkel, als sie ein Wort dieser Bemerkung aufgriff. „Etablissement — Anstalt wollen Sie nun einmal nicht sagen! Übrigens ist es wirklich nicht übel hier im Hause, wenn es nur nicht so neu nach Tünche röche. Dieses Vogelhaus hier zum Beispiel“ — ihre Augen umfaßten die ziemlich ge-



räumige Glasveranda — „gerade wie in den großen Schweizerhotels, wahrhaftig. Das Essen war freilich heute schlecht — nun, das war vielleicht Zufall. Aber —“ plötzlich in einem Tone nur halb scherzhafter, kindischer Ungeduld — „nun fragen Sie doch endlich, wie ich hierher komme, aus welchem Grunde — damit ich etwas Vernünftiges von mir darüber zu hören bekomme!“

Er sah sie etwas verblüfft an und antwortete nicht gleich. Etwas von ihrer charakteristischen Beherrschtheit schien ihr doch abhanden gekommen. „Zunächst einmal: Sie scheinen Zeit zu haben,“ sagte er endlich, ganz vernünftig zur Sache. „Ist die Epizode da drüben, das Schule-spielen, schon zu Ende, oder —?“

„Oder!“ nickte sie bejahend. „Das ‚Oder‘ ist das Richtige. Wir machen Ferien. Und während ich mich nun mit der Tante Fuchs ins Benehmen setze, während Briefe hin und her gehen wegen einer gemeinsamen Reise, und sie nach ihrer Art nicht recht weiß, was sie will und wohin sie will, ob ins bayerische Gebirge oder in die Schweiz, oder an die Nordsee oder lieber einmal an die Ostsee, oder ob wir nicht auch vielleicht, wie alle Welt, uns Abbazia ansehen wollen — das alles ist erwogen worden — nun, unterdessen wären die Ferien vielleicht gar herumgegangen und ich hätte da unten im Aumühlen-Wirtshaus nach wie vor gefessen. Da hab’ ich mich kurzer Hand zu einem Entschlusse wenigstens aufgerafft und bin den einen Kilometer weit, bis hier hinauf, gereist. Meine Fenster gehen hier immerhin nach Süden und auf den Wald da drüben, während sie dort nach Norden und auf das schmutzige Pflaster vor dem Gasthause schauen.“

Sie hatte ganz recht gehabt; so wie sie die Sache jetzt in Worten darstellte, machte sich dieselbe noch plausibel genug. Wäre der Doktor von Lechner freilich neulich bei seinem Besuche, da er ihr ihre Stellung wegen Ulrich Wedekamp als eine unpassende dargestellt hatte, so recht in voller Aufrichtigkeit gewesen, so hätten die Bedenkllichkeiten von damals sich bei ihm jetzt in verstärktem Maße regen müssen. Aber er hatte sie über anderen Dingen wahrhaftig fast vergessen. Den Kopf schüttelte er indessen dennoch. „Wenn ich von diesen ‚Ferien‘ höre!“ sagte er. „Und so soll es wirklich nachher auf den Herbst zu mit der wunderlichen Grille weiter gehen? Sie wären imstande, sich für den Winter hier zu vergraben?“

Bei dieser direkten Frage geschah mit Thea Lucius etwas Sonderbares. Sie fühlte mit einem Male eine ihr fast neue innere Wärme und hatte die deutliche Empfindung, daß ein solcher Winter des hier Vergrabenseins etwas sehr Reizendes sein könnte. Es war das erste Mal, daß ihr dieser Gedanke kam; bisher hatte sie, wenn auch undeutlich, doch immer

ein nicht sehr fernes Ende all dieser Verhältnisse angenommen.

Sie faltete jetzt die Hände vor sich auf dem Tische und blickte nachdenklich ins Weite. „Ich weiß es nicht;“ sagte sie träumerisch, „das muß sich noch finden. Sie wissen, ich möchte nicht gehen, ehe ich eine Nachfolgerin in Aussicht habe.“

Nahm Thea harmlos an, daß Doktor von Lechner jetzt gerade so bei der Sache sei, wie kürzlich während der Erörterung dieser Angelegenheit auf ihrem Zimmer, so irrte sie sich. Für ihn kam es viel auf Ort und Umgebung an. Hier saßen sie nicht allein, obwohl Fräulein Lucius gerade so that als wäre sie es. Von den übrigen Tischen her betrachtete man das Paar neugierig, und der Doktor fühlte die Blicke dieser Leute förmlich im Rücken und hatte deshalb für den Inhalt des Gesprächs keinen rechten Anteil übrig. Viel wichtiger war ihm in diesem Augenblick, was für ein Gesicht dasselbe nach außen machte.

Seine Freundinnen Dagobertsen würden davon hören, natürlich! Wer ihm geradezu gesagt hätte, daß er sich davor fürchtete! Und doch war es so. Er überlegte, daß er jetzt doch seinen Spaziergang antreten wollte. Wenn nun aber Thea, in ihrer verzweifelden Unbefangenheit — die, das fühlte er im tiefsten Innern, wo man sich nichts mehr vorlügt, nur der vollen Gleichgültigkeit gegen ihn entsprang — wenn sie nun etwa jetzt ohne weiteres aufstand und sich zu ihm gesellte? Was hätte er dagegen machen wollen?

Er mußte gehen, ehe sie mit ihrem Kaffee fertig war. Von diesem hatte sie zum Glück erst einen Schluck getrunken, dabei aber freilich den hübschen Mund verdächtig verzogen: nicht unmöglich, daß sie das zweifelhafte Getränk stehen ließ. Auf alle Fälle sprang er jetzt mit einem Male energisch in die Höhe. „Sie entschuldigen, gnädiges Fräulein; die Kur ruft.“

„Ah, die Kur?“ sagte sie, ein wenig verwundert über den plötzlichen Aufbruch. Aber sie machte zum Glück durchaus keine Miene, ihren Platz zu verlassen, und so gewann er wieder Mut zu einigen weiteren Worten.

„Sie sich selber zu überlassen, braucht man ja niemals Bedenken zu hegen, Sie, die selbständige Natur.“ Dabei lächelte er; Thea dagegen seufzte ein wenig. „Interessieren wird es mich, wie Sie und Frau Dagobertsen bei eigentlichem Verkehr aufeinander wirken; ich darf Sie doch bekannt machen?“

„Mit den schwarzen Damen? O, das hat Zeit,“ sagte da aber Fräulein Lucius sehr rasch und bestimmt, und der Doktor, etwas gekränkt, empfahl sich nun wirklich. Thea blieb wohl eine halbe Stunde lang an ihrem Tische sitzen; beschäftigungslos und

ohne auch nur zu merken, daß sie es war. Fähig, sich so in ein halb träumendes Gedankenwesen einzuspinnen, ist man nur in ganz besonderen Tagen des Lebens; war sie denn etwa jetzt in einer solchen?

Sie stand auch einmal wieder auf, lehnte bequem beide Arme auf den Sims des offenen Fensters und blickte beschaulich hinaus auf die Waldwand gegenüber, an der sie endlich nach längerem Suchen eine besondere Stelle entdeckt hatte. Man sah da an einer kaum merkblichen Linie in der Belaubung, daß eine Lücke schräg durch den jungen Wald lief, wie von einem Pfade, der dort mählich an der Bergwand aufwärts führte. Und dann hob sich eine mächtige, tiefer als ihre Umgebung gefärbte Krone heraus, und wer ein gutes Auge hatte, sah, daß es die einer starken alten Eiche war. Die übrigen Kurgäste, die in der Veranda saßen, wunderten sich, was die Neue nur an dem bißchen Aussicht so lange zu studieren habe.

Wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt stand Fräulein Lucius endlich rasch auf und durchschritt die Veranda mit ihrer großstädtischen Sicherheit und Unbekümmertheit um das übrige Publikum. Und was sie nun antrat, war eine Wanderung, aber nur durch das Haus. Sie durchging das weitläufige dreistöckige Gebäude mit seinen zwei Flügeln von oben bis unten, erstieg alle Treppen und durchwandelte alle die langen Korridore der verschiedenen Etagen von Anfang bis zu Ende. Das hätte an einer Insassin desselben auffallen können, aber heute, am ersten Tage, noch am wenigsten. Wer ihr auf den Gängen etwa begegnete, mochte meinen, sie suche ihre Zimmer. Sie hatte es aber lediglich auf die zahlreichen Fenster der hellen Passagen und den Ausblick aus denselben abgesehen, und zwar auch nur, soweit sie nach Norden und Osten gingen, denn dahinaus lagen die verschiedenen Anwesen, Dächer und Schornsteine der Mühle. Der Hügel, auf dem das Falkenluster Gebäude stand, verdeckte jedoch mit seiner nach dort hinaus verlaufenden und nur allmählich sich senkenden Fläche dies alles fast vollständig; erst im dritten Stockwerk gewann man einen Blick auf den hohen Schornstein und die Laubmassen der alten Bäume unterhalb des Hügels. Und aus einem einzigen Ostfenster nur, dem äußersten am Ende des langen Flügels, war, wie ein Bild im Rahmen, die kleine in den Fluß beinahe hineingebaute Villa des Besitzers der Mühle zu sehen.

Thea, als habe sie mit dieser Entdeckung etwas Besonderes durchgesehen, atmete zufrieden auf. Dieser Ulrich Wedekamp nämlich that ihr leid, das war's. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß sein Leben, reich wie er war, etwas Freudloses und Verzahrenes habe, und in sich fand sie eine Neigung vor, zu glauben, daß er eigentlich ein besseres Los verdiene.

Energisch, wie Fräulein Lucius war, und aufs Handeln gestellt, konnte sie hier nun doch aber gar nichts thun. Wenn dieser Mensch sich durch „Weiber, Pferde“ u. s. w. ruinieren wollte, so hätte sie, falls sie hier geblieben wäre, ruhig zusehen müssen, ohne der auf die schiefe Ebene geratenen Kugel Einhalt gebieten zu können. Wirklich, gar nichts thun? Nun, vielleicht wenn sie bekannter geworden wären, dann und wann einmal ein Wort nur sagen, an dem ein solcher eigentlich verwahrloster Gefelle die schwindende Selbstachtung wieder kräftigen konnte.

So standen die Sachen. Und bei solcher Gestaltung derselben gewährte es Fräulein Lucius eine im Grunde freilich ganz unlogische und haltlose Beruhigung, die Villa der Mühle wenigstens noch innerhalb ihres nächsten Gesichtskreises zu haben.

Wenn er, der Besitzer der Villa und der Mühlenwerke, dies nur entfernt hätte ahnen können, so wäre alles anders gekommen. Er wußte aber nur, daß die Schule auf ein paar Wochen geschlossen war und daß Fräulein Lucius ihr Quartier im Gasthose zur Mühle verlassen hatte; zufällig nicht mehr, obwohl Wirt und Wirtin ihm auf die geringste Frage sofort berichtet haben würden, daß Fräulein sei einstweilen nur nach Falkenlust hinaufgezogen. Da er aber nicht fragte, aus einer Art von wundem Gefühl die Wirtsleute sogar anzusprechen vermied, so erfuhr er nichts. Auch nicht von Herrn Frederking, bei dem er ebenfalls dem Thema aus dem Wege ging, und der sich nicht berufen fühlte, Fräulein Lucius unaufgefordert zur Sprache zu bringen, seitdem er dem Chef zu berichten gehabt, wie er seinem Auftrag gemäß bei der Dame in aller Form das Bedauern des Herrn Wedekamp über das ungehörige Benehmen der Frau Vippbrand zum Ausdruck gebracht hatte, und von ihr dabei merkwürdig kühl und kurz aufgenommen worden war. — So war Thea Lucius für Ulrich Wedekamp fort und kam wahrscheinlich nie wieder. Der frische Hauch, der eine reinere Lust in sein Leben gebracht hatte, war erstorben; das Gewässer stagnierte mehr und mehr zum Sumpfe, und der giftig schwüle Dunst, der daraus hervorstieg, that sein Werk, nach und nach selbst diese derbe Kraft zu verzehren.

Der Zufall hätte es ja fügen können, daß Ulrich Wedekamp dem Fräulein Lucius auf einem ihrer Gänge begegnet wäre und sich so durch den Augenschein von ihrer Nähe überzeugt hätte. Das geschah aber nicht. Die Figuren auf dem Schachbrett seines Lebens hatten einmal eine kurze Zeit hindurch günstig für diesen Spieler gestanden; jetzt ließ der Zufall oder ließ das Schicksal einen rohen Anstoß zu, wodurch das Planmäßige zerstört schien und sie alle heillos verschoben wurden.

(Fortsetzung folgt.)



## Rundschau.

### Auguste Wilbrandt-Baudius.

Als Helene Hartmann, die gemüthvolle und naturwahre Künstlerin des Burgtheaters, durch ihren plötzlichen Tod jäh und unerwartet ihrer Kunst entzogen wurde, da entstand in den ohnedies schon stark gelichteten Reihen des Burgtheater-Ensembles eine neue klaffende Lücke. Direktor Schlenker war vor die keineswegs leichte Aufgabe gestellt für die reiche und bezwingende Individualität der Hartmann einen ebenbürtigen Ersatz zu finden. Die Künstlerin, welche er hierfür ausersehen hatte, war Auguste Wilbrandt-Baudius. Und diese Wahl war eine durchaus glückliche. So kehrte denn diese ausgezeichnete Künstlerin vor kurzer Zeit wieder an die Stätte ihrer ersten, noch unvergessenen Triumphe zurück. In ihren Mädchenjahren bereits gehörte Auguste Baudius zu den Lieblingen des Wiener Theaterpublikums und die inzwischen wohl etwas grau gewordenen Theater-enthusiasten von damals wissen noch Wunder zu erzählen von ihrer Lieblichkeit und Anmut, der frischen bezaubernden Schalkhaftigkeit ihres Wesens, ihrem feinen Geist und ihren berühmten blauen Augen. Freilich ist Auguste Baudius seit jenen Tagen ihres jungen Ruhms auch ein wenig älter geworden; aber noch immer umgiebt ihr ganzes Wesen jener merkwürdige zwingende Zauber, der von der Anmut ihrer ganzen Gestalt und nicht zuletzt von ihren noch immer schönen großen Träumen ausstrahlt. Auguste Baudius ist am 1. Juni 1845 zu Leipzig geboren. Kaum 14 Jahre alt — also in gewissem Sinne ein Wunderkind, debütierte sie am Leipziger Stadttheater. Bald darauf absolvierte sie ein Gastspiel in Dresden, das jedoch nicht von Erfolg begleitet war. Erst in Breslau, woselbst sie ein Engagement fand, errang sie ihre ersten entscheidenden Erfolge. Dortselbst sah sie Heinrich Laube und sein Kennernblick erkannte sofort, wie bedeutend die Begabung und die Individualität seien, die in der jungen Schauspielerin schlummerten. Er gewann sie fürs Burgtheater, wo sie 1861 ein Gastspiel als Karoline in „Ich bleibe lebig.“ Hermance in „Ein Kind des Glücks“ und als „Kathchen von Heilbronn“ absolvierte. Dierauf trat sie in den Verband der Hofbühne und war in kürzester Frist ein gefeierter Liebling des Wiener Publikums. Ihre muntere Schalkhaftigkeit, ihr geniales Wesen, ihre Klugheit und der besondere Reiz ihrer jugendlichen Erscheinung sind jenen noch unvergänglich, die Auguste Baudius von ihrer ersten Wirklichkeit am Burgtheater her kennen. Bald schloß die Künstlerin mit Adolf Wilbrandt, in dessen Lustspielen sie ihre gefeiertesten Leistungen bot, einen innigen Verengsbund, und im Jahre 1873 führte sie der berühmte Dramatiker zum



Altar. Fünf Jahre später schied sie infolge einer Differenz mit Dingelstedt vom Burgtheater und blieb nun der Bühne vollständig fern. Erst als Wilbrandt, der inzwischen Direktor des Burgtheaters geworden — regierungsmüde und wieder schaffensbedürftig — seine Stelle niederlegte, trat Auguste Wilbrandt-Baudius zunächst als Vorleserin wieder vor die Öffentlichkeit. Ihr seltener Geist, ihre Frische und Ursprünglichkeit, ihre vornehme Empfindung, die sie wie kaum eine zweite Künstlerin besitzt, machten sie mit einem Schlage zur ersten deutschen Vorleserin. Die Frau Wilbrandt-Baudius lieh, das muß man gehört, nein, man muß es auch gesehen haben. Mit welchem wunderbaren intimen Zauber weiß sie ihre Zuhörerschaft an sich zu fesseln, wie niemals ermüdend geistfrisch und voll quellendem Humor versteht diese Künstlerin die einfachste Geschichte zu einem Kabinetstück zu gestalten. Sie ist das Vorbild und das Muster intimer Vorleserkunst geworden. Und noch heute steht sie auf diesem Gebiete als unbestrittene Meisterin da. Aber ihrem Hang und ihrer Liebe zur Bühne vermochte sie nicht ganz zu entsagen. Als Gräfin Tombronowska in Dumas' „Fall Clemenceau“ betrat die Künstlerin im „Theater an der Wien“ als Gast nach mehrjähriger Pause wieder die Bühne. Mit rauschendem Erfolg wurde sie aufgenommen. Ihre Kunst war eine reichere, eigenartigere geworden. Mit sicherer Meisterschaft, und einer Fülle beständiger Details gestaltete sie diese Rolle aus und erwies sich als eine der geistreichsten und brillantesten Darstellerinnen des modernen Konversationsstückes. Dieser neue große Erfolg hatte sie der Bühne wieder ganz gegeben. Neben mehreren Vortragstourneen gastierte sie auch an einigen deutschen Bühnen und trat dann in den Verband des

„Raimund-Theaters“, das sie jedoch schon nach kurzer Zeit wegen Differenzen mit Direktor Müller-Guttenbrunn verließ. Dierauf wirkte Frau Wilbrandt am Hoftheater in Weiningen. Mit dem Berliner Ensemble unternahm sie zahlreiche Gastspiele und feierte in modernen Dramen, „Gespensier“, „Mütter“, „Klein Eppel“ große Triumphe. Ihre Darstellung der Mutter Alving („Gespensier“) gilt als eine der erschütterndsten Leistungen der modernen Schauspielkunst. Sie verstand es durch ihren außerordentlichen Geist mit vollem Verständnis in die neue Kunst einzudringen, den übergroßen Realismus in künstlerischer Weise durch ihre vornehme Kunst, die die ganze Bedeutung des Burgtheaters in seiner besten Zeit spiegelt — einigermaßen zu dämpfen und abzuklären. So bedeutet denn ihr Engagement am Burgtheater einen bedeutenden Gewinn für diese Bühne. Eine Konversationschauspielerin ersten Ranges wird sie sowohl in den älteren Schau- und Lustspielen, als auch im modernen



Repertoire eine hervorragende Kraft bedeuten. Ihre Künstlerlaufbahn giebt das Bild einer schönen und reichen Entwicklung ab, einer Entwicklung, wie sie nur wenige Darstellerinnen aufzuweisen haben. Ähnlich wie Helene Hartmann fand auch Auguste Wilbrandt-Pandius stets die Übergänge mit dem reiferen Alter zu einer reiferen Kunst. Nur kurze Zeit war Auguste Pandius die entzückendste jugendliche Liebbaberin der deutschen Bühne. Bald nachher nahm sie von derselben Abschied, und als sie wieder zu ihr zurückkehrte, geschah es als Gräfin Dombronowska. Sie wuchs, sie reifte mit den Jahren und ihre künstlerische Entwicklung hielt gleichen Schritt. Sie wird gegenwärtig im Konversationsstil und in den Mütterrollen am Purgtheater als moderne Schauspielerin — eine neue, an Erfolg reiche Ara ihrer künstlerischen Thätigkeit beginnen. Vielleicht die innerlich Wertvollste! Paul Wilhelm.

**Moritz von Egidy** †. Am 29. Dezember des verfloffenen Jahres starb zu Potsdam im rüstigsten Mannesalter der durch seine menschenfreundlichen und reformatorischen Bestrebungen bekannt gewordene ehemalige sächsische Oberstlieutenant v. Egidy. Er war am 29. August 1847 als Sohn eines Offiziers zu Mainz geboren und hatte sich mehr aus Rücksicht auf die Traditionen seiner Familie als aus Neigung der militärischen Laufbahn zugewandt. Verhältnismäßig früh erreichte er den Oberstlieutenantsrang, mit dem er den Dienst quittierte, als ihn die dienstlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen in einen sich immer schärfer zuspitzenden Konflikt mit seinen eignen Anschauungen brachten. Er besaß den anerkanntesten Mut, die Fesseln der Standesrücksichten und Vorurteile zu brechen und sein Leben in den Dienst der Sache zu stellen, die er als das erstrebenswerteste Ziel unserer an geistigen und socialen Gegensätzen so reichen Zeit erkannt hatte. Überall versuchte er diese Gegensätze auszugleichen und zu mildern. Seine Absicht war vor allem, an Stelle der in überlebte Dogmen eingeeengten christlichen Bekenntnisse eine Religion der Menschlichkeit im Sinne Christi zu begründen. Der erstaunlich große Abfall seines ersten Buches „Erste Gedanken“ bestärkte ihn in seinen Bestrebungen, für deren systematische Durchführung er sich in der Zeitschrift „Einiges Christentum“ ein eigenes Organ schuf. Auch als Redner hat er sich hervorgethan; bei dem von ihm einberufenen Versammlungen übte seine Persönlichkeit eine starke Anziehungskraft aus. Was Egidy lehrte, war keineswegs neu; Graf Tolstoj hatte vor ihm Ähnliches ausgesprochen und in seiner eignen Lebensführung praktisch beherzigt. Was aber dem Verstorbenen trotzdem so zahlreiche Jünger zuführte, war die ernste Überzeugung vom Werte seiner Mission und die temperamentsvolle Weise, mit der er seine Ansichten verfocht. Trotz der begeisterten Zustimmung, die er bei Gleichgesinnten fand, trotz der Achtung, die ihm sogar seine Gegner zollten, hat Egidy keine positiven Erfolge errungen. Dem liebenswürdigen Idealisten war die tiefere Kenntnis der Volksseele versagt, er überschätzte, wie fast alle Apostel einer hohen und schönen Sache, die geistigen und sittlichen Qualitäten der Kreise, die er mit einem neuen Evangelium zu beglücken gedachte. Trotzdem wird Egidy unvergessen bleiben. Das Bild eines Mannes, der unbestimmert um das Urtheil der Welt seine Überzeugung mutig vertrat, wirkt in einer Zeit, da gesellschaftliche Vorurteile, Heuchelei und Hebelednerei nach oben und unten sich mehr als je breit machen, doppelt erfreulich.



Moritz von Egidy.

Photographie von J. A. Schaarwächter, Gipsphotograph in Berlin.

### Das Bismarck-Mausoleum im Sachsenwalde.

Dem Schlosse Friedrichruh gegenüber auf der nahen Höhe des mit prächtigen Buchen- und Eichenwald bestandenen Schnedenberges erhebt sich der nummehr im Äußeren vollendete Kapellenbau, in dem Fürst Bismarck, voraussichtlich am 1. April, seinem Geburtstage, beigesetzt werden wird. Das im romanischen Stil nach den Plänen des Architekten Schorbach-Hannover errichtete, würdig und ernst wirkende Gebäude besteht aus einer für die Beisetzungsfeierlichkeiten bestimmten Grabkapelle und dem sie überragenden, bis zu 12 m aufsteigenden achteckigen Kuppelbau, der die Gruft für den Fürsten und die Fürstin umschließt. Die Familiengruft zieht sich unter der Grabkapelle hin. Das Zugangsportal, darüber das Bismarcksche Familienwappen, befindet sich an der dem Schlosse abgewendeten Seite des Gebäudes. Der Unterbau des Mausoleums ist aus dem Granit der Findlingsblöcke des Sachsenwaldes gefügt, die oberen Teile sind aus Tuffsteinquadern aufgeführt. Der innere Ausbau, der noch mehrere Wochen in Anspruch nehmen dürfte, wird in derselben ernsten Einfachheit wie der Außenbau durchgeführt werden.

### Die schwimmenden Nester der überschwemmten Ebenen Columbiens.

Unter den Säugern, welche die üppige Vegetation der Niederungen Südamerikas ernährt und beherbergt, findet sich ein sehr seltsamer, den Stachelratten (*Echinomyia*) zunächst verwandter kleiner Naget, *Carterodon sulcirostris*, der nicht völlig die Größe unserer Hausratte erreicht, und trotz seiner Häufigkeit in den zoologischen Handbüchern kaum erwähnt wird, weil bis vor kurzem Exemplare desselben in den europäischen Sammlungen fehlten. Wenn die Regengüsse des Juni, Juli und August jene Ebenen überschwemmen, suchen, wie Herr J. Gray in „Science française“ erzählt, nur wenige dieser Naget ihr Heil in der Flucht, um etwa einen höher gelegenen Platz aufzusuchen, den die Flut nicht erreicht; die meisten bauen sich, wie

einst Erzvater Noah, schleunigst ein Floß aus abgehassten Halmen von Gräsern und Cyperaceen, die sie in aller Eile — denn das Wasser steigt schnell — kunstvoll zu verflechten wissen, so daß das leichte Fahrzeug haltbar genug wird, um die Tiere für einige Wochen sicher über der Flut zu erhalten, während sie sich von den höheren Gräsern nähren, zwischen denen das Floß weiter getrieben wird.

In dieser Zeit kann man die Tiere leicht in Menge schießen, wenn man auf einer Pirogue über die Planos, die dann ein unendliches Binnenmeer bilden, dahineubert, mitten hindurch zwischen den hohen blühenden Gräsern, die ihre Ähren über dem Wasserspiegel entfalten und den schnell entwickelten Wasserpflanzen, deren Schwimmblätter die Oberfläche wie in unseren Teichen bedecken. Neben den Flößen dieser Rattenart zeigen sich die gleichfalls schwimmenden Nester des Chirurga oder Spornflüglers (*Parra jacana*), eines schlanken Wasservogels mit schwarzem Kopf und Nack, rotbraunem Rücken und gelbgrünen Schwingen, der jederseits einen starken hervorragenden Dorn am Flügelgelenk trägt, und mittels seiner über einen Raum von 13—14 cm ausgebreiteten Fehen, deren Nägel allein 2—4 cm Länge erreichen, behend über die Blätter der Schwimmpflanzen dahin spaziert. Nähert sich der Rahn dem schwimmenden Neste, so erhebt sich der Parra oder Jacana, wie die Eingeborenen ihn nennen, und läßt sich, um die Auf





Das Bismarck-Mausoleum. (Photographie von Hans Perner in Danzig.)

merksamkeit der Verfolger von demselben ablenken, fern davon nieder. Versucht man, sich den auf ihrem Floß zusammengekauert sitzenden Carterodons zu nähern, so stürzen sie sich mit einem Sprung ins Wasser, tauchen mit wunderbarer Geschicklichkeit unter und sind verschwunden. Erst wenn der Verfolger wieder weit genug von dem Floß sich entfernt hat, besteigt die Ratte ihre Arche wieder, schüttelt sich das Wasser vom Felle und ordnet ihre Toilette. Um sie zu erlangen, muß man sie mit Vogeldunst schießen und sie wegen der Wärme ohne Aufenthalt präparieren. Dies ist aber nicht leicht, denn die Haut ist so zart, daß sie bei dem geringsten Zuge reißt, und dies ist wohl der Grund, daß ausgestopfte Exemplare den meisten Museen fehlen. P. R.

**Der „Hölzlekönig.“** Der landschaftlich so reizvolle Teil des badischen Schwarzwaldes, in dem der durch seine Uhrenindustrie weit und breit bekannte Ort Villingen liegt, ist die Heimat der kolossalen Eichtanne, welche wir hier unsern Lesern im Bilde vor Augen führen. Hoch überragt sie ihre Umgebung, die selbst aus Bäumen besteht, deren Durchschnittsumfang in den meisten Fällen nicht unter 2½ m beträgt. Mit vollem Recht führt sie daher den Namen „Hölzlekönig“, den ihr der Volksmund beigelegt. Schon von weiter Ferne winkt sie dem Wanderer, der auf dem Wege von Villingen nach Schwenningen pilgert, einen Gruß vom Plateau des Schwarzwaldes zu. Die Gesamthöhe des Baumriesen, der nicht nur die unbestritten größte, sondern auch älteste Eichtanne des ganzen Schwarzwaldes ist, beträgt einschließlich des noch stehenden Seitengipfels 42 m; in der Höhe von 1,3 m mißt sein Umfang 6 m, so daß vier Männer nötig sind, um den Stamm mit ihren Armen zu umfassen; 30 m hoch hat er immer noch den stattlichen Umfang von 3,6 m. Den Kubikinhalt des Stammes einschließlich der Äste und Wurzelansläufer hat man auf 58 Festmeter berechnet, und das Gewicht des ganzen Baumes in frischem Zustand dürfte mit 1000 Centner keineswegs zu hoch gegriffen sein. Dementsprechend ist der Wert des Hölzlekönig mit mindestens 1000 Mk. zu veranschlagen. Obgleich sein Alter nahe an 400 Jahre beträgt, ist er nach dem Urteil Sachverständiger noch vollkommen gesund, so daß noch mancher Besucher jener Gegend den ehrwürdigen Zeugen längstvergangener Zeiten wird anstaunen können. Jahrhunderte hindurch hat er jedem Wetter kraftvollen Widerstand geleistet, bis

endlich ein schwerer Sturm im Jahre 1876 seine oberste Spitze brach, der eingangs erwähnte hohe Seitengipfel dagegen ist stehen geblieben. Die von dem Sturm dem Baum geschlagene Wunde ist durch einen Blechüberzug bedeckt worden, um das Innere des Baumes vor den Einflüssen der Bitterung zu schützen. Erwähnt möge noch sein, daß die in einer Entfernung von ca. 50 m stehende nächsthöchste Tanne den Namen „Königin“ führt und das hohe Alter von etwa 250 Jahren besitzt. Auch sie bietet in ihrer tadellosen Form einen majestätischen Anblick.

**Mr. Belloni und Mme. Marietta mit ihren dreifertigen Kakadus.** Im Circus Variété „Albert-Halle“ des Leipziger-Kristall-Palastes produzierten sich gegenwärtig die bekannten Equilibristen Belloni und Marietta mit ihren dreifertigen

ten Kakadus. Das liebenswürdige Ehepaar, welches seit Jahren wiederholt mit seinen weißgefiederten Schülern in ge-



Der „Hölzlekönig.“

nanntem Variété auftrat, hat es in seiner Dressur sehr weit gebracht. Es zeigt das vollendete, was je in der Dressur von Kalabus geleistet wurde. Die kleinen Tausendkünstler — fünfzehn an der Zahl — balancierten, drehten und turnen an den von ihren Dressuren erfundenen Apparaten. Sie legen sich auf Befehl ihrer Gebieter in Bewegung, wobei ihre Füße zu Zauberhänden werden, und man staunt über die exakte und ruhige Arbeit, welche die Tierchen vor unseren Augen entwickeln. Das größte Erschaunen und auch die höchste Belustigung wird bei dem Publikum aber geweckt, sobald am Schlusse dieser Dressurnummer ein Kalabu auf einen Telegraphentrab durch die imposante Albert-Halle auf einem Velociped radelt, während er gleichzeitig in einer unten am Velociped befestigten Schaukel einen in dieser ruhig darsitzenden Kollegen mit herum gondelt. Wir bringen diese amüsante Scene hier nebenstehend im Bilde zur Belustigung unserer Leser. H. Röber.



Dressierte Kalabus.

### Zu unseren Bildern.

**Kaiser Wilhelm II.** Unter den neueren Bildnissen unseres Kaisers zeichnet sich Anton Schöners Gemälde durch vornehm-einfache Auffassung des Porträtierten vorteilhaft aus. Der begabte junge Künstler hat es vermocht, durch prunkvolle Drapierung die bei Regentenporträts sonst so häufig angestrebte blendende Wirkung zu erzielen und sich damit begnügt, die Individualität des Monarchen ohne alles störende Beiwerk wiederzugeben.

**Der kleine Steinmetz.** Einen Michelangelo der Zukunft zeigt uns Otto Jung's niedliche Originalzeichnung. Das Mäuschen benutzt die Stille der Mittagspause, um auf dem verbotenen Arbeitsplatz vor der väterlichen Werkstatt sich einmal in der Kunst des Meißels zu erproben. Mit ernsthaftem Gesichtsausdruck beobachtet der winzige Kerl die Wirkung der Hammerschläge auf den spröden Stein, erstreut über die Kraft des eigenen kleinen Armes, der dem harten Material auf so lustige Weise glühende Splitter abzuschlagen vermag. Wir fürchten nur, daß die Freude nicht allzu lange dauern wird. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte sich der kleine Künstler, noch ehe die besorgte Mutter, verbeigeloht durch den Klang des Meißels, ihn seiner Tätigkeit entziehen wird, im Rausche der Begeisterung auf die Finger klopfen und so schon in zarter Jugend die bittere Erfahrung machen, daß der Weg zur Meisterschaft dortig ist.

**Siegesbewußt.** Wenn viele beim Anblick der schlanken Spanierin, die uns Max Vollbart in seinem Gemälde vor Augen führt, nicht Mäzets „Carmen“ ein, jene prächtige Ober, die besser als die umfangreichsten Beschreibungen es vermöchten, das schöne Land des Weins und der Gefänge vor unsere Seele zaubert? Aber Frauenschönheit läßt sich ja streiten, aber wer je Südländerinnen aus dem Balle zu beobachten Gelegenheit hatte, wird zugeben müssen, daß die dunklen Töchter der wärmeren Himmelsstriche eine angeberene Grazie und Anmut zur Schau tragen, wie wir sie bei uns im kalten Norden nur selten finden. Aber mit diesen Vergügen ist in der Regel ein Selbst-

bewußtsein, eine Siegesgewißheit verbunden, die jenen Reiz wesentlich beeinträchtigt. Auch die Schöne auf Vollbarts Bilde scheint von ihrer Unwiderstehlichkeit vollkommen überzeugt zu sein, sie benutzt offenbar den Augenblick der Erholung nach dem Tanze, um sich nach neuen Opfern umzuschauen.

**Nach dem Balle.** Der große Tag, oder richtiger, die große Nacht des Balles ist vorüber. Das gnädige Fräulein ruht noch in den weichen Kissen und träumt von seinen Triumphen, von Straußschen Walzern und Blumen, von Coillonorden und flotten Offizieren und wie die herrlichen Sachen sonst alle noch heißen mögen, die das Herz einer jungen Dame heutzutage erfüllen. Nun kommt die Mutter, um das Töchterchen zu wecken. Als ganz besondere Morgenüberraschung bringt sie die Zeitung mit, in der das gestrige Fest bereits haarklein beschrieben ist. Da steht schwarz auf weiß, daß Fräulein Illa von I. in ihrer zartrolle Robe entzückend ausah, da wird

gewissenhaft berichtet, mit wem sie die Polonaise und den ersten Walzer tanzte und wer das Glück hatte, die reizende Ballkönigin zu den folgenden Tänzen engagieren zu dürfen. Mit wohlgefälligem Schmunkeln und verständnisvollem Nicken quittieren Mutter und Tochter über die journalistische Würdigung ihrer Person und Toilette; ihr Herz ist so voll von Glückseligkeit und Stolz, daß es keinen Raum mehr hat für ein Fünkchen Mitleid mit dem armen Reporter, der droben auf der heißen Galerie das Fest mitzulesen und all die hochwichtigen Einzelheiten mit hungrigem Magen und fliegender Hand der ewigen Vergeßlichkeit entreißen mußte!

**Heimwärts.** Professor Anton Bratt ist unsern Lesern längst kein Fremder mehr. Erst im vorigen Jahrgang veröffentlichten wir eine größere Reproduktion seines prächtigen Gemäldes „Am Wildbach“, das auf der Münchener Kunstausstellung von 1897 berechtigtes Aufsehen erregt hatte. Während uns der große Kenner und Darsteller der Tierwelt auf jenem Wilde Ziegen und Schafe im Zustande der höchsten Erregung vor Augen führte — der gewohnte Steg war vom plöglich angeschwellenen Gebirgsbache fortgerissen worden — zeigt er uns hier Kühe in der behaglichen Stimmung, wie diese Tiere sie an den Tag legen, wenn sie am Abend eines schönen Sommertags gemächlich von der fetten Weide dem heimischen Stalle zuwandern. Auch mit dieser schlichten und doch so wahren Darstellung tritt der geniale Münchener Künstler dem großen Potter, dem Klassiker des Tierbuchs, ebenbürtig zur Seite.

### Welttelephon.

**G. B. S.** Wir raten Ihnen, sich an die bekannte Verlagsgesellschaft Wilhelm Knapp in Halle a. S. zu wenden, die sich mit Bewertung photographischer Aufnahmen befaßt und neuerdings ein Unternehmen ins Leben gerufen hat, das die geschäftliche Vermittlung zwischen Photographen und Abnehmern von Photographien (Kunstausstellungen, Zeitschriften etc.) im größten Stile betreiben soll.

**B. M. in Göttingen.** Der volle Titel lautet: Großherzog von Oldenburg, Erbe zu Norwegen, Herzog von Schleswig, Holstein, Stormarn, der Ditmarschen und Oldenburg, Fürst von Lüneburg und Birkenfeld, Herr von Jever und Amtsbauten.

## Spren und Weizen.

**Glühwein.** Auf eine Flasche leichten Rotweins kommen 4 Gewürznelken, 3 Stückchen besten Zimmerts von Fingergliedlänge und 10 Eßlöffel Farinpudder. Dies alles giebt man in einen Messing- oder Nidelfessel, zündet die Flamme darunter an und erwärmt das Getränk unter gelegentlichem Umrühren so sehr, daß der Kessel zu singen beginnt und der Wein unmittelbar vor dem Kochen ist. Kochen darf dieser Würzwein, der den verwöhntesten Geschmack befriedigt, nicht; er wird bei niedrigstem Stand der Flamme unter dem Kessel heiß erhalten. Beim Eingießen legt man je einen silbernen Köffel in die Gläser.

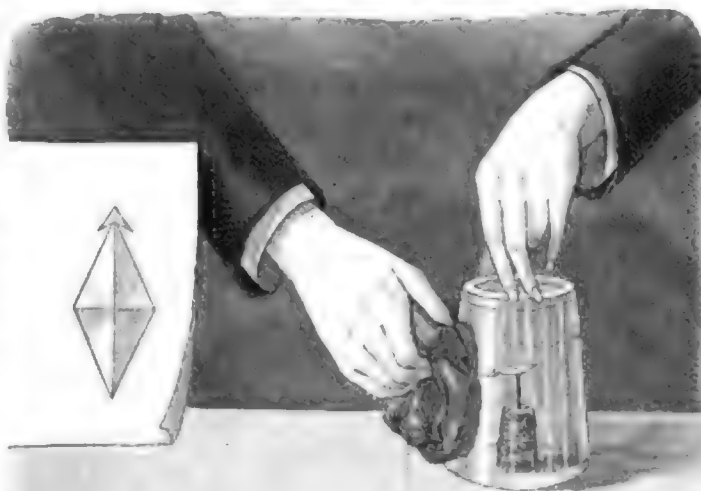
**Überwinterung von Wirsing, Weißkohl und Sellerie.** Die Aufbewahrung dieser drei Gemüse während des Winters wird schon mancher Hausfrau Sorgen gemacht haben. Im folgenden geben wir deshalb eine Überwinterungsmethode zur Kenntnis, die wir einem Aufsatze der Hannoverschen Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung entnommen haben. Wirsing und Weißkohl bleibt bis zu Beginn des Frostes im Boden und wird erst bei Eintritt kälterer Tage mit samt Strunk und Wurzeln herausgenommen.

Sodann entfernt man sofort alle gelben und angefaulten Blätter, sowie die durch Schneckenfraß beschädigten. Auf einer möglichst hoch und trockenen gelegenen Stelle des Gartens ebnet man dann eine kleine Fläche und reinigt sie von allen Pflanzenteilen, die zum Faulen Anlaß geben können. Auf diesen Platz stellt man die Kohlköpfe dicht aneinander mit den Strümpfen nach oben und deckt dann das Ganze sorgfältig mit trockenem Material, Erde, Laub, Tannennadeln oder dergleichen zu. Will man viel Köpfe durchwintern, so setzt man mehrere Stagen übereinander. Die Bedeckung darf aber nur so dick sein, daß die Strümpfe immer noch heraussehen. Um das Eindringen des Regens und Thauwassers zu verhindern, baut man über den Aufbewahrungsort ein primitives Hüttendach, indem man ein leichtes Stangengerüst mit Strohmatte, Segelleinwand oder dergleichen überdeckt. Auch kann man wohl dazu etwa vorhandene Mistbeetsenster verwenden. — Der Sellerie muß schon vor Eintritt des Frostes herausgenommen werden. Die einzelnen Knollen werden gut von Blättern befreit, jedoch darf der Kopf dabei nicht verletzt werden. An einer trockenen Stelle des Gartens hebt man nun einen Kreis Erde bis zur Tiefe von etwa 40 Centimeter aus; die Größe des Kreises hängt von der Masse der einzuliegenden Knollen ab. Sodann legt man die letzteren so auf die Sohle des Loches, daß sich an keiner Stelle die einzelnen Sellerie miteinander berühren und deckt sie mit 10 Centimeter Erde zu. Nun folgt eine zweite Schicht Knollen, darauf wieder Erde u. s. w., bis der ganze Vorrat untergebracht ist. Um den Abfluß des Regen- und Thauwassers zu erleichtern, giebt man dem Haufen die Gestalt eines Kegels.

**Fleischreife.** Fleischreife jeder Art schmecken gut, wenn man sie mit ganz hart gekochten Eiern zusammen fein wiegt. Man serviert dieselben mit Mostsch. Noch feiner schmeckt es, wenn man etwas Schnittlauch und Zwiebel mit darunter wiegt. Auch kann man Eibiges, um Abwechslung zu erzielen, mit Öl, Essig und Kapern vermischen. Jede dieser Bereitungsweisen ist vorzüglich zum Butterbrot oder zu Sardellen-Butterschnitten.

**Das Unkraut auf den Gartenwegen** hat schon manchen Gartenliebhaber zur Verzweiflung gebracht. Besonders bei feuchtem Wetter hilft keine noch so dicke Kieseldecke: wenige Tage nach dem Hacken und Jäten werden die Gänge wieder grün. Ein auf längere Zeit die Gänge rein haltendes Mittel ist nun das Übergießen mit einer schwachen Lösung von Salzsäure in Wasser. Dadurch werden nicht nur die Gräser, sondern auch die tieferwurzelnden Unkräuter vernichtet. Doch muß man sich in acht nehmen, daß nichts von der Säure auf Rasenplätze, Blumenbeete oder an die Wurzeln der Bäume kommt.

**Schinkenwurst zu bereiten.** Wir möchten allen Leserinnen raten, diesen Winter beim Einschlachten auch Schinkenwurst zu bereiten. Man verwendet dazu das Genickstück vom Schwein, ein Stück ganz ohne Knochen, oder einen ausgebeinten Schinken. Das Genickstück pöfelt man etwa 8, den Schinken 14 Tage, rollt dann diese Fleischstücke zu ganz festen Rollen, welche man mit Schweinsblase umgiebt und sehr fest mit Bindfaden umschnürt. Dann hängt man die Stücke 14 Tage lang in den Rauch und verbraucht sie dann als Aufschnitt oder zu dem leider so wenig bekannten englischen „Liver and bacon.“ Haltbar ist die richtig gemachte Schinkenwurst jahrelang. Zum Pökel nimmt man auf einen sehr großen Schinken drei Hände voll fein gemachtes Salz und eine Handvoll geschnittenen Salpeter, mengt dieses trocken durcheinander und reibt den Schinken solange damit, bis er schweiß, stellt das Fleisch eine Nacht in die Küche und dann in einen Keller, wo es täglich umgedreht wird. Nach dem Pökel wird es dann gerollt wie oben. Um das oben genannte Gericht anzufertigen,



schnidet man von der Schinkenwurst (die in Schottland ganz besonders beliebt ist) feine Scheiben. Außerdem schnidet man Leber von Kalb, Schaf oder Kind in Scheiben, klopft sie und bratet sie in steigender Butter mit Zwiebeln, Salz und Pfeffer gar. Ist die Leber fertig, so läßt man sehr schnell die Leberscheiben (in 2 bis 3 Minuten) auf beiden Seiten darin gar werden und richtet das vorzügliche Gericht transformativ, die Sauce in die Mitte gießend, an. Die roten Schinkenscheiben nehmen sich schön zwischen der Leber aus. Die Leberscheiben können in etwas Mehl gewälzt werden.

### Liebigsschnitten.

5 Pers. Zubereitungsdauer: 10 Min.  
Zutaten: Ein altbackenes größeres Weißbrot, Butter, Fleisch-Extrakt.

Etwa 10 Weißbrotsschnitten röstet man bei mäßiger Hitze in einem Bratofen oder im Kasser über gelindem Feuer. Nachdem sie erkaltet, bestreicht man sie mit Butter und darauf mäßig dick mit Liebig's Fleisch-Extrakt. Will man das Rosten des Weißbrotes sparen, so kann man statt dessen Wasserzwickel nehmen. Diese Schnitten sind besonders bei langdauernder geistiger Arbeit zu empfehlen. Sie sind wohlschmeckend, belassen den Magen nicht, wirken aber erfrischend und anregend.

**Maul- und Klauenfende bei Hunden?** Eine für Hundeliebhaber beängstigende Nachricht kommt aus Stuttgart. Seit Beginn des Jahres 1898 sind nämlich dort eine große Zahl von Hunden an einer rätselhaften Krankheit erkrankt, die mit der Maul- und Klauenfende große Ähnlichkeit hat, die zunächst nur eine spezifische Krankheit der Spaltthiere (Hund, Schaf, Schwein) ist. Die von der dortigen Tierarzneischule angestellten Untersuchungen haben bislang noch zu keinem aufklärenden Ergebnis geführt.

**Das elektrische Glas.** Aus dünnem Schreibpapier schneidet man sich einen kleinen Pfeil und faltet denselben in senkrechter und waagrechter Richtung, wie aus der Zeichnung zu ersehen ist. Im Mittelpunkt der beiden Falten wird der Pfeil auf die Spitze einer Nadel gelegt, welche man mit dem Ohr in einen Pfeifen gesteckt hat.

Aber das Ganze stützt man ein Wasserglas, das vorher durch Auflegen auf die warme Ofenplatte erwärmt und ausgetrocknet worden ist.

Wird nun das Glas irgendwo mit einem wollenen Tuche gerieben, so wendet sich der Pfeil sofort dieser Stelle zu. Durch die Reibung wird Elektrizität erzeugt, welche stark genug ist, Körper von der Leichtigkeit des Papierpfeiles anzuziehen.

Reibt man das Glas ringum, so kann der Pfeil dadurch in drehende Bewegung gesetzt werden.





Abb. 1. Saxifraga sarmentosa.

**Ampelgewächse.** Der schönste Fensterschmuck für jedes Zimmer, vom bescheidensten bis zum elegantesten, ist eine gut beschnittene Ampel. Sie dämpft in angenehmer Weise das Licht, bietet dem Auge einen Ruhepunkt und zaubert uns ein Stückchen Natur in unser Heim, wie es uns der leistungsfähigste Blumentisch nicht zu bieten vermag. Dabei stellen die Ampelgewächse keine allzugroßen Anforderungen an ihren Pfleger, begnügen sich mit wenig Raum und sind fast alle gegen Temperaturschwankungen wenig empfindlich. Da die Ampelpflanzen stark gegossen werden müssen, so empfiehlt es sich, die Ampel so einzurichten, daß sich das zur Aufnahme der Erde bestimmte Thongefäß mit mehreren Wasserabflußlöchern in die äußere, zum Aufhängen eingerichtete Schale, die nach Bedarf und Geschmack des Besitzers einfach oder elegant sein kann, hineinstellen und bequem herausnehmen läßt. Die Wandungen der äußeren und inneren Schale dürfen sich nicht berühren, sondern müssen Raum für eine Luftschicht lassen, wodurch die Verdunstung des Wassers beschleunigt und das Sauerwerden der Erde verhindert wird. Am zweckmäßigsten ist es, die Ampel nach Art der Hängelampen anzubringen, so daß man sie, wenn die Pflanzen begossen werden sollen, herablassen kann. Zur Kultur in der Ampel möchten wir folgende Gewächse ganz besonders empfehlen, da sie zierlich und dekorativ und ohne Schwierigkeit durch jede leistungsfähige Handlung, beispielsweise durch die bekannte Erfurter Firma Waage & Schmidt zu beziehen sind: *Saxifraga sarmentosa* (eine ausdauernde schön blühende Suffulente, Abb. 1.), *Pelargonium peltatum* (eine sehr hübsche Abart des bekannten Geranium, Abb. 2.), *Fragaria indica* (eine Erdbeerart mit zierlichen Blüten und Früchten, Abb. 3.), *Cordylino vivipara* (schönste aller Ampelpflanzen und durch Ableger leicht zu vermehren, Abb. 4.); außerdem noch *Tradescantia guyanensis*, *Achimenes cupreata*, *Disandria prostrata* und das neuerdings sehr beliebt gewordene spargelkrautähnliche *Myrsiphyllum asparagoides*.

Der **Buchsbaum** ist die schönste Pflanze zur Anlage von Rabatten und Abgrenzung der Wege und Beete. Seine Vermehrung findet am besten durch Zerteilung der alten Sträucher statt. Einige Wochen vor der Pflanzung wird der alte Buchsbaum mit Erde so hoch behäufelt, daß nur seine Spitzen heraussehen. Dadurch treiben fast alle Zweige Wurzeln. Sobald dies geschehen, am besten im September oder Oktober, nimmt man die alten Stöcke heraus, zerteilt sie und pflanzt die Teilstücke so tief ein, daß die Nebenzweige noch etwas in den tieferen Boden kommen und eine buschige Stellung haben. Das Beschneiden darf erst vom zweiten Jahre an stattfinden.

**Hübsches Hochzeitsgeschenk.** Als kleinere Hochzeitsgabe für die Braut eignet sich vorzugweise ein Buch zum Einschreiben von Kochrezepten. Solche sind in allerlei Ausführungen mit Stala an der Seite zu haben, auf der die Rubriken „Suppe“, „Entrees“, „Braten“, „Gemüse“ u. s. w. sich finden. Ich arbeitete den Umschlag für ein solches Kochbuch auf dunkelrotem Tuch in goldgelber und bebrochter Seide. Von ersterer bildete ich in Stielstich die Arabesten, während ich die Inschrift „Kochrezepte“ in feuerroter Seide hochsuchte. Man bekommt diese Bücher aufgezeichnet und thut wohl, ein nicht zu kleines Buch auszuwählen. Ich schrieb in jede Rubrik der Stala 1–2 meiner besten gesammelten Rezepte ein und notierte unter jedes Rezept den Namen der Dame, von welcher ich es erhalten oder überkommen hatte, wobei natürlich meine Mutter und Groß-

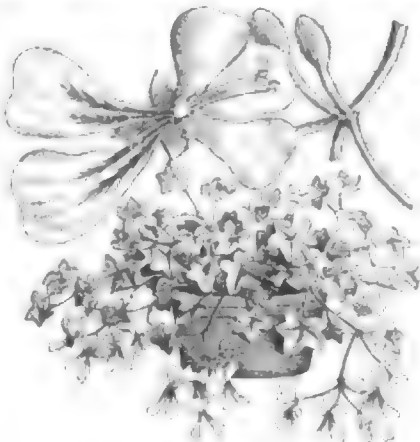


Abb. 2. Pelargonium peltatum.

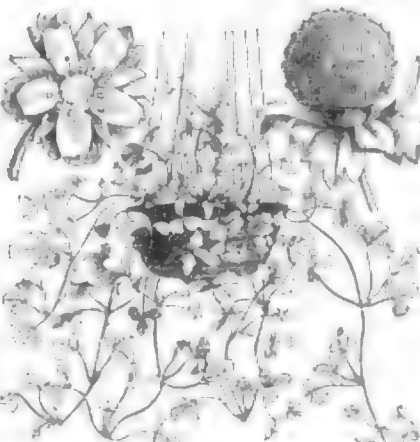


Abb. 3. Fragaria indica.

mutter eine besonders große Rolle spielten. Als Widmung dichtete ich folgendes kleine Lied und schrieb es mit dem Namen der Empfängerin und treu gemeinten Segenswünschen in das kleine Buch:

In des Hauses stillen Kreise  
Warte würdig, warte weise,  
Geh' in Frieden ein und aus,  
Sei die Hüterin vom Haus.  
Bei dem Schaffen und Beginnen,  
Ruh' die Lieb' im Herzen drinnen,  
Küsse dich mit sanftem Sinn,  
Liedes sei die Königin!  
Unter Gottes Gnaden-Schatten  
Sorge für den teuern Gatten,  
Märtha's Fleiß, Martha's Mut,  
Sei dein schönstes Geheißgut.

Ich bereitete viel Freude mit dem wohl gelungenen Geschenk. Vielleicht ahmt manche Leserin meine Idee nach und benutzt dabei das kleine Gedicht.

L. v. A.

**Talma, der große Schauspieler der napoleonischen Zeit, begegnete eines Tages einem alten Kollegen, dem Schauspieler Plaisance, der sich, ohne Engagement, in den möglichsten Umständen befand.**

„Wie geht's?“ fragte Talma.

„Schlecht; ich bin alt und schwach.“

„Du warst immer bei der Hand; wenn es mein Veneiz galt, nahmst du mit den undankbarsten Rollen vorlieb. Da hast du meine Karte; besuche mich morgen früh.“

Mit der Karte schob er ihm ein Geldstück in die Hand.

Am andern Tage fand sich der Schauspieler bei Talma ein. Dieser führte ihn in seine Bibliothek und zeigte auf einen Schrank voll unaufgeschchnittener Bücher.

„Du mußt mir alle diese Bücher aufschneiden; doch bin ich nicht reich und kann dir dafür nicht mehr als fünf Francs täglich geben. Aber überlebe dich nicht, denn ich habe Zeit.“

Die Plaisance fertig war, hatte ihm Talma eine Anstellung verschafft.

**Ein bekannter Klavierkünstler hatte die Ehre, sich einst am Hofe des Kaisers von Österreich hören zu lassen. Als er geendet hatte, trat eine hohe Person an ihn heran und gerühte, ihm huldreich folgendes Kompliment zu machen: „Schaun's, ich hab' den Thalberg gehört, (tiefer Püchling des Künstlers) ich hab' auch den Kitz gehört, aber — (erneuter Püchling des Virtuosen) so wie Sie hat halt noch keiner geschwigt!“**

**Marshall Vorwärts, der alte Feld Blücher, war nicht sonderlich der Feder gewachsen. Einst von oben herab aufgefordert, die Verwendung von 100 000 Thalern näher zu begründen, sagte er seinen lakonischen Bericht in folgenden Satz zusammen: Einnahme 100 000 Thaler, Ausgabe 100 000 Thaler. Und wer's nicht glaubt, ist ein Schurke!**

**Lamésangère, ein französischer Geistlicher, der während der Revolution die Redaktion der von Sellèque gegründeten Wochenzeitung „Journal des Dames et des Modes“ übernahm und daselbe bis zu seinem Tode fortführte, war ein großer Sonderling. Er ging stets ohne Regenschirm aus. Ging es unterwegs zu regnen an, so kaufte er sich einen. Eben so häufig vergaß er seine Dose, und fehlte sie ihm, so kaufte er sich eine andere. So oft er ausging, kaufte er sich etwas: bald ein Paar seidene Strümpfe, bald ein Paar Handschuhe, bald einen Hut. Nach seinem Tode fand man über 1000 Paar seidene Strümpfe, 2000 Paar Schuhe, 6 Duzend blaue Röcke, 100 runde Hüte, 48 Regenschirme und 91 Tabaksdosen.**



Abb. 4. Cordylino vivipara.

**Hüsforglich.**

Nichter: „Sie wollen also die Würste und Speckseiten nur deshalb entwenbet haben, um Ihren und Ihrer Kinder Hunger zu stillen. Deshalb nahmen Sie aber auch den Inhalt der Tabakdose mit?“

Angeklagter: „Um damit nötigenfalls einen anständigen Vertreter bezahlen zu können.“

**Sein Standpunkt.**

(Am Konzert eines Klavierkonzerten.)

Taschenbier (bei dem „spielenden“ Überwinden der schwierigsten Passagen): „Schade um die falsch angewandte Fingerfertigkeit!“

**Falsch gehört.**

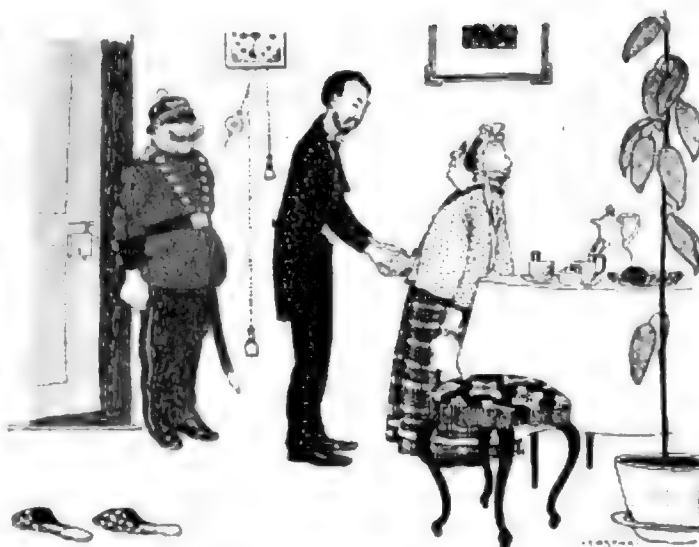
Feldwebel (in der Instruktionssunde): „Außerdem macht Ihr noch Front vor Gouverneuren und Kommandanten. Also Rutschte, vor wem sollt Ihr noch Front machen?“

Soldat: „Vor Kommandeuren und Gouvernanten, Herr Feldwebel!“

**In der Eile.**

Polizeibeamter: „Ihr Verdacht gegen Ihren Kassierer ist vollständig unberechtigt; er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anständig...“

Kaufmann: „Das ist's eben. Von dem Gehalt, was ich gebe, kann er durchaus nicht anständig leben.“

**Ermahnung.**

Frau Tappert (zu ihrem Mann, der von ihr Abschied nimmt, um eine längere Gefängnisstrafe anzutreten): „Bleib mir hübsch treu, mein Gottlieb!“

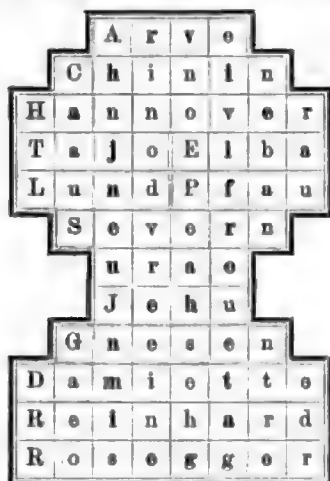
**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 9.****Schachaufgabe:**

1. Tf8-f4 Sg6-f4: 2. Dg1-g7 ♯  
 A. 1. .... Lc1-f4: 2. Dg1-a1 ♯  
 B. 1. .... Kc5-f4: 2. Dg1-g3 ♯  
 C. 1. .... Tc1-c5: 2. Dg1-d4 ♯  
 D. 1. .... beliebig 2. Dg1-d4, g5 ♯.

Anagramm: Keller — Eller — Kelle — Elle.

Homonym: Auslagen.

Füllrätsel: Viel frohe Tage im neuen Jahr!



Stataufgabe Nr. 5: Das Spiel kann nur verloren gehen, wenn der Spieler Vorhand ist und die Karten so verteilt sind: Im Stal liegen rK und rO. Einer der beiden Gegner hat viermal Eichel und sechsmal Schellen, der andere also sechsmal Grün und viermal Rot. Spielt Vorhand Eichel (Klein) an, so übernimmt der eine Gegner dies Blatt mit Eichel-Daus und zieht dann dreimal Eichel. Der Spieler fällt dann im vierten Stich. Bringt der Spieler im ersten Stich nicht Eichel, sondern irgend eine andere Farbe, so fällt er in der angegebenen Farbe schon im ersten oder spätestens im zweiten Stich.

**Buchstabenornament:**

Von seiner Tugend selbst zu reden, hat nicht Grund  
 Ein Großer, macht doch alle Welt sie rühmend kund;  
 Doch selbst verkündet, wie er tüchtig ist und gut,  
 Ein Kleiner, weil es außer ihm kein andrer thut.  
 (Eudm. Reize, Indische Sprache.)

**Zauberquadrat zur Jahreszahl 1899:**

190	228	185	223	171	209	247	204	243
200	238	195	233	181	219	176	214	243
210	248	205	234	191	229	186	224	172
220	177	215	244	201	239	196	225	182
230	187	216	173	211	249	206	235	192
240	197	226	183	221	178	207	245	202
250	198	236	193	231	188	217	174	212
179	208	246	203	241	189	227	184	222
180	218	175	213	251	199	237	194	232

Hier beträgt die Summe jeder waagerechten und senkrechten Reihe und auch jeder Seitenreihe 1899; dieselbe Summe geben noch vier Paare schräger Reihen, nämlich:

- 1) 210 bis 185 und 213 bis 182,
- 2) 240 bis 209 und 237 bis 212,
- 3) 220 bis 199 und 247 bis 172 und
- 4) 250 bis 175 und 223 bis 202.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Paul Hertwig in Altenburg; R. Schönsfelder in Jwidau; Robert Kalscher in Magdeburg; Wilhelm Schmidt in Weimar; Karl Gähler in Leipzig; A. Stuckenbruck in Berlin; Anna Biorowsky in Hannover; Arthur Liebmann in Halle a. S.; Ernst Wolf in Jena; Joseph Mittelbach in Wien.



## Rätselsprung.

	hals	seins	hat		des	de	daß	
stah:	meint	du	leht	da	he	ge	steh	uorn
daß	ge	du	lig	der	der	er	du	flän
ge	ten	und	seht	noch	sch	nen	glüh	de
schon	der	ste	seht	ll	her	sch	ge	ne
h:	sch	ge	ge	meist	nie	sch	ge	ne
sch	sch	dit	der	meint	stren	trum	sch	ju
steh	ten	ge	sch	gen	welt	schmer	um	kein
men	zur	da	sch	ten	mer	nicht	je	ge
nicht	e	flam	nach	zu	sch	meint	schneit	se
sch	er	nir	um	men	zur	ten	ge	schau
sch	er	nir	tu	ten	sa	nach	sch	ge
mit	sch	sch	unt	nir	die	schau	er	gen

## Charade.

„Eins, Hänschen,“ ruft das Mütterlein,  
 „Du darfst nun nicht mehr träumen;  
 Das Ganze muß heut' fertig sein,  
 Drum vorwärts, ohne Säumen!“  
 Da bringt ein schneller, kühner Zwei  
 Das Hänschen aus dem Bett herbei.

R. A.

## Charade.

Zur zweiten zieht der Weidmann aus  
 Und bringt die erste mit nach Haus.  
 Das Ganze hat er ausgerufen,  
 Als ihm von seines Hauses Stufen  
 Sein Töchterchen entgegenspringt  
 Und stürmisch Gruß und Kuß ihm bringt.

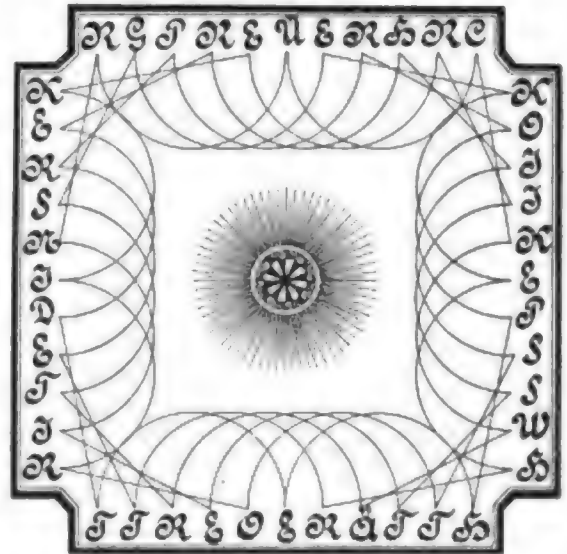
R. A.

## Homonym.

Du siehst in alten Heeren  
 Mich an den Schießgewehren.  
 Auf manchen Häuserdächern  
 Lieg' ich gleich dichten Hächern.  
 Ich spende leck're Speisen  
 Zu Hause und auf Reisen.

R. A.

## Kaleidoskop.



## Kombinationsaufgabe.

1. Binse, Wado; 2. Adam, Rochen; 3. Emden, Joas;  
 4. Tarent, Mohr; 5. Joel, Meta; 6. Winke, Jola;  
 7. Kiesel, Thon; 8. Gambe, Plan; 9. Magen, Oman;  
 10. Tag, Rate; 11. Memel, Grat; 12. Titel, Tand;  
 13. Damen, Dora; 14. Schrift, Wuhne.

Aus jedem der obigen Wortpaare bilde man durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort, so daß die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ein deutsches Sprichwort bilden. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. ein Baderort in Deutschland, 2. eine aus Homers „Ilias“ bekannte Frauengestalt, 3. ein Volksstamm in Asien, 4. ein Berg in den Alpen, 5. eine Landschaft in Portugal, 6. eine Stadt in Rußland, 7. ein Mineral, 8. eine Stadt auf Sumatra, 9. ein Griedenheld vor Troja, 10. ein Weltkampf, 11. eine Art Mitteilung, 12. ein Liebhaber einer Kunst, 13. ein Sternbild, 14. ein Afrikareisender.

A. St.

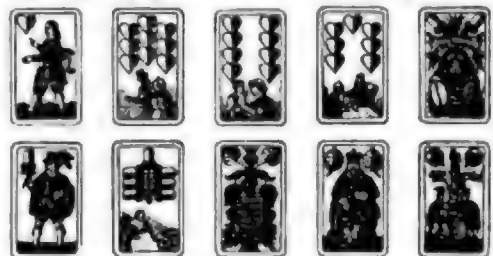
## Citatenrätsel.

„Mein Herr Student, ich muß mein Geld heut' haben,  
 Ich brauch' es! — Den Wechsel seht,“ klagt Meister Klaus.  
 „Am letzten Moos?“ — von mir? — Gebatter Schneider,  
 „...“

(Für die Zeichen sind kurze (·) oder lange (—) Silben zu setzen, welche zusammen ein bekanntes Citat ergeben.)

## Skatenaufgabe Nr. 6.

A (Vorhand) spielt Rot-Solo mit folgenden Karten:



Die Karten liegen für A so günstig, daß er mit Schneider gewinnt. B hat 13 Augen in seinen Karten. Die beiden Karten im Etat haben weniger als 10, aber mehr als 6 Augen.  
 — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

A.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Hans Heinrich Reclam in Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.







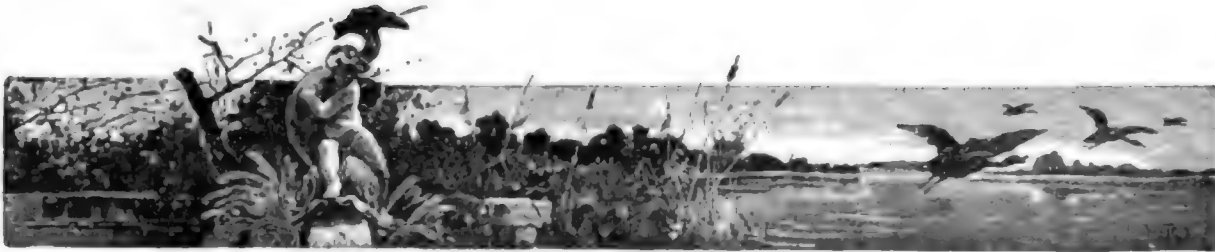
**Ich bin der kleine Postillon.**

Nach dem Gemälde von Fr. Prölß.

(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)







## Eine Schuld.

Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

6.

Nicht nur in der ländlichen Umgegend, besonders auf den näher und ferner benachbarten anderen adeligen Gütern, sondern ebenso in der Stadt hatte es ein gewaltiges Aufsehen erregt, daß Groß-Varntenbel durch Kauf in die Hände des Senators Willens übergegangen war. Überall bildete dies gänzlich unvermutete Geschehnis das Tagesgespräch, zumal da ruchbar ward, der Baron von Wentstern habe bis zum letzten Augenblick keine Ahnung von der Person des wirklichen Käufers besessen und sei äußerst überrascht gewesen, als dieser sich ihm kundgegeben. Man entsann sich jetzt des Bestehens ehemaliger näherer Beziehungen zwischen den beiden, aus denen sich wohl das unliebsame Betroffensein des Barons erklärte; ein derartiges heimliches Hinter-dem-Rücken-Handeln von seiten eines Jugendfreundes mußte ihn tief verletzt haben. Freilich ließ sich bei Rudolf Willens voraussehen, daß seine Gewinnsuchte ebenso wenig durch gemüthliche, wie durch moralische Schranken eingengt werde, wo er nicht in Konflikt mit dem Strafgesetz zu geraten drohe; das Sprichwort, „jung gewohnt, alt gethan,“ bewährte sich eben an ihm im vollsten Maße. Aber um so übler war's für Herrn von Went-

stern, daß er ein Opfer der Verschlagenheit des Inhabers der Firma Christian Willens geworden; ein anderer Gläubiger würde sich vermutlich mit den sicheren Hypotheken begnügt, ihn nicht von Haus und Hof vertrieben haben, oder hätte sich jedenfalls zu einem Abkommen bereit finden lassen, daß die Tochter des Barons vor der Entäußerung des Gutes eine Wahl zwischen ihren mannigfachen vornehmen Verwerbern getroffen. Denn an solchen hatte es, obwohl man die bedenkliche Vermögenslage ihres Vaters ziemlich allgemein kannte, ihrer Schönheit nicht gefehlt, doch sie war bisher keinem ermutigend entgegen gekommen. Nun lagen die Verhältnisse allerdings anders, die vollendete Thatsache der gezwungenen Aufgabe des großen Besitzums übte immerhin einen stärkeren Eindruck, als die mögliche Voraussicht, es werde einmal so geschehen. Undine von Wentstern durfte sich nicht mehr wählerisch verhalten, sondern mußte froh sein, wenn noch jemand aus vornehmerm Stande ernstlich nach ihrer Hand trachtete. Bei einem mochte das zwar noch zutreffen, dem jungen künftigen Majorats Herrn von Altenbuch, Ewald von Gildenfalk, dessen Vererbung sie schon vor einem halben Jahr einmal mit unverhohlener Geringschätzung zurückgewiesen hatte. Er war



Pierrette.

Nach einer Originalphotographie von H. Traut.

stern, daß er ein Opfer der Verschlagenheit des Inhabers der Firma Christian Willens geworden; ein anderer Gläubiger würde sich vermutlich mit den sicheren Hypotheken begnügt, ihn nicht von Haus und Hof vertrieben haben, oder hätte sich jedenfalls zu einem Abkommen bereit finden lassen, daß die Tochter des Barons vor der Entäußerung des Gutes eine Wahl zwischen ihren mannigfachen vornehmen Verwerbern getroffen. Denn an solchen hatte es, obwohl man die bedenkliche Vermögenslage ihres Vaters ziemlich allgemein kannte, ihrer Schönheit nicht gefehlt, doch sie war bisher keinem ermutigend entgegen gekommen. Nun lagen die Verhältnisse allerdings anders, die vollendete Thatsache der gezwungenen Aufgabe des großen Besitzums übte immerhin einen stärkeren Eindruck, als die mögliche Voraussicht, es werde einmal so geschehen. Undine von Wentstern durfte sich nicht mehr wählerisch verhalten, sondern mußte froh sein, wenn noch jemand aus vornehmerm Stande ernstlich nach ihrer Hand trachtete. Bei einem mochte das zwar noch zutreffen, dem jungen künftigen Majorats Herrn von Altenbuch, Ewald von Gildenfalk, dessen Vererbung sie schon vor einem halben Jahr einmal mit unverhohlener Geringschätzung zurückgewiesen hatte. Er war

reich genug, auf keine Mitgift sehen zu müssen, sondern wollte eine hervorragend schöne Frau, um das, was die Natur ihm selbst, fast bis zur körperlichen Mißbildung, versagt, in seinem Hause zu ersetzen. Nur altadeligen Namen verlangte er daneben noch von ihr und Abkunft aus einer Familie von makelloser Vergangenheit. Darauf war die feinige stolz, wie er selbst in gleicher Weise, und seine Eltern hatten schon einmal ihre Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung zwischen ihm und einer mit großer Schönheit begabten jungen Erbin verweigert, weil ihrem Großvater der Schatten einer, ob auch unbewiesenen Nachsage angehaftet, er habe sein Vermögen durch eine, für sie nicht mit aristokratischer Noblesse vereinbarte Spekulation vergrößert. Auf den ritterschaftlichen Gütern war man deshalb allgemein gespannt, ob der junge Güldenfall unter den veränderten Umständen seinen Antrag wiederholen und, falls dies geschehen, ob Undine von Wenktern ihm eine andere Antwort als im letzten Winter erteilen werde.

Der Senator Willens hatte bei seiner Wegfahrt von Groß-Wartenbel geäußert, ihm würde im Hause etwas fehlen, und dies bewährte sich offenbar dadurch, daß er schon am zweiten Sonntag nachher seine Kutsche wieder anspannen und die Straße zum Gut einschlagen ließ. Nebenbei bot diese ihm Gelegenheit, den ersten Anfang zur Herstellung der Eisenbahn in Augenschein zu nehmen, da sie sich eine halbe Stunde südlich vom See entlang ziehen sollte. Das mußte unfraglich ausnehmend zur Hebung des Grundwertes dort dienen, und man begriff jetzt völlig die Spekulation des schlauberechnenden Geschäftsmannes, der im allgemeinen Interesse eifrig das Zustandekommen der Bahn betrieben haben mochte, doch zugleich sich im voraus eines in der Bahnnähe belegenen großen Besitztums versichert hatte; man durfte wohl sagen, in verschlagener Weise auf Kosten des Barons von Wenktern, da dieser bei rechtzeitiger Kenntniß der beabsichtigten Anlage ohne Zweifel für sein Gut einen höheren Preis zu erzielen vermocht hätte. Aber der Senator hatte, seiner Art gemäß, alles im Verschwiegenen gehalten, bis er, des Einschlagens seiner Rechnung gewiß, plötzlich mit der vollendeten Thatfache hervorgetreten.

Er ließ den Wagen nach der Richtung abbiegen, wo Stäbe mit Fähnchen die Vermessungsarbeiten andeuteten, die ungeachtet des Festtags auch heute fortbetrieben wurden. Der befahrbare Weg hörte bald auf, so daß die Pferde nicht weiter gelangen konnten, doch in einiger Entfernung hantierte über etwas moorigem Boden ein Ingenieur mit seinem Apparat, und Rudolf Willens, der sich nach der Beschaffenheit des brüchigen Grundes zu erkundigen wünschte, rief einem der Handlanger zu, er möge den Herrn

bitten, für ein paar Worte herüber zu kommen, da das Fuhrwerk halten müsse. Augenscheinlich vernahm der Herbeibegerhte selbst den Ruf, denn er sah kurz auf, indes ohne dem an ihn gerichteten Ansinnen nachzukommen. Er kannte den Wageninsassen nicht, wußte nichts von dessen Bedeutung für den Bahnbau, sondern war von der Vermessungskommission in der größeren Nachbarstadt mit seiner Dienstleistung beauftragt, und der Wunsch eines Fremden ging ihn nichts an. Abrißens schien er auch ein etwas troziger und kein Fehl hieraus machender Gefelle zu sein, denn er trat pfeifend in einen Busch hinein; es fehlte an Augenzeugen des Vorgangs aus der Stadt, sonst hätte manchen ein genuthuendes Gefühl überkommen, daß die Macht des „Herrn Senators“ da aufhörte, wo der Inhalt seines Geldschranks nicht ins Gewicht fiel. Doch in seiner Miene ließ Rudolf Willens, wie stets, nichts von einem Verdruss über die ihm widerfahrne Nichtbeachtung merken, gleichmütig hieß er den Kutscher umwenden und auf die Fahrstraße am Seerand zurückkehren. Er wußte selbst, nur sein Reichthum und Einfluß veranlasse die Leute zur Respekterweisung vor ihm, und fast hatte es ihn angenehm berührt, daß jemand sich ihm gegenüber so benommen, der ihn offenbar nicht kannte. Das war wenigstens keine furchtsam-eigensüchtige Heuchelei, sondern, wenn auch nicht gerade in lebenswürdiger Form, ein unbekümmertes Selbstbewußtsein, wie es der Jugend gebührte. Ja — er nickte vor sich hin — ein tüchtiger Mensch durfte sich nicht erdrücken lassen, mußte sich dagegen auflehnen und sein Recht innerer freier Selbständigkeit beanspruchen.

Auf Groß-Wartenbel unangemeldet eintreffend, fand er seine Tochter in Gesellschaft von Fräulein Lisbeth Rothelf; Margret hatte diese während des kurzen Aufenthalts in Seedorf lieb gewonnen und sie gebeten, bei ihrer alten Gewöhnung der Teilnahme an der Sonntagmittagsmahlzeit im Schloß zu verbleiben. Der Aufforderung willfahrte die Pastorentochter auch offenbar gern; eine wirkliche Freundschaft hatte zwischen ihr und Undine von Wenktern nicht bestanden, sondern die letztere sie hauptsächlich nur als Mitrundernde bei ihren weiteren Bootfahrten benutzte und als eine gelegentliche Gesellschafterin in höherer Dienststellung angesehen. Dagegen empfand Lisbeth jetzt eine äußerst wohlthuende Umwandlung; nachdem sie das erste ungläubige Erstaunen überwunden, das blasse junge Mädchen, das bei ihnen damals im Garten eingelehrt, sei die Gutsherrin von Groß-Wartenbel, war sie einer schriftlichen Einladung derselben sogleich nachgekommen und hatte auch schon ein paar mal in der Woche an Nachmittagen im Schloß einen Besuch gemacht. Ihr Verkehr in diesem war ganz anderer Art als zuvor geworden, sicht-

barlich freute sich Margret jedesmal über ihr Erscheinen und benahm sich nicht nur gegen sie völlig als gegen eine Gleichstehende, sondern ließ auch zweifellos, daß sie kein anderes Gefühl in sich trage. Sie hatte, wenngleich unbewußt, in der Stadt manchmal ein Verlangen nach einer Freundin gehabt und ward durch die Empfindung beglückt, es könne sich ihr zum erstenmal erfüllen. So wenig die beiden sich äußerlich ähnelten, besaßen sie in ihrem Wesen doch manches Gemeinsame, machten keinen Anspruch darauf, Damen zu sein, sondern waren einfach-natürliche junge Mädchen, die sich offenerzig gaben und vielfach an den nämlichen Dingen erfreuten. Margret Willens war wohl in sich vertiefter, durch ihr stilles bisheriges Leben mehr zu eignem Denken und eigner Geistesbildung gelangt, aber zu ihrer ein wenig schwerfälligen Art bildete das leichtere und fröhliche Ausfichherausgehen Lisbeth Nothelfs einen anregenden, wohlthätig wirkenden Gegensatz, der unvermerkt auch auf Margrets Verhalten nach dieser Richtung Einfluß übte. In hauswirtschaftlichen Angelegenheiten konnte sie mancherlei von der früh zur Umsichtigkeit in Küche, Keller und Garten gehaltenen Tochter der Landpastorin lernen, und vollkommen teilten sie miteinander ihre Achtung und Liebe für alle Gegenstände in der freien Natur. Etwas nicht grade Hohes, doch ländlich Poetisches umgab Lisbeth; unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen, vermochte sie unwillkürlich an die Wop'sche Luise zu erinnern, erweckte das Gefühl, auf sie sei ein wahrer und menschlich sicherer Verlaß. Das schien auch der Freiherr von Barrentrap im Frühling mit einer Äußerung gegen Manhart Osterling gemeint zu haben, und einen gleichen Eindruck machte sie auf Daniel Wollenweber. Er wiederholte einigemal: „Das ist wirklich ein liebes Mädchen, bei der ist ihr zukünftiger Mann einmal gewiß nicht angeführt. Aber von der Art, wie die selige Frau Senatorin, glaub' ich, ist sie doch nicht ganz.“

So traf der Senator bei seiner Ankunft die beiden neuen Freundinnen zusammen im Park und begrüßte auch Lisbeth Nothelfs freundlich, obwohl sein Gesicht im ersten Augenblick einen Mienenausdruck annahm, als sei er mit ihrer Anwesenheit nicht ganz einverstanden. Begreiflicherweise wär' es ihm wohl lieber gewesen, seine Tochter allein, als von einer Gesellschafterin mit in Anspruch genommen zu finden, doch nach der anfänglichen Überraschung ließ er nichts weiter von einer unliebsamen Berührung empfinden, machte mit beiden, um sich nach der Fahrt „etwas zu vertreten“, sich heiter unterhaltend, einen längeren Spaziergang und besichtigte, zum Haus zurückgekehrt, mit dem Verwalter die Scheunen und Ställe des Gutes. Hier fand er alles in bester Ordnung; die Roggenernte stand bevor, es galt in

der nächsten Zeit eifrig die Hände zu rühren. Das brachte Willens darauf, sich auch zu erkundigen, ob Osterling Interesse und Verständnis für die praktische Landwirtschaft zeige und bedacht sei, sich in ihr zu unterrichten. Die Frage konnte der Verwalter bejahen, allerdings scheine der junge Herr dies weniger mit besonderer Neigung, als zum Vertreiben seiner müßigen Tagesstunden zu thun, wie wenn seine Gedanken dabei eigentlich anderweitig beschäftigt wären. Der Senator erwiderte: „Er ist kein Herr, sondern einer meiner Comptoiristen, von dem ich wünsche, daß er sich solche Kenntnisse verschafft; zu dem Zweck habe ich ihn hierher geschickt. Daß er noch anderes dabei im Kopf herumtragen mag, ist in seinem Alter nicht zu verwundern und nehme ich ihm nicht übel auf.“ Der Senator war augenscheinlich von den ihm erstatteten Berichten in jeder Hinsicht zufrieden gestellt und befand sich in bester Laune, als er um einiges nachher mit Daniel Wollenweber zusammentraf und ihn ansprach: „Seit Eurer Abwesenheit geht Euer Laden besser, Daniel, als seit fünfzig Jahren; ich bin jeden Abend über die Kupfermasse in der Kasse erstaunt und werde wohl für meine Eisenbahnaktien nicht viel flüssig zu machen brauchen.“ Das waren eigentlich sehr niederschlagende und tränkende Worte, aber der Sprecher faßte dazu den Alten unterm Arm, um auf einem Parkweg mit ihm hin und her zu gehen; so hatte er's noch niemals im Leben gethan, und Daniel Wollenweber richtete seinen Rücken kergengrad in die Höh', setzte die Füße gravitatisch vor und erlaubte sich, mit ganz ernsthaftem Ton zu antworten: „Ja, Herr Senator, da ist es wohl so für alles besser, daß der Herr Senator mich nicht wieder zurückkommen läßt, dann wird es mit der Eisenbahn ja rasch vorwärts gehn. Denn ich bleibe natürlich auch lieber hier mit dem Fräulein Margret zusammen, und das Fräulein Lisbeth ist ja auch ein kleines niedliches Mädchen, die Einem in meinen Jahren wohl ein bißchen die Augen im Kopf verdrehen kann — na, das wird der Herr Senator ja nicht so ganz wörtlich nehmen, die selige Frau Senatorin, hab' ich schon öfter gesagt, war doch noch was anderes, und ihre Tochter ist es ebenso auch.“

Das Rechte hatte der Alte eifertig, ein bißchen erschrocken von einem offenbar nur zufälligen Mißmutzuzug in der Miene seines Begleiters, nachgefügt, denn nun erwiderte Rudolf Willens kopfnickend: „Meint Ihr? Ja, das ist auch meine Meinung, Daniel. Mich deucht, der Aufenthalt hier ist Margret schon gut bekommen. Hat sie ordentlichen Appetit mittags?“

„Ja, ganz gut. Die Lust auf'm Land macht hungrig, und ich mach's ihr tüchtig vor, Herr Senator.“

„Freilich mit Osterling werdet Ihr's beide doch nicht aufnehmen können, wenn der den Vormittag draußen auf dem Feld gewesen ist.“

„Ne, den haben wir nicht bei uns am Tisch, davon kann ich nichts sagen. Das hat Fräulein Margret so eingerichtet, ich glaube, sie meint, es geniert ihn wohl weniger so, wenn er allein ist.“

„So; ja, ich erinnere mich, sie sagte so etwas, als ich fortging.“ Der Senator schwieg kurz, dann setzte er hinzu: „Jungen Leuten, die sich genießen, thut's gut, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, es zu verlernen. Sagt doch Osterling, Daniel, ich wünschte, daß er heut' mit zu Tisch käme — oder meint Ihr — heute — meint Ihr vielleicht heute noch nicht?“

Das war eine unverständliche Frage und dazu ganz gegen die Art des Herrn Senators ungewiß stöckend, wie in Gedanken ausgesprochen. Der Alte versetzte: „Wenn ich meine Meinung sagen soll, so wär's heut' wohl grad' am meisten passend, Herr Senator, weil das Fräulein Lisbeth ja auch mit bei Tisch ist. Die mag ihn gern, glaub' ich, da könnt' er sich mit ihr unterhalten und käme eher über das Genieren weg.“

„Ja, da trifft Ihr das Richtige, Daniel, Ihr seid klüger in solchen Dingen als ich. So sagt's ihm; es wird bald Mittagszeit sein, wenigstens nach der Uhr meines Magens.“

In der That erklang nach einer Viertelstunde die Mittagsglocke; Lisbeth Nothelf war Margret behilflich gewesen, für den unerwarteten Besuch den Tisch besonders hübsch, mit Blumen geschmückt, herzurichten, durch ihre Augen ging ein flüchtiger Aufglanz, als Manhart Osterling wider den sonstigen Brauch mit Wollenweber ins Speisezimmer eintrat. Margret ward gleichfalls davon überrascht, doch dachte sie sich, ihr Vater müsse es so angeordnet haben, und begab sich schnell einen Augenblick hinaus, um noch ein Gedeck auflegen zu lassen; von der raschen Bewegung kam sie mit leicht geröteten Wangen zurück und sprach während der Mahlzeit unaufgefordert und lebhafter als sonst. Sie schien ihrem Vater zeigen zu wollen, wie vortrefflich ihr der Aufenthalt auf Wartenbel bekomme und ihm damit ihren Dank für seine schweigsame Liebe abzutragen; von dem, was sie aus seiner schweren, verleumdeten Jugend durch den Onkel Daniel gehört hatte, durfte sie nicht reden, aber ihrem Herzen war er seitdem noch um vieles näher gekommen, und ihr lag alles daran, ihm eine freudige Stimmung zu bereiten. So ging sie mehr, als bisher in ihrem Wesen gelegen, aus sich heraus; was sie sagte, gab Zeugnis von eigenem Nachdenken, das nicht allein aus klarem Verstand, auch aus innerer Gemütsempfindung schöpfte. Ab und zu kam ihr auch ein Scherzwort vom Mund, und wie sie alles vorbrachte, stand sowohl das Ernst-

hafte wie das Fröhliche ihr gleich gut. Zur Belebung des Tischgesprächs trug sie jedenfalls wesentlich bei, Daniel Wollenweber, zwischen dem und ihrem Vater sie saß, war erstaunt, ganz Ohr, wenn sie sprach, und sogar Manhart Osterling konnte nicht umhin, einmal verwundert nach ihr aufzusehen, als ob ihm nicht glaubhaft vorkomme, daß etwas über den Tisch Erklungenes von Margret Willens hergerührt habe. Er selbst, an der Seite Lisbeth Nothelfs sitzend, öffnete kaum den Mund, obgleich sie öfter Fragen an ihn richtete, die er indes eifrig fast nur mit Ja und Nein beantwortete. In einer kostbaren Vase stand ein wundervoller Strauß verschiedenfarbiger Rosen auf der Tafel, sie hatte ihn gepflückt, nahm eine davon heraus, roch daran und sagte: „Die sind prächtig, aber ich habe Feldblumen doch lieber, besonders die im ersten Frühling.“ Das bot Manhart eine Gelegenheit, daran anzuknüpfen, da es ihm seine erste Begegnung mit ihr ins Gedächtnis rufen mußte, und vielleicht hatte er auch die Absicht, doch erfolglos, denn er erwiderte nur: „Rosen gelten doch als am schönsten.“ Das Sträußchen von Himmelschlüsseln und Männertreu, das er im April mit an den Seerand heruntergebracht und in den Rahn hinübergeworfen, fiel ihm bei ihrer Äußerung nicht ein; statt dessen sah er bei seinen eignen Worten plötzlich eine große, weißstrahlende Wasserrose vor sich, und er drückte die Lider zu, um sich das Bild deutlicher vor den Augen zu gestalten. Unter dem blonden Haar flog ein leichter Unmutschatten über die Stirn Lisbeths, sie wandte den Kopf nach der andern Seite mit einer Frage an den Senator und knüpfte keine Unterhaltung mit Manhart Osterling mehr an, sondern überließ ihn seinen Gedanken. Dem alles am Tisch unvermerkt auffassenden Blick Rudolf Willens' war nicht entgangen, daß sein Comptoirist sich gegen den jungen weiblichen Gast im Hause nicht eben höflich benommen habe, doch er stand vor den übrigen von einer Rüge oder mißbilligenden Hinweisung darauf ab, lachte heiter und erzählte, wie er am Vormittag von dem mit der Eisenbahnvermessung beschäftigten Ingenieur behandelt worden sei. Darüber zeigte das Gesicht Daniel Wollenwebers große Enttäuschung, die ihn herausfahren ließ: „Das muß aber ja ein ganz ungezogener, frecher Patron sein, Herr Senator, dem sein Vater zu rechter Zeit besser hätte mit der Rute kommen sollen.“ Doch der Meinung pflichtete Willens nicht bei, ihn hatte die Unart nicht beleidigt, sondern er sagte: „Das wirft mir auf einen Menschen noch kein schlechtes Licht, Daniel. Warum soll er nicht jemand kurz abfahren lassen, der ihn nichts angeht? Das ist besser, als gemachte Artigkeit, hinter der nichts steckt, und man weiß, wie man dran ist. Es schien noch ein junger Mann zu sein, da hat



die Aufrichtigkeit etwas von einem tüchtigen Kern, von dem sich Gutes hoffen läßt. — Aber so gut hatte ich deinen Tisch nicht gehofft, Margret, zumal als ungebeter Gast; du bist selbst schuld, wenn ich dir bald wieder einmal zur Last falle.“

Unverkennbar war der Senator von allem auf Groß-Wartenbel durchaus befriedigt, vom wirtschaftlichen Stand des Gutes, dem gesunden Aussehen seiner Tochter, ihrer munteren Aufgewecktheit während der Mahlzeit. Nach dieser ihren Arm nehmend und allein ein Weilschen mit ihr umhergehend, sprach er's auch aus: „Ich fahre mit der Zuversicht zurück, dich so hier zu lassen, wie ich's gewünscht habe. Auch an Umgang hast du das Nötige, ich kannte das Fräulein Nothelf bisher zu wenig, doch nachdem ich heut' Mittag mit ihr länger am Tisch zusammen gegessen, finde ich, daß sie wirklich ein nettes Mädchen und eine gut für dich passende Freundin ist. An den Wochentagen wird's freilich stiller im Hause sein, den alten Daniel kann man keinen Lärmmacher nennen. Übrigens hat sich Osterling beim Essen auch zu meiner Zufriedenheit aufgeführt, ich wollte mir sein Benehmen einmal ansehen und hatte ihn deshalb mit hereinbestellt. Nur muß er noch etwas abgeschliffen werden, denn mir schien, gegen deine Freundin betrug er sich nicht übermäßig artig. Ich glaube, wenn du dich überwindest, ihn mit Euch täglich am Tisch zu haben, würdest du dich um seine Erziehung verdient machen; wozu ich ihn einmal später brauche, wäre das mir zum Vorteil. Aber natürlich sollst du darum nichts ändern, was dir bequemer und angenehmer ist, so viel kommt nicht darauf an.“

„Nein, lieber Vater — ich meine, auf das, was mir bequemer ist, kommt es nicht an, wenn du etwas für besser — das wäre ein schlechter Dank für deine Liebe und Güte.“ Margret versetzte es mit Lebendigkeit und fuhr rasch fort: „Mußt du denn heut' schon wieder zurück? Ich hoffte, du bliebest über Nacht bei uns und fährtest morgen in der Frühe.“

Doch er entgegnete, das gehe nicht, die Eisenbahnsache nötige ihn, schon um sieben Uhr jemand in seiner Stube zu erwarten, und so fuhr pünktlich zur festgesetzten Stunde seine angespannte Kutsche wieder vor. Wohlgelaunt verabschiedete er sich von den am Wagen Stehenden: „Na, ich will's mir noch bedenken, Daniel, ob ich Euren Stellvertreter definitiv im Laden belasse. — Eine Empfehlung an Ihren Herrn Vater, Fräulein Lisbeth, besuchen Sie meine Tochter nur fleißig! — Apropos, Osterling, Er wird künftig nicht mehr auf Seiner Stube essen, das ist ein überflüssiger Umstand, den ich abgestellt habe. Der Verwalter hat sich sonst einigermaßen lobend über Ihn ausgesprochen, verdiene Er's weiter! — Auf gutes Wiedersehen, mein Kind, erfülle der Aufenthalt hier alle meine Wünsche für dich! — Er

kann links um den See fahren, Kutscher, die Straße ist glatter und greift die Pferde weniger an.“

„Den Herrn Senator so vergnügt gesehen zu haben, kann ich mich kaum erinnern,“ sagte Daniel Wollenweber, dem Gefährt nachblickend, „grad' als ständ' eine große Spekulation im Begriff, ihm einzuschlagen; das wird sich denn wohl mit der Eisenbahn so verhalten, ehe es nicht in Richtigkeit ist, weiß ja kein Mensch, was er im Sinn hat.“

Auch Margret war vergnügt, sie sagte die Hand ihrer neuen Freundin: „Komm, laß uns noch zusammen in den Wald, wenn's dir recht ist. — Ja, Onkel Daniel, ich bin auch so froh über meinen Vater.“ Sie ging einige Schritte fort, wandte sich danach um und sagte: „Ich lasse also künftig für Sie mit im Eßzimmer decken, Herr Osterling, wenn es Ihnen nicht angenehmer ist, wie es bisher war.“

Manhart versetzte kurz: „Der Herr Senator hat es ja befohlen.“ Es waren die ersten Worte, welche die beiden, seitdem sie sich hier befanden, miteinander gewechselt hatten; seine Erwiderung klang nicht schroff, denn er wollte sich, um auf Groß-Wartenbel zu verbleiben, gleichmütig in alles nicht zu vermeidende schiden. Doch in einer leichten Betonung des „Herr Senator“ lag, daß dieser ihm, als der zeitweilige Herr auf dem Gut, zu gebieten habe und daß für ihn die Tochter desselben weder die Schlossherrin, noch seine Herrin sei. Lisbeth Nothelf schien unwillkürlich einen Augenblick dem Ton, der aus seiner Antwort geklungen, nachzuhören, dann entgegnete sie mit einem Gesichtsausdruck, von dem der mittägige Mißmutsanflug fortgeweht war, bereitwillig auf die Aufforderung Margrets: „Ja gern,“ und sie begaben sich Hand in Hand miteinander davon.

Drüben, wo die Straße an den See trat, wandte Rudolf Willens einmal den Kopf und ließ den Blick auf das weiß zwischen den Baumwipfeln hervorglänzende Schloß zurückgehen. Seine Augen blieben eine Weile darauf haften, und eine tiefe Befriedigung, doch anderer Art, als er sie in den letzten Stunden kundgegeben, sprach aus seinen Zügen. In ihnen ließ sich lesen, sein Denken werde im Augenblick ganz von dem Einen ausgefüllt, seine Tochter sei die Herrin von Groß-Wartenbel.

Der Wagen durchrollte den Wald, in welchem, als er sich mit dem ersten hellen Grün zu schmücken begonnen, plötzlich die schlanke Reiterin an Manhart Osterling vorbeigeprengt war, doch heute klang in ihm nur der Hufschlag der beiden Kutschenpferde, sonst lag er lautlos und reglos mit hochsommerlich dunklem Laub. Nun änderte sich das Bild, der gelbe Bau von Klein-Wartenbel hob sich vor dem Weg in die Höhe, kam näher, und der Blick des Wageninsassen hielt sich jetzt auf das verfallende Haus geheftet.

Um seinen Mund ging dabei ein eigentümlich zuckendes Spiel, dann griff der Senator einmal rasch nach seinem Hut und küßte ihn mit respektvoller Bewußtheit, gradaus die Augen auf das Gesicht desjenigen richtend, den er, dicht vorüberfahrend, begrüßte. Es war der Baron Hervalt von Wenkster, der im Begriff stand, über die Straße ins Feld hinauszugehen; er fuhr, wie von dem unerwarteten, ihn fast streifenden Rollen der Räder erschreckt, zusammen, mußte den ihm geltenden Gruß wahrnehmen, sagte jedoch verwirrt zur Erwiderung erst an seinen Hut, als die Kutsche ihm bereits die Rückseite zugewandt. Nun blickte er, wie am Boden eingewurzelt, hinterdrein, seine Tochter kam vom Hause herzu und fragte: „Wonach siehst du?“ Etwas Abwesendes, beinahe Verstörtes redete ihm aus dem Gesicht und gleichfalls aus den ihm halblaut vom Mund fallenden Worten: „Er hat's — ich habe es in seinen Augen gelesen.“ Undine entgegnete verständnislos: „Wer hat und was?“

„Das — ich suchte danach, als er starb und fand's nicht — und dachte —“

Der noch verworren Antwortende besann sich: „Nichts — wir haben nichts mehr — du und ich.“ Er sah seine Tochter an: „Hast du, seit wir von da fort sind, von Erwald Gildenfall —?“

Doch er brach ab, fuhr flüsternd fort: „Sprich leise — er darf's nicht hören — den Namen nicht — sonst —“ und sein Blick ging unruhig dem im aufgewirbelten Staub verschwindenden Wagen nach. In diesem saß Rudolf Willens, sonderbar den abgezogenen Hut noch in der Hand haltend. Aber offenbar wußte er's nicht, dachte nicht daran; in seinem Gesicht stand, der eben vorüber gegangene Augenblick sei der am tiefsten befriedigende des Tages für ihn gewesen.

Die Straße auf dieser Seeseite befand sich in der That besser im Stande, als auf der anderen, schnell ging die Fahrt weiter. Als die Kutsche am Nobiskrug vorüberkam, trat der dicke Krüger, wie allzeit in Hemdsärmeln und Pantoffeln, beim Aufschlag des Aufgetrappels ans Fenster und sagte, den Kopf wieder zurückdrehend: „Dat weer de Senator Willens, een vun die Hauptlüd bi Ehr Iſenbahn. De is wul bi ſich ſülbn to Besöl weft, dat kann he nu ja un ſich in de ſidenen Beden günt in't Slot leggen, davör heft he Wartenbel löfft, un de Baron mit ſin Tochter ſugt anne Poten. De heft wul ok en Freud hatt, em vörbilutscheern to ſehn, un warrd em ehren Segen mitgewen hebbn. So wat vun Schuftigkeit warrd jo dabi ſin, dat lett ſich bi em jo denken, dat he ſe richti ſwert Dhr haut heft.“

Der Wirt brauchte seine Herzensmeinung über den Senator nicht als Selbstgespräch zu führen, denn in der Schenke saß ein einzelner Gast, an den

er sie richten konnte. Der Bahnvermessungs-Ingenieur war's, der den Sonntag doch so weit heiligte, daß er seine Arbeit um Mittag eingestellt und seine beschäftigungslose Zeit benutzte, einen Gang nordwärts zu machen, sich die Landschaft um den See anzusehen; im Krug eingelehrt, verband er damit seine Durststillung durch ein freilich einigermaßen fragwürdiges, doch vermittelst Zugabe eines „reinen Worts Gottes“ etwas verbessertes Glas Bier. Erst seit ein paar Tagen in die Gegend weiter von Süden her vorgerückt, war er fremd und dabei merkbar von seinem einsamen Verbringen des Nachmittags ziemlich gelangweilt. Dafür verhielt zwar eine Unterhaltung mit dem Krüger nicht sonderliche Abhilfe, aber sie schien ihm doch besser als nichts zu sein, denn er fragte, in Begleitung eines halben Gähnens, was es mit der Äußerung des Wirtes auf sich habe. Das kam diesem augenscheinlich für den Sonntagnachmittag zu paß, er schenkte sich auch einen Rummel ein, setzte sich mit an den Tisch, und sein Mund stand nicht eher wieder still, als bis er alles vorgebracht hatte, was er über den Verlauf von Groß-Wartenbel, den Baron von Wenkster, dessen Tochter und hauptsächlich den Senator Willens wußte und sich hinzudachte. Interessant konnte das allerdings für den Gast nicht besonders sein, doch da er nichts zu thun hatte, als seine müßige Zeit totzuschlagen, hörte er geduldig bis zum Schluß zu, gähnte dann freilich einmal unverhohlen und sagte, sich auf die Füße stellend: „Nun wird's wohl Zeit, daß ich meine beiden Rappen wieder anschirre.“ Obgleich er's mit ein bißchen fremdländischem Anklang sprach, schien er doch das Plattdeutsch des Krugwirts verstanden zu haben; auch von dem landesüblichen Entgelt für die beiden Getränke wußte er schon Bescheid, legte, ohne zu fragen, die geringfügige Beche auf den Tisch, meinte dazu: „Es giebt im Moor ziemlich lange zu thun, da komm ich wohl noch einmal wieder hierher,“ und verließ die Schenke. Draußen sah er ostwärts vor sich hinaus, es blieb noch drei bis vier Stunden hell, reichte vollständig hin, daß er nach seiner zeitweiligen Nachtunterkunft nicht denselben Weg zurück zu machen brauchte, sondern um den See herum gehen konnte. Sein Beruf hatte ihn offenbar an rasche Bemessung der Entfernungen und Richtungen sicher gewöhnt, aber in seiner Miene lag ein Ausdruck, als würde er auch bei schwarzer Nacht nicht Sorge haben, sein Ziel zu verfehlen. Seinem Aussehen nach war er ein Dreißiger, doch vielleicht ließ die sonnengebräunte Haut ihn um einige Jahre älter, als in Wirklichkeit erscheinen; trotz einem eigentlich feinen Gliederbau hatte seine Gestalt doch etwas ungemein Kraftvolles, Gestähltes. Fraglos war er ein sehr hübscher Mann mit eigenartigem Gesicht, aus dem ein

durch sich selbst Gewordener redete, Selbstvertrauen und eine Abenteuerlust, zu der sein starker brauner Schnurrbart gleichsam ein Titelbild über die Lippen zeichnete. So gab sich an ihm in allem das Trotzige kund, das sein rücksichtsloses Betragen gegen den Senator an den Tag gelegt hatte; nur wenn man seine, aus der Entfernung hell blühenden Augen in der Nähe gewahrte, sah aus ihnen noch etwas anderes als selbstbewusste Reckheit. Oder vielleicht lag's nicht in ihnen selbst, sondern auf dem Stirnbogen über ihnen, gleich einer darüber hängenden Wolke, die seinen Blick zuweilen verschattete und zu einem düsteren verwandelte.

Langsam ging er auf der Straße fort, die Augen nach dem weißschimmernden Gebäude am Ende der Wasserfläche richtend; es mußte das Herrenhaus des Gutes sein, das der Kaufmann aus der Stadt, wie der Krüger ziemlich unbemäntelt ausgedrückt, durch eine Schuftigkeit an sich gebracht und seine Tochter darin als Herrin eingesetzt hatte. Voraussichtlich führte der Hundweg um den See dicht an dem Gebäude vorbei.

Die Straße lag sonntagnachmittägig vom Wochenverkehr verlassen, nichts bewegte sich darauf, wie auf den angrenzenden Feldern; nur über dem Gewässer, durch das die noch ziemlich hohe Sonne eine glühende Bahn zog, schweiften ein paar ab und zu nach einer Beute niederschließende Seeschwalben. Aber dann traf der Fußwanderer unerwartet doch einmal auf eine Menschenregung. Der Weg ging hart an einer kleinen, dicht von alten knorrigen Weiden umfaßten Einbuchtung hin, vom Wasser ließ sich hier kaum ein Schimmer durch das Laub wahrnehmen. Grad' indes aus einer schmalen Lücke fiel ein heller Schein herauf und zwar bei genauerem Hinblick der eines bloßen weißen Unterarmes. Das veranlaßte den Vorüberkommenden von der Straße ab durch das Gebüsch zu treten, und gleich darauf stand er vor einem mit dem Vorderende am Uferstrand liegenden Nachen, auf dessen Steuerplatz eine junge, äußerst elegant gekleidete Dame saß. Sie hatte den weiten, lockeren Armel von der rechten Hand bis zum Ellbogen aufgestreift und hantierte an einer aus dem Wasser gezogenen, in Verschlingung geratenen Angelschnur. Abgewandten Kopfes bemerkte sie den Ankömmling nicht, machte erst eine Bewegung, wie ihr aus seinem Mund ans Ohr schlug: „Das ist ja eine große Fischmöwe von der Albatrossippe; da müssen sich die Seelarpfen vor dem Schnabel in acht nehmen, wenn sie nicht zappeln wollen.“ Nun drehte sie ein Gesicht von auffälliger Schönheit herum und maß ihn mit einem strahlenwerfenden überrascht-verwunderten Blick. Er stuchte ein wenig vor ihrer Er-

scheinung, doch faßte er sich rasch und fragte, äußerst sicheren, unbefangenen Tones: „Habe ich vielleicht das Vergnügen, Baroneß von Wentstern zu sehen?“

In der That war's Undine, die ihren Vater nicht begleitet, sondern, vergeblich über den Sinn seiner wunderbar verworrenen Reden nachgrübelnd, vorgezogen hatte, sich die nachmittägige Zeit mit Angeln zu vertreiben; nach ihrer Erfahrung war der Platz hier in der Bucht für den Fang einträglich, und zwei größere Fische sprattelten schon vor ihren Füßen am Boden des kleinen Fahrzeugs. Bei der Anrede mit ihrem Namen warf sie den Kopf leicht zurück und versetzte in sehr aristokratischem Ton: „Wer sind Sie? Was wünschen Sie von mir?“

„Daß Sie sich Ihre Hände nicht mit dem Rudern verderben, dazu hat die Natur sie nicht so geschaffen. Meinen schadet's nicht, und sie verstehen sich darauf. Kommandieren Sie, wohin ich Sie fahren soll, ich stehe zu Diensten.“

Eine schnell herausgeflogene Antwort war's, doch noch schneller schwang zugleich der Sprecher sich ins Boot, stieß es mit kräftigem Schub vom Ufer los, hielt stehend die Ruder gefaßt und schlug sie gewandt ein. Das alles ging so schnell vor sich, daß schon ein beträchtlicher Wassergürtel den Nachen vom Land trennte, ehe Undine zu rechtem Begreifen kam, was geschehen sei.

Unwillkürlich warf sie einen Blick nach dem Ufer; weit und breit war kein Mensch, der einen Ruf gehört hätte. Aber rasch hefteten ihre Augen sich auf den ihr gegenüber Stehenden zurück; ein leicht ironisches Spiel um seine Lippen deutete an, daß er ihren suchenden Umblick aufgefangen, und ihr drängte das Blut nach dem Kopf, er habe ihren Gedanken erraten und glaube, sie fürchte sich. Sie befand sich in einer Situation, die sie nicht für möglich gehalten hätte, die wie ein unsinniger Traum erschien. Doch Furcht hatte sie noch niemals im Leben vor etwas empfunden und fühlte auch jetzt keine. Nur von der sprachraubenden Überraschung des ersten Augenblicks war ihr Kopf zu der mechanischen Regung gebracht worden.

Nun kreuzte sie mit ruhiger Bewegung die Arme vor der Brust zusammen, sah dem gleichmäßig Fortrudelnden fest ins Gesicht und sagte: „Sie sind frech.“

Er entgegnete: „Das ist eine ungerechte Beschuldigung. Ich bin dienstfertig.“

Kurz dachte sie nach. „Bringen Sie mich ans Land zurück, sonst springe ich in den See.“

Wie auf etwas wartend, hielt er die Ruder an. „Damit verderben Sie Ihr Kleid. Aber mir wird's Vergnügen machen, nachzuspringen und mit Ihnen zu schwimmen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar.

Von P. v. Bojanowski.

Mit Illustrationen nach Original-Photographien.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Die Anziehungskraft, die die Bibliothek in Weimar ausübt, wird selbstverständlich nicht bestimmt durch Umfang und Bedeutung ihres Bücher- und Handschriften-Besizes; dieser erschließt sich nur der kleinen Zahl der Forschenden und Arbeitenden. Aber mittelbar gilt auch für die vielen, die jahraus jahrein die Bibliothek besuchen, das Wort, das ein Amerikaner hinter seinem Namen in das Fremdenbuch gesetzt hat: *vita sine litteris mors est*. Die Atmosphäre, die sie dort umgiebt, ist Lebensluft für jeden, der an der geistigen Arbeit unseres Volkes Anteil nimmt und die Bedeutung unserer klassischen Literaturperiode für unser nationales Leben würdigt. Unzweifelhaft trägt die eine und andere der klassischen Stätten Weimars ein sehr viel individuelles Gepräge: das kleine Goethesche Gartenhaus drüben am Park erscheint uns eine Verkörperung Goethescher Lyrik, im Goethe-Hause selbst stehen wir mitten im so vielseitig bewegten Wellenschlage seines Lebens, und über dem Hause Schillers ruht für alle Zeiten der einzige Glanz dieser Dichter-Erscheinung „unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“ Aber die Gesamtheit jener Zeit wirkt nirgendwo so leb-



Der große Saal der Bibliothek.

haft, so unmittelbar auf uns als in den Räumen der Bibliothek — kein Pantheon und kein Museum, aber die stimmungsvolle Stätte der Erinnerung an die Glanzzeit unserer Literatur, an das ruhmvolle Wirken des Fürstenhauses und an die genialen Träger einer unvergleichlichen Zeit des Aufschwungs auf allen Gebieten geistigen Lebens.

Auf dem letzten Absatz der Eingangstreppe begrüßen uns die Gestalten der Stammeltern der Weimarischen Linie des Ernestinischen Hauses, des Herzogs Johann und seiner Gemahlin Dorothea Maria, der Herzogin Anna Amalia, etwa in dem Alter dargestellt, als sie die Bibliothek in ihrer heutigen Gestalt einrichten ließ, und ihres Gemahls Ernst August Konstantin in jugendlichem Alter. Der Weg führt durch die Geschäftsräume in den großen Saal, der, in herrlichem Rokoko-Stil gehalten, zwischen einem Gange auf jeder Seite einen länglich-runden Mittelraum hat. Auf den



Die erste Galerie im großen Saale der Bibliothek.



Pfeilern, die die Bücherrepositorien begrenzen, erhebt sich eine mit den großen Büsten Dantes (von v. d. Launig) und Goethes an den Schmalseiten geschmückte Galerie, deren über dem Mittelraum offene Decke, zwischen dem Geländer der zweiten Galerie ein Gemälde von S. Meyer, den Genius des Ruhmes, nach Carracci, zeigt. Der stattliche Raum ist in schönen, würdigen Verhältnissen, hoch und lustig; durch die Fenster zur Linken geht der Blick auf prächtige Bäume und Rasenflächen des Parks zur Elm hin, durch die zur Rechten sehen wir auf dem Platz am Fürstenhaus, der früher den Garten des französischen Schloßchens bildete, das Reiter-Denkmal Karl Augusts, die Schöpfung des trefflichen Donndorf. Bildnisse von Mitgliedern des fürstlichen Hauses und Verwandten desselben nehmen der Zahl nach die erste Stelle in Anspruch, doch nur ein Bruchteil erweckt aus geschichtlichen oder künstlerischen Gründen unser Interesse. Unter diesen das Brustbild des Kurfürsten Johann Friedrichs des Großmütigen, nach einem von Tizian gemalten Porträt, das sich in der Wiener Galerie befindet; ihm gegenüber der Erbauer des Hauses, Herzog Johann Wilhelm und an dem Pfeiler zur Rechten seine Gemahlin Dorothea Susanne, nach dem Malerzeichen von L. Cranach gemalt. Etwas weiter stehen die Marmorbüsten ihrer Enkel, der Herzöge Wilhelm und Bernhard, 1802 und 1805 vom Bildhauer Döll gefertigt, darüber zeitgenössische Ölbildnisse des letztgenannten Fürsten und Gustav Adolfs. An die Waffenbrüderschaft der beiden großen Heerführer und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges mahnen noch verschiedene Miniaturbilder, der beiden Helden selbst, der Königin Eleonore, der Gemahlin, und Christinens, der Tochter Gustav Adolfs, ein Porträt seines Hofpredigers Fabricius (im Jahre 1625 gemalt) und, in neuerer Zeit von dem Bildhauer Hoyer gefertigt, eine Büste des trefflichen Hortlebers, Bernhards Erzieher und ein um Weimar hochverdienter Staatsmann, der treue Berater der Herzogin Dorothea Maria, der edlen „Mutter der Ernestiner.“ Auch ein angebliches Porträt Wallensteins, eine Kopie nach einem in Wien



Herzog Karl August. Nach dem Gemälde von Jagemann.

befindlichen Gemälde van Dycks, sowie ein Ölbild Johann Ogenstiernas, des Sohnes von Axel, Vertreter Schwedens auf dem Kongreß in Münster, seien erwähnt. Kein künstlerisches, aber desto unmittelbarer Interesse erwecken einige andere Gegenstände aus jener Zeit: ein Degen Herzog Bernhards, den ihm die Königin Maria de Medic von Frankreich verehrte, das Koller Gustav Adolfs, in dem er bei Lützen den tödlichen Schuß empfing, und eine Handschrift nach den eigenhändigen Concepten des Königs von seinem Quartiermeister Olaf Hansson auf Pergament geschrieben: „Alle Battaglien, die vom Gustavo Magno in Deutschland zu jeder vornehmer marche oder occasion mit eigener Hand gestellt“ worden.

Eine andere Handschrift, ebendasselbst befind-



Büste der Herzogin Anna Amalia. Von Seifert.

lich, erinnert an eine litterarische Schöpfung jener Zeit, die trotz der Kämpfe, die Deutschland dreißig Jahre hindurch heimsuchten, blühte und ungeachtet manchen schnörkelhaften Beiwerks, das heute fremdartig anmutet, nicht ohne Bedeutung für das geistige Leben gewesen ist: ein mit Wappen gezierter Stammbuch der „fruchtbringenden Gesellschaft“ oder des Palmenordens, der am 24. August 1617 in Weimar gegründet ward. Auch der Schild der Gesellschaft befindet sich in der

Bibliothek, auf Pergament gemalt: in einem Hain, den ein Fluß durchströmt, steht vorn das Symbol, die Kolospalme, an ihrem Fuße alles, was von diesem

Baum gewonnen und verarbeitet wird, am Stamme das Brustbild des Fürsten Ludwig von Anhalt, des ersten Hauptes der Gesellschaft. Unten steht: „die fruchtbringende Gesellschaft,“ oben „Alles zu Nutzen,“ auf der Rückseite das Klinggedicht, das die vielfache Nutzbarkeit der Palme auf die Gesellschaft anwendet, deren Zweck war: die Reinheit der deutschen Sprache und gemeinnütziges Wirken zu pflegen. Der Orden, der viele regierende Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Dichter umfaßte, erstreckte sich

auf ganz Deutschland und einzelne Franzosen, Italiener, Sclandinavien. Von 1651—1662 war Weimar der Mittelpunkt der Gesellschaft, Herzog Wilhelm, unter dem Namen „der Schmachhafte,“ ihr Haupt; gegen Ende des Jahrhunderts zerfiel sie.

Aber hundert Jahre später war Weimar das Centrum eines ganz andern litterarischen Strebens als die sehr wohlmeinenden Mitter des Palmenordens auch nur entfernt geahnt hatten. Aus dieser Zeit stammen natürlich die meisten und kostbarsten Schätze, die die Stätte des Gedenkens birgt.

Gleich beim Eintritt erblicken wir an der Innenseite der beiden ersten Pfeiler die Bildnisse Karl Augusts und seines Bruders Konstantin, in Pastell gemalt, beide in jugendlichem Alter; die weichen Züge entbehren noch der scharfen charakteristischen Linien. Ganz anders wirkt in dieser Beziehung das an der andern Schmalseite rechts befindliche Bild des Herzogs, das denselben wenige Jahre älter wiedergibt. Es kann wohl kaum als das Werk eines großen Meisters

gelten, aber in dem scharfen Blick der hellen Augen, in dem energischen Zug um den Mund kommen die charakteristischen Momente sprechend zur Geltung. Dicht daneben befindet sich das von dem Hofmaler Jagemann gemalte Porträt des Fürsten, das, aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts stammend, ihn im reifsten Mannesalter zeigt; zur Linken seine Marmorbüste von Kaufmann, 1827, also im letzten Lebensjahre des Großherzogs gearbeitet. In dieser macht sich ein greisenhafter Zug um den Mund bemerkbar, während die breite, kraftvolle Schädelbildung bedeutend wirkt. Gegenüber dem Jagemannschen Bildnisse an der Innenseite der beiden zunächst



Goethe-Büste von Trippel.

stehenden Pfeiler befinden sich die den Lesern bereits bekannten Bilder des Herzogs Ernst August Konstantin und seiner Gemahlin Anna Amalia. Beide lehren noch mehrfach in den oberen Galerien (auf deren einer sich auch ein Kinderbild Karl Augusts befindet, das den etwa Dreijährigen im Kostüm des Mars, mit antikem Helm und Lanze zeigt) wieder, doch bieten diese Darstellungen nichts Besonderes. Dagegen nimmt die im großen Saale, nahe der Büste Karl Augusts befindliche Marmorbüste Anna Amalias das Interesse in Anspruch. Sie ist von dem Bild-

hauer Weißer im Jahre 1808, ein Jahr nach dem Tode der Fürstin gearbeitet, und giebt sie in einem vom Haupt niederwallenden Schleier mit besonders ernstem, sinnvollem Ausdruck wieder: nichts mehr von dem heitern Blick der lebensfrohen Frau, die uns auf dem Bild im Vorhaus zum Eintritt in die von ihr geschaffene Stätte heiterer Geistesbildung einzuladen scheint. Hier in jenem Marmorbild erscheint sie uns, wie sie Goethe in seiner Gedächtnisrede in den Monaten nach der Katastrophe von Jena schildert, „im Aushern ruhig, gefällig anmutend, aber mit gebrochenem Herzen, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten, einzig geliebten und verehrten Bruders.“

Wenden wir uns zur Mitte des Saales, so erblicken wir zwischen den beiden ersten Pfeilern zur Linken die Büste des jungen Goethe von Trippel 1788 in Rom geschaffen, ihr gegenüber die Büste Schillers von Danner aus dem Jahre 1805. Beide Marmorwerke gehören zu den größten Schätzen der Bibliothek. „Verwundert viel und viel gescholten“ wegen ihres idealen Schwunges ist die Trippelsche

Büste doch immer die prächtige Personifizierung des jugendlichen, gottbegnadeten Sängers, deren Wirkung sich auch die Gegner nicht entziehen können, mögen ihre kritischen Bemerkungen, sowohl was den und jenen Fehler in der Technik wie den Mangel der Natürlichkeit und Ähnlichkeit betrifft, begründet sein. Freilich, ein größerer Gegensatz ist kaum denkbar als ihn die an einer andern Stelle des Saales befindliche, grünbronzirte Gipsbüste Glucks von dem französischen Bildhauer Houdon bietet: Hier ist alles natürliches, unmittelbares Leben, spre-

chendste Ähnlichkeit, ein Meisterwerk des Realismus, das Karl August während seines Aufenthaltes in Paris 1774 im Atelier des Künstlers selbst für den bescheidenen Preis von 4 Louisdor erwarb — heute die einzige Originalwiedergabe Glucks von Houdons Hand, denn die später nach dieser gefertigte Büste in Marmor ward durch den Brand der Oper in Paris zerstört und die noch vorhandenen sind nur Kopien dieser. Man darf es bedauern, daß unter den

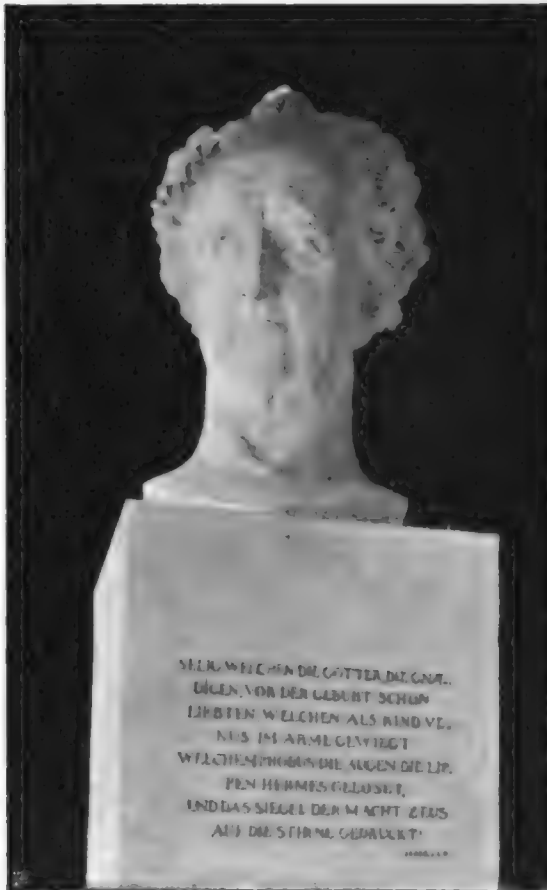
zahlreichen Skulpturen, die das Antlitz Goethes wiedergeben, sich keine findet, die in Bezug auf Lebendigkeit des Ausdrucks mit der Büste Glucks verglichen werden kann.

David d'Angers, der berühmte französische Bildhauer, hat dies allerdings unternommen in seiner monumentalen Büste Goethes. Er kam 1829 nach Weimar, um Goethes Kopf zu modellieren. Zwei Jahre später, im Sommer 1831 traf die Kollalbüste ein, die an der Schmalseite rechts vom Eingang aufgestellt ist, begleitet von einem Schreiben, in dem David seiner Befriedigung darüber Ausdruck gab, daß er, von Jugend auf der Bewunderung der großen Männer er-

geben, es als unverdientes Glück ansehe, die Züge des Größten, des Erhabensten „die große dichterische Erscheinung unserer Epoche“ nachbilden zu können. Goethe antwortete nicht minder verbindlich für den Künstler, „dem, wie er schreibt, das allgemein Menschliche lebhaft im Sinne lag und welcher daher überall hin seine Aufmerksamkeit richtete, wo er ein Bestreben bemerkte, darauf zu wirken, daß Menschen an Menschen sich knüpfen, um durch wechselseitige Anerkennung das eigentliche Gleichgewicht im ganzen herzustellen, welches im einzelnen, wegen des immer-



Gluck-Büste von Houdon.



Goethe-Büste von David d'Angers.

fort dauernden Konflikts der Interessen schwer zu erreichen und zu erhalten ist.“ Er begrüßt die Gabe als „ein Zeugnis des Wohlwollens eines unmittelbaren Geistesverwandten, als einen Beweis der Auflösung strenger Nationalgrenzen.“ Dies war auch das Thema, das Niemer in seiner Festrede behandelte, als am 31. August 1831, dem letzten Geburtstag Goethes, das in der Bibliothek bis dahin verschleierte Bildwerk in feierlicher Weise enthüllt ward. „Alle Völker zusammen bilden — heißt es in Niemers Ansprache — nur die konzertierenden Anführer einer großen Symphonie, ihre Dicht- und Sangesweisen sind nur die verschieden gefügten Stimmen in dem ungeheuer fugierten Kanon . . .“ etwas schwülstige und für manche Ohren heute vielleicht fremdartige Worte, aber der Sinn, aus dem heraus sie gesprochen sind, ist der richtige für jene Feier und für die Stätte, an der sie gesprochen wurden.

Das Kunstwerk selbst ist von unbestreitbarer Großartigkeit und erregt, wie damals so auch heute, Bewunderung, aber dieser die Agis schüttelnde Zeus ist uns ebensowenig Goethe wie der Apollo Trippels. Viel ist damals über die Büste gesagt und geschrieen worden; das Sonderbarste leistete ein französisches Blatt jener Tage, „le Temps“, das in ihr

die „rudesse d'Arminius“ mit der „finesse de Voltaire“ vereinigt fand. Goethe nahm die Sache mit gutem Humor . . . „ich habe in und mit dem kleinen Format schon genug zu thun, als daß ich begreifen könnte, wie sich eine doppelt und dreifach vergrößerte Form benehmen könnte.“ Abriens besitzt die Bibliothek auch einen Abguß der Trippelschen Büste, die Fr. Tieck abformte, sowie einen andern Abguß mit der Inschrift „Trippel fecit Romae 1790.“ Ein Abguß der von Goethe besonders geschätzten Rauchschen Büste vervollständigt die Reihe der Skulpturdarstellungen des Dichters, während unter den großen Bildern desselben vor allem eins von Berth. von Kugelgen und zwei von Jagemann zu nennen sind. In einem anderen Räume der Bibliothek befindet sich eine treffliche Bleistiftzeichnung von Schwerdtgeburth, die den greisen Dichter im höchsten Alter mit großer Feinheit und Treue wiedergibt.

Die meisterhafte Büste Schillers, die wir Dannecker danken, ward bereits erwähnt: sie vereinigt vorzüglich die natürliche Ähnlichkeit mit der glücklichen Darstellung der dichterischen Individualität Schillers. Das leichtgefenkte Haupt mit den scharfgeschnittenen Zügen, dem feingeschwungenen, stolzen Mund, so steht Schiller vor uns, der Mann und der Dichter . . . „und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“ Seitwärts der Mar-morbüste hängt eine Farbenzeichnung Jagemanns, Schiller auf dem Totenbette — eine ergreifende Skizze, die in überraschender Weise in dem starren



Goethe. Nach der Zeichnung von Schwerdtgeburth.



Totenantlig napoleonische Züge hervortreten läßt. Am Abend des 11. Mai 1805 war Schillers Leiche bekanntlich in das sogenannte Kassengewölbe auf dem Jakobsfriedhof beigesetzt worden, in dem noch andere Särge von Angehörigen angesehener Familien vorher und später Aufnahme fanden. Im März 1826 unternahm es der Bürgermeister von Weimar, Hofrat Schwabe, die sterblichen Überreste des Dichters in jenem Gewölbe festzustellen. Mit großer Mühe gelang es, den Schädel Schillers in einigermaßen verlässlicher Weise zu identifizieren. Dieser wurde am 17. September 1826 in feierlicher Weise auf der Bibliothek niedergelegt und zugleich jene Marmorbüste Danneders, die Karl August von der Familie Schiller für 200 Dukaten erworben hatte, aufgestellt. Das Postament, das sie trägt, war zur Aufnahme von Schillers Schädel bestimmt. An Stelle des erkrankten Vaters wohnte August v. Goethe, im Namen der Schillerschen Familie Ernst v. Schiller, der Kanzler v. Müller und das Bibliothekspersonal der Handlung bei, die durch den Gesang einer von Riemer gedichteten, von Hummel komponierten

und dirigierten Kantate eröffnet ward. Ernst Schiller und August Goethe hielten Ansprachen, nach deren Beendigung der Schädel in jenes Piedestal gelegt ward. Kanzler v. Müller hielt die Schlussrede. Nachdem auf Goethes Veranlassung in den letzten Tagen des Septembers durch den Protektor Schroeter aus Jena, aus dem Kassengewölbe auch die übrigen „heiligen Reste Schillers über unser Hoffen und Erwarten beinahe vollständig zusammengebracht und beigesetzt worden,“ wie Goethe an Müller am 28. September 1826 schrieb, wurden sie in einem Interimsfarge in

der Bibliothek beigesetzt. Damals schrieb Goethe sein schönes Gedicht: „Auf Schillers Schädel.“ Es war ein Wunsch Karl Augusts gewesen, „so kostbare Überreste eines so großen Mannes nicht weiter der Verwesung und Vernichtung zu überlassen, sondern vielmehr an einer der Kunst und Wissenschaft geweihten Stätte für immer zu bewahren.“ Auch hatten die Söhne und Töchter Schillers sich mit der Verwahrung der irdischen Überreste auf der Bibliothek ein-

verstanden erklärt. Aber es handelte sich nur um eine vorübergehende Verwahrung handeln, denn schon im Februar 1827 ließ Karl August die Errichtung eines würdigen gemeinsamen Grabdenkmals für Schiller und Goethe auf dem 1825 eröffneten neuen Friedhof betreiben, und unter dem 24. September 1827 richtete er ein Schreiben an Goethe, indem er seine Ansicht ausspricht, diese Gebeine „inkl. des Hauptes, von dem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft setzen und aufnehmen zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen.“ Am 17. November desselben Jahres fand in der Bibliothek in Gegen-



Schiller-Büste von Danneder.

wart des Oberbaudirektors Coudray, des Bibliothekars Riemer und Augusts v. Goethe in Vertretung der Oberaufsichtsbehörde, die Übertragung der irdischen Überreste Schillers in den dazu vorbereiteten Sarkophag statt. Unter dem darüber aufgenommenen Protokoll steht am selben Tage verzeichnet: „Mich von vorstehendem persönlich an Ort und Stelle in Kenntnis gesetzt. Weimar 17. November 1827. J. W. v. Goethe.“ Am 16. Dezember fand dann die Überführung zur Fürstengruft statt. Um 5 Uhr früh — es war an einem Sonntag — versammelten

sich August v. Goethe, Oberbaudirektor Coudray, das Bibliothekspersonal, Bibliothekar Riemer an der Spitze, und sechs für die Bibliothek arbeitende Handwerksmeister in dem großen Saale um den Sarkophag, der von schwarzen Kandelabern mit silbernen Leuchtern umgeben war; auf dem Sarge lag ein frischer Lorbeerkranz. Nach kurzem Gebet erhoben die Meister den Sarg und trugen ihn längs der Bibliothek am Park entlang zum neuen Friedhof und durch diesen zur Fürstengruft. Als der Zug sich in dem zu dieser führenden Baumgang befand, durchbrach plötzlich, wie es in dem über die Handlung aufgenommenen Protokolle heißt, „der Mond die ihn verbergende wolkenreiche Decke und warf mit voller Klarheit sein beruhigendes Licht auf diese wehmütige Scene. Bedeutungs- voll sah man hier den sinnigen Abschiedsgruß wiederholt, den jener uns verwandte Weltkörper seinem Lieblinge — der im Leben vielleicht nur zuviel unter seinem milden Auge gewirkt und geschaffen — herabsandte, als er vor 22 Jahren seiner ersten Ruhestätte übergeben ward.“ In der mit Kerzen erleuchteten Fürstengruft erwarteten Hofmarschall v. Spiegel, Kanzler v. Müller, Bürgermeister Schwabe den Sarg, der hier noch einmal geöffnet ward. Unter einer reich ausgestopften roten Decke



Schiller auf dem Totenbett. Von Jagemann.

— berichtet Schwabe — befand sich das Skelett Schillers. Mit dem Eintritt in die Fürstengruft hatte Hofmarschall v. Spiegel den Sarg übernommen und „somit endigen sich — so heißt es in dem oben angezogenen Protokoll — die Funktionen Großherzogl. Bibliothek.“

Eine von Rumpf in Frankfurt (1896) für das Goethe- und Schiller-Archiv gefertigte Büste des Dichters, von der ein Abguss sich hier befindet, ist nach einer älteren Aufnahme Dannekers, früher in der Bibliothek, jetzt im Großherzogl. Museum, gemacht worden. Als

Seitenstück zur Davidschen Kolossalbüste Goethes ist an der Schmalseite im Gange linker Hand vom Ein-

gang die nach Danneker gemachte Kolossalbüste Schillers aufgestellt. Dicht daneben hängen die Porträts seiner Gattin, Charlotte von Lengefeld, seines Schwagers Reinwald und der Charlotte von Kalb. Über diesen hat ein Bild, das die scharfgeschnittenen Züge Kants, des Geistesverwandten Schillers, zeigt, seine passende Stelle gefunden. Von Bildnissen Schillers besitzt die Bibliothek das wohlbekannte von Tischbein, das ihn in einem roten Mantel drapiert, darstellt.

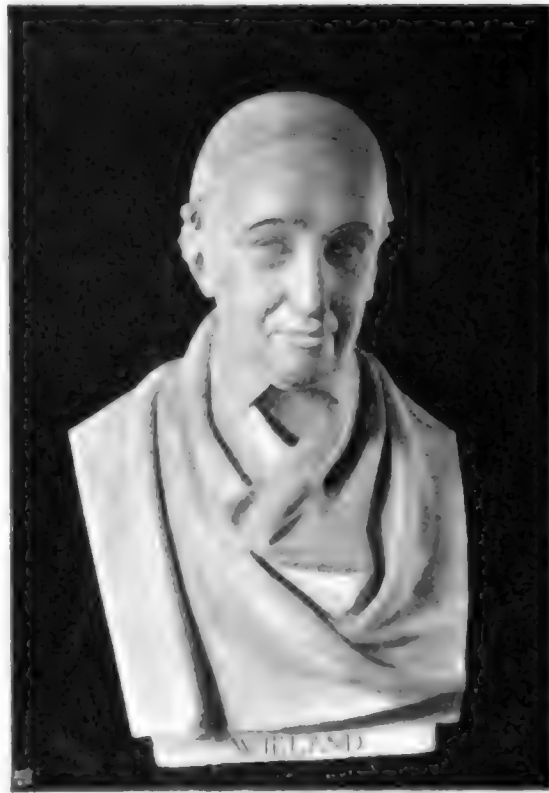
Gegenüber der Gruppe der Marburbüsten Goethes und Schillers an den Pfeilern des Ganges auf der Parkseite befinden sich als Seitenstück zu



Herder-Büste von Zeppel.

jenen die Marmorbüsten Herders und Wielands. Die erstere, aus dem Jahre 1790, ebenfalls eine Arbeit Trippels ist voll idealen Schwungs. Der lebhafteste, freie, feurige Ausdruck des Antlitzes zeigt nichts von der nervösen Reizbarkeit Herders in seinen letzten Jahren; es ist auch hier der Dichter, den uns der Künstler bietet, und der begeisterte und begeisternde Lehrer. An einer andern Stelle findet sich eine Büste Herders ebenfalls aus jungen Jahren, aus „thüringischem Marmor“ von Klauer gearbeitet, ein Seitenstück zu einer Büste Villoisons von demselben Künstler: eine dritte endlich, in Gips von C. Franke 1830 gefertigt, stellt ihn im Predigergewande dar.

Die Büste Wielands ist eine Arbeit Kaufmanns, nach des Dichters Tode gearbeitet, sie giebt die feinen, geistreichen, von einem leisen, wohlwollenden Lächeln überflogenen Züge des liebenswürdigen Dichters und Gelehrten gut wieder, und erinnert lebhaft an eine ältere Marmorbüste desselben von G. Schadow. Schadow hatte (1802) den Dichter modelliert. Die Aufnahme erfolgte, wie Schadow in seinem Tagebuche berichtet, unter allerhand Schwierigkeiten, weil Goethe darauf bestanden habe, daß Fr. Tied Wielands Büste mache und sich namentlich auch der Herzogin Anna Amalia gegenüber sehr lebhaft in diesem Sinne äußerte. Erst durch Herzog Karl Augusts Dazwischentreten sei die Sache zu Schadows Gunsten entschieden worden. Die Büste hat dann ihre Schicksale gehabt. Sie tauchte 1818 plötzlich in London auf und ward dort von Crabb Robinson, der während seines langen Aufenthaltes in Deutschland und Weimar viel mit Wieland verkehrt hatte, für den billigen Preis von 10 Pfund erworben.



Wieland-Büste von Kaufmann.

Wie aber war sie dorthin gekommen? Als Robinson 1828 nach Weimar kam und Goethe von dieser Büste sprach, sagte ihm dieser, Anna Amalia habe dieselbe machen lassen und Wieland geschenkt; nach dem Tode Wielands seien seine Habseligkeiten verkauft und die Büste von einem Engländer erworben worden; Crabb Robinson möge doch dafür sorgen, daß dieselbe nach seinem Tode nach Weimar, wohin sie gehöre, zurückkomme.

Goethe irrte sich indes, was nicht zu verwundern ist, da seit der Aufertigung der Büste 26, seit Wielands Tode 15 Jahre vergangen waren. Schadow hatte die Büste für den Engländer Pearson angefertigt. Dieser scheint dann sein Vermögen verloren zu haben und so kam die Büste in London zum Verkauf. Crabb Robinson hat sie, Goethes Anregung folgend, testamentarisch dem Großherzog Karl Alexander vermacht, der sie 1868 der Bibliothek überwies. Nach Crabb Robinsons Zeugnis „giebt sie Wielands Phy-



Abendgesellschaft bei der Herzogin Anna Amalia.  
Nach einer Skizze von Raup.

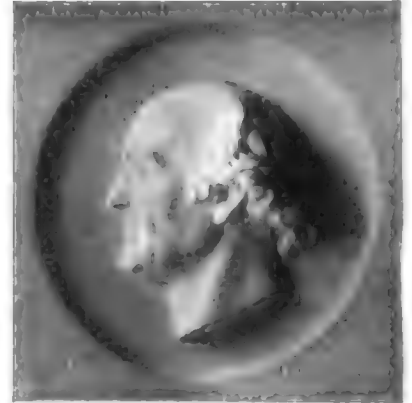


Minister von Voigt.

fiognomie aufs genaueste wieder.“ — Über der Kaufmannschen Büste Wielands befindet sich ein größeres Ölgemälde, das sehr anziehend den noch jugendlichen Dichter im Kreise seiner Familie darstellt — wo trotz der Voltaireschen Ader in seinen Schriften der Mensch Wieland mit seiner lebenswürdigen Gemütlichkeit sich am glücklichsten fühlt. Neben andern kleinen Wiedergaben Wielands in Stich und Schnitt ist noch ein Porträt desselben zu erwähnen, das sich früher in der Bibliothek befand — eine Zeichnung, von Goethe gefertigt im Jahre 1776. Es hat ebenso wie die bekannte Tasse mit dem Porträt Goethes von Sebbers seine berechnete Stelle im Goethe-Nationalmuseum gefunden.

Rehren wir noch einmal zur Goethe-Büste von Trippel zurück. Über derselben hängt ein stattliches Porträt von Goethes Freund, H. Meyer, in älteren Jahren, das Haupt mit dem Sammetkäppchen bedeckt; dies Käppchen war so mit der äußeren Erscheinung Meyers verwachsen, daß Maria Paulowna ausdrücklich anordnete, auf der Medaille, die sie nach seinem Tode auf ihn schlagen ließ, dürfe es

nicht fehlen. Über Schillers Büste befindet sich ein Gemälde des Oberhofmeisters von Einsiedel, der, schon im 11. Jahre Page Anna Amalias, 67 Jahre lang am weimarischen Hofe lebte, bis er am Tage der Beisetzung Karl Augusts (9. Juli 1828) die Augen schloß. Geistvoll, kenntnisreich, ein Freund der Litteratur und des Theaters, und selbst für dieses thätig durch eine Theorie der Schauspielkunst und Übersehung der Werke lateinischer und spanischer Dramatiker, nahm er an dem vielseitig bewegten Leben Weimars lebhaftesten Anteil. Neben ihm ist Fräulein von Göchhausen zu

Marmorrelief L. von Knebel.  
Gefertigt von Friedrich Vord.

nennen, die Hofdame der Herzogin und wie Einsiedel aufs innigste mit dem Kreise verbunden; ihre schalkhafte Heiterkeit kommt in ihren Briefen zu glücklichstem Ausdruck. Sie nahm an den Schöpfungen Goethes den lebhaftesten Anteil; in ihrem Zimmer diktierte er in wenig Stunden „Palaephron und Neoterpe“ und ihrem fleißigen Abschreiben verdanken wir die Erhaltung des „Urfaust“, d. h. desjenigen Teils der Dichtung, den Goethe 1775 bereits nach Weimar brachte.

Eine Marmorbüste, ein auf Befehl Karl Augusts gefertigtes Werk Weipers, das im März 1811 aufgestellt ward, giebt uns die Züge des Engländers Gore wieder, der 1791 sich mit seinen Töchtern Emily und Eliza in Weimar niederließ. Der vielgereiste Mann, ein Freund des Malers Gaderer, hatte in Italien die Bekanntschaft der Herzogin Anna Amalia gemacht und ward in Weimar freundlichst aufgenommen, wo er bis zu seinem Tode (1807) lebte. Ein kleines humoristisches Bildchen zeigt ihn uns, wie er in der Rheincampagne von 1793 — der er einer Aufforderung Karl Augusts folgend, bewohnte — die Leiden und Freuden eines „Schlachtenbummlers“ kostet.

Diesen engeren Kreis der Herzogin Anna Amalia faßt eine kleine Skizze in Wasserfarben von G.



Corona Schröter.



M. Krauß zusammen; sie führt uns in die Abende ein, an denen Anna Amalia die Freunde in ihrem Salon im Wittumspalais versammelte. Am Tisch sitzen in der Mitte die Herzogin, ihr zur Seite Eliza Gore, beide mit Malen beschäftigt, seitwärts von der linken der Vater Gore in einem Buche blätternd, weiter vorn die Hofdame von Wöckhausen, an einer Stickerei thätig, ihr zur Seite Herder, der der Emily Gore eine Zeichnung hinhält — Hofmarschall von Einsiedel liest vor, ihm zur Seite Goethe und Heinrich Meyer. Leider ist der Kreis nicht vollständig. Wieland und Schiller fehlen, die zu den stehenden Gästen der Herzogin gehörten. Auch Knebel fehlt, aber in den Jahren, aus denen jenes Bildchen stammen dürfte, weilte er nur selten noch in Weimar, sondern lebte erst in Ilmenau, von 1805 an in Jena, wo er, 90 Jahre alt, 1834 starb. Die Bibliothek besitzt von ihm ein Bild von Schmeller, eine Büste von Klauer und, vortrefflich als Kunstwerk und von unzweifelhaft großer Porträtähnlichkeit, ein Marmorrelief, das Fr. Tiedt von ihm gefertigt hat. Knebel, der als Erzieher des Prinzen Konstantin vor Goethe an den weimarischen Hof gekommen war, hatte bekanntlich auf der Reise des Herzogs und seines Bruders nach Paris die Bekanntschaft Karl Augusts mit Goethe vermittelt. Die Freundschaft zwischen dem letzteren und dem geistvollen aber höchst eigenartigen Knebel blieb ungetrübt; als Goethe 1825 sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, rief ihm Knebel in einem Gedicht zu:

„Die Welt, die jetzt dich preist, preist künftig dich  
Nur höher noch, denn mit den Jahren wächst  
Des seltnen Geistes hochverdienter Ruhm.“

Goethe entgegnete dem „teuern Lebensgenossen“ zu dessen Geburtstag (30. November 1825):

„Dir ins Leben, mir zum Ort  
Leuchtete dasselbe Zeichen.  
Und so ging, so geh' es fort  
Unser Freundschaft sondergleichen!“

Auch Goethes Kollege in der Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, der tüchtige, geschäftsgewandte Minister Voigt, ein Vertrauter des Herzogs, hat seinen wohlverdienten Platz im großen Saale der Bibliothek, in der er, wie früher gesagt, als Accessist seine ersten Dienstjahre verbracht hatte; die stattliche Marmorbüste ist eine Arbeit Weisers.



Medaille auf den Kongress zu Erfurt.

Bilden die bis jetzt Genannten den eigentlichen Kern des Weimars der klassischen Zeit, so ist unendlich viel größer die Zahl derjenigen markanten Persönlichkeiten, die, sei es dauernd oder doch für längere Zeit, sei es vorübergehend als Gäste, in der Musenstadt weilten und deren Bildnisse in der Bibliothek ihr Andenken bewahren.

Vor allem ist hier Corona Schroeter zu nennen, die schöne und liebenswürdige Künstlerin, die bald



Frau von Hengendorf als Sappho. Gemalt von Kolbe.

nach Goethes Ankunft nach Weimar kam: ein treffliches Bild giebt ihre anmutsvollen Züge wieder. Leider ist keine Darstellung der Euphrosyne (Christiane Neumann-Neck) vorhanden, während eine sehr anziehende Büste Fr. Tiedts uns die Jagemann (Frau v. Hengendorf) in der ersten Blüte ihrer Schönheit zeigt. Ein Bild Kolbes giebt sie in reiferen Jahren als Sappho wieder. Lithographien nach Zeichnungen des sehr fleißigen Vorhing zeigen uns



die Gestalten Durands und Delas, eine Gipsbüste die Züge von Pius Alex. Wolf. An Ziffand erinnern außer seinem Bild seine trefflich in Wachs modellierten Hände. Auch Rogebue darf hier seine Stelle finden, ist er doch

von Geburt ein Weimaraner. Ein hübsches Bild von Heinsius giebt ihn in jugendlichen Jahren: ein anziehendes Gesicht mit lebhaftem Ausdruck. Darunter befindet sich ein künstlerisch nicht eben wertvolles Porträt seiner Mutter. Unter den Einheimischen, die sonst sei es in Bildern oder Büsten auf der Bibliothek vertreten sind, ist zunächst C. A. Böttiger zu nennen, als Archäolog von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wegen seiner journalistischen, indiscreten Vielschreiberei bei Goethe und Schiller als Magister ubique übel angeschrieben, mit Wieland und Herder und namentlich den zahlreichen Fremden gut befreundet. Dann der durch seine Übersetzungen Sternes und Montesquieus wohlbekannte greise Bode, der 1778 die Gräfin Bernstorff, die Witwe des dänischen Ministers, nach Weimar geleitete, und bis zu seinem Tode (1793) hier verweilte, ein eifriger Vertreter der maurerischen Ideen. Vertuch, zunächst Chatouillier Karl Augusts, dann durch die Gründung des Landes-Industrie-Comptoirs auf industriellem Gebiete, namentlich aber als Verleger zahlreicher periodischer Schriften von staunenswerter Thätigkeit, der liebenswürdig gefällige Musäus, der verdienstvolle Kunsthistoriker und Schriftsteller Fernow, der Freund Carsten's, in den letzten Jahren der Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia, Johannes Fall. Hinter diesen steht eine Schar jüngerer bedeutender Männer: Franz Passow, Heinrich Voß, Johannes Schulze, Abeken, Riemer, Edermann. Fernow und Joh. Schulze haben als Mitarbeiter P. Meyers bei der Herausgabe der Werke Winkelmanns sich ein bedeutendes Denkmal gesetzt. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete das gesellige Haus der Frau Johanna Schopenhauer, in dem allwöchentlich zweimal das literarische Weimar sich zusammenfand. Nicht immer in Frieden. Man stand



Napoleon und Wieland in Weimar.

sich einerseits zu nahe in dem kleinen Weimar, andererseits waren durch die höfischen Verhältnisse manche unbeabsichtigt überkommene, aber doch empfindliche Sonderungen gegeben. Die autoritative Stellung, die Goethe in Kunst und Litteratur ziemlich scharf zur Geltung brachte, regte zu allerhand Opposition an, unbeschadet der Verehrung für den großen Dichter. Die Briefe Passows, des jüngeren Voß, Joh. Schulzes geben manchen interessanten Einblick in die Verhältnisse und lassen solche kleinen Schatten erkennen, die aber doch den Glanz jener Tage nicht zu verdunkeln vermögen. Aber auch ein anderes Moment trug dazu bei, in dem Kreise der jüngeren Leute in jenen Jahren (von 1807—15) manche Verstimmung zu erregen: die Apathie Goethes in Bezug auf die nationalen Angelegenheiten, seine Napoleon dargebrachte Verehrung — Passow und Schulze waren begeisterte Patrioten. Die kühle Nichtachtung, die sie nach dieser Richtung in Weimar fanden, berührten sie schmerzlich und entlockten ihnen manch bitteres Wort. Auch heute verstummt noch nicht die

*Mr. B<sup>re</sup> Stuel De hatte*

Eintragung in das Fremdenbuch vom 19. Juni 1808.

Klage über den Mangel an Teilnahme, den Goethe für die große Bewegung jener Tage bewies. Gleichwohl wird es doch erklärlich gefunden werden dürfen, daß seine auf das Universale gerichtete Wesenheit für das Enge und Einseitige, das mit den „strengen Nationalgrenzen“, wie er in dem Briefe an David sich später ausdrückte, unabweislich verbunden ist, nur wenig Verständnis hatte. Wer ihn deshalb tadeln will, sollte nicht vergessen, wie lebhaft er gerade damals für die Pflege deutschen Geistes eintrat. Das schönste Beispiel bietet in dieser Beziehung Karl August, der so warm national empfindende und deshalb stets von Napoleon mit Mißtrauen beobachtete Fürst: er hat die Eigenart Goethes wohl zu würdigen gewußt; es liegt kein Wort vor, in dem sich eine Verstimmung gegen den Freund ausspricht.

*Prof Schelling aus Jena  
Herrn Schopenhauer aus Jena*

Eintragung in das Fremdenbuch vom 11. und 13. Dezember 1798.

Eine Büste Napoleons 1806 in Berlin von Quittschreiber gefertigt, erinnert an den Imperator, der wiederholt in Weimar gewohnt hat. Auch eine kleine Eintragung in den Akten der Bibliothek ist nicht ohne Interesse: am 16. Oktober 1806 ließ er sich durch einen Ingenieur d'Albe, von seinem Gefolge, von dem 1804 erschienenen Mentellschen Werke: „Geographie“ Band 4 und 5, die von Deutschland handeln, in das Schloß bringen. Besonders bemerkenswert waren für Weimar natürlich die Tage seiner Anwesenheit hier während des Erfurter Kongresses. Wir geben eine auf diesen von dem weimarischen Hofgraveur Facius modellierte Medaille wieder. Am 7. Okt. 1808 stattete Talleyrand der Bibliothek einen mehrstündigen Besuch ab, geleitet von Johannes Schulze, der die des Französischen nicht mächtigen Bibliothekare vertrat. Der Staatsmann bezeugte, wie jener berichtet, viel Interesse an der Bibliothek und ihren Schätzen, namentlich an Handzeichnungen Lucas Cranachs zu Luthers Bibelübersetzung und Flaxmans Illustrationen zum Homer. Am Abend ward im Hoftheater bekanntlich „Der Tod Cäsars“ durch die Schauspieler des Théâtre français gegeben. Durch Schulze, der ein Einschreiten der Jagemann veranlaßte, ward den deutschen Künstlern die peinliche Aufgabe erspart, in dieser Aufführung als Statisten mitzuwirken. Im Schlosse fand dann später die Unterredung Napoleons mit Goethe und Wieland statt. Böttiger berichtet darüber im Göschenschen Kriegskalender für 1810. Seiner Erzählung ist ein von Schnorr komponiertes Bildchen beigegeben, das den Kaiser und Wieland im Gespräch darstellt. So befriedigt sich Wieland in einem Briefe an Böttiger über

dessen Auftrag äußert, so entrüstet ist er über das Bild, auf dem der „Kaiser in einen debonnairen, von seinen Großthaten schwachenden invaliden Unteroffizier verwandelt ist, der sogar dem armen Bedanten gegenüber eine jämmerliche, possenhafte Figur macht.“ Doch giebt er zu, daß beide Figuren eine Art mißlungener Ähnlichkeit haben. Als charakteristische Erinnerung an jene Zeit und als Probe damaliger Illustrationskunst mag es hier eine Stelle finden.



Silhouette: „Der Koadjutor von Talberg, vorlesend.“

Wenige Monate vor dem Kaiser hatte Frau von Staël in Weimar gewohnt, im Juni 1808, nachdem sie im Winter 1802/1803 einen längeren Aufenthalt hier genommen; damals war sie begleitet von Benjamin Constant, einem warmen Verehrer der Bibliothek, der in seinem „Journal intime“ sich wiederholt um dieser willen nach Weimar zurückkehrt. Diesmal war mit ihr zugleich der Historiker Simonde de Sismondi anwesend. Die stattliche Büste der geistvollen Frau ist ein Werk Tiecks, der es etwas später (1809) in Coppet fertigte. Ihr gegenüber steht die Büste Zacharias Werners.

Doch andere Gestalten steigen vor uns empor, wenn wir die Wanderung durch die Bibliothek fortsetzen. Dort blicken Lessings klare Augen auf uns hernieder, hier steht die Büste Windelmanns; drüben erinnern die Köpfe eines d'Alton, Cuvier, Blumenbach an die von Goethe und Karl August so lebhaft betriebenen naturwissenschaftlichen Studien. J. A. Wolf, der Homer-Forscher, der Göttinger Heine sind die Vertreter der philolo-

gischen Wissenschaft, während der schwärmerische Novalis, Jean Paul, Senne, L. Tieck den Kreis der dichterischen Zeitgenossen vervollständigen. Nur die großen Philosophen vertritt Kant allein, doch auch Fichte und



Jubiläummedaille auf Goethe zum 7. November 1825.

Schelling haben oft die Schwelle der Bibliothek übertreten und last not least sind neben Barchnagen und Nahel vor allem die beiden Humboldts und der Roadjutor Dalberg zu nennen.

Die Träger aller dieser Namen — und wie viele fehlen nicht in der Menge, weil sie nicht durch Bild oder Büste vertreten sind! — haben in lebhaften, unmittelbaren Beziehungen zu Weimar gestanden; sie waren nicht fremde Gäste, sondern Mitstreber, Mitschaffende. Dies Zusammenwirken so vieler erlesener Geister in den vielseitigsten auf die höchsten Ziele der dichterischen Gestaltung, der wissenschaftlichen Forschungskraft, auf vollendete Humanität gerichteten Bestrebungen haben der Weimariſchen Periode ihre Universalität, ihre Weltbedeutung gegeben. Dem Andenken daran gilt die Vereinigung ihrer Bildnisse an dieser Stelle. Die Weihe, die sie dadurch erhalten hat, ist zum würdigsten Ausdruck gekommen in den ernsten Feiern, deren Schauplatz der große Saal derselben gewesen ist. Außer der bereits erwähnten Feier bei Niederſetzung der sterblichen Reste Schillers (September 1826), am 7. November 1825 die der fünfzigjährigen Anwesenheit Goethes in Weimar und am 28. August 1849 die Feier seines hundertsten Geburtstages. Bei der ersten war der große Saal durch Drapierung vor dem lorbeerſchmückten Bilde Karl Augusts in eine Halle verwandelt, in deren Mitte ſich auf eigens dazu gefertigtem Piedestal die Rauchsche Büste Goethes erhob — ihr zu Füßen lag ein voller Lorbeerkranz.

Der Feier wohnten die Mitglieder der Goetheſchen Familie, ſowie die Spitzen der Behörden aus Weimar und Jena und zahlreiche Damen bei: die Herren im Saale ſelbſt, die Damen auf der Galerie, während auf der zweiten Galerie, unſichtbar für die Verſammlung, Muſiker und Sänger aufgeſtellt waren, die die von Joh. N. Hummel komponierte, vom Kanzler von Müller gedichtete Feſtkantate vortrugen; Müller und Kiemer hielten die Anſprachen und legten auf die Taſel im Saal Exemplare der Denkmünze nieder, die „Karl August und Luise Goethe“ zur Erinnerung an fünfzigjährige Freundschaft widmeten. Diese Medaille wurde, da ihre Ausführung nicht gefiel, zurückgezogen und durch eine andere erſetzt. Wir geben unseren Leſern hier Vorder- und Rückſeite in der urſprünglichen Prägung. Mit der Feier des 28. August 1849 war die Einweihung des neu erbauten nördlichen Anbaues der Bibliothek verbunden. Die Feſtrede hielt Oberbibliothekar Hofrat Preller vor der mit den ſchönſten Blumen geſchmückten Jugendbüſte Goethes. Auch hier leitete Geſang einer Kantate, vom Hoſkapellmeiſter Chelard komponiert, die Feierlichkeit ein. Die erſten Worte der Dichtung ſind bezeichnend für die Aufgaben, die die weimariſche Bibliothek erfüllt hat und ſtets zu erfüllen haben wird:

„Nicht verſchmähen wir das Neue,  
Das die Geiſter emſig weben;  
Doch das Alte ſei daneben  
Wohl bewahrt unſerer Treue,  
Und ſo reiht ſich Gut an Güter . . .“

## Aus dem Zauberlande.

Humoreske von Heinrich Bandlow.

*Nachdruck verboten.*

Der Provisor Karl Stannarius aus der Adler-Apotheke hatte eine hervorragende Neigung zu Experimenten. Er unterſuchte, beobachtete, zerlegte, erwog die Dinge dieſer Welt, die ihm neu waren, er hatte eine Naturanlage zum Löſen von Räſeln und knackte Preisrebus und Köſſelſprünge auf, wie wenn ein gewöhnlicher Menſch Frühſtück ißt. Sein Scharfſinn war auch ſchon mehrfach durch Prämierung ſeiner Löſungen von Preisräſeln gekrönt worden. Einmal hatte er einen Kalender vom vorigen Jahre, ein andres Mal ein Bügeleiſen bekommen. Weniger erfolgreich war ſeine Unterſuchung einer Bremsvorrichtung in einem Eiſenbahnwagen geweſen, als er mit ſeinem Freunde Wilhelm Haberland eine Vergnügungsfahrt machte. Er bemerkte, beſah, befühlte die Brems ſo lange, bis die

Plombe abriß, die Brems in Thätigkeit trat und der Zug anhielt. Außer der Strafe von 30 Mark hatte ihm ſein Forſchungseifer auch noch den Namen „Bremsen“ zugezogen, den ſeine Freunde und namentlich ſein Herzensfreund Wilhelm Haberland noch heute für ihn anwenden.

Beide Freunde hatten ſich ernſtlich vorgenommen, reich zu werden, und entwarfen Pläne aller Art zu dieſem Zwecke, wenn ſie abends in Haberlands Stube ſaßen und rauchten.

Dieſe Stube war mit allem Komfort einer Junggeſellenwohnung ausſtattet; Glanzſtücke darin waren ein lebensmüdes Sofa und ein gichtbrüchiges Klavier. Dieſe ganze Einrichtung gehörte der Frau Boland, einer Zugführerſwitwe, die, eingedenk der hohen Beamtenſtellung ihres verſtorbenen Mannes, ſittſam



und sparsam lebte und alle häuslichen Arbeiten, zu denen auch die Pflege der Pensionäre gehörte, durch ihr Dienstmädchen besorgen ließ.

Die Stube des Postassistenten Haberland war der Ort, wo die beiden Freunde ihre lustigen Schösser bauten und von künftigem Reichtum in nebelhafter Ferne träumten, wo sie wie in einem Zauberlande unter den Dunstbildern märchenhaften Glücks wohnten und schwelgten.

Stannarius hatte sich auch heute Abend wieder eingefunden, saß auf dem Sofa und rief laut:

„So laß doch das ewige Klavierspielen und Singen und schließ den alten Klapperkasten zu!“

Haberland folgte dem Rate, sagte aber mit einem Widerspruch:

„Ich singe doch ganz gut!“

„Natürlich, das sagst du ja oft genug, und ich glaube es ja auch; aber ich habe heute Neuigkeiten mitgebracht!“

„Hast du eine Erfindung gemacht, die du patentieren lassen willst?“

„Nein!“

„Willst du wieder nach Klondike gehen und Gold suchen?“

„Nein, die Reisekosten sind mir zu hoch!“

„Ober auf Stelzen eine Reise um die Erde machen?“

„Nein, es findet sich in dieser erbärmlichen Stadt doch Niemand, der Hunderttausende dagegen wettet! Es ist etwas anderes! Wir wollen Briefmarken sammeln! Wenn wir erst dreißig- bis vierzigtausend verschiedene Marken haben, besonders die teuren alten und seltenen, so verkaufen wir sie für eine Million!“

„Das ist ein großartiges Projekt!“ rief Haberland entzückt, „du bist ein wahres Glückskind und dir gelingt alles. Ich bewundere dich, Stannarius, und wenn ich die Geschichte mit der Notbremse annehme —“

„Wozu wärmst du die Geschichte immer wieder auf! Wir reden ja von Briefmarken, und ich will dir meinen Plan entwickeln!“

Er legte ihm dar, daß sie beide an sämtliche Großväter, Tanten und Bekannten schreiben und sie um Marken bitten wollten.

„Haben wir erst einen Haufen zusammen, so verkaufen wir ihn an einen schwerreichen Engländer, und alsdann werde ich mir einen Motorwagen kaufen!“

„Ich ziehe ein Pferd vor!“ sagte Haberland.

„Wie werden uns dann die jungen Damen nachlaufen; jetzt sehen sie uns ja kaum an!“

„Das wird ihnen leid genug werden! Dann sehen wir sie nicht an!“

„Ausgenommen natürlich die hübschen!“

„Gewiß! Die können wir ja meinetwegen ansehen! Ich werde dann ein bildschönes, sanftes und herzensgutes Mädchen heiraten und ihre Mutter zu mir nehmen, und dann hat alle Not ein Ende!“

„Welches Mädchen meinst du? Die Tochter der Schusterswitwe Kanehl?“

„Nein, ich kenne solch ein Mädchen noch nicht, ich habe kürzlich eine ähnliche Geschichte gelesen, die so rührend war, und da dachte ich, wenn ich einmal —“

„Ach so! Dann wolltest du auch!“

„Ja!“

Die Jugend wandelt in sonnigen Gärten. Die hellen Gänge darin sind die Träume von Glück, die noch nicht von dem garstigen Unkraut der Enttäuschungen gestört werden; das schattige Buschwerk, die Hoffnung auf nie welkende Genüsse und Lebensfreuden, hat noch keinen Sturm ausgehalten; die Thautropfen an den Gräsern sind der Schimmer von Reichtümern künftiger Tage, denen der freundliche Sonnenschein des jugendlichen Lebens funkelnden Perlenglanz giebt, der schon verblaßt, wenn sich das Licht auf einen Augenblick verbirgt. Wie wandelt es sich doch so schön und frei in diesem Garten voll zauberhaften Liebreizes und bethörenden trügerischen Scheins, in dem doch nichts von Bestand und Dauer ist, zwischen den Blumen mit ihren blendenden Farben, die so bald vergehen!

Mitten in ihre Berechnungen trat das Dienstmädchen Ida mit Haberlands Abendbrot. Wenn junge Mädchen Edelsteine sind, so war Ida wenigstens ein ungeschliffener, und wenn sie demgemäß nach Gewicht bezahlt werden sollte, so kam ein guter Preis heraus. Das Mädchen war von einer Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit, wie sie nur im kleinen Dorfe gedeihen. Obendrein hieß sie, wie schon gesagt, Ida, welchen Namen ihr der Vater in einem Anfall von Großthuerie gegeben hatte. Dieser Name war auch das einzige Stimmungsvolle und Zartheit an ihr; alles übrige war ungelent und derb, gesund und felsenfest.

„Seien Sie gegrüßt, schöne Jungfrau,“ so begrüßte Stannarius sie, „und gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Huldigungen darbringe!“

„Bi Sei is dat woll wedder in 'n Kopp nich in Ordnung!“ sagte sie; „äwer Sei können dor ud woll nich för, Sei sünd jo en Apteiler!“

„Werden Sie nicht ironisch!“ gab Stannarius zurück.

„Sei hewwen ümmer so vel Anekdoten in Ehren Bregen, un id weit gor nich, wat Sei ümmer von mi willen!“

„Aber, Ida, seien Sie doch nicht ungehalten; ich möchte nur in geistreicher Tonart mit Ihnen über Schönheit, Liebe, Tugend, jungfräuliche Reize und Ähnliches reden!“

„Ei wat,“ entgegnete sie, „dat hew id nich nötig, dortau hew id mi nich vermeidt und dorför krieg id nich betahlt!“

„Das ist richtig! Wenn verwandte Seelen sich aussprechen, dafür giebt es im allgemeinen keine Bezahlung! Sagen Sie, welches ist eigentlich Ihr Salär!“

„Dat weiten Sei jo, min Zalör is Stuwentfegen un all't anner Rümshören in 'n Hus! Wat sei is, Madam, dei fött jo nicks an!“

Haberland hielt die Hand vor den Mund und lachte ausgelassen. Da auch der Provisor einstimmt, so verließ Ida mit einem mißmutigen „Gut Nacht“ die Stube.

Stannarius nahm noch Gelegenheit, über Idas bodenlose Dummheit, den Mangel an jedem edleren Gefühl und höheren Streben bei ihr zu sprechen; dann wurde verabredet, daß man täglich fünf Briefe wegen alter Marken schreiben wolle, damit man die Arbeit und Geldausgaben weniger merke und endlich belohnten sie sich für ihr angestrengtes Denken durch einen kühlen Trunk.

Schon nach wenig Tagen indessen konnten sie sich gegenseitig ihr Leid klagen, daß sie grobe oder ablehnende oder gar keine Antworten auf ihre Briefe erhielten.

„Mit dem Markensammeln wird es nichts, Bremser!“ sagte Haberland.

„Ich glaube auch nicht! Ich habe dafür schon wieder etwas anderes gefunden! Das Geld liegt wirklich auf der Straße! — Hier, lies einmal diese Zeitungsausschnitte! Täglich fünf Mark Nebenverdienst; für den Nachweis sind nur drei Mark einzuzahlen! — Dann weiter hier! Monatlich hundert Mark! Es ist zwar nur wenig, aber es kostet ja nur eine Mark! Hier sind noch zwei Adressen! Man wende sich vertrauensvoll an August Müller in Berlin! Es scheint nach dem Namen eine reelle Firma zu sein. Außer dem Porto müssen wir acht Mark einzahlen; du kannst's auslegen!“

Haberland hustete und sagte:

„Das wollte ich auch gerade zu dir sagen!“

„Also du hast auch kein Geld? Dann mußt du von Frau Woland borgen! Und zwar gleich dreißig Mark; es macht einen schlechten Eindruck, wenn man wenig borgt!“

Erst nach langem Zureden entschloß sich Haberland, den schweren Schritt zu thun; er zog seinen besten Rock an, und Stannarius gab ihm das Geleit bis an die Thür der Witwe, schob ihn auf deren „Herein!“ in die Stube und blieb draußen horchend stehen.

Die Witwe saß bei einer Handarbeit am Fenster und hielt aus irgend einem Grunde den Kopf schief. Schön und jung war sie nicht, aber so mittelalter-

lich wie möglich und wohlbeleibt; auch zärtlichen Empfindungen war sie noch zugänglich, wie das innige Verhältnis zu ihrer Nage bewies. Sie war, was man sauertöpfisch nennt; sie war ein Gefäß, das von oben bis unten mit allmählich sauer gewordenen Gefühlen angefüllt war, und in diesen Zustand war sie geraten, seit ihre Versuche, ihrem Mann einen Nachfolger in der Regierung ihres Hauses und ihrer Person zu geben, mißglückt waren, Versuche, die sonst mancher rechtschaffenen Witwe glücken.

„Wenn die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt,“ begann Haberland feierlich, „auch eine ernste und dringende ist, so hoffe ich doch —“

„Aber nehmen Sie doch Platz,“ unterbrach ihn Frau Woland und nötigte ihn auf den Stuhl, der vor ihr stand.

„Als Ihr seliger Gemahl noch lebte,“ sagte Haberland, „wird er Ihnen gewiß erzählt haben, wie er in seiner Junggesellenzeit oft den Drang — oder eigentlich die Absicht — nein — ja doch, die Verlegenheit —“

„O, lassen Sie das; er hat nun seine Ruhe! Er hatte es gut bei mir, Herr Haberland —“

„Das glaube ich gern! Sie sorgen ja auch so für mich! Wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen mein Herz ausschütten soll, Sie gute, liebe Frau; Sie wissen ja gar nicht, wie meine Eltern über die Sache denken!“

Die grauen Augen der Witwe wurden plötzlich lebhaft, sie stülpte schleunigst den sauren Topf um, hielt den Kopf noch etwas schief und blickte ihn mit allem Feuer an, das sie vorrätig hatte.

„Nein,“ sagte sie, „das weiß ich nicht.“

„Meinem Vater würde es nicht recht sein, wenn er wüßte, in welcher Angelegenheit ich vor Ihnen stehe oder vielmehr sitze; er sagte immer, ich solle nicht leichtsinnig sein und keine Schritte thun, die mir später leid werden könnten! Meine Jugend, sagte er —“

„Die wäre ja kein Hinderungsgrund, Herr Haberland. Sie haben ja eine gesicherte Lebensstellung, und ein wenig habe ich ja auch vor mir gebracht!“

„Ganz recht, darüber wollte ich ja reden! Sie meinen also —“

Die Witwe strich sich einige Falten aus dem Kleide glatt und flüsterte:

„Eigentlich reich bin ich nicht!“

„Und Sie wollten also wirklich?“

„Mein Gott, Sie sind so stürmisch! Ich bin ja noch in meinen besten Jahren und es kommt mir so unvermutet, daß ich hm — hm!“

„Was denn?“

„Ich möchte Sie bitten, sich doch noch alles ein-

mal zu überlegen!“ sagte sie geziert, aber im innersten Herzen empört, daß der Jüngling ihr nicht um den Hals fiel. „Ich hatte,“ fuhr sie fort, „eigentlich die Absicht, den Rest meiner Tage als stille Witwe zu verleben; aber wenn Sie meine Fürsorge so belohnen wollen —“

„Das ist doch keine Belohnung!“

„Oder wenn meine geringen Vorzüge Sie zur Leidenschaft hingerissen haben, daß Sie meinem Witwenstande ein Ende machen wollen —“

Haberland riß den Mund auf und sagte mit einiger Überraschung:

„Sie können ja aber in Gottes Namen Witwe bleiben, so lange Sie wollen; ich gönne es Ihnen von Herzen! Das hat ja nichts mit den dreißig Mark zu thun!“

„Mit welchen dreißig Mark?“ fragte sie plötzlich ernüchtert.

„Habe ich denn noch nicht gesagt, daß ich von Ihnen dreißig Mark borgen möchte?“ fragte er einigermaßen erregt.

„Mehr wollten Sie nicht von mir?“ fragte sie fast tonlos.

„Nein! Ist Ihnen das noch nicht genug?“

Die Witwe gewann schnell ihre Fassung wieder, wie dies bei Witwen in bedrängten Umständen immer der Fall ist.

„Natürlich,“ sagte sie, „warum machen Sie darüber so viele Redensarten!“

„Aber, liebe Frau Woland, Sie haben ja reichlich eben so viele gemacht!“

Die Frau zählte das Geld auf den Tisch und drückte ihm beim Abschied in verdächtig-freundlicher Weise die Hand. In ferner Perspektive schienen ihr plötzlich zwei Reihen Bäume, deren eine Woland, die andere Haberland hieß, zusammenzufließen.

Als Haberland wieder in seiner Stube ankam, fand er dort seinen Freund in Lachkrämpfen auf dem Sofa.

„Was soll das heißen?“ fragte Haberland. „Warum lachst du so unheimlich!“

„Sie heiratet dich meuchlings vom Flecke weg!“ rief Karl.

„Was du alles redest!“ sagte der Postassistent, „du bist doch eine wahre Bremse!“

Stannarius legte ihm nun den Sinn der Worte der Witwe aus; es dämmerte auch etwas in ihm auf, und er lachte herzlich mit.

Die beiden schrieben jetzt an die Firmen, welche den Nebenverdienst ausboten, und berechneten, daß sie bald durch fürstliches Auftreten den Neid ihrer Bekannten herausfordern wollten, eine Aussicht, die sie mit größter Genugthuung erfüllte.

Stannarius hatte Kopfschmerzen infolge eines kleinen Gelages am gestrigen Abend, und während er in seiner Apotheke eine Salbe rieb, grunzte er mißbehaglich vor sich hin, so daß sein Brotherr, der Apotheker Bod, auf ihn aufmerksam wurde und sich insgeheim über ihn belustigte.

„Befinden Sie sich unwohl?“ fragte Herr Bod, als sein Provisor wieder Bauchrednertöne von sich gab.

„Nein! Danke! Nur ein sonderbares Reißen im Kopfe.“

„Sommermücken?“ fragte Herr Bod.

„Wie so? — Von Mücken kommt es nicht!“

„Ich glaube doch, Herr Stannarius! Jedes Vergnügen hat seine Mücken und jeder Sommer hat seine Mücken!“

„Ach, Sie wollen wohl andeuten, daß meine Kopfschmerzen vom Bier herrühren!“

„Unmöglich wäre es ja nicht!“

„Freilich! Die einfachsten und unschuldigsten Lebensgenüsse haben betrübliche Folgen, Kopfschmerzen und so weiter, es ist gemein!“

„Nein, es ist gut, sogar sehr gut!“

„Das ist wohl nicht Ihr Ernst, Herr Bod!“

„Ja, es ist mein Ernst! Es ist gut, daß der übermäßige Alkoholgenuß sich am Körper straft durch Kopfschmerz und sonstiges Übelbefinden; das soll uns warnen vor der Wiederholung und vor der Gewöhnung an das höllische Gift, das seine Anhänger in die Kneipe zieht. Sie beobachten noch nicht scharf genug, Herr Stannarius, sonst würden Ihnen die Helden der Kneipe auffallen, die Leute, welche Nächte hindurch sitzen und trinken und das große Wort führen, die über den ordentlichen Mann lachen, der so viel Selbstüberwindung hat, die Genüsse der Kneipe rechtzeitig zu verlassen! Leute, die sich mit ihrem Trinken an Seele und Leib verderben, die über der Kneipe ihr Geschäft, ihre Familie vernachlässigen, die lieberlich, leichtsinnig und charakterlos werden, die in unmäßiger Vergnügungssucht Vermögen verschleudern und ihren guten Namen verlieren!“

„Es ist aber nicht leicht, die Gesellschaft guter Freunde vorzeitig zu verlassen!“ sagte Stannarius und kratzte sich am Kopf.

„Aber es ist männlich! Es ist doch sicherlich nicht unsere Aufgabe, durchs Leben zu tollen und die Vergnügungen unmäßig zu genießen. Dagegen predigen die Eltern im Hause, die Pastoren auf der Kanzel und der Kater in Ihrem Kopfe.“

Der Apotheker verließ mit freundlichem Nicken seine Offizin, innerlich zufrieden, daß er seinem Provisor, den er wegen seines lebhaften Naturells und seiner Gemüthlichkeit lieb hatte, die Gefahren des Kneipenlebens angedeutet hatte. Der Provisor dagegen war weniger zufrieden.

„Sehr lichtvolle Auseinandersetzung,“ murkte er, „äußerst fesselnde Beschreibung eines Trunkenbolde! Gerade, als wenn mein Vater sich zu einer Predigt herabläßt mit einem Haufen vorzüglicher Worte: „Thätig und fleißig sein im Berufe!“ — Bin ich ja! — „Aufrichtig und verständig in deinen Handlungen!“ — Bin ich auch meistens! — „Bescheiden und anständig in deinem Auftreten!“ — Bin ich auch manchmal! — „Mäßig, nüchtern und sparsam in allen Dingen!“ — Na, ich werde mit Haberland die Sache weiter beraten.“

Am Abend suchte er seinen Freund auf und traf dort wieder das Dienstmädchen, das den Tisch deckte.

„Nun, wertgeschätzter Bese,“ redete er sie an, „wie ist das geehrte Befinden?“

„Wat?“ erwiderte sie, „Wessen seggen Sei tau mi? Hew id denn Hor in't Gesicht? Tau Fru Woland können Sei so seggen, dei hett Hor unner de Näs' so stief as Hirsgraben und hett rillig so vel Snurrhort as Sei beid!“

Stannarius lachte laut auf.

„Hast du,“ sagte er zu Haberland, „neulich bei dem Tete-a-tete auch diese Bemerkung gemacht?“

Haberland errötete und wurde unwillig. Ida mochte ihm dies vom Gesicht ablesen und fühlte sich veranlaßt, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Sie sagte deshalb zu Stannarius:

„Wat willen Sei eigentlich abends ümmer hier? Sei denken an wider nicks as an dumm Tüg. Süs hollen Sei mi ümmer tau Narren, un nu fängen Sei mit minen Herrn Haberland ud an!“

„Aber Ida!“

„Ach wat, aber Ida! Hett sich wat mit aber Ida! Laten S' mi tausreden un tilen S' nach Ehren eigen Meß! Nichten S' sich doch nah Herr Haberland; dei lett mi doch in Rauh!“

„Der ist auch ein Philosoph, Ida!“

„Wat is hei? — Id denk, hei is bi de Post!“

„Gewiß, ein Philosoph ist er außerdem!“

„Wat is denn dat?“

„Ein Philosoph ist ein Mensch, der nicht aus seiner Ruhe zu bringen ist!“

Da Haberland ihr bestätigend zunickte, glaubte sie den Worten des Provisors und sicherte in sich hinein.

„Worüber lachen Sie denn, Ida?“ fragte er.

„So'n Minschen giwt dat woll gar nich!“ sagte sie.

„O doch, Apotheker Vock ist auch so einer!“

„So?“

„Ja!“

„Na, denn lutteln S' em man eis!“

Sie lachte laut auf, und die beiden Freunde waren ihr behilflich dabei.

„Wat sitten Sei eigentlich ümmer tausam,“ fragte sie, „Sei grüweln woll luter Knäp ut!“

„O nein, wir schmieden hier Zukunftspläne, schöne Ida; jeder Mensch muß ja an seine Zukunft denken, und Herr Haberland und ich wollen reich werden!“

„Denn möten Sei Viehhändler werden — odder ud Gerichts-Erkuter,“ sagte sie, plötzlich ernst werdend, „äwer 't is en unrenlich Geschäft; dei nehmen arme Frugens de lezt Rauh weg!“

„Wir wollen Ihren Vorschlag in Erwägung ziehen, holde Jungfrau; inzwischen möchte ich aber auch einmal fragen, ob Sie zuweilen an Ihre Zukunft und einen Zukünftigen denken?“

„Natürlich denk id daran,“ erwiderte sie, „id tred annern Micheli un ward Kälenmäten up'n Dörp!“

„Sind das Ihre ganzen Zukunftspläne?“

„Ja, un sei sünd recht gaud, as mi dücht! Stubenmäten is'n groten Titel un hürt sich nah wat an un is ud en angefeihn Deinst; äwer dor hett'n so vel mit de Mannslüd uttautlahn, dei dor nah einen trachten un einen Drinkgeller in de Fingern stecken! Id gah in de Räk — dor kamen sei so recht nich hen!“

„Denken Sie denn gar nicht daran, sich einmal zu verehelichen?“

„Dat hett gaude Weg! So licht lat id mi nich dorup in! Min Muddern is dat slicht bekamen, as sei minen Vaddern friegt hett, dei nahsten drunkfällig würd! Wi hewwen de Näs' vull kregen von de Mannslüd!“

„Haben Sie denn noch nie einen Mann geküßt?“

„Ach wat, Küssen is Göhrentram!“

Sie sah bei diesen Worten den Apotheker von oben bis unten an, als ob sie taxieren wollte, wie viel Pfund er auf ihrer Küchenwaage wiegen möchte. Dann drehte sie sich um und sprach im Hinausgehen:

„Bei lakelt un kreiht ümmer un weit nich wat!“

„Sie ist eine brave und ehrliche Haut,“ sagte Haberland, „aber von einer Beschränktheit, die über die höchsten Bäume geht!“

„Sie hat den schwarzen Star in ihrem Verstande,“ fügte Stannarius hinzu, „dazu ohne Gefühl! Wie lieblos sprach sie von ihrem Vater!“

„Wenn dein Gespräch mit Ida nicht so lange gedauert hätte,“ begann jetzt Haberland eine andere Unterhaltung, „so hättest du jetzt schon gewußt, daß die Antworten auf unsere Briefe eingelaufen sind; ich habe die Antworten auf deine beiden Briefe auch von der Post mitgebracht! Hier, lies!“

Er langte aus seiner Brusttasche vier Druckfachen hervor und fiel hungrig über sein Abendbrot her, während Stannarius den Inhalt der Druckfachen verschlang.

Es stand darin Folgendes:

Erstens: Adressat möge zehn Mark einsenden und dagegen einen Probeband des Prachtwerkes „Der



14

Spiegel der Seele oder der Mensch als Untier" in Empfang nehmen und den Weinverkauf an dortigen Orte übernehmen. Bei einem Absatz von täglich drei Bänden würden ihm fünf Mark Provision gewährt werden. Buchhandlung Ehrenmann.

Zweitens: Adressat solle sich Gummiarabikum und Papier kaufen und ein Stück Pappe von der Form eines aufgeschlagenen Briefumschlags schneiden. Nach dieser Form solle er täglich sehr viele Couverts schneiden und bei einiger Übung werde es ihm gelingen, täglich drei Mark zu verdienen. August Müller.

Stannarius stieß einen grunzenden Laut aus, als er dies gelesen hatte. Nun folgte

Drittens: Adressat möge in Schulen mit mindestens sechshundert Schülkern den Edison'schen Phonographen vorzeigen, sich von jedem Kinde einen Pfennig geben lassen und dadurch eine Einnahme von sechs Mark erzielen und sich eine sichere Existenz begründen. Ludwig Breitfisch.

Stannarius führte einen Kriegstanz auf, den er den Wilden in einer Jahrmarktsbude abgelauscht hatte und schwenkte statt der Keule die Papiere in der Luft. Haberland lachte unverzagt weiter.

Viertens: Falls Sie noch unbeweibt sind, heiraten Sie eine Frau mit vierzigtausend Mark Vermögen und thun Sie das Geld zu fünf oder mehr Prozent auf Zinsen! — Falls Sie schon verheiratet sind, machen Sie's so wie ich! Germanus Lach.

Der Apotheker fiel rücklings auf den Stuhl, streckte die Beine von sich und starrte auf Haberland, welcher seinerseits zur Decke starrte.

„Das sind also die erwünschten Antworten!“ sagte Haberland.

„Sage lieber, die verwünschten Antworten!“ entgegnete Stannarius und machte einen gespenstischen Versuch zu lachen.

„Nun sind wir gemachte Leute!“ sagte Haberland mit komischem Verdrusse.

Stannarius nickte.

„Was machen wir nun?“ fragte er.

„Ich,“ gab Haberland ruhig zur Antwort, „bin für den Phonographen begeistert und besuche die Schulen!“

„Ach, Unsinn!“

„Und wenn keine sechshundert Kinder da sind, verdiene ich den Rest mit dem Veierlasten! — Ich kann gut singen!“

„Ich weiß, ich weiß! Wir sind schmächtig herein gefallen!“ sagte Stannarius.

„Sicherlich!“ erwiderte Haberland.

„Und es ist gut so! Es ist eine Strafe für unsere weltlichen Begierden! Wir leben nicht moralisch genug, wir sitzen zu viel in der Kneipe!“

„Das ist wahr!“

„Wir verschleudern Vermögen mit unserm Biertrinken — wozu machst du den Mund so weit auf? Es ist wahr! Wir lachen über ordentliche Menschen, die Selbstüberwindung haben, mein Prinzipal hat es mir gesagt; wir verlieren unsern guten Namen, vernachlässigen unsere Familie —“

„Wie sagtest du?“

„Später werden wir es gewiß thun, wenn wir erst eine haben; noch geht es ja nicht! Es sind angenehme Aussichten!“

„Wir sollten das Biertrinken überhaupt lassen!“

„Ich trinke nichts mehr; lieber will ich für mein überflüssiges Geld den Armen Gutes thun!“

„Ich auch!“

„Ich will auch nicht mehr rauchen! Dies soll meine letzte Pfeife sein! Wir vergeuden Geld über Geld! Wenn wir täglich nur dreißig Pfennig für Bier und Tabak rechnen, so macht das in fünfzig Jahren beinahe sechstausend Mark; ich hab's zu Hause ausgerechnet. Wir müssen einen anderen Lebenswandel anfangen, Wilhelm!“

„Ja, Bremser, ich fange auch an!“

„Kneipengehen ist überhaupt eine Sünde vom allerchwersten Kaliber; mein Prinzipal hat mir darüber ein Licht angezündet, daß die Funken noch in meinem Kopfe herumfliegen. Auch mein Vater hat vollkommen recht mit seinen Adjektiven! Fleißig und sparsam, aufrichtig und verständig!“

„Verständig bist du!“

„Das wollte ich meinen!“

„Du hast mit deinem Verstande unsern Nebenverdienst ausgegrübelt!“

„Daß das! Ich meine es ernst!“

„Ich auch! Du wolltest ja auch immer noch ein Patent ausdenken!“

„Ich finde doch keins!“

„Das alte Glend!“ seufzte Stannarius spät am Abend in seiner Schlafstube, als er im Finstern nach Streichhölzern suchte, 's ist eine gemeine Wirtschafft mit den Dienstmädchen! Ich werde den Streichhölzern einen festen Platz an der Wand geben!“

Als er sie endlich auf dem Fensterbrett gefunden hatte, suchte er den Leuchter mit der Stearinkerze und, weil er ihn nicht gleich fand, sagte er, tief ergriffen von der menschlichen Fehlerhaftigkeit:

„Der Leuchter muß auch einen festen Platz an der Wand haben!“

Er wollte nun sein Bierseidel und seine Cigarrenliste verschließen, um diese Gefäße irdischer Vergnügungslust nicht mehr vor Augen zu haben und ganz seinen frommen Vorsätzen gemäß sein Leben nur der Nächstenliebe zu weihen; aber er konnte den Schlüssel nicht finden.

„Ich soll nun etwas erfinden,“ sagte er schwermütig, „und kann nichts finden! Streichhölzer, Leuchter, Schlüssel —“

Er stand voll tiefer Gedanken still in der Stube und sah bald steif in das Licht der Kerze, bald auf einen Nagel an der Wand.

„Donner — —“, sagte er, „nein, ich will nicht fluchen; eine neue Erfindung mit einem Fluche zu begrüßen, ist ganz und gar unpassend!“

Nun setzte er sich an seinen Tisch, zeichnete und schrieb bei dem matten Lichte der Kerze, sann und grübelte und in seinem Innern kristallisierte sich ein fester Plan, ein klarer Entschluß, eine fertige Rechnung. Die gütige Fee, welche mit ihrer Zauberlaterne der Jugend die Schätze der Welt und ihre Herrlichkeit zeigt, führte ihn in das reiche Land der Hoffnung, und in dieser Nacht war in den weiten Reichen des Schlafes kein glücklicherer Mensch zu finden als Karl Stannarius.

Auch am nächsten Morgen waren die Gedanken und Träume und Pläne der Nacht nicht, wie so oft, in Nichts zerstoßen; es war kein Blendwerk gewesen, was er in der Nacht geschrieben, gezeichnet und gerechnet hatte. In den freien Stunden, die seine Tagesarbeit ihm ließ, schrieb und zeichnete und rechnete er immer wieder von neuem, so daß er abends mit heiterem Mute den Gang zu seinem Freunde antreten konnte.

„Guten Abend, Wilhelm!“

„Guten Abend, Bremser! Du siehst ja so violett-vergnügt aus!“

„Freilich! Unsere Briefmarkenpläne und die Anfragen wegen Nebenverdienst waren eigentlich recht scherzhaft!“

„Kosteten aber Geld!“

„Ja, etwas! Es war ja unbedeutend! Hast du schon weiter über Sachen nachgedacht, mit denen man ein Vermögen erwerben kann?“

„Nein; ich will über derartige Geschichten auch nicht weiter nachdenken!“

„So ganz abzuweisen braucht man's ja nicht,“ sagte Stannarius, äußerlich kühl und bemüht, gleichgültig zu erscheinen, „aber es giebt doch Sachen, oder sagen wir Kombinationen, Erfindungen, die schon Tausende und mehr eingebracht haben! Natürlich gehört Geist, Wiß und Verstand dazu!“

„Gewiß, du sprichst ja oft genug davon!“

„Angenommen, es gäbe einen Artikel, der eigentlich unentbehrlich in jedem Hause ist, der in jedem Hause nicht einfach, sondern zehn-, zwanzigfach, in Eß-, Schlaf-, Wohnstube, Salon, Flur, Küche gebraucht würde, und für den wir beide das Patent als Erfinder hätten!“

Haberland sah ihn fragend an und gähnte.

Stannarius fuhr fort:

„Sehen wir den Fall, dieser Artikel würde für vornehme Häuser kostbar ausgestattet, für einfachere Verhältnisse einfach hergestellt, und müßte — gering gerechnet — in jedem Wohnhause Deutschlands zehnmal vorhanden sein, was bei einer Wohnhäuserzahl von rund zehn Millionen insgesamt hundert Millionen Stück dieses Artikels ausmachen würde, das Ausland lasse ich vorläufig aus der Rechnung!“

Da der Provisor seine Rede mit blühenden Augen und geröteten Wangen von sich gegeben hatte, so wurde Haberland aufmerksamer und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Was sollen alle diese Millionen?“ fragte er.

„Sehen wir den Fall,“ sagte Stannarius mit angenommener Gleichgültigkeit, „daß jedes Stück eines solchen Artikels — wieder äußerst niedrig gerechnet — einen Bargewinn von zehn Pfennig abwirft, so macht das bei hundert Millionen Stück zehn Millionen Mark!“

„Die Rechnung stimmt, und wenn der Artikel, wie du sagst, erst da wäre, dann wäre die Sache ja ganz nett!“

Stannarius stellte sich vor seinem Freunde auf, steckte der Bedeutung des Augenblicks gemäß die Hände in die Hosentaschen und sah mit so durchdringenden Blicken auf Haberland, daß dieser nicht wußte, ob er lachen oder ernst bleiben sollte. Dann sagte er mit so tiefer Stimme, wie es ihm nur möglich war:

„Der — Artikel — ist — da!“

Jedes Wort fiel wie ein Keulenschlag.

„Wo?“ fragte Haberland.

Stannarius legte eine Hand auf seine Brusttasche, die andere auf Haberlands Schulter und holte aus tieffster Brust die Worte heraus:

„Wir sind reich, Herzensfreund, Bruder! Du auch, ich verlasse dich nicht, obgleich ich's allein machen könnte! Ich vergesse es dir nicht, daß du in diesen Zeiten der Not und Sklaverei mein Freund warst!“

„Aber Bremser, du bist wohl nicht bei Sinnen!“

„Vollkommen, Wilhelm, und das ist ja gerade unser Glück! Sieh, hier!“

Damit breitete er auf dem Tisch eine Zeichnung aus.

Haberland sah sich eine Zeitlang das Bild an, während Stannarius mit strahlenden Augen bald auf den Freund, bald auf die Zeichnung blickte.

„Es sieht beinahe wie ein betrübtter Mensch aus, der einen Cylinder auf dem Kopf und eine lange Pfeife im Mund hat!“

„Es soll einen Elefantenkopf darstellen, der oben auf dem Kopfe eine Streichholzschachtel, über den beiden Stoßzähnen einen Stab mit Haken zum Anhängen von Schlüsseln und auf dem Ende des gebogenen Rüssels einen Leuchter mit Licht hält!“

„Ist das deine ganze Erfindung?“

„Ganz meine Erfindung!“ sagte Stannarius, sich innerlich selbst rühmend und preisend.

„Ich kann nicht gut zeichnen,“ fuhr er fort, „dies wäre für Salons in kostbarer Ausstattung geeignet, während der Richts- und Schlüsselhalter für die Küche und einfachere Bedürfnisse in Blech und Draht ausgeführt werden kann!“

„Es scheint mir noch unvollständig,“ warf Haberland ein.

„Inwiefern?“

„Der Elefant müßte Löcher in den Ohren haben, damit man Zahn- und Wachsbürsten anhängen kann! Auch müßte man Bedacht darauf nehmen, noch einige andere Taschenutensilien wie Portemonnaie, Messer und dergleichen an geeigneter Stelle anzubringen!“

„Mir scheint, als wenn du das im Ernst meinst, und es läßt sich darüber reden! Daß statt des Elefantentopfes etwa ein Löwentopf — —“

„Oder Eselskopf!“

„Meinetwegen, aber tritt mir nicht immer meine Rede aus dem Munde ab —, also, man kann auch andere Figuren, auch eine griechische Göttin, wählen, die dann in jeder Hand Streichholzschachtel und Leuchter trägt und die Schlüssel — —“

„in den Hosentaschen hat,“ ergänzte Haberland ernst.

„Wenn dir die Sache lächerlich erscheint, auch gut! Ich sehe mein Ziel vor Augen und weiß meinen Weg zu gehen! Wo ist meine Peise?“

„Dort steht sie! — Du sagtest doch gestern —“

„Was ich gestern sagte, ist gleichgültig. Gestern war ich ein armer Schlucker und heute bin ich ein reicher Mann!“

Auf Haberland hatte das Projekt, namentlich auch die Zuversicht des Apothekers doch mehr Eindruck gemacht, als er sich bisher den Anschein gegeben hatte, und er sagte:

„Karl, du bist ein Teufelskerl! Aber mache die Sache doch vollständiger, das ist mein Vorschlag und mein Anteil an der Sache! Bring' im Hintergrunde einen kleinen Spiegel und anderswo noch einen Taschenkamm an!“

„Du hast recht, dein Plan ist gut und macht dir als Postmenschen alle Ehre. Ihr nehmt ja für euch den Ruhm in Anspruch, besonders findig zu sein! Aber man erlebt es ja manchmal, daß andere Leute auch Scharfsinn zeigen!“

„Versteht sich; es kommt manchmal vor, wie zum Beispiel jetzt bei dir!“

„Lassen wir das! — Hast du Bier im Hause?“

„Nein!“

„Hast du Geld?“

„Etwas!“

„Für einige Flaschen langt es wohl! Morgen werde ich an ein Patentbureau schreiben!“

Als Ida Bier gebracht hatte, wurde das Gespräch fortgesetzt.

„Wie wollen wir uns einrichten, wenn uns nun die großen Einnahmen zufließen!“

„Wir ziehen in eine große Stadt und wählen uns das vornehmste Stadtviertel!“

„Wo die Mieten am teuersten sind, zweitausend Mark oder so herum!“

„Ich werde aber fortfahren, für das Wohl der Menschheit weiter zu arbeiten,“ sagte Stannarius und setzte die Bierflasche vom Munde ab, „es läßt sich noch manches erfinden! Inzwischen lege ich eine wertvolle Gemäldesammlung an; du weißt, ich schwärme für gute Bilder!“

„Unsere Wohnungen müssen natürlich nebeneinander liegen! Ich laufe eine Rußbaum-Einrichtung für meinen Salon!“

„Mahagoni ist besser, Rußbaum verliert zu rasch den Glanz!“

„Jeder hat aber an drei Stuben genug; wir brauchen mit unserem Reichtum keinen unnützen Aufwand zu machen!“

„Das ist sehr vernünftig geredet,“ sagte Stannarius, „mehr als eine Flasche Wein trinken wir nicht zu Mittag!“

„Aber guten!“

„Selbstverständlich, und im Anzug wollen wir auch nicht auffallen; dabei können wir uns doch so kleiden, daß jeder an uns schon den soliden Reichtum sieht. — Übrigens werde ich meine Zuschrift an den Patentanwalt hoch verschichern!“

„Gewiß, das ist nur in der Ordnung!“

„Bist du auch ein Freund von Pferden?“

„Ja!“

„Gut, so halten wir uns zwei Wagenpferde und jeder außerdem ein Reitpferd!“

„Angenommen!“

Am nächsten Tage schrieb Stannarius an den Patentanwalt und erhielt bald darauf eine Antwort von Herrn Meyer — so hieß der Anwalt —, in welcher dieser ihn zu seiner epochemachenden Erfindung beglückwünschte und es als eine Fügung des Himmels pries, daß Stannarius sich gerade an ihn, Meyer, gewendet habe, der bekanntlich das beste Patentbureau der Welt habe. Der Herr Erfinder möge nur sechzig Mark einsenden, dann wolle er den Patentschutz erwirken, was ihm bei seinen weitgehenden Beziehungen zum Patentamt, seiner Sachkenntnis, Redlichkeit u. s. w. ganz leicht werde. Nebenbei wolle er auch bemerken, daß durch seine Vermittlung bereits viele Erfindungen, die ihren Vätern Tausende eingebracht, patentiert seien. Der „Universalhalter,“ welchen Namen er für die neue

Erfindung vorschlug, sei mehr für Musterschutz als für Patent geeignet.

Die sechzig Mark wurden teilweise wieder von Frau Woland entliehen, welche dies als erneuten Beweis des Vertrauens mit verschiedenen Hintergedanken hinnahm, die es indessen nicht wert sind, gebucht zu werden.

Um das Glück vollständig zu machen, traf denn auch bald die Urkunde vom Patentamt ein, daß der Universalhalter als Musterschutz eingetragen sei, und am Abend dieses glücklichen Tages tranken und rauchten die beiden so heftig, daß Stannarius am nächsten Morgen in Freude und Trunkenheit zwei Rezepte verwechselte, insolge dessen eine alte Frau ein Pflaster, das für ein Pferd bestimmt war, herunterschluckte und gesund wurde, während das Pferd starb, weil es die Medizin der alten Frau nicht vertragen konnte. Die Frau bedankte sich öffentlich in der Zeitung über die gelungene Heilung, und das Pferd konnte nichts mehr sagen, sonst hätte es sich auch wohl für die Erlösung bedankt, und so lief die Geschichte gnädig ab.

Nur eine Sache war unangenehm. Das Meyersche Patentbureau hatte geschrieben, Herr Stannarius möge doch noch einmal sechzig Mark einschicken, damit unverzüglich die Verwertung besorgt werden könnte. Haberland sagte freilich, er hätte geglaubt, dies besorge das Patentamt; aber er fügte sich, indem er sich an die Nase kratzte und meinte, einmal wolle er's noch bei Frau Woland versuchen, Geld zu bekommen; öfter nicht, und wenn die ganze Erfindung damit begraben würde; er könne Frau Wolands verdächtig-freundlichen Gesichtsausdruck nicht länger ertragen.

Die Witwe öffnete denn auch zum drittenmal die Hand und dachte im stillen — — doch es ist wirklich gleichgültig, was sie im stillen dachte, da wir doch einmal den Lesern jede Hoffnung nehmen müssen, daß am Schluß der Erzählung Verlobungsringe gewechselt werden.

Nun kam die Wartezeit für die beiden, die dadurch angenehm ausgefüllt wurde, daß sämtliche Patentbureaus des In- und Auslandes nach einer vorausgehenden Empfehlung ihrer Person, einer kurzen Geschichte ihrer makellosen Vergangenheit (Ernst des Lebens früh kennen gelernt), einer Skizzierung ihres menschenfreundlichen Charakters sich endlich als das beste und leistungsfähigste Patentbureau lobten und priesen und vor allen anderen Patentbureaus warnten, nebenbei aber um 60 bis 100 Mark baten, um Dampf hinter die Erfindung zu setzen, Zuschriften, welche die beiden Freunde mit unbeschreiblicher Freude und Befriedigung erfüllten.

Endlich kam von einer Metallfabrik die Anfrage, ob der Musterschutz auf den Universalhalter für 1200 Mark zu verkaufen sei.

„Unendlich naiv,“ sagte Stannarius zu seinem Freunde.

„Zwölfhundert Mark sind nicht zu verachten,“ meinte Haberland.

„Das kann dein Ernst nicht sein; ich will dem unverschämten Menschen wohl eine Bille eingeben!“

Und er schrieb sofort an ihn, 1200 Mark sei an sich eine liebe Zahl, gegen die nichts weiter einzuwenden sei, als daß sie einen zwerghaften Eindruck mache; die Fabrik möge sich überlegen, ob sie der Zahl nicht durch Hinzufügung einiger Nullen, am liebsten drei, ein wohlgefälligeres, das Auge weniger verletzendes Ansehen geben wolle.

Mit diesem Brief beruhigte der Provisor den Metallfabrikanten derart, daß er nichts mehr von sich hören ließ.

Es vergingen Wochen. Die beiden Freunde hatten ihre Schuld bei Frau Woland mit Hilfe ihres Gehalts abgetragen. Außer den Drucksachen derjenigen Patentbureaus, die sich bisher wegen Überhäufung mit Arbeit noch nicht hatten melden können, liefen keine Postsachen ein. Auch ihr Patentanwalt, Herr Meyer, war jetzt beruhigt und schrieb nicht mehr.

Stannarius fragte bei ihm an, wie die Sache stehe.

Sehr gut, schrieb der Anwalt, bloß es gingen keine Meldungen ein. Herr Stannarius hätte die 1200 Mark nehmen sollen; das sei ein sehr gutes Angebot gewesen, wie es bei hundert Patenten nur von einem, höchstens zweien erzielt werde. Bekanntlich sei jetzt auch flaute Zeit, geschäftliche Krisis u. s. w.

Haberland redete zu, und der Apotheker trat von neuem mit der Metallfabrik in Verbindung. Ob sie nicht dreitausend Mark zahlen wolle, fragte er hochachtungsvoll und ergebenst an.

Auf einer Postkarte erhielt er als Antwort, daß die Fabrik sich jegliche Korrespondenz mit ihm verbäte.

Eine andere Metallfabrik schrieb nach wieder einer Woche, sie wolle 300 Mark für die Ausnutzung des Musterschutzes zahlen.

Der Apotheker warf seinem Freunde entrüstet den Brief vor die Füße und fragte ihn, ob sie den Mann verklagen wollten wegen dieser Unverschämtheit.

„Nein,“ entgegnete Wilhelm, „wir wollen die dreihundert Mark nehmen! Es ist doch ein kleiner Gewinn!“

Es kam zu einem langen Streit; aber Haberland bestand auf seinem Kopf, und endlich gab Stannarius nach. Höchst mißmutig schrieb er, daß die Fabrik das Geld schicken möge.

Am Abend, als der Tauschhandel vollzogen war und der Briefträger die dreihundert Mark gebracht hatte, lachte er bitter auf und sagte:





**Cotillon.**

Nach der Original-Zeichnung von J. v. Wodjinski.

„Das sollen nun Millionen sein!“

„Danach sieht es nicht aus,“ sagte Herr Bock hinter ihm, „aber es ist ein hübscher Groschen Geld! Darf ich fragen, woher das kommt?“

„Für einen Musterschuhartikel, meine Erfindung,“ erwiderte er und begann zu erzählen von seinen Berechnungen und Plänen.

„Immer Geld und Geld!“ sagte Herr Bock.

„Natürlich, Herr Bock, Geld ist die Quelle alles Glücks. Man kann Häuser, Pferde, Ehre und selbst Verstand damit kaufen!“

„Völlig richtig, Herr Stannarius, auch Verstand! Wer Geld hat, gilt auch als klug — äußerlich wenigstens; denn all das Glück, welches Sie da aufzählen, ist nur ein äußerliches, und ungefähr wie ein getünchtes Grab, das Leichen verbirgt, oder eine schöne Maske, hinter der sich eine Frage versteckt. Nur Arbeit und Genügsamkeit geben ein wirkliches, stilles Glück!“

„Aber Ehre genießt der Reiche doch!“ warf der Provisor ein.

„Gewiß, aber von wem? Von dem Verschlagenen, der aus Eigennutz ihm äußere Ehre angedeihen läßt! Wahre Ehre ist eine Frucht, die jeder gute, aufrichtige Mensch pflückt, der seinen Mitmenschen mit Wohlwollen und Liebe begegnet, und der Barmherzigkeit übt!“

„Solcher Sinn ist mir nicht gegeben!“

„O, ich glaube doch! Sie sind gewiß kein schlechter Mensch! Und wenn Ihnen ein solcher Sinn nicht angeboren wäre, so läßt sich diese Tugend doch üben; denn durch Übung verändert man das Gepräge der Natur. Das Gute, das in jedem Menschen ist, pflegen, sich selbst erziehen zu männlicher Gemütsart, zu festen Grundsätzen, das ist ein dauerhafter Grund zu menschlicher unvollkommener Glückseligkeit als der Schimmer, den der Glanz des Goldes um sich wirft. Streift man den Schein ab, entfernt man den Glanz, so bleibt der einfache Stoff übrig, der darunter versteckt war!“

„Man kann aber doch so viele Bedürfnisse mit dem Gelde befriedigen!“

„Gewiß, nur sollte man wenige Bedürfnisse haben und stets mehr an seine Pflichten als an die sogenannten Bedürfnisse denken. Was läuft alles unter dem Namen Bedürfnisse herum! Die niedrigsten Begierden, die unedelsten Leidenschaften, die kein Mensch ungestraft befriedigt! Denken wir also immer an die Pflichten, die das Leben uns auferlegt, und die keiner gering achten darf! Machen Sie einmal einen Gang in die Hütten der Armut, dort werden sich Ihnen Ausblicke zeigen, die ernste Gedanken wachrufen müssen, die Ihnen das nackte Leben der Wirklichkeit ohne Blendwerk zeigen!“

Stannarius schwieg vor der Beredsamkeit seines

Prinzipals, und da seine freie Stunde gekommen war, machte er Haberland seinen Abendbesuch.

„Ich komme mir wie ein Schwamm vor,“ sagte er beim Eintreten, „sehe ich nicht gelb aus? Ich habe so viel Lebensweisheit bei meinem Prinzipal aufgesogen, daß ich vollgefüllt davon bin wie ein Schwamm mit Wasser. Habe ich gelbe Flecke im Gesicht? Mich dünkt, ich fühle mich kalt und klebrig an!“

Ida brachte das Abendbrot.

„Ida!“ sagte Stannarius, „sehen Sie mich einmal an!“

Das Mädchen that es.

„Sagen Sie, ist es mir anzusehen, daß ich beinahe den Stein der Weisen gefunden hätte?“

„Ach,“ erwiderte sie, „ich weiß all, wor't gesohten is! Sei willen mit mi eis wedder Ehren Spijöl driven!“

„Nein, im Ernst, Ida, ich wäre beinahe schwer reich geworden in diesem Monat!“

„Dat glöw id, de Fisch, den einer nich fongen hett, is immer grot weft!“

„Dann hätte ich Ihnen ein gutes Trinkgeld gegeben, eine Mark mindestens!“

„Behollen S' man de Mark un laten S' sich bei nich verfrieren!“

„Ja, das sollte nur eine Abschlagszahlung, so eine Art Handgeld sein. Ich habe nämlich den Entschluß gefaßt, Hymens, Fesseln zu tragen, oder, wenn Ihnen dies verständlicher ist, mich zu beweiben, muß aber, da es mir nun an Vermögen gebricht, mich zuvörderst über die Vermögensumstände meiner Erlorenen unterrichten, und so frage ich Sie, Jungfer Ida, wie viel Mitgift Ihre Frau Mama Ihnen zugedacht hat; denn das muß ich wissen, bevor Ihre hochverehrte Mama meine Schwiegermutter wird!“

Spott und Neckerei sind böse Körner, und die Saat, welche daraus rasch und geil aufsprießt, ist der Haß. Ida war zu ungebildet, zu gutmütig und zu corpulent, um zu hassen. Des Apothekers Spott rief bei ihr tiefste Niedergeschlagenheit und großen Kummer hervor.

Sie hatte ungefähr verstanden, was Stannarius von ihr gewollt, und indem sie sich in ihrer Fassungslosigkeit an der Tischkante festhielt, sagte sie schluchzend:

„Sei siind en klauen Mann, Herr Stannarerous, dat liest Sei kein Ratt af, und id glöw ud, Sei siind en gauden Mann, wenn Sei ud oft mit mi spaßen, un wenn ud allerlei dumm Tüg in Ehren Kopp rümspillunk. Awer wenn Sei mi frigen willen üm Geld, denn möt id Sei seggen, dat id nids wider hem as min Pän'n tau'n Arbeiten! Min Mudder is ärmer as arm; sei is des Dag utpandt, un de Rauh is ehr ut'n Stall halt worden;

darvon hett sei sich füs noch nähren künnt. Id gew ehr minen ganzen Lohn, dat sei man nich nah't Armen- hus rin künmt. Sei kann nich mihr vel arbeiten!"

Die Thränen stürzten dem armen Mädchen aus den Augen, und Stannarius blickte ratlos auf Haberland.

"Herr Stannarius macht ja nur Spaß, Ida!" sagte er in gütigem Tone.

"Dat 's en slichten Spaß," erwiderte sie, mit der Schürze vor den Augen, "en Minschen wegen sin Armut tau necken. Sei weiten nich, wur weih de Hunger deiht, un wur Minschen tau Maud is, dei kein Hüfung —"

Das Weitere verklang im Schluchzen; das Mädchen weinte bitterlich.

Als sie sich gefaßt hatte und hinausging, sagte sie zu dem Apotheker, der plötzlich völlig stumm geworden war:

"t is nich recht, wenn de Minschen sich gegen ehren Willen weih dauhn; äwer ut reinen Overmut einen Minschen weih dauhn, dat is slicht!"

Damit machte sie die Thüre zu.

Stannarius sah seinen Freund mit einem unglaublich dummen Gesicht an und sagte:

"Du, Haberland, gib mir eine Backpfeife, ich bitte dich!"

"Das kommt von deiner ewigen Neckerei!" sagte Haberland.

"Ja, davon kommt es!"

"Du hast das arme Mädchen sehr verlegt!"

"Ja, gewiß! Wer sonst als ich?"

"Du verdienst deinen Namen „Bremse" mit Recht wegen deines Ganges zur Satire! Du stichst für deine Jahre recht gut!"

"Ganz recht! — Du, Haberland!"

"Ja?"

"Geben die Bremsen auch Honig!"

"Ich weiß nicht, ich habe in der Naturgeschichte niemals gute Censuren gehabt; meine starke Seite war immer das Singen! Soll ich dir einmal etwas vorsingen? Ich singe ganz gut!"

"Nein, danke, es rumort mir so schon in den Knochen von all den Betrachtungen und Ermahnungen, die Herr Bock über mich ausgegossen hat. Aber die Bienen geben Honig, das weiß ich ganz gewiß und stechen auch gerade wie Bremsen."

"Ja!"

"Ich habe einen Entschluß gefaßt!"

"Hast du ein neues Patent gefunden?"

"Hol der Geier alle Patente! Ich will an Ida gut machen, was ich versündigte!"

"Willst du sie heiraten?"

"Ne!"

"Ich wäre sonst ganz gern Trauzeuge gewesen! Was hast du vor?"

"Ich will ihrer Mutter die dreihundert Mark geben!"

"Donnerwetter, ich dachte, die wollten wir teilen, damit wir doch Entschädigung für alle unsere Verluste haben!"

"Nein! Das ist nicht die Hauptsache! Wohl- wollen und Liebe — das Übrige kannst du dir von meinem Herrn Bock erzählen lassen; es kommt auch etwas von Hütten der Armut drin vor! Ich will's so mit dem Gelde, Herr Bock hat recht; wir merken's doch wenig, ob wir das Geld haben! Wir haben beide unser gutes Auskommen, und wenn wir uns obendrein etwas einschränken mit Trinken und Rauchen —"

"Halt auf, das kenne ich!"

"Nun, dann rauchen wir weiter, aber mit Mäßigkeit, wie es sich gehört!"

"Ja!"

"Und Idas Mutter bekommt das Geld!"

"Meinetwegen, wenn du durchaus nicht anders willst!"

Ida zierte sich gar nicht, als die Freunde ihr das Geld überreichten, holte ihre Mutter, und die beiden Freunde hatten mit Armen und Füßen zu wehren, um sich von der dankbaren Weiblichkeit nicht küssen zu lassen.

"Göhrenkram! Göhrenkram!" rief Stannarius in komischem Entsetzen, als die alte Frau sich ihm näherte und den Mund abwischte.

Der Mutter wurde wirklich mit der großmütigen Gabe geholfen, das ist das Beste an dieser Geschichte, und die alte Frau sagte noch oft, daß wir in einer Zauber- und Märchenwelt leben.

Auch für die beiden Freunde war diese Periode ihrer Jugendzeit immer eine Quelle angenehmster Erinnerungen.







Don

Arthur Achleitner.

Mit zwölf Illustrationen nach Original-Zeichnungen von H. Braun.

Nachdruck verboten.

**I**st es Vermessenheit, die aus dem Castellum Virteburg entstandene uralte Stadt Würzburg mit solchem Schmuckwort zu bezeichnen?

Weder Vermessenheit noch Schmeichelei ist es, das heutige Würzburg die anmutigste Stadt des blauweißen Königreiches zu nennen. Soll nur eine andere Stadt sich aus dem siebenten Jahrhundert unter dem eisernen Druck furchtbarer Verhältnisse so entwickeln, Schritt für Schritt um die Kultur kämpfen in heißem Ringen, die Patina ehrwürdigen Alters sich bewahren und trotzdem eine moderne Stadt sein mit allem Reiz, aller Bequemlichkeit! Würzburg umspinnt der Zauber der Neben, die alte Bischofsstadt ist von Mutter Natur üppig bedacht, sie liegt landschaftlich so günstig, daß man nur von Anmut sprechen kann.

Die Geburtsstadt des Prinzregenten Luitpold von Bayern stand in ihren Anfängen unter thüringischer Herrschaft, um 630 war Herzog Radulf ihr Gebieter, dem der gewalthätige Enkel Radulfs, der Franke Gosbert in der Herrschaft folgte. Bannerträger der Kultur in jener Zeit war indes weder Radulf noch Gosbert, sondern der schottische Wanderbischof Kilian, dem der Würzburger Gau die Christianisierung zu verdanken hat. Kilian häupte seinen Einspruch in die Familienverhältnisse des Herzogs

samt zwei Gefährten mit dem Tode, die auf Zureden Kilians vom Herzog verstoßene Gailana, Gattin des verstorbenen herzoglichen Bruders, rächte sich und ließ die Schotten ermorden. An der Blutstätte entstand der erste Dom des neuen Bistums, die heutige Neumünsterkirche.

Wie anderwärts führten Invasionen, hier die Angriffe beutegieriger Ungarn, zu Befestigungen. Würzburg hatte schon zu Ende des 10. Jahrhunderts Wälle und Gräben, Fortifikationen, die neun Jahrhunderte hindurch standhielten und Zeugnis gaben für den strategischen Blick der Bischöfe, von denen Gerold von Hochheim 1168 durch Barbarossa die Herzogswürde erhielt. An Würzburger Reichstagen dürfte Heinrich der Löwe wenig Freude gehabt haben, die Reichsversammlung von 1180 setzte den Löwen seiner Lehen und gab sie dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach.

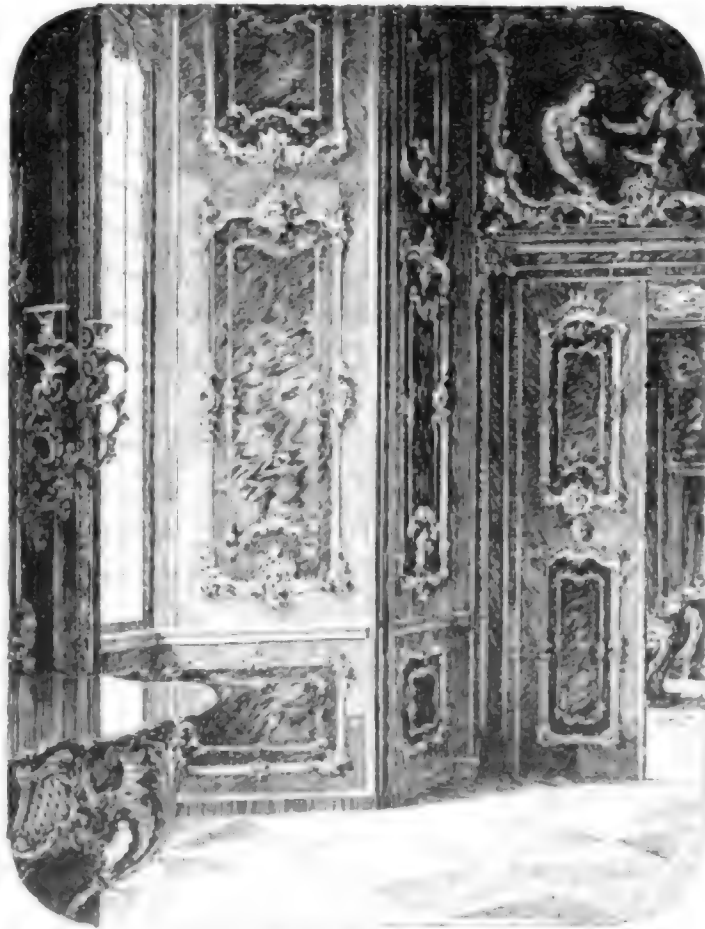
Die Würzburger Lebhaftigkeit von heute mag im 13. und 14. Jahrhundert erklecklich schärfer, ja offene Gärung unter der nach Reichsunmittelbarkeit lüsternden Bürgerschaft gewesen sein; die Chronik verzeichnet häufige Aufstände, die regelmäßig mit Niederlagen endeten. Den Reichstraum trieb Gerhard von Schwarzburg den Würzburgern um 1400 endgültig aus. Verstand sich der Episkopat in alter Zeit auf

Stadtbefestigung und Abwehr von Angriffen, so hüßte die mit den Bündlern fraternisierende Stadt ihr Liebäugeln mit den Bauern unter der Faust eines Frundsberg; Würzburg mußte sich am 7. Juni 1525 dem schwäbischen Bundeshauptmann ergeben. Ein Halbjahrhundert später hatte die Stadt das weltberühmt gewordene Juliuspital und die Universität in ihren Mauern, Gründungen des ebenso weisen wie edlen Fürstbischofs Julius Echter von Nespelbrunn (1575—1617).

Durch Gustav Adolf, der 1631 den Marienberg schlang im Sturm genommen, ward Würzburg weimarisch, doch machte die Schlacht bei Nördlingen (1634) der Bernhardinischen Herrschaft ein Ende. 1650 folgte eine erneute Befestigung, mit welcher die innere Ausschmückung Schritt hielt, Fürstbischof Franz Graf Schönborn begann mit dem Bau des Residenzschlosses. Den friedlichen Zeiten reichten sich mit der Jahrhundertwende schwere Schicksalsschläge an, der Friede von Lunéville (9. Februar 1801) stürzte das Fürstbistum, das 1803 als Herzogtum an Bayern fiel. Den toskanischen Großherzog Ferdinand hatte Würzburg vom Friedensschluß zu Preßburg bis zum Sturz Napoleons I. als Herrscher, bis 1814 das würzburgisch-toskanische Großherzogtum endgültig an Bayern fiel. Den letzten Kanonendonner hörten die Würzburger 1866, preussische und oldenburgische Geschütze schossen am 27. Juli die Festung Marienberg in Brand, die ein Jahr darauf ihres Festungscharakters entkleidet wurde, und heute als Kaserne mit hübscher Aussicht dient.

Schloß und Juliuspital fesseln den Fremden auf Würzburgs Boden in erster Linie. Vor dem Entstehen des jetzigen Schlosses hatte schon Fürstbischof von Greiffenklau sich durch Antonio Petrini, von dem später noch die Rede sein wird, um die respectable Summe von 38216 Gulden 13¼, Bahren fränkisch einen Palazzo unweit der Stelle des jetzigen Residenzschlosses erbauen lassen, doch scheint der welsche Architekt nach modernsten Prinzipien, *fin de siècle*, gebaut zu haben, denn der Palazzo erwies sich schon vor Bezug baufällig, dem Einsturz nahe, so daß er wieder abgetragen werden mußte. Greiffenklau folgte Joh. Phil. Franz Schönborn, dessen Familie sich durch besonderen Kunstsinn und Schönegeistigkeit auszeichnete und ihren Namen durch prächtige Bauwerke verewigt hat. Graf Franz Schönborn faßte im zweiten Jahre seiner Regierung den Plan der Erbauung eines

Schlosses und wählte entgegen dem Brauch der damaligen Zeit, sich wälscher Baukünstler zu bedienen, vielleicht auch gewöhnt durch Petrinis Pfuscherarbeit, den Artilleriehauptmann Joh. Balth. Neumann zum Baumeister, und der Fürstbischof hatte diese Wahl nicht zu bereuen, wiewohl der Schloßbau etwas lange, „bloß“ 24 Jahre dauerte (1720—44) und sich die Vollendung durch die Regierung dreier Bischöfe hindurch verzögerte. Durch Franz von Schönborns Opferwilligkeit reichlich mit Baugeld versehen, konnte Neumann die berühmtesten Künstler beiziehen, es wirkten mit die Stuckateure Geneca und Castelli, der Maler Pellegrini, später der große Venetianer Tiepolo, und der berühmteste Architekt der französischen Hauptstadt, Boffrand, kam aus Paris persönlich an den Main, um Neumanns Pläne zu prüfen. Auf die Noblesse eines Franz Schönborn kam die Sparmut eines Putten, unter dessen Regierung der Weiterbau mehrfach sehr fraglich wurde. Franz von Putten starb schon nach fünf Jahren, und nun folgte abermals ein Schönborn auf dem Stuhle St. Kilians, der, ein echter Sproß seines kunstfinnigen Geschlechtes, den Bau wieder eifrig förderte. Im November 1739 konnte Friedrich Karl einen Teil



Aus dem Thronsaal des Residenzschlosses.



des Residenzschlosses beziehen und um sich eine ganz auserlesene Künstlerschar versammeln. Kein Wunder übrigens, daß die Künstler dem Rufe des Erzbischofs rasche Folge leisteten, denn Friedrich Karl gab mit vollen Händen. So erhielt Tiepolo für die Fresken des Treppenhauses 12000 Gulden, für jene des Kaisersaales 6000 fl., für verschiedene Staffelei-gemälde rund 3000 fl. und eine besondere Reise-entschädigung von 2000 fl. Am 30. Dezember 1744 war der Bau nach außen vollendet, ein Bau, den der auf sein Werk mit Recht stolze Baumeister Neumann selbst einen „wunderprächtigen Palast“ nannte. Der Palast enthielt nebst der Kirche 5 Säle, 312 Gemächer, 15 Küchen und 947 Fenster, er ist eine der herrlichsten Schloßanlagen des 18. Jahrhunderts.

Wer eine Perle des Barock sehen und studieren will, durchwandere offenen Auges und Sinnes die Würzburger Residenz. Das vor einigen Jahren durch Brand schwer beschädigte, doch wieder trefflich restaurierte Gebäude hat eine Höhe von 21 m, eine Tiefe von 89 m, die Länge beträgt 167 m. Für die Behäbigkeit und das kulinarische Verständnis der damaligen Herrscher spricht die Zahl der im Schlosse verteilten Küchen.

Das Gebäude ist mit seinen beiden Halbgeschossen vierstöckig, die untere Ordnung dorisch, die obere römisch; jede Ordnung begreift zwei Stockwerke.

Die Fenster sind groß, reich verziert, weit auseinander gestellt und bringen namentlich an der Ostfassade, gesteigert durch das schöne Baumaterial, grünlich-gelbe Steine, eine herrliche Wirkung hervor. Ein Meisterstück der Baukunst nach dem Urteil von Kennern ist der innere weite Raum der Halle unter dem Hauptballon, dessen Gewölbewiderlager nach der Breitseite auf Pfeilern und freistehenden Säulen ruhen.

Im Mittelbau ist das prächtige Treppenhaus, dessen Plafond geschmückt ist mit dem Freskogemälde des Venetianer Meisters Tiepolo, darstellend den „Olymp und die vier Erdteile.“ Von demselben Meister gemalt ist das Deckengemälde des 26 m langen Kaisersaales, die im Jahre 1156 in Würzburg vollzogene Vermählung Kaiser Friedrichs I. mit Beatrix von Burgund schildernd.

Die Ausschmückung dieses Saales ist wahrhaft majestätisch. Über ein von 20 kannelierten rötlichen Marmorsäulen getragenes goldenes Gesims von gleichem Marmor wölbt sich die Decke mit Tiepolos großartigem Gemälde, das die dem 18. Jahrhundert eigentümliche Vermischung von antikem und modernem Wesen zeigt: Apollo führt auf seinem von Schimmeln gezogenen Sonnenwagen dem Kaiser die Braut zu. Der Olymp, Bacchus, Ceres, Venus befinden sich in seinem Gefolge. Im Hintergrunde



Treppenhaus im königlichen Residenzschloß.

harrt Barbarossa, umgeben von Rittern mit dem Reichspanier und dem des Herzogtums Franken. Auf den beiden Seiten des Gewölbes zeigt das Bild rechts die vom Bischof von Hochheim zu Würzburg vollzogene Trauung des kaiserlichen Brautpaares, links die Belehnung des Fürstbischofs mit dem Herzogtum Franken. Die Harmonie des Kaisersaales steigert der mit roten und weißen Marmorplatten belegte Fußboden.

Einem Schmuckkästchen vergleichbar ist die Schloßkirche, reich an Marmorsäulen und Zierat von farbigem Stein und Bronze. Die zwei Altargemälde stammen ebenfalls von Tiepolo. Auf einer Wanderung durch die Flucht der Schloßgemächer drängt sich eine gewisse Ähnlichkeit mit Versailles sofort auf, wie wir auch bald auf Spuren des Sonnenkönigs stoßen. Ein Geschenk Ludwigs XIV. ist ein prachtvoller Gobelin, darstellend die Alexanderschlacht. Beim letzten Brand im Schlosse zitterte wohl ganz Würzburg vor Angst um die Gobelins in den ehemaligen fürstbischöflichen Gemächern, die bekanntlich einen hohen Wert repräsentieren und unersetzlich wären im Falle eines Brandunglücks. Besuch der Fremde nach dem Gang durch den schimmernden nördlichen Spiegelsaal die Gemälsammlung, so wird er auf echte van Dyck, Veronese, M. Verchens „Juno und Argus“, H. von Valen „heilige Familie“ in lebensgroßen Figuren, J. Lievens „große Beweinung Christi“ u. s. w. stoßen. Die Sammlung ist namentlich an prächtigen Stillleben reich, die von hervorragenden alten Meistern stammen, so von G. B. Weenix, J. van Streeck, Elias Bonck, B. van der Meer, C. Luyfs.

Wo 15 Rüchen stehen, muß der Keller entsprechend berücksichtigt sein, und der Würzburger Schloßkeller ist wohl einer der größten in Deutschland. In diesen mächtigen Räumen lagert das edle Nebenblut aus dem königlich bayerischen Weingut, dessen Ertragnisse mit rund 68000 Mark im Etat des Königreiches eingesetzt sind. Liebevoll gepflegt werden hier die Sorten: der edle aromatische „Leist“, der feurige „Stein“ und der blumige „Pflüben“, Namen, die jedes Franken Herz höher schlagen lassen und seine Lippen reizen. Dann noch der kräftige „Cal-muth“, der feine „Hörstein“. Über 200 dickbäuchige



Zimmerflucht vom Spiegelsaal des königlichen Residenzschlosses aus.

Fässer lagern in den massiven Gewölben, meist alte Herren, ehrfurchtgebietend und Neid erweckend bei jedem, der diese heiligen Hallen ohne Trunk verlassen muß.

Se. Königl. Hoheit der Prinzregent ist im dritten Stockwerk dieses unvergleichlichen Schlosses geboren; ein Jahr früher erblickte auch seine Lieblingschwester, die Herzoginwitwe Adelgunde von Modena, hier das Licht der Welt. Die gleichfalls hier geborenen bayerischen Prinzessinnen Theodolinde und Hildegard sind bereits im Jenseits.

Ein köstlich Wandern ist's durch den 1729 angelegten lauschigen Hofgarten mit dem neuen Orangeriehaus und einem Café, so daß die Würzburger es gar herrlich haben in diesem Lustkulum. Entbehrliches aus Herrenchiemsee hat hier seine Aufstellung gefunden, dafür entbehrt das Inselschloß so ziemlich alles.

Vor dem Schloß sendet der Luitpold-Brunnen seine Wasser hernieder, errichtet vom Kreise Unterfranken und Aschaffenburg 1894 zum 70. Geburtstage des Prinzregenten, entworfen und ausgeführt von Ferd. v. Miller. Der Brunnen stellt dar: oben die Frankonia, darunter das Porträtmedaillon des Regenten, unten die lebensgroßen Figuren von Riemen-schneider, Mathias Grünwald, und Walther von der Vogelweide, der just in Würzburg zur ewigen Ruhe gebettet ward.

Der Meister des Liedes, der größte Lyriker des Mittelalters, starb ca. 1230 und ward im alten Kreuzgang der dem 11. Jahrhundert entstammenden Neumünster Kirche begraben. Die berühmte rote





Aus dem Schlosspark.

Barockfassade wurde von 1711—1719 erbaut. Ein Duzend Jahre später die Kuppel aufgesetzt. Außen zopfig, trägt diese erstmals schon 851 abgebrannte Kirche in der inneren Ausstattung Jesuitenstil und birgt im Chor ein Gemälde von der Hand M. Wohlgemuts, des Lehrers A. Dürers. Die ehemalige Schottentkirche hat das Denkmal des Abtes Trithemius von Niemenschneider an die Neumünsterkirche abgeben müssen. Aus den Grüften wehen mancherlei Sagen; so soll ein Kreuzifix einen schwedischen Soldaten, der sich eine kleine Kirchenberaubung leisten wollte, an den Armen über Nacht festgehalten haben. Das „wie“ wird in keiner Legende erzählt. In der unteren Krypta ist der Ort, wo die Gebeine des Frankenapostels Kilian vergraben worden waren. Außen an der Südseite des romanischen Chors im Leichenhose ist seit 1843 dem „Herrn Walther von der Vogelweide“ ein neuer Denkstein errichtet, dessen deutsche Inschrift (es ist auch eine lateinische da) von König Ludwig I. stammt. Von Walthers Stiftung, daß auf seinem Grab den gesiederten Sängern

Futter gestreut werden solle, ist nichts mehr als die Steinschale am Grabstein vorhanden. Das Vogelfutter scheint dem Kollegiatstift im Laufe der Zeit zu kostspielig geworden zu sein und boshafte Leute sagen, die Waltherstiftung sei später in eine Weißbrotspende für die — Klosterherren verwandelt worden.

Den mutmaßlichen Grabstein Walthers fand man 1882 bei Abbruch des an die Kirche stoßenden Rappertschen Wirtsanwesens; er zeigte in der Mitte das Porträt eines Mannes mit kurzem Bart und langen Haaren, die Gesichtszüge undeutlich, wie absichtlich zerstört. Unter dem Porträt-Medaillon halten zwei Vögel ein Spruchband, der übrige Teil des Steines ist reich ornamentiert, die Inschrift des Sockels ist gänzlich abgesehert. Die gleich-

zeitig ausgegrabenen Reliefs zeigen über den Köpfen Heiligenschein, der hier fehlt, weshalb anzunehmen ist, daß man den Grabstein Walthers gefunden hat, zumal die das Spruchband haltenden Vögel wohl nicht zufällig angebracht worden sein dürften. Der

Stein befand sich genau an der Stelle, welche die Tradition als die Ruhestätte Walthers bezeichnete. Im „Zusamgärtchen“ hatte der Sänger seine Vogelweide, den ausgehöhlten Stein zur Aufnahme von Wasser und Futter für seine Lieblinge, im Gärtchen beschloß er seine Lebenstage und im alten Kreuzgang ward Walther begraben.

Der Würzburger Dom hat eine lange Leidensgeschichte. Die heutige kreuzförmige Pfeilerbasilika im romanischen Stil wurde 862 von Bischof Arno begonnen und brannte immer wieder ab. Ebenso fleißig wieder aufgebaut, kam viel Flickwerk im Stil dazu. Die innere Ausschmückung im Zopfstil stammt aus dem 18. Jahrhundert. Der Dom umschließt die Grabstätten von mehr als 30 Bischöfen. Die Denkmäler für Lorenz v. Vibra († 1519) und Ru-



Der Frankonienbrunnen.



Inneres der Hofkirche.

dolf v. Scherenberg († 1495) sind von Niemenschneider. Wo früher die Domherren bestattet wurden, ertönen jetzt Geigenklang und Hörnerschall. Der über der Begräbniskapelle befindliche Kapitelsaal mit Nebenräumen dient heute den Zwecken der Königl. Musikschule, die 1811 von Prof. Dr. J. Fröhlich gegründet, seit 1875 als staatliches vollständiges Konservatorium für Musik einen vorzüglichen Ruf genießt und in Heranbildung eminenter

Fachmeister teilweise die Glanzzeit eines Kreises in Prag überflügelt hat. Cellisten, Kontrabassisten und Klarinettenisten aus der Würzburger Musikschule haben in den 70er Jahren in Wien Furore gemacht.

In der ursprünglich romanischen, 1717 im Barockstil erneut aufgerichteten Peterskirche erregt die prächtige Kanzel die Bewunderung der Kirchenbesucher.

Renaissance und Gotik in den Formen vermischt präsentiert die Universitäts- oder Neubau-Kirche,





Die Neumünsterkirche.

deren Turm als Sternwarte dient. Sie ist 1582 begonnen worden, kam aber 1796 außer kirchlichen Gebrauch und mußte bis 1866 Profanzwecken dienen. Der Restaurierung muß man zugestehen, daß sie das beste leistete, um der interessanten Formvermischung gerecht zu werden.

Das bedeutendste Bauwerk nächst der Residenz ist das Juliuspital, ein Haus, das täglich zirka 700 Personen Obdach und Pflege giebt, darunter über 400 Kranken. Die Stiftung Echters wurde bereits 1580 eingeweiht, und ist seit der Vereinigung mit den klinischen Anstalten eine anerkannte Schule für junge Ärzte. Der alte Bau ist natürlich längst verschwunden, Front und Seitenflügel wurden 1799 durch Baumeister Jodelheimer aufgeführt. Das

Juliuspital besitzt ein Vermögen von über 9 Millionen Mark, 300 Gebäude, 18 000 Morgen Waldungen und 8000 Morgen Garten-, Acker- und Wiesenland. Den Gefunden interessiert der Keller im Juliuspital, der sich mit dem Würzburger Schloßkeller nahezu messen kann. Die Weine dieser Stätte, namentlich Bocksbeutel und Steinwein, haben großen Ruf bei Kennern, es thut jenen, die überhaupt zwischen Schloß- und Juliuspitalweinen wählen können, die Wahl nicht wenig wehe. Wie heißt doch der altfränkische Weinspruch:

„Zu Bacharach am Rhein,  
Zu Klingenberg am Main,  
Zu Würzburg an dem Stein,  
Sollen sein die besten Wein.“

Der Spruch meint bezüglich Klingenger den Köthel, der auch außerhalb des freundlichen Mainstädtchens im ganzen Frankenland getrunken wird. Was nun den edlen Steinwein anlangt, so ist in Betracht zu ziehen der Jahrgang und das Weinverständnis der Familie, deren Sproß den Tropfen zu Würzburg schlürft. Das klingt paradox, nahezu unverständlich, und doch kann die Behauptung hübsch bewiesen werden. Man er-

innere sich nur an die väterliche Mahnung: „Mein Sohn, geh' nicht an den Rhein.“ Papa scheint da Erfahrungen gesammelt zu haben, ohne sich über dieselben jedoch des näheren zu verbreiten. Im nördlichen Bayern gab es zu meiner Jugendzeit ganze Familien, deren weibliche Chefs nicht genug gegen den Würzburger Steinwein zetern konnten und jedes Männerwesen dem Verderben preisgegeben sahen, das in Würzburg in helle Frauenaugen blickt und Steinwein dazu trinkt. Gewiß wurde dem Würzburger Wein Anerkennung gezollt, aber dem Konsum schrieb man alle möglichen und unmöglichen Krankheitsfolgen zu. Ob solche in ganzen Familien erbmäßig erteilte Warnungen die Ursache waren, daß selbst einge-schleifte Biertrinker, echte altbayerische und schwä-

bische Corpsstudenten mit Vorliebe die alma mater in Würzburg aufsuchten? Jedenfalls war es zu damaliger Zeit eine hübsche Reklame für Frankenwein bei jungen Leuten, eine Reklame, die der Steinwein, seit er fürsorglich auch als Flaschenwein behandelt, ich möchte sagen, sorgsam gebaut wird, heute nicht mehr braucht, denn sein Ruf ist von europäischer Ausdehnung, sogar bis nach dem sonnigen Bozen gedrungen, wo man das Blut der weißen Burgunderbe in verzierte Bocksbeutelflaschen füllt, um die Verkaufsfähigkeit zu erhöhen. Mir in jungen Jahren und wohl auch vielen anderen Studenten hat der Steinwein so wenig geschadet wie das Gucken in strahlende Augen. Strahlende Augen, ja die haben Würzburgs holde Frauen und Mädchen, Augen zum schwärmen! Sagt man, Florenz habe die schönsten und leichtlebigen Frauen, so darf man behaupten, die herrliche Bischofsstadt besitz die beweglichsten Frauen trotz Krummstab und Mitra. Frauen mit tiefgründigen Augen und lebhaftem Temperament. Heißt es doch, auf der ganzen Welt giebt es keine nettere Universitätsstadt wie Würzburg. Anmut bei Frauen und Mädchen, Anmut der Landschaft. Der verbissenste Griesgram wird in Würzburgs Nebge-

länden aufthauen, so es nicht salzburgisch „Schnürl regnet.“ Der Main ist überaus empfindlich gegen Wetterunbilden; schon allein graue Wolken verderben die Laune am Main. Wo es sonst leuchtet und funkelt, lacht und singt, wo im glühenden Sonnenstrahl die Trümmer alter ephemeranker Burgen von vergangenen kraftstrogenden Zeiten geheimnisvoll erzählen, der Main vergnüglich glühend den Silberleib durch die grünen Lande schiebt, mit einem Schlag ist die Mainherrlichkeit verweht, wenn das Firmament ungnädige Falten zieht. Selbst in den Bergen ist Regenwetter leichter zu ertragen als am Main. Und der Himmel scheint ein Einsprechen zu haben, er bevorzugt die fränkische Stadtperle, und häufig genug liest man, daß die Würzburger im lachenden Sonnenschein jauchzen, indes die Münchener frierend die Erfindung der Regenschirme preisen, und die Nürnberger Staub schlucken.

In alter Zeit maßgebend für die deutsche Ritterschaft durch ihre Kampfordnung, berühmt durch die Turniere, ist das moderne Würzburg die Wohnstätte des Erfinders der X-Strahlen und durch Dr. Röntgen in wenigen Tagen in der ganzen Welt bekannt und viel genannt worden. So kann auf den das Streit-



Innerco des Tomes.



roß tummelnden Ritter der Kämpfe der Wissenschaft kommen in ein und derselben Stadt, nur daß etliche Jahrhunderte dazwischen liegen. Und in diesem Verweben alter Zeit mit dem neuen Geiste liegt ein unbeschreiblicher Reiz Würzburgs. Kirchen und episcopale Gebäude zeigen den Charakter alter Zeit und fürstbischöflicher Selbstherrlichkeit, ein Stück interessantesten Altertums, das gottlob mit verständnisvoller Pietät gepflegt und erhalten wird, während Neu-Würzburg in seinen Bauten jüngster Zeit sich als moderne, vornehme und heitere Stadt präsentiert. Die Altstadt hat man mit wohlgepflegten Anlagen in einen entzückenden Kranz von Baumgruppen, Bosketten und Bierwiesen gegeben, die sich viele Kilometer weit ausdehnen. Dieses lebfrische



Kanzel der Peterkirche.

Grün um das träumende Alter übt einen ganz poetischen Zauber aus. Das hat man wahrlich der alten Noris fürtrefflich abgeguckt und meisterlich in Scene gesetzt. Nicht minder wohl die Erhaltung alter Türme, an die sich so hübsche Sagen, die freilich in keiner Chronik zu finden sind, knüpfen. Die Schwedenzeit lebt durch die Legende ja heute noch fort und der Türmer des Grafen Edhardtsturmes durch sie. Mußte doch am 17. Oktober 1631 Würzburg an die siegreichen Schwedenwaffen ebenso glauben wie der vertriebene Fürstbischof Franz v. Hatzfeld. Und drei volle Jahre herrschten die Schweden in der gepeinigten Stadt, bis die Geduld der Würzburger riß. Am dritten Jahrestag des Einzuges der feindlichen Scharen stieg Würzburgs Bürgermeister aus den unteren Räumen des Stadthauses in den angebauten Edhardtsturm und verständigte den Türmer davon, daß um die zehnte Abendstunde die Alarmlöcke ertönen solle zum Zeichen des Überfalles auf die den Jahrestag ihres Sieges feiernden Schweden. Solche Verabredung belauschte eine Würzburgerin, die es mit einem schwedischen Soldaten hielt, und warnte den Liebsten, der eine Erhebung der gelnebelten Stadt anfänglich verlachte. Der Türmer aber hörte, knapp vor zehn Uhr abends, dieses Geflüster wieder, sprang hinauf in den Turm, rückte den Zeiger vor und zog die Alarmlöcke so rasch, daß die trunkenen Schweden unmöglich mehr gewarnt werden konnten. Am nächsten Morgen war Würzburg schwedenrein. Der heimgekehrte Bischof lohnte die That der Geistesgegenwart zur Erinnerung mit der Verleihung, daß der Edhardtstürmer allnächtlich die zehnte Stunde eine Viertelstunde vorschlagen dürfe, welcher Gebrauch auch später noch beibehalten wurde. Lange Zeit hieß es daher, daß in Würzburg die Zeit renne. Bei Wein und wohnigen Lippen übrigens durchaus kein Wunder, wenn die Zeit rennt!

Wenn ein lustiger Bruder Studio die Bezahlung von akademischen Schulden auf die Zeit des späteren Geldverdienstes verschiebt, nimmt man es in Würzburg nicht zu genau, denn das Schuldenmachen ist in der anmutigsten Stadt Bayerns sozusagen „historisch.“ Beispielsweise soll die Baurechnung der Peterskirche heute noch nicht bezahlt sein. Die Geschichtsforscher wollen indes nur die Thatsache des Kuppelsturzes anerkennen, und negieren die Sage, daß Petrini, der Baumeister, einen Teufelspakt zur Vollendung des Kolossalwerkes eingegangen und nach dem Kuppelsturz aus Angst vor dem Teufel zu Fuß die Flucht ergriffen habe. In diesem Falle wäre das „Schuldigbleiben“ eigentlich auf Seite des Bischofs.

Würzburgischer Herkunft ist übrigens auch das Sprüchlein: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“ Die Franken unter Bischof Arnos von Würz-

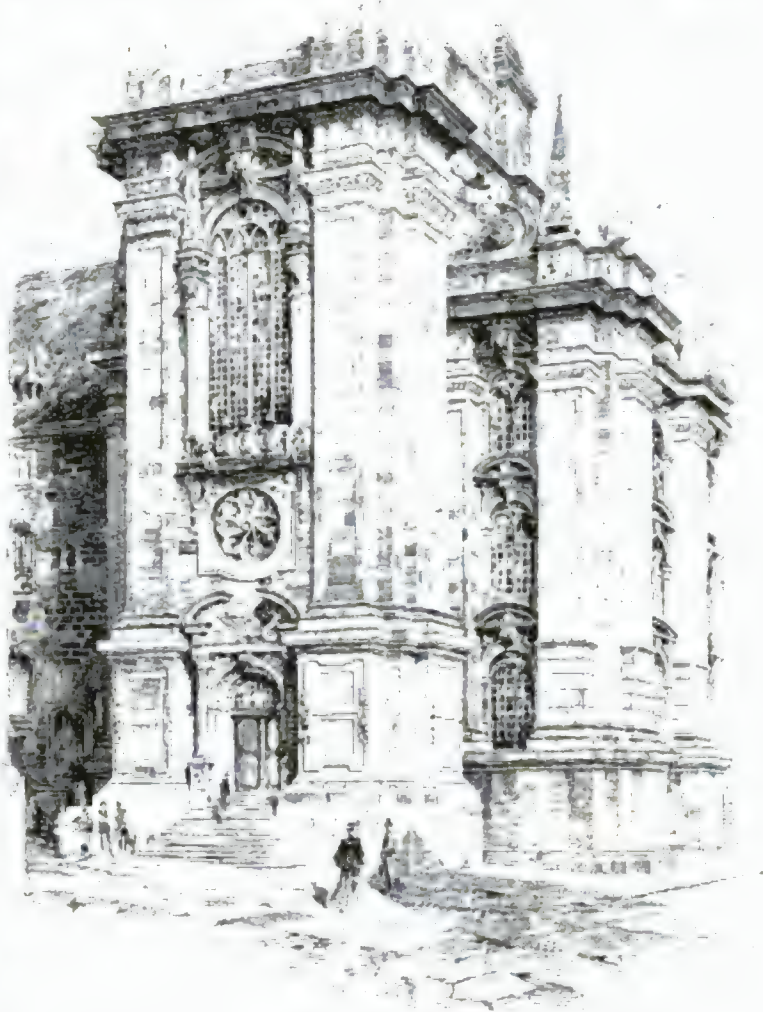
burg Oberbefehl halfen Ludwig dem Deutschen auf seinem Kriegszuge gegen Mähren. Fränkische Tapferkeit half zum Sieg. Zufällig, so lautet die hübsche Sage, hatte „damals“ der Herzog von Behaim (Böhmen) seine Tochter dem mährischen Herzog gegeben und die Braut befand sich auf der Reise ins Land ihres Bräutigams. Davon hörte der schlagfertige Würzburger Bischof durch aufgefangene Boten, überfiel mit seinen Freunden den Brautzug und fing die Braut weg, die er, indes der Herzog sehnüchlig auf sein junges Gespons wartete, dem König auslieferte. Von diesem vielbesprochenem gelungenen Handstreich Arnos von Würzburg her datiert das genannte Sprichwort. Preist man den köstlichen Steinwein im Liede:

„Das ist ein Getränk für Dezember und Mai,  
Das zaubert dem Jecher all' Goldes herbei;  
Das kühl't im Sommer die sengende Glut,  
Das wärm't im Winter das frostige Blut“

so ließt sich verwunderlich die Sage vom Würzburger Abt Macarius, der heilig-mäßig lebte und keinen Wein trank. Mit seiner Abstinenz sollte Macarius aber in eine Klemme kommen, als er in Geschäften beim Bischof Embrico zu thun hatte und dieser den Gast nach Landesbrauch mit Wein bewirtete. Macarius lehnte den Trunk ab, doch Embrico befahl kraft seines oberhirtlichen Amtes zu Ehren St. Kilians den edlen Wein zu kosten. Also stand Macarius zwischen zwei Tugenden, der Tugend des Gehorsams und jener der Enthaltbarkeit, und gehorchte, indem er einen Schluck nahm. Auf seine Bitte kostete nun auch Embrico und wunderte sich gehörig, daß der Steinwein — Wasser war. Der herbeigerufene Mundschenk beteuerte auf Ehr' und Gewissen, den Becher mit edelstem Wein

gefüllt zu haben. Das Wunder ward rasch bekannt und Macarius kam in den Geruch der Heiligkeit.

Der sonstigen Würzburger Sagen ist schier Legion, sie sind in mitunter allerliebsten Gedichten festgehalten wie in Prosaerzählungen. Kehren wir zur Wirklichkeit, zum frisch pulstierenden Leben zurück und preisen wir die schöne Frankensstadt, wie sie es wahrlich verdient, als die anmutigste Stadt des Bayernlandes.



Portal der Neubaufirche.



Aus dem Schlosspark.





## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

Fortsetzung.

Leinwand verlesen.

10.

**T**hea Lucius hatte in diesen Tagen eine Begegnung, die ihr einen sehr unangenehmen Eindruck zurück-

ließ. Sie war, um nach Briefen zu fragen, die etwa im alten Quartier noch für sie abgegeben worden wären, im Gasthose zur Humühle gewesen und kam auf dem Rückweg an ein paar Personen vorüber, die in anscheinend sehr angelegentlichem Gespräche bei einander standen. Es waren ein Mann und eine Frau, und der Ort ein Weg zwischen Gartenzäunen, seitwärts von der Hauptstraße. Und etwas in Haltung und Art der beiden ließ in Thea gleich beim flüchtigen Hinblick den Gedanken aufkommen, daß sie sich absichtlich hier, wo es wenige Vorübergehende gab, hingestellt hatten.

Da ihr Weg sie nun aber gerade hier vorbeiführte, ging Fräulein Lucius natürlich vorwärts, auf das Paar zu. Jetzt erst erkannte sie in der weiblichen Person die Frau Lipprand. Und zugleich sah sie mit peinlichem Befremden bei diesem Weibe eine Bewegung, fast als ob sie sich ihr in den Weg werfen wollte. Dann aber rief jene der anderen Person mit halber Stimme ein Wort zu, augenscheinlich den Namen der Herankommenden, und trat darauf mit lächerlicher Absichtlichkeit weit zurück und pflanzte sich auf, um die junge Dame gewissermaßen an sich vorüber Spießruten laufen zu lassen.

Viel weniger war es nicht, so flagrant war der Ausdruck dreisten Hohnes auf ihrem Gesicht, während sie Thea anstarrte. Unwillkürlich streiften die Augen von Fräulein Lucius auch den Mann, und nun erst traf es sie wie ein Schlag. Was wollten diese Leute mit ihr? Was bedeutete dieser wut- und haßerfüllte Blick des großen Fremden, der ihr sonst mit seinem geraden Gesicht und schönen eisgrauen Haar und eisgrauen kurzen Wadenbarte als ein sehr stattlicher Mann schon aufgefallen sein würde?

Das Ganze dauerte ja kaum minutenlang, dann war sie vorüber. Aber im Rücken brannten ihr förmlich die Augen der beiden, und sie hörte auch ein kurzes gemeinsames Auslachen der Frau und schüdde Worte, die sie hätte deutlich verstehen können, wenn sie nicht das wenigstens mit aller Macht ihres Willens verhindert hätte.

„Die also?“ sagte indessen Herr Voreisen zu Frau Lipprand, in der er vor einer halben Stunde eine alte Bekannte entdeckt hatte, ein Zufall, zu dem er, wie es schien, sich wahrhaftig Glück wünschen konnte. „Also die! Donnerwetter, das ist ja was Feines! Und die setzt sich hierher und hält Schule für Ihre Kinder, Frau Lipprand!“ Die besondere Betonung des „Ihre“ war nicht gerade schmeichelhaft für die Frau des Verführers, das aber mußte sie in den Kauf nehmen. Jetzt nickte er langsam hinter der Davonschreitenden her, die ungewöhnlich anmutige und elegante Gestalt dabei mit einem unsäglich gemeinen Gesichtsausdruck musternd. „Die wird wohl wissen warum. Und Ihr Herr Buchhalter und die übrige Gesellschaft haben da nicht gleich Unrat gewittert...“ Er lachte laut auf in seinem Hohn; Frau Lipprand indessen verwahrte sich eifrig gegen die Annahme, als sei ihr das Pierherschneien dieser fremden Person, die so gar nicht dem, was man für die Stelle hatte erwarten können, entsprach, nicht gleich verdächtig gewesen. Auch konnte sie ja mit Genugthuung auf ihre neuliche Heldenthat hinweisen, dem Fräulein auf die Stube gerückt zu sein und ihr den Standpunkt klar gemacht zu haben. Wie aber ihr Versuch, bei Herrn Bedelamp gegen diese Person Recht zu erhalten, abgelaufen war, nun, von diesem Skandal, wie sie es nannte, hatte sie ja dem Herrn Voreisen schon berichtet: und da war es ja gewesen, wo der Verdacht dieses würdigen Mannes sich erst fest ange-setzt hatte.

Herr Voreisen strich sich mit der Hand um das ausrasierte Kinn, wie er beim Überlegen zu thun

pflegte. „Also Lucius — L — u — c —“ er buchstabierte den Namen, schrieb ihn aber zum Überfluß auch noch in sein Notizbuch. „Und sie wohnt jetzt in der neuen Luftkuranstalt — während der Ferien —“ er notierte auch „Falkenlust“ in das Buch. Und dann hämisch: „Die Luft hier herum behagt ihr ja wohl sehr gut . . . o ja, Fräulein — aber dafür wollen wir thun . . . dafür wollen wir thun . . .“

Während des ganzen so eifrig geführten Gesprächs und sogar zwischen diesen Aufzeichnungen hatte Boreisen die Augen immer wieder unruhig umherschweifen lassen. Er wollte hier draußen nicht gesehen sein, wenigstens nicht vom Herrn der Anmühle. Wedekamp war in der Stadt; diese Gelegenheit hatte Flörens Vater benutzt zu seinem Schleichwege. Und es war ihm ja damit auch über Erwarten geglückt; jetzt aber zurück, und zwar auf einem Umwege über ein benachbartes Dorf, um nicht durch ein unzeitiges Begegnen mit dem Mühlenbesitzer die volle Wirkung dessen, was er vorhatte, zu beeinträchtigen. Der Abschied von Frau Lipprand fiel kurz aus; er nickte ihr vertraulich zu und entfernte sich dann mit seinen langen und eigentümlich weichen Schritten; sie verrieten die Gewohnheit, auf leisen Sohlen zu gehen, noch von den Palastzeiten her.

Fräulein Lucius in Falkenlust war mit ihren nächsten Tischnachbarn in die Gewohnheit freundlicher und oft recht angeregter Gespräche geraten, sonst aber ziemlich für sich geblieben, was sie auf eine ihr ganz persönlich eigene Weise so bewerkstelligte, daß man merkte, es sei diese leichte Isolierung eine ungezwungene und ihr genehme, aus der sie heraustreten konnte, sobald sie nur wollte. Mit dem Doktor von Lechner unterhielt sie sich offenbar dann und wann recht gern; mit seinen Damen begrüßte sie sich im Vorübergehen höflich, aber sogar die Vorstellung war bis jetzt unterblieben!

So einfach Fräulein Lucius sich auch gab und so zurückhaltend sie im ganzen war, so hatte sich doch der Schwerpunkt der Tischunterhaltung seit ihrer Ankunft unvermerkt verschoben. Bisher hatte das obere Ende des Tisches im Zeichen der Frau Dagobertsen das Wort geführt, freilich unter strengem Ausschluß der Ueingeweihten. Wenn zu diesen Ausdrücke wie Autosuggestion, echter Altruismus, Perrenmoral und dergleichen herüberklagen, so führten sie ganz unwillkürlich, um jene heiligen Kreise nicht zu stören, ihre harmlosen Alltagsunterhaltungen mit gedämpfter Stimme. Jetzt aber war der ganze Tisch laut und heiter geworden, weil einige Herren, und zwar alte Herren, von diesem lebenswürdigen und vielgereisten Fräulein Lucius unvermerkt angeregt, sich gern von ihrer besten Seite zeigen wollten. Und da nun hier in der Mitte ungeniert gelacht und

über den Tisch hin heiter disputiert wurde, so wagte unter dieser Deckung sich allenthalben die Unterhaltung zur gewöhnlichen Stimmhöhe der Beteiligten heraus, was bei einer Gesellschaft von fünfunddreißig Personen allerdings ein beinahe schon als Lärm zu bezeichnendes Geschwirr gab. Kein Mensch hörte jetzt mehr auf die hochfliegenden Erörterungen jener oberen Gruppe hin, und wunderbarerweise gediehen dieselben in dieser Atmosphäre nicht mehr, sondern versiegten fast ganz. Frau Dagobertsen saß da mit der Miene einer Person etwa, die den ersten Graden einer Folter unterworfen wird. Sie atmete zuweilen schwer und hob die Hand an die bleiche Stirn oder drückte sich, wenn es schlimmer kam, wie in unwillkürlicher Bewegung den Spitzenschleier an die Ohren. Dieser Lärm jetzt hier und ihre unglückseligen Nerven! Merkwürdig geschickt vermied dabei ihr Blick aber jenen Platz in der Mitte der langen Tafel und die Tischgegend überhaupt, wo man sich offenbar so gut amüsierte; die wurde von hier oben mit großer Konsequenz ignoriert.

„Ich glaube, ich werde von jetzt an auf meinem Zimmer speisen müssen; der ganze Ton hier hat sich geändert . . . Der Saal um diese Zeit wirkt auf meine Kopfnerven geradezu zerrüttend,“ hauchte sie, während sie sich vom Tische erhob, an einem dieser Tage dem Doktor von Lechner zu.

„Wie ich das bedauere, beste Frau,“ murmelte er, voll Sympathie zwar, aber wo blieb die beschwörende Abwehr dieser Ankündigung vermehrter Ellipsen, die sie eigentlich erwartet hatte? Fand er sich wirklich ohne weiteres hinein? Ja, war etwa gar ein Abfall vom Höheren denkbar, der ihn in der letzten Zeit in ihrer Sphäre hätte Vangeweile empfinden und ihn mit etwas wie Neid nach der Tischmitte hätte hinhorchen lassen, wo man so rücksichtslos laut und so bei Laune war?

Sie erstickte den letzteren Gedanken im Reime, da er zu den nicht schmeichelhaften Wahrheiten gehört hätte, denen sie gewohnheitsmäßig den Boden verweigerte. Doktor von Lechner führte sie wie immer sorgsam die Treppe hinauf, hielt mit ihr still und ging mit ihr weiter, je nachdem sie den Schritt angab, und wurde oben an der Thür von Nummer Zwölf noch mit vollen zehn Minuten einer Unterhaltung begnadet, die hier wenigstens keine profane Störung durch ungenierte Stimmen und Alltagsgeschwätz erfuhr.

Frau Dagobertsen, die höhere Natur Nietzsche'scher Verwandtschaft, hätte sich beruhigen können: die Laune zu heiterer Tischunterhaltung wurde dem Fräulein Lucius gelegt, und zwar geschah dies gerade jetzt, in diesem Augenblick.

Die Post war gekommen; auch Thea hatte, noch am Tische sitzend, ihre Briefe empfangen, darunter

einen mit dem Poststempel Dietersburg und adressiert von einer ihr fremden, halb geschäftlichen Männerhand. Sie hatte ihn gleich mit einem unangenehmen Gefühl betrachtet und mit spitzen Fingern wie etwas Unsauberes zur Hand genommen. Jetzt saß sie auf ihrem Zimmer, schon eine ganze Weile ohne Bewegung, und mit großen Augen ins Leere starrend. Vor ihr lag der geöffnete Brief . . . sie war in die plumpe Falle gegangen, sie hatte ihn gelesen, und zwar nur, weil dergleichen noch nie an sie herangetreten war, das Leben sie also erst lehren mußte, wie solche Angriffe der Niedertracht aufzunehmen sind.

Das Lehrgeld war schwer. In verständnislosem Staunen, zuerst fast lächelnd über die Abgeschmacktheit, hatte sie sich von Satz zu Satz locken lassen, bis es kam — bis sie die Empfindung nun auch kannte, die jemand haben muß, der ins Gesicht geschlagen, ja bespion und besudelt wird.

Menschen, die in öffentlicher, leicht anzuzeigender Stellung stehen, auch Frauen, Schauspielerinnen zum Beispiel, lernen, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten hat, um den Zweck der meist läppischen Bosheit zu vereiteln. Nach den ersten Sätzen, die ja schon ahnen lassen, was kommen wird, dreht man das Blatt um und sucht nach der Unterschrift. Anonym, natürlich; mit ein paar nichtsagenden Buchstaben unterzeichnet oder gar nicht. Und nun gewinnt man es über sich, das Blatt ohne einen weiteren Blick darauf in der seitwärts gehaltenen Hand zu zerknüllen, dann holt man einen Zeller, legt es darauf und zündet es an. Der Klumpen in seiner Kompaktheit schwellt nur, er brennt nicht. Er muß wieder auseinandergezogen werden, und jetzt greift die Flamme. Sekundenlang beleuchtet sie grell die Worte, die sie fressen will; mit standhaftem Entschlusse aber verwehrt man sich, zu lesen, und nun, Gott sei Dank, nun ist alles verkohlt und nur noch eine Fingerspitze voll schwarzen Zunders.

Hätte es doch Thea so gemacht, aber dazu war sie viel zu vornehm-unschuldig. Sie hatte eine ganze Zeitlang dagefressen wie gelähmt; innerlich sich ohnmächtig wehrend gegen Worte, die herzdringen wollten und sie fast vernichten, Ausdrücke der schmutzigsten Gemeinheit, die sie vorher kaum gekannt hatte, mit denen man in diesem Brief sie benannte, und die, wie es ihr jetzt schien, ihre Erinnerung nun auf immer besudeln und vergiften würden.

Endlich aber kam sie zur Besinnung und gewann etwas von ihrer gewöhnlichen Ruhe wieder. Sie überlegte, was eigentlich geschehen war. Von wem der Schlag ausging, konnte sie sich denken. Die Frau des Werkführers hatte dem Handelnden die Hand geführt; es war wahrscheinlich der Mann, den sie bei jener kürzlich gesehen hatte. Wie es

schien, war der unglückliche Ulrich Wedelamp — ja unglücklich in der That — zu einer weiblichen Person in ein Verhältniß verstrickt, das deren Angehörige durch Theas Gegenwart bedroht glaubten. Was für Menschen mußten das aber sein, wenn sie zu diesem verworfensten Mittel griffen, um die junge Dame zu schrecken und zu verschrecken!

Man warf ihr hier den abgefeimtesten Plan vor, den sie an dieser Stelle ausgeführt habe, um den reichen Mann sich zu erobern. Thea war nun schon so weit wieder ruhig, daß sie hierüber bitter lächelte. Diese niedriggesinnten, der Schrift und Ausdrucksweise nach dem unteren Mittelstande angehörenden Angreifer waren vielleicht sogar in gutem Glauben mit dieser Anklage. Und gingen denn die Warnungen, die ihr Doktor von Lechner neulich übermittelt hatte, aus seinem gebildeten Kreise heraus, gingen sie etwa aus einer hiervon sehr weit abweichenden Auffassung hervor? Thea grübelte nun aber weiter. Ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen, unter dessen Einfluß ihr Leben während der letzten Monate gestanden hatte. Was für eine unverhältnismäßig große Rolle spielte darin der pure Zufall, daß der Fabrikbesitzer hier, bei dessen Beamten sie aus Laune die Stelle angenommen hatte, ein noch lediger, ziemlich junger und allerdings so sehr wohlhabender Mann war! Sie hatte von diesen Verhältnissen nichts geahnt, als sie sich engagieren ließ, sich aber auch vielleicht wirklich zu wenig darum gekümmert. Den Streich hatte ihr die geschäftliche Unerfahrenheit der selber wohlhabenden Tochter aus guter Familie gespielt.

Ein paar Stunden später, und Thea Lucius war immer noch verstimmt und aufgereggt, aber in einer total anderen Weise als im Anfang, da der niederträchtige Brief sie aufgeschreckt hatte. Und mochte ihre innere Verfassung sein, welche sie wollte, die Ruhe des Handelns wenigstens hatte sie wiedergewonnen. Und das Ergebnis dieses letzteren war ein kurzer, freundlich sachlicher Brief an den Buchhalter Herrn Frederking, in dem Fräulein Lucius diesem Herrn mitteilte, daß sie die Schulstelle niederlege und für den Wiederbeginn des Unterrichts nach einer anderen geeigneten Persönlichkeit sich umzu-  
thun bitte.

Vom Warten auf eine Nachfolgerin und dergleichen also keine Rede mehr. Verfliegen war diese Rücksicht in alle Winde vor einer plötzlichen Erkenntnis, die blickgleich in Thea aufgeflammt war. Daß sie hier gezögert hatte und sich nicht hatte losreißen mögen, das war nicht einer Verpflichtung gegen diese alberne Schule zuliebe gewesen, die ihr doch auch wahrhaftig niemand ansinnen konnte, sondern nur um Ulrich Wedelamps willen. Schonungslos schlug sie sich mit diesem Bekenntnis jetzt



noch einmal selber ins Gesicht. — Was aber um Gottes willen ist es mit diesem Menschen? Er ist doch wahrhaftig weder liebenswürdig noch wahrscheinlich besonders klug und hervorragend — er sieht aus wie — nun, wie das, was er ist: wie ein Mann gut bürgerlicher Stände mit dem sportsmännischen Anflug, und den meinetwegen die Millionen nun allgemach an die oberen Zehntausend heranheben, aber allerdings: wie ein Mann, ein ganzer Mann eben. Ist er wenigstens ein guter Mensch? Vielleicht, aber jedenfalls kein Heiliger. Er

Fräulein Lucius darüber des längeren grübeln. „Pferde, Weiber“ — da fährt sie förmlich zusammen: ist sie etwa auch im Begriff gewesen, in diese letztere Kategorie zu fallen? Pfui —

Es ist doch gut, daß die Welt, wenn nicht gerade groß, so doch für wohlhabende Leute wenigstens einigermaßen geräumig ist, und daß es Bliß- und Orientexpresszüge, Schlafwagen und eine ganze Menge bequemer Hotels in Europa und sogar darüber hinaus giebt. Thea streckt müde die Hand nach einem Briefe aus, der schon heute um Mittag mit — mit



Der Egoist. Nach der Originalzeichnung von Alfr. Wegert.

hat sich den nobeln Passionen ergeben, wahrscheinlich nur aus Großthuererei. Wirklich? Nein, das wenigstens glaubt sie nicht von ihm. Man braucht ihn nur anzusehen, um sich zu überzeugen, daß der out of doors sport ihm gemäß ist, und daß er, schweren Kalibers wie er ist, zum Pferde eine — man möchte fast sagen natürliche Affinität hat. Aber auch die Frauen spielen eine Rolle in seinem Leben, eine verhängnisvolle, wie es scheint.

Thea stützt den feinen Kopf auf die Hand, seufzt und — begreift es. Wo aber steckt eigentlich seine Anziehungskraft für diese? Es sieht aus, als wolle

jenem andern zugleich gekommen ist, und den sie zwar erbrochen und gelesen, aber noch kaum beachtet hat, und sie liest ihn jetzt erst zum zweitenmal und mit mehr Aufmerksamkeit. Die Tante von Fuchs hat sich wirklich entschlossen, das heißt, vorerst nur bis Wien — nachher kann man ja weiter sehen — und es ist ihr ganz recht, wenn Thea sich ihr anschließt. Thea sollte sich einstweilen bereit halten: wo und wann sie sich treffen wollen, wird ihr Frau von Fuchs dann noch telegraphieren.

Ulrich Wedelamp hatte einen Gang durch die Mühlenwerke gemacht, um sich von der Wirksamkeit

einer neuen Vorrichtung zur Sicherung des Betriebes zu überzeugen; er hatte sie sofort anbringen lassen, als neulich dem Arbeiter das Unglück mit der Hand zugestoßen war. Aber auch ohne solche Anlässe war er nicht selten in diesen Räumen: seltsam zu sagen, er fühlte sich wohl hier. Das Dröhnen und Stampfen der Maschinen störte ihn bei seinen gesunden Nerven nicht; an dem Betrieb aber in all seinen Einzelheiten hatte er das Interesse eines intelligenten Sachverständigen. Wäre Ulrich Wedekamp als ein armer Junge auf die Welt gekommen, anstatt als ein reicher, er hätte es als Maschinenbauer vielleicht zu etwas gebracht. Mit seinen Arbeitern stand er gut: Socialdemokraten fanden sich noch keine unter ihnen; sie stammten meist aus den ländlichen Bezirken der Umgegend. Und wäre einmal einer dazwischen geraten, so hätten seine Aufreizungen hier wahrscheinlich so wenig wie Schießpulver in Brotteig gezündet. Die Arbeiter der Mühlenwerke waren gut gestellt, und der hessische Volksstamm, dem sie angehörten, neigt in seiner Allgemeinheit zu leidenschaftlichen Neuerungen nicht.

Am allerwohlsten aber wurde dem Herrn Ulrich Wedekamp jedesmal, wenn er zu den Gängen der alten ursprünglichen Mahlmühle kam, deren riesige Schaufelräder immer noch wie in seiner Kindheit von dem zum Mühlgraben abgedämmten Flusse getrieben wurden. Das Wasserrauschen, die dicken weißen Säcke und der Mehlstaub, das alles zusammen wirkte wahrhaftig heute noch zu traumhaftem Behagen auf ihn ein und zauberte ihm auf Augenblicke jene wohlige fraglose Selbstverständlichkeit des Daseins vor, die er als Knirps von der Höhe jenes Mehlsacks dort empfunden hatte. In der Dämmerung, die in diesen Räumen mit ihrem schwarzen Gebälk den ganzen Tag herrschte, war es in ihm heller als anderswo: hier umfing ihn einmal wieder der Kinderglaube, als könne und müsse doch irgendwie noch alles gut werden.

Eine kurze Gnadenfrist: er trat aus dem dunkeln niedrigen Mühltore hinaus in das Tageslicht, und sie war zu Ende.

Oberhalb der Mühle lagen an dem Flusse ein paar ländliche Wirtschaften, deren Gärten, mit dem Ausblick auf den Wasserspiegel und sein wechselndes Leben, gern von den Städtern besucht wurden. Daher es auch nichts Auffallendes war, städtischen Gestalten hier herum zu begegnen, ganz abgesehen von solchen, die mit der neuen Kuranstalt Falkenlust im Zusammenhang standen. Ulrich Wedekamp, aus dem finstern tiefgelegenen Mühlenraum unter dem alten Thorbogen hervor auftauchend, mußte sich erst blinzeln an das Tageslicht gewöhnen und gewahrte dann, daß in kurzer Entfernung eine Dame vor ihm herging. Zu dem wilden Freudenschreck, der ihn durch-

zuckt hätte, wenn ein wohlthätiger Zweifel möglich gewesen wäre, kam es gar nicht: Dies war nicht Fräulein Lucius, das zeigte ihm der erste Blick. Diese war höher gewachsen, ganz schwarz gekleidet; sie ging so eigentümlich langsam, als zögere oder warte sie. Sie erinnerte ihn an — nein, nicht nur das . . . Herrgott, sie war es: es war Flöre.

Als habe sie seine Nähe hinter sich gefühlt durch irgend einen animalischen mehr als nur menschlichen Sinn, drehte sie sich jetzt um und kam auch gleich auf ihn zu, bis sie dicht vor ihm stand, ließ also keinen Zweifel darüber, daß sie feinewegen hier war.

„Was willst du? Was hast du hier zu suchen?“ rief er jetzt zwischen den Zähnen hervor.

„So, das ist meine ganze Begrüßung!“ sagte sie mit ihrem leichten Lachen, für das er sie hätte erwürgen können, so viel Nichtsnutzigkeit eines ganzen Lebens lag darin.

Die hartblauen Augen, wenig geöffnet wie immer, beobachteten ihn unter den schwarzen Wimpern hervor: es war, als ob sie sich an seiner Pein weide. Das begriff er sehr gut: was sie weiter bei dieser Betrachtung seiner Person dachte, konnte er freilich nicht wissen: daß er ihr nämlich jetzt viel weniger als der Leutnant Wachtmann, mit dem sie ihn verglich, gefiel. Aber diese Bevorzugung des andern war belanglos und änderte nichts an ihren Zwecken.

„Nun, bekomm' ich keine Hand?“ fuhr sie grausam fort. Und als er sich nicht rührte: „Ach, hier wohl nicht —“ höhnlisch den Blick über die ganz von Menschen leere ländliche Umgebung schweifen lassend. „Aber ich hoffe auch, daß du mir irgendwo einen Stuhl anbietest . . . ich bin müd: wann komme ich wohl einmal so weit hinaus! Das bin ich gar nicht gewöhnt.“

„Also du hast — du bist wirklich —“ Du hast die Frechheit gehabt, hatte er sagen wollen, die Worte aber unterdrückt. „Du bist wirklich meinetwegen hierher gekommen?“

Die direkte Art der Frage, im Gegensatz zu einem ausweichenden unsicheren Wesen, das er ihr gegenüber leicht hatte, ließ sie nachhakenart nun ihrerseits zurückweichen. „Ach, Unsinn,“ sagte sie, das heißt log sie. „Ich bin mit Heisters hier —“ sie griff ins Blaue nach gerade dem Namen von Bekannten — „sie sitzen in der Friedberg'schen Wirtschaft dort unten. Ich aber wollte mir nur die Mühle 'mal ansehen . . . das darf man doch hoffentlich, so von außen. Und deine neue Villa —“ lauernd — „die kenne ich ja noch gar nicht . . .“

Er schwieg. Da drängte sie sich dicht an ihn — er konnte sie doch hier nicht fortstoßen — und schob ihn beinahe ein paar Schritte vorwärts.



„Wenn du nicht mitgehst, gehe ich allein . . . ich werde doch nicht nach Hause zurückkehren, ohne die Villa Numühle gesehen zu haben.“

Jetzt ging er entschlossen vorwärts. „Gut, betrachte sie dir . . . von außen . . . in mein Haus kommst du nicht.“

Jetzt war sie es, die stehen blieb; dies hatte ihr doch den Atem versetzt.

„Ulrich —“

„Nun?“

Was hatte er nur? Er war verändert: diese kalte Entschlossenheit kannte sie an ihm noch nicht. Sie begriff auch nicht völlig, daß es die der Verzweiflung war, aber so viel merkte sie doch: sie durfte nicht halb und halb mit Gewalt, wie die Abrede mit ihrem Vater gewesen war, vorgehen. Auf diese Art Ulrichs, sich zu der Sache zu stellen, hatten sie dabei nicht gerechnet.

Jetzt drückte sie die Hand gegen die Brust und atmete stockend. „Ich habe Stiche . . . ich bin so rasch gegangen,“ sagte sie halblaut.

Er blickte sie verächtlich, aber dabei prüfend an. Jrgendwo steckte die Blige. Wann sollte sie rasch gegangen sein, indem sie mit ihren Bekannten von Dietersburg über die Wiesen herespaziert war? Sie sah aber allerdings jetzt aus, wie jemand, der eine Anstrengung hinter sich hat. Und wie gealtert, hier in dem schonungslosen Tageslichte! Und sie war doch noch nicht dreißig, das wußte er. Der Statuenkopf hatte noch immer seine Reize — o, und was für welche für den Kenner — aber ihre Jugend, die hatte sie allerdings veressen und verzettelt in dem Hause im Hofe mit den Lindenbäumen und in dem verwilderten Garten. Und wenn er wirklich daran schuld wäre —

Er war vorwärts gegangen und sie neben ihm, und als sie jetzt — es waren ja nur fünfzig Schritte — an dem Gitterthor der Villa ankamen und Flöre aufklirrte und dann, mit einem unsichern, fast stehenden Blick auf ihn, hineinschlüpfte, da hinderte er sie nicht. Sein Gesicht sah aber doch so aus, daß sie auf den Hauseingang zuzuschreiten nicht wagte, sondern sich seitwärts in den Garten wandte.

Dieser war nicht groß; dazu war nicht Raum gewesen, hier so dicht am Flusse. Ein paar Gruppen von Fiersträuchern, ein kleiner Rasenplatz mit hochstämmigen Rosen und dann, als anmutige Ballustrade mit breiter oberer Fläche zum Darüberlehnen, die Mauer auf der Flußseite. Ein einziger Sitzplatz war da; dem Terrain angemessen stieg ein Halbrund von Grottenstein in die Höhe, mit Steinbrech, Jungfernhair und ähnlichen Pflanzen zwischen den Fugen, und im Schutze dieser grünen Mauer stand die Bank, so, daß man sie nur von wenigen oberen Fenstern des Hauses sehen konnte.

Flöre hatte diesen Vorteil des Platzes rasch inne und setzte sich. Sie schmiegte sich triumphierend behaglich in eine Ecke; dann strich sie wie einladend über den leeren Teil der Bank und schaute zu Ulrich in die Höhe, aber der blieb vor ihr stehen.

„Also, was ist's?“ fragte er nach einer Weile dumpf.

Natürlich, er merkte, daß sie in ganz besonderer Absicht hier war. Und herauskommen mußte es ja doch jetzt.

Sie begann, zu ihm aufsehend, in dem bekannten halb kläglich, halb lauernden Tone: „Du willst also wirklich von der Flöre Voreisen nichts mehr wissen, Ulrich?“

Sie erhielt eine unerwartete Antwort: „Was soll das heißen?“ fragte er eiskalt.

Jetzt wurde sie blaß und sogar die Augen veränderten ihre Farbe auf eine seltsame Weise. „Ach so, aus dem Tone geht's jetzt,“ sagte sie mit verzerrtem Munde. „Die Mutter hat wirklich recht? Ich habe es immer nicht glauben wollen: einfach wegbleiben wolltest du, nach all den Jahren —“ Hatte sie doch hier aufgehört: Ulrich hatte tief innen einen Fonds von Gerechtigkeit und Güte, und das: „nach all den Jahren“ traf ihn an dieser Stelle. Höhnisch und frivol zugleich fuhr sie aber fort: „Ja, glaubst du denn, daß die Voreisen sich das bieten lassen?“

Die Voreisen . . . schon der fatale Klang des Namens! Er war eigentlich gleichbedeutend mit der Bezeichnung einer Fallgrube, grün verdeckt, zum listigen Einfangen derer, die achtlos auf den trügerischen Boden traten, wie er gethan hatte. All der grenzenlose Ekel und Überdruß häumte sich in ihm auf bei ihrer letzten hämischen Frage. Aber der Entschluß, den er nun schon so gut wie gefaßt hatte, verhinderte ihn, sie mit Worten zu mißhandeln. Er schwieg vielmehr so lange, daß sie wieder ganz aus dem Concept kam. Ihr „einfach wegbleiben“ hätte er entkräften können: dieser Handlungsweise wäre er nicht fähig gewesen: er würde versucht haben und wollte versuchen, diesen Menschen irgend eine Wohlthat zu erzeugen. Aber das war ja so leicht bei seinem Reichtum und erschien ihm so selbstverständlich, daß er ihm jetzt gar nicht in die Gedanken kam. Er sagte vielmehr tonlos und doch aus dem innersten Herzen heraus, wie sie wohl merkte: „Du thust mir leid, Flöre, aber ich kann dich nicht heiraten. Wenn du das gedacht hast —“

Trotz des Inhalts seiner Worte rutschte sie auf der Bank entlang, um ihm näher zu kommen. Und nun, nicht erheblich berührt durch diese Absage, wie es schien — sie vergaß wirklich in dem Augenblick, die Enttäuschung, von der sie keine Spur empfand, zu schauspielern — fragte sie, lägenhaft an ihn ge-



schmiegt, halblaut, drängend, schmeichelnd: „Nicht heiraten? Nein, ich weiß . . . du heiratest überhaupt nicht, Ulrich? Nicht wahr, nein? . . .“

Der unglückliche Mann stand und blickte mit einem leeren Ausdruck der Augen über sie hinweg, hinein in die weißlichen Himmelsfernen des Horizonts jenseits des Flusses, ohne zu sehen; und langsam kam von seinen Lippen ihr Nein, fast wie ein durch freile Beschwörung erzwungener Wiederhall. „Nein — ich heirate überhaupt nicht.“

Sie mußte sekundenlang warten, bis sie so weit war, daß man ihrer Stimme den Triumph nicht mehr anhörete. „Siehst du, das sagt' ich dem Vater auch,“ flüsterte sie dann hastig. „Er wollte eigentlich hierher und mit dir reden, aber ich habe es nicht gelitten. Männer unter sich werden so leicht heftig und wollen immer mit dem Kopfe durch die Wand. Du heiratest mich nicht — gut. Wir wollen lieber sagen: du hast mich nicht geheiratet, früher einmal, als die richtige Zeit dafür gewesen wäre. Damals, als ich achtzehn Jahre alt war und du auch zehn Jahre jünger, als du jetzt bist, und der reiche Mann noch lange nicht . . . wie ich damals ausah, da hätte sich mancher nicht gewundert, und von dir wäre es ein Jugendstreich gewesen, was man so nennt. Aber jetzt freilich, jetzt wäre die Partie zu ungleich. Du heiratest überhaupt nicht . . . Warum solltest du auch? Du kannst ja alles so haben.“ Wieder ein Anflug des leichtfertigen Lachens und wieder ein Augenblick, in dem er sie hätte erdroffeln können. „Also du heiratest nicht mehr . . .“ wie in den Worten immer noch Frage zugleich und Drohung lauerte und ihnen einen unsicheren Klang gab! „Dann ist es ja gut . . . Dann kann sich die Flöre auch nicht beklagen, denn du bist ja um ihretwillen ledig geblieben . . .“

Sie hatte ihn zuletzt nicht mehr angesehen, jetzt aber begann sie von neuem, nun auch wieder den Blick zu seinem vor Qual versteinerten Gesicht hehend. „Aber siehst du, Ulrich, etwas mußt du noch für mich thun . . .“

„Was?“ sagte er mit kurzem Atem.

„O, versprechen mußt du mir das, fest versprechen, sonst —“

Sie wurde doch jetzt förmlich kleiner unter seinem Blick der Verachtung. Aber sie war an nichts zu fassen: gleich darauf fuhr sie wieder mit ihrer saloppen Geläufigkeit fort: „Es ist ja nur der Vater. Ich — was ich mir daraus mache! Aber er ist wütend . . . Und dabei bleibt es dann auch nicht . . .“

Wieder die versteckte Drohung! Ulrich fuhr nun doch mit zwei Fingern zwischen den Krägen und den breiten Hals hinein, als werde ihm da etwas

zu enge. — Aber warum sprach er nicht! Er sah überhaupt sonderbar aus; Flöre wurde nicht klug aus diesem Gesicht, hatte jedoch das Gefühl, als müsse sie sehr vorsichtig sein. So lenkte sie noch einmal ab, oder vielmehr, sie begann an einem anderen Ende zu bohren, rückte nun mit einem schönen Plane heraus.

Sie hatte schon eine Weile gesprochen und er wußte immer noch nicht, ob er da recht gehört habe. Was war das? Nicht mehr zu Hause in der Ecke sitzen; das habe sie ja nun lange genug gethan. Wenn ein Mädchen sich nicht verheiratet, nun, dann versucht sie einmal etwas anderes. Es giebt sehr angenehme Stellen, wo man's wie das Kind im Hause hat, und es ist doch etwas anderes, wie daheim: man kommt doch unter Menschen. Viele ältere Damen nehmen sich so ein Fräulein, das mit spazieren geht, natürlich auch im Hause hilft, die Wäsche ausbessert, Handarbeiten macht — „und das kann ich . . .“ mit ihrem besonderen Lachen — „das weiß deine Schwester noch aus der Sticksunde . . .“ Und dann: seine Mutter könne gewiß jemanden brauchen . . . es komme nur auf seine, auf Ulrichs, Empfehlung an . . . Wenn er der alten Frau die Sache richtig darstelle . . .

Ulrich starrte die Sprecherin an, als sei sie verrückt. „Du willst in das Haus meiner Eltern? Ich soll dich hineinbringen . . .“

Sie nickte langsam, und nun brach die grausame Lust durch, ihn in Händen zu haben, ihn packen zu können bei seinen besten Seiten gerade, und zitterte in den nächsten Worten: „Ja, ja, das wirst du wohl müssen . . .“

„So?“

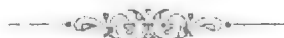
„Ja, denn bei dir hier kann ich doch nicht Hausdame werden? Ein lediger Mann . . . und so alt bin ich doch noch nicht . . . da würde die böse Welt was zu reden haben.“ Sie lachte laut auf, sah ihm dabei aber doch merkwürdig prüfend nach den Augen. „Nicht wahr?“

„Ja. Gut, daß du das wenigstens einsiehst.“ Er richtete sich straff auf. „Und mit dem anderen Plane, dich in das Haus meiner Eltern zu drängen, das wird wohl auch nichts werden . . .“

Jetzt war sie es, die ihn fast unglaublich anstarrte. Glaubte er wirklich, so leichten Kaufes loszukommen? Sie lachte schrill auf: „Wirklich nicht? Meinst du?“

Er achtete kaum auf sie, murmelte vor sich hin: „Von mir empfohlen . . . bei meiner Mutter eingeschwärzt, Herr Gott . . . das wäre freilich sowieso das Beste . . .“

(Fortsetzung folgt.)









## Rundschau.

### Wilhelm Jordan.

Am 8. Februar geht ein deutscher Dichter aus dem Seniorenlombent der Siebziger in denjenigen der Achtziger über, wo er nur wenige Genossen wie Heinrich Kruse und Karl Biedermann findet. Von denen, die neben Jordan oder bald nach ihm ihren siebenzigsten Geburtstag feierten, sind schon zwei, Bodensiebt und Fontane, dahingegangen.

Wilhelm Jordan ist eine ostpreussische Kernnatur mit etwas „litauischer Erdschwere“, die nach der Meinung seines Hochschullehrers, Karl Rosenkranz, auch seinen poetischen Erzeugnissen anhaftet. Er stammt aus einem litauischen Pfarrhause: sein Großvater war Pfarrer in dem Dorfe Rorkitten, sein Vater, der eine strengere Richtung verfolgte, Pfarrer in Insterburg und später in Ragnit. Diese Geistlichen waren bekannt wegen ihrer stattlichen Erscheinung und Körpergröße. In Insterburg wurde Wilhelm Jordan am 8. Februar 1819 geboren, erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause und auf den Gymnasien in Gumbinnen und Tilsit und bezog 1838 die Universität zu Königsberg, wo er Theologie studieren sollte, um ein seiner Ahnen würdiger Pfarrherr zu werden. Doch in der Stadt der reinen Vernunft wehte damals ein freigeistiger Hauch; die Schrift von David Strauß, „Das Leben Jesu“, hatte gerade unter den jungen Theologen viele Proselyten gemacht, die größtenteils dem gewählten Beruf untreu wurden. Ihnen schloß sich Jordan an, zum großen Leidwesen seiner Familie; er gab das Studium der Theologie auf und studierte Philosophie und Naturwissenschaften. Damals war Königsberg die Wiege des preussischen Liberalismus; daneben gewann die radikale Philosophie der Junghegelianer zahlreiche Anhänger. Das Sturmkläuten der politischen Opposition fand in Wilhelm Jordans „Glocke und Kanone“ dichterischen Ausdruck, die junghegelischen Kaperen in den „Irischen Phantasten.“ Nach einer mit Rudolf Gottschall gemeinsam gehaltenen Vorlesung dichterischer Erzeugnisse verließ Jordan 1843, nachdem er promoviert hatte, Königsberg und zog nach Berlin, dann nach Leipzig, wo er sich ein Haus in Lindenau kaufte und nach siebenjähriger Brautlosigkeit 1844 seine Braut heiratete. Er war überaus fleißig, und verdiente sich mit der verschiedensten literarischen Tätigkeit seinen Lebensunterhalt; er schrieb Artikel für Revuen, übersetzte ausländische Romane, gab eine populär wissenschaftliche Zeitschrift heraus; er tagelöhnte im Dienste des Buchhandels. Daneben trieb er astronomische Studien und hatte sich auf seinem kleinen Besitztum eine mit statuellem Teleskop ausgerüstete Warte errichtet. Da wurde er durch einen Toast bei einem Festmahl zu Ehren Auerbachs in eine Unterfuchung wegen Gotteslästerung verwickelt,

die ihm eine mehrwöchentliche Gefängnisstrafe eintrug; er wurde 1846 aus Sachsen ausgewiesen, zog nach Bremen, wo er als Privatlehrer eine dürftige Existenz führte, und begab sich 1848 nach Berlin, wo er, von der politischen Bewegung mit fortgerissen, nach einer Führerrolle strebte. Infolge seiner rednerischen Begabung erreichte er bald das ersehnte Ziel: er wurde im Kreise Oberbarnim 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt.

Er schloß sich dort zunächst der Linken an; er war ja auch von Anhängern der entschiedenen Oppositionspartei gewählt worden. Doch durch abweichende Ansichten in der Polenfrage und durch seine Leichenrede für den ermordeten Fürsten Nischowsky, dessen Freund er war, wurde er immer weiter nach rechts gedrängt, schloß sich der erbaisertlichen Partei an, wurde Schrift-

führer des Marineauschusses und Ministerialrat, ließ sich die Gründung einer deutschen Flotte anlegen sein und hatte manche tüchtige Vorarbeiten gemacht, nachdem er als Laie sich eine genaue Kenntnis des Marinewesens durch eigene Studien und den regelmäßigen Vortrag eines tüchtigen Fachmanns angeeignet. Doch die deutsche Flotte wurde von Hannibal Fischer schmachvoll versteigert und für Jordan blieb aus jener Zeit seines Wirkens nichts übrig als ein lebenslänglicher Titel und eine lebenslängliche ansehnliche Pension. Er ist der einzige Pensionär aus der Epoche des deutschen Reichsverwesers; der deutsche Bund übernahm dann die Pension und auch als dieser schlafen gegangen, wurde sie ihm von Berlin aus fortgezahlt. Doch noch etwas blieb ihm aus der Zeit einer großen politischen Bewegung: eine Fülle von Erinnerungen, die er in seinem



Photographie von Arthur Marx, Kopiephotograph in München.

dreibändigen Mysterium „Demiurgos“ (1851–53) verwertete, einer großartigen Gedankendichtung, wohl der bedeutendsten der nachgoetheschen Faustiaden. Die Tendenz der Dichtung ist eine Theodicee; sie ist reich an gewaltigen Gedankenfugen und dichterischen Schönheiten, an Hymnenschwung und zündenden Epigrammen; neu ist es besonders, daß die Poesie Jordans sich mit Erfolg der Resultate der Naturwissenschaft bemächtigt und manches Spröde in ein poetisches Gewand hineingezwungen hat. Die ganze Dichtung ist ein großer gedankenvoller Dialog mit eingeflochtenen lebenden Bildern — eine durchgehende Fabel fehlt, ebenso die dramatische Gestaltung. Der Reichsmarinemat Jordan hatte seinen Wohnsitz in Frankfurt genommen, sich ein Haus am Taunusplatz gekauft und von der Mainstadt aus begann er als Rhetor seine Wanderzüge durch die alte und die neue Welt, indem er sein mächtiges Epos: „Die Nibelungen“ (4 Bände 1868–1874) zum Vortrag brachte, in Wien und Berlin, in allen größeren deutschen Städten, in St. Petersburg, New York und San Francisco, und überall hatte die

großartige Wiederbelebung der alten Edda und Völsungasaga durch eine martige Dichterkraft, welche über einen echt epischen Stil von großer Anschaulichkeit gebot, unbestrittene Erfolge. Hierzu kam die schöne Gabe des freien Vortrags aus dem Gedächtnis, sicher und kraftvoll, wie ein alter Rhapsode seine Lieder sang. Neben seinem großen Epos dichtete Jordan in seiner Gartenidylle am Taunusplatz mehrere Lustspiele in Versen, von denen „Die Liebesleugner“ und besonders „Durchs Ohr“ sich auf den Bühnen behauptet haben; schon früher hat er mit einem Trauerspiel „Die Witwe des Agio“ (1858) einen in München ausgelegten Preis errungen. Seine Gedichtsammlungen „Andachten“ (1875), „Strophien und Stäbe“ (1871), sind gedankenreich, wenn auch nicht so leichtfüßig und schwungvoll wie seine erste Gedichtsammlung „Schaum“ (1845). In zwei größeren Romanen betrat Jordan mit seinem wuchtigen Schritt das Gebiet der Unterhaltungslitteratur, in den „Sebalbs“ (2 Bände 1885), einer Verherrlichung der Toleranz und des Darwinismus, und „Zwei Wiegen“ (2 Bände 1887), worin er die Erbschaft des Blutes behandelt. Jordan ist, wenn man so sagen darf, der Naturwissenschaftler unter unseren Romanbildnern. Als Übersetzer des Homer und Shakespears, als Arbeiter, der zu seinen Schöpfungen das Programm schreibt, hat dieser vielseitige Veteran unserer Litteratur auch noch in den letzten Jahrzehnten seine unermüdete Thätigkeit bewährt.

**Der erste amerikanische Generalgouverneur Cubas.** Am 1. Januar mittags 12 Uhr sank für immer die spanische Flagge auf der „Perle der Antillen“ und General J. R. Brooke von der Vereinigten Staaten-Armee trat seinen Posten als amerikanischer Generalgouverneur von Cuba an. Generalmajor J. R. Brooke ist in der Rangliste der Bundesarmee der Drittälteste. Er wurde vor sechzig Jahren in Pottsville Pa. geboren und machte den Bürgerkrieg, in welchem er seine militärische Laufbahn als Freiwilligenkapitän begann, mit großer Auszeichnung mit. Er wurde dreimal verwundet, darunter einmal sehr schwer. Beim Schlusse des Krieges war er bis zum Generalmajor der Freiwilligen emporgestiegen und trat mit Oberstleutnantrang in die reguläre Armee über. An den Indianerkämpfen nahm Brooke, wie alle älteren Offiziere der Armee, hervorragenden Anteil. Während des spanisch-amerikanischen Krieges that er als Organisator des Lagers bei Sibidamauga wertvolle Dienste, in Porto Rico dagegen war ihm zu militärischer Auszeichnung keine besondere Gelegenheit mehr geboten, da kurz nach seiner Ankunft dortselbst die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Er erhielt zunächst den Posten eines Generalgouverneurs in Porto Rico, um nun in gleicher Eigenschaft nach Cuba kommandiert zu werden. Diejenigen, welche ihn als den rechten Mann am rechten Platze preisen, weisen daraufhin, daß man dort einen Mann mit „eiserner Hand“ gebrauche, und schildern Brooke als eine imponierende Erscheinung und einen energischen, tapferen Offizier. Während es wohl niemand einfällt, Brooke diese Eigenschaften abzusprechen, giebt es doch Leute, welche bei dem alten Haudegen das für eine detartige Stellung unerläßliche Verwaltungstalent vermiffen wollen. Seine Erfolge in Porto Rico wenigstens waren in dieser Hinsicht keine greifbaren, und man geht wohl nicht fehl, wenn man seine Ernennung mit seinem Dienstalter in Verbindung bringt.

Um dem Generalgouverneur die militärische Verwaltung der Insel zu erleich-



General J. R. Brooke.

tern und um Autoritätskonflikte zu vermeiden, hat das Kriegsdepartement in Washington die Bildung vier weiterer Militärdepartements auf Cuba angeordnet, nämlich die der Provinzen Pinar del Rio, Matanzas, Santa Clara und Puerto Principe, wozu noch die drei früher geschaffenen — Santiago, Stadt Havana und Provinz Havana kommen. Die sieben Befehlshaber der Militärdepartements sind einander gleichgestellt, aber sämtlich dem Generalgouverneur untergeordnet. In diese Stellungen wurden ernannt: General Lee für Provinz Havana, General Ruben für Stadt Havana, General Wood für Santiago, General Davis für Pinar del Rio, General Wilson, Bates und Carpenter für Matanzas, Santa Clara und Puerto Principe. Am 1. Januar standen insgesamt 33 914 Mann amerikanische Truppen, eingeschlossen 1456 Offiziere, auf cubanischem Boden, die sich auf die einzelnen Departements, wie folgt, verteilen: Havana 16 914; Pinar del Rio 2100; Matanzas 3654; Santa Clara 2436; Puerto Principe 1405; Santiago 7405. Weitere Verstärkungen sind bereits unterwegs.

Dem Generalgouverneur wird auf alle Fälle ein besonderer Kabinettsrat, etwa mit den Funktionen des Autonomienkabinetts unter spanischem Regime, zur Seite gestellt werden, um die Civilverwaltung der Insel in die richtigen Wege zu geleiten. Vorläufig ist man sich aber noch nicht darüber schlüssig geworden, ob Offiziere oder Civilbeamte mit diesen speziellen Funktionen betraut werden sollen.

R. von Ahlefeld-Cleveland.

**Franz Woenig †.** Am 16. Januar d. J. verstarb ganz unerwartet rasch im Kreise der Seinen in Leipzig-Plagwitz der in weitesten Kreisen bekannte Schriftsteller und Lehrer Franz Woenig. Er war am 28. März 1851 zu Breitenhagen geboren, hatte die Volksschule und später das Seminar besucht und dann in Leipzig Philosophie und Naturwissenschaften studiert. Besondere Anziehungskraft übte auf ihn Georg Ebers aus, der damals als Professor an der Hochschule zu Leipzig wirkte. Ihm hat der dankbare Schüler auch sein ausgezeichnetes Werk „Die Pflanzen im alten Agypten, ihre Heimat, Geschichte, Kultur und ihre mannigfache Verwendung im socialen Leben, in Kultus, Sitten Gebräuchen, Medizin, Kunst“ (2. Aufl., Leipzig, Wilm. Friedrich, 1888) gewidmet. Dies in der gesamten Litteratur einzig dastehende Werk hat schon vor seinem Erscheinen in Gelehrtenkreisen eine außerordentlich günstige Aufnahme gefunden und Kapazitäten ersten Ranges wie Prof. Georg Ebers, Prof. G. Brugsch, Prof. E. Abel, Prof. Wiedemann, Prof. E. Hallier u. a. haben ihm ihr Lob mit auf den Weg gegeben. Von nicht minder hohem Interesse sind Woenigs Bilder aus der Kulturgeschichte des alten Agypten (3000—1000 v. Chr.), die in drei Bändchen mit Abbildungen



Franz Woenig.

Photographie von Georg Ebers in Leipzig.



bei Philipp Reclam jun. in Leipzig unter dem Sammelnamen „Am Nil“ erschienen sind. (Univ.-Bibl. Nr. 2888. 3084. 3837.) Ein großangelegtes wissenschaftliches Werk über die Flora der ungarischen Puszta wird demnächst im Buchhandel erscheinen. Von den sonstigen Arbeiten des so früh Verschiedenen seien noch genannt „Haiderosen“ (Gedichte 1871), „Vom Begrabe“ (Gedichte 1885), „Wenn die Haseln blühen“ (1874), „Vöglein im Walde“ (2. Aufl. 1881), „Dichytia, ein Blumenmärchen“ (Leipzig 1880), „Ein Fichtenbaum steht einsam“ (1881), „Eine Märchenzählerin auf dem Königsthron“ (1883), „Das Weltgericht bei Sedan“ (1873), „Aus der Schlacht bei Billiers-Brie“ (1885), „Bei Buzancy“ (1886), „Der Todesritt von Bionville“ (1888), „Aus großer Zeit, 1870/71“ (Univ.-Bibl. Nr. 2720), „Ein Reiterleben“ (1892), „Was die Tannengeister flüsterten“ (Univ.-Bibliothek Nr. 1679), „Pflanzenform im Dienste der bildenden Künste“ (1881), „Eine

unstreitig das „Schönbrunnerhaus“ unter den „Tuchlauben“, welches als eines der nächsten Opfer der Stadtregulierung binnen kurzem von seinem Plaze, den es mit Ehren behauptet hat, verschwunden sein wird. Das eigentümliche, im Barockstile gehaltene Gebäude, dessen Geschichte auf mehr als ein halbes Jahrtausend zurückreicht, hat seinen Namen von einem „schönen Brunnen“ mit kunstvoller Vergitterung bezuleiten, welcher, nachdem er viele Decennien lang vor der Front des Hauses gestanden hatte, zu Ende des 18. Jahrhunderts aus Verkehrsrücksichten entfernt worden ist. Das Haus diente ursprünglich — bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts — als städtisches Rathaus und seit dem 16. Jahrhundert als bürgerliches „Zeughaus“, um im 17. Jahrhundert dauernd in privaten Besitz überzugehen.

Unser Bild stellt sich als die Reproduktion einer aus dem Jahre 1725 stammenden Ansicht von der Meisterhand Salomon



Ansicht des Schönbrunnerhauses mit seiner nächsten Umgebung.

Nach Salomon Richard's Original vom Jahre 1725.

Pustafahrt,“ Bilder aus der ungarischen Tiefebene, illustriert von A. Klamroth (1894, 4.—6. Tausend), „Bei die Puszta,“ Bilder aus der ungarischen Tiefebene mit einer Titelvignette von A. Klamroth (Univ.-Bibliothek Nr. 3633), „In der Gharba,“ Ungarische Volkslieder mit einer Singstimme mit Pianofortebegleitung (1893), „Im Zauberbanne der Weihnacht,“ Weihnachtsfestspiel (Univ.-Bibl. Nr. 3747).

Franz Woenig war ein fleißiger, stiller Gelehrter, ein bescheidener lebenswürdiger Mensch. Er hat nicht nach Ruhm und Ehre gezeigt, sondern suchte und fand sein Glück und seine Zufriedenheit im Schoße seiner Lieben und seiner Freunde, die es nur immer bedauert haben, daß dieser hervorragende Gelehrte nicht die Anerkennung fand, die er verdient hat wie selten einer: Er hätte jeder Hochschule zur größten Zierde gereicht. Havo! havo pia anima! Richard Tegen.

Das Ende des „Schönbrunnerhauses“ in Wien. Zu den interessantesten Bauwerken, welche sich aus dem alten in das moderne Wien herüber gerettet haben, zählt

Kleiners dar. Dieser humorvoll-geniale Künstler war stets bestrebt, die Ortlichkeiten, welche er zeichnete, mit größter Genauigkeit wiederzugeben, so daß die zahlreichen von ihm hinterlassenen Blätter für die Kunde von der älteren Wiener Architektur einen unschätzbaren Wert erlangt haben. Kleiners Bedeutung liegt außerdem darin, daß er in seine Ansichten eine Fülle von charakteristischen Wiener Tönen, wie sie dem Beobachter seiner Zeit auf Schritt und Tritt begegneten, aufnahm, und daß er sich immer bemühte, der eigentümlichen, Zutrauen erweckenden Physiognomie der Stadt gerecht zu werden, deren Züge sich damals aus den bis in die Mitte der Straßen ragenden, oft mit kunstvoller Schlosserarbeit reich verzierten Aushängeschildern, aus Erkern, Spitzgiebeln und Türmchen, aus Schildeien und Fresken an den Gebäudemauern und aus dem ungenierten Treiben zusammensetzten, das zu jener Zeit durch die Ausübung mancher Gewerbe auf offener Straße sich vor den Häusern entfaltete. Auch auf Kleiners Ansicht sehen wir höchst bezeichnende Figuren: zwei Köterinnen, welche

sich zum *Gaudium der Passanten*, von einem Hunde angeklafft, in die Haare geraten sind, und deren Mut ein paar Knaben durch einen wohlgezielten Wasserstrahl abzukühlen trachten, etliche Straßenteufel, die dem heiteren Schauspiel in aller Gemütsruhe zusehen, einen polnischen Juden mit dem riesigen Hut und dem gelben Unterseidungszeichen auf der Achsel, einen Edelmann im vornehmen Pelzgewande, einen Winger, der, die schwere „Dottlich“ auf dem Rücken, daran erinnert, daß damals Wien noch so reich an Weingärten war, daß selbst in der inneren Stadt zur „Reisezeit“ fleißig gekeltert wurde, ferner Männer und Frauen in den Trachten, wie sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts von den Wiener Bürgern und Bürgerinnen und dem Wiener Hausgesinde getragen wurden, und etliche Karossen, die sich schwerfällig über das elende Pflaster bewegen.

Das „Schönbrunnerhaus“ hat seit dem Jahre 1725 seine Physiognomie nur unbedeutend verändert. Dagegen ist der Zuschnitt seiner Umgebung unter modernisierenden Einflüssen ein wesentlich anderer geworden. Die über den Straßen baumelnden Geschäfts- und Handwerkszeichen sind verschwunden, und von den geschmückten Häuserfassaden in der Nachbarschaft und dem „schönen Brunnen“ ist schon gar keine Spur mehr vorhanden. Es kann übrigens als ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen gelten, daß in demselben Hause, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die kaiserliche Maler- und Bildhauerschule beherbergte, seit mehr als einem Menschenalter die Ausstellungen des „Österreichischen Kunstvereins“ abgehalten wurden. Noch etliche Wochen, und ihr langjähriges Heim wird unter der Spitzhaube in Schutt und Trümmer fallen!

R. v. Enderec.

**Das größte Buch der Welt.** Der Sanstricker Max Müller in Oxford veröffentlichte kürzlich eine Beschreibung des wunderbaren Buches „*Kuth Daw*“, das für das größte Buch der Welt gilt. Es wurde in der Nähe der alten Priesterstadt von Mandalay in Birma aufgefunden. Das Buch, eine Art buddhistischer Enzyklopädie, besteht aus 729 Teilen, jeder Teil aus einer weißen, mit Inschriften bedeckten Marmorplatte; über jede der 729 Marmorplatten ist ein besonderer Tempel aus Backsteinen gebaut. Das Buch zerfällt in drei Teile, welche einzeln als *Pitaka* (Korb) bezeichnet werden, und das Ganze heißt daher *Tripitaka* (Dreikorb). Dem Inhalte nach ist das Buch größer als die Bibel und der Koran zusammen. *Tripitaka* hat nach der Zählung der buddhistischen Priester 275 250 Stangen und 8 808 000 Silben und ist übrigens in Palm-Schrift geschrieben. Das Werk ist durchaus nicht alt, sondern erst in diesem Jahrhundert errichtet, und zwar 1857 auf den Befehl von Mindomin, dem vorletzten König von Birma.

## Zu unseren Bildern.

**Ich bin der kleine Possillon.** Fast allen Menschen ist die seltsame Neigung angeboren, ab und zu ihr Äußeres mit dem einer anderen Person zu vertauschen und so, gleichsam zur Abwechslung, eine fremde Rolle zu spielen. Vielleicht darf man in dieser Äußerung des Nachahmungstriebes sogar die erste Anregung zur Schauspielkunst erkennen, wenn man nicht, was freilich wenig schmeichelhaft klingt, mit den Jüngern Darwins eine Charaktereigenschaft darin erkennen will, die wir Menschen zugleich mit den Affen als Erbe von einer gemeinsamen Stammform übernommen haben. Tatsache ist, daß man in vielen Ländern diesem Triebe weitgehende Konzessionen gemacht und ihm sogar eine festliche Zeit zur ausgelassensten Betätigung eingeräumt hat, die wir alljährlich als Karneval feiern. Wir glauben den Freunden der Falschlingelust daher durch die Veröffentlichung von Fr. Prößl' niedlichem Bildchen, das uns die Lust am kunken Maskenspiel in ihrem ersten und naivsten Stadium zeigt, eine Freude zu bereiten. Das blende

Meerl hat sich mit Jade und Hut ihres Schatzes, eines bayerischen Possillons, geschmückt und versucht nun, dem blanken Possillon die Lieblingsmelodie des schmunzlenden Possillon zu entlocken. Zum Glück hat es die reproduzierende Technik noch nicht so weit gebracht, daß sie auch Geräusche wiedergibt, sonst dürften in diesem Falle unsere verehrlichen Leser auf einen Ehrenschaus gestoßen sein, der ihr Vergnügen an dem hübschen urwüchsigsten Liebespaar ohne Zweifel stark beeinträchtigen würde.

Wie die heitere Extrabeilage „**Schwank vom Teufel und dem Advokaten**“ mit Koezges originellen Randzeichnungen so wollen auch unsere Bilder **Pierrette** und **Cotillon** der gehobenen Stimmung der Karnevalszeit Rechnung tragen. Hier das photographische Porträt der verkörpertten Sektlaune, ein echter Solitär in der Arzene des Bringen Karneval, dort das muntere Getriebe eines Maskenballes, von A. v. Wedjinski's Künstlerhand in effektvoller Weise festgehalten.

**Der Ätna.** Es ist ein gewaltiger Sprung vom geräuschvollen deutschen Wintervergnügen mit seinem bunten Glittertanz zu dem großartig ernsthaften Geschehen Kalabriens, wo jetzt schon der Frühling seinen Einzug gehalten hat und Höhen und Täler mit duftenden Blumen schmückt, heute ebenso märchenhaft schön wie zu den Zeiten, da griechische Schiffe zum erstenmal an diesen Küsten landeten, die auch der Fuß des Dulders Odysseus betreten und für alle Ewigkeit geweiht hat. Die südliche Spitze der italienischen Halbinsel ist eine echte Odyssee-Landschaft, die mit ihren blauen Buchten, wilden Felsformationen und düstern Cyperessengruppen an Plessers berühmte Gemälde erinnert. Auf Max Möders prächtigem Bilde sehen wir das Thal des Melito-Flusses, der südlich von Reggio in die Straße von Messina mündet und hierbei einen natürlichen Hafen bildet, groß und sicher genug, um den Barken der kalabrischen Fischer bei starkem Scirocco Schutz zu gewähren. Jenseit des dunklen Meeres steigt die Küste Siziliens empor, überragt und gekrönt vom schneebedeckten Gipfel des Ätna, der gleich einer Riespyramide die trinakrische Insel beherrscht und den aus dem Ionischen Meere kommenden Schiffen auf viele Meilen weit als Wegzeichen dient. Am südöstlichen Abhange — auf unserem Bilde links in halber Höhe des Berges — gewahrt man den Doppeltrater der Monti rossi, aus dessen Schlunde sich der Lavastrom ergoß, der im Jahre 1669 die blühende Stadt Catania zum großen Teil zerstörte. Ein Landschaftsbild, so eigenartig und grandios, wie Europa nur wenige aufzuweisen hat!

**Ein Egoist.** Das alte gute Sprichwort „Selber essen macht fett“ wird bekanntlich in Affenkreisen mehr als anderswo beherzigt. Wer im zoologischen Garten einmal ein Viertelstündchen vor dem Affenhaus weilt, wird dem Prototyp, von dem ja auch die liebe Menschheit nicht ganz frei ist, in seiner abschreckendsten Form sehen. Das ist ein ewiges Hetzen und Jagen, das oft wie harmloses Spiel anmutet, aber fast stets auf räuberische Absichten der bei der letzten Fütterung leer ausgegangenen oder zu kurz gekommenen Bierhänder zurückzuführen ist. Ohne Mitleid fällt der Stärkere über den Schwächeren her, stets bestrebt, dessen Nackenfalten auf etwaigen Inbalt zu untersuchen. Aber auch der Starke ist seiner Deute nicht sicher und kann sich dem Genuße des glücklich erhaschten Federbissens nicht sorglos hingeben, denn seine Kameraden umlagern ihn mit gierigen Blicken und diebischen Händen. Eine solche Scene hat der bekannte Tiermaler Mr. Weizerziel in seinem Bildchen sehr naturgetreu festgehalten.

## Welttelefon.

Dr. Sch. in St. und C. M. in R. Sie haben vollkommen recht. Anfolge einer Verwechslung der Altkreuz haben zwei Abbildungen in dem Artikel „*Kampfgewächse*“ falsche Bezeichnungen erhalten. Abbildung 1 stellt *Hoya bella*, Abbildung 4 dagegen *Saxifraga sarmentosa* dar.



# Spreu und Weizen.

**Einfachste Hefenklöße und Drapsen für den Hausgebrauch.** Man kauft für 5 Pfennig Hefe, quirlt dieselbe mit etwa  $\frac{1}{2}$  Liter Milch und ein paar Glöcklein voll Zucker an und läßt sie gehen. Darauf gießt man dies Gemisch zu so vielem Weizenmehl, als man braucht um einen dicken Teig herzustellen. Man wirkt denselben gut aus, formt mit recht leichter Hand runde Klöße daraus und legt sie auf ein Brett zum Gehen. Hier bleiben sie, bis sie etwa noch einmal so groß ausgegangen sind. Dann bindet man ein reines Tuch ganz straff über einen Topf mit kochendem Wasser, legt die Klöße nebeneinander darauf, stülpt eine Schüssel darüber, so daß sie ganz vermetisch verschlossen sind, unterhält ein ordentliches Feuer und macht so die Klöße im Dampf gar. Auf erwärmter Schüssel werden sie sofort angerichtet. Will man von der gleichen Masse noch ein anderes Gericht haben, so macht man die Klößchen etwa um die Hälfte kleiner und bäckt sie entweder auf dem Eierkuchentiegel auf beiden Seiten in steigender Butter oder in heißem Schweinefett schwimmend aus. Sie können sowohl zum Kaffee gereicht als zum Nachtisch mit einer Obst- oder Vanillen-Sauce gegeben werden. Beim Anrichten werden sie mit Zucker und Zimmt bestreut.

Es können natürlich dem Teig Eier und Butter zur Verfeinerung beigelegt werden, doch lag es mir daran, heute einmal die allereinfachste Manier anzugeben, nach der bei der überall nötigen Sorgfalt ein vorzügliches Resultat sehr wohl erzielt werden kann.

**Schnell herzustellender Kaffee Kuchen.** Besonders auf dem Lande ist dieser Kuchen, wenn unerwarteter Besuch anlangt, äußerst empfehlenswert. Er macht sehr wenig Mühe und bäckt sich sehr leicht, und dürfte so auch jedem Stadthaushalte willkommen sein.

4 Eier, 140 gr Butter, 140 gr Mehl und 140 gr Zucker werden schnell zu einem Teig verbunden, derselbe fingerdick oder noch dünner ausgerollt, mit einem gequirlten ganzen Ei bestreichen, mit Zitronenzucker bestreut und noch heiß in Stücke in der Größe der bekannten Eiswaffeln geschnitten. Um Abwechslung zu haben, bestreue ich den Kuchen nach dem Bestreichen mit Ei auch manchmal mit etwas anderem, z. B. mit Zucker und Zimmt, mit etwas Kümmel (sehr fein), mit Zucker und gebachten Mandeln, mit Mandeln und Rosinen u. s. f. Eine nette Abwechslung giebt es auch, wenn man beim Zerschneiden des mit Zitronenzucker bestreuten Kuchens einen Teil desselben mit Gelee oder mit Pflaumenmus, das mit ein wenig Arrak de Goa oder Maraschino vermischt ist, dünn bestreicht.

**Sautiertes Schweins- oder Rindsfilet.** Man häutet und klopft die Rük des Filets und schneidet

es in Scheiben von 1—5 cm Dike. Man bringt man einen guten Stük Butter in einer Eierkuchentanne zum Steigen und thut das Fleisch hinein, wenn sich die Butter ein wenig zu färben beginnt. Man bratet die Filetscheiben nun so lange, bis sie gelbbraun sind, was etwa 10 Minuten in Anspruch nimmt, da sie innen sehr saftig bleiben müssen. Während des Bratens bestreut man sie mit Salz, Pfeffer und einer Messerspitze Paprika und serviert sie dann sofort auf erwärmter Schüssel. Die nicht verbräute oder verdünnte Butter, die sich mittelbraun gefärbt haben wird, giebt man darüber. Jede Art von Gemüse paßt hierzu. Besonders schmecken sie mit Rosenkohl à l'anglaise und Salzkartoffeln.



**Der tanzende Hampelmann.** Welche Einrichtung müssen wir treffen, um einen Hampelmann zu unserem gehorsamen Diener zu machen? Ein treuer Freund, ein dunkler Seidenfaden und ein unbeleuchtetes Nebenzimmer sollen unsere Helferthelfer sein.

Bei a auf unserer Zeichnung thun wir einen Nid hinter die Coullissen. Der Faden, welcher vorher schlief herabhang, muß, wenn wir das Tischchen in den Thürrahmen einrücken und den Hampelmann darauf legen, unauffällig unter die Armgelenke des letzteren gebracht werden. Wir können die Stütze des Pappmännchens auch durch dessen Kopf führen, wie es Stütze b zeigt.

Bei Beginn der Vorstellung wird der Faden straff angezogen, worauf sich der Hampelmann erheben und nach unseren Befehlen tanzen und springen wird. Unser Freund muß aber darauf achten, daß er den Faden nicht zu stark anzieht, da sonst das tanzende Kerlchen mit einem hohen Aufsprunge alle Lebensfähigkeit einbüßen würde.

**Rosenkohl à l'anglaise.** Die gepuhten Köchen wirft man sofort in kaltes Wasser, aus welchem sie nochmals in reines Wasser kommen. Indessen hat man siedendes Salzwasser bereitet, in das man den Rosenkohl erst wirft, wenn es durchaus im Wallen ist. Man darf nun den Rosenkohl, wie alles Gemüse, das grün bleiben soll, nicht kochen, da er sonst sofort die Farbe

verliert. Nun giebt man ihn auf ein Haarsieb, läßt ihn gut abtropfen und wirft ihn in eine Schüssel mit Porzellantücher, in welcher sich auf den Doppelten Rosenkohl ein gestrichener Glöcklein voll frischer Butter befindet, rührt den Kohl mit einem Porzellan- oder silbernen Löffel schnell durch und giebt ihn zur Tafel, bevor noch die Butter völlig zerfließen ist.

**Bestbrettchen.** Ein immer willkommenes Geschenk für eine praktische Hausfrau sind die vielen Brettchen, welche man im Hause braucht und welche neuerdings der Brennstift so hübsch zu verzieren weiß. In manchem Hause fehlt gewiß noch ein Bestbrettchen, das die Schneidern sich beim Aufheften von Krausen zc. über die Kniee legen können. Ohne ein solches Brett oder irgend einen festen Gegenstand zum Auflegen ist es sehr schwer, das Festen gut und glatt zu vollziehen. Das Bestbrettchen soll eine Länge von beiläufig 40 cm und eine Breite von 18 cm haben. Es bekommt einen durch den breiteren Brennstift markierten, sogenannten Perlenrand. In der Mitte wird ein Spruch eingegraben, etwa:

Rein und ganz  
Giebt jedem Kleide Glanz.

Oder:

Wie die Schneide des Degens,  
So blank und so blau,  
Glänzt das Werkzeug des Segens,  
Die Nadel der Frau.

Ich mache noch darauf aufmerksam, daß man beim Tischler ein Brettchen von

nur  $1\frac{1}{2}$  cm Dike zu bestellen hat, da das Bestbrettchen leicht sein muß. Für Küchenbreiter zieht man eine Dike von 2—2 $\frac{1}{2}$  cm vor. Wir haben neuerdings alle diese Gebrauchs Bretter nur mit passenden Aufschriften versehen, ein Stollenbrett trägt die Aufschrift „Fröhliche Weihnacht,“ das Brettchen zum Streichen der Brotschnitte die Aufschrift „Butterbrot“ u. s. f. Für die Spidgans habe ich ein Brettchen in Vorbereitung, auf dem der Vogel in eßligie — entweder noch lebend oder schon als Braten oder Spidgans verwendet — dargestellt sein wird. Ein anderes Aufschnittbrettchen erhält die Aufschrift: „Eine gut gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes.“ L. v. D.

**Sauce Béarnaise (zu Filets, Entrecotes zc.).**

5 Personen. Bereitungsdauer: 10 Minuten.

Zutaten: 5 Eigelb, 60 gr Butter, 3 gr Salz, etwas englischer Senf, 1 Theelöffel Estragonessig, 1 Theelöffel Fleisch-Extrakt, 1 Messerspitze Schnittlauch oder Petersilie.

Man bringt die Eidotter, die frische Butter, das Salz, den Senf und Estragonessig, 1 Theelöffel Liebigs Fleisch-Extrakt, den Schnittlauch (oder wenn nicht vorhanden, Petersilie) und 1 Tasse Wasser in eine hohe enge Kasserole und quirlt alles vorsichtig auf einer heißen Stelle des Kochherdes oder im Wasserbade so lange, bis es anfängt dick zu werden, worauf man die Sauce, die ganz heiß sein muß, sofort anrichtet.



**Sichtliche Stärkung.** Auf der Universität Oxford war es früher den Studenten streng verboten, geistige Getränke zu sich zu nehmen oder solche in ihren Wohnungen zu haben. Eines Tages wird dem Rektor gemeldet, daß ein Student ein Faß Wein zugesandt erhalten habe. Er wird citiert und auf die Frage des Rektors, weshalb er gegen die Gesetze der Universität gestreift, spricht jener, eine Ausrufe gebrauchend: „Derr Rektor, der Arzt hat mir den Wein zur Stärkung verordnet.“ — „Nun,“ fragt der Rektor weiter, „glauben Sie denn, daß Ihnen das Weintrinken irgend welchen Nutzen bringen wird?“ Haben Sie denn schon ein Resultat bemerkt?“ — „Ja, Magnificenz,“ antwortete der Student, „als ich das Faß bekam, konnte ich es kaum vom Boden heben und jetzt kann ich es schon mit einer Hand in die Höhe halten.“

**Ein Gewaltmittel.** Zu den Launen der Sänger und Sängerinnen gehört es bekanntlich auch, daß sie hin und wieder nicht singen wollen, weil sie angeblich an einem Schnupfen u. s. w. laborieren. — So stand einst der Komponist Händel am Dirigentenpult und will eben eine

große Oper vor dem gefüllten Hause beginnen, als ihm die Sängerin Signora Cuppa sagen läßt, sie sei eben vom fürchterlichsten Schnupfen befallen und könne keine Note singen. Händel springt auf, als ob er toll gewortet, rennt in voller Wut zur Sängerin, reißt die Thür auf, faßt die vorgeblich vom Schnupfen Befallene mit seinen kräftigen Armen und stürzt mit ihr zum Fenster hin. „Ich weiß,“ schreit er ihr zu, „daß Sie ein Satan sind, aber ich werde Sie bezwingen. Wenn Sie heute Abend nicht singen wollen, so liegen Sie sofort auf dem Straßpflaster.“ Gegen ein so zartes Argument hatte die Italienerin nichts einzuwenden. Sie sang an demselben Abend wie eine Nachtigall.

**Ein Neujahrsgeschenk.** Einst kam zum Papa Brangel, dem bekannten Generalfeldmarschall, in Berlin ein Nachwächter und bat, vorgelassen zu werden. Es war gerade Neujahr.

Der Nachwächter gratuliert Ew. Excellenz zum Neuen Jahre!“ beginnt der Hüter der nächtlichen Ruhe.

„Danke, danke, mein Sohn,“ spricht Papa Brangel, „wünsche es dir gleichfalls! Was hast du denn im vorigen Jahre bekommen?“

„Nichts, Excellenz.“

„Na, daselbe sollst du auch diesmal wieder haben, mein Sohn!“ Sprach's und ging von dannen.

**Interessante Aussprüche.** Auf die Frage: „Bezahlt sich das Annoncieren?“ antworteten die nachstehenden Autoritäten wie folgt:

„Der Weg zum Reichtum geht durch Truderschwärze.“ (Barnum.)

„Mein Sohn, mache Geschäfte mit Leuten, die annoncieren, du wirst nie verlieren.“ (Benj. Franklin.)

„Wie kann die Welt wissen, daß jemand etwas Gutes hat, wenn er den Besitz desselben nicht anzeigt?“ (Bamberbilt.)

„Die Annoncen sind dem Geschäfte das, was der Dampf für die Maschine ist.“ (Ford Macaulay.)

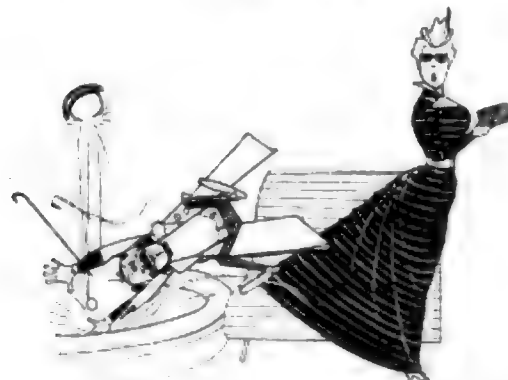
## Humoristisches.



①



②



Abgebildet. Originalzeichnung von F. Szabran.

### Durchschaut.

Gattin: „Also auf die Jagd willst du wieder gehen?“

Gatte: „Ja!“

Gattin: „Um — weißt du, Franz, einen Hasen hatten wir jetzt schon so oft gehabt, schicke doch nun einmal eine fette Gute, die ist ja auch billiger!“

### Anticipiert.

Schwiegervater (am Hochzeitmorgen): „Hier haben Sie eine Anweisung auf 30 000 Mark als Mitgift.“

Schwiegersohn (zur Braut): „Hurra, da feiern wir gleich die goldene Hochzeit!“

### Mißverständnis.

Vater (der Braut): „Sie sind Lehrer; können Sie denn mit dem, was Sie bekommen, auch eine Frau ernähren?“

Freier: „Um, Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, was ich bekomme!“

### Splitter.

Lob ist ein Wein, der Schwächlingen nur verbünnt gereicht werden darf.

### Wirklich genommen.

Stubenmädchen: „Ich glaube gar, Jean, Sie haben ein Markstück aus der Weste genommen.“

Kammerdiener: „Der gnädige Herr hat mir diesmal ganz speziell gesagt, ich solle die Weste richtig säubern!“

### Die Widerlegung.

Herr: „Was, Sie studieren Theologie? Das ist aber, wie ich hörte, ein sehr trockenes Studium.“

Student: „Unfönn! Dabei wird ebensoviel getrunken, wie bei jedem andern.“

### Auf richtiger Fährte.

„Denk dir nur, wie präde meine Fuhla ist: wegen eines Kusses großt sie mir.“

„Gewiß, weil du ihr nicht mehrere gegeben.“

### Ein Angebinde.

„Unser Kneipwirt hat heute Geburtstog — wie wär's mit einem kleinen Angebinde?“

„Warum einem kleinen? Binden wir einen großen Vären an!“

**Ein weißer Kabe.**

„Der junge Doktor Blaubeck ist ja heute gestorben.“

„Endlich einmal ein Arzt, der seinen Patienten mit gutem Beispiel vorangeht.“

**Die Hauptsache.**

Verteidiger: „Vorant, meinen Sie, soll ich das Hauptgewicht der Verteidigung legen?“

Klient (auf den Staatsanwaltsantrag in der Anklage deutend): „Halten Sie mir nur hübsch die drei Paragraphen vom Leibe!“

**Immer Proh.**

„Ich spiele schon seit zwanzig Jahren in der Lotterie.“

„Haben Sie einmal einen Gewinn gemacht?“

„Das habe ich Gott sei Dank nicht nötig.“

**Ähnlicher Beruf.**

„Was mag das für ein junges Paar sein?“

„Er ist von der Palette und sie vom Ballette.“

**Ein Frauenkammer.**

Eine geliebte junge Gaunerin und Hochstaplerin ward lange vergeblich von der Polizei gesucht. Keine Spur war zu finden, kein Steckbrief hatte Erfolg! — Plötzlich hat die Polizei eine gute Idee. Der Steckbrief wird umgedruckt. Aus „Kasse fein“ wird „Kasse schief und dick“, aus „kleinen roten Ohren“ werden „abstehende“, aus dem „selbenwelschen Haar à la Tizian“ wird „eine alte verflochtene Perücke“ und aus dem „vornehm-graziösen Gang“ wird ein „entengleiches Watschen.“ Der Erfolg blieb nicht aus! Schon am nächsten Morgen kam die längst Gesuchte wutschnaubend auf das Polizeibureau, um sich über diese Verleumdung zu beschweren.

**Ablehnung.**

Agent: „Ich habe eine Forderung an Sie.“

Kaufmann: „Bedauere: bin prinzipieller Gegner des Duells.“

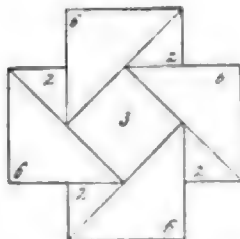
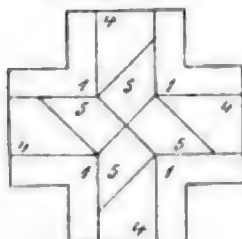
**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 10.****Damespielaufgabe:**

- |                 |              |
|-----------------|--------------|
| 1. Dc3-g5       | b6xf4        |
| 2. b4-c5        | b6xd4        |
| 3. Df8-d6       | Db8xe5       |
| 4. g7-f8D       | De5xg7       |
| 5. Df8xh6xe3xb6 | a7xc5        |
| 6. Da3xd6xh2    | und gewinnt. |

Zweifelsbige Charade: Salzburg.

Homonym: Grund.

Logogriph: Frost, Forst.

**Verteigaufgabe:**

Bilderrätsel: Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.

Homonym: Faust.

Aufgabe: 1. Alba, Alfen; 2. Moses, Mosel; 3. Emma, Emden; 4. Meise, Meiser; 5. Iwan, Ita; 6. Kangel, Kante; 7. Anna, Angel. — Aus den Anfangsbuchstaben erhält man: Amerika.

**Reistenrätsel:****Dominoaufgabe: Im Talon lagen:**

B behielt:

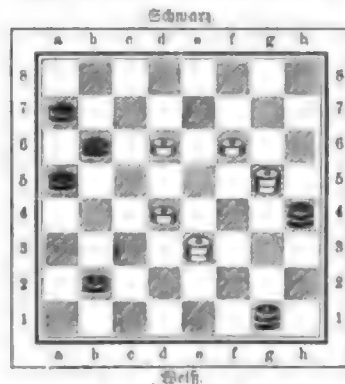


Der Gang der Partie war: I. A 1, B 1, C 1; II. A 1, B 1, C 1; III. A 1, B 1, C 1; IV. A 1, B 1, C 1; V. A 1, B 1, C 1; VI. A 1 (= 78).

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Anna Hartleb in Groß-Vichtersfelde; Joseph Szechowicz, Pfarrer in Klokowice; F. L. Kändler in Fürstberg (Mecklenburg); H. Walter und F. Kollent in Vorna.



Damenspielaufgabe.  
Von K. Stabenow in Berlin.



Weiß zieht an und gewinnt.

#### Citaträtsel.

Wer kleinlich klebt an dem, was hergebracht,  
Und Neues scheut, den nicht zu streng verdamme,

(Die beiden durch Zeichen für unbetonte und betonte Silben  
angedeuteten Zeilen sind durch ein Citat zu ersetzen, das sich  
auf die vorklebenden Zeilen reimt.) E. S.

#### Opern-Scherzfrage.

Die ihr euch auf Wust verlehrt,  
Sagt, was enthält Freischütz, Prophet?  
Was Rariſha, Zampa, Aheingold nur  
Virgt in sich, kommt dem auf die Spur!  
Und was in Lantred, Norma steht,  
Werd' gleichfalls von euch ausgehrt! E. S.

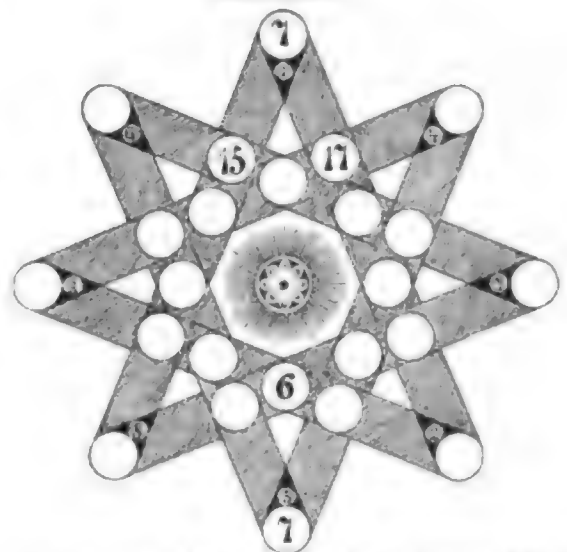
#### Homonym.

Ich bin kein Saal, kein Zimmer,  
Und doch dien' ich zum Wohnen;  
Dabei bin ich fast immer  
Voll ständiger Patronen;  
Und meine Pflicht ist, daß ich sebe  
Auf unsers Volkes Wohl und Wehe. H. A.

#### Arithmetische Aufgabe.

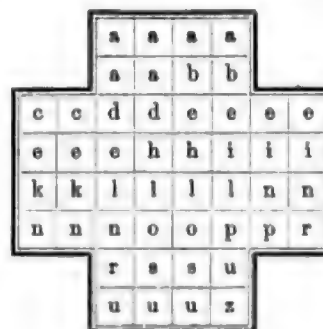
Zwei gerade Linien schneiden sich rechtwinklig. Auf der einen liegt 121 m vom Schnittpunkt der Linien entfernt der Mittelpunkt eines Kreises vom Halbmesser 24 m. Auf der andern liegt 83 m vom Schnittpunkt der Mittelpunkt eines Kreises vom Halbmesser 15 m. Um 12 Uhr fangen beide Kreise an sich so zu bewegen, daß ihre Mittelpunkte auf jenen Linien nach dem Schnittpunkt gleiten. Der Mittelpunkt des ersten Kreises legt in jeder Minute 5 m, der des zweiten in derselben Zeit 4 m zurück. Beide Kreise stehen wieder still, wenn sie sich zum erstenmal von außen berühren. Um wieviel Uhr geschieht dies?

#### Dahlenstern.



In die freien Felder des Sternes sind die Zahlen: 6, 6, 6, 7, 7, 9, 9, 9, 9, 10, 10, 10, 10, 15, 15, 15, 17, 17, 17 derart einzutragen, daß die Summe der sechs Zahlen von 1 nach 2, 2-3, 3-4, 4-5, 5-6, 6-7, 7-8, 8-1 je 64 beträgt. Sind die Zahlen richtig eingetragen, so muß die Summe der acht Zahlen an den Spitzen des Sternes, sowie diejenige der dem Mittelpunkte am nächsten liegenden acht gleichfalls 64 und die Summe der verbleibenden acht das Doppelte, 128, betragen.

#### Kreuzrätsel.

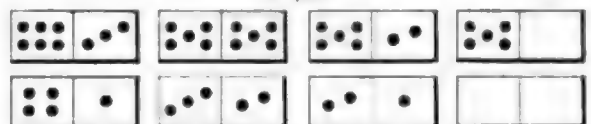


Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen bezeichnen: 1. einen Ortort von Leipzig, 2. einen See im Süden Deutschlands, 3. eine Stadt in Brandenburg, 4. einen Musikkritiker in Wien. A.

#### Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zusammen 30 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf seinen Steinen 14 Augen weniger als B. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A legt Doppel-Fünf aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Als letzten Stein legt er Doppel-Blank. Bei der dritten Runde müssen B und C passen; außerdem paßt B noch bei der fünften und der siebenten Runde. C behält zwei Doppelsteine mit 10 Augen übrig. Die 18 Steine der Partie haben 95 Augen. — Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält C übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Nachdruck verboten. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Hans Heinrich Reclam in Leipzig.  
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.







ist. Das hat mich als einen Feind jedes Unrechts empört, noch stärker aber, seitdem ich das unverdiente Glück gehabt, von Ihnen als Bootsmann angenommen zu sein. Ich beanspruche nichts für diese Dienstleistung; vielleicht wenn Ihre Angel noch mehr einträgt und Sie mit meiner Ruderarbeit zufrieden sind, lassen Sie meinem vermutlich dadurch rege werdenden Appetit ein bißchen von den Gräten mit zu gute kommen. Wohin befehlen Sie, daß ich Sie fahre? Nach dem Anlegeplatz von Klein-Wartenbel?"

Das war nicht gerade frech gesprochen, dem Inhalt nach sogar bescheiden-willfährig, doch im Ton namenlos lech und zuversichtlich; eigentümlich hatte er im letzten Satz eine Betonung auf die Vorsilbe „Klein“ gelegt, als ob er den Gegensatz zu Groß-Wartenbel stark hervorheben wollte, und nicht erklärbar war, daß er zu wissen schien, sie hause dort gegenwärtig. Undine von Wenckstern wollte sich, seiner unverkämpften Annahme gegenüber, auf keine mündliche Äußerung mehr einlassen, sondern als Antwort nur die Hand ausstrecken, um, wie einem Diener, stumm befehlend nach Klein-Wartenbel hinzudeuten. In der Bewegung jedoch ließ sie die halbgehobene Hand wieder herabfallen; es war schon zu viel, daß sie durch die Geste kundthat, überhaupt auf seine Worte gehört zu haben; als ob sie allein im Boot sei, drehte sie das Gesicht seitwärts und setzte ihre Beschäftigung fort, den Knoten aus der Angelschnur zu lösen.

Der Ingenieur Dietrich Berned wartete einige Augenblicke lang auf eine Beantwortung seiner letzten Frage. Da ihm jedoch keine zu teil ward, vertauschte er gleichmütig seine aufrechte Stellung mit dem Sitz auf der Bank, legte die Ruder wieder ein und that das offenbar ihm am meisten Zusagende, denn er lenkte mit kräftigen Schlägen das Boot gradaus vorwärts, der breiten Sonnenspiegelung auf der See-mitte entgegen.

• • •

Auf den Feldern von Groß-Wartenbel hub jetzt die Roggenernte an, und die Sensen blühten in der Sonne durch die umsinkenden Goldhalme. Kräftige Mädchenarme hoben hinter den Mähern die hingestreckten Schwaden, sie in Garben aufzuhocken; viel Thätigkeit herrschte, dem norddeutschen Wesen entsprechend zumeist ohne andern Wortaustausch, als auf die Arbeit bezüglichen. Aber wenn die frühzeitige Mittagskost herausgebracht wurde und alle sich zur Pause zusammen unter den dichten Schatten vereinzelt von den Knickwällen aufsteigender breitästiger Eichen legten, da stellte sich doch Redetrieb und auch eine gewisse Lustigkeit ein. Der dickbäuchige Braunbierkrug ging von Mund zu Mund, es gab Gelächter, wenn er einer der Mägde zu schwer war,

sie ihn sich von dem Knecht neben ihr an die Lippen heben lassen mußte, und manchmal bildeten nicht grad zarte Späße die Begleitung. Die Hofbirnen erinnerten sehr wenig an Elfengestalten, waren ausnahmslos derb gebaut und stark entwidelt, doch mehrere in ihrer rotbädig gesunden Frische hübsche und malerisch in die hochsommerliche Landschaft passende Geschöpfe. Sie genossen natürlich den Vorzug bei der ländlichen Galanterie des andern Geschlechtes, die sich wohl in Gegenwart des Verwalters zurückhielt; dann und wann indes kam er unerwartet herzu, so daß er noch den nicht eben von heftigem Schreck oder übermäßigem Unwillen zeugenden Aufschrei einer Magd hörte, die unvorsichtig ihr Bein unter dem Zwischrock zu weit vorgestreckt hatte und von ihrem Nachbarn hurtig und ziemlich fest in die graubestrumpte Wade gekniffen worden war; ein helles Richern lief danach stets unter den Zuschauerinnen und Zuhörerinnen um, während die Betroffene eilig das verlockende Angriffsstück in Sicherheit brachte. Ein derbes, aber harmloses „ländlich-sittliches“ Treiben war's, und der Verwalter, wenn er grad zum Augenzeugen wurde, verlor kein Wort darüber; das gehörte als ermunternder Spaß mit zum Ausruhen von der heißen Arbeit. Manhart Osterling dagegen lehrte seinen Blick mit unverkennbarem Widerwillen davon ab, vermied überhaupt die Nähe der Garbenbinderinnen so auffällig, daß der Verwalter einmal lachend sagte: „Na, Sie sind doch auch ein junger Mann, und ein nettes Mädchen 'mal anzusehen, thut noch keinen Schaden. Baronessen sind sie ja freilich nicht, aber dann wären sie schlecht auf dem Feld zu gebrauchen.“ Der Nachsatz kam dem Sprecher augenscheinlich völlig bedachtlos, ohne irgendeine beabsichtigte Anzüglichkeit vom Mund, doch Manhart drehte hastig den Kopf zur Seite, denn er fühlte, daß ihm das Blut jählings ins Gesicht schieße, und er fürchtete, der neben ihm Stehende müsse das plötzliche laute Klopfen seines Herzschlags hören.

Seine tägliche Lebensführung hatte sich ihm unliebsam dadurch verändert, daß vom Senator der „überflüssige Umstand“ des Aufdeckens und Auftragens in seinem Zimmer abgestellt worden war und er mittags und abends mit seinen beiden Hausgenossen an den Mahlzeiten teilnehmen mußte. Sein Platz am geräumigen Tische befand sich neben dem Daniel Wollenwebers, so daß ihn ein ziemlich beträchtlicher Zwischenraum von Margret Willens trennte und er gewissermaßen außer einer Berührung mit ihr blieb. Da er sich vorgenommen, keinen äußeren Anstoß zu geben, machte er ihr beim Eintreten eine leichte Verbeugung und setzte sich schweigend auf seinen Stuhl, auf dem er ebenso wortlos verharrte, während Margret mit dem Alten über dies und jenes rebete.



Sie sprach den stummen Tischgenossen nicht an, da er ihr deutlich genug mehrmals an den Tag gelegt, daß er für überflüssig halte, ihr die gewöhnlichsten Rücksichten zu erweisen und jedenfalls widerwillig, nur der Anordnung ihres Vaters nachkommend, sich im Speisezimmer einstelle. So war er davor gesichert, zu irgend einer Erwiderung genötigt zu werden, doch die Ohren konnte er sich nicht verschließen, mußte das, was sie mit Wollenweber sprach, anhören und zuweilen bei einem Aufblicken sie auch flüchtig ansehen. Dabei erkannte er, daß sie ihm eigentlich fremd oder richtiger aus der Vorstellung geraten sei, sowohl ihr Gesicht, als ihre Stimme; seit Jahren hatte er die Augen, wenn sie in seine Nähe kam, abgewandt, und in der Zeit war wohl, wie's ihr Alter mit sich brachte, eine äußerliche Veränderung an ihr vorgegangen. Nur die Augen mochten noch die ehemaligen des Kindes geblieben sein, er erinnerte sich ihrer Farbe und ihres Ausdrucks von der Zeit her, in welcher er auf dem Heimweg vom Gymnasium ab und zu ins Rattepelhaus gekommen, um eine halbe oder ganze Stunde mit dem noch kleinen Mädchen zu spielen. Damals hatte er nicht geahnt, wie der Senator ihm seine Zukunft, sein ganzes Leben zu Grunde zu richten beabsichtige und welcher immer mehr steigende Abscheu vor allem, was mit dem Willensschen Hause zusammenhing, ihn später erfüllen werde. Eines freilich dankte er seinem Kaufmannsstand doch — darin war die Rechnung des Senators wieder falsch gewesen — ohne diesen an ihm geübten Zwang wäre er voraussichtlich niemals nach Groß-Wartenbek gelangt — nicht jetzt hier —

Manchmal überkam Manhart plötzlich ein schreckhaftes Gefühl, sein schweigsam in eigne Gedanken versunkenes Sitzen am Tisch könne etwas Auffallendes haben, und dann knüpfte er doch rasch ein Gespräch mit Daniel Wollenweber an, redete lebhaft und nahm sich bei dem, was er sagte, gut zusammen, daß er nicht durch etwas Thörichtes oder Verworrenes verrate, er sei innerlich mit völlig Anderem beschäftigt. Vielmehr suchte er dies durch Aufbieten seiner geistigen Begabung möglichst zu überdecken, sprach gewandt, Kenntnisse und Verständnis offenbarend, wie man sich ihrer bei einem Handlungscommis nicht verschah, zuweilen über Dinge, an die der Gesichtskreis des Alten nicht recht heranreichte. So entstand einigemal am Tisch ein sonderbarer Redewechsel; die beiden jungen Teilhaber sprachen nicht geradezu miteinander, doch in gewisser Weise indirekt durch das Mittelglied Wollenweber, dessen Verständnismangel Margret mittels geschickt aufklärender Unterstützung zu Hilfe kam. Er erwiderte dann das ihm eigentlich von ihr Eingeebene, und indem Manhart ihm antwortete, gab er im Grunde eine Entgegnung

auf das von der Nachbarin des Alten Herrührende. Daraus konnte sich eine Art von Wortkampf entspinnen, in dessen Weitergang beide eine Zeitlang vergaßen, daß die dazwischen fallenden Äußerungen Daniel Wollenwebers gar nicht mehr in Betracht kamen, sondern daß sie über ihn weg, nur ohne direkte Anrede, ihre Gedanken und Urteile gegeneinander tauschten. Aber dann besann Manhart Osterling sich auf den Zweck, der ihn zum Sprechen veranlaßt und daß er diesem genügt habe, der befremdliche Eindruck seiner Schweigsamkeit verloscht worden sei. Diese Beruhigung ließ ihn wieder verstummen und sich seinen inneren Vorstellungen hingeben. Dabei war ihm gleichgültig, ob Margret Willens das letzte Wort behalten, das Ganze hatte ja überhaupt keinerlei wirklichen Sinn. Nur ein paarmal ärgerte es ihn doch, seine Ansicht nicht so gut wie sie die ihrige begründet zu haben, vielmehr nach seinem eignen Gefühl im Nachteil gewesen zu sein. Eigentlich indes war's nicht das, was ihn verdroß, denn auch dem kam ja nichts von Bedeutung zu, sondern daß sie sich immer in den gleichen Grenzen der Ruhe und Artigkeit hielt, nicht das leiseste Anzeichen eines Triumphs oder einer Schadenfreude bei einer solchen Gelegenheit kundgab. Sie sprach zu ihrer eigenen Unterhaltung, doch ihr lag offenbar nicht das Geringste daran, sich ihm in etwas überlegen zu zeigen, sich dadurch gewissermaßen für seine Unart gegen sie eine Genugthuung zu verschaffen.

Oster kam Elisabeth Rothelf zum Mittag und blieb auch einige Male noch zum Abendessen. Das war ihm angenehm, denn er hatte dann jemand am Tisch, bei dem er sich im Gespräch keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, und er benahm sich lebenswürdiger und beflissener gegen sie, als an jenem Tag im Beisein des Senators. Auch gefiel sie ihm besser, je häufiger er mit ihr zusammentraf, und als Wesentliches wirkte mit, daß es ihm nicht zweifelhaft schien, er gefalle ihr. Er besaß nichts von Eitelkeit, und ihm kam nicht in den Sinn, zu denken, sie könne um seinetwillen häufiger ins Schloß kommen; aber das Gefühl, ein junges, hübsches Mädchen unterhalte sich gern mit ihm, durchfloß ihn äußerst wohlthuend. Und sie hatte in der That etwas Poetisches, einen selbblumenartigen Reiz, den der Gegensatz zu Margret Willens noch mehr hervorhob; die war nur jung, ohne den Duft und die Wärme der Jugend. Schon in der Art ihrer Kleidung drückte sich dies aus, sie ging stets im gleichen dunklen Kleid, wie in der Stadt, ihr fehlte aller Antrieb, durch hübsch gewählte sommerliche Farben einen augenerfreuenden Eindruck zu erregen. Freilich gebot sie wohl über so viel Selbsterkenntnis, daß sie sich auch auf andre Weise keine wirkliche Anmut verleihen könne; allein es lag doch etwas Naturwidriges oder, richtiger be-



nannt, anmaßend Beleidigendes in der Gleichgültigkeit, mit der sie sich nicht die geringste Mühe gab, für ihre tägliche Umgebung, so weit es möglich gewesen wäre, ihre äußere Erscheinung vorteilhafter zu gestalten. Auch das verdroß Manhart; er hätte sie gern einmal einen derartigen Versuch machen sehen, damit sie bei einem solchen Wettbewerb erst vollständig neben Lisbeth Nothelf wegsalle. Denn so verschieden, wie die beiden in der Kleidung voneinander abstachen, ließ sich überhaupt zwischen ihnen kein Vergleich anstellen.

Das Licht des Hochsommertages dauerte lang, aber wenn Lisbeth bis zum Abend blieb, lag bei ihrem Ausbruch doch die Dämmerung schon so grau, daß Daniel Wollenweber beim erstenmal meinte, sie könne den einsamen Landweg nach Seedorf nicht gut mehr allein gehen, und sich anschickte, sie nach Haus zu begleiten. Dagegen wandte jedoch Manhart rasch ein, das komme seiner Jugend mehr zu; er wäre sonst unter vier Augen mit Margret Willens zurückgeblieben, und dieser Peinlichkeit wollte er sich nicht aussetzen. So machte er sich mit auf den Weg, und der Alte sagte, als die beiden außer Hörweite waren: „Das wär' eigentlich 'mal ein ganz nettes Paar zusammen, wenn Manhart in vernünftige Jahre gekommen ist und sich genug dazu verdient, um verheiratet zu sein; jezt ginge das ja noch lange nicht an. Aber solche niedliche kleine Frau thäte ihm gewiß 'mal gut, so in ein zehn Jahren oder so, das ist ja auch nicht lang, zu warten. Ich glaube auch, sie mögen sich alle beide ganz gerne.“

Dazu nickte Margret und antwortete: „Wenn Sie das meinen, Onkel Daniel, ist's ja so am besten, daß sie allein miteinander gehen und sich gegenseitig genauer kennen lernen.“ — „Ja, darauf kommt's natürlich in der Hauptsache an, Fräulein Margret, daß ein paar Menschen sich richtig kennen lernen, und dafür müssen sie ja ab und zu miteinander zusammen sein, sonst wissen sie einer vom andern nicht recht was. Ich hab' so was selber ja in meinem Leben nicht durchgemacht und kann's mir nur denken, wie's zugehn muß. Dem Herrn Senator, mein' ich, würd's auch nicht zuwider sein, denn er meint es bei all' seiner Strenge ja doch gewiß gut mit Manhart Osterling, und das Fräulein Lisbeth gefällt ihm ja auch gut. Man könnt' beinah auf den Gedanken kommen, er hätte Manhart deshalb mit hier heraus genommen, daß sie öfter miteinander zusammen sein und sich recht kennen lernen sollten.“ Dem pflichtete auch Margret wieder bei: „Dazu findet er denn ja so Gelegenheit, Onkel Daniel, die sich wohl öfter wiederholen wird, und ich denke ganz das Nämliche wie Sie. Wenn sie ihm besser — ich meine, so gut gefällt, daß er sie einmal zu seiner

Frau haben möchte, da ist's gewiß so am besten, und mein Vater wird sicher ebensowenig dagegen haben, wie Sie oder ich. Gute Nacht, Onkel Daniel, es ist wohl unsre Zeit geworden. Schlafen Sie recht gut, ich will's auch thun.“

Die beiden gaben sich einer irrthümlichen Annahme hin, über die Manhart Osterling, wenn er ihr Gespräch anzuhören vermocht, mit einem inneren Stolzbewußtsein die Schultern gezuckt hätte. Es war ihm allerdings keineswegs zuwider, Lisbeth Nothelf, wie's seit dem erstenmal Brauch geworden, auf ihrem spätabendlichen Rückweg zu begleiten; er that's sogar recht gern, denn er hatte ein Freundschaftsgefühl für sie gewonnen, und es war seinem Leben etwas Neues, bisher völlig unbekannt Gebliebenes, mit einem lebenswürdigen und gebildeten jungen Mädchen, überhaupt mit einem Menschen auf vertraulichem Fuße zu stehen. Doch sein Herz schlug nicht schneller bei dem Alleinsein mit ihr auf der dunkelnden Straße; es hätte ihm kaum einen Unterschied ausgemacht, wenn die neben ihm Eingehende ein junger Mann gewesen wäre, nur diente es ihm doch mehr zur Befriedigung, daß ein anmutiges weibliches Wesen sich unverkennbar gern in seiner Gesellschaft aufhielt. Sie beeilte ihren Schritt auf dem Wege durchaus nicht, blieb manchmal, auf einen unbestimmten Ton vom See oder aus dem Walddunkel her aufhorchend, stehen und fragte, woher er gerührt haben möge. Manhart erwiderte einmal darauf: „Fürchten Sie sich, Fräulein Lisbeth?“ Doch sie schüttelte lachend den Kopf: „O nein — wenn ich um die Zeit allein hier gehen müßte — aber so nicht.“ Mitunter ging sie eine Weile lang still fort, dann wechselte sie mit lebhaftem Sprechen ab, in einem fröhlichen Ton, der wie etwas Helles unter den finsternen Baumschatten aufklang; doch die Dinge, von denen sie redete, waren keine anderen, als die der Unterhaltung zwischen ihnen am Tisch. Beim Eintreffen vor der Thür des Pfarrhauses dankte sie ihrem Begleiter freundlich für die Mühe, die er sich um ihre Willen gemacht und noch vor sich habe: „Nun müssen Sie den ganzen Weg wieder zurück; ich sollte am Abend nicht mehr hinüberkommen, oder rechtzeitig fortgehen, das will ich künftig auch.“ Dazu reichte sie ihm die Hand, eine kleine warme Hand, die einen Augenblick lang in der seinigen blieb. Dann klang ihre Stimme noch einmal: „Gute Nacht — kommen Sie nur nicht vom Weg ab und ins Wasser — und schlafen Sie gut!“ und er wanderte allein durch das Walddunkel wieder zurück.

Aber daß er diesen abendlichen Gang keineswegs widerwillig machte, hatte noch einen andern, bedeutungsvolleren Grund. Es war natürlich so, daß er noch vom Hause abwesend war, und niemand achtete darauf, wann er heimkehrte. Dies that er

jedoch nicht geradezu, sondern an einer Stelle verließ er die Straße und bog, die Warnung Visbeth Rothells außer acht lassend, gegen den See hin ab. Eine Strecke weit tastete er sich im beinahe ganz Finstern zwischen den dichten Stämmen durch Unterholz fort, dann ward es lichter, er gelangte ans freie Ufer, wo dunkel die Wasserfläche sich vor ihm dehnte, doch vom offenen Himmel überdacht und von seinen Sternen dämmernd überhellt. Ein leichtes Plätschern tönte vom jenseitigen Strande her und kam näher; allmählich unterschied auch der Blick etwas langsam Heranziehendes.

So war es, schon vor längeren Tagen, einmal zum erstenmal geschehen, als Manhart hier bei noch zitterndem Abendlicht gestanden und auf den See hinausgesehen. Da schwamm das Boot, nach dem er die Augen gerichtet hielt, gerade dieser Stelle zu, und nach einer Weile sagte Undine von Wensftein überrascht: „Wer ist da? Ah, Sie sind's, Herr Osterling. Lieben Sie den Platz hier auch besonders? Ich finde, daß er eigentlich der schönste am See ist.“ Beim Rudern hatte sie dem Lande den Rücken zugewandt und den am Ufer Stehenden nicht wahrgenommen, ehe sie mit dem kiellosen Nachen auf den Sand aufgelaufen. Stotternd entschuldigte er sich, daß er zufällig, unwissentlich an ihren Lieblingsplatz hergeraten sei und sie störe. Aber ihre Stimme fiel ein — zu dunkel war's mittlerweile geworden, mit den Augen noch deutlich zu erkennen —: „Sie haben doch ebensoviel Anrecht, sich hier aufzuhalten, als ich, oder richtiger weit mehr, denn der Uferrand gehört zu Groß-Wartenbel, so daß jemand von Klein-Wartenbel eigentlich Sie um Erlaubnis bitten muß, hier anlegen und etwas Rast halten zu dürfen.“

Auf solche Weise war Manhart zum erstenmal wieder mit der jungen Baronesse zusammengekommen und seitdem war eine tägliche Gewohnheit daraus geworden. Denn sie schlug allabendlich die nämliche Richtung mit ihrem Boot ein, doch nur unter der Voraussetzung, daß er sich dadurch nicht abhalten lasse, gleichfalls bei seiner Gewohnung und Reigung zu beharren; falls ihr Kommen ihm den Platz verleihe und ihn davon vertreibe, werde sie sich einen andern für ihre Abendsfahrt auswählen. Die Tageshitze war drückend, vor Mitternacht konnte sie in dem dumpfen Zimmer, das sie gegenwärtig bewohnte, nicht einschlafen und suchte deshalb möglichst nach Kühlung vorher auf dem Wasser. Sie sprach mit Manhart Osterling wie mit einem alten Bekannten, machte nach der Wiederholung einiger Tage kein Geheim daraus, sie freue sich, ihn am Abend hier zu treffen und ein Weilchen Unterhaltung zu finden, da sie sonst den Tag über kaum mit jemandem ein Wort austausche. Er stand am Ufer, an einen

Baum gelehnt, und sie saß auf ihrer Rahnbank, so redeten sie etwa eine halbe Stunde miteinander; keiner vermochte die Gesichtszüge des andern zu unterscheiden, nur die dunklen Umrisse der Gestalt; lautlos lag die Runde umher, Wald und Wasser, von den Sternen überflimmert, wie in einer geheimnisvollen nächtlichen Verzauberung. Keine Klage über die Umwandlung ihrer äußeren Verhältnisse kam von den Lippen Undines, nur erzählte sie einmal lächelnden Tones von einem Traum, den sie in der letzten Nacht gehabt. Aus dem Wald hier war ein weißbärtiger Zauberer plötzlich zu ihr herangetreten, mit der Frage, ob sie wieder auf Groß-Wartenbel wohnen möchte. Als sie das bejahte, denn das Haus und der Garten seien ihr von Kindheit auf lieb, habe er entgegnet, was sie ihm dafür gäbe? Da hatte sie, wie man's im Traum thut, rasch geantwortet: „Wenn du das kannst, alles, was du verlangst,“ und dabei war sie aufgewacht. Sie mußte lachen, wie sie an die thörichte Einbildung zurückdachte, der Senator Wilkens könne das von ihm gekaufte Gut wieder aus den Händen lassen. Empfinden ließ sich wohl, sie halte mit dem Aussprechen zurück, er habe ihren Vater in nicht rechtlicher Weise stark übervorteilt und verdiene keine Achtung; aber Manhart konnte nicht im Zweifel darüber bleiben, sie messe ihm keine Mitschuld an der Ruchlosigkeit des Kaufmanns zu und sehe ihn nicht als ein willenlos-gefügiges Werkzeug desselben an. Im Gegentheil, aus ihren Äußerungen ging hervor, sie zweifle nicht, bei der Bildungsstufe seines Geistes und Gemüths könne er unmöglich ein wirklicher Freund und Verehrer des Senators sein. Das beglückte ihn und er verhehlte ihr natürlich nicht, sie täusche sich nicht darin; unbewußt flog ihm einmal vom Mund, wenn er der Zauberer zu sein vermöchte, so würde sie morgen in ihr Schloß zurückkehren. Erschreckt verstummte er danach, von jähem Herzklopfen durchschüttert; ihm kam zu spät ins Gedächtnis, daß sie fragen könne: „Was müßte ich Ihnen denn dafür geben?“ Aber sie versetzte nur lachend: „Das wäre hübsch, doch ist es nur ein Märchen. Es giebt keine Zauberer in der Welt, und wenn einer es sein möchte, kann er sich nicht dazu machen. Aber ich danke Ihnen für Ihre freundliche Absicht, daß Sie den guten Willen dazu hätten.“ Dabei bewegte ein kleiner heller Schimmer sich gegen Manhart heran; ungewiß, von einem Zittern überlaufen, stand er. Doch zweifellos war's, ihre Hand streckte sich ihm zum Zeichen ihrer Dankbarkeit entgegen und bezeugte diese, als er zaghaft leise die dargebotene zu berühren wagte, mit einem fühlbaren Druck.

Danach blieb es der Brauch Undines von Wensftein, sich allabendlich so mit ihrer Hand von ihm, als von einem guten Freunde zu verabschieden, wenn

sie querhinüber nach Klein-Wartenbel zurückfuhr. Er schob ihr Boot vom Strand ab, sie hielt nach einigen Schlägen die Ruder noch einmal an und rief halblaut: „Gute Nacht! Schlafen Sie wohl!“ Hinterdrein fügte sie ab und zu: „Aber träumen Sie nicht, daß Sie ein Zauberer seien.“ Dann horchte er noch auf das allmählich leiser werdende Geplätscher über dem dunklen See, bis es völlig verklang und sein Fuß sich zur Straße zurücktastete. Doch er fühlte den Weg nicht unter der Sohle, ging wie ein Berauschter; erst vor'm Hause kam ihm etwas Besinnung, daß er, durch eine Hinterthür hineinschlüpfend, geräuschlos auf den Zehen die Treppe zu seiner Stube emporstieg. Eine unnötige Vorsicht übrigens war's; die junge Schlossherrin, ebenso wie Daniel Wollenweber, schlief stets schon, und niemand achtete auf die späte Zeit seines Heimkommens.

Bezüglich des nächtlichen Dunkels aber trat nun eine Veränderung ein. Schon fast eine Woche lang war der Mond als ein schemenhaftes Sichelwölchchen am Himmel erschienen, ohne zu einer Leuchtkraft zu gelangen, da er noch vor dem Aufhören der Tageshelle wieder unter dem Horizont verschwand. Täglich indes verspätete er sein Kommen, und wie Manhart jetzt einmal die Pastorentochter nur beim Sternenschein nach Seedorf geleitet, hob sich die inzwischen gerundete Mondscheibe erst über die Waldbäume heraus, als er auf dem Rückweg zum Uferstrand hinunter kam. Wie geblendet stand er, und in das Riefeln des Silberlichts auf dem See lauschte sein Ohr nach dem Aufklingen des Ruderschlags hinüber. Da tönte seitwärts von ihm aus dem Schatten eine Stimme: „Auf wen warten Sie denn?“ Heftig fuhr er zusammen und sah nun das Boot schon als einen schwarzen Körper unter überhängendem Laubdach liegen; zugleich bewegte es sich, tauchte hervor, in die Lichtbahn hinein, und es war, als ob eine große Wasserrose plötzlich vom Seegrund heraufkomme. Undine von Wenkster trug sonst bei ihrer Abendfahrt ein dunkelfarbiges Kleid, heut' jedoch hatte sie, wohl um der Schwüle willen, ein leichtes, weißes angelegt, und jetzt dicht vor dem noch sprachlos überrascht Dreinblickenden fragte sie: „Warum kommen Sie so spät heute?“ Wie ein leiser Vorwurf klang's daraus und als halte sie einen Nachsatz auf der Zunge zurück: „Ich habe auf Sie gewartet.“ Manhart erwiderte stotternd, Fräulein Nothelf sei länger als sonst heut' Abend geblieben — deshalb —. Vom Rahn her fiel's ein: „Und Sie hatten natürlich unterwegs mit ihr keine Eile; es wäre anmaßend von mir, daß Sie Ihre Unterhaltung mit Lisette um der meinigen willen hätten abkürzen sollen, sie ist sehr viel liebenswürdiger als ich.“ Die Worte wollten offenbar kein gekränktes Gefühl kundgeben, aber ein wenig verrietten sie's

dennoch, und wohl um dies zu verdecken, fügte die Sprecherin rasch hinterdrein: „Ich habe mich nicht selbst geschaffen, und so ist's nicht meine Schuld. Lassen Sie mich das Verlangen nicht entgelten, das köstliche Mondlicht etwas auf dem See zu genießen, und seien Sie galant, als fänden Sie ein Vergnügen daran, es mit mir zu thun. Ich will Sie auch nicht durch mein Reden belästigen, sondern bringe Sie stumm nach Klein-Wartenbel hinüber; von dort ist der Weg für Sie ja kaum weiter, als von hier.“

Das Boot ragte mit der Rückseite bis hart vor seinen Fuß hinan; er wollte etwas entgegnen, doch vermochte keinen Laut hervorzubringen; halb taumelnd, wie in einem wunderbaren Traum trat er in das Fahrzeug. Es schwankte ein wenig, und die Hand Undines faßte nach seinem Arm: „Ich muß Sie wohl halten, sonst verheßen Sie im Gedanken an Lisette uns beiden zu einem nächtlichen Bad.“ Nun streckte er mechanisch die Hände nieder, um die beiden Ruder zu nehmen, aber sie entzog ihm das eine: „Nein, Arbeit und Vergnügen gehören ehrlich geteilt, alles in der Welt muß gegenseitig sein, Sie fahren mich und ich fahre Sie.“ Damit ließ sie sich neben ihm auf die Bank nieder, die indes so schmal war, daß sie dicht zusammenrücken mußten und Schulter an Schulter saßen, unvermeidlich mit diesen beim Ausholen der Ruder aneinander geratend. Manhart versagte fast der Atem, nur in langen Pausen rang seine Brust notgedrungen einmal tief nach Luft. Undine von Wenkster fragte lachend: „Können Sie schwimmen? Und wenn Sie mich ins Wasser stießen, würden Sie Ihr eigenes Leben daran wagen, mich heraus zu holen?“ Zu antworten war er außer stande, konnte nur mit dem Kopf nicken; ernsthaft setzte sie hinzu: „Ja, ich weiß, Sie sind mutig und können mir zu Hilfe.“ Wie flüssiges Silber tropfte es von den Rudern, und das Boot glitt in die glimmernde Spiegelbahn der Mondstrahlen hinein.

## 7.

Der Ingenieur Dietwald Werneck hatte, wie's von ihm zu erwarten gewesen, die anmaßende Reckheit gehabt, selbst den Lohn für seinen unerbetenen Ruderdienst zu bestimmen und, als er seine Bootgenossin bei Klein-Wartenbel angelandet, sich zu den von ihr gefangenen Fischen als Gast am Abendtisch zu laden. Während der Fahrt auf dem See aber war sie offenbar nach und nach mit dem Gedanken vertraut geworden, er werde, seiner Art gemäß, unaufgefordert mit ihr ins Haus eintreten, und er verdiene für seine, wenngleich höchst willkürliche Bemühung in der That auch nicht, im wörtlichen Sinne mit nichts abgespeist zu werden. So hatte sie wortlos die Fortdauer seiner unbelümmerten Selbstherrlichkeit geduldet, ihm den Eintritt nicht verwehrt

und ihn sogar kurz ihrem Vater und Onkel als einen Herrn, der ihr auf dem Wasser behilflich gewesen sei, mit Stand und Namen vorgestellt. Da sie sich hierzu einmal verstanden, that sie der frechen Weise, mit der er ihr seine Begleitung ausgenötigt, nicht Erwähnung, verhielt indes sich selbst ihm gegenüber in einer achtlosen Schweigsamkeit, als ob er nicht anwesend sei, und ließ empfinden, daß sie eine etwaige Anrede von seiner Seite ungehört am Ohr vorübergehen lassen würde. Eine solche versuchte er im übrigen auch gar nicht, schien sich auf dem See als „selfmade-man“ der vornehmen Baroneß gegenüber genug gethan zu haben, und es lag fast etwas Beleidigendes in der Gleichgültigkeit, mit der er ihr ebensowenig eine weitere Beachtung schenkte, wie sie ihm. Der Baron von Wentstern nahm an dem Fremden kein Interesse, sondern saß, wie beständig, in sein stummbrütendes Nachdenken versunken; bald nach Beendigung der Mahlzeit stand er auf und begab sich davon. Um ein Weniges später verließ auch Undine das Zimmer, so daß der merkwürdige Gast mit dem Freiherrn von Barrentrap allein zurückblieb. Dieser aber fand unverkennbar Gefallen an dem dreißtlichen Verhalten des unerwarteten und völlig unbekannten Tischgenossen, stritt mit ihm hin und her, konnte seine Vorratskammer an lateinischen Redensarten und Citaten gründlich ausräumen und suchte durch Fragen dazwischen einigermaßen über das curriculum vitae des jungen Technikers ins reine zu kommen. Darauf ging dieser auch bereitwillig ein, erzählte von seinem sechsjährigen Aufenthalt in Amerika das Blaue vom Himmel herunter und war, stets eine schlagfertige Antwort bereit haltend, keinen Augenblick durch einen logischen Einwand mundtot zu machen. Offenbar hatte er sich jenseits des Oceans mannigfach und mühselig durchgeschlagen, doch niemals den Mut verloren und mit dem, was er vorher in Deutschland gelernt, es schließlich zu einer Stellung und ausreichendem Einkommen gebracht; trogige Selbständigkeit redete ihm aus Miene und Mund, adeliger Rang und Titel galten seiner Anschauung der Dinge augenscheinlich nicht das Geringste, in ihm pulsierte das gleichmachende Blut der „Neuen Welt“, als sei's ihm eingeboren. Dann und wann nach der Mitteilung eines von ihm erlebten geradezu unmöglichen Abenteuers lachte er dem ironisch ungläubigen Augenwinkeln seines Zuhörers hell ins Gesicht: „Ich bin Ihnen doch für Ihre Bewirtung etwas schuldig, und wenn's Ihnen nur Spaß gemacht, sit pro veritate voluntas. Man kann nicht immer im steifen Paradeschritt durchkommen, sondern muß, wo's nicht weiter geht, auch einmal einen Vocksprung thun.“ Das war ein Abendbesuch, den der Freiherr so noch kaum bei sich gesehen, und er bethätigte sein Wohl-

gefallen an ihm dadurch, daß er einmal aufstand, das Fenster öffnend, die geschwärmte Stallthür von außen herein hob und mit der Reide groß daraufschrieb: „Bouteille mit Spinnweb. Aber lecke Er nichts mit der Zunge davon!“ Dann zog er den Glockenstrang, wies dem eintretenden Gottlieb Lafrenz die Schrift, und nach einer Weile erschien der Alte, stumm die staub- und spinnwebumkrustete Flasche auf den Tisch setzend und danach die schwarze Thür nehmend, um sie an ihren Platz draußen zurückzubringen. Barrentrap öffnete mit einem beinahe feierlichen Gesichtsausdruck die besondere Bouteille und schenkte von dem Inhalt in zwei alte Glashumpen, lief jedoch plötzlich davon, vor den Hauseingang hinaus und las auf der wieder in ihre Ordnung versetzten Stallthür im noch eben ausreichenden Abendlicht unter seiner Schrift eine andre: „Ich lecke nie an der Spinnweb, gnädiger Herr, immer am Faßspund.“ — „Ein verdammter Unterthan,“ knurrte der Freiherr, kehrte in die Stube zurück und faßte sein Glas: „Prosit! In hoc signo vinces, sed semper homo bonus tiro est, das heißt nicht nach der ordinären Meinung, ein guter Mensch wird oft hinter's Licht geführt, sondern, der Gute fängt mit jeder Flasche ein neues Leben an.“ Beim letzten Wort drehte er den Kopf nach der Thür und brach überrascht ab: „Tu quoque?“ Denn Unerwartetes geschah, der Baron von Wentstern trat noch einmal wieder herein. Elbert Barrentrap sah ihn verwundert an: „Ich dachte, du lägest schon lange auf der Einsamenblache, wo Morpheus den Mohn keltert.“ Um den Mund des Angesprochenen ging ein etwas erzwungenes Lächeln, er antwortete: „Rein, lieber Bruder, ich hatte noch Durst nach einem andern Getränk und ahnte, daß ich es hier finden würde.“ Sein Stiefbruder lachte: „Du ahnungsvolle Rehle, ich meine, Seele, du! Es ist der Mensch in seinem durstigen Drange des rechten Weges immer sich bewußt, denn er ist vinum consumere natus. Aber ein vernünftiger Einfall von dir war's und zeigt, daß du wieder auf den richtigeren Weg kommst, als in der letzten Zeit. Tute hoc intristi, tibi omne est exodendum, sagt Terenz; du hast dir's eingerührt und mußt es auch auslöffeln, will sagen exhibendum. Bibo, ergo sum!“ Der Sprecher füllte ein drittes Glas: „Mehr brauchen wir hoffentlich nicht, mulier taceat in taberna;“ die von ihm darin ausgedrückte Erwartung oder vielmehr Nichterwartung bestätigte sich auch, Undine machte es nicht wie ihr Vater, sondern kam nicht wieder; sich von dem aufdringlichen Gast zu verabschieden, erschien ihr natürlich ebenso überflüssig als widerwärtig. Der Baron Herwalt dagegen nahm mit am Tisch Platz, leerte rasch sein Glas aus und scheuchte merklich damit etwas von dem auf seinem Gemüt lastenden



Druck ab. Er saß nicht stumm, sondern beteiligte sich am Gespräch und zeigte jetzt, daß er ein Interesse an der eigenartigen Persönlichkeit des jungen Fremden gewinne. Der Eisenbahnbau gab mannigfache Anknüpfung, auch der Verkauf von Groß-Wartenbel ward einmal berührt, und es stellte sich dabei Übereinstimmung heraus, der Wert des Gutes sei durch die Anlage der neuen Bahn sehr erheblich gesteigert worden, so daß der Käufer, indem er den ihm vorher bekannten günstigen Umstand verheimlichte, ein höchst einträgliches, doch nicht ehrenhaft zu nennendes Geschäft gemacht habe; über diese Auffassung von seiner Seite ließ der sachverständige Ingenieur mit großer Entschiedenheit keinen Zweifel. Einem längeren Beharren bei dem Gegenstand konnte indes die Lebensphilosophie Elbert Varrentraps nicht beipflichten, er fiel ein: „Factum illud, fieri infectum non potest; wegen Betrug klagen kannst du deshalb doch nicht, Bruder, dagegen sieht solch ein geriebener Spitzhube sich vor, und das wär' nur eine Priße, die den Schnupstabakstückerl angenehm in der Nase kitzeln würde! Kümmere dich als Weiser, der du vordem warst, nicht um das vacuum in der Tasche! Das laß meine Sorge sein, darüber kommen wir wohl weg, so lange der Keller nicht leer ist. Ich kenne nur da einen horror vacui. Hoc vacuum natura mea abhorret.“ Er füllte die geleerten Gläser, hatte das Gespräch von der zwecklosen Abirrung in ein richtiges Geleis zurückgebracht, und die beiden andern ließen den nicht zu dem vorzüglichen Wein passenden Unterhaltungsstoff fallen. Nachtdunkel war eingebrochen, ehe Dietwald Werned, für die gastfreie Aufnahme dankend, sich zum Weggang erhob, gleichzeitig indes sprachen beide Brüder ihm die zuversichtliche Erwartung aus, ihn an einem der nächsten Abende so hier wieder zu sehen, und nicht nur Varrentrap, auch der Baron von Wensftein reichte ihm wie einem alten Bekannten die Hand. Da er sich jedenfalls noch längere Zeit in der Gegend aufhalten müsse, verhiess er, der Einladung bald und gern Folge zu leisten; einer Befürchtung, er könne bei dem Lichtmangel seinen Weg verfehlen, begegnete er lachend: „Wenn ich ein Ziel im Auge habe, so erreiche ich's auch. Dimidium facti, qui bene coepit, habet, mein' ich, sagt Horatius Flaccus, Herr Freiherr.“ Damit schritt er in die Nacht hinaus fort, ein Mensch, von der Natur oder drüben jenseits des großen Wassers mit einem außerordentlichen Maß zuversichtlichen Selbstvertrauens ausgerüstet; sein Zurechtfindungsvermögen sagte ihm, es sei von hier aus fraglos nach seinem Unterkunftsort näher, den See östlich zu umschreiten, und statt zum Nobisfrug zurück, wanderte er rasch auf Groß-Wartenbel zu.

Das war an dem Tage, als der Senator Willens

seine Tochter besucht, der Abschluß des dreiften Unterfangens gewesen, mit dem der Ingenieur Dietwald Werned sich der Baronesse Undine von Wensftein als Bootsführer ausgenötigt hatte, und seitdem stellte er sich fast regelmäßig gegen Abend als Gast auf Klein-Wartenbel ein; doch kam er, wohl von seiner Tagesbeschäftigung weiter westwärts geführt, stets aus der Richtung der „Höllenschenke“ gegangen. Augenscheinlich hatte der Baron Gewalt mehr und mehr eine besondere Vorliebe für ihn gefaßt, denn er sah um jene Zeit zumeist schon ungeduldig über die sich zum Nobisfrug hinziehende Straße aus und schlug mit dem Eintreffenden zunächst allein einen stillen Feldweg ein, von dem sie erst zum Abendtisch ins Haus zurückkamen. Nicht verkennen ließ sich, daß seine Gemütsverfassung wieder einen Aufschwung genommen; in den letzten Tagen war etwas bei den verwandelten Umständen höchst Erfreuliches und sehnlich von ihm Erharrtes geschehen, da der junge künftige Majorats Herr von Gildenfall brieflich, unter Zustimmung seiner Eltern, seine Bewerbung um die Hand Undines erneuert hatte. Ein außerordentliches Glück war's, das ihr Vater ihr als solches unter vier Augen mitteilte, doch beifügte, er wünsche, daß sie ihre Antwort noch hinauszögere, damit diese jetzt noch nicht in die Öffentlichkeit komme. Damit zeigte sie sich völlig einverstanden — als ein großes Glück mußte sie ja selbstverständlich die wiederholte Werbung auch ansehen — allein sie mußte bereits, daß für den Eintritt dieser Eventualität vorher noch etwas erforderlich sei; ihr Vater hatte ihr vertraut, es handle sich um die Beschaffung eines notwendigen Schriftstückes, ohne das er ihre Verlobung nicht stattfinden lassen könne. Welcher Art daselbe sei, ließ sie bei der Äußerung gleichgültig, sie fragte nicht danach; ihr Behagen war überhaupt in der jüngsten Zeit ein äußerst achtloses geworden, sie schien mit ihrem Vater getauscht und sein Herumwühlen in unausgesprochenen Gedanken übernommen zu haben. Manchmal, allein im Boot auf dem See, warf sie mit einem plötzlichen Ruck den Kopf zurück, als schleudere sie etwas damit von sich ab, und ein spöttisch klingendes Lachen flog ihr dazu vom Mund, wie wenn sie sich über sich selbst lustig mache. Auch Gewaltthätiges trat ab und zu an ihr hervor, daß sie im Garten jäh mit einer Werte nach Blättern schlug und nicht abließ, bis sie einen heftigen Unmut an ihnen beschwichtigt, das Laub in Stücken vom Gezweig zu Boden gepeitscht hatte; danach konnte sie eine Zeitlang reglos vor sich ins Weite hinausblickend stehn, und an ihrem Gesichtsausdruck war erkennbar, sie sehe und höre nichts um sich her, sei ganz mit etwas in ihr selbst Vorgehendem beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)







giebt. War man sich hierüber erst einmal im Klaren, so kam man bald ganz von selbst dazu, die Formeln des malerischen Impressionismus auf das Lichtbild anzuwenden. Treffend kennzeichnet Alfred Lichtwark in seiner „Bedeutung der Amateurphotographie“ diesen Entwicklungsgang mit den Worten: „sie haben bei der unendlichen Liebe zum exakten wahrnehmbaren Detail begonnen, bei der Freude am Erzählen, bei der Vorliebe für das Ferne, Epische, beim Studium der Dinge und sind allmählich zum Gefühl für Raum und Verhältnisse, zum Studium der Farbe, des Lichts und der Luft vorgedrungen.“ Freilich, das Zusammenwirken von Glaslinse und Sonnenlicht allein thut es nicht, der feinfühligste Amateur giebt erst die

Seele dazu. Mühsam und kompliziert ist seine Arbeit. Auch das vortrefflichste Negativ bedeutet erst die Hälfte seines Werkes, weil das Druckverfahren so große Schwierigkeiten bietet. Natürlich bewiesen sich die herkömmlichen Kopierpapiere mit ihren monotonen Farben als durchaus ungeeignet zu künstlerisch befriedigenden Abdrücken vom Negativ, erst als die verschiedenartig präparierten Stoffe, die Albumin- und Aristokopien, die Kohle- und

Platindrucke und die mannigfachen Körnungen des Papiers in Anwendung kamen, gelang es Tönungen und Farbeneffekte zu erzielen, die sich dem Wesen der abgebildeten Dinge besser anpaßten. Namentlich darf man auf den lange Zeit hindurch verschmähten, jetzt aber in vervollkommener Gestalt wieder zu Ehren gelangten Gummidruck ohne Übertreibung große Hoffnungen setzen, denn er gestattet dreifarbige Kopien herzustellen und bietet somit einen Ersatz für die Lücke, die das noch immer der praktischen Lösung harrende Problem der naturfarbigen Photographie bedeutet.

Bis zum letzten Glied in der Kette der Entwicklung haben wir noch eine lange Strecke, aber wir sind doch schon so weit, daß der Laie beim Betrachten der Münchener Ausstellung ausrief: Wie, das

sollten Photographien sein? Das Erstaunen hat guten Grund, denn wir sahen hier Bilder, die vom Herkömmlichen so weit abwichen, daß sie beim ersten Hinblick Handzeichnungen glichen, andere, die wie Aquarelle, andere wiederum, die wie stark nachgedunkelte Gemälde alter Meister ausfahlen. Und doch waren es alles Lichtbilder nach der Natur, von künstlerisch geschulten Augen erfasst und mit vollendeter Technik ausgeführt. Obwohl die autotypische Reproduktion, mag sie auch noch so gut sein, nur eine ungefähre Vorstellung vom Original giebt, haben wir diesem Aufsatz einige Proben der photographischen Kunst beigelegt, die wir hier betrachten wollen. Hugo Henneberg, ein Mitglied des berühmten



Am Quai. Photographie von Heinrich Ruhn.

Wiener Camera-Klubs, stellte 24 Bilder aus, von denen einige Versuche in mehreren Farben berechtigtes Aufsehen erregten. Sinnige Wahl des Stoffs, Sicherheit in der Tönung, liebevolles Durcharbeiten des Negativs und Sorgfalt des Drucks kennzeichnen diesen ganz hervorragenden Amateur. Wer seine „Italienische Villa im Herbst“ betrachtet, ruft wohl unwillkürlich aus: Das ist ja der reine Böcklin! Der große Meister liebt dieses Motiv, das toskanische Landhaus und die schlanken, schwermütigen Cypressen, und der Photograph hat in offenbar bewußter, aber keineswegs tadelnswerter Anlehnung so ein anmutiges Bild auf die Platte gebannt. Es liegt poetischer Zauber darin, etwas Geheimnisvolles, das sich nicht leicht in Worte fassen läßt. Das Bild ist charakteristisch für die „moderne Rich-









und gesuchteste bildliche Darstellung, ebenso gewiß aber auch die am wenigsten geschmackvolle. Würde es nun gelingen, diese Darstellung auf ein höheres Niveau zu bringen, ein Niveau, das unserer Ausstellung entspräche, so würde man auch mit größerem Verständnis der strengen, aufrichtigen Darstellung des Malers gegenüberstehen.“ Man braucht ja nicht zu übertreiben und von jedem Kleinstadt-Photographen etwas Künstlerisch-Individuelles zu verlangen, das wäre lächerlich, aber wenn sich zunächst ein kleiner Stamm von auserlesenen Photo-

graphen bilden und wenn das Publikum mit etwas höheren Ansprüchen als treibende Kraft wirken möchte, so wäre das ein Erfolg, über den man sich freuen könnte.

Die Bilder zu diesem Aufsatz wurden mit freundlicher Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Georg D. W. Callwey in München dem dort erscheinenden, von Prof. F. Schmidt und F. Matthies-Masuren redigierten „Photographischen Centralblatt“ entnommen, das als Pionier für die künstlerische Richtung in der Photographie eine führende Rolle spielt.

## Das große Los.

Humoreske von H. Trinius.

*Nachdruck verboten.*

In der großen Wirtsstube des „Löwen“ in Verchenthal ging's heute auffallend lebhaft und laut her. Es war mal wieder ein ganz besonders großer Tag für das bergumfäumte Waldstädtchen gewesen. Allerlei hatte sich ereignet, um die Gemüter der Verchenthaler in Schwingungen zu versetzen. Das mußte erst noch gründlich durchgesprochen und durchgefochten werden, ein willkommenener Anlaß, den sonst üblichen „Dämmerstoppchen“ bereits um vier Uhr nachmittags zu eröffnen.

Erstens hatte heute Morgen der Stadtanzeiger die mit Spannung erwartete Nachricht gebracht, daß der Neubau des Postgebäudes nun bestimmt im Mittelpunkte der Stadt errichtet werden sollte, nicht draußen am Bahnhofe. Diese Errungenschaft mußte feierlich begossen werden. Aber auch die Gegner dieses Planes konnten nur beim Schoppen ihren Unmut fortspülen. Dann war heute die technische Kommission für Anlegung einer elektrischen Bahn in Verchenthal gewesen und hatte in letzter Verhandlung die Zustimmung vom Stadtrat erhalten, mit der Anlegung der Bahn nach den berg-eingelegenen Walddörfern zu beginnen. Auch dieses „bahnbrechende“ Ereignis forderte ein nicht unerhebliches Trinkopfer. Daß beim Landwirt Wenzel eine Kuh gestern ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt gebracht und der Kreistierarzt — wohl infolge seelischer Erschütterung darüber — sich noch am selbigen Abend nach fast fünfzehnjähriger „heimlicher“ Verlobung nun auch öffentlich dazu bekannt hatte und heute Morgen zum erstenmal mit einem funkelnagelneuen, dicken Goldreif beobachtet worden war: auch diese Vorkommnisse blieben immerhin bemerkenswert und halfen mit beitragen, die allgemeine Erregung zu steigern.

Die Kunde am Stammtisch im „Löwen“ hatte

sich eben mal wieder unter allgemeinem „Prost!“ zugetrunken. Nun klappten die Gläserdeckel und zehn Männer Rücken fielen wieder in die Stuhllehnen zurück. Der Wurstfabrikant Glanzfett wischte sich über den Mund, warf die Cigarre in eine andere Bahnluke und sprach:

„Eius is mir klar, meine Herrn: Verchenthal hat 'ne Zukunft!“

„Auch 'ne Vergangenheit!“ spöttelte der Herr Altuarius und fuhr mit einer Federpose reinigend in seine Pfeife hinein.

„Keine schlechte, Herr Altuar!“ gab Glanzfett zurück und seine runden Augen begannen leicht zu rollen.

Beschwichtigend fuhr der Materialwarenhändler Semmler dazwischen:

„Wenn erscht die Elektrische geht, sinn mer jedenfalls aus der neutralen Zone raus. Verkehr is Lebenslust für jede Stadt, auch für Verchenthal!“

Der Schnittwarenhändler Kassel schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Ich fürchte nur, mer kriegen dann zu viel Lebenslust — daß uns die Lust ausgeht. Aller Verkehr geht dann durch und mer haben's Nachsehn. Jetzt schon kann mer stundenlang Maulaffen feil halten, eh' mal eener angedippelt kommt, hernachens wärd's noch schlimmer. Der Bauer rutscht dann gleich in die Hauptstadt und mer haben's Nachsehn.“

„Nachbar! Du siehst mer zu schwarz! Nimm's mer nicht ibel. Mer wär'n uns auch schon weiter durchwärgen.“

Kassel zuckte die Achseln und guckte dann tief in den Bierkrug, als wollte er dort auf dem Grunde Geschick und Zukunft von Verchenthal prophetisch erschauen.

„Bäder oder Schlächter hätt' mer wär'n müssen!“ murmelte er dann halblaut, „bei denen fehlt's nie!“



„Weiß der Deichsel! Nu ist's zu spät, noch umzufatteln. Nu, Herr Altuar? Was seigen Se denn so? Will alles gelernt sein! Gelle, Nachbar?“

Herr Semmler nickte erst dem Nachbar und dann dem spöttisch dreinlächelnden Altuar zu. Dann reichte er der just vorüberstreichenden Wirtin sein Deckelglas.

„Hier, Frau Alt! 's ist zwar über mei Deputat, aber heite muß mer drei g'rade sein lasse. Na, da gäben Se mer noch ä Quärtel Bier!“

Er war ein Koburger Kind und hielt ehrsüchtig an diesem Biermaß fest.

Auch an den Nebentischen ging es lebendig her. Summende Stimmen, dazwischen Poltern und Dreinfahren, Auflachen und Gläserklappen! Und über all den erregten Gruppen schwebte wie friedlicher Opferdunst der Rauch der Cigarren und Pfeifen. Der amtlich angestellte Fleischbeschauer feierte eben mit seiner fesselnden Beschreibung des doppeltköpfigen Kalbes das Jubiläum der fünfzigsten Wiederkehr seit gestern; in einer anderen Ecke erzhigte man sich über Riantschau, so daß dem Fabrikanten Schlaw die Schlußstrophe eines chinesischen Couplets wieder heraufdämmerte, das er letzten Winter auf dem Maskenball des Vereins „Schneeglöckchen“ unter großem Beifall vorgetragen hatte. Er begann also auf den Tisch zu trommeln, kippte mit dem Stuhl nach hinten, bohrte das Gesicht nach oben und sang mit mehr Feuer als Stimme:

„Liu, liu, liu! Tchang, tchang, tchang!“

In diesem Augenblick trat die Wirtin wieder ein, an ihrer Seite eine schlanke Mädchengestalt, aus deren etwas blassem Gesicht ein Paar tiefbraune Augen leuchteten. Ein Paar Augen, die wie mit geheimer Bitte nach Glück Ausschau zu halten schienen! Das Mädchen war schlicht gekleidet. Nur auf dem Strohhut, den es an den Arm gehangen hatte, lachten ein paar künstliche bunte Feldblumen.

Die Wirtin stellte Herrn Semmler sein „Quärtel“ Bier auf den Tisch und legte dann ihren Arm um die Hüfte ihrer Begleiterin.

„Das ist wirklich hübsch, daß du mich mal wieder besuchst, Veronika! Unserer kann ja nicht raus, Sommer und Winter nicht. Solch Geschäft will besorgt sein. Na, das weißt du ja!“

„Ich komme ja auch nur selten nach Lerchenhal, Pate. Heut' aber muß ich allerhand für die Schneiderei zusammenholen. Da wollt' ich denn doch nicht hier vorbei gehen.“

„Hätt' ich dir auch sehr übelgenommen! Sehr! Siehst du, hier ist noch ein kleiner Platz frei, da setz' dich hin.“ Sie hatte ihren Besuch in einen seitlich belegenen Mischenausbau gezogen. Da ließen sie sich beide am Fenster nieder. „So, nun erzähle! Mutter gesund? Ja?“

„Muß sich auch quälen, Pate!“

„Weiß es, Kind, weiß alles! Das Leben macht's euch beiden nicht leicht! Aber ehrlich seid ihr noch immer durchgekommen. Das ist euer Stolz!“

„Ja, ja!“ Veronika nickte, während ein leichter Seufzer ihren Lippen entfuhr.

Hier packte die Wirtsfrau sie am Arm.

„Herrgott, Mädel! Siehst du, das macht die Freude! Siehst in einem Gasthause und mußt darben! A Töpfchen Bier kannst schon vertragen, was? Bei der Hitze... und dann der Weg! Stoßen auch mal an! Gelle? Und dann so'n Ohnmachtsbemmen! Hum?“

„Ach, Pate! Das ist doch nicht nötig!“

„Dummes Tierchen! Könnt'st ohnehin röttere Baden haben! A Linschen wirft du schon essen können! Ganz delikater Schinken. Hörst du? Da rufen sie schon wieder. Man muß immer auf den Weinen sein. Ich fühl' sie manchmal abends gar nicht mehr. Aber 's belümmt mer doch und dünner werd' ich gerad' auch nicht!“ Sie lachte und fuhr dann lieblos dem Mädchen über den Kopf. „Was für schönes Paar du hast, Veronika! Braun und krau! Wär' ich ein Mann, ich würd' mich in dich verschießen! Ach, Dummheit! Mußt's deiner Pate nicht krumm nehmen. Aber ein bißchen hab' ich ja doch auch Anteil an dir. So, nun entschuldige, Mädel! Lang soll's nicht dauern!“

Die rundliche Wirtin erhob sich und rollte zwischen den Tischen hin zu dem Plaze, von wo das Rochen erklingen war. Gleich darauf verschwand sie mit einer Hand voll leerer Biergläser durch die Thür nach dem Hausflur zu.

Veronika saß allein am Fenster. Sie hatte sich leicht gegen die Holztäfelung der Wand gelehnt und starrte halb auf die Gasse, halb in den blauen Juni-himmel, der sich heute wie eine glitzernde Seiden-decke über Stadt und Waldberge spannte.

Ihre Gedanken wanderten hin und her, und dann stieg auf einmal ein Lächeln auf ihrem lieben Gesicht auf. Koboldartig huschte es um die Mundwinkel und blickte flüchtig aus den Augen. Wie schön stand dem Mädchen dieses schalkhafte Lächeln!

Ein Frühlingstraumbild stieg vor ihrer Seele auf! Blühende Rosen in den Vorgärten daheim, dann bunte Wiesen, Gummeln im Klee, Lerchenwirbel, ein plätschernder Bach, Bergwald, freies Hochgelände, in Tiefe und Ferne sonnangeleuchtete Dörfer, weiße Kirchlein, Dufte, Blüten, Singen und Glänzen ringsumher... und mitten durch diese selig jauchzende Welt da tappt eine breite, vierschröttige Männergestalt, den Hut im Genick, Schweißtropfen auf der Stirn, wuchtig den Ziegenhainer auf die Erde stampfend. Über der Sammetweste baumelt eine breite Goldkette mit allerhand Tand daran;



ein paar berbe Siegelringe pressen sich ins Fleisch der wulstigen Finger. Das ist der Schneidemüller aus ihrem Orte, reicher und kinderloser Witwer seit zwei Jahren. Ein breites Lächeln legt sich auf sein Gesicht, sie fühlt es dicht neben sich . . . hört seine schwerfällige Stimme . . . und lacht.

Denn es ist ja kein Traum, Erlebnis dieses Nachmittags, als sie kurz nach dem schlichten Mittagessen sich aufgemacht hatte, um in Verchenthal ihre kleinen Einkäufe für die Schneiderei zu besorgen.

Das war ja wie Feiertag heute über sie gekommen, als sie so allein die einstündige Wanderung zum Kreisstädtchen antrat. Einmal wieder Nadel und Nähzeug im Stich lassen dürfen . . . aus der Enge des Stübchens hinaus . . . Wunder auf Wunder schien sich ihr heute draußen enthüllen zu wollen. Glockentöne vermeinte sie durch ihr Herz ziehen zu hören, ganz leise, ganz von fern, aber süß wie Jugend, wie Frühling! Wie die blaue Luft leuchtete! Da hinein sich werfen, schwimmen, so weit die Berge schauen, immer weiter . . . jauchzen . . . glücklich sein.

So war sie in den Wald eingetreten, dessen Rauschen ihr lange nicht mehr so feierlich gedünkt hatte als heute. Eine gute Fee mußte sie wohl verzaubert haben. Anders konnt's gar nicht sein. Aber da riß der Zauberschleier! Glanz und Duft schien plötzlich von allen Dingen sacht zu gleiten, als mit einem Mal der Schneidemüller aus einem Seitenwege ihr entgegentrat.

Hatte er ihr aufgelauret? Oder kam er aus dem Forste, wo er sich angelauertes Holz angesehen hatte? Einerlei! Für sie war es, als sei ein häßlich fremder Flecken mitten in die Frühlingsnatur hineingeraten.

Und nun hielt er vor ihr und streckte ihr mit einem breiten Lächeln die rote, grobe Hand entgegen.

„Morj'n, schöne Veronika!“

„Guten Morgen, Herr Köllner!“

Da er noch immer seine Hand ihr entgegenhielt, konnte sie nicht anders, als die ihrige hineinlegen. Aber es war nur flüchtig, daß sie darüber hinstreifte. Ihr dünkte, als führe sie in einen Busch Brennnesseln.

„Auch nach Verchenthal?“ fragte er, neben ihr herschreitend.

Sie nickte nur leicht und verdoppelte ihre Schritte.

Sie merkte, wie schwer es ihm fiel, mit ihr Schritt zu halten. Er prustete und stöhnte auf, dann und wann einige Schweißtropfen mit dem rechten Zeigefinger aus dem kochenden Axtlitz schleudernd.

„So — so! Na, da gehn mer ja denselben Weg! Das freit mich, wirklich, das freit mich sehr! . . . Uff! . . . Wollte nämlich schon längst ämol . . . ei, der Teichsel, du rennst aber . . .“

„Eilig, eilig, Herr Köllner! Die Arbeit wartet daheim!“

„Arbeit . . . Arbeit! Hab' auch Arbeit zu Haus, brauch' deshalb doch nicht so zu jagen, daß einem die Zunge bald aus dem Hals' hängt. Siehst de, Veronika! Ich wollt' schon längst mal mit dir reden . . . du kennst mich ja . . . du weißt ja, daß ich immer große Stücke auf dich hielt . . . hast's nicht gemerkt?“

„Wirklich nicht, Herr Köllner! Wenn man so tief in der Arbeit steckt . . .“

„Ihr Weiber seid doch alle gleich! Schlau und gerissen! Bin aber auch nicht von dazumal. Siehst de, du mußt raffen und dich schinden mit deiner Mutter . . . um . . . um . . . nu, ich mein', ihr könntet ganz anders dastehen . . . ganz anders . . . wärrlich!“

„Die Arbeit schmeckt uns und das Essen auch!“

„Na ja, na ja! Aber das eine könnt' noch besser schmecken und das andere braucht euch nicht mehr so zu drücken! — Donnerwetter, Mädel, hast du 'ne Lunge! Siehst de, Veronika . . . damals, als ich meine Selige nahm . . . da . . . da . . . warst du noch zu jung dazu . . . sonst . . . na, du verstehst mich. Nu is sie ja hin, unn, siehst de, Veronika . . . du bist groß geworden . . . du bist die Schönste bei uns . . .“

„Herr Köllner!“

„Ach was! Was wahr is, bleibt wahr! Unn siehst de nun . . . du weißt, ich kann's“ — hier klopfte er sich auf die Tasche — „mer ham's darzu . . . unn siehst de, Veronika, wenn du dir's überlegen wolltest . . . dann . . . du verstehst mich, mer kommen so allein doch nicht so bald wieder zusammen . . . wenn du willst, Ja' sagen . . . siehst de, Frau Schneidemüller sein is auch gerad' keine Unchere, unn dann brauchst de nicht mehr so viel zu arbeiten, dann bist du de reiche Schneidemüllern . . . unn wo de ins Kränzchen kommt, dann räumen se dir das Kanapee ein . . . unn knicken vor dir . . . unn ä seiden Kleid kriegst de auch . . . verstehst de . . . ä schweres, so eins, was knistert . . . verstehst de? — Unn des is doch enn anner Ding, als all sei Tag in so ein armselig Wollfähnchen herumzugateln . . . Nicht, Veronika? . . . Unn siehst de, ich stell' au noch meinen Mann . . . ich sihe mit in'n Gemeinerat, in'n dem Badekomitee . . . ich . . . ich . . . na, du weißt ja: der Schneidemüller hat's unn der Schneidemüller kann's! Lumpen hab' ich mich niemals lassen . . . niemals!“

Nach dieser wohl längsten Rede seines Lebens blieb er stehen und schob seine Schirmmütze bis tief auf den Hinterkopf. Dann trocknete er sich mit dem rot und gelb gemusterten Taschentuch das glühende Gesicht, während er wie eine Dampfmaschine den schwer gehenden Atem ausstieß.

„Na, nu sprich doch!“ schnaubte er endlich mit einem Seitenblick hinter dem Taschentuche hervor. „Gelle? Daran hast de mich gedacht, als de vorhin

fortgegangen. He? Ja, siehst du, das Glück kommt nicht nur über Nacht . . . auch bei Tage! Und das Glück ist's für euch beide. Augen wär'n sie machen! Und die Reputation dann im Dorfe! Darfst du beide dann den Kopf höher tragen! Siehst du, Veronika: Wie 'ne Kirchenmaus gingst du weg, wie 'ne Prinzessin kommst du heim."

Er hatte das Taschentuch in den Rock eingesteckt und hielt nun breitbeinig vor ihr, über deren Antlitz es zuckte und witterte.

"Na, 'ne Antwort hast du mir noch immer nicht gegeben? Ich denk', mir soll's einig? Gelle, Veronika?"

Ihre Augen spazierten, ihm etwas unbequem, unter dem Sonnenlichte des glänzenden Funitages über seine ganze Gestalt hin, halb prüfend, halb mit nur schwer zu bändigendem Spotte, dann erwiderte sie:

"Herr Köhler! Ihr Antrag ehrt mich! Aber er kommt so rasch über mich, daß ich mich noch gar nicht zurecht finden kann. 's ist wirklich zu viel Ehre für eine so arme Kirchenmaus wie ich bin."

"Thut nichts, Veronika! Ich seh' darüber weg! Der Schneidemüller hat's dazu, der Schneidemüller kann's!" Er streckte ihr die Hand mit einem fragenden Blicke hin. "Also?"

Sie überfah seine Handbewegung völlig und entgegnete, indem sie versuchte, furchtbar ernsthaft auszusprechen:

"Nichts für ungut! 's ist wirklich mit einem Schlage zu viel des Glücks. Ich muß mir's überlegen!"

Und ehe er sie noch halten konnte, war sie davon geeilt. Sie lief, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, bis sie über die vorliegende Höhe hinaus und seinen Blicken entschwunden war. Dann aber brach ein herzerquickendes Lachen über ihre Lippen. Sie schüttelte sich fast vor Lust.

"Der Schneidemüller hat's und der Schneidemüller kann's!" schrie sie in toller Ausgelassenheit. Dann warf sie den Kopf herum, ob auch niemand es wohl gehört haben könnte, und wandte sich mit eiligen Schritten hinab in die regenausgewaschene, tannenumsäumte Höhle, welche nach Verchenthal führte.

Auf der anderen Seite aber schob und prüfete schweißstrießend der reiche Schneidemüller in die Höhe. So etwas wie ein Bräutigamslächeln lag auf seinem plumpen Gesicht gebreitet.

"Augen hat sie doch gemacht, als sie ihr Glück erfuhr. hm! Glaub's schon! Aber Herenaugen sind's . . . wirkliche Herenaugen, die gehen durch und durch!" Und er lächelte wieder in selig-stiller Befriedigung.

Eine halbe Stunde später als das junge Mädchen erreichte der Schneidemüller die Kreisstadt. Gar

manche Mühe flog bei seinem Anblick herunter, manch Gruß ward ihm aus den niedrigen Schubfensterchen mit auf den Weg gegeben. Das that ihm sehr wohl und jeder neue Gruß schien wie ein Herenschuß in sein Genick zu fahren. Er trug den Kopf jetzt doch recht bedenklich hoch. Wie er so die tellerrunden Bloßaugen an den Häuserreihen hinrollen ließ, hätte man wohl meinen können, er erwarte, daß diese sich zutuscheln müßten: Seht doch, da kommt ja der reiche Schneidemüller. Der hat's! Und dann hätten sich müssen die alten, winkligen, buntangestrichenen Baracken verneigen, tief verneigen, eine nach der andern. Er hätte sich nicht gewundert. Er hätte gnädig zurück gegrüßt und hätte auch gelächelt. Ein Bräutigamslächeln!

Er wäre auch nicht verbucht gewesen, wenn alle Glocken hoch vom Turm geläutet hätten, ihm zu Ehren, dem reichen Schneidemüller. Fast schien er es erwartet zu haben. Dann blieb er mitten auf dem großen Marktplatz stehen und schaute sich um und dann den Kirchturm empor, als wollte er sagen: Ich bin da! So, und nun kann es losgehen!

Da aber weder die Stadtvertretung sich sehen ließ, noch das Geläut zu baumeln anfing, so schlurrt er der dicke Schneidemüller hinüber zur Normaluhr unweit des Laufbrunnens. Da blieb er, massig hingepflanzt, stehen, zog langsam die schwergoldene Uhr aus der Sammetweste und blickte dann vergleichend zu dem spitztürmigen Häuschen der Normaluhr. Wohl ein paar Minuten lang wanderten seine schweren Blicke zwischen den Uhren hin und her, bis ihm endlich zum Bewußtsein kam, daß die Normaluhr von Verchenthal stille stand, allerdings schon seit fast drei Jahren. Da schüttelte er den Kopf. Prüfend suchte sein Auge nun die Uhr vom Thor, Kirchturm und Rathaus. Und da auch diese untereinander hinsichtlich der Zeit im Hader lagen, schüttelte er abermals den Kopf, ließ seine Taschenuhr zurückgleiten und wandte sich aufatmend dem nächsten Wirtshause zu.

In der Fensterrede des „Löwen“ saß Veronika noch immer. Die rundliche Wirtin hatte wieder für ein Weilschen Platz neben ihr genommen.

"Also wirklich der Schneidemüller, Mädels? Ei, du mein Guckda!"

"Aber unter uns, Pate!"

"Na, natürlich! Der Tausend ja! Aus Not und Sorge wär't ihr mit einmal 'raus. Der wiegt schwer!"

Veronika zuckte stumm die Achseln. Dann fuhr sie mit einem Finger am Kinn entlang.

"Und wenn er bis hierher im Gold steckt! . . . lieber sich schinden . . . lieber betteln, wenn's sein müßte."

"Kann's ja begreifen, Veronika! Mein Geschmack auch nicht. Man soll ja in solchen Dingen freilich

praktisch denken. Andre hätten 'nen Knick gemacht und — „Ja!“ gesagt. Du hast's ihm rundweg abgefragt?“

„Das nicht! Ich lief fort, um mich dann gründlich auszulachen. Er sah zu pußig aus. „Der Schneidemüller hat's unn der Schneidemüller kann's!“ so sagte er.“

„Ich hör' ihn! Aber da ist schwer raten. In Liebe soll ja das Herz sprechen, aber wenn man, wie Ihr, immer nur so zu sorgen habt ... Deine Mutter ist auch nicht mehr die Jüngste ... und man kann nicht wissen ...“

„Wir werden uns auch weiter durchschlagen! Schließlich schaff ich's allein!“

Frau Alt warf einen freundlichen, leis forschenden Blick auf das Mädchen.

„Brav von dir, Veronika! Immer tapfer! So war auch dein sel'ger Vater, der leider so früh fortgehen mußte. Armer Schneidemüller! Mich soll's wundern, wenn nicht ein anderer dir im Herzen heimlich sitzt! Was? Gelle? Aha! Na, siehst du! Tiefes Geheimnis natürlich! Aber ich bin stumm wie das Grab. Na?“

„Ach, Pate!“

„Na, was denn?“ Sie legte ihre warme Hand auf die des Mädchens. „Na, was denn, Veronika, hm?“

„Du weißt doch ... 's ist ja schon lange her ...“

„Doch nicht etwa der Heini? Sieh, sieh! Patchen wird rot! Immer noch den im Sinn?“

„Kann man denn zweimal lieben?“

„Aber er ist doch fortgegangen ... in die Welt, wie man sagt ... nun ... nun ... na, steht ihr denn noch so zusammen?“

Veronika zuckte stumm die Achseln. Ein tiefer Schatten hatte sich auf ihr fröhliches Gesicht gelegt. Die Augen gingen hinaus und blickten dann wie ins Leere. Ein heimlich Feuchten schimmerte jetzt in ihnen heraus.

„Kinder, macht ihr euch das Leben schwer! Hängt euch aneinander ... laßt die Jahre hingehen ... der schwere Schneidemüller wird abgewimmelt ... na, nicht so traurig ausschauen! ... Wo steckt er denn, hm? Weißt du natürlich auch nicht!“

„Pate!“

„Na, was denn?“

„Ist's denn eine Schand', wenn man an jemand glaubt, weil man ihn lieb hat?“

„Nee doch! Nee doch! Aber ich mein' nur: dabei kannst du deine Jugend verlieren. Und was bleibt dann noch? Er hält also immer noch zu dir, gelle?“

„Er muß es!“

„Das denkst du! Aber die Männer ... wenn sie erst draußen sind, so aus der Schußweite ... na,

deiner macht vielleicht 'ne Ausnahme! Ich weiß ja, daß ihr zusammen aufgewachsen seid, du und der Heini, der Lehrersohn. 'n hübscher Junge war's immer. Seh euch noch auf der Konfirmation zusammenstehn! Deine Mutter guckte euch immerzu an und weinte dazwischen. Ich hab ja nicht so dicht aus Wasser gebaut, aber ich sagte mir auch: Wenn die 'mal groß werden ... na, was man eben so denkt ... besonders vor'm Altar! Und groß geworden seid ihr auch und lieb habt ihr euch auch behalten, wohl noch mehr und heißer, als wie ihr noch barfuß durch den Dorfbach seid geplantscht. Aber aus dem Jungen wurde nichts recht's. Überall und nirgends! Er war klüger und geschickter und auch lebenslustiger als die andern. Augen! Na! Die Mädchen waren toll nach ihm. Und da hat mir's gefallen, er vergab sich nichts und hielt zu dir. Freilich eine Liebschaft ohne Ende! Denn aus nichts wird nichts! Gelle, Veronika?“

Die Angeredete nickte wie in Sinnen verloren.

„Ja, Pate! So war's. Und eines Sonntag abends, vier Jahre werden's jetzt im Herbst, da klopft er leise ans Fenster, wo ich nähend saß. Die Mutter war auf Besuch ins Dorf gegangen. In unserm Gärtchen trafen wir uns.“

„Komm mit auf den Tanzboden!“ sagte er bittend.

„Ich kann nicht, Heini!“ Er biß sich auf die Lippen und sah mich seltsam an. So ganz anders als sonst.

„Du willst nicht!“

„Ja! Ich will auch nicht! Ich will nicht zum Gespött der andern tanzen, die da sagen, du führst mich nur an der Nase herum ... weil du nichts vor dich bringst, nichts Rechts bist, noch werden willst ...“

„Wer sagt das? Ich schlage ihn nieder!“

„Dann schlag' sie alle tot! Denn alle sagen's.“

Er sah ganz schrecklich aus in seinem Zorn, als er sich abwandte und dorthin blickte, wo die Tanzmusik aus der Ferne klang.

„Das ist dein letztes Wort?“

„Ja, Heini! Weil es so besser ist ... für uns beide! Leicht wird's mir nicht!“

Es kämpfte schwer in ihm. Ich sah's ihm an, wie er sich niederzwang. Und auf einmal hielt er mich bei den Händen.

„Und ... und ... was sagst du? Was denkst du von mir?“

„Ich? Ich denk', daß du's kannst ... wenn du willst ... wenn du ...“

„Was? Was, Veronika?“

„Wenn du mich ehrlich liebhaft ... fürs ganze Leben, Heini!“

Es schluchzte in ihm heftig auf. Nur einmal ... dann ward er ganz ruhig.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

„Veronika?!“

„Was, Heini?“

„Willst du's mit mir wagen? Ja?“ Seine Stimme zitterte leicht.

„Ja! Ich glaub' an dich, wenn du's mit mir versprichst.“

„Ich thu's, ich thu's! Halte fest an mir ... mehr kann ich dich heut' nicht bitten. Versprich mir feierlich, auf mich zu warten, bis ich wiederkomme. Willst du das! Denn hier wird's nix aus mir ... hier ist's mir zu eng ... draußen will ich's versuchen. Der Gedanke an dich ... ich komme wieder!“

Es war dunkel geworden, als wir uns trennten. Am Abend des nächsten Tages ging er fort. Er soll hernach übers Wasser gegangen sein.“

Veronika schwieg und schloß halb die Augen.

„Hat er niemals an dich geschrieben?“

„Nur einmal ... ein kurzer Gruß ... und daß es gut und aufwärts ginge. Aber das ist auch schon an zwei Jahre her.“

Die Wirtin hob das Glas.

„Komm, stoß' mit an: Auf eine gute Zukunft!“

„Danke, Pate! Wir wollen's hoffen!“

Die Wirtin hatte sich erhoben, um nach den Gästen zu sehen. Wieder saß Veronika allein in Gedanken. Da störte sie ein breiter Schatten auf. Unten ging jetzt der Schneidemüller vorbei. Er sah noch röter als sonst aus. Sein Gang schien schwankend. Gleich drauf trat er dröhnend in das große Gastzimmer.

„Ah! Der Herr Schneidemüller! Allerscheensten guten Tag, Herr Köllner! Auch 'mal wieder uns die Ehre geben?“ so schwirrte es ihm grüßend entgegen.

Etwas unsicher ließ er sich schwerfällig in einen hingeschobenen Stuhl nieder, so daß er dem Mädchen den Rückenkehrte.

„Bier her! Uff! Bier her! Gott's Dummer!“

Schon schob ihm die geschäftige Wirtin den Vabestrunk hin.

„Allerscheenstes Wohlsein, Herr Köllner!“

„Danke, danke! Sie sind ja ... ja ... ein Kapital ... Kapitalweib!“ schluchzte der leuchtende Schneidemüller und hob etwas unsicher das Deckelglas. „Sehn Se, der Mensch hat Tage, wo ... wo er möchte Bäume ausreißen ... wo ... Dummerwetter! Das labt! Wo ...“ Er versuchte seinen Arm um die Hüfte der Wirtin zu legen, die sich ihm jedoch leicht entwand.

„Sie sind ja bei so guter Laune, Herr Köllner?!“

„Merken Se was?“ Er lächelte für sich hin.

„'s kommt noch besser ... noch besser ... da werden Se erscht die Augen aufreißen ... aber ... na, 's ist noch Herzensgeheimnis! Staunen wär'n se, alle! ... Was der Schneidemüller will, das kann er ... denn er hat's ...“ Er reichte der Wirtin das bereits ge-

leerte Glas und versank in seliges Brüten. So blieb er sitzen, nachdem ihm das frisch gefüllte Glas wieder vorgelegt worden war. Er merkte nicht das Richern der übrigen Gäste und vernahm nicht das Spottwort, das von da und dort auf ihn prallte. Er lächelte! Er schaute aus, als hätte seine Seele Feiertag.

Bald darauf ward die Thür etwas hastig aufgerissen. Der Buchbindermeister und Lotteriekollekteur Hahnenfuß stürmte herein. Er schwenkte ein Zeitungsblatt wie eine Siegesfahne über seinem struppigen Haupte und die Augen tanzten wie Leuchtfunken.

„Meine Herren! Die Gewinnliste von der Ziehung heut' Morgen! Hübsche Treffer in meine Kollekte gefallen! Hab' ja immer Glück!“ Er nannte einige Zahlen und Gewinne. Einige der Anwesenden bekannten sich als Gewinner und ließen sofort eine Runde Bier „anfahnen.“ Andere, die ihrer Sache nicht sicher waren, stürmten nach Hause, die Losnummern festzustellen.

„Unn das große Los?“ krächte eine Stimme aus der Menge.

„Is diesmal an Perchenthal vorübergeschwebt!“ erklärte Hahnenfuß. „Abigens 'ne merkwürdige Nummer: Vier Neunen!“

Erregter wie vorher noch ging jetzt die Unterhaltung von Tisch zu Tisch. Keiner achtete mehr des Schneidemüllers. Der saß wie mit erstarrtem Lächeln da und murmelte fortwährend:

„Bier Neinen! Bier ... neintausend, neinhundert ... nein ... nein ...“

Plötzlich riß er die Augenlider in die Höhe, tastete nach dem Hockfutter, zog mit zitternder Hand eine Briestafche hervor und öffnete sie. Dann hielt er ein Los dicht vor die Augen. Eine neue Blutwelle schien über sein Gesicht zu wallen. Und auf einmal schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß einige Gläser klippten und ihr brauner Inhalt sich über die Platte ergoß und dann langsam zur Tiefe tröpfelte.

Dann erhob er sich schwankend, ebbete und stutete ein paarmal rück- und vorwärts und schrie endlich:

„Mer hamn's! Mer hamn's! Neintausend ... neinhun ...“ Weiter kam er nicht. Doch zur Bekräftigung seiner Rede hielt er zitternd das Los empor und fiel dann wieder auf den Stuhl nieder.

„Das große Los!“ Hahnenfuß hatte die Thatfache verkündet und ein fast minutenlanges Schweigen folgte dieser Offenbarung. Alles blickte auf den Schneidemüller mit einem seltsamen Gemisch der Empfindungen. Der aber begann bereits zu rechnen:

„A Wärtel von 150 000 Mark is ... is ..., ä Wärtel ...“

„Nun, Schneidemüller! Nick' lumpen lassen! Flaschen Wein her!“



„Natürlich, natürlich! Meine Herren! Lumpen ... lumpen ... der Schneidemüller hat's unn der Schneidemüller kann's! Frau Alt ... Weinkeller auf ... Das große Los ...“

In diesem Augenblicke huschte Veronika vorüber. Er wollte ihr nach, aber schon war sie hinaus. Seine Augen hingen noch ein paar Augenblicke starr an der Thür, dann lallte er:

„Ja, der Schneidemüller hat Glück: im Spiel unn in der Liebe! Lumpen laß ich mich nicht ... nie nich ... niemals!“ Und wieder breitete sich ein seliges Lächeln über seinem geröteten Antlitz aus.

Eine Stunde später sah man ihn vergnügt durch die Straße taumeln, welche zum Walde hinauf führte. Zuweilen blieb er stehen und suchte die Mühe ab-zuziehen, wenn ein Gruß ihn traf. Doch gelang es ihm nicht. Dann schob er weiter, vor sich hin-murmelsnd:

„Das Mäjen hätte auch warten können! ... Om! Hamm doch ei Weg! Hoppla! Brautleute müssen zusammenhalten ... immer! ... Das hat schon meine Selige gesagt ... unn die ... die war nich uff 'n Kopp gefallen! ... Au! Gott's Dunner!“

Der Schneidemüller war gegen eine Pappel mit der Stirn gefallen und dann hingestürzt. Mühsam haspelte er sich am Stamm wieder empor.

„Unbegreiflich! Mitten in'n Weg Beeme zu sehen! Unn das ... das nennt sich Kreisstadt ... Siz der ... der Behörden ...“

Alle Sicherheit war von ihm gewichen. Sehnsüchtig blickte er nach dem nächsten Baume. Als der aber nicht näher kam, blieb er am Stamme gelehnt stehen.

„Mer hamm's nicht eilig! Nee, absolutemang nich! Hihi! 's große Los! Na, Veronikachen wird große Augen machen. Aber der Schneidemüller läßt sich nicht lumpen! Hab' ihr die Ehe versprochen ... merd's auch halten!“ Er schloß halb die Augen und verharrte regungslos im Schutze und Schatten des Baumes.

Er mochte wohl so an zehn Minuten gestanden haben, als er plötzlich seine Augen aufriß. Silig sich nahende Schritte ließen ihn aufhorchen. Am Stamm sich festhaltend, lugte er um die Ecke. Dann erstarrte sein aufgedunsenes Gesicht.

„Veronikachen! Mäjen! Siehst de, das is hübsch von dir! Hast ganz recht! Wir gehören zusammen unn es is ganz egal, ob der eine reich is unn der andere arm ... zusammenhalten ... darauf kommt's an ... zusammen!“ Er hatte ihren Arm gepackt und versuchte nun mit ihr Schritt zu halten.

„Aber, Herr Köllner! Auf offener Straße?“

„Papperlapapp! Offen oder nich offen! Brautleute sinn mer ... unn, unn das große Los hamm mer ...“

„Lassen Sie mich doch los, Herr Köllner!“

„Nee, Veronikachen! ... Unn morjen lauf' ich dir 'nen Ring! 'Ab' immer Trei unn Redlichkeit“ — er versuchte zu singen, schluchzte aber dabei gottserbärmlich auf.

Hilfesuchend hatte Veronika sich umgesehen. Doch die Straße war leer. Mit einem scharfen Ruck befreite sie sich. Der Schneidemüller stugte, dann suchte er sie einzuholen. Da bog sie seitwärts ab, sprang über den Graben und stürmte die mit hohen Lärchen besetzte Bergwand in die Höhe.

„Siehst de ... Veronikachen ... na, so warte doch! ... Der Schneidemüller hat's ... unn der ...“ Da kollerte er in den Graben hinein und blieb liegen. „Dummes Frauenzimmer!“ wetterte er. „Grad'zu lächerlich! Unsinn! Un ...!“ Er bettete sich zurecht und blieb vergnüglich liegen. Drüben hing an den Baumspitzen der letzte Gluthauch der niedergehenden Sonne. Walbvögel sangen über ihm und der Abendwind strich heimlich durch das Gras.

Der Schneidemüller lächelte.

Veronika hielt erst oben still. Als sie den stürmischen Galan drunten im Graben so friedlich ruhen sah, da mußte auch sie nun wieder lächeln. Langsam schritt sie unter den leis duftenden Bäumen dahin, bis wo der Waldrand mit der scharf ansteigenden Straße zusammentraf. Abendlich verklärt lag in der Tiefe ihr Heimatsdorf. Wie dieser Anblick ans Herz rührte! Am Wege stand seitlich eine Holzbank. Da ließ sie sich nieder.

„Für ein paar Minuten nur!“ sagte sie leise. Dann kamen die Gedanken!

Sie blickte hinein in den verglühenden Abend. Bergwelle an Bergwelle, und dahinter das große zitternde, flutende Rot und Gold! Eine andere Welt! Wasser, neues Land und in ihm unter Millionen der eine, nach dem ihre Seele sich sehnte, für den sie betete, hoffte ... Wie das Schicksal merkwürdig die Gaben austeilte! Eine arme Kirchenausmaus träumend am Wege, hinter ihr unter abendmüden Bäumen, der schwerreiche Schneidemüller ... Sie mußte lächeln, sie konnte gar nicht anders. Sie überhörte und übersah ganz, daß vor ihr eine Mannesgestalt emporstieg.

Auf einmal fuhr sie jählings empor. Schlag da nicht ihr Name ans Ohr. Da ... noch einmal! Ein Zittern lief ihr über den schlanken Leib. Vorgebeugt, als könne sie Augen und Ohren nicht trauen, saß sie da.

„Veronika!“

Ein Schrei, tief und mächtig, war jezt die Antwort.

„Heini!“

Und dann hing sie unter Schluchzen und Lachen am Halse des Mannes.

„Veronika! Meine arme, gute, liebe Veronika! Ist's so recht?“

„Heini! Du?!“

„Ja! Und um nimmer dich mehr von mir zu lassen! Nachmittags kam ich an. Deine Mutter sagte mir, du seiest in die Stadt . . . da bin ich dir entgegengegangen. Ich mein', was wir uns zu sagen haben, braucht niemand zu hören.“

„Ist's kein Traum?“

„Nein, nein, Mädel! Ich bin drüben emporgekommen, mir geht's gut. Nun wollt' ich die Heimat wiedersehen, und dann nehm' ich dich mit, dich und dein Mütterlein in die neue Heimat! Hast du immer an mich geglaubt?“

„Immer, Heini, immer! Du mußttest ja wieder kommen! Was hätt' denn sonst aus mir werden sollen? Siehst du: da unten im Graben liegt der

Schneidemüller! Zu allem Reichtum hat er nun auch heute noch das große Los gewonnen. Der wollt' mich haben! Der hat mir nachgestellt! Puh! Und Augen wird er morgen machen, wenn er es vernimmt. Der Schneidemüller hat's unn der Schneidemüller kann's!“ — sie sicherte leise auf und schmiegte sich dann noch enger an den Mann ihres Herzens an.

„Heini!“ lachte sie mit feuchtschimmernden Augen, „könntest du in mein Herz schauen! Siehst du: Nun haben auch wir das große Los gezogen. Komm, komm! Wie wird sich die Mutter freuen!“

Arm in Arm, Auge in Auge immer wieder tauchend, schritten sie langsam bergab. Und die Wälder rauschten um sie heimlich lacht, Sommerleuchten umwob ihr Antlitz, wie im Widerschein ihrer selig aufjauchenden Seelen.

## Bewegungsercheinungen im Pflanzenreiche.

Von Th. Overbeck.

Nachdruck verboten.

Wenn es auch in den meisten Fällen nicht schwierig ist, Tiere und Pflanzen zu unterscheiden und nur bei einer Reihe niedrigerer Organismen Zweifel hinsichtlich deren Zugehörigkeit auch noch heute bestehen, so sind dennoch eine ganze Reihe von, der allgemeinen Annahme nach doch aller Sinnesempfindungen entbehrenden, Pflanzen vorhanden, welche Erscheinungen zeigen, man möchte fast sagen, Thätigkeiten entwickeln, denen man im allgemeinen nur in der bevorzugten Tierwelt zu begegnen gewohnt ist.

Einen Hauptunterschied zwischen Tier und Pflanze erblickte man von jeher darin, daß Tiere sich bewegen, Pflanzen dagegen nicht.

Ursprünglich sagte man „sich willkürlich bewegen“, das Wort „willkürlich“ ist aber nach neueren Forschungen nicht mehr zutreffend, da es auch nicht wenige niedere Tierformen giebt, bei denen alle Bewegungen nicht willkürlich, sondern lediglich automatisch vor sich gehen.

Aber auch der ganze Satz überhaupt ist, wenn auch in vielen, so doch nicht in allen Fällen zutreffend, da wie schon angedeutet, es eine Reihe hochinteressanter Pflanzen giebt, welche auffallende, denen der niederen Tiere gleichende Bewegungsercheinungen zeigen.

Wir reden hier nicht von den nur durch das Mikroskop erkennbaren, scheinbar Willen zeigenden Schwärmsporen der blütenlosen Pflanzen, welche

selbst geübte Forscher anfänglich vielfach mit niederen Tieren verwechselten, oder den Bewegungen und Schwingungen mancher Algen (Oscillarien), diese sind der Beobachtung des unbewaffneten Auges entrückt, auch nicht von den Erscheinungen des Pflanzenschlafs, dem Zusammenlegen der Blätter bei einbrechender Dunkelheit, wie es vorzugsweise die Schmetterlingsblütler (Klee, Wicken), überhaupt Pflanzen mit gefiederten und gefingerten Blättern zeigen, oder dem Öffnen und Schließen einer Anzahl von Blüten, hervorgerufen durch die Kraft des Sonnenlichtes, beziehungsweise die Entziehung desselben, ebenfalls nicht von dem Fortschleudern des reifen Samens der Balsaminen, der Springgurke und des Besenstrauches, sondern von richtigen, oft sehr schnellen Bewegungen lebenskräftiger Organe, durch welche die betreffenden Pflanzen dem Beobachter beseelt, nahezu tierartig erscheinen.

Von deutschen Pflanzen sind es nun vorzugsweise zwei, welche derartige Bewegungsercheinungen zeigen, die eine ist die Berberitze oder der Sauerdorn (*Berberis vulgaris*), ein hübscher Strauch unserer Anlagen mit feinschlächlichen Blättern und Trauben gelber Blüten, aus denen sich später längliche, rote Beeren entwickeln.

Nimmt man eine Nadel oder einen ähnlichen harten Gegenstand und berührt damit die Basis des Staubfadens einer Blüte, so schlägt letzterer sofort, wie der Hammer auf den Amboss, mit dem Staub-



beutel auf die Narbe. Auch Insekten, welche die Blüten besuchen und mit ihren Beinchen die Stelle berühren, lösen die gleiche Bewegung aus und nicht selten findet man kleinere Tierchen, welche durch diese Naturfalle vorübergehend festgehalten werden.

Genau dasselbe Spiel zeigt ein unserer Verberige nahe verwandter, immergrüner Strauch aus Nordamerika, mit stacheligen Blättern, welcher in allen unsern Anlagen und Gärten zu finden ist und seine gelben Blütentrauben schon im ersten Frühling entfaltet, der hülsenblättrige Sauerdorn oder die Mahonie (*Berberis* oder *Mahonia aquifolium*).

Interessanter, weil ohne Reizung schon thätig, ist das einheimische Herzblatt oder Studentenröschen (*Parnassia palustris*), eine im Spätherbst blühende, nicht gerade häufige Pflanze unserer Moorniesen.

Die große, schön weiße Blüte, deren Blättchen mit grünlichen Adern durchzogen sind, ist erstens merkwürdig durch fünf leierförmig gestaltete, große Honigdrüsen, gebildet aus 9—12 aus gemeinsamer Basis entspringenden, braunen, mit saftigen Knöpfchen gekrönten Fäden, dann durch die wunderbare Bewegung der Staubfäden.

Die Mitte der Blüte bildet den vierteiligen Fruchtknoten, um diesen, den Blumenblättern nahezu aufliegend, befinden sich die fünf großen Staubgefäße. — Letztere zeigen nun, sobald sie zum Bestäuben reif sind, eine regelmäßige, selbstthätige Bewegung. Ein Staubfaden nach dem andern, niemals alle gleichzeitig, neigt sich nun langsam der Narbe zu, hier als Liebes tribut den Pollen ablagernd. Ist dieser Prozeß beendet, so streckt sich der Faden wieder in seine alte Lage.

So merkwürdig und auffällig diese Bewegungsercheinungen der erwähnten einheimischen Gewächse nun auch schon sind, so treten dieselben doch weit zurück hinter ähnlichen Lebensäußerungen einer Reihe von Pflanzen der heißen Zonen.

Am bekanntesten dürfte von diesen die unsern heimischen Sonnenthauarten nahe verwandte Venusfliegenfalle (*Dionaea muscipula*) aus den Sümpfen des südlichen Nordamerika sein. Diese Pflanze gehört mit zu den infolge der Untersuchungen Darwins vielbesprochenen fleischfressenden Pflanzen.

Der Stengel dieser Pflanze ist mit einer Rosette von am Rande mit langen Wimperborsten versehenen, rundlichen, etwa markgroßen Blättern umgeben; auf jeder Blatthälfte, rechts und links der Mittelrippe, befinden sich drei Drüsenhaare.

Diese Blätter sind nun höchst beweglich und dienen als Falle für kleine Tiere. Sowie ein Insekt eine der erwähnten drei Borsten berührt, klappt das Blatt schnell zusammen, das Tier festhaltend, während zugleich die Randborsten wie die Finger einer Betenden sich verschränken, um den Fang sicher zu halten. Das gefangene Tier geht nun zu Grunde

und wird durch einen scharfen, von auf der Blattfläche befindlichen Drüsen abgesonderten Saft aufgelöst, verdaut und zur Ernährung der Pflanze verwandt. Ist dieser Prozeß beendet, so öffnet sich das Blatt wieder.

Ähnliche Einrichtungen zeigen *Aldrovanda vesiculosa*, eine in wärmeren Gegenden vorkommende, vereinzelt, jedoch äußerst selten sich auch in Deutschland findende Wasserpflanze und unsere einheimischen, reizend schönen Sonnenthauarten, welche ebenfalls zu den Fleischfressern gehören.

Völlig abweichend von den bisher besprochenen sind nun die Bewegungen zweier Gewächse der heißen Zone, welche man ihrer Eigentümlichkeit wegen in Gewächshäusern, sowie in sonnigen warmen Zimmern vielfach kultiviert.

Das erste ist ein, bis 1 m hoch werdendes Pflänzchen mit zart gefiederten Blättern, eine Mimose, die schamhafte Sinnpflanze (*Mimosa pudica*) aus Brasilien. Berührt man das Blatt leicht, so klappen sofort die einzelnen Fiederblättchen gegeneinander, das Blatt schließt sich. Ist der Stoß stärker, so senkt sich auch das ganze, saftig grüne Zweiglein und hängt schlaff am Stamme herab. Gegen Abend nehmen Blätter und Zweige die gleiche Ruhestellung ein, sie verfallen in Schlaf, aus dem sie erst am folgenden Tage erwachen.

Die merkwürdigste sensitive Pflanze aber, ist der in Indien heimische, bengalische Süßklee oder die Telegraphenpflanze (*Desmodium gyrans*), welche Art im Jahre 1755 von den feuchten und heißen Ufern des Gangesufers, dem Lieblingsaufenthalte des Königstigers, in unsere europäischen Treibhäuser versetzt ward. Die schön grüne Pflanze besitzt dreiteilige Fiederblätter, das ovale Mittelblatt ist etwa 4 cm lang und 3 cm breit, die beiden Seitenblättchen dagegen sind völlig anders gestaltet; sie gleichen an Gestalt einem Miniaturtelegraphenarm und sind nur  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  so groß wie das Hauptblatt. Diese Seitenblättchen sind nun in fortwährender Bewegung, sobald die Lufttemperatur 25° C. übersteigt; auf- und abschwingend, beschreiben sie einen Halbkreis um ihre Basis. Sinkt die Temperatur unter 25° C., so erlischt die Bewegung, eine Steigerung der Temperatur dagegen ruft beschleunigte Schwingungen hervor.

Diese beiden zuletzt beschriebenen Pflanzen, die schamhafte Mimose und der Süßklee sind sehr leicht in Töpfen aus Samen, die jede Samenhandlung führt, besonders die Mimose, zu ziehen, und bilden einen reizenden Zimmerschmuck.

Die Mimose zeigt ihre Beweglichkeit bei nicht zu niedriger Temperatur in jedem Zimmer, der Süßklee jedoch muß, um die Schwingungen zu zeigen, mittags in die grelle Sonne gestellt oder in einem warmen Mistbeet untergebracht werden.

Ähnliche Bewegungen wie Sinnpflanze und Süßklee, nur erheblich langsamer, zeigen die Blätter der gemeinen Robinie (*Robinia pseudacacia*) und das Mittelblatt unserer meisten heimischen Kleearten.

Führt man auf das Endblättchen (Spitzenblatt) der Robinie eine Reihe kurzer Schläge mit dem Zeigefinger, so nähern sich die andern Fiederblättchen einander mehr oder weniger, legen sich wohl auch ganz zusammen. Allerdings glückt dieser Versuch nicht immer, vielmehr ist ein erheblicheres Reagieren ziemlich selten zu beobachten. Witterungseinflüsse, Temperatur, Besonnung und Luftfeuchtigkeit sind bei diesen Versuchen maßgebend.

Unsere Kleearten dagegen zeigen eine permanente Bewegung des Endblättchens, ähnlich dem Süßklee, nur ist diese Bewegung so langsam, daß sie mit dem Auge nicht mehr erfaßt werden kann. Um sie zu erkennen, muß man sich die Stellung einiger Blätter genau merken und dann nach einiger Zeit vergleichen, dann wird man erstaunt finden, daß ein Kleefeld in fortwährender Bewegung befindlich ist.

Photographiert man ein Blatt oder eine Pflanze in den verschiedenen Stellungen, so kann man durch Verwertung des Kinetographen diese Bewegung konzentrieren und für das Auge deutlich sichtbar machen.

Ganz ähnliche Erscheinungen wie der Klee zeigen nun noch zwei andere Gewächse, erstens eine bei uns neuerdings vielfach kultivierte Tanne des Kaukasus, *Abies Nordmanniana*, welche langsam ihre Nadeln bewegt, d. h. dreht, derart, daß in der extremsten Stellung bei Tage die Blätter horizontal, bei Nacht vertikal stehen, dann eine Sumpfpflanze unseres Gebietes, das untergetauchte Hornblatt, *Ceratophyllum demersum*.

Die Bewegung der Nadeln der Nordmannstanne, welche Lagenveränderung bis zu 90° hervorzurufen imstande ist, ist die Ursache der auffallenden Farbenveränderung des Laubwerks dieses Baumes, das am frühen Morgen und bei Einbruch der Nacht weißlich, bei Tage dagegen grün sich zeigt. Je nachdem die weißliche Unterseite oder die grüne Oberseite der flachen Nadeln dominiert, erscheint die Belaubung weißlich oder grün gefärbt.

Geradezu unerklärlich wegen ihrer Unregelmäßigkeit ist die Bewegung des Hornblattes. Diese unter dem Wasserspiegel unserer Sümpfe wachsende Pflanze trägt in Wirteln, an schlanken, verzweigten Stämmchen gegenständige, einer gekrümmten dicken und kurzen Nadel ähnelnde Blättchen; die Stämmchen stehen gewöhnlich annähernd aufrecht. Der obere Teil dieser Stämme, d. h. vorzugsweise der noch jungen, deren Blattquirle ungefähr 1–2 cm voneinander abstehen, zeigt nun permanent ein langsames Wiegen

und Erheben der Zweigachsen, meistens von Norden nach Süden und umgekehrt, verbunden mit einer oft recht starken Drehung. Hat die Achse ihre größte Erhebung erreicht, so senkt sie sich, bis sie nach 6 Stunden ihre größte Neigung erlangt, in 12 Stunden kehrt sie dann in die aufrechte Lage zurück, beugt sich dann in etwa 4 Stunden in einer der ersten entgegengesetzten Richtung, um nach ferneren 4 Stunden wieder aufrecht zu stehen.

Ist z. B. ein junger Zweig morgens 6 Uhr vertikal, so tritt die stärkste Neigung nach Norden um 12 Uhr mittags ein, um Mitternacht steht derselbe dann erst wieder senkrecht, um 4 Uhr morgens des folgenden Tages ist die größte südliche Abweichung erreicht, um 8 Uhr ist der Zweig aufs neue senkrecht und um 2 Uhr nachmittags zeigt derselbe zum zweitenmal die größte nördliche Abweichung.

Völlig unerklärlich, wie erwähnt, ist bis jetzt dieses regelmäßige und doch ungleiche Hin- und Herschwenken des zierlichen Gewächses, denn da sich die Perioden fortwährend verschieben, sind die sonst in der Pflanzenwelt vorzugsweise wirksamen Faktoren, Licht und Wärme bezw. Tag und Nacht als Ursache völlig auszuschließen.

Wahrscheinlich besitzen auch verschiedene heimische Widenarten bewegliche Blätter, denn nicht gar selten kann man beobachten, daß einzelne Fiederchen zeitweise eine völlig andere Stellung einnehmen, als ihre Nachbarn. Direkt nachgewiesen ist eine derartige Bewegung der Viciablätter allerdings bis heute noch nicht, lediglich wohl, weil noch niemand der Sache sich zugewandt. Hier ist für Spezialisten noch ein dankbares Feld und sind noch interessante Entdeckungen zu erwarten.

Diese wunderbaren Bewegungen von Organismen, welche man im allgemeinen als der Sinne und Gefühle bar betrachtet, sind nun bis heute noch hinsichtlich Ursache und Bedeutung nicht klar erkannt, nur so viel ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß wir es hier mit Erstlingsversuchen der Pflanzenwelt zu thun haben, dahin zielend, sich über das allgemeine Niveau emporzuarbeiten.

Möglichensfalls sind es die ersten Spuren aufblühenden Selbstbewußtseins und Versuche, das die Pflanze belebende Prinzip zu einem dem im Tier wirksamen ähnlichen zu vervollkommen.

Zugleich ergibt sich aber auch, daß die Lebenserscheinungen und Prozesse der niedrigsten wie der höchsten Organismen, der Protisten sowohl wie der Pflanzen und Tiere bis zum höchsten Säugetiere, dem Menschen hinauf, im Grunde identisch sind und zwischen ihnen kein wesentlicher Unterschied besteht, mit andern Worten gesagt: kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied vorhanden ist.



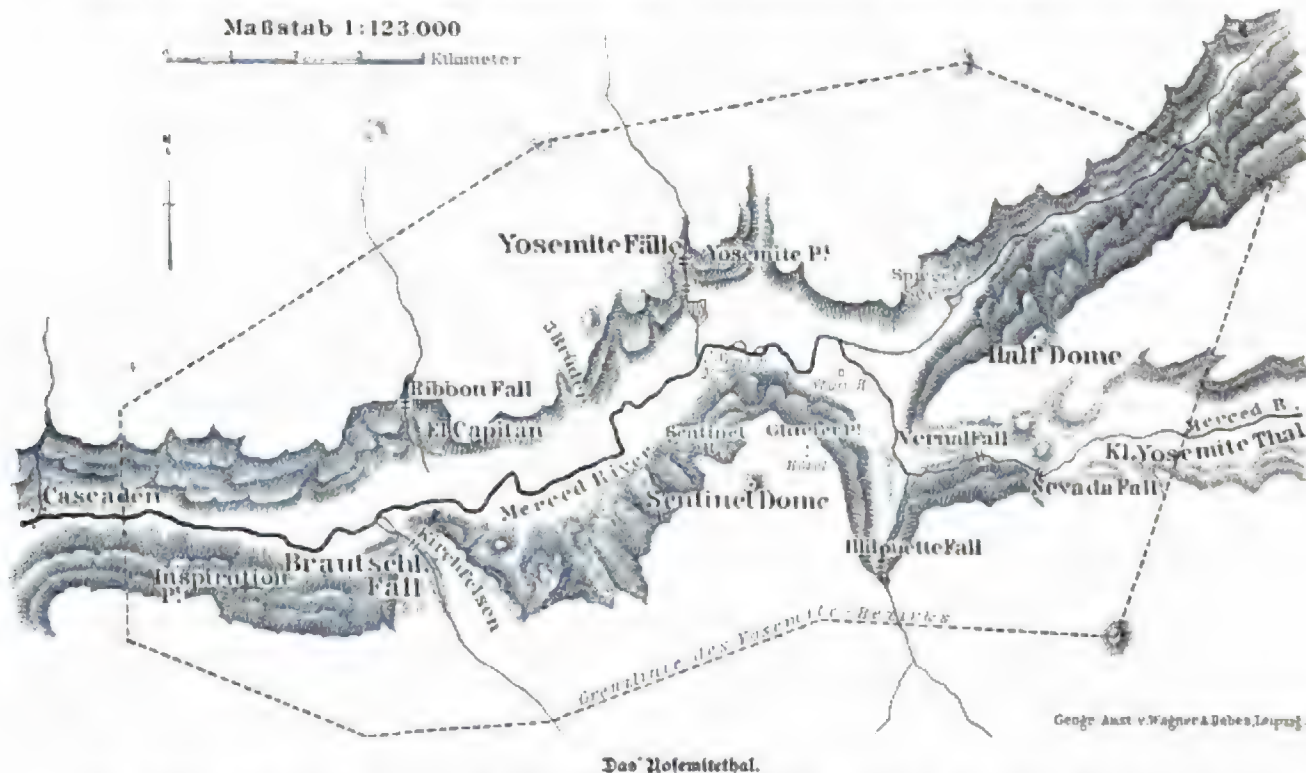
wird er überwältigt und manch weichem Gemüte drängen sich unvermerkt Thränen in die Augen.

Auf steilen Wegen ging's abwärts und bei jeder Biegung des Weges boten sich neue Blicke. So sahen wir einen kleinen Wasserfall die „Widows-Tears“ (Witwen Thränen) genannt. „Er führt nur sechs Wochen hindurch Wasser,“ bemerkte der Führer lächelnd, „eben so lange, wie die Thränen der Witwen fließen.“

Unten angelangt, rollte der Wagen auf guten Wegen leicht dahin thalaufwärts zum Orte Yosemite. Er besteht aus nur wenigen Häusern, unter denen das Sentinel-Hotel, das Haus des Guardian des Thales und eine kleine Druckerei die hervorstechendsten

freier und selbständiger bewegen als die europäischen. Sie halten es durchaus nicht für unerlässlich, männlichen Schutz auf Reisen zu haben. Die Männer bleiben zu Hause, wenn Geschäfts- oder andere Rücksichten es fordern, und die Damen lassen sich dadurch nicht abhalten, auf Reisen zu gehen.

Mein Zimmernachbar war der Gouverneur des Staates Kalifornien. Die Gouverneure der einzelnen Staaten der amerikanischen Republik sind sehr hohe Beamte. Sie haben das Begnadigungsrecht, sind die obersten Befehlshaber der Staatsstruppen, ernennen zahlreiche Kategorien von Beamten und haben die gesamte Verwaltung unter sich. Nur nationale Angelegenheiten werden von der Bundesregierung in



sind. Nicht weit davon liegt noch ein zweites Hotel, das Stoneman-House.

Unterwegs hatten wir mehrere deutsche Ehepaare kennen gelernt und miteinander ließen wir viele deutsche lustige Lieder in den Wald hinein erschallen. Es ist keine Seltenheit, hier mit Landsleuten zusammen zu treffen. Die Deutschen sind ein reisefreudiges Volk, und die Millionen derselben, denen die Vereinigten Staaten zu ihrer zweiten Heimat geworden sind, haben diese Eigenschaft nicht verloren. Fast überall, wohin man kommt, hört man deutsche Laute, und es ist leicht, auch mit unvollkommener Kenntnis der englischen Sprache durchzukommen.

Im Hotel trafen wir eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, vorwiegend aus Damen bestehend. Es ist bekannt, daß die amerikanischen Damen sich viel

Washington erledigt. Genannter Herr trat trotz seines hohen Standes mit echt republikanischer Einfachheit auf. Man konnte keine äußeren Zeichen seiner Würde entdecken, er lebte vielmehr wie jeder andere Gast des Hotels. Natürlich war er allgemein bekannt und wurde von allen Anwesenden begrüßt; doch die meisten Herren gaben sich nicht die Mühe, den Hut abzunehmen. Sie sagten: How are you, governor? — Wie geht es Ihnen, Gouverneur? und schüttelten ihm wohl die Hand. Das ist amerikanische Unabhängigkeit.

Der Herr war in Geschäften im Thale. Dasselbe ist Eigentum des Staates Kalifornien. Es wurde durch einen Beschluß des Kongresses nebst zwei Meilen des umliegenden Gebietes zu einem Staatspark erklärt und dem Staate Kalifornien









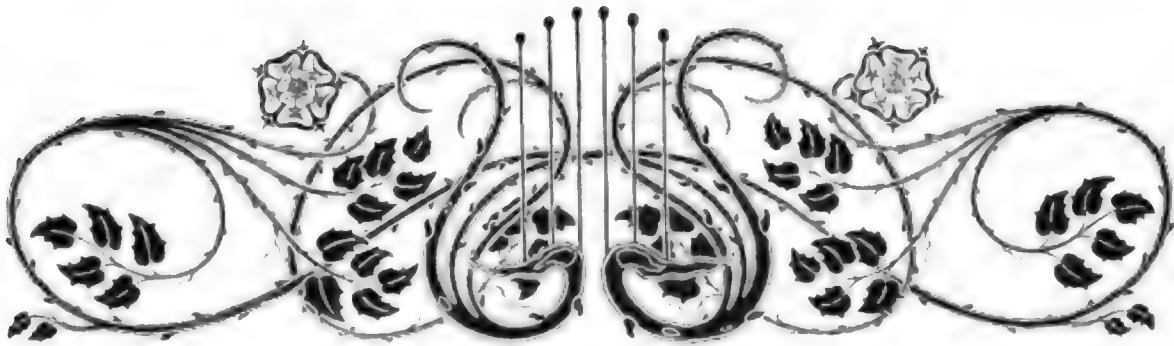












## Gertrude Elisabeth Mara, geborene Schmehling.

Zu ihrem 150. Geburtstage, 23. Februar 1899.

Von Regina Reiffer.

*Nachdruck verboten.*

**E**ine der berühmtesten Sängerinnen aller Zeiten, die größte deutsche Sängerin des vorigen Jahrhunderts, der nach Zelters Urteil überhaupt nie eine deutsche Gesangeskünstlerin auch nur annähernd gleichgekommen ist, finden wir in Gertrude Elisabeth Mara, geborene Schmehling.

Sie erblickte am 23. Februar 1749 zu Kassel das Licht der Welt, verlor jedoch ihre Mutter bald nach ihrer Geburt, und ihr Vater, ein armer Stadtmusikus, den seine Berufsthätigkeit den ganzen Tag vom Hause fern hielt, hatte weder Zeit noch Mittel, ihr die nötige Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen. So verbrachte das unschöne, von der Rachitis heimgesuchte Kind, sich selbst überlassen, seine frühesten Jugendjahre in vollster Einsamkeit in ihrem Lehnstuhle.

Um sich die Langeweile zu vertreiben, nahm die kleine vierjährige Gertrude einst eine Violine ihres Vaters in die Hand; es sollte dies von hoher Bedeutung für ihre Zukunft sein. Ihr Vater überraschte sie bei ihren heimlichen Versuchen, dem Instrumente Melodien zu entlocken, und als er fand, daß sie alle Töne der Skala rein intonierte, erteilte er ihr Unterricht. Schon nach wenigen Stunden machte das begabte Kind sichtliche Fortschritte; dies erregte in Kassel Aufsehen

und viele Personen wünschten die junge Künstlerin zu hören. Obgleich dieselbe fast fünf Jahre zählte, vermochte sie, infolge ihrer Krankheit in ihrer körperlichen Entwicklung zurückgeblieben, sich nicht allein auf ihren Füßen zu bewegen, so daß der Vater gezwungen war, sie an die Stätten zu tragen, wohin man sie berief.

Kunstfreunde bewunderten das Talent der Kleinen und gewährten ihr, gerührt von ihrem traurigen Schicksal, die Mittel zu ihrer Ausbildung. Eine Sammlung wurde veranstaltet, deren Ergebnis dazu verwendet wurde, ihr eine bessere physische und moralische Erziehung, wie eine künstlerische Fortbildung

angedeihen zu lassen. Ihre Gesundheit besserte sich; schon 1755 begab sich ihr Vater mit ihr nach Frankfurt a. M., wo sie in mehreren Gesellschaften spielte, und wo ihr Talent nicht minder lebhaftes Bewunderung fand, als in ihrer Vaterstadt. Hierauf reiste ihr Vater mit ihr nach Holland, wo sie in allen größeren Städten spielte, und ebenfalls schöne Erfolge zu verzeichnen hatte. Als sie ihr neuntes Jahr zurückgelegt hatte, unternahm ihr Vater mit ihr eine Kunstreise nach Wien. Der englische Gesandte, entzückt von dem Spiel der jugendlichen Virtuosa, gab dem Vater den Rat, sich mit seinem begabten Töch-



Gertrude Elisabeth Mara.

terchen nach England zu wenden, und der arme Kasseler Stadtmusikus hatte keinen Grund je zu bereuen, diesem Räte gefolgt zu sein. Ausgerüstet mit zahlreichen Empfehlungen des Gesandten an hohe und einflußreiche Persönlichkeiten in der englischen Metropole, begab er sich mit seiner Tochter dorthin, und wie es der Gesandte vorausgesagt hatte, winkte ihnen dort Aussicht auf Glanz und Reichthum.

Nachdem die kleine Gertrude im April 1760 in London unter Mitwirkung anderer bedeutender Künstler ein Konzert gegeben hatte, fanden die Damen der englischen Aristokratie es eines weiblichen Wesens unwürdig, ein Instrument zu spielen, das bisher als ein ausschließlich von Männern benutztes galt.

Schon früher hatte sich bei dem kleinen Mädchen stimmliche Begabung bemerkbar gemacht; ein Kunstfreund hatte entdeckt, sie würde nicht nur ein spielendes, sondern auch bald ein singendes Wunderkind sein. Durch reiche Unterstützungen konnte Gertrude den trefflichen Unterricht des großen italienischen Gesangsmeisters Paradisi genießen, doch obgleich sie große Fortschritte machte und in einem Hofkonzerte unter seiner Leitung rauschenden Beifall erntete, wurde das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerin schon nach kurzer Zeit gelöst, da Paradisi ungeheuer hohe Ansprüche an die Leistungen der seiner Obhut anvertrauten Kunstjünger stellte. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß das Interesse, welches das Wunderkind anfangs einflößte, allmählich zu erlöschen begann, und der gewissenlose Vater, welcher seine Tochter nur als Goldquelle betrachtete, lehrte mit derselben 1765 nach der Heimat zurück. Vergebens hoffte der Vater und mit ihm viele begeisterte Kunstfreunde, die junge Kunstnovize würde an der kurfürstlichen Oper in Kassel Anstellung finden, doch wünschte man dort nur italienische Künstler und italienischen Gesang zu hören, und obgleich das Publikum der jungen Landsmännin viel Wohlwollen entgegenbrachte, sah Gertrude nur zu bald ein, daß, da die Verhältnisse der Vaterstadt infolge des siebenjährigen Krieges sehr ungünstig lagen, sie schwerlich in derselben ihre Existenz finden würde. Dem Entschlusse ihres Vaters, sie nach Leipzig zu führen, und den berühmten Kantor Johann Adam Hiller zu bitten, sie in seine Gesangschule, die er soeben dort eröffnet hatte, als Schülerin aufzunehmen, hatte Gertrude es zu danken, daß etwas Gutes und Großes aus ihr wurde. Sie wurde des Glückes theilhaftig, daß Hiller sich nicht nur ihrer künstlerischen Ausbildung annahm, sondern sie sogar in sein Haus aufnahm. Sie trat 1766 in Hillers Gesangschule und blieb fünf Jahre des großen Meisters Lieblings-schülerin. Sie studierte mit außergewöhnlichem Fleiße und nahm neben dem Gesangunterricht auch Klavier-, Sprach- und Tanzunterricht. Hiller ließ sie täglich

sechs Stunden singen, und als sie schon 1767 unter des Meisters Leitung in Dresden öffentlich sang, erregte ihre Prachtstimme allgemeine Bewunderung. Ihr Ruf verbreitete sich immer mehr und die verwitwete Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, selbst Komponistin, begann sich lebhaft für die junge strebsame Künstlerin zu interessieren und zeichnete sie bei jeder Gelegenheit aus. Schon am Anfang ihres Leipziger Aufenthaltes wurde Gertrude als erste Konzertsängerin für die von Hiller ins Leben gerufenen Abonnementskonzerte, die späteren Gewandhauskonzerte, angestellt, und ihre großartigen Fortschritte während ihrer Wirksamkeit an dieser Stelle erregten das Staunen aller Hörer. Neben ihr wirkte damals Corona Schröter, doch Gertrude stellte diese in den Schatten; beiden hat der junge Goethe in Kleinpais zugejubelt. Als Hiller seine liebste Schülerin 1771 entließ, konnte er mit gutem Fug und Recht behaupten, daß es nie zuvor eine deutsche Sängerin gegeben, welche eine so hohe Begabung, eine so vollendet schöne Stimme und so große musikalische Kenntnisse verband. Sie hatte unter der liebevollen Führung ihres großen Meisters hauptsächlich Arien von Haffe, Graun, Schwanberger, Zommelli, Wenda und Pergolese studiert, und besonders war der feinsinnige gemüthvolle Haffe ihr Lieblingskomponist. Als sie 1771 Leipzig verlassen wollte, war ursprünglich ihre Absicht, sich zur Vollenbung ihrer Studien nach Italien zu begeben. Friedrich der Große, welcher infolge des Verlustes einiger Zähne in jener Zeit genötigt war, zu verzichten ausübender Musiker zu sein, und die geliebte Flöte schweren Herzens zur Seite gelegt hatte, begann nun Beschützer der Musik zu werden. Er hatte von der jungen Sängerin aus Kassel gehört, und obgleich weder sein Vorurteil gegen deutsche Sänger noch seine Vorliebe für Italiener geringer geworden war, wollte er Gertrude gern hören. Von Wenda aufgefordert, reiste sie, nachdem sie Ende März 1771 ihr von reichstem Erfolg gekröntes Abschiedskonzert in Leipzig gegeben hatte, nach Potsdam. Sie sang dort in einem Hofkonzerte eine Arie von Graun, und der König, der ein so feiner Musikkenner war, zollte ihrem Talente so große Bewunderung, ihren Leistungen so volle Anerkennung, daß er sie in den nächsten Wochen wiederholt an den Hof berief. Hierauf machte ihr der König den Vorschlag, ihre musikalische Ausbildung als abgeschlossen zu betrachten, und in seine Dienste zu treten. Nach einigem Widerstreben unterzeichnete sie den Kontrakt, der sie anfangs auf zwei Jahre mit einem Jahresgehalt von 3000 Thalern, bald jedoch auf Lebenszeit mit verdoppeltem Gehalt verlängert, an die Berliner Oper fesseln sollte.

Sie trat in einer Reihe der bedeutendsten Opern auf und errang sich die ungetheilte Bewunderung



aller Musikkenner, an denen die preussische Residenz damals so reich war; auch Zelter urtheilte wahrhaft enthusiastisch über ihre Kunstleistungen. Ihre Existenz war gesichert, ihr Talent wurde überall anerkannt, sie erfreute sich der ehrenvollsten Stellung, als in diese Zeit eines zum Höchsten steigenden künstlerischen Ruhmes der Beginn jenes schweren Schicksals, jener Kette harter Prüfungen fiel, welche auf eine Reihe von Jahren den Lebenshorizont Gertrudens trüben sollten!

Ihr Vater, welchen Diller schon in Leipzig als den bösen Dämon seines Lieblings erkannt und unter annehmbaren Bedingungen aus Gertrudens Nähe entfernt hatte, kam nach Berlin und setzte seine Expressungen fort; mit Hilfe einer Ausweisungssorder konnte sie sich seiner entledigen. Ein bei weitem größeres Unglück war für sie, daß, nachdem sie schon viele Bewerbungen von Kunstgenossen ausgeschlagen hatte, der außergewöhnlich schöne, weltgewandte, aber charakterlose und leichtsinnige Violoncellist Mara in ihren Gesichtskreis trat, und da er ihr, die von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt worden war, außerordentlich imponierte, verleitete sie ihre leidenschaftliche Liebe für Mara, sich mit ihm zu verbinden. Wegen lüderlicher Streiche war er aus dem Dienste des Prinzen Heinrich von Preußen entlassen worden; vergebens waren alle Warnungen, zweimal versagte ihr der König seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem ihrer unwürdigen, dem Trunke ergebenen Manne, aber selbst die drohende Ungnade des Königs vermochte ihren Entschluß nicht wankend zu machen; sie überwand alle Hindernisse und heiratete 1773 den heißgeliebten Mann.

Ihr Gatte wirkte unaufhörlich auf sie ein, Berlin zu verlassen, und in England ein vorteilhafteres Engagement anzunehmen, da ihre Einnahmen sich für seine Böllerei als unzulänglich erwiesen. Der König war infolge eines beabsichtigten und auch thatächlich ausgeführten, jedoch mißglückten Fluchtversuches des Ehepaares mißtrauisch geworden und zürnte der Sängerin, so daß er wiederholte Urlaubsgesuche zurückwies, ebenso versagte er ihr die Genehmigung zu einer sehr einträglichen Kunstreise nach London, gestattete ihr jedoch verschiedene Gastspielreisen in Deutschland, wo sie in vielen großen Städten das höchste Entzücken erregte. Einen mehrmonatlichen Urlaub zu einem Ausaufenthalt in Teplitz gewährte der König jedoch nicht, und mit mehr Glück als sechs Jahre zuvor jener erste vereitelte Fluchtversuch, gelang der energischen Frau jetzt die Flucht durch Süddeutschland und die Schweiz nach Paris. Dort feierte man Gertrude als die Königin unter den Sängern, aber so großartige Triumphe sie auch in der französischen Metropole errang, dieselben wurden noch bei weitem übertroffen, als man sie zum erstenmal

in London, wo sie von ihrer Jugendzeit noch in lebhafter Erinnerung war, wieder begrüßte. Wo sie auch sang, in der Oper, bei der Aufführung Händelscher Oratorien, insbesondere bei der Gedächtnisfeier zum Andenken an den großen Tonmeister, wie im Konzertsaal, bekundeten ihr die ersten Gesellschaftskreise ihre unbegrenzte Verehrung, begleiteten die schmeichelhaftesten Guldigungen stets ihr Auftreten; sie wurde wahrhaft vergöttert. Zwei Jahre wirkte sie an der italienischen Oper in London und sang auch wiederholt in den englischen Provinzen, stets gefeiert, wie nie zuvor eine Sängerin, und einzig und allein wegen ihres unvergleichlichen Gesanges.

Endlich war es ihr 1788 vergönnt, das Land der Kunst und des ewig blauen Himmels, das Ziel ihrer Sehnsucht zu schauen. In den italienischen Großstädten bereitete man ihr ganz außergewöhnliche Ovationen; sie wurde wie eine hohe Fürstin geehrt und man stellte sie hoch über ihre italienischen Zeitgenossinnen im Reiche der Gesangkunst. Von 1792 wirkte sie ununterbrochen zehn Jahre in London, obgleich besonders von Preußen aus alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, sie wieder zu gewinnen.

Auf diese äußerlich so glänzende Lebensperiode der gefeierten Sängerin warf ihre unglückliche Ehe tiefe Schatten; ungeachtet aller Ehren und ungeachtet großartiger Einnahmen blieb sie ein bedauernswertes Weib. Ihr Gatte verschwendete das Geld, das sie erwarb und mißhandelte sie noch dazu. Endlich trennte sie sich von ihm, sie setzte ihm großmütig ein Jahrgehalt aus und durfte sich ihrer Freiheit erfreuen.

Als sie 1802 ihr Abschiedskonzert in London gab, trug es ihr 7000 Thaler ein. Sie trat hierauf ausgedehnte Kunstreisen an; Paris, Frankfurt a. M., Weimar waren auf dem Kontinent zunächst die Stätten ihres künstlerischen Wirkens; als sie 1803 nach Leipzig kam, sah sie zu ihrer unaussprechlichen Freude ihren greisen Lehrer und Wohltäter, dem sie eine rührende Dankbarkeit bewahrte, wieder. In Berlin versetzte sie in Grauns Oratorium „Der Tod Jesu“ aller Herzen in Rührung und Entzücken. In den beiden folgenden Jahren sang sie in Wien, Petersburg und Moskau. Obgleich seinen Musikkennern und Beobachtern, ungeachtet des rauschendsten Beifalls, den man der gefeierten Künstlerin spendete, nicht verborgen blieb, daß die einst so glänzenden Stimmittel abnahmen, erregte Gertrude, namentlich in Rußland einen so großen Enthusiasmus, daß dies sie bestimmte, Rußland zu ihrer dauernden Heimat zu wählen. Sie kaufte sich in der Nähe von Moskau eine Besitzung, und übergab ihr Vermögen einem bedeutenden Handlungshause. In dem verhängnisvollen Jahre 1812 wurde Moskau ihr wie Napoleons Ustern; ihr ganzer Wohlstand wurde vernichtet, ihr Vermögen ging verloren und am Abende

ihres Lebens sah sie sich genötigt, durch Unterricht an Erwerb denken zu müssen. Fast völlig verarmt ließ sie sich in Neval nieder, wo Verehrer und Freunde sich bemühten, ihr Gelegenheit zu verschaffen Gesangsunterricht zu erteilen.

In den Jahren 1819 und 1822 versuchte sie noch einmal das Glück auf Konzertreisen durch Deutschland und England zu erjagen, kehrte aber bitter enttäuscht nach Neval zurück. Die Frische von Körper und Geist bewahrte sie sich bis zu ihrem Ende; sie unterrichtete nicht nur, sie sang auch selbst noch, und bethätigte das einst Zelter gegebene Wort: „Ich sterbe, wenn ich nicht mehr singen kann!“ Ein erloschener Stern, lebte sie, von den Gebildeten Nevals als einstige große Künstlerin geehrt und vielfach ausgezeichnet, bis zum 20. Januar 1833.

Wie ihr einst der große Dichterkürst in seiner Jugend 1768 eine poetische Huldigung dargebracht

hatte, so verherrlichte er noch ihren 83. Geburtstag durch ein Huldigungsgedicht, in dem der greise Dichter sie als Deutschlands größte Sängerin pries. Eine von ihr hinterlassene Selbstbiographie zeigt, daß, obgleich sie ohne Schulbildung war, sie sich doch im Laufe der Zeit ein gewisses Maß von allgemeiner Bildung angeeignet hatte. Ihr Grabstein trägt die Inschrift: „Hier ruht die Sängerin Mara, die einst Europa in Entzücken und Bewunderung versetzte; heilig sei diese Stätte jedem Freunde des Schönen und der Kunst.“

In demselben Jahre, da Deutschland, die gesamte gebildete Welt den 150. Geburtstag des unsterblichen Dichterkürsten begehen wird, darf auch des 150. Geburtstages einer großen deutschen Sängerin nicht vergessen werden, auf deren hoffnungsfrohe Jugend, wie trüben Lebensabend ein verklärender Schimmer durch Goethes poetische Grüße fiel.

## Gesehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Flöre verstand ihn nicht mehr, fragte aber auch nicht danach; jetzt kam es nur noch auf das an, was sie zu sagen hatte. Ein Wort von ihm nur griff sie heraus; sie war aufgefahren und stand bebend, furienhaft vor ihm. „Ja, von dir empfohlen,“ zischte sie ihn an. „Was mach' ich denn nur lange Vorreden; es war alberne Gutmütigkeit von mir. Mit den Voreisens konnte man umspringen wie man wollte, hast du gedacht? Die saßen in ihrer Ecke und niemand kümmerte sich um sie...“ Ihr Atem fing sich, sie leuchtete; es war peinlich, wie es abstoßend war, ihr zuzuhören und sie zu sehen. „Aber es giebt doch Tinte und Papier, nicht wahr? Und es giebt eine Post, die Briefe befördert an jeden, an jeden! wenn man nur seine Adresse weiß! Meinen Brief hast du doch auch gekriegt neulich, in dem ich dir schrieb, daß ich wüßte, warum du nicht mehr kamest — mit wem du hier herumläufst! Es war dumm von dir, dumm, durch meinen Brief dich nicht warnen zu lassen. Denn nun ist ein anderer geschrieben worden, der wird wohl Effekt machen... Ja, der mit dem roten Hut ist das Vergnügen, sich von dir den Hof machen zu lassen, nun doch gelegt worden. Ah —“ sie schrie auf vor Schmerz, so hatte er sie gepackt... „Hilse... er will mich umbringen...“

Der Hilseruf kam halb erstickt heraus, so daß er

nicht einmal bis zum Hause drang und war auch zum Teil Komödie: der Paroxysmus der Wut bei Ulrich war rasch vorübergegangen. Jetzt war er ein paar Schritte von ihr fortgetreten wie geistesabwesend: er drückte die Faust vor die Stirn und stöhnte: so sah ein Mensch aus, der wirklich von Qual zerrissen war. Flöre sah ihm zu mit blöde halb geöffneten Lippen. Den starken Mann so zu sehen, war ihr unheimlich, weiter nichts. Die Gewalt seiner Erschütterung zu bemessen, war ihre Leichtfertigkeit überhaupt nicht imstande. Jetzt, da er kaum noch an sie zu denken schien, quoll der Ärger in ihr auf darüber, daß diese Unterredung doch ganz anders verlauge, als sie zu Hause gemeint hatten. Sollte sie dem Vater etwa gar keine Resultate bringen können?

Zu Ulrich unterdessen tobte die wütende Pein um ein Unerseßliches, das ihm durch diese Menschen nun zerstört war. Sie freilich hatten nur gehandelt, wie es ihnen gemäß war. Wie alles Gewürm seinen Schleim über das thauigste Fleckchen Grün zieht, so hatten sie gethan. Aber das Fleckchen war doch so klein gewesen in seinem öden Leben — hätte das nicht unverfehrt bleiben können? Zu Ende wäre ja sowieso alles gewesen, aber dies Ende — dies Ende?

Gut, auch das gehörte zu seinem Schicksal, und er hatte es sich selber geschmiedet. Er war in dem



kleinen Garten immer weiter von Flöre fort und nun bis an die Balustrade über dem Flusse getreten. Da starrte er auf die glitzernde Fläche, aber ohne mit seinen leiblichen Augen zu sehen. Was jetzt an ihn heranwogte, war ein anderer, gewaltiger Strom, dessen Wellen ihn nun bald mit fortspülen sollten: die breite, graue Flut, die langsam und mächtig auf und ab ebbt zwischen Zeit und Ewigkeit. Da plötzlich packte ihn ein Gedanke und riß ihn gewaltsam ins Leben zurück. Wenn diese da an Thea Lucius geschrieben hatten und über den Erfolg eines Schandbriefes triumphieren konnten, dann mußten sie wissen, wo sie war!

Er drehte sich hastig nach Flöre um und hatte nicht weit zu ihr, denn sie war ihm nachgeschlichen. Unwillkürlich versiel er jetzt in die Art, etwas von ihr zu erfahren, die er von früher kannte. „Du lügst,“ sagte er. „Du sagst, daß ihr an — an —“ Der Name wollte nicht über seine Lippen; und wer konnte ihr trauen, ob sie selber ihn wußte?

Da aber ergänzte sie, höhnisch nickend: „An Fräulein Lucius —“

Wie mit einem Messer im Herzen fuhr er fort: „... an Fräulein Lucius geschrieben habt. Sie ist aber fort von hier. Wie konntet ihr einen Brief an sie gelangen lassen?“

Jetzt sah ihn Flöre verblüfft an, einen Augenblick. War es denkbar, daß er wirklich nichts wußte, nichts von der Übersiedelung dieser Lucius in das nahe Falkenlust gewahr geworden war?

Flöre war schlau, wenn es ihre Zwecke galt, und wie ein Blitz durchzuckte sie jetzt die Wahrheit. Ulrich, der ja doch von der andern eingefangen werden sollte — wie hätte sie anders urteilen sollen, als nach sich? — wußte wahrhaftig noch nichts von diesem letzten Schachzug jener! Nun, er würde ihn bald genug erfahren, aber nicht durch sie, durch Flöre; die Närrin würde sie nicht sein!

So lächelte sie denn jetzt nur auf ihre Art. Wie konntet ihr einen Brief an sie gelangen lassen? hatte er gefragt, und lächelnd und blinzeln antwortete sie: „Das werde ich dir wohl auf die Nase hängen. Das ist unsere Sache.“

Er hätte aufschreien mögen, sie von neuem packen und würgen, bis sie spräche. Oder sie ansehn: Flöre, du bist zuweilen gutmütig, wie so viele Dirnen ... um Gottes willen, soltere mich nicht so ... Aber das war nur der Impuls weniger Sekunden, dann gab er jeden Versuch auf. In Ulrichs physischer wie geistiger Persönlichkeit steckte die Anlage zu einem Stoicismus, der ihn unter begünstigenden Umständen zu einem Helden gemacht haben würde. Jetzt beugte er duldben den starken Nacken dem Geschick; er sprach nicht mehr, er hielt sich für verurteilt.

Flöre hatte ihm, längst wieder unsicher, nach den Augen gesehen; er beachtete sie kaum. Sie hatte noch geredet, er hatte sie offenbar nicht gehört.

Und so fragte er sie endlich: „Was willst du noch?“

Sie sah es deutlich: ihre letzten Worte hatten nicht mehr Eindruck auf sein Ohr gemacht, wie der Spähenlärm in den Pappeln draußen am Wege. Er war ihr längst unheimlich; so entschloß sie sich denn wirklich, der Sache ein Ende zu machen. Ihr lag überhaupt an der ganzen Geschichte lange nicht so viel wie dem Vater; ihr Leichtsinns lebte für den Tag. Hier hatte die Rachsucht gegen den Ungetreuen mitgesprochen; aber etwas in seinem Wesen heute brach dem Gelüste, ihn zu quälen, immer rasch die Spitze ab.

„Mit dir ist heute nichts anzufangen,“ sagte sie jetzt. „Ich hätte dem Vater nicht im Wege sein sollen, als er mit dir reden wollte.“ Wieder keine Antwort; auch diese leise Drohung verscheit ihre Wirkung. Dabei war er wie ein Gendarm, wie sie sich nachher ausdrückte, neben ihr geblieben bis zur Gartenpforte. Hier blieb sie aber doch noch einmal stehen, mit einem halb lachenden: „Also das war mein Besuch in der Villa Numühle! Den hatt' ich mir anders gedacht, wahrhaftig!“

Noch einmal mochte ihn etwas wie Mitleid auch mit ihr berühren bei den Worten. „Ich kann dir nicht helfen,“ sagte er. „Lebwohl ...“

Der Ausdruck frappierte sie. „Ja, willst du denn verreisen?“ fragte sie. Er zuckte die Achseln. „Ihr sollt von mir hören: geh' nur jetzt ...“ Und als sie immer noch ein wenig zögerte, noch einmal, aber mit nichts im Tone als Ungeduld und Überdruß: „Geh', geh'!“

## 11.

„Gehen oder bleiben?“ und „das kann man ja an den Knöpfen abzählen —“ diese Worte, von Thea neulich halb im Scherz gesprochen, waren es, die Ulrich Wedekamp in der letzten Viertelstunde in seinem Zimmer nicht aus dem Kopfe brachte. Er hatte mancherlei zu ordnen gehabt, sich aber im ganzen kurz gefaßt. In die vollendete Thatsache wissen sich die Menschen zu finden, und selbst nach einer gewaltsamen Erschütterung, wie sie dies — nun, dies, was er vorhatte, verursachen würde, setzen sich die Dinge doch vermöge des ihnen innewohnenden Gewichts nach einer Weile von selber wieder ins Lot.

Das konnte besonders von der Masse des Besitzes gelten, die er hinterlassen würde. Einige Bestimmungen in dieser Beziehung hatte er aber getroffen, brieflich, auf ein paar Oktavblättern, zu Gunsten der Arbeiter und Angestellten seiner Werke,

und er wußte, daß sein Vater sie respektieren würde. Der Vater! und — und — die Mutter! Es war doch hart gegen sie. Sie mochten etwas gleichgültig gewesen sein, unbewußt verhärtet im Egoismus des Wohllebens, besonders die Mutter, aber dies hatten sie doch nicht verdient . . . Wenn er nun aber am Nervenfieber gestorben wäre, oder in einem Eisenbahnzuge verunglückt, oder mit dem Pferde den Hals gebrochen hätte? Die Mutter konnte er sich bei einem solchen Anlaß allenfalls vorstellen; ihre jähe Leidenschaft des Entsetzens und Schmerzes, dann aber, wie sie doch die Trauerkleider ins Auge faßte und noch böse werden konnte, wenn der Put mit dem Kreppschleier nicht zur rechten Zeit eintraf oder nicht nach Wunsch war. Ja, sogar an solche Kleinigkeiten dachte er, hatte er Zeit, zu denken! Es ist als ob in einer solchen letzten Viertelstunde mehr Sekunden, als in einer anderen fiedten.

Der Vater aber — den würde dies am Ende doch rasch fertig machen. Nun, er war ein alter Mann, hatte sich, erst in den rüstigen Arbeitsdecennien, dann in langen Jahren beschaulichen Feierns, eigentlich völlig ausgelebt. Und die Schwester hatte ihren Mann und die Kinder.

Die Kinder! Ulrich hatte als lediger Onkel und Lebemann, wie er sich denn doch wohl bezeichnen lassen mußte, mit diesen Kleinen, die auch vielleicht recht gewöhnlich waren, nie viel anzufangen gewußt, sah sie ja auch höchstens zweimal im Jahre: jetzt aber packte ihn der Gedanke an sie so, daß er die Faust in die Augen drückte und stöhnte. Kinder — Kinder von einem lieben Weibe! Das will die Natur — damit schenkt sie den Menschen Freuden und Sorgen, die ihnen gemäß sind und hat es gethan ungezählte Jahrtausende hindurch . . . Damit leitet sie uns an die Geschlechter die waren und die, die sein werden, und führt ihn weiter, diesen ewigen wundervollen Reigen des Lebens . . .

Des Lebens, ja; was hat er damit zu thun? Er hat das alles verschertzt. Deshalb läßt er die Kette los, tritt heraus aus dem Ringe, einsam, um zu verschwinden.

Und wieder summt es ihm im Ohr: Gehen oder bleiben? Es ist ja längst entschieden. Auch für Flöre hat er übrigens gesorgt, reichlich, aber das geht nicht durch die Vermittlung seines Vaters. Er haßt Flöre Boreisen nicht einmal, sie widert ihn nur an, als das wirklich abgeschmackte Werkzeug eines thörichten, unnötigen und doch unabwendbaren Verderbens.

Gehen oder bleiben? Ohne es selber zu wissen, hat er die Worte mit dem Bleistift quer über ein Blatt Papier geschrieben, so gedankenlos, daß er das Blatt nicht einmal erst gerade gerückt hat. Wie spöttisch heiter, sie, die andere, aussah, als sie die

Worte sagte! Er seufzt sehnüchtig. Vorbei, vorbei. Sie hat die Antwort auf die Frage ja auch gefunden, sie ist gegangen. Jetzt steht er sich im Zimmer um, in dem, und nicht ohne Geschmack in der Auswahl, hier und da einige kleine Kunstwerke stehen und an den Wänden hängen. Besonders enthält der Schreibtisch einige recht schöne eiselierte Geräte. Er wüßte so gerne irgend etwas von sich in ihren Händen, was sie dann und wann an ihn erinnerte. Aber darüber eine Bestimmung treffen mit ihrem Namen mag er nicht: das scheint ihm anmaßend, dazu hat er kein Recht; er ist sogar in dieser Stunde noch ihr gegenüber bescheiden. Und so giebt er denn traurig die Idee, sie wenigstens einmal beschenkt zu haben, auch auf.

Aber nun haben seine Gedanken den Weg zu ihr gefunden; er vergegenwärtigt sich das anmutige Spiel der schlanken Finger, mit dem sie bei jenen Worten an den großen Knöpfen ihrer Jacke herunterfuhr. Und mit seiner Männerhand macht er das jetzt nach: er trägt die Reitjoppe und die hohen Stiefel, denn er ist vorhin noch einmal auf dem Fuchse fortgewesen: er fährt auch murmelnd an den Knöpfen vorn hinunter. Dann nickt er und steht rasch auf. „Gehen“ hat es auch da geheißt. Das Gegenteil hätte freilich keinen Unterschied gemacht, aber nun ist ihm, als müßte er eilen. Er tritt an den Gewehrschrank, zieht einen polierten Kasten heraus und entnimmt diesem das kleine Ding, das ihm den großen Dienst leisten soll. Sorgfältig sieht er es nach, läßt den Hahn spielen, alles in Ordnung. Dann gleitet es in seine Brusttasche, und er geht festen, starken Schrittes aus dem Zimmer und aus dem Hause. —

Leutnant von Wachtmann war zum Premier befördert und in eine andere Garnison versetzt worden. Alles in allem schien es ihm gerade an der Zeit, diesem Dietersburg wieder einmal auf eine Weile den Rücken zu kehren. Er wickelte seine wenigen Geschäfte ab, machte seine offiziellen Besuche, und dann, am Tage vor der Abreise, entschloß er sich endlich zu etwas, was er bisher immer und immer verschoben hatte.

Nun war es geschehen. Er hatte den Hauptmann Dachröden in dessen Junggesellenwohnung aufgesucht und mit diesem Herrn eine lange vertrauliche Unterredung gehabt. Der dicke Dachröden war ein guter Kerl . . . ein tüchtiger Offizier und ein guter Kerl, das wußten sie im Regimente alle. Ein Salonmann war er nicht. Er liebte seine Bequemlichkeit und eignete sich nicht recht zum — zum Damenvorkehr wäre zu viel gesagt: mancherlei Episoden seines ledigen Lebens sprachen dagegen — nun, nicht recht zum eleganten gesellschaftlichen Verkehr der Familien, dem er daher auch, wo er nur konnte, aus dem Wege ging. In Herrengesellschaft war er besser am Platze



und mit den jüngeren Offizieren pflegte er ein kameradschaftliches Einvernehmen, das diese, wenn sie es meist leicht damit zu nehmen schienen, doch auch dann und wann als recht wertvoll empfanden.

In einem solchen Falle war gerade jetzt der Leutnant von Wachtmann. Die beiden Herren saßen, der eine in der Hausjoppe mit Achselzeichen, der andere mit aufgeknöpfter Uniform, in dem von Cigarrenqualm erfüllten Zimmerchen, dessen Luft durch die dicken Aschenhaufen der lange nicht abgeräumten Aschenschalen auf dem Tische auch nicht verbessert wurde. Der Leutnant hatte von den schweren Cigarren, die ihm der andere anbot, nun wirklich genug; Hauptmann Dachröden aber, ein starker Raucher, steckte sich eben wieder eine andere an: zum Überlegen war ihm die Cigarre unbedingt notwendig.

Denn überlegt mußte jetzt werden. Wachtmann hatte ihm da eine Art seltsamer Beichte abgelegt. Soweit diese den Leutnant selber und eine gewisse andere Person betraf, wäre sie nicht nötig gewesen; was da gespielt hatte, war vollständig Privatangelegenheit. Nun aber hatte Leutnant von Wachtmann zufällig etwas in Erfahrung gebracht, was einen Dritten sehr nahe berühren mußte, und deshalb war er hier.

Denn dieser Dritte war noch dazu den beiden Herren kein Fremder, sondern ein guter Bekannter von ihnen. „Wissen Sie, Dachröden, daß der Wedekamp so hineingelegt werden soll, das geht einem denn doch gegen den Strich, nicht wahr?“ hatte Wachtmann gesagt. „Wir haben seine Pferde geritten, haben seinen Wein getrunken . . . Und ein guter Kerl ist er doch eigentlich im Grunde auch. Diese Geschichte spielt ja schon in seine Grüne-Jugendzeit hinein . . . das wollen sie nun alles ausgraben . . . und das Frauenzimmer — da braucht man mich nur zu fragen — taugt den Teufel nichts.“

„So —?“ sagte Hauptmann Dachröden und nahm erpress seine Cigarre aus dem Munde, um den andern etwas sonderbar anzusehen. Leutnant von Wachtmann ließ ein kleines verlegenes Lachen hören; er verstand den Blick wohl . . . „Na ja, wie das so geht . . . ich will nicht prahlen: es war ja zuerst lediglich Ull von mir, aber wie sie Feuer fing — Donnerwetter! Und dann müssen Sie wissen, Dachröden: sie ist eine reguläre Schönheit . . . nicht jung, aber ein großartiges Weib . . . Es kommen einem manchmal so Gedanken . . . nicht oft, aber man denkt denn doch auch einmal, und da fiel mir so ein: wer so ausfieht, wie diese Flöre, so gewachsen ist — der muß sein Leben genießen wollen, kann nicht nur so in der Alltäglichkeit versauern. Und diese wird es doch schließlich. Wäre sie in anderen Verhältnissen groß geworden! . . . Ich habe ihr hundertmal gesagt, sie hätte zum Theater gehen sollen. Da hätte sie etwas

gemacht, Donnerwetter! Wenn denn nicht durch das Talent, dann — sie konnte sich doch produzieren . . . sich ein bißchen austoben. Sie war aber wahrscheinlich zu faul sogar dazu.“

Förmlich beredt wurde Wachtmann, der nüchterne Geselle, wenn er auf diese Flöre Voreisen kam. Hauptmann Dachröden dachte sein Teil dazu. Endlich sprach er auch einmal wieder. „Ganz verstehe ich die Sache aber doch noch nicht. Sie sind doch der Spätere . . . erhebt man denn an Sie keine Ansprüche?“

„Keine,“ sagte der Leutnant rasch. „Sollte ihnen auch verdammt schwer fallen . . . es ist ja nichts geschehen. Man hatte sich ineinander verguckt — warum stand sie denn auch immer an der Lattenwand, gerade wenn ich vorbei ritt? Einmal, als wir den Plankenzaun nehmen wollten, war ja sogar Billwitz dabei. Und dann . . . die paarmal . . . und wie das Mädel dann immer die Initiative hatte. — Aber das weiß sie auch. Sie ist übrigens im Grunde gleichgültig, mit nichts ist es ihr schließlich Ernst. Der Alte, ihr Vater, scheint dagegen ein fataler Kunde zu sein. Und Flöre machte mir in dieser Hinsicht aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Er will dem Wedekamp jetzt eine niederträchtige Geschichte anzetteln . . . der soll herhalten, warum? weil er, wie gesagt, in seinen Dummheitsjahren mit dem Mädchen was hatte, Kinderei, wie es scheint, und dann später — aus Anhänglichkeit, Gutmütigkeit, was weiß ich — der netten Familie wieder gekommen ist. Also an ihn hält man sich; ich, ich war nur Episode, und ich bin gewiß nicht die einzige gewesen! Aber bei so 'was kann man denn doch nicht ruhig zusehen, nicht wahr?“

Dachröden zuckte einstweilen die Achseln. „Und das hat Sie Ihnen —“

„Erzählt? ja, das ist das Tollste . . . Sie machte gar kein Geheimnis daraus, mir gegenüber. Begreifen kann man so etwas hinterher eigentlich nicht.“

„Wann denn? Ich meine: Sie haben von dieser Absicht gegen Wedekamp doch wohl jetzt erst erfahren?“

Wieder hatte Leutnant von Wachtmann einen Augenblick der Verlegenheit. „Das stimmt noch nicht einmal ganz,“ sagte er. „Sie hat mir zwischendurch immer solche Konfidenzen gemacht, und ich, ich glaubte ihr eigentlich nicht. Jetzt nun aber, wo ich hier abschneide, ist mir das alles wieder eingefallen, besonders eine Andeutung von ihr, als ob sie eine ihrer infamen Minen schon springen gelassen hätten; eine elende Geschichte mit einem anonymen Briefe . . .“

„Pfui Teufel,“ sagte Hauptmann Dachröden bedächtig.

„Ja, das mögen Sie wohl sagen.“ Der Jüngere war aufgesprungen. „Sie können es mir glauben,

Dachröden: leid, wie mir der Abschied von den Rameraden thut, ich danke Gott, als ich erfuhr, daß ich hier heraus sollte. Nur hat mir das, was Sie nun wissen, im Betreff Wedekamps, schwer auf dem Herzen gelegen. Ich hätte längst damit zu Ihnen kommen sollen . . . zu Ihnen hat man das Vertrauen, daß Sie einen armen Teufel nicht zu scharf beurteilen, und doch —“

Dachröden verneigte sich etwas ironisch. „Was soll ich denn nun aber in der Sache thun? Wie denken Sie sich ungefähr den weiteren Verlauf?“ fragte er.

„Sie sollen und müssen Wedekamp sofort von den netten Absichten der Voreisens in Kenntnis setzen nicht nur — Sie haben von mir auch plein pouvoir, ihn aufzuklären, soweit ich bei Fräulein Fldre ins Spiel komme. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich habe gehandelt ohne einen Schatten von Bewußtsein, daß ich ihm etwa ins Gehege geriete. Und das war auch nicht der Fall . . . ich merke wohl, daß er sich längst mit Gewalt hat aus der Schlinge ziehen wollen, aber sie lassen nicht locker. Findet er sich aber etwa doch durch mich beeinträchtigt, nun —“ Der Offizier reckte sich und zog den Degen gurt an, über den er eben die Uniform knöpfen wollte — „so stehe ich selbstverständlich zu Diensten. Ich fahre zwar morgen früh ab, aber die paar Stunden Schnellzug sind kein Hindernis —“

Dachröden machte hier eine überaus charakteristisch abwehrende Handbewegung. Da liegt die Schwierigkeit nicht, sollte das heißen, und zugleich etwa: das wissen Sie auch selber recht gut. Dann stand auch er langsam auf, da Wachtmann sich zum Abschied anschickte. „Nun, wenn's denn nicht anders ist — der Dachröden muß wieder einmal vor die Spritze, nicht wahr . . . der hat ja immer Zeit.“

Leutnant von Wachtmann griff nach der Hand des Hauptmanns und schüttelte sie warm. Er war etwas erregt, wie ein Szenenwechsel im Leben das mit sich bringt. „Ich danke Ihnen, Dachröden. Aber noch eins: bitte, schieben Sie den Besuch bei Wedekamp nicht auf . . . Ich selber habe mit dieser Mitteilung schon viel zu lange gezögert und mir deshalb Vorwürfe gemacht . . .“

„Nein, nein, ich reite morgen Nachmittag hinaus.“

„Das ist gut. Sie erweisen mir einen großen Dienst . . .“ Er brach ab, um nicht zu warm zu werden; die Herren schüttelten einander noch einmal die Hände und trennten sich. —

„Nicht zu Hause!“ Hauptmann Dachröden empfing die Antwort nun schon zum zweitenmal von Frau Schreiber, der Gärtnersfrau, die zugleich Köchin und Beschließerin in der Villa Humühle war. Er hatte vor einer Stunde nach Herrn Wedekamp gefragt, und da die Frau ihren Herrn nun bald zu

Haufe erwartete und dies dem Herrn Hauptmann sagte, hatte Dachröden einen Spazierritt über Felsenlust hinaus gemacht und fragte jetzt zum zweitenmal vor, während Schreiber, der Gärtner, draußen an der Pforte bei seinem Pferde stand. Der Mann hatte übrigens gemeint, Herr Wedekamp sei vor einer Weile zurückgekommen.

„Ja, das war er auch; er ist aber wieder fort,“ beschied Frau Schreiber. „Wollen der Herr Hauptmann nicht hereinkommen? Herr Wedekamp ist gewiß nur einmal hinüber in die Mühle und kann jeden Augenblick wieder hier sein. Er ist auch noch nicht lange fort.“

Dachröden, der die Angelegenheit sehr gerne heute erledigt hätte, war der Aufforderung gefolgt und in Ulrichs Arbeitszimmer getreten. Seine Cigarren hatte er bei sich; einen bequemen Stuhl, um darin ausgestreckt eine zu rauchen, verschmähte er nach den paar Stunden im Sattel auch nicht.

Dachröden war der anständigste Mensch, aber er hatte in diesem Zimmer, anstatt zu rauchen, bald die seltsamsten Indiskretionen begangen. Nicht nur, daß er an den Schreibtisch getreten war, nachdem sein Blick die darauf liegenden verschiedenen Briefe gestreift hatte: er nahm jetzt diese Briefe einen nach dem anderen in die Hand, studierte die wenigen Worte der Adressen, drehte sie um und um, wahrhaftig nicht anders, als ob er am liebsten das Unerhörte gethan und diesen einen zum Beispiel, der seltsamerweise mit keinem Namen, sondern „An meinen Vater“ überschrieben war, erbrochen hätte! Ein weißes Blatt, auf dem drei Worte mit Bleistift standen, starrte er an wie ein Tiefsinniger; dann rannte er ein paarmal in der Stube auf und ab und fuhr sich durch das kurzgeschorene, gestäubte Haar; endlich schoß er nach dem Gewehrschrank, dessen Thüren unordentlicherweise halb offen standen. Das hatte seine Gründe; der Pistolentasten war herausgezogen und nicht wieder völlig zurückgeschoben worden, so daß die Thüren sich nicht schließen konnten. Den Kasten riß Dachröden nun vollends heraus — er kannte ihn wohl; er und der Besitzer hatten hier im Garten mit den Pistolen nach der Scheibe geschossen; auf seine Empfehlung hin waren gerade diese gekauft worden.

Was er sah, hatte er wahrhaftig nun schon erwartet. Jetzt fuhr er mit verstörtem Gesicht nach der Schelle, und während noch die elektrische Klingel in den unteren Regionen forttönte, hatte er zugleich die Thüre aufgerissen und mit seiner durchdringenden Kommandostimme auch noch nach Frau Schreiber gerufen.

„Wo ist Ihr Herr?“ fuhr er sie an, als die Frau eilig und erschrocken die Treppe aus dem Souterrain herauskam. „Ja so, Sie wissen es nicht . . . Herrgott, das ist doch zum Teufelholen . . .“





stens dieses Inventarstück der Mühlenvilla einen soliden, vernünftigen Eindruck machte.

Sehr vernünftig war nun freilich das, was Frau Schreiber in den nächsten zehn Minuten that, nicht, als sie nämlich, an der Gartenspforte stehend, Fräulein Lucius daherschreiten sah. Es kam über die Frau wie eine Eingebung, daß sie die junge Dame, die grüßend vorbei wollte, mit ganz offener Kläglichkeit ansah, ja sogar das Taschentuch an die Augen brachte.

Da mußte Fräulein Lucius freilich aufmerksam werden. Dies war ihr letzter Gang durch den Ort; ihre Koffer standen gepackt: das Telegramm der Tante von Fuchs, die sich nie kurz entschließen konnte, war ihr nun noch einmal durch einen Brief als in den nächsten Tagen bevorstehend angekündigt worden. Jetzt erschrak sie ein wenig und hielt unwillkürlich den Schritt an.

„Nun, Frau Schreiber?“

„Ach, Fräulein —“

„Was fehlt Ihnen? Ist jemand krank?“

Dieser jemand konnte nur einer sein: der kräftige, offenbar gesundheitsfrohe Herr der Villa, daher die Annahme wenig Wahrscheinliches hatte.

„Ach, wenn es nur das wäre,“ klagte Frau Schreiber denn auch. „Mir ist so angst . . . ach Gott, Fräulein, wenn es nur kein Unglück giebt.“

Verständnislos, doch auch schon von innerer Bangigkeit erkältet, sah Thea sie an. Aber was für ein Recht hatte sie, sich zu ängstigen? es wollte auch kein Wort der Frage mehr über ihre Lippen. Die Frau trat näher an sie heran. „Ich soll nichts sagen: der Herr Hauptmann Dachröden war eben oben und hat auf unsern Herrn warten wollen. Der kommt aber gar nicht, und — und —“

„Aber sprechen Sie doch,“ sagte Thea nun, mit einer Stimme, die hart klang. Daß sie die Frau damit zum Ungehorsam auffordere, kam ihr gar nicht zum Bewußtsein.

„Viel ist da nicht zu sagen. Der Herr Hauptmann hat sich erschrocken über ein paar Briefe, die auf des Herrn Schreibtisch lagen, so als ob der weit fort wollte“ — so hatte sich Frau Schreiber den Abschluß zunächst einmal gedacht. — „Nun ist er hinter ihm her in die Mühle, aber gefunden hat er ihn da nicht, sonst wüßte ich's. Ach Gott, mir ist gerade, als sollte was passieren. So recht wie sonst war unser Herr auch schon lange nicht mehr.“

„Was haben Sie da?“ fragte Thea, wieder mit jener harten Stimme. „Wie kommen Sie dazu?“

Die Frau überließ der Fragenden das Blatt, das sie in der Hand gehalten hatte. „Ich hab's vom Schreibtisch genommen. Sonst thue ich so was nicht; ich weiß selber nicht, wie ich dazu kam. Es ist ein leeres Blatt, Fräulein, nur so ein bißchen was drauf

getrigelt. Ach, wenn ich den Herrn nur erst wieder da über die Straße kommen sähe!“ fügte sie aus tiefer Seele hinzu, ein Ausbruch, den ihr Thea nie vergessen sollte.

Thea hatte indessen verständnislos und doch mit sonderbarem Erschrecken die leicht mit Bleistift geschriebenen Worte „Gehen oder bleiben“ gelesen. Es machte auch etwas wie eine Erinnerung in ihr auf, so als ob die Worte in dieser Zusammenstellung schon einmal gefallen wären, im Gespräch zwischen ihr und Ulrich Wedekamp! Das Blatt faltete sie zusammen und behielt es in der Hand, ohne daß Frau Schreiber acht darauf hatte. „Hoffentlich kommt Ihr Herr bald zurück,“ sagte sie gepreßt.

Die Frau schüttelte sorgenvoll den Kopf. Während Thea nun weiter ging, bemächtigte sich ihrer je länger je mehr eine lebhafteste Unruhe. Wenn sie ihn doch anträte, noch einmal ein paar Worte mit ihm wechseln könnte! Was war das? sie war stehen geblieben — ja, es war nicht anders: ein heißer Schmerz hatte sie durchzuckt bei dem Gedanken, daß sie hier fortgehen müsse, ohne diesen Mann noch einmal gesehen zu haben. Noch einmal nur! Weiter wollte sie jetzt nichts. Ihm noch einmal treulich die Hand geben, ihm zeigen, daß sie im Grunde ihres Herzens ihn schätze. Denn ihr war, als ob er gerade daran oft gezwweifelt habe. Aber alles hinaus aber wogte das grenzenlose Mitleid mit ihm. Er war also wirklich nicht glücklich — das hatte die Einfalt jener Frau vielleicht besser begriffen, als es andre, weit klügere Leute gethan hätten.

Thea war indessen weiter gegangen, aufs Geratewohl nach dem Flusse zu auf dem Wege, der unterhalb des Falkenluster Spazierwäldchens herführte. In starker Erregung tritt der Kinderglaube gern in seine Rechte, daß man das, was ein Unglück abzuwenden vermöchte, von den hohen Mächten ersuchen könnte, und so war denn jetzt bei ihr jeder Atemzug fast ein Gebet: Gott, laß mich ihn heute noch einmal finden!

Denn mit überwältigender Ahnung war es in ihr ausgegangen, daß jene Worte „Gehen oder bleiben“ von ihr, ihr selber in jenes Mannes Seele geworfen worden seien, und daß sie in seine jetzigen Kämpfe und Entschlüsse, welcher Art diese auch sein mochten, irgendwie verflochten sei.

Und nun konnte sie nichts, gar nichts thun. Mit dem aufstachelnden Treiben, vorwärts zu eilen, wechselte jetzt in ihr schon Mutlosigkeit, ja Verzweiflung. Sie war auch körperlich müde, war heute schon bei ihrem Packen und Besorgen in dem weitläufigen Falkenluster Hause treppauf treppab gelaufen, dazu war der Tag drückend heiß. Wohin wollte sie eigentlich? Wie weit sollte diese planlose Wanderung gehen? Sie befand sich auf dem unteren Wege

des Gehölzes, das den Falkenlustigen Gästen zu ihren Terrainturgängen diente; über sich hatte sie längst Stimmen gehört, ohne darauf zu achten, denn sie konnte durch das Gebüsch Damenkleider da oben erkennen. Die Pfade bogen hier um die Thaltrümme und gewährten dann den Blick auf das seegleich eingeschlossene Bett des Flusses bis zur nächsten Biegung, und auf den Notsteg.

Thea Lucius war stehen geblieben in völliger Mutlosigkeit. Es war ja Wahnsinn, zu glauben, daß die eine Gestalt, die sie suchte, nun noch vor ihr auftauchen müsse. Die Spaziergänger über ihr standen auch still; sie waren kaum fünfzehn Schritte entfernt und sprachen ungeniert laut, und es war nicht schwer, sie als Frau Dagobertsen und ihre Gesellschaft zu erkennen. Die Unterhaltungen dieser Hochbedeutenden waren immer darauf eingerichtet, auch irgend einem Zufallspublikum zu gute zu kommen.

Eben aber hatten sie da oben die Stimmen etwas gesenkt; wahrscheinlich, weil man Thea erkannt hatte und etwas über sie sagte, wohin sie wohl gehen möge oder dergleichen. Das letztere konnte nur das noch verhältnismäßig harmlose Fräulein Dagobertsen geäußert haben, denn Frau Dagobertsen, ihre Mutter, pflegte ein völliges Übersehen Theas zu affektieren. Und jetzt erwiderte eine sriße Stimme, die der Diakonissin, Schwester Ida, gerade laut genug, um auch von Thea selber verstanden zu werden:

„O, der Herr von der Humühle ist vorhin über den Steg gegangen, da wird man wohl hinterher wollen.“

„Ah —“ Thea Lucius hatte den leisen Ruf hervorgestoßen, aus übervoller Brust; es war wie ein Rauchzen. In die Kniee hätte sie sinken mögen und Gott danken für den Fingerzeig, den er, ja er, ihr sandte. Ohne einen Augenblick des Besinnens schlug sie nun den Weg nach dem Stege ein, den man über die Wiese hin in drei Minuten erreichte. Von der Wiese aus aber — sie konnte sich nicht enthalten — wandte sie den Kopf und grüßte mit leuchtenden Augen dankbar zu den verblüfften Damen hinauf.

Ulrich Wedelamp hatte vor einer halben Stunde, auch ohne Zögern, den Weg über den Steg zu jener Ruhebänk unter der alten Eiche eingeschlagen und dann da noch eine Weile geessen, wo er einmal mit jener ihm Fremden und doch so Vertrauten in harmlosem Gespräch glückliche Augenblicke verbracht hatte. Die hatte er in der Erinnerung noch einmal durch-

kosten wollen; dazu hatte er Zeit; auf zehn Minuten länger oder kürzer kam es nun auch nicht mehr an.

Ob er überhaupt hier blieb und es — das, was er vorhatte — hier that? Hier auf der Bank, im Sigen, ging es ganz gut; sie würden ihn dann hier finden wie einen, der sich zu kurzer Rast niedergelassen, aber das Aufstehen vergessen hatte — und das würde kein so schrecklicher Anblick sein.

Aber ein — ein inneres Grauen schüttelte ihn nun doch und er stand rasch auf. Einen liebevollen Blick warf er noch auf die altersbraune Bank zurück — das hatte sie wahrlich nicht um ihn verdient, daß er ihr das anthat! Auch wäre es unrecht gewesen, den Leuten der Umgegend ihr schönes Plätzchen so zu verschimpfieren. Die Bank stand wohl hundert Jahre lang da, aus stärkstem Eichenlernholz war der Sitz einst gezimmert worden. Wie viele hatten sich da schon erquicklich ausgeruht, die mit Traglasten auf dem Rücken hier des Weges kamen. Das würde aber anders werden, wenigstens auf lange Zeit hinaus, wenn der Sitz blutbefleckt und der löstliche Schatten der Eiche der Schauplatz einer fremdlichen, traurigen Erinnerung wurde. Und der Platz war gar schön, in seiner traulichen Abgeschlossenheit und zugleich mit dem weiten Blick über den Fluß hin in die reiche Ebene nach der Stadt zu, deren Türme sich verloren in der lichtverdämmernden Ferne. Ulrich trat noch einmal vorn an den Wegrand und schaute in die Weite. Und ein ganz leiser Seufzer hob die breite Brust, als er so über Wald und Fluß und die wogenden Kornbreiten blickte. Die Natur in ihrer Ruhe erscheint immer groß und immer wie sie sein soll, und aus ihr liest man nichts heraus vom Elend des Lebens. Wahrhaft prächtig war auch eben jetzt der Himmel, heßdunstig bis zum Zenith, mit einer unbeweglichen Wand wunderbar plastischer Wolkenmassen fern im Nordosten.

Ulrich betrachtete das Bild mit stiller Aufmerksamkeit, dann drehte er ihm entschlossen den Rücken und stieg die hundert Schritte bis zur Höhe hinauf. Der Wald erklimmte noch den Hügel und schnitt dann scharf ab; vom Waldrande aus begann eine wellige einsame Haidefläche. Hier war Ulrich am Ziel, hier — wollte er bleiben. Es führte hier in der Nähe kein Weg vorüber, gestört würde man also wohl nicht werden: schon zu Hause hatte er diesen Platz, im Umlreis einer großen Buche am Waldrand, die aus der jungen Schonung herausragte, im Auge gehabt.

(Schluß folgt.)



sehr als Hauptzweck auf, wodurch Andersdenkende oft abgestoßen werden. Auch künstlerisch steht das Werk nicht sehr hoch; die zahlreichen grellen Sensationsmotive drängen alles andere in den Hintergrund.

Spielhagens eifrigstes Bestreben war und ist es noch, seiner Zeit in seinen Romanen ihr Spiegelbild vorzuhalten. Wenn er diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erfüllen wollte, durfte er nicht einseitig seine Motive aus der Zeit des Völkerrückfalls wählen, sondern mußte das ganze moderne Leben darzustellen suchen. Ein Fortschritt war es also, als er mit dem Roman „In Reich und Glied“ an die Behandlung sozialer Probleme ging. Im Gewande des Romans werden sich hier die beiden Socialprinzipien, die Staatshilfe und die Selbsthilfe, gegenübergestellt.

In seinen theoretischen Untersuchungen betont Spielhagen immer die Notwendigkeit von Modellen für den modernen Romancier. Daher ist auch Leo Gutmann, der Held von „In Reich und Glied“, eine Mischung von Porträt und Phantasie und zwar ist er das allerdings etwas übermalte Konterfei des berühmten socialdemokratischen Agitators Ferdinand Lassalle. Daß dieses Arbeiten nach lebenden Modellen nicht ohne Nachteile für das Werk selbst ist, zeigt die Gestalt Leo Gutmanns. Man könnte ihm im Interesse des künstlerischen Eindrucks gern weniger Ähnlichkeit mit seinem Urbilde wünschen.

Als feinsinniger Erzähler bewährt sich Spielhagen auch in den beiden Romanen „Hammer und Amboss“ und „Allzeit voran.“ Namentlich sind im ersteren die Bilder aus der Jugendzeit des Helden kleine psychologische Kabinettstücke.

„Sturmflut“ heißt der nächste Roman des fleißigen Dichters. Er ist ein Meisterwerk in jeder Beziehung. Unsere Raumverhältnisse verbieten uns leider eine eingehende Analyse, die ebensoviele Seiten beanspruchen würde, als wir Zeilen zur Verfügung haben. Meisterhaft ist schon der Gedanke, die durch die französischen Willkürherrscher heraufbeschworene sociale Sturmflut in Parallele zu stellen mit der Sturmflut der Elemente, die im November 1872 die Küsten der Ostsee verheerte. Vortrefflich ist auch die Darstellung des betrügerischen Treibens der Grönländer. Alle Gestalten atmen Lebenswahrheit. Der aristokratische General Werben sowohl wie der um die Ideale von 1848 trauernde Republikaner Ernst Schmidt. Trotz der Fülle der Gestalten geht ein einheitlicher Zug durch das Ganze, nirgends verwirren sich die Fäden. Die Naturschilderungen sind von packender Wahrheit.

Der autobiographische Roman „Platt Land“ und der etwas breit angelegte Ich-Roman „Was will das werden?“ stehen zwar nicht auf der Höhe der „Sturmflut“, sind aber doch tüchtige künstlerische Leistungen. Ein Nachlassen der dichterischen Kraft zeigt erst der letzte größere Roman „Ein neuer Ptolemaeus.“

Außer den hier besprochenen größeren Romanen hat Spielhagen noch einige kürzeren Umfangs und eine Anzahl kleinerer Novellen geschaffen. Wir nennen: „In der 12. Stunde“ (1863), „Räucher vom Hofe“ (1864), „Die schönen Amerikanerinnen“ (1865), „Hans und Grete“ (1868), „Die Dorfsolette“ (1868), „Deutsche Pioniere“ (1871), „Was die Schwalbe sang“ (1874), „Das Skelett im Hause“ (1878), „Quisilana“ (1880), „Angela“ (1881), „Hilfenhand“ (1883), „An der Feilquelle“ (1885), „Noblesse oblige“ (1887), „Sonntagskind“ (1893), „Stimme des Himmels“ (1894) und „Eufi“ (1895). Es sind bald tragische, bald humoristische Motive, die er hier behandelt. Die meisten lesen sich wie breit ausgeführte Kapitel aus den großen Zeitromanen. Aber man kann Karpeles recht geben, wenn er sagt, daß Spielhagen in einigem Sturm und Drang die Hand reicht.

Allgemeine Beachtung haben auch die kritischen Äußerungen Spielhagens gefunden. Seine auf Grund dreißigjähriger schriftstellerischer Erfahrungen geschriebenen „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans“ werden von allen Kennern geschätzt.

Wunder erfolgreich hat er sich auf dem Gebiete des Dramas

versucht, denn seine dramatische Begabung ist gering. Die fünf Schauspiele „Liebe für Liebe“ (1875), „Hans und Grete“ (1876), „Der lustige Rat“ (1876), „Gerettet“ (1882) und „Die Philosophin“ (1888) erheben sich nicht über das Niveau in Dialogform gebrachter Novellen. Auf der lebenden Bühne werden sie schwerlich jemals festen Fuß fassen. Die alte Erfahrung, daß der Epiker Schicksale dramatisch nicht gestalten kann, bewahrheitet sich auch hier.

Spielhagen ist ein durchaus moderner Dichter, der dem Zeitgeist ein williges Ohr leiht, obwohl er nicht wie die jungen Stürmer und Dränger im Auslande seine Vorbilder sucht, sondern diese in den Geistesheroen der klassischen Epoche unserer Literatur erblickt. Ihnen hat er immer nachgestrebt, ohne dabei jedoch in slavische Nachahmung zu verfallen. Besonders Goethe hat mächtig auf ihn eingewirkt. Er kennt und liebt ihn wie wohl kaum ein anderer moderner Schriftsteller. Als Dichter ist er aber immer seine eigenen Wege gegangen und die Behauptung einzelner Kritiker, die ihn den Schüler Gucklows nennen, weil er dessen ungleich begabterter Nachfolger auf dem Gebiete des Zeitromans ist, weist er selbst entschieden zurück. Seine Stellung in der Literatur läßt sich eben schwer mit einem beliebigen Schlagworte bezeichnen. Was die Lebenswahrheit seiner Gestalten anlangt, so kann er darin den Kampf mit den gefeiertsten Realisten der Gegenwart aufnehmen. Freilich nur dann, wenn man unter Realismus die Darstellung des wirklichen Lebens mit seinen Freuden und Leiden in künstlerischer Form, nicht aber das Kopieren der platten Alltätigkeit versteht. Ungeachtet der sonstigen Verschiedenheit ihres Schaffens läßt er sich hier mit Gustav Freytag vergleichen, der ja auch bei allem berechtigtem Realismus noch den Sinn für die Ideale des Volkes in seinen Schöpfungen gewahrt hat.

Naheszu vier Jahrzehnte hindurch steht Spielhagen fest im Dienste der Literatur und ist zugleich ein Räuber der Aufklärung. Unaufhörlich ist das Leben an ihm vorbeigeströmt. Unaufhörlich ist das Leben an ihm vorbeigeströmt. Immer neue Fragen haben sich entwickelt, neue Probleme heilsamen Lösung. Er hat in seinen Romanen versucht, diese Probleme, für die das Leben noch keine Antwort fand, poetisch zu beleuchten und sie dadurch der Lösung näher zu bringen gesucht. Daß er dabei nicht geirrt, daß er immer das Rechte gefunden hätte, wer wollte das behaupten? Bei der Vielseitigkeit seines Schaffens ist er auch verständlich, daß nicht alle seine Werke gleichwertig sind. Im überquellenden Schaffensdrang ist in flüchtiger Stunde manches entstanden, was mit Recht schon sehr vergessen ist; aber auch manches, was noch bestehen wird, wenn die anderen zeitgenössischen Werke längst vergessen sein werden. Das oft zur bloßen Phrase werdende Dichterwort läßt sich hier einmal mit Berechtigung anwenden: „Den Vätern seiner Zeit hat er genug gethan“ und daher wird sein Name in den Annalen der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts fortleben, nicht als der eines Großen, der der Dichtung neue Bahnen wies, wohl aber als einer, „dem es gelungen ist“ — mit seinen eigenen Worten zu reden — „Bauwerke herbeizuschaffen für den Meister, der nach ihm kommen wird.“

H. Nisch.

**Fürstin Marie Luise von Bulgarien †.** Am 31. Januar um die Mittagsstunde starb zu Sofia im jugendlichen Alter von 29 Jahren die Gemahlin des Fürsten Ferdinand, Marie Luise, an den Folgen eines schweren Influenzafalles, nachdem sie kurz zuvor ihrem vierten Kinde, einer Prinzessin, das Leben gegeben hatte. Sie war als älteste Tochter des nie zur Regierung gelangten Herzogs Robert von Parma und seiner Gemahlin Maria Pia von Bourbon-Neapel am 17. Januar 1870 zu Rom geboren. Die junge Prinzessin verlebte im Kreise ihrer neun Geschwister eine überaus glückliche Jugend, die auch später keine Trübung erlitt, als ihr Vater, zwei Jahre nach dem Tode seiner Gattin, in der schönen Prinzessin Adalgunde von Praganza den Andern eine Stief-







Lebens. Im 12. Lebensjahre verlor sie ihren Vater und die Familie siedelte nach Graz über, wo Amalie, die schon früher eine starke musikalische Begabung an den Tag gelegt hatte, das Konservatorium besuchte. Erst 14 Jahre alt betrat die vielversprechende Novize bereits die Bühne; unfertig in jeder Beziehung und doch erfolgreich. Unter dem Zeichen Bellinis ersocht sie, die größte Schumann-Sängerin, ihren ersten Sieg als Abeline in „Norma.“ Dann begannen die schweren Vehrjahre, die sie lernend und rastlos arbeitend in Troppau, dann in Hermannstadt und zuletzt in Wien am Kärntnertheater sahen. In Wien verlebte Amalie ihre schwersten Jahre. Fast verzweifelt gastierte sie 1862 in Hannover als Fides im „Propheet“ und hier ging die Sonne ihres Glückes auf. Ein Triumph reibte sich an den andern; ihr Temperament, die Gewalt ihrer Leidenschaft, ihre dramatische Begabung und die feilsche Resonanz ihrer Stimme zwangen die Welt zu ihren Füßen und so kurz auch ihre Bühnenlaufbahn war, so glänzend gestaltete sie sich. Schon 1863 löste sie ihre Beziehungen zur Bühne zu Gunsten eines neuen Kontraktes auf Lebenszeit: sie wurde die Gattin Joseph Joachims, des großen Geigers, und vertauschte die weltbedeutenden Bretter mit dem Podium des Konzertsaales. Vielleicht kam sie durch diesen Wechsel erst in ihr richtiges Fahrwasser: die Intimität des Liedes war wohl noch mehr ein ihrer Individualität entsprechender Boden. Gestützt von vornehmerm Geschmacke in der Auswahl und vollendeter Poesie in der Ausführung gestaltete sie ihre Viederabende zu unvergleichlichen Festen der muskliebenden Welt. In den Konzertsälen aller Großstädte war sie seitdem ein immer wieder hochgefeierter Gast, sei es, daß sie in eignen Viederabenden auftrat, sei es, daß sie mit ihren Gaben Orchesterkonzerte verschönte. In ihrer Kunst lernte sie denn auch vergessen, was ihr das Leben noch Schweres vorbehalten hatte in der Trennung von Joseph Joachim. Noch bis in unser Decennium betrat sie, belehrend und Anregung gewährend, oft das Podium. Die Entwicklung des deutschen Liedes pflegte sie bei solchen Gelegenheiten zum Gegenstande ihrer Viederabende zu machen, bei denen die Kunst ihres Gesanges und die Größe ihres Stiles leicht darüber hinwegtäuschten, daß die Zeit dem Organe an Elasticität etwas geraubt hatte.

### Zu unseren Bildern.

**Alexis und Dora.** Unter Goethes Elegien erfreut sich wohl keine einer so allgemeinen Beliebtheit, wie das unvergleichlich schöne Idyll „Alexis und Dora,“ das man einer farbenprächtigen, unter wärmerem Himmel gereiften Frucht vergleichen könnte. Wenn eine Dichtung, so widerlegt diese die thörichte Behauptung, daß die deutsche Sprache sich zu antiken Vermaßen nicht eigne. Glatt und ohne Zwang fließen die formvollendeten Distichen dahin, ein Bild aus dem Leben entrollend, wie es die großen Meister der Alten nicht schöner und reizvoller darzustellen vermocht hätten. Ein ganzer Roman ist in den knappen Raum von noch nicht hundertundsechzig Verszeilen zusammengefaßt, ein Roman, der das Herz des Lesers bewegen wird, so lange auf dieser Erde noch Menschen lieben und leiden. Bedeutet doch der Höhepunkt der Dichtung das höchste Glück und zugleich den tiefsten Schmerz im Menschenleben: das Erwachen der Liebe in dem Augenblick, da das Schicksal die Liebenden trennt. Diesen Moment hat Wilhelm von Kaulbach in seinem berühmten Bilde festgehalten. Hingebend schmiegt sich Dora an die Brust des jungen Kaufmanns, der zur Reise nach fernen Küsten bereit, von der Tochter des Nachbarn Abschied nimmt, von ihr mit Früchten beschenkt wird und, während die Reisegefährten den Jägernden durch einen Voten zur Eile mahnen, plötzlich fühlt und versteht, daß er das Mädchen liebt:

Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Küsse  
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?  
Ewig! lagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,  
Wie durch göttliche Lust, leise vom Auge gehoben.

**Genesen.** Die kleine Patientin hat zum erstenmal wieder das Bett verlassen, an das sie eine langwierige Krankheit Wochen hindurch fesselte. Nun sitzt sie bleich und matt in ihren Kissen, den träumerischen Blick der großen dunkeln Kinderaugen ins Leere gerichtet. Noch kraftlos spielen die Händchen mit den Frühlingsblumen auf ihrem Schoße. Nur Geduld, liebe Kleine, wenn erst die Sonne wieder wärmer scheint, und die Vögel draußen ihre Oertlieder singen, wirst auch du dich des wiedergesetzten Lebens freuen können!

**Guten Morgen.** J. R. Wehle hat als Schilderer des modernen Lebens einen guten Namen. Seine Typen aus der vornehmen Welt beben sich wirksam von dem meist nur leicht angedeuteten Hintergrunde ab und zeugen von einer intimen Kenntnis jener Gesellschaftskreise, in denen er seine Modelle sucht. Das hübsche Bild in unserem heutigen Hefte dürfte bei den zahlreichen Freunden des Eisports, denen der diesjährige Winter ebenso wie seine Vorgänger bittere Enttäuschung gebracht hat, allerdings mehr wehmütige als heitere Erinnerungen wachrufen.

**Tod des Generals Craushaar.** Hr. Neumann hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, uns eine der bedeutungsvollsten Episoden des letzten deutsch-französischen Krieges vor Augen zu führen. Sein großes Gemälde zeigt uns den Entscheidungskampf bei St. Privat, der die heißen Gefechte um den Besitz der Festung Metz zu gunsten der deutschen Truppen beendete. Bereits am Nachmittage des denkwürdigen 18. August hatte der Kommandeur der Garde, Prinz August von Württemberg, den Versuch gemacht, ohne das Eingreifen der Artillerie und des gegen Roncourt entsandten 12. (Kgl. Sächsischen) Corps abzuwarten, mit drei Brigaden den hoch gelegenen Ort St. Privat, einen Hauptstützpunkt der Franzosen, zu erfüllen. Trotz der großen Verluste schlug das kühne Unternehmen fehl. Erst abends gegen 7 Uhr, als die Sachsen nach der Einnahme Roncourts wieder zur Garde stießen und der inzwischen von der Artillerie in Brand geschossene Ort dem Feinde keinen Schutz mehr bot, gelang es, den rechten Flügel der Franzosen (6. Corps Canrobert) durch einen mit großer Wucht ausgeführten gemeinsamen Angriff der Garde und des 12. Corps völlig zu zerschmettern und in das Moseltal hinabzuwerfen. Damit war die Aufgabe, dem Feinde die Wege nach Westen abzuschneiden, gelöst. Bereits am nächsten Tage wurde Metz umzingelt. Zu den zahllosen Opfern des mörderischen Kampfes bei St. Privat gehört der General Craushaar, dessen Tod der Maler unseres Bildes zum Mittelpunkt seiner Darstellung gemacht hat. Im Augenblicke der Entscheidung rief ihn die feindliche Angel vom Pferde. Wie so vielen der Traven, die in dieser Schlacht durch heldenhaften Mut den deutschen Waffen zum Siege verhalfen, war es auch ihm nicht beschieden, sich des großen Erfolges zu freuen. Von den Vorbeeren des 18. August geküßt ihm ein volles Reis.

**Wintersorgen.** Wenn in diesem Jahre die Freuden des Winters mäßig gewesen sind, so waren es — und das muß uns mit dem milden alten Herrn versöhnen — auch die Leiden. Aber anhaltenden Frost und die daraus erwachsende Not hatten sich auch die rauhesten Gegenden unseres Vaterlandes nicht zu besorgen. Daher mag es auch kommen, daß die drei Leuten auf A. Müller-Engels Bildchen trotz der ernststen Unterschrift nicht gerade aussehend, als ob sie durch allzu viele Sorgen bedrückt würden. Der rüstige Weiskopf, der seine auf der Holzfuhr thronende kleine Entelin durch den Schnee lutschiert, schmunzelt ebenso vergnügt wie das größere Mädchen an seiner Seite. Sie wissen, daß dieses spät eingetretene Winterwetter nicht von Bestand ist, und daß der Frühling nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.





Philodendron portanum (Monstera Lennea).

**Philodendren als Zimmerpflanzen.** Die artenreiche Familie der Araceen enthält so viele dankbar gedeihende und äußerst dekorative Blattpflanzen, daß es an der Zeit scheint, wenigstens wieder einmal auf die einst so beliebte Gattung der Philodendren hinzuweisen, die im letzten Jahrzehnt leider etwas aus der Mode gekommen sind. Bekanntlich kommen diese schönblättrigen Gewächse, deren Heimat das tropische Amerika ist, im Zimmer ebensogut fort wie im Warmhause. Die glänzend grünen, bizarr geformten und mitunter netzartig durchbrochenen Blätter entwickeln sich, wenn sie häufig mit einem feuchten Schwamm von Staub befreit werden, zu erstaunlicher Größe und Formenpracht und erfreuen dann das Auge des Pflanzenfreundes durch ihr frisches Aussehen. Die charakteristischen Luft- und Stützwurzeln, die der Stamm dieser Gewächse entsendet, verraten, daß wir es mit echten Kindern des Urwaldes zu thun haben. Gegen Temperaturschwankungen sind die Philodendren nicht empfindlich, doch verlangen sie einen hellen Standort und beanspruchen namentlich im Sommer reichliche Bewässerung, da die großen Blattflächen die Verdunstung beschleunigen. Zur Kultur im mäßig geheizten Zimmer eignen sich besonders die hier abgebildeten Arten: Philodendron portanum, Philodendron Selloum (bipinnatifidum) und Philodendron speciosum. Kräftige Exemplare sind in jeder bedeutenderen Pflanzenhandlung, z. B. bei der bekannten Erfurter Firma Haage & Schmidt, zu mäßigen Preisen vorrätig.

**Naupen und Ameisen** können neben dem Schaden, den sie anfügen, empfindlichen Personen den Aufenthalt im Garten ganz verleiden. Zur Vertilgung der Naupen giebt es kein besseres



Philodendron speciosum.

Mittel wie Raubförmigen Kall, welchen man über die von ihnen besetzten Pflanzenteile streut. Ameisen vertreibt man von Bäumen, indem man um den Stamm ein Stück Zeug wickelt, das vorher in verdünnte Karbolsäure getaucht war. Dabei sie sich in ein Blumenbeet eingenistet, so muß man ihren Bau tüchtig mit Wasser begießen. Darüber wird ein Blumentopf gedeckt, dessen Loch zugestopft ist. Sobald nach einigen Tagen sich die Ameisen unter dem Topf gesammelt haben, hebt man ihn mit dem darunter befindlichen Boden ab und trägt die ganze Kolonie an einen Ort wo sie keinen Schaden stiften kann z. B. in den Wald.

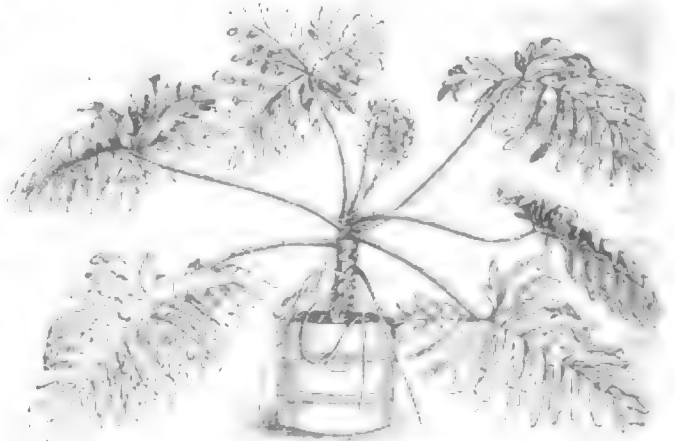
**Gutes Lager für die Hunde.** Das Wohlbefinden der letzteren hängt sehr von der Beschaffenheit des Lagers ab, mag dasselbe ihnen nun in der Mitte oder in einem Winkel im Hausflur u. dergleichen sein. Wie wir nun im „Deutschen Landwirt“ lesen, eignet sich als Material zum Hundelager nichts so gut wie Eichenlohe und Torkistren. Beide sind in hohem Maße sauber; die Torkistren saugt alle Feuchtigkeit auf und die Eichenlohe wirkt direkt vertreibend auf alles Ungeziefer. Dabei ist das Lager elastisch, was man z. B. von Stroh schon nach wenigen Tagen nicht mehr sagen kann.

**Die Fenster der Kist- und Gewächshäuser** werden infolge der Ausdünstungen von Pflanzen und Dünger sehr bald trübe und später grünlich schillernd. Sobald das der Fall, können die Sonnenstrahlen nicht mehr voll zu den darunter lebenden Pflanzen bringen, was der Entwicklung der letzteren schadet. Während mit reinem Wasser eine Reinigung solcher Fenster nicht möglich ist, gelingt sie sehr bald, wenn man demselben Seifenstein im Verhältnis von 1 zu 3 zusetzt. Das Wasser muß sich dabei in lothendem Zustand befinden. Wenn die Fenster mit dieser Lösung gereinigt sind, spült man sie noch einmal mit kaltem, klarem Wasser nach.

**Joseph Haydn** war ein sehr dem Scherz und der Heiterkeit ergebener Mann. Er kam nur aus der Fassung, wenn sein Diener, der eine große Verehrung für seinen Meister hatte, in seinem Zimmer erschien, um es auszuräumen und dann mit dem Rauchsack in der Hand vor des Meisters Bildnis stehen blieb und es anräucherte, um dadurch seine Verehrung auszu-drücken. Nie schämte er sich seiner niedrigen Abkunft und seiner armen Verwandten, die zum Teil Schuster, Bauern und gewöhnliche Handarbeiter waren; im Gegenteil brachte er oft, selbst in großer Gesellschaft, dieses Thema aufs Tapet und amüsierte sich nicht wenig darüber, wenn die vornehmen Damen und Herren darüber ihre Nasen rümpften. Selbst körperliche Leiden konnten seinen frohen Sinn nicht unterdrücken. Wenn man ihn auch anfangs verächtlich fand, so rief er wenigstens beim Weggehen seinen Besuchern noch das Wort zu: „Viele Grüße noch an alle schönen Damen!“ — Damen besonders hatte er immer etwas Artiges zu sagen. Selbst als Greis pflegte er, wenn man ihn an seine Verehrung der Frauenwelt erinnerte, zu sagen: „Das gehört schon zu meinem Alter.“ Nur mit seiner eigenen Frau lebte er nicht in bestem Ein-

vernehmen und war lange von ihr getrennt. Der ehemalige weimarische Konzertmeister Krantz stand während seines Aufenthalts in Wien mit Haydn auf ziemlich vertrautem Fuß. Einst fand er, als er ihn besuchte, ein Päckchen zusammengebundener und noch nicht erbrochener Briefe auf seinem Arbeitstisch mit der Aufschrift an Haydn. „Was sind das für Briefe?“ fragte Krantz besterndet. „Lassen Sie das,“ erwiderte Haydn und nahm sie geschwind vom Tische, „es sind Eblisa, Briefe von meiner Frau. Sie schreibt mir alle Monat Briefe, aber ich erbreche sie nicht und antworte ihr, ohne die Briefe gelesen zu haben, sie macht's mit meinen Antworten ebenso!“

Der große Astronom **Ludov. de Brabe** war ein wunderlicher Kauz; er spottete über diejenigen, die bei einer Sonnenfinsternis ängstlich waren, er selbst aber wagte es nicht, einen Schritt weiter zu gehen, wenn ihm früh morgens ein altes Weib oder ein Leichenbegängnis begegnete, er lebte sofort um und ging geradezu wieder nach Hause. — Als er in Klostod studierte, kam er mit einem seiner Vandalen, Namens Pöhlberg, in Handel, obgleich er sich den ganzen Tag zu Hause gehalten hatte, weil er aus den Gefürnen erleben hatte, daß ihm ein



Philodendron Selloum (bipinnatifidum).

Unglück bevorstehen würde. Es wurde ihm in diesem Zweikampfe der vordere Teil der Nase abgehauen, welchen er aber durch ein silbernes Stück so wohl zu ersetzen wußte, daß man es kaum bemerkte.

**Bettina v. Arnim**, genannt „das Kind“, die glühendste Verehrerin Goethes, sagte einst von dem großen Konfliktler Franz List, „sie bilde sich auf seine Bekanntschaft mehr ein, als wenn sie die Pyramiden gesehen hätte.“ Ihr letztes Werk „Dies Buch gehört dem König.“ hatte bei seinem Erscheinen die Erwartungen nicht befriedigt, welche das große Publikum von der Schrift der geistreichen Frau und von dem absenderlich gewählten Titel sich gemacht hatte. Besonders warf man der Verfasserin vor, ihren schönen Gedanken in eine so umfangreiche Toilette gekleidet zu haben. Auch der König soll wenig davon erbaut gewesen sein und gesagt haben: „Dieses Buch gehört wohl dem Titel nach mir, ich weiß aber nicht, was ich damit machen soll.“

**Konrad Celtis** war wohl der erste unter den deutschen Dichtern, den ein Kaiser, Friedrich III. in der Burg zu Nürnberg mit eigener Hand gekrönt hat, wie er selbst singt:

„Mist, daß im deutschen Land  
Juchet für deutschen Sang  
Den Vorber ich errang,  
Den mir des Kaisers Hand  
Um meine Stirne schlang.“





# Universum.

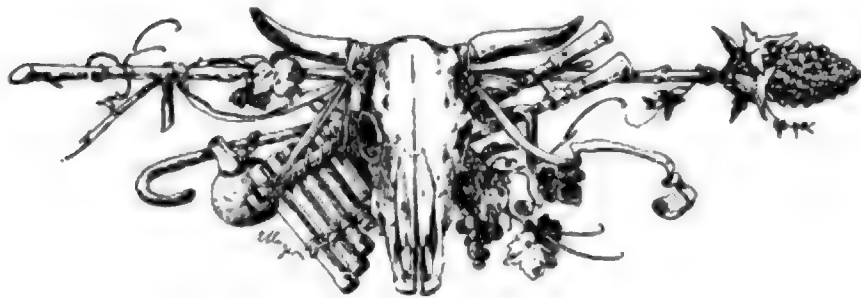
Illustrierte

## Familien-Zeitschrift.



Fünftehnter Jahrgang. — Zweiter Halbband.

Mit 541 Kunstbeilagen und Illustrationen in Chromotypographie, Holzschnitt  
und Kupferätzung.



Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1899.





# Univerſum.

Fünftehnter Jahrgang 1898/99. — Zweiter Halbband.

## Inhalt.

(Die mit \* bezeichneten Artikel ſind illuſtriert.)

Spalte		Spalte		Spalte	
<b>Romane, Novellen, Humoresken etc.</b>		<b>Romane, Novellen, Humoresken etc.</b>		<b>Romane, Novellen, Humoresken etc.</b>	
Achleitner, Arthur. Zu gut ge- schossen. Ein Lebensbild	2033	*Lemke, H. Im Oberlandzug durch den amerikan. Nordwesten	2121	*Haarhaus, J. H. Diego Velaz- quez	2231
*Adlersfeld-Walckreuth, Lu- semia von. Die Anna. Humo- reske . . . 1873. 1985.	2097	*Lindenberg, P. Deutschtum am Hangle.	2399	*Lebner, Dr. Georg, Künstler- Steindrude . . .	2505
*—, Also spricht Zarathustra 2433.	2657	*Reß, Dr. Hermann. Eine Reise nach den ägäischen Inseln	2679	*Sarkobag des Fürsten Bismarck	1636
Bartolomäus, R. Zwei franke Kinder. Skizze	2259	*Schumann, Paul. Die Klippen- wohnungen der Wela verde	1491	*Valentin, B. Fischbeins Goethe- Bildnis	2791
Piller, Th. Sommernachtsstraum. Novelle	1453	*Schwindtazheim, O. In der Lüneburger Heide	2383	*Wernhard, Alfr. Ein Wort über das neue Kunsthandwerk	1787
El-Correi, Der kleine Barthel. Erzählung	2585	*Stark, Ludw. Regensburg und die Postfürsten von Thurn und Taxis	2277	<b>Zeitgeschichte, Geschichte und Kulturgegeschichte.</b>	
Arckling, Wilh. Ein Vereins- Ausflug	2695	*Stoß, Wilh. Unsere neuerwerbten Südseeinseln und ihre Be- wohner	2595	*Admiral Kaug vor Apia	2085
Galli, Eugenie. An der Garten- bede. Märchen	1499	*Wischin, R. Von der trans- sibirischen Eisenbahn	2833	*Album der Stadt Hamburg	2196
Gireberger, S. Kiesen und Luischen. Erzählung 2179. 2285. 2405. 2517. 2629. 2737.	2843	<b>Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie etc.</b>		*Andrees letzte Taubenpost	1974
Gähndorff-Grabowski, H. v. Der Hundegraf. Novelle	1803	Deutschlands größte Luette	1750	*Feilehungsfeierlichkeiten, Die, in Friedrichsruh	1748
Hermann, H. Herr Kurz. No- velle . . . 2209.	2321	Erdbeten und Tiere	1861	*Bismarck-Ehrensäule bei Kuden- stadt	2194
Lumpbrun Ward, Die Anne- Marie. Novelle . . . 1581.	1683	Herstellung, Die, seiner Häden aus Cuarg und Cellulose	2535	*Blumenfest, Das, in Montreux	2192
Jensen, Wilhelm. Eine Schuld. Roman . . . 1425. 1537. 1649.	1761	Hredörffer, M. Moderne Früh- lingebumen	1701	*Brand in Marienburg	2871
Jungbans, Sophie. Geben oder Bleiben. Roman	1501	*Kellen, L. Wie ein Kohlen- schacht gehobert wird	1437	*Brand des Winkler-Hotels	1972
Steinfurt, M. Aus einer klei- nen Stadt. Eine ziemlich wahre Geschichte	2485	Kleppel, Dr. Fr. Träumerei und Traum. Allerlei aus unserem Traumleben . . . 2169.	2607	*Brandstätte, Die, von Kranichfeld Buchenau, Friedrich von. Kreuz und Falkmond. 1479. 1723.	1887
Stieber, Ferd. Die Schwester. Erzählung	1907	*Lehmann, H. W. O. Eduard Jenner, der Entdecker der Schup- pockenimpfung	2117	*Püchner, E. Reichenbrens Ge- burtsaus	1707
Villingen, Hermine. Die vom Wald. Roman 1617. 1735. 1845. 1955.	2069	Mertelſchlechten der Babama-See	2197	*—, Das Frankfurter Goethe-Haus	2777
Weflich, V. Die der Bürger- meister von Jammelheim das Va- terunser beten lernte. Erzählung	2799	*Müller, Dr. L. Die Role im Parfümeriegewerbe	2727	*Denkmal, Das, des Herzogs Ernst II. in Koburg	2193
Wolf, K. Ein Tiroler Bauern- theater	2369	Oppenheimer, Dr. Fr. Der Einfluß des Klimas auf den Menschen	1821	*Dom, Der neue, in Berlin	2758
Zapp, Arthur. Die Gymnastin. Novelle	2135	*Nielsenmond, Ein künstlicher Seelmann, Th. Hagelſchlag	2545	*Einwanderungspalaſt in New-York	2644
<b>Länder- und Völkertunde, Städtebilder.</b>		*Stinde, J. Flüſſige Luſt	2827	*Einweihung des Denkmals für Hans von Willow in Hamburg	2533
*Albers, J. H. Bilder aus der Stadt Luremburg	1465	*Thalperre bei Reimſcheid	2872	*Elsner, P. Verd Byron und Thereſe Maſtris	2345
*Arr, A. v. Vom Abſeinfall zum Bodenſee	2265	Träume, Die, der Verbrecher	2091	*Erzherzog Albrecht Denkmal in Wien	2305
*Egloffſchein, Herrn. Freiherr von, Agram	2449	<b>Bildende Kuſt.</b>		*Gauß-Weber-Denkmal in Göt- tingen	2533
*Gorges du Rier, Die	1520	*Denkmal Hans v. Willows in Hamburg	2533	*Gottſchall, Rud. v. Deutſche Theaterſchau. Berlin. 1931.	2007
*Gottſchall, Rud. v. Der Tobin	2571	*— Herzog Ernſt II. in Koburg	2193	*Haydn's Geburtshaus	1861
*Klaeber, Hans. Durch Gaſſila	1599	*— Erzherzog Albrechts in Wien	2305	*„Herkules“, Ein	2646
*Körner, Erich. Schlei	2709	*— von Gauß und Weber in Göttingen	2533	*Hochzeit, Die, in Cetinje	2420
*Kufahl, O. Der Kärner zu Wöb- ling	1781	*— Heinrich Eduard Bapes in Preſen	2751	*S. M. S. „Altio“	1519
*—, Die Inſel Kobau bei Wien.	2173	*Pom, Der neue, in Berlin	2758	*Kollerturm, Der, im Grunewald	1973
		*Eichenzweig, Ein, aus vergoldetem Silber	1861	*Krebe, eine, auf Häden	1973
		*Haarhaus, J. H. Anton van Dvd	1553	*Klaeber, Hans. Bei Ederne- ſerde und Tüſpel vor fünfzig Jahren	1671
				*Kebut, Dr. A. Der berühmteſte preußiſche Reitergeneral	2059
				*—, Alexander Petſch's Frau	2621
				*König, Der, der Schwertſchlinder	1637
				*Kufahl, O. Der Kärner zu Wöbling	1781
				*Lindenberg, Paul. Deutſchum am Hangle.	2399
				*Meyer, Rich. M. Zu Goethes 150. Geburtstage	2771









merhin in höflicher Form, richtete auch, sich am Gespräch beteiligend, dann und wann ein Wort an ihn. Er schien sich eine Art Wettübung daraus zu gestalten, daß er sein Benehmen gegen sie genau dem ihrigen entsprechen ließ; nur konnte er seiner Natur nicht gebieten und auch bei einer artigen Erwiderung nicht ganz verbergen, er lasse sich eigentlich gewissermaßen mit einer souveränen Gnade dazu herab. Raum merklich zwar war's, aber Undine von Wenktern mußte es trotzdem empfinden, denn ihre Finger zogen sich manchmal unter dem Tisch unwillkürlich zusammen, als ob sie sich um den Griff der Stühle drückten, mit der sie draußen nach den Blättern schlug. Doch den gefaßten Vorsatz innehaltend, beherrschte sie sich, ihrem inneren Widerwillen gegen den „frechen“ Menschen offenen Ausdruck zu geben, und nur ein kurzer aristokratischer Ausblick, zugleich von dem Glanz und der kalten Härte eines Diamantsteins, antwortete hin und wieder aus ihren Augen stumm auf seine Annäherung. Dann hob sich seine Oberlippe unter dem großen Schnurrbart über die weißblühende Zahnreihe zu einem lachenden Zug auf; es traf sich stets so, daß dieser etwas gerade am Tisch Gesprochenem gelten konnte, aber die junge Baroneß fühlte, es sei eine wortlose Entgegnung auf ihren Blick und er belustige sich darüber, wie an einem spaßhaft seinen Zweck erfüllenden Spielzeug. Wenn dadurch gleichsam der Ring geschlossen, sie aufs neue zu einer zornigen Aufwallung gestachelt wurde, gelang's ihr indes dennoch, diese ohne Kundgabe zurückzudrängen, da sie von einer Gegenwirkung unterstützt ward. Es beschwichtigte sie, das Bewußtsein in sich zu tragen, daß in Wirklichkeit nicht er mit ihr ein Spiel betriebe, sondern sie mit ihm, und daß ihr verändertes Benehmen ihm gegenüber den Zweck verfolge, ihn ihr unterwürfig zu machen. Dies Ziel im Auge haltend, vergab sie durch eine Gesprächsführung mit ihm ihren Stolz nicht, war vielmehr diejenige, der im geheimen ein spöttisches Lachen zustand, denn mit weiblichem Instinkt fühlte sie, trotz seinem beständigen abstoßenden und herausfordernden Verhalten sei es doch das Zusammentreffen mit ihr, das ihn zur täglichen Wiederholung seines Abendbesuches veranlasse. Das zu benutzen, bereitete ihr eine Genugthuung, die den Zwang, den sie sich anthon mußte, ausglich, und sie vermied nicht nur nicht, unter vier Augen mit ihm allein zu sein, sondern kam sogar seinem Trachten danach entgegen, das er jedoch stets so zu verdecken verstand, als ob es nur von einem Zufall derartig mit sich gebracht werde.

Der Baron von Wenktern mußte ihm, obwohl er sonst noch Schweigen darüber bewahrte, von der bevorstehenden Verlobung seiner Tochter Mitteilung gemacht haben, denn eines Abends, als Dietwald

Berneck bei seiner Ankunft Undine allein im Garten angetroffen hatte, drehte er sich nach einigem üblich-gleichgültigem Wortaustausch plötzlich herum und sagte: „Ich habe heute früh einen Spaziergang nach Altenbuch gemacht.“

Da er nicht weiter sprach, versetzte sie kurz: „Zu welchem Zweck?“

„Um meine Kenntnisse zu bereichern und mir eine Morgenbelustigung zu verschaffen; das Gut ist wirklich außerordentlich begehrenswert, noch mehr, scheint mir, als Groß-Wartenbel, das mir freilich bisher nur bei Nacht zu Gesicht gekommen; ich muß es doch auch einmal bei Tage ansehen. Aber mein Gang war sehr unterhaltend; ich genoß auch das Vergnügen, mich mit der Erscheinung des jungen Herrn von Gildenfall vertraut zu machen. Er humpelte — o, pardon — ich meine, er hatte sich vermutlich ein bißchen am Fuß verletzt und ging auf ein halbhundert Schritt Entfernung an mir vorbei.“

Undines Hand hielt eine Weidenrute, um die sich ihre Finger bei der Erzählung des Sprechers wahrnehmbar fest zusammenzogen. Seine Augen richteten sich darauf hinunter, und er stieß mit einer pathetischen Angstlichkeit aus: „Am Himmels willen nehmen Sie sich in acht und lassen Sie das Stöckchen los, Sie ziehen sich sonst einen Fingerkrampf zu!“ Doch er bekümmerte sich nicht weiter darum, ob seine wohlmeinende Warnung befolgt werde, sondern hob den Blick zu einem alten Obstbaum in die Höhe, an dessen Wipfelende schon ein wenig sattgelb gefärbtes Laub glänzte, und danach hindeutend, fuhr er fort: „Sehen Sie das merkwürdige Blatt da oben? Soll ich es Ihnen herunterholen? Es muß von Gold sein, der Baum ist offenbar aus dem Märchen, ein Tiscklein-deck-dich, und über Gold geht ja nichts in der Welt. Wenn Sie's wünschen, schaffe ich Ihnen das Blatt, selbst auf Gefahr, daß ich den Hals dabei riskiere, darauf kommt's mir nicht an. Nur müssen Sie mir erst etwas dabei helfen, damit ich an dem Stamm emporklettern kann.“

Das war ein sinnloses Gerede, wie von einem Narrenheitsanfall eingegeben, nur ein nicht mißzuverstehender Spott klang wieder aus einem Teil der Worte hervor. Doch die Finger Undines lösten sich, sie ließ den Weidenschößling aus der Hand fallen, sah dem vor ihr Stehenden ins Gesicht und versetzte: „Sie sprechen vernünftig, das Gold ist die Hauptsache des Lebens und daneben alles übrige nichtsbedeutend.“

„Das heißt, Sie nehmen die Opferwilligkeit meiner Halswirbel an und ich soll Ihnen das goldne Blatt holen?“

Da keine Antwort auf die Frage erfolgte, lachte er: „Fürchten Sie, daß ich Ihnen eine zu hohe Rechnung dafür mache? Sei'n Sie unbesorgt, Sie

wissen, ich leiste meine Dienste billig. Wahrscheinlich verlange ich gar nichts, oder höchstens etwas nicht der Rede Wertes — ganz Nichtsbedeutendes, wie Sie sagten — einen kurzen Dank von Ihrem Munde.“

Unwillkürlich machte Undine von Wenktern eine Bewegung, als ob sie sich bücken und die Gerte wieder vom Boden aufzuheben beabsichtige, aber Dietwald Berned hielt sie mit einem einfallenden Wort an: „Sie irren sich, Barones, das ist kein Ruder, und Sie wollen mir doch die Auszeichnung zu teil werden lassen, mich wieder als Bootsmann zu engagieren. Mit dem Blatt hat's ja noch Zeit bis nachher, und der Mond, mit dem Sie sich allein auf dem See zu unterhalten lieben, scheint auch noch nicht. Sie scheuen sich doch nicht vor dem Wasser, weil ein bißchen Wind heut' geht?“

Auf die letzte Frage entgegnete ein stolzer Blick aus den Augen Undines, ihre Lippen antworteten nichts, doch in ihrem Thun sprach sich eine überraschende Erwiderung aus. Denn sie ging dem Boot zu, setzte sich, in dies hineintretend, auf die Vorderbank und ließ sich, ohne dazu durch eine gewaltthätige Nötigung gezwungen zu sein, von dem frechen Spötter, dem offenbar auch ihre spätabendlichen Mondfahrten bekannt waren, auf den See hinausrudern.

Obwohl sie so auf dem Wasser ungefähr eine Stunde zubrachte, blieb sie dennoch ihrer Gewohnheit treu, auch an diesem Tage nach dem Abendessen noch einmal allein ihr Boot wieder aufzusuchen und nach ihrem Lieblingsplatz drüben hinüber zu fahren. Hier wartete Manhart Osterling bereits, da Lisbeth Rothelf heut' nicht zum Besuch gekommen war, so daß er überhoben gewesen, sie heimzubegleiten; glanzvoller als sonst noch, lag auf allem die Mondhelle und ließ den Nacken und Hals der im Nacken Anlandenden wie aus Marmor gemeißelt leuchten. Doch die starke Ausstrahlung unter dem wolkenlosen Himmel kühlte die Luft, und Undine sagte bald nach ihrer Ankunft, die Hände sich zum Schutz um den Hals legend: „Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, so bitte ich Sie, mich zurückzurudern. Mich fröstelt's ein bißchen, ich war unvorsichtig, meinen Shawl nicht mitzunehmen; das heißt, ich hatte ihn nicht, muß ihn heut' Nachmittag bei einem Spaziergang unter der Linde vor'm Robiskrug auf der Bank liegen gelassen haben. Aber ich dachte nicht, daß es so kühl werden könne, und meinte, es sei früh genug, wenn ich ihn morgen holte. So wird man für Vergesslichkeit gestraft und oben drein finde ich ihn wahrscheinlich morgen nicht vor, sondern er gefällt irgend einem Mädchen, das früh vorbei kommt und denkt, es sei ein gutes Stück für sie zum Sonntagspuh.“

Die letzten Äußerungen that sie bereits auf dem

Wasser, denn Manhart hatte, in das Fahrzeug steigend, eifertig die Ruder gefaßt, um ihrem Wunsch nachzukommen. Wider den seinigen, die Fahrt möglichst zu verlangsamen, holte er mit Anstrengung aller Kraft aus; Undine saß ihm, sichtlich frierend, gegenüber, sie hielt die beiden Hände noch wärmend um den Hals gespannt und im Mondglanz erschienen ihre Finger wie ein weißes Marmorgeslecht über alabasternem Grund, von silbernen Funken umspielt. Als das Boot nach kaum einer Viertelstunde anlegte, vermochte sie nicht zu glauben, daß sie schon zu Hause sei und sagte staunend: „Sind an Ihren Armen unsichtbare Flügel, die Ihnen mitgeholfen haben? Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß jemand so schnell über den See rudern könne. Aber ich bin Ihnen sehr dankbar, denn ich fühle, Ihr eifriger Beistand hat mich vor einer häßlichen Erkältung behütet. So kommen Sie heute auch früher nach Haus als sonst; eigentlich ist's schade, die Nacht wäre grad auf dem Wasser so schön gewesen. Aber davon zu träumen, ist auch schön; gute Nacht, morgen Abend werde ich mich besser vorsehen.“

Sie reichte ihm die Hand, an der Stelle war's, wo sie sich seit ein paar Tagen stets von ihm verabschiedete; aus den Fenstern ließ sich nicht dorthin sehen, und sie hatte ihn beim erstenmal gebeten, nicht dicht am Hause vorüber zu gehen, damit ihr abendlich-freundschaftliches Zusammenkommen keinen Anlaß zu einem albernen Gerede geben könne. So ging er nicht mit durch den Garten, sondern wandte sich weglos seitwärts an Klein-Wartenbel vorbei, um zur Landstraße zu gelangen; der Gedanke an den Grund, weshalb er dies thun sollte, brachte sein Herz zu einem wirr-hastigen Klopfen. Wenn er die Straße erreichte, schritt er sonst zögernden Fußes, den Blick nach dem alten, gelben Gebäude zurückgelehrt haltend, rechtshin weiter; doch heute bog er, ohne zu verweilen, nach links ab, von einer Absicht getrieben, die ihm schon auf dem See den Kopf erfüllt. Beinahe hurtig lief er dem Robiskrug zu; damit der Shawl nicht am Morgen verloren gehe, wollte er ihn noch heute holen und an den Thürdrücker von Klein-Wartenbel hängen, daß Undine von Wenktern in der Frühe staunend darauf blicken, von der Vorstellung umfassen werden solle, eine Elfenhand habe das Tuch ihr bei Nacht dorthin getragen. Nur fürchtete er, doch schon zu spät zu kommen, ein Baurumädchen habe es bereits entdeckt und mitgenommen. Ein abstoßend widerwärtiger Gedanke war's, daß eine gemeine Magd, wie er sie täglich auf den Feldern sah, mit den groben Händen sich den Shawl um ihren plumpen Hals knotete, ein Knecht sie zu rohem Spaß daran zerrte —

So lief er wirklich. — Nach dem ersten Erstaunen am Morgen mußte ihr doch das Verständnis



aufgehen, wem allein sie den raschen Wiederbesitz verdanken könne. Am Ufer wartend, sah er ihr Boot herankommen, sie mit geschütztem Hals darin sitzen und hörte sie mit einem zauberischen Lächeln der Lippen sagen: „Heut' ist's mir wärmer — ich begreife nicht, wer auf Flügeln in der Nacht für mich besorgt gewesen ist —“

Da stieg die große Robiſkrug-Linde vor ihm auf, er eilte auf sie zu, rund um sie lag die weiße Mondhelle, dafür unter ihr desto tiefer der Schatten. Die Bänke ließen sich nicht unterscheiden, doch an einer Stelle hob sich aus dem Dunkel ein leichter, hellerer Schimmer ab, und wie er hastig die Hand danach streckte, traf sie auf ein weiches, seidenes Tuch. Zugleich indes ertönte etwas von seitwärts her eine Stimme: „Wer ist da? Sucht jemand etwas?“

Von der unerwarteten Anrede erschreckt, antwortete der Befragte mit einer über ihn geratenden Befangenheit: „Ja — ich — ich hatte heut' Nachmittag hier etwas vergessen und wollte nachsehen, ob ich es noch —“

Eine einfällende Erwiderung klang ihm entgegen: „Da stoßen Sie sich nur nicht an den Bänken, wenn man aus der Helle kommt, hat man blinde Augen.“

Eilig faltete Manhart den Shawl zusammen und verbarg ihn unter seinem Rock; sein Blick, der sich schon etwas an das Dunkel gewöhnt hatte, gelangte jetzt dahin, an einem Tisch die Umrisse eines Mannes zu erkennen, augenscheinlich eines letzten Kruggastes, denn vor ihm glimmerte ein verirrtes Strahlenfünkchen auf einer Flasche und einem Glase. Der Sitzende aber fügte jetzt hinterdrein: „Nach Ihrer Stimme gehören Sie nicht zu den Leuten, die nur fruges consumere nati sind, sondern wissen, daß die Sonne, wo sie kräftiger scheint, als hierzulande, auch Weinreben wachsen läßt. Die sind gut in solcher Mondnacht, aber die Schrift sagt, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, also auch nicht allein trinkt, und eine Gesellschaft dabei ist darum noch besser. Haben Sie nicht auch heut' etwas zu feiern, wie ich? Bei gutem Willen findet sich immer etwas und wenn's nichts anderes ist, das, worauf man morgen hofft. Entschuldigen Sie, daß ich für Sie nur ein unsichtbarer Menschbegriff bin — bei Nacht sind alle Ragen grau — aber Ihr Ohr kann ich nach Handwerk und Taufschein Bekanntschaft mit mir machen lassen —“

Bei der nachgefüigten Standes- und Namensnennung schoß dem Hörer plötzlich etwas ins Gedächtnis, das ihn unwillkürlich ausrufen ließ: „Sind Sie vielleicht der Eisenbahningenieur, der vor etwa vierzehn Tagen an einem Sonntagmorgen den Senator Willens so kurz hat abfahren lassen?“

In der That war's Dietwald Berned, der auf seinem Rückweg von Klein-Wartenbel noch in die

„Höllenschenke“ eingelehrt war. Lachend wiederholte er: „Senator Willens? Den Namen kenn' ich nicht, aber mir fällt's ein, daß mich beim Vermessen ein Herr im Wagen zu sich herancitieren lassen wollte. Ich bin nicht aus Kommandiertwerden gewöhnt, es thut mir leid, wenn ich etwa nicht höflich gewesen sein sollte. Hat der Herr sich darüber beschwert und kennen Sie ihn?“

Manhart flog vom Mund: „Ja, ich kenne ihn — gut — nur zu gut. Ohne Sie zu kennen, war ich Ihnen dankbar für den Verdruß, den Sie ihm gemacht haben.“

Der junge Ingenieur lachte wieder hell auf. „Wie ist die Welt klein diesseits des Wassers! Sogar Leute, die sich bei Nacht unter einem Baum treffen und nicht mit Augen sehen, haben Beziehung zu einander. Wenn das nicht ein Wink mit der Weinrebe ist! Hier ist meine Bank, stoßen Sie sich nicht! Hallo, Krüger! Ich kann Ihnen die Sorte empfehlen, weiß der Teufel, wie sein Sohn, der alte Schuft dazu gekommen. Noch eine Flasche vom selben, Krüger, und ein Glas! Und wer sind Sie denn mit Namen und Lebenszweck, den mir der gute Mond als Compagnon für meine Einsamkeit hergebracht?“

Der Sprecher nahm das letztere offenbar als so selbstverständlich an, daß Manhart sich, auf die Frage antwortend, halb ohne Wissen mit auf die Bank setzte. Berned erwiderte: „Auf Groß-Wartenbel? Das ist wohl das Gut drüben mit dem weißen Herrenhaus? Ich hätt's mir schon gern einmal angesehen, aber ich kenne niemand dort. Prost!“

Der Krugwirt war in seinen Pantoffeln herangeklappt, hatte das Bestellte gebracht und Dietwald Berned das Glas aus der neuen Flasche gefüllt.

„Das Anstoßen lassen wir besser, es könnt' bei unserm Nachtlicht etwas schief gehen. Aber den Mund werden Sie wohl finden und merken, daß ich Ihnen keinen schlechten Stoff rekommandiert habe. Es ist brav von Ihnen, daß Sie hier etwas vergessen haben und deshalb gekommen sind, um mir Gesellschaft nun zu leisten. Auf das, was wir lieben! heißt's auf der Studententeipe. Darauf trinkt man die Nagelprobe.“

Ganz seiner selbstherrlichen Art entsprach's, einen Fremden so ungefragt zum Bleiben und Mittrinken zu nötigen, doch er schien sich Männern gegenüber liebenswürdiger zu betragen, als Damen; aus seinen Worten klang nichts von anmaßlicher Überhebung, im Gegenteil etwas hübsch Gewinnendes, das Manhart Osterling noch mehr für ihn einnahm. Eigenartig-romantisch war's, wie das weiße Mondlicht rund um den tiefen Baumschatten lag, und er hatte ja auch „etwas zu feiern,“ warum sollte er sich nicht einmal eine solche Ausgabe verstatten, zumal da er eigentlich nicht anders mehr konnte, die Flasche für ihn gebracht und angebrochen worden war. Auch

that's ihm wohl, daß der Ingenieur ihn mit sich auf gleiche Stufe stellte, offenbar wenigstens ihm studentische Bildung zumaß; bei dem Spruch: „Auf das, was wir lieben!“ saßte er eilig nach seinem Glase und leerte es in einem Zuge aus. In der That war's ein guter, alter Portwein, für den der Landkrugwirt wohl nur dann und wann beim Vorüberkommen eines der adeligen Gutsherren aus der Umgegend Abnahme fand; angenehm wärmend ging er ins Blut, denn die Nachtkühle machte sich beim Sitzen auch hier fühlbar. Werned sagte es: „Man kann heut' ein bißchen inneres Einheizen vertragen. Nicht wahr, für einen Kenner hab' ich dem Saft kein unverdientes Lob gesungen? Schad', daß man seine braune Farbe nicht sieht, aber mich deucht, man schmeckt sie, das ist die Hauptsache. Ich will den Mundschmelz machen, meine Augen sind schon besser gewöhnt. Profit ohne Anstoß!“

Ein Kenner, für den er gehalten wurde, war Manhart nicht, doch der Wein mundete ihm sehr, und er antwortete rasch: „Ja, ausgezeichnet — ich hätte ihn im Nobiskrug nicht so vermutet. Kommen Sie öfter von der Bahnvermessung hierher?“

Das bejahte der Befragte: „Ab und zu,“ sprach von seiner Tagesbeschäftigung und daß er erst vor kurzem nach Europa zurückgekehrt sei. Aber dann war er plötzlich drüben in Amerika und geriet nicht wieder von dem Leben, das er dort geführt hatte, ab. Er besaß eine außerordentliche Unterhaltungsgabe, reihte eine fesselnde, die Phantasie erregende Schilderung und Erzählung an die andre. Zuweilen focht er ein: „Das ist ein Land für tüchtige Leute, wäre eins für Sie. Sie sollten sich aus Ihren kleinen Verhältnissen hier losmachen und auch hinübergehn, um es rasch zu etwas zu bringen. Mir that's leid um Sie, wie Sie hier feststehen bei dem Senator — wie nannten Sie ihn? Darüber sprechen wir noch ein andermal wieder. Auf Ihr Wohl und Weiterkommen!“

Manhart befand sich in einem eigentümlichen, hin- und herwechselnden Doppelzustand. Ab und zu ebenfalls sprechend, antwortete er auf dies und jenes, hörte danach wieder mit Interesse zu. Doch dazwischen vernahm er manchmal eine Zeitlang nur den Stimmenklang vor'm Ohr, ohne ein Verständnis, denn er hatte die Augen geschlossen, und vor diesen stand das Bild Undines von Wenkstein, wie sie ihm im Boot gegenüberaß, ihren Hals mit den Händen umspannt haltend. Heimlich tastete er nach dem unter seinem Rock verborgenen Shawl, schlang sich den feinen, leichten Stoff um einen Finger und ward daraus von einem wunderbaren Glücksgefühl durchflossen; nur hegte er eine Befürchtung, daß sein Tischgenosß einmal fragen könne, was er eigentlich hier gesucht und wieder aufgefunden habe. Aber das that jener nicht, er hatte

offenbar im Schattendunkel von dem Tuche auf der Nebentafel nichts bemerkt gehabt. Wenn Manhart die Lider wieder öffnete, verblieb ihm noch das Antlitz und die Gestalt im Boot vor dem Blick, und es dauerte eine Weile, ehe sie, sich auflösend, auseinander rannen und der weiße Mondglanz draußen an ihre Stelle trat. Mit dem Mund mußte er während dieser lebendigen Vorstellung der Phantasie dann und wann etwas gesprochen haben, indes er wußte nicht, was und wovon. Nur aus einer ihm entgegenklingenden Rückäußerung ging's hervor, zuweilen ihm zu halber Beschämung, daß er während seiner Gedankenabwesenheit thörichtes Zeug geredet. So brachte ihm eine Antwort einmal zum Bewußtsein, auch von Daniel Wollenweber müsse er erzählt haben, und dessen schämte er sich besonders. Welches Interesse sollte der Ingenieur an dem ihm wildfremden Alten nehmen? Aus Verdruß über sein bedachtlos-langweiliges Geschwätz leerte er sein Glas.

Dann geschah einmal etwas Sonderbares. Funken sprangen von draußen unter die Linde herein, färbten sich rot und verschmolzen sich zu einem größeren glühenden Fleck. Ein Geklirper und Geklirr begleitete den merkwürdigen Vorgang.

Doch nur einen Augenblick blieb's Manhart rätselhaft, rasch begriff er's. Der Freiherr von Warrentrap hatte mit einem Feuerzeug Funken auf einen Ständschwamm geschlagen und setzte seine kurze Pfeife in Brand. Das Gesprühe paßte gut zur „Höllenschenke,“ und bei dem Aufglimmen ward auch sein Schnurrbart sichtbar, nur wohl durch den Gegensatz zu dem grellen Rot dunkler erscheinend als beim Tageslicht —

Oder war er es doch nicht? Wenigstens nahm auch seine Stimme einen andern Ton an —

Manhart mußte plötzlich über die Einbildung seiner halb abwesenden Gedanken lächeln. Ganz genau wußte er's jezt, er saß ja nicht mit dem Freiherrn von Klein-Wartenbel, sondern mit dem Ingenieur Werned vor'm Nobiskrug zusammen, und wenn das doch ein Irrtum sein sollte, so brauchte er sich nur durch eine Erkundigung darüber zu vergewissern. Das that er auch und fragte: „Nicht wahr, Sie sind's, Herr Werned, und zünden sich eine Pfeife an?“

„Ja gewiß, ich bin's noch, mit Haut und Haar, aber das Ding ist verstopft und zieht nicht richtig. Ich muß mir ein Ruchhölzchen von der Linde borgen — wo, Teufel, hab' ich denn mein Messer gelassen? Da ist meiner Seel' ein Loch in der Tasche —“

Manhart hatte den Rücken an den Baumstamm gelehnt, und einige Augenblicke lang war's ihm, als ob dieser die Achse eines Jahrmarktskarussells sei, die sich langsam um sich selbst herumdrehe, durch eine sonderbare, ganz grabesstimme Runde — aber dann scholl die Stimme Dietwald Werneds wieder:

„So, nun ist sie in Ordnung und brennt, ich danke. Profit!“

Dann ging Manhart Osterling allein mit seinem am Wegrand etwas hin und her schwankeenden Schatten auf der Straße. Er hatte sich von jemand verabschiedet, doch von wem, konnte er sich nicht recht erinnern, und woher er komme, auch nicht. Aber das Glanzspiegelnde ihm zur Rechten, war der See, das mußte er gewiß, an dem mußte er weiter entlang gehen.

Auch das Haus da, das steht vor ihm in die Höhe stieg, kannte er, und ihm kam's dunkel in die Erinnerung, er habe dort an der Thür etwas gewollt. Nun fiel's ihm auch ein, aber den Shawl von seiner Brust hervorziehend und im Mondlicht betrachtend, schüttelte er lachend den Kopf dazu. Das wäre ein widersinniges Thun gewesen, solches Glück selbst aus der Hand zu geben. Er hatte „etwas gefeiert,“ doch die schönste Feier konnte er noch hinzufügen.

„Morgen Abend — da bekommst du's früh genug —“. Er erschrak über Zwiesaches, denn er hatte es mit lauter Stimme gesagt und diejenige, der es gegolten, mit „du“ angesprochen. So schnell, als seine Füße ihn trugen, ging er an Klein-Wartenbel vorüber, fand, vom Instinkt der Gewohnheit heimgebracht, sein Zimmer auf. Vom Mond hell durchleuchtet lag's, er kleidete sich nicht aus, zog nur mechanisch die Schuhe von den Füßen und faltete sorgfältig das seidene Tuch klein zusammen. Dann legte er's auf sein Kopfkissen und, sich hinstreckend, seine Schläfe darauf, doch kaum mehr mit Bewußtsein, denn schon um einige Augenblicke später sagte er im Traum: „Undine —“

## 8.

Als Manhart Osterling am andern Morgen aufwachte, lag der vergangene Abend sehr verschwommen hinter ihm. Des Anfangs seines Zusammenstreffens mit dem Eisenbahningenieur erinnerte er sich wohl deutlich, aber vom Weitergang und Ausgang, wie er nach Haus gekommen sei, war ihm nichts geblieben. Vermutlich mußte er die Flasche schweren Portweins völlig leer getrunken haben und empfand starken Verdruß über sich selbst, denn er hatte im Frühling bei dem Freiherrn auf Klein-Wartenbel die Erfahrung gemacht, daß er nicht viel vertragen könne, und sich demnach vorgefaßt, bei keinem Anlaß wieder über ein richtig beschränktes

Maß hinauszugehen. Doch begreifen und auch entschuldigen ließ sich's, daß er diesem Vorsatz untreu geworden; er hatte den unbekannten Wein nicht für so schwer gehalten und dann war's so eigentümlich schön gewesen, in dem schwarzen Baumschatten zu sitzen mit dem weißen Lichtkreis umher, heimlich den weichen Shawl an der Brust zu fühlen, die im Dunkel sprechende Stimme zu hören und dabei mit einem wundervollen Bild vor den geschlossenen Augen ganz anderes zu denken. Ein unnennbarer poetischer Zauber hatte darin gelegen, berauschend und ihn zu einem wirklichen Rausch verführend — aus eigener Unvorsicht, dem Fremden konnte er deshalb keinen Vorwurf machen.

Nun war dafür sein Kopf sehr dumpf eingenommen, und um diesen Zustand möglichst zu bessern, ging er in die freie Luft hinaus, durch Wald und Feld, ziellos hierhin und dorthin. Das half zwar nicht viel, ihm blieb ein verschleiernes Gespür vor den Augen und hinter ihnen gleichartig eine Unklarheit des Denkvermögens.

Ab und zu irgendwo stehen bleibend, sah er, ohne eigentlich etwas wahrzunehmen, in die Weite; es machte einmal den Eindruck, als betrachte er den roten Rock einer in der Entfernung arbeitenden Feldmagd, indes sein Blick verband mit dem hellen Farbensfleck in der Landschaft keinerlei Vorstellung. Ihm im Rücken dagegen faßte jemand es anders auf und sagte: „Na, sehn Sie 'mal nach einem netten Mädchen, wenn's auch keine Baronesse ist?“ Manhart drehte sich um und blickte ins Gesicht des herzugekommenen Verwalters, doch ohne rot zu werden, ihm kam heute kein Gedanke an eine Anzüglichkeit in den Worten. Diesmal freilich hätte er wohl zutreffenderen Grund dafür gehabt, als bei einer ähnlichen früheren Bemerkung, und es lag an der heutvormittägigen Trübung seiner Sehkraft, daß er um den Mund des Sprechers einen Zug nicht unterschied, der stark auf einen verborgenen Sinn der Äußerung hinzudeuten schien. Und zweifellos verständlich hätte es ihm trotzdem aus einem Blick werden müssen, den der Verwalter ihm, als er kurz gleichgültig auf die Anrede entgegnete, nachwarf; aber er ging davon, ohne sich umzuschauen und ohne weiter an die Frage zu denken.

(Fortsetzung folgt.)



# Wie ein Kohlenschacht gebohrt wird.

Von T. Kellen.

Mit vier Illustrationen.

Nachdruck verboten.

Selbst in den Gegenden, wo die Zahl der Kohlengruben eine große ist, wissen nur wenige, wie ein Schacht gebohrt wird, mit welchen Schwierigkeiten dabei zu kämpfen ist und welche Hilfsmittel dabei zur Verwendung kommen. Es sind zwar in Fachblättern zahlreiche Abhandlungen darüber erschienen, allein dieselben sind für Laien meistens nicht verständlich. Auch sind über die Tiefbohrkunde einzelne Werke veröffentlicht worden, unter anderen ein sechsbändiges Werk von Oberbergtrat Tecklenburg, das jedoch natürlich nur in Fachkreisen gelesen wird. Es dürfte indes auch weitere Kreise interessieren, auf welche Weise der Mensch ins Innere der Erde zu den schwarzen Diamanten gelangt.

Allem Anschein nach ist das Bohren den Chinesen schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen. In Europa hat es als Gestängebohren erst einige Vervollkommenung durch die Bohrarbeiten in der französischen Grafschaft Artois behufs Herstellung der danach benannten artesischen Brunnen erfahren. Früher wurden beim Kohlenbergbau keine tiefen Schächte gegraben, aber Industrie und Verkehr zwingen in unserer Zeit die Menschen immer mehr, in das Erdinnere einzudringen und den Kampf mit den Elementen der Unterwelt aufzunehmen. Die Feinde nun, welche das Menschenwerk in der Tiefe erwarten, heißen Feuer, Wasser und Druck. Dem Feuer, welches unter der starren Erdrinde lebt, sind wir noch nicht gewachsen. Sobald die Temperatur, welche ja nach unten zu beständig zunimmt, etwa 50° C. erreicht hat, ist es mit dem weiteren Vordringen vorbei. Dagegen ist es gelungen, des Wassers so ziemlich Herr zu werden — in welcher Weise, werden wir bald sehen. Auch das härteste Gestein vermag heutzutage auf die Dauer keinen Widerstand mehr zu leisten. Mit Bohrern dringen wir zu den Kohlen, selbst wenn sie mehr als 1000 m unter der Erde ruhen.

Nachdem man Bohrlöcher von großem Durchmesser herzustellen gelernt hatte, lag der Gedanke, befahrbare Bohrlöcher, Bohrschächte, niederzubringen, sehr nahe und ließ sich durch Vergrößerung der Instrumente und entsprechenden Schutz der Schachtwände verhältnismäßig leicht verwirklichen. Der anfängliche Durchmesser der Bohrungen von 90 cm wuchs nach und nach bis zu einer Schachtbreite von 4–5 m. Der Erdbohrer, mit welchem die Bohr-

löcher hergestellt werden, ist ein schon lange bekanntes Instrument, jedoch ist er erst in den letzten Jahrzehnten so verbessert worden, daß er nun in allen Verhältnissen angewendet werden kann. Dem entsprechend giebt es heute eine große Anzahl von Systemen und Bohrmethoden.

Das eigentliche Schachtbohren ist eine neuere Technik. Während das Lochbohren jahrtausendelang betrieben und nach und nach vervollkommenet wurde, hat sich das Schachtbohren erst seit einem halben Jahrhundert ausgebildet, wobei die Vervollkommenungen, die bei dem Lochbohren Eingang gefunden hatten, benutzt werden konnten. Man unterscheidet das Schachtbohren in festem Gestein und dasjenige in weichem, zerklüftetem Gebirge. Das Bohren geschieht bei festem Gebirge mit Meißel von großem Durchmesser oder mit einzelnen kleineren Bohrern und Schlammöffeln, bei weichem Gebirge gewöhnlich mit Drehbohrer (Sackbohrer). Die Schachtverkleidung wird aus Mauerwerk (Sackmauer) oder aus Holz, gußeisernen Ringen, Blechcylindern, Schienen u. dgl. hergestellt. Ist der Schacht niedergebracht und der wasserdichte Ausbau hergestellt, dann folgt erforderlichenfalls das Auspumpen des Schachtraumes.

Der Bohrer besteht aus drei Hauptteilen und zwar dem eigentlichen Bohrer, der in die Erde eindringt, dem Kopfstück mit der Bewegungsvorrichtung — das heißt jenem Teile, mittels dessen der Bohrer gehandhabt wird — und dem Gestänge, einem zwischen Bohr- und Kopfstück eingeschalteten stangen-, röhren- oder seilsförmigen Verbindungsglied, das entsprechend der sich allmählich vergrößernden Tiefe des Bohrloches verlängert wird. Das stoßende Bohren findet nur bei festem Gestein Anwendung. Es geschieht in der Weise, daß man einen am Bohrgestänge befestigten schweren Meißel aus Gußstahl (mindestens 200 Kilo) fortwährend zu Boden fallen läßt und nach jedem Schlage um einen kleinen Winkel dreht. Die stete Wiederholung der Schläge bewirkt nach und nach eine Zertrümmerung des Gesteins und das Entstehen einer kreisförmigen Vertiefung des Bohrloches. Der sich in diesem ansammelnde Schlamm („Bohrschlamm“) wird von Zeit zu Zeit mittels eigener Instrumente („Bohr- oder Schlammöffel“) entfernt. Das Gestänge (Holzstangen, Eisenstangen oder Mannesmannröhren) wird aus einzel-



nen Stücken zusammengefügt, die eine Länge von 4—12 m besitzen. Um das Gestänge leicht zusammenfügen oder auseinander nehmen zu können, wird über der Bohrstelle ein hohes Gerüst, der Bohrturm, errichtet, in dem auch die erforderlichen Maschinen, die Schmiede u. untergebracht werden. Das Gestänge kann mit einer Winde gehoben werden; bei größeren Tiefen ist jedoch eine Dampfmaschine erforderlich.

Beim Bohren mit steifem Gestänge (englische Methode) ist der Meißel mit dem vollkommen starren Gestänge fest verbunden. Diese Methode hat jedoch manche Nachteile — man kann auch nur Bohrungen bis auf ungefähr 100 m Tiefe damit ausführen — und man konstruierte deshalb Freifallbohrer (deutsche Methode). Bei diesem wird wohl der Meißel samt dem Gestänge gehoben, in einer bestimmten Höhe wird aber dann der sehr schwere Bohrmeißel (entweder durch einen Arbeiter oder automatisch) losgelöst und er fällt nun allein herab, wodurch jede Erschütterung des Gestänges vermieden wird. Um dieses System hat sich der Ingenieur M. Rind besondere Verdienste erworben.

Zum Aufholen und Einlassen des Gestänges sowie zum Löffeln verwendet man bei geringer Bohrtiefe Handhaspeln, bei Anwendung von Dampfkraft Dampfwinden. Die Arbeit wird von Bohrhäuern ausgeführt, die dem Bohrmeister untergeordnet sind, während die Leitung selbst dem Bohringenieur untersteht; ein Gehilfe ist mit der Führung des Bohrjournals betraut.

Vielfach ist es notwendig, die Bohrlöcher mit Röhren auszukleiden, teils um die Abbröcklung von Teilen der Wandungen in lockerem Gestein, das Nachfallen, zu vermeiden, teils aber auch um einen wasserdichten Ausbau zu schaffen. Ich werde hierauf noch zurückkommen.

Da die Entfernung des Bohrschmantes einen großen Zeitverlust verursacht, hat man diesen Nachteil durch Einführung der Bohrmethode mit Wasserspülung zu beseitigen gesucht. Dieses Verfahren besteht im wesentlichen darin, daß ein hohles Gestänge zur Anwendung gelangt, durch das man in der Regel mittels einer Pumpe einen Wasserstrom drückt, der durch Öffnungen im Meißel austritt und im Bohrloch nach aufwärts steigt, das natürlich verrohrt ist. Dadurch wird die Entfernung des Bohrschmantes in kürzerer Zeit durchgeführt und die Bohrarbeit braucht nicht unterbrochen zu werden.

Der bereits genannte Ingenieur M. Rind gab dem Bohrer eine ringförmige Gestalt. Beim drehenden Bohrer wird gewissermaßen ein ringförmiges Stück des Gesteins herausgeschnitten; das Gestänge wird durch Drehhebel in Umdrehung versetzt. Man gebraucht auch mit Diamanten besetzte ringförmige

Meißel, die zwar nur einen geringen Druck auf das Gestein ausüben, aber mit großer Geschwindigkeit gedreht werden (150—300 Touren in der Minute), so daß sich die Diamanten in das Gestein einschneiden, jedoch derart, daß ein fester Kern stehen bleibt. Man erhält auf diese Weise Aufschluß über Beschaffenheit und Lagerungsverhältnisse der durchbohrten Massen. Dieses ist von wesentlichem Vorteil, da beim stoßenden Bohren alles zu Schlamm zerstampft wird. Die Diamanten sind schwarze Diamanten, sogenannte Carbonate aus Bahia in Brasilien, von etwa Erbsengröße, von denen einer etwa 300—400 Mark kostet. Als mittlere Durchschnittsleistung beim Diamantbohren werden 7 m pro Tag gerechnet.

Tecklenburg teilt das Schachtbohren in folgende Gruppen ein: 1. Das Schachtbohren in festem Gebirge, a. mit älteren Dreh- und Stoßbohrern, b. mit Stoßbohrern vom Durchmesser des Schachtes, c. mit Drehbohrern von großem Durchmesser, d. mit Tiefbohrern von kleinerem Durchmesser; 2. das Schachtabteufen in weichem oder kluftigem Gebirge, a. mit Senkschächten, b. unter Anwendung von Frost, c. unter Einpressen von Luft, d. unter Einpressen von erhärtenden Mineralien, e. mittels Spundwänden, f. mittels Mauern aus Cement oder Beton, g. unter Anwendung von Wasserspülung. Letztere Methode ist noch wenig entwickelt. Übrigens greifen die Systeme auch vielfach ineinander.

Es würde natürlich zu weit führen, hier all die Maschinen und Instrumente zu beschreiben, die beim Bohren verwendet werden. Welchen Umfang dieselben besitzen, kann man z. B. daraus ersehen, daß auf Zeche Preußen (Harpener Bergbaugesellschaft) ein Bohrer aus Stahlsaugenguß aus der Kruppschen Fabrik verwendet wurde, der in einem Stück 8000 Kilo wog. Zum Herausholen („Löffeln“) des Sandes und Gesteins sind die verschiedensten Einrichtungen konstruiert worden, sowie es ja auch mannigfache „Wasserhaltungsmaschinen“ giebt. Das Löffelverfahren von Rind ist ein eigenartiges, indem der Löffel in das Verböhrloch eingehängt, dort mittels des Krähers gefüllt und dann mit dem Kräher zusammen gefördert wird. Für größere Tiefen sind die maschinellen Einrichtungen sehr kompliziert.

Mit den Hilfsmitteln der neueren Technik ist es immerhin verhältnismäßig leicht, einen tiefen Schacht in die Erde zu graben. Die größten Schwierigkeiten bereitet das unterirdische Wasser. Sobald es sich darum handelt, durch sehr wasserreiches und darum sehr druckhaftes Gebirge Schächte niederzuteufen, müssen dieselben wasserdicht hergestellt werden. Dies Verfahren nennt man Picotage. Obschon sich die Bekleidung sehr gut in Holz herstellen läßt, wird doch in neuerer Zeit der größeren Sicherheit halber meistens Eisen in Anwendung gebracht, indem man



Neuerungen und Verbesserungen, welche von den verschiedensten Seiten ausgingen, gründlich Wandel zu schaffen. Das Abteufen mittels Senkmauer ist nur für mäßige Teufen verwendbar, weil bei größerer Teufe das immerhin große Gewicht der Mauer nicht mehr ausreicht, um die Reibung am Gebirgsstoß zu überwinden. Eine künstliche Gewichtsmehrung durch Belastung ist nur in engen Grenzen ausführbar und daher wenig wirksam. Deshalb wird man in den meisten Fällen eine Teufe von 15–25 m als die Grenze ansehen müssen, bis zu welcher man noch vorteilhaft mit der Senkmauer abteufen kann. In dieser Teufe sinkt in der Regel die Mauer nicht mehr regelmäßig nach. In früheren Zeiten erzwang man das Sinken der Mauer, indem man mit geeigneten Hilfskonstruktionen am Sackbohrer die Schneide der Mauer unterschneid, worauf dann die Mauer ruckweise nachfiel und das außerhalb befindliche Gebirge mehr oder weniger mitrutschte. Mit diesem Verfahren war aber die Gefahr heftiger Gebirgsdurchbrüche, welche oft bis zutage ausgingen, verbunden, wobei die Mauer plötzlich oft mehrere Meter hinunterstürzte und die Sohle des Schachtes ebenso plötzlich viele Meter emporstieg. Die Mauer wurde dabei in der Regel mehr oder weniger beschädigt. Von dem Zeitpunkte an, wo man zu solchen gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht nehmen muß, wird das Verfahren im höchsten Grade unsicher und jedenfalls den neueren Verfahren gegenüber, welche mittels eiserner Schächte arbeiten, unlohnend. Die Mauer selbst hat man leistungsfähiger gemacht, indem man sie mit einem kräftigen, konstruktiv ausgebildeten Schuh aus Gußeisen und einer soliden inneren Verankerung versehen hat.

Ein Hauptnachteil der Senkmauer besteht noch darin, daß sie infolge ihrer großen Wandstärke eine sehr große Gebirgsmenge verdrängt, wodurch die herauszufördernde Masse sehr vermehrt wird. Der eiserne Senkschacht, welchen man früher in der Regel erst dann einsetzte, wenn die Mauer mit keinen Mitteln mehr weiter zu bringen war, also gewöhnlich erst dann, wenn die Mauer sehr schief stand, und sehr stark beschädigt war, hat nun zunächst den Vorteil, daß sein äußerer Durchmesser nur wenig größer ist als der innere, also nur wenig mehr Gebirge gefördert zu werden braucht, als dem lichten Schachtprofil entspricht; dann aber auch noch den fernerer, daß man in der Lage ist, ihm eine fast unbegrenzte Festigkeit und Widerstandsfähigkeit zu geben. Infolge der glatten äußeren Fläche, der Starrheit und des geringen Volumens des eisernen Schachtes ging das Abteufen unter dem Mauerfuß nach diesem Verfahren wieder glatt von statten, bis nach einiger Zeit die Reibung am Stoß das Gewicht

wiederum überstieg. Nachdem man dann mittels Handwinden, an einzelnen Orten auch mittels hydraulischer Winden, den Schacht noch ein Stück vorgeedrückt hatte, sah man sich genötigt, das schon zuvor angeführte Gewaltmittel des Unterschneidens anzuwenden, wobei die üblen Folgen wegen der größeren Teufe noch schlimmer waren als vorher bei der Senkmauer. Schließlich war man gezwungen, einen neuen, engeren Schacht, oft einen dritten und vierten einzubauen, so daß der Durchmesser des Schachtes vielfach sehr klein wurde. Letzteres wurde oft besonders dadurch veranlaßt, daß man den vorhergehenden Schacht mit Gewalt meistens so lange getrieben hatte, bis er schief und verdrückt war. Versuche, das Absinken des Schachtes mittels Pressen von oben zu fördern, waren bis dahin vielfach gemacht worden, hatten aber zu nennenswerten Erfolgen nicht geführt, weil man sie nicht energisch genug durchgeführt hatte. Es war Direktor Simon auf Grube Neue Hoffnung bei Bömmelte beim Abteufen des dortigen Schachtes II vorbehalten, hierin bahnbrechend vorzugehen und einen großen Erfolg zu erzielen. Simon konstruierte seine Senkmauer von vornherein derart, daß er oben auf die eingemauerte Verankerung einen schweren, nach innen konsolartig überstehenden sogenannten Druckring aufschrauben konnte. Dieser Ring diente dann später den in großer Zahl angewandten hydraulischen Handpressen, welche zusammen 1500 Tonnen Druck ausüben konnten, als Widerlager, wenn sie den oberen Rand des eisernen Senkschachtes niederdrückten. Als Belastung des Druckringes diente das Gewicht des Senkschachtes und seine Reibung im Gebirge. Es wurde dadurch möglich, den eisernen Senkschacht mit seiner Schneide stets im Vorsprung gegen die Sohle im Schachte, also im unverritzten Gebirge, zu halten; die Gefahr aus Gebirgsseinbrüchen und sonstigen Zufälligkeiten war gänzlich beseitigt. Der Fortschritt des Abteufens, sowie der ganze Erfolg des Verfahrens waren überraschend. Das hier eingeschlagene bewährte Verfahren wurde von Daniel & Lueg in Düsseldorf-Grafenberg dadurch noch verbessert, daß man die Pressen sämtlich miteinander und mit einem Accumulator für 500 Atmosphären Druck verband und an ihn eine Dampfmaschine anschloß, welche von ihm selbstthätig in und außer Betrieb gesetzt wurde, je nachdem die Arbeit fortschritt. Dadurch wurde der Schacht selbstthätig beständig unter Druck gehalten und mußte so eigentlich stets in langsamem Fortschreiten bleiben, was für die Reibung der Schachtwände am Gebirge von großem Vorteil ist. Diese Neuerung bestand ihre Probe beim Abteufen des Schachtes III der Zeche Rheinpreußen. Mit zwei ineinandergeschachtelten Schächten von 5,2 m und 4,5 m Durchmesser wurde das schwimmende Gebirge



unterhalb der Senkmauer von 41 m Teufe bis zum Steinkohlengebirge bei 108 m Teufe mittels einer Pressvorrichtung für 2000 Tonnen in neun Monaten durchteuft. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der erste eiserne Schacht sich bei einer Teufe von 81 m als beschädigt erwies und zu Anfertigung und Einbau eines neuen eisernen Schachtes von 4,6 m Durchmesser geschritten werden mußte, so daß also ein mehrmonatlicher Aufenthalt von jenen neun Monaten noch abgerechnet werden mußte."

Über die geschichtliche Entwicklung des Schachtabbohrens und die bisher erreichten Teufen dürften einige Mitteilungen von Interesse sein. Das Schachtbohren machte seinen Weg von Deutschland nach Frankreich, Belgien, England und Amerika. Die Amerikaner brachten dabei den bereits erwähnten Diamantbohrer zur Anwendung. Zunächst wurden in Deutschland einige Schächte in weichem, meist schwimmendem Gebirge mittels Senkmauer und Sackbohrer abgeteuft, dann fing man an, das festere Gebirge durch Drehbohrer und Meißel zu lösen und mittels Ventillöffels aufzuholen.

Nachdem hauptsächlich dem Unternehmer Kindermann in Westfalen die Ausföhrung einer Anzahl befahrbarer Bohrlöcher geglückt war, griff 1849 der um die Entwicklung des Tiefbohrwesens verdiente Bohrmeister Kind die Idee auf und bohrte einen Schacht im Grubenfelde Schönecken zu Styrling bei Forbach (Lothringen) durch 111 m Sandstein und rotes Konglomerat, sowie durch weitere 20 m Steinkohlengebirge nieder. Die zum Abschluß der Wasser eingebaute Holzcölvelage (runder Verschluß) erfüllte diesen Zweck allerdings nicht. Die darauf von Kind und dem belgischen Bohringenieur Chaudron gemeinschaftlich im Juli 1853

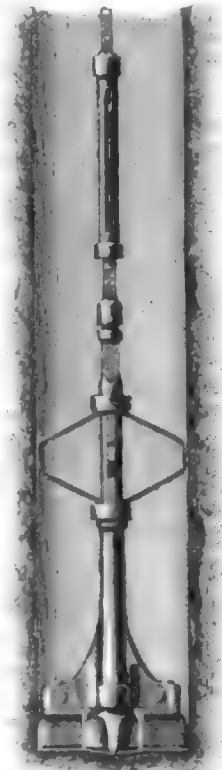
begonnene und am 1. Januar 1855 beendete Bohrung des Dahlbusch-Schachtes I (König Leopold) in Westfalen, auf 117 m Tiefe bei 4,33 m Schachtdurchmesser, glückte betreffs des eigentlichen Abbohrens vollkommen. Man wandte aber auch hier Cölvelage an und zwar von eichenen Faßdauben von 22–25 cm Stärke. Es wurden im ganzen 45 Fässer von ca. 2,5 m Höhe eingelassen. Die Dauben erhielten äußerlich eine Verstärkung von drei eisernen Reifen; die Dichtung zwischen den Fässern wurde mit geteilter Leinwand und durch einen eisernen Ring bewerkstelligt. Obschon man mit der größten Vorsicht zu Werke ging, erwies sich die Holzbekleidung als zu schwach, um dem Trude des Wassers zu

widerstehen, denn am 24. Januar 1856 sprangen aus dem 22. Faß Dauben heraus, worauf sich ca. 1,23 cbm Wasser pro Minute in den Schacht ergoß. Nur nach außerordentlichen Anstrengungen und Geldopfern gelang es, die Öffnung zu verspunden und den Schacht wieder sicher zu stellen, so daß man mit Beginn des Jahres 1857 die Abteufarbeiten mit Schlägel und Eisen weiterführen konnte.

Nach diesen kostspieligen Erfahrungen faßte Kind den Gedanken, Eisen zur Cölvelage zu verwenden, aber erst Chaudron gelang es, diese Idee praktisch durchzuführen. Der zweite Schacht, welchen Chaudron abbohrte, war derjenige von St. Vaast bei Péronnes im Jahre 1854. In den folgenden Jahren wurden noch weitere Schächte daselbst gebohrt, ebenso zwei Schächte bei Styrling in Lothringen und von 1865–67 der Wetterschacht der Zeche „Dahlbusch.“ Chaudron wurde mit Rücksicht auf diese Erfolge durch mannigfache Preise und Orden ausgezeichnet. Bis zum Jahre 1882 waren nach dem Kind-Chaudronschen System bereits 49 Schächte ausgeführt bzw. im Abbahren begriffen, davon etwa der dritte Teil in Deutschland. Seither sind noch zahlreiche weitere Abbahrungen nach diesem System erfolgt.

Während man bisher im Ruhrkohlengebiet gewohnt war, beim Abteufen neuer Schächte und besonders beim Durchbrechen der vom Steinkohlengebirge auflagernden Mergeldecke, die einzige bedeutende Schwierigkeit in der Wasserhaltung zu sehen, hat sich beim Abteufen des Schachtes „Schürrenberg“ der Zeche „Ewald“ bei Herten ein weiterer Übelstand bemerkbar gemacht, durch welchen der Fortschritt der Arbeiten nicht nur stark beeinträchtigt, sondern endlich sogar eine Zeitlang ganz gehemmt wurde: Das Auftreten von schlagenden Wettern. Bergreferendar v. Welsen

berichtete 1897 darüber im „Glückauf“: „Am 22. Juli wurde bei 327,1 m Teufe das Steinkohlengebirge erreicht mit einem weichen Kohlschiefer, in welchem sich das erste Flöz von 0,22 m Gasohle bei 10° Einfallen vorfand. Unter dem Schiefer traf man einen mit Klüften stark durchsetzten Sandstein an, aus welchem die Gase wieder mit großer Macht ausströmten. Das Geräusch, welches hierdurch entstand, war so stark, daß man auf der Sohle kein Wort verstehen konnte. Am Abend des 22. Juli d. J. sollten noch sechs Schüffe abgethan werden, allein nur bei dreien war es möglich, zu laden; in den anderen Bohrlöchern wirkte der Trud der Gase so stark, daß die Dynamitpatronen aus den Löchern geschleudert wurden. Die



Kleiner Bohrer.  
(Angef. vom Herrn Hansel & Söhne  
in Düsseldorf.)





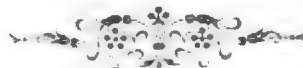
geschehen; der tiefste Schacht zur Ausbeutung von metallischen Mineralien befindet sich im Orte Dolcoath in Cornwallis, der jedoch nur 787 m unter die Erde hinabgeht. Einen bedeutend tiefern Schacht als diese beiden englischen besitzt Belgien in einem Kohlenbergwerk bei Mons, dessen Sohle 1200 m unter der Oberfläche liegt. Der tiefste Schacht auf dem Festlande, der zur Förderung von Metallen dient, ist wohl der Adalbertschacht in Przibram in Böhmen, der 1119 m erreicht und silberhaltiges Blei zu Tage fördert. Alle diese Zahlen aber werden weit übertroffen durch die Tiefe eines erst kürzlich fertig gestellten Schachtes mit dem Namen Red Jacket in den Bergwerken von Calumet in den Vereinigten Staaten; dieser ist beinahe  $1\frac{1}{2}$  km tief (1495 m), in seiner größten Tiefe ist jedoch die Temperatur nicht höher als  $31^{\circ}$  C. Ein Fachblatt teilte vor einiger Zeit folgende Schachtiefen mit. Nach dieser Notiz haben die wichtigsten tieferen Schächte der Welt nachfolgende Teufen erreicht (in Metern): 1. Vereinigte Staaten von Nordamerika: Red Jacket, Calumet und Hecla, Obern-See 1493; Tamarak, Obern-See 1356; Yellow Jacket, Comstock, Nevada 952; California-Grube, Colorado 689; Graß Valley, Idaho 665; Kennedy-Grube, Jackson, Californien 655; Pottsville-Schacht (außer Betrieb), Philadelphia und Reading Coal and Iron Company 610. 2. Belgien: Produits-Kohlengrube, Mons 1200; Viviers-Schacht, Billy 1143; Biennoy-Schacht, Anderlues 1006; Kohlengrube Marchienne 950; Schacht St. André, Kohlengrube Poirier, Charleroi 945; Kohlengrube Ciply, Mons 899; Kohlengrube Houffu, Centre 701; Kohlengrube Marihage, Lüttich 640; Mittel aller belgischen Kohlengruben 433. 3. Österreich-Ungarn: Adalbert-Schacht, Przibram 1119; Maria-Schacht, Przibram 1000; Anna-Schacht, Przibram 945; Franz Joseph-Schacht, Przibram 884; Prokopi-Schacht, Przibram 884; Einigleits-Schacht, Joachimsthal 533; Amalia-Schacht, Schemnitz 533. 4. Großbritannien: Pendleton, Manchester 1058; Ashton, Moos 1024; Askey Pit, Duffinfield 960; Dolcoath-Grube, Cornwall 787; Rose Bridge Kohlengrube, Wigan 746; Cool's Kitchen, Cornwall 743; Harris' Navigation, Pontypriidd 721; Cadeby Main, Kohlengrube 686; Bickersham Colliery, Leigh 673; Moos Kohlengrube, Wigan 672; Askey pit Duffinfield (Schacht) 627; Widdrie, Portobello, N. B. 612; Wearmouth, Colliery 525; Loanhead Colliery, Shotts

Iron Company 518. 5. Viktoria: Danfells Bendigo 1007; Lazarus, Bendigo 922; Magdala, Stawell 734; 25 Goldgruben überschreiten 610. 6. Deutschland: Kaiser Wilhelm II., Clausthal, Harz 902; Einigkeit, Rugau, Sachsen 799; Samson, St. Andreasberg, Harz 780, Frieden-Kohlengrube, Delsniz, Sachsen 766; Concordia-Kohlengrube, Delsniz, Sachsen 737; Panfa-Kohlengrube, Hüdarde, Westfalen 710; Maria-Kohlengrube, Hungen, Westfalen 701; Camphausen-Kohlengrube, Saarbrücken 700; Freiberg, Sachsen (Maximaltiefe) 628. 7. Frankreich: Kohlengrube Montchanin, Le Creusot 701; Kohlengrube Treuil, St. Etienne 620; Göttinguer-Schacht, Epinac 610; Kohlengrube Ronchamp, Haute-Saône 570. 8. Südafrika: Robinson Deep, Südafr. Rep. 607; Mourse Deep 481; Crown Deep 403; Vaanglagte 397; Jumpers Deep 384; Grube Kimberley, Kapkolonie 386; De Beers' Grube 334. 9. Norwegen: Silbergrube Rongsberg 579.

Vielleicht fragt der Leser, bis zu welcher Tiefe Bohrungen jetzt überhaupt möglich sind. Hierauf antwortet Tiedlenburg: zuverlässige Bohrunternehmer finden keine Bedenken mehr, mit dem Diamantbohrer in kürzester Zeit auszuführende Tiefbohrungen bis zu 1000, ja 1400 m zu garantieren. Der preußische Fiskus hat bei Schladebach 1748 m tief und bei Paruschowitz V unweit Rybnik in Oberschlesien 2003 m tief bohren lassen. Das sind Leistungen, die man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Was die Kosten eines Schachtes betrifft, so sind dieselben natürlich sehr verschieden. Nach dem System Rind-Chaudron wurden für die Gewerkschaft Dahlbusch bei Rotthausen 5 Schächte abgebohrt. Deren Kosten betragen: Luftschaft Nr. 1: 169 747 Francs, Fördererschaft Nr. 2: 328 217 Francs, Schächte Nr. 3 und 4: 567 000 Mark. Die meisten Kosten verursachte die Schachtverkleidung. Bei Leopoldshall wurde ein Schacht bis 300 m gebohrt, der 397 393 Mark kostete. Auf Zeche Gneisenau bei Dortmund kostete ein Schacht von 243 m Tiefe 456 904 Mark. Auf Zeche Königsborn bei Unna wurde vom 1. Juli 1874 bis 1. April 1879 ein Schacht abgebohrt, der 887 909 Mark kostete.

Die Summen, welche für ausgeführte Tiefbohrungen und Geräte ausgegeben wurden, sind ganz enorm. Der Wert der damit aufgeschlossenen unterirdischen Schätze läßt sich aber auch nur nach Millionen und aber Millionen veranschlagen.





Eine Künstlergeschichte von Clara Biller.

Nachdruck verboten.

Da — endlich muß der Andreas wohl an den Abschied denken — er wird ihm schwer genug! Aber die spanische Sonne fängt so gewaltig zu brennen an, daß, wer zum Bleiben nicht gezwungen ist, das liebe Land verläßt. Die Gasthäuser stehen bereits leer; kaum, daß sie da und dort noch einen Architekten bergen, der die Dome von Sevilla und Leon sich gern noch anschauen möchte, ehe sie vollends zusammenstürzen.

Der zweiundzwanzigjährige Andreas ist kein Baumeister, sondern Maler, und die Romantik, auch wo sie sich in Trümmern zeigt, hat ihren Reiz für ihn gehabt. Seine Mappe hat sich rasch gefüllt. Sogar ein Bild — eine andachtsglühende Sevillanerin, die er als heilige Justina ans Kreuz geschlagen — ist entstanden. Der Herzog von Veragues, bekannter Mäcen, hat's für seine Galerie gekauft und den Auftrag für ein Seitenstück — die heilige Monika — dem jungen Künstler mit auf die Reise gegeben. Dieser schwelgt, seine kühnsten Erwartungen sind übertroffen.

Ein prächtiger Kerl übrigens, der Andreas, mit seiner Hünengestalt, dem vollen blonden Haar und den buschigen Brauen, die er über treuherzigen Augen recht finster zusammenziehen kann, wenn ihn das moderne Kunstgeschwäg der Kameraden daheim gar zu nüchtern anweht. Denn er ist ein Schwärmer, in dem noch etwas von der gläubig frommen Art seiner Tiroler Berge wurzelt. Kein Wunder, daß er Spanien lieb gewann, besonders den Süden. Morgen verläßt er Sevilla; Cadix will er noch mitnehmen, dann den Rückweg zur See antreten. Ein Studiengenosse, Karlin, der vor ihm Spanien bereiste, hat aus der eigenen Erfahrung ihm allerlei Notizen in sein Taschenbuch eingetragen. So findet sich auch folgendes:

Cadix — famose Farbenmischung aus weiß, blau und grün. Frauen außergewöhnlich nett, falls Physiognomie nicht unter Reispuder verschwindet. Trinke Yerez von Adelarbo in der Calle Anpa und

laß dich in der Fonda de Europa nieder. Notabene — wenn du Moneten hast.

Der Bildverkauf hat dem Andreas den Beutel gespickt. Er ruft deshalb dem Kutscher, der ihn am Bahnhof in Beschlag nimmt, mit Selbstgefühl zu: „Fonda de Europa!“

Der Kurierzug von Sevilla war nachmittags vier Uhr fällig gewesen. Und da die andalusische Sonne es an diesem Junitage ganz besonders gut gemeint, wäre es dem Andreas nicht möglich gewesen, auch der entzückendsten Gaditanerin zuliebe, die Augen anzustrengen. Seine Kraft reicht nur noch aus, dem Kellner, der ihm das Zimmer anweist, zuzurufen, ihm eine Flasche Yerez von Adelarbo zu bringen. Erschöpft wirft er sich dann aufs Bett und ist ein paar Minuten später fest eingeschlafen. — — — — —

Als er wieder zum Bewußtsein kommt, hat er Mühe, sich zurecht zu finden. Seine Uhr ist abgelaufen, es scheint mitten in der Nacht zu sein. Ein Mondstrahl, der ins Zimmer fällt, zeigt ihm zur angenehmen Überraschung handlich neben seinem Lager den Yerez und ein Glas. Der Kellner, der ihn schon schlafend getroffen, mußte ein schneidiger Kerl sein.

Während er dem köstlichen Raß die gebührende Ehre anthut und die Flasche bis auf den letzten Tropfen leert, ist der Mondstrahl im Zimmer langsam fortgeglitten und fällt jetzt auf die Thürklinke.

Andreas nimmt's für einen Wink, erhebt sich und tritt hinaus. Eine offene Galerie, in die sein Zimmer mündet, läuft um den Patio und steht mit diesem durch eine breite Marmortreppe in Verbindung.

Jeder weiß, daß ein spanischer Patio kein gewöhnlicher Hof ist. Inmitten einer Gruppe von Palmen lost hier ein steinernes Nymphchen mit dem Wasserstrahl, der lustig in ein Becken niederplätschert. Die weißen Marmorfliesen glänzen im Mondlicht; Darüber spannt sich der schwarzblaue Nachthimmel.

„Da sind bereits die drei Farben von Karlin — grün, weiß und blau,“ denkt Andreas, während er langsam die Treppe hinunter steigt.

Nichts Schöneres als diese Nacht. Alle Gegenstände sind deutlich erkennbar. Das Mondlicht liegt darauf wie eine zarte Lasur von Kobalt und Weiß. Ein elegantes Peristyl verbindet den Patio mit der Straße. Das eiserne Hausthor von kunstvoll durchbrochener Arbeit zeichnet schwarze Arabesken auf eine gegenüberliegende weiß leuchtende Kirchenmauer. Vor der Muttergottesnische hängt ein halbverwelkter Kranz, den die Seebriese leise hin und her schaukelt.

Im Hause scheint alles zu schlafen. Stille ringsum, die nur von jenen undefinierbaren Lauten unterbrochen wird, wie sie von jeder ruhenden Stadt aufsteigen. Aus der Ferne klingt die einsörmige Melodie der Wellen, die sich unermüdlich dem Festungswall entgegenstürzen und ebenso unerbittlich von ihm zurückgeworfen werden. Eine verliebte Guitarre schmachtet die „niña morena“ an. Dazwischen ruft die feierliche Glockenstimme von Santa Catalina zwei Uhr . . .

Andreas wirft sich auf einen der rotseidenen Divans nieder, die längs der Wände des Patio hinlaufen. Er verspürt keinen Schlaf mehr. Die laue, blumige Luft und der Derez haben eine Art künstlerischen Rausches in ihm erzeugt. Er fühlt sich wie angeregt zum Komponieren und in seiner Phantasie entsteht ein wundersüßes Bild, das der heiligen Monika, das er sofort nach seiner Rückkehr malen will . . .

Die Marmortreppe ihm gegenüber wird da zur Kellerstiege, auf welcher der Legende nach die fünfzehnjährige Römerin hinunter schreitet, dem Vater Wein zu holen. In Gedanken sieht er die schlanke Gestalt, den schwarzen Thonkrug auf der linken Schulter, während die rechte Hand das Gewand ein wenig hebt, so daß ein feingeformtes Füßchen in der Sandale sichtbar wird . . .

Da — er faßt unwillkürlich nach der Stirn — ja — er wacht! . . . Aber hat er nicht eben das Rauschen von Engelsflügeln vernommen — hat der Himmel sich nicht aufgethan, ihm seine Heilige sichtbar werden zu lassen?

Ein junges Mädchen, eingehüllt in einen weißen Burnus, steigt die Stufen vor ihm leibhaftig nieder. Mit weit geöffneten Augen schaut sie neugierig um sich. Mitten auf der Treppe bleibt sie stehen und wendet ihr holdes Köpfchen zurück.

„Deah — alte dumme Schnecke, wo bleibst du denn?“ flüstert sie in fremdartigem Spanisch, das den Maler entzückt.

„Ach, Fräulein — liebes Kind! Was stellst du an!“ entgegnete eine alte Dueña, die ihr wie ein grauer Schatten folgt.

„Wozu hat man denn die Freiheit, wenn man sie nicht benutzt!“

„Und wenn man uns hier träse, Esiherchen — so mitten in der Nacht!“

„Unsinn — jetzt, wo alles schläft! Ich bin verliebt in diese spanische Nacht! Sieh nur, da oben die Sterne und den Mond! Kein goldnes Gitter wie in unserm Hause drüben trennt uns hier vom Himmel — mir ist, als sei er plötzlich aufgeschlossen worden . . .“

„Man wird dich hören, Goldblind . . .“

„Die Wirtin hat mir versichert, daß nicht eine Seele von einem Fremden . . . Und bist du nicht auch da — was kann mir denn passieren?“

„Großpapa wird uns morgen an die Kette legen, wenn er erfährt . . .“

„Aber er wird ja nichts erfahren! Laß mich nur noch meine Hände in das Becken tauchen — das Wasser ruft mich, hörst du's nicht?“

Und wie ein Kind, das gern noch mit dem Wasser spielt, taucht sie ihre schlanken, spizen Fingern ein, und läßt die klaren Tropfen langsam daran herunterlaufen. Vom Mondlicht beschienen, leuchtet ihr feines Profil mit den noch kindlich gerundeten Schläfen wie aus reinstem Marmor geschnitten!

Auf Andreas aber wirkt der Anblick mit sinnverwirrendem Zauber. Der Wirklichkeit entrückt, sieht er die Heiligen zu sich niedersteigen, wie zur Zeit jener gläubigen Maler.

„Heilige Monika!“ stammelt er fast unwillkürlich und faltet die Hände.

„Gott Gerechter — da steckt ein Mann!“ kreischt Deah auf und versucht Esiher fortzuziehen. Der Schreck lähmt ihr fast die Glieder.

Esiher hat sich überrascht nach Andreas umgewendet. Auch sie bebt ein wenig, hat aber zum Fliehen keine Lust. Freilich ist ihr vorgepredigt worden, junge Mädchen müßten sich vor fremden jungen Männern hüten. Aber jener dort, der sie so andächtig anschaut, sieht gar nicht zum Fürchten aus. Er ist ja auch hell und blond, und gleicht den schwarzgelockten jungen Männern von Tanger nicht, vor denen man sie gewarnt. Selbst seine Stimme klingt so anders, als er jetzt — abgebrochen, und wie in großer Bewegung, zu reden anfängt.

„Mein Name ist Andreas . . . ich bin Maler . . . Aber Sie . . . Señorita . . . hat sich ein Wunder zugetragen? Die Heilige, die ich vor meinem inneren Auge . . . diese Treppe soeben niedersteigen sah . . . ist sie . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ unterbricht ihn das junge Mädchen, tief errötend, „aber ich glaube nicht, daß Sie uns Böses anthun wollen . . . Du siehst ja, daß wir uns vor dem nicht zu fürchten brauchen!“ flüstert sie Deah zu.





Diese jedoch hat ihre Fassung wiedergewonnen.  
„Unser Fräulein ist aufgewachsen wie eine einsame Taube,“ sagt sie in ihrem bilderreichen Spanisch, „sie weiß mit fremden Herren noch nicht umzugehen. Aber in wenig Wochen wird sie es gelernt haben . . .“

„Von wem?“ fragt Andreas mit einer eigentümlichen Bewegung in der Stimme.

„Von Ihrem eignen Herrn, wie sich gehört.“

„So ist das Fräulein Braut?“ forscht der Maler weiter, dessen Herz zu klopfen beginnt.

„Sie ist Joel Benadai zugesagt,“ antwortet Leah mit dem Stolz der Diener angesehener Familien. „Ein reicher Mann und auch ein geehrter Mann ist Joel, denn er ist der Sohn des alten Benadai von Tanager, den Sie kennen werden nach seinem großen Ruf.“

Andreas aber hat nur die ersten Worte der Erklärung gehört.

„Mein Gott schon Braut!“ denkt er laut und seufzt dabei.

„Was ist Ihnen?“ fragt Esther, nicht ohne Grund erstaunt, „thut's Ihnen leid, daß ich Joel heirate?“

„Verzeihen Sie, Señora,“ entgegnete der Maler, den eine begreifliche Aufregung alle gesellschaftlichen Schranken überspringen läßt, „lieben Sie diesen Mann? . . .“

Jetzt lächelt Esther: „Ich kenne ihn nicht — weshalb soll ich ihn lieben?“

„Weil Sie seine Frau werden wollen . . .“

„Ich will doch nicht — ich muß gehorchen, wenn man mir befiehlt,“ und langsam, als ob sie während des Redens überlegte, setzt sie hinzu, „darf eine Frau verrücken alte Grenzen und sprechen: das will ich, und das will ich nicht?“

„Gewiß!“ ruft Andreas überzeugt, „sie hat ein Recht, den Mann auszuschlagen, dem sie nicht angehören will.“

Esther schüttelt ungläubig den Kopf, wie jemand, der eine gewisse Erfahrung in der Sache hat.

„Auch die Frau ist zur Freiheit erschaffen,“ beteuert der Maler, „Gott, unser Vater will nicht, daß sie Sklavin sei . . .“

„Welcher Gott?“ fragt Esther schnell, „ist Ihr Gott nicht auch der meine?“

Andreas sieht seine heilige Monita scharf an und errät —

„Eine Jüdin!“ spricht er leise, wie zu sich selbst!

„Ist das ein Unrecht?“ ruft sie bestürzt.

„Das nicht . . . allein . . .“

„Komm Estherchen, komm, liebe Taube,“ drängt Leah, die das Gefühl einer drohenden Gefahr nicht los wird.

„Geh! — wenn du willst, aber ich bleibe!“ ent-

gegnet Esther entschlossen — „ich will noch mehr erfahren.“

„Beileibe nicht — du kommst!“

Aber Esther stößt zum erstenmal die Hand zurück, die sie fortziehen will.

„Du hast gehört, Gott will nicht, daß ich mir befehlen lasse!“ ruft sie ernst. Und ihr fragendes Auge fest auf den Maler gerichtet, wiederholt sie eindringlich: „warum ist es unrecht, Jüdin zu sein?“

„Kein Unrecht!“ — entgegnet er eifrig, und versucht sich zu fassen. „Kein Unrecht, nur ein Unterschied im Denken . . . Ein Irrtum allerdings . . . aber einer, den man ablegen kann.“

Ganz verwirrt steht Esther da — wie sollte sie ihn auch begreifen? Zeitig verwaist, ist sie vom Großvater nach Gebrauch und Sitte orientalischer Israeliten von allem Unterricht, selbst in Dingen der Religion, zurück gehalten. Sie weiß nur, daß „über dem gestirnten Himmel ein Gott regiert, der den Mann erschuf zum Gebieter über die Frau.“ Wenn der Großvater sie aber aus Gründen, die sie zu ahnen glaubt, getäuscht hätte? . . . Jetzt oder nie, kann sie darüber aufgeklärt werden.

„Giebt Ihr Gott andre Gesetze wie der meine?“ fragt sie, „sind denn zwei Götter? Mein Großvater behauptet, daß es nur einen gäbe?“

„Und diesen Einen hat das Volk, dem Ihr Großvater angehört, ans Kreuz geschlagen und getötet!“ fällt der Christ hier ein, den diese Frage wieder zur Besinnung bringt.

„Wie grausam — wie entsetzlich!“ ruft Esther, die Hände zusammenschlagend. „So ist er also tot! . . . Aber“ — fährt sie gleich darauf fort, denn es ist ihr plötzlich ein Bedenken gekommen: „warum rufen Sie ihn da noch an? Er kann Sie ja nicht hören, wenn er starb?“

„Weil unser Gott vom Tode auferstanden ist!“ entgegnet Andreas, der auf diese Logik nicht gefaßt war. „Ja — Gott lebt und richtet; er straft auch, wenn man ihn nicht hören will . . .“

Wieder bringt der forschende Blick, mit dem sie ihn ansieht, seine Beweisführung ins Stocken.

„. . . Das heißt,“ setzt er veröhnlicher hinzu, „Gott will, daß wir alle seiner Liebe teilhaft werden — er ruft uns alle! . . .“

„Mich hat er nie gerufen,“ erklärt Esther bestimmt, „sonst hätt' ich ihn gehört — mich nie!“

„So thut er's jetzt — er thut's durch mich! . . . O süße Señorita, hören Sie auf seine Stimme!“ fleht Andreas, der ihr zu Füßen sinkt und ihre Hand ergreift. Bei Berührung der zarten, weichen Finger aber überkommt's seine Sinne wie ein Wirbel. In hellen Flammen lodert die kaum entzündete Leidenschaft empor, die in seinem Künstlerherzen ein stürmisches Verlangen weckt nach dem süßen jungen

Weibe vor ihm . . . auf seine heißen Lippen steigt's wie Durst . . .

„Ich liebe dich, du holde Erscheinung meiner Heiligen“ stammelt er und bedeckt ihre Hand mit glühenden Küssen . . .

Wie wäre es möglich gewesen, daß sich an seinem Feuer nicht auch ein Flämmchen in ihrer Brust entzündet hätte. Schweigend schauert sie zusammen; in weichem Sichgehenlassen neigt sie sich dann und berührt mit ihren Lippen seine Stirn . . . Worauf sie plötzlich, als sei sie zur Erkenntnis eines Unrechts gekommen, ihm ihre Hand entreißt und die Treppe hinauf fliegt. . . .

Er starrt ihr nach, so lange sie ihm sichtbar ist, und preßt das Haupt dann gegen den kalten Stein, den ihr Fuß berührte.

Dem Dämmerchein des Morgens ist mittlerweile helles Tageslicht gefolgt. Das Haus fängt an aus seinem Schlummer zu erwachen. Ein schriller Zug an der Thorklingel bringt den Pförtner auf die Beine, der gähnend durch den Patio stolpert, ohne den Maler zu bemerken.

Ernüchtert blickt dieser um sich — der Himmel, aus dem die Heiligen zum Besten frommer Maler niedersteigen, hat sich geschlossen, und die Himmelsleiter ist eine gewöhnliche spanische Treppe geworden, auf der er zu seinem Zimmer hinanschreitet.

Lange hält er's dort nicht aus — er muß Auskunft über die Fremden im Hause haben und sucht den schneidigen Kellner auf, der gestern seinem Durst so trefflich zu Hilfe kam. Der pfffige Bursch errät natürlich die Gemütsverfassung des naiven Tirolers, und verdient sich ein gutes Trinkgeld durch die Versicherung, wie leicht es sein würde, ihm ein Wiedersehen mit Esther zu verschaffen. Nur müsse er sich gedulden, bis der Großvater, der wegen eines schlimmen Handels mit den Aktionären der Sahara-Oasen-Compagnie von Tanger herübergekommen, sich nach Puerto Real entfernt habe, wo der Sitz der Gesellschaft sei. Esther habe er — mißtrauisch von Natur — in Tanger nicht zurücklassen wollen. Gar schwer zu hüten, ein so schönes, junges Weib! Während seiner Anwesenheit im benachbarten Puerto bliebe das Mädchen aber unter der Obhut der Wirte . . . Wirte, die sich stets gefällig gegen berühmte Ausländer erwiesen!“ u. s. w.

Der Bursch ist dem ehrlichen Tiroler zuwider und doch hat er mit kaum verhaltener Freude auf seine Worte gehört. Wie ein vollklingender Accord übertönt die herrliche Aussicht auf das Wiedersehen mit Esther nun all das Stimmengewirr und den wilden Lärm der lebhaften Hafenstadt, die er durchschreitet.

Er ist selbst erstaunt über die Wandlung, die

seit der Nacht sich in ihm vollzogen hat. An die Stelle unklarer Wünsche ist die Sehnsucht nach einem bestimmten Glück getreten. Es ist, als hätten seine Ideale plötzlich die Form einer reizenden Frau mit wunderbaren Frageaugen angenommen. Das Geheimnisvolle, das Esther wie in einen Schleier hüllte, erhöhte ihren Reiz in seiner Künstlerphantasie. Jede Minute ihres kurzen Zusammenseins wurde in der Erinnerung zur Verheißung neuer Vorzüge. Die Vorsehung hatte sie ihm augenscheinlich zugeführt, damit er ihr den rechten Weg zeige. — War ihr Gemüt nicht wie ein unbeschriebenes Blatt, auf das er seinen eigenen Glauben nun verzeichnen konnte?

Unter solchen Gedanken ist er schnell ausgeschritten. Die Stadt liegt hinter ihm und er hat jene schmale, mit schattigen Bäumen bepflanzte Landzunge erreicht, die vom Meer umspült, Cadix mit dem Festland verbindet.

Es ist schwül geworden. Wie eine Vorahnung des Solano, jenes Wüstenwindes, der mit glühendem Odem oft plötzlich die Südküste Spaniens bestreicht, hängt's in der Luft, obwohl der Himmel noch in wolkenlosem Blau sich zeigt. Und in blauer, unendlicher Fläche dehnt sich auch die Flut, auf deren Spiegel zahllose Schiffe gleiten. Wie schwarze Punkte tauchen sie am Horizonte auf und wachsen langsam dem beobachtenden Auge entgegen. Die Dampfer mit ihrem Hüthen von Rauch werden so allmählich zu Riesen, die mit rollendem Geräusch immer lärmender das Wasser peitschen, das als Schaum von ihren Flanken niederstürzt. Schwerbeladene Dreimaster, von der Windstille gelähmt, scheinen mit schlaffen Segeln unbeweglich auf den Wellen zu ruhen. Desto munterer drängen die Boote vorwärts, die sich auf die Kraft ihrer Ruder verlassen. Schillernd von bunter Ware kehren sie vom Markt des benachbarten Puerto de Santa Maria heim. Dazwischen treibt, nahe dem Ufer, ein Rahn mit Wettfahrern, die ein altes Kirchenlied ins leise Geplätscher der Wellen mischen.

Träumerisch schweift der Blick des Malers über die weite, stahlblaue Fläche. Ihm ist, als ob sein Herz, von einem nebelhaften Glück geschwellt, auch so von sanfter, blauer Flut geschaukelt würde, als ob seine Wünsche sich auch in einem einzigen Ziele einten, wie jene Schiffe alle dem Hafen zusteuern. Mit seinen Tausenden von Masten liegt er da wie ein ungeheurer Wald ohne Zweige und Blätter, umkreist von gierigen Möwen, die der Beute harren.

Die Sonnenstrahlen fallen jetzt beinahe senkrecht durch die schwere, zitternde Luft, als Andreas durch die Puerta de Tierra wieder in die Stadt eintritt. Es naht die Stunde, welche Paquo als dem Wiedersehen mit Esther günstig angegeben hat. Als er eben nach der Calle de la Carne einbiegen will, in der

sein Gasthaus liegt, erhebt sich plötzlich ein heftiger, heißer Wirbel, der ein paar Augenblicke alles wie in ein undurchsichtiges Staubmeer hüllt. Der Vorläufer des Solano ist's, der die Stadt durchfliegt. Langsam, atemerstickend senkt sich der Staub. Noch einmal wird der wolkenlose, jetzt bleifarbene Himmel sichtbar.

Andreas hat dieser Sturmwirbel aus blauer Luft wie eine unheimliche Ahnung gepackt. Sein Schritt ist nicht mehr so rasch und sicher wie zuvor, und das Herz hämmert immer heftiger, je näher er der Fonda de Europa kommt.

Es ist nicht mehr Esther, sondern der alte Venadai, dessen Bild er vor sich sieht. Ach — wie weit scheint ihm plötzlich der Weg, den er noch zurückzulegen hat, ehe er sich der Enkeltochter nähern kann.

Vor dem Hausthor steht Paquo, der findige Kellner, und betrachtet den Himmel. So bald er des Malers ansichtig wird, stürzt er diesem entgegen. Als habe er ihm die Frage von den Lippen gelesen, ruft er mit einer tragischen Geste:

„Sie sind fort, Euer Gnaden — fort — ganz fort!“

„Fort? — Wieso denn fort?“ wiederholt Andreas, der nicht gleich begreift.

„Es scheint, der Señor Venadai hatte die Polizei auf den Fersen,“ raunt Paquo ihm mit einer gewissen Schadenfreude zu, die ein Schelm empfindet, wenn einem andern Schelm ein Streich mißlang. „Da sie nun keinen einsperren, sie hätten ihn denn, machte sich der Alte schleunigst aus dem Staube.“

Der Schlag trifft den Maler so unerwartet, daß er wie betäubt dasteht.

„Das hübsche Fräulein“ — fährt Paquo im Hinblick auf Belohnung fort — „Santa Catalina — hatte die ein Herzleid! Wer weiß, was ihr den Abschied so verbitterte! Und dabei bewacht — unmöglich ihr nahe zu kommen, im Fall sie für jemand einen Auftrag hinterlassen wollte.“

„Wohin sind sie gereist?“ unterbricht Andreas den Zubringlichen, der ihm immer mehr zuwider wird.

„Euer Gnaden können sich wohl denken, daß der alte Venadai nicht so dumm war, der Polizei seine Adresse zu hinterlassen. Mit dem ersten besten Schiff nach Norden, um an der nächsten Landungsstelle die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen.“

Vom Wirt, der dem Flüchtenden das Geleit gegeben haben wollte, erfährt Andreas, daß dieser auf dem „Cerberus“, einem französischen Dampfer sich eingeschifft habe, der die portugiesischen Häfen bestreiche. Der unglückliche Maler wird den schwachen Wirt nicht eher los, bis dieser ihm die ganze Geschichte vom Krach der Sahara-Dasen-Compagnie vordemonstriert hat. Man spricht in der Stadt von nichts anderem.

Andreas, nur mit Esther beschäftigt, merkt erst auf, als der Wirt erwähnt, Venadais Dampfer werde des drohenden Orkans wegen wohl noch einmal in den Hafen zurücklaufen müssen. Schnell läßt er sich nun den Namen des Schiffes aufschreiben. Dann läuft er unverzüglich dem Stapelplatz zu.

Was kümmert es ihn, daß jetzt ein Sturm, wie er einen ähnlichen nie erlebt, durch die Straßen braust. Daß in den Hagelschauer, der aus einer weißen Wolke niederschlägt, sich Dachschiefer, Ziegeln und Glasscherben mischen, die von allen Seiten niederprasseln. Was kümmert's ihn, daß Leute aus sicherem Versteck ihn anschreien: ob er sich erschlagen lassen wolle? Für ihn giebt's nur eine Gefahr: Esther unwiederbringlich zu verlieren.

Vergeblich fragt er mit seinem Zettel im Hasen herum. Wenn der Solano mit feuriger Zunge spricht, hört man nicht auf Menschenstimmen. Als er endlich vorübergezogen, schütteln die Leute die Köpfe; keiner will den „Cerberus“ kennen. Andreas kommt schließlich auf die naheliegende Vermutung, daß der Wirt, von Venadai bestochen, falsche Angaben über dessen Ziel gemacht habe.

Noch am selben Tage schifft auch er sich ein, als sei er des fremden Landes plötzlich überdrüssig geworden. Aber er nimmt nicht die Richtung nach der Heimat, sondern segelt die Küste entlang, erst ost dann westwärts, um an jeder Haltestelle nach einem gewissen Isak Venadai zu forschen. In Malaga, wo der Zusammenbruch der Sahara-Dasen-Compagnie eine gute Anzahl Opfer gefordert hatte, nimmt man ihn für einen Detektiv, der nach den Schuldigen ausgesandt sei. Er wird dort mit besonderer Auszeichnung behandelt.

Von Esther und ihrem Großvater aber fand er nirgends eine Spur.

Wer den Werken deutscher Kunst mit Interesse folgt, wird sich vielleicht eines Bildes noch erinnern, das eine Scene aus der Jugend der heiligen Monika behandelte. Wenn ich nicht irre, sind's fünf Jahre, seit es im Münchener Glaspalaste ausgestellt war. Andreas trat damit zum erstenmal mit einem größern Werke vor die Öffentlichkeit. Die Kritik stieß gleich laut ins Horn und nannte es: „Die erste Etappe auf einer voraussichtlich glänzenden Ruhmelaußbahn.“

Nur wenigen Intimen des Malers aber wird der Zusammenhang bekannt sein, in dem die holdselige Gestalt der Heiligen mit jener traumhaften Erscheinung stand, die des jungen Künstlers Herz in einer lauen spanischen Nacht gefangen nahm.

















# Kreuz und Halbmond.

Skizzen aus der Türkei. Von Friedrich von Buchenau.

Nachdruck verboten.

## I.

Im Reiche der Osmanen führen drei Großwürdenträger den stolzen Titel einer Hoheit. Es sind dies der Scheik-ul-Islam, der Sadrasam und der — Chef der Verschnittenen.

Der Scheik-ul-Islam, der mohammedanische Papst, ist in der Regel ein gar frommer und gelehrter Herr, eine Leuchte der mohammedanischen Theologie, eine Celebrität in der Auslegung der schwierigsten Koranstellen, führt stets einen musterhaft heiligmäßigen Lebenswandel und macht mit seinem von wallendem Barte umrahmten ehrfurchtgebietenden Gesicht und in seinem weißen mit reicher Goldstickerei versehenen Talare einen sehr vorteilhaften Eindruck. Man begegnet ihm mit außerordentlicher Ehrfurcht, küßt ihm auch demütig die Hand — aber das ist auch alles; politischen Einfluß besitzt er unter der Regierung des Sultans Abdul Hamid II. absolut keinen und er würde nur in den Vordergrund treten müssen, falls er bei einem Thronwechsel seine kirchliche Zustimmung, ohne die ein solcher ungültig ist, zu geben hätte.

Die zweite Hoheit ist der Sadrasam oder wie ihn die Europäer nennen, der Groß-Bezir. Er ist das offizielle Haupt der offiziellen Regierung, also etwa der Ministerpräsident nach unsern Begriffen.

So hoch und bedeutungsvoll aber seine Stelle ist oder besser gesagt zu sein scheint, ebenso belanglos ist sie. Er hat bloß die Aufgabe, auszuführen, was ihm das Palais befiehlt und dies den oft ungebärdigen Botschaftern gegenüber zu vertreten. Einfluß besitzt er ebensowenig wie der Scheik-ul-Islam und seine einzige sichtbare Auszeichnung besteht darin, daß ihn, wenn er ausfährt, eine Ehreneskorte begleitet.

Ein gewaltiger Herr ist dagegen Seine Hoheit der Ober-Eunuch, der Chef der Haremswächter. Schön ist er allerdings nicht. Wenn man ihn am Selamlil vor dem Wagen des Padischah schreiten sieht, ein Mann von riesenhaftem Wuchs, unförmlich aufgedunsen, tiefschwarz, in einer mit Gold überladenen Prunkuniform, eine bartlose Frage als Gesicht und mit unnatürlich langen Armen und Beinen, da ist der Eindruck ein so ekelhaft widerlicher, daß man ihn noch Tage später nicht loswerden kann.

Schön oder angenehm zu schauen ist also Seine Hoheit durchaus nicht, aber er ist ein gewaltiger Herr, denn wenn er sich auch vielleicht nicht selbst in die

Politik mischt, so laufen doch alle Fäden des weitverzweigten höfischen Intriguenspiels in seiner Hand zusammen, in der Hand des Einzigen, der überall im Palais von Nilbiz Zutritt hat und wie geschaffen ist, zwischen dem kaiserlichen Harem und der Außenwelt zu vermitteln.

Auch anderwärts als in der Türkei spielen die Frauen eine bedeutende Rolle im politischen Leben, doch mit dem Unterschiede, daß in Europa die Frauen, die auf politische Fragen Einfluß haben, bekannt und somit ein Faktor sind, mit dem der Politiker schließlich rechnen und denen er eventuell entgegenarbeiten kann, während in der Türkei die Frau als solche in der Kollektivbezeichnung „Harem“ aufgeht und sonach eine Größe ist, mit der man wohl rechnen muß, die aber unsichtbar und unfassbar ist.

Zu allen Zeiten haben die Frauen des kaiserlichen Harems Einfluß auf den jeweiligen Sultan gehabt, da der Sultan ebenso weiblichen Reizen zugänglich ist und sich weiblichen Intriguen gegenüber machtlos erweist, wie jeder andere Türke — und Nicht-Türke.

Aber die früheren Sultane bewegten sich überallhin frei und ungezwungen und nahmen daher viele Eindrücke auf, so daß von dem unbedingten Überwiegen eines Einflusses nur schwer die Rede sein konnte, während der scheinbar autokratischste Sultan Abdul Hamid, der zu führen glaubt, doch nur ein Spielball in den Händen des Harems und diverser Günstlinge ist und geführt wird.

Als Prinz lernte Abdul Hamid das Leben so weit kennen, als dies eben einem Prinzen und insbesondere einem osmanischen Prinzen möglich ist, ja er bereiste sogar im Gefolge des Sultans Abdul Aziz Europa, wo eine Militärparade in Koblenz den Grund seiner so großen Vorliebe für das reichsdeutsche Militär legte.

Personen, die ihn aus der Zeit her kennen, da er ohne jede Anwartschaft auf den Thron in Konstantinopel lebte (da Sultan Aziz sich der kräftigsten Natur erfreute und sein präsumtiver Nachfolger Prinz Murad war), versichern, daß er liebenswürdig im Umgange, gegen Groß und Klein wohlwollend und fern von jenem verhängnisvollen Mißtrauen war, das sein Leben jetzt vergiftet und die Ursache ist, daß ein Monarch, der geschaffen ist, Großes zu wirken, von Millionen Menschen verflucht wird.



Die Angst vor Attentaten ist der Grundzug Abdul Hamids, seit er den Thron bestiegen, diese Angst ist die Ursache, daß sich der Sultan im Palais von Yıldiz verbirgt und diese durch nichts begründete Angst ist es, die ihn zum blinden Werkzeug einer erbärmlichen Koterie von Höflingen macht, welche unter dem Deckmantel des wohlwollenden und gütigen Sultans Verbrechen auf Verbrechen häuft und um nur ein Beispiel anzuführen, jenen Massenmord in den armenischen Bergen und den Straßen von Konstantinopel, Trapezunt und anderen Städten inscenirt hat, der, wie eine gewiß nicht türkenfeindliche Stimme, die „Neue Freie Presse“ in Wien, erklärte, die Türkei aus der Reihe der Kulturstaaten gestrichen hat.

Abdul Hamid II. gelangte, nachdem Abdul Aziz sich angeblich mit einer Schere die Adern selbst geöffnet hatte und verblutet war und dessen Bruder Murad, ein hochbegabter Fürst, auf den das Volk noch heute alle Hoffnung setzt, als angeblich irrsinnig abgesetzt worden war, am 31. August 1876 auf den Thron seiner Vorfahren. Das Schicksal seiner beiden Brüder Aziz und Murad erregten in ihm jenes Angstgefühl um seine persönliche Sicherheit, das seither sein Leben beherrscht und von Höflingen in ihrem Interesse noch weidlich vermehrt wurde. Abdul Hamid ist ein scharfsinniger, persönlich wohlwollender und staatskluger Fürst, der in Verfolgung seiner Ziele eine ganz unglaubliche Energie und Beharrlichkeit besitzt. Diese Klugheit, Energie und Beharrlichkeit für das Wohl des Staates eingesetzt, hätten die Türkei vielleicht noch retten können, jedenfalls Großes bewirkt; Abdul Hamid, von dem Wahne verfolgt, daß alle Welt sich gegen ihn verschworen habe, verwendet alle seine Klugheit, Energie und Beharrlichkeit, um gegen nicht vorhandene Gegner zu kämpfen. Nicht der Staat, sondern er selbst und seine persönliche Sicherheit sind der Zweck aller seiner Handlungen und Entschlüsse. Man kann ganz gut behaupten, daß Abdul Hamid unter einem Zwange handelt, den man nur pathologisch erklären kann. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich das, wie wir anerkennen müssen, viele Gute, das er gethan, und das Böse, das er in diesem Wahne selbst veranlaßt hat oder zuließ, daß es geschehe.

Ein sprechender Beweis für unsere Behauptung ist einerseits sein Verhalten hervorragenden Osmanen gegenüber, die wie Osman, Fuad, Muthtar, Rutschul Said, Kiamil, ja selbst erst lezthm Edhem — zu populär wurden und demnach gefährlich schienen, und anderseits zu dem berücktigten Hassan. In allen diesen Fällen ist es nicht das Staatswohl, sondern seine Sicherheit, die vielleicht bedroht werden könnte, die ihm seine Entschlüsse diktiert, auch wenn durch diese das Reich zu Grunde gerichtet wird.

In allen europäischen Staaten ist die Zahl kriegserfahrener Generale eine sehr kleine. Seit zwanzig Jahren hat man keinen großen Krieg geführt und die Heerführer, die vor zwanzig Jahren leitende Stellungen innehatten, sind größtenteils schon zur großen Armee versammelt.

Jeder Staat sucht nun in eigenem wohlverstandenen Interesse die wenigen kriegserfahrenen Generale, so lange es angeht, in leitenden Stellungen sich zu erhalten, um deren Erfahrung zum Wohle des Ganzen auszunützen. Nicht so Abdul Hamid. Ghazi Osman, Fuad, Muthtar, Männer, die sich im russisch-türkischen Kriege erprobt hatten, genossen mit Recht in der Armee, wie im Volke große Verehrung. Wie aber, wenn diese, obschon treu, einmal die Lust bekämen, ihren Einfluß gegen den Sultan auszuüben? Um dieser gar nicht wahrscheinlichen Eventualität vorzubeugen, muß der Staat der Dienste seiner besten Generale entbehren. Osman wurde Obersthofmarschall, muß täglich um den Sultan sein und ist einfach ein Gefangener in goldenem Gefängnis, Muthtar wurde als Kommissär in Ägypten kassiert und Fuad, dessen Zunge überall gefürchtet wird und der deshalb in einer diplomatischen oder höfischen Stellung ganz unmöglich ist — man nennt ihn nur Deli Fuad (den verrückten Fuad) — ist in einer Vorstadt von Konstantinopel förmlich interniert.

Von Staatsmännern sind Rutschul Said und Kiamil die hervorragendsten; deshalb flüchtete sich Rutschul Said zum Gaudium von ganz Europa vor der Gerechtigkeit des Sultans auf die englische Botschaft und Kiamil entging einem der Todesstrafe gleichbedeutendem Exil nur auf nachdrückliches Einschreiten der Botschafter der Großmächte.

Aber selbst der jüngste „Sieger“, Edhem Pascha, hatte schon die Eifersucht seines kaiserlichen Herrn zu empfinden. Als der Krieg gegen Griechenland ausbrach, fiel es allgemein auf, daß nicht einer der bewährten Generale, sondern ein homo novus an die Spitze der Armee gestellt wurde. Dies hatte in dem Wunsche seinen Grund, daß nicht durch einen raschen Sieg ein General eine zu große Popularität erhielte, während man anderseits gewiß war, wenn auch langsam, so doch schon infolge der ungeheueren Mehrheit die Griechen zu erdrücken. Würde dann Edhem schließlich und endlich siegen, so fände die Volksgunst keinen Grund, den General etwa zu sehr zu verhimmeln.

Und als Edhem trotz alledem sich doch erlaubte rasch vorzudringen, da suchte man seine Aktionsfreiheit durch alle möglichen Befehle zu hindern. Das ging so weit, daß z. B. stündliche telegraphische Berichterstattung dem Generalkommandierenden aufgetragen wurde, worauf Edhem Pascha erklärte, er könne seine Aufmerksamkeit nicht vom Feinde weg

einer stündlichen Berichterstattung zuwenden. Man mußte schließlich im Palais gute Miene zum bösen Spiel machen, denn den siegreichen Ehem so ohne weiteres vom Kommando entfernen, wäre selbst für das geduldige türkische Volk eine zu starke Geduldsprobe gewesen.

Bezeichnend aber ist es, daß der einem siegreichen General gebührende Titel „Ghazi“ (der Held) Ehem Pascha, um in Europa Effekt zu machen, wohl verliehen wurde, wie offiziell in europäischen Zeitungen verkündet wurde, in der Türkei aber diese wohlverdiente Auszeichnung ängstlich geheim gehalten wird, um in den Augen des Volkes dem General Ehem ja keine besondere Bedeutung zukommen zu lassen.

Wie man sieht, bewegt sich alles im Yıldız um den einen Punkt: Persönliche Sicherheit des Sultans, koste es, was es wolle, selbst Ehre und Wohlfahrt des Staates.

Und aus diesem Grunde umgibt sich der Sultan mit lauter Individuen, die absolut bedeutungslos sind, ihren Unwert erkennen und ganz gut wissen, daß sie künstlich emporgebracht nur so lange etwas bedeuten, als Abdul Hamid Sultan ist.

Eine Ausnahme macht nur Fâzıl Bey, der sich trotz seiner hervorragenden Eigenschaften bei Hofe erhält, weil er eben noch schlauer ist, als der Sultan selbst.

Wir kommen übrigens auf ihn wie die übrigen Höflinge im Yıldız noch zurück. Daß die krankhafte Selbstsorge des Sultans geradezu Verrat an dem Reiche zeitigt, zeigt die sogenannte osmanische Flotte und deren langjähriger Chef Hassan Pascha. Als der Sultan den Thron bestieg, war die Flotte eine noch immer achtungsgebietende. Seither ist sie von Jahr zu Jahr, trotzdem alljährlich Millionen für sie verausgabt wurden, zurückgegangen, so daß heute die Türkei der einzige Staat ist, der keine Flotte besitzt.

Schon Ende der achtziger Jahre schilderte anläßlich der Reise des Kronprinzen Rudolf nach Konstantinopel ein Eigenbericht der „Neuen Freien Presse“ den Zustand der Flotte als einen erbärmlichen, doch wurde damals diese Schilderung vielfach als übertrieben angesehen. Die Presse in Konstantinopel durfte und darf allerdings kein Wort über die Flotte schreiben, aber für das Volk ist sie schon seit vielen Jahren Gegenstand des Spottes und Hohnes.

Um so recht die Unfähigkeit der Marineoffiziere — und man begünstigt diese von oben — zu kennzeichnen, erzählt man sich in Konstantinopel, daß ein türkisches Kriegsschiff vor etwa fünfzehn Jahren nach Malta ausgelaufen sei — damals konnten einzelne Schiffe noch eine längere Seefahrt wagen. Der Kapitän habe überall Malta gesucht, wäre nach

Konstantinopel zurückgelehrt und hätte voller Wut gegen die Fremden, die die gläubigen Türken durch unwahre Nachrichten zu Narren hielten, gemeldet: „Malta yok dur.“ (Es giebt gar kein Malta.) „Malta yok dur“ ist in der Türkei heute ein geflügeltes Wort!

Wer gewöhnt ist, von einem Mitmenschen das Beste zu glauben, der konnte annehmen, daß der Sultan von dem traurigen Zustande seiner Flotte nicht unterrichtet sei. Als aber vor ein paar Jahren Deutschland alle Staaten nach Kiel lud und kein Schiff in der türkischen Flotte gefunden wurde, dem man es zugetraut hätte, die Spazierfahrt nach Kiel zu unternehmen, schließlich nach unzähligen Ordres und Contreordres statt der beabsichtigten zwei, ein Schiff abgeschickt wurde und richtig zu spät nach Kiel gekommen war, da hätten dem Sultan doch die Augen aufgehen müssen.

Der Marineminister Hassan Pascha aber wurde diesmal ebensowenig zur Verantwortung gezogen, als einige Jahre früher, da man die Blüte der osmanischen Jugend dem altersschwachen Schiffe Ertogrul anvertraut hatte, das mit Mann und Maus in den chinesischen Gewässern unterging.

Es kam der griechische Krieg. Die Flotte sollte auslaufen, aber es ging eben nicht, da alle die Schiffe zum größten Teil seit zwanzig Jahren ihren Standplatz nicht verlassen hatten, durch und durch verfault und meterhoch mit Austern und Schnecken bedeckt waren, übrigens an Bord alles fehlte, was nicht niel- und nagelfest war.

Und als das Volk zu murren anfang, da wurde fieberhaft gearbeitet und endlich lief die Flotte — bis zu den Dardanellen aus, nicht ohne daß das Admiralschiff die Brücke von Galata, durch die es durchfuhr, demoliert hätte.

Aber Excellenz Hassan Pascha, der brave Marineminister, blieb auf seinem Posten und erfreut sich nach wie vor der vollsten kaiserlichen Gnade!

Es ist unter solchen Umständen ganz ausgeschlossen, daß der Sultan ohne Kenntnis des jämmerlichen Zustandes der Flotte sein könne. Er weiß: Es giebt keine Flotte und die für Marinezwecke ausgegebenen Millionen sind anderswohin, als wofür sie bestimmt, geflossen. Und er hält trotzdem den ungetreuen Marineminister.

Ja, werden die Leser fragen, was ist die Ursache dieser in der Geschichte beispiellos stehenden Thatsache? Es ist die Angst des Sultans für seine persönliche Sicherheit.

Die Flotte hatte Murad zur Abdankung gezwungen, sie könnte vielleicht Yıldız eines schönen Tages bedrohen, sie darf also nicht existieren und da es böses Blut machen würde, sie kurzweg aufzuheben, so läßt man sie auf Kosten und zum Scha-



den des Staates ein wahres und wirkliches Scheinbafeln führen.

Und Seine Excellenz der Marineminister Passan Pascha ist der getreue Diener seines Herrn, der eifrige Vollstrecker des kaiserlichen Willens und darum unerschütterlich fest in der Gnade Seiner Majestät.

Dieser Egoismus des Sultans und der Umstand, daß er aus Angst nie das Palais verläßt, außer wo ihn religiöse Pflichten hierzu zwingen, demnach nur steht und hört, was seine nächste Umgebung zuläßt, sind die Ursachen, daß die Türkei unter Abdul Hamid nach einer längeren Ruhepause jetzt mit rasender Eile die schiefe Bahn abwärts drängt, woran die militärische Spielerei mit Griechenland und der infolge des glücklichen Verlaufes derselben bei den Türken erzeugte Größenwahn nichts ändern.

Der Sultan zeigt sich dem Volke nur am Freitag, wo er sich zur Moschee — er hat sich deshalb eine solche ein paar hundert Schritt vom Palais entfernt erbauen lassen — am 15. Ramazan, wo er sich nach Stambul, und am Bairam, wo er sich zur Fußdigung nach Dolma Bagtsche begeben muß. Sonst verläßt er sein Märchenschloß nie.

Diesen Pflichten kann sich ein Sultan nicht entziehen, ihnen gegenüber ist auch der Padischah ohnmächtig, da sein Richterscheinen am Selamlit bei allen Gläubigen dahin gedeutet würde, daß der Sultan entweder gefangen oder gestorben sei oder was viel ärger wäre, die Gebote des Korans nicht befolge.

Daher begeben sich die Sultane selbst schwerkrank Freitags doch in die Moschee und es ist ja bekannt, daß beispielsweise Mahmud I. sich, obschon in den letzten Zügen, auf das Pferd heben und in die Moschee zur Freitagsandacht führen ließ, aber im Sattel bei der Rückkehr aus dem Gotteshause starb (13. Dezember 1754).

Unter den früheren Sultanen waren nicht nur pompöse Auffahrten sehr häufig, sondern es kam auch oft vor, daß die Sultane unbekannt die Straßen durchstreiften, um sich von der öffentlichen Stimmung zu überzeugen.

Man erzählt sich in dieser Hinsicht eine Menge interessanter Episoden, und zwei will ich den Lesern nicht vorenthalten.

So gelüftete es einst dem Sultan Abdul Aziz zu erfahren, wie die „Rum“ (Griechen) über ihn dächten. Kurz entschlossen begab er sich in unscheinbarer Kleidung in ein obskures Kaffeehaus nach Galata. Der Kafedtschi brachte ihm eine Tasse Kaffee und einen Margileh (Wasserpfeife) und der Sultan ließ sich beides wohlschmecken. Bald hatte er auch einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch mit den Nachbarn gefunden, ein Wort gab das andere und in Kürze war man in der Politik mitten drin.

Darauf wartete der Sultan. Nun zog er unbändig auf sich selbst, d. i. auf Abdul Aziz, los.

Anfangs war alles starr vor Schreck über die Kühnheit des Türken, aber bald trat der Kaffeevirt vor und sagte: „Entweder bist du ein Spion, der ehrliche Leute ins Unglück bringen will und dann verdienst du Hiebe oder dir ist es mit dem Schimpfen ernst, dann verdienst du die Hiebe erst recht, denn wir lieben alle unseren Sultan, den Gott erhalten möge.“ Sprach's und stürzte sich mit den Worten: „As ton dössomen éna xillo ton keratá!“ (Hauen wir diesen Hörnerträger\*) auf diesen und warf ihn, unterstützt von den übrigen, nachdem er ihm eine tüchtige Tracht Prügel hatte zukommen lassen, hinaus.

Abdul Aziz soll niemals mehr das Verlangen gespürt haben, über den Sultan loszuziehen.

Sultan Mahmud hatte in Erfahrung gebracht, daß in den Schuldgefängnissen die ärgste Mißwirtschaft herrsche und daß die dort Befindlichen buchstäblich vor Hunger und Schmutz zu Grunde gingen.

Kurz entschlossen wollte er sich selbst überzeugen, ob die Vorwürfe gerechtfertigt seien, und begab sich in ärmlicher Tracht nach einem in der Nähe des Schulturmes gelegenen Kaffeehause. Dort sah er in einer Ecke einen elend gekleideten Mann sitzen, der seinen Kaffee schlürfte. Er trat auf ihn zu und sagte ihm: „Du scheinst betrübt zu sein, dich drückt wahrscheinlich Armut. Du hast es aber in der Hand, deine Sorgen zu verschrecken, denn ich biete dir ein kleines Geschäft an, bei dem du ohne jede Mühe zehn Goldpfunde verdienen kannst.“

„Allah sei mir gnädig,“ antwortete der Alte, „ich bin arm und weiß nicht, wie ich den Meinen Brot geben soll, und zehn Pfund sind ein Schatz, aber da wird wohl etwas dahinter stecken und ich will lieber betteln als mit beschwertem Gewissen Pilaw\*\*) essen.“

„Du sollst gar nichts Unrechtes thun, sondern nur in jenes Karakol (Polizeiwachstube) gehen, das man von hier deutlich sieht, und dem Offizier klagen, daß ich dir Geld schulde, dich ruiniert habe und dir keinen Para zurückgeben wolle. Er möge mich rufen lassen und mich zur Zahlung anhalten oder mich einsperren. Ich werde eine Bezahlung verweigern und mich ins Gefängnis bringen lassen, denn in dies hineinzukommen, ist mein sehnlichster Wunsch.“

„Allah bujuk“ (Gott ist groß), war die Antwort des Alten. „Andere Leute möchten gerne aus dem Gefängnisse heraus und du willst es dich kosten lassen, hineinzukommen? Dein Verstand, Freund, wird gelitten haben.“

„Das ist meine Sache. Kurzum, willst du oder nicht? Ich kann auch andere Leute finden. Hier ist

\*) Kerata oder Hörnerträger, d. i. ein von seinem Weibe Betrogener, ist bei den das strengste Kamitenleben führenden Griechen das ärgste Schimpfwort.

\*\*) Reis mit Hammelfleisch, das allgemein übliche orientalische Gericht.

22

das Geld und nun entscheide dich rasch, bedenke aber, daß deine Familie nach Brot schreit und du gar nicht das Recht hast, dir eine Gelegenheit, ehrlich solches zu erwerben, vorübergehen zu lassen."

Der Alte sah das Geld, dachte an die Freude seiner Familie, wenn er Brot brächte, und kam zum Schluß, daß der andere unfehlbar verrückt sei. Wenn er ihm den Gefallen thäte, so wäre der Verrückte in sicherem Gewahrsam, er könnte dessen Familie in Kenntnis setzen, dieser das Geld zurückgeben, und bekäme dann gewiß soviel als Belohnung, um den Seinen Brot kaufen zu können.

"Gut," sagte er, "ich will dein Verlangen nach dem Gefängnisse befriedigen, aber ich muß dir sagen, daß wenn ein Gesunder hinkommt, er verrückt wird und falls er schon wahnsinnig ist, er unheilbar wird."

Daraufhin erhielt er das Geld und begab sich zum Karakol, auf dessen Terrasse der Jus Baschi (Offizier, eigentlich der Führer von Hundert) saß und seinen Kaffee trank. "Salem aleikum," grüßte der Alte, "ein Lump Namens Mustapha, die Schande seines ganzen Mahalás (Viertel), hat mich um mein Geld betrogen und will mir nicht einen Para zurückgeben. Er ist jetzt im Kaffeehaus drüben. Laß ihn kommen und halte ihn dazu an, mir das Geld zu geben oder lasse ihn einsperren."

Der Offizier, froh die Monotonie des Dienstes unterbrechen zu können, läßt den Sultan durch einen Tschau (Polizisten) herbeiholen und fährt ihn an: "Ist es wahr, du Schande der Menschen, daß du diesen braven alten Mann um das Seinige betrogen hast."

"Du sagst es," war die ausweichende Antwort.

"Und willst du zahlen?"

"Nein."

"Dann fort mit dir in das Gefängnis."

Bald war der Sultan im Gefängnisse, einem elenden von Miasmen erfüllten Raume, in dem Schuldhäftlinge und Verbrecher zusammengesperrt waren. Als es Abend wurde, kam der Schließer, um das Licht auszulöschen. Von diesem verlangte der Sultan das Abendbrot.

"Es giebt keins, wenn man es nicht bezahlt."

"Aber der Sultan hat es anbefohlen."

"Das geht mich gar nichts an."

"Aber mich," war die Antwort des Sultans, der seinen Mantel abwarf, so daß auf seiner Brust der Diamantstern erglänzte.

Was nun folgt, läßt sich leicht denken: Bestrafung der Schuldigen und Belohnung des ehrlichen Alten.

Eine andere Episode spielte sich unter Sultan Murad IV. ab, der bekanntlich mit aller Energie

die Leidenschaft des Tabakrauchens in seinem Reiche unterdrücken wollte.

Er war einst in einfacher Kleidung nach Skutari (asiatische Seite) gefahren und wählte zur Rückfahrt ein großes Boot, in dem sich schon ein Soldat befand, der anscheinend aus der Provinz nach Konstantinopel gekommen war.

Während der Fahrt zog der Soldat eine kurze Pfeife heraus, storfte sie und begann zu rauchen. Der Sultan sah mit Staunen und Zorn, wie sein Verbot mißachtet werde, und rief dem Soldaten zu: "Kennst du nicht das Verbot des Sultans? Beim Barte des Propheten, du bist ein furchtloser Mann, daß du so öffentlich rauchst. Sieh auf deinen Kopf acht."

"Der Mensch kann nur einmal sterben," war die Antwort. "Ich kann ohne zu rauchen nicht leben und wenn der Sultan dem Volke das einzige Vergnügen rauben will, so kümmere ich mich um solche Befehle nicht."

Murad, in dem es bereits vor Wut kochte, flüsterte dem Soldaten zu: "Leise, leise, Esendimiz (unser Herr) hat lange Ohren (hört alles)."

"Die haben alle Esel in Stambul," meinte der halbstarrige Soldat.

Unterdessen waren sie am Landungsplatz angekommen und stiegen aus. Als sie einige Schritte gegangen waren, sagte Murad zum Soldaten: "Du gefällst mir, komm mit mir, wir wollen dem Sultan zum Trotz rauchen."

Der Soldat aber sagte: "Deine Worte sind süß wie Honig, deine Augen aber bitter wie Galle und ich vermute sehr, daß du ein Spion bist oder der Sultan selbst, von dem man erzählt, daß er die Leute selbst anhört und dann straft. Hier meine Antwort." Und damit versetzte er dem Sultan einen solchen Stoß, daß er taumelte. Bis er zu sich gekommen war, war der Soldat verschwunden.

Das sind so einige Episoden, die in der Türkei in den Kaffeehäusern erzählt werden und die zeigen, daß dies unnahbare Sichabsperrn des Sultans von seinem Volke ein novum für die Türkei ist, das den herrschenden Absolutismus, der patriarchalischen Formen entkleidet, geradezu unheimlich macht.

Der jetzige Sultan ist, wie schon gesagt, weit entfernt, sich unter das Volk zu mischen, und er ist der erste, der unter allen Sultanen selbst eine Revue über seine Truppen nur hinter einem wohlvergitterten Fenster sich abzunehmen traut, wobei, um ja sicher zu gehen, die Artillerie zu Fuß kommt und die Kanonen, die ja losgehen könnten, hübsch zu Hause bleiben.



# Die Klippenwohnungen der Mesa verde.

Von Paul Schumann.

Mit drei Illustrationen nach Original-Photographien.

Nachdruck verboten.

**A**u den merkwürdigsten Vorkommnissen der Erde gehören die sogenannten Cañons des Felsengebirges in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und in Mexiko. Nirgends kann man die Einwirkung der Flußläufe auf die Erdrinde in gleich großartiger Deutlichkeit beobachten wie hier, wo Rio Colorado, Gila, Rio Grande nebst ihren Nebenflüssen tiefe Risse mit oft senkrechten Wänden in das Erdreich geschnitten haben. Unsere Klauen, Klammen oder Tobel, wie die gleichartigen Thäler in den Alpen und im Jura heißen, geben nur einen schwachen Begriff von diesen Cañons, deren fast senkrechte Wände bis zu 1300 m hoch sind und deren größter — der große Cañon des Colorado — nicht weniger als 383 km lang ist. „Vor allem eindrucksvoll,“ so schreibt Nagel, „ist die Enge und Steilheit der Thäler. Keine nennenswerte Ausbuchtung unterbricht auch nur auf 500 Schritt den Schluchtencharakter; höchstens weichen einmal die senkrechten Felswände zurück und lassen minder steile Bergabhänge hervortreten; aber selbst, wo dies der Fall ist, scheint vor dem Wanderer oder in seinem Rücken wieder ein Felsenwall das Thal abzuschließen, und man kommt nicht aus den starren Bildern heraus.“

Schwerlich kommt man auf den Gedanken, daß in diesen Schluchten Menschen wohnen oder gewohnt haben könnten. Und doch ist dies der Fall. In den senkrechten Uferwänden der Cañons finden sich an verschiedenen Stellen Höhlenbauten, die zwar jetzt längst nicht mehr bewohnt sind, die aber vor Jahrhunderten von Menschen hergestellt wurden und als Wohnstätten gedient haben. Die Überlieferungen der Pueblo-Indianer weisen darauf hin, daß deren Vorfahren schon in diesen Gegenden wohnten und die Felsenwohnungen erbaut haben. Pueblos heißen die großen aus Steinen oder Lehmziegeln (adobes) errichteten mehrstöckigen, festungsartigen Bauwerke, welche diese Indianer in Arizona noch heute bewohnen. Sie haben in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit den verlassenen Höhlenbauten der Cañons. Schon die Spanier im 16. Jahrhundert drangen bis zu den Pueblo-Indianern vor; diese trieben Ackerbau, mußten ihre Felder künstlich zu bewässern und hielten Hunde und Hühner als Haustiere. Sie verarbeiteten Metalle zu Schmuckgegenständen, stellten Gefäße aus Thon her und verfertigten Matten und Kleider aus Gräsern und Rindensfasern. Aber die Kenntnis der alten Pueblo-Indianer und ihrer Kul-

tur ging wieder verloren, und erst als in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts die großen Querbahnen von Ocean zu Ocean in den Vereinigten Staaten erbaut wurden, entdeckte man die merkwürdigen Steinbauten von neuem. Sie sind seitdem Gegenstand reger wissenschaftlicher Forschung gewesen. Das neueste der wissenschaftlichen Werke, die sich mit ihnen beschäftigen, eine ausgezeichnete Arbeit, liegt vor uns. Es ist verfaßt von dem inzwischen in jungen Jahren verstorbenen schwedischen Gelehrten Dr. Gustav Nordenfjöld und betitelt: *The Cliff Dwellers of the Mesa Verde Southwestern Colorado, their pottery and implements*, translated by D. Lloyd Morgan (P. A. Norstadt & Söner, Stockholm und Chicago). Wir geben aus dem vorzüglich ausgestatteten Werke drei der in Photographuren hergestellten Abbildungen wieder und versuchen unseren Lesern in aller Kürze einen Begriff von den Klippenwohnungen zu geben.

Die Mesa verde (der „grüne Tisch“, die „grüne Platte“), deren Klippen Nordenfjöld ganz besonders eingehend untersucht hat, ist das Hochplateau im südwestlichen Colorado, nördlich vom Rio San Juan zwischen Rio Grande und Rio Colorado, dort, wo der Rio Mancos in einem weiten Bogen nach Südwesten fließt. In sein Thal münden in fast nordsüdlicher Richtung der Moccasin-Cañon, der Klippen-Cañon, der Navajo- und der Ute-Cañon. Das ganze Gebiet ist den Ute-Indianern vorbehalten. Nur der Rio Mancos führt Wasser, die Cañons sind ausgetrocknet und nur im Frühjahr und bei heftigen Regengüssen füllen sich die Betten mit heftig dahibrausenden Wassermassen. Hier nun finden sich in dem senkrecht zerklüfteten Kreidesandstein die merkwürdigen Klippenwohnungen, teils einzeln, teils in ausgedehnten Burganlagen vereinigt, besonders an solchen Stellen, wo die Thäler einen Bogen machen oder kegelförmig endigen. Wir schließen unsere Beschreibung an die drei Abbildungen an, die wir dem Nordenfjöld'schen Werke entlehnen.

In einem langen, aber nicht sehr tiefen Seitenarm des Klippen-Cañons liegt die größte Ruine der Mesa verde: der Klippenpalast. Unbeschreiblich und wunderbar ist der Eindruck, den der Reisende erhält, wenn er nach einem langen ermüdenden Ritt durch den endlosen einförmigen Nadelwald plötzlich am Rande des Abgrundes hält und an der gegenüberliegenden Wand in ein gewaltiges Felsen-

gewölbe eingebettet die Ruinen des Klippenpalastes erblickt. Die Ruinen verdienen ihren Namen, denn mit ihren runden Türmen und hohen Mauern, die aus den Steinhaufen tief in dem geheimnisvollen Zwielicht der Höhle emporsteigen und in ihrer geschützten Lage dem Zahn der Zeit Trotz bieten, gleichen sie aus der Entfernung einem verzauberten Schlosse. Es ist wohl begreiflich, daß der Klippenpalast so lange unentdeckt bleiben konnte. Ein Versuch, in den Klippenpalast-Cañon von dem Klippen-Cañon aufwärts einzudringen, begegnet fast unüberwindlichen Hindernissen in Gestalt großer Steinblöcke, die von den Klippen herabgefallen sind und sich quer über das schmale Flußbett gelegt haben, das an den meisten Stellen dieses Cañons den einzigen gangbaren Weg zwischen den steilen Felswänden hin bietet. Durch den Nadelwald aber, der das Plateau für den Unbewanderten zu einem vollkommenen Labyrinth macht, kann nur ein glücklicher Zufall den Forscher gerade zu der Stelle führen, von der man den Klippenpalast erblicken kann.

Von dem Plateau zu den Ruinen hinuntersteigen kann man entweder von der anderen Seite des Ca-

ñons oder auf derselben Seite ein paar hundert Schritte nördlich oder südlich von dem Klippenpalast. Dieser ist wahrscheinlich die größte Ruinenstätte ihrer Art, die man bisher in den Vereinigten Staaten kennt. Er enthält mehr als hundert Räumlichkeiten, darunter gegen zwanzig Estufas, das heißt Versammlungsräume zu religiösen Zwecken.

Eine eingehende Beschreibung des Bildes ist ohne Grundplan unthunlich. Wie man aber ohne weiteres sieht, liegen die Räume auf verschiedener Höhe, eine Art Straße führt zwischen ihnen hin. In der Mitte befindet sich ein freier Platz, auf dem vier Estufas liegen. Hohe Befestigungsmauern, zum Teil auf herabgefallenen Felsstücken errichtet, schützen den Palast vor Angriffen von außen. Es ist leicht ersichtlich, daß die hinteren Räume ganz lichtlos gewesen sein müssen. Hier findet sich regelmäßig eine dichte Schicht von Hühnermist; die Klippenbewohner haben nämlich Truthühner als Haustiere gehalten, denn man hat viele Geräte in den Ställen gefunden, die aus Truthahnknochen hergestellt sind. In diesen hinteren Räumen wurden auch die Toten bestattet. Die vorderen Räume mit rechteckigem Grundriß da-



Ans: G. Nordenskiöld, The Cliff Dwellers of the Mesa Verde.

Das Baltenhaus.



gegen dienten als Wohnräume, die mit rundem Grundriß aber religiösen Zwecken. Fenster haben sie ebensowenig wie die rückwärts gelegenen Vorratsräume. Nur Türen finden sich vor, die zugleich Licht und Luft einlassen, den Zugang für die Bewohner vermitteln und dem Rauch Abzug gewähren mußten. Sie sind entweder rechteckig und im Mittel etwa 50 cm breit und 70–80 cm hoch oder 90 cm hoch und derart gebaut, daß der obere Teil für den Oberkörper 45 cm, der untere Teil für die Beine 30 cm breit ist. Die Räume waren mit einem flachen Dache aus hölzernen Balken bedeckt, von denen sich aber nur noch wenige Spuren vorfinden. Die viereckigen Öffnungen in den Mauern, die auf unserem Bilde zu sehen sind, waren die Eingänge zu schmalen Korridoren, die zu den oberen Stockwerken führten.

Eine besondere Eigentümlichkeit bilden die oben erwähnten Gtufas, deren einzelne Klippenburgen bis zwanzig aufweisen. Sie sind kreisrund,  $4\frac{1}{2}$  m im Durchmesser und 2 m hoch. In der Mitte befindet sich eine regelmäßig mit Asche angefüllte Grube von  $\frac{1}{2}$  m Tiefe, die offenbar als Feuerstätte gedient hat. Zwischen ihr und der Außenmauer steht eine schmale 80 cm hohe Mauer, hinter welcher ein rechteckiger Gang ( $60 \times 100$  cm) nach außen und dann senkrecht in die Höhe führt. Man ist versucht, an Schornsteine zu denken, denn diese Schächte waren zum Teil zu schmal, um einen Menschen durchzulassen, zum Teil auch durch eingemauerte Balkenkreuze hierfür untauglich gemacht. Um in das Innere zu gelangen, mußte man durch eine Öffnung im Dache hinabsteigen. Die Umfassungsmauer weist innen in ihrem oberen Teile sechs tiefe Nischen auf. Welchem Zwecke diese Nischen gedient haben, weiß man nicht.

Wir geben weiter die Abbildung des sogenannten Balkonhauses, das ungefähr 4 km von der Mündung des Klippen-Cañons entfernt liegt. Die Ruinen dieses Hauses gehören zu den besterhaltenen der ganzen Mesa verde. Auch scheint es, als ob in ihnen die Architektur des Klippenvolkes ihren Höhepunkt erreicht hätte. Auf den Bau der Mauern ist hier noch mehr Mühe verwendet als im Klippenpalast. Die Steine sind mit der äußersten Sorgfalt behauen und ineinander gefügt, die Oberfläche der Mauern ist vollständig glatt und die Ecken sind genau im rechten Winkel gehalten.

An dem Balkonhause wird der Charakter dieser Wohnungen als Verteidigungsanlagen besonders klar. Eine handvoll Menschen konnte von diesem Klippenhause die Angriffe zahlreicher Feinde zurückweisen. Am Süden der Ruine sind noch besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Verteidigung wirklicher zu machen. Eine sehr schmale Kluft, welche

den einzigen Zugangsweg zu dem südlichen Teile des Felsenriffs bildet, ist bis zur Höhe von nahezu 5 m zugemauert. Durch den unteren Teil der Mauer geht ein schmaler Tunnel, durch welchen ein Mann auf Händen und Füßen von der Klippenwohnung zu dem südlichen Teile der Klippe gelangen kann. Hier kann man auf schmalen Raum, den Abgrund zur Linken, die Klippe zur Rechten, ungefähr hundert Schritte vorwärts gehen, wo die Klippe in der senkrechten Mauer des Cañons ihr Ende findet. Hier sieht man auch noch die eingestürzten Mauern eines starken Turmes, der die Annäherung von dieser Seite zu verhindern hatte. Am Nordende der Ruine, wo der Boden große Schwierigkeiten bereitete, errichtete man zunächst auf einer niedrigen Klippe eine Stühmauer, die dann den festen Grund für die äußeren Mauern der oberen Räume zu bilden hatte, wo die höher gelegene Klippe zu schmal oder zu uneben zum Bauen war. Die Gesamthöhe der Mauer hat so  $6\frac{1}{2}$  m erreicht.

Andere Klippenwohnungen sind noch schwieriger zu erreichen. Offenbar haben die Indianer Strick- oder Holzleitern benutzt, um hinauf zu gelangen. An einzelnen Stellen führten schmale in den Felsen gehauene Stufen zum Plateau empor. Zuweilen fehlen auch diese; in einem Falle blieb Nordenskjöld nichts übrig, als ein Gerüst vom Thal empor zu führen, um die Klippenwohnung zu erreichen.

Jünger als die Klippenwohnungen sind nach Nordenskjölds Ansicht die Baumerke, von denen sich noch Reste auf der Mesa befinden. Ein solches zeigt unsere dritte Abbildung. Das merkwürdige Gebäude steht auf der Spitze eines ziemlich hohen Sandsteingels und ist vollkommen cylindrisch geformt. Die Mauern sind 60 cm dick und an der höchsten Stelle 7,7 m hoch. Das Innere liegt voll von Steinen und Schutt; auch eine Steinart ward hier gefunden. An der einen Seite liegen Bruchstücke einer äußeren Mauer, die wahrscheinlich nicht rings um die innere Mauer führte, sondern nur einen Wall nach der Mesaseite bildete. Auf einigen sehr abgebrauchten Stufen, die in den Sandstein gehauen sind, kann man zu dem Turm emporklettern und sogar rund herum gehen. Dieses Gebäude diente wahrscheinlich als Lugaß, um des Feindes Annäherung rechtzeitig melden zu können. Es gewährt einen weiten Blick in den Cañon hernieder. Ähnliche Türme, die offenbar gleichen Zwecken gedient haben, finden sich an anderen Stellen noch vor. Auch diese Wachtürme zeugen also dafür, daß die Furcht vorm grausamen Feinde die Erbauer der Klippenwohnungen in die unzugänglichen Cañons gedrängt hat.

Wer diese Erbauer gewesen sind, läßt sich mit voller Sicherheit zwar nicht nachweisen, doch spricht nichts dagegen, daß es die Vorfahren der noch jetzt

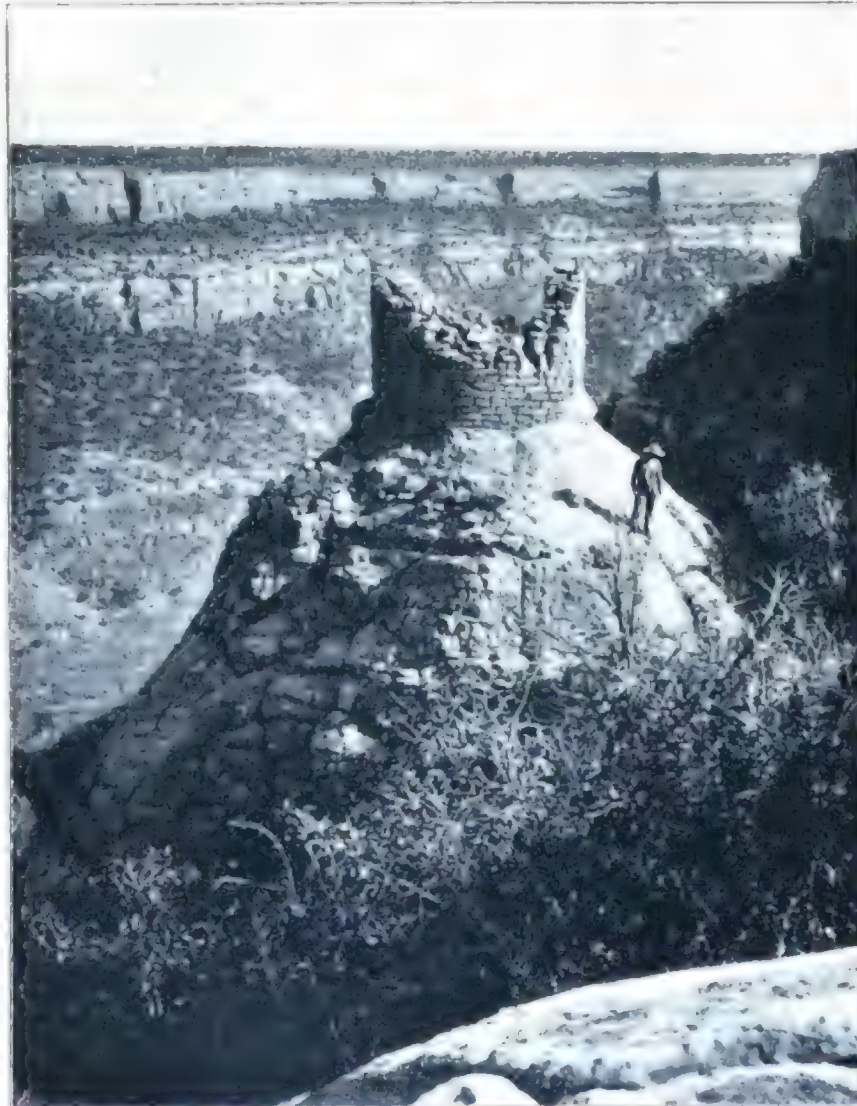
in diesen Gegenden lebenden Indianer gewesen sind. Dafür aber sprechen die kurzköpfigen Schädelformen der aufgefundenen Skelette, die Beile und Pfeilspitzen, die durchweg aus Stein bestehen und den üblichen amerikanischen Geräten dieser Art gleichen, die zahlreichen Thongefäße mit den kunstreichen Treppenstufen und Mäanderornamenten, die Geräte aus Holz, wie sie noch jetzt bei religiösen Feierlichkeiten der dortigen Indianer gebraucht werden, die Hitzzeichnungen in den Felsenwänden und endlich auch die Erinnerungen der heutigen Indianer, aus denen hervorgeht, daß ihre Vorfahren sich in Zeiten der Not aus ihren Wohnungen auf dem Plateau in die Felsennester der Cañons zu flüchten pflegten.

Die Klippenwohnungen sind nämlich nicht immer bewohnt gewesen. Für die Mesa verde lassen sich zwei Perioden nachweisen, in denen sie benutzt wurden; schon als die Spanier auf ihren Eroberungszügen hier eindringen, waren viele von den Felseneinbauten verlassen. Die Klippenbewohner aber waren nach Nordenskjölds Urteil nomadisierende Indianer, deren Kultur sich beträchtlich verändert und in gewissen Beziehungen durch die veränderten Lebensbedingungen gehoben hatte. Sie betrieben Feld- und Gartenbau und pflegten dabei namentlich Mais, Baumwolle und Yucca. Metalle kannten sie nicht, ihre Waffen waren von Stein, ihre Geräte teils von Trutzhahnsknochen, teils von Holz; ihre Gefäße sind aus langen

Streifen eines künstlich vorbereiteten Thones wie ein hohl aufgerollter Strick gebildet. Dabei weisen sie mannigfache Verzierung und Bemalung auf, sei es in schwarz, sei es in schwarz und weiß oder dreifarbig in schwarz, weiß und rot. Unter diesen verzierten Gefäßen aber finden sich Stücke, die man als wirklich schön und kunstreich bezeichnen kann. Die Kultur dieser alten Indianer ist also nicht zu unterschätzen. Ihre Nachkommen sind die heutigen Moqui und Zuñi, ihre

Zahl ist gegen jene Zeiten, als sie noch die Klippenbauten bewohnten, stark zurückgegangen, und auch ihre Kultur hat sich nicht auf der alten Höhe behauptet.

Dies ist der Hauptinhalt des gehaltvollen Nordenskjöldschen Buches, das dann im Anhang noch einige besondere Untersuchungen, namentlich über die aufgefundenen Schädel, enthält. Mit Recht hat es sich der vollen Anerkennung der Fachwissenschaft zu er-



Aus: G. Nordenskjöld, The Cliff Dwellers of the Mesa Verde.

Ruine eines Wachturmes in Navajo-Cañon.

freuen gehabt. Einem zweiten Forscher dürfte in der Mesa verde kaum noch etwas zu thun übrigbleiben, so gründlich hat Nordenskjöld seinen Gegenstand erforscht und ihn mit wissenschaftlichem Ernst behandelt. Die Verlagshandlung aber hat dem Buche, in dem sich der so jung verstorbene schwedische Forscher selbst ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat, eine wahrhaft glänzende Ausstattung verliehen, wie sie dem Inhalte wohl angemessen ist.





## An der Gartenhecke.

Ein Märchen von Eugénie Galli.

Nachdruck verboten.

Die Gartenschere hielt einen Augenblick in ihrer chirurgischen Arbeit inne. Sie war die Zuverlässigkeit und Pflichttreue in Person, aber in den warmen Mittagsstunden klappte selbst sie, die Treffliche, zeitweilig zusammen und gab dem unabweislichen Bedürfnis zu ruhen nach. Im übrigen lebte sie streng nach ihrem Wahlspruch: „Wer rastet, der rostet,“ und lief den ganzen lieben, langen Tag unermüdlich die Gartenwege entlang: knipps, knipps, knipps, knipps, von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, von Hecke zu Hecke. Alle unnützen Zweiglein, alle losen Triebe schwanden unter ihr wie Thau vor der Sonne; aber tugendliche Bäume und muster-gültige Spaliere entfalteten sich doppelt kraftvoll unter ihrer Behandlung und graue, weiße Fruchtstämme schlossen die Gartenschere in ihr Nachtgebet ein.

„Ihr müßt euch nur an ihre Eigenart ein bißchen gewöhnen, um sie lieb zu gewinnen,“ so trösteten sie den jungen Nachwuchs, der ein unheimliches Bangen nicht überwinden konnte, wenn die Schere zum erstenmal zu ihm herangerasselt kam. Sie hatte nun einmal dieses häßliche, barsche Organ, aber das war ja nur äußerlich, sie meinte es ja so gut.

„Wenn sie nur nicht so scharf wäre, so unbarmherzig,“ seufzte die Weißdornhecke, „ich meine, manch blühendes Leben wird von ihr dahingerafft.“

„Das müßten Sie doch erst beweisen, Feuerste,“ unterbrach sie die Harke, welche eben an der Hecke lehnte. Sie bildete sich mit Recht etwas auf ihren kerkengeraden Wuchs ein. „Sie werden mir doch zugeben,“ fuhr sie fort, „daß ein fester Stiel die Hauptsache im Leben ist, und daß wer sich zum ordentlichen fruchttragenden Baume entwickeln soll, in der Jugend energisch beschnitten werden muß.“

„Ja,“ sagte die Weißdornhecke bescheiden, „aber alle können doch nicht Bäume werden.“

„Nun, jeder braucht nicht gerade ein Baum von meiner Taille zu werden,“ sagte die Harke herablassend, und dabei reckte sie sich steif in die Höhe, „ich erkenne gewiß voll und ganz die Berechtigung auch der Sträucher und Hecken an, sobald sie nur nützliche Mitglieder unserer Kulturgemeinschaft sind; aber Sie selbst, Liebste, können sich doch gewiß gar nicht ohne Schere denken. Nein, Ehre dem Ehre gebührt! wer anders hat Sie denn so stark, so undurchdringlich für böse Buben gemacht? he?“

„Ich dachte gar nicht an mich,“ antwortete die Weißdornhecke wehmütig lächelnd, „O, an ganz jemand anders dachte ich! Haben Sie vielleicht die Jungfer Winde gekannt, die den Sommer über bei mir einwohnte? die ist durch die Gartenschere gestorben.“

„Ja, ich entsinne mich,“ sagte die Harke, „ein hübsches Mädchen — aber von höchst leichtfertigem Gebaren, ich glaube, die taugte nicht viel.“

„Taugen?! was nennen Sie denn taugen,“ brach es aus der Hecke fast ungeduldig hervor, „Sie meinen, zum Baume taugte sie nicht! — Sie wollen also eigentlich doch nur die Bäume gelten lassen!?“

„Zankt euch nicht, zankt euch nicht,“ zirpte jetzt ein Zaunkönig dazwischen, der eben geräuschlos aus der Hecke hervorschlüpfte. „Erzählt lieber von der Winde, dem himmlischen Kinde, das ich so liebte. Sie hatte ihre Schaukel dicht neben meinem Nest und es war meiner Frau während des Brutgeschäftes die schönste Zerstreuung, ihren sanften Blumenbewegungen zuzusehen. ‚Weißt du Alterchen,‘ sagte sie zu mir, ‚man entbehrt diesen Sommer das Fliegen gar nicht so sehr, wenn man den Gebärden dieses holden Geschöpfes folgt.“

Dieses Wiegen, dieses Neigen,  
Dieses Halschen nach den Zweigen!  
Ach, sie rankt sich und sie blüht  
Wie ein süßes, stummes Lied!“

So schloß das Böggelchen. Die bloße Erinnerung an die Winde hatte den kleinen Zaunkönig zum Dichter gemacht.

„Da bin ich wirklich neugierig zu hören, wie die hübsche Person geendet,“ warf die Harke dazwischen.

„Wir wollen leise sprechen,“ antwortete die Hecke, „ich möchte um alles in der Welt die Gartenschere nicht gegen mich aufbringen, und so eine Geschichte wie die von der Winde ist am besten geflüstert. Also sehen Sie, die Jungfer Winde hatte sich recht fröhlich bei mir entfaltet; ein bißchen ausgelassen, ein bißchen leichtsinnig mochte sie wohl sein; aber schön war sie, unwiderstehlich schön! Freilich war sie nicht die Stärkste und oft genug sagte ich zu ihr: ‚Kind, Kind, du solltest nicht mit jedem Winde tanzen!‘ . . .

„Das sind doch aber meine richtigen Vettern, Mutter Hecke!“ rief sie dann und schlang ihre Arme so zärtlich und fest um mich als wollte sie mich erdrücken, mit denen wird’s doch wohl erlaubt sein!“ Dabei wandte sie ihr feines Köpfchen listig hierhin

und dorthin, grad' als schau' sie aus, ob nicht ein neuer, windiger Wetter irgendwo herangewirbelt käme; und gleich darauf tanzte sie schon wieder, daß ihre blaßrosa Röcklein nur so flogen. Wirklich schien ihr das muntere Treiben auch nicht das geringste anzuhaben. Immer höher wuchs sie, immer voller und reicher entfaltete sie sich und spann immer ledere, kühnere Ranken. Ach, eben diese Ranken waren es, welche die Gartenschere so gegen sie einnahmen! Ich hörte damals, wie sie sich mit dem krummen Kerl, dem Baummesser, beriet und knirschend murmelte: „Es ist doch sündhaft, wie diese Winde ihre Kraft vergeuden! hat ihr die heilige Sonne dazu die herrlichen Farben gegeben? sollte sie nicht mit diesen großen, prächtigen Glocken feierlich zu des Himmels Ehre läuten, statt tändelnd grüne Ranken zu treiben? Zu leeren Hirnspinnweben und mutwilligen Arabesken hat, wer sich seiner hohen Lebensaufgabe bewußt, in unsern Tagen keine Zeit mehr.“ Und damit machte sie sich auch schon über die zarten, jungen Ranken her. Rechts und links fielen sie. Wie ein Zucken ging es über die schöne Winde; ohnmächtig glitt sie in meine Arme: „Hilf mir doch, Mutter Hecke! Du kannst nicht? . . . So lebe wohl! . . . ich sterbe gar jung! ach, die Ranken waren mein Leben! sie trugen ja meine Sehnsucht zur Sonne empor!“ . . .

„Dann fiel sie tot zu Boden . . .“

Da nun die Hecke wie in Schmerz versunken verstummte, wandte sich die Harke an eine dicke, runde Gießkanne, der die Tropfen von der vielen Arbeit noch an der breiten Stirne standen und die sich jetzt auch in den Schatten der Weißdornhecke begeben.

„Halten Sie das für möglich, Frau Doktorin,“ so rebete sie die Harke jetzt an, „daß jemand unter der Gartenschere stirbt?“

Die Gießkanne hatte schon durch ihre ruhige bedächtige Erscheinung etwas Zuversicht Erweckendes,

man konnte ihr wohl ein gesundes Urteil zutrauen; daher hörten auch alle aufmerksam zu, wie sie nun mit ihrer tiefen Altstimme antwortete: „Nein, das ist ganz ausgeschlossen. Die Operationen der Gartenschere gelingen immer; hätten sie aber ja einmal einen schlimmen Ausgang, nun so wäre der einfach auf den Kräftezustand des Patienten zurückzuführen. Aber glauben Sie mir, daran sterben unsere jungen Pflanzen nicht. Nein, die gewöhnliche Todesursache in den Gündstagen ist der Durst. Unsererins möchte dem ja unermüdlich vorbeugen, aber wir sind leider ganz in den Händen der vorgesetzten Behörden. Sehen Sie dort den Gärtnerjungen, wie der sich da drüben auf der Bank küsselt? Von solchem Schlingel hängt nun unsererins trotz seiner reichen Erfahrungen ab!“, und nun ergoß sich die Gießkanne zu der Harke in endlosen Klagen über die Schäden der Gartenverwaltung.

Die Hecke hatte gleich anfangs die Gießkanne unterbrechen wollen, aber der Jauntönnig flüsterte ihr zu, sie solle es doch nicht thun: „Es ist ganz unnütz,“ wisperte er. „Unsere holde Winde wecken leere Worte doch niemals wieder! Sie sollten nicht zu viel über Vergangenes grübeln, Mutter Hecke,“ mit diesem Rat schlüpfte er so unhörbar, wie er gekommen, fort.

Tagsüber hatte ja die Hecke auch kaum Zeit dazu. Wer ein so großes Kost- und Logierhaus inne hat wie sie, der kommt nicht leicht zum Kopfhängen. Da sind die Passanten, die Bienen, die Käfer und allerlei sonstiges kleines Getier zu bedienen und abends gewährt die große Butterblumenfamilie, welche das blühende Geschäft im Erdgeschoß inne hat, auch so mancherlei Zerstreuung. Aber des Nachts, da träumt die Hecke noch immer von der Winde, da glaubt sie ihre sanften Arme zu fühlen, glaubt ihren süßen Atem zu trinken; und wenn dann morgens die Stelle leer ist, weiß sie, nichts war ihr so ans Herz gewachsen wie diese eine, diese feine, lustige, duftige Winde.

## Gehen oder bleiben.

Roman von Sophie Junghans.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Alrich hatte Weste und Hemd geöffnet und die Hand zu größerer Sicherheit noch einmal an die Herzstelle geschoben. Es war eigentlich kurios, daß man bei dem allen so ruhig sein konnte! Gar kein besonders merklicher Herzschlag, im Gegenteil — er mußte wahrhaftig suchen, bis er die Stelle fand, an der die aufgedrückte Hand gesenkt und gehoben wurde. Er überlegte noch einmal — nur nicht pfuschen! Ein Fehlen war nicht möglich, das Ding mußte denn an einer Rippe —“

Da — warum hatte er nicht schon losgedrückt! Deutlich vernahm er jetzt das Geräusch knackender Zweige im Unterholz und durch die Laubschicht raschelnde Schritte. Aber es war doch besser so; sie hätten ihn sonst zu rasch gefunden! Er würde jetzt ruhig ein Stückchen weiter gehen und die höchst unwillkommenen Störer — wahrscheinlich waren es Kinder aus den Dörfern, die Reifig lasen — erst vorüberlassen oder sich in sichere Entfernung von ihnen zurückziehen.

Der Störenfried kam aber immer näher — Kinder waren das nicht, die hätten sich durch schwagende Stimmen längst angekündigt. Vielleicht ein Kreiser des Försters, vermünschter Zufall! Mit dieser Empfindung auf dem Gesicht drehte sich Ulrich Wedekamp jetzt endlich scharf um, fuhr zurück, als ob er einen Schlag erhalten und stand dann fassungslos wie nie zuvor in seinem Leben.

Nicht viel besser schien es der Herangelkommenen zu ergehen. Es war Fräulein Lucius, die vor wenigen Minuten den Platz unter der Eiche mit grenzenloser Enttäuschung leer gefunden hatte und in stumpfer Hoffnungslosigkeit nur noch bis zur Höhe gekommen war. Denn: er habe dort oben Wald, hatte Ulrich Wedekamp ihr einmal gesagt. Vielleicht, daß sie ihn in diesem seinen Wald finden würde.

Und nun hatte sie ihn gefunden! So jäh und furchtbar war aber das Erschrecken von seiner und so überwältigend der Rückschlag nach all der Verzweiflung auf ihrer Seite, daß sie beide absolut kein gleichgültiges Wort über die Lippen brachten. Sie sahen sich nur an; die Blicke hingen zum erstenmal rücksichtslos und leidenschaftlich ineinander und endlich stammelte er: „ich dachte, Sie wären längst abgereist — ich glaubte nicht, daß ich Sie wiederssehen würde.“

Sie antwortete nicht. Warum sprach sie nicht? Was bedeutete dieser seltsame, wild forschende Ausdruck in ihren Augen? Über ihn war, nach all der schweigenden Seelenqual, jetzt ein traumhafter Zustand gekommen und durch diesen suchte die irre Empfindung, als habe er vielleicht, kraft des festen Entschlusses, schon die furchtbare Brücke überschritten. Denn die tyrannischen Bedingungen des vorigen Lebens schienen aufgehoben. Die, die er nie wieder zu sehen gedacht hatte, stand vor ihm, und sie war zugleich eine andere als bisher. Eine Scheidewand schien gefallen; sie standen gleichsam dicht, Seele an Seele. Und nun trat sie in körperlicher Wirklichkeit noch näher auf ihn zu, während er wie gelähmt blieb. Endlich, durch die Berührung einer weichen Hand, schreckte er auf und kam zu sich, das heißt, zurück zum Bewußtsein der Pein. Thea Lucius hatte seine rechte Hand gefaßt, die, an der Seite herabhängend, verborgen die Waffe hielt. „Also doch,“ sagte sie mit zuckenden Lippen.

Die Pistole blieb in ihrer Hand — warum nicht? Hätte er sie etwa jetzt, vor des Mädchens Augen, noch gegen sich wenden sollen? Dieser Plan war kläglich gescheitert und jetzt, jetzt erst fühlte Ulrich Wedekamp sich so bodenlos elend, so völlig verurteilt und vernichtet, daß ihm war, als ob die Erde sich aufthun und ihn verschlingen müßte. Er wollte fort von ihr, lehnte den Arm an den mächtigen

Stamm der Buche, die Stirn darauf und brach in ein erschütterndes Weinen aus.

Das zuckende Gesicht verbarg er dergestalt vor ihr, und so hatte dieser vielleicht unmännliche Ausbruch wenigstens nichts Unästhetisches. Den starken Körper nur sah sie in Bewegung, wie eine stämmige Eiche im Sturm. Das dauerte eine ganze Weile, dann mußte er sich doch aber endlich fassen und zu ihr umwenden. Da blickte auch er in ein thränenüberströmtes, zuckendes Gesicht. Sie hatte wenigstens Mitleid mit ihm — nun, das würde wohl einer jeden so gegangen sein. Das Mitleid aber überwog, wie es schien, bei ihr sogar die Verachtung. „Das wollten Sie thun?“ sagte sie endlich, mit anfänglich schluchzender Stimme, die dann aber fester wurde. „Sie — jung, gesund, reich —“ Ein stöhnender Laut brach von ihm bei dem letzten Worte. Das war ja eben der Fluch gewesen! Sie beachtete den Ausruf nicht, fuhr vielmehr fort, einfach, ja kindlich sprechend, wie er sie noch nie gehört hatte: „Sie sehen aber doch: der liebe Gott hat es nicht haben wollen.“

„Das scheint so,“ murmelte er dumpf. Und dann, indem er die blutunterlaufenen Augen in müdem Staunen auf sie richtete: „Wie kommen Sie hierher? Von allen Menschen gerade Sie . . . Was für ein sonderbarer Zufall . . .“

Thea Lucius bewegte schon die Lippen zu einer Antwort, unterdrückte sie aber wieder und sagte statt dessen mit heißen Wangen: „darauf kommt es nicht an“ — nie noch hatte sie eine solche bewußte Unwahrheit gesagt! — „ich bin da und das giebt mir ein gewisses Recht: Sie müssen mir etwas versprechen . . .“

„Was meinen Sie?“ Auf die übermäßige Erregung schien bei ihm eine matte Gleichgültigkeit gefolgt zu sein, die aber eigentlich etwas noch Trostloseres hatte.

„Sie sollen einen solchen Versuch nicht wieder machen,“ sagte sie hastig, fast flüsternd; sie stand dicht vor ihm. „Sie sollen leben — leben wollen . . .“

„Das werde ich ja wohl müssen.“ Was war das? Was hatte er da noch gemurmelt? Waren es die Worte gewesen: „Das werde ich ja wohl müssen — auch wenn Sie fort sind?“ Thea wußte nicht, ob sie recht gehört hatte; er schien übrigens dem, was er gesagt hatte, kein besonderes Gewicht beizulegen und nicht darauf zu achten, ob es zu ihren Ohren gedrungen sei oder nicht. „Verzeihen Sie mir, aber noch etwas möchte ich,“ fuhr sie fort. Merkwürdig, daß sie so gar nicht Miene machte, über seine feige That zu Bericht sitzen zu wollen. Verzeihen Sie mir, hatte sie gesagt: er ihr! was, um Gottes willen!

Das, was sie jetzt noch von ihm begehrte, zu größerer Sicherheit, daß er die Kette weiterschleppen werde. Es war sein Ehrenwort!

„Mein Ehrenwort —“ er zauderte nun doch. „Wenn Sie wüßten, was Sie verlangen,“ sagte er, mit einer so traurigen Stimme. Sie hatte sich, jedenfalls zur Bekräftigung des geforderten Versprechens, von ihm die Hand geben lassen; da, mit der Berührung der Hände, wurde mit einem Male alles anders. Er hielt ihre Hand unbewußt fest und fester, wie ein Ertrinkender den rettenden Halt. Und dazu paßte der Blick, mit dem er sie ansah. Er konnte einen so merkwürdigen Ausdruck in den braunen Augen haben; sie hatte ihn schon früher bemerkt und er trat jetzt wieder hinein und das Herz kehrte sich ihr um und um dabei, in einer Empfindung, die sie bisher für ein grenzenloses, sehnüchtes Mitleid gehalten hatte. Je länger je heißer strömte es aber auch jetzt durch die Hände, von ihr zu ihm, von ihm zu ihr. Das Mädchen stand fassungslos: sie fühlte, daß sie sich nicht rühren und regen durfte, um sich nicht zu verraten.

Da ließ er jäh ihre Hand los und trat zurück, zugleich das Haupt neigend. Der starke, große Mann, der sie fast um Kopfeslänge überragte, und diese Bewegung — es lag darin, ihm freilich unbewußt genug, ein ganz eigenes Pathos. So etwa hat sich einst der besiegte Gladiator geneigt, zum Zeichen, wie er geduldig bereit sei, den letzten Streich zu empfangen, er, der da wußte, daß er alles Heil verwirkt hatte. Sterben wollte dieser nun freilich nicht, sondern im Gegenteil, leben, aber es kam bei ihm in diesem Augenblick wahrhaftig fast auf dasselbe heraus: die Tragik des Entschlusses war dieselbe. Sie sprachen auch nichts mehr, sondern gingen, sie nach dieser, er nach jener Seite, auseinander, sie aber mit fast ebenso müden schleppenden Schritten wie er, und innerlich zerrissen, wie nie in ihrem Leben. Und zu Hause, das heißt in ihrem Zimmer in Falkenlust, verriegelte sie die Thüre, warf sich an ihrem Bette in die Kniee und begann so bitter zu weinen, als wollte sie in Thränen ihre ganze Seele verströmen.

## 12.

Die klaren heitern grauen Augen des eleganten Fräulein Lucius waren doch wohl für vieles Weinen nicht gemacht und längst sah man ihnen die zahllosen Thränen nicht mehr an, die sie kürzlich, an einem gewissen Nachmittage, vergossen hatten. Es war zwei Tage später: noch immer war kein Telegramm da. Solche erzwungenen Stockungen des Lebens, wo man mit gepackten Koffern wie zwischen Thür und Angel dastht und für keine Beschäftigung ein rechtes Herz hat, weil keine mehr der Mühe wert scheint, können außerordentlich peinlich werden. Thea

Lucius aber hatte in diesen Tagen in betreff ihrer Reise wenigstens weder Unruhe noch Ungebuld empfunden: das was sie innerlich ganz hinnahm und unablässig schwanken, beschließen und wieder verworfen ließ, hatte mit der Reise nichts zu thun. Sie war auch endlich zu einer Art Entschluß gekommen. Ehe sie wirklich ging, wollte sie an den Herrn der Mühle einen kurzen Brief schreiben und ihm ebensogut wie kürzlich dem Buchhalter Frederking in aller Form mitteilen, daß sie die Stelle niederlege. Sie wunderte sich über sich selber, wie sie dies bisher nicht hatte für angezeigt halten können. So viel Rücksicht konnte er immerhin verlangen, der doch gewissermaßen der Patron dieser ganzen Schule war und neulich so entschlossen ihre Partei genommen hatte. Sie würde in diesem Billet eine Adresse angeben, unter der auch während der Reise Briefe sie erreichten, und die Bemerkung hinwerfen, wie sie sich freuen würde, gelegentlich einmal wieder von Herrn Wedekamp zu hören. Dann war über den breiten Lebensstrom, der sie auseinander zu reißen drohte, doch etwas wie eine lustige Brücke geschlagen.

Es lag eine Art Beruhigung in jener Möglichkeit, aber Fräulein Lucius war äußerlich wenigstens in dieser Zeit doch sehr rastlos. In dem Bezirk von Falkenlust litt sie nun schon gar nicht; sie strich dagegen oft durch den kleinen Ort Mühle, der ja fast nur aus den Mühlengebäuden und dem Wirtshause bestand, und hätte viel darum gegeben, wenn sie das einfache Gesicht der Frau Schreiber einmal hätte erspähen können. Es lag doch wahrhaftig nahe, diese dann zu fragen, wie ihre Angst neulich abgelaufen sei. — Da kam sie auch einmal des Weges, der an der alten Mühle mit dem tiefen Thorweg und dem hohen Siebel vorüber führte, und mit einem Male that es wie einen Ruck durch sie hin, und dann atmete sie tief auf, als ob eine Last von ihr abgefallen wäre. Sie hatte nämlich jetzt weiter nichts zu thun, als ruhig vorwärts zu gehen, dann mußte sie mit dem Herrn der Mühle, dessen sie eben ansichtig geworden war, wie er ihr entgegenkam, zusammentreffen.

Dies Aufeinanderstoßen hätte gerade auf der Höhe der Straße vor dem alten Thorweg, der ja tiefer als diese lag, erfolgen müssen. Anders freilich, wenn Wedekamp in die Mühle wollte; dann mußte er schon ein paar Schritte vorher vom Wege abweichen. Und um dieser Möglichkeit zu begegnen, entschloß sich Fräulein Thea kurz: sie verließ den Straßendamm und ging selber hinabwärts, was nur der that, der in das Mühlenthor einzutreten beabsichtigte. Wartend blickte sie ihm zugleich entgegen. Und er, Verlegenheit und tiefe Scham auf dem Gesicht, kam langsam heran, wie von der Notwendigkeit auf sie zugeschoben.



Es war alles so sonderbar, was nun kam, daß sie sich später kaum darauf besinnen konnten. Wie war es nur, daß sie sich gleich darauf zusammen in der Mühle fanden? Es hatte noch keins von ihnen gesprochen: kein Gruß war gefallen, außer daß der Mann in eingeleisteter Gewohnheit den Hut gezogen hatte. Er grüßte übrigens sehr hübsch, das war ihr schon früher aufgefallen, den andern voll anblickend und mit einer ihm eigenen ernsten Höflichkeit.

Der große halbdunkle Mühlenraum, in den sie eingetreten waren, war eben still: das Werk war gestillt während der Mittagspause der Müllerburschen. Von diesen war keiner zu sehen; Thea sog den nahrhaften Mehlgeruch ein und blickte sich um. Ein behagliches Dämmerlicht; das dunkle Gebälk war nur vorn nach der Thür zu goldig angehaucht von der draußen webenden Sommerhelle, von welcher der Thorbogen ein fast blendendes Stück wie in einem Rahmen zeigte. Und nun endlich, die Verlegenheit überwindend, sahen sie einander an; und plötzlich hatte Thea ihm die eine Hand und dann auch die andere gereicht.

Das war noch in der Erinnerung von neulich, er wußte es; wieder das Mitleid. Jetzt behielt er die Hände aber. „Berachten Sie mich denn nicht zu sehr?“ fragte er nun flehentlich, leise.

Sie schüttelte nur stumm den Kopf und sah ihn immer noch ganz wunderbar an, mit Augen, deren Glanz durch die plötzlich wieder darin schimmernden Thränen erhöht wurde. Jetzt stieg die Blut ihm bis in die Schläfen. „Ich war feige,“ murmelte er hastig, „aber ich war zu unglücklich. Ein Elend hatte mich gepackt vor meinem verpfuschten Leben. Ich hatte erkannt, daß es verpfuscht war . . . wissen Sie, seit wann?“

Sie gab keine Antwort und er erwartete auch wohl keine. Er schleuderte ihre Hände von sich und wandte sich ab, in seines Herzens trostloser Bitterkeit, die Faust in die Augen gedrückt.

„Seit Sie hier sind,“ fuhr er fort, aber ohne großen Nachdruck, als wisse sie das ja doch schon längst. „Und sogar das war nun auch vorüber — ich wußte nicht anders, als Sie seien fort, auf Nimmerwiedertekehr . . .“

Thea stand ratlos, während aber doch ein wunderbares Vorgefühl ihr Herz hoch klopfen ließ. „Ich sollte Ihnen wohl danken,“ sagte er jetzt mit etwas mehr Fassung sich wieder zu ihr wendend. „Meine Mutter würde es thun, wenn sie alles wüßte. Ich kann es vielleicht später . . . jetzt nicht, jetzt nicht.“ Und einfach und traurig aber auch ohne Vorwurf fügte er hinzu: „Sie haben mir kein Glück gebracht.“

Da huschte es wie ein Lächeln über ihre Züge, trotz der feuchten Augen. „Und ich thäte es doch so gerne,“ sagte sie.

Mit plötzlicher Aufmerksamkeit sah er sie scharf an. „Warum sind Sie noch nicht fort, Fräulein Lucius?“

Was war das? Hatte sie wirklich gesprochen? Hatte er noch Ohren? War er nicht verrückt, nicht toller Sinnesstörung hingegeben? Die Worte waren ja auch einfach, aber der Ton, der Ton, dieser wie von Schluchzen und Zuckern durchbebt Ton, in dem sie gesagt hatte: „Weil Sie nicht sterben sollten, Ulrich Wedekamp — es wäre doch jammervoll schade gewesen!“

Ulrich war eine scheue, schwerfällige Natur, in der aber die Leidenschaft mächtig arbeiten konnte. „Thea — es ist nicht möglich . . . ich verstehe Sie nicht,“ raunte er heiser. „Das mag sein, denn ich verstehe mich selber nicht,“ das oder etwas ähnliches hatte sie gesagt, mit einem Aufzuge von Schallheit sogar und nun hatte er sie umfaßt, erst scheu, dann in der gewaltigsten Glückserregung seines Lebens, und sie hatte traulich ihren Kopf an seine Brust gebettet. Von dort flüsterte sie: „Es war nicht zufällig, daß ich in den Wald kam, Ulrich . . .“

„Nicht?“ Er hielt sie wieder von sich ab, wie um sie besser zu sehen. Aber er fragte einstweilen nicht weiter; die Verwunderung über eine heilige Fügung, die er zu ahnen begann, ging unter im Ganzen, in dem unsäglich Wunder dieses Besizes.

„Kann man mich denn lieb haben?“ fragte er nach einer Weile flüsternd, wie man nach einem Geheimnis forscht. „Ist es möglich?“

Thea nickte, schwankend zwischen Schelmerei und Rührung. Und da war es, daß es ihn durchfuhr wie ein neuer Schrecken des Glücks.

„Und so willst du — bei Gott, ich weiß nicht, ob ich wach bin, Thea — du willst meine Frau werden?“

„Es scheint so,“ sagte sie halb lachend und halb weinend, und nun, nicht ohne einen bittenden Blick vorher, nun küßte er sie zuerst. Und nach diesem Kusse wußte Thea Lucius, daß sie das, was geschah, nie bereuen würde.

\* \* \*

Als Ulrich Wedekamp an jenem denkwürdigen Nachmittage aus dem Walde gekommen war, hatte er noch ein Zusammentreffen, aber nur ein kurzes, mit dem Hauptmann Dachroden gehabt. Der dicke Herr war merkwürdig wortkarg gewesen, man hätte sagen können, befangen, wenn dieser Ausdruck im allgemeinen etwas besser zu seiner ganzen Person gepaßt hätte.

Er bestieg, sonderbarerweise, sein Pferd am Gitterthor des Gartens der Villa Numühle in eben dem Augenblick, als der Besizer derselben in Sicht kam, wartete dann aber doch im Sattel bleibend auf ihn und nickte ihm ein paarmal ernsthaft zu. „Gut, daß Sie wieder da sind,“ sagte er mit einer eignen Betonung.

Ulrich, in dem die furchtbarste Erschütterung seines Lebens noch nachjitterte, sah ihn mit seinen blutunterlaufenen verstörten Augen an, in einer Art von Stumpfheit gegen neue Beischämung, die er gleichwohl ahnte. Denn seine erste Frage an den Hauptmann war: „Sie waren bei mir? wollten mich besuchen? auf meinem Zimmer?“

„Das war ich,“ sagte Dachröden nachdrücklich. „Ich habe mit Ihnen zu reden, Wedelamp.“

„Muß es jezt sein?“ fragte Wedelamp müde.

„Na, das kommt darauf an,“ meinte der andere. Dann saßte er vom Pferde herab den Mühlenbesitzer am Hocktragen, beugte sich gegen sein Ohr und sagte halblaut: „es sah mir auf Ihrer Stube ein bißchen sonderbar aus: ich sah da ein paar Briefe liegen — pardon, wenn ich die Adressen gelesen habe. Und dann: warum ist man so unordentlich, seinen Gewehrschrank offen stehen zu lassen, wenn man fortgeht? Das kann ja ein Unglück geben.“ Und endlich warf er noch hin: „Die eine Pistole etwa schon in Reparatur, wie? das dürfte noch nicht sein . . .“

Ulrich sah ihn mit einem Blick an wie ein gehektes Wild — also auch hier verraten! Jezt bog sich der Dicke noch tiefer herab.

„Machen Sie mir keine Streiche, Wedelamp,“ flüsterte er nachdrücklich. „Die Flöre Voreisen ist es nicht wert —, das läßt Ihnen durch mich der Premier von Wachtmann sagen.“

Die beiden Männer wechselten noch einige kurze halblaute Worte, dann reichte Ulrich dem Hauptmann erschüttert die Hand hin.

„Ich danke Ihnen; Sie sind ein guter Kerl, Dachröden . . .“ Und der Hauptmann ritt fort, nachdem er sich von Wedelamp noch ein Versprechen mit Handschlag hatte geben lassen.

Das war an jenem schlimmen Tage gewesen. Ein anderer Mensch war Ulrich Wedelamp drei Tage später, als er um jenes Versprechen einzulösen auf der Stube Dachrödens sich einfand, die binnen kurzem ebenso raucherfüllt wie bei dem Besuche Wachtmanns war. Der Glückwunsch des guten Dicken zu seiner Verlobung war einer der ersten, den Ulrich empfing und einer, der ihm als von einem ehrlichen Kerl kommend wohlthat.

Diesmal hatten die beiden Männer eine längere Unterredung, in der von seiten Ulrichs die Worte fielen: „Was ich ihr für einen — nun, für einen gewissen Fall bestimmt hatte, das soll sie unverkürzt haben. Nicht, als ob ich glaube, mich von meinem Unrecht loslaufen zu können —“

„Na, na,“ meinte darauf Dachröden . . . „Nach dem, was ich Ihnen zu erzählen hatte, können Sie sich, dünkte ich, als quitt betrachten.“

Ulrich Wedelamp schien die Sache nicht ganz so behaglich aufzufassen. Es war nur unter dem heftigsten

Kopfschütteln, daß Hauptmann Dachröden seinem Notizbuch einverleibte, was aus demjenigen Ulrichs vor kurzem gekommen war. Und mit diesem Notizbuch im Waffenrock ging Dachröden am folgenden Nachmittage hinaus und betrat seinerseits zum erstenmal den gefährlichen Bereich des Hauses im traulichen Lindenhofe, mit den feuerroten Geranien hinter den harmlosen altmodischen Scheiben. Er fand die alte silbergrau glänzende Holzhüre des Hauses verschlossen; eine einfache Art der Anzeige, daß die Bewohner nicht anwesend seien. Als Soldat aber und vom Requirieren her an das Einlaßfinden auch unter erschwerenden Umständen gewöhnt, ging Dachröden jezt um das Haus herum und sah nun weit nach hinten sich erstreckend die üppige Gartenwildnis vor sich. Mit einer gewissen Vorsicht schritt er weiter, auf dem mittleren Pfade, unter tief hängenden Ästen uralter Obstbäume hin; es war ein sonderbares Gefühl, was ihn vorwärts zog; vielleicht doch weniger Ahnung als die kaum bewußte Erinnerung an das, was ihm Wachtmann vom Zusammentreffen mit der schönen Flöre dort unten am Lattenzaun gesagt hatte.

Plötzlich blieb er stehen, blickte sekundenlang scharf auf den schattigen Umlreis eines mächtigen Birnbaums vor ihm, um dessen Stamm sich eine Holzbank hinzog, ging dann ein paar Schritt rückwärts und brachte es fertig, trotz des weichen moosbewachsenen Bodens, mit Sporen und Degen ein Geräusch zu verursachen, das sein Näherkommen anzeigen mußte.

Erst nach wiederholten Versuchen hatte er Erfolg: zwei Personen, die auf der von ihm abgewendeten Seite des Baumes die Bank eingenommen hatten, richteten sich hastig empor und fuhrten herum nach ihm. Und gleich darauf stand zuerst die weibliche Gestalt auf ihren Füßen und dann der Mann, dessen Arm eben von ihrem Nacken herabgeglitten war.

Dachröden erkannte Flöre Voreisen sofort, schwarzgekleidet wie immer, musenhast schön auch jezt, mit etwas von der Starrheit der Antike in Form und Zügen, aber wahrlich nicht im Ausdruck. Augenblicke wie diese waren es, in denen sie ihre Bestimmung zu erfüllen schienen und in denen wer sie sah auch wider seinen Willen erkennen mußte, die Bestimmung dieses Weibes sei jezt nur die eine: schön zu sein.

So sehr sie nun auch danach angethan war, den Blick Dachrödens zu fesseln, so mußte sein Auge sich da sie nicht allein war, mit Notwendigkeit endlich auf ihren Begleiter richten. Und da staunte er von neuem und blickte von einem zum andern: das war ja genau ihr Typus; ein groß gewachsener junger Mann von einem gewissen Schwung der Linien in den Formen, den man selten sieht, wenigstens in unserem Norden: ein wunderschönes

Antlitz ebenfalls, wenn es auch dem Hauptmann nicht einen Augenblick gefiel: Flören's hartblaue Augen unter dunklen Brauen und Wimpern, ihr schweres schwarzes Haar, die reich gebildeten Züge: kurz eine in die Augen springende Ähnlichkeit zwischen beiden.

Dachröden erinnerte sich später, wie es ihm schon gleich in diesen ersten Sekunden des Anschauens zum Bewußtsein gekommen war, daß dieser Freund seine fünf, sechs Jahre jünger sein müsse als Flöre. Auch einen Stich ins Ausländische und Bunte hatte die Kleidung des jungen Menschen, der jetzt verlegen und übellaulig und in sehr wenig verbindlicher Haltung da stand.

Wer indessen wenig oder gar keine Verlegenheit verriet, das war Flöre. „Herr Hauptmann Dachröden, nicht wahr?“ sagte sie mit ihrem halben Lachen. „Ich kenne Sie vom Sehen und Sie mich wahrscheinlich auch . . . Hier,“ sie wendete sich nachlässig etwas um, „das ist ein Vetter von mir, der als Junge nach Amerika durchgebrannt war. Und jetzt —“ mit einem ganz unbeschreiblichen Blick dreister Besitznahme über den so formlos Vorgestellten hin, „jetzt ist er gekommen, um mich zu holen . . . Wie, Charles?“ und wieder ein noch gefährlicherer Blick über die Schulter hinüber.

„Warum nicht,“ sagte Charles, plumper als sein Aussehen hätte erwarten lassen. „Aus den Frauenzimmern drüben mache ich mir nun mal nichts.“

Dachröden, in seiner seltsamen Situation, machte statt aller Antwort eine leise Verbeugung. „Ihr Herr Vater ist wohl nicht zu sprechen?“ fragte er.

„Zu dem wollen Sie? Und Sie kommen von . . .“

Er senkte seinen Blick scharf in den ihren, der so ungern standhielt. „Von Herrn Wedekamp,“ sagte er, und dann halblaut, einer plötzlichen Eingebung folgend: „er hat sich verlobt . . .“

Es war nun doch, als ob das Blut aus Flören's Wangen weichen wollte, aber zum völligen Erblaffen kam es nicht. Sie nickte nach Herrn Charles hinüber, als wollte sie sagen: „bleib du 'mal zurück, dies sind Geschäftssachen“ und machte ein paar Schritte nach dem Hause zu, mit Dachröden, der in gedankenlosem Innehalten der Form ihre linke Seite gewann. „Ich mußte es, sowie ich Sie sah,“ sagte sie . . . „das Herz brech' ich mir nicht darum — ich hab' ja Ersah, wie Sie sehen —“

„Um so besser,“ sagte Dachröden trocken . . .

„Die Männer sind aber doch zu schlecht,“ hub sie wieder an. „Er, der neulich bei mir that, als wöhl' er aus der Welt laufen —“

„Nahe genug daran war er —“ die Worte waren dem Hauptmann wider seinen Willen entfahren, aber so gewaltig widerstrebte es ihm, in dieser Gesellschaft nur ein Wort weiter über einen tragischen Vorgang, den er wohl ahnte, zu verlieren, daß er jetzt die

Lippen fest schloß und auszuweichen sich bemühte, als ob er da eben überhaupt nichts gesagt habe. Flöre war aber doch aufmerksam geworden. Und all die Schlaueit, deren sie wohl fähig war, sobald ein Gelüft sie ergriff, bemächtigte sich jetzt der wahrscheinlichen Mission Dachrödens hier im Hause und der günstigen Chancen, die sich für sie daraus ergaben.

„Sie kommen mir übrigens gerade recht,“ sagte sie, plötzlich stehend bleibend. „Charles dort will mich heiraten und mit hinüber nehmen. Er wohnt in San Francisco und sagt, dort wäre der rechte Boden für mich und ich glaube es beinahe auch. Hier wenigstens habe ich es nachgerade satt. Der Vater will nicht daran; er thut immer, als wären wir wunder wie lahl, aber das weiß ich besser! Jedenfalls will er nichts herausrücken . . . Und, Charles, der arme Kerl, der mit seinem Geschäft ein Anfänger ist, hat auf ein paar tausend Mark doch immerhin gerechnet, und das kann ihm auch kein Mensch verdenken.“

„Diesem Hindernis wäre allerdings vielleicht abzuweichen,“ sagte Dachröden, vorsichtig, mit ganz dünnen Lippen.

Unter den breiten Lidern leuchteten ihre Augen rasch auf. „Sehen Sie, ich dachte es wohl,“ sagte sie aber doch mit ihrem leichten gleichgültigen Lachen. „Und da kommt auch gerade der Vater!“

Die große Salaiengestalt war eben um das Haus herumerschreitend sichtbar geworden und ein sonderbarer Blick des Alten hatte die Uniform Dachrödens getroffen, während sich aber nun sein glattrasiertes Antlitz schon den Ausdruck würdiger harmloser Bonhomie gab, der solchen Besuchern gegenüber zuerst aufgesteckt wurde.

Dachröden, innerlich gefaßt, schritt nun einer Unterredung mit dem Herrn Voreisen entgegen, die ihm im ganzen nicht viel anders als eine unter geringer Deckung zu nehmende Batterie vorkam. Der Ausgang, den die Sache haben mußte, stand trotzdem bei ihm felsenfest. Da lief es ihm mit einem Male merkwürdig heiß den Rücken hinunter; er hatte am Halse, über dem Uniformtragen, in der Nähe seines rechten Ohrs, einen warmen Hauch gespürt und fühlte nach der Wange hin die Nähe von Flören's reichem Haar, ohne daß sie ihn doch direkt berührt hätte. Mit der nachlässigen Vertraulichkeit, die ihren Verkehr mit dem andern Geschlecht so lange kennzeichnete, wie nichts anderes ins Spiel kam, hatte sie sich zu ihm gebeugt und flüsterte: „Eins will ich Ihnen doch lieber noch für alle Fälle verraten: gibt der Vater nicht gutwillig nach, nun, so geh' ich einfach mit Charles heimlich durch — halten lassen ich mich nicht, wenn ich einmal nicht mehr will . . . Und nun sehen Sie zu, wie Sie mit ihm fertig werden.“

\* \* \*



Die Tante von Fuchs ließ sich herbei, die Hochzeit an ihrem Wohnort auszurichten, nachdem Thea noch volle zwei Monate mit ihr auf Reisen gewesen war. Frau von Fuchs hatte wirklich Abbazia durchgeseht, obwohl, angesichts der unbegrenzten Möglichkeiten, Briefe aus Deutschland durch die etwas naive Postverwaltung jener Gebiete verspätet und auf einem Umwege durch die meisten österreichischen Kronlande zu erhalten, Thea und noch jemand die Sache ziemlich hart gefunden hatten.

Erst auf der Hochzeit und nach der Bekanntschaft mit Frau von Fuchs gewann Frau Wede-

und wenn sie einmal bei ihm stehen blieb, sahen diese klugen alten Augen sie hell und liebevoll an und er reichte ihr die Hand. Wie gesagt, redselig war er nicht, aber einmal war es doch zu einer Art Aussprache mit ihm gekommen. Er hatte die Rosen im Garten der Villa unter seine Pflege genommen. Einmal an einem Sommermorgen stand er nun mit Thea an dem Geländer über dem Flusse. Da nickte der kleine alte Bürgermann nach der jenseitigen Bergwand hinüber, wo das wissende Auge zwischen dem lichten Grün die Laubmasse der alten Eiche über der Bank erkannte, und sagte ruhig:



Jugend. Nach dem Gemälde von J. Schmalzberger.

kamp die Ältere eine annähernde Idee davon, wer ihre Schwiegertochter eigentlich war, und sie hat sich seitdem ihren Bekannten gegenüber nicht wenig darauf zu gute gethan. Die Laune, aus welcher Fräulein Lucius jene wunderliche Stelle angenommen hatte, schob sie als unbegreiflich beiseite, oder sie sagte wohl: „die beiden haben eben zusammenkommen sollen.“

Mit dem alten Herrn wurde Thea sehr gut fertig. Er nahm die Gewohnheit an, hinaus in die Villa der Mumühle zu kommen und da schweigend aber mit freundlichem Gesicht zu sitzen, während die anmutige Gestalt der neuen Tochter sich um ihn herum bewegte. Er folgte ihr dann stets mit den Augen,

„Ich weiß, was da drüben, da oben, geschehen ist; der Ulrich hat es mir einmal erzählt; ich weiß, daß ich Ihnen das Leben meines Sohnes danke. Und daß der gute Kern, der immer in ihm steckte, nun alle Tage mehr heraus kommt, daß er ein Mann ist, vor dem die Leute Respekt haben, vor ihm, nicht nur vor seinem Gelde, das verdanken wir Ihnen auch. Deshalb halte ich aber auch mehr von Ihnen, Töchterschen, wie von irgend einem Menschen in der Welt.“

Auf ihren jährlichen, sehr zufrieden selbender vollbrachten Reisen kamen Thea und Ulrich auch nach Berlin. Da fanden sie sich nun eines Abends in dem palmengeschmückten treibhausartigen Lokal des

Kaisergartens, auf Theas Wunsch; sie hatte ein Geflüste empfunden, den japanischen Tausendkünstler dort zu sehen und sich kindisch über das Wunder zu amüsieren, wie er ein Hundchen nach dem andern aus seinem weiten Armel holt und es in die Luft wirft, wo sie sämtlich verschwinden. In einer Pause, als neue Gäste kamen, hörten sie hinter sich eine etwas klägliche Stimme: „Aber liebes Kind, doch nicht hierher — hier zieht es ja furchtbar! und die elektrische Lampe gerade in Augenhöhe drüben vor uns, das ist nicht zum Aushalten . . .“

Thea fuhr herum, während die so beschworene Begleiterin des Herrn, seine Frau jedenfalls und zugleich eine modern und bunt gekleidete schwächliche dunkelhaarige Dame, sich trotzdem unbekümmert setzte mit den trockenen Worten: „Ach was, Schatz, Zug — dummes Zeug; damit darfst du mir nicht kommen! Daran gewöhnt man sich, dann schadet es einem nichts mehr. Das hast du freilich bisher versäumt.“

„Ja, und nun ist es etwas spät am Tage dafür,“ sagte der Herr milde, mit einer wohlbekannten Handbewegung sich über den Nacken fahrend, wohin ihn die Zugluft aus einer geöffneten Scheibe der hohen Glaswände traf. Es war der Doktor von Vechner, wie schon seine ersten Worte Thea verraten hatten. Aber seine Begleiterin, mit dem Trauring an der rechten Hand, von der sie eben den Handschuh streifte? Auch ein für Thea so bekanntes Gesicht — aber wo sollte sie es hinthun? Nach Fallenkunst, natürlich! und nun schoß auch die Erinnerung an die Dagobertsen herbei und an — ja, das war sie, war sie wirklich! Der Charakter des Kopfes nur anscheinend verändert, indem er jetzt, ohne den Rahmen der Dialonissenhaube, erst seinen eignen, recht gewöhnlichen Ausdruck zeigte: ein und dieselbe Person waren Schwester Ida von damals und die jetzige Frau Doktor Vechner!

Man saß Tisch an Tisch, die Begrüßung und Vorstellung war also unvermeidlich. Ulrich passierte durch dieselbe mit der harmlosen Höflichkeit, wie er sie alten Bekannten seiner Frau doch wohl schuldig war: sehr weit von dieser Unbefangenheit aber blieb das andere Paar und besonders der Doktor von Vechner. Thea empfand heute nicht einmal Lust, wie sonst wohl in aller Gutmütigkeit über ihn zu lächeln: er sah noch magerer als sonst und grau aus und schien kleiner geworden, war überhaupt genau in dem Maße abgeblaßt, als seine in ihrer Schwesternzeit so nüchtern farblose Gattin an energischem Kolorit, das sich besonders auch auf den Anzug erstreckte, zugenommen hatte: Thea fühlte Mitleid mit ihm, sie konnte es nicht hindern.

Sehr selbstgewiß zeigte sich nach der ersten miß-

trauischen Betroffenheit, dem Ergebnis einer eifersüchtigen Regung vielleicht, die junge Frau Doktor, und sie ließ es nicht im Zweifel, daß sie mit Erfolg bemüht sei, ihrem Manne alle seine Gesundheits-schrecken, wie sie sich ausdrückte, abzugewöhnen. Sie war sogar von einer fast befremdlichen Offenheit. „Ich glaube, wie er mich nahm, hat er sich besonders auf die Pflegerin Rechnung gemacht,“ sagte sie mit einem harten, merkwürdig nach Herzlosigkeit klingenden Lachen. „Da hast du dich aber geirrt, nicht wahr, Schatz? Das giebt's bei uns nicht . . . so hatten wir nicht gewettet! Ich hatte gerade lange genug gepflegt!“ Ein gewisser Gesichtsausdruck ihrer Zuhörer ließ sie aber doch einlenken, so daß sie fortfuhr: „Gerade beim Pflegen macht man eigentümliche Erfahrungen. Deine Dagobertsen damals, Schatz, das war auch die Richtige! Ich bin dahin gekommen zu sagen: gesund ist, wer will: die meisten Krankheiten beruhen mehr oder weniger auf Egoismus.“

„Nun, da wollen wir die Weinbrüche und dergleichen wenigstens ausnehmen; dürfen wir?“ sagte Ulrich mit einem etwas unbehaglichen Versuch zu scherzen. Thea aber, sich auf ihre alten scharfen Waffen besinnend, die sie jetzt so wenig mehr brauchte, sagte mit lächelnder Deutlichkeit: „Und da bekanntlich in der Ehe immer nur einer egoistisch sein kann, so haben Sie jedenfalls den richtigen Weg eingeschlagen, dafür zu sorgen, daß Ihr Mann dieser eine nicht ist; das ergibt sich bei Ihnen von selbst.“

„O, bitte —“ sagte die Dame geärgert und etwas fassungslos. Der Doktor von Vechner, ihr Gemahl, jandte dagegen der Frau Thea Wedekamp einen merkwürdig wehmütigen Blick zu; wie er denn überhaupt, da er weniger sprach als früher, die Augen schon wiederholt nachdenklich über jenes andere Paar hatte schweifen lassen. Da fühlte Thea, wie sich eine große Hand liebevoll über die ihre legte. „Du, wer ist es denn bei uns?“ fragte dazu ihr Mann halblaut, ihr lächelnd nach den Augen sehend. „Wer besorgt denn bei uns den Egoismus?“

Thea lachte auch, aber nicht ohne Bewegung. „Ich fürchte, das bin ich,“ sagte sie. „Mais le moyen de faire autrement? Du hast mir nichts anderes übrig gelassen.“

Übrigens empfahlen sich beide bald, nachdem Ulrich einen fragenden Blick auf seine Frau gerichtet und sofort von ihr ein Zeichen des Einverständnisses erhalten hatte. Man trennte sich höflich, aber gewiß zu beiderseitiger Erleichterung. Und noch von der Thüre aus sah Thea, wie der arme Doktor trotz der Hitze im Saale den Rockfragen in die Höhe zog, den Plagwechsel also demnach nicht durchgesetzt hatte.





## Rundschau.

### Siegfried Wagner.

Siegfried Wagner, der einzige Sohn Richard Wagners, ist am 6. Juni 1869 geboren. Er vollendet also in diesem Frühling sein 30. Lebensjahr. Bis vor wenigen Jahren hatte man nicht viel von ihm gehört. Auf seiner unbeachteten Jugendzeit lag etwas von der Weiße seiner Geburtsstätte, der „weltentrückten Stille,“ wie sein Vater sein glückliches Schweizer Asyl, das Landhaus Tribschen am Vierwaldstätter See, genannt hat. Hier war der Meister nach vielen Nöten und Kämpfen in einen schönen Frieden eingekehrt, hier hatte er sein Nibelungenwerk wieder aufgenommen, seinen „Siegfried“ vollendet, und im selben Jahre ward er durch die Geburt des Sohnes erfreut. „Erst soll ein Ruf da froh in meine Weisen: ein Sohn ist da!“ — der mußte Siegfried heißen! — So steht's in der Widmung zu jener intimen Komposition, dem „Siegfried-Idyll,“ womit er der Mutter seines Kindes damals sein dankbeseeltes Glückesgefühl ausdrückte. Wunderbar erscheint in diesem Werke die Begabung des Sohnes vorgezeichnet. „Die Heldentwelt und zaubernd zum Idyll — uraltes Fern zum trauten Heimatland.“ Die großen Motive des germanischen Heldendramas verwandelt in trauliche Stimmen eines deutschen Kindermärchens und in unschuldiger Schalkhaftigkeit verwoben mit der volltümlichen Weise eines naiven Wiegenliedchens. Eigentlich ist damit schon mehr von Siegfried Wagner gesagt, als sein einfacher Lebenslauf uns erzählen kann. Wenige Jahre nach seiner Geburt überlebten die Eltern nach Bayreuth. 1874 ward das neue Heim „Wahnfried“ bezogen. Hier ist Siegfried mit den Geschwistern heiter spielend aufgewachsen, während der bedeutsamen aber oft so schweren Zeit des Werdens von „Bayreuth.“ In welcher reichen geistigen Sphäre, in welcher vornehmen Umgebung edelster Interessen und Ideale konnte doch dieser kleine Mensch erblühen! Er kam in früher Jugend mit dem Erholung suchenden Vater, 1880 und 1882, nach Italien, und da wirkte ersichtlich am lebhaftesten alles Architektonische auf ihn ein. Der zwölfjährige Knabe begann schon ein lebhaftes Zeichentalent zu entwickeln, welches der Vater als eine Aussicht auf ein Wandeln in eigener Laufbahn freudig begrüßen mochte. Haltlose Legende ist es dagegen, daß er dem Sohne musikalisches Talent „abgesprachen“ habe. Musik ward überhaupt in Wahnfried nicht „familiär“ betrieben und trat vor den allgemeinen geistigen Interessen eher zurück. Wohl hat der Knabe mit Andacht manch tiefen Eindruck nur edler Meisterwerke in sich aufgenommen, hat seinen Großvater Liszt spielen hören und 1876 den „Ring“ mit erlebt. Das vergißt sich nicht. Doch ehe es



Photographie von H. Giffert, Photograph in Leipzig.

noch möglich gewesen wäre, ihn auf ein besonderes musikalisches Talent entscheidend zu prüfen, verlor er, erst 13 Jahre alt, den Vater. Jene ideale Wahnfried-Sphäre blieb ihm stets, aber daneben absolvierte er, nach einer kurzen, aber nachhaltig einbrudsvollen Zeit geistiger Anleitung durch den edlen Denker und Dichter Heinrich von Stein, ganz regelrecht tüchtig das Bayreuther Gymnasium. Seine durchaus gesunde reine Natur bewährte sich darin, wie der an Kulturerfahrung und Weltkenntnis so früh bevorzugte Jüngling (er hat in späteren Jahren sogar noch eine Seefahrt nach Indien und Ostasien gemacht), doch immer so gern sich als ein Kind der schlichten oberfränkischen Heimat, als ein guter Bayreuther Schüler und Kamerad gefühlt hat. Dies schöne Natürlich- und Heimisch-Weiben ist ein Grundzug auch seines Schaffens. Zur Ausbildung seines architektonischen Talentes besuchte er im Anfang der vierziger Jahre die polytechnischen Anstalten zu Charlottenburg und Karlsruhe. Doch schon in letzterer Stadt, wo Felix Rottl so anregend wirkte, begann Theater und Musik seine Interessen entscheidend zu beeinflussen. Die Bayreuther Festspiele, bei denen er mit ganzer Seele stets zugegen war, wirkten mit. Wie einst beim siebenjährigen Vater, brach auch beim zwanzigjährigen Sohne die Sehnsucht nach Musik unwiderstehlich durch. Erstaunlich schnell folgte die weitere Entwicklung, da zum mächtig treibenden Talent ein brennend eifrig nachfolgender Fleiß sich gesellte. Seine sehr ernstlichen Studien betrieb er drei Jahre lang zumeist bei dem Meister kontrapunktischer Künste Engelbert Humperdinck in Frankfurt a. M., dann auch bei dem verdienstvollen Leiter

der Bayreuther Stilschule, Julius Kniele. Schon früher bei den Festspielen, als bester Schulle, beschäftigt und gut vorgeübt, beteiligte er sich 1894 an der Chorleitung hinter der Scene. Damals hatte er auch schon begonnen, sein Dirigiertalent an Werken des Vaters, Beethovens und Liszt in auffällender Weise zu bekunden, was besonders im Auslande (Brüssel, London, Wien, Pest, Rom) vorurteilsfrei anerkannt ward. Er konnte daraufhin die sicherlich schwerste Prüfung bestehen, 1896 und 1897 in Bayreuth selbst nicht nur die Proben zu leiten, sondern auch mehrere Cyklen des „Ringes“ zu dirigieren. Individuell war dabei das klare Hervorbringen des dramatischen Bildes in der Musik. Auch half sein malerisch gebildetes Auge ihm sehr zur Lösung der schwierigen Beleuchtungsaufgaben auf der Bühne, und die vielbewunderte Rheintöchterscene war das Werk seiner Regie. Daran bildete sich der Dramatiker rasch und kräftig aus. Der Musiker hatte sich inzwischen erst einmal auch in der Komposition versucht; in seiner symphonischen Dichtung nach Schillers „Sehnsucht“ sah

man ihn (1895) noch auf Licht Pfaden. Das Stück als Erstlingswerk mußte überraschen durch die Sicherheit, mit welcher die Stimmung getroffen, die Form festgehalten, die Instrumentation ausgeführt war. In gesteigertem Maße bewährte er dies in seinem ersten dramatischen Werke, „Der Vörendhäuser“ (vollendet 1898), wo aber als Hauptmoment schon bei der sehr geschickten eigenen Textdichtung der geborene Dramatiker hervortritt. Und dieser giebt sich in Handlung, Sprache und Musik so vollstündlich, so heiter und humorvoll, so unbefangen, schlicht und natürlich, daß man erkennen muß: gerade dies konnte unsere deutsche Bühnenkunst nach der gewaltigen Tragik Richard Wagners am besten gebrauchen — die frisch naive, doch künstlerisch wertvolle Erheiterung, und wer den Schöpfer dieses lebenswürdigen Werkes kennt, der fügt gewiß hinzu: Da haben wir wieder eine eigene Individualität — im ganzen Werk den ganzen „Siegfried Wagner“!

H. v. Holzogen.



S. M. S. „Itis“. Photographie von Hans Bräuer in Hamburg.

S. M. S. „Itis“, das neue Kanonenboot unserer Marine, das als Ersatz für den am 23. Juli 1896 an der chinesischen Küste gescheiterten „Itis“ gebaut worden ist, hat am 6. Februar die Ausreise nach Ostasien angetreten. Das Schiff ist auf der Schichauwerft in Danzig am 4. August vorigen Jahres vom Stapel gelaufen. Es ist das erste Fahrzeug eines neuen Typs in unserer Marine, den älteren Kanonenbooten gegenüber durch größere Abmessungen, eine höhere Maschinenstärke und eine dem überseeischen Dienste, vorab dem Aufenthalt in den Tropen, besonders angepasste innere Einrichtung ausgezeichnet. Ein Schwester Schiff „Jaguar“ lief im November 1898 ebenfalls auf der Schichauwerft vom Stapel, zwei andere befinden sich auf der Kaiserl. Werft in Danzig im Bau und ein fünftes von gleichem Typ ist für das laufende Jahr vorgesehen. Die Fahrzeuge sind in erster Linie für den Dienst auf der ostasiatischen und westafrikanischen Station bestimmt.

„Itis“ hat ein Displacement von 900 Tonnen, eine Länge von 62 m und eine Breite von 9,10 m. Der geringe Tiefgang von 3,25 m ermöglicht es dem Schiffe, in Flüsse von mäßiger Wassertiefe einzulaufen und Barrren vor den Mündungen zu überwinden, die größeren Fahrzeugen die Einfahrt verbieten. Es ist ganz aus Stahl gebaut und mit einer Teakholzbeplankung versehen. Seine Armierung besteht in vier 8,8 cm Schnelladekanonen, sechs 3,7 cm Revolverkanonen und zwei 8 mm Maschinengewehren. Die beiden getrennt liegenden dreicylindrigen Maschinen, die zwei Schrauben treiben, indicierten bei den Probefahrten zusammen leicht 1500 Pferdestärken, womit das kriegsmäßig ausgerüstete Schiff eine Fahrgeschwindigkeit bis zu 15 Knoten erreichte. Die Besatzung zählt 120 Köpfe.

**Die Gorges du Fier.** Den weltberühmten Schluchten Partnach-Klamm, Kar- und Tamina-Schlucht, Gorges du Trient und wie sie alle heißen, können sich die Gorges du Fier getrost an die Seite stellen. Sie sind weniger bekannt, weil sie entfernter von der großen Verkehrsstraße liegen. Aber die Badegäste von Aix-les-Bains und die Reisenden, welche Savoyens alte Hauptstadt Annecy und seinen lieblichen See besuchen, versäumen nicht, einen Abstecher nach der kleinen Stadt Lovagny, eine Viertelsunde Fahrt von Annecy aus, zu machen, von wo die Gorges du Fier in fünf Minuten erreicht sind. Der Fier (spr. Fjät) ist ein wilder Sohn der savoyischen Vorberge der Mont-Blanc-Kette, der sich, zwischen Bellegarde, der französisch-schweizerischen Grenzstation, und Culoz, wo die Mont-Genis-Bahn von der Linie Genf-Evon abzweigt, ungefähr in der Mitte, in die Rhone ergießt. Bei Lovagny verlegte ihn eine Felsenbarre von 40 m Höhe den Weg und zwang ihn in unverdenklichen Zeiten, Halt zu machen und einen See zu bilden. Jahrtausende mag er in blinder Wut gegen diese unbequemen Fesseln gekocht haben. Aber allmählich ertrotzte er sich doch einen schmalen Gang durch das Kallgesein und die Gorges du Fier waren geschaffen. Auf

einer Strecke von 250 m ist der recht stattliche Fluß zu einem nur 4—10 m breiten Rette eingengt und hat hier eine Klamm von wilder, schauerlicher Schönheit gebildet. Ein bequemer eiserner Steg erschließt dieselbe. Er ist in einer Höhe von 27 m über dem gewöhnlichen Wasserspiegel angebracht. Doch dem stolzen Fier ist nichts zu hoch. Stets strebt er lästern hinauf nach dem Menschenwerk, das seine Einsamkeit stört. Jedes Frühjahr suchte er es mit leden Sprüngen zu erreichen. Im Jahre 1888 holte er sich einstweilen das Chalet-restaurant am Eingang der Schlucht, eine hübsche kleine Wirtschaft im Schweizerstil, die seitdem in komischer, aber praktischer Weise auf 6 m hohe eiserne Stelzen gestellt ist. In diesem Jahre hatte die milde Witterung in der ersten Hälfte des Januar eine bedeutende Schneeschmelze selbst im Hochgebirge zur Folge. Der Fier stieg zu einer Höhe, die seit langen Zeiten nicht beobachtet wurde. In der Schlucht erreichte er die fabelhafte Höhe von 35 m, stieg also noch 8 m über den Steg empor und zer-

hörte tiefen vollständig. Die Fier-Schlucht zeichnet sich, abgesehen von ihrer Eigenart, die aus unserer Abbildung hervorgeht, noch durch eine Wertwürdigkeit aus, die ihre Kolleginnen in den schweizer, bayerischen und österreichischen Alpen nicht bieten. Hat man sie durchschritten und ist wieder im Freien und auf festem Boden, so steht man vor einer etwa 60 m breiten, 500 m langen, wild zerklüfteten, eine schiefe Ebene bildenden Felsenterrasse, die lebhaft an die sogenannten versteinerten Gletscher in den Hochalpen erinnert. Durch diese fast vegetationlose Felswüste — *la mer des rochers*, wie sie die Einheimischen nennen — zieht sich kreuz und quer ein Gewirr von zahllosen, mehr oder weniger breiten und tiefen Spalten, Schrunten, Rissen, Kesseln und Löchern mannigfachster Form, durch die sich die Wasser des Fier Bahn brechen.

Die nähere Umgebung der Gorges du Fier ist wildromantisch und sehr interessant. Dem Eingange der Schlucht gegenüber liegt ein altertümliches, aus dem 14. Jahrhundert stammendes Schloß, *Le château de Montrottier*. Die ganze Thalstraße, deren Mittelpunkt die Gorges du Fier sind, wird das *Défilé du Fier* genannt. Die Eisenbahn, die dasselbe durchzieht, hat hier auf 6 km 2 Tunnel und 10 sehr hohe Brücken aufzuweisen.

Paris, Erich Koerner.

**Der Präsidentenwechsel in Frankreich.** Félix Faure, der sechste Präsident der Französischen Republik, ist am 16. Februar, abends gegen zehn Uhr einem Gehirnschlage erlegen. Sein völlig unerwartet eingetretener Tod hätte um so bedeutungsvoller werden können, als Frankreich zur Zeit in einer Epoche innerer und äußerer Verwicklungen steht, die eine gewalttätige Lösung gebieterisch zu verlangen scheinen. Angesichts der Spaltung Frankreichs in die beiden Parteien der Dreyfusisten und Antidreyfusisten konnten sich auch die überzeugtesten Republikaner der Einsicht nicht verschließen, daß die Verhältnisse im Lande unhaltbar geworden seien und daß ein mit Geschick ausgeführter Staatsstreich der Republik ein schnelles Ende bereiten könne. Daß sich trotz der inneren Kämpfe, trotz der allgemeinen Unzufriedenheit der Regierungswechsel ohne nennenswerten Zwischenfall vollzog, spricht unseres Erachtens weniger für die feste Fundamentierung der Staatsreform als für die Unfähigkeit der Präsidents. Mit einigen Tausend Busennadeln und Blechpfeifen erwirbt man keine Throne, sondern höchstens den zweifelhaften Ruhm der Väterlichkeit. Die schwächlichen Epigonen der Orleans und Bonapartes haben eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, die wohl niemals wiederkehren wird.

Félix Faure war am 30. Januar 1841 in Paris als Sohn einer mäßig begüterten Kaufmannsfamilie geboren. Er widmete sich dem Gerberhandwerk, eröffnete in Havre ein Lebergeschäft, das er mit Fleiß und Geschick zu vergrößern verstand und übernahm schließlich eine bedeutende Reederei. Als einer der angesehensten Kaufleute von Havre wurde er in verhältnismäßig jungen Jahren zum Präsidenten der dortigen Handelskammer ernannt.

Während des deutsch-französischen Krieges befehligte er eine Abteilung der Mobilmacht in der Bretagne, ohne jedoch Gelegenheit zu aktivem Eingreifen in die militärischen Ereignisse zu erhalten. Politisch trat er erst im Jahre 1881 an die Öffentlichkeit. Er wurde damals vom dritten Wahlkreise von Havre als Abgeordneter nach Paris entsandt und bereits am 14. November desselben Jahres als Unterstaatssekretär des Handels und der Kolonien in das von Gambetta gebildete Kabinett berufen, in dem er bis zu dessen im Januar 1882 erfolgten Sturze verblieb. Jules Ferry berief ihn im September 1883 bei der Bildung seines letzten Kabinetts auf denselben Posten. Ferrys Sturz im März 1885 entzog auch Faure wieder seiner politischen Wirksamkeit. Aber schon im Oktober siegte er als republikanischer Kandidat der Seine inférieure, um gleichzeitig im Kabinett Tirard zum drittenmal seinen alten Platz einzunehmen. Aber auch jetzt war seine



Inneres der Gorges du Fier.

Tätigkeit als Unterstaatssekretär von nur einjähriger Dauer. Als er im September 1889 mit großer Stimmenmehrheit den monarchistischen Gegner im zweiten Wahlkreise von Havre schlug, wurde er im Kabinett Dupuy Marineminister. In dieser Stellung zeichnete er sich durch regen Eifer und reformatorischen Geist aus. Als der Präsident Casimir Périer am 17. Januar 1895 von der Regierung zurücktrat, erschien Faures Name ganz unerwartet auf der Kandidatenliste. Er siegte im zweiten Wahlgange mit Hilfe der Anhänger Waldeck-Rousseaus mit 69 Stimmen Mehrheit über Brisson.

Der geborene Demokrat war ein Präsident nach dem Geschmacke der Franzosen. Er war kein bedeutender Kopf, aber er hatte das für die repräsentative Stellung des Staatsoberhauptes wünschenswerte Maß von Kaltgefühl. Sein Stolz war, bei feierlichen Anlässen als Oberhaupt der Republik mit Würde auftreten zu können. Aber diese Aufgabe hinaus hat er sich nie verfliegen. Als Glanzpunkt seines Lebens betrachtete er selbst den Augenblick im Oktober 1896, als er seinen Namen neben den des Zaren Nikolaus II. unter das Dokument setzen durfte, das das lang ersehnte Bündnis der beiden Nationen endlich besiegelte.

Daß bei dem starken Selbstbewußtsein des aus schlichten bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangenen Mannes nach und nach in der Lebensführung Reigungen hervortraten, die mehr der Stellung eines Souveräns als der eines republikanischen Staatsoberhauptes entsprachen und daher häufig genug den Spott seiner Landsleute herausforderten, ist menschlich und deshalb zu entschuldigen. Das Zeugnis, daß er ein Ehrenmann gewesen, wird man dem Verstorbenen nicht vorenthalten können. Als Freund des Friedens hat er sich die Sympathien ganz Europas erworben.

Bei der Beisetzung seiner Überreste waren daher auch die

Vertreter sämtlicher europäischen Regierungen zugegen. Die Gruppe derselben zeigt unser Bild, auf dem die Abordnung der von Kaiser Wilhelm II. entsandten deutschen Offiziere deutlich zu erkennen ist. Die Tatsache, daß diese durch körperliche Größe wie durch militärische Fähigkeit ausgezeichneten Herren überall mit Achtung aufgenommen worden sind, spricht für die anständige Gesinnung der Pariser Bevölkerung, die leider in den letzten Jahren durch das unsaubere Treiben gewisser Elemente diskreditiert wurde. Unser zweites Bild zeigt die Mitglieder des Kassationshofes, die man, wie ersichtlich, durch größere Infanterieabteilung für alle Fälle zu schützen nötig gefunden hat. Das dritte Bild giebt den mit Trikoloren und schwarzen Straußenseiden geschmückten Leichenwagen wieder.

Um alle Unruhen zu vermeiden, wurde die Wahl des neuen Präsidenten schon am 18. Februar in Versailles vollzogen. Aus der Wahlurne ging Emile Loubet hervor — trotz der Bemühungen einiger Gegner, die ihn noch im letzten Augenblicke mit dem Schmutze der Panama-Affaire zu bewerfen suchten.

Loubet wurde in Marianne, einem kleinen Orte im Departement Drôme am 31. Dezember 1838 geboren. Dort lebt seine Mutter noch heute als einfache Bäuerin auf ihrem kleinen Weierhofe. Er begann seine Laufbahn als Advokat, ging aber bald zur Verwaltung über, wurde Maire von Montélimar und Deputierter seines Heimatkreises. In den Jahren 1877 und 1881 wurde er wiedergewählt. Seit 1885 gehörte er der gemäßigten Fraktion des Se-



Felix Hauw.



Emile Loubet.

nats an, 1887 wurde er Minister der öffentlichen Arbeiten im Kabinett Tirard und trat nach dessen Sturz zurück. Später war er nachher der Referent der Budgetkommission und Vorsitzender der Finanzkommission des Senats, bis ihn Carnot im Februar 1892 ins Ministerium berief. Beim Ausbruch des Panama-Skandals im November 1892 demissionierte er, übernahm aber im Kabinett Ribot wieder das Ministerium des Innern, das er bis zum Januar 1893 behielt. Erst am 16. Januar 1896 trat er wieder an die Öffentlichkeit, er wurde damals zum Präsidenten des Senats ernannt.

Aber die Ziele, die Loubet sich gesetzt hat, läßt sich heute noch nicht Bestimmtes sagen. Er selbst hat als seine vornehmste Aufgabe die Veröhnung aller Republikaner bezeichnet. Die Zeit wird lehren, ob er dieser Aufgabe gewachsen ist.

**Die kleinste Lokomotive der Welt.** Die zierliche Lokomotive, welche wir unsern Lesern im Bilde vor Augen führen, verdankt ihre Entstehung dem Maschinisten Richard D. Kiddle in Kinsman, Ohio, welcher sie in seinen Ruhestunden ausführte und kürzlich vollendete. Der Erbauer der Maschine mit seinem vierjährigen Sohne, welcher letzterer nicht nur die Namen der vielen verschiedenen Maschinenteile kennt, sondern auch genau weiß, welches ihre Funktionen sind, ist auf dem Bilde selbst zu sehen, wodurch gleichzeitig der beste Maßstab für die Größe der Lokomotive gegeben ist.

In allen Einzelheiten ist die kleine Maschine genau dem Vorbilde einer großen amerikanischen Schnell-



Die Vertreter fremder Regierungen im Leichenzuge.



zugelocomotive entsprechend. Sie ist mit einer Luftpumpe und großem Reservoir unter dem Führerstand und zwischen dem Rahmen ausgestattet, besitzt eine Feuerbüchse sowie Dampfkessel. Alle Vorrichtungen, durch welche die Funktionen einer Lokomotive geprüft werden, sind hinter dem Feuerkasten vor dem Standort des Führers leicht zugänglich angebracht. Wir finden dort den Griff des Regulatorhebels, durch welchen dem Dampf der Zutritt in die Zylinder geöffnet wird, die Steuerungsvorrichtung,

sehen den Treibrädern, die aus Gussstücken sind, befindet sich eine Dampfremse; eine Handbremse ist auf dem Tender angebracht, nahe dem Führerstand. Als Heizmaterial dient Gasolin.

Ebenso sorgfältig wie die Maschine wurde der Tender hergestellt, der mit ersterer durch Kuppelungen verbunden ist. Wir finden auf ihm die üblichen Werkzeugkästen untergebracht: daß Kohlenchaufel und Schürbaken jeder Art nicht fehlen, ist selbstverständlich. Natürlich hat der Erbauer auch für ein ent-



Der Kassationshof im Leipziger Zuge.

sowie die Probierbühne und das Wasserstandsglas nebst Manometer. Ein Pfeifenhebel ist vorhanden, wie auch ein Seil, das zu der hinter dem Schornstein angebrachten Glocke führt. Von hier aus ist auch der Luftzug im Schornstein zu regulieren, es finden sich Handhaben zum Öffnen und Schließen des Aschenkastens sowie der Hähne an den Zylindern zum Ablassen des sich hier ansammelnden Kondensationswassers und schließlich die Vorrichtungen zur Inangabe der Inspektoren; kurzum alles genau wie es auf einer allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Maschine angetroffen wird.

Mit Ausnahme der blanken Teile und der Naderspeichen ist die Lokomotive tief schwarz emailiert, ebenso der Tender, welcher die goldenen Buchstaben K S L R K trägt, die bedeuten sollen: Kinsman Shortline Railroad, eine projektierte Linie, an welcher die Einwohner von Kinsman und der Nachbarstadt Barnstable besonders interessiert sind. Zwi-

sprechendes Gleis zum Fahren seiner Maschine gesorgt, welche jede Kurve mit Leichtigkeit überwindet. Es besteht aus  $\frac{1}{4}$  Zoll hohen eisernen Schienen, die auf  $\frac{1}{2}$ zöllige Balken gelagert sind; die Geschwindigkeit, welche die Maschine erreicht, beläuft sich auf über 1000 Umdrehungen in der Minute.



Der Leipziger Wagen.





Die kleinste Lokomotive der Welt.

### Zu unseren Bildern.

**Menuetti.** Für den graziösesten aller Tänze hat W. Sichelkow eine anmutige Verkörperung gefunden. Das zierliche Mädchen im einfachen lichten Kleide, dessen einziger Schmuck ein buntes Seidenband ist, darf als eine echte Tochter des beginnenden 19. Jahrhunderts gelten. So trugen sich die jungen Damen zu der Zeit, „da der Großvater die Großmutter nahm,“ und ähnlich tragen sie sich wieder jetzt, da das Jahrhundert zu Ende geht. Die bauschigen Ärmel sind freilich schon wieder ein überwindener Standpunkt, und auch dem glatten Kleiderrocke droht leider, leider! schon der Untergang, aber die Frisur mit dem hohen Haarknoten wird auch heute noch getragen. So knüpft, wenigstens in Außerlichkeiten, das Ende des Säkulums an den Anfang an. Ob die Einfachheit der Sitten und die anspruchstlose Fröhlichkeit, die das Gesellschaftsleben jener Tage im Gegensatz zum heutigen so sympathisch erscheinen läßt, jemals wieder in Mode kommen, wer kann es sagen?

Als Reproduktion des Originalgemäldes ist unsere Kunstbeilage, wie jeder Sachverständige zugeben wird, ein kleines Meisterwerk. Die zarten Abstufungen im Kolorit des Kleides und des Fleisches sind mit verblüffender Treue wiedergegeben.

**Abend an der Elbe.** Vor etwa Jahresfrist waren wir in der angenehmen Lage, unsere Leser mit einem neuen graphischen Verfahren bekannt zu machen, das der Leipziger Radierer E. Klotz erfunden und unter der Bezeichnung „Künstler-Typ“ zur Patentierung angemeldet hatte. Die Vorzüge dieses Verfahrens liegen, wie wir damals (XIV. Jahrgang, Heft 20, „Freiwilligenlandschaft“) andeuteten, in der großen Leichtigkeit, mit der sich die neue Technik handhaben läßt, und in der unmittelbaren Wiedergabe der künstlerischen Idee auf dem Wege des Buchdrucks. Heute bieten wir unseren Abonnenten eine neue Probe jenes Verfahrens, das sich immer mehr Freunde zu erwerben scheint. Eine Landschaft mit so prägnanter Stimmung wie Oswald Gottfrieds „Abend an der Elbe“ eignet sich zur Wiedergabe in der neuen Technik ganz besonders.

**Auf der Pferdeweide.** Joseph von Brandt gehört zu den besten Kennern und Darstellern des Steppen- und Pustienlebens. Unter den halbwilden Reiterstämmen der osteuropäischen Ebenen sucht er sich die Modelle zu seinen Bildern, in denen er die eigenartigen Typen jener Länder ohne jede Schönfärberei schildert. Wie die Menschen, so sind ihm auch die struppigen Pferde „Halbastens“ vertraut, die auf den Ruhm klassischer Schönheit bekanntlich keinen Anspruch erheben können, dafür aber mit den nicht zu unterschätzenden Tugenden der Anspruchslosigkeit und Ausdauer geschmückt sind. Der berittene Hirt auf dem von uns im vorliegenden Hefte reproduzierten Bilde ist nach Rassemerkmalen, Haltung und Kosüm so echt, daß man dem Gemälde neben dem rein künstlerischen Werte auch noch einen ethnographischen zusprechen muß.

**Der Liebesbote.** Welchem Kenner venetianischer Geschichte fielen beim Anblick dieses Bildes nicht die bekannten Verse ein:

„Ah senza amaro  
Andare sol mare  
Col sposo del mare  
Non può consolarsi!“

jene Verse, die E. T. A. Hoffmann in seiner viel gelesenen, echt romantischen Erzählung „Doge und Dogaresse“ so hübsch mit den deutschen Worten:

„Ach! gebietet der Liebe Leben,  
Kann auf hohem Meer zu schweben,  
Mit dem Gatten selbst des Meeres,  
Trotz nicht Trost dem Herzen geben!“

wiedergegeben hat? Mit dem „Gatten des Meeres“ ist natürlich der Doge von Venedig gemeint, der sich nach einem alten Brauche am Himmelfahrtstage durch einen in die Flut versenkten Ring mit der See vermählte und durch diese sinnvolle Exeremonie die enge Zusammengehörigkeit der venetianischen Republik mit dem Meere andeutete. Wir wollen nicht annehmen, daß der Zeichner unseres Bildes uns den unglücklichen achtzigjährigen Dogen Marino Falieri und seine junge blühende Gemahlin Annunciatina vor Augen führen will, sondern neigen lieber der Ansicht zu, daß es sich um ein alltägliches Ereignis aus dem venetianischen Leben vergangener Tage handelt. Da mag es oft genug vorgekommen sein, daß eine junge Dame, wenn sie unter dem Schutze des betagten Großvaters auf der Lagune ihre abendliche Spazierfahrt unternahm, dem Gondolier ein heimliches Briefchen zur diskreten Weiterbeförderung zustellte. Denn die Gondolieri sind von alters her als geschickte und zuverlässige Leute bekannt. Durch ihre Vermittlung ist sicherlich mehr als ein Pärchen glücklich in den Hafen der Ehe eingefahren.

**Jugend.** Paradiesische Unschuld und Harmlosigkeit sind nicht nur den Menschenkindern, sondern auch allen höher organisierten Tieren im Kindheitszustande eigen. Am jungen Löwen oder Tiger verrät noch nichts den Blutdurst, der die erwachsenen Individuen dieser Tiergattungen zum Schrecken aller Geschöpfe macht; für beide ist das ungewollene Spiel noch der einzige Zweck des Daseins. Von dem angebotenen Paß des einen Tieres gegen das andere ist noch nichts zu verspüren und selbst der Erbfeind wird während der ersten Lebenszeit als ein lieber Spielgefährte angesehen. Eine Tiergruppe, wie sie A. Schmitzberger in seinem kleinen Gemälde darstellt, kann der Naturfreund gelegentlich in jedem Forstbause beobachten. Arglos spielt das Rehkitzchen mit den jüngeren täppischen Jagdhunden, die sich einst zu argen Verfolgerern seiner Verwandten entwickeln werden. Aber unter dem erzieherischen Einfluß des Menschen hat die Jugendfreundschaft der so verschieden gearteten Geschöpfe auch über die Kindheit hinaus Bestand, und das gezähmte Tier des Waldes wird sich über seine ehemaligen Spielgefährten sicherlich auch späterhin nicht zu beklagen haben.

## Spreu und Weizen.

**Portugiesische und andre große Zwiebeln** zu füllen. Überall sieht man jetzt wieder in den besseren Delikatessengeschäften die riesengroßen portugiesischen Zwiebeln ausliegen. Dieselben sind aber auch eine sehr große Delikatesse, die so leicht herzustellen ist, daß sie auf keinem besseren Tische zu fehlen braucht. Auch teuer ist diese Delikatesse nicht, denn auf 12 Personen rechnen wir nur 4 solcher Riesenzwiebeln. Sollen sie indessen als einziges Gericht dienen, so mag die Hausfrau immerhin einige mehr rechnen. Man kann die Zwiebeln auf einfachste Weise nur aushöhlen, das gewonnene Innere mit feingebadem Schweinefleisch, sehr wenig geriebener Semmel und Kümmel mengen und dann weiter verfahren, wie ich gleich angeben werde; doch kann man auch eine noch weit vorzüglichere Färgze bereiten, indem man 266 gr fein gebadetes Kalbfleisch, ebenso viel gebadetes rohes Rindfleisch, 130 gr mageren Schinken ebenfalls fein gebadelt und 200 gr Butter, welche mit 10 Eidottern zu Schaum gerührt wurde, zusammen mischt. Es kommt dann noch Wassersemmel (für 5—6 Pfennig), welche in 10 Kübel voll süßer Sahne eingeweicht wurde, hinzu, man laßt die Masse gut und gießt zum Schluß den Schnee von 6 Eiweißen darunter. So unfre alte Vorschrift — doch haben Versuche gelehrt, daß man sehr wohl auch mit 6 Eidottern auskommen kann. Soll die oben erwähnte Masse, die man mit Pfeffer und einem Teil des Ausgeschabten aus den Zwiebeln würzen kann, wie es sehr wohl angeht, einen eigenen Pudding geben, dann ist es besser, 10 Eier zu verwenden, für die Zwiebelfärgze genügen 6 Stück. Sind die Zwiebeln damit gefüllt, so bräunt man für 4—8 große Madeirayzwiebeln ein halbes Pfund Butter, giebt 2 Eßlöffel voll Zucker hinein, kocht dies mit einem halben Liter Bouillon auf und lasse in dieser Mischung die Zwiebeln 2—3 Stunden langsam kochen, wobei man sie sehr oft begießen muß, damit sie ganz braun werden. Dann werden sie herausgenommen, die Sauce mit einem Eßlöffel voll Kartoffelmehl verrührt, der in 4 Eßlöffel voll Madeira requirit worden war und womit sie noch aufkochen muß, worauf sie durch ein Haarsieb gestrichen wird. Man richtet die Zwiebeln in der Sauce an. Man kann dieser Sauce zu Anfang etwas von den ausgehöhlten Zwiebeln beifügen, da zur feinen Färgze nicht wie zu der einfachen Zwiebel hinzugefügt wird.

**Apfel im Schlafrock.** Man bereitet einen guten Blätter-, in Ermangelung Mürb- oder Buttermiehl, mangelt ihn dünn aus und schlägt geschälte, ausgehöhlte und mit einem Gemenge von gestoßenem Zucker und gestoßenen Mandeln gefüllte rohe Äpfel hinein, wozu man sich am besten Vierecke aus dem Teige schneidet, die Äpfel darauf setzt und den Teig oben zusammenrückt, indem man die 4 Zipfel oben lückartig zusammennimmt. Nun kommen die Äpfel auf

ein bidgebuttertes Backblech, werden in der Röhre gar gebacken und heiß ohne Sauce serviert.

**Geschwind bereitete Schweineleber-Pastete.** Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß man weiche feine Leberwurst statt einer Pastete gebrauchen kann, indem man sie aus der Haut nimmt und fest in eine Straßburger Terrine ein-drückt. Man richtet sie in der Terrine in einem Kranze von gebackten Zwiebeln an. Es muß jedoch ganz weiche, nicht zu scharf gekochte Leberwurst sein. Man reicht Essig und Öl dazu, sowie geröstete Semmelscheiben und selten wird ein Gast den Unterschied merken. Beim Einschlagen sollte man immer von der feinsten Leberwurstmasse ohne Semmel einen guten Teil in mit Speckbarden (Streifen) ausgelegte Straßburger Terrinen bringen und dieselben mit lose aufgelegtem Deckel eine Stunde im Wasserbade kochen, in welchem die Pastete auch erkalten muß. Besonders mit Trüffel, Champignon oder Mousserons (letzte gewiegt) durch-gelegt, werden diese Pasteten großen Beifall finden. Später bringen wir noch weitere erprobte Re-zepte zu feinen Pasteten, die man ohne viele Mühe und mit großem Vorteil selbst bereiten kann, doch wird in eiligen Fällen die oben er-wähnte fertige Wurst, welche sich noch im letzten Moment tafelfähig in die Form drücken läßt, eine Hilfe für vielbeschäftigte Hausfrauen sein.



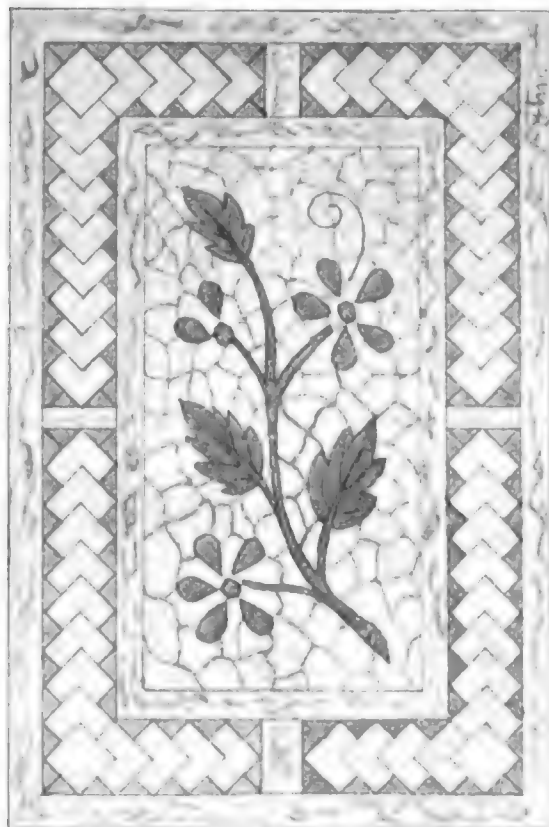
**Die Explosion überm Wasserglas.** Legt man ein Stückchen Karton — auf ein mit Wasser gefülltes Trinkglas, so wird man nach einiger Zeit an der Karte eine Ausbauchung nach unten wahrnehmen. Vorher muß dafür gesorgt werden, daß der Rand des Glases trocken sei und der Karton die Öffnung vollständig be-decke. Nach etwa einer halben Stunde, wenn die Karte gehörig gewölbt ist, dreht man die-selbe vorsichtig um und setzt einen kleinen Pfropfen, der einem, aus Papier geschnittenen, Kröschen als Sitz dient, behutsam auf die Erhöhung. Nach einigen Minuten muß durch die Wirkung der Feuchtigkeit die Wölbung nach unten erfolgen und bei dem raschen Abgange von der Höhe zur Tiefe spannt sich die Karte so an, daß Frotz und Kork in die Luft fliegen.

**Briefkörbchen.** Ein solches Körbchen ist ein ganz vorzügliches Geschenk für alle Herren und Damen, welche viel zu schreiben haben. Es dient dazu, die für die Post fertig gemachten Stücke aufzunehmen, auch werden die Briefe und Karten in diesem Körbchen, falls der Weg nicht zu weit ist, zur Post oder dem Postkasten getragen. Man bekommt diese Körbchen im Verlage von Schreib-materialien bei Herrn Sonnenen in Berlin, Fried- richstraße 73 oder Leipzig, Sternwartenstraße 46 zum Preise von 2 Mk. zu kaufen, sie sind 25 zu 30 cm groß und 2 Stück davon werden portofrei versendet. Es sind flache Kästen aus feinem Geflecht mit einer Öffnung an der Seite, doch hat man sie auch in echt chinesisches, — für ein solches Körbchen zahlt man im Galanterie-warengeschäft 3 Mk. Man kann jedoch die Brief-körbchen auch selbst anfertigen, indem man z. B. einen flachen runden Spantkorb von etwa 30 cm Durchmesser und 6 cm Höhe vermittelst des Brennstifts mit Arabesten verzieht, die man dann recht bunt in Rot, Blau und Grün ausmalst. Hat das Körbchen nicht schon an beiden Seiten kleine Henkel, so kann man solche aus Band formen, doch dürfen sie nur an den Seiten an-gebracht sein und nicht über die Mitte des Korbes laufen, da dies das Einwerfen der Briefe ver-hindert. Ich kann ohne einen besonderen Behäl-ter für die fertig geschriebenen und ein anderes für die adressier-ten Couverts und schon begonne-nen Briefe gar nicht mehr aus-kommen, und da ich denke, daß es anderen viel beschäftigten Lesern und Leserinnen gewiß ebenso geht, erinnere ich an diese äußerst be-quemeren Briefkörbchen, die ein wirklich notwendiges Requisite eines jeden größeren Schreibtisches und zudem ein sicher immer gern an-genommenes Geschenk bilden. Die zuletzt erwähnten runden Brief-körbe nehmen übrigens noch weni-ger Platz fort, als die länglichen und sehen reizend aus. Diese runden Spantkörbe sind im Preise von 30—40 Pfennig überall er-bältlich und bilden, mit Holzband-technik und Malerei geschmückt, ganz allerliebste Geschenke. Wer ein Briefkörbchen besitzt und auch wirklich nur zu Briefen benutzt, wird nie die vollendeten Briefschaften unter den Papieren und anderen Gegenständen seines Schreibtisches verlegen.

**Mosaik-Sägerei aus Marmortafeln.** Eine ihrem Namen nach „den Mufen geweihte“ Kunstarbeit derart als häusliche Beschäftigung ausgestaltet und eingeführt zu haben, daß selbst mit der Laubsäge vertraute Kinder sich damit zu befassen und eine willkommene Abwechslung darin zu erblicken vermögen, ist gewiß ein Verdienst, welches der Kunstanstalt von Schumann & Co. in Osterode a. H. nicht abgestritten werden kann. Die genannte Firma fertigt plastische Bilderwerke aus Marmorguß, die trotz der wohl-feilen Preise das Entzückende darstellen, was je auf diesem Gebiete geschaffen wurde, benutzt

jedoch den „gegessenen“ Marmor auch zur Herstellung von eintönigen, sowie marmorierten dünnen Tafeln verschiedener Färbung in 10 □ cm Größe und von kleinen Steinen, die 5 und 7 mm groß sind. Die nur thonartige Masse dieser Tafeln und Steine läßt sich mit Pausfäße und einem „Schneidelade“ genannten kleinen Instrument zu den aller verschiedensten Formen: Dreiecken, Oblongen, Streifen, aber auch Blumen, Ornamenten, Wappen, Figuren und vielem anderen zuschneiden und giebt dann, barmonisch in den Farben und Formen zusammengestellt und in geeignete, nötigenfalls mit einem Simseleischen abzugrenzende Flächen irgend welcher Gegenstände eingelegt, jene antike Kunstarbeit, die wir so gern als eine der edelsten Schätze und bewundern. Obwohl die Ausführung an sich nur eine rein mechanische ist

Herstellung der Mosaik aus Marmortafeln vollzieht sich in der Weise, daß man nach Maßgabe der farbig ausgeführten Vorlage die einzelnen Teile, soweit sie nicht aus den bereits vorrätigen Steinchen bestehen, auf die größeren Tafeln mit Indigopapier überträgt, sodann ausläßt und endlich unter Vermeidung von Wasserglas und dem bei dem Ausläßen abfallenden Marmormehl, dem noch eine dunkle Farbe oder ein Bronzepulver hinzugemischt wird, ausfüllt. Die Fläche ist nun freilich eine durchaus unebene und die Arbeit in diesem Stadium sieht sogar häßlich aus. Jedoch genügt eine Verarbeitung derselben mit dem Schabeisen, um bald eine vollständige Glätte zu erzielen. Nunmehr wird die ganze Fläche noch tüchtig mit Rebnöl eingerieben und sofort erscheint die wundervolle Eigenart der Mosaik in all ihrer Farbenfrische und Reinheit, so daß sie von Uneingeweihten unbedingt für eine musterhafte Kunstleistung betrachtet wird. Eine Erleichterung bei kleinen Formen von einer Farbe, wie z. B. bei mit Atern verlebten Blumen, Blättern, Schriften, Schattenlinien, geteilten Fonds u. bietet das Einreiben der bezüglichen Linien mit einer Graviernadel, wodurch gewissermaßen „künstliche“ Fugen erzeugt werden, welche Arbeit vor dem Glätten mit dem Schabeisen zu geschehen hat, damit auch sie mit dem Fugentritt ausgefüllt werden und auf diese Weise markant hervortreten. In beistehender Illustration führen wir ein Kästchen vor, dessen Deckel mit Steinmosaik ausgeschmückt ist und die vielfache Ausfüllungsweise in einem Muster vereinigt. Aus graugrünen Marmortafeln ist der äußere Rand hergestellt, dann folgt nach innen zu ein aus zwei quadratisch, länglich und dreieckig mit Hilfe der Schneidelade zugeschnittenen Steinchen bestehende Einrahmung in weißer, gelber, roter, blauer und schwarzer Farbe und zuletzt der Mittelteil, ein aus blauweißen Blumen, roten Beeren und grünen Blättern zusammengesetzter Zweig inmitten eines hellbraunen Fonds. Die Stiele und Atern sind graviert und erscheinen, wie auch die sämtlichen Fugen, in schwarzer Farbe. Die Materialien zur Ausführung der Steinmosaik sind nicht teuer und wohl in jedem Kunstmaterialgeschäft und jeder Lebrmittelanstalt zu haben. Andernfalls liefert oben genannte Firma auch direkt.



Mosaik-Sägerei aus Marmortafeln.

und irgend welche Vorkenntnisse nicht erheischt, so besitzt doch die Steinmosaik einen erheblichen pädagogischen Wert, insofern sie — auch wenn nicht nach selbst entworfenen, sondern nach käuflichen Vorlagen gearbeitet wird — das Auge in einfachster Weise zum Farben- und Formensinn und die Hand zu mancher Geschicklichkeit erzieht, aber auch die Gedanken viel mehr fesselt, als es je die zerbrechliche Holz-Pausfägerei zu thun imstande ist. Aus diesem Grunde dürfte die Steinmosaik-Sägerei ebensosehr als neuartige, hochinteressante Kinderbeschäftigung zu gelten haben, wie als Kunstarbeit für Erwachsene, Herren sowohl wie Damen. Nicht nur einfache geometrische Figuren gestaltet das Material bereitzustellen und damit allerhand Kästen, Tische, Bordbretter, Taburets, Unterseger, Bretsteller, Kabinen und vieles andere auszustatten, sondern alles, was in das Bereich des flachen Ornamentes gehört, kann in Steinmosaik ausgelegt und zur wirkungsvollen Geltung gebracht werden. Die

anfalt zu haben. Andernfalls liefert oben genannte Firma auch direkt.

**Anbau von Kartoffeln im Garten.** Die Kartoffel bedarf, ähnlich wie der Mais, zum Keimen eine verhältnismäßig hohe Bodentemperatur. Aus diesem Grunde ist es ganz zwecklos, sie im Frühjahr eher zu pflanzen, bis nicht die Erde genügend trocken und eine Temperatur von wenigstens 8° N. hat. Starke Düngung mit tierischem Dünger ist zur Erzielung gut lodender und schmackhafter Kartoffeln nicht angebracht: dieselben werden danach wohl sehr groß, bekommen aber leicht einen fragenden Geschmack und sehen nach dem Kochen naß und schluffig aus. Deshalb soll man nur schwach mit Stallmist düngen und dazu eine reichliche Gabe Thomasmehl geben, dessen Phosphorsäure besonders auf den Reifeabschluß der Knollen günstig einwirkt. Dandelt es sich um sandigen Gartenboden, so ist gleichzeitig eine Düngung mit Kainit erforderlich, das auch der Erde einen stärkeren Fruchtigkeits-

gehalt in trockener Zeit giebt. An schattigen Stellen, d. h. unter Bäumen und an der Rückseite von Gebäuden, dürfen die Kartoffeln nicht gepflanzt werden, da sie hier zwar sehr viel Kraut aber nur wenig Knollen entwikkeln. Die Samenkartoffel selber soll ungefähr in einer quadratischen Pflanzweite von 35–45 cm gelegt werden und nur ganz flach mit Erde bedeckt sein. Nach Bedarf ist dann später zwei- bis dreimal mit der Hand zu hacken und beim letztenmal die Erde etwas um die Stengel anzuhäufen, was einen verstärkten Knollenanfang bewirkt. Will man ganz frühe Speisekartoffeln erzielen, so sind bereits angekeimte Knollen zu pflanzen. Zu diesem Zweck füllt man eine ganz flache Kiste oder einen Pappdeckel in Größe von etwa 100 : 80 cm mit trockenen Sägespänen und legt darin die Pflanzkartoffeln (natürlich von einer frühen Sorte wie z. B. Paulsens Jule) mit den Augenenden nach oben so hinein, daß sie einander nicht berühren und etwa zu ein Viertel mit Sägespänen bedeckt sind. Ende Februar oder Anfang März werden die Kästen in mäßig helle Räume gestellt, die eine gleichmäßige Temperatur von etwa 12° N. haben. Bei dem Auspflanzen, das frühestens Mitte April erfolgen darf, müssen die Knollen in derselben Lage in den Boden gebracht werden und zwar behutsam, damit keine Keime abbrechen.

Der große französische Komponist Lully liebte einen guten Trunk über alles, und in Gesellschaft lustiger Kumpane zu Incipien, machte ihm besonderes Vergnügen. Als ihn einst der Chevalier de Verraine am Krankenlager besuchte und ihn der zärtlichsten Freundschaft, die er gegen ihn hegte, versicherte, meinte die Gattin Lullys ärgerlich: „Ja, wahrhaftig, mein Herr, Sie müssen sehr sein Freund sein, denn Sie haben ihn oft zu Ihren Gelagen zugezogen und noch zuletzt ihn so trunken gemacht, daß Sie gewiß die Hauptursache von seinem schnellen Ableben sein werden.“ — „Schweige,“ antwortete der todkranke Komponist, „schweige, liebe Frau, allerdings hat mich der Chevalier zuletzt trunken gemacht, aber wenn ich wieder auskomme, soll er dafür auch wieder die Ehre haben, der Erste zu sein, der mich des süßen Weines voll macht.“ Lully, der sich überhaupt sehr oft von dem unbesonnenen Abermut des Augenblicks hinreißen ließ, trug keine Bedenken, als er einst des König Ludwig XIV. Wunsch schwanke sah, in Molières „Eingebildetem Kranken“ die Rolle des Kranken zu spielen, vor den Apothekern und ihren Mitteln am Ende des Stückes Reißaus zu nehmen und zuletzt sogar in das Orchester, in den Resonanzboden des Flügelbühnensprings, der in Stücke ging. Der König brach in Gelächter aus und Lully fand wieder in Wunsch bei ihm. — Nach mancher Oper, in der Lully seinen unermüdblichen Eifer bewährte — er hat im ganzen 19 geschrieben —, trat er mit seiner „Armida“ auf, aber diese Oper wollte nicht gefallen, auch dem Hofe nicht. Da kam Lully auf den merkwürdigen Einfall, sie für sich ganz allein aufführen zu lassen. Das imponierte dem König. „Es müßte doch,“ meinte er, „etwas daran sein.“ Er befohl die Wiederholung, bezugte sein Wohlgefallen an dem Werke, der Hof war pflichtschuldigst entzückt und das Publikum begeistert. — Als Lully, während er die Oper „Achilles und Polyxena“ komponierte, schwer erkrankte, rebete ihm sein Reichsvater, der das ganze Theaterwesen als Sünde betrachtete, ins Gewissen und der Kranke lieferte die Partitur zur Vernichtung aus. Als ihm ein Prinz nachher, anlässlich seiner Genesung, darüber Vorwürfe machte, meinte der Komponist ganz naiv: „Warum hätte ich ihm nicht den Willen thun sollen, besäße ich doch noch eine Abschrift.“



**Auch ein Dulder.**

Parvenu (den seine Frau im Restaurant überredete, ihr zuteile statt Vache Nummer zu essen): „Schau Rosaleben, was ich für dich alles dulde!“

**Gedankensplitter.**

Es giebt Künstler und Dichter, welche es als Zweck der Kunst anzusehen scheinen, daß sie uns das Leben nicht veredeln, sondern vereseln soll.

**Der schlaue Piccolo.**

„Hab' ich mein Vestre schon bezahlt?“

„Nein.“

„Wie kannst du das behaupten!“

„Sie haben ja das Vestre noch gar nicht getrunken!“

**Erklart.**

Leutnant: „Ist Ihnen unwohl, gnädiges Fräulein?“

Dame: „Mir wurde plötzlich ganz blau vor den Augen.“

Leutnant: „Kein Wunder, wenn so viel Name-  
raden um Errateur bitten!“

**kleiner Vorbehalt.**

Student seiner Logiswirtin den Überzieher reichend: „Sehen Sie einmal den zweiten Knopf nach, er geht gewiß bald ab.“

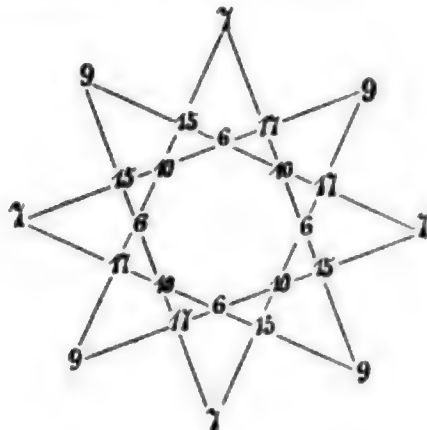
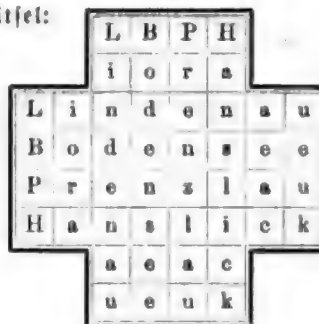
Logiswirtin: „Ach, der kann noch lange halten, wenn Sie 'n nicht anheften.“

**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 12.****Damspielaufgabe:**

1. d6-e7 b6xd8
2. Dg5-f4 Dh4xe7
3. Df4-e7 d8xb6
4. De3-e1 Dg1xe5
5. De1xa3xd6xf8 und gewinnt.

**Opern-Scherzfrage: Zwei Silben.****Homonym: Kammer.**

**Arithmetische Aufgabe:** Die Kreise berühren sich um 12 Uhr 17 Minuten zum erstenmal von außen. Der Mittelpunkt des größeren Kreises ist dann 36 m, der des kleineren 15 m vom Schnittpunkt der Linien entfernt.

**Zahlenstern:****Kreuzrätsel:****Citaträtsel:**

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,  
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

**Dominoaufgabe:**

Im Talon lagen:

**C behielt:**

Der Gang der Partie war: I. A 6, B 7, C 8; II. A 9, B 10, C 11; III. A 12, B -, C -; IV. A 13, B 14, C 15; V. A 16, B -, C -; VI. A 17, B 18, C 19; VII. A 20, B -, C -; VIII. A 21 (= 95).

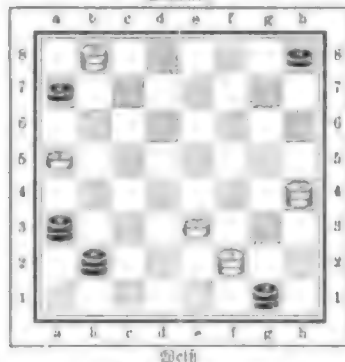
Nichtige Rätselaufösungen sandten ein: Kreis Segierlo in Wien; W. Schmaldt in Krefeld; F. V. Kändler in Fürstberg i. M.; Wilhelm Schumann in Breslau; Hermann Seidel in Aachen; Gerhard Berger in Großsch; Heinrich Staubing in Wien; Hugo Lehmann in Torgau.



## Damespielaufgabe.

Von A. Stadenow in Berlin.

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und gewinnt.

## Homonym.

Am Worte war's in einem Städtchen,  
Da sah ich sie zum erstenmal;  
Wie wußte schnell das liebe Mädchen  
In Fuß zu wandeln alle Qual!

Und wie nach langen, öden Tagen  
Ein Wort Traudigung wieder schafft,  
So fühlt' ich an des Herzens Schlagen  
Das Wort sich neue Lebenskraft.

## Palindrom.

Es schafft in seiner Werthalt früh  
Und spät ein Mann mit vieler Müß';  
Er beffert, rundet, bringt zum Schluß  
Verständig den metall'nen Guß.  
Und das, woran er fleißig schafft  
Und wendet seines Armes Kraft,  
Das nennt uns auch derselbe Mann —  
Sieh ihn dir nur von rückwärts an!

R. A.

## Logograph.

Nimm schnell von einem Schweizerort  
Den Anfang und das Ende fort!  
Es wird im Rest — lies ihn verkehrt! —  
Dann ein Gebirge dir besichert.

R. A.

## Aufgabe.

Durch Weglassen des ersten und letzten Buchstaben soll verwandelt werden: 1. ein Gebiet in Rußland in einem österreichischen Staat, 2. ein deutscher Küstenfluß in einen Fluß in Italien, 3. ein Musikinstrument in ein Faß, 4. ein Königreich in einen Teil des Wagens, 5. ein Zeitungsfreund in ein Kindermädchen, 6. ein berühmter Zoologe in ein Wild, 7. eine Stadt in Böhmen in einen Fluß, 8. eine Stadt in Rußland in einen biblischen Namen, 9. ein Längenmaß in ein Musikzeichen. — Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Namen einer italienischen Landschaft. R. A.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte vorbehalten.

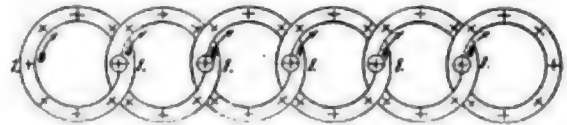
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Hans Heinrich Reclam in Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

## Bilderrätsel.



## Ringrätsel.



Die Kreuzchen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in jedem Ringe ein achtlautiges Wort entsteht. Die fünf Buchstaben, welche je zwei Ringen angehören, sollen einen Gott der alten Germanen nennen. Die Wörter in den Ringen müssen bezeichnen: 1. eine Stadt in Posen, 2. ein französisches Seebad, 3. eine Pflanzengattung, 4. eine edle Frauengestalt der griechischen Dichtung, 5. einen Fluß in Spanien, 6. den Namen von vielen Päpsten. — Zu verwenden sind: 5 a, 2 b, 1 c, 1 d, 3 e, 2 g, 5 i, 2 m, 7 n, 4 o, 5 r, 1 s, 2 t, 1 u und 2 z. R.

## Arithmogriph.

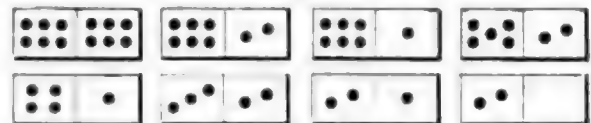
7	6	8	6	9	10	2	11
1	8	3	12	10	8	13	6
8	8	12	9	6	14		
3	4	11	6	15	1		
	9	6	11	12			
10	6	11	16	1	4		
5	9	17	5	3	9		
9	6	11	11	8	1	9	17
3	4	11	18	17	5	19	3

ein Drama von G. Freytag und die Endbuchstaben eines von Th. Körner nennen. R.

## Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit 36 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf seinen Steinen 19 Augen mehr als B. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A legt Doppel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Er legt Zwei-Eins als letzten Stein. B kann nur bei den ersten drei Runden ansetzen; C muß bei der vierten, fünften und sechsten Runde passen. Dadurch behält B fünf Steine mit 20 Augen und C vier Steine mit 35 Augen übrig. — Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält C übrig? Wie ist der Gang der Partie? R. St.





Die Dame mit dem Handschuh.  
(La femme au gant.)

Nach dem Gemälde von Anton van Dyck.

Photographie von C. Kugardt in Brüssel.





## Eine Schuld.

Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Am die Mittagszeit fühlte Manhart Osterling den Kopf etwas freier geworden, nur der Appetit fehlte ihm gänzlich, so daß er im Begriff stand, einer Hausmagd aufzutragen, sie möge ihn wegen Ausbleibens bei Tisch entschuldigen; er wollte ein Fragen Daniel Wollenwebers, warum er keinen Hunger habe, vermeiden, auch daß Margret Willens' Augen ihm dabei möglicherweise den gestrigen Rausch aus dem Gesicht ablösen. Doch da kam grad' der Alte auf ihn zu, faßte ihn in ungewöhnlicher Art unter den Arm, zog ihn etwas beiseite mit sich fort und sprach mit gedämpfter Stimme: „Ich wollt' dir vor'm Essen noch sagen, Manhart — eigentlich soll's wohl sonst keiner wissen, aber es ist doch besser — am Donnerstag ist ja des Fräulein Margrets Geburtstag, und der Herr Senator hat mir eben geschrieben, daß er sie dazu überraschen will. Am Vormittag kann er wegen der Eisenbahn noch nicht weg, sondern kommt erst am Nachmittag, aber dafür will er den Abend und die Nacht hierbleiben und erst früh den andern Morgen wie

der abfahren. Ich hab' gedacht, da könnten wir zum Abend, um den Geburtstag und das Hiersein vom Herrn Senator miteinander zu feiern, vor'm Haus im Garten ein bißchen hübsche Illumination mit Papierlampen machen; darum hab' ich's dir gesagt, daß du mir dabei was mit helfen kannst, das bunte Papier krieg' ich aus der Stadt geschickt, ich will gleich drum schreiben. Nun müssen wir wohl zu Tisch hinein, es hat schon vorhin geläutet, aber laß dir nur beim Fräulein Margret nichts merken. Mein Gott, daß die nun schon achtzehn Jahr alt wird!“

So konnte Manhart sich doch dem Mitgehen ins Esszimmer nicht entziehen und gab sich Mühe, seine Appetitlosigkeit wenigstens etwas zu verbergen. Recht gelang's ihm freilich nicht; beim Aufsehen begegnete er einmal einem auf ihn gerichteten Blick Margrets, in dem etwas Ungewisses lag, Unruhiges, fast wie Besorgtes. Und um einiges später sprach sie ihn gegen ihr sonstiges Thun auch einmal geradezu, ohne Zwischenvermittlung Wollenwebers, an: „Fühlen Sie sich nicht wohl?“



Auf der Alm. Nach dem Gemälde von B. Lindenschmit.

Der Ausdruck ihrer Augen war ihm nicht verständlich gewesen, doch aus den Worten vernahm er jetzt die spöttische Bedeutung heraus. Vermutlich hatte er sich in der Nacht beim Heraufsteigen der Treppe nicht genug, wie sonst, in acht genommen, so daß sie aufwachend sein spätes Heimkommen gehört, vielleicht auch eine Unsicherheit seines Ganges. Das gab ihre Frage ihm zu verstehen; seine heut' allerdings auffällig blasse Gesichtsfarbe übergieß sich jählings mit einer dunklen Röte. Es war ihm äußerst peinlich, daß ihn jemand, und ob es auch nur Margret Willens war, für einen heimlichen Trunkenbold halten könne; er brachte stockend eine kurze Antwort heraus, daß er sich völlig wohl fühle, und suchte dies durch die That zu beweisen, indem er sich rasch von einer Speise auf den Teller füllte und davon zu essen zwang. Aber erleichtert atmete er draußen auf, als er nach Beendigung der Mahlzeit das Zimmer verlassen konnte. Es wurmte ihn im Innern, daß er heut' die spöttische Mißachtung der Senatorstochter in der That verdient hatte.

Am Abend jedoch war allmählich die üble Nachwirkung des Portweins ihm aus dem Kopf geschwunden, und mit fiebernder Ungeduld erwartete er die Stunde, in der er Undine von Wenktern ihr Eigentum zurückgeben wollte. Dann endlich trat der ersehnte Augenblick ein: sie kam über den See heran und nahm hoch erfreut den Shawl aus seiner Hand, fragte, durch welche Zauberkunst er dazu gekommen, sie sei am Frübmorgen zum Robistrug gegangen, habe aber nichts mehr gefunden. Er berichtete, wie es geschehen, setzte jedoch etwas bedachtlos hinzu, daß er gleich, als sie von dem verlorenen Tuch gesprochen, den Vorsatz gefaßt, es noch am Abend zu holen und in Klein-Wartenbel an die Hausthür zu hängen. Sie fiel ein: „Und warum thaten Sie das nicht? Es wäre hübsch gewesen und ich hätte dann heut' Morgen nicht umsonst zu gehen gebraucht. Aber der Wein im Robistrug war wohl zu gut —“

Das lehte entfloß ihr, sie hatte es offenbar nicht äußern wollen und schlug gewissermaßen ein zudeckendes Lachen drüber auf. Doch erschrocken, sie könne eine gleiche Meinung von ihm fassen, wie Margret Willens, stotterte er schnell: „Nein — ich habe nichts — nur eine Kleinigkeit — ich that's nicht — weil —“

Nun wiederholte Undine: „Weil? Ich kann mir nicht denken, aus welchem Grunde sonst Sie Ihre gute Absicht unterließen.“

„Ich dachte — Sie würden es heut' nicht entbehren — und nahm es mit mir — um —“

Er stockte, selbst im Mondlicht ließ sich deutlich das über seine Züge aufsteigende Rot erkennen. Verständnislos fragte sie: „Aber zu welchem Zweck nahmen Sie es denn mit nach Haus?“

Unwillkürlich die Augen schließend, entgegnete er: „So weich war's — ich wollte die Nacht hindurch meinen Kopf drauf —“

Zitternd öffneten seine Lider sich wieder, und sein jagender Blick traf auf einen lächelnden Ausdruck des Antlitzes vor ihm. Dazu sagten die Lippen Undines von Wenktern: „Sie sind ein Phantast, ein Poet. Oder sind Sie ein Sybarit, dem sein Kissen zum träumen nicht weich genug sein kann? Aber ich danke Ihnen, daß Sie es mir wieder verschafft haben, bis zum Morgen hält' es gewiß sonst jemand fortgenommen, und ich brauchte es ja auch nicht früher. Köstlich warm ist's und thut wohl.“

Während des Sprechens schürzte sie sich das Tuch lose um den Hals, that des sonderbaren, eigenmächtigen Behaltens und Benutzens des Shawls nicht weiter Erwähnung, sondern lenkte merkbar davon ab, indem sie sich anteilnehmend nach der Lebensführung Manharts in den letzten Tagen erkundigte. Alles, was er thue und treibe, interessierte sie, ob er viel mit Lisbeth Nothelf zusammen sei — zu der Frage ging ihr ein leise schalkhafter Zug um den Mund — ob der Senator Willens ihm neuerdings Verdruß angethan habe, am letzten Sonntag zum Besuch dagewesen oder erst am nächsten komme. Dem Befragten ging alles wie in einem Taumel am Ohr vorüber; er begriff nicht, daß er den Mut und die Fähigkeit gehabt, den Zweck, zu dem er den Shawl mit sich nach Haus genommen, auszusprechen; aber ohne Wein getrunken zu haben, besand er sich, ähnlich wie gestern, in einem rauschhaften Zustand, den die lächelnde Erwiderung Undines über ihn gebracht. So gab er auf ihre mannigfachen Fragen Antwort, hielt auch nicht zurück, daß er allerdings einen Verdruß vor sich habe, weil der Senator am Donnerstag zu dem Geburtstag seiner Tochter komme und die Nacht auf Wartenbel bleiben wolle; da werde es ihm schwer fallen, rechtzeitig unbemerkt das Haus verlassen zu können, jedenfalls werde es später als sonst werden. Doch Undine versetzte gleichmütig: „Um meinethwillen lassen Sie sich das nicht kümmern. Donnerstag — wenn Sie sich nicht irren, daß Ihnen das Unangenehme am Donnerstag Abend bevorsteht — da kommt der Mond auch erst spät, und ich warte dann hier, bis Sie sich freigemacht haben. Vielleicht bringt die Voraussicht auf unsere Unterhaltung in der traulichen Stille Sie etwas über den Zwang, den Sie sich drüben länger anthun müssen, weg. Das ist also über-übermorgen; da sehen wir uns ja noch zweimal vorher, falls sich etwas daran änderte. Haben Sie denn für die Tochter des Senators ein Festgedicht verfaßt, da Sie doch ein heimlicher Poet sind? Freilich, das thun Sie wohl nur für Lisette, aber ihr Geburtstag ist erst im Oktober.“



So bezaubernd war das abendliche Zusammen-  
treffen mit Undine von Wenslern noch nie gewesen;  
in anderer, wonnevollerer Trunkenheit, als gestern,  
kehrte Manhart, nachdem er sie hinübergerudert hatte,  
nach Groß-Wartenbet zurück. Er wagte nicht, zu  
denken, was weiter geschehen könne und werde, alles  
in ihm war nur in eine selige Empfindung aufgelöst,  
die sich einzig auf den nächsten Abend voraussichtete.  
Sie verließ ihn auch während jeder Beschäftigung  
am folgenden Vormittag nicht; mehr noch als sonst  
mußte er sich bei Tisch zusammen nehmen, das, was  
in ihm vorging, zu verbergen, und that's durch leb-  
haftes Sprechen, bei dem er, ohne es zu merken, öfter  
Margret Willens anredete. In seiner Achtlosigkeit  
verfiel er sogar einmal in die alte frühere Gewöh-  
nung und nannte sie „Du“; erst als sie ihn über-  
rascht ansah, kam's ihm zum Bewußtsein, daß er  
sich etwas verlegen entschuldigte. Daniel Wollen-  
weber lachte dazu: „Das ist dir wohl so heraus-  
gefahren und kommt ja leicht, wenn man es viele  
Jahre lang so gethan hat. Fräulein Margret, glaub'  
ich, nimmt's nicht übel, denn das thut ja nichts und  
ist bei zwei, die miteinander gespielt haben, ja eigent-  
lich auch ganz natürlich.“ Margret antwortete nichts  
darauf, und der Alte fuhr fort: „Der Verwalter hat  
mir gesagt, weil sie morgen früh mit der Weizen-  
ernte anfangen und den Roggen unter Dach haben,  
wollen die Leute heut' vor'm Feierabend gern auf  
dem Feld einen kleinen Spaß machen. Das haben  
sie so in der Gewohnheit und der Verwalter hat  
mich gebeten, zu sagen, daß es der Gebrauch bei der  
früheren Herrschaft gewesen ist, ein bißchen mit dabei  
zu sein und vielleicht auch ein bißchen Stutenbrot  
dazu zu spendieren, das ist für die Leute ja immer  
was Besonderes, was sie sonst nicht kriegen.“

Dem pflichtete Margret bereitwillig bei, daß sie  
sich zu sechs Uhr fertig halten wolle. Sie richtete  
keine Aufforderung an Manhart, sich an dem Feld-  
gang zu beteiligen, wandte aber nichts ein, als  
Wollenweber ihn fragte: „Du gehst auch wohl mit,  
so was ist ja ganz amüsant 'mal anzusehen.“ Der  
Angesprochene gab notgedrungen eine halbbejahende  
Antwort, indes schon mit dem Vorbehalt, sich zu  
der bestimmten Stunde nicht einzustellen. Natürlich  
empfand er für den gemeinsamen, ziemlich langen  
Weg alles eher als Reizung, freute sich vielmehr  
darauf, mit seiner heimlichen Gedankenwelt völlig  
ungehört allein sein zu können. So sah er aus  
seinem Fenster um die anberaumte Zeit drunten  
Margret Willens und Daniel Wollenweber sich zu-  
sammenfinden und selbender über den freien Platz  
davongehen; eine Magd trug hinter ihnen einen  
großen Korb mit dem bräuchlichen Stutenbrot. Der  
Alte blickte sich ein paarmal um, während Margret  
ruhig-gleichmäßig ihren Schritt fortsetzte; augenschein-

lich fiel's ihr gar nicht ein, daß Manhart Osterling  
am Mittag die Absicht ausgesprochen, sich anzu-  
schließen. Ein Beweis äußerster Geringschätzung  
war's, der ihn trotz seiner inneren Befriedigung be-  
leidigen mußte, aber mit einem Ruck warf er das  
Gefühl der Kränkung von sich ab und überließ sich dem  
Genuß seiner sicheren köstlichen Unge störtheit. Jedoch  
blieb diese ihm nur kurz vergönnt, denn um ein paar  
Minuten später, nachdem jene beiden zwischen dem  
Parkgebüsch verschwunden waren, ward unerwartet  
an seine Thür geklopft, und auf den Helleinruf trat  
ein fremder junger Herr über die Schwelle und sagte  
bei dem fragenden Ausblick Manharts lachenden  
Tones: „Sie kennen mich wohl nicht von Ansehen, von  
Gesicht zu Gesicht haben wir uns einander nicht vor-  
gestellt. Aber ich wollte das Versäumnis doch ein-  
mal bei Tageslicht gutmachen und mich persönlich  
erkundigen, wie Ihnen vorgestern der Abend be-  
kommen ist. Mir hat er am andern Morgen ein  
bißchen Brummusik im Kopf angestellt, unsere Sitzung  
war ziemlich dauerhaft, und der Teufel weiß, was  
der Höllewirt in seinen alten Glascolben hinein-  
gebraut hatte.“

Erst an der Stimme und Sprechweise erkannte  
der Hörer den Ingenieur Dietwald Werned, im  
ersten Augenblick nicht zu besonderer Freude, da  
er seines schönen Alleinseins dadurch beraubt wurde.  
Aber die Höflichkeit gebot ihm doch, den unerhofften  
Besucher artig willkommen zu heißen, und dieser fiel  
ein: „Ich sah eben drunten eine junge Dame in  
Begleitung eines Weißkopfs durch den Park fort-  
gehen. Das war wohl Ihre Burgherrin hier, die  
Tochter von dem — ich kann den Namen nicht be-  
halten — mit dem schnurrigen Alten, von dem Sie  
so gut erzählten. Kommt sie bald zurück, daß ich  
mich ihr vorstellen lassen kann? Ich bin hier ja  
auf dem Grund und Boden ihrer Souveränität, da  
ist's am Ende Pflicht und Schuldigkeit. Ein Ameri-  
kaner versteht sich auf die europäischen Vorschriften  
nicht so, aber Unkenntnis der Geseze, heißt's, macht  
nicht straffrei.“

Das erschien Manhart durchaus überflüssig, und  
im übrigen war es ihm beruhigend angenehm, daß  
der Ankömmling durch glücklichen Zufall gerade diesen  
Zeitpunkt der Abwesenheit jener beiden getroffen  
hatte, damit er nicht später auf eine etwaige Frage,  
wo er die Bekanntschaft desselben gemacht habe, zu  
antworten brauchte. So erwiderte er kurz, die der-  
zeitige Besitzerin des Gutes sei mit ihrem Begleiter  
auf einem längeren Gang zu einer ländlichen Ver-  
anstaltung begriffen und komme vor einer Stunde  
sicher nicht zurück. „Das ist schab“, meinte der  
Ingenieur, „ich hätt' gern um die Erlaubnis ge-  
beten, mir das Schloß einmal innen zu begucken.  
Von außen macht sich's gut und man kann für mein

Handwerk überall etwas absehen.“ Manhart kam ihm selbstverständlich mit der Erwiderung entgegen, daß es dafür keiner besonderen Erlaubnis bedürfe und es ihm ein Vergnügen sein werde, den Wunsch zu erfüllen; dankbar nahm Dietwald Bernack dies Anerbieten an, jedoch noch nicht für gleich, vielleicht nachher vor seinem Weggang, und sich sehend plauderte er äußerst amüßant eine halbe Stunde lang über die verschiedenartigsten Dinge, kam auf seinen Rat zurück, wer es in kurzem zu etwas bringen wolle, der müsse über den Atlantischen Ocean gehen, und nahm auch ohne die anregenden Zugaben des Weins und der Mondnacht das Interesse seines jungen Zuhörers gefangen. Dann indes zog er einmal seine Uhr und sagte aufstehend: „Ja so, wenn ich das Schloß noch ansehen will, wird es Zeit für mich, oder eigentlich ist's heute schon zu spät geworden, so daß ich's besser für ein andermal aufschiebe.“ Das suchte Manhart jedoch zu vermeiden, vielmehr zu dem Zweck die gegenwärtigen günstigen Umstände zu benutzen, und so war sein Besucher auch damit einverstanden, da die Besichtigung ja schließlich nicht viel Zeit erfordern werde. Durch die Zimmer Margrets gehend, betrachtete er dies und jenes, auch den Blick aus den Fenstern über den See, that's aber ziemlich flüchtig und trat bald wieder auf den Korridor zurück. Hier fragte er: „Die Räume auf dieser Seite gehen vermutlich nach dem Park hinaus und werden weniger schöne Aussicht haben.“

Sein Begleiter erwiderte, eine Thür öffnend: „Ja, hier wohnt Wollenweber,“ und der Ingenieur fiel lachend ein:

„Ah, der alte Petrus an der Himmelsthür, so stelle ich mir dessen weißen Kopf ungefähr vor.“ Einen Blick durch die Stube werfend, fügte er hinzu: „Na, übel ist die Pförtnerbude grad' nicht, wenn's so im Himmel aussähe, könnt' man's sich schon gefallen lassen, hineinzukommen. Die Aussicht scheint mir hier sogar beinah noch lustiger.“ Er trat ans Fenster, wandte sich indes gleich, auf seine Hand niedersehend: „Wo hab' ich denn — ich Esel habe meinen Stock irgendwo drüben stehen lassen.“

Manhart versetzte: „Ja, mir fällt's ein, in Margrets Wohnstube, ich will ihn Ihnen —.“ Er begab sich rasch fort, doch Dietwald Bernack holte ihn noch auf dem Korridor wieder ein:

„Das fehlte, daß Sie sich für meine Dummheit die Sohlen ablaufen. Der hölzerne Kerl hätte hinter mir her stapfen müssen, eigentlich sollt' ich mich um einen Burschen, der so wenig Anhänglichkeit an mich hat, nicht weiter bekümmern.“ Lachend gingen sie zusammen zurück, um den Stock zu holen; Bernack nahm noch unter einigen spaßhaften Bemerkungen die Erdgeschossräume in Augenschein, verabschiedete sich dann jedoch: „Man verschwagt sich ganz mit

Ihnen, ich hab's nicht nahe und muß morgen früh zeitig auf dem Fled sein. Hoffentlich sehen Sie den Höllenwirt bald einmal wieder mit mir zusammen in Nahrung. Good bye! Auf Wiedersehn oder Nichtsehn unter der Linde!“

Silig schritt er davon, Manhart von einer plötzlichen Erinnerung eingenommen zurücklassend; ihm war eingefallen, daß er unbedingt im Nobiskrug beim Weggang seine Flasche Wein nicht bezahlt habe. Er stand im Begriff, dem Fortgehenden nachzurufen, dieser möge ihn im Vorüberkommen bei dem Wirt entschuldigen, doch er schloß den schon geöffneten Mund wieder. Drüben tauchten, heimlehnend, Margret Willens und Daniel Wollenweber auf; die höchste Zeit war's gewesen, daß sein Besuch sich entfernt hatte, damit der Alte nicht am Abendtisch nach ihm fragen konnte. Günstigerweise vermochten sie ihn auch nicht mehr wahrzunehmen, da Dietwald Bernack zufällig einen Weg wählte, der ihnen durch eine Gebüschwand verdeckt wurde. Mehr als ein hübscher, ein wirklich schöner Mensch war's, der nicht nur von unverschämter Frechheit, sondern in gleichem Maß von außerordentlicher Liebenswürdigkeit sein konnte und dann fast unwiderstehlich für sich einnahm. Mit seinem Stock, den er beinah vergessen gehabt, schlug er ab und zu einen Aufstich nach überhängendem Gezweig am Wegrand, doch nicht zornig, wie Undine von Benktern mit ihrer Gerte, vielmehr lustig pfeisend, in heiterster Laune, und er peitschte die Blätter nicht zerseht auf den Boden herunter, sondern zeigte, daß ihm genüge, sein Ziel sicher im Auge und Arm zu haben und, seine Zerstörungsabsicht im richtigen Moment innehaltend, seine Stiege nur zu „markieren.“

Nun befaßte sich Daniel Wollenweber im geheimen eifrig mit dem Herrichten und Zusammenkleben der bunten Papierlampen; er hatte sich alles dazu nötige Material beschafft und betrieb sein Vorhaben mit der Accurateffe eines gelehrten Buchbinders. Eine Arbeit war's, seiner Dütenanfertigung hinter'm Ladentisch ähnlich, sie befriedigte ihn ungemein und er gab sich ihr ganz hin, denn im stillen seufzte er manchmal über seine, nun schon sechs Wochen andauernde Beschäftigungslosigkeit auf dem Gut. Es gefiel ihm ja hier sehr gut und besonders das tägliche Zusammensein mit dem Fräulein Margret, aber das Neue war doch allmählich ein bißchen davon ab, und er wußte nicht recht, wie er's noch bis zum Herbst hin, so ohne etwas Ordentliches zu thun zu haben, aushalten sollte. Das war ja richtig, daß das Fräulein Margret hier nicht gut ganz allein sein konnte, aber daß es ihm doch etwas schwer werden mußte, so für nichts und wieder nichts

unnütz dem lieben Gott die Zeit zu stehlen, daran dachte natürlich der Herr Senator nicht, denn der hatte ja immer vom Morgen bis zum Abend Kopf und Hände voll Arbeit. Was er dachte und vorhatte, ließ sich ja überhaupt oft nicht begreifen, ebenso auch was er mit Manhart Osterling plante, was der eigentlich hier sollte. Denn ein bißchen unverständlich war's doch, warum ein Commis, statt im Comptoir seine Schuldigkeit zu thun, sich monatelang mit der Landwirthschaft abgeben sollte, wenn der Herr Senator denn auch mit der Absicht umging, ein Kornhandelsgeschäft anzufangen; dazu half doch das, was Osterling hier lernte, noch nicht viel. Der Alte hatte dies in letzter Zeit auch einmal Margret gegenüber ausgesprochen, obgleich sie ihm natürlich darüber nichts weiter sagen konnte, sondern nur meinte, da ihr Vater es so angeordnet habe, müsse es gut sein. Ihrem Gesicht ließ sich ansehen, sie sei davon sicher überzeugt, und Wollenweber pflichtete bei: „Ja, das versteht sich von selbst, einen vernünftigen Zweck muß es ja haben, den hat der Herr Senator ja bei allem, was er thut, bloß wüßte man gern, was denn für einen.“ Aber darauf mußte Margret ebensowenig eine Antwort, zerbrach sich offenbar auch nicht den Kopf darüber, sondern gab sich mit der Thatsache zufrieden, daß ihr Vater es so für gut befunden habe.

Manhart leistete dem Alten Beihilfe beim Herstellen der Papierlampen; da er noch einmal wieder von ihm dazu aufgefordert worden, konnte er keinen rechten Grund angeben, es nicht zu thun, denn Zeit hatte er in der That mehr als überflüssig, und womit er sie verbrachte, blieb eigentlich gleichgültig; der Tag verging ihm bei jeder Beschäftigung nur in beständiger Erwartung des Abends. Sie saßen an ihrer Arbeit zusammen in der abgeschlossenen Stube Daniel Wollenwebers, der sorglichst bedacht war, daß Fräulein Margret nichts davon merken solle, damit sie und der Herr Senator beide an ihrem Geburtstag recht nett überrascht würden. Aber einmal als er schnell etwas geholt, hatte er beim Wiederkommen vergessen, den Schlüssel umzudrehen, und das Malheur wollte, daß Margret grad' in der halben Stunde an die Thür klopfte, sie auch gleich öffnete und auf der Schwelle stand. Der Alte rief freilich: „Nein, Fräulein Margret, hier dürfen Sie heute nicht herein und müssen sich gleich die Augen zuhalten!“ Doch über den Ruf verwundert, that sie's nicht, und Wollenweber, der weiter ab am Tisch saß, drängte eilig: „Dann thu' du's, Manhart!“ Er meinte natürlich, daß dieser die Thür schließen sollte, und das verstand und beabsichtigte der auf das Geheiß mechanisch vom Stuhl Aufspringende auch; doch völlig mit seinen Gedanken und halbwegs auch mit den Sinnen abwesend, that er statt dessen etwas Verlehrtes und ganz und gar nicht Gewolltes, denn er

hielt mit den beiden vorgestreckten Händen Margret Willens die Augen zu. Darüber erstaunte sie so sehr, daß sie weder etwas sagte, noch eine Bewegung machte, sich dagegen zu wehren, sondern einen Augenblick ohne sich zu rühren stehen blieb, und er kam erst zur Besinnung seines gedankenlosen Thuns, als er an seinen Handflächen die Wärme ihrer Stirn und zugleich auch ihre Brauen und Wimpern fühlte. Das durchfuhr ihn mit einem Schreck, hastig riß er seine Hände zurück und stotterte: „Entschuldigen Sie — ich weiß nicht — ich meinte —.“ Ihr flog von den Lippen: „Sie meinten wohl, wir spielten Blindeluh.“ Dem fügte sie rasch nach: „Ja, wenn ich nicht darf, Onkel Daniel, da gehe ich wieder.“ Damit schloß sie eilig die Thür und ging über den Korridor zurück, wunderlicherweise, als komme ihr jetzt erst sein Geheiß zum Bewußtsein, nun die Augen zudrückend. Manhart setzte sich, höchst mißmutig über seine begangene Dummheit an den Tisch zurück, der Alte sagte zufrieden: „Das war nur gut, daß wir sie so bald wieder los wurden. Glaubst du, daß sie was gesehen hat? Du stand'st ja dazwischen, da konnte sie's wohl kaum.“ Er hatte offenbar nichts von dem thörichten Vergreifen seines Mitarbeiters bemerkt; dieser versetzte kurz: „Nein, sie konnte wohl nichts sehen.“ Ein Wort hing ihm im Ohr, verknüpfte sich mit einer aufgeweckten Erinnerung. Ja, so hatte er früher Margret Willens manchmal beim Blindeluhspielen oder sonstigem Spiel, von rückwärts herankommend, die Augen zugehalten und erinnerte sich, daß ihre Brauen und Wimpern sich damals an den Handflächen auch so weich angefühlt hatten. Er hätte sie eben daran erkennen können, ohne zu wissen, daß sie dastehe. Oder wahrscheinlich war das wohl bei allen Mädchen gleich und seine Hand nur noch nie mit dem Gesicht einer anderen in Berührung gekommen. Doch er biß sich noch einmal wegen seiner Sinnlosigkeit auf die Lippen; mehr Spott hätte sie nicht in ein einziges Wort hineinlegen können. Eigentlich hätte sie nicht Blindeluh, sondern ein blinder Ochse sagen sollen.

Ihm war das weitere Mitarbeiten an den Lampen verleidet, es war ein Unsinn, daß er sich an einer Geburtstagsfeier der Senatorstochter abplagte; bald unter einem Vorwande aufstehend, ging er fort und kam nicht wieder, Daniel Wollenweber noch zu helfen. Infolge davon hatte dieser alle Hände voll zu thun, denn bis zum nächsten Tag mußten die bunten Laternen fertig sein, und das zog Manhart doch eine Unannehmlichkeit zu, da der Alte sich gleich nach dem Abendessen wieder in seine Stube fortmachte und ihn mit Margret Willens allein im Wohnzimmer zurückließ. Er erwartete, daß sie auch gehen werde, aber sie blieb, wahrscheinlich in der Meinung, der Onkel Daniel komme gleich zurück, am Tisch

sigen, und da er den richtigen Zeitpunkt zum Weggang veräußt hatte, mußte er jetzt nicht recht von seinem Stuhl aufstehen. Im Zimmer lag noch Tageslicht, aber es begann doch, sich zur Dämmerung abzuwachen; beide sprachen nicht, Margret hielt, nach dem Fenster blickend, den Kopf seitwärts gedreht. Manhart empfand, sie denke an sein täppisches Benehmen vom Vormittag und besinne sich auf eine böshafte Äußerung, mit der sie ihn dafür bestrafen wolle. Peinlich war's, das schweigend abwarten zu sollen, ungefähr wie ein Schuljunge eine verdiente Züchtigung; er bekam Herzklopfen davon und wäre ihr gern mit einer Abwehr zuvorgekommen. Doch sein Kopf fand kein richtiges Wort; er hätte erklären müssen, daß er nicht recht bei Sinnen gewesen sei, an ganz anderes gedacht habe, und dabei wäre er unfehlbar rot geworden. So beharrte er in seinem Schweigen, und sie that's ebenso; nach und nach rührte ihn ein Gefühl an, sie erwarte, daß er zuerst spreche, sich entschuldige, und allerdings hatte sie ja auch ein gewisses Recht, das zu beanspruchen. Sein unbegreifliches Thun hatte ihr als eine kindische Dummdreistigkeit vorkommen müssen, und nun schien er sich wie ein ungezogener Junge betragen zu wollen; in ihm war ein starker Drang, nicht als solcher dazustehen, aber, was er sagen könne, wußte er dennoch nicht. Ziemlich rasch nahm das Zwielicht zu; hin und wieder einmal hob er mit einer unmerklichen Regung die Augen, um zu beobachten, ob Margret Willens durch etwas kundgäbe, daß sie ihr Schweigen brechen werde. Allein sie saß jedesmal noch in gleicher Weise, offenbar von ihm die Erklärung erwartend. Da sie zur Seite blickte, sah er nur ihr Profil, und so kannte er sie eigentlich gar nicht. Es überraschte ihn fast wie das einer Fremden; in den still-ruhigen Linien des Gesichtsschnittes lag etwas Eigenartiges, im Grunde Sinnnehmdes, beinahe schön zu Kennendes. Doch allmählich ward es undeutlicher, kaum mehr unterscheidbar, die Dämmerung ging in Dunkelheit über. Da regte Margret Willens sich plötzlich einmal, stand auf, sagte kurz halblaut: „Gute Nacht,“ und verließ das Zimmer. Ihr mochte klar geworden sein, daß Daniel Wollenweber nicht wieder zurückkomme.

Eine Erlösung war's für Manhart, er blieb noch eine kurze Weile zurück, dann begab er sich ebenfalls fort. Die Zeit für seinen abendlichen Weg war gekommen, und wie plötzlich aufschießend, trat das Bild Undines von Wenkstern ihm vor die Augen. Etwas Sonderbares verband sich damit: Zum erstenmal seit Wochen hatte sie während der letzten Viertel- oder halben Stunde ihm nicht so vor dem Blick gestanden und war sein Denken nicht bei ihr gewesen; nun trieb sein Drang, einer aufgestauten Welle gleich, die ein Hindernis fortgeräumt, ihn um so mächtiger nach

dem Zusammenkunftsplatz. Hier fand er zauberischen Ersatz für das peinliche Gegenüber, in das er mit Margret Willens geraten. Wie schwand diese, gleichsam von dem grauen Licht der Dämmerstunde ausgelöscht, in nichts hin vor der strahlenden und mondüberstrahlten Schönheit Undines! Jeder Abend überbot immer noch die ungeduldige Erwartung des langen Tag's, die Verheißung des vorausgegangenen, und so auch dieser. Nur war heut' etwas im Innern Manharts wach geworden, ein sehnfüchtiges Verlangen; er hätte alles dafür hingegeben, seine Hände einmal auf die Augen Undines von Wenkstern legen zu dürfen, um zu erfahren, welches Gefühl ihre Brauen und Wimpern hervorriefen. Ein wunderbar unvergleichliches mußte es sein, aber es gab keinen Vorwand, unter dem er es thun konnte, und er erschrak vor dem Gedanken solcher Vermessenheit ohne einen glaubwürdigen Grund. So mußte er sich mit allem Aufgebot von Willenskraft bezwingen, und sie selbst erschwerte es ihm noch, denn sie blickte ihn an, als läse sie den Wunsch in seinem Gesicht, und sprach vertraulich dazu mit ihm, als je zuvor. Teilnahmsvoll sagte sie beim Abschied an der Landungsstelle von Klein-Wartenbel: „Also morgen haben Sie Armer den üblen Tag; ich werde Ihrer mitfühlend gedenken, vielleicht sehe ich Ihren häßlichen Widersacher bei uns vorüberfahren. Oder hat er sich besser besonnen und bleibt bei seinem Geldschrank? Das würde mich sehr für Sie freuen, und dann könnten Sie auch morgen Abend zur gewohnten Zeit kommen.“ Allein das wäre eine thörichte Hoffnung gewesen, dazu kannte Manhart seinen Herrn zu genau. Der Senator hatte nicht abgeschrieben, und wenn er sich etwas vorgelegt, so bleibe er dabei, ob es Steine vom Himmel herabregne; da er erst ziemlich spät am Nachmittag anlange, werde er zweifellos auch nicht vor dem nächsten Morgen wieder abfahren. Bedauernd reichte Undine dem davon sicher Überzeugten die Hand und behielt die seinige ein paar Augenblicke in der ihren. „Dann wird's um so schöner sein, wenn Sie endlich erlöst werden, für Sie und für mich, denn ich mache Ihre Unannehmlichkeit ja mit Ihnen durch. Gute Nacht, und träumen Sie, es sei schon vorüber und der Mond stehe wieder am Himmel.“

Auch für sie werde es dann um so schöner sein — wie körperlich fühlte Manhart dies Wort in seiner Brust, einer schwellenden Knospe ähnlich, naherückender Stunde harrend, sich im Sonnenlicht zu entfalten. Oder im Mondlicht — wie die wundervolle königliche Blüte der Tropenwelt, von der er einmal gelesen. Ihm kam ins Gedächtnis, auch eine Wasserrose war's, drüben am Amazonenstrom; weiß leuchtete ihr Kelch im Beginn, doch in der Nacht sich weiter aufschließend, gewann er rosenrote Farbe —



Ja, er träumte die Nacht hindurch und zwar unablässig von weißen Blumen. Im Anfang von einer Anemone, über die der erste Frühlingswind unter noch kahlem Buchengezweig hinstrich und sie leis schaukelte; von einem Hügel herabkommend, ging er dahin, vor ihm in der Weite lag ein blauer See. Dann stand er an diesem, und aus den kleinen, sonnbeglänzten Wellen wuchs es wieder schneehell empor, doch kein Windröschen mehr, größer, prächtiger, eine weiße Wasserrose. Staunend und zagend sah er sie an; sie tauchte unter und verschwand, lange Zeit, ein Wirbelsturm umbrauste seinen Kopf, warf alle Gedanken darin verworren durcheinander. Aber nun hob sie sich plötzlich aufs neue vor ihm auf, nur jetzt als weiße Lilie auf hohem, schlankem Stiel, heiße Sommernacht mit süßberauschendem Duft erfüllend, und auch ein weißes Licht umfloß sie. Doch im Grunde war sie dennoch eine Wasserrose, aber eine fremde, märchenhafte von tropischer Pracht, über alle Vorstellungskraft herrlich. Und leise wandelte ihre Farbe sich um — so lag's schon, von der Natur mitgegeben, in der Frühlingsanemone, die einen leichten Rosenanhauch auf den Blättern trug. Hier aber ward der rote Schimmer zum unsagbaren, herzschnagelnden Wunder — im Traum wußte Manhart auch den Namen der Zauberblüte: „Victoria regia.“ Doch nicht der richtige war's, er besann sich, und nach einer Weile sprach er laut: „Nein, Undine regia —“

Dann fuhr er in die Höh', denn Daniel Wollenweber stand vor seinem Bett und sagte: „Du verschläfst dich heut' wohl ein bißchen, Manhart; es ist hohe Zeit, wir müssen Fräulein Margret doch einen recht hübschen Strauß pflücken.“ Daran beteiligte der Aufgeweckte sich nicht selbst, sondern half nur dem Alten insoweit mit, als er mechanisch die Blumen, die jener abschnitt und ihm hinreichte, in der Hand hielt; das aber veranlaßte ein Mißverständnis, denn als beide zum Haus zurückkamen, trat Margret Willens grad' aus der Thür und sagte, überrascht auf den farbenreichen Strauß blickend: „Wußten Sie noch, daß heut' mein Geburtstag ist?“ Offenbar war sie von dem Irrtum befangen, nicht der Onkel Daniel, sondern er habe die Blumen dafür gepflückt, und ihr ins Gesicht zu sagen, ihm sei's gar nicht eingefallen, wäre äußerst ungeschliffen gewesen. Ihre Täuschung berührte ihn sogar angenehm, denn sie gab ihm eine Gelegenheit, ohne Worte gewissermaßen nachzuholen, was er gestern in der Dämmerung nicht von der Junge gebracht hatte, darzuthun, daß er nicht die Absicht gehabt, sich wie ein ungezogener Junge zu benehmen. So antwortete er schnell: „Ja — ich — wußte es noch —,“ und er erinnerte sich dabei auch wirklich, daß er früher immer schon vorbedacht gewesen, sich zu dem Tag eine möglichst schöne

Rose zu verschaffen, um unterwegs vor dem Schulanfang hurtig die Treppe im Katrepelhaus hinauf zu springen und sie Margret mit seinem Glückwunsch zu bringen. Dann hatte sie ihm jedesmal gedankt, als ob es ein kostbares Geschenk sei und ihn dazu an der Hand gefaßt; es mochte ihr bei ihrer herausgeflogenen Frage ins Gedächtnis geraten sein, und sie dankte auch heute so und bot ihm dabei ihre Hand hin. Das setzte ihn, zumal nach dem gestrigen Vorgang in Verwirrung, aber da es einmal durch ihre fälschliche Annahme so gekommen, konnte er doch auch nicht anders — obendrein da ihn ein Gefühl überkam, sie drückte damit aus, daß sie ihm seine täppische Gedankenlosigkeit und überhaupt sein öfter wiederholtes, grundlos flegelhaftes Betragen gegen sie verzeihe. So nahm er ihre Hand, die sie einen Augenblick lang hielt und dann rasch mit der Äußerung, die Blumen müßten gleich Wasser haben, davonging. Er stand in einer eigentümlichen Gedächtnisempfindung: die Hand von Margret Willens hätte er auch noch am Gefühl in vollem Dunkel erkannt; sie hatte sich wohl länger gestreckt, war aber trotzdem mit den schmalen, feinen Fingern noch ganz die des Kindes. Neben ihm aber sagte Daniel Wollenweber jetzt: „Das Fräulein Margret, glaub' ich beinah, meinte, du hättest den schönen Strauß für sie gepflückt. Das thut ja auch nichts und kommt darauf nicht an, sondern daß besonders der Herr Senator, wenn er kommt, den Tisch recht hübsch finden soll.“

Das entzog Manhart der ihm unwillkürlich aufgewachten Erinnerung an ehemalige Zeit, versetzte ihn in die Gegenwart und zu dem heut' Bevorstehenden zurück. Doch sobald er mit sich allein war, bemächtigte der nächtliche Traum, aus dem ihn der Alte geweckt, sich vollständig wieder seiner Gedanken und Sinne. Wo er ging und stand, bei allem, was er that, sah er die weißen, sich immer wunderbarer verwandelnden Blumen wie in Wirklichkeit vor den Augen; sie bildeten einen leuchtenden Vordergrund, hinter dem ihm der Wechsel des weitergehenden Tages nur schattenartig bedeutungslose Bilder und Gesichter vorüber bewegte. Daß Lisbeth Nothelf von Seedorf zum Gratulieren kam, gleichfalls mit Blumen aus ihrem Garten — der Mittagstisch mit einem Geburtstagstoast Daniel Wollenwebers, in dem er sagte, wie gern gewiß der Herr Senator auch heute hier gewesen wäre, wenn er bloß wegen der dummen Eisenbahn weggekonnt hätte — dann später das Rollen eines Wagens, aus dem zu Margrets wirklicher, großer und freudiger Überraschung ihr Vater heraustrug, während der Alte schmunzelnd sagte: „Nicht gemückt hab' ich, Herr Senator, ganz so wie ein Fisch bin ich gewesen, das ist wohl an der Freude vom Fräulein Margret anzumerken“ —



alles das nahm Manhart nur äußerlich mit Auge und Ohr auf, sein Denken befand sich nicht dabei, auch wenn er auf etwas antwortend sprach. Rudolf Willens zeigte sich von dem Aussehen seiner Tochter sehr erfreut, der Aufenthalt bekomme ihr unverkennbar vortrefflich; das bestätigte sie auch mit glücklichem Gesichtsausdruck, während er einige Geschenke für sie enthaltende Päckchen aus der Kutsche nahm und mit ihr allein zum Auspacken des Mitgebrachten ins Eßzimmer ging. Hier stand der Morgenstrauß auf dem Tisch, und der Senator sagte: „Das sind schöne Blumen, so hätte ich sie dir aus der Stadt nicht mitbringen können, darum unterließ ich's auch lieber ganz.“

Margret erwiderte rasch: „Ja, Manhart hat mich in der Frühe damit überrascht, Manhart Osterling.“

Ihr Vater versetzte: „So, das war ja schidlich von ihm. Benimmt er sich denn sonst auch ordentlich?“ Das bejahte sie gleichfalls eifertig:

„Er ist in der letzten Zeit ganz anders geworden — sehr zu seinem Vorteil — oder ich merkte es vielleicht früher nicht, weil ich ihn eigentlich kaum sah.“ Einen Augenblick anhaltend, setzte sie hinzu: „Ich glaube, lieber Vater, du brauchtest nicht so streng gegen ihn zu sein, ich halte ihn für Güte mehr geschaffen — wenn du ihm ein freundliches Wort —.“

Rudolf Willens fiel ein: „Nun, dann ist's ja gut, daß ich bestimmt habe, er sollte zusammen mit euch essen, davon rührt wohl sein richtigeres Betragen her. Gefällt dieser Schawl dir? Ich habe mich in den Läden nach dem Besten, was ich finden konnte, umgethan, daß die Herrin von Groß-Wartenbel nicht hinter'm Rücken die Nase über mich rümpfen sollte.“

Die letzte Bemerkung ließ deutlich heraushören, wie innerlich froh gestimmt der Sprecher sei, und bei der unveränderten Fortdauer seiner heiteren Laune erinnerte er sich offenbar am Abendtisch einmal der nachmittägigen Äußerung seiner Tochter, mochte sich die Worte überlegt haben und auch aus eigener Beobachtung zu einer Einsicht ihrer Richtigkeit gelangt sein. Denn er füllte sein Weinglas und redete schräg hinüber Manhart Osterling an: „Zu meiner Befriedigung habe ich gehört, daß Sein Verhalten dem Zweck entspricht, um dessenwillen ich Ihn mit hier heraus genommen. Es entspricht aber Seinem Alter wohl nicht mehr, daß ich Ihn noch länger so wie bisher anspreche, sondern wie bei dem Buchhalter an die Stelle das neuerdings gebräuchlich werdende ‚Sie‘ setze. Jedoch will mir dies bei einem jungen Mann, den ich als Knaben gekannt, nicht vom Mund, und wenn Er damit einverstanden ist, fiele es mir

geläufiger, Ihn statt dessen künftig wieder, wie in früherer Zeit, ‚Du‘ zu nennen.“

Ein wenig trocken, etwas an eine geschäftliche Abmachung erinnernd, war's gesprochen, doch merkbar in dem von Margret gemeinten Sinne, und Daniel Wollenweber sagte: „Damit wird Osterling ja gewiß sehr einverstanden sein, Herr Senator. Das ist ja eine große Auszeichnung für dich, Manhart, die du dir erst recht verdienen mußt.“

Willens bot dem letzteren sein gefülltes Glas entgegen: „Da wollen wir auf den Geburtstag meiner Tochter und zugleich mit auf das umgeänderte Fürwort anstoßen.“ Daran beteiligten sich alle, und selbstverständlich mußte Margret es ebenfalls thun; die innere Freude über ihre hübsche, durch die Anwesenheit des Vaters verschönte Geburtstagsfeier leuchtete ihr aus den Augen. Manhart hatte mechanisch sein Glas mit den andern zusammenklingen lassen, der ganze Vorgang berührte ihn innerlich nicht im geringsten, ihm war's völlig gleichgültig, ob der Senator fortan ihn statt „Er“ „Du“ benenne. Doch that Rudolf Willens dies gleich und zwar ohne sich zu versprechen, als ob die Wiederaufnahme der ehemaligen Gewöhnung ihm in der That natürlicher von der Zunge komme. Mit sichtbarem Interesse erkundigte er sich nach der praktischen Wissensbereicherung Manharts in landwirtschaftlichen Dingen und der Befragte gab Antworten darauf, die eine gewisse Verworrenheit und Beschäftigung seiner Gedanken mit Anderem nicht ganz verbergen konnten; doch das erklärte sich natürlich aus dem ihm eben unerwartet Geschehenen, und Willens schien es auch keineswegs übel zu vermerken. Dann brachte Daniel Wollenweber einmal hervor: „Entschuldigen, Herr Senator, daß ich mal einen Augenblick mit Osterling zusammen hinausgehe und ihm bloß etwas sage.“ Das geschah, der Augenblick dauerte indes ziemlich lange, wohl zehn Minuten, bis der Alte wieder hereintrat und schmunzelte: „Wenn Sie nun auch ein bißchen heraus kommen möchten, Herr Senator und die beiden jungen Damen.“ Da brannten in einem Halbkreis vor der Thür, an Zweigen aufgehängt die blauen, grünen, roten und buntfarbigen Papierlampen; es machte sich im voll eingebrochenen Dunkel in der That hübsch, und alle drei waren wirklich überrascht, so daß Wollenweber sich zufrieden die Hände reiben und sagen konnte: „Ja, mir deucht auch, es sieht ganz nett aus, und ein bißchen was Besonderes mußt heut' am Abend doch sein. Ziemlich schnell gehen mußte es damit ja freilich, aber Osterling hat mir gut dabei geholfen, daß wir doch grade noch richtig fertig geworden sind.“

(Fortsetzung folgt.)



# Anton van Dyck.

Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Julius R. Haarhaus.

Mit sechzehn Illustrationen.

Nachdruck verboten.

**A**ls die Vertreter der sieben nördlichen Provinzen der Niederlande: Holland, Zeeland, Utrecht, Geldern, Friesland, Overijssel und Groningen am 23. Januar des Jahres 1579 den Utrechter Unionsvertrag unterzeichneten und damit den durch das Spaarger Manifest vom 26. Juli 1581 endgültig besiegelten Abfall jener Länder von der spanischen Herrschaft vorbereiteten, ahnten sie wohl nicht, daß sie mit dieser That einen Akt vollzogen, dessen Folgen für Kultur und Kunst der Niederlande von ebenso großer Bedeutung werden sollten wie für deren historische Entwicklung.

Nach den siegreichen Kämpfen gegen die verhaßte Fremdherrschaft, nach der Rückkehr zum Protestantismus nahm im Norden Handel und Wandel erneuten Aufschwung. Das Behagen am gesicherten Wohlstand wie an der individuellen Freiheit fand seinen schönsten Ausdruck in der schnell erblühten holländischen Kunst, die berufen war, die Rathäuser der glücklich regierten Gemeinwesen, die Kunsthallen der Kaufleute und Handwerker, vor allem aber die Wohnungen der Bürger zu schmücken. Die holländischen Meister stellten sich kein allzu hohes Ziel, aber die räumliche und stoffliche Beschränkung,

die sie ihrem Schaffen auferlegten, kam ihrer Kunst zu gute. Ihre höchste Aufgabe war das „Regentensstück“, die Vereinigung mehrerer Porträts von Bürgermeistern, Junstvorständen oder Schützenoffizieren auf einem Bilde. Daneben malten sie mit offenkundiger Freude an Land und Leuten ihrer Heimat Landschaften, Tierstücke, Stillleben und vor allem die beliebten Scenen des niederen und höheren Genres, in denen der Besteller und Käufer ein heiteres Spiegelbild seiner eigenen gemüthlichen Lebensführung erblickte.

Während sich in Holland diese Wandlung voll-

zog, schmachteten die Nachbarprovinzen Flandern und Brabant noch unter dem spanischen Joch. Nach jahrelangen vergeblichen Kämpfen, nach einem Blutbade, das in der Geschichte kaum seinesgleichen hat, mußte die Hauptstadt Antwerpen sich am 16. August 1585 zur Kapitulation entschließen. Mehr und mehr sank der Wohlstand der einst sprichwörtlich reichen Stadt, die noch um die Mitte des Jahrhunderts 4500 Schiffe auf See gehabt hatte und deren Manufakturen die ganze civilisierte Welt mit Woll- und Seidenwaren, Leinwand, Goldarbeiten, Waffen und Teppichen versorgen mußten. Dem Bürger stand der Sinn nicht mehr nach Kunstschätzen,



Anton van Dyck.

Nach einem Selbstporträt des Meisters gezeichnet von Lukas Gortzieman.

er seufzte unter dem Drucke einer schweren Steuerlast und verbrachte seine Tage in steter Furcht um Leben und Besitztum. Den Künstlern winkten nicht, wie in den Nachbarländern, Bestellungen aus dem wohlhabenden Bürgerstande, aber sie hatten im nationalen Unglück wenigstens das Glück, zur Ausschmückung der Kirchen herangezogen zu werden, die unter der Herrschaft des spanischen Katholicismus überall entstanden. So sah sich die flämische Kunst in völlig an-

genigheit und spezifisch flämischer Lebenslust aufs glücklichste vereinten. Daß Rubens, der begeistertste Apostel echt heidnischer Sinnlichkeit, der Schöpfer üppiger Bacchanale, zum bevorzugten Kirchenmaler der katholischen Welt wurde, wird niemand wunder nehmen. Weiß doch die römische Kirche wie keine andere Institution sich die Künste dienstbar zu machen und sie für ihre Zwecke zu verwenden. Der große Kenner des Nackten, der Bacchanten und Nymphen so virtuos auf die Leinwand zu zaubern vermochte, war der rechte Mann, die Altäre der Jesuiten mit Darstellungen aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer zu schmücken. Und daß sich die frommen Väter in seiner Begabung nicht getäuscht hatten, beweist wohl schon zur Genüge seine berühmte „Kreuzabnahme“ im Dom zu Antwerpen, die den besten kirchlichen Bildern aller Zeiten an die Seite gestellt werden darf.

Auf dem Gebiete des Historienbildes ist Rubens von keinem andern mehr übertroffen worden. Van Dyck hat ihn weder in der kunstvollen Komposition bewegter Gruppen noch in der Innigkeit der Auffassung erreicht. Den geistlichen Bildern des Schülers merkt man die Arbeit nach dem bezahlten Modell an; seine Märtyrer leiden nicht, sie winden sich nach Anweisung des Malers und kokettieren mit ihren schönen Formen. Aber wenn auch dem Jüngeren auf diesem Gebiete der Ruhm des Meisters versagt war: im Fache des Porträts hat er den Lehrer überflügelt. Unter den Porträtmalern aller Zeiten steht van Dyck in erster Reihe. Und als Porträtmaler will er in erster Linie gewürdigt sein.

Ghe wir uns näher mit dem Entwicklungsgang des lebenswürdigen Künstlers beschäftigen, möchten wir auf die Ähnlichkeit hinweisen, die in gewissem Sinne

zwischen den Schicksalen des Lehrers und des Schülers besteht. Beide brachten es in verhältnismäßig jungen Jahren zu Ansehen und Wohlstand, beide verfügten über eine ungewöhnliche gelehrte und allgemeine Bildung, für beide war ein längerer Aufenthalt in Italien von Bedeutung, und beide endlich waren die ersten Künstler diesseits der Alpen und Pyrenäen, die sich und damit die Malerei aus der Sphäre des Handwerks zur selbständigen, von Hoch und Niedrig mit Ehrfurcht betrachteten Kunst erhoben und dem Maler die gesellschaftliche Stellung eroberten, die ihm als einem Auserwählten gebührt.

Anton van Dyck erblickte am 22. März 1599



van Dyck, Der Kardinal Bentivoglio.

Photographie von Braun, Clement & Co. in Bernach 1. G. u. Paris.

dere Bahnen gewiesen, wie die ihr von Hans aus so nahe verwandte holländische. Und wie diese in Rembrandt und Franz Hals bald ihre Höhepunkte erreichte, so war auch jener in Rubens und van Dyck schon wenige Jahrzehnte nach der Spaltung ein Doppelgestirn von so hellem Lichte beschieden, daß es neben den größten Meistern aller Zeiten, neben Raphael und Tizian, neben Dürer und Holbein, neben Murillo und Velasquez auch uns noch mit ungetrübtem Glanze leuchtet. In Rubens wie in seinem Schüler van Dyck erstanden nachhaltig wirkende Repräsentanten einer neuen Kunst, in der sich südlicher Farben- und Formensinn mit germanischer

als stehendes Kind des wohlhabenden Kaufmanns Franz van Dyck, dessen Geschlecht seit langem in Antwerpen blühte, das Licht der Welt. Einer alten Legende nach soll der Vater in seiner Jugend Glasmaler, die Mutter, Maria Cuyper's,

eine kunstfertige Stickerin gewesen sein, womit dann freilich die künstlerische Begabung des Sohnes auf die natürlichste Weise erklärt wäre. Wie H. Knackfuß in dem van Dyck gewidmeten XIII. Bande seiner textlich wie illustrativ gleich vortrefflichen Künstlermonographien mitteilt, soll sich Frau Maria kurz vor der Geburt Antons mit einer umfangreichen Stickerie beschäftigt haben, auf der die Geschichte der biblischen Susanna dargestellt war.

Wie dem auch sei, der Knabe verriet schon früh ein starkes Talent und wurde bereits bei Vollendung des zehnten Lebensjahres von dem inzwischen verwitweten Vater zu Meister Hendrik van Balen in die Lehre gegeben und in die Liste der Antwerpener St.

Zulassung eingetragen. Van Balen war kein Künstler von Bedeutung, aber er war damals in Mode, und seine glatt gepinselten Historien und Mythologien fanden Bewunderer und Käufer. Sein Einfluß auf den jungen Schüler kann um so weniger nachhaltig gewesen sein, als dieser seine Werkstatt schon nach wenigen Jahren wieder verließ, um als Lehrling bei dem großen Genius Antwerpens, Peter Paul Rubens, einzutreten. Der junge van



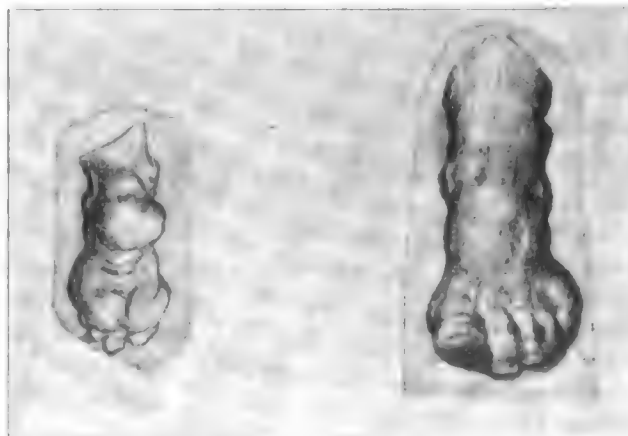
Studie zu einem Satyr.



Studie zu einem Satyr.



Kopfstudie.



Fußstudien.

Abzeichnungen von Braun, Hübner & Co. in Leinach i. A. u. Paris.

Dyck muß damals schon achtenswerte Proben seines Talents abgelegt haben, denn der berühmte Meister pflegte die Aufnahme neuer Schüler von dem Ergebnis einer strengen Prüfung abhängig zu machen. Er stand damals auf der Höhe

seines Ruhms und vermochte längst nicht mehr die zahllosen Bestellungen, die ihm von nah und fern zukamen, allein auszuführen. In der Regel begnügte er sich damit, die bestellten Gemälde zu entwerfen, worauf er die Ausführung seinen begabtesten Schülern überließ und schließlich das annähernd fertige Bild einer leichten Überarbeitung unterzog. Er machte aus diesem fabrikmäßigen Kunstbetriebe übrigens kein Hehl und gab seinen Kunden stets ausdrücklich an, wer von seinen Schülern bei dem Werke beteiligt gewesen war. Eine besondere Technik, die sich der junge van Dyck in der Werkstatt seines ersten Lehrherrn angeeignet hatte: das Malen grau in grau kam ihm jetzt vortrefflich

zu statten. Er mußte Rubens' berühmteste Bilder in kleinem Formate einfarbig kopieren und so für die vielen Kupferstecher, die sich der Meister zur Vervielfältigung seiner Arbeiten herangezogen hatte, die Vorlagen schaffen. Wir wissen, daß van Dyck noch im Jahre 1620 als Gehilfe bei Rubens arbeitete und diesem damals bei der Ausschmückung der Antwerpener Jesuitenkirche half, also noch zu einer Zeit, da er selbst bereits mit bedeutenden Werken an



die Öffentlichkeit getreten war und in den Listen der Lukasgilde als Freimeister geführt wurde.

Als erstes großes Bild von seiner Hand betrachtet man die berühmte „Kreuztragung“ im Dominikanerkloster zu Antwerpen, ein Werk, das wie auch manche der nächsten Arbeiten („Verspottung Christi,“

unverkennbar beeinflussen ließ, so läßt es sich bei vielen Bildern aus jener Epoche schwer bestimmen, ob sie dem älteren oder dem jüngeren der beiden Künstler zuzuschreiben sind.

Die große Beliebtheit, deren sich die Erstlingswerke van Dycks namentlich in England erfreuten, erklärt sich nur aus der überraschenden Ähnlichkeit mit den Arbeiten Rubens', der damals jenseits des Kanals außerordentlich geschätzt wurde. Wer von den Kunstfreunden jener Zeit nicht in der Lage war, sein Haus mit einem Gemälde des älteren Antwerpener Meisters zu schmücken, schätzte sich schon glücklich, wenn er eine Arbeit van Dycks, in dem man den geistigen Erben Rubens' sah, erwerben konnte. Ja, als man zu der Einsicht gelangte, daß der vielbeschäftigte Meister nur eine kleine Zahl der ihm zuströmenden Bestellungen ausführen vermochte, versuchte man sich wenigstens des großen Schülers zu versichern, indem man ihn unter den schmeichelhaftesten Bedingungen nach England einlud. Graf Thomas Arundel, der berühmte englische Kunstsammler, ließ durch seinen Antwerpener Agenten Erkundigungen über den jungen Maler einziehen, die günstig genug lauteten, aber auch nicht verhehlten, daß dieser vermutlich nur sehr schwer zum Verlassen seiner Vaterstadt zu bewegen sei.

Schließlich wußte man den König Jakob I. für

den aufsteigenden Stern am Kunsthimmel zu interessieren und ihm die Berufung van Dycks an den Hof nahe zu legen. Diese dürfte unter Zusicherung eines festen Jahresgehaltes von 100 Pfund Sterling im Sommer oder Herbst des Jahres 1620 erfolgt sein. Aber van Dycks Thätigkeit während dieses ersten Aufenthaltes in England ist wenig bekannt geworden. Er scheint sich im Nebellande nicht recht wohl gefühlt zu haben, denn er nahm bereits im Früh-



van Dyck. Die Beweinung Christi.

Photographie von Braun, Altmant & Co. in Bernach | C. u. Dack.

„Ausgießung des heiligen Geistes,“ „Die beiden Johannes,“ alle im Königlichen Museum zu Berlin, „Der heilige Hieronymus“ in der Dresdener Galerie) noch durchaus im Rubensschen Stile gedacht und ausgeführt ist. In koloristischer Hinsicht schlug van Dyck jedoch früh eigene Wege ein, indem er das rosige Inkarnat des Meisters durch blässere, gelblichere Töne ersetzte. Da sich aber Rubens um diese Zeit von der gemäßigteren Farbengebung des Schülers



van Dyck. Die heilige Familie mit dem Engelstanz.  
(Madonna mit den Hebbhauern.)

Photographie von Braun, Glaser & Co. in Ternes 1. d. m. Zeit.



ling 1621 einen achtmonatlichen Urlaub, den er jedoch vermutlich wider den Willen des Königs eigenmächtig auf unbeschränkte Zeit ausdehnte. Ob er sich damals dauernd in Antwerpen aufgehalten hat, ist ungewiß. Jedenfalls hat er sich im Dezember 1622, zur Zeit, da sein Vater starb, und zu Anfang des Jahres 1623 dort aufgehalten.

Im regen Verkehre mit Rubens mochte ihm der Gedanke nahe treten, auch seinerseits die berühmten Kunststätten Italiens zu besuchen, denen sein Lehrer so viel verdankte. Wie oft wird er klopfenden Herzens den Worten des Meisters gelauscht haben, wenn dieser von seinen Erlebnissen und Studien in Venedig, Mantua, Rom und Genua erzählte, wo er sieben glückliche Jahre verbracht und recht eigentlich den Grund zu seiner künstlerischen Individualität gelegt hatte! Als van Dyck dem Freunde seine Absicht, nach Italien zu gehen, zu erkennen gab, fand er bei diesem die volle Billigung seines Planes. Rubens versah ihn nicht nur mit guten Ratschlägen, sondern auch mit wirksamen Empfehlungen, die dem jungen Reisenden die italienischen Wanderpfade ebnen sollten.

Bezeichnend für das herzogliche Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer und für die Dankbarkeit des ersteren ist die Tatsache, daß van Dyck dem Meister ein Gemälde als Abschiedsgeschenk zurückließ, das bis zu Rubens Tode dessen Sammlung schmückte. Es war die „Gefangennahme Christi,“ ein dramatisch empfundenes, in großem Maßstabe ausgeführtes Nachstück mit Fackelbeleuchtung, das zu den besten Arbeiten van Dycks gehört und heute noch zu den Perlen des Madrider Museums gerechnet wird.

Über den Zeitpunkt von van Dycks Abreise nach Italien herrschen, wie über so manches andere in seinem Leben, geteilte Ansichten. Nach einer Version soll er sogar bereits im Jahre 1621 von Antwerpen aufgebrochen sein und zwar in Begleitung eines italienischen Edelmannes Namens Vanni. Mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme, daß unser Künstler erst im Frühling 1623 seine Reise angetreten habe. Auch über die Dauer seines Aufenthaltes in den Städten Italiens, ja über die Reihenfolge der Stationen ist nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Sicher ist nur, daß

er Genua zum Ausgangspunkte seiner italienischen Kreuz- und Querzüge machte. Von dort soll er sich zuerst nach Civitavecchia eingeschifft haben, um Rom zu besuchen, wo er im ganzen dreimal Aufenthalt genommen haben wird. Die ewige Stadt vermochte ihm nicht viel zu bieten; die Reste des Altertums lockten ihn ebensowenig wie zwanzig Jahre vorher seinen großen Lehrer. Beide suchten in Italien nicht die düstern Trümmer einer längst vergangenen Kultur, sondern das sonnig warme Leben, wie es dem Besucher jener geweihten Stätten aus Tizians und Veroneses farbensatten Gemälden entgegenlacht. Von Rom zog van Dyck nach Florenz, dessen Kunstschätze seinen Absichten und Neigungen schon mehr entsprachen. Hier fand er bei Lorenzo de' Medici, dem Oheim des regierenden Großherzogs Ferdinand II. von Toscana, eine den Traditionen des Medicäer-Hauses entsprechende ehrenvolle Aufnahme. Während des kurzen Aufenthaltes in der Arnostadt malte er ihn und wurde reich beschenkt entlassen. Von Florenz begab er sich nach Venedig, seinem eigentlichen Reiseziele. Dort fand er endlich,



van Dyck, Die Kamille des Malers Snydero.  
Ölgraphie von Braun, Eldmann & Co. in Rom 1. 17. u. Paris.

was er suchte: die großen Venetianer auf dem bedeutenden Hintergrunde ihrer heimischen Paläste und Kirchen. Mit wahrer Andacht vertiefte er sich in die Schöpfungen dieser unvergleichlichen Meister des Kolorits. Namentlich Tizian fesselte ihn und zwar in erster Linie als Bildnismaler. Es war, als ob sich dem jungen Niederländer vor Tizians Porträts erst das Auge für das Malerische in der Erscheinung bedeutender Menschen geöffnet hätte. Er studierte Auffassung und Technik des großen Venetianers mit solchem Fleiße, daß man ihn getrost als einen nachgeborenen Schüler dieses Meisters bezeichnen kann. Von nun an verleugnet kein Werk van Dycks den Einfluß Tizians mehr. In Rom, wohin er sich nach der in Venedig verbrachten Studienzeit zurückbegab, fand er bald Gelegenheit, eine Probe seiner neuen Kunst abzulegen. Der Kardinal Bentivoglio, der als päpstlicher Nuntius längere Zeit in Brüssel gelebt und dort wahrscheinlich schon von van Dycks jungem Ruhme gehört hatte, bot dem Künstler eine Wohnung in seinem Palaste an und beauftragte ihn, sein Bildnis zu malen. Dieses Porträt, heute in der Galerie Pitti zu Florenz, ist ein Meisterwerk ersten Ranges. Es zeigt den prächtig modellierten Kopf des noch jugendlichen Kirchenfürsten nach links gewendet, offenbar in dem Augenblicke, da er nach der Lektüre eines soeben eingetroffenen Briefes den Überbringer ins Auge faßt, um eine Frage an ihn zu richten. Gewand und Hintergrund sind mit breitem Pinsel behandelt; die Hände weisen bereits die frauenhafte Zartheit und Schlantheit der Finger auf, die für van Dyck so bezeichnend ist und die später bei ihm geradezu zur Manier wurde.

Dieses erste bedeutende Porträt aus der Zeit der Wanderjahre unseres Künstlers läßt seinen späteren



van Dyck, Marie Luise von Cassio.

Rephotograph von Braun, Clément & Co. in Bernad i. P. u. Paris.

Stil schon deutlich erkennen und verrät in der Auffassung durchaus den Maler der vornehmen Welt, als der er in der Folgezeit unverwekliche Vorbeern gelernt hat. Man wird kaum annehmen dürfen, daß van Dyck ausschließlich Aristokraten vom reinsten Wasser darzustellen hatte, was man vermuten könnte, wenn man die zahlreichen Bildnisse von seiner Hand betrachtet. Weit wahrscheinlicher ist es, daß er selbst die Dargestellten in jene aristokratische Atmosphäre erhob, die sein eigenes Lebenselement war. Es mag unter seinen Bildnissen unbedeutende Gesichter geben — unfeine wird man vergebens suchen. Diese künstlerische Nobilitierung wußte er so diskret vorzunehmen, daß die individuelle Ähnlichkeit ohne Frage



kaum darunter gelitten hat. Darin lag das Geheimnis seiner Kunst und seines Erfolges, das ihm von späteren Bildnismalern nur Sir Joshua Reynolds und Thomas Gainsborough abgelautet haben.

Van Dyck war Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, ausgerüstet mit allen Tugenden und Fehlern eines bevorzugten Standes. Seine gewählten Umgangsgestalten verführten Könige in Entzücken; in Fragen der Etikette und der Mode war sein Urteil ausschlaggebend. Er liebte es, wie ein Fürst aufzutreten und sich mit einem ganzen Gefolge von Dienern, Reitknechten und Pagen zu umgeben. Seine nobeln Passionen, namentlich seine Leidenschaft für exquisite Soupers, schöne Frauen und teure Rennpferde, brachten ihn in späteren Jahren häufig dem Bankerott nahe, aber der Günstling der Vornehmen fand im entscheidenden Augenblick stets hilfsbereite Herzen und offene Taschen. In der niederländischen Malerkolonie zu Rom trat er als ein völlig neuer Typus auf, von den sich in wüster Lebensführung gefallenden Kollegen anfänglich mit Verwunderung, später mit offenkundigem Hohn betrachtet. Da

er sich den Kneipgelagen der flämischen Maler geflistentlich fernhielt, bedachte man ihn mit dem Spottnamen *il pittore cavaliere* (Malerritter) oder nannte ihn einfach den *signore* und suchte ihm den Aufenthalt in der ewigen Stadt nach Kräften zu verleiden.

Ob diese Bemühungen Erfolg hatten, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings verließ van Dyck Rom schon bald und begab sich nach Genua zurück, wo er als Bildnismaler eine unglaublich reiche Tätigkeit entfaltete. Von hier aus unternahm er vermutlich einen Ausflug nach Turin, dessen Museum noch heute im Reiterbildnisse des Prinzen Thomas von

Savoyen-Carignan und den Porträts von dessen Kindern köstliche Erinnerungen an den Aufenthalt des Künstlers besitzt. Kaum nach Genua zurückgekehrt, erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Palermo an den Hof des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen, Vicelkönigs von Sizilien, der offenbar durch seine Turiner Verwandten auf den jungen Maler aufmerksam gemacht worden war. Van Dyck leistete der Einladung Folge, aber über dieser Reise schien ein Unstern zu leuchten, denn kurz nach der Ankunft

des Malers brach in Palermo die Pest aus, die schon in den nächsten Tagen den Vicelkönig hinraffte. Der entsezte Künstler, der das Bildnis seines neuen Gönners und zugleich verschiedene andere Werke begonnen hatte, ließ seine Arbeiten schleunigt im Stich und kehrte mit dem nächsten Schiffe nach Genua zurück, wo er bis zu seinem Fortgange aus Italien blieb. Es giebt in Genua kaum einen Palast von Bedeutung, der nicht eines oder mehrere Bildnisse von der Hand van Dycks aufzuweisen hätte. Was die Stadt zu jener Zeit an Reichtum, Macht und Schönheit besaß, hat der nordische Künstler mit leuchten-



van Dyck, Königin Marie Henriette von England.  
Photographie von Braun, Clément & Co. in Lemaire 1. c. u. Paris.

den Farben auf der Leinwand festgehalten: gleich Gestalten von Fleisch und Blut schauen die ernstesten Nobili und ihre schönen Frauen auf den Besuch der Genuesischen Paläste nieder. Aus der Fülle herrlicher Bildnisse sei nur das Reiterbildnis des Francesco Valbi und das Porträt der sitzenden Dame (Palazzo Valbi-Senarega), die Porträts des Marcantonio Brignole-Sale und seiner Gemahlin, der Marchesa Gerolama Brignole-Sale mit ihrer Tochter (Palazzo Brignole-Sale), des F. Durazzo und seiner Gattin und die beiden Kinderbildnisse (Palazzo Durazzo-Pallavicini) hervorgehoben. Hier



in Genua zeigt sich van Dyck auf der Höhe seines Könnens, hier vereint er die elegante Anmut seiner eigenen Auffassung mit Rubensscher Lebenswahrheit und Tizianschem Farbenzauber.

Wenn wir die Zeit bis zu seiner ersten Reise nach England als van Dycks Lehrjahre, die Epoche bis zur Heimkehr aus Italien als seine Wanderjahre bezeichnen wollen, so müssen wir den nun folgenden Lebensabschnitt unseres Künstlers bis zum zweiten Aufenthalte in England die Meisterjahre nennen.

Er reiste auf dem Landwege nach Brabant und Flandern zurück, wo er vermutlich zu Ende des Jahres 1625 eintraf. Jetzt wandte er sich wieder der Historienmalerei zu, die er in Italien immer mehr vernachlässigt hatte.

Für die Kirche der Dominikanerinnen in Antwerpen malte er, dem letzten Wunsche seines verstorbenen Vaters gemäß, einen „Christus am Kreuz zwischen zwei Heiligen“ (jetzt im Museum zu Antwerpen) und für die Kapuzinerkirche zu Dendermonde ein ähnliches Altarbild. Etwa derselben Zeit gehört die berühmte „Kreuzigung“ im Dom zu Mecheln an, wahrscheinlich auch „Die heilige Familie mit dem Engeltanz“ (Ermitage in St. Petersburg), ein Bild, das sich durch die köstliche Naivetät des Jesuskindes wie durch die von echt Rubenschem Geiste beseelte reizende Engelgruppe auszeichnet. Auch sonst ist dieses Gemälde bemerkenswert: mit liebevoller Realistik hat der Künstler das dekorative Beiwerk behandelt. Der bunte Papagei, die fliegenden Rebhühner, die Sonnenblume hinter der Madonna sind verblüffend naturgetreu. Zwei oder drei Jahre später entstanden wahrscheinlich die „Fesselung Simsons“ (K. Gemäldegalerie zu Wien) und die verschiedenen Darstellungen der

„Beweinung Christi,“ von denen wir das im Antwerpener Museum befindliche Exemplar hier wiedergeben. Man sieht: Rubens' Einfluß ist noch nicht überwunden; den muskulösen Leichnam könnte der große Lehrer selbst gemalt haben, und auch der Typus der Maria Magdalena dürfte auf ihn zurückzuführen sein. Die Köpfe des toten Christus und seiner Mutter lassen freilich keinen Zweifel darüber aufkommen, daß wir ein Werk van Dycks vor uns haben: der Schmerz in beider Zügen ist thünlichst ge-

milbert, denn jeder stärkere Ausdruck des Leidens würde die glatte Schönheit beeinträchtigt haben, die der Künstler selbst bei einem solchen Werke nicht entbehren mochte. Van Dyck war in zu hohem Grade ein Kind der Welt, um seinen Kirchenbildern jene letzte und höchste Weihe geben zu können, die wir bei so manchen der älteren Italiener bewundern und die uns so oft das Unzureichende ihrer Technik vergessen läßt. Fromme Anwendungen, wie den Eintritt in die von den Jesuiten geleitete Gesellschaft der Unvermählten, braucht man deshalb bei dem lebenslustigen Künstler nicht allzu ernst zu nehmen.



van Dyck, König Karl I. von England.

Photographie von Braun, Clement & Co. in Formas 1. S. u. Paris.

Die große Anzahl religiöser Gemälde, die in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne entstand, legt die Vermutung nahe, van Dyck habe sich damals ununterbrochen in Antwerpen aufgehalten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Wir finden ihn jetzt häufiger auf Reisen, bald in Brüssel, bald in Holland. In Brüssel wurde er der begünstigte Hofmaler der Statthalterin Isabella Clara Eugenia, die ihm ein Jahresgehalt von 250 Gulden aussetzte, und die er wiederholt in der Ordenstracht der Clarissinnen dargestellt hat. Ein viel bewundertes Werk aus jener Zeit, das Gruppenbild des Brüsseler Magistrats, ist bei

der Belagerung der Stadt im Jahre 1695 durch Feuer vernichtet worden. Wichtiger noch war für van Dyck der Aufenthalt in Holland. Im Haag porträtierte er den Erbstatthalter Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien und dessen liebevolle Gemahlin Amalie von Solms. Die junge Fürstin scheint an der Kunst van Dycks großes Gefallen gefunden zu haben, da sie ihm wiederholt größere Aufträge zukommen ließ. Ohne Zweifel machte unser Maler damals auch die Bekanntschaft seiner bedeutendsten holländischen Kunstgenossen. Unter anderen Künstlerbildnissen hat sich das Porträt Franz Hals' erhalten, an das sich eine niedliche Geschichte knüpft, die Knacksfuß jedoch wohl mit Recht als kunsthistorische Legende bezeichnet. Danach soll van Dyck unerkannt den Haarlemer Meister besucht und bei ihm sein Bildnis bestellt haben. Franz Hals habe sich sogleich an die Arbeit gemacht und in kaum zwei Stunden das Werk vollendet. Nun habe sich van Dyck erboten, den Holländer zu malen, da das Porträtieren ja eine so leichte Sache zu sein scheine. Er sei mit seiner Arbeit noch schneller fertig geworden als jener, und Hals habe, vor das Bild tretend, ausgerufen, das könne nur van Dyck gemalt haben.

Von den Künstlern seiner engeren Heimat hat van Dyck viele porträtiert, darunter manche mit ihren Frauen oder im Kreise ihrer Familie. Zu den schönsten Bildern dieser Art gehört das Doppelbildnis des Jan de Waalschen Ehepaares. Der alte Künstler, der van Dyck als Vater zweier in Genua lebender ihm befreundeter Kollegen besonders teuer sein mochte, nimmt sich in seiner dunklen Feiertags-tracht recht würdevoll aus, während seine Frau, eine kleine, stark verwitterte Matrone, einen geradezu rührenden Eindruck auf den Beschauer ausübt. Das schöne Gemälde gehört zu den vielen Meisterwerken van Dycks, die aus der Düsseldorfer Galerie, bezw. aus dem Besitze des Kurfürsten Max Emanuel, einstigen Statthalters der Niederlande, nach München gekommen sind. Des Weiteren verdienen die Bildnisse des Bildhauers Colyns de Nole, seiner Gattin und seines Kindes, des Kupferstechers Karl Mallery und des Schlachtenmalers P. Snayers Beachtung (sämtlich in der älteren Pinakothek zu München), letzteres schon deshalb, weil der Dargestellte der Mitarbeiter unseres Meisters an dem großen Gemälde „Die Schlacht von Martin d'Eglise“ war, in dessen Vordergrund van Dyck die Reiterbildnisse König Heinrichs IV. und seines Gefolges komponierte. Zuletzt seien noch die verschiedenen Porträts des Tiermalers Franz Snyders und seiner Gattin hervorgehoben, von denen das in der Eremitage zu St. Petersburg befindliche Exemplar hier wiedergegeben ist. Ein glückliches, echt bürgerliches Ehe-

paar, dem man das gute Einvernehmen und die Freude an seinem munteren Sprößling auf den ersten Blick ansieht, schaut uns aus dem schönen liebevoll gemalten Bilde entgegen. Frauenschönheit darf man auf diesen Familienbildern freilich nicht suchen. Die derben Flamländerinnen aus dem Volke waren alles andere als schön im landläufigen Sinne, woran freilich zum guten Teile die steife Tracht mit dem unförmigen Mühlsteintragen und dem glatt zurückgestrichenen Haare schuld sein mochte. Wie anders sehen da die vornehmen Damen aus, deren Bildnisse etwa um dieselbe Zeit entstanden! Allerdings kam die elegante spanische Hoftracht jener Tage den Wünschen des Künstlers in Bezug auf das Malerische entgegen. Der entblößte Hals, der eine freiere Bewegung des Kopfes gestattete, das volle gekräuselte Haar, der große weit zurückgelegte Kragen aus kostbaren Spitzen, gegen dessen duftiges Weiß das Inlarnat des Gesichts so wirksam kontrastiert, der schimmernde Atlas des Gewandes, der reiche Schmuck von leuchtenden Edelsteinen und matt glänzenden Perlen, welche Aufgabe für einen Maler, der für die Eitelkeiten dieser Welt ein so tiefes Verständnis besaß! Van Dyck war aber glücklich genug, auch Frauen zu finden, deren Schönheit einer so kleidsamen Hülle entsprach. Die beiden hier reproduzierten Porträts, deren eines die junge Antwerpener Edelkame Marie Louise von Tassis darstellt (Lichtenstein-Galerie zu Wien), während das andere, ziemlich unbekannt gebliebene nur als „la femme au gant“ bezeichnet wird (Galerie des Comte V. Dubus in Brüssel), müssen auch heute noch jeden Kenner und Verehrer weiblicher Schönheit in Entzücken versetzen. Nach dem Vorbilde seines großen Lehrers Rubens begann van Dyck jetzt auch für die Verbreitung seiner besten Bilder durch den Kupferstich Sorge zu tragen. Er wählte hierzu eine Reihe von Porträts allgemein interessanter Zeitgenossen, die er teils nach den Originalen, teils nach den ersten Entwürfen braun in braun kopierte. Nach diesen Vorlagen haben die besten Stecher Antwerpens, darunter Paul Pontius, Peter de Jode der Jüngere, Lukas Vorsterman, Schelte a Bolswert und Cornelius Galle eine Folge von 80 mehr oder minder bedeutenden Blättern gestochen, die unter der Bezeichnung „Iconographie des Anton van Dyck“ von Martin van den Enden herausgegeben und unter Hinzufügung späterer Arbeiten nach und nach auf 190 Stiche erweitert wurde. Zu den wertvollsten und geistreichsten Blättern dieser Sammlung gehören van Dycks eigene Radierversuche: zart umrissene, nur zum Teil ausgeführte Porträtköpfe, die die sichere Hand des Meisters und seinen scharfen Blick für das Charakteristische deutlich erkennen lassen. Der Vollständigkeit wegen wurden auch Bildnisse von Personen



aufgenommen, die unser Künstler nie selbst gesehen hatte, wie er unter andern als den Vertreter einer längst vergangenen Zeit auch den berühmten Humanisten Erasmus von Rotterdam nach einem Holbeinschen Bilde radierte.

Der wachsende Ruhm des Meisters rief in England die Erinnerung an die Tage wach, da der große Blamländer als Gast des Königs in London gelebt

van Dyck, der neben seinem künstlerischen Genie auch gesellschaftliche Talente und leichtlebige Neigungen besaß, nicht fehlen. Den Kavalieren in der Umgebung des Königs wurde es denn auch leichter, Seine Majestät für den berühmten Maler zu interessieren, als diesen zur Übersiedlung nach England zu bewegen. Der Agent des englischen Hofes in Antwerpen, der Maler Gerbier, bemühte sich lange



van Dyck, Die Kinder Karls I. von England. Pyrographie von Braun, Widmann & Co. in Bernach L. G. u. Paris.

hatte. Seitdem waren jenseits des Kanals große Veränderungen vor sich gegangen. Auf den finstern, despotischen, in mittelalterlichem Aberglauben befangenen Jakob I. war dessen liebenswürdiger aber leichtsinniger und charakterloser Sohn Karl I. gefolgt, der unselige Erbe des gewaltigen nationalen Hasses, der ihn bis auf das Blutgerüst bringen sollte. Wie fast allen ähnlichen historischen Katastrophen, so ging auch dieser Tragödie eine Epoche tollsten Lebensgenusses und maßloser Prunkentfaltung voraus.

An einem solchen Hofe durfte ein Mann wie

vergebens und hätte durch eine Ungeschicklichkeit beinahe ein gänzlichcs Scheitern der Unterhandlungen herbeigeführt. Endlich, im März des Jahres 1632 konnte er nach London melden, daß van Dyck bereit sei, der Berufung Folge zu leisten. Wahrscheinlich zu Ende desselben Monats oder zu Anfang des nächsten traf van Dyck mit seinem kleinen Hofstaat in der Themsestadt ein, vom Könige mit wahrhaft königlichen Ehren empfangen. Karl I. überwies ihr sogleich eine prächtig ausgestattete Wohnung in Blackfriars und als Sommerhof ein Landgut in der

Grasschaft Kent und setzte ihm überdies ein ansehnliches Jahresgehalt fest, wobei er ausdrücklich bestimmte, daß jedes für den Hof ausgeführte Gemälde noch besonders honoriert werden sollte. Bereits am 5. Juli erhielt van Dyck die Ritterwürde und außerdem als Gnadengeschenk eine goldene Kette mit dem in Diamanten gefaßten Bilde des Königs. Mehr als alle diese äußeren Beweise königlicher Gunst wird der Maler die herzliche Freundschaft des Monarchen geschätzt haben, der im ungezwungenen Verkehre mit seinem ewig heiteren Gaste Ruhe und Erholung suchte und häufig genug unangemeldet im Atelier van Dycks erschien. Unzählige Bildnisse des Königs, der Königin Henriette Marie und der königlichen Kinder zeugen von der Thätigkeit, die der Virtuose des Porträts in seiner neuen Stellung entfaltete. Zu den bedeutendsten Stücken dieser Art

zählen die hier reproduzierten Bildnisse des Königs- paares in der Dresdener Galerie. Sie sind offenbar nicht als Pendants gedacht, dürften aber nach Auffassung und Ausführung um dieselbe Zeit gemalt sein. Natürlich erhielt der von den höchsten Personen so begünstigte Künstler auch Auftrag über Auftrag aus der Hofgesellschaft und der vornehmen Welt der Hauptstadt. Manche unter den so entstandenen Bildern zeigen den Künstler noch auf der Höhe seines Könnens, aber hie und da verraten doch schon deutliche Anzeichen, daß seine Kraft zu erlahmen begann. Die allmähliche Verflachung, die jedem vielbeschäftigten Porträtmaler droht, besonders wenn er gezwungen ist, sich auf die Darstellung von Personen einer bestimmten in konventionelle Formen gefesselten Gesellschaftsklasse zu beschränken, mußte auch unserm Meister verderblich werden. Am

frischesten muten von den Bildnissen jener Epoche noch die Kinderporträts an, Werke, die eine ungewöhnliche Vertiefung in die Kinderseele verraten.

Zu den köstlichsten Gemälden dieser Art rechnet man die Perle van Dyckscher Kunst in der Dresdener Galerie „Die Kinder Karls I. von England.“ Der kleine Karl, Prinz von Wales, auf dessen linken Arm sich das Brüberchen Jakob, Herzog von York, stützt, ist trotz seiner jungen Jahre vom Scheitel bis zur Sohle ein echter Prinz mit den ungezwungenen Mäuren des künftigen Herrschers, während sich die dunkeläugige Prinzessin Maria als das verjüngte Ebenbild ihrer französischen Mutter darstellt. Charakteristisch für die tierfreundlichen Neigungen der königlichen Familie sind die auf keinem der Kindesbilder fehlenden Wachtelhündchen, die dem Hundeliebhaber heute noch unter dem Namen King Charles bekannt sind. Ähnliche Bilder, die außer den drei ältesten Kindern des Herrscherpaares noch zwei jüngere



van Dyck, Das zweite Söhnchen Karls I. von England. Skizze zu einem Bildnisse in der Turiner Galerie.  
Photographie von F. Andrién in Rom.



Prinzessinnen zeigen — diesmal in Gesellschaft eines Wachtelhündchens und einer gewaltigen Dogge — finden sich im Schlosse zu Windsor und im Berliner Museum. Eine allerliebste farbige Kreide-Studie, das Bildnis des kleinen Prinzen Jakob darstellend, bewahrt die Galerie der Akademie San Luca in Rom. Sie ist das in zahllosen Kopien und Photographien verbreitete Lieblingsbild der Italien bereisenden Engländer.

Die Thätigkeit van Dycks, für die der König dem Künstler übrigens in der letzten Zeit immer häufiger das Honorar schuldig blieb oder doch nur stark verkürzt auszahlte, erfuhr im Jahre 1634 eine längere Unterbrechung. Van Dyck nahm Urlaub zu einer Reise nach Brüssel und Antwerpen. Dort malte er neben einer Reihe von Bildnissen hochgestellter Personen unter anderen des Kardinal-Infanten Don Ferdinand von Oesterreich (jetzt im Prado-Museum zu Madrid) und des Pensionärs von Brüssel, Justus van Meerstraeten (jetzt in der Galerie zu Kassel), wieder einige Darstellungen religiösen Inhaltes, darunter einen herrlichen „Christus am Kreuz“ und eine „Beweinung Christi“ (beide in der älteren Pinakothek in München). Diese Bilder unterscheiden sich von ähnlichen Arbeiten früherer Zeit durch größeren Ernst in der Auffassung und dunklere Töne. Ein drittes Gemälde, die „Anbetung der Hirten“ in der Liebfrauenkirche zu Dendermonde, in dem Knackfuß das letzte bedeutende Kirchenbild des Meisters sehen zu müssen glaubt, zeigt dagegen wieder eine lichtere Stimmung.

Die Antwerpener St. Lukas-Gilde, in deren Mitgliederliste, wie wir gesehen haben, der zehnjährige Malerlehrling van Dyck einst eingetragen worden war, und nach deren Vorbild der Künstler in London einen St. Lukasklub gegründet hatte, ehrte den großen Landsmann jetzt durch Ernennung zum Delen.

Nach fast einjähriger Abwesenheit kehrte van Dyck im Frühjahr 1635 nach England zurück, um sich mit frischen Kräften wieder in die Arbeit und das aufreibende Gesellschaftsleben zu stürzen. Er malte seinen königlichen Gönner jetzt auch zu Pferde (Kgl. Galerie des Buckinghampalastes) und neben dem Pferde stehend (Louvre zu Paris). Bei diesen Bildern sind es vor allem die Pferde, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Van Dyck war bekanntlich so ziemlich der einzige sportlich gebildete Maler, und so kommt es, daß er gerade in dieser



Mary Ruthven, die Gattin des Künstlers.  
Nach einem Gemälde van Dycks gestochen von Sch. a. Holzwert.

Hinsicht Hervorragendes geleistet hat. Seine Erfahrungen mochte er allerdings teuer genug bezahlt haben, heißt es doch, der Meister habe mehr als einmal ein ganzes Vermögen auf dem grünen Rasen eingebüßt.

Bei der mit jedem Jahre steigenden Arbeitslast und der immer bedenklicher werdenden Leichtlebigkeit, die trotz der erstaunlich großen Einnahmen zu einer chronischen Ebbe in van Dycks Kasse führte, vermochte der Künstler längst nicht mehr alle Aufträge auf Bildnisse mit eigener Hand auszuführen. Er hielt sich einen ganzen Stamm von Gehilfen, die nach den ersten in Kreide ausgeführten Entwürfen des Meisters die Bilder fertigstellen mußten. Für die Hände standen ihnen bezahlte Modelle zur Verfügung. Mit wenigen Pinselstrichen wußte van Dyck den so entstandenen Werken jene letzte künstlerische Vollendung zu geben, die die Bezeichnung solcher Arbeiten mit seinem Namen rechtfertigt.

Die lockere Lebensführung des genialen Mannes veranlaßte den königlichen Mäcen, den Maler zwangs-

weise auf solidere Bahnen zu bringen. Hierzu schien ihm eine passende Verheiratung das richtige Mittel. Ein Mädchen, das geneigt war, dem stets von den Frauen umschwärmten Künstler die Hand zu reichen, fand sich in Mary Ruthven, der noch sehr jugendlichen, schönen und musikalisch begabten Tochter des Arztes Patrick Ruthven, des fünften Sohnes des Herzogs von Gowrie. Die junge Edelkame war mit dem Hofe entfernt verwandt und, da einer gänzlich verarmten Familie entstammend, auf die Mildethätigkeit des Königs angewiesen. Eine gute Versorgung war ihr als Gattin des Malers sicher, zumal wenn es ihr gelang, den genialen Leichtfuß an geordnetere Verhältnisse zu gewöhnen.

Kurz nach der Verheiratung faßte van Dyck den Plan zu einem Unternehmen, das seiner leeren Kasse mit einem Schlage gründlich aufhelfen sollte. Er unterbreitete dem König einen Entwurf zur weiteren Verschönerung des Festsaales in Whitehall, dessen Decke Rubens wenige Jahre vorher mit Gemälden geschmückt hatte. Nun sollten auch die Wände mit bildlichen Darstellungen bedeckt werden. Van Dyck dachte an Szenen aus der Geschichte des Hosenbandordens, die, wie Knackfuß mitteilt, nach großen Cartons in Gobelin-Weberei zu übertragen gewesen wären. Als Honorar für die Entwürfe soll der Künstler die Summe von 80000 Pfund Sterling, also etwa vier Millionen Mark nach dem heutigen Geldwerte, gefordert haben. Aber Karl I. hatte bei der immer unheimlicher werdenden Gärung im Lande weder die Stimmung noch die Mittel zu einer Unternehmung von solcher Bedeutung. Die Ablehnung dieses Vorschlages war für den Künstler eine herbe Enttäuschung. Er hatte sich jedoch mit dem Gedanken an eine Arbeit allergrößten Stiles zu vertraut gemacht, um nun so ohne weiteres auf die Ausführung zu verzichten. Was der König von

England nicht zu würdigen mußte, war vielleicht dem Könige von Frankreich willkommen, so dachte er. Im Herbst 1640 reiste er mit seiner Gattin und dem üblichen Gefolge nach Paris, um sich der allerchristlichsten Majestät selbst vorzustellen. Wußte er doch, daß Ludwig XIII. die künstlerische Ausschmückung der großen Louvre-Galerie plane. Aber den Meister schien sein guter Stern verlassen zu haben: er kam zu spät. Die Arbeit war bereits vergeben.

Die seelische Aufregung, die sich van Dycks bemächtigte, warf den durch übergroße Arbeit und maßlosen Lebensgenuß ohnehin schon siech gewordenen Mann aufs Krankenbett. Seine Frau mußte vor ihm nach der Heimat aufbrechen, da sie ihrer Niederkunft entgegen sah. Der Künstler traf erst in den letzten Tagen des November 1641 völlig gebrochen in seinem Heime zu Blackfriars ein. Am 1. Dezember durfte er sich noch der Geburt einer Tochter freuen, drei Tage darauf machte er sein Testament und nach weiteren fünf Tagen, am 9. Dezember 1641, erlag er seinen Leiden.

Seine Reste wurden unter großen Feierlichkeiten im Chor der St. Pauls-Kirche zur Ruhe bestattet, aber schon vierundzwanzig Jahre später durch eine furchtbare Feuersbrunst völlig vernichtet. Es war, als hätte nichts von dem, was an van Dyck irdisch gewesen war, auf die Nachwelt kommen sollen.

So wenig Genaues wir über sein kurzes Leben wissen, so zahlreich sind die Werke, die uns seine künstlerische Individualität vor Augen führen. Tritt van Dyck auch auf dem Gebiete religiöser und mythologischer Kompositionen hinter seinen Lehrer Rubens zurück, so darf er sich als Bildnismaler getrost neben die beiden größten Meister dieses Faches, neben Tizian und Velasquez, stellen. Und das ist das höchste Lob, das wir ihm zollen können.



# Die Anne-Marie.

Novelle von Humphry Ward.

Nachdruck verboten.

1.

**D**rüben an der Landstraße auf einem Feldstein saß der alte Peter Braun. Er war müde, denn er hatte den ganzen Nachmittag gearbeitet — mit zwei- und sechzig Jahren spürt man das — und nun wollte er sich erst ein paar Minuten ausruhen, ehe er heimging. Hier war's auch still und ruhig; da ließ sich's ungestört nachdenken. Ihm ging just so vieles im Kopf herum, daß er sich gar nicht ein noch aus wußte. Seine Schwester, die Lisbeth, mit der er dreißig Jahre friedlich gelebt, lag im Sterben. Vielleicht hielt sie noch ein paar Tage, vielleicht auch noch eine Woche stand, hatte der Arzt gemeint, aber aufkommen würd' sie nimmer. Es hatte dem Peter wohl ans Herz gegriffen, was der Doktor gesagt — du lieber Gott, wenn man so lang zusammenlebt, gewöhnt man sich aneinander — doch im Grunde war's nicht das, was ihm den Kopf so heiß machte, daß er sich immer wieder mit dem buntgewürfelten Taschentuch über die Stirn und das spärliche graue Haar fuhr.

Er hatte die Absicht, gleich nach Lisbeths Tod das Dorf zu verlassen, freilich nur auf ein paar Monate. Ein Freund, der tiefer im Land wohnte, hatte ihm geschrieben, er solle kommen, es gäbe dort grad' besonders lohnende Arbeit und ein gut Stück Geld zu verdienen. Das wollte der Peter sich natürlich nicht entgehen lassen. Da er weder Weib noch Kind besaß, so hatte er sein ganzes Herz ans Geld gehängt und sich in den langen Jahren auch ein hübsches Stümmchen gespart, das er in einer alten Truhe versteckt hielt. Wenn er wieder ins Dorf zurückkam, wollte er sich sozusagen „zur Ruhe setzen“, das heißt nur noch nach Belieben arbeiten und ein behaglicheres Leben führen wie bisher. Wirklich, das durfte er sich auf seine alten Tage gönnen!

Aber — und hier war der schwere Punkt, der ihm soviel Kopfzerbrechens machte — wo sollte er in der Zwischenzeit seinen Schatz lassen? Der Herr Pfarrer hatte ihm geraten, seine Ersparnisse in eine Bank zu thun. Dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen, da er, wie alle Bauern ein besonderes Mißtrauen gegen derartige Institute hegte. Auch mit dem Vorschlag seiner Schwester Lisbeth war er nicht einverstanden. „Gieb das Geld dem Sander in Verwahrung!“ hatte sie gemeint. Der Hufschmied Sander gehörte zu den angesehensten Männern des Dorfes, nicht nur wegen seiner Rechtlichkeit, sondern auch wegen seines Verstandes und klaren Urteils. Eben deshalb besaß er jedoch auch Feinde.

Peter Braun stand sich nicht gut mit ihm; sie hatten sich in einer Geldangelegenheit, die zu Peters Nachteil ausgefallen, gestritten. Für keinen Preis der Welt hätte Braun jetzt den Schmied um eine Gefälligkeit bitten mögen! So blieb nur die Anne-Marie. Das war seine Nichte, die einzige Tochter seines verstorbenen Bruders, die vor fünf Jahren den Martin Rolf geheiratet hatte. Er war bedeutend älter als sie und war obendrein Witwer mit vier Kindern gewesen, von denen die beiden ältesten allerdings schon aus dem Hause waren. Auch gehörte er zu den „Frommen“; im Dorf nannte man ihn einen Duckmäuser, weil ihm das Beten lieber war als das Arbeiten. Um Weib und Kind kümmerte er sich wenig. Von Natur schweigsam und zur Melancholie geneigt, führte er ein halbes Traumleben; bei der Arbeit hielt er sich abseits von den anderen und wenn er daheim war, so saß er, seine Pfeife rauchend, still in einem Winkel und grübelte über religiöse Fragen nach oder las fromme Bücher.

Anne-Marie bildete den schroffsten Gegensatz zu ihm. Sie war ungemein lebenslustig, immer zu Scherz und Lachen aufgelegt und — maßlos eitel. Ja, das war ihr Hauptfehler. Sie liebte es, sich zu puzen, denn sie war hübsch, sehr hübsch sogar und sie murrte oft im stillen, daß Martin sie so knapp mit dem Gelde hielt.

Peter wußte, daß sie etwas leichtsinnig und verschwenderisch war — trotzdem aber hatte er sie gern; ihr munteres Wesen gefiel ihm und überdies vergaß sie ihn nie, wenn sie einen guten Bissen in ihrer Küche hatte.

Ja, die Anne-Marie war gut gegen ihren alten Onkel! Ihr und dem ehrlichen Martin konnte man trauen.

Als Peter mit seinen Gedanken soweit gekommen war, erhob er sich, nahm seine Hacke zur Hand und schritt rüstig dem Dorfe zu. Das Häuschen, das er mit seiner Schwester bewohnte, stand auf einer kleinen Anhöhe, halb hinter grünen Büschen versteckt. Schon aus einiger Entfernung bemerkte er, daß etwas nicht in Ordnung sein müsse; denn vor der Hausthüre standen mehrere Bauernweiber in einer Gruppe beisammen. Sie schienen eifrig miteinander zu reden, verstummten aber, als Peter näher kam.

„Was giebt's?“ fragte er kurz.

„'s scheint zu End' zu gehen mit der Lisbeth,“ meinte eine der Frauen zögernd. „Der Doktor war da und der Herr Pfarrer und — —“

Peter hörte nicht weiter, sondern trat rasch ins Haus. Eine kleine, älterliche Frau mit überaus gutmütigem Gesicht kam ihm entgegen. Es war seine Halbcousine, die alte Kathrin, die jeder im Dorfe wegen ihres sanften, stets hilfsbereiten Wesens gern hatte. Peter machte sich nicht viel aus ihr — sie war ihm zu still und Lisbeth, die eine derbe, energische Person war, blickte sogar verächtlich auf das „armselige, schwächliche Geschöpf“ herab. Die Kathrin trug's ihr aber nicht nach; sie war gleich gekommen, als sie von Lisbeths Erkrankung hörte und blieb Tag und Nacht bei ihr, um sie zu pflegen.

„Wie steht's mit der Lisbeth?“ fragte Peter, seine Mühe an den Nagel hängend.

„Ich fürcht', nicht gut,“ erwiderte die Kathrin leise. „Eben ist sie wach. Sie hat nach dir gefragt.“

Schweigend trat Peter in die Kammer und an das schmale Bett, in dem seine kranke Schwester lag. Ihr Gesicht hatte sich sehr verändert, das sah er auf den ersten Blick; es war eingesunken und von leichenhafter Blässe; nur die Augen zeigten noch Leben. Er setzte sich auf den Bettrand. Nun das Ende so nahe schien, that's ihm doch leid; dreißig Jahre hatten sie ja zusammengelebt. Der Anblick der Sterbenden erzeugte ein unbehagliches Gefühl in ihm, etwas wie Furcht. Zu seiner Verwunderung legte Lisbeth plötzlich ihre abgezehrte Hand fest auf seinen Arm: „Höre, Peter,“ sagte sie mit überraschend klarer Stimme, „der Herr Pfarrer hat gemeint, du sollst das Geld auf die Bank thun. Wärrst ein Narr, wenn du's nicht thät'st.“

„Nach dir kein' Sorg', Lisbeth!“ wehrte Peter ab. „Werd's schon gut unterbringen. Bin doch kein Kind!“

„O du! Hätt'st dein Lebtag alles verkehrt gethan, wenn ich nicht dagewesen wär. Du giebst's doch nicht der Anne Marie?“

„Ei warum denn nicht? Ist doch meines Bruders Kind.“

Ein Ausdruck der Unruhe flog über die eingesunkenen Züge der Kranken und ihre knöchernen Hand legte sich schwerer auf Peters Arm. „Wirf's aber arg bereu'n“ — ihre Stimme klang scharf und eindringlich — „ich sag' dir's vorher. Hast denn keinen Verstand im Kopf? Warum giebst du's nicht dem Sander?“

Peter antwortete nicht gleich. Erst nach einer Weile brummte er in eigenstinnigem Ton: „Weißt doch, daß er mir zuwider ist. Mit dem laß ich mich nimmer ein.“

Die Kranke wollte etwas entgegnen, aber ein plötzlicher Hustenanfall hinderte sie daran. Sie rang nach Atem, richtete sich halb in die Höhe und sank dann tot zurück. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Peter das Geschehene begriff. Er vergoß keine Thräne; nur

ein Gefühl der Vereinsamung, des Verlassenseins stahl sich in sein Herz. Im Grunde war er ein schwacher Charakter, der sich gern an Stärkere anlehnte. In Lisbeth hatte er immer eine Stütze gefunden; die würde ihm jetzt fehlen — das wußte er.

Trübselig schlich er sich in seine Kammer, aber er legte sich nicht zur Ruhe. Anfangs dachte er an Lisbeth; allmählich jedoch verblaßte ihr Bild, seine Gedanken beschäftigten sich mit dem, woran sein ganzes Herz hing — mit seinem Schatz. Der sollte ihn für alles entschädigen, ihm das Alter versüßen und gute Tage bringen. Noch einige Monate wollte er tüchtig schaffen und dann behaglich die Früchte seiner Arbeit genießen.

Zünstaufend Mark hatte er sich erspart — ihn dünkte es der Reichtum eines Krösus. Wie oft hatte er die Gold- und Silberstücke in der alten Truhe gezählt, wie oft seine Augen an dem Anblick des gleißenden Metalls geweidet! Es war ja sein einziger Genuß!

Nur mit Widerstreben dachte er daran, daß er sich nun für eine Weile von diesem seinem höchsten Gute trennen müsse und da fielen ihm wieder Lisbeths letzte Worte ein. Warum war sie nur so dagegen gewesen, daß er sein Geld der Anne-Marie anvertraute? Schade, das würde er nun nie erfahren.

## 2.

Jedermann im Dorfe fand, daß Peter Braun nicht übermäßige Trauer um den Tod seiner Schwester zur Schau trug. „Der alte Filz hängt eben nur am Geld.“ So lautete das Urtheil der Hufschmiedin und da sie mit ihrer scharfen Zunge immer den Ton angab, so stimmten ihr alle Gevatterinnen bei.

Peter kümmerte sich blutwenig um das Gerede der Leute. Gleich nach dem Begräbniß Lisbeths packte er seine Sachen zusammen, denn er wollte so bald wie möglich fort. Nur wegen seines Geldes hatte er sich noch nicht entschließen können. Wem sollte er es anvertrauen? Der Bank, Sander oder — der Anne-Marie?

Während er darüber nachdachte, schnürte er die verschiedenen Bündel, in denen sich seine Habseligkeiten befanden, und so eifrig war er damit beschäftigt, daß er es gar nicht merkte, wie seine Nichte ins Zimmer trat.

„So scharf bei der Arbeit?“ sagte sie mit ihrer hellen fröhlichen Stimme. „Wollt' grad' 'mal schauen, ob ich dir was helfen könnt.“

„Schön Dank!“ nickte Peter ihr zu. „Bin schon fertig.“

Sie warf einen raschen Blick um sich. „Soll ich dir ein Paar Sachen aufheben, derweil du fort bist?“ fragte sie.





## OSTER ERWACHEN

**D**as ist ein Blütenregen,  
Der aus den Wolken fällt,  
Es jauchzt dem Lenz entgegen  
Die neugeborne Welt.

„Wär' mir recht,“ gab er zur Antwort. „Kann nicht so viel mitschleppen und hier lassen mag ich's nicht, weil's Haus abgesperrt wird.“

Er hatte jetzt das letzte Bündel zugechnürt. Erhielt von der Anstrengung, setzte er sich auf eine alte Kiste und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Anne-Marie saß ihm gegenüber. Was für ein hübsches Weib sie war! dachte der Peter. So frisch und blühend, so fröhlich mit den klaren braunen Augen dreinschauend! Es that einem ordentlich wohl, sie anzusehen.

„Was doch die Leut' für dummes Zeug schwagen!“ sagte sie, die Hände über dem Knie verschlingend.

„So? Was denn?“

„Na, sie reden über dich, daß du nicht ärger um die Lisbeth barmst, und der Sander, der immer so 'nen großen Mund hat, der meint, silzig wärst du mit deinem Geld, hätt'st aber keinen Verstand, es richtig unterzubringen.“

„So? Meint er das?“ fiel Peter hitzig ein. Er war kirschrot vor Ärger geworden. „Eh, dem will ich's schon zeigen. Willt' sich wohl ein, ich käm' zu ihm, damit er mir das Geld aufhebt? Eher thät' ich's in die Erde graben — der Lump!“

„Mach' dir kein' Zorn, Alterchen!“ begütigte die Anne-Marie den Aufgebrachten. „'s ist ja nur der Neid, daß er so red't. Wissen's ja alle, daß keiner so viel zusammengespart hat wie du. Selbst der Herr Pfarrer hat dich drum gelobt.“

Ihre letzten Worte besänftigten Peters Zorn. Sein Gesicht nahm wieder den gewohnten ruhigen Ausdruck an, und sich nachdenklich das Kinn reibend, fragte er mit etwas unsicherer Stimme: „Was meinst, Anne-Marie, wenn ich mein Geld dir und dem Martin in Verwahrung gäb'?“

Sie zuckte leicht zusammen, sah ihm dann aber gerade ins Gesicht. „Na, ich dacht', 's wär' ganz natürlich, daß du's deinen nächsten Verwandten anvertrautst. Wir haben nichts gesagt — vordrängen thun wir uns nicht.“

Das war richtig, aber im stillen hatte sie nichts sehnlicher gewünscht, als daß Peter Braun sich an sie wenden würde — schon den Leuten gegenüber. 's wär' ja eine Schand' für sie gewesen, wenn er Fremden mehr getraut hätte wie ihr, seiner eigenen Nichte. Heimlich dachte sie dabei wohl auch an die Möglichkeit seines Todes. Er hatte zwar immer erklärt, er werde all' sein Geld bei Lebzeiten aufzehren und keinen Heller nachlassen, aber daran glaubte die Anne-Marie nicht so recht — er war eine viel zu sparsame Natur. Überdies — wer konnt's wissen? vielleicht starb er früher, als man's gedacht, und dann — dann erbte sie das Geld.

Dieser Gedanke war es auch gewesen, der sie hergetrieben hatte, und ihr Herz klopfte vor Freude, als

er endlich die so sehnlich erwartete Frage an sie richtete:

„Wo würd'st du's denn aufheben?“ forschte Peter, sie scharf ansehend.

„O, du kennst doch den Wandschrank oben an der Treppe?“ entgegnete sie eifrig. „Da wär' 's gut aufgehoben. 's ist ein ordentliches Schloß dran.“

„Schön. Dann wollen wir's gleich besorgen, denn morgen früh um Sechs zieh' ich ab. Geh' und hol' den Martin.“

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Leichtfüßig eilte sie fort und ganz außer Atem erreichte sie ihre am Ende des Dorfes gelegene Wohnung.

Martin saß vor der Hausthüre, seine Pfeife rauchend, während seine zwei jüngsten Kinder mit anderen auf einer nahen Wiese spielten. Wie gewöhnlich lag ein Ausdruck von Melancholie auf seinen hageren aber regelmäßigen Zügen und er begrüßte seine Frau kaum mit einem flüchtigen Kopfnicken. Wie schon bemerkt, gehörte er zu den „Frommen.“ Im Dorf nannte man ihn heimlich einen „Duckmäuser“ und „Träumer,“ aber etwas Schlechtes nachsagen konnte ihm niemand. Er galt für einen sehr gefügigen Ehemann — zu gefügig, meinten die Nachbarn. Anne-Marie konnte machen, was sie wollte, er kümmerte sich wenig um sie, beklagte sich auch nie, wenn sie ihn vernachlässigte oder zu sehr ihrem Vergnügen nachging. Im Grunde seines Herzens war er stolz auf ihre Schönheit, auf ihr heiteres, fröhliches Wesen, das sie bei allen beliebt machte und weil sie noch so jung war — kaum dreiundzwanzig — gönnte er ihr die Freude am Dasein, die er durch seine Melancholie und sein religiöses Grübeln verloren hatte. An ersterer mochte wohl auch der Umstand schuld sein, daß sein ältester Sohn Wilhelm, der nach auswärts in die Lehre gegangen, auf schlechte Wege geraten und ein Thunichtgut geworden war.

Als Anne-Marie so erregt und atemlos vor ihm stand, schaute er verwundert zu ihr auf; ehe er jedoch noch eine Frage stellen konnte, sprudelte sie hastig heraus, was sie mit Peter Braun verabredet hatte. Martin solle gleich mitkommen, um die Truhe zu holen, sie habe versprochen, das Geld zu verwahren; oben im Wandschrank läge es ganz sicher.

Martin hörte ihr mit steigendem Verdruss zu. Ihm war es gar nicht recht. 's wär' nur eine Last, meinte er, andrer Leute Geld zu hüten, und am End' hätte man doch nur Ärger davon, wenn man gefällig gegen jemand sei.

Anne-Marie suchte ihm das auszureden und seinen Widerwillen zu besiegen, aber es gelang ihr nicht — zuletzt verlor sie die Geduld. „Die Leut' haben recht,“ murrte sie, „wenn sie sagen, du hätt'st 'nen Sparren im Kopf. Warum bist denn so widerhaarig? Denk' doch an mich und die Kinder! Der Alte hat ein

schön Stück Geld und wer weiß, wie bald er sterben kann. Da lohnt sich's wohl, 'mal gefällig gegen ihn zu sein. Wie dein Wilhelm vor'm Jahr krank heimkam, hab' ich ihn gepflegt und alle Last gehabt, aber für mich willst du nichts thun."

Martin ließ ihre zornigen Worte ruhig über sich ergehen; er liebte es nicht, sich mit ihr zu streiten; diesmal fühlte er auch wohl, daß sie nicht so ganz im Unrecht war.

Mit dem Instinkt des Weibes merkte Anne-Marie, was in ihm vorging. Sie legte schmeichelnd ihren Arm um seinen Hals. „Nicht wahr, du thust's mir zulieb', Martin? Sei gut und geh' mit. Der Alte wartet auf uns."

Martin nahm die Pfeife aus dem Mund, rührte sich aber nicht.

„Nun?" fragte sie ungeduldig.

Er sah sie halb spöttisch von der Seite an. „Willst denn, daß das ganze Dorf drum weiß?"

Sie stuzte. „Was meinst?"

„Lauf nur zurück und sag' dem Peter, ich küm', wenn's dunkel wär. Er wird's schon verstehen."

Anne-Marie begriff's nun auch. Sie drang nicht weiter in ihn, sondern eilte zu Braun zurück, der sich damit einverstanden erklärte, daß die Truhe erst bei einbrechender Nacht fortgeschafft würde.

Als Martin gegen Abend kam, erwartete Peter ihn bereits. Gemeinschaftlich trugen die beiden Männer den eisenbeschlagenen Kasten hinter den Häusern entlang nach Rolf's Wohnung und mit Argusaugen überwachte der Alte die Unterbringung seines Schatzes. Zu größerer Sicherheit schob er selbst eine hölzerne Kiste auf seine Truhe, untersuchte genau alle Schlösser, ließ den Wandschrank vor seinen Augen von Martin zuschließen und befestigte den Schlüssel desselben mit dem seines Kastens an einem schwarzen Band, das er um den Hals trug.

Schweratmend, wie nach harter Arbeit, ging er dann mit dem Ehepaar in die Küche hinab. Anne-Marie war merkwürdig redselig und aufgeräumt, sie tischte vom Besten auf, was sie hatte, und sparte nicht mit dem Bier.

Peter aber wurde immer stiller und niedergedrückter; es griff ihm gar zu sehr ans Herz, sich von seinem Schatz trennen zu müssen und nur mit Seufzen und Widerstreben verabschiedete er sich endlich. Doch schon nach einer halben Stunde kam er wieder zurück. „Laßt mich heut' Nacht auf eurem alten Sofa da schlafen," sagte er verlegen, „s'ist mir gar so einsam daheim." Das Licht der Lampe, die Anne-Marie in der Hand hielt, fiel auf sein rotes Gesicht und die junge Frau wunderte sich, wie alt und angegriffen der Mann aussah.

Mitleidig richtete sie ihm ein Lager her, aber er fand wenig Schlaf. Zum erstenmal kam es ihm

recht zum Bewußtsein, wieviel er durch den Tod der Lisbeth verloren; sie hatte ihn so gut versorgt und ihm mit ihrem gesunden Verstand, ihrer Energie über manche Schwierigkeit des Lebens hinweggeholfen. Ja, er vermisse sie doch sehr, wenn er's auch den Leuten nicht zeigen mochte. Ein Jammer, daß sie grad' jetzt hatte sterben müssen; all' die Sorge um sein Geld wär' dann nicht nötig gewesen. Niemand hätt's so gut bewacht wie sie.

Nun, bei den Rolf's war's ja am End' auch sicher — unter doppeltem Verschuß und der Obhut von Verwandten. Übrigens, in spätestens drei Monaten kehrte er wieder zurück; dann brauchte er sich nie mehr von seinem Schatz zu trennen. Und so zog er am anderen Morgen in der Frühe beruhigt von dannen.

### 3.

Fünf Monate waren verstrichen. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten, nicht eben in sehr strenger Weise, aber doch alles in eine weiße Schneedecke hüllend.

Auf halbem Wege zwischen dem Dorf und dem nahen Marktflecken stand ein vielbesuchtes, stattliches Wirtshaus, in dem jeden Sonntag und nicht selten auch in der Woche Tanzmusik abgehalten wurde. Lustig ging's da zu; die vergnügungsfüchtige Jugend stellte sich zahlreich ein und das Trinken wurde dabei ebenfalls nicht vergessen. Im ersten Jahre ihrer Ehe hatte Martin Rolf seine junge Frau öfters hingeführt; sie tanzte leidenschaftlich gern und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß sie von allen bewundert wurde.

Später, als er die „fromme" Richtung einschlug, that er es nicht mehr. Anne-Marie war auch zu sehr von den Kindern — das eine kränkelte häufig — in Anspruch genommen und da ihr Mann, wie er sagte, kein Geld für Puz und Staat übrig hatte, so blieb sie lieber daheim, obgleich sie sich im stillen oft genug hinaussehnte.

Seit den letzten Monaten aber war sie wie ausgewechselt. Sie hatte von einer entfernten Verwandten, die in dem nahen Marktflecken gelebt, ein kleines Legat geerbt, das ihr jedoch nicht auf einmal, sondern in Raten — monatlich ca. 20 Mark — ausgezahlt wurde. Martin ließ ihr die freie Verfügung darüber; es war ihr Geld und so kümmernte er sich nicht darum, was sie damit that. Das war ihr Unglück. Durch den Besitz des Geldes wurde ihre schlummernde Eitelkeit wieder geweckt; sie kaufte sich allerhand Puz und Tand und an den Tagen, wo sie mußte, daß ihr Mann ziemlich spät aus einer religiösen Versammlung in der Stadt heimkehrte, ging sie in das nahe Wirtshaus, mischte sich unter die Tanzenden und paradierte mit ihrem Staat.



Wie die jungen Burschen sich um sie drängten, weil jeder mit ihr tanzen wollte! Und wie neidisch die Dirnen nach ihr schielten! Ja, sie war unstreitig die Hübscheste — sie stach sie alle aus. In ihrer Eitelkeit und Leichtherzigkeit gab sie sich ohne Überlegung und ohne Zurückhaltung dem so lange entbehrten Vergnügen hin und ganz entgegen der Sitte hielt sie ihre Tänzer frei; sie wollte zeigen, daß sie geerbt hatte, daß sie Geld besaß.

Eines Abends befand sie sich wieder auf dem Tanzboden. Sie sah hübscher aus denn je mit den blühenden Augen und den von der Erregung des Tanzes glühenden Wangen und wie gewöhnlich war sie der Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie lachte und scherzte mit den Männern, aber weiter ging sie nicht; in der Beziehung konnte ihr niemand etwas nachsagen. Ihr war's nur ums Vergnügen zu thun — bevorzugen that sie keinen.

Die Uhr in der Wirtsstube kündete die neunte Stunde an. Anne-Marie schrak leicht zusammen, es war ja die höchste Zeit heimzugehen, nicht wegen der Kinder — die fanden sich schon selbst zurecht — aber wegen ihres Mannes. Sie mußte unbedingt vor ihm zu Hause sein. Rasch erhob sie sich, trat an den Schenktisch und warf dem Wirt als Zahlung einen Thaler hin. Dieser betrachtete das Geldstück mit prüfendem Blick. „Sonderbar!“ sagte er, sich zu einem danebenstehenden Gast wendend. „Hab' mein Lebtag noch keinen Thaler mit solcher Prägung gesehen. Muß wohl außer Cours sein.“

„Ja, alt ist er sicher,“ stimmte der Angeredete bei. „Ich besinn' mich aber, solche Thaler gesehen zu haben, als ich noch ein Bub' war. Mein Vater borgte Geld von Peter Braun, um eine Kuh zu kaufen, und da waren welche dabei.“

Wie auf Verabredung schauten alle Umstehenden nach Anne-Marie. Sie begriff instinktiv, warum dies geschah, und mit einer gewissen Überstürzung, die den anderen nicht entging, erklärte sie rasch: „Na, was ist denn da weiter? Die giebt's doch noch genug. Den da hab' ich natürlich aus der Stadt, wo ich mir mein Geld hole.“

Niemand erwiderte etwas auf ihre Worte, aber dies Stillschweigen verriet deutlich, daß keiner ihrer Erklärung rechten Glauben schenkte.

„Wollt Ihr mir das Geld wechseln?“ wandte sie sich ungeduldig an den Wirt. „Ich habe keine Zeit noch länger zu warten.“

Er gab ihr den Betrag und mit hoherhobenem Kopf verließ sie die Gaststube. Aber kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, so steckten alle die Köpfe zusammen; die Geschichte mit dem Thaler wurde eifrig besprochen und jeder gab seine Meinung zum besten.

Unterdessen eilte Anne-Marie die beschneite Landstraße entlang dem Dorfe zu. Einmal blieb sie stehen,

tief aufseufzend: „Mein Gott! Mein Gott!“ Dann lief sie weiter.

In der Nähe ihres Hauses begegnete ihr eine Nachbarin.

„Habt Ihr meinen Mann gesehen, Diefel?“ fragte sie nach Atem ringend.

„O, der ist noch nicht heimgekommen,“ versetzte die Frau. „Mein Bub' hat mir erzählt, 's sei ein fremder Bischof zu Besuch in der Stadt und da sind sie natürlich alle hin, der Herr Pfarrer und der Martin und mein Mann und die anderen.“

Anne-Marie atmete erleichtert auf. Als sie ihre Wohnung betrat, fand sie die Lampe auf dem Tisch angezündet und im Herd brannte ein lustiges Feuer. Der älteste Knabe hatte alles gut besorgt; auf ihn konnte sie sich verlassen. Leise ging sie in die Kammer, wo die Kinder schliefen. Sie lagen eng aneinander geschmiegt in friedlichem Schummer. Anne-Marie seufzte, küßte die kleinen Schläfer und schlich geräuschlos wieder hinaus. Einen Augenblick stand sie un schlüssig, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschend, alles war still. Martin würde wohl noch eine Stunde ausbleiben, dachte sie und da er einen schweren Schritt hatte, konnte sie leicht hören, wenn er kam.

Ein Licht anzündend stieg sie die schmale Holztreppe hinauf. Oben stand der Wandschrank, in den Peter Braun seinen Schatz eingeschlossen hatte. Anne-Marie setzte sich auf die oberste Stufe, griff seitwärts in eine Mauerspalte und zog einen Schlüssel hervor, mit dem sie den Schrank öffnete. Da stand die alte Truhe anscheinend genau so wie ihr Besitzer sie hingestellt hatte.

Hastig, aber dabei immer gespannt lauschend, nahm Anne-Marie den Kasten heraus. Das Schloß war gesprengt, sie schlug den Deckel zurück und begann den Inhalt zu zählen. Fünftausend Mark waren es gewesen, teils in Gold, teils in allen Arten Silbermünzen. Und jetzt fehlten nahezu tausend Mark daran!

Der sorglose, heitere Ausdruck, den sie noch vor einer Stunde im Gasthof zur Schau getragen, war verschwunden; sie sah bleich und ängstlich aus, wie unter dem Druck eines schuldigen Gewissens. Warum hatten die Leute im Wirtshaus sie so sonderbar angesehen, als sie den Thaler wechselte? 's war auch thöricht von ihr gewesen, sie hätte lieber Gold geben sollen — das konnte sie nicht verraten.

Ob Peter Braun bald zurückkehrte? Er hatte nur einmal geschrieben, vor etwa zwei Monaten, und zwar, daß er krank sei — Rheumatismusfieber hätt's der Doktor genannt — und ins Hospital gehen wolle. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört. Wie, wenn er — gestorben war? Dann brauchte sie nichts zu befürchten. Nur einen harten Strauß

mit Martin. Wenn der alles wüßte! Er wäre imstande, sie deshalb umzubringen! In den letzten Wochen war er ganz unheimlich gewesen, so schweigsam und mürrisch. Er hatte ihr zwar nie einen Vorwurf gemacht, daß sie das geerbte Geld für unnütze Dinge vergeudete; vielleicht hatte er es gar nicht einmal bemerkt, was sie sich alles angeschafft; zu Hause saß er ja immer wie träumend da, still vor sich hin brütend oder in fromme Bücher vergraben.

Daß sie einigemal Sonntags mit einer Bekannten zum Tanz gegangen, wußte er und hatte es ihr nicht verwehrt; daß sie aber auch oft in der Woche, wenn er nicht daheim war, hinging, schien er nicht zu ahnen. Mit dem Gefühl bitterer Reue dachte Anne-Marie an die letzten Monate zurück. Wie glücklich war sie gewesen, als sie im September die Nachricht von dem Legat der alten Tante erhalten! Es war ja nicht übermäßig viel, aber ihr, die nur das Notwendigste anschaffen durfte, erschien es wie eine unererschöpfliche Goldquelle. Ohne zu berechnen, kaufte sie alles, was ihr gefiel; manches bezahlte sie bar, vieles nahm sie auf Rechnung, bis sie eines Tages die schlimme Entdeckung machte, daß sie nicht genug Geld besaß, ihre Schulden zu decken. Und die Leute drängten sie, besonders ein Juwelier, bei dem sie eine Brosche und Ohrringe entnommen hatte.

Sie fürchtete, Martin könne etwas davon erfahren, und in ihrer Angst kam ihr plötzlich der Gedanke an das Geld ihres Onkels. In der Wohnstube befand sich ein gleicher Wandschrank wie an der Treppe. Wenn der Schlüssel desselben auch an der oberen paßte?

Die Versuchung war stärker als ihr Gewissen. Noch in der Nacht untersuchte sie das Schloß und — hatte der Böse die Hand im Spiel? — der Schlüssel öffnete den Schrank — Peter Brauns Schatz lag vor ihr. Mit Leichtigkeit ließ sich die Truhe aufbrechen — ein Griff hinein und alle Sorge war zu Ende. Sie zahlte ihre Schulden, spielte wieder eine Rolle im Dorf und lebte lustiger, verschwenderischer wie zuvor. Und die Silberstücke in dem Kasten, die fauer verdienten Ersparnisse eines alten Mannes — schmolzen rasch zusammen, Anne-Marie erschrak fast, als sie daran dachte, wie leicht ihr das Geld durch die Finger glitt.

Und dann endlich war sie gekommen, die Reue über ihre frevelhafte, leichtsinnige That. Wenn sie es doch hätte ungeschehen machen können! Vergebens zersann sie sich den Kopf, wie sich das Fehlende ersetzen ließe, sie fand keinen Ausweg. O, es war zum Verzweifeln!

„Alle Wetter! was ist denn das?“ Eine heisere Stimme schreckte Anne-Marie aus ihren trüben Gedanken auf. Hastig drehte sie sich nach der Treppe um und das Herz stand ihr still, als sie den ältesten

Sohn ihres Mannes, den verkommenen Trunkenbold, vor sich sah. Einen Moment starrte er verwundert auf seine Stiefmutter und die offene Truhe mit ihrem blühenden Inhalt, dann verzog sich sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. „Eh, so viel Gold!“ sagte er, einen gierigen Blick auf den Kasten werfend.

Anne-Marie suchte ihn zurückzudrängen. „Wie darfst du dich hier blicken lassen?“ fuhr sie ihn heftig an, aber ihre Stimme zitterte dabei. „Mach, daß du fortkommst, sonst ruf ich den Vater!“

Statt aller Antwort stieß der Bursche sie mit einer rohen Bewegung zur Seite, kauerte sich auf den Boden und betrachtete den Kasten. Auf der Innenseite des Deckels bemerkte er ein Blatt Papier, das den mit ungeschickter Hand geschriebenen Namen: Peter Braun trug.

„Meiner Treu! Das ist ja des alten Peters Geld!“ stieß er überrascht hervor. „Hast dich darüber hergemacht, eh?“ Er sah sie lauernd an, während er mit der einen Hand in den Goldstücken wühlte. Dieser Anblick brachte Anne-Marie außer sich. Sie zerrte seinen Arm weg und bemühte sich, den Kasten zu schließen. „Wirst du wohl davon bleiben!“ rief sie zornig. „’s ist meines Ohms Geld, das er mir zum Aufheben gab. Ich hab’s nur nachgezählt und dich geht’s nichts an. Mach dich fort! sag’ ich dir oder der Vater wird dich mit dem Stock ’nausjagen.“

Der Bursche lachte höhnisch auf, indem er ihr einen Stoß versetzte, daß sie gegen die Wand flog. „Laß du die Hand davon!“ höhnte er. „Vater kommt noch lange nicht und wenn er da wär’, würd’ ich schon mit ihm fertig. Das Geld hast gezählt? O du heilige Unschuld du! Stellst dich so lammsfromm an! Haha! Weiß aber die ganze Geschichte! Drüben im Wirtshaus reden sie von nichts anderem als von dir und deinem vielen Geld.“ Er lachte wieder kurz auf. „Haha! Hätt’ nicht gedacht, daß ich so bald dahinter käm’, wo’s herkommt. Aber schlau bist du, das muß man dir lassen,“ schloß er, sie mit spöttischer Verwunderung betrachtend. „Versteht’s Geschäft!“

Anne-Marie biß sich vor Ärger in die Lippen, erwiderte aber nichts. Erst nach einer Weile sagte sie — diesmal in viel nachgiebigerem Ton: „Wilhelm, wenn du jetzt gehst und mir versprichst zu schweigen, will ich dir fünf von den Goldstücken geben und dem Vater nichts sagen.“

Wieder verzog der Bursche den Mund zu einem höhnischen Grinsen. „Fünf willst du mir geben?“ spottete er. „Wirklich fünf? Wie nobel!“ Und ehe sie sich’s versah, hatte er sich alle Taschen seiner zerlumpten Kleidung mit dem Gelde angefüllt.

Wie eine Beseffene stürzte sich Anne-Marie auf ihn. Großer Gott! Er hatte ja alles genommen,

was im Kasten lag — das durfte sie nicht ruhig geschehen lassen. Voll Verzweiflung rang sie mit ihm, doch er war stärker; mit mächtiger Faust schlug er sie zu Boden, daß sie hinstürzte und mit blutender Stirn liegen blieb.

Wilhelm kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern wandte sich wieder der Truhe zu. „So,“ sagte er mit zufriedener Miene, „das war ein netter Fang! Du willst 'mal ein Weilchen behaglich leben. Hab's schlecht genug gehabt all die Zeit. Aber alles will ich doch nicht nehmen, das wär' zu hart für den armen Peter. Zwei Goldstücke soll er behalten, grad' zwei, um damit sein Glück zu versuchen.“

Seine steifen Glieder reckend, erhob er sich, knöpfte seinen Rock fest zu, warf noch einen schadenfrohen Blick auf Anne-Marie, die er nie hatte leiden mögen, und verließ dann geräuschlos das Haus. Ungesehen entkam er mit seinem Raub. Niemand ahnte, daß der Landstreicher, der Trunkenbold, als den ihn jeder kannte, im Dorf gewesen war.

Betäubt von dem Fall lag Anne-Marie eine Zeitlang ganz still; allmählich aber kam sie wieder zu sich und plötzlich sprang sie erschreckt in die Höhe, denn sie hatte draußen den Schritt ihres Mannes gehört. Rasch warf sie den Kasten zu, schob ihn in den Wandschrank, blies das Licht aus und tastete sich in die Schlafkammer. Sie hatte nur eben Zeit, ein Tuch um den Kopf zu wickeln und sich unter die Bettdecke zu legen, als sie Martins Stimme in der Küche vernahm: „Anne-Marie, wo bist du?“

Sie gab keine Antwort. Er nahm die Lampe und leuchtete die Treppe hinauf. „Wie sonderbar!“ dachte er. „Die ist ja voll Schnee. Und da — was ist denn das? Blut?“

Besorgt, ein Unglück fürchtend, trat er in die Kammer und an das Bett seiner Frau. „Anne-Marie, was ist dir geschehn?“ fragte er ängstlich.

„Ich — ich bin gefallen,“ stammelte sie mit schwacher Stimme. „Bin über was gestolpert und mit dem Kopf angeschlagen. Sieh mir mal Wasser her!“

Schweigend holte er das Verlangte, wusch die Wunde und legte, so gut er konnte, einen Verband an. Dann setzte er sich zu ihr auf den Bettrand. Sie sprach nicht, sondern lag mit geschlossenen Augen da. Und wie er in ihr bleiches Gesicht schaute, kam ihm der Gedanke, daß er doch kein guter Ehemann sei, daß er sich zu wenig um sein Weib kümmere. Er hatte drin in der Stadt von dem fremden Bischof manch' ernstes Wort gehört, das ihn getroffen und weich gestimmt. Er machte sich Vorwürfe, daß er in den letzten Wochen so mürrisch gegen die Seinen gewesen war. Freilich, der Kummer über den mißratenen Sohn drückte ihn nieder; auch war es ihm nicht entgangen, wie sehr sich Anne-Marie verändert hatte, seit sie das Legat besaß. All ihr Geld

gab sie für Puz und Staat aus. Und wie oft ging sie jetzt auf den Tanzboden! Es war nicht gut, daß er sie so laufen ließ, sie kam zu sehr ins Gerede. Er war der Mann, er mußte sie zurechtbringen, wenn sie mit Weiberunverstand handelte. Sie hatte einen so leichten Sinn, aber schlecht war sie nicht, nein, gewiß nicht. Sie würd' sicher auf ihn hören, er muß' sich nur Mühe mit ihr geben und sich mehr um sie kümmern.

Unwillkürlich legte er seine Hand auf die ihre. Sie öffnete langsam die Augen. Fast liebevoll beugte er sich über sie. „Weißt, Anne-Marie,“ begann er in so sanftem Ton, daß sie ihn verwundert ansah, „ich hab' heut' viel nachgedacht. 's ist doch nicht die rechte Art, wie wir zusammen leben. Vielleicht bin ich dran schuld, weil ich immer so still für mich sitz'. Aber ich will versuchen, anders zu sein. Und du mußt's auch. Du richt'st dich zu Grund, wenn du's so fortmachst und kommst auch gar so arg ins Gerede.“

Sie brach in Thränen aus. Seine Worte hatten sie ins Herz getroffen. Seit dem ersten Jahre ihrer Verheiratung hatte er nicht so sanft, so freundlich mit ihr gesprochen. Und sie bedurfte so sehr des Trostes, bedurfte einer starken Hand, die sie aus der schrecklichen Lage befreite, in die sie durch eigene Schuld geraten war.

Einen Moment kam ihr der Gedanke, Martin den leeren Kasten zu zeigen und alles auf Wilhelm zu werfen; aber sie wagte es doch nicht und schwieg.

„Nicht wahr, Anne-Marie, du wirst wieder gut und bleibst daheim wie früher,“ fuhr Martin bittend fort. „Ich will mir auch alle Mühe geben und alles thun, damit ich dich zufrieden seh. Komm, Frauchen, gieb mir 'nen Kuß!“

Schluchzend wandte sie ihm ihr Gesicht zu und er küßte sie und streichelte ihre bleichen Wangen. „Bald hatt' ich's vergessen, dir zu erzählen,“ sagte er plötzlich, „ich hab' ja unterwegs was Neues gehört. Der alte Braun wird morgen oder übermorgen hier sein. Joseph Haller war drunten im Land und hat ihn gesprochen. Recht elend soll er aussehen und er hat gemeint, er wollt' sich jetzt zur Ruhe setzen.“

Anne-Marie zitterte von Kopf bis zu Fuß. „Morgen?“ stammelte sie kaum hörbar.

„Ja, wahrscheinlich. Doch nun schlaf!“

Aber Anne-Marie schlief nicht in dieser Nacht. Sie lag in bitteren Qualen und — der Böse trug den Sieg davon.

#### 4.

Es war am folgenden Tag um die Dämmerzeit, als ein alter Mann, auf einen Stock gestützt, langsam von der Bahnstation her dem Dorfe zuschritt. Auf halbem Wege begegneten ihm zwei Arbeiter, die

ihn einen Augenblick scharf ansahen und dann mit ausgestreckter Hand auf ihn zutraten.

„Holla, Peter!“ rief der eine, „kommt's endlich wieder heim? Seid lang geblieben, aber besonders war's wohl nicht dort? Seht wenigstens nicht danach aus.“

Peter Braun — denn er war es — nickte trübselig. „Ein abscheuliches Poch ist dies Hochstadt! So kalt und feucht, daß man den Rheumatismus in alle Knochen kriegt. Hab' 'ne böse Zeit durchgemacht, könnt's mir glauben. Jetzt will ich's aber wieder einholen.“

„Ja, ja!“ nickte der zweite, „die gute Luft hier wird Euch schon aufhelfen. Wo bleibt's denn? Bei den Rolfs?“

„Ich denk' wohl. Sie wissen nicht, daß ich komm', aber bis ich mich wieder eingerichtet hab', werden sie schon ein Eckchen für mich haben.“

„So, so, wollt Euch zur Ruh' setzen?“ meinte der erste Arbeiter bedächtig. „Na ja, Ihr könnt's, habt ja unmenslich viel Geld.“

„Wo hat er's denn?“ fiel der andere spöttisch ein. Den Alten ärgerte dieser spöttische Ton. „Macht doch kein dummes Geschwätz!“ brummte er ungeduldig. „'s wird dunkel; ich muß weiter!“

Er nickte den beiden kurz zu und setzte seinen Weg fort. Vor ihm lag das Dorf mit seiner schmucken Kirche und dahinter die Hügel und der Wald. Ach, wie wohl wurd's ihm um's Herz, als er das alles wieder sah. Lang schon hatte ihn das Heimweh geplagt, besonders im Spital. Da hatt' er so recht seine Schwester, die Elisabeth, vermißt, die ihn so gut zu pflegen verstand, wenn er 'mal krank gewesen. Und entbehren muß' er auch so vieles. Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, sich einen Teil seines ersparten Geldes schicken zu lassen; aber er that 's doch nicht, schon weil er keinem den Schlüssel zu seinem Schatz anvertrauen mochte.

Volle zwei Monate lag er krank im Spital und die große Schwäche sowie die heftigen Schmerzen, die ihn quälten, ließen ihn oft an den Tod denken. Fast hätte er sogar sein Testament gemacht; doch die abergläubische Furcht, daß er dann sicher sterben werde, hielt ihn davon ab. Er wollte ja noch leben, sein Geld genießen und nichts, nicht einen Heller nachlassen. Gottlob! die schlimme Zeit war überstanden, er konnte sich's jetzt wohl sein lassen, er war ja wieder daheim und — geborgen. Wie behaglich würde er seine alten Tage verbringen, im Sommer in der Sonne und im Winter am warmen Ofen sitzend, seine Pfeife rauchend und der Ruhe pflegend.

Etwa hundert Schritte von den ersten Häusern des Dorfes entfernt traf er einen alten Bekannten,

den Gemeinbediener und Polizisten Haller, der ihn mit großer Freundlichkeit begrüßte.

„Freut mich, Euch wiederzusehen, Alterchen!“ sagte er, Peter kräftig die Hand schüttelnd. „Bleibt jetzt wohl daheim, eh?“

„Und ob! Ich hab' mein Teil geschafft und sehn' mich nach Ruh'.“

„Recht so! Wo bleibt Ihr denn? Bei den Rolfs?“

„Fürs erste, ja. Wie steht's denn bei ihnen? Was macht die Anne-Marie?“

Ein eigentümlicher Ausdruck glitt über Hallers Züge. „Ich geh' ein Stück Wegs mit Euch,“ bemerkte er, „hab' grad' nichts zu thun. Nach der Anne-Marie fragt Ihr? O, der geht's ganz gut. Habt wohl gehört, daß sie geerbt hat?“

Peter öffnete erstaunt die Augen. „Rein, davon weiß ich nichts.“

„So? 's war, glaub' ich, von 'ner alten Muhme oder so was ähnliches und 'n nettes Sümmchen muß es gewesen sein.“

„Na, so arg viel nicht,“ entgegnete Peter. „Ich hab' die alte Sophie Heinemann gekannt und im vergangenen Jahr noch gesprochen. Sie sagte mir damals im Vertrau'n, daß sie der Anne-Marie was vermachen wollt', auch wieviel. Natürlich hab' ich geschwiegen und niemand davon erzählt. Zwanzig Mark den Monat — 's ist nicht arg viel, aber — wer könnt's nicht gebrauchen?“

„Ganz recht!“ stimmte Haller bei. „Und die Anne-Marie hat's auch flott ausgegeben.“

„Das kann ich mir denken!“ fiel Peter mit leisem Seufzer ein. „Ich hab's ihr oft vorgehalten, sie ist zu leichtsinnig mit dem Geld. Da 'ne Mark und dort 'ne Mark —“

„Ja, wenn's nur immer eine Mark wär'!“ unterbrach ihn Haller lachend. „Aber den letzten Monat hat sie 'nen ganzen Haufen Thaler ausgegeben.“

„Thaler?“ Der Alte blieb stehen und sah seinem Begleiter ängstlich ins Gesicht. „Thaler sagt Ihr? Woher hat sie die?“

Haller wollte etwas erwidern, besann sich jedoch und suchte das Gespräch abzulenken. „Ich weiß es nicht,“ meinte er achselzuckend. „Aber ruht Euch 'mal 'nen Augenblick da auf der Bank aus, Ihr scheint arg müd' zu sein.“

Allein davon wollte Peter nichts wissen; mit gesenktem Kopf humpelte er weiter, immer wieder das eine Wort: „Thaler“ vor sich hinmurmeln. Haller folgte ihm noch ein paar hundert Schritte, dann bog er in die Gasse ab, in der seine Wohnung lag. „Armer Alter!“ dachte er bei sich. „'s ist hart für ihn, sehr hart!“

(Schluß folgt.)





Jaffa.

## Durch Galiläa.

Von Oberstleutnant a. D. Hans Klæber.

Mit Illustrationen nach Original-Photographien.

Nachdruck verboten.

Wenn es schon von Palästina im allgemeinen gilt, daß an seinen Boden sich mehr Erinnerungen aller Zeiten heften, als an die Gefilde irgendeines andern Landes der Erde, so trifft diese Behauptung ganz besonders zu für Galiläa, das heißt für denjenigen Teil des Gelobten Landes, der zwischen dem herrlichen tiefblauen Busen von Akka und dem traumhaften Galiläischen Meer, dem See Genezareth, liegt.

Zahlreiche Erinnerungen an biblische Begebenheiten, aber auch an andre weltbewegende Ereignisse treten uns hier auf Schritt und Tritt entgegen.

Dabei ist das Reisen in Galiläa durchaus angenehm, so daß man sich der Betrachtung des Sehenswerten ungestört hingeben kann. Ganz im Gegensatz zu dem Wüstengebirge Juda, welches das Reisen über Land in der Gegend von Jerusalem so wenig

verlockend macht, ist hier das Land wohlbebauet und deutscher Fleiß und Schaffenskraft hat in Galiläa große Strecken des zwar steinigten aber äußerst fruchtbaren Bodens unter dem Pfluge und ringt ihm hundertfältigen Ertrag ab. Die übrigen Bewohner der Ortschaften sind zu einem großen Teil Christen, so daß auch die Sicherheit des Reisenden derjenigen nicht nachsteht, die man bei uns in civilisierter Gegend genießt.

Mehr als zwei Jahrzehnte ist es bereits her, als der letzte kühne Bandenführer der Gegend durch die türkische Garnison in Akka aufgehoben und in der Nähe von Haifa an einer allein stehenden hohen Dattelpalme, die noch jetzt gezeigt wird, als Warnung für etwaige Nachahmer, aufgehängt wurde. Es war der arabische Räuberhauptmann Keem, der sich eine der vor hundert Jahren von den Franzosen zum Rückenschuze ihres vor Akka liegenden Heeres aufgeworfenen Schanzen zu einer kleinen Festung ausgebaut und von hier aus mit seiner Sippe jahrelang die Gegend unsicher gemacht hatte.

Der größte Teil derer, welche den See Genezareth von Jerusalem aus besuchen wollen, wählt denn auch nicht den Landweg durch Samaria, sondern macht lieber den Umweg mit der Eisenbahn nach Jaffa und von dort zu Schiff nach Haifa, um dann von hier aus quer durch Galiläa, das Ziel zu erreichen.



Der Berg Tabor.

Die Kaiserzeit in Jerusalem war vorüber, der deutsche Kaiser auf der Reise nach Damaskus und die Preise für Wagen, Pferde und Esel hatten infolge dessen in ganz Palästina wieder ein Niveau erreicht, auf welches sich auch der gewöhnliche Sterbliche allenthalben hinaufwagen durfte, wenn sie auch im Vergleich zu sonstigen Zeitläuften immer noch hoch genug waren.

Nachdem wir eines Abends 10 Uhr mit Hilfe einer einzigen elenden Petroleumlaterne bei bewegter See die Euterpe, wohl das elendeste Schiff des Österreichischen Lloyd, verlassen und mit Hilfe einer zweiten ebensolchen Laterne — möglicherweise war auch nur das landesübliche Olivenöl in ihrem Behälter — endlich glücklich in Haifa an Land gestiegen waren, trafen wir am nächsten Tage im „Hotel Krafft“, dem Mittelpunkt der deutschen Kolonie Haifa, die Vorbereitungen zur Fahrt nach Tiberias.

Der Fuhrwerksbesitzer Suß, derselbe, der vor kurzem das deutsche Kaiserpaar von Haifa nach Jerusalem gefahren hatte, stellte uns seinen Wagen mit den in Jerusalem wohlbelannten Schimmeln zur Verfügung und munter zogen uns diese am nächsten Morgen durch die entsetzlich engen, sehr belebten Gassen der alten Stadt. Schon hierbei zeigte unser Kutscher, der kleine sechzehnjährige Andreas Suß,

daß er der echte Sohn seines Vaters war, geschickt wand er sich mit seinem Dreigespann durch alle Hindernisse hindurch, so daß wir uns ihm für die weitere Fahrt ruhig anvertrauen konnten. Sehr zu statten kam ihm hierbei, daß er das Arabische ebenso geläufig sprach wie Deutsch, so daß er die trägen Orientalen, wenn sie nicht gleich Platz machten, entsprechend anrufen konnte. Bald hatten wir Haifa hinter uns und befanden uns im Thale des Rison, der zwischen Akko und Haifa das Meer erreicht. Während kaum hundert Schritt entfernt zur Rechten unsere gute Fahrstraße der gewaltige Karmel begleitete, der Djebel Mâr Elias (Berg des heiligen Elias), wie ihn die Araber nennen, dessen felsige, viele Höhlen aufweisende Hänge schroff zum Thal abfallen, schimmerte zur Linken unter den Kronen hoher Dattelpalmen hindurch der blaue Meerbusen, an dessen jenseitigem Rande die weißen Häuser und

Mauern des so oft bestürmten, festen Akko (St. Jean d'Acre) hell in der Morgen Sonne leuchteten. An einigen ärmlichen Araberbörfern und einer größeren Höhle des Karmel vorüber, in der nach dem Glauben der Araber der Prophet Elias, den sie gleich den Christen und Juden hoch verehren, gehaust haben soll, ging es nun quer durch das breite Risonthal und auf steinerner Brücke, die für den erwarteten Kaiserbesuch hergestellt war, über den Fluß. Je mehr wir uns vom Karmel entfernten, desto imposanter erschien der lange, auf dem Kamm ganz mit Bäumen bestandene Bergrücken, an dessen östlichem Ende jetzt als einzelne Kuppe der Opferberg erschien, wo Elias das Strafgericht an den Baalspriestern vollzogen haben soll.



Blick auf Nain.

Unterdessen hatten wir einen ausschließlich von Eichen bestandenen niedrigen Höhenzug erreicht, auf dessen schattigem Kamm wir einen kurzen Halt machten. War auch der Bestand des Waldes ein ziemlich lichter, so erinnerte sein Anblick doch an die Heimat und die Deutschen in Galiläa sind nicht wenig stolz auf diesen ihren Eichenwald, der jedem Fremden gezeigt wird. Kleine Araberkinder aus den nächsten Dörfern suchten die schon abgefallenen Eicheln, die hier gern gegessen werden, auf, während größere die noch im Gezweig sitzenden mit langen Stangen herunter-schlugen. Bei uns würde es Mühe machen, sich mit den kleinen Früchten unserer Eichen ein Mittag-mahl zusammen zu lesen, anders hier. Während die Eiche des Orients verhältnismäßig kleine Blätter hat, sind ihre Eicheln sechs- bis achtmal größer als die, welche unsere Steineichen liefern, ihr Geschmac soll dem der Kastanien ähnlich sein, wie Andreas



behauptete, der natürlich auch schon oft Eicheln gegessen hatte.

Jenseit des Eichenwaldes im Thale trafen wir auf einen Brunnen, aus dem wir die Pferde tranken. Es war einer jener tiefen Brunnen auf freiem Felde, den die Hirten am Abend zudecken, damit in der Dunkelheit kein Tier von den des Nachts stets im Freien bleibenden Herden hineinfällt. Die meist aus einem großen Stein bestehende Decke wird dann am Morgen von den zuerst zur Tränke erscheinenden Hirten wieder fortgewälzt. So that schon Jakob vor Tausenden von Jahren eines Morgens, als er

Salomos Zeiten jedes Dorf für alle seine Einwohner gemeinschaftlich besitzte. Auch jetzt werden noch, wie zu jener um Jahrtausende zurückliegenden Zeit die Körner dadurch gewonnen, daß man über das auf der Tenne ausgebreitete Getreide Ochsen oder Esel so lange hinübergehen läßt, bis die Ähren leer sind. Das dabei gänzlich zertretene Stroh wird dann mit dem Rechen fortgezogen und als Häcksel verfüttert, die liegen bleibenden ganz kurzen Überbleibsel werden, sobald der Wind weht, mit den Körnern zusammen vermittels der Wurfschaufel in die Höhe geworfen und vom Winde fortgeweht, während die Körner



Panorama von Nazareth.

am Brunnen Rahel traf, welche die Schafe ihres Vaters tränken wollte, aber nicht imstande war, den schweren Stein fortzuwälzen. In einen solchen Brunnen wurde Joseph einst von seinen Brüdern geworfen, ganz so, wie man sich jetzt noch in diesen Ländern unbequemer Persönlichkeiten zu entledigen pflegt.

Kurz bevor wir die ersten Häuser des nächsten Dorfes, Dscheda, erreichten, sahen wir neben dem Wege eine ziemlich ebene Fläche von einigen Quadrat-ruten Größe, welche fast den Eindruck des verlassenen Wimal's einer Kavalleriefeldwache machte. Es war die Tenne des Ortes, die noch jetzt wie schon zu

wieder auf die Tenne fallen. Bei uns in Deutschland besorgt alle diese Sachen mit einem Mal die Dreschmaschine. Nachdem wir im nächsten, etwas sumpfigen Thale an einer wegen der dort herrschenden Fieberluft jetzt verlassenen Tempelkolonie vorüber gekommen waren, hatten wir noch einen zwar allmählich aber über eine Stunde ansteigenden Gang zu überwinden, was in der Mittagshöhe für unsere Pferde keine leichte Aufgabe war.

Aber je langsamer unsere Fahrt von statten ging, desto mehr Genuß hatten wir davon, denn fortwährend wechselten die herrlichsten Ausblicke nach vorwärts und rechts auf den Berg Tabor und dessen



zur Ebene Jesreel abfallende Hänge mit dem freundlichen Nain und Sunem sowie bis zum Dorfe Juli an den Ausläufern des Karmel, welche die Ebene im Süden begrenzen.

Nain und Sunem sind durch die Auferweckung Verstorbener durch Christus und den Propheten Elisa bekannt geworden, während der Tabor von vielen für den Berg der Verklärung Christi gehalten wird. Hierzu mag wohl der Umstand beitragen, daß er ein einzelner Berg und die höchste Bodenerhebung in der Umgebung ist — er erhebt sich 800 m über die Ebene. Dann aber auch wird ihm seine Gestalt zu dieser Auszeichnung verholfen haben. Mit seiner glatt gerundeten Kuppe, die von allen Seiten, mag man den Tabor von Norden, Osten, Süden oder Westen her sehen, den gleichen Anblick bietet, ist er unzweifelhaft einer der schönsten Berge Palästinas.

Noch in Betrachtung des herrlichen Panoramas, das im Osten die blauen Berge jenseit des Jordans abschlossen, versunken, schob sich allmählich ein näherer Höhenzug vor daselbe, dessen schroff nach Süden abfallender Hang einen merkwürdigen Anblick bot, weil er mit seinem oberen Teil weit über die Senkrechte hinüberhängt. Die christliche Überlieferung hält ihn für den Berg, von welchem die Bewohner von Nazareth Jesus hinabstürzen wollten. Nach einigen Minuten überschritten wir den Bergsattel, dem wir seit einer Stunde zustrebten und erblickten, nur wenige hundert Meter vor uns, Nazareth.

Es giebt wohl kaum einen lieblicheren Anblick als den, welchen das etwa 10 000 Einwohner zählende freundliche Landstädtchen in dem nach allen Seiten hin durch Höhen abgeschlossenen Thal bietet. Seine mit Klöstern, Moscheen, Kirchen aller Religionsgemeinschaften, Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten aller Art untermischten sauberen Häuser ziehen sich, umrahmt



Betender Araber.

von einem Kranze herrlicher Oliven-, Feigen- und Weingärten, malerisch am Südbahange des Djebel-el-Sich hinauf, dessen Gipfel kaum noch über die im aufblühenden Wachstum begriffene Stadt emporragt. Bald hatten wir das erste Haus erreicht und hielten damit vor dem Hotel „Germania“, wo unsere Reise für heute endigte. Der Besitzer des Hotels: Geselschwerdt, ist, wie fast alle in Galiläa ansässigen Deutschen ein biederer Württemberger, unter dessen Obhut wir uns äußerst wohl fühlten. Der Nachmittag war der Besichtigung der Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten gewidmet.

Es ist erklärlich, daß ein Ort, in welchem der Gründer des Christentums seine Jugendzeit verlebte hat, ein Ort, nach welchem die ersten Christen den Namen — Nazarener — erhielten, allmählich eine Stätte geworden ist, wo man, ähnlich wie in Jerusalem, eine Menge von Erinnerungen aus jener Zeit an einzelne Ortlichkeiten zu knüpfen suchte. Ob alle diese zum Teil erst weit später entstandenen Überlieferungen vor der Sonde einer scharfen Kritik bestehen können, muß freilich dahin gestellt bleiben. Alle diese Stellen befinden sich überdies jetzt entweder im Hofe irgend eines Klosters oder im Innern einer Kapelle, so daß sie ihre Originalität vollkom-



Marienbrunnen in Nazareth.



Verkündigungskirche in Nazareth.

men eingebüßt haben. Der Ort der Verkündigung der Jungfrau Maria, die Werkstatt Josephs, die Küche der Maria, das als die frühere Synagoge des Ortes gezeigte Haus, in welcher Jesus gelehrt haben soll, ein steinerner Tisch des Gesalbten (Mensa Christi), an dem Jesus mit seinen Jüngern vor und nach seiner Auferstehung gespeist haben soll, gehören wohl alle zu dieser Art von Erinnerungen.

Anders dürfte es mit dem Brunnen von Nazareth sein. Um ihn herum und feinetwegen ist der Ort an der Stelle, wo er noch jetzt liegt, überhaupt entstanden, wie dies in Palästina bei den meisten Orten der Fall ist. Von der Fülle des Brunnenswassers hängt die Wohlfahrt, ja das Sein oder Nichtsein jeder Ansiedelung dort ab. Versteht der Brunnen, so geht auch der Ort ein, sein Herz hat gewissermaßen aufgehört zu schlagen. Nazareth befindet sich nachweislich seit Jahrtausenden an der Stelle, wo es noch heute liegt. Unzweifelhaft hat daher auf derselben Stelle, wo noch heute die Frauen und Mädchen von Nazareth dies thun, auch schon Maria, den Jesusknaben auf der Schulter, später ihn an der Hand führend, das Wasser für ihren Haushalt her-

beigeholt. Den schweren Thontrug wiegte sie dabei wohl ebenso auf dem Haupte, ohne ihn mit der Hand festhalten zu müssen, wie dies jetzt noch in Palästina üblich ist. Auch in dieser Beziehung ist die Volkssitte seit Jahrtausenden die gleiche geblieben und man kann bestimmt annehmen, daß der Anblick, den besonders am Morgen und gegen Abend der Brunnen von Nazareth noch jetzt bietet, genau dem gleicht, den er zu Jesu Zeiten bot.

Das Bild der Mutter Jesu mit ihrem Knaben tritt uns in dieser Umgebung wie körperlich vor Augen.

Nochmals konnten wir das bunte, lebendige Treiben am Marienbrunnen, wie er genannt wird, beobachten, als wir am nächsten Morgen bei unserer Weiterfahrt langsam daran vorüberfuhren.

War schon gestern die Fahrt durch das Land sehr angenehm gewesen, so war dies heute noch weit mehr der Fall. In der Nacht hatte es geregnet, der Staub war gänzlich gelöscht und überall lugten Frühlingsblumen hervor, die wir zum Teil bei uns mühsam im Garten zu ziehen pflegen. Sie schienen nur auf die ersten erfrischenden Regentropfen nach der versengenden, alles Leben ertötenden Sonnenhitze gewartet zu haben, um hervorzukommen. Krokus in allen Farben blühten am und auf dem Wege.



Kana.





Blick auf den See Genegareth und die Stadt Iberias.

Die wenigen Disteln, die, von Kamel und Esel übersehen, sich in vertrocknetem Zustand durch den Sommer hindurch gerettet hatten, zeigten neues Grün, die neben dem Wege stehenden Dornen neue Triebe. Die Natur erwachte wie bei uns im Frühjahr.

Die Straße erklimmte zunächst in einigen Windungen den Djebel-el-Sich, von wo wir nochmals eine herrliche Aussicht auf das unten liegende Nazareth und seine am jenseitigen Bergeshang mit dunklen Cypressen bestandenen Friedhöfe und weit darüber hinaus hatten. Alle die bedeutsamen Berge und Orte, die man von hier aus und von den übrigen, die Stadt umgebenden Höhen erblickt, sah auch der Jesu Knabe, wenn er sich mit seinen Gespielen hier tummelte, lauter Zeugen schon damals längst verflossener biblischer Geschichte: Im Osten der majestätische Tabor, weiter im Süden die düsteren Berge Gilboa, wo einst Saul in heißer Schlacht fiel, darunter die Ebene Jesreel mit Sunem, die ebenso wie der fern im West in blauen Duft gehüllte Karmel an Elias erinnern, den der Heiland später selbst so oft erwähnt, und endlich, den Fuß des Karmel bespülend, den tiefblauen Spiegel des Busens von Akko. Nur die klare Luft jener südlichen Breiten kann eine so umfassende Rundschau ermöglichen! Weiter an den

Dörfern Er-Rene und el-Mesched, der Heimat des Propheten Jonas, vorüber führte nun der Weg hinunter zu dem Dorf Kana, das wir nach 1½ stündiger Fahrt erreichten.

An dem Brunnen des Dorfes, demselben, aus welchem zweifellos schon bei jener bekannten Hochzeit das Wasser geschöpft wurde, das dann Christus in Wein verwandelte, trankte unser kleiner Kutscher die Pferde, nachdem es ihm gelungen war, sich durch die den Brunnen gerade umlagernde große Kamelkaramane durchzudrängen. Vorbei an der griechischen Kirche des ärmlichen Dorfes, in welcher noch einige der Thonkrüge gezeigt werden, die bei der Hochzeit zu Kana gebraucht worden sein sollen, erreichten wir bald das Thal des augenblicklich ausgetrockneten Flusses Nahr-Raman, in welchem die Straße ganz allmählich bis an das nur von arabischen Christen bewohnte, hoch gelegene Dorf Lubieh führt, dessen griechisches Kirchlein weit hinein ins Land schaut. Glücklicherweise brauchten wir den steilen Berg nicht zu erklimmen, sondern umgingen das Dorf, in dessen Nähe wir in einem Olivenhain längeren Halt machten, um dann bald einen an Begebenheiten der verschiedensten Zeiten erinnernden Punkt zu erreichen. Es ist die Gegend um die beiden



Dorf Hattin.

Im Hintergrunde der Herodesberg und ein Stück des Seejenseits vom See Genesareth mit den jenseitigen Uferbergen.

Rurn Gattin (Hörner von Gattin). Die Bodenerhebung, welche diese beiden Felsspitzen krönen, wird von der christlichen Überlieferung als die Anhöhe bezeichnet, von wo Christus die Bergpredigt gehalten haben soll, und in dem Südhange derselben, über den unsere Fahrstraße hinüberführte, glaubt man die Stelle erblicken zu sollen, wo die wunderbare Speisung der Fünftausend stattfand.

Haben diese Begebenheiten nur vermutungsweise bei den Hörnern von Gattin stattgefunden, so ist die Gegend anderseits geschichtlich berühmt durch die zweitägige Schlacht, in welcher am 3. und 4. Juli 1187 der tapfere Sultan Saladin dem unter sich uneinigen Kreuzfahrerheer jene verhängnisvolle Niederlage beibrachte, die der 88jährigen Herrschaft des Kreuzes in Palästina ein Ende bereitete. Endlich fanden hier im Jahre 1799 die ersten für die Franzosen ungünstigen Kämpfe mit den von Damaskus heranrückenden Türken statt, die schließlich zur Aufgabe der Belagerung von Akko und zum Rückzug Napoleons aus Syrien nach Ägypten führten, der erste Rückzug, zu dem der große Feldherr sich in seinem Leben gezwungen sah.

Hatte uns bisher die dunkle Erhebung des Herodesberges den Ausblick nach vorwärts verwehrt, so strahlte jetzt, als wir den Berg seitwärts ließen, plötzlich in einer sich öffnenden Bergfalte der funkelnde Spiegel des Sees Genesareth auf. Zuerst ein schmaler Streifen, dann sich allmählich mehr und mehr vergrößernd, schaute der See wie ein sich öffnendes herrliches blaues Auge aus einem farbigen Kranz edliger Berge zu uns und zum wolkenlosen Himmel empor. Immer umfassender wurde der Blick, bis schließlich der herrliche See in seiner ganzen Ausdehnung vor uns lag.

Deutlich spiegelten sich in seiner klaren Flut die Berge des jenseitigen Ufers wieder und tief unter uns schmiegte sich mit seinen hellen Häusern, seinen Palmen, seinen alten Stadtmauern und den zerfallenen Resten die Stadt Tiberias dicht an den tiefblauen See. Von fern her aber schaute über dem Eintritt des Jordans in den See der nächste der Berggipfel des Libanon, der gewaltige schneebedeckte Hermon, auf das liebliche Bild herab, gleichsam als wollte er uns



Ruinen des Kastells in Tiberias.

die eisige Pracht der nordischen Landschaft ins Gedächtnis rufen. Der Anblick war geradezu entzückend.

Wo aber sind die blühenden Ortschaften geblieben, die einst das Ufer des Sees umrahmten? Vergeblich sucht das Auge Chorazim, Gadara, Bethsaida! Hier die wenigen Hütten links in der kleinen Ebene Genesareth heißen El-Medsched, auch Migdol genannt, dort weiterhin liegt, ebenfalls nur aus wenigen Häusern bestehend Tel-Hum, Ortsnamen, deren Klang an Magdala und Kapernaum erinnert. Mehr hat das einst im Unmut über den Unglauben ihrer Bewohner gesprochene „Wehe“ von den Ortschaften nicht übrig gelassen. Auch das alte Tiberias ist nicht mehr vorhanden. Einige Tausend Schritte südlich des jetzigen Ortes deuten umherliegende Säulenstümpfe aus prächtigem Marmor und andere Trümmer auf die Stätte, wo früher das von Herodes Antipas zu Ehren des Kaisers Tiberius erbaute und nach ihm benannte Tiberias lag.

Nach halbstündiger Fahrt rasselten wir über umherliegendes Gestein, welches die Pflasterung vertrat, durch das Westthor der Stadt hindurch, wo uns das dicht am Thor neu erbaute Hotel Tiberias von Kraft & Großmann gastlich aufnahm.

Die Stadt selbst, die von weitem einen so herrlichen Anblick bietet, entpuppte sich bei näherer Betrachtung bald als ein schmutziger, verwahrloster Ort. Sechzig Jahre haben noch nicht genügt, um alle Spuren des Erdbebens, das im Jahre 1837 die Stadt heimsuchte, zu beseitigen. Noch liegen zahlreiche Mauern, Dächer, ja ganze Häuser in Trümmern.

Der nächste Tag führte uns zunächst über das Trümmersfeld des alten Tiberias nach den heißen





Die Bäder von Tiberias.

Quellen, in welchen schon vor Jahrtausenden die Großen Roms Heilung von ihren körperlichen Leiden suchten. Die jetzt über den Quellen errichteten Badeanstalten bieten leider keine Gelegenheit, das in einer Wärme von  $40^{\circ}$  R. hervorsprudelnde Wasser abzukühlen, obgleich der See in unmittelbarer Nähe ist.

Dagegen bietet eine Fahrt auf dem See bei der stets dort herrschenden Schwüle eine willkommene Abkühlung, abgesehen von der herrlichen Rundschau, welche man dabei genießt.

Gewaltig erhebt der Herodesberg sein Haupt über Tiberias und seine Trümmer empor. Zahlreiche in seinen vom See fast senkrecht aufsteigenden Hang gehauene Gräber werden sichtbar, die Ruhestätten berühmter Talmudlehrer, unter denen etwas seitwärts durch den hellen Kuppelbau, der es abschließt, das Felsengrab des bekannten Rabbi Ben Akiba besonders hervortritt, der in Tiberias im Jahr 137 n. Chr. wegen Beteiligung an einem Aufstand hingerichtet wurde. Neben demselben blicken dunkel die Hörner von Gattin hinter den Bergen hervor, während im Norden der in der Sonne glitzernde Gipfel des Hermon auf den See herniederschaut dank der breiten Spalte, welche die den See umrahmenden Berge hier für den Eintritt des Jordan lassen. Fern im Süden, schon in Duft verschwommen, scheinen die Berge von Westen und Osten so nahe zusammen zu treten, daß für den Fluß nur gerade Raum bleibt, den See zu verlassen, um dem Toten Meere zuzueilen.

Doch wir sind am Ziel unserer Bootsfahrt und steigen bei Tel-Hum ans Land, wo auch nach der Überlieferung der seit Jahrtausenden ununterbrochen am See ansässigen Juden einst Kapernaum stand. Neben dem kleinen jetzt hier liegenden Ort auch hier nur ein Trümmerfeld! Wild durcheinander geworfene prachtvolle Marmorsäulen, geborsten, zerbrochen! Etwa in der Mitte der Trümmer die Reste eines größeren Gebäudes, welches nach seiner noch erkennbaren Säulenanordnung für die Synagoge gehalten wird, in der Christus so oft gelehrt hat, eine Vermutung, die gewiß zutrifft, wenn Kapernaum einst hier stand.

Bei herrlicher Abendsonne ging es nun zurück auf dem See nach Tiberias. Hier trafen wir ein, als sich — es war Freitag und der Sabbath begann — die Juden, die hier im Gegensatz zu Nazareth, wo kein Jude ansässig ist, den größeren Teil der Bevölkerung bilden, im Freien zum Gebet sammelten. Es war ein farbenprächtiges Bild, das die Andächtigen in ihren langen zum Teil kostbaren Kasstans boten.

Die nächsten Tage führten uns hinweg von dem See, über den der Heiland so oft gefahren, durch das Land, welches vielleicht noch öfter sein Fuß betreten, zurück nach Haifa an das Mittelländische Meer, dessen Bogen uns schon nach einer Rast von wenigen Stunden nach dem Wunderlande der Pharaonen entführten.

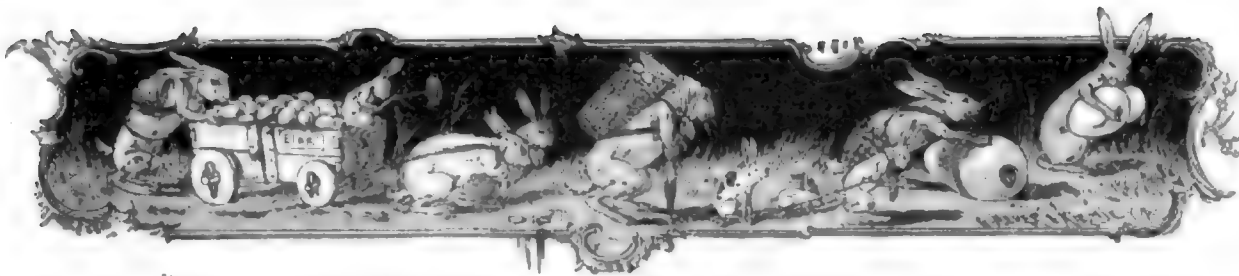


**Oster Eier.**

Nach dem Aquarell von Franz Doubel.







## Die vom Wald.

Roman von Hermine Villinger.

Nachdruck verboten.

Dem wertgeschätztesten Herr Kollege, wenn Sie glauben, Sie kommen bloß in eine Gegend absonderlicher Abgelegenheit, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen allerbehutsamst mitzuteilen, daß Sie hierorts auch in ein entlegenes Jahrhundert geraten, und Ihnen die Jahreszahl 1867 leicht wie eine Behauptung erscheinen möchte, bei der es nicht mit rechten Dingen zugeht.

Also sprach der Lehrer Nikodemus Helmt zu seinem Kollegen Justus Holzapfel im blau angestrichenen Schulhaus zu Buch im Hauensteinerland.

Der Sprecher lehnte am Fenster, die Hände auf dem Rücken, ein schwarzer Backenbart umrahmte ein Gesicht, dessen kindlich harmloser Ausdruck im seltsamsten Widerspruch mit der altväterlichen Erscheinung des Mannes stand, der selber dem entlegenen Jahrhundert anzugehören schien, von dem er sprach.

„Mein Lieber,“ hatte sein seliger Großvater, seines Zeichens Schneidermeister, zu ihm gesagt, als Nikodemus mit vierundzwanzig Jahren seinen Lehrerberuf antrat, „maßest du mir, der ich dich vater- und mutterlos erzogen, in meinen alten Tagen nichts anderes als Freude gemacht, will ich dir, bevor ich in die ewige Heimat dahinfahre, drei Monturen mit ins Leben geben, daß kein neumodischer Schneidergesell auch nur einen Sechsbäzner an dir verdienen soll. Drum merke wohl auf, mein Enkel Nikodemus: Montur eins ist die für das jugendliche Alter bestimmte, allwo der Mensch noch mit langen Schritten durchs Leben stürmt und sich seine Dummheiten zu Herzen nimmt. Mit vierzig Jahren aber wird die Eile mäßiger und das Herz gelassener, maßest eine natürliche Rundung den Körper gedeihlich umfange; dieses ist der Zeitpunkt für Montur zwei; Nummer drei aber kommt mit dem sechzigsten Jahr an die Reihe, maßest alsdann die Behäbigkeit des Alters in ihre Rechte tritt und, so Gott will, bis zum Ende verharret.“

Nikodemus, der seinem Großvater in Gesicht und Redeweise zum Vachen ähnlich war, fuhr an seinem vierzigsten Geburtstag pietätvoll in die für seine

natürliche Rundung berechnete Montur und wartete geduldig auf das Eintreffen der großväterlichen Prophezeiung.

Kollege Holzapfel hatte während der umständlichen Rede des Nikodemus ein lebhaftes Getrommel auf dem Ende des Tisches vollführt und sprach nun in trockenem, salbungsvollem Tone:

„Die Bauern pflegen ja gewöhnlich um ein Erkleckliches im Welthandel zurück zu sein.“

„Um ein Erkleckliches! O, lieber Herr,“ rief Nikodemus aus, „die vom Wald thun's nicht unter ein paar Jahrhunderten! Darum eben bin ich ja hier und nicht gestern schon abgereiset, um Sie auf die Dinge vorzubereiten, die Ihrer im Hauensteinerlände warten.“

Er nahm einen Krug vom Tisch und schritt damit zur Thür.

„Nene, der Engelwirt soll dir von seinem Besten geben.“

Eine ältliche Person erschien, nahm den Krug in Empfang, schluchzte dabei laut, drückte mit ihrer nervigen Rechten dem Lehrer heftig die Hand und ging.

Nikodemus stieg etwas Eigentümliches in die Kehle, daß er sich räuspern mußte, worauf er ans Fenster trat und sich angelegentlich in den Anblick des friedlichen Thales vertiefte.

Auf wellenden Hügeln und Senkungen dehnten sich die Felder und Wiesen hin, von kleinen Waldungen unterbrochen; dahinter blinkte der Rhein- strom, und über die blauen Vorberge der Schweiz lugten die Schneespitzen des Berner Oberlandes.

„Es ist nichts Besonderes an der Gegend,“ meinte Herr Holzapfel, sich neben den Kollegen ans Fenster stellend, „da ist Güttenbach was anderes; der Postverkehr ist dort sehr lebhaft, und man ist auch sehr in der Mode voran.“

Dabei streifte er mit einem Blick die Erscheinung des Nikodemus, in dessen Seele sich bei der Sprechweise des Kollegen plötzlich etwas wie Ernüchterung geschlichen, so daß er sich mit all seinem Empfinden ein wenig kurios vorkam und darüber errödete.

„Der Herr Kollege wird es hier ein wenig altmodisch finden,“ meinte er.

Holzapsel zuckte die Achseln: „Ich kann nicht gerade sagen, daß mir Buch erwünscht ist, aber Giltensbach war für mich unmöglich geworden nach etlichen Versuchen, mich zu verheiraten; es stellte sich nämlich immer zu spät heraus, daß kein Vermögen da war; nun sind die Leute einfältig genug und tragen mir das nach.“

Nikodemus sah den Sprecher mit aufrichtigem Erstaunen an; er imponierte ihm außerordentlich.

Eene, die den Wein auf den Tisch stellte, riß ihn aus seiner Betrachtung.

„Wenn mich der Herr Lehrer doch nur um's Himmels willen mitnehmen wollt,“ meinte sie unter einer Flut von Thränen, „da draußen in der Fremd' weiß ja kein Mensch, wie er's braucht und was er für Eigenheiten hat.“

Nikodemus schüttelte das Haupt: „Eben darum muß ich allein gehen, liebe Eene, maßen man niemals zum Heiraten kommt, wenn man's im ledigen Stande zu gut hat.“

„Eine nicht hoch genug zu schätzende Person,“ wandte er sich nach dem Weggehen der Magd an den Kollegen; „wenn Sie ihr die kleine Mansarde im Schulhaus ließen, würde sie mit Freuden ihre bisherige Arbeit weiter thun, ohne den geringsten Lohn zu beanspruchen, denn für ihren Unterhalt forge ich.“

„Das ließe sich hören,“ meinte Herr Holzapsel, „denn auch ich bin noch ein lediger Mann, dem gute Pflege erwünscht.“

Worauf ihm Nikodemus mit zärtlicher Besessenheit das Glas voll schenkte, sodann die Hände faltete wie ein braver Schüler und also begann:

„Wenn mir der hochlöbliche Kollege ein freundlich Ohr zur Verfügung stellen mag, ergreife ich gern die Gelegenheit, etliche Worte über die vom Wald in gegenwärtiger Abendstund' zu berichten. Denn nicht überall geht die Welt ihren Gang wie draußen in den Städten, allwo jeder seine Zeitung liest und mitgenommen wird, ob er will oder nicht, ins Leben der Gegenwart hinein. Und wenige wissen's und kümmern sich darum, daß hinterm Berg auch noch Leut' wohnen, so da sitzen und sich berufen glauben, den Geist hingegangener Völkerschaften in sich zu hüten und zu bewahren, und ihn sich nicht austrotten zu lassen, trotz Gewalt und Straf. Also hab' ich mir vermaßet, mir einzubilden, ich werd' mit denen vom Wald und ihren vermeintlichen ‚Rechten und Privilegien‘ mit guter Manier und Vernunft schon fertig —“

„Mit Vernunft,“ lachte Herr Holzapsel auf, „sind Sie erst gestern unter die Schulmeister gegangen, Herr Kollege?“

„Vor fünfzehn Jahren — es sind jetzt gerade fünfzehn Jahre,“ stotterte der völlig aus dem Konzept gebrachte Nikodemus, „hier zu Buch trat ich mein Lehramt an und bin seitdem nicht mehr vom Wald runter gekommen; man muß eine Zeitlang mit diesen Menschen gelebt haben, um sie zu verstehen; die Wäldler waren von alters her freie Leute gleich den Schweizern in den Urantonen. Damalen lebte zu Wirtsdorf, eine halbe Stunde von hier, ein Mann, der den Salpeter im Hauensteinischen gewann und der Salpeter-Hannes geheißt wurde; der sprengte aus, der letzte Sproß der Grafen von Hauenstein hab' in seinem Testament hinterlassen, die Grafschaft soll frei an Reich und Kaiser zurückfallen, indem der Kaiser von Österreich ihr alleiniger Schutzherr sei.“

„Aber was gehen uns die alten österreichischen Zeiten an,“ begehrte Herr Holzapsel auf, „das Land ist ja schon Gott weiß wie lang badiß.“

„Wohl,“ gab Nikodemus zu, betrübt, seine Geschichte nicht in schöner Reihenfolge erzählen zu dürfen, „darum ist aber die Sag' vom Grafen Hans von Hauenstein noch lang nicht ausgestorben, lieber Kollege, maßen da oben noch immer ein Häuflein Menschen sitzt, die, wohl einerseits den Großherzog als ihren provisorischen Verwalter anerkennen und lieben, andererseits es aber für ihre Lebensaufgabe halten, der Stunde zu harren, bis das Land wieder aus Reich falle.“

„Unsinn!“ erklärte Herr Holzapsel.

Nikodemus legte die Hand auf den Arm des Kollegen: „Lernen Sie erst einmal die neunzigjährige Großmutter Gottstein kennen und Sie werden sich hüten, ihr das Wort Unsinn ins Gesicht zu schleudern; kein Opfer war ihr je zu groß, wenn sich's um die vermeintlichen Rechte der Salpeterer handelte; zur Zeit, als ihre Söhne, die jetzt alte Männer sind, zur Schule gehen sollten, zahlte sie lieber monatlich zwölf Gulden Straf' und behielt die Buben zu Haus. Das war vor sechzig Jahren; jetzt, in der Gegenwart ging derselbe Tanz mit dem Urenkel los, und es wurde mir der Gottsteiner Alexis nie anders als durch die Ortspolizei in die Schule gebracht.“

„Das muß ich sagen,“ fuhr Herr Holzapsel auf, „ich für meine Person werde alle Hebel in Bewegung setzen, bis ich die Eltern dieser Kinder so weit gebracht —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn Nikodemus, „es werden nämlich keine Ehen unter den Salpeterern geschlossen, maßen das Glaubensbekenntnis dieser Leute —“

„Ja, aber wo kommen dann die Kinder her?“ erkundigte sich Herr Holzapsel.

„Kinder sind immer da,“ erwiderte Nikodemus, „denn nicht jeder bleibt den Sagungen der Salpeterer.“

ter getreu, wie zum Beispiel der älteste Sohn der Großmutter Gottstein; er hat geheiratet, lebte in einem jahrelangen Prozeß mit seiner Mutter, die ihm kein Geld herausgab und starb im größten Elend; sein Weib überlebte ihn nicht lang, und die Großmutter holte die beiden Kinder und erzog sie nach ihrem Glaubensbekenntnis, das lautet: Gott und der römisch-katholischen Kirche und österreichischen Monarchie treu zu bleiben und weder die badiſche Kirche noch die badiſche Obrigkeit anzuerkennen.“

„Und gegen ſolche Verlehrtheiten zieht die Regierung nicht mit Feuer und Schwert los?“ brauſte Herr Holzapfel auf.

„Iſt alles ſchon dagewesen,“ beruhigte ihn Nikodemus, „Feuer und Schwert und Verbannung und Galgen —“

„Über die Erziehung,“ ſiel ihm der Kollege ins Wort, „die energiſche Einwirkung auf die Jugend, das ſcheint mir noch nicht dagewesen zu ſein; Milde iſt eine ſchöne Tugend, aber was kommt dabei heraus? Mit Strenge allein wird etwas ausgerichtet in der Welt.“

„Ich dächte denn doch,“ ſtотierte Nikodemus, „der Kollege kennt den ſchönen Korintherbrief, in dem geſchrieben ſtehet: Und wenn ich ſpräche der Menſchen und der Engel Sprache, die Liebe aber nicht hätte —“

„Um Gottes willen,“ fuhr ihm Herr Holzapfel in die Rede, „geht kommen Sie mir gar bis auf die Korinther zurück! Auch noch Liebe für den elenden Schulmeiſtergehalt? Das kann kein Menſch von einem verlangen. Übrigens, wenn Sie Ihre Wäldler ſo lieben, weshalb gehen Sie denn von ihnen fort?“

Nikodemus wurde dunkelrot: „Ich — nämlich inſofern, als es mir hier an der nöthigen Ruhe und Zeit gebricht — an die Gründung eines eigenen Heims denken zu können.“

„Sie haben eine Ausſicht?“

„Die entfernte Nichte meiner Jungfer Baſ' in Freiburg wäre vielleicht nicht abgeneigt, mit mir in den heiligen Stand der Ehe zu treten.“

„Hat ſie Vermögen?“ fragte Holzapfel.

„Sie ſoll, wie mir die Jungfer Baſ' verſichert, eine höchſt tugendſame und ſparſame Jungfrau ſein, die ſich bereits durch Nähen tauſend Gulden erworben hat.“

„Zu wenig,“ erklärte Herr Holzapfel, „viel zu wenig, ich thu's einmal nicht unter fünftauſend.“

„Aber,“ meinte Nikodemus, „die Hauptsache iſt doch, daß die Perſon, mit der man ſich verbindet, eine tugendſame ſei.“

Herr Holzapfel ſah ſeinen Kollegen mit jenem Lächeln an, das er an ſeine hoffnungsloſeſten Schüler auf der letzten Bank zu wenden pflegte.

„Es wird wohl jeder bekommen, was er ver-

dient,“ meinte er, dem Kollegen eine angenehme Ruhe wünſchend.

„Herrgott,“ brummte er im Hinausgehen vor ſich hin, „ſo ein uraltmodiſcher Kerl iſt mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen, der wird noch ſchön hineintappen im Leben.“

Nikodemus hatte beabſichtigt, ſich am andern Morgen in aller Frühe aus dem Staube zu machen, aber da trat ihm Lene mit dem Kaffee entgegen, und er mußte ſich wohl oder übel zum Frühstück niederſetzen. Während deſſen ſteckte ſie ihm noch allerlei Vergeſſenes und Unnötiges in die Reiſetaſche, bürſtete ihm den Hut gegen den Strich und antwortete auf des Lehrers gepreßtes: „Sie beſucht mich doch in Güttenbach?“ mit einem noch gepreßteren: „Wenn ich's überſteh' —“

Wie geſagt eilte er die Treppe hinunter und wäre faſt über einen Mann geſtürzt, der auf dem unterſten Abſatz ſaß; er trug die Uniform eines Ortſpolizeidienerſ und heulte wie ein Kind in ein blau- und rotſtriertes Taſchentuch hinein.

„So ein alter Eſel,“ fuhr ihn Nikodemus an, brach ſelber in Thränen aus und machte ſich mit aller Gewalt von der Hand des Mannes frei, die die ſeine krampfhaft umfaßt hatte.

Aber er war kaum ein paar Schritte vom Hauſe weg, trat ihm ſchon wieder jemand in den Weg — ein blutjunges, lang aufgeſchossenes Ding mit rötlich blonden, noch nicht fertig geflochtenen Zöpfen.

„Du, Anne-Liſe,“ murmelte er und ſtreckte ihr die Hand hin, „kommſt auch mir behüt' Gott ſagen?“

„Nein,“ ſtieß ſie in Thränen ausbrechend hervor, „wenn's Euch nur recht ſchlecht geht draußen — was braucht Ihr von uns fort zu gehen. Der Alexis redet ſchon ein paar Tag kein Wörtle — und 's iſt gar nimmer luſtig —“

Sie kannte davon, daß ihr die goldenen Zöpfe ums Haupt flogen, und Nikodemus ſah ihr wehmütig nach. Alle dieſe Menſchen überließ er nun ihrem Schickſal, nachdem er ſich biſher ſo warm und eingehend mit ihnen beſaßt hatte. Wie oft an den Winterabenden, wenn er noch ein Stündchen in den Engel wollte, war er vor dem Hauſe von Anne-Liſes Vater ſtehen geblieben, um in die niedrige, trüb beleuchtete Stube zu ſchauen. Sie that ihm ſo leid, die Kleine, die neben dem prozeßluſtigen, leiſenſchaftlich erregten Vater ein gar freudloſes Leben führte. Oft aber war der Alexis Gottſtein drinnen beim Schäfer-Joggi, und über den Jugendgeſährten ging dem Anne-Liſe nichts auf der Welt.

„Arme Kinder,“ ſeufzte Nikodemus vor ſich hin, „über kurz oder lang werden ſie ein Pärle ſein, wie's die Tauben nicht ſchöner zuſammen tragen könnten, und dann kommt das Schickſal und die Großmutter Gottſtein reiſt ſie auseinander —“

Er machte, daß er weiter kam, er hatte genug unter all diesen Kämpfen gelitten. Aber da unten an der Gasse standen die Schulkinder, beluden ihren Lehrer mit großmächtigen Astersträußen und wollten noch alle eine Hand haben. Er machte sich endlich frei und trat wie ein wandelnder Blumenstrauß in den Wald; dort entledigte er sich der wohlgemeinten Gaben und fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht. Dann stand er still und lauschte. Es war ihm, als müsse noch jemand kommen — die eine, um deren Liebe er fünfzehn lange Jahre geworben — die allein ihn forttrieb in die Fremde, weil er's nicht mehr aushielt, dies ewige Harren und Sehnen, das ihm an der Seele nagte. Er wollte ein Ende machen und sich verloben — heraus wollte er aus diesem jammervollen Zustand, der ihn die besten Jahre seines Lebens gekostet hatte. Aber wenigstens ein Abschiedswort, das hätte sie ihm gönnen müssen, das war sie ihm schuldig — und vielleicht kam sie auch noch, vielleicht. Er zuckte zusammen — hinter dem Wald ließen sich Schritte hören, er bog jemand in den Weg. Nikodemus blieb wie angewurzelt stehen, aber umzuwenden wagte er sich nicht. Im nächsten Augenblick stand ein junger Bursche an seiner Seite; es war der Gottsteiner Alexis. Den schwarzen Sammetshoben trug er über die Schulter geworfen, und aus der breit ausgelegten Hemdkrause schaute ein noch bartloses Antlitz trotzig in die Welt.

Was den Burschen heimlich von zu Haus fort getrieben, um dem scheidenden Lehrer das Geleit zu geben, machte er sich selbst nicht klar. Die Schamröte auf der Stirn, schritt er neben Nikodemus her und nagte an einem Grashalm; dazwischen that er dann und wann einen Pfiff, damit man ja nicht etwas anderes als absolute Gleichgültigkeit bei ihm vermuten möchte.

Nikodemus kannte seine Leute und pfiff mit. So schritten sie selbender durch den dichten Tann, thalabwärts; rechts von ihnen brauste die Alb, tief das Hochland durchschneidend und die Luft mit ihrem Getöse erfüllend. Je mehr man sich dem Städtlein näherte, um so schwächer wurde das Pfeifen und verstummte zuletzt ganz. Dem ehemaligen Schüler schlug das Herz bis hoch in den Hals. Denn wenn gleich den Alexis wie alle Salpeterer Kinder die Ortspolizei hatte in die Schule holen müssen, er stand immer schon mit Tafel und Griffel hinter dem Scheunenthor und hüpfte, so bald er sich außer dem Bereich der urgroßmütterlichen Augen sah, seelenvergnügt an der Hand des „früherigen Anne-Lise“ zur Schule.

Dicht vor Albbuch raffte sich der Bursche auf und reichte dem Lehrer mit einem kurzen „Behüt' Gott“ die Hand.

Und Nikodemus fuhr an jenen Hochebenen vorüber, wo auf dunklen Bergen die Wäldlerdörfer im Scheine der Morgen Sonne blinkten. Erst an der letzten Station vor Freiburg fuhr er aus seinem Einsinnen auf; seine Verlobung mit Emmerenzia Rosengarten war ihm ganz und gar entfallen; nun aber schlug ihm das Herz wie ein Hammerwerk — die feierliche Stunde war gekommen. Er hatte der Base Tag und Stunde seiner Ankunft gemeldet; sie wohnte in der Jesuitengasse; er kannte das Haus und sah sich schon im Geist in der kleinen blanken Küche sitzen, der Auserwählten gegenüber. Es wurde immer in der Küche gespeist bei der Jungfer Base; Nikodemus sah ganz deutlich die rote blecherne Zuckerbüchse und das gelbe Kaffeebrettchen auf dem blank geschuerten Tisch stehen, aber so sehr er sich auch anstrengte, er konnte sich kein Bild von seiner Auserwählten machen; so oft er's versuchte, tauchte das bräunliche Gesicht Josephas vor ihm auf und sah ihn mit großen ernsten Augen an. Er wurde ganz unruhig, sprang auf, setzte sich wieder, und als der Zug im Freiburger Bahnhof einfuhr, begann er zu zittern wie Espenlaub.

Der Schaffner riß die Thüre auf, und Nikodemus beeilte sich auszustiegen, kehrte aber schon im nächsten Augenblick wieder ins Coupé zurück, in der Meinung, seine Reisetasche, die er in der Hand hielt, vergessen zu haben. Die erstaunten Blicke seiner Mitreisenden veranlaßten ihn, sich schleunigst aus dem Staube zu machen; diesmal vergaß er die Tasche wirklich, die ihm ein gefälliger Mann lachend nachwarf. Der Zug wollte sich eben in Bewegung setzen, als Nikodemus wie ein Wahnsinniger daher schoß und auf allen Vieren ins nächste beste Coupé hineinstürzte, das er noch offen fand. Dort atmete er wie erleichtert auf, brachte seinen zerknitterten Gut in Ordnung und nannte seine Entschlußunsähigkeit die weise Vorsicht eines Mannes, der heimwehkranken Gemüts den Bund fürs Leben nicht riskieren dürfe; es war ein Unternehmen, das den ganzen Menschen forderte.

In Güttenbach wehte Hochlandluft, allein Nikodemus vermochte dem romantisch gelegenen Dorf keinen rechten Geschmack abzugewinnen; er fühlte sich krank; so nannte er seinen Zustand, wenn er nicht heiter war und knüpfte sich ein gelbes Foulard um den Hals. Sonst, wenn er so herumgegangen war, hatte ihm Lene einen Thee gekocht und sich den ganzen Tag um ihren Herrn gesorgt. Jetzt kümmerte sich kein Mensch um ihn, er mochte ächzen und stöhnen so laut er wollte. Die halblaus Magd, die er im Schulhause angetroffen, kochte ihm sein Essen und hielt ihm die Stuben rein, aber einen gemüthlichen Anteil nahm sie nicht an ihm. Und er war gewohnt, jemanden um sich zu haben, der seinen



Eigenheiten ein allezeit freundliches Verständnis entgegenbrachte. Er fühlte sich so allein und unglücklich; vierzig Jahre war er auch alt; wenn er jezt nicht heiratete, so geschah es nie.

So kam die Brautwerbung zu stande, schriftlich, auf acht eng beschriebenen Seiten. Er legte in denselben die Generalbeichte seines Lebens nieder, samt seinen guten Vorsätzen und der demütigen Bitte um Gegenliebe. Der Eherring seiner Mutter und ein blaues Leinwand Tüchlein, das er in Güttenbach erhalten, wurden dem Brief als Brautgabe beigelegt.

Nach dieser Anstrengung schloß Nikodemus in

zügen und Flecken aller Art überfüllten Rückseite des Umschlags eine That Lenens, deren Gefühle und Federgewandtheit von jeher in keinem Verhältnis zu einander gestanden. Und als er nach langem Buchstabieren glücklich das Wort „Heimwäh“ entziffert hatte, ersetzte ihm dies eine ganze Epistel, so lang und unverwandt starrte er darauf hin, indes ihm eine dicke Thräne in den dunklen Bart rollte. Herr Holzapfel schrieb:

„Geehrter Herr Kollege!

Es ist mir nicht möglich, länger zu schweigen, da ich zu erstaunt bin über die unerhörten Mißstände,



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Wart, du Böhsewicht! Nach dem Gemälde von H. Schröder.

der Nacht kein Auge mehr und wußte nicht, wie er vor Aufregung seine Tage hinbringen sollte. Es war eine Erlösung, als nach vierzehntägiger Qual der Briefträger bei ihm einkehrte; er brachte nicht nur ein Schreiben aus Freiburg, sondern auch eins aus Buch, vom Kollegen Holzapfel.

Langsam und bedächtig wog Nikodemus seine, wie er sich ausdrückte, Vergangenheit und Zukunft in der Hand und wandte sich dann der ersteren zu, eigentümlich angemutet von der Außenseite des Kollegenbriefes; erkannte er doch auf den ersten Blick an der über und über mit Tintentropfen, Schrift-

die ich hier angetroffen. Was haben Sie nur in den fünfzehn Jahren Ihres Hierseins gethan, denn die Noheit dieser Hauensteiner hätte doch müssen durch eine strenge Zucht, wenigstens bei der Jugend ausgerottet werden. Dieses ist nicht nur nicht geschehen, sondern ich habe Bräuche entdecken müssen, die mich höchst unangenehm berühren. Nämlich zu Beginn der Schule sollen Sie die Frage gestellt haben, wer Hunger habe? und die Hungrigen von der Lene haben mit Brot speisen lassen. Eine sehr unstatthafte Sitte bei dem schmalen Gehalt eines Dorfschullehrers und schon darum verwerflich, da ich mich

als Ihr Nachfolger unbeliebt mache, indem ich nicht thue, wie Sie gethan. Nicht die Versorgung der Mägen ist unseres Amtes, sondern die Versorgung der Köpfe. Ich habe diese aber durchaus nicht in dem Grade versorgt gefunden, als ich es erwarten durfte. Es hat zum Beispiel nicht ein einziger Ihrer Schüler eine Ahnung gehabt von der Existenz eines Meerbusens. Als ich infolge einer Störrigkeit über diesen Punkt die Klasse einschloß, kam ich dazu, wie Vene aus eigener Machtbefugnis die Arrestanten frei ließ. Auf meine Frage, wie sie zu dieser Kühnheit komme, antwortete sie mir, ich spreche zu hochdeutsch für die Kinder und nenne ihnen die Sache nicht beim rechten Namen; sie zu Buch hätten keine Meerbusen, sondern rechtschaffene Bruschtkasten und dabei wollten sie auch bleiben. Ich jagte die Person Knall und Fall zum Haus hinaus, und in der darauf folgenden Nacht wurden mir sämtliche Fenster Scheiben mit Steinen eingeworfen. Um die Urheber dieser niederträchtigen Bosheit zu ermitteln, ging ich des Sonntag abends in den Engel, um die Bauern vorzunehmen. Es saß mir ein gewisser Alexis Gottstein gegenüber, und als ich über Sie sprach, und daß Sie mit Ihrer übertriebenen Nachsicht den Karren hier verfahren hätten, begehrte der Bursche gröblich gegen mich auf. Der Bürgermeister, der dicke Schwäger, wollte mich belehren, daß Fenstereinschmeißen auf dem Wald gang und gäbe sei und nicht ernst genommen werden dürfe. Davon wollte ich natürlich nichts wissen, und eh' ich mich's versah, gab's Händel und ich flog auf die Gasse. So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert. Drei Klagen meinerseits liegen bereits auf dem Amtsgericht zu Säckingen; die Bucher sollen mich kennen lernen. Übrigens ist mir hierorts eine Person aufgefallen, die mir nicht uneben vorkommt; es ist die Enkelin der alten Gottstein, eine gewisse Josepha, der ein nicht unbedeutendes Vermögen in Aussicht stehen soll. Freundlicher Gemüthsart scheint sie nicht zu sein, aber über so was setze ich mich hinaus. Könnten Sie mir vielleicht des Näheren über sie berichten?"

Nikodemus saß freideweiß da und der Brief in seiner Hand begann heftig zu zittern; seine Augen starrten, ohne daß er etwas sah, unverwandt auf die Stelle über Josepha hin.

Ein Jahr noch war sie bei ihm in der Schule gewesen, als er sein Lehramt zu Buch antrat, mit ihren dreizehn Jahren schon ein kräftig entwickeltes Mädchen mit großen dunklen Augen. Ihre Freude am Lernen trug immer von neuem den Sieg über die feindlichen Gesinnungen davon, die ihr die Großmutter gegen die Schule und den Lehrer einpflanzte.

Sie war infolge dieses Zwiespaltes, in dem sie aufwuchs, ein eigenes Geschöpf geworden, zutraulich

und scheu zugleich, gedrückt und im nächsten Augenblick überlustig. Das Schicksal ihrer um zehn Jahre älteren Schwester, die den Sagungen der Salpeterer untreu geworden war, und an deren Totenbett die Großmutter sie geführt, lag über ihrer Kindheit wie ein dunkler Schatten. Aber in der Schule vergaß sie sich, da war sie wie die anderen Kinder, nur noch viel schlimmer. Mit einer Grausamkeit, die beispiellos war, erfand sie alle Tage neue Qualen, um den jungen Lehrer zur Verzweiflung zu bringen. Und er war so ungeschickt, er ging in jede Falle; die Hände waren ihm gebunden ihr gegenüber, denn er mußte nur zu gut, wie traurig sie's daheim hatte, unter welchem Druck das junge Kind schmachtete; da war's nur natürlich, daß sie manchmal ausschlug. Und er nahm's hin; nur zuweilen, wenn's ihn zu empfindlich traf, sah er sie mit seinem guten, bittenden Blick an: Welt, treib's nicht gar zu arg? Und das entwaffnete sie immer; sie wurde dunkelrot, und er hatte für eine Weile Ruhe. Am andern Tag stand dann gewöhnlich ein ungeheurer Strauß Blumen aus der Großmutter Gottstein Garten auf des Lehrers Ratheder. Josepha war ihm dankbar; im tiefsten Innern ihres Herzens hielt sie den Lehrer hoch wie keinen zweiten Menschen auf der Welt; er erlöste sie aus ihrer Traurigkeit und stand ihr doch wieder so nah durch seine Ungeschicktheit und Verlegenheit; sie hätte sich mit ihm balgen mögen wie mit einem Kameraden und war überzeugt, den Sieg davon zu tragen.

Der letzte Schultag war der unglücklichste Tag ihres Lebens; sie hatte dem Lehrer die Hand gegeben, ihren Schmerz hinter einem einfältigen Nichern versteckend; zu Hause verkroch sie sich im Heuboden und glaubte sterben zu müssen vor Herzwieh, daß sie kein Schulkind mehr war.

Die Großmutter ließ sie gewähren; sie verlor kein Wort über das verhärmte Gesicht Josephas und ihre verschwollenen Augen, aber sie mußte alles, denn sie war eine sehende Frau. Ihre tiefliegenden, halb erloschenen Augen lasen adlerscharf in der Seele der Menschen; sie stand nicht umsonst an der Spitze der Salpeterergemeinde, keiner der Männer kam ihr an Gedankenschärfe gleich.

Und so begann sie ihr Werk an dem schulentlassenen, ihr nun anheimgegebenen Mädchen. Leise und vorsichtig, mit der Geduld einer Spinne umgarnte sie das junge Gemüt mit ihren fanatischen Anschauungen; sie sagte zu Josepha: „Du allein bist von meiner Art, von meinem Blut, auf dich setze ich meine Hoffnung, daß du weiter führst mein Werk, wenn meine Stunde ist gekommen.“ — Sie brachte es dahin, das warme lebensvolle Geschöpf für ihren Wahn zu begeistern, und als der damals noch nicht siebenundzwanzigjährige Lehrer eines Abends am



Brunnen vor seine ehemalige Schülerin hintrat mit dem zitternden Geständnis: „Jetzt darf ich dir's sagen — ich hab' dich immer lieb gehabt — ich kann nicht ohne dich leben —“ da gab ihm die sechzehnjährige Josepha zur Antwort: „Müßt es wohl, denn mir steht der Sinn nach anderm —“

Und so gingen sie in stummer Qual fünfzehn Jahre aneinander vorbei, denn nicht er allein sehnte sich nach ihr, sie sehnte sich auch nach ihm; unter Schmerzen mußte sie erfahren, daß ihr der Sinn durchaus nicht nach anderem stand. Der Kampf nahm ihr die Jugendblüte. Nikodemus aber kam nach dem vieljährigen Besinnen, Harren und Sehnen endlich zu der Ansicht: „Entweder ich geh' zu Grund oder ich mach' der Sache ein End'“ — und bildete sich ein, heiraten sei das beste Mittel, um seinem Innern zum Frieden zu verhelfen.

Da lag sie nun vor ihm, die Antwort der Exkorenen, aber Nikodemus hielt noch immer den Brief des Kollegen Holzapfel in der Hand — Josepha war ihm aufgefallen — Josepha kam ihm nicht uneben vor. So so — Nikodemus sagte immerfort — so so. Es krampfte ihm so eigen das Herz zusammen und nahm ihm den Atem. Er sprang auf, stieß dabei gegen den Tisch, daß er wankte, und der zweite Brief, der noch nicht geöffnet war, fiel zur Erde. Ja so — Nikodemus bückte sich und hob das Schreiben auf, dabei kam er zu sich: was gingen ihn die Bucher Angelegenheiten noch an, er war fertig damit, er mußte es sein.

„Punktum!“ sprach er laut und wandte sich jenem Brief zu, den er mit dem Worte Zukunft bezeichnet hatte. Vorsichtig öffnete er den Umschlag und ein Stück Briefpapier kam zum Vorschein, mit steifen, schwach tintigen Buchstaben beschrieben; den oberen Rand zierte ein fesselndes, anmutig geschlungenes Haarschwänzlein. Sofort ergriff Nikodemus eine mächtige Rührung; gab sich ihm hier doch ohne Zweifel ein Wesen zu eigen, dessen Wohl und Wehe von nun an auf das innigste mit dem seinen verknüpft war.

„Mein Gott,“ murmelte er, indem er die Rechte mit aller Gewalt gegen sein rebellisches Herz drückte, „es ist nun geschehen — Gott segne diesen Bund. Amen.“

Worauf er sich mit gefalteten Händen vor seiner Emmerenzia Brief hinsetzte und mit halblauter Stimme zu lesen begann:

„Geehrter Herr!

Die Freundlichkeit und Gefälligkeit ihres ganzen Wesens, die Rechtchaffenheit und Wiederkeit, durch die Sie sich einen so schönen Ruf erworben, haben schon lange mein Herz für Sie gestimmt. Ich nehme daher keinen Anstand, trotz meiner großen Jugend, zu erklären, daß ich entschlossen bin, mein Schicksal

mit dem Ihrigen zu verbinden, wenn Ihnen eine treue, aufrichtige Zuneigung genügen kann. Dieselbe ist, wie bekannt, die Hauptsache in der Ehe, welche ohne gegenseitiges Verständniß ein trostloses Institut genannt werden muß. Vermögen besitze ich nicht, und meine lieben Eltern können mir vorläufig —“

Hier brach der Brief mitten im Satz, ohne jede Abschiedsformel, ab, und Nikodemus, dessen Gesichtszüge sich schon während des Lesens immer mehr verlängert hatten, nahmen jetzt einen völlig verduhten Ausdruck an. Denn so viel er wußte, hatte seine Zukünftige längst keine Eltern mehr, sondern lebte bei seiner Base, die schon vor zwanzig Jahren berichtet hatte, was für ein Wunder von Sparsamkeit Emmerenzia sei.

Aber hier gab's vielleicht Aufschluß; rechts und links am Rand des Briefes bildeten die schiefen, durch und durch individuellen Schriftzüge der Jungfer Bas' folgenden Nachsatz:

„Nicht genug kannsch God father thanken for die Behrl wo sie ischt. Spahrtsam frohm eine vollendete Christin mit 1000 Gulden bahr Vermögen. Nicht zu vergessen eine von den wenigen die Verdienth daß man sie heurath weil so Spahrtsam daß ihre erste große Ausgabe der Wittsteller for Liebenthe mit 12 Muschter war, die sie sogar theilt, weil ein ganzer Brief Verschwendung.“

God segne euch

Jungfer Bas.“

Nun verstand Nikodemus; aber paßten auch die Worte des abgeschriebenen Briefes nicht immer, das Haarschwänzchen sagte um so mehr.

„Nächsten Sonntag,“ nahm er sich vor, „fahre ich unwiderruflich nach Freiburg und lerne meine Perle kennen.“

Der Sonntag kam und fand Nikodemus in einem Zustand vollkommener Entschlußunfähigkeit; überzeugt, es stecke eine Krankheit in ihm, wickelte er sich in sein gelbes Foulard und fand es angemessen, seine Reise um eine Woche zu verschieben.

Am darauf folgenden Sonntag gab's ein neues Hindernis; Kollege Holzapfel hatte geschrieben; die ganze erste Seite seines Briefes war mit wüthen den Ausfällen gegen Josepha angefüllt; was sie gethan oder was geschehen war, darüber sprach sich Herr Holzapfel nicht aus, jedenfalls aber schien er alle Absichten auf das ihm früher nicht uneben erscheinende Mädchen aufgegeben zu haben. Auch sonst hatte er nur Unerfreuliches zu melden, und sogar über das Amtsgericht war er aufgebracht. Die Herren hatten ihm bei seinem letzten Erscheinen gesagt, wer auf dem Wald Schullehrer sei, dürfe nicht so heillich sein.

Kurz, der sich nach seinem früheren Heim sehnen den Mann konnte des Klagens kein Ende finden, und Nikodemus hielt es für seine Pflicht, all' seine freie



Zeit an Trostepisteln zu verschwenden. Beide Männer schämten sich, es einander zu gestehen, wie gern sie ihren Aufenthalt wieder vertauscht hätten, und so quälten sie sich hin, jeder auf das erlösende Wort des andern harrend. Dabei geschah es, daß Nikodemus immer wieder ob der Vergangenheit, in die ihn der Briefwechsel mit dem Kollegen versetzte, der Zukunft — das heißt, der blonden, seiner in Freiburg harrenden Emmerenzia vergaß. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Ausbleiben allemal wieder mit einem reuigen Schreiben gut zu machen, auf das regelmäßig nach vierzehn Tagen die Antwort eintraf: der häßliche Musterbrief mit dem oben angeklebten semmelblonden Paarschwänzlein als Gegengabe für das seidene Halstuch, das Nikodemus ebenso unwiderruflich seinem Schreiben beifügte.

Eines Tages geschah's, daß Nikodemus durch ein paar junge Burschen, die von ihrer bevorstehenden Einberufung redeten, plötzlich daran erinnert wurde, daß auch Alexis jetzt an der Reihe war, Soldat zu werden. Von diesem Augenblick an war's um des Lehrers Ruhe geschehen, um so mehr, als er auch schon eine ganze Weile nichts mehr von Herrn Holzapfel gehört hatte. Ein unsagbares Angstgefühl schnürte ihm Tag und Nacht die Kehle zusammen, böse Ahnungen verfolgten ihn dermaßen, daß er in seinem Zustand die Anzeichen eines nahenden Nervenfiebers zu erkennen glaubte und mit sich überein kam: wenn ich nicht mache, daß ich aus Gütenbach fortkomme, ist's um mich geschehen.

Unter diesem Vorwand schrieb er an den Kollegen und schlug ihm einen abermaligen Tausch des Auf-

enthaltortes vor, da er auf dem Punkte stehe, in Gütenbach seine ganze Gesundheit einzubüßen. Und obgleich Herrn Holzapfels Antwort von spöttischen Anzüglichkeiten triefte, betrieb er nichts desto weniger die Angelegenheit mit einem Eifer, als hinge nicht nur des Kollegen, sondern auch sein eigenes Wohl und Wehe von der Versetzung ab.

Es war wiederum im Spätherbst, als Nikodemus eines schönen Tages denselben Weg landauf fuhr, den er im vergangenen Jahr landabwärts zurückgelegt hatte. Die Braut in Freiburg war benachrichtigt, das Zusammentreffen stand bevor.

Da sah Nikodemus am Freiburger Bahnhof eine gar seltsame Erscheinung stehen — blond, mit einem blauen Seidentüchlein um den Hals, der unverhältnismäßig lang und dünn war und auf dem ein kugelrundes Köpflein in völliger Regungslosigkeit thronte; runde, hoch gezogene Brauen verloren sich in eine ungewöhnlich hohe Stirne; unter einer scharf gebogenen Nase war ein Mäulchen nicht größer als ein Sechsbäbner.

Sofort erfaßte den Unglücklichen jene alte unüberwindliche Scheu, daß er, ohne ein Wort zu äußern, plötzlich mit der Nase fast bis auf den Sitz gegenüber sank, und die Augen schließend, so liegen blieb, bis der Zug ein gutes Stück über Freiburg hinaus war. Alsdann erhob er seelenvergnügt das Haupt und redete sich selber vor: „Es wäre geradezu ein Unrecht gewesen, also erregten Gemütes vor meine geliebte Emmerenzia hinzutreten, maßen die Rückkehr nach Buch meine Gedanken jetzt allein in Anspruch nimmt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Oftern.

Glocken läuten zur Osterfeier  
Lau weht des Windes duftender Hauch.  
Wie ein zarter, maigrüner Schleier  
Liegt es über Hecken und Strauch.

Schneeweiß blühen des Birnbaums Äste,  
Goldne Falter durchgauleln die Luft,  
Und die Stare tragen zu Nester  
Und die Amsel flötet und ruft.

Selbst wo an Gräbern Cypressen schwanen,  
Blühen Veilchen in tiefblauer Pracht —  
Duftende Auferstehungsgedanken,  
Lenzentsprossen aus Todesnacht.

Seeliger Sieg nach Nacht und Stürmen  
Füll' auch die Herzen mit lichtem Schein —  
Hallend und jauchzend von allen Türmen  
Läuten die Glocken ja Oftern ein.

C. Reza.



## Bundschau.

### Zum 80. Geburtstag des Reichskanzlers.

Das fürstliche Gesamt-Haus Hohenlohe gehört zu den ältesten Geschlechtern des deutschen hohen Adels. Mit dem Grafen Gottfried, der zu den Vertrauten des Kaisers Friedrich II. gehörte, beginnt die ununterbrochene Stammreihe des jetzt so blühenden Geschlechts, das seinen Namen von dem ehemaligen Schlosse Holsloch bei Uffenheim in Mittelfranken herleitet. Die Hauptlinien des in katholischen wie protestantischen Ländern weitverbreiteten Fürstenhauses sind Ehingen, Langenburg, Waldburg, Ingelfingen und Schillingenfürst. Den letzteren Zweig vertritt gegenwärtig der Fürst Eitel-Friedrich Karl Viktor, Prinz zu Ratibor und Corvey, deutscher Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident. Er ist am 31. März 1819 als zweiter Sohn des 1843 verstorbenen Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Konstanze, geborenen Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, zu Rotenburg an der Fulda geboren.

Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er in Heidelberg, Göttingen und Bonn die Rechts- und Staatswissenschaften. Nachdem er 1841 als Auskultator in den preussischen Staatsdienst getreten war, wurde er nach kurzer Zeit Regierungsrat in Potsdam und später Assessor in Breslau. Durch den Tod seines Bruders Philipp Ernst gelangte er 1845 in den Besitz der Standesherrschaft Schillingenfürst, mit der ein erblicher Sitz in der Kammer der bayerischen Reichsräte verbunden ist. Als bayerischer Reichsrat bekämpfte er namentlich die Politik der beiden ultramontanen Minister Schrenk und von der Pfordten. Eine Vererbung in das Reichsministerium lehnte er ab, ging aber 1849 als Gesandter nach London. Er verließ jedoch den diplomatischen Dienst schon im folgenden Jahre wieder und widmete sich nun bis 1859 ganz der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen. Unterbrochen wurde diese Zurückgezogenheit nur durch längere Reisen in England, Frankreich und Italien. Mit klarem Staatsmännischen Blick erkannte er schon frühzeitig die Wichtigkeit eines Bündnisses der süddeutschen Staaten mit Preußen. Nach den Ereignissen von 1866 wurde er auf dieses Programm hin zum Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen ernannt.

Trotz aller Anfeindungen von Seiten der Ultramontanen, die ihn, den freisinnigen Katholiken, grimmig haßten und alles daran setzten, ihn zu Fall zu bringen, hat er doch während der drei Jahre, die er an der Spitze der Verwaltung stand, nur Erfolge zu verzeichnen. Er setzte die Annahme des Schutz- und Trugbündnisses und die Zolleinigung Bayerns und Preußens durch. Wegen seiner preußenfreundlichen Haltung ist er auch von nicht-ultramontaner Seite vielfach angefeindet worden. Da im November 1869 die Neuwahlen zum Landtag die Opposition bedeutend verstärkten, reichte er seine Entlassung ein, ließ sich aber vom König zur Zurücknahme derselben bewegen. Doch schon am 15. Februar des nächsten Jahres hat

er abermals um seinen Abschied, der ihm jetzt auch gewährt wurde. Er war nun wieder einfacher Reichsrat, als welcher er 1871 für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung stimmte. Dem deutschen Reichstag gehörte er drei Jahre an. Während dieser Zeit hat er zweimal das Ehrenamt des ersten Vicepräsidenten verwaltet. Im Mai 1874 wurde er als Nachfolger des Grafen Arnim zum deutschen Vorkämpfer in Paris ernannt. Hier hat er durch sein taktvolles Auftreten ungemein viel zur Vesserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich beigetragen. Am Berliner Kongress nahm er 1878 als dritter Bevollmächtigter Deutschlands teil. Im Juli 1885 wurde ihm dann der Statthalterposten von Elsaß-Lothringen übertragen. Anfangs hatte er einen recht schweren Stand. Als er sah, daß er durch Milde niemals etwas erreichen werde, brach er mit rücksichtsloser Strenge den Widerstand der Elsaß-Lothringer. Die Auflösung der Patriotenliga, die Unterdrückung der protestantischen Zeitungen, die Einführung der deutschen Gerichtssprache und des Passzwanges für die in das Reichsland kommenden Ausländer sind alles Maßregeln, die seiner eigenen Initiative entsprangen. Der Erfolg seines strengen Vorgehens zeigte sich schließlich 1890 in der Wahl von vier deutschfreundlichen Abgeordneten. Nach dem Rücktritt des Grafen Caprivi wurde er am 29. Oktober 1894 Reichskanzler und Präsident des preussischen Staatsministeriums.



Eitel-Friedrich Fürst zu Hohenlohe-Schillingenfürst.  
Photographie von J. G. Schaefer, Hofphotograph in Berlin.

Mit einem seinen diplomatischen Geschick verbindet der Fürst Hohenlohe eine reiche Erfahrung auf allen Gebieten des Staatswesens, so daß der Kaiser damals die richtige Wahl traf, als er ihn mit dem verantwortungsvollen Posten des ersten Beamten des Reichs betraute. Wie bei Bismarck war das erste Ziel seiner inneren Politik die Bekämpfung des Umsturzes. Sofort nach seinem Amtsantritt brachte er daher einen gegen die Socialdemokraten gerichteten Gesetzentwurf beim Reichstag ein. Bei den maßgebenden Parteien war aber die Stimmung für ein solches Gesetz wenig günstig. Die Vorlage wurde auch am 11. Mai 1895 vom Reichstag in zweiter Lesung abgelehnt. Die Schuld an dieser gänzlichen Verwerfung des Regierungsentwurfs trägt hauptsächlich das Centrum, das zum besseren Schutz von Religion und Sittlichkeit Abänderungen verlangte, die indes mehr eine Lähmung der freien wissenschaftlichen Forschung bezweckten, und die ihnen von den anderen Parteien deshalb nicht zugestanden werden konnten. Am 1. Juli 1897 wurde auch das Bürgerliche Gesetzbuch endlich angenommen und damit der sehnlichste Wunsch aller Vaterlandsfreunde nach einheitlicher Rechtsprechung erfüllt. Außerdem gelangten noch manche andere Gesetzentwürfe von geringer Bedeutung zur Annahme. — Auch in seiner äußeren Politik beschritt er die Bahnen Bismarcks. Sowohl im

japanisch-chinesischen Kriege wie in den kretischen Wirren war die Haltung Deutschlands streng neutral. Nur mit England geriet Deutschland verschiedene Male in Streitigkeiten, die 1895 infolge des bekannten Telegramms des Kaisers an den Präsidenten Krüger einen bedrohlichen Charakter annahmen. Heute aber ist das gegenseitige Verhältnis wieder ein sehr freundliches. Ein Akt von großer Bedeutung für die Zukunft Deutschlands in Ostasien war auch die im Dezember 1897 erfolgte Besitzergreifung von Kiautschau. Daß seine Politik die Billigung Bismarcks fand, beweisen die häufigen Besuche, die er diesem in Friedrichsruh abstattete.

Im Jahre 1897 erlitt Fürst Hohenlohe einen schweren Verlust: seine ihm seit den 16. Februar 1847 angetraute Gattin, die Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein-Beleburg, erlag am 21. Dezember einer Lungenentzündung. — Es ist erfreulich zu konstatieren, daß das Ansehen Deutschlands im Ausland stetig zunimmt. Was darum der Schoß der Zukunft auch für Deutschland bergen möge, wenn Männer wie Fürst Hohenlohe an der Spitze stehen, brauchen wir nicht zu bangen.

**Die Rettung der „Bulgaria.“** Die ungemein starken Orkane, die fürchterlichsten seit Menschengedenken, die im Monat Januar dieses Jahres herrschten, ließen die schlimmsten Befürchtungen auskommen, als esieß, daß auch die „Bulgaria“ überfällig geworden, das heißt, daß sie nicht zur rechten Zeit an ihrem Bestimmungsorte angekommen sei. Wohl hatte man großes Vertrauen zu der Tüchtigkeit des Schiffes und zu der Tüchtigkeit seines Kapitäns und seiner Mannschaft; aber ein Tag nach dem andern verstrich, ohne daß Kunde über das Schicksal des stolzen Schiffes eintraf. 139 Menschen, 54 Passagiere und 85 Mann Besatzung, befanden sich auf dem Schiffe; und lange, bange Sorge hatte sich aller um das Schicksal dieser auf den Wellen Treibenden bemächtigt.

Die „Bulgaria“ — im Jahre 1898 bei Blohm & Voß in Hamburg erbaut, die Länge des Schiffes beträgt 153 m, Rauminhalt 10237 Tons, Maschinenstärke 4100 Pferdekkräfte, Herstellungskosten 3 100 000 Mark — hatte am 28. Januar New York verlassen, als bald nach Abgang des Schiffes von den furchtbaren Orkanen berichtet wurde. Infolge dieser Stürme kamen die meisten unterwegs befindlichen Schiffe beschädigt an, alle aber mit großer Verspätung. Es war daher durchaus nicht verwunderlich, daß man mit jedem Tage mehr Besorgnis für die „Bulgaria“ empfand. Diese Besorgnis wuchs, als am 12. Februar eine Depesche aus Ponta Delgada meldete, daß der Dampfer „Weehawken“ 25 Passagiere der „Bulgaria“ dort gelandet, und daß ihm die „Bulgaria“ 700 Meilen von den Azoren in sinkendem Zustande außer Sicht gekommen sei. Der Orkan war so stark gewesen, daß die in der Nähe befindlichen Schiffe trotz aufopfernder Bemühung der „Bulgaria“ weitere Hilfe nicht hatten bringen können. Am 22. Februar traf die Nachricht ein, daß der Dampfer „Vittoria“ vier Mann der Mannschaft der „Bulgaria“ nach Baltimore gebracht hatte. Da, als man schon fast alle Hoffnung aufgegeben hatte, traf die Glück verbreitende Kunde ein, daß die „Bulgaria“ glücklich Ponta Delgada erreicht habe.

Die Depesche, die Kapitän Schmidt an seine Heerde, die Hamburg-Amerika-Linie, sandte, war kurz, aber inhaltschwer. Nach furchtbarem Kampfe mit dem entfesselten Elemente gelang es, nachdem ein Teil der Ladung über Bord geworfen, ein Teil davon verbrannt worden war und nachdem man 108 verendete Pferde des anhaltenden Orkanes wegen erst sechs Tage nach ihrem Verenden in die See werfen konnte, über das Schiff wieder Gewalt zu bekommen. Nur unter den schwierigsten Umständen war es gelungen, den zerbrochenen Dampfsteuerapparat und das Handsteuer zu reparieren. Eine Sturzsee hatte sämtliche Boote von der Backbordsseite weggenommen und das Deck eingeschlagen. Alle Keelings und Toppen waren verloren gegangen. Der Matrose Wilhelm König war über Bord gewaschen worden und konnte des fürchterlichen Wetters wegen nicht gerettet werden. Der Kapitän dieses nach so übermenschlicher Anstrengung geretteten Schiffes, Gustav Julius Friedrich Johannes Schmidt, ist am 1. April 1842 zu Wismar in Riedenburg geboren, trat am 16. Oktober 1872 als vierter Offizier der „Holsatia“ bei der Hamburg-Amerika-Linie ein, wurde am 24. Oktober 1873 zum dritten, am 27. April 1876 zum zweiten, am 15. Juni 1879 zum ersten Offizier und am 20. September 1882 zum Kapitän ernannt.

Die Rettung dieses Schiffes, die an das Wunderbare grenzt, legt ein bereites Zeugnis von der Opferfreudigkeit der Besatzung ab. Die Dankadresse der geretteten Passagiere an die Hamburg-Amerika-Linie ist der sprechendste Beweis dafür.

M. B.

**Der Sarkophag des Fürsten Bismarck** ist in den berühmten Marmorwerken von Kieselsteinen in Oberbayern, an der Tiroler Grenze, nunmehr vollendet worden, und zwar nach einem Entwurf des Architekten Schorbach. Der Sarkophag wirkt in seiner Einfachheit ganz außerordentlich günstig; er ist in streng romantischem Stil gehalten und von

imponierenden Dimensionen. Er ist 2,80 m lang, 1,40 m breit und 1,55 m hoch. Ernst und gewaltig liegt das Gebilde vor uns, wie einst derjenige war, welcher seine letzte Ruhestätte in ihm finden soll. Ich habe heute bei der Ausstellung des Sarkophags beobachtet, welche zunächst darüber enttäuscht schienen, daß nicht die Figur des Altreichskanzlers in liegender Stellung auf der oberen Seite des Sarkophags abgebildet war, in der Art, wie es die Friedenskirche in Potsdam und das Mausoleum in Charlottenburg aufweisen. Und bei allen jenen Leuten habe ich die Beobachtung machen können, daß, je mehr sie sich in das vorliegende Kunstwerk vertieften, ihnen letzteres gerade imponierte in seiner massigen Einfachheit. Der Eindruck des Schwerfälligen ist bei aller Massigkeit vermieden, wozu allerdings nicht zum wenigsten das wunderbar schöne Material beiträgt, welches man verwendet hat: Untersberger Marmor von außerordentlicher Zartheit, lichtrosa getönt, voll Leben und andere Marmorarten durch Wärme, wenn man so sagen darf, weit überrtreffend. Der Gedanke, daß unser Altreichskanzler, jener Mann, welcher der deutsche aller Deutschen war, in fremdländischen Gestein hätte ruhen sollen, würde von vornherein dem deutschen Empfinden zuwider gewesen sein. Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß man sich dazu ent-



G. J. F. J. Schmidt, Kapitän der „Bulgaria.“  
Photographie von Hans Dreuer in Hamburg.

schlossen hatte, deutschen Stein zu wählen, um aus ihm die letzte Ruhestätte des Reiches zu fertigen, Gestein von einem Berge, welchen mittelalterliche Sage umwob von Anbeginn, aus dem Untersberge, in den man des großen Karls Paladine hineingezaubert dachte, bis Deutschlands Herrlichkeit wieder erstanden wäre. Tief im Süden des Reiches, welches Bismarck begründet, ist das Meisterwerk erschaffen; hoch oben im Norden wird es seinen Standort erhalten, nicht weit von der Nordsee stutender Küste, unter uralten Bäumen, die Bismarck so sehr geliebt. — Architekt Schorbach, wie die Kiefersfelder Werke haben Bedeutendes geleistet, auch in Bezug auf Schnelligkeit, denn der Sarkophag mußte in kürzester Zeit fertiggestellt sein. Was die Struktur seines Äußeren anbetrifft, so ist noch zu bemerken, daß er von acht Säulen getragen wird, die an Kapitälchen und Bögen prächtig verziert sind. Stilisierte Ornamente schmücken Giebel und Deckelplatten. An der Vorderseite liest man die Inschrift, die Bismarck sich selbst geschrieben:

Fürst von Bismarck  
geb. 1. April 1815, gest. 30. Juli 1898  
Ein treuer deutscher Diener  
Kaiser Wilhelm I.

Germanicus.

**Der König der Schwertschlucker.** Ungeheures Aufsehen erregen nicht nur in privaten, sondern auch medizinischen Kreisen die Produktionen des Chevalier Eliquot aus Chicago, „des Königs der Schwertschlucker“, wie ihn mit Recht die gesamte Tagespresse bezeichnet, auf unseren Spezialitätenbühnen. Der Artist ist nicht ein Schwertschlucker, wie man sie auf Jahrmärkten und Messen häufig sieht, sondern Aristokrat unter seinen Kollegen. Freilich, für nervöse Damen sind solche Produktionen nicht geeignet, aber vom medizinischen Standpunkte aus betrachtet, höchst beachtenswert. Ehe wir auf die einzelnen Leistungen des Artisten eingehen, mag



Der Dampfer „Vulgaris“.

hier das ärztliche Gutachten des rühmlichst bekannten Professors Weinlechner in Wien Platz finden. Prof. Weinlechner äußerte sich am Schlusse einer Vorstellung des Artisten: „Eliquot ist ein kräftiger, schön gebauter, mittelgroßer Mann von auffallend kräftig entwickelter Halsmuskulatur, sonst normal. Vor allem fand sich eine auffallende Verabsehung der Erregbarkeit der gesamten Schleimhaut des Racheneinganges und Rachens, so daß rücksichtsloses Manipulieren nicht die mindesten Würgbewegungen oder Beschwerden hervorrief. Die Muskulatur der Speiseröhre und des Schlundes erscheint auffallend entwickelt und dem Willen viel mehr unterworfen zu sein, als in normalen Fällen, da der Artist imstande ist, dem Vorschieben einer Sonde ohne Zuhilfenahme der Muskulatur des Mundhöhlenbodens oder Stellungsänderungen des Kopfes oder der Wirbelsäule einen fast nicht zu überwindenden Widerstand entgegenzusetzen. Die Dehnbarkeit oder Weite der Speiseröhre muß bedeutend vermehrt sein, so daß die Umfänge der eingeführten Gegenstände fast die doppelten Werte des Normalen ergeben. Dabei erscheint die Speiseröhre auch bedeutend verlängert, die Schleimhaut des Rachens leicht gerötet, trocken, auch die der Speiseröhre scheint ähnlich beschaffen zu sein, da blaue Metallgegenstände vollständig trocken wieder herausbefördert werden.“

Zu den außergewöhnlichen Leistungen Eliquots gehört das Verschlucken einer, an einer langen Kette hängenden Taschenuhr, die Eliquot mehrere Minuten in sich verbirgt, während er dabei gemütlich Cigarette raucht. Uhr und Kette werden dann ganz trocken wieder aus seinem Körper herausgebracht. Dann das Verschlucken von 14 Stück weißblechartigen Schwertern, welche er einzeln blitzschnell aus seinem Halse wieder herauszieht. Dann trug der Künstler Gewichte von einem Centner, welche an einer Querstange hingen,\*) während letztere mit einem Schwert verbunden war, das er elegant in seinen Hals versenkte. Zum Schluß feuerte seine Gattin durch ein auf der Querstange befestigtes Gewehr mehrere Schüsse ab. H. Röber.



Sarkophag für den Fürsten Bismarck.

Original-Aufnahme im Werke von Karl Frank, Photograph in Kopenhagen.

\*) Diese Gewichte fehlen auf unserer Illustration, weil die Photographie (nach welcher unsere hergestellt ist) sonst zu unbedeutend geworden wäre.





Schwertfchneider Eliaquot.

### Zu unseren Bildern.

**Auf der Alm.** Nun sind die Tage nicht mehr fern, da es auf den Matten zu grünen beginnt, und die Brunnlein wieder lustig zu Thale plätschern. Das ist für die Apler eine lang ersehnte wichtige Zeit. Denn dann wird das Vieh wieder auf die Almen getrieben, um droben auf den fetten wüßigen Weiden den Sommer zu verbringen. Vielstimmig klingen die Gloden, wenn die Herde, aus den engen Ställen erlöst, zu ihrer Sommerfrische emporzieht. Die und da bleibt eine naschhafte Kuh oder eine übermüthige Ziege zurück und stillt den Hunger am saftigen Grase der Wiesen oder den duftigen Gebirgskräutern am Wegrande. Dann haben Sennnerin und Hüterbube, die, mit dem Weltgerät beladen, ihren Schützlingen folgen, alle Hände voll zu thun, um in der ihnen anvertrauten Schar die Disciplin aufrecht zu erhalten und die mutwilligen Defecture wieder auf den rechten Weg zu bringen. Aberhaupt ist das Leben droben auf den Bergen bei weitem nicht so bequem und idyllisch, wie der Städter, der bei einer gelegentlichen Krazerei einen flüchtigen Blick in die Sennhütten thut, gewöhnlich annimmt. Von früh bis spät hat die Sennnerin schwere Arbeit zu verrichten, und wenn sich der Hüterbube auch manchmal im Grase streckt, wie auf Lindenschmits hübschem Bildchen, so muß er doch jederzeit ein wachsames Auge auf seine Schutzbefohlenen haben, die sich gar zu gern seiner Aufsicht entziehen und, sobald sie sich vertiegt haben, was häufig genug vorkommt, mit Lebensgefahr geholt werden müssen.

**Das heilige Abendmahl** ist seit den frühesten Zeiten der christlichen Kunst ein Lieblingsgegenstand der Maler gewesen. Wenn heute sich seltener ein Künstler an die große Aufgabe, den Herrn am Abend vor seinem Martertode inmitten der Jünger darzustellen, heranwagt, so geschieht dies wohl hauptsächlich deshalb, weil man häufig die Ansicht aussprechen hört, daß eine herrlichere Lösung jener Aufgabe, als sie Leonardo da Vinci mit seinem berühmten „Abendmahl“ geliefert, unmöglich sei, und daß jeder neuere Künstler sich mehr oder

minder an dieses große Vorbild anlehnen müsse. E. von Gebhardt, den wir allerdings auch für den bedeutendsten unter den lebenden Historienmalern halten, hat mit seinem von uns heute reproduzierten Gemälde bewiesen, daß der gewaltige Gegenstand auch eine andere Behandlung zuläßt, ohne das Mindeste von seinem erschütternden und zugleich erhebenden Charakter einzubüßen. Im Gegensatz zu Leonardo da Vinci hat Gebhardt seiner Darstellung den Text des Johannis-Evangeliums zu Grunde gelegt, der ausdrücklich auf Judas Ischarioth als den Verräter des Herrn hinweist: „Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Juda Simon Ischarioth. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du thust, das thue bald. Dasselbige aber wußte niemand über dem Tische, wozu er es ihm sagte. Etliche meinten, viemeil Judas den Beutel hatte, Jesus spräche zu ihm: Kaufe, was uns not ist auf das Fest; oder, daß er den Armen etwas gäbe. Da er nun den Bissen genommen hatte, ging er so bald hinaus. Und es war Nacht. Da er aber hinaus gegangen war, spricht Jesus: Nun ist des Menschen Sohn verkläret, und Gott ist verkläret in ihm.“

**Ostereier.** Die sinnige Sitte, die Kinder um die Osterzeit mit Eiern zu beschenken, ist wohl im ganzen deutschen Vaterlande bekannt und verbreitet. Die meisten Gelehrten wollen den Brauch bis auf die heidnischen Zeiten zurückführen und sehen im Osterei einen symbolischen Hinweis auf die um diese Zeit wieder erwachenden Naturkräfte, andre glauben den Ursprung der Sitte in die früheste Epoche der christlichen Kirche verlegen zu müssen, deren strenge Fastengebote eine Ansammlung der Eier in der Zeit von Aschermittwoch bis Ostern zufolge hatte. Da man alsdann die zahlreichen Eier nicht zu bewältigen vermochte, soll man sie während der Festtage an die Kinder verschenkt haben. Dem Bütchschon auf H. B. Doubelos hübschem Aquarell macht die Frage nach der Herkunft seines Brauches noch keine Kopfschmerzen. Ihm genügt das erhebende Bewußtsein, daß der Osterhase die schönen Eier gelegt hat und daß die bunte Schale einen essbaren Kern birgt, der seltsamerweise genau so aussieht, wie der Inhalt gekochter Hühnereier!

**Wart', du Bösewicht!** Nicht umsonst haben die Alten im Raben einen Unglücksvogel gesehen, dessen Erscheinen bei gewissen Anlässen von böser Vorbedeutung war. Auch dem Mittelalter war er verhaßt, wohl hauptsächlich wegen seiner Vorliebe für Wästhätten und Schlachtfelder. Dennoch hat es immer Leute gegeben, die das heitere Gebaren eines gezähmten Raben zu würdigen wußten, obwohl die Freundschaft zwischen Mensch und Raben fast stets ein Ende mit Schreden nimmt. Der schwarze Gefelle wird eben den Fluch, ein Unglücksvogel zu sein, nicht los, und wenn ihm auch die Gabe verlagert ist, das Unglück vorher anzukünden, so sorgt er doch nach Kräften dafür, es heraufzubeschwören. Auf A. Schröders Wille hat der struppige Hausgenosse eine Chiantiflasche umgeworfen, deren Inhalt über das Tisch Tuch zur Erde rinnt. Der hinzukommende Herr hat seinen Durst offenbar schon zur Genüge gestillt, er würde die schwarze That sonst vermutlich wohl ernster nehmen, als dies nach unserem Holzschnitte der Fall zu sein scheint.

### Welttelefon.

**Anfrage:** Eine unserer verehrl. Abonnentinnen bittet uns um Angabe eines Geschäftes, das Stanniol kauft, resp. bei Bezug von Kadelgeschütz in Zahlung annimmt. Für freundliche Mitteilung einer solchen Adresse, die wir gerne weiter befördern, würde die betreffende Dame sehr dankbar sein.

**G. H. in Weidenberg.** Eine illustrierte Zeitschrift, die auf völlig ungeglättetes Papier gedruckt wird, giebt es nicht, da sich Illustrationen in Autotypie nur auf geglättetes drucken lassen. Wenn Sie das Fest durch Unterschieben eines Buches so legen, daß der obere Rand etwa 10 cm über der Tischfläche ruht, werden Sie das Glänzen des Papiers nicht bemerken.

**M. K. in Ulm.** Photographien und andere Reproduktionen des schönen Bildes „Alexis und Dora“ von Raulbach sind nicht, wie wesentlich angegeben, bei der Photographischen Union, sondern bei der Verlagsanstalt J. Neumann Neumann & Co. in München erschienen.



## Spreu und Weizen.

**März-Sauce.** Eine feine süße Speise fertigt man, indem man einen Liter Schlagsahne, Saft und abgeriebene Schale von vier Zitronen, 1 Pfund fein gestoßenen Zucker und 2 Lot aufgelöste und durch ein Mull-Läppchen gegossene Hausenblase mischt. Am nächsten Tage läßt die Speise sich stürzen und schmeckt vorzüglich.

**Ausgebadenes Hirn.** (Zu bereiten aus den Gehirnen von Schwein, Kalb oder Rind.) Das Rindgehirn ist sehr billig und eines ergiebt schon ein ausgezeichnetes Gericht, was bei richtiger Zubereitung ebenso fein ausfällt, als wenn man Schweins- oder Kalbgehirne anwendet.

Um dies vorzügliche Gericht zu bereiten, giebt man die Gehirne in lauwarmes Wasser, dem etwa 2 Eßlöffel voll Essig zugelegt sind, läßt sie in diesem bis vord Kochen kommen oder auch einmal wirklich aufkochen. Dann wirft man sie sofort in kaltes Wasser (man nennt dies in der Küchenprache: blanchieren) in dem sie eine Weile bleiben müssen, worauf es nicht schwer wird, die blutigen Häutchen, welche das Gehirn umgeben, wenigstens zum Teil abzuziehen. Nun wird das Gehirn in etwa eigröße Stücken zerteilt, mittels eines Eßlöffels zuerst in ein etwas geschlagenes Eiweiß oder ebenso vorbereitete ganzes Ei getaucht, und dann tüchtig in geriebener Semmel gewälzt und noch eine Weile hingestellt. Sodann macht man einen Strich Butter auf einer Frittierenpfanne fließend, legt die Stücke hinein, doch so, daß sie sich nicht berühren und bratet sie in etwa 7 Minuten auf tüchtig starkem Feuer trock und braun.

Dann serviert man sie in ihrer Sauce entweder allein und mit in Fett ausgebackener Petersilie garniert, wobei man Zitronenviertel dazu reicht, oder giebt sie zu feineren Gemüsen. In letzterem Fall träufelt man schon beim Abbraten etwas Zitronensaft darüber.

Etwas anders wird das Gericht, wenn man die wie oben panierten Gehirnstücke in siedendem Schweinefett ausbäckt. Sie werden in diesem Fall auf Löschpapier entsetzt und in feinen Häusern auf einer reinen, zierlich gedruckten Serviette angerichtet.

**Blondes Haar zu konservieren.** Um blondes Haar seine ursprüngliche Farbe zu erhalten, ist es gut, dasselbe alle Wochen einmal mit Weizenkleie durchzukämmen. Man besudert den Kopf damit und kämmt und büstet dann die Kleie recht sorgfältig ab. Ferner wäscht man das Haar alle 4-5 Wochen einmal mit Kamillenthee und endlich schneidet man es so selten als möglich, da das nachwachsende Haar gewöhnlich immer dunkler wird. Dies sieht man auch oft immer an kleinen Kindern, deren untere Locken oft noch ganz hellgoldenen erscheinen, während das nachgewachsene Haar oben auf dem Köpfchen schon viel dunkler ist.

**Gequirlte Reissuppe.** Eine der besten Fastensuppen wird bereitet, indem man eine kleine Oberkassette voll Reis mit Salz und einem Stück Butter von der Größe eines halben Eies in einen Topf giebt, kochendes Wasser darauf schüttet, den Inhalt langsam zum Kochen bringt und etwa  $\frac{1}{2}$  Stunden scharf kochen läßt, wobei man die Kasse, die sich in einem gut glasierten, ganz weiß kochenden Topfe befinden muß, öfters stark quirlt. Beim Anrichten giebt man ein ordentliches Stück Butter in die Terrine und schüttet die stark kochende Suppe darauf.

Soll es keine Fastensuppe werden, so kann ein Eßlöffel voll Viebigs Fleischextrakt an die wohlgeschmeckende Suppe gerührt werden. Auch einige Schöpfstellen von dem Wasser, in dem Blumenkohl gekocht wurde, sind gut darin. L. v. B.



**Das wunderbare Ei.** Um einem Ei alle gewünschten Stellungen geben zu können, muß man es folgendermaßen präparieren. Man nehme ein ausgeblasenes Ei, dessen Inneres gut getrocknet sein muß, und fülle es etwa bis zum vierten Teile mit feinem Sande. Die Öffnungen in der Schale verschleße man mit weißem Wachs, um das Ei als völlig intakt erscheinen zu lassen. Auf unserer Zeichnung sieht man in a den Durchschnitt eines solchen Eies. Man kann nun das Ei in jede beliebige Lage bringen, muß es aber jedesmal ein wenig schütteln, so daß der Sand nach dem tiefsten Punkte des Innenraumes rollt, um so das Gleichgewicht herzustellen.

Als Pendant kann man sich das Ei des Kolumbus verfertigen, welches nur auf der Spitze steht (b). In das ausgeblasene Ei füllt man kleine Schrotkörner und Siegeladstücken. Stellt man es dann senkrecht — mit der Spitze nach unten — in den warmen Ofen; so wird der Siegelad bald schmelzen und sich mit den Schrotkörnern zu einer Masse verbinden, welche nach dem Erkalten im unteren Teile des Eies feststehen wird. Die Öffnungen kann man dann in gleicher Weise wie beim ersten Ei verschließen.

**Arbeiten aus Gold-Eisen-Drabt.** Reizende und billige Arbeiten stellt man neuerdings aus Eisen-drabt von etwa der Stärke des kleinen Fingers her. Derselbe wird in allerlei gefällige Formen gebogen und nun durchaus haltbar bronziert. Es entstehen so ganz allerliebste Sachen z. B. Blumentische, Blumentopfständer für eine und mehrere Pflanzen, Ofenschirme, größere Schirme, sehr praktisch als Schutz gegen ein Fenster zu stellen etc. Ein sehr schöner Ofenschirm, in dessen Mitte eine Stickerie, oder, was wunder-schön aussieht: eine bemalte oder unbemalte Glas-tafel angebracht werden kann, kam und nur auf Mk. 7.50 zu stehen. Zeichnungen wie Modelle sind von Herrn Freche in Durland, Zollstraße, zu beziehen. Die Sachen zeichnen sich durch große Dauerhaftigkeit aus. Sollen sie zierlicher aus-

sehen, so wird dünnerer Drabt, glatt oder gedreht mit verwendet, oder die Sachen auch ganz aus diesem hergestellt. Diese Arbeiten verdienen die weiteste Verbreitung. Es sollte mich freuen, wenn sie solche auch durch diese Zeilen finden. L. v. B.

**Die Pflege des Johannisbeerstrauchs.** Von allem Verdenobst pflegt die Johannisbeere für gute Pflege und Düngung am dankbarsten zu sein. Und doch, wie wenig wird in dieser Beziehung meistens gethan! Der Strauch wird eben gepflanzt und dann, wenn er nach einer Reihe von Jahren nicht mehr tragen will, ausgerodet und ein neuer gepflanzt! Solche Neupflanzungen sind aber bei der Johannisbeere bei rechtzeitiger Versorgung für viele Jahrzehnte nicht notwendig. Man richtet

sich dabei nach dem Grundsatz, daß das Tragholz nicht älter als 8 Jahre werden darf. Von da ab beginnt nämlich ein rapider Rückgang in Menge, Größe und Güte der Beeren. Beim Verjüngen wird alles alte Holz bis an die Bodenfläche verschritten; nur einige jüngere Sprossen, die ihren Ursprung unmittelbar aus der Wurzel haben, läßt man stehen. Diese werden dann im nächsten Jahr sich besonders kräftig entwickeln und geben die Basis für den verjüngten Strauch. Sie müssen natürlich in den nächsten Jahren weiter sorgfältig verschritten werden: immer auf die halbe Länge, damit sich Gabelungen bilden, und diese nach demselben Prinzip. Sollte ein zu verjüngender Strauch thatsächlich nur altes unbrauchbares Holz und gar keine Sprossen haben, so braucht man ihn deshalb noch immer nicht auszuroden. Man sägt ihn vielmehr bis auf einige Zoll über den Boden ganz ab; im nächsten Jahr werden dann aus der Wurzel und deren Hals junge Treibreisler empor sprossen. — Alles Verschneiden kann aber nichts helfen, wenn man nicht gleichzeitig durch Hacken und Düngen rings um den Strauch die sonstigen Wachstumsbedingungen verbessert.



Die Schrift auf dem Ei. Reizend ist die Sitt, Ohereier zu schmücken, daß sie in bunten Farben leuchten. Wie gern bereitet man seinen Lieben die Überraschung, Namen oder kleine Sprüche auf dem Ei anzubringen, wenn's nicht so große Schwierigkeiten verursacht. Man lernt es auf folgende einfache Art. Man nimmt das rohe Ei und schreibt mit einer neuen Feder, die man in flüssiges Fett getaucht hat, irgend etwas darauf. Das Ei muß nun ein Weilchen liegen, damit

das Fett sich erhärtet, und wird dann eine halbe Stunde in scharfen Essig gelegt. Wenn man es wieder herausholt, wird die fällige Schale überall angegriffen sein, nur nicht an den fettigen Stellen, und die Schrift zeigt sich nun erhaben. Locht man das Ei und färbt es, so wird die Schrift immer dunkler als ihre Umgebung erscheinen.

Der große französische Dramatiker Pierre Corneille hatte sich ursprünglich der Rechts-

wissenschaft gewidmet, aber eine unvermutete Wendung seines Lebens erweckte in ihm das dichterische Genie, und zwar war es die Liebe. Einer seiner Freunde, der sich in eine gewisse junge Dame zu Rouen verliebt hatte, nahm Corneille mit zu derselben, aber der neue Anbänger gefiel dem Fräulein besser als der, der ihn mitgebracht hatte. Diese Begebenheit erweckte in Corneille das schlummernde poetische Talent und er verfertigte über dieses Ereignis sein erstes Stück. Er verheiratete sich auf folgende originelle Weise: Er erscheint eines Tages vor Richelieu, mehr als je in Gedanken vertieft, so daß ihn der Kardinal fragt, ob er beschäftigt arbeite. Der Dichter antwortet, daß er die zur Arbeit nöthige Ruhe zu sehr entbehre, indem die Liebe seinen Geist verwüste. Der Minister fordert ihn auf, sich deutlicher zu erklären und Corneille sagt ihm, daß er sich in eine Tochter des Generalleutnants d'Andelli verliebt habe, die ihm dieser aber nicht geben wolle. Richelieu ließ hierauf den Vater zu sich kommen. d'Andelli kam mit Zittern und Beben über den unerwarteten Befehl, ging aber wieder sehr vergnügt fort, da es sich ja nur darum handelte, seine Tochter einem Manne zu geben, der in solchem Ansehen stand. Bald darauf fand die Hochzeit zu Rouen statt. — Als Corneilles „Dorace“ erschien, entstand das Gerücht, daß man dieses Stück durch die Censur untersuchen und ein Urtheil darüber fällen würde. „Dorace“, meinte Corneille bei diesem Anlasse, „wurde von den Decembriern verdammt, aber vom Volke losgesprochen.“ — Der Dichter wollte sein Drama „Cinna“ dem Kardinal Richelieu zuweihen. Als er aber erfuhr, daß ihm dieser geizige Minister nichts dafür geben würde, bestimmte er sein Buch einem Herrn von Montoron, von dem er 1000 Pistolen erhielt. Seitdem hat man die gewinnfüchtigen Zueignungsschriften in Paris „Briefe auf montoronische Art“ genannt. — Fünf oder sechs Jahre vor seinem Tode äußerte der Dichter einmal in einer Gesellschaft: „Ich habe vom Theater Abschied genommen, denn meine Poesie ist mit meinen Zähnen verloren gegangen.“



## Humoristisches.

### Dilemma.

„Wie soll man's nur den Menschen recht machen: bin ich anständig gekleidet, geben mir die Leute nichts; geh' ich zerlumpt, nimmt mich der Polizist mit!“

### Im Justizpalast.

„Warum ste nur hier in dem Sitzungssaale die Decke so riesig hoch gemacht haben?“

„Damit die vielen Prozesse bequem schweben können.“

Antiquitätenhändler (zum Kunden): „Kaufen Sie doch diese Waffe, sie ist das Neueste aus dem 16. Jahrhundert!“

### Druckfehler.

(Aus einer Provinzialzeitung.)

„Unsre städtischen Kollegien haben eine namhafte Summe bewilligt, um das von einigen hochherzigen Männern geplante Unternehmen der Anlage eines Biergartens, der namentlich auch für die Schuljugend als wertvolles Bildungsmittel angesehen wird, nach Kräften zu fördern.“

### Wörtlich genommen.

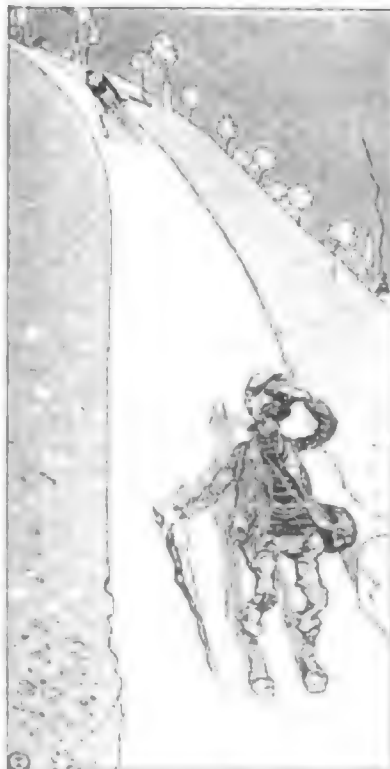
„Ich sage Ihnen: meine Tochter sitzt in allen Sätteln fest.“

„Bezaure: ich kann weder Reiterin noch Rablerin zur Frau gebrauchen.“

### Aus Kalan.

„Als ich Prüßel besuchte — es war gerade Rekrutierungstag — fiel mir die große Menge Rekrüpter in den Straßen auf.“

„Ja, hatten Sie denn noch nie etwas von Prüßeler Spigen gehört?“



Ein Rad vom Himmel.

Originalzeichnung vom F. Gaden.







### Ein Hälchen.

Der kleine Moritz ist wegen einer Unart von der Mutter durchgebläut worden, aber der Vater fährt dazwischen, nimmt den Jungen beiseite und begnügt sich, ihn gehörig auszusprechen. Ein Hausbewohner, der Zeuge der Scene gewesen ist, fragt draußen auf dem Hausflur den Kleinen: „Nun sag' einmal: wen hast du lieber, den Papa oder die Mama.“ „Ach,“ repliziert nach kurzem Besinnen achselzuckend Moritzchen, „sie tangen alle beide nichts.“

### Postkast.

Stammgast:  
„Der Herr war wohl ein Kollege von Ihnen?“

Weinbändler:  
„Woraus vermuten Sie das?“

Stammgast:  
„Er sagte, er habe im vergangenen Quartal für 65 Mark Wasser an die Stadtasse zu zahlen gehabt.“

### Gedankensplitter.

Durch Geldborgern macht man sich den Feind zum Freunde, den Freund zum Feinde.

Sie: „Recht, wo nur noch eine kurze Frist zu unserer silbernen Hochzeit fehlt, willst du dich scheiden lassen?“

Er: „Ich weiß sie gar nicht besser zu feiern!“



### Gutgegenkommend.

„Weißt du, Schätzchen, das Schlüsselbund wird für dich eine Last — gib mir den schwersten davon zu tragen!“

Arzt (zum tranken Bauer): „Glauben Sie, daß im Wasser kleine Tierchen sind, die dem Menschen Schaden können?“

Bauer: „Dös glaub' ich net, die müßten doch erlaufen!“

## Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 13.

### Schachaufgabe Nr. 4:

- |                             |                      |
|-----------------------------|----------------------|
| 1. Tf1-f7 Sh6-f7:           | 2. Se3-g4 + beliebig |
| 3. Le3, e2-c4 ♗.            |                      |
| A. 1. ... La4-b3: (d7, Sd6) | 2. Le5-d4 + beliebig |
| 3. De8-c3 (d7:) ♗.          |                      |
| B. 1. ... Se8-f6 (e7)       | 2. De8-e7 + Ke5-e6   |
| 3. D(T)e7 ♗.                |                      |
| C. 1. ... Sh6-f5            | 2. Tf7-f5: + g6-f5:  |
| 3. Df5: ♗.                  |                      |
| D. 1. ... Ta5-c5:           | 2. De8-c5: + Ke5-e6  |
| 3. Dd5 ♗.                   |                      |
| E. 1. ... beliebig          | 2. De8-e6 + Ke5-e6:  |
| 3. Tf7-e7 ♗.                |                      |

Rätsel: Straußfeber. — Homonym: Priße.

Arithmogryph:

S	c	h	u	m	l	a
B	r	a	u	n	a	u
I	r	k	u	t	s	k
B	e	l		l	a	c
E	g	g	m	ü	h	l
K	r	i	e	w	e	n
C	a	s	e	r	t	a

Anagramm: Ein Horn — Einhorn.

Verwandlungsrätsel: Mangel, Angel, Engel, Enge, Ende, Erde, Erie, Elle, Helle, Hülle, Hülle.

Bilderrätsel: Es spielen sich eher zehn arm, als einer reich.

Kettenrätsel: Attinghausen, Sendelbinde, Defensäve, Veronika, Kathedrale, Leopardi, Diameter, Terranova, Variante, Teocalli, Vicentiat.

Kreuzrätsel: 

le	der
mo	a

 1. Feder, 2. Fea, 3. Role, 4. Roa, 5. Roder, 6. Ale, 7. Ader.

Stataufgabe Nr. 7: Im Stat lagen zwei leere Schellen, 3. B. s8 und s7.

B hatte: oD, o10, gD, g10, gK, rD, r10, rK, rO, sD; C hatte: oO, o9, gO, g9, r9, r8, s10, sK, sO, s9.

Bei dieser Verteilung der Karten erhalten die Gegner fünf Stiche mit höchstens 59 Augen, 3. B.

1. Stich: o7, eD, oO — 14;
2. Stich: rD, r8, r7 — 11;
3. Stich: gD, gO, g7 — 14;
4. Stich: r10, r9, sW + 12;
5. Stich: o8, e10, o9 — 10;
6. Stich: g10, g9, g8 — 10.

Der Rest gehört dem Spieler, die Gegner haben 59 Augen hereinbekommen.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: M. Friße in Berlin; W. Schmaldt in Krefeld; Anna Hartleb in Groß-Richterfelde.



Rätselsprung.

fie	ram	ba	grü	luft	mit	ten	faat	waht	unt
gleich	ble	der	de	tele	me	o	ant	bü	der
ge	be	froh	stem	bis	des	fel	der	licht	fiern
wohl	auch	men	luft	me	nacht	den	früh	fuß	gen
Leben	bis	e	sch	glück	ling	früh	senb	e	der
im	te	freund	se	<b>Orken</b>	de	gen	jun	fuß	
sch	mit	re	weren	lan	herz	ssa	ling	bis	weren
win	auf	bis	hym	trüb	küß	se	fiel	tüß	der
beu	schmück	de	gen	durch	den	ram	weren	den	den
re	im	hell	und	ten	gen	sch	knol	reit	im
lie	maß	fer	real	da	deri	ein	jun	der	regi
de	fern	auch	ar	der	nen	sch	de	rei	e
schü	licht	hal	sen	mit	an	zu	schon	ein	er

## Wechselsrätsel.

Wenn mit f die zweite Silbe beginnt,  
Dann hat es das Messer, der Esig, der Wind.  
Mit p als lieblicher Schmund es umwallt  
Auf dem Ballsaal holder Damen Gestalt. J. M. S.

## Logogrify.

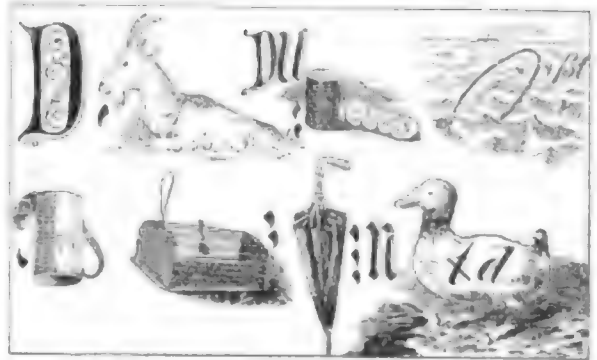
Träge schleicht's hier durch den Sand,  
Stöhnend unter Lasten;  
Dort muß es durch Stadt und Land  
Eilend weiter hasten.

Nimmst du ihm nun fort den Kopf,  
Siehst du's doch noch weitergehen;  
Aber als ein armer Tropf  
Muß es Tag und Nacht sich drehen. H. A.

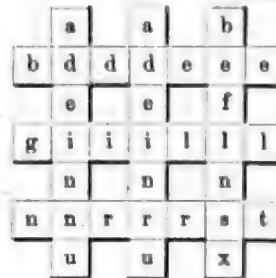
## Charade.

Siehst du ein reifes Kornfeld prangen,  
Erblickst du wohl die ersten auch;  
Die letzte mußt du froh empfangen,  
So fordert's echter deutscher Brauch;  
Dem Ganzen hat einst Wendenhand  
Manch blutig Opfer zugewandt. H. A.

## Bilderrätsel.



## Reißensrätsel.



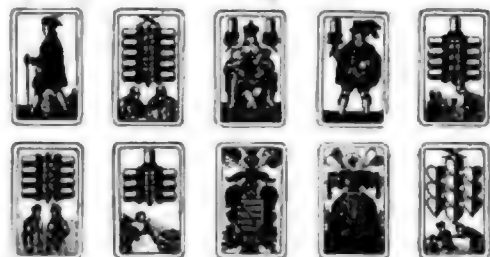
Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß in den senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. eine Stadt im mittleren Frankreich, 2. ein europäisches Land, 3. eine Landschaft in Rußland. Die wagerechten Reihen aber müssen bezeichnen: 1. eine Stadt auf Neuseeland, 2. eine Stadt in Serbien, 3. einen deutschen Volksstamm.

## Wortbildungsrätsel.

Aus je 2 Wörtern ist dadurch ein drittes Wort zu bilden, daß man von dem ersten den End- und von dem zweiten den Anfangsbuchstaben streicht und die Reste zusammenfügt. Beispiel: a) Seele, b) Wand, c) Seeland. Die gefundenen Wörter sollen alle siebenlautig sein und ihre neun Mittellaute sollen, zusammen gelesen, den Namen einer beliebigen Zeitschrift bilden. Bedeutung der Wörter: 1. a) eine Pflanze, b) ein Tierstempel, c) eine Salatpflanze; 2. a) eine Stadt in der Provinz Sachsen, b) eine Stadt in Ungarn, c) ein Maschinenteil; 3. a) ein Mineral, b) ein Fluß in Italien, c) Bohrungsdurchmesser der Feuerwaffen; 4. a) eine Gartenblume, b) Bezeichnung für Pulverladung zum Sprengen, c) weiblicher Vorname; 5. a) ein österreichischer Maler, b) eine italienische Münze, c) eine Insel westlich von Afrika; 6. a) anglo-amerikanische Bezeichnung für schlau, raffig, b) eine Dienerin, c) ein Edelstein; 7. a) Bezeichnung für Jahrmarkt, b) weiblicher Vorname, c) Stadt in Sizilien; 8. a) Organ des menschlichen Körpers, b) afrikanische Kolonisten, c) Wahrsager im alten Rom; 9. a) ein Theaterstück, b) ein Gebetschluß, c) eine Hafenstadt in Norwegen.

## Skataufgabe Nr. 8.

A (Vorhand) spielt mit folgenden Karten Eichel-Solo:



Obwohl noch sieben Augen im Stak liegen und keinem der Gegner Grün oder Rot fehlt, verliert A. C hat in seinen zehn Karten 20 Augen und mehr Schellen als Grün und Rot. — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels? A.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Hans Heinrich Reclam in Leipzig.  
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

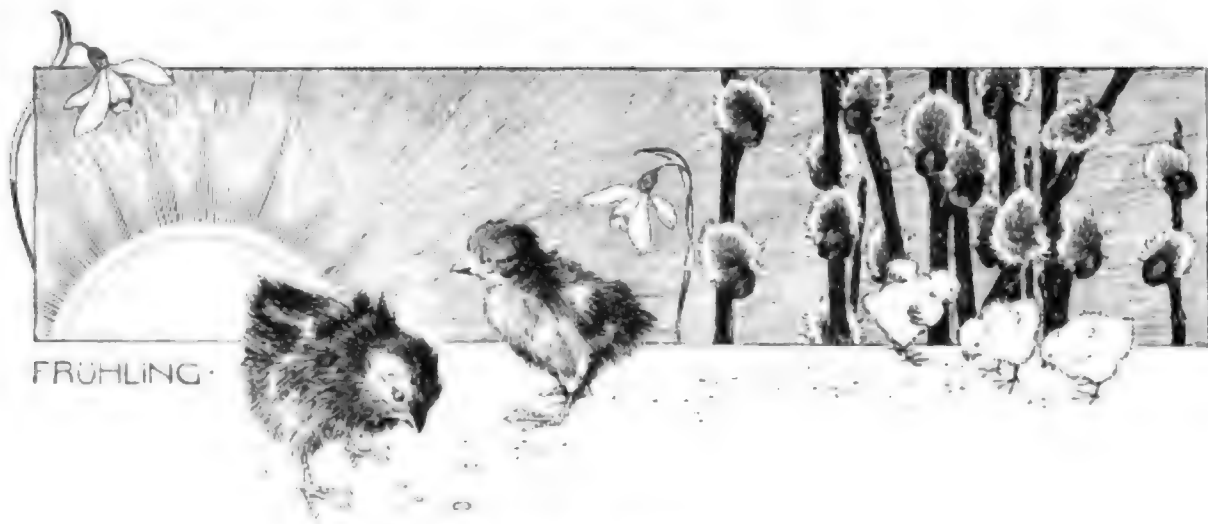




**Sturm am Strande von Riomaggiore.**

Nach der Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.





## Eine Schuld.

Roman von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Unerwartet, oder wenigstens erheblich früher, als er zu hoffen gewagt, hörte dann Manhart den Senator einmal äußern, der lange Tag habe ihn eher als sonst müde gemacht, und in Anbetracht, daß er morgen früh abfahren müsse, wolle er sich etwas zeitiger zur Ruh' begeben. Freundlich reichte er allen die Hand, als letztem Manhart ebenfalls, den er dabei ansprach: „Du wirst nach dem Tag auch gern für dich zur Ruh' kommen und die Augen zu machen.“ Bis dahin war jenem die ihm bevorstehende Nötigung, Lisbeth Not-  
helf noch nach Seedorf bringen zu müssen, sehr unerwünscht gewesen, doch jetzt ward ihm dadurch noch frühzeitig die erwünschte

Gelegenheit zum Fortgang gegeben, und nur um wenige Minuten später befand er sich mit ihr unterwegs. Ein unverhofftes Glück war's, ihm ein Dankgefühl für sie einflößend; in einer Übermutsanwendung sprach er ihr

dies geradezu aus, er sei ihr dankbar dafür, daß sie heute gekommen. Vom erst spät jetzt ausgehenden Mond ließ sich noch kein Schimmer wahrnehmen, nur der Sternenschein erhellte etwas, doch im Wald unter den Laubdächern lag schwarzes Dunkel. Aus dem Sprechen Lisbeths klang hervor, sie sei in sehr vergnügter Stimmung, einmal rief sie: „Da wäre

ich fast, glaub' ich, in den Graben geraten.“

Ihr Begleiter antwortete: „Ja, die Augen nützen nicht viel, halten Sie sich lieber an meinen Arm. Ich kenne Schritt und Tritt hier auf dem Weg besser und brauche nicht zu sehen.“

Darauf versetzte sie lachend: „Besser als ich kennen Sie den Weg wohl nicht, denn ich gehe denselben doch wohl viel öfter.“

Aber sie folgte trotzdem seinem Rat und hängte ihren Arm in den seinigen; ihm war's unbedacht entfahren, daß er sich hier besser zurecht zu finden wisse, schnell



Roter Mohn. Nach dem Gemälde von Henner-Behmer.  
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

ging er, eine heitere Unterhaltung anknüpfend, mit Scherzworten darüber weg. Sie gelangten aus dem Wald heraus und es ward wieder heller, doch Lisbeth dachte nicht daran, daß sie keines Führers mehr bedürfe, sie ging ebenso wie in der Finsternis weiter. Es konnte kein Zweifel sein, sie thue es gern, und Gleiches brachte ihr Sprechen und Entgegen zum Empfinden. Was sie in ihrer sittigen Mädchenweise sagte, war nur ein einfaches und eigentlich inhaltsloses Geplauder, allein so wie sie es that, ward daraus der Ton eines freudig schlagenden Herzens vernehmbar, und ihre Stimme hatte im Dunkel einen weichen Klang als sonst. Manhart wandte ab und zu den Kopf nach der Seerichtung, die schwarzen Umrisse im Osten zeigten noch immer keinen silbernen Anglanz, und das Boot fuhr also auch noch nicht von Klein-Wartenbel ab. So begleitete er Lisbeth Nothelf wirklich gern, ging so Arm in Arm mit ihr, hörte auf ihre Stimme; ihm kam zur Überzeugung, ein Mann, den sie lieb habe und einmal heirate, müsse sehr glücklich mit ihr werden, und er fühlte beinahe etwas Eifersucht auf den Zukünftigen, den sie wählen werde. Es that ihm leid, als sie die Häuser von Seeborf erreichten; unerwartet schnell war's geschehen. Sie hatte ihren sommerlichen Halbhandschuh schon im Gehen von der Rechten ausgezogen, so daß sie ihm bei der Trennung nicht wie sonst die bedeckte, sondern die freientblökte Hand gab. Dazu sagte sie, auf etwas zuletzt von ihm Gesprochenes erwidern: „Ja, am frühen Morgen ist es hier bei uns am schönsten, da bin ich stets im Garten am See. Dort waren Sie noch nie, nur das eine Mal oben, als Sie mit dem Herrn Senator im Wagen kamen. Wenn Sie einmal um die Zeit auf dem Wasser rudern, sollten Sie bei uns anlegen und frühstücken, meine Eltern haben gern Besuch und würden sich auch darüber freuen.“ Da Lisbeth es lebhaft gesprochen, hatte sie vergessen, ihre Hand fortzuziehen, so daß beide während dessen Hand in Hand gestanden. Nun fügte sie hinzu: „Gute Nacht, Herr Manhart — haben Sie Dank!“ und schlüpfte rasch ins Haus hinein.

Im tiefen Dunkel tastete Manhart sich noch auf seinem Rückweg durch den Wald an den See hinunter. Erst als er diesen erreichte, schob der Mond sich über den Horizont herauf; doch beträchtlich weiter im Osten, man sah, er komme gewissermaßen zum letzten Mal und auch nicht wie sonst. Gestern hatte es noch getäuscht, als sei die abnehmende Scheibe noch einigermaßen gerundet, heute dagegen zeigte er sich unverkennbar auf die Hälfte vermindert, dabei wie von Scharten häßlich eingerissen, in einer haltlos schiefen

Stellung und nicht in silberner Klarheit, sondern trübbrot, fast blutfarbig einer Dunstsicht entstehend. Sichtlich war seine Zeit um und auch für ihn Zeit, daß er nicht mehr erschien; zugleich aber deutete er wohl an, daß eine Wetteränderung herannahe und die wochenlangen wunderbaren Sommertage vorerst ein Ende nehmen würden. Den Landwirt mochte das Anzeichen dafür nicht sonderlich bekümmern, denn Roggen, Weizen und Gerste waren geborgen und ein Unwetter nach der langen Trockenheit vielleicht für manches eher erwünscht und heilsam.

Manhart indes nahm kaum etwas von dem trübseligen Prophetentum des Mondes wahr, er horchte nur gespannten Ohrs auf die sich matt überhellende Wasseroberfläche hinaus, und da tönte der Ruderschlag von drüben, kam näher, und mit ihm nahm die Lichtstärke zu, so daß Undine von Wentstern doch noch wieder, wie immer, von Strahlenglanz umflossen anlandete. Sie war erstaunt, den ungeduldig auf sie Hartenden schon vorzufinden und fragte lebhaft: „Ist der Senator nicht gekommen?“

Als er Antwort gab, fiel sie ein: „Dann ist's ja gut — ich meine, daß Sie so früh von ihm befreit worden sind und schon hier sein konnten.“

Wie zwei Sterne leuchteten ihre Augen ihn an, in seliger Vergessenheit flog ihm im Sprechen und Zuhören die Zeit hin, saß er neben ihr auf der Nachenbank, als sie miteinander über den See zurüdruderten. Doch unwiderstehlicher als gestern zog ihn ein Verlangen, das Ruder fahren zu lassen und seinen Arm um ihre Schulter zu legen; kaum bezwang er's mehr, da waren sie an der Landungsstelle und Undine sagte: „Wie schnell ging's, und die Nacht ist heute so schön — schade — sind Sie schon müde?“

Er stotterte ein „Nein,“ sie erwiderte: „Ich auch nicht, da sollten wir noch ein bißchen weiter plaudern.“ Ihre Hand faßte nach der seinigen: „Kommen Sie, ich bringe Sie an einen Platz, wohin niemand vom Hause aus sehen kann. Warten Sie dort auf mich, ich hole mir nur den Shawl, den Sie mir eine Nacht lang vorenthalten haben; für den bloßen Hals ist die Nacht doch wieder etwas kühl.“ Ein heftiges Zittern durchlief ihn, als sie ihn unter tiefem Baumschatten mit sich zog, einem seitab gelegenen Gebäude zu; eine der alten Scheunen des Vorwerkes war's, deren Thür ein von außen vorgelegtes Querholz geschlossen hielt, das sie aufhob. Dazu wiederholte sie: „Also warten Sie hier, ohne Geräusch zu machen;“ aber seine Beherrschungsfähigkeit war erschöpft, er mußte seinem nicht mehr bezwingbaren Drange nachgeben, schlang plötzlich den einen Arm um ihren Nacken und legte die andre Hand ihr auf das Auge und die dunkle Braue. Doch nur einen Verischlag lang fühlte er diese, denn rasch schob Undine ihn in die geöffnete Thür, schloß

sie wieder, und leis knirschend klang ihr forteilender Schritt. Dem nachhorchend, stand er, aber sein Herz klopfte zu heftig, er mußte sich setzen und tastete im Dunkel umher, traf mit der Hand auf einen Heuhaufen, zugleich fast mehr darauf hinfallend, als sich niederlassend. So saß er eine Zeitlang, bis die über ihn geratene Schwäche sich verlor, ihm möglich ward, wieder aufzustehn und die Thür zu suchen. Er wollte diese leis öffnen, um schon aus der Entfernung den Schritt der Zurückkehrenden zu vernehmen, allein die Thür ließ sich nicht aufmachen, stemmte sich gegen ein Heimmis; Undine mußte beim Weggang gedankenlos draußen das Querkholz wieder vorgelegt haben. Durch den vergeblich ausgeübten Druck hatte er einen knackenden Ton verursacht, stand erschreckt ab und setzte sich wieder. Die Erwartete blieb lang aus, es schien, daß sie den Schawl nicht zu finden vermochte. Doch allmählich blieb diese Erklärung nicht mehr glaubhaft, etwas anderes mußte ihre Rückkunft verzögern. Vermutlich wachte ihr Vater noch, war im Hause mit ihr zusammen getroffen, und von ihm in ein Gespräch verwickelt, sah sie sich genötigt, so lange zu warten, bis er zu Bett gehe, eingeschlafen sei, und sie ungehört das Haus wieder verlassen könne.

Er sollte kein Geräusch machen — wenn er sich die Worte wiederholte, fing sein Herz aufs neue an laut zu klopfen. Harrend lehnte er auf seinem Sitz den Kopf gegen einen Balken zurück; in Zwischenräumen klang ihm durch die Nachtstille aus der Weite über den See her ein Schlag der Seedorfer Kirchturmuhr ans Ohr, doch dann nicht mehr. Seine linke Hand lag um den Nacken Undines von Wenkstein und die rechte hielt er ihr aufs Auge gelegt — fühlte an der Handfläche ihre Brauen und Wimpern — — doch eigentlich nicht ganz so, wie er es erwartete — — sie waren doch verschieden bei Mädchen — die über den Augen Margrets weicher — und ihre Stirn wärmer gewesen —

Manhart Osterling fuhr dann mit einem plötzlichen Ruck in die Höhe. Er hatte geschlafen und wußte nicht, wo er sei; um sich fühlte er dürres Heu, auf dem sein Kopf gelegen. In einem ganz dunklen, fensterlosen Raum befand er sich, nur an ein paar Stellen zeigte dieser Bretterrigen und dadurch fielen helle Lichtstriche. Draußen mußte voller Tag sein.

Dann kam ihm zum Bewußtsein, er sei in der Scheune von Klein-Wartenbel, hier eingeschlafen und Undine nicht zu ihm zurückgekommen. Offenbar war es ihr durch irgend ein Hindernis unmöglich geworden.

Der Erkenntnis vermischte sich ihm eine Schreckvorstellung. Um jeden Preis galt's, daß er unmerkelt von hier fortkomme, bevor die Hausbewohner wach würden; schnell aufspringend wollte er die Thür

öffnen, vergaß, daß er dies in der Nacht umsonst versucht hatte. Sie war noch ebenso von außen verriegelt, gab keinem Drängen nach.

Natlos sah er nach dem Dach auf, es ließ sich durch Klettern nicht erreichen, die Thür blieb der einzige, doch eben verschlossene Ausweg. Nun hörte er draußen an der Rückseite des Wohnhauses eine Thür gehen und einen Fußtritt, vermutlich des alten Dieners Gottlieb Lafrenz. Er überlegte im Augenblick, der Alte spreche nie ein Wort und werde nicht mit der Kreide auf die Tafel schreiben, daß jemand und wer bei Nacht in der Scheune gewesen sei. Und hinaus mußte er, eh' ein anderer herzukam — er klopfte laut und rüttelte —

Da sagte draußen der Freiherr von Barrentrap verwundert: „Was ist denn das? Hat sich ein Hühnerdieb in der Scheune gefangen? Ein vierbeiniger hämmert nicht so mit den Pfoten, aber ich will die Flinte —“

Doch lachend fiel jetzt die Stimme Undines von Wenkstein ein: „Die brauchst du nicht, Onkel, es ist ein zweibeiniger. Er hatte gestern Abend einen heißen Kopf, und ich habe ihn sich in der Nacht etwas abkühlen lassen. Aber ein unschädlicher Narr ist's, den du laufen lassen kannst; er wird jetzt kühl genug sein.“

Verständnislos erwiderte der Freiherr: „Wer ist's denn?“ trat hinzu, hob das Querkholz weg und öffnete die Scheunenthür. Dann stieß er ungläubigstaunend aus: „Mehercle! Risum teneatis — tua res agitur?“ Und um einen Augenblick später folgte er, den Kopf umdrehend, nach: „Ubi terrarum —? Abiit, excessit, evasit, erupit —“

Das bezeichnete allerdings zutreffend, was geschehen war, von Manhart Osterling gethan, ohne daß er es wußte. Alles Blut hatte bei den lauten Worten Undines sein Gesicht verlassen, er stand einen Moment in irrer Betäubung, bis die Thür aufging und er in der Morgensonne auch das Gesicht der Sprecherin vor sich gewahrte; der spöttisch lachende Zug lag noch auf ihrer Lippe. Als ob dieser Anblick in ihm ein Federwerk zum Aufschnellen gebracht, stürzte er davon, blindlings und besinnungslos. Nicht der Landstraße zu, ohne Ziel — nur fort — durch den Garten, bis er nicht weiter konnte, denn der See schnitt es ihm ab. Aber da lag rechts hin das Boot, und instinktiv warf er sich mit einem Sprung hinein, griff nach den Rudern und peitschte sie ins Wasser.

Wie ein Blitz flog das kleine Fahrzeug über die stille Fläche, erreichte in wenig Minuten ihre Mitte. Nun fielen ihm erschöpft die Arme herunter und er hielt an. All' sein Denken und Fühlen kreiste nur um ein einziges Wort: „Ein Narr —“

Ja, das Richtige sagte es — ein Narr war er gewesen. Ein blinder Narr, an dem eitle Gefall-



sucht sich belustigt. Ein dummer Narr, mit dem sie kaltherzig ein lächerliches Spiel getrieben. Ein unschädlicher Narr, hatte sie gesagt — bis seine Hand sich vermessen, ihren Nacken zu umschlingen. Das war zu viel, da machte ihr aristokratischer Hochmut der Bosse ein Ende; so wie sie ihm bei der ersten Begegnung im Frühling erschienen, war sie auch in Wirklichkeit. Sie sperrte ihn in einen Narrenkäfig, wohin er gehörte, damit er sich abkühle — und lachend hatte sie ihn wieder herausgelassen, wie — wie einen Hühnerdieb —

In ihm wogte ein wilder Aufruhr von Scham und Zorn über sich selbst. Verdient hatte er's für die narrenhafte Verblendung seiner Augen, seiner Vernunft und seines Herzens —

Ja, auch seines Herzens — das war nicht wirkliche Liebe gewesen, nur ein besinnungsloser Taumel, in den ihn ein übermächtiger äußerer Zauber vor seinem Auge und Ohr gestürzt. Der war jählings von ihm genommen — sein Blut fing an ruhiger zu werden — sein Selbstgefühl und Stolz war für den Narrenwahn gestraft, doch ins Herz hinein hatte es ihn nicht getroffen. Ihm ging eine Erkenntnis auf: Liebe könne nur wahrhaft entstehen, wenn ihr Liebe entgegengebracht werde.

Um ihn lag der Sommermorgen, glimmerte das Sonnenspiel auf dem Wasser. Halb unbewußt faßte er die Ruder wieder und tauchte sie ruhiger ein. Die Bewegung des langsam weitergleitenden Bootes that ihm wohl, sie milderte das schwindelnde Umkreisen seiner Gedanken.

Doch nicht in seinem Kopf ging's am heftigsten zu, am stärksten wogte es ihm dennoch aus dem Herzen heraus. Ein lebensvoll sich emporringender Drang war's, der ihm zu Hilfe kommen wollte — ein Verlangen nach Sonnenwärme im Innern statt des trügerisch kalten Mondlichts — eine ungeheure Sehnsucht nach wirklicher Liebe —

Da klang, schien ihm, mitten auf dem See hinter seinem Rücken eine Stimme: „Guten Morgen! Das ist hübsch, daß Sie schon heut' gleich kommen.“

Sein Kopf fuhr herum, verdunkten Blicks. Er befand sich nicht in der Seemitte, sondern das Boot war nah im Begriff, ans Ufer zu laufen. Darüber stieg ein Kirchturm auf und näher her das Dach eines Hauses. Er mußte vor Seedorf sein, und die fast schon bis zu ihm überhängenden grünen Bäume gehörten zum Pfarrgarten, denn unter ihnen stand Lisbeth Nothelf mit frisch abgepflückten Blumen in der Hand.

In einem Nu durchschossen, wie gleichzeitig, drei Gedanken ihm den Kopf. Die Erinnerung an ihre letzten Worte, mit denen sie gestern Abend sich von ihm verabschiedet — die seltsame Fügung, daß seine Fahrt ihn ohne Wissen und Willen hierhergebracht —

ihr Name, aus dem wunderbar sprach, sie sei eine Helferin in der Not des Herzens —

Er sprang ans Land, ohne darauf zu achten, daß er das Boot hinter sich ins Wasser zurückstieß. Auch Lisbeth wurde nichts davon gewahr, sie hielt ihm die Hand entgegengerichtet, in ihren blauen Augen glänzte helle Freude.

Nein, mehr war's — Manhart erkannte es — Liebe sah ihm aus den Augen entgegen. Er ergriff ihre Hand und hielt sie mit krampfhaftem Druck umschlossen.

Unter dem blonden Haar übergoss ihre Stirn sich rot, sie ließ ihm die Hand, doch ihre, befangen an seinem Gesicht vorbeischießenden Augen bemerkten jezt das forttreibende Fahrzeug, und sie sagte hastig: „Ihr Boot — es schwimmt weg —“

Aber Manhart Osterling belümmerte sich nicht darum, sondern auch nach ihrer anderen Hand fassend, antwortete er: „Ja — ich komme heut', Lisbeth — um — um dich zu fragen, ob du mich lieb hast?“

## 9.

Noch immer war's ziemlich frühe Morgenstunde, denn drüben vor der Thür von Groß-Wartenbef fuhr zur selben Zeit erst die Kutsche vor, die den Senator zur Stadt zurückbringen sollte. Er hatte vortrefflich geschlafen, nahm, baldige Wiederkehr zusagend, Abschied von seiner Tochter und Daniel Wollenweber und fragte, zum Wagen tretend, mit einem suchenden Umblick: „Wo ist denn Manhart? Ich habe ihn noch nicht gesehen.“

Der Alte schmunzelte: „Der hat sich wohl wieder verschlafen, das kommt ihm ja 'mal vor; ich will ihn gleich zum Herrn Senator herunter holen.“ Ihm war's nicht ausgefallen, daß dieser Osterling ungewöhnlicherweise mit seinem Vornamen benannt hatte, dagegen hob Margret unwillkürlich den Kopf; ihr Klang's neuartig aus dem Mund ihres Waters, sie hörte es zum erstenmal, und ihr Ausdruck gab zu erkennen, in ihre Verwunderung mische sich etwas von einer freudigen Überraschung. Wollenweber kam indes rasch allein zurück und berichtete: „Nee, oben in seiner Stube ist er nicht, und es ist merkwürdig, er hat die Nacht gar nicht in seinem Bett geschlafen, scheint's ja beinah. Ich denk' mir, er muß gestern Abend, als er das Fräulein Lisbeth nach Haus gebracht, noch im Mondschein einen Spaziergang gemacht haben und dabei ist er am Ende müde geworden, daß er sich im Freien irgendwo hingeseht hat und eingeschlafen ist. Besorgt braucht man deswegen ja nicht zu sein, denn die Luft bleibt ja die ganze Nacht warm, und so 'mal im Sommer unter freiem Himmel zu schlafen, so lange einer noch jung ist, kann ja ganz angenehm sein.“



Glaube, Liebe, Hoffnung. Nach dem Gemälde von R. H. Schram.



Dieser Ansicht war augenscheinlich der Senator auch, denn er pflichtete bei: „Ja, ich erinnere mich daran, daß ich es als Student einmal gethan und daß es sehr schön war — nur wachte ich etwas frostig auf. Nun, dann grüßt ihn von mir, wenn er zurückkommt. Es ist Zeit für mich, und er wird's mir nicht übelnehmen, daß ich nicht darauf warte.“

Das Letzte war sehr spaßig, aber zeigte nach einer Äußerung Daniel Wollenwebers, der dem fortrollenden Wagen nachsah, wie gut es dem Herrn Senator bei seinem Besuch hier gefallen haben müsse, daß er so aufgelegt sei. Margret stand neben dem Alten, öffnete halb die Lippen, schloß sie wieder, aber brachte dann hervor: „Sie glauben doch nicht, Onkel Daniel —?“

Da sie anhielt, fragte er: „Was soll ich nicht glauben, Fräulein Margret?“

„Daß ihm etwas zugestoßen sein kann.“

„Wen meinen Sie? Ach so, Manhart Osterling — nee, Fräulein Margret, darum brauchen Sie sich gewiß keinen Gedanken zu machen. Das ist ja dumm von ihm, denn es hätt' den Herrn Senator auch ebenfогut verdrießen können, weil er gestern Abend bei Tisch sich noch so freundlich gegen ihn betrug. Aber der Herr Senator hat ja bloß darüber gespäßt, so gut ging's ab, und Manhart will ich doch 'mal die Leviten lesen, wenn er ankommt. Sonst kann er sich doch noch 'mal selbst um das bringen, was der Herr Senator ihm im Geschäft, glaub' ich, zubenkt.“

Die Kutsche hatte, wie bei der letzten Rückfahrt, den Weg am Nordrande des Sees entlang eingeschlagen und aus dem Gesicht, mit dem Rudolf Willens in die sommerliche Landschaft sah, redete eine heitere Befriedigung. Als er an Klein-Wartenbek vorüberfuhr, fügte es der Zufall, daß ihm die gleiche Begegnung, wie damals, zu teil ward; der Baron Herwalt von Wenkster kam grad' vom Haus gegen die Straße hinzu und machte beim Erblicken des Wagens eine mechanische Bewegung, als ob er umkehren wolle. Doch er führte dies nicht aus, sondern blieb stehen, blickte dem dicht Herangekommenen gradaus ins Gesicht und erwiderte den Gruß des Senators in durchaus anderer Art, als bei jenem Zusammentreffen; mit ruhiger Sicherheit lüftete er gleichfalls den Hut, seine Miene zeigte heute nichts Verwirrtes oder Verstörtes, nur seine höflich-vornehme Beßissenheit aus früherer Zeit. Er war hinausgetreten, als er von weitem das Rollen der Räder vernommen, und schien, die Straße hinunterblickend, ein anderes Fuhrwerk vermutet und erwartet zu haben; da er sich darin getäuscht, kehrte er zurück und blieb am Hauseingang lächelnd vor der geschwärtzten Stallthür stehen, von der eine große Kreideaufschrift herjah: „Er ist kein Gottlieb, sondern ein

Teufelslieb.“ Darunter stand von anderer Hand: „Dann muß ich ein hübsches Weibsbild sein und bitte den gnädigen Herrn, mir die Kleider dafür machen zu lassen.“ Das beantwortete wieder die oberste Schrift: „Er sollte Lasse-renz heißen; wird mir ein Vergnügen machen, sie Ihm mit dem Niedstock anzumessen.“ Auf diese Korrespondenz blickte der Baron Herwalt mit einem Ausdruck von Belustigung; augenscheinlich war in seinem Kopf eine günstige Umwandlung vorgegangen und der verstörende Druck, der wochenlang auf seinem Gemüt gelastet hatte, von ihm gewichen.

Der köstliche Morgen schien die abendliche Prophezeiung des Mondes verlachen zu wollen, doch nach und nach begannen die Goldstrahlen der Sonne eine stechende Wirkung zu üben, und als Rudolf Willens in die Stadt einfuhr, zogen sie sich hinter einen grau den Himmel überspannenden Dunstvorhang zurück. Der Heimgelehrte begrüßte im Vorbeigehen den Stellvertreter Daniel Wollenwebers hinterm Ladentisch und begab sich in seine Stube, ohne vorher das Comptoir zu betreten; es verstand sich von selbst, daß in diesem alles in gewohnter Thätigkeit sei. Bei der draußen am Himmel rasch vorschreitenden Trübung, machte das Licht hier innen fast den Eindruck beginnender Dämmerung; der Senator setzte sich vor den Schreibtisch und hielt die Augen eine Zeitlang auf das Ölbild seiner verstorbenen Frau gerichtet, allein ihre Gesichtszüge ließen sich kaum unterscheiden. Dann zog er, um das Fallgatter des Sekretärs zu öffnen, den Schlüssel hervor, doch er bedurfte dessen nicht; offenbar hatte er gestern beim Fortgang zu eifertig abgedreht, so daß die Schloßzunge nicht eingeschnappt war, denn sie ließ sich ohne Aufschließen heben. Er konnte sich nicht erinnern, je solche Achtlosigkeit begangen zu haben, und es wunderte ihn zumal, da er gewußt, er werde die Nacht außer dem Hause zubringen; nun schob er das Holzgatter auf, rückte die Zugplatte vor, öffnete danach eine Schublade und tauchte seine Hand in die Höhlung, um mit dem Fingerdruck das kleine Geheimsfach zum Aufspringen zu nötigen. Dies gehorchte wie stets, doch mischte sich ein anderes Geräusch ein; leis klirrend fiel etwas aus der Fuge auf die Schreibtischplatte herunter. Mechanisch streckte Willens die Hand danach, es war eine abgebrochene Messerklinge.

Das ließ ihn eine stuzende Bewegung machen; ein jäh aufsteigender Verdacht knüpfte es ihm mit dem mangelnden Verschluß des Rolldach zusammen. Der Schreibtisch war während der Nacht aufgebrochen worden, und jemand, der von dem Geheimsfach wußte, hatte darin nach den Eisenbahnpapieren gesucht, wahrscheinlich von einem Gegner des Bahnbaues oder einer Geschäftskonkurrenz dazu bestochen.

Die Mutmaßung mußte sich zunächst nach dem Comptoir richten. Wer aus diesem konnte der Thäter sein? Dort hatte man von seinem nächtlichen Fortbleiben gewußt.

Der Senator blieb sehr ruhig, so unangenehme Folgen die Entwendung vielleicht mit sich brachte. Er nahm die Papiere aus dem Fach hervor und untersuchte, was fehle. Erstaunt wiederholte er dies nochmals, jedoch mit dem gleichen überraschenden Ergebnis; es fehlte nichts. Ein Einbrecher anderer Art mußte es gewesen sein, der Geld zu finden erwartet hatte; die Papiere waren für ihn wertlos gewesen.

Zum drittenmal durchmusterte er diese und wollte sie wieder zurücklegen. Dabei fiel sein Blick auf den Boden des Geheimfaches, welches ihm völlig leer entgegensah. Das konnte nicht sein, der alte Brief mit der Adresse des Herrn Hartlieb Wernken mußte sich darin befinden oder, da er nicht in dem Behälter lag, zwischen die andern Blätter sich eingeschoben haben. So faltete er diese nochmals auseinander, aber umsonst. Der Brief fand sich nicht, er war fort.

Das Gesicht des Senators nahm eine etwas blasse Färbung an, und seine Finger zitterten ein wenig. Er lehnte den Kopf im Sessel zurück und saß mit geschlossenen Augen, vor denen eigentümlicherweise sich das Bild des Barons von Wenckstern gestaltete, wie dieser seinen Gruß beim Vorüberfahren heute erwidert hatte. Ganz deutlich, wie leibhaftig, sah er es mit dem Ausdruck der Züge vor sich.

So blieb er eine Weile sitzen, dann stand er auf. Dabei trat sein Fuß auf etwas Hartes, das sich in die Haare des Fellteppichs vor dem Schreibtisch verwickelt hatte; unwillkürlich sich bückend, hob er es vom Boden. Ein Messer war's, an dem eine Klinge abgebrochen; wie er die auf der Platte liegende daranhielt, paßte sie genau in den Bruch.

Ein paar Minuten ging Rudolf Willens jetzt in der Stube hin und wieder, dann streckte er die Hand nach dem Schlangengriff der alten Glocke und ließ den Klöppel dreimal anschlagen. Vom Comptoir trat der Buchhalter Detlev Strodtmann herein, verbeugte sich und blieb lautlos stehen. Doch wie es schien unbemerkt, denn der Senator stand, ihm den Rücken wendend, am Fenster und blickte hinaus. Wohl eine Minute verging, so daß der Buchhalter sich schließlich herausnahm, ein Räuspern von sich zu geben. Nun drehte Willens sich um, sah ihn an und fragte nachlässigen Tones: „Wissen Sie vielleicht, wem dies Messer gehört, ich hab's im Hause gefunden.“

Strodtmann trat betrachtend hinzu und versetzte: „Ich glaube Osterling, mich dünkt, daß ich ihn damit seinen Bleistift spizen gesehen habe.“

Rudolf Willens erwiderte: „So. Ist im Geschäft alles in Ordnung?“

„Ja, Herr Senator.“

„Well.“

Der Buchhalter verließ das Zimmer und der Zurückbleibende schritt abermals eine Zeitlang hin und her. Dann trat er auf den Flur hinaus, begab sich in die Küche und fragte eine Magd: „Wer hat gestern Abend die Hausthür abgeschlossen?“

Die Angespochene entgegnete: „Ich, Herr Senator.“

„Und wer hat sie heut' morgen aufgeschlossen?“

„Ich auch, Herr Senator.“

„Hat der Schlüssel über Nacht im Schloß gesteckt?“

„Nein, ich nehm' ihn immer mit in meine Stube, Herr Senator. Herr Wollenweber schloß sich mit seinem selber auf, und der jetzt für ihn da ist, muß an der Glocke ziehen, wenn er kommt.“

„Und das Schloß war heute früh in Richtigkeit?“

„Ja, ganz so wie immer, Herr Senator.“

Willens stand einen Augenblick schweigend, dann versetzte er: „Es ist gut, Martha, ich habe Sie nicht für nachlässig gehalten. Sie braucht für mich heut' Mittag nicht zu kochen, ich fahre wieder aus. Sage Sie dem Kutscher, daß er anspannen soll.“

Der Kutscher war sehr überrascht, daß der Herr Senator seine Pferde so wenig schonte, die kaum erst ausgespannten schon wieder einschnitten ließ, und seine Verwunderung nahm noch zu, als er den kurzen Auftrag erhielt, denselben Weg, auf dem er eben gekommen, zurückzufahren; doch er stand bereits zu vollkommen unter dem im Rattepelhause vorgeschriebenen Gebot, als daß er sich einen Laut des Einwands erlaubt hätte. Ingleichen auch nicht die Frage, ob er die Kutsche schließen solle, da merklich Regen drohte; der Herr Senator äußerte nichts, stieg ein, und so fuhr der offene Wagen ab. Eine Zeitlang blieb's noch trocken, dann indes begann's zu tröpfeln, allmählich größer und stärker, aber ohne daß Rudolf Willens es bemerkte. Endlich drehte der Kutscher sich doch einmal um und sagte: „Soll ich nicht vielleicht zumachen, Herr Senator? Am Wasser kommt der Wind mehr und schlägt den Regen grad' ins Gesicht.“ Doch der Kutscheninsasse hörte die Frage nicht oder antwortete wenigstens nichts darauf, und die Fahrt ging in gleicher Weise weiter.

Vom Mobistrug an zeigte die Landschaft in der That eine völlige Verwandlung der Schönheit, die sie vor ein paar Stunden noch geboten. Mürrisch lag der See, von einem grauen Getriebe in der Luft überflogen, Wellen klatschten ans Ufer und wühlten das hohe, braunblühende Schilfrohr durcheinander. Was

sich an Landleuten im Freien auf Feldern und Wegen befand, machte hurtige Beine, unter Dach und Fach zu gelangen, die Straße ward völlig leer, der Kutscher kam nur noch einmal ein anderer, festgeschlossener Wagen entgegen, doch fuhr er nicht an ihr vorüber, sondern bog vorher nach dem Gebäude von Klein-Wartenbel ab. Das Fuhrwerk des Senators dagegen rollte an diesem vorbei weiter gegen Groß-Wartenbel zu, die Pferde schnaubten unruhig, über ihnen ging durch die Waldwipfel ein Säusen, in das ein dumpfes Grollen hineinfiel. Mittagstunde war's, die Glocke im Herrenhause hatte zum Essen gerufen, Daniel Wollenweber stand mit Margret unter der Thür und sagte: „Das giebt Sturm und Gewitter; na, das kann ja ganz gut thun, wir haben ja ewig lange keinen Regen gehabt. Was kommt denn da für ein Besuch? Die Pferde sehen ja beinahe ebenso wie die vom Herrn Senator aus. Und auch die Kutscher, sollt' man beinahe meinen — mein Gott, und auf dem Bod, das ist ja —“

Zum wahrscheinlichen Schluß „unser Kutscher“ gelangte der Alte nicht, denn der Wagen war bereits da, hielt an und Rudolf Willens stieg heraus. Großtaunend blickten seine Tochter und Wollenweber ihn wie eine Erscheinung nur noch stumm an, er sagte, ohne eine Begrüßung, kurz: „Kommt mit mir, Daniel! Du kannst in dein Zimmer gehen, Margret. Wir haben etwas zu besprechen.“

Die letztere wollte eine Frage thun, der völlig andre Gesichtsausdruck ihres Vaters, als bei seiner Abfahrt, flößte ihr eine unbestimmte Bedängstigung ein, aber er war schon an ihr vorüber nach der Erdgeschloßstube gegangen, in der er übernachtet hatte. Hier legte er seinen regennassen Hut ab, drehte den Kopf, sich zu vergewissern, ob Daniel Wollenweber ihm nachgefolgt sei und gebot, als er diesen stehen sah: „Macht die Thür zu!“ Das that der Alte mit einer verständnislos befremdeten Miene; nun trat Willens vor ihn hin und fragte:

„Habt Ihr jemand vorher gesagt, daß ich gestern herauskommen und die Nacht hier bleiben würde?“

Wollenweber schüttelte den Kopf. „Nein, natürlich keinem Menschen, Herr Senator; das sollte ja eine Überraschung sein. Man bloß Osterling allein, weil der mir bei den bunten Lampen mithelfen sollte.“

„So.“ Der Antwortende griff in seine Tasche. „Kennt Ihr das Messer?“

Der Alte betrachtete das ihm vorgehaltene. „Ja, das hab' ich 'mal vorm Jahr an Manhart Osterling geschenkt, er wollte immer gern eins haben.“

„So.“ Der Senator trat ans Fenster und blickte hinaus; blauer Flammenschein flog draußen über die Partbäume, und Donnerrollen lief am dunklen Wolkenhimmel um. Dann wendete Willens sich mit der Frage zurück: „Wo habt Ihr in Eurer Stadt-

wohnung den Schlüssel zu meinem Hause verwahrt?“

„Den Hausschlüssel? Den hab' ich gar nicht da-gelassen, Herr Senator, den hab' ich mit hierheraus genommen. Ich dachte, wenn ich 'mal unvermutet bei früher Zeit zur Stadt —“

Der Senator fiel ein: „Wo habt Ihr ihn denn?“

„Er hängt oben in meiner Stube am Nagel, Herr Senator, da hab' ich ihn gleich, als wir kamen, hingehängt.“

„Sollt ihn mir einmal. Ich möchte ihn sehen.“

Der Alte ging. Rudolf Willens setzte sich, doch stand er gleich wieder auf und schritt im Zimmer hin und her. Dabei hielt er eine Hand über die Augen gedeckt, so daß er im Gehen nicht sah und einigemal gegen einen Tisch und Stuhl anstieß. Dann fuhr er zusammen, blickte kurz auf, ging aber ebenso weiter. Eine geraume Zeit verging, es dauerte unverhältnismäßig lange, bis Daniel Wollenweber zurückkam. Sein Gesicht war etwas verfärbt, er trat wortlos herein; Willens fragte: „Nun?“

Das löste dem Alten die Zunge, stotternd versetzte er: „Ich weiß nicht, Herr Senator — das kann ich gar nicht begreifen — der Schlüssel hängt nicht mehr an dem Nagel. Ich hab' die ganze Stube nach ihm abgesucht, aber finden kann ich ihn nirgendwo —“

„Wenn er nicht dort ist, muß jemand ihn weggenommen haben.“

„Ja, das muß ja wohl — aber das kann ja nicht sein, denn wozu sollte das einer thun?“

„Bestimmt Euch. Habt Ihr mit irgendwem hier auf dem Gut darüber gesprochen, was für ein Schlüssel es sei? Er hat ein besonderes Aussehen, da könnte jemand Euch gefragt haben.“

„Nein, gewiß kein Mensch, Herr Senator. Den kann hier gar niemand kennen, als bloß wir.“

„Wen meint Ihr damit?“

„Ich und Fräulein Margret.“

„Und Osterling.“

„Ja natürlich, der auch, an den dacht' ich nicht.“

Willens schwieg einige Augenblicke, eh' er eine andre Frage stellte: „Hat Osterling mit Leuten in der Umgegend Bekanntschaft gemacht?“

„Nee, das glaub' ich nicht, Herr Senator, ich weiß wenigstens nichts davon. Bloß mit dem Fräulein Lisbeth, die hat er ja öfter am Abend nach Hause gebracht.“

„Ruft mir einmal den Verwalter herein!“

Dieser mußte gesucht werden, und einige Zeit verfloß, bis er mit dem Alten erschien und der Senator ihn ansprach: „Wissen Sie, ob mein Commis Osterling hier in der Nachbarschaft mit jemand zusammenkommt und Umgang hat?“

Der Befragte verneinte. „Bei Tage habe ich ihn mit niemand zusammen gesehen.“

„Warum sagen Sie ‚bei Tage‘?“

Der Verwalter blieb einen Augenblick stumm, nur ein leichter Lächreiz umguckte ihm den Mund. Dann erwiderte er: „Ich kam am letzten Sonntag zufällig noch einmal im Mondschein an den See und sah Herrn Osterling mit jemand im Boot rudern, und weil mich's amüsierte, gab ich am nächsten Abend auch acht, da that er's ebenso. Aber es war kein Mann, mit dem er fuhr.“

„Wer denn?“

Sichtlich belustigte der Antwortende sich innerlich bei seiner Entgegnung: „Die Barones von Wensfeln. Er brachte sie von der Seedorfer Seite nach Klein-Wartenbel hinüber.“

„Gut. Sie können gehen.“

Der Verwalter entfernte sich mit einer begriffslos verwunderten Miene. Als er die Thür geschlossen, wendete Rudolf Willens sich, diesmal ohne eine Pause schweigenden Nachdenkens, an Daniel Wollenweber: „Ist Osterling von seinem nächtlichen Ausbleiben zurückgekommen?“

„Ja, schon lange, Herr Senator, wenigstens vor ein paar Stunden. Ich hab' ihn bloß einen Augenblick gesehen, er sagte, daß er richtig im Freien eingeschlafen wäre, und man konnt's ihm auch ansehen, seine Nacht muß nicht gut gewesen sein. Ich glaube, er hat sich in seiner Stube hingelegt, um es ein bißchen nachzuholen.“

„So holt ihn mir hierher!“

Der Alte ging, es war ihm vollständig verworren im Kopf. Die plötzliche Wiederkunft des Herrn Senators — sein ganz verändertes Gesicht und Wesen — alle seine sonderbaren Fragen, die jedesmal einen Zusammenhang mit Manhart Osterling hatten — Wollenweber konnte sich daraus nicht „vernehmen.“ Doch etwas Schreckhaftes steckte ihm in den Gliedern und sah ihm aus den Zügen; er nahm nicht gewahr, daß auf dem Flur ein paar weibliche Gestalten standen, Lisbeth Nothelf war's, die trotz dem Wetter eben gekommen und grade ihren triefenden Schirm zum Trocknen auf die Steinfliesen stellte, und vor ihr, der Stube näher, Margret Willens. Die Letztere hielt einen unruhig forschenden Blick in das Gesicht des Alten gerichtet und fragte: „Ist etwas geschehen, Onkel Daniel? Warum ist mein Vater so schnell wieder —?“

„Ich weiß nicht recht, Fräulein Margret — entschuldigen Sie, ich hatt' Sie gar nicht gesehen — mir geht es ganz im Kopf — was das zu bedeuten hat. Aber der Herr Senator sieht schlimm aus — beinah wie damals, als er — ich glaube, Manhart Osterling muß irgendwas Schlimmes gemacht haben — begreifen läßt sich's ja nicht — aber

ich soll ihn gleich zum Herrn Senator herunter holen.“

Mit etwas schlotterigen Beinen stieg der Alte die Treppe hinauf; Lisbeth Nothelf sah ihm, von einer Röthe überflossen, stumm nach, Margret dagegen war blaß geworden, ihre Augen ließen erkennen, daß hinter ihnen ein ängstlich suchender Gedanke umlief. Ein polternder Donner schlug draußen ums Haus; ohne auf ihre Freundin zu achten, stand sie ungewiß, doch dann eilte sie plötzlich den Gang hinunter, aber auf den Beinen an der Stube vorbei, in der ihr Vater sich aufhielt, und verschwand in einer Thür.

Rudolf Willens hatte sich gesetzt, einen Arm auf den Tisch gelegt, und um einige Minuten später trat Daniel Wollenweber mit Manhart Osterling herein. Diesem war anzumerken, daß er aus dem Schlaf oder wenigstens aus einem Halbtraumzustand geweckt worden und noch nicht recht bei klarer Besinnung sei, was er thun und lassen solle. Der Alte hatte nicht gewagt, eine Frage an ihn zu stellen, noch überhaupt mit ihm zu sprechen; nun wollte er das Zimmer verlassen, doch der Senator gebot kurz: „Bleibt hier!“, richtete danach, Manhart anblickend, den Kopf auf und fragte:

„Wo ist Er in dieser Nacht gewesen?“

Dem Angeredeten fuhr ein Ruck durch den Körper. Nur halb kam's ihm zum Bewußtsein, daß der Sprecher ihn wieder „Er“ benenne, aber eine eiskalte Stimme that's, und die Augen Manharts trafen auf steinharte Gesichtszüge. Eine dunkle Blutwelle schlug ihm bis an den Haarrand herauf; der Senator mußte offenbar, wo er die Nacht zugebracht habe.

Das raubte seinem Kopf jedes Denkvermögen; Schreck und Scham durchstürmten ihn, doch eine trotzigte Auflehnung rang sich darüber, und er antwortete:

„Davon habe ich niemand Rechenschaft zu geben.“

„So. Er will es nicht sagen?“

„Nein.“

„Dann will ich es für Ihn thun.“

Willens stand auf, sein Arm auf dem Tisch hatte sichtbar zu zittern begonnen; einen Schritt vortretend, fuhr er fort:

„Aber vorher will ich Ihn noch etwas anderes sagen. Ich habe Ihn aus der Handwerkerstube Seiner Eltern zu mir ins Haus genommen, weil ich Ihn als Knaben dafür ansah, es könne sich etwas Tüchtiges aus Ihm machen lassen. Nicht mit blinder Liebe und sorglosem Zutrauen; das hatte ich vorher gethan und es schlug mir fehl. Darum ließ ich Ihn nicht studieren, daß Er mir nicht auch in der Fremde verlottern sollte, ich wollte Ihn unter den Augen



und unter der Hand halten. Die hab' ich Ihn straff fühlen lassen, denn mir kam's darauf an, daß Er so ausfalle, wie ich's mit Ihm im Sinn hatte. Er sollte mir, wenn die Zeit käme, ein besserer Ersatz werden für den verlorenen Sohn — das dachte ich und daran glaubte ich bis heute — und darum habe ich Ihn auch mit hierher —"

Der Senator brach ab, seine anfangs kaltruhige Stimme war zu einem Beben umgeschlagen, heftigste innere Erregung hatte ihn fortgerissen, mehr zu sagen, als er wollte; wenigstens war er im Begriff gewesen, dies zu thun. Um Manhart drehte sich die Stube; er begriff die angehörten Worte und begriff sie doch nicht, nur daß sein nächtliches Zusammensein mit Undine von Weststern der Grund des Jornes dessen sei, den er für den schlimmsten Feind seines Lebens gehalten und der sein Wohltäter zu sein beabsichtigt hatte. Verwirrt und scheu wichen seine Augen an denen des Senators vorbei, der sich jetzt hoch aufrichtete:

„Und nun will ich Ihn sagen, wo Er in der Nacht gewesen ist. Er war in der Stadt, in meinem Hause und hat meinen Schreibtisch aufgebrochen und mein Geheimschloß darin bestohlen.“

Nicht nur gleich einem Blitzschlag fuhr's auf Manhart nieder, sondern auch ein wirklicher gelblicher Schlangenschlag schlug im selben Augenblick dicht neben dem Hause in einen Parkbaum herab, und unmittelbar krachte ein betäubend schmetternder Donner nach. Zugleich indes klang ein anderer Ton drein, ein Aufschrei, die Thür zum Nebenzimmer flog auf, und Margret stand zitternd auf der Schwelle. Der Angeschuldigte aber starrte in völliger sprachloser Betäubung den vor ihm Stehenden an, brachte nur ein gestottertes „Nein“ hervor.

Doch nun, dem Donner eben ähnlich, schlug ihm die Stimme Rudolf Willens' entgegen:

„Geflehe Er's und bettle vor mir auf den Knien, daß ich Ihn nicht ins Zuchthaus bringe!“

„Nein, ich habe es nicht gethan.“

Ohne Troß, sogar ohne allen Stolz kam's Manhart Osterling vom Mund, auch ohne Furcht, eine unwillkürliche einfache Antwort, die einzige, die ihm zu Gebot stand. In sein letztes Wort aber klang von der geöffneten Thür her ein Ruf: „Vater —“

Der Angerufene wandte den Kopf um und gewahrte jetzt erst die Anwesenheit seiner Tochter. Kurz stieß er aus: „Du hier? Hast du gehorcht? Was willst du?“

„Manhart sagt, er hat's nicht gethan, Vater.“

Wittend klang's, über Willens' Gesicht ging flüchtig ein weicherer Zug, er versetzte: „Ja so. Es thut mir um dich leid, Kind — ich weiß. Aber es ist gut, daß er mir noch zu rechter Zeit die Binde

von den Augen gerissen hat, daß meine Blindheit dich nicht — geh' in dein Zimmer, Margret.“

Doch sie kam dem letzten Geheiß nicht nach, sondern trat auf ihn zu. Dabei wiederholte sie: „Er sagt, er hat's nicht gethan, Vater, und ich glaube ihm.“

Ein schärferer Ton lehrte in die Stimme des Senators zurück: „Soll ich dir etwa alle Beweise vorzählen, daß er's gethan hat? Die Hälfte reicht jedem Gericht aus, ihn zu verurteilen.“

„Richter irren sich, Vater. Ich bin keiner, und Beweise gelten mir nichts gegen das, was er sagt.“

„Deinem Vater gelten sie für dich. Bist du meine Tochter?“

„Ich bin auch die Tochter meiner Mutter, Vater.“

Ganz ruhig entgegnete sie's, doch mit einer unbeirrbareren Festigkeit. Rudolf Willens stugte einen Augenblick, allein dann stieß er heftig heraus:

„Kein Wort mehr! Ich habe seine Schuld gewogen und strafe sie, wie er's verdient.“

Margret hob sicher die Stirn auf. „Vielleicht dürfte jeder andre überzeugt sein, er habe das Recht dazu, Vater, aber du darfst es nicht.“

Daniel Wollenweber griff jählings, schreckensblau im Gesicht werdend, mit der Hand nach einem Halt hinter sich; an den Schläfen des Senators schwellen dunkle Adern auf, seine Hände flogen zitternd hin und her, mit höchstem Gewaltaufgebot sich beherrschend, brachte er mühsam hervor:

„Was willst du damit sagen?“

„Daß dein Leben dir nicht das Recht gegeben hat, so zu richten, Vater.“

Nun griff auch er wie holtlos nach einer Stütze, von weißverfärbten, bebenden Lippen entfuhr ihm nur das Wort: „Geh'!“

„Von hier? Du bist der Herr hier, Vater, ich habe dies Haus nie als meines angesehen. Wenn du es befehlst, gehe ich — mit Manhart — wenn er mit mir gehen will.“

Einen Atemzug lang lag Grabesstille im Zimmer, dann erklang die Stimme Rudolf Willens' eiskalt: „So geh'! Du bist meine Tochter gewesen.“

„Herr Senator —“ stieß Daniel Wollenweber zu Tode erschrocken aus, doch ein grelles Flammen traf ihn aus den Augen des Angerufenen, und fassungslos stürzte er, sich angstvoll beide Hände auf die Ohren drückend, durch die Thür hinaus. So stieß er fast gegen Lisbeth Nothelf, die, beunruhigt von der lauten Stimme des Senators, noch ungewiß wartend auf dem Flur stand.

Sie griff nach dem Arm des Alten und fragte: „Was ist geschehen?“

Und er schluchzte beinahe: „Wer ist da? Ach, Sie sind es — o du mein Gott im Himmel, wer hätte das von Manhart Osterling denken können!“

„Was — was denn?“

„Daß er heut' Nacht beim Herrn Senator mit meinem Hausschlüssel eingebrochen ist und ihm aus seinem Schreibtisch gestohlen hat —“

Eigentlich wider Willen hatte der Alte es herausgejammert, aber zu ungeheuer war's ihm, daß sein so sorglich behüteter Hausschlüssel mit zu der That geholfen; bei dem letzten Vorgang zwischen dem Herrn Senator und seiner Tochter war er, um nichts mehr zu hören und zu sehen, davon gelaufen und lief jetzt in hilfloser Verzweiflung weiter, durch die Hausthür in den noch herabströmenden Regen hinaus. Lisbeth dagegen blieb wie versteinert auf dem Fleck stehen, wohl eine Minute lang; da kam eine andre Gestalt durch den Gang zum Flur heran, halb taumelnd, wie mit völlig geistesabwesenden, verflörten Zügen. Doch nun rief Manhart Osterling aus: „Du bist's — hab' Dank — deine Arme nehmen mich auf!“ und er streckte beide Hände gegen Lisbeth Nothelf vor. Auch ihre Hände fuhren jetzt aus der Erstarrung, in der sie gestanden, in die Hüh, aber mit einer zurückwehrenden Bewegung des Entsetzens; ein Schauder überlief ihr Gesicht, sie stieß aus: „Ein Dieb!“ wandte sich und lief in schreckvoller Hast gleichfalls durch die Hausthür davon. Einen Augenblick starrte Manhart ihr ausdrucksleer nach, dann verließ ihn mit der geistigen Kraft auch die körperliche. Sein Gehirn war zur Bestunungslosigkeit überwältigt; auch er wollte fort, doch sein Fuß trug ihn nicht weiter, er konnte nur noch eine alte Banktruhe an der Flurwand erreichen und setzte sich oder fiel mehr mit geschlossenen Augen darauf nieder.

## 10.

Um einiges zuvor trug sich auf Klein-Wartenbel Eigentümliches zu. Der Ingenieur Dietwald Werneck war schon einmal in ziemlich früher Morgenstunde zu einem Besuch dort eingelehrt, doch nur für flüchtigen Aufenthalt, und wieder davongegangen, nachdem der Baron von Wensfern ihn zur Mittagsmahlzeit eingeladen. Dann hatte der letztere eiligst ein Licht angezündet, in seinem Zimmer den Ofen geöffnet und darin einen alten, angegilbten Brief verbrannt. Darauf hinblickend, sah er das Papier sich krümmen, auflodern, schwarz färben und in Asche fallen. Danach atmete er tief auf und murmelte vor sich hin: „Jetzt hat er keinen Beweis mehr.“

Nun lehrte Dietwald Werneck, der Einladung Folge leistend, zurück, indes schon um einige Zeit vor der Mittagstunde; der Himmel war überzogen, doch das Gewitter drohte erst, nur etwas Tropfengeprenkel fiel auf die Bäume des Gartens, dem der Ankömmling sich zuwandte. Hier traf er Undine von Wensfern, sie saß auf einer Bank und schien nichts von dem beginnenden Regen zu bemerken. Auch den Fußtritt des auf sie Zuschreitenden hörte

sie nicht, nahm diesen erst gewahr, als er plötzlich vor ihr stand. Da flog sie, wie schreckhaft überrascht, von ihrem Sitz auf, sah ihn an und stieß heftig aus: „Was wollen Sie?“

Er antwortete lachend: „Wenn ich einen Degen hätte und der Ritter aus dem Märchen wäre, würd' ich Ihnen die Tropfen über dem Kopf wegsechten, denn Sie denken offenbar so tief über etwas nach, daß Sie von dem Wolkenwasserfall nichts spüren. Aber ich bin nur ein gewöhnliches bürgerliches Geschöpf, das sich nicht ritterlich behaben kann — dabei fällt mir der junge Ritter von der traurigen Gestalt ein, ist er heut' Nacht seiner Dulcinea ins Garn gegangen?“

Mit einem sichtlichen Widerstreben versetzte die Befragte kurz: „Ja, nach der Abrede.“

„Er dauert mich eigentlich. Ein Klügerer hätt's nicht gethan. Wie kann einer von seinen Augen sich zu solcher Narrheit bringen lassen? Für nichts.“

„Sie sind unverschämt!“

Undine setzte den Fuß vor, um fortzugehen; er fiel ein: „Ich? Wie so? Glaubten Sie, ich spräche von mir? Ein so kompletter Narr war ich wenigstens nicht, da ich meine Thorheit doch nicht für gar nichts verübt habe. Wenn der Preis auch nicht der Rede wert war —“

„Welcher Preis?“

„Der Dank für die Leistung. Für mich würde ich ihn nicht beanspruchen, nur um des einmal bedungenen Kontrakts willen.“

„Ich habe nichts mit Ihnen — mein Vater wird —“

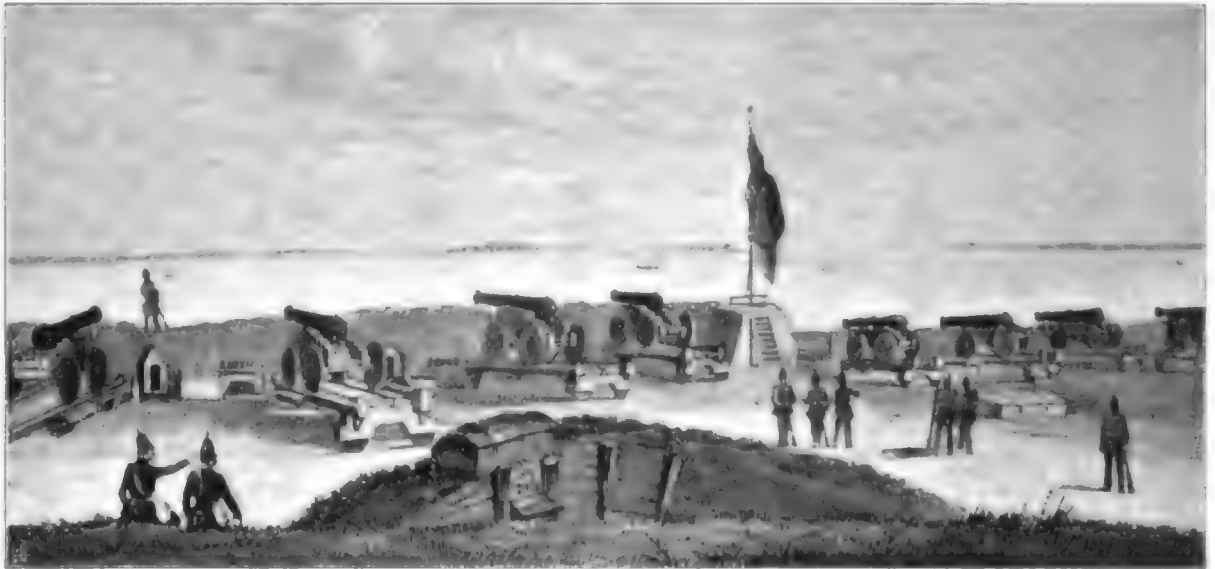
In den Zügen Dietwald Wernecks malte sich eine moralische Empörung. „O psui, das ist Undant! Habe ich Ihnen nicht Ihr Lebensglück an der Seite des Herrn von Gildenfall gesichert? Eine solche Besitzherrlichkeit! Wie mir der Undant an Menschen zuwider ist, zumal bei einem Mädchen! Ich bin gewiß nicht selbstüchtig, aber als Amerikaner verabscheue ich eine Kontraktbrüchigkeit, und wenn Sie mir den schuldigen Betrag vorenthalten wollen, nehme ich ihn.“

Rasch vortretend, schlang er einen Arm um den Nacken Undines, und sein Gesicht, das sich gegen das ihrige bog, zeigte an, welchen Preis er sich, als ihm gebührend, zuerkenne. Doch sie bog den Hals mit jäher Bewegung unter seiner Hand fort, sprang zurück, griff eine abgeschnittene Weidengerte vom Boden auf und stieß atemlos mit blitzenden Augen hervor:

„Frecher Mensch! Wagen Sie's, mich anzurühren!“

Nun lachte er: „Ist das in Deutschland Mädchenart, Schulden zu bezahlen? Abrißens bin ich besriedigt und erlasse Ihnen den Rest. Ich dachte mir mein Guthaben anziehender, als meine Hand es begutachtet hat.“

(Schluß folgt.)



Die Strandbatterie von Sandbader, vom Stadthaus aus aufgenommen. Nach einer Lithographie nach einer Zeichnung n. v. Natur von O. von Willd.

## Bei Eckernförde und Düppel vor fünfzig Jahren.

Von Oberstleutnant a. D. Hans Klæber.

Mit fünf Illustrationen und einem Situationsplan.:

Nachdruck verboten.

**S**chleswig-Holstein! Wie einfach und leicht verbinden sich die zwei Worte auf dem Papier durch ein kleines Schriftzeichen! Und wie viel Ströme von Blut hat es gekostet, um die beiden meerrumflungenen Lande unter sich und mit dem stammverwandten Deutschland zusammen zu fitten!

Ihre Vereinigung, auf den Schlachtfeldern 1848, 1849 und 1850 vergeblich erstrebt, auf denen von 1864 endgültig erstritten, war als altes verbrieftes Recht des schleswig-holsteinischen Volkes schon 1848 von ganz Deutschland einmütig anerkannt. Und doch gelang es nicht, dem bedrängten Brüderstamm zu seinem Rechte zu verhelfen.

Der 'schwerfällige Organismus' der damaligen deutschen Centralgewalt konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben auf die Bethätigung der deutschen Macht nach außen.

Deutschlands Schwert war da, aber es war in der Scheide seit 1815 einge rostet. Rasche Schläge, um den Diplomaten zuvorzukommen, waren unmöglich. Noch schlimmer als mit dem Landheere, sah es damals mit der Seemacht aus. Und wenn der Berliner Volkswitz der damaligen Zeit in einem beißenden Couplet mit dem Refrain: „Zwei Gondeln und ein Seeladett, ja, das wär' nett“ diese Zustände geißelte, so war der aus dem Liede herausklingende Wunsch nach einer Flotte nur leider zu berechtigt, denn es gab in der That weder ein Kriegsschiff noch einen Seesoldaten.

Die Dänen konnten daher mit ihrer Flotte unbehindert die deutschen Häfen blockieren und an der schleswig-holsteinischen Küste landen. Deutscherseits konnte man sich hiergegen nur durch Anlage von Strandbatterien an denjenigen Stellen wehren, wo eine Landung möglich oder wahrscheinlich war.

Besonders wehrlos waren anfangs die Schleswig-Holsteiner selbst gewesen. Mit dem Augenblick der Erhebung hatten sich alle national-dänischen Offiziere nach Kopenhagen begeben, während die geborenen Schleswig-Holsteiner zum größten Teil ihren Abschied nahmen, weil sie es mit ihren Gewissen nicht vereinbaren konnten, gegen den König von Dänemark zu kämpfen, dem sie den Eid der Treue geschworen hatten.

So waren denn schnell sich bildende Freischaren, ohne die heranrückenden Preußen und Hannoveraner abzuwarten, fast führerlos den Dänen nördlich Flensburg entgegengetreten und, wie nicht anders zu erwarten, beim ersten Zusammentreffen mit dem gut disciplinierten Feinde vollkommen auseinander gesprengt worden.

Aber die Schleswig-Holsteiner verloren den Mut nicht.

Während Preußen und Hannoveraner den Krieg weiter führten, machte man im ganzen Lande erneute Anstrengungen zur Aufstellung von Freicorps bezw. eines Heeres.

Aus allen deutschen Bundesstaaten waren Offiziere herbeigezogen, die sich in das junge Heer einreihen

ließen. Aber ungeheuer waren die zu überwindenden Schwierigkeiten: Die Mannschaften nach dänischem Wehrgeſetz nur aus der ärmeren Landbevölkerung ausgehoben, waren nach dänischem Reglement eingeübt, an dänisches Kommando gewöhnt und bisher nach dänischer Sitte mit Stockschlägen behandelt worden. Die Uniformierung glich zunächst vollkommen der der dänischen Truppen, weil sie aus den dänischen Zeughäusern stammte. Mit dieser Bekleidung konnte man die Leute nicht gegen einen Feind führen, von dem sie sich äußerlich in keiner Weise unterschieden. Geld und Zeit, um Abänderungen vornehmen zu können, war nicht vorhanden und so färbte man denn die roten Jacken ungetrennt, wie sie waren, grün. Dadurch lief aber das Tuch so ein, daß die Soldaten ihre Jacken nicht mehr zuknöpfen konnten und die Ärmel viel zu kurz wurden. Außerdem drang die Grundfarbe bald wieder durch, so daß die Jacken grünrot schillerten. Das Ganze sah derart schauderhaft aus und war so unzumutbar, daß man den Truppen die Jacken fortnahm und ihnen nur die blauen Stalljacken beließ. Durch Schwarzfärben der Helmbeschläge und Anlegen einer weißen Armbinde suchte man einen Unterschied gegen

die dänische Uniform herzustellen. Da aber die Dänen diese Abzeichen einfach nachahmten, so waren zahlreiche gelungene Überfälle auf Vorposten und Patrouillen die Folge. Nachdem die Schleswig-Holsteiner daher am 28. Mai von den Dänen bei Düppel nochmals zum Rückzug gezwungen worden waren, nahm man sie ganz in die Reserve.

Hier aber und besonders während des bald eintretenden Waffenstillstandes von Malmö bildeten sie sich unter dem preussischen General von Bonin zu einer Truppe aus, die sich jeder andern deutschen an die Seite stellen konnte.

Schon wenige Tage nach Ablauf dieses Waffenstillstandes sollten die Schleswig-Holsteiner Gelegenheit finden, dies zu zeigen.

Am Nachmittag des 4. April 1849 kam ein dänisches Geschwader von neun oder zehn Schiffen vor der Eckernförder Bucht in Sicht, ging aber etwa zwei Meilen von Eckernförde entfernt vor Anker. In und bei Eckernförde standen etwa dreitausend Schleswig-Holsteiner. Am Nord- und Südufer des Hafens befand sich nahe der Stadt je eine Strandbatterie, die nach damaliger Sitte unter andern mit einem Ofen zum Glühendmachen von Kugeln ver-



Vernichtung des dänischen Linienschiffs Christian VIII. durch schleswig-holsteinische und nassauische Kanonen am 5. April 1849.

Nach einer Lithographie von H. Rucke.



sehen war. Geschosse, mit Sprengstoff gefüllt, die geeignet waren, in feste Gegenstände einzudringen, gab es noch nicht.

Am 5. April früh 7 Uhr — es war Gründonnerstag — liefen nun bei günstigem Ostwinde von dem dänischen Geschwader das Linienschiff „Christian VIII.“ mit vierundachtzig und die Fregatte „Gefion“ mit sechsundsüßzig Kanonen an Bord, von beiden Strandbatterien mit Geschossen empfangen, in den Hafen von Ederneföde ein. „Christian VIII.“ legte sich zwischen beide Batterien, ganz nahe der Stadt, die „Gefion“ etwas weiter östlich vor Anker. „Imposant“, sagt ein Augenzeuge, „war der Anblick dieser stolzen Gebäude, als sie mit vollen Segeln heranzogen.“ Zwei Kriegsdampfschiffe „Hella“ und „Geyser“ begleiteten sie, die übrigen Schiffe blieben in See.

Es entspann sich nun ein äußerst heftiger ungleicher Kampf. Aus hundertunddreißig Feuerschlünden wurden die beiden Strandbatterien, die nur über zusammen zehn Geschütze verfügten, zu denen bald nach Beginn des Kampfes nur noch zwei herbeigeeilte nassauische Feldgeschütze traten, ununterbrochen beschossen. Bald waren in der Nordbatterie drei Geschütze demontiert, so daß nur noch neun Geschütze in Thätigkeit waren, die aber durch ihr ruhiges Feuer auch den Dänen nicht geringe Verluste zufügten. Bald dampften die beiden Kriegsdampfschiffe wegen erlittener Beschädigungen der offenen See zu.

„Immer stärker wurde der Kanonendonner und besonders wenn „Christian VIII.“ eine ganze Lage abgab“, sagt jener Augenzeuge, „dann klirrten die Fenster und die Erde erbehte. Bomben-, Kanonen- und Kartätschflugeln flogen nach allen Richtungen, auch in die Stadt und das nahe Dorf Vordby. Ganze Scharen flüchtender Frauen verließen mit ihren weinenden Kindern die Stadt. Dagegen strömten neugierige Zuschauer in Menge herbei, welche von den die Stadt umgebenden Höhen aus in banger Erwartung des Ausganges des Kampfes harreten. Unbeschreiblich war der Jubel dieser Tausende, als gegen 1 Uhr nach fast sechsständigem harten Kampfe „Christian VIII.“ die weiße Flagge hißte.“ Das Feuer schwieg und laut ertönte vieltausendstimmig das „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, als ein Parlamentär an Land kam. Seinem Verlangen, die Batterien schweigen und die Schiffe unbehelligt in See stechen zu lassen, konnte natürlich nicht stattgegeben werden, um so weniger als der Däne noch damit drohte, beide Schiffe würden im Weigerungsfalle die Stadt bombardieren.

Nach zweistündiger Unterhandlung entbrannte daher der Kampf mit erneuter Heftigkeit. Da die Schleswig-Holsteiner die Zeit der Unterhandlungen

benutzt hatten, die Geschütze in der Nordschanze wieder in Stand zu setzen, auch noch vier nassauische Feldgeschütze eingetroffen waren, so traten von jetzt ab sechzehn Geschütze in Thätigkeit.

„Christian VIII.“ in dessen Inneren es infolge Einschlagens glühender Kugeln bereits längere Zeit brannte, sah sich gezwungen den Kampf aufzugeben und signalisierte eins der Kriegsdampfschiffe heran, um sich aus dem Hafen schleppen zu lassen. Von den Strandbatterien mit einer Lage Glühkugeln empfangen, machte der Dampfer indessen wieder kehrt und „Christian VIII.“ versuchte nun gegen den in die Bucht hineinwehenden Ostwind die hohe See durch Lavierer zu gewinnen. Hierbei aber geriet er auf Grund gerade gegenüber der Südbatterie, welche ihn nunmehr derart mit glühenden Kugeln überschüttete, daß ihm nichts übrigblieb, als sich dem Kommandeur dieser Batterie zu ergeben. Dieser sagte die Einstellung des Feuers nur unter der Bedingung zu, daß die „Gefion“ sich gleichzeitig ergebe.

So strichen denn die beiden stolzen Schiffe der dänischen Seemacht ihre Flaggen vor einigen wenigen von Schleswig-holsteinischen Artilleristen bedienten Geschützen.

Die Kapitäne beider Schiffe überreichten dem inzwischen eingetroffenen Kommandeur der Division, zu welcher die Ederneföder Truppen gehörten, dem Herzog von Sachsen-Roburg-Gotha, ihre Degen.

Ehe noch die Gefangenen beider Schiffe vollzählig an Land gebracht waren, ergriff das Feuer auf dem „Christian VIII.“ die Pulverkammer und das schöne Schiff flog abends acht Uhr in die Luft, wobei über zweihundert Menschen, außer zahlreichen Toten meist Verwundete, in die Bogen geschleudert wurden oder verbrannten. „Furchtbar-schön“, sagt jener Augenzeuge, „war der Anblick der Explosion. Zuerst erhob sich eine ungeheure Feuer säule, mehrere Schiffskanonen entluden sich, Bomben und Granaten zersprangen in der Luft. Dann zog ein dicker schwarzer Rauch, untermischt mit brennenden Stoffen aller Art über unsere Stadt. Jammer- und Angstgeschrei tönte vom Bruch her zu uns herüber. Der Luftdruck der Explosion war derart, daß im Umkreis von fast einer Meile die Fenster zersprangen, der Knall wurde auf sechs Meilen Entfernung gehört.“

Der Verlust der Schleswig-Holsteiner betrug einschließlich der Civilbevölkerung vier Tote, zwölf Verwundete. Von den Dänen gerieten unverwundet in Gefangenschaft achtundvierzig Offiziere und Beamte, neunhundertundelf Matrosen und Seesoldaten; sechzig Verwundete wurden in Ederneföde untergebracht, fünfzig meist aus dem Wasser gefischte Leichen dort beerdigt.

Während so die dänische Seemacht eine empfindliche Niederlage erlitt, sollte schon nach wenigen









# Die Anne-Marie.

Novelle von Humphry Ward.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Peter Braun hatte Nols's Häuschen erreicht. Es lag am Ende des Dorfes, etwas abseits von der Straße inmitten eines kleinen Gartens. Martins Kinder spielten vor der Thüre. Als sie den Alten erblickten, hielten sie inne; sie erkannten ihn wohl, durch sein langes Fernsein war er ihnen aber fremd geworden.

„Wo ist die Mutter?“ fragte Peter den ältesten, elfjährigen Knaben.

„Ich weiß es nicht.“

„Ist sie ausgegangen?“

„Ja — sie wollt' etwas holen.“

Peter schaute unentschlossen vor sich hin, dann aber trat er ins Haus und schickte sich an, die steile Treppe zu erklimmen. Doch die Kinder, die ihm neugierig nachgegangen waren, hielten ihn mit lautem Geschrei zurück. „Nicht da 'nauf!“ riefen sie einstimmig. „Mutter leid'ts nicht.“

„Wollt ihr wohl still sein, ihr Rangen!“ fuhr der Alte sie ärgerlich an. Er hob drohend seinen Stock und verschüchtert drückten sich die Kleinen in einen Winkel; während Peter langsam die Treppe erstieg und mit zitternder Hand die Schlüssel hervorzog, die er am Halse trug. Die horchenden Kinder vernahmen, wie er den Wandschrank aufschloß und den Kasten rückte. Sie hörten ein dumpfes Aufstöhnen und dann war alles still. Die Kleinen begannen sich zu fürchten; nur der Älteste wagte es endlich, nach dem alten Ohm zu schauen. Er fand ihn auf der obersten Stufe sitzend; der Kopf hing vornüber und die Hände lagen schlaff auf den Knien. Peter hatte das Bewußtsein verloren.

In der Meinung, der Alte sei tot, stürmte der Knabe fort, die Mutter zu holen. Seine jüngeren Geschwister liefen schreiend hinter ihm her und so rannten sie die Straße hinunter.

Die Kathrin stand gerade vor ihrer Hausthür, als die kleine Gruppe angejagt kam. „He, Kinder, was ist denn los?“ rief sie ihnen entgegen.

„Ach, Kathrin,“ stammelte der Älteste in weinerlichem Ton, „der Ohm Peter ist da und er ist tot.“

„Tot?“ wiederholte die Frau erschreckt, faßte die Hand des Knaben und eilte hastig dem Hause Martins zu.

Sprachlos vor Erstaunen und Schrecken starrte sie auf das Bild, das sich ihr da bot: der alte

Mann, in tiefer Ohnmacht neben dem offenen Kasten lehrend. Doch sie war eine zu praktische Frau, um unthätig zu bleiben. Ohne langes Besinnen machte sie sich daran den Bewußtlosen ins Leben zurückzurufen, was ihr auch nach einigem Bemühen gelang. Er richtete sich halb in die Höhe; als sein Blick aber auf die zwei einzigen Goldstücke fiel, die noch in der Truhe lagen, sprang er mit einem unterdrückten Wutschrei auf. „Wo ist die Anne-Marie?“ rief er in heiserem Ton. „Ich werde sie vor Gericht bringen. Sie muß alles hergeben — alles, sage ich.“

Kathrin, die ihn stützte, damit er nicht fallen solle, sah ihn ängstlich an. „So seid doch ruhig, Peter!“ suchte sie ihn zu beschwichtigen. „Was soll der Zorn?“

„Zorn?“ wiederholte er, nach Atem ringend. „Hab' ich keinen Grund dazu? Dieses schlechte Geschöpf, diese Diebin! Meine Thaler fortzuwerfen — meine Thaler!“ Aber ich will sie schon kriegen — ja, das will ich!“

Er zitterte wie Espenlaub vor innerer Erregung und war kaum imstande, sich aufrecht zu halten. Kathrin folgte ihm mit besorgter Miene in die Küche, wo die Kinder scheu in eine Ecke zusammengedrängt hockten. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre — Anne-Marie trat ein. Peter stürzte auf sie zu, sie mit Vorwürfen und Drohungen überhäufend. Gleich bis in die Rippen stand sie vor ihm, aber kein äußeres Zeichen verriet, was in ihr vorging. „Was machst so 'n Lärm um dein Geld?“ sagte sie, ihm grade ins Gesicht schauend. „Ich hab' nichts damit zu schaffen, weiß auch nicht, was du meinst.“

Ihre Gleichgültigkeit brachte ihn noch mehr auf. In hitzigen Worten sprudelte er hervor, wie er die Truhe gefunden, zu oberst der anderen Kiste, mit aufgebrochenem Schloß und des ganzen Inhalts beraubt. „Ich will mein Geld wieder haben,“ schloß er, drohend die Faust gegen Anne-Marie erhebend; „du hast's irgendwo versteckt und ich werd' nicht ruh'n, bis du's hergiebst.“

„Was ich nicht bekommen hab', kann ich auch nicht geben,“ war ihre trohige Antwort. „Warum hängst du's mir an? 's giebt noch genug schlechte Leut' in der Welt. Vielleicht ist einer bei Nacht eingebrochen; wir hören's nicht, denn der Martin und ich, wir haben beid' 'nen festen Schlaf.“

„Aber Anne-Marie, thut Euch denn der arme, alte Mann gar nicht leid?“ flüsterte Rathrin ihr vorwurfsvoll zu.

„Nu ja, leid thut er mir schon,“ lenkte sie ein. „Weshalb fährt er aber gleich so auf mich los? Ich weiß nichts von seinem Geld; er hat's ja selbst eingesperrt und den Schlüssel mitgenommen.“

„So? Und woher hast du die Thaler, die du im Wirtshaus gewechselt?“ unterbrach Peter sie, indem er mit seinem Stod heftig auf den Boden stieß.

„Von Sophie Heinemann oder vielmehr von dem Advokaten. Was geht's dich an?“

Ihr schnippischer Ton versetzte ihn von neuem in Wut; er schimpfte und drohte, sie dabei immerfort eine Diebin, eine Lügnerin nennend.

Sie ließ ihn ruhig toben; mit verschränkten Armen lehnte sie am Thürpfosten und ihr Gesicht blieb so unbeweglich, wie eine Wachsmaske. Rathrin wurde es ganz unheimlich zu Mute; sie konnte es nicht länger mit ansehen. Peter am Armel zupfend, sagte sie in schüchternem Ton: „Kommt 'ne Weile mit mir in meine Stub', bis Ihr ruhiger seid! 's thut Euch nicht gut, so 'n Born! Solltet lieber erst 'mal mit Sander reden.“

Wie ein Hoffnungsstrahl zuckte es über des Alten Gesicht. Ja, der Sander! An den hatte er gar nicht gedacht. Der war ein gescheiter Kopf und würd' die Geschichte schon klar machen. „'s ist ein guter Gedanke von Euch, Rathrin,“ nickte er, „wir wollen den Sander holen.“ Und ohne sich weiter um seine Nichte zu kümmern, humpelte er, von der gutherzigen kleinen Witwe geführt, zur Thüre hinaus.

Mit starrem Blick schaute Anne-Marie ihnen nach, dann sank sie neben dem Herd auf einen Schemel. Die Kinder drängten sich um sie, doch der Anblick der Kleinen war ihr in dieser Stunde unerträglich. Sie schickte sie zu Bett und blieb allein in der Küche sitzen. Ein Ausdruck troziger Entschlossenheit lag auf ihrem Gesicht. 's war 'ne böse Sache, das mit dem Geld — aber niemand konnte ihr was beweisen und sie würd' nicht so dumm sein, sich selbst zu verraten oder gar ihre Schuld einzugestehen. Sie mußte nur standhaft leugnen, das war ihre einzige Rettung. Ein Gefühl der Neue überkam sie plötzlich, nicht wegen ihres begangenen Unrechtes, sondern weil sie die beste Gelegenheit versäumt hatte, sich von allem Verdacht frei zu halten. Hätte sie doch Martin am gestrigen Abend, als er sie blutend fand, alles erzählt und alle Schuld auf seinen Sohn, den Wilhelm, geworfen! Jetzt war es zu spät. Niemand würde ihr die Geschichte glauben — ihr Mann am wenigsten; er würde sie nur hassen und verachten. Ja, zu solcher Ausred' war's zu spät. Sie biß sich die Lippen blutig über ihre Dummheit, und der Gedanke an das Geschwäh der Leute, an die Polizei und an

alles, was noch geschehen konnte, trieb ihr den kalten Angstschweiß auf die Stirn.

Wo nur Martin blieb? Was würde er sagen, wenn er um die Sache erfuhr? Sie schauerte zusammen, als sie daran dachte, welchen Eindruck es auf ihn machen würde. Ihm wollte sie alles gestehen — wenn er sie dazu zwang. Die Thränen stiegen ihr heiß in die Augen, aber sie drängte sie gewaltsam zurück. Nur wegen Martin that's ihr leid. Er war den Morgen so gut, so zuthunlich mit ihr und den Kindern gewesen, wie seit Monaten nicht; es hatte sie ganz froh gemacht. Und nun?

Horch! waren das nicht Schritte? Mit einem schweren Seufzer erhob sich Anne-Marie, lauschte einen Augenblick und begann dann hastig das Spülfaß einzufüllen, um die gebrauchten Tassen und Teller zu waschen. Jetzt klopfte jemand an die Thüre. Ohne sich umzuschauen rief die junge Frau: „Herein!“

Auf der Schwelle erschienen drei Gestalten: Peter Braun, die Rathrin und Sander, der Hufschmied. Letzterer nahm höflich seine Pelzkappe ab, aber Anne-Marie erwiderte seinen Gruß nur mit steifem Kopfnicken. Seine scharfen, unruhigen Augen und der spöttische Zug um den Mund, der ihn aussehen ließ, als fände er immer alles lächerlich, waren ihr unangenehm.

„Dürfen wir herein?“ fragte er, mit den Augen zwinkernd.

„Hab' nichts dagegen,“ gab Anne-Marie kurz zurück.

Die drei traten ein; Sander schloß die Thüre und winkte seinen beiden Begleitern, sich niederzusetzen. Nachdem er selbst Platz genommen, räusperte er sich ein paarmal, rieb sich mit der flachen Hand das glatte Kinn und sagte dann in bedächtigem Ton: „Hm, beste Frau Hols, gebt Ihr's nicht auch zu? 's ist eine böse Geschichte — verdammt böß. Wollt Ihr mir 'ne Frage oder zwei beantworten?“

„Warum nicht?“ Anne-Marie machte dabei ein höchst gleichgültiges Gesicht, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Abtrocknen eines Tellers richtend.

„Hm, dann wollen wir ganz regelrecht anfangen. Euer Ohm hat also, ehe er fortging, seinen Geldkasten oben in Eueren Wandschrank gestellt.“

„Ja, das hat er gethan,“ bestätigte sie.

Der alte Peter, der mit seinem wirren Haar, seiner geknickten Haltung und seinen zitternden Gliedern einen kläglichen Eindruck machte, murmelte halblaut einige Worte. Anne-Marie schien sie verstanden zu haben, denn sie drehte sich heftig zu ihm hin: „Woher sollt' ich wissen, was du in deinem Kasten hatt'st? Hast's weder mir noch der Rathrin, noch sonst einer lebenden Seel' gezeigt. Ist's nicht so?“

„Ja, Peter, das muß festgestellt werden,“ bemerkte Sander, die Miene eines Richters annehmend.

Peter rüßte unruhig hin und her. „'s ist schon wahr,“ gab er widerstrebend zu. „Nur die Lisbeth mußt' drum und die ist tot — ist tot.“ Er ließ traurig den Kopf sinken.

„Na, einerlei!“ tröstete ihn der Schmied. „Wir werden schon dahinter kommen.“ Er drehte seine Pelzkappe in den Händen herum, während sein scharfer Blick alle Gegenstände der Küche musterte und schließlich auf Anne-Marie haften blieb, die unbekümmert weiter spülte und abtrocknete. Ihre nachlässige Haltung sowie ihre zur Schau getragene Gleichgültigkeit ärgerten ihn. „Die wird schon klein beigegeben,“ dachte er, „wenn wir ihr nur erst was nachweisen können. Jedenfalls lohnt sich's, der Sache auf den Grund zu gehen.“ Und sich zu Anne-Marie wendend, sagte er mit größter Höflichkeit:

„Habe ich recht verstanden, so steht der Schrank oben an der Treppe, nicht wahr? Euer Ohm schloß ihn selbst zu und nahm den Schlüssel mit?“

Sie nickte stumm, scheuen Blickes den alten Peter beobachtend, wie er mit zitternden Händen einen Schlüssel hervorzog.

„War denn das Schloß in Ordnung, als Ihr jetzt zurück kamt, Peter?“ fuhr der Schmied mit Amtsmiene in seinem Verhör fort.

„Ganz in Ordnung,“ bestätigte dieser. Sander strich sich wieder nachdenklich das Kinn. Plötzlich schaute er in die Höhe.

„Eh,“ sagte er, auf die Wand neben dem Herd deutend, „da ist ja noch ein Schrank. Sieht er dem anderen ähnlich, Peter?“

Der Alte blickte nach der angedeuteten Richtung. „Ja, genau so,“ stammelte er, den Wandschrank verbucht anstarrend.

„Na, dann wird Frau Rolf uns wohl erlauben, ihn 'mal näher anzusehen.“

Anne-Marie widersprach nicht; sie stützte sich nur auf den Tisch und verfolgte jede Bewegung Sanders mit sichtlich Spannung.

„'s ist kein Schlüssel da,“ bemerkte der Schmied. „Versucht 'mal den Eueren, Peter!“

Der Alte erhob sich bereitwillig, doch Anne-Marie stellte sich ihm in den Weg. „Was habt Ihr in meinem Haus herumzustöbern?“ fuhr sie zornig auf. „Macht daß ihr fortkommt, alle miteinander! Ich weiß nichts von dem Gelde und laß mich nicht so beschimpfen. Geht eurer Wege!“

„Gewiß, gewiß, Frau Rolf!“ entgegnete Sander, sich spöttisch verbeugend. „Wir gehen ja schon. Kommt, Peter, 's ist gescheiter, Ihr gebt die Sach' dem Haller in die Hände. Der vertritt's Gesetz und da wird ihn die Frau Rolf nicht so fortschicken können wie uns.“

Der Rathrin, die bisher still dageessen, wurde es angst, als sie das hörte; sie schlüpfte zur Anne-Marie hin und flüsterte ihr bittend zu: „Um Gott's

willen, daß der Haller nicht 'reingeholt wird! Laßt die beiden nachschauen, 's ist besser für Euch!“

Anne-Marie zuckte verächtlich die Achseln. „Mir ist's ganz egal, was sie thun,“ warf sie mürrisch hin. „Meinetwegen können sie suchen — ich fürcht' mich nicht.“

Unterdessen hatte der Schmied Peters Schlüssel in das Schloß des Wandschranks gesteckt und gefunden, daß er genau paßte. „Das ist sonderbar,“ murmelte Sander vor sich hin. „Eh, Peter,“ wandte er sich an diesen, „Ihr wußtet wohl gar nicht, daß da noch ein Schlüssel im Haus war, der den Schrank oben aufschließen konnte?“

Der alte Mann stöhnte klaglich und sank auf die neben dem Herd stehende Bank, zu erschöpft, zu gebrochen, um zu antworten oder auf Anne-Marie zu schimpfen. Erst nach einer Weile fing er an zu sprechen, stammelnd in abgerissenen Sätzen. „Sagt ihr doch, Sander, daß sie mir mein Geld wiedergiebt. Wenn nicht alles, so doch etwas. Sie kann's nicht ausgegeben haben — nein — sie hat's sicher wo versteckt. So 'ne Schlechtigkeit, einen alten Mann, wie mich, zu bestehlen — den eigenen Ohm! Sagt's ihr doch, Sander!“

Das Jammern des Greises war mitleiderregend, aber Anne-Marie empfand nur Zorn gegen ihn. Die Arme in die Hüften stemmend, stellte sie sich breit vor ihn hin und mit einer Heftigkeit, die sich von Satz zu Satz steigerte, rief sie: „So — ich muß 's gewesen sein, die dich bestohlen hat? Grad' ich und niemand anders, eh? Giebt's keine Strolche, Landstreicher und Diebe, die des Nachts einbrechen? Muß 's grad' die Anne-Marie sein? O, ich laß mich aber nicht so verschwärzen für nichts. Nein, sicher nicht. Und nu wär' mir's lieb, wenn ihr euch allsamt fortmachtet; 's ist spät und ich will Ruh' haben.“

„Schön, schön, Frau Rolf!“ nickte Sander, seine Pelzkappe aufstülpend, „wir gehen ja schon. Nur eins solltet Ihr uns noch erlauben: den Schrank oben anzusehen, damit wir doch wissen, wie der Dieb hineingekommen ist.“

Einen Moment zögerte Anne-Marie, dann brummte sie widerwillig: „Macht, was Ihr wollt!“ und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Von Peter gefolgt, stieg der Schmied die schmale Stiege hinauf. „'s ist doch nicht ganz klar,“ dachte er. „Wie konnt' sie das ganze Geld ausgeben? Hat sie hinter Martins Rücken einen Liebhaber gehabt oder — steckt er selbst mit drin?“

Anne-Marie war in der Küche zurückgeblieben. Sie legte die Hand an die Stirn und sann nach. Wo hatte sie nur am Abend vorher den Schlüssel hingelegt, nachdem sie den Schrank abgeschlossen? Vergebens zerbrach sie sich den Kopf — sie konnte sich durchaus nicht darauf besinnen. Mit gespannter





Aufmerksamkeit und voll heimlicher Angst lauschte sie auf jedes Geräusch oben. Die Kathrin, die still in einem Winkel saß, hatte sie ganz vergessen. Nach einer Weile öffnete sie leise die Thüre. Sie sah Sander vor dem Schrank knien und plötzlich, wie einen Falken mit der Hand in die klaffende Mauerpalte fahren. Ein lauter Ausruf des Erstaunens klang von oben herab. Anne-Marie erbehte; es schwindelte ihr vor den Augen. Sie wankte in die Küche zurück und sich mit verschränkten Armen gegen die Wand lehrend wartete sie auf die Rückkehr der beiden Männer. Nach einer Weile — ihr dünkte es eine Ewigkeit — kam Sander langsam die Treppe herunter. Er trug den schweren Kasten, während Peter mit fahlem Gesicht hinter ihm her humpelte.

Im selben Augenblick als die zwei auf der Schwelle erschienen, wurde die Hausthüre geöffnet und Martin Rolf, eine ganze Schneewolke mit sich bringend, trat ins Zimmer.

„Holla, Ihr Peter?“ rief er überrascht. „Und — Sander?“

Verdutzt schaute er von einem zum anderen. Einen Moment herrschte tiefes Schweigen; dann stolperte Braun auf Martin zu. „Ach, was bin ich froh, daß Ihr gekommen seid, Martin!“ stammelte er. „Ihr werdet mir gewiß sagen, was Eure Frau mit meinem Geld gemacht hat. Besinnt Ihr Euch noch auf den Kasten da? Wir trugen ihn damals zusammen her und Ihr war't Zeuge, wie ich den Schrank selbst abschloß und die beiden Schlüssel mitnahm. Und nun“ — seine Stimme zitterte wie von verhaltenem Schluchzen — „nun sind nur noch — zwei Goldstücke — und — und ein Thaler da, Martin! Und 's waren doch 5000 Mark, denkt Euch Martin — 5000 Mark! Aber Ihr werdet's von ihr raustriegen, Martin, nicht wahr?“ schloß er mit flehender Miene.

Schweigend, ohne ihn zu unterbrechen, hatte Rolf den Alten angehört. Als dieser geendet, wandte er sich in kurz befehlendem Ton zu Sander: „Zeigt mir den Kasten!“

Bereitwillig öffnete der Schmied die Truhe, die er auf den Tisch gestellt hatte und Martin nahm eine genaue Untersuchung derselben vor. Er befühlte die inneren Wände, schüttelte das Tuch, in dem das Geld gelegen und besah das gesprengte Schloß. Anne-Marie stand in seiner Nähe, starr und unbeweglich, nur die Hände spielten nervös mit dem Schürzenband. Ein unheimliches Schweigen lagerte über der kleinen Gruppe.

Sander, der vergebens darauf wartete, daß Martin etwas sagen würde, konnte schließlich seine Ungeduld nicht mehr zügeln. „Oh, Rolf,“ wandte er sich an diesen, „was sagt Ihr dazu? 's wird Zeit, daß wir die Geschichte klar machen. Peter Braun that

sein Geld in Euren Schrank, schloß ihn selbst ab und nahm den Schlüssel mit. Stimmt, he? Gut, also! Nu hat sich aber 'rausgestellt, daß Ihr noch einen Schlüssel im Haus habt, der den Schrank oben aufschließt. Nein, unterbrecht mich nicht!“ fuhr er fort, als Martin eine Bemerkung machen wollte, „glaub's ja, daß Ihr nicht drum gewußt, glaub's sogar ganz bestimmt, aber steckt 'mal Peters Schlüssel da in den Schrank neben dem Herd — er paßt ganz genau. Wo ist denn aber der Schlüssel zu diesem Schrank? hab' ich bei mir gedacht und als wir vorhin oben waren, entdeckt' ich ein Loch in der Mauer. Was meint Ihr wohl, was da lag? Der da!“ Und damit hob er triumphierend einen Schlüssel in die Höhe. Niemand sprach ein Wort. „Also,“ nahm Sander seine Rede wieder auf, jeden Satz an den Fingern abzählend, „also da haben wir: erstens den eingeschlossenen Kasten; zweitens, einen Doppelschlüssel, von dem Peter nichts wußte; drittens, das Geld geraubt und viertens, der Schlüssel versteckt. Doch das ist noch nicht alles.“ Er nahm eine noch wichtigere Miene an, versenkte seine Hände in die Rocktaschen und fuhr mit scharfer Betonung fort: „Vielleicht wißt Ihr, Rolf oder vielleicht auch nicht, daß Euerer Frau“ — er machte eine höfliche Verbeugung gegen Anne-Marie — „in der letzten Zeit drüben im Wirtshaus sehr freigebig mit Geld gewesen ist. Traktierte alle, einerlei ob jung oder alt. Und nicht etwa auf Rechnung. O nein, sie zahlte immer bar und obendrein in harten Thalern. Kuriose Thaler freilich; keiner von uns hat solche gesehen — mußten wohl aus 'ner sehr alten Zeit stammen. Die Leut' fingen an drüber zu reden und so hat's auch der Haller gehört. Der hielt natürlich gleich Umfrag' und nachher hat der Wirt ihm und mir auf unser Verlangen ein paar von den Thalern in Wechsel gegeben.“

Er griff in die Westentasche, aus welcher er ein Silberstück hervorzog. „He, Peter, kennt Ihr das?“

Wie ein Geier stürzte sich der Alte darauf. „Der Thaler gehört mir!“ rief er erregt. „Schaut her, Martin, da ist's Jahr 1770 drauf. Ich hab' die schon gesammelt, als ich noch 'n junger Bursch war. Und auf jeden hab' ich 'n Zeichen gemacht, da in die Ecke.“ Seine Behauptung war richtig, man sah deutlich einige eingekratzte Kreuzstiche.

„'s thut mir leid,“ begann Sander wieder, eine wahre Nichterniene aufsetzend, „aber ich muß Euch sagen, Rolf, daß dieses Geldstück gestern Abend drüben im Wirtshaus von Euerer Frau ausgegeben worden ist, von Euerer Frau, die da steht“ — er wies auf Anne-Marie, aus deren Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war — „und sie soll's leugnen — wenn sie's kann.“

Atemlose Stille folgte diesen Worten, die eine so schwere Anklage enthielten. Dann trat Martin, wie aus einer Betäubung erwachend, auf Anne-Marie zu. Mit festem Griff faßte er ihren Arm. „Hast du's gethan?“ fragte er kurz. Er sah ihr scharf in die Augen und sie wandte langsam den Kopf zur Seite. Ein Zittern durchlief ihren Körper; fast wäre sie umgesunken, hätte sie sich nicht an einer Stuhllehne gestützt. Sie warf einen haßerfüllten Blick auf Sander und wie ein jähes Schluchzen kam es halblaut über ihre Lippen: „O Ihr Ungeheuer Ihr!“

Martin hatte unterdessen die Thüre geöffnet. „Ihr laßt uns wohl jetzt allein,“ sagte er in hartem Ton, und schweigend, ohne ein Wort des Abschieds entfernten sich die drei.

## 5.

Martin war allein mit seinem Weibe. Er stand noch an der Thüre, als diese sich bereits hinter den Weggehenden geschlossen hatte, die Hand an die Stirn gelegt, als müsse er sich auf etwas besinnen. Das Feuer knisterte im Herd, die Tassen und Teller auf dem Wandbrett glänzten im Schein der Lampe, die Rake lag wie gewöhnlich zusammengerollt auf der Holzbank; es sah alles so still und friedlich aus wie jeden Tag und doch war alles so ganz anders. Was hatte sich nur verändert?

Langsam, mit einer Schwerfälligkeit, als laste eine Krankheit auf ihm, bewegte er sich zum Tisch, setzte sich Anne-Marie gegenüber und stützte den Kopf in die Hände. Es herrschte Totenstille in dem kleinen Raum; nur das einsörmige Ticken der Wanduhr war vernehmbar.

„Wo hast du's gelassen?“ brach Martin endlich das Schweigen. Seine Stimme klang so rau, so heiser, daß er selbst darüber erschrak.

Anne-Marie antwortete nicht gleich. Sie richtete den Blick auf sein Gesicht, als suche sie darin nach einem Ausdruck, der ihr Hoffnung gab, daß sie bei dem Gatten wenigstens Verzeihung und Beistand in ihrer Not finden werde. Doch sie sah keine Milde, kein Mitleid in seinen Zügen und so entgegnete sie in wiedererwachendem Trost: „Ich hab's nicht genommen. Sander lügt.“

„Wo hast du dann diese Thalerstücke her?“

„Aus der Stadt. Der Advokat gab sie mir.“

Eine dunkle Röte des Unwillens stieg in Martins Gesicht; er wußte, daß sie eine Lüge aussprach, genau wie am Abend vorher, als sie ihm gesagt, die Wunde an ihrer Stirne rühre von einem unglücklichen Fall her. Der Gedanke daran erfüllte ihn mit Bitterkeit und Zorn. Er besaß im Grunde ein heftiges Temperament, das nur durch den Einfluß seiner religiösen Gefühle unterdrückt wurde, aber angesichts der un-

ehrlichen Handlungsweise seines Weibes, das sein ganzes Lebensglück zerstörte, versagte dieser Einfluß.

„Wann hast du den Kasten zuerst geöffnet?“ fragte er in schroffem Ton, ihr Zeugnissen unbeachtet lassend. Sie brach in zornige Thränen aus und mit einer Heftigkeit, wie er sie nie bei ihr gesehen, machte sie ihm Vorwürfe über seine Härte, seine Lieblosigkeit gegen sie. Trotzdem blieb er völlig unbewegt. Er wartete geduldig, bis sie erschöpft innehielt und dann fragte er, jedes Wort scharf betonend: „Wirfst du mir nun endlich sagen, wann du das Geld genommen hast und wo's geblieben ist? Thust du's nicht, so geh' ich zu Haller.“

Anne-Marie zuckte jäh zusammen, als er das sagte. Ihr ganzes Herz empörte sich — es war grausam, war unnatürlich, daß er, ihr eigener Mann sie mit solcher Drohung zu schrecken suchte. Und in dem Unwillen über seine harten Worte, in dem Gefühl der tiefen Demütigung, die sie enthielten, erstarb jede weichere Regung in ihr, ja, sie empfand nicht einmal mehr die geringste Reue über ihre That.

Martin legte seine silberne Uhr auf den Tisch. „Ich gebe dir drei Minuten Zeit,“ bemerkte er kurz.

Sie rührte sich nicht; in trohigem Schweigen saß sie ihm gegenüber, den Blick starr zu Boden gesenkt. Und auch Martin sprach kein Wort. Als die gegebene Frist verstrichen war, nahm er seinen Hut, verließ schweigend das Zimmer und trat auf die Straße hinaus, unbekümmert um die Kälte und den Schnee, der in dichten Flocken herunterwirbelte.

Eine volle Stunde blieb er fort und als er dann zurückkam, fand er Anne-Marie noch in derselben Stellung — sie schien seine Abwesenheit gar nicht bemerkt zu haben. Er setzte sich auf seinen früheren Platz und die Mühe ungestüm auf den Tisch werfend, sagte er mit heiserer Stimme: „Jetzt weiß 's das ganze Dorf, und morgen früh geht Haller in die Stadt und holt den Verhaftsbefehl.“

Das Wort traf sie wie ein Schlag. Sie zitterte von Kopf zu Füßen und starrte ihren Mann sprachlos, mit entsetzten Augen an.

„Etwas von dem Geld haben sie zusammengebracht,“ fuhr er fort, „aber es fehlt noch viel. Wo hast du den Rest gelassen? Antworte!“ — eine plötzliche Wut überkam ihn. „Antworte oder ich schlag' dich, bis du's gestehst.“

Seine rohe Äußerung brachte ihr Blut in Wallung. Zeigte er sich so unbarmherzig gegen sie, so wollte sie ihn auch nicht schonen, ihn ebenso ins Herz treffen, wie er sie gekränkt hatte. Sie warf den Kopf zurück und in einem Ton, der fast triumphierend klang, sagte sie: „Gut, wenn du's absolut wissen willst, sollst du's erfahren. Ich nahm die Hälfte von Ohm Peters Geld, aber das übrige hat ein anderer geholt.“

Ich hab's gesehen, wie er's that und als ich ihn abhalten wollt' — da schau' her!"

Sie erhob die Hand und berührte die Wunde an ihrer Stirn.

Martin stützte sich schwer auf den Tisch. Ein furchtbarer Verdacht durchzuckte ihn. War sie noch schlechter, als er geglaubt? Hatte sie ihn — mit einem anderen betrogen? Sein Gesicht wurde aschfahl und mit mühsamer Anstrengung stieß er hervor: „Wer war es?"

Sie lachte höhnisch. „Willst du's wissen? Nun denn — dein ehrenwerter Sohn, dein braver Wilhelm!"

„Du lügst, Weib!" fuhr Martin in grimmem Zorn auf. „Du willst nur die Schuld von dir abwälzen. Was weiß Wilhelm von dem Geld des Alten? Er war seit drei Monaten nicht hier.“

„Ganz recht — bis gestern Abend!" gab sie spöttisch zurück. „Da hat er alles genommen, was noch im Kasten lag und dann hat er sich ungesehen davon gemacht. So ist's, bei Gott! und wenn du's hören magst, will ich's dir genau erzählen.“

Ohne seine Zustimmung abzuwarten, begann sie ihm, erst leise, dann mit immer festerer Stimme, die Vorgänge der letzten Wochen und besonders des vergangenen Abends zu schildern. Und jedes ihrer Worte traf ihn wie ein Messerstich. Er vergrub das Gesicht in die Hände und stöhnte leise auf. Jetzt war es keine Lüge, was sie sprach — sein Weib und sein Sohn — sie hatten das Geld gestohlen — sie waren beide schuldig.

„Ich wollte dir schon gestern Abend alles sagen," schloß sie zögernd, „aber ich — ich fürchtete mich und sah keinen Ausweg und — —“ Sie stockte; es kam ihr plötzlich die Erinnerung, wie freundlich er mit ihr geredet, wie besorgt er wegen ihrer Verletzung gewesen. Auch er dachte daran; doch ihn machte es nur noch erbitterter gegen sie.

„Und 's ist auch kein Ausweg da!" fuhr er sie heftig an. „Vor's Gericht kommst du, das ist gewiß und dann mußt du sechs Monat sitzen — wenn nicht mehr.“

Wie von einer Schlange gestochen zuckte sie zusammen. „Ins Gefängnis geh' ich nicht," murmelte sie, „nein, ich geh' nicht!"

„Das hättest dir vorher überlegen sollen," fiel er mit harter Stimme ein. „Übrigens — was du vom Wilhelm gesagt, macht's für dich nicht um 'nen Strohhalm besser. Du hast ihn dazu verführt. Würst du nicht gewesen, hättest er das vermünste Geld gar nicht entdeckt. Durch dich ist er noch schlechter geworden, und die Kinder und mich hast du ins Elend gebracht. Die Haas' ausraufen könnt' ich mir vor Zorn über dich! Hättest du doch nimmer gesehen! Und die armen Würmer! Ihr ganzes Leben

wird's ihnen anhängen, daß sie so 'ne Mutter gehabt!"

Seine Rede wurde immer heftiger, immer leidenschaftlicher. Die ganze Bitterkeit, die ganze Verzweiflung eines Menschen, der sich durch andere zu Grunde gerichtet sieht, sprach aus seinen Worten. Und in der That, sein Leben lag in Trümmern vor ihm. Er hatte bisher für einen ehrlichen, rechtschaffenen Mann gegolten; wegen seiner Frömmigkeit zählte er zu den Besten seiner Gemeinde und in vielen Dingen war er die rechte Hand des Pfarrers. Darauf that er sich nicht wenig zu gute; ja in seiner religiösen Schwärmerei glaubte er zuversichtlich, ein besonderes Recht auf bereinstige Seligkeit zu besitzen. Und nun mit einem Schlag war ihm dies alles genommen; durch das Verbrechen seines Weibes sah er sich entehrt, ja mehr noch, selbst als ein Sünder und Missethäter hingestellt. Alle Welt würde ihn für den Mitschuldigen seiner Frau halten, das ganze Dorf mit Fingern auf ihn deuten, ihn einen Heuchler und Dieb nennen.

Wie ein glühendes Eisen bohrte sich dieser Gedanke in sein Hirn; er verwandelte ihm das Blut zu Galle und ließ nur noch ein Gefühl in ihm aufkommen: Haß, bitteren Haß gegen diejenige, die das verschuldet.

Anne-Marie hatte nichts auf seine heftigen Worte erwidert. Zu jeder anderen Zeit würde sie sich vor ihm gefürchtet haben, aber jetzt beachtete sie ihn kaum. All' ihr Denken konzentrierte sich auf das schreckensvolle Bild, das vor ihrer Seele aufstieg: sie sah sich verhaftet und ins Gefängnis geschleppt, von den Kindern getrennt, der Freiheit beraubt.

Eine furchtbare Unruhe erfaßte sie und trieb sie ins Freie, in den verschneiten Garten hinaus. An der Pforte blieb sie stehen; sie atmete schwer; in ihren dunklen Augen lag ein fremder Ausdruck und von Zeit zu Zeit durchlief ein Frösteln ihren Körper. Der Wind sauste in den dürren Baumästen — wie schauerlich, wie melancholisch das klang! Das trübe, von Nebelschleiern verhüllte Mondlicht ließ die Gegenstände ringsumher nur undeutlich erkennen, aber Anne-Marie sah doch die schwarzen Steine des Brunnens, der Martins Eigentum war und im Sommer so köstlich frisches Wasser spendete, daß alle Nachbarn die Rölfs um diesen Brunnen beneideten. Sie sah auch die Lichter, die in den kleinen Bauernhäusern schimmerten und unwillkürlich kam ihr dabei der Gedanke an das Wirtshaus mit seiner hell erleuchteten Gaststube, wo sie sich so oft dem Vergnügen und dem Tanze hingegeben. Gewiß war's an diesem Abend voll dort und die Leute sprachen nur von ihr und ihrer — Schande.

„Mach' die Thür' zu!" schrie Martins Stimme sie von drinnen auf. Sie gehorchte und kehrte in



die Küche zurück, setzte sich aber nicht; der feindselige Blick, mit dem ihr Mann sie betrachtete, peinigte sie. Und ganz plötzlich kam ihr eine heiße Sehnsucht nach Ruhe und Wärme. Sie wollte sich niederlegen und versuchen zu schlafen — zu vergessen. Leise schlich sie sich fort, die Treppe hinauf nach ihrer Kammer; aber sie konnte doch nicht an den Kindern vorbeigehen, ohne einen Blick auf die kleinen Schläfer geworfen zu haben. Sie zündete ein Talglicht an und trat an die Betten. Da lagen sie, die armen Würmer, wie Martin sie genannt hatte, eng aneinander geschmiegt, friedlich schlummernd, ahnungslos des furchtbaren Unglücks, das sie bedrohte. Was wußten sie von Schuld und Sünde? Und doch, würde nicht der Mutter Schuld wie giftiger Meltau auf ihr junges Leben fallen, der Mutter Sünde ihrem Namen lebenslang wie ein Schandfleck anhaften?

Anne-Marie verbarg schluchzend das Gesicht in den Händen. O entsetzlicher Gedanke! Ihr war's, als höre sie durch die Stille der Nacht eine laute, gellende Stimme rufen: „Arme Kinder! Eure Mutter ist eine Diebin und sitzt im Gefängnis!“

Zitternd erhob sie sich. Sie wagte nicht wie sonst einen Fuß auf die Stirne der unschuldigen Kleinen zu drücken; geräuschlos stahl sie sich davon und einem plötzlichen Impulse folgend ging sie noch einmal in die Küche hinunter. Martin saß noch auf derselben Stelle, vornüber gebeugt, die Hände zwischen den Knien, den Blick starr auf das ersterbende Feuer im Herd gerichtet.

„Martin!“

Widerstrebend hob er den Kopf in die Höhe. Da stand sie vor ihm, das junge Weib, das er im Innersten seines Herzens so sehr geliebt. Sie sah schöner aus denn je; ihr prächtiges Haar hatte sich gelöst und das Licht, das sie in der Hand hielt, spiegelte sich in ihren Augen, ihnen einen wunderbaren Glanz verleihend.

„Martin, kommst du mit herauf?“

Die Frage erbotte ihn. „Nein, ich geh' nicht 'rauf,“ gab er barsch zur Antwort. „So, geht weicht du's und nun mach', daß du fortkommst!“

Sie zitterte. „Wirst du denn hier unten schlafen?“ fragte sie schüchtern.

„Hier oder wo ich Lust hab'. Dich geht's nichts an. Wir sind geschiedene Leut' — ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben, verstanden? Mach', daß du fortkommst, sag' ich dir! Ich mag keine — Diebin zur Frau haben. Geh'!“

Aber anstatt diesem Befehl zu gehorchen, trat sie mit flehender Miene auf ihn zu. „Martin, höre mich an!“ bat sie, die Hände fest ineinanderschlingend. „Schau', ich hätt' das Geld gewiß ersetzt; grad' morgen wollt' ich in die Stadt und mit dem Advokaten sprechen. Und 's wär' sicher gegangen, wenn

der Wilhelm nicht den großen Rest genommen hätt'. Martin, wir könnten den Ohm trotzdem einmal abzahlen, wenn du mir nur helfen wolltest. Und du müßtest's, denn du bist doch mein Mann, was du auch dagegen sagst. Ich hab' schon daran gedacht, mit dem Plätten würd' ich mir ein schönes Stück Geld verdienen, ich versteh's besser wie irgend eine im Dorf und die Kathrin könnt' derweil die Kinder versorgen. Geh' du zum Ohm, Martin, und zum Haller und sag's ihnen. Sie sind ja zufrieden, wenn nur's Geld wieder zur Stell' kommt. Du kannst doch nicht zugeben, daß sie mich — ins Gefängnis — stecken — nein — das kannst du nicht,“ schloß sie mit leisem Schluchzen.

Doch ihre Worte, weit entfernt ihn zu rühren, erbitterten ihn nur noch mehr. Was hatten sie für Zweck? Es war ja doch zu spät; nun die Polizei die Sache in Händen hielt, ließ sich nichts mehr rückgängig machen.

„Schweig' und geh' deiner Wege!“ — herrschte er sie an. „Du machst mich verrückt mit deinem Gerede!“

Seufzend wandte sie sich ab und ohne noch ein Wort zu äußern, ging sie nach oben, setzte sich auf einen Schemel und lehnte den schmerzenden Kopf gegen den Bettpfosten. Es war dunkel in der Kammer; nur ein schmaler Streifen trübten Mondlichtes erhellte den einen Winkel des kleinen Raumes. Zwei Stunden schlichen langsam dahin. Halb wachend, halb träumend, lauerte Anne-Marie in der Ecke. Von Zeit zu Zeit fuhr sie wirt in die Höhe; die Erinnerung an das Geschehene durchzuckte sie dann wie ein Messerstich und ein immer stärker werdendes Entsetzen vor dem, was kommen würde, kommen mußte, kroch ihr ins Herz. Martin haßte sie — das war ihr klar — er würde keinen Finger rühren, ihr zu helfen, im Gegenteil, er war erbarmungslos genug, sie der Schmach des Gefängnisses preiszugeben. Ein Gefühl namenloser Verlassenheit kam über sie und unter dem Einfluß dieses Gefühls reifte ein Entschluß in ihr, vor dem sie anfangs zurückgebebt war, der ihr aber jetzt als einziger Retter in ihrer tiefen Bedrängnis erschien.

Sie zündete ein Licht an, suchte in der Kommode nach einem Blatt Papier und einem Bleistift, kriegelte, als sie beides gefunden, mit ungeübter Hand einige Worte hin und befestigte das Geschriebene an dem kleinen Wandspiegel.

Dann schlich sie im Dunkeln die Treppe hinunter. An der Rükenthüre blieb sie stehen und lauschte. Ein bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie die ruhigen Atemzüge ihres schlafenden Gatten vernahm. Er konnte schlafen, konnte Ruhe finden! O diese Männer! Sie stieß die Thüre auf und trat neben seinen Stuhl. Die Lampe war im Verlöschen,



aber sie konnte doch noch sein Gesicht erkennen und den harten, erbarmungslosen Ausdruck, den die letzten Stunden hineingegraben hatten. Sie stand hochauferichtet neben ihm, mit wogender Brust und starren, trockenen Augen. Aber der Schlafende merkte nichts von der Nähe seines Weibes, ahnte nicht, welch' furchtbarer Kampf in diesem Augenblick durch ihre Seele zog. „Leb' wohl, Martin!“ sagte sie leise und dann ging sie, die Thüre geräuschvoll öffnend, in den Garten hinaus.

„Martin!“ schrie sie laut, einen Moment stehen bleibend, ehe sie hastig weitereilte, „Martin!“

In der Küche regte es sich. Der unglückliche Mann, der vor Erschöpfung eingeschlafen war, sprang jäh erwachend in die Höhe. Er spürte den kalten Lufthauch, der durch die offene Thüre hereindrang und ohne recht zu wissen, warum er es that, stürmte er in den Garten hinaus. Was war das? Dort am Brunnen stand eine dunkle Gestalt — sie breitete die Arme aus — — —

In mächtigen Sähen rannte Martin vorwärts, doch — er kam zu spät. Ein gellender Schrei drang durch die Stille der Nacht. Martin erreichte leuchtend den Brunnen, er beugte sich über den Rand und spähte angstvoll in die Tiefe. Ihm war's, als vernähme er noch ein leises Stöhnen, dann — nichts mehr — — —

Minutenlang stand Rolf wie gelähmt; endlich rief er laut um Hilfe. Schon nach kurzer Zeit eilten einige Nachbarn herbei, unter ihnen auch Haller. Sie ließen Martin an Stricken in den offenen Brunnen hinab und als er wieder an die Oberfläche kam, blickten sie entsetzt auf das tote Weib in seinen Armen. War das das Ende?

Schweigend trug Martin den entseelten Körper seiner Frau ins Haus. Vor den Herd, in dem das Feuer noch glühte, legte er die Tote und dann kniete er neben ihr nieder, um zu sehen, ob doch nicht noch ein Funken Leben in ihr war. Sie hatte eine klaffende Wunde am Kopf und die Glieder schienen bereits ganz steif zu sein. Trotzdem wurde der Doktor geholt und die Kathrin kam und verschiedene Nachbarinnen drängten sich herzu. Sie wollten alle helfen. Wäre Anne-Marie am Leben geblieben, so hätten eben diese Frauen sie vielleicht am ärgsten verdammt und verhöhnt — für die Tote empfanden sie Mitleid. Und tot war sie wirklich; alle Bemühungen des Arztes erwiesen sich als nutzlos. Er schickte die Frauen fort — nur Kathrin durfte bleiben und dann trugen Martin und Haller die Leiche in die Kammer hinauf. Unten an der Thüre aber lehnte ein alter, gebrochener Mann, der unbemerkt hereingehumpelt war. Mit eingesunkenen Augen und halb offenem Munde starrte er den beiden nach, wie sie mit ihrer Bürde langsam die Treppe erstiegen.

„Ihr seid's, Peter Braun?“ redete der Arzt den Greis an. „Solltet Euch lieber niederlegen. Das wäre Euch besser.“

„Ich wart' auf die Kathrin,“ entgegnete der Alte mit zitternder Stimme.

Unterdessen hatte Haller aus berufsmäßiger Gewohnheit oben in der Kammer rasche Umschau gehalten. Sein Blick fiel sofort auf das am Spiegel befestigte Papier. Ja, ja, in solchen Fällen war immer ein Brief da! Er reichte Martin das Blatt, der es wie geistesabwesend anstarrte und es dann, ohne es gelesen zu haben, in die Tasche steckte. „Zerreißt den Brief ja nicht!“ mahnte der Polizist, „vielleicht wird er Euch bei der Totenschau abverlangt.“

Er ging und Martin setzte sich in die Küche neben den Herd, in dem jetzt ein helles Feuer brannte. Daß Peter noch immer da war, bemerkte er kaum. Langsam, mit zögernder Hand nahm er den Brief aus der Tasche und las die letzten Worte seines Weibes:

„Martin, du bist zu hart gegen mich gewesen. Ich kann's nicht ertragen, wie du mich anschaut und wie du zu mir sprichst. Ich hab' ja anfangs nichts Böses gemeint und hernach konnt' ich mich nicht mehr 'rausfinden. Glaub' mir's, Martin, ich hab' dich und die Kinder doch arg lieb gehabt und 's thut mir leid um die armen Würmer, daß sie nun keine Mutter mehr haben werden. Aber du hast kein Mitleid für mich gehabt und ins Gefängnis geh' ich nicht — nein, das nicht —

Martin, wenn sie mich heimbringen, thu' mir 'ne letzte Lieb' — küß mich ein einzig's Mal und sag', daß du mir verzeihst. Vielleicht hör' ich's ohne daß du's weißt und 's wird mir die Ruh' geben. Lebwohl Martin und den! nicht böse von deiner armen  
Anne-Marie.“

Al' die Zeit über war Rolf wie von Stein gewesen; er hatte nicht geweint und gejammert um sein Weib, und die Nachbarn hatten sich gewundert, wie still und ruhig er geblieben. Aber jetzt, wo er das von der Anne-Marie las, jetzt packte es ihn doch ans Herz und schüttelte ihn bis ins innerste Mark. Zum erstenmal machte er sich Vorwürfe. Hätt' er nicht anders gegen sie sein müssen? Sie war doch seine Frau gewesen und die Mutter seiner Kinder. Und ein Weib, ein schwaches Weib!

Nach einer Weile rief ihn die Kathrin in die Kammer hinauf. Peter folgte ihm und mit einer gewissen Ehrfurcht betraten sie den Raum, in dem die Tote aufgebahrt lag. Sie war in ein weißes Gewand gehüllt und ein weißes Tuch umgab nach Art der Nonnenhauben den Kopf, wodurch die entstellende Wunde verdeckt war. Seltsam ernst und streng hoben sich die bleichen Züge aus der weißen Hülle. Martin schaute mit halber Verwunderung



auf sie herab. War das die Anne-Marie? Das heitere, lebensfrohe Geschöpf, dessen Herr und Meister er gewesen, das er nach Belieben hatte lieblosen und schelten können? Er wagte sie gar nicht zu berühren, es war etwas so Fremdes an ihr, der Ernst, der Friede, der auf ihr ruhte, schüchterte ihn ein. Doch sie hatte ihn gebeten, sie zu küssen und er that es. Aber das Wort der Verzeihung wollte nicht über seine Lippen.

Stumm und grübelnd saß er neben seinem Weib, die Totenwache zu halten und all' die Worte, die der Pfarrer in den nächsten Tagen zu ihm sprach, vermochten nicht, ihn seiner Schwermut, seinem Grübeln zu entreißen. Warum hatte Gott ihm, dem Frommen, Gerechten so schwere Prüfung aufgelegt? Und wenn er, der Mensch, kein Erbarmen gezeigt, wie sollte Gott Barmherzigkeit gegen die Sünder üben?

Peter Brauns Groll gegen Anne-Marie, die ihn seines höchsten Schatzes, der Hilfe seines Alters beraubt hatte, war durch den Anblick der Toten zurückgedrängt worden. Eine stumpfe Resignation kam über den alten Mann, zugleich aber auch ein Gefühl der Hilflosigkeit, das ihn mit Verzweiflung erfüllte. Was sollte aus ihm werden? Schwach und krank, unfähig seinen Lebensunterhalt zu verdienen?

Und da war es die Kathrin, das „stille, armselige Geschöpf,“ wie Lisbeth sie stets genannt, die sich seiner erbarmte. Sie nahm ihn bei sich auf und sorgte für seine Bedürfnisse. „Ach, Kathrin, ich kann's dir ja nicht bezahlen,“ jammerte er, als sie ihm am Morgen den dampfenden Kaffee einschenkte; „ich hab' ja nichts.“

Sie legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter. „Davon ist keine Red', Peter!“ sagte sie. „So lang ich leb', soll's Euch an nichts fehlen. Ich hab's der Lisbeth versprochen, daß ich Euch nicht vergessen thät'. Und das halt' ich. Wir wollen zusammen bleiben — ich kann schon noch schaffen für uns beid'. Nur eins müßt Ihr mir versprechen: daß Ihr der Anne-Marie verzeiht. Ich will nie ein böses Wort gegen sie hören — nie!“

So blieb Peter Braun bei der Kathrin. Er hatte in ihr eine Stütze gefunden, an die er sich anlehnen konnte wie einst an die Lisbeth, und ihr stilles, sanftes Wesen lehrte ihn allmählich vergessen und vergeben. Und noch etwas lehrte sie ihn: daß der Mensch sein Herz nicht an irdisches Gut als das höchste hängen soll; es ist flüchtig und vergänglich; gar manchen hat es schon auf abschüssige Bahn geführt und gar manchen zu Fall gebracht und zu einem tragischen Ende wie Martin Hofs junges Weib, die Anne-Marie.

## Moderne Frühlingsblumen.

Von Max Hessedörffer.

Nachdruck verboten.

Vom Vorssommer bis zum Herbst, in der Zeit also, da Tausende und Abertausende der vielgestaltigsten Blüten unsere Gärten schmücken, die Wiese und den Waldeboden in bunt durchwirkte Blumenteppiche verwandeln, findet der Durchschnittsmensch selten Gelegenheit, sich in die Einzelheiten der verschiedenen Blumenarten, die die Natur uns so überreich spendet, zu vertiefen. Ganz anders liegt die Sache im Frühling. Sobald im Herbst der erste kräftige Frost manche Blütenpflanzen auf der Höhe ihrer Entwicklung zerstört hat, überhaupt dem ganzen Blumenleben der freien Natur ein jähes Ende bereitete, kommen lange Wintermonate, die im Garten Blüten nicht aufkommen lassen; nur in milden Wintern, wie dem jetzt beendeten, hört das Blumenleben nicht völlig auf. Ein kleines Unkraut, die Vogelmeiere, treibt dann auch im Dezember und Januar winzige Blümchen, die sich kaum von den Blättern abheben, und hier und da kann der aufmerksame Beobachter auch eine stattlichere Blume, eine Schneerose oder ein

Stiefmütterchen, begrüßen. Auch die Blütezeit einiger anderen Frühaufsteher, der giftigen Daphne und des gelbblumigen Wintersterns, sowie einiger unscheinbar blühenden Baumarten, fällt ebenso wie das Erblühen der ersten Schneeglöckchen und Märzveilchen in eine Zeit, die wir wenigstens dem Kalender nach noch zum Winter rechnen.

Wenn die Sonne von Tag zu Tag kraftvoller ihre Strahlen auf die noch im Winterschlummer ruhende Pflanzenwelt herabsendet, beginnt es sich bald allenthalben zu regen. Wenige warme, sonnige Tage genügen, um ein vielgestaltiges Blütenleben hervorzuzaubern. Die Frühlingsblumen, die sich im März, April und in den ersten Tagen des Sommermonats entfalten, haben sich immer der besonderen Zuneigung der Menschen zu erfreuen gehabt. Man begrüßt sie als willkommenen Boten einer kommenden, besseren Zeit und schätzt sie als Schmudgewächse des Gartens, da sie diesem schon neue Reize zu verleihen beginnen, wenn Baum und Strauch noch völlig lahl stehen.

In den letzten Jahren ist die Blumenmode den ersten Frühlingsblühern fortdauernd hold gewesen. Viele von ihnen sind wirkliche Modeblumen geworden und die Züchter haben sich deshalb befließigt, sie zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen. So ist es gekommen, daß Blumenarten, die ursprünglich außerordentlich unscheinbar waren, nach und nach wirklich stattliche Blütengewächse geworden sind, in ihren ursprünglichen Arten kaum als Unkräuter betrachtet, jetzt einen hervorragenden Schmuck der Frühlingsbeete wohlgepflegter Gärten bilden. Die ersten Blüten des Jahres sind immer die unscheinbarsten, da die höher und höher steigende Sonne ständig stattlichere und auffallender gefärbte Blüten entstehen läßt, und zur Zeit, da die ersten Rosen erblühen, haben die zeitigsten Frühlingsblüher längst ihr Blumendasein beendet und schlummern unbeachtet, vom Erdbreich schützend umschlossen, ihrem kommenden kurzen Lebensfrühling entgegen.

Unter den Blütenkräutern des deutschen Gartens ist das Schneeglöckchen die erste Blume des Jahres, der größere Beachtung geschenkt wird. Unser deutsches, ziemlich unscheinbar blühendes Schneeglöckchen wird mehr und mehr durch stolzere, in südlichen Ländern heimische Formen verdrängt. Alle diese Formen hatten bisher mit der Stammart die Blütezeit gemeinsam. Weder künstlich erhöhte Wärme, noch sonstige Maßnahmen konnten sie veranlassen, ihre Blumen vor der Zeit zur Entfaltung zu bringen. In den letzten Jahren sind zwei neue Arten zur Einführung gelangt, die sich von allen bisher bekannten wesentlich durch die Blütezeit unterscheiden. Die eine dieser Arten ist das noch äußerst seltene Schneeglöckchen von Korsu mit verhältnismäßig großen Blüten, die sich ebenso wie die Blüten der anderen Art, des cilicischen Schneeglöckchens, von einem deutschen Gärtner aus dem cilicischen Taurus eingeführt, nicht selten schon vom Oktober ab entfalten, im Garten aber auch im Frühling blühen. Bei der letztgenannten Art richtet sich die Zeit der Blüte ganz nach der Höhenlage, welcher die Zwiebeln am heimischen Standorte entnommen wurden. Die Zwiebeln aus Höhenlagen bis zu 500 m blühen im Herbst und Vorwinter, die aus Lagen von 1000 m ab dagegen im Februar und März. Die Zwiebeln des cilicischen Schneeglöckchens sind im verflossenen Herbst direkt aus dem Vaterlande in großen Massen nach Deutschland gebracht worden und nicht wenige Blumenfreunde werden im vergangenen Winter erstaunt darüber gewesen sein, hier und da stattliche Schneeglöckchen im vollen Flor hinter den Schaufenstern der Blumenhandlungen anzutreffen.

Raum später als die lieblichen Schneeglöckchen blühen einige zierliche Schwertlilien, der Gruppe der netzhäutigen Iris (*Iris reticulata*) angehörend. Bei

uns in Deutschland sind diese Lilien, deren verschiedenfarbige Blüten einen köstlichen Duft aushauchen, recht wenig bekannt. In Holland zieht man sie aber seit etwa achtzig Jahren mit großer Vorliebe in verschiedenen Formen. Von der echten Art läßt sich die Heimat nicht mit voller Sicherheit feststellen, da sie aus derselben seit Menschengedenken nicht mehr eingeführt wurde, doch nimmt man an, daß sie aus dem botanisch noch wenig durchforschten, südöstlichen Teil des Kaukasus stammt, während von einer weniger schönen Abart mit Bestimmtheit festgestellt werden konnte, daß sie im nördlichen und mittleren Kaukasus wildwachsend vorkommt. Diese zierlichen Irisarten, die man ebenso wie ihre stolzeren, später blühenden Verwandten nicht mit Unrecht die Orchideen des deutschen Gartens nennt, sollten als erste Frühlingsblüher überall angepflanzt werden. Sie fordern ungedüngten Boden und blühen Jahr für Jahr, ohne irgend welche Pflege zu beanspruchen.

Den genannten und anderen ersten Blüten des Jahres folgen stattlichere Frühlingsblumen, deren Verbesserung die Züchter neuer Pflanzen in den letzten Jahren eine vom Glücke begünstigte besondere Sorgfalt zuwendeten. Da haben wir zunächst das Gänseblümchen, in seiner wilden Art ein ebenso bekanntes, wie in den Gärten gefürchtetes Nasenunkraut, dessen Ausrottung nur schwer möglich ist, so daß es oft in den Rasenplätzen in lästigster Weise überhand nimmt, bis dann ein strenger, schneeloser Winter für seine Decimierung sorgt. Von diesen Gänseblümchen sind seit langer Zeit verschiedenartige, rosenfarbige und weiße, gefüllt blühende Sorten bekannt, die man namentlich als Einfassungspflanzen für Frühlingsbeete mit Vorliebe verwendet. Viele von ihnen geben aber, falls man sie nicht genügend beaufsichtigt, reichlich Samen, der sich im Garten selbst ausset, und da dann die meisten Sämlinge wieder in die wilde Urform zurückschlagen, so werden sie nicht selten als Gartenunkräuter lästig. Dieser Umstand hat viel mit dazu beigetragen, daß man das Gänseblümchen vielerorts nicht mehr gern auf den Frühlingsbeeten sah und es wieder durch andere Blumenarten ersetzte. In den letzten Jahren sind nun an ganz verschiedenen Orten in Deutschland drei prächtige neue Sorten entstanden, die alle drei verhältnismäßig große Blüten auf langen, starken Stielen tragen und die angenehme Eigentümlichkeit besitzen, vollständig unfruchtbar zu sein, so daß die Vermehrung nur auf künstlichem Wege, durch Teilung alter Stauden, möglich wird. Diese drei großblumigen Sorten sind sämtlich weißblühend; sie führen die Namen „Die Braut“, „Juwel“ und „Elisabeth von Oldenburg.“

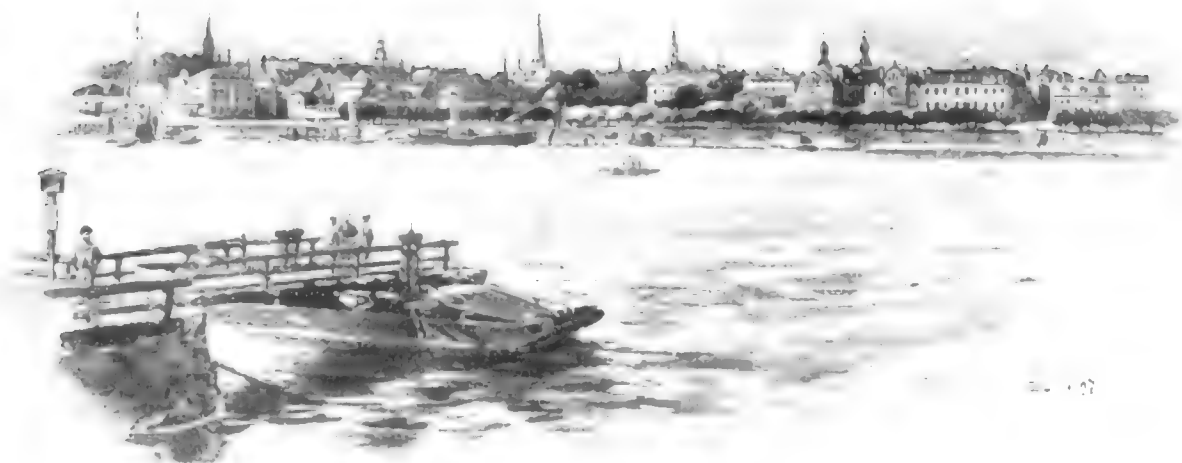
Weit auffallender noch als bei diesen Gänseblümchen sind die gärtnerischen Verbesserungen der

letzten Jahre bei dem als Frühlingsblume noch beliebteren Stiefmütterchen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß man in diesen riesenblütigen, auffallend gefärbten und oft herrlich gezeichneten Blühern höchst wahrscheinlich die Nachkommen unseres in den Getreidefeldern wildwachsenden Ackerstiefmütterchens vor sich hat. Es sind in erster Linie deutsche Gärtner gewesen, welche die Formen dieses botanisch *Viola tricolor* genannten Stiefmütterchens zu so großer Vollkommenheit gebracht haben. In Quedlinburg, Erfurt, Aschersleben und Lüneburg findet man die bedeutendsten Züchter dieser Pflanze und im Frühling und Sommer kann man die Stiefmütterchen dort feldmäßig angebaut sehen. Weithin leuchten dann die weißen, blauen und gelben Blütenfelder und wenn man zwischen denselben hindurchwandelt, so thun die grellen Farben dem Auge ordentlich weh. Man hat die Stiefmütterchen, deren Sortenzahl immer größer wird, in verschiedene Klassen einteilen müssen, die sich je wieder aus zahlreichen Sorten und Farbenspielarten zusammensetzen. Besonders beliebt sind die großblumigen, fünffleckigen Stiefmütterchen, deren Blumenblätter hellen Saum zeigen, die Trimadeau oder Riesenstiefmütterchen, die großgefleckten Pariser und andere. Unter diesen Stiefmütterchen findet man auch völlig einfarbige, gelbe, blaue, weiße und schwarze Sorten, die den wissenschaftlichen Namen „*Viola tricolor*“ zügen strafen. Eine gute Eigenschaft der besten Züchtungen ist es auch, daß sich ihr Flor keineswegs auf den Frühling beschränkt. Erste Blüten entfalten sich schon im Spätherbste und Vorwinter und wenn auch der Hauptflor in den Frühling fällt, so blühen die Pflanzen doch bis zum Herbst ununterbrochen weiter, allerdings büßen sie in den heißen Tagen des Hochsommers erheblich an Schönheit ein, die Blüten werden auch kleiner, so daß es oft geraten ist, sie durch andersartige Sommergewächse zu ersetzen. Diese Stiefmütterchen sind meist zweijährig. Sie werden im August gesät und sterben mit Eintritt des nächstjährigen Winters ab. Eine mehrjährige, nahe Verwandte unseres Stiefmütterchens ist das sogenannte Hornveilchen, *Viola cornuta*, in den Pyrenäen, der Schweiz und dem Atlasgebirge heimisch, mit kleineren, aber immerhin noch auffallenden Blüten. Dieses Veilchen haben vorzugsweise die Engländer in den letzten Jahren erfolgreich mit unseren schönen Stiefmütterchenforten gekreuzt und dadurch prächtige, überaus reich blühende Hybriden hervorgebracht, die in England als „Tuffet Pansy“ oder „*Pensee compactum*“ bekannt sind. Diese Hybriden sind neuerdings auch bei uns in Deutschland verbreitet worden. Sie eignen sich prächtig zur Herstellung immer blühender Einfassun-

gen, da sie ganze Blütenesspiche bilden, deren Laubpolster kaum 8 cm hoch werden, während sich die Blüten auch nur 4—5 cm über die Blätter erheben.

Eine weit bescheidenere, aber nicht minder beliebte Frühlingsblume ist das Vergißmeinnicht, welches von allen Frühlingsblühern in den letzten Jahren wohl am auffallendsten vervollkommenet wurde. Es sind vorzugsweise Formen des Alpenvergißmeinnichts, die wir in unseren Gärten antreffen und zwar in verschiedenen Farben blühend. Man hat neben blauen auch weiß und rosenrot blühende Vergißmeinnicht, für die wir uns aber nicht erwärmen können, auch kann man sich in weiten Kreisen das Vergißmeinnicht nur blau vorstellen, wie man auch das Veilchen nur in blauer Farbe, die Maiblume nur in weißer Farbe wünscht, so daß die auch von diesen Blumenarten gezüchteten abweichenden Färbungen keine nennenswerte Verbreitung finden konnten. Eine ganz reizende Neuzüchtung, die einem Erfurter Gärtner gelungen, ist das Säulen-Vergißmeinnicht, mit ganz gleichmäßigem, säulenförmigem Wuchs, in den drei oben genannten Farbenvarietäten auftretend, welches zur Herstellung gleichmäßiger, teppichartiger Frühlingsbeete großen Wert besitzt, im Blumentopf gezogen auch einen reizenden Fenstereschmuck bildet. Eine schöne, gedrungen wachsende Sorte, gleichfalls in drei Farben blühend, ist das Viktoria-Vergißmeinnicht, und durch Niedlichkeit thut sich die Sorte *Gracilis* hervor, die sich nur wenig über den Boden erhebt. Neben allen diesen vom Alpen-Vergißmeinnicht abstammenden zweijährigen Sorten giebt es auch ausdauernde, wie unser heimisches Sumpf-Vergißmeinnicht. Von diesem letzteren, das übrigens in jedem Gartenboden fortkommt, hat auch eine „Nixenauge“ genannte, großblumige Form in den Gärten ziemlich Verbreitung gefunden. Das lieblichste und unscheinbarste Vergißmeinnicht ist *Myosotis Rohsteineri*, eine auch erst seit zwei Jahren in die Gärten eingeführte, am Bodensee hier und da vorkommende Art, die ganz dichte, mit den Blüten kaum 3 cm hohe moosartige Polster bildet, am zeitigsten von allen Sorten blüht und sich vorzüglich zur Herstellung von Einfassungen eignet.

Großer Vervollkommenung sind in den letzten Jahren auch die verschiedenen Primelarten entgegen geführt worden, unter welchen nun auch hübsch blau blühende vorkommen, und neben diesen Primeln sind es vor allem die Hybriden der Weihnachtsrose, die im Gegensatz zu der bekannten weißen, oft schon zu Weihnachten blühenden Art, ihren prächtigen Flor erst im vorgeschrittenen Frühling zu entfalten beginnen. Bei diesen Hybriden sind die Blumen von stattlicher Größe und mit auffallend gestreiften und gefleckten Zeichnungen geschmückt.



Ansicht von Bonn.

## Beethovens Geburtshaus.

Von E. Büchner.

Mit neun Illustrationen nach Original-Zeichnungen von E. Büchner.

Nachdruck verboten.

Glücklich, wer auf deiner Segensflur  
Immer atmen darf, du heil'ger Rhein!  
Doch auch glücklich, wenn ein Ruzes nur  
Deine Zauber blühen ins Herz hinein.  
Holde Sehnsucht schreibt  
Tief sich ein und bleibt,  
Daß es immer wieder zu dir treibt!  
In der Morgenglut, wie im Abendschein,  
O wie wonnig ruht sich's am grünen Rhein.  
Bodenbedt.

**M**ehr und festlich läßt Max Bruch dieses freude-  
atmende Preislied erklingen, und ähnlichen  
Zubeltönen mag auch sein großer Vorgänger ge-  
lauscht haben, wenn ihm der Sinn, heimwärts ge-  
wandt, die Tage der Jugend vor Augen treten ließ.  
Grüßend ist's manchmal hinübergelungen von der  
blauen Donau zum grünen Rhein, vom lebensfrohen  
Wien zum heiligen Köln, wo dem jugendlichen  
Meister die ersten Vorbeeren wuchsen, und dem nicht  
minder frommen, nicht minder heiteren Bonn, wo  
ihm die Wiege gestanden hat. Als er 22jährig zum  
letztenmal die Heimat, die „ewig lieben Rheingegen-  
den“ aufsuchte, wird auch in ihm der ganze unbe-  
schreibliche, nie erschöpfte Rheingauber zur Melodie  
geworden sein; wer bliebe unberührt davon?

Wenn das Rheingold in der Sonne glüht,  
Und im Blüten Schmuck das Ufer lacht,  
Jede Welle goldne Funken sprüht,  
Jedes Herz zu neuer Lust erwacht. —

Mancher ist seither den Weg gezogen und jene  
Stätte, der diese Zeilen gelten, ist allmählich ein  
Wallfahrtsort geworden, wo deutscher Größe Pul-

digungsgrüße gebracht werden aus aller Welt. Un-  
versehrt steht sie noch, wieviel auch immer der Wechsel  
unserer Zeit rings um sie her gewandelt hat; kommt  
man die Bonngasse entlang, so kündet an Haus  
Nr. 25 eine einfache Marmortafel dem durch Reise-,  
Städte- oder andere Führer noch nicht Eingeweihten,  
daß hier Ludwig von Beethoven am 17. Dezember  
1770 geboren wurde. — Kein schwülstiges Epigramm,  
keine weithin sichtbare Reklamebegeisterung — nur  
schlichte Worte an schlichter Stätte. Und doch macht  
dieses Haus trotz seiner Einfachheit den gut deutschen  
Eindruck behaglicher Wohlhabigkeit, es sondert sich  
vorteilhaft ab von der alltäglich flachen Umgebung,  
und fesselt die Aufmerksamkeit eines jeden, der auf  
Eigentümlichkeit zu achten gewohnt ist. Seine Fen-  
ster mit ihren vielen kleinen Tafeln und den weißen  
Zwischenleisten, seine frisch grünen Läden und die  
kräftige steinerne Thoreinfassung ziehen das Auge  
an. Wenn wir geneigt sind, die Eigenart eines  
uns nahestehenden Menschen schon aus Gegenständen  
und Dingen seiner Umgebung zu sehen, so sind hier  
die Rückschlüsse ebenso schnell zur Hand, trotz seiner  
Gemütlichkeit ist es nach außen hin abgeschlossen wie  
ein Kastell. Doch, da hängt die Glocke, heischen wir  
Einlaß! Ein Thürflügel öffnet sich, die geräumige  
Thürflur nimmt uns auf. Wie heimlich ist doch  
dieser Raum. Das feste Thor, die kleingliedrigen  
Flurthüren und Guckfensterchen, das zierliche Ge-  
bälk, die schmale hohe Uhr, die breit hereinschwin-







Beethovens Geburtszimmer.

unstet und impulsiv drängende Genie auf der Höhe des Lebens, und daneben Jugend und Alter, verkörpert durch diese beiden stillen Frauennaturen, die dennoch vermochten, so unauslöschlich in jene Gefühlswelt einzugreifen. Zuerst seine Mutter. Ein in der Sammlung befindliches Manuskript, von einem Hausgenossen und Kenner der Beethovenschen Familienverhältnisse nach damaligen Erinnerungen geschrieben, ist trotz unbeholfener Form hier von großem Wert, da es das Bild durch neue Züge ergänzt und uns näher bringt. Er beschreibt die Madame von Beethoven als „von ziemlicher Größe, mit länglichem Gesicht, etwas gehäffelter Nase, mager und mit ernsthaften Augen.“ Diese „ernsthaften Augen“ sind des Sohnes Erbe geworden, hier wie dort blicken sie sinnend ins Weite, des Lebens Rätsel zu ergründen; bei ihm blüht daraus der feurige

Strahl des Genius, der göttliche Wahrheit sucht und ahnt, aus den ihren leuchtet ein mildes, resigniertes Fügen, das selbst den leidensvollen Zug um den Mund verklärt und lindert. Kränzlich, wie sie ohnehin war, hat ihr das Leben wenig Sonnenschein gebracht, Entbehrungen, Sorgen und Gram thaten das ihrige und ließen sie 1787 der Schwindsucht zum Opfer fallen. Mit siebzehn Jahren geleitete sie der junge Beethoven, der bereits wider um die Existenz der Seinigen kämpfte, zu Grabe, ein stiller Hügel schloß sich über der Gewesenen und ihre Stätte kennt man nicht mehr. Aber die unwandelbare Liebe und Verehrung, die ihr der große Sohn allezeit in der Erinnerung bewahrte, hat ihr ein Denkmal geschaffen, das herrlicher als alle da steht.

Und nun die andere. Ein zierliches Köpfchen mit weichen, aber rein klassischen Zügen, mit seelenvollen Augen; ist sie das wohl, die nie bekannte „unsterbliche Geliebte,“ seine Muse, der er sich in leidenschaftlicher Zärtlichkeit so menschlich schön und edel gezeigt? Welche

Liebesfülle liegt in den Zeilen der bekannten hier in Frage kommenden beiden Briefe, freud- und leidvoll, bald jubelnd, bald zögernd, aber immer überglücklich im Besitz des angebeteten Herzens. Wie treffend erfasst sein Wesen die auf der Rückseite des Rahmens befindliche Widmung:

Dem seltenen Genie  
Dem großen Künstler  
Dem guten Menschen.

von L. B.

Das Original dieses Bildes ist Gräfin Therese von Brunswick. Ihre Familie gehörte zu den frühesten und besten Freunden Beethovens, zwischen ihm und dem Sohne des Hauses bestand lebenslang die herzlichste Freundschaft, mehrere Kompositionen, die er den Schwestern und hauptsächlich Therese widmete, zeigen, wie nahe er ihnen stand, aber noch ist













sie (schrieb Beethoven die Leonore), die alles bezaubernde Fideliodarstellerin, dann die Brentanos, Hummel, Haydn, der eifersüchtige Salieri und andere grüßen uns; nebenan hängen die lieben Donner, aus ihrem Kreis tritt das Oporträt Amenbas hervor, eines hervorragenden Violinisten und späteren Lehrers der Mozartschen Kinder. An der Thür ist das Programm einer Kölnerischen Musikaufführung von Interesse, auf dem Beethovens Vater seinen „mit eigenen Kompositionen“ hervortretenden achttjährigen Sohn um zwei Jahre jünger gemacht hat; der beliebte Eric vom Wunderkinde war ihm also auch schon bekannt. — Unter Glas liegen eine Menge Manuskripte und Kompositionen. Die Skizzen zur Missa, der Schlußakt aus Fidelio, sind das zunächstliegende, mannigfaltige Briefe zeigen sich im Original, darunter die angeführten groben Randglossen an den Schreiber und ein Schriftstück an den kaiserlichen Rat von Schadow, in dem die rührende Liebe des jugendlichen Beethoven für seine Mutter aufs schönste zu Tage tritt. — Mit den Handschriften schließt die Sammlung, des Hauses Schätze sind zu Ende. Aber unablässig wird weiter gesammelt und Stein zu Stein gefügt zu einem idealen Bau, der

groß und herrlich in die Zukunft hineinragen möge unter dem Namen dessen, dem zu Ehren er errichtet ward. Der Verein „Beethoven-Haus“ verdankt sein Entstehen den hochsinnigen Anregungen von zwölf Bonner Männern und erstreckt sich jetzt bis hinüber nach Amerika. Daß er mehr und mehr Gunst und Förderung fände, im Sinne seiner Schöpfer wachse und gedeihe, sei unser Abschiedswunsch, mit dem wir die geweihte Stätte verlassen.

Bald wieder umgiebt uns alltägliches Rennen und Gassen, die engen Gassen lichten sich dann, sonnig schimmernd grüßt uns der Rhein. Am Ufer das regste Leben zwischen dem Lande und den schmucken Schiffen, deren Flanken die rasch hinwirbelnden grünen Wellen streifen, von weiterher dann und wann das Krachen eines Böllers und vor uns jene gewaltige Brücke, womit Menschenkraft des stolzen Stromes weite Ufer verbindet. Stromauf, stromab — ein Bild des Lebens, ferndeutschen Lebens. Wohin die Fahrt auch gehe, die Eindrücke bleiben und prägen sich ein, verklärt von der Erinnerung, und wieder tönt's:

In der Morgenglut, wie im Abendschein,  
O wie wonnig ruht sich's am grünen Rhein.

## Kreuz und Halbmond.

Skizzen aus der Türkei. Von Friedrich von Buchenau.

Nachdruck verboten.

### II.

**W**ie sich doch die Zeiten ändern! Militärparaden und militärische Aufzüge waren gerade bis zur Thronbesteigung des jetzigen Sultans ein Lieblingsport der Sultane, bei denen sie selbst hoch zu Ross sich in glänzender Pracht bewundern ließen.

Solche Militärparaden hatten oft geradezu historische Bedeutung, wie die am 26. August 1841, welche Sultan Abdul Madschid in Gegenwart der Sultaniin Valide und der übrigen Frauen des Harems, die in offenen Wagen erschienen waren, der Großwürdenträger und des diplomatischen Corps abnahm.

Nach der Revue ließ der Sultan die fremden Diplomaten vortreten, in deren Namen der englische Botschafter Lord Ponsonby der Bewunderung über die schöne Haltung der Truppen Ausdruck gab. Der als Dragoman anwesende Stephanaki Bey Vagorilles sollte diese Anrede dem Sultan übersetzen, aber hatte wohl nicht recht verstanden und brachte nur einige Worte heraus. Der Verlegenheit machte der österreichische Internuntius Herr von Stürmer, ein gründlicher Kenner des Orients und seiner Sprache, ein Ende, indem er vortrat und türkisch

sagte: „Ich wage es, Euerer Majestät im Namen meiner Kollegen für Eere Herablassung zu danken und zu versichern, daß wir nicht unterlassen werden, über das prächtige Aussehen der Truppen unseren Souveränen zu berichten. Wir hoffen, Sire, auch melden zu dürfen, daß bald auch alle anderen Einrichtungen im ganzen Reiche von ähnlichen Fortschritten zeugen werden, und daß dies der Wunsch Euerer kaiserlichen Majestät.“

„Wunsch,“ unterbrach der junge Padischah mit blickenden Augen den österreichischen Diplomaten, und auf den Großvezier Kauf Pascha und den Scheik-ul-Islam mit der Hand deutend, rief er laut und vernehmlich aus: „Mein Wunsch. Diese Männer sollen sagen, ob es nicht mein sehnlichster Wunsch ist!“

Diese Scene machte einen außerordentlichen Eindruck. Es war das erste Mal, seitdem ein türkisches Reich bestand, und hat sich übrigens seitdem auch nicht wiederholt, daß der Padischah mit Beiseitsetzung des üblichen orientalischen Ceremoniells, in Gegenwart des ganzen Volkes die Diplomaten angesprochen.



Übrigens erwies sich auch bei Sultan Madschid bald der Wunsch stärker als die Kraft. Wer nun den Sultan sehen will, und nicht nur der Fremde will es, sondern auch der Eingeborene, dem ja der Sultan nicht nur der Herrscher, sondern auch der Nachfolger des Propheten ist, der muß dem Selamlit beiwohnen, wie die feierliche Auffahrt des Sultans zur Moschee benannt wird.

Das Volk drängt sich zu Tausenden hinter dem dichten Militärspalier und die Europäer in dem „Fremdenthosl“, den ihnen eine von ihrem Konsul ausgestellte Karte öffnet.

Endlich wird es 12 $\frac{1}{2}$  Uhr, die Stunde, da der Sultan das Palais verläßt.

Atemlose Stille!

Die Zuschauer erheben sich auf den Fußspitzen und recken die Hälse, um etwas zu sehen; die Blicke der vornehmen oder sich vornehm dünkenden Herrschaften in dem eleganten Fremdenthosl richten sich gespannt nach einem festgeschlossenen, etwa zweihundert Schritte entfernten Thore. Generale, Offiziere, Truppenabteilungen und ein Heer von Hofschranzen in goldstrohenden Gewändern stehen wie aus Erz gegossen da. Ein Zeichen, das Thor öffnet sich, umgeben von hunderten prächtig gekleideter Würdenträger fährt ein mit kostbaren arabischen Rossen bespannter reich vergoldeter Wagen heraus, um den Herrscher der Gläubigen, den Padiſchah und Kalifen Sultan Ghazi Abdul Hamid Khan II., zur nahegelegenen Hamidie-Moschee zu bringen.

Während der Wagen langsam zur Moschee fährt, haben wir Zeit sein Inneres zu mustern. Scharf hebt sich in diesem Durcheinander von goldstrohenden, funkelnden, prächtigen Uniformen das einfache, schlichte, fast ärmliche Gewand ab, das der Großherr trägt. Eine schwarze Hose und ein schwarzer bis hinauf zugeknöpfter Rock mit stehendem Kragen, dem sogenannten Stambulin, oder ein einfacher Waffenrock, dazu der Fes auf dem Haupt und wenn die Witterung unfreundlich ist, ein Militärmantel um die Schultern, das ist die mehr als bescheidene Kleidung, in der man den Großherren zu sehen pflegt. Seine Gestalt von Mittelhöhe, etwas vorgebeugt, das scharfe ausdrucksvolle Gesicht von einem leicht ergaunten, kurz geschnittenen Vollbart umrahmt, grüßt der Sultan leutselig nach allen Richtungen. Hat der Sultan sein Gebet verrichtet, dann sieht er wohl noch hinter einem vergitterten Fenster der Moschee der Defilierung der Truppen zu und kehrt in sein wundervolles Palais zurück, um wieder eine volle Woche sich hinter den Mauern desselben zu verborgen.

Sultan Abdul Hamid ist am 22. September 1842 in Konstantiopel geboren und kam wie bekannt am 31. August 1876 auf den Thron. Bilder dieses

Monarchen, die auf Authenticität Anspruch machen können, giebt es nur aus den ersten Monaten seiner Regierung. Seither ist es unmöglich gewesen den Sultan zu bewegen, sich photographieren oder porträtieren zu lassen; ja der Widerwille des Sultans gegen sein Bild oder vielleicht eine abergläubische Furcht gehen so weit, daß nicht nur der Verkauf respektive die Einfuhr von Bildnissen des Sultans streng verboten ist und alle aus der ersten Zeit stammenden Bilder konfisziert wurden, sondern die Geheimpolizei scharf aufpaßt, daß beim Selamlit nicht ein Tourist eine Momentaufnahme mache. Was also illustrierte Zeitungen an Sultansbildern bringen, ist eitel Phantasie.

Der Sultan macht auf den Fremden den denkbar besten Eindruck und ist im persönlichen Verkehre von bezaubernder, hinreißender Güte. Und wäre nicht die in ihren Konsequenzen so fürchterliche Angst desselben um sein Leben, so gäbe es keinen populärerem Fürsten als Abdul Hamid.

Seine Güte ist bekannt; daß sich jemand mit irgend einem Anliegen an den Padiſchah gewandt und seine Bitte nicht erhört worden wäre, ist noch nie vorgekommen, allerdings kommen die wenigsten Bittgesuche vor seine Augen, denn der Sekretär hält fürchterliche Musterung.

Es ist aber auch ganz unglaublich, wer sich alles an die Gnade des Sultans wendet. Ganz abgesehen von seinen Unterthanen, die schließlich hierzu berechtigt sind, giebt es eine Unzahl von europäischen Schriftstellern, Malern, Komponisten, die ihm ihre Werke, von Handwerkern, die ihm die Erzeugnisse ihres Fleißes widmen, natürlich mit der Hoffnung auf Orden, goldene Dosen und Ehrenhonore. Die Armen! Da geben sie sich die größte Mühe, besorgen kostbare Einbände, Rahmen oder Schatullen und senden alles schön verpackt nach dem Pildiz. Und dann warten sie auf Antwort und reklamieren wohl — alles vergebens, kein Orden, keine Dose, kein Geld — ja nicht einmal ein Dankschreiben.

Die Gesuche und Briefe wandern nämlich in den Papierkorb und die Geschenke — in ein wenig benutztes Zimmer des Sekretariats und von da — in alle Winde, so oft, um Platz zu haben, mit den alten Beständen ausgeräumt werden muß. Wird aber ein Besuch dem Sultan vorgelegt oder kommt es durch einen Zufall direkt in seine Hände, dann ist es günstig erledigt, denn der Sultan ist freigebig wie wenige Monarchen.

So wandte sich ein Gymnasiast aus München eines Tages in einem Briefe an den Sultan um — abgestempelte Briefmarken. Der Brief war so originell, daß der Sekretär ihn dem Padiſchah vorlegte. Dieser war ganz erstaunt und ließ sich seinen deutschen Dolmetscher, einen Bremerer, Namens Wilhelm

Bolland, der türkisch Bely Bey genannt wird, kommen und fragte ihn, was dieser Wunsch zu bedeuten habe. Bely sagte nun dem erstaunten Sultan, daß man in Europa eine wahre Manie nach alten Postwertzeichen habe und daß komplette Sammlungen überall zu kaufen seien, worauf der Sultan den Befehl gab, eine solche für einige hundert Gulden zu kaufen und dem Gymnasiasten zu schicken. Daß einige Wochen später Duzende Briefe von Gymnasiasten einliefen, braucht ebenso wenig erwähnt zu werden, als daß sie alle in den Papierkorb wanderten.

So lange die eigentliche Regierung auf der Hohen Pforte sich befand und der Großvezier die Regierung nicht nur dem Namen nach leitete, war der aus der einseitigen Berichterstattung des Sultans erwachsene Schaden nicht gar groß. Aus besten Motiven brach aber einer der besten türkischen Patrioten — er hat es später oft genug bedauert — die Macht des Groß-Veziers zu Gunsten des Hofes und seither sieht es wirklich schlimm in der Türkei aus, denn alle Fäden der Politik laufen im Palais zusammen und dies allein regiert — dem Namen nach Seiner Kaiserlichen Majestät der Sultan, der That nach Seine Hoheit der Großeunuch als Vertreter aller der höfischen Elemente, welche den Sultan umgarnen und ihn nur das entscheiden lassen, was sie wollen.

Es war der jetzt überall bekannte Said Pascha, der den Beinamen „Kutsohul“, d. i. der Kleine, zum Unterschiede anderer Said's, führt, der als Sekretär des Sultans diesen bestimmte, sich alle Staatsakten vor der Veröffentlichung vorlegen zu lassen. Im Anfange geschah dies bei wichtigeren Anlässen, aber bald durfte die eigentliche Regierung nicht die geringste Verfügung treffen, ohne das Hofsekretariat verständigt zu haben, und so wurde der Schwerpunkt des gesamten öffentlichen Lebens bald nach der Hofkanzlei verlegt, und nach und nach in das Palais selbst, dessen einzelne Beamte eine um so größere Bedeutung gewannen, als die der Minister sank. Bald wurde eine regelrechte politische Polizei organisiert, deren Fäden im Palais zusammenliefen, und in jedem Ministerium gewöhnten sich die einzelnen Beamten, offiziell ihrem Minister, insgeheim aber ihrem jeweiligen Freund und Protektor im Palais Bericht zu erstatten, was schließlich dahin führte, daß die Ministerien zu einfachen Einreichstellen und Expeditionsbureaus für die im Palais getroffenen Entscheidungen herabsanken.

Wie selbst die höchsten Würdenträger unter polizeilicher Aufsicht stehen, mag nachstehender Fall erhärten, der vor mehreren Jahren in Pera lebhaft besprochen wurde.

Der Herausgeber einer Zeitung in Konstantinopel — nennen wir ihn X. — konnte sein Guthaben bei

der Pforte nicht einbringen. Schließlich wurde ihm für einen Donnerstag die Zahlung bestimmt zugesagt, erfolgte aber dennoch nicht und da X. für den Sonnabend selbst größere Zahlungen hatte, so entschloß er sich, dem Chef des Preßdepartements Seiner Excellenz Nischan Efendi, einem ausgesprochenen Günstling des Sultans, zu schreiben. Freitag sind aber alle Bureaus der Regierung gesperrt und Lokalbriefe nimmt sonderbarerweise die türkische Post nicht an. Es blieb nun X. nichts weiter übrig, als seinem Diener die Besorgung des Briefes zu überlassen. Der Diener fährt mit dem Lokalboote nach Kadiköi, einem Vororte Konstantinopels, wo Excellenz wohnt und fragt, dort angekommen, einen Mann nach der Wohnung des dort wohlbekannten Preßdirektors. Bereitwillig zeigt ihm der Mann die Wohnung, der Diener giebt den Brief ab und wird, an der Landungsstelle wieder angelangt, . . . verhaftet. Man bringt ihn auf die Polizeistube und unterzieht ihn einem eingehenden Verhör, wie er heiße, wer ihn geschickt habe und schließlich, was in dem Briefe stünde. Selbstverständlich konnte der Diener auf letztere Frage keine Antwort geben. Das Protokoll wurde geschlossen und der Diener unter Eskorte nach der Polizeihauptstation in Skutari und von dort per Boot auf das Polizeiministerium geschickt. Die schlaue Polizei kalkulierte nämlich, daß, wenn ein Journalist einem hohen Staatsbeamten, der noch dazu Armenier ist, einen Brief ins Haus und nicht ins Bureau schicke, es sich um irgend eine geheimnisvolle Angelegenheit handle und da der Absender des Briefes fremder Unterthan und der Empfänger eine Excellenz sei, so wäre es vor allem klug, sich an den Diener zu halten. Von dem Polizeiministerium wurde — Zellenwagen für Verhaftete kennt die Türkei noch nicht — der arme Mann, der vor Schande und Hunger halbtot war, in Begleitung von zwei Polizisten wie ein Verbrecher nach der Polizeidirektion in Pera geschickt, wo er vorläufig eingesperrt wurde. Zufällig sah ein Redaktionsbeamter die Eskortierung des Dieners, meldete sie X. und diesem gelang es erst nach langer Mühe und nach Intervention des Konsulates, den Mann zu befreien, nachdem er genügende Aufschlüsse über den Brief gegeben.

Wäre X. kein fremder Unterthan gewesen, der Konsulatsschutz besaßen, so hätte der Diener ziemlich lange im Gefängnisse zubringen können.

Dieses kleine Geschichtchen zeigt, wie weitverbreitet das Spionwesen in Konstantinopel ist, und wie selbst die höchsten und das größte Vertrauen genießenden Beamten diesem unterworfen sind, einerseits überwachen — und andererseits selbst überwacht werden.

Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre war Riamil Pascha Großvezier. Ein schlauer



Diplomat — seine Feinde, zu welchen vor allem die Griechen zählen, behaupten, er wäre jüdischen Ursprunges — hochgebildet, sprachkundig und gewandt, dabei persona gratissima bei den Engländern, genoß er solches Ansehen, daß selbst der Hof ihn nicht ganz beiseite schieben konnte. Als dieser aber gestürzt wurde, da blühte der Weizen der Kamarilla. Es gelang ihr, einen Mann für das Großvezierat zu finden, wie sie ihn sich besser nicht wünschen konnte, und dieser Mann war Djevad Pascha.

Bei aller Willfährigkeit des jeweiligen Großveziers ist es trotzdem sehr schwer, einen Mann zu finden, der einerseits durch seine persönlichen Eigenschaften geeignet wäre, die Regierung bei den fremden Botschaftern würdig zu vertreten und andererseits sich mit der Rolle eines blinden Werkzeuges der Hofkamarilla begnügen würde. Djevad Pascha war nun eine solche rara avis. Er war ein simpler Hauptmann, als er die Aufmerksamkeit des Hofes durch eine „Geschichte der Janitscharen“ erregte, die er im Vereine mit dem seither verstorbenen Professor Makrides in türkischer und französischer Sprache erscheinen ließ. Er war so arm, daß sich Makrides, der auch nicht an Überschuß litt, die für die Druckspesen notwendige Summe bei einem Geldwechsler leihen mußte. Das erste Exemplar des Werkes wurde wie üblich dem Sultan vorgelegt. Dieser mochte gerade in gnädiger Stimmung gewesen sein, genug, er befahl den jungen Hauptmann, der — was damals eine Seltenheit war — so großes Wissen zeigte und die französische Sprache so gründlich beherrschte, zur Audienz. Und von diesem Momente an war sein Glück gemacht.

Ein sympathisches Äußere und Schönheit sind besondere Gnadengaben, die einem eine gütige Fee in die Wiege legt und Djevad erfuhr es an sich. Er ist ein selten schöner Mann, ein Niese an Gestalt, mit den treuherzigen Augen eines Kindes. Er wurde der Liebling des Sultans, ein Liebling des Hofes und machte rapid Carriere, sowohl als Militär, wie als Diplomat, und als es dem Hofe gelungen war, den alten widerhaarigen Riamil Pascha Ende der achtziger Jahre zu stürzen, da erinnerte man sich bei Hofe des schönen Djevad, der so lebenswürdig und gutmütig war und dabei ein so gelehrter Herr, und eines Tages verkündeten Extraausgaben der türkischen Blätter, daß der Sultan das Staatsiegel in die Hände des inzwischen zum General avancierten Djevad Pascha gelegt habe. Djevad rechtfertigte vollauf die in ihn gesetzten Hoffnungen. Der stattliche General mit den weltmännischen Manieren und dem perfekten Französisch war bald der gern gesehene Gast aller Botschaften und repräsentierte die Regierung ausgezeichnet. Der Soldat

Djevad aber fühlte sich auch als Großvezier nur als den getreuen Vollstrecker des kaiserlichen Willens, wie er ihm durch den Hof übermittelt wurde, und ging so weit, auch das letzte Altentstück nicht eher zu erledigen, bevor er es dem Palaissekretariate vorgelegt hatte. Was früher die Kamarilla den Großvezieren nur mit Mühe ertrotzt hatte, das gelang ihr unter Djevad vollständig und es war ein besonderer Beweis kaiserlicher Gnade, daß Djevad, als die armenischen Unruhen das Reich ernstlich gefährdeten, in Gnaden verabschiedet wurde, denn einen so selten gefügigen Großvezier durfte man sich nicht abnützen lassen. Nur einmal mußte Djevad Pascha alle seine Energie zusammennehmen, um dem Palais in einer Frage entgegenzutreten, die auf dem besten Wege war eine tragikomische Lösung zu erhalten.

Gelegentlich bemerkten Damen des Harems bei Botschafterinnen illustrierte Journale in den Salons umherliegen und nun brannten einzelne oder besser gesagt alle Schönen vor Begierde, auch solche illustrierten und kolorierten Sachen in ihren Salons zu haben. Majestät war gnädig und erlaubte das Abonnement und so wurden denn bei den bekannten Buchhändlern Reil und Hendrich in Pera eine große Anzahl von illustrierten und humoristischen Blättern in allen möglichen Sprachen bestellt, darunter auch das Wiener Witzblatt „Kikeriki“.

Eines Tages brachte nun der „Kikeriki“, anknüpfend an eine Notiz in den Tagesblättern, wonach der Sultan befohlen habe, daß vor den einzelnen Appartements im Harem zu Hilbiz kleine Täfelchen mit dem Namen der Wohnungsinhaberin anzubringen seien — selbstverständlich war dies ein dummer Witz, den sich irgend ein Spaßvogel in einer Zeitung erlaubt hatte und der dann die Runde durch die ganze Presse machte —, ein Bild, darstellend einen Korridor mit verschiedenen Thüren, über denen auf Täfelchen türkische Frauennamen und bei jedem einige Bemerkungen zu lesen waren. Zugleich zeigte das Bild in wenig respektvoller Form den Sultan schmunzelnd die Täfelchen lesend und dazu aus einer langen Pfeife rauchend.

Diese Zeichnung hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn das Blatt eben nicht in das Palais gekommen wäre, da gerade an diesem Tage der betreffende Beamte, der die Illustrationen in den für den Harem bestimmten Blättern zu überwachen hatte, dieser Aufgabe nur sehr lässig nachgekommen war.

So fand nun diese verhängnisvolle Nummer Eingang in den Harem und von da in die Hände des Sultans, der hierüber von seiner Umgebung in eine solche Wut hineinversetzt wurde, daß er sofort den Großvezier rufen und eine exemplarische Strafe des Herausgebers des „Kikeriki“ verlangte, widrigenfalls er alle Beziehungen zu Österreich-Ungarn abbrechen

molle. Damals war die Position Djavad Paschas allerdings eine sehr schwere. Auf der einen Seite drohte ihm die kaiserliche Ungnade, auf der andern der Fluch der Bächerlichkeit. Nun Djavad Pascha und der österreich-ungarische Botschafter Baron Calice verstanden es schließlich, die große Staatsfrage irgendwie zu einem günstigen Abschlusse zu bringen, ohne daß der unglückliche Redakteur aufgehängt oder die Beziehungen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn abgebrochen worden wären . . .

Ich habe hier diese Geschichte erzählt, um zu zeigen, wie groß die Macht selbst untergeordneter Personen bei Hofe ist und wie jedes Antasten einer solchen sofort den ganzen Regierungsapparat in Gang setzt. Anderseits war und ist der Hof in Konstantinopel mehr wie jeder andere der Schauplatz aller möglichen Intriguen. Wo der Wille des Herrschers unumschränkt sich kundgibt, da ist die Gnade desselben das einzige und ausschließliche Ziel der Bemühungen aller Höflinge und daß einer dem andern gerne ein Bein stellt, kommt oft vor und soll . . . übrigens auch anderswo nicht selten sein.

Man erzählt sich da folgende interessante und vielleicht wahre, jedenfalls gut erfundene Geschichte:

Das Schiff „Ertoğrul“ wurde vor einigen Jahren nach Japan ausgesendet und hatte an Bord die Blüte der osmanischen Jugend. Bekanntlich scheiterte dasselbe, ohne daß sich mehr als etwa zehn Personen retten konnten. In Konstantinopel war man um so verzweifelter, als die höchsten türkischen Familien den Verlust Angehöriger zu beklagen hatten. Solche schwere Unglücksfälle müssen dem Sultan unverzüglich gemeldet werden, aber niemand ist gern der Überbringer von Hiobsnachrichten, während jedem, der angenehme Nachrichten überbringt, das Muzda (ein Geschenk für gute Neuigkeiten) winkt. Schließlich mußte sich der inzwischen verstorbene erste Sekretär Excellenz Sureja Pascha hierzu entschließen, begab sich zum Sultan, fand ihn aber so schlechter Laune, daß er die Hiobspost für eine spätere Stunde verschob. Aus den Gemächern des Sultans tretend, gewahrt er den Leibarzt des Sultans Excellenz Dr. Maorogeny Pascha, der bei Hofe bekannt war, daß er gerne gute Neuigkeiten dem Sultan brachte, um, wenn dieser dann gut gelaunt wurde, um Geld zu bitten, denn der alte und sehr gelehrte Herr befand sich und befindet sich in steter Geldnot, trotzdem er vom Sultan fürstlich belohnt wird. Dabei ist Maorogeny wegen seines launischen Witzes und seiner Rücksichtslosigkeit bei Hofe nichts weniger als beliebt.

Als Maorogeny den ersten Sekretär sah, erkundigte er sich nach der Laune des Padischah — der Türke hat ein nicht zu übersetzendes Wort hierfür „Kef“ — und wie er die Nachricht von dem Schiffsunglücke aufgenommen habe.

„Gelobt sei Allah!“ rief Sureja aus, „Majestät hat die Nachricht jener Begebenheit mit der Ergebung in das ‚Rismet‘ (Schicksal) aufgenommen, welche eine der vielen Vorzüge des Padischah ist.“

„Gott ist groß und barmherzig. Der Mittelpunkt der Welt trägt in der Brust das Herz eines Löwen. Ich habe eine Nachricht mitzuteilen, die vielleicht imstande ist, den Schmerz über den Verlust des Schiffes zu lindern.“

„Inschallah, inschallah“ (Gott gebe es), antwortete Sureja und entfernte sich.

In wenigen Minuten stand Maorogeny vor dem Sultan und sagte: „O Padischah, wie groß bist du und wie erhaben trägst du in göttlicher Ergebenheit das Unglück. Was Gott befiehlt, kann eben der Mensch nicht ändern.“

„Was giebt es Hekim Baschi (Chefarzt),“ meinte der Sultan, der den alten Herrn aufrichtig liebte, „was fehlt dir? He, he, he, wieder kein Geld? Oder hast du wieder jemand zu Tode kuriert? Sprich.“

„Was der Finger des berichtenden Engels niederschreibt, steht unwandelbar und ist vorher bestimmt,“ entgegnete Maorogeny salbungsvoll.

„Bei meinem Bart und Kopf,“ rief der Sultan aus, „jetzt habe ich's satt. Sprich, was giebt es?“

„Ich bin nicht umsonst Arzt,“ sagte Maorogeny, „und habe Heilmittel für alles und wenn auch der Untergang des schönen Schiffes in Japan ein großes Unglück ist, so . . .“

Weiter kam er nicht, der Sultan war ganz bestürzt, winkte ihm zu schweigen und sich zu entfernen, ließ sofort Sureja rufen und dieser erstattete dann einen ausführlichen Bericht, aber die Unglücksbotschaft selbst hatte er doch nicht gebracht. Später erfuhr der Sultan von Maorogeny den Streich, den Sureja dem Arzte gespielt, und stellte Sureja zur Rede. Doch dieser antwortete mit den Worten Saadis:

„Sei die Überbringerin guter Nachrichten, o Nachtigall — schlimme Nachrichten überlasse der Gule.“

Als die armenische Bewegung zu den Mezeleien in Cassun geführt und die Hofpartei den Staatskarren gründlich verfahren hatte, da wurde einerseits der Großvezier Djavad Pascha entlassen, da man ihn später brauchen konnte und deshalb verhüten wollte, daß er sich abnütze, und anderseits „starb“ plötzlich der erste Sekretär des Sultans, Excellenz Sureja Pascha, ein wirklich ausgezeichnete pflichttreuer und ehrenwerter Charakter, dessen Tod allseits betrauert wurde. Nun sollte der als Patriot und umsichtiger Staatsmann bekannte, aber wegen seines unzugänglichen unabhängigen Charakters dem Palais unbequeme ehemalige Hofsekretär Rutschul Said Pascha, von dem schon oben die Rede war, alles in Ordnung bringen. Durch einen Zufall



war ich gerade damals, als Rutschul Said Pascha Großvezier wurde, auf der Hohen Pforte und kann den Lesern eine genaue Beschreibung der Ceremonien bieten, unter welchen ein Wechsel im Großvezierate vor sich geht. Zuerst will ich bemerken, daß offiziell die Absetzung eines Großveziers nicht verlautbart wird, sondern bloß die Ernennung des neuen. Die Absetzung wird dem Großvezier durch einen *Frads* bekannt gegeben, in dem es heißt, daß ihm in Gnaden erlaubt worden sei, sich in seinen *Ronal* (Palast) zu begeben, um sich dort von den Beschwerden übermäßiger Arbeit zu erholen. Dem Beamten, der ihm diesen *Frads* überbringt, muß der gestürzte Vezier das große Staatsiegel übergeben, das stets im Besitze des regierenden Großveziers sich befindet und das größte unter den drei kaiserlichen Siegeln des Sultans ist. Das erste ist klein und wird vom Sultan stets bei sich getragen, das zweite größere ist in Verwahrung der *Rhazaadar Usta*, d. i. der Großschahmeisterin des Harems, und das dritte erhält der neuernannte Großvezier als Zeichen seiner Würde.

Das Siegel besteht aus einer in Gold gefaßten grünen Platte, die angeblich aus Smaragd sein soll und einen sehr hohen Wert repräsentiert. Hat der Hofbeamte, in der Regel der erste Sekretär, das Staatsiegel dem gestürzten Großvezier abgenommen, so überbringt er es dem neuernannten, der, hiervon schon vertraulich verständigt, den Sekretär, in dessen Begleitung sich der Obersteremonienmeister befindet, erwartet, die beiden Würdenträger mit gebührendem Pompe empfängt und das Siegel entgegennimmt.

Hierauf erfolgt der feierliche Aufzug nach der Hohen Pforte.

Ich war, wie schon oben erwähnt, auf der Hohen Pforte, wo das geschäftige Hin- und Her-eilen der Beamten, die vertraulichen Gespräche derselben und eine gewisse erwartungsvolle Neugier auf den Gesichtern aller mir anzeigten, daß etwas Bedeutendes sich ereignet habe. Ich erfuhr bald, daß ein neuer Großvezier ernannt worden sei und man das Eintreffen desselben auf der Hohen Pforte erwarte. Wer eigentlich ernannt sei, darüber gingen die Meinungen auseinander. Von befreundeter Seite wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen sollte, mir die Ceremonie der Proklamierung des neuen *Sadrasam* an-

zusehen. Meine Toilette war allerdings nicht der Situation entsprechend — Sommeranzug, Strohhut, Schirm und ein Paket Zeitungen unter dem Arme — aber ich kam nicht dazu, daran zu denken, denn aus allen Büreaus eilten *Efendis* zum Großvezierate und ich ging unwillkürlich diesen nach und mit ihnen in den großen Empfangssaal, wo ich Hut und Schirm fein säuberlich in eine Ecke stellte und mit dem Pakete unter dem Arme der Dinge harrete, die da kommen würden. Nach geraumer Zeit hörte man Militärmusik und alles eilte an das Fenster. Verrittene Polizisten eröffneten den Zug, dann folgte Kavallerie, ihr Militärmusik und hierauf der erste Sekretär des Sultans *Tahsin Bey* in goldstrogender Uniform auf weißem Roß und in der einen Hand eine Ledertasche haltend, dann mehrere hohe Offiziere, hierauf nach einem kleinen Abstände der *Scheit-ul-Isлам* und der neue Großvezier — es war Rutschul Said Pascha — und hierauf wieder Militär und Polizei. Raum hielt der Zug vor der Hohen Pforte, als sich alles in den *Niesenceremoniensaal* des Großvezierates drängte, in welches die Erwarteten eintraten und sich an der Stirnseite des Saales aufstellten. Zuerst trat der *Scheit-ul-Isлам* vor — ein ehrwürdig aussehender Herr in weißem, goldgesticktem *Talar* — und sprach ein Gebet, an dessen Schluß die Anwesenden „*Amin*“ riefen, hierauf nahm *Tahsin Bey* aus der Tasche ein Schriftstück, küßte es, verlas es laut und überreichte es dem neuen Großvezier, der es ebenfalls ehrerbietig zum Munde führte.

Den Schluß dieser Ceremonie bildete eine Defilierung der Anwesenden vor dem Großvezier in der Weise, daß die ganze Versammlung im Gänsemarsche vor Said defilierte und jeder, vor dem *Sadrasam* angekommen, den *Temenna* (türkischen Gruß, wobei man mit der rechten Hand Brust, Mund und Stirn berührt) machte.

Meine Anwesenheit wurde bemerkt und ich will nicht gerade behaupten, daß sie den besten Eindruck hervorrief, da ich der Einzige war, der hellen Anzug trug und keine Kopfbedeckung besaß, während alle anderen der rote *Fez* zierte, und überdies das Paket unter dem linken Arm mich bei der Reverenz so ziemlich hinderte.

Aber schließlich überstand ich auch dies, war aber herzlich froh, als ich draußen war.







## Die vom Wald.

Roman von Hermine Billinger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In Sädingen an der Bahn stand der Lehrer Holzapfel inmitten seines Gepäcks, das Gesicht mit einem Tuch verbunden, und sah aus wie einer, dem Ärger und Kriegsführung böse mitgespielt.

Als Nikodemus ihm mit einem verständnisinnigen Lächeln die Hand zum Fenster hinaus reichte, reckte Herr Holzapfel den Hals:

„Und die Frau Liebste?“

„Die Hochzeit,“ stotterte Nikodemus, „wird erst in ein paar Wochen stattfinden.“

Endlich ging's den Weg hinauf von Abbruch nach Buch; dem Heimlehrenden klopfte das Herz zum Zerspringen; wie verloren war er gewesen in der Fremde, ein ganzes endloses Jahr lang, und nun, noch wenige Schritte durch den dämmerigen Wald, und da lag's vor ihm, sein geliebtes Hochthal, rot umflutet von den Strahlen der untergehenden Sonne. Jetzt sah er auch die Gasse vor der Schule schwarz voll Menschen stehen, und als Nikodemus ins Dorf einbog, empfing ihn ein Gesang, den der Ortspolizeidiener, auf einem Baumstumpf stehend, mit seinem Säbel dirigierte.

Da standen sie mit ihren roten Händen, gerade wie sie von der Arbeit kamen, und empfingen ihren Lehrer mit nichts geringerem als einem schmetternden: „Großer Gott, wir loben dich —“

Kein einziger Vers wurde ihm geschenkt, so daß er alle Zeit hatte, derweilen die Häupter seiner Lieben zu zählen.

Vorn an natürlich stand die Lene mit ihrem vor Aufregung zuckendem Gesicht; sie war die sicherste Sängerin, der Fels, an den sich alle anlehnten. Von ihr glitt des Nikodemus Blick auf des Ortspolizisten Weib Ehingi, mit ihrem Scheitel glatt wie ein Spiegel und ihrem Mäulchen, nicht größer als —

großer Gott, wo in aller Welt war er vor kurzem einer ähnlichen unliebsamen Erscheinung begegnet?

Nikodemus schrak plötzlich zusammen, als sähe er am helllichten Tag Gespenster.

Der Gesang war zu Ende und alles stürmte auf ihn ein, um ihm die Hand zum Willkommen zu drücken.

Im Schulhaus erwarteten ihn die Mannen von Buch, an ihrer Spitze der Bürgermeister, und er sprach ein kräftiges: „Gott sei Dank, daß Ihr wieder da seid!“

Worauf sie alle miteinander die Rede mit einem: „Jo, Gott sei Dank!“ bekräftigten.

Da dem bewegten Nikodemus auch keine neue Wendung einfiel, sprach er in Gottes Namen ein drittes „Gott sei Dank!“ und man ging in vollster Zufriedenheit auseinander.

„Ja, und jetzt, wie steht's mit ihr?“ war Lenens erstes Anliegen, als sie mit dem Lehrer allein war.

„Mit wem?“ fragte Nikodemus im Tone so vollkommener Unschuld, daß Lene mit einem: „Jesus im Himmel, die Frau!“ losfuhr.

„Ja so!“ Nikodemus schämte sich, wie man zu Buch sagte, in Grundsboden 'nein.' „In der nächsten Zeit ist die Hochzeit,“ stotterte er, „meine Emmerenzia ist eine Perle.“

„Wollen sehen,“ meinte Lene.

„Ein Muster der Sparsamkeit, die aus nichts ein Supple kocht.“

„'s wird danach sein.“

Bevor Nikodemus den Mut gefunden, die kleingläubige Person verdienstermaßen zurechtzuweisen, wurden ihm seine drei Leibspeisen auf einmal hingesezt, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich darüber her zu machen.

„Jetzt aber vor allen Dingen, kann Sie mir sagen, wie's mit dem Alexi steht?“ lautete seine erste Frage, nachdem er seinem Appetit Genüge gethan hatte.

„Drei Gendarmen sind im Ort,“ berichtete die Magd, „und passen ihm auf, die Salpeterer halten ihn versteckt.“

Nikodemus schob seinen Teller zurück und verließ mit großen Schritten das Haus. Wohl klopfte ihm das Herz bei dem Gedanken, Josepha wiederzusehen, aber er sagte sich: Fort, fort damit, das Schicksal meines Schülers ist jetzt die Hauptsache.

Er eilte die Dorf-  
gasse entlang, dem  
letzten Hofe zu, wo  
jene Leute wohnten,  
die in ungeschwäch-  
ter Erinnerungs-  
kraft der Vergan-  
genheit anhängen  
und ihm, Nikode-  
mus, ehrwürdig  
waren trotz ihrer  
Verkehrtheit.

Er fand die  
ganze Salpeterer-  
gemeinde bei der  
alten Gottstein ver-  
sammelt, und er-  
füllt von dem, was  
er gehört, trat er  
mit den Worten  
über die Schwelle:  
„Aber ihr lieben  
Leut', was habt ihr  
euch wieder einge-  
brocht?“

Niemand ant-  
wortete und es war  
eine Weile nichts  
zu hören, als das Surren der Spinnräder aus  
jener Ecke, wo die Weibervölker saßen, im flacker-  
nden Schein eines an der Wand befestigten Licht-  
spans. Hinten in der Stube aus dem Halbdunkel  
glänzten die Wände des kolossalen Rachelofens mit  
seinen übereinander geschichteten, steingedeckten Ofen-  
bänken, beim Wälber die „Kunst“ genannt. Hier  
hockten die Mannsleute und rauchten ihren „Tuback,“  
dicke Wolken um sich verbreitend, so daß nur dann  
und wann eine weiße Zipsfellkappe oder ein roter  
Brustlatz aus dem Dunkel leuchtete.

Den besten Platz auf der Kunst aber nahm eine

zusammengeschrumpfte, vornüber gebeugte Gestalt  
ein, mit einem Scheitel weiß wie frisch gefallener  
Schnee; es war die neunzigjährige Großmutter  
Gottstein.

Beim Eintritt des Lehrers hatte sie sich auf-  
gerichtet, und als er zu sprechen fortfuhr: „Begreift  
ihr denn nicht, daß euch nichts anderes übrig bleibt,  
als euren Unterthanenpflichten nachzukommen?“ gab  
sie ruhig zur Antwort:

„Wir halten uns an den Kaiser von Osterreich,  
alles andere geht  
uns nichts an.“

„Alles andere  
geht uns nichts an,“  
murmelten die Brü-  
der Gottstein, ihre  
Söhne, und nahmen  
einen Augenblick die  
„Pfißli“ aus dem  
Mund.

Nikodemus schüt-  
telte seufzend das  
Haupt:

„Ich hab's euch  
schon so oft gesagt,  
wir sind jetzt mehr  
als sechzig Jahre  
babisch —“

„Einerlei,“ un-  
terbrach ihn die  
Alte, „wir halten  
uns an unsere alten  
Rechte und Privi-  
legien; der Salpeter-  
Haumes hat sie der-  
malen in einem Gna-  
denbrief von Wien  
gebracht, vom Kai-  
ser selbst unter-  
schrieben —“

„Warum denn  
immer wieder die  
alten Geschichten

aufwärmen,“ unterbrach sie Nikodemus.

„Warum? Der Lehrer Holzapsel hat gegen uns  
geheht, die Regierung müsse wieder unter den Sal-  
peterern aufräumen wie dazumalen —“

„Und die Großmutter hat er wollen einstechen  
lassen, der Halunk!“

Das war Josephas Stimme, welche aus der  
Ecke ertönte, wo die Weiber saßen und ihr Spinn-  
rad drehten.

Die Greisin nickte: „Weil ich ihn zum Haus  
hinausgeworfen — aber laßt alles kommen, wie's  
kommt —“



Liebliche. Nach der Originalzeichnung von Max Weber.



Und die Hand erhebend, wie um Schweigen zu gebieten, das matte glanzlose Greisenauge in die Ferne gerichtet, sprach sie langsamen, feierlichen Tones:

„Sie haben uns geschleppt ohne alle Gnad',  
Nach Siebenbürgen, ins ferne Banat;  
Von der Heimat fort, o bittere Not!  
Von der Heimat fort, o schmerzlicher Tod!  
Die andern, die hingen am Galgen sie auf  
Das ist der irdischen Gerechtigkeit Lauf.  
Gieb ihnen Gottvater die ewige Ruh',  
Gieb ihnen die Märtyrerkron' dazu.

Sie haben uns gestraft an Mark und Bein,  
Weil wir haben wollen treue Bürger sein —  
Treue Bürger dem Kaiser und Reich zumal,  
Dum mußten wir dulden die Todesqual.

Doch so wir verlieren unser Hab und Gut,  
Und so wir versprigen unser rotes Blut,  
Dann ist sie gekommen, die Erlösung ist da,  
Und der Netter von Streich, der Kaiser ist nah!“

Die Großmutter schwieg, schweratmend, das Gesicht mit den runzligen Händen bedeckend; von der Kunst her, wo die alten Männer saßen, hörte sich's an wie unterdrücktes Schluchzen, während die Brüder Gottstein in kläglichem Ton wiederholten: „Sie haben uns gestraft an Mark und Bein —“

„Aber doch nicht die badische Regierung,“ stellte ihnen Nikodemus vor, „doch nicht unser Landesherr?“

„Nein,“ sagte einer der Salpeterer, ein dicker, untersehter Bauer, der Vogelbach-Jörri, „das ist gewiß; der Landesherr hat uns nichts gethan, und wir thun ihm auch nichts, er kann ruhig bleiben, aber der Oberste ist halt doch der Kaiser von Oesterreich —“

„Der Kaiser von Oesterreich,“ ereiferte sich Nikodemus, „hat Land und Leut' genug —“

„Still,“ fiel ihm die alte Gottstein ins Wort, „ist genug geredet, beten wir lieber für unsere verbannten Brüder, ist gescheiter als mit den Ungläubigen streiten. Dort ist die Thür, Lehrer, weis' sie ihm, Josepha —“

Diese trat zögernd aus dem Halbdunkel; ohne aufzublicken, wie mit Purpur übergossen, öffnete sie die Thür:

„Ihr habt gehört, Herr Lehrer —“

„Freilich, freilich,“ stotterte der aufs höchste verwirrte Nikodemus und ging direkt auf den Thürpfosten los.

Da flog's wie ein Lächeln über Josephas Züge.

„Die Thür ist noch immer am selben Platz, Herr Lehrer,“ sagte sie und schob ihn sachte über die Schwelle.

Nikodemus stand auf der Gasse; ganz verträumt stand er da, auf den Lippen ein Lächeln. Er hörte noch die liebe Stimme, er war ganz benommen von dem Eindruck dieses ersten Wiedersehens.

Da trat der Ortspolizeidiener mit einem leisen „Pf!“ an ihn heran. Der Lehrer brauchte Zeit, um sich zu fassen: „Was ist denn?“ stotterte er.

„Die Gendarmen sind ihm auf der Spur,“ flüsterte der Michel, „er sitzt im Heustock; hab's wohl gewußt, aber wenn's schon Barrgraff Sechse heißt: Die Ortspolizeidiener haben der Gendarmerie auf Verlangen Hilfe zu leisten, es hat mir nicht übers Herz gewollt, den Alexis zu verraten.“

Sie kamen gerade dazu, wie die Gendarmen den Burschen auf die Gasse rissen und dem, sich wie ein Rasender Gebärdenden die Hände auf den Rücken zu binden suchten. Alexis warf sich glatt auf die Erde.

„Sei ein Mann,“ flüsterte ihm Nikodemus zu, sich zu ihm niederbeugend, „wehre dich nicht gegen deine Pflicht; Alexis, hör' auf meine Worte, thu's mir zulieb!“

Der Bursche sprang auf; beim Anblick des Lehrers, der mit gefalteten Händen vor ihm stand, befiel ihn ein Zittern, und er ließ einen Gegenstand aus seiner Hand gleiten, der lautlos in den Sand fiel. Nikodemus setzte schnell den Fuß darauf, während die Männer den sich nicht länger wehrenden Burschen banden und mit sich fortfuhren.

Nikodemus, barhäuptig neben Alexis herschreitend, gab ihm nun seinerseits das Geleite, wie jener es ihm vor einem Jahr gegeben, da er zu Buch hinauszog.

Gleich am andern Morgen begab sich der Lehrer zu den Gottsteinschen.

Er fand die alte Großmutter mit dem Rücken gegen die Thür am Fenster sitzend, die große schweinsleberne Bibel auf den Knien.

„Wo haben sie ihn hingeführt, die Halunken?“ herrschte sie den Eintretenden an.

„Nach Rastatt!“ gab er zur Antwort.

„Josepha,“ rief die alte Frau, und als das Mädchen erschien: „Hol' einen Briefbogen aus der Schieblad und schreib' wie ich dir sag': „Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, die Großmutter befiehlt dir, komm' heim.“

Josepha schrieb, und Nikodemus legte die Hand auf den Arm der alten Frau:

„Wißt Ihr, was geschieht, wenn einer desertiert.“

„Es geschieht, was Gottes Wille ist,“ gab sie zur Antwort, und da in diesem Augenblick die Thür aufging, schob sie die Hand des Lehrers von sich weg mit dem Ausruf:

„Da kommt der Foggi, der nimmt den Brief gleich mit.“

„Der mit dem Geschreibsel,“ sprach der Ankömmling, ein langer, hagerer Mann mit kühner Adler-nase; er trug die Halskrause noch einmal so breit als die andern Hohen, und sein Fürtuch war von grellrotem Flanell, statt von weichem, glanzlosem Tuch.

„Bin im Prozeß mit dem Holzapfel,“ wandte er sich an Nikodemus, „hab' ihn geohrfeigt, weil er mich einen Esel genannt, der sein Hab und Gut verprozeßier'; da hab' ich ihm eine hingelangt, daß ihm zwei Backenzäh'n auf einmal zum Mund 'rausgefahren; da hat er gellagt.“

Der Schäfer-Joggi nahm eine Prise: „'s wird prozeßt — und gewinn' ich's nicht in Säckingen, so geh' ich nach Freiburg, und ist's dort nix, geh' ich an's Oberhofgericht nach Mannheim; 's muß usprobiert sy.“

„Sm,“ meinte Nikodemus, „besser wär's am End', Ihr hättet Euch mit Herrn Holzapfel verglichen; ich bin gern erbötig —“

„Nix,“ unterbrach ihn der Schäfer-Joggi, „bei mir heißt's: usprobiert! Mach' du bei deinen Kindern in der Schul' den Friedensapostel, wir Salpeterer wollen schon allein fertig werden.“

Er ging, und Nikodemus eilte nach Haus und verfaßte zwei Schreiben, eines an Alexis und eines an das Militärgericht in Rastatt, dem er die Sache klarlegte mit der ganzen Umständlichkeit, die ihm eigen war.

Sodann verfügte sich der Herr Lehrer zum Bürgermeister, der, ein Hüne von Gestalt und umfangreich wie ein Faß, Nikodemus derart bei den Schultern schüttelte, daß er wie eine Weide schwankte.

„Gott sei Dank,“ sagte der Mann erfreut, „daß ich meinen alten Ratschreiber wieder hab', gleich Wein her, Frau!“

„Ihr,“ fuhr er fort, mit Nikodemus anstoßend, „Ihr bringt uns den Frieden wieder; wenn der Holzapfel da saß, nix war ihm recht, ist einem immer fort in die Red' gefahren — 's müßt alles anders werden da oben, wir seien altmodische Kerle, ein Jahrhundert in der Welt zurück. Ja freilich, der Wäldler und Neuerungen, das geht ihm auf die Ehr'! Wir gehen halt unsern steten bequemen Schritt, und weil Ihr auch nicht preßiert seid und nicht alles besser wissen wollt und einem gemächlich ausreden laßt, drum halt gehören wir zusammen. Auf Euer Wohl, Ratschreiber!“

Nikodemus stieß mit ihm an und saß schmunzelnd da, innerlich gleichsam vor Behagen triefend, in der Atmosphäre des Wohlwollens, die ihn wieder umgab.

Damit ja nichts fehle, klopfte es und sein Freund, der Ortspolizeidiener, trat über die Schwelle, ganz geladen von Dienstfeier — das heißt, einen Blick für den Wein auf den Tisch hatte er doch noch übrig — dann legte er die Hand an die Mütze, öffnete sein Anzeigebuch und begann:

„Ich hab' mir die Müh' gegeben gemäß Freitag Abend Ihre Zehne in amtsdienstlicher Verpflichtung die Bauern im Engel an die Feierstund' zu mahnen. Joggi Schäfer war jedoch derjenige Mann, der ge-

hörlos seine Prozesse weiter führte und mir den Affront an den Kopf schleuderte: Da kommt einer, der scheel auf meine Akten schielt, weil er glaubt, er kann allein einen höheren Stil schreiben. — Meine maßvolle Erwiderung ging jedoch dahin, daß ich freundlich die Antwort gab: Der eine schreibt Säk, der andere schreibt Blech. Über welche nichtsahnende Anspielung der Schäfer-Joggi in ein so höllisches Temperament ausbrach, daß er mich voller Mut in seiner kräftigen Körperkonstitution anpackte. Es gelang mir, daß wir beide fliegend in den Dorfbach fielen, worauf es nach einigen gewechselten Steinwürfen galoppmäßig auseinander ging.

Joggi Schäfer ist derjenige Mann, welcher in dem Streit beweislos dasteht, und außerdem von Statur die mir feindseligste Person, welche wir haben zwischen den Räumen des Himmels und der Erde. So denn wär's fertig.“

Der Bürgermeister zwinkerte mit den Augen zu Nikodemus hin, der mit dem ganzen Gesicht lachte und schon nach seinem Glas griff, das der Michel freundlich beliehäugete.

„Halt,“ schrie der Bürgermeister, mit seiner großen, breiten Hand über den Tisch fahrend, „solcherlei Historien führen mir nun die beiden alten Esel alle paar Wochen auf, und du, Kerl,“ fuhr er gegen den Michel los, „hast wieder angefangen mit deinem: Der eine schreibt Säk', der andere Blech —“

„Herr Bürgermeister,“ flammelte der Ortspolizeidiener, „nur nicht so wütig; ich kann doch als gewissenhafter Ortspolizeidiener nicht meinen statuten-gemäßen Barrgraffen zuwider das Maul halten?“

„Freilich kann Er,“ donnerte ihn der Bürgermeister an, „rechts um, vorwärts marsch, bis Er's gelernt hat!“

„Ich seh's Euch an, der Kerl dauert Euch wieder,“ wandte sich das Ortschaftshaupt an Nikodemus, „aber wenn ich's ihm nicht von Zeit zu Zeit so mach', hört's mit den Händeln nimmer auf. Das Gläsle Wein, das er jetzt verscherzt hat, kränkt ihn so, daß er dem Salpeterer mindestens auf eine Woche aus dem Weg geht. Der Holzapfel, der war freilich mit meiner Manier nicht einverstanden; wenn ihm nur einer den Hut angetrieben hat, gleich ist er nach Säckingen aufs Amt, und alle paar Wochen habt Ihr können einen von Buch abziehen sehen, mit der Speckschwart' im Stiefel, auf daß ihm die Zeit nicht zu lang werd' im Loch. Hat sich drum aber keiner gebessert da oben, und unsere Reputation bei der Justiz ist, so lang der Holzapfel da war, nur um so schlechter geworden. 's hat nicht viel gefehlt, hätt' er uns bei Gott die Großmutter ins Gefängnis gebracht; die Alte hat ihn zum Haus hinausgeworfen, weil er sie über den Salpeterer-Unsinn

aufklären gewollt. Die alte Gottstein und sitzen! ganz Buch war in Aufregung; nicht, daß sie gerad' ein freundliches Wesen hätt', aber wem's so ernst ist mit seiner Sach', und wenn Ihr da draußen gehört hättet — die alte Gottstein sitzt — Wein her, hab' ich zu meiner Frau gesagt, jetzt heißt's, was Kräftig's ausdenken —"

Und der Bürgermeister schlug dem Schulmeister und Ratschreiber mit solcher Wucht auf die Schulter, daß er fast vom Stuhl fiel:

"Ihr seid halt der Mann, mit dem sich's am besten reden läßt," rief er ihm nach, "was Ihr sagt, das leuchtet mir ein."

Nikodemus lachte vor sich hin: "Hab' ich denn was gesagt?"

Draußen erwartete ihn der Ortspolizeidiener.

"Das glaubt Ihr nicht, Herr Lehrer, wie viel ich auf dem Herzen hab' — zum Versticken; 's war die höchst Zeit, daß Ihr gekommen seid. 's Ehüngei war ja von jeher geizig, aber ein bißle satt bin ich doch immer noch dabei worden. Jetzt will's das Unglück, daß mir der Lehrer Holzapfel eines Tages in den Kopf setzt: es brauch' sich kein Mann vor seiner Frau zu ducken, in der Bibel steht: er soll dein Herr sein. Also ich trink' mir Mut und komm heim und plag' gleich damit los: Ich bin nimmer länger der Esel und laß mir alles gefallen, in der Bibel steht, ich soll dein Herr sein. Was, sagt sie, dich sticht der Hafer, dem wollen wir abhelfen — und setzt mir ein Wassersüpple hin, und seither hab' ich nir anders mehr kriegt. Selbstverständlich bringt mich die schlecht' Kost ganz um meine natürliche Courag', und das ist der Hauptschade, denn vor der Courag' hat sie Angst; es hat sie einmal ein Bauersmann aus Görwihl, dem sie Hühner abhandelte, recht angedonnert, da war sie um's Handumdrehen wie ein Lämmle. Aber ich weiß nicht, so oft ich auch einen Anrann nehm, bei dem leeren Magen verlauft alles im Sand."

"Wißt Ihr was," tröstete ihn Nikodemus, "dem helfen wir ab, klopft bei mir an —"

"Ich hab's doch gewußt," sagte der Michel, "der Holzapfel hat nur geheßt, aber Ihr helfst —"

Unten in der Gasse, am Brunnen stand 's „füerig“ Anne-Visle und schaute in den Wasserstrahl, der in ihren Eimer rann. — „Wie ihr die Härte so lieblich ums Gesicht sehen," dachte Nikodemus, „so jung war damals die Josepha —"

Das Mädchen nahm den Eimer auf, warf ihm einen bösen Blick zu und wollte gehen.

"Was," rief er sie an, „bistst deinem alten Lehrer kein Grüß' Gott, Anne-Visle?"

Da schoß ihr das Blut wie eine Flamme durch die rötliche Haut:

"Ihr seid unser Feind so gut wie der Holzapfel; der hat die Großmutter wollen einsperren lassen, und Ihr habt schuld, daß der Alexis fort ist."

"Ich hab' ihn an seine Pflicht gemahnt," sagte Nikodemus, "und er wird so vernünftig sein —"

"O nein," unterbrach ihn das Mädchen, „er wird wiederkommen, er muß wiederkommen —"

"Glaubst du, daß ihm das ohne Strafe hingehe?"

"Dann sollen sie ihn ins Banat schicken, wir gehen mit."

Nikodemus sah ihr nach, wie sie mit ihrem Eimer davon schritt.

"Arm's Geschöpfle," sprach er leise vor sich hin, „wirfst schon noch eines Tages merken, daß es nicht allein um der Sach' willen ist, wenn du nicht vom Alexis lassen magst — o du verrückte Welt!"

Und doch, was war das für ein Unterschied, sein Lehramt zu Gütenbach, und jetzt, in der Schulstube zu Buch. — Nicht wie ein Vater, völlig wie eine Mutter sorgte er sich um seine Kleinen, und als des Peter Albieg Jüngster jämmerlich weinend über Zahnweh klagte, nahm ihn der Herr Lehrer liebevoll auf seine Arme und wandelte, mit den andern Kindern buchstabierend, so lange vor seinem Katheder auf und ab, bis das Wüblein schlief.

Vom Schulfenster aus sah er alle Tage 's Anne-Visle wie der Vlig dem Briefboten entgegen eilen, der mit seinem Stock fest ausschreitend übers Feld kam. Aber das arme Kind kehrte jedesmal mit enttäuschter Miene ins Dorf zurück. Auch am Schulhaus schritt der Briefträger vorbei.

(Fortsetzung folgt.)











ein Teich, und — an der Quelle der Ruhme. Ein Teich von vielleicht zweihundert Schritt Umfang, mit seltsam graugrünem, bei näherer Beschichtigung im Glase aber trüblichgelbem und wohlschmeckendem Wasser gefüllt, entsendet zur Fabrik einen starken Dampf von reißender Strömung, und mit Stauern steht man anfangs diesen gewaltigen Abfluß eines so kleinen Bedens, dem keinerlei Zufluß die Wage zu halten scheint. Eine halbe Stunde dieses Abflusses scheint den Teich leeren zu müssen (und würde ihn leeren, wenn dem nicht die gewaltigen Quellen entgegenwirkten), und doch versichert der Führer, daß dieser Wasserstrom seit Menschengedenken in derselben Stärke dem kleinen Beden entrinnt. Nun fallen endlich zwei Stellen des Wasserspiegels ins Auge, wo die sonst ruhige Fläche im Umkreis von 10—15 m die zitternde, kreisende Bewegung eines Baches über verborgene Steinblöcke besitzt. Hier schiefen die Quellen, die eine einem 4, die andere einem 8 m tiefen Kessel entspringend, zu Tage. Eine dritte, kleinere ist von dem langen, am Teich sich hinziehenden Schuppen zum Zweck der Forellenzucht mit überdacht und für sich abgefangen worden, alle drei aber geben in der Sekunde das erstaunliche Wasservolumen von 3500 l, d. h. an jedem Tage 300 000 cbm, oder 30 Mill. Eimer! Kein Wunder, daß die Quelle trotz mangelnden Gefälles fünfzig Schritte hinter ihrem Ursprung die erwähnte Papierfabrik, 300 Schritt weiter aber eine Wassermühle mit vier Mahlgängen zu treiben vermag. Wenig mehr als zehn Meilen lang ist ihr rascher und sicherer Lauf, dann stürzt sie sich, ohne ihr Wasser einem der größeren Flüsse der Umgebung anzuvertrauen, direkt in die Leine. — Wer kennt nicht die Perle aller deutschen Forellen, die Ruhmesforelle? Hier stehen wir an ihrem Ursprungsort. Ohne eine einzige Kaster Bodens bewässert zu haben, der ihre Reinheit trüben könnte, stürzt sich die kleinere Quelle direkt in die Bassins des Schuppens, in denen die nur eingesetzte Brut der ersten Entwicklung entgegenwächst, und an die länglich abgestochenen Teiche, wo die munteren Geschöpfe sich in allen Größen und Altersstufen tummeln, um ihrem endlichen Geschick auf dem Teller eines Feinschmeckers entgegen zu wachsen. Ihre Pflege ist eine vorzügliche, ihr Appetit auf das rösliche, feingemahlene Pferdefleisch ein erstaunlicher, und ihr Preis — aber ich schreie lieber davon.

### In unseren Bildern.

**Sturm am Strande von Riomaggiore.** Wir Nordländer vermögen uns Italien kaum anders vorzustellen als mit dem vielgepriesenen blauen Himmel, das Mitteländische Meer kaum anders als spiegelglatt oder leicht gekräuselt. Die Nachrichten über furchtbare Unwetter, die von den italienischen Küsten zeitweise gemeldet werden, klingen dem deutschen Ohre wie Märchen; man hat sich eben zu sehr daran gewöhnt, in Italien das Sonnenland zu sehen, als daß man solchen Diabolisten ohne weiteres Glauben schenken könnte. Und doch wird die italienische Küste häufig genug von Stürmen heimgesucht, die den Orten in nördlicheren Breiten nicht nachsehen, Stürmen, die den Schiffen um so gefährlicher werden, als die Küste vielfach schroff und unvermittelt zum Meere abfällt und mit ihrer starken Brandung das Land unmöglich macht. M. Jeno Diemers markige Zeichnung vermag dem Leser ein Bild von der Riviera di Levante, dem am häufigsten vom Unwetter heimgesuchten Küstenstrich, zu geben, der seiner ganzen Natur nach zu den grandiossten Landschaften Italiens gehört. Riomaggiore bei Spezia ist so recht das typische Städtchen der östlichen Riviera; gleich Schwalbennestern sind die Häuser an die Klippen angeklebt, jeder Fußbreit Raum ist den Elementen abgetrogt, die hier einen nimmer endenden Kampf mit den Menschen führen.

**Roter Mohn.** Wie alle Künstler, so wenden sich neuerdings auch die Darsteller weiblicher Schönheit wieder

mit Vorliebe dem Märchenhaften zu, das, so lange die rauhe Wirklichkeit als das einzig Wahre in der Kunst gepriesen wurde, in abgelegenen Wäldern und in den Köpfen einzelner Phantasten ein kümmerliches Dasein fristete. Heute hat der Zeitgeschmack die Parole „Rückkehr zur Romantik“ ausgegeben, und so sehen wir denn allorts die Gestalten der schönen Fabelwelt auftauchen. Irrten wir nicht, so ist auch die dunkeläugige Schönheit auf Jenner-Dehmers Blide ein solches Märchenwesen, vielleicht eine nahe Verwandte von Gerhards Hauptmanns „Hautendelein.“

**Glaube, Liebe, Hoffnung.** Wie oft auch schon die drei allegorischen Frauengestalten dargestellt worden sein mögen, für den Künstler, der sich an ernstere Aufgaben wagt, verlieren sie nie ihren Reiz. Der Maler unseres Bildes, K. H. Schram, zeigt eine durchaus selbständige Auffassung seines Gegenstandes, soweit die Gruppierung dreier einmal gegebener Figuren und ihrer Attribute eine solche überhaupt zuläßt. Der Ausdruck der felsenfesten Überzeugung, der beseligenden Hingabe und der unerschütterlichen Zuversicht, der die drei Gestalten charakterisiert, ist dem Künstler wohl gelungen. Besonders glücklich scheint uns der Gedanke, den Figuren eine nächtliche Landschaft als Hintergrund zu geben und durch die von oben herabfließende Lichtfülle den engen Zusammenhang der allegorischen Frauen mit dem Himmel der christlichen Kirche anzudeuten.

**Fuchs, einen Hühnerhund würgend.** Der bekannte Tiermaler W. Gräbheim schildert uns eine Tragödie aus dem Frühlingseben des deutschen oder nordischen Waldes. Um die Mitte des April beginnt die Balzzeit des Hühnerhundes. Beim ersten Morgengrauen ziehen die zierlichen Wildhühner auf die Balzplätze, Robungen oder mit etwas Puschwerk bewachsene Wiesen, und hier geben die verliebten Pärche ihre seltsamen, von gurgelnden Tönen begleiteten Tänze zum besten. Mit hängenden Flügeln und fächerartig gespreiztem Schwanz hüpfen sie auf und nieder, um die Huld ihrer Schönen zu erringen. Dieses Liebespiel lockt häufig den Fuchs herbei, der mit den Sitten seines Lieblingswildes ebenso vertraut ist, wie der erfahrene Jäger. Leise schleicht sich Meister Meineke heran und duckt sich hinter irgend einer Fledung, bis einer der balzenden Pärche ihm nahe genug kommt, um im Sprunge erreicht und gefaßt zu werden. Ein solcher Überfall gelingt ihm ziemlich oft, obwohl der Hühnerhund während des Balzens bei weitem nicht so blind und taub ist, wie der Auerhahn.

**Maler der Flora.** Wie es für den Schauspieler einen ganz besonderen Reiz hat, auf der Bühne einen Schauspieler zu verkörpern, wie es der Dichter liebt, die Schicksale eines Dichters zu schildern, so muß es auch dem Maler verlockend erscheinen, einen Verursachenden bei der Arbeit darzustellen, besonders wenn das pittoreske Kostüm einer vergangenen Zeit, vom malerischen Standpunkte betrachtet, die Aufgabe lohnend erscheinen läßt. Der Italiener Francesco Binea führt uns einen Kollegen aus dem 17. Jahrhundert vor Augen, aus einer Zeit also, in der die italienische Kunst längst ihren Höhepunkt überschritten hatte und sich nur noch in virtuos gemalten Dekorationsmühen betätigte. Die „Flora“, an der der Künstler so eifrig arbeitet, ist vermutlich für das Gartenhaus irgend eines kunstsinigen vornehmen Herrn bestimmt.

**Tierlinge.** So verschieden geartet unsere Haustiere auch sein mögen, eines ist ihnen allen eigen: das unbedingte Vertrauen zu dem, den sie als ihren Freund und Wohltäter kennen gelernt haben. So sehen wir denn auch auf Max Weblus' niedlichem Bildchen Hund, Ziege und Hühner einträchtig um die kleine Tierfreundin versammelt und in froher Erwartung der Gaben, die sie ihnen aus dem Körbchen an ihrem Arme spenden wird. Denn was von manchen Menschen berichtet wird, trifft auch bei den Tieren zu: Der Weg zum Herzen führt durch den Magen!

















den Mut, sich so zu verheiraten, aber Adam biß in den Apfel, weil er einmal Geschmack darauf hatte, und ich glaube, im Kernhaus faul ist er nicht. Außerdem sind Sie ja nach der gleichen Richtung auch nicht wählerisch gewesen — ein kurioser Zufall, daß ich gerade einen Namen führe, der Sie, wie ich gesehen, an Ihre Frau Gemahlin erinnern muß.“

Ein unruhiger Zug flog durch die Augen des Barons, der einfiel: „Sie haben —?“

„Natürlich. Man langweilt sich doch allein unterwegs und sucht nach Unterhaltung, und wenn ein Brief mit einer interessanten Aufschrift nicht versiegelt ist, geht er leicht auseinander. Übrigens kommt mir der Dienst, von dem Sie sprachen, vor — ich bin kein Philologe, der seine Gelehrsamkeit an dunklen Schriftstücken zu Tage fördert, nur schien mir, gehörte hier nicht viel wissenschaftlicher Scharfsinn, sondern bloß ein bißchen nachdenkender Menschenverstand dazu, um herauszubringen, weshalb Ihnen so sehr an dem Stück Papier gelegen sei. Übrigens, was ich sagen wollte, Herr Baron — ich war ja dienst-erbötig, aus verschiedenen Gründen, und in dem Fall auch allein diensttätig, wie Sie richtig erkannt hatten — aber ich muß beifügen, der Dienst ist mir nachträglich bald wie eine Augiasarbeit vorgekommen; ich würde mich seiner schämen, wenn er mir nicht zugleich in einer dunklen Ecke meines Kopfes ein Licht angezündet und zu der gesunden Menschenverstands-Erkennntnis verholfen hätte. Dafür bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, Herr Baron, und um diese Dankbarkeit zu beethätigen, habe ich, nach der schicklichen Wendung, um die Hand Ihrer Tochter angehalten.“

Das sprach der Ingenieur Dietwald Werned, augenscheinlich durchaus von der unanfechtbaren Logik seiner letzten Begründung überzeugt, mit heiterer Zuversichtlichkeit, nur bei dem Wort „Augiasarbeit“ war's ihm flüchtig wie ein Schatten über die Stirn geflogen. Doch paßte der Vergleich, den er auf sich angewandt, nicht übel; wenn der Bau seiner Glieder auch kein unschönes Übermaß an Kraft darbot, redete doch aus seinem Behaben ein so sicheres Bewußtsein sich selbst vertrauender Stärke, daß es etwas an dasjenige eines jungen Herkules erinnern konnte. Hinter einer erzwungenen Gesichtsruhe schnell im Kopf hin und her schießende Gedanken verbergend, hatte der Baron von Wenkstern schweigend zugehört; bei der letzten absonderlichen Dankbarkeitsbethätigung des Sprechers verließ ihn aber doch die Beherrschung, und ihm flog heraus: „Sie sind ein —“

Das Schlußwort hielt er indes noch auf der Zunge zurück, und statt seiner ergänzte der, dem es galt:

„Narr — das mag wohl zutreffen, Herr Baron; ich habe Ihnen bereits meine Ansicht über das Risiko meiner ehelichen Verbindung mit Ihrer Tochter ausgedrückt; auch die daraus erfolgende Verwandtschaft

entspricht nicht ganz dem guten Geschmack oder Geruch, sogar dem meinigen nicht, obgleich der nicht zu den besten gehört. Aber wenn jemand einmal ein Narr ist, liegt ihm Gefahr nah, daß er auch noch einen anderen Narrenstreich macht.“

Was mit diesem gemeint sei, mußte der Baron nicht nur verstehen, sondern er schien auch schon die Möglichkeit desselben vorher erwogen zu haben. Nur leicht die Achsel zuckend, entgegnete er: „Wenn es Ihnen Vergnügen bereitet, sich selbst — ich hätte keinen Grund, etwas dagegen einzuwenden —“

Dicht draußen vor'm Hause ertönte Pferdehufschlag, der Sprecher unterbrach sich, warf einen Blick durchs Fenster und setzte danach hinzu: „Ich muß Sie bitten, mich zu entschuldigen; wie ich sehe, trifft mein erwarteter zukünftiger Schwiegersohn eben ein, und ich bin zu meinem Bedauern augenblicklich nicht in der Lage, Ihre Unterhaltung weiter genießen zu können.“

Wieder mit der gewohnten Höflichkeit des Edelmannes war's gesprochen, und mit der gleichen erwiderte der amerikanische self-made man jetzt: „O ich bitte, Herr Baron, das nehmen Sie sich nicht zu Herzen. Ich habe noch einen kleinen Gang zu machen, um ein geliebtes Werkzeug an seinen Eigentümer zurück zu erstatten, und der Besuch des Herrn von Guldensfall wird nicht übermäßig lange dauern. Ich werde mir dann die Freiheit nehmen, wieder vorzukommen, um mir persönlich das Jawort auf meinen Antrag einzuholen.“

Damit verließ er, außerordentlich heiteren Gesichts, das Zimmer; ein ihm nachfolgender Blick des Barons von Wenkstern drückte deutlich aus, daß er den Davongehenden für einen verrückt Gewordenen ansehe, und es geschah so, daß Dietwald Werned kurz nachdem der Senator Willens vorübergefahren war, auf die Landstraße gelangte. Vorher betrachtete er flüchtig den aus dem Wagen steigenden und mit dem einen Fuß beträchtlich zu kurz ins Haus tretenden Ankömmling, dann schritt er kraftvollen Ganges rasch aus. Es regnete, das bekümmerte ihn indes offenbar nicht im mindesten; er folgte rechts hin der Straße, doch allmählich verminderte er seine Eile, versiel sogar in einen äußerst langsamen Gang. Auch seine Miene zeigte eine Veränderung; an die Stelle der übermütigen Unbekümmertheit trat ein nachdenklicher, ernster, nach und nach sich immer schiebender ausbildender Zug. Der Baron von Wenkstern mochte ihn wohl irtümlich für verrückt im bräuchlichen Sinn halten, aber merkbar verrückte sich etwas in seinem Kopf, rückte darin Vorstellungen und Empfindungen in ein verändertes Licht.

In dem Hause, das er eben verlassen, begab sich aber derweil höchst Merkwürdiges. Der junge künftige Majoratsherr Ewald von Guldensfall, der zwar keinen Vergleich mit einem Adonis aushielt, doch

seine äußere Erscheinung in so vorteilhafte Beleuchtung versetzt hatte, als die Umstände es erlaubten, stand vor Undine von Wentstern und wiederholte ihr mündlich seinen schriftlichen Antrag. Das that er allerdings in einer zweifellos von der Antwort vorher überzeugten Weise, doch keineswegs unart ein Bewußtsein seines Reichtums der Besitzlosigkeit gegenüber kundgebend, sondern, wenn man die Augen ein bißchen zudrückte und dadurch von seiner Naturmitgift ab sah, eigentlich ganz einnehmend, in einer treuherzigen, etwas altoäterischen Manier. Er war nicht dazu geschaffen, den Sinn eines jungen Mädchens schwärmerisch zu überwältigen, aber hinter seinem Aussehen sprach eine gewisse Bürgschaft hervor, daß sich nicht schlimm mit ihm leben lasse und kein übler Kern in der etwas vertrockneten Schale enthalten sei. Undine war aus dem Garten herbeigeholt worden, das Haar hing ihr ungeordnet-achtlos, halb aufgegangen um die Schläfen, große Regentropfen blinkten daran, doch die Augen Erwalds von Guldensfall hafteten auf ihnen, als seien sie eine Fülle in das dunkle Gelock eingestreuter kostbarster Diamanten. So hörte sie schweigsam seine Werbung an, dann holte sie kurz Atem und entgegnete: „Es thut mir leid, Herr Baron, daß Sie sich selbst hierher bemüht haben, da Sie doch keine andre Antwort von mir erwarten können, als die ich Ihnen im letzten Winter gegeben. Wenigstens wüßte ich nicht, was Sie zu der Vermutung gebracht haben sollte, ich hätte meine damalige Entscheidung geändert.“

Das war ohne irgendwelchen hochmütig-beleidigenden Stolz, doch aus einer wirklichen inneren Würde heraus einfach-ruhig gesprochen, zugleich indes eine so klar-ungzweifelhafte Ablehnung, daß sie jedes fernere Wort als zwecklos kennzeichnete. Zu einem solchen kam Erwald von Guldensfall auch nicht mehr, sondern starrte nur mit weit offenen Augen und gleichfalls geöffnetem, doch sprachlosem Mund vollständig verdunstet in das Gesicht der Sprecherin; ihr Vater dagegen stieß nach erster gleichfalls sprachloser Überraschung aus: „Bist du —?“ faßte ihren Arm, zog sie mit sich in ein Nebenzimmer und vollendete hier den abgebrochenen Satz dahin: „Bist du von Sinnen?“

Das beantwortete sie mit einem entschiedenen Kopfschütteln und der Beifügung: „Nein, ich habe vielmehr alle meine Sinne völlig in Ordnung.“

„Du willst das Einzige, worauf du noch hoffen konntest —?“

„Meinst du, das Einzige? Aber wenn's sich so verhielte, wäre mir doch der Kaufpreis zu kostspielig.“

Der Baron suchte seine innerliche Aufregung zu bemeistern. „Und dich belümmert nicht, in welche Lage du mich dadurch versetzest?“

„Hat es dich belümmert, in welche Lage du mich versetzt hast? Ich habe dir keinen Vorwurf deshalb

gemacht, so denk' ich, wird es billig sein, daß du bei mir ebenso verführst.“

Dagegen ließ sich allerdings nichts weiter vorbringen, eine Pflichterfüllung nach derartiger Richtung konnte dieser Vater von seiner Tochter nicht wohl erwarten, noch beanspruchen. So machte er auch keinen weiteren Versuch dazu, sondern sagte nur: „Aber weshalb hast du denn den verrückten Menschen zwecklos die Sache ausführen lassen?“

„Wen meinst du? Ach so, hältst du ihn dafür? Ich weiß nicht, dir schien's wichtig, und vielleicht weil ich sehen wollte, ob er wirklich der Mann wäre, es zu thun.“

„Weißt du, was die Folge davon gewesen ist? Der Mensch hat die Dreistigkeit gehabt, vorhin bei mir um dich anzuhalten.“

Undine von Wentstern lachte plötzlich hell auf. „Die Frechheit ließ sich ihm zutrauen. Mich wundert nur, daß er sich die Mühe noch gegeben hat. Und was hast du ihm geantwortet?“

„Daß er ein Narr sei und dein Bräutigam eben bei uns vorfahre.“

„Dann bitte ich dich, Herrn von Guldensfall zu sagen, er möge wieder abfahren, da mein Bräutigam ihm grade um einige Minuten zuvorgekommen sei.“

„Dein —? Wer?“

„Der, den ich heiraten will.“

„Du willst —?“

„Den verrückten Menschen heiraten und keinen andern; davon kannst du fest überzeugt sein. Ich habe ihm eben im Garten das Jawort gegeben, ein bißchen anders vielleicht als es sonst bräuchlich sein mag. Nicht mündlich, sondern schriftlich, und auch nicht auf einem Papierblatt, sondern auf seiner Stirnhaut.“

Ihren Vater förmlich mit glanzstrahlenden Augen überschüttend, verließ Undine das Zimmer, und er sah, vollständig wie zu einer Salzsäule erstarrt, auf die Thür, die sie hinter sich schloß.

In dem hallenartigen Flur von Groß-Wartenbel saß Manhart Osterling mit geschlossenen Augen auf der alten Banktruhe, den zurückgesunkenen Kopf an die Wand lehrend. Nicht eigentlich bewußtlos, doch in einem Zustand gebrochener seelischer Kraft; in wenigen Stunden war zu viel auf ihn eingestürmt und hatte ihn überwältigt; wie ein Wellenstrudel stürzten die Empfindungen und Gedanken ihm im Kopf durch- und gegeneinander, er vermochte keinen Gedanken festzuhalten, denn ein anderer drängte sich schon darüber. Zugleich hörte er Undine von Wentstern lachend sagen: „Ein unschädlicher Narr,“ und hielt die beiden Hände Lisbeth Nothelfs, die ihm auf eine Frage mit niedergeschlagenen Lidern ein leises „Ja“ erwiderte. Hinein donnerte die Stimme des Sena-



tors Willens, er solle auf den Knien betteln, daß er nicht ins Zuchthaus komme, und nun schlug Lisbeth Nothelfs die Augen plötzlich auf, sah ihn mit einem Ausdruck des Entsetzens an, stieß aus: „Ein Dieb!“ und war verschwunden. Aus seinem Innern stieg ein Gefühl auf, er müsse im Grunde dazu lachen, zu der sinnlosen Beschuldigung des einen, wie zu dem schauernden Ausruf der andern; es greife ihm ebensowenig aus Herz, wie's das eitle, hinterhältige Treiben Undines von Wankstern gethan, denn das sei keine echte Liebe, die nicht sichere Überzeugung von der Schuldlosigkeit dessen in sich trage, dem sie solches „Ja“ gesprochen, sondern sich mit vertrauenslosem Schreck von ihm abwenden könne. Manhart war's, als sei's nicht anders möglich, er habe das alles nur geträumt und müsse daraus aufwachen. Aber doch erschien ihm das Leben selbst als ein häßlicher Traum, einzig angefüllt mit Thorheit und Täuschung im eignen Innern, mit Blendwerk und Trugbildern von außen.

Ein frostig um ihn quirlendes, ihn hin und her werfendes, düsternes Gewässer war's, in dem er haltlos forttrieb, nur da und dort tauchte daraus etwas Weißes herauf, unerkennbar was es sei, und zergehend, wenn Blick und Gedanke sich darauf zu richten suchten. Doch es löste sich nicht wirklich in nichts auf, sondern lehrte zurück, war immer wieder da, und wie ein warmer Anhauch kam's von ihm her. Jrgendwo mußte durch das dunkle Wolkentreiben ein Sonnenstrahl fallen, und sonderbar trug er auch einen Klang in sich, aus dem gleichfalls Wärme floß. Aber nur empfinden ließ sich's, das Denken reichte nicht daran hin.

Dann gestaltete sich Manhart Osterling vor den geschlossenen Augen ein Phantasiebild, doch so greifbar deutlich, als müsse es Wirklichkeit sein. Wie schon oft sah er, von Mondlicht übergossen, eine große, prachtvolle Wasserrose, aber die war nicht das Weiße, nach dessen Auftauchen er sich sehnte, denn von ihr ging nur ein kalter Glanz aus. Der Mond schwand fort, und sie verwandelte sich fast plötzlich in eine Lilie, der ein leis anmutiger Duft entfloß. Doch auch sie blieb nicht, sondern ihre Blätter änderten sich ebenfalls um, wurden kleiner und kleiner, und statt des Wassers darum her, breitete sich ein grün überflimmertes Feld aus. Nur die Farbe beharrte gleichartig fort, und nun war's eine weiße Frühlingsanemone, über die lind der Frühlingswind hinging und die Frühlingssonne schien auf sie herab. Ganz einfach und unscheinbar nach den beiden anderen Blumen stand sie da, aber das Herz Manharts klopfte bei ihrem Anblick mit einem sich ruhevoll beschwichtigenden, traumhaft beseligenden Schlag, denn sie war das Weiße, von dem der warme Anhauch herkam. Das hatte er wohl auch geahnt, dämmernd

in sich empfunden — schon seit langem, eigentlich immer — nur waren seine Augen von einem trüben Gespinnst verhängt gewesen, das er sich selbst darüber gedeckt, so daß er nicht hindurchsehen konnte — nicht nach außen und ebenso in sich selbst hinein nicht —

Da tönte auch der Klang wieder, aus dem gleichfalls die Wärme floß, doch nicht als ein ungewisser Hauch jezt, sondern zu einer Stimme werdend, die mit ruhiger Festigkeit Worte sprach: „Er sagt, daß er es nicht gethan hat.“ Blitz und Donner fuhren plötzlich darauf nieder, als wollten sie übertäubend den ruhigen Klang zu nichte machen, unter sich begraben. Aber nach ihrem furchtbaren Getöse war die Stimme ebenso wieder da und sprach ungeschreckt: „Er sagt, daß er es nicht gethan hat.“

Das war nicht die Stimme Lisbeth Nothelfs, nicht die der vermeinten, ohne Haß und Vertrauen von einem Sturmwind fortgerissenen Liebe. Doch wem gehörte sie?

Mit rascherem Klopfen antwortete das Herz darauf — aus dem Reich der Frühlingsanemone Klang sie — und es überkam Manhart mit einem tiefen, unsagbaren Sehnsuchtsverlangen. Zaghaft leise streckte er seine Hand nach der Blume aus — da verwandelte sie sich auch in eine weiße Hand, die sich ebenso leise warm um die seinige legte. Er fühlte sie und zugleich, daß sie ihm nicht fremd sei, sondern altbekannt, keinen Zweifel lassend, auch in dunkler Nacht. Das war die Hand von Margret Willens —

Auf einmal richtete sich Manhart mit einem Ruck aus seiner zurückgelehnten Haltung empor und sah, die Augen groß öffnend, auf etwas nah an seiner Seite Befindliches. Da saß Margret Willens neben ihm auf der Truhe und hielt seine Hand in der ihrigen.

Ein Traum war's und Wirklichkeit, in eins zusammenfließend. Aus dem ersteren her kam ihm die Frage vom Mund: „Bist du die Anemone?“ Doch die andre ließ ihn gleich hinterdrein sprechen: „Ja, du wolltest mit mir gehen.“

Nicht verwirrt, nicht überrascht sagte er's; ganz natürlich war's, er hatte gewußt, wenn er zur Besinnung komme, werde es so sein. Und gleicherweise natürlich redete er sie mit „Du“ an; das hatte er in sich auch immer so gethan, nur sein Mund ihm eine Zeitlang nicht gehorcht und sinnlos anders gesprochen.

Und Margret that's ebenfalls, wie sie antwortete: „Ist's dir besser, und wollen wir zusammen von hier fortgehen?“

Einer Erklärung bedurfte es nicht, sie wußten's beide, jeder vom andern, daß sie zu einander gehörten, von Kindheit auf, und nur bei sich, Hand in Hand, Trost und Hilfe finden konnten. Ein wortlos tief beruhigendes Gefühl war's, ein sicheres Glück, das keine fremde Hand antasten und bedrohen



konnte. Machtlos fiel alles davon ab, und es gab nichts sonst auf der Welt.

Manhart legte stumm einen Arm um den Nacken Margrets; durch die offene Haustür trat etwas herein, eine Gestalt, ein Gesicht, in das er gleichgültig ausblickte. Dann kam's ihm wie eine ferne Erinnerung, er kenne es, der Ingenieur Dietwald Berneck sei's. Aber was ging der ihn in dieser Stunde an; er machte keine Regung, ihn zu begrüßen.

Der Eingetretene dagegen sah mit einem erstaunten Blick auf die Stellung der beiden nebeneinander Sitzenden, und ihm entfloß: „Seid Ihr Bruder und Schwester, oder —?“ Das ließ auch Margret den Kopf heben und den Fremden kurz anschauen. Doch ebenso gleichgültig und ohne eine Regung, sich unter dem Arm Manharts fortzubewegen. Dietwald Berneck aber sagte jetzt, einen wunderbarlich geformten, großen Hausschlüssel aus der Tasche hervorziehend:

„Ich wollte Ihnen das alte Stück Eisen zurückerstatten und um Entschuldigung bitten, daß ich es ohne Erlaubnis hinter Ihrem Rücken mitgenommen habe; Ihr Messer, das Sie mir unter der Höllenschenlinde anvertrauten, kann ich Ihnen leider nicht mehr wiedergeben. Viel Worte will ich übrigens nicht machen, nur sagen, an Ihnen war's etwas perfid von mir gehandelt, und von da, wo das Gewissen bei den Menschen steckt, muß's heraus. Die Erkenntnis kam ein bißchen spät, aber sie wird mich heut' nachmittag wieder in die Stadt bringen, um das Donnerwetter, das jedenfalls dicht über Ihrem Kopf hängt, auf meinen —“

Der Sprecher brach jählings, zusammenfahrend, ab; vom Flurgang her tönte ein Schritt, eine Stimme rief: „Daniel! Laßt den Kutscher anspannen!“ und gleichzeitig trat der Senator in die Halle hervor. Er wollte gleichgültig an Margret und Manhart Osterling vorübergehen, doch sein Blick traf auf das Gesicht des Ingenieurs, und plötzlich zurückstehend, wie eingewurzelt anhaltend, stieß er vom Mund:

„Roland —!“

Der so Angesprochene hatte sich rasch gesammelt und erwiderte: „Bist du schon wieder hier, Vater? Das ahnte ich nicht, da komme ich wohl zu spät.“

Gepreßt brachte Rudolf Willens hervor: „Was willst du hier?“

Ein ernster Ausdruck legte sich auf die Züge Roland Willens', er gab zur Antwort:

„Ich könnte sagen, um deine Verzeihung zu erbitten, Vater, für das, was ich unbedacht bei unserm letzten Zusammensein gesprochen; denn ich habe erfahren, daß ich dir ein schweres Unrecht damit angethan, doppelt schwer, wenn ein Sohn es an seinem Vater begeht. Und ich könnte sagen, ich sei über's Wasser zurückgekommen aus Verlangen, dich und meine Schwester wiederzusehen, euch zu zeigen, daß

drüben, wenn ich auch die Jugendschuld nicht ungeschehen machen kann, doch aus eignen Kräften ein anderer aus mir geworden ist. Zwar war der Weg, den ich dazu in dein Haus gewählt, kein gerader, und gestern konnte ich noch nicht so sprechen, denn der Brand loderte noch in mir, daß du mich hinausgejagt hättest wie einen Hund. Aber heut' nachmittag wäre ich reumütig über meine neue, ungerechtfertigte Entwendung zu dir gekommen.“

Der Senator blickte ihn starr an, seine zitternden Lippen stotterten: „Was heißt das?“

Roland Willens versetzte: „Doch ein Diebstahl war's diesmal nicht zu heißen, das Stück Papier gehörte nicht dir, ich weiß nicht, wie du dazu gekommen bist, und ich habe es nur seinem Eigentümer zurückverschafft. Daß ich's in deinem Geheimfach fände, konnt' ich —“

„Du?!“

Als ein ungeheurer, erslickender Angstschrei rang sich's aus der Brust des vor ihm Stehenden; er entgegnete schnell:

„Deshalb wollt' ich zu dir, damit du nicht den Verdacht der Schuld, den ich in schmähhlichem Leichtsinne wie ein Possenspiel einem anderen aufgeladen —“

Er kam nicht weiter. Der Senator Rudolf Willens wurde totenhaft weiß wie die Kalkwand neben ihm. Nachtschwarz dagegen zog's ihn über die Augen, haltlos schwankte er vornüber und wäre auf den Fliesenboden niedergestürzt, wenn sein Sohn ihn nicht im Fall mit den Armen aufgefangen hätte.

Aus einer Ohnmachtsbetäubung zum Bewußtsein gelangt, hatte Rudolf Willens sich lautlos aufgerafft, schwankenden Ganges sein Zimmer erreicht und die Thür hinter sich verschlossen. Hier saß er, stumm und starr vor sich niederblickend.

In seinem Kopf war nur ein einziger Gedanke. Den Frevel, den man an seiner Jugend, an seinem ganzen Leben begangen, ihn gegen sein eignes Wort auf trügerische Beweisgründe hin einer ehrelosen Schuld für überführt zu erklären und zu verurteilen — den gleichen Frevel hatte er an einem anderen verübt, in blind loderndem Jähzorn, wie einst sein Vater; und seine eigne Tochter hatte er mit von sich gestoßen, weil sie mit dem unerschütterlichen Glauben und dem Mut der Liebe vor ihm gestanden und gesprochen, Manhart Osterling sei nicht schuldig, denn er sage, daß er es nicht gethan habe.

Und neben diesem Gedanken des Kopfes nur ein Gefühl in der Seele: In dieser Stunde habe er den Schimpf verdient, der bis zum heutigen Tage auf ihm lastete, er stehe vor sich selbst in Wirklichkeit schuldig da — des Schwersten, Unfühnbarsten, was ein Mensch begehen könne — und jetzt müsse er sich

vor jedem Menschenauge verbergen. Denn wer ihn anblide, spreche zu ihm: Dir geschah recht — dir ward nur gethan, was du selbst thatest.

Ein halbbuhendmal ließ in langen Zwischenräumen die Schloßuhr ihre Schläge durch das Haus ertönen, das in einer Todesstille, als sei es ausgestorben, dalag. Doch ohne eine Regung saß Rudolf Willens, immer in gleicher Weise auf den Boden niederblickend. Seine Augenlider hatten die Kraft und das Recht verloren, sich wieder aufzuschlagen.

Wie ausgestorben — kalt durchschauend kam's ihm selbst so zum Gefühl. Er hatte getötet — das Einzige, was sein Leben noch besaß, hatte er getötet, die Liebe im Herzen seiner Tochter. Er war ein blinder Thor, ein Richter, der sich selbst gerichtet, ein Mörder.

Die schreckensvolle Uhr schlug wieder — viermal — seit zwei Stunden hatte er hier so gesessen. Schaurig versummte der Klang durch das tote Haus.

Da klopfte es leis an die Thür, und leise sprach eine Stimme hinterdrein: „Vater — lieber Vater —“

Mit einem rüttelnden Stoß durchfuhr's ihn jählings vom Kopf zum Fuß. Sein Herz that einen Schlag, als wolle es die Brust auseinander sprengen, und aus ihr drängte sich's ihm wie ein ungeheurer jubelnder Daneschrei heraus — aber zitternd sich im Innern wieder begrabend; über die Lippen kam er mit keinem Laut, und keinen Ton der Antwort vermochte Rudolf Willens hervorzubringen. Nur vom Sitz emporgestoßen war er, doch kraftlos sank er wieder zurück, in die Kniee zu Boden brechend; auf dem Sesselfrand preßte er das Gesicht in die Hände und weinte. Das hatte er in seinem Leben nur ein einziges Mal gethan, in der Stunde, als seine Frau gestorben.

Scheu schlich Margret auf den Zehen in die Halle zurück und sagte schmerzlich: „Er antwortet nicht, er will mich nicht hören.“ Zu Manhart und Roland sprach sie's, die seit Stunden dort nicht von der Stelle gewichen waren, ununterbrochen flüsternden Tons mit ihr und untereinander geredet hatten. Auch Daniel Wollenweber stand da, etwas wie Versteinertes lag noch in seinen Zügen. In der Hand hielt er mit krampfhaft zusammengedrückten Fingern seinen alten krausbärtigen Hausschlüssel umklammert; nur einmal war ihm vom Mund gekommen: „Daß Sie den noch gekannt hatten, Herr Roland — so einen giebt's ja freilich kaum mehr noch.“ Dann hörte er stumm dem Sprechen der andern zu, doch man las es in seinen Augen, mit noch betäubtem Gehirn.

Niemand wußte, was zu thun sei, niemand auch, was geschehen werde. Alle standen unter dem Bann der leichenhaften Erscheinung des Senators, als er vor ihnen umgestürzt war. Das übermütig selbstbewußte Gesicht Roland Willens' ließ sich kaum wieder erkennen; seine Augen blickten düster, heftig zerrte er manchmal an seinem großen Schnurrbart.

Da erschrafen alle, freudig und zugleich von einem bangen Zittern durchlaufen. Ungehört tauchte Rudolf Willens vom Flurgang her vor ihnen auf, blieb stehen und sah sie an; er war noch sehr blaß, doch es lag nicht mehr wie Farbe des Todes über seinen Zügen. Nun schritt er stumm weiter vor, gegen Manhart Osterling hinan, legte ihm die Hand aufs Haar und sprach: „Vergieb mir, ich beging eine Schuld an dir.“ Er trat zu Margret, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Vergieb mir, du warst die Tochter deiner Mutter.“ Und er faßte die Hand Rolands: „Ich handelte falsch an dir aus Liebe und aus Zorn, vergieb mir.“

Danach schloß er einige Sekunden lang die Augen, reglos und lautlos so stehend. Dann sagte er: „Den Wagen, Daniel.“

„Ja — Herr Senator — gleich — ja,“ stammelte der Alte, auf taumelnden Füßen hinauslaufend. Rudolf Willens aber nahm den Arm seines Sohnes: „Komm, ich habe noch mit dir zu sprechen.“ Er zog ihn mit sich in den Park; Margret und Manhart blickten ihm schweigend nach. Sie hielten die Arme um sich geschlungen; dann sagte die erstere leis: „So habe ich meinen Vater noch niemals sprechen gehört — mir thut diese Stimme weher, als vorhin bei seinem Zorn.“ Ihre Hand drückte sich aufs Herz; auch Manhart stand sonderbar, fast unheimlich von der Stimme des Senators erschüttert. Er sah stumm in die Augen Margrets, bog sich darauf vor und küßte zum erstenmal ihre Lippen.

Dann rollte die Kutsche vor die Thür, die beiden Fortgegangenen lehrten zurück, und ein erster aufirrender Freudenglanz ging durch Rudolf Willens' Augen, wie er Margret und Manhart, sich noch umfaßt haltend, stehen sah. Sanft sprach er: „Bleibt so, ich bin bald wieder bei euch.“ Seine Haltung war fester geworden, sicheren Fußes stieg er jetzt in den Wagen, und Roland folgte ihm nach. „Nach Klein-Wartenbel!“

Das Unwetter war lange vorüber gebraust, beinahe' völlig blau spannte der Himmel sich über Land und See. Nur an allen Zweigen ringsum blühten in der wieder hell strahlenden Sonne noch Tropfen wie funkelnde Diamanten. Darauf wandte Daniel Wollenweber, der eine Zeitlang dem Fuhrwerk nachgesehen, den Blick, fuhr sich rasch verstohlen einmal mit seinem buntkarierten Taschentuch über die Augen und sagte: „Man meint gar nicht, daß so ein fürchterliches Gewitter gewesen wär', so schön sieht das aus. Also dafür hat der Herr Senator dich hier mit herausgenommen, Manhart, und immer schon — das weiß ja nie einer vorher, was er im Sinn hat. Aber, weiß Gott, Fräulein Margret, von Ihnen wär' mir das auch im Traum gar nicht eingefallen — achtzehn Jahr' alt sind Sie ja freilich gestern geworden,

und ich hab' mich niemals auf so etwas verstehen gelernt. Mein Gott, war das erst gestern — das kommt einem ja rein vor, wie eine Ewigkeit. Und der Herr Roland zusammen mit dem Herrn Senator im Wagen — nee, ich weine gar nicht, Kind, das mußt du nicht glauben — mir sind bloß von den Regentropfen ein paar auf die Augen heruntergefallen."

Drüben auf Klein-Wartenbel aber sahen um ein wenig später sehr erstaunte Augen den Senator Willens in Begleitung des Ingenieurs Werned an der Hausthür vorfahren. Welcher Name dem letzteren von der Geburt her wirklich zukomme, war Undine von Wenkstern bereits bei ihrer ersten unsfreiwilligen Bootfahrt mit ihm kundgeworden, sie hatte am Abend ihrem Vater davon Mitteilung gemacht, ihn dadurch veranlaßt, aus seinem Zimmer wieder an den Tisch zu dem vorher von ihm nicht beachteten fremden Gast zurückzulehren, und allmählich war die Annäherung zwischen beiden so weit vorgeschritten, daß der Baron dahin gekommen, sich Roland Willens völlig mit seinem Verlangen anzuvertrauen. Als er, wie von einem Blitz getroffen, erfahren, wer der wirkliche Käufer von Groß-Wartenbel sei, hatte sich in seinem verstorbenen Gemüt der Gedanke zur fixen Idee ausgebildet, er müsse sich um jeden Preis in den Besitz des alten Briefes, der offenbar in die Hand des Senators geraten, zurückversetzen; dann sei das Einzige, was vielleicht trotz der weiblichen Handschrift gegen ihn als Beweis dienen könne, vernichtet und seine Ehrenhaftigkeit nicht glaubwürdig anzutasten. Eine Wahnvorstellung im schreckvoll erschütterten Gehirn war's gewesen und obendrein der Hauptsache nach zwecklos, da seine Tochter die wiederholte Werbung Ewalds von Gildenfall abgewiesen. Aber der Plan hatte sich ausschließlich alles seines Denkens bemächtigt und ein unverhofftes Glück, wie eine Schicksalsfügung, ihm als bestes Werkzeug Roland Willens zugeführt, den Sohn, der von seinem Vater aus dem Hause verstoßen worden und der bereit war, das schwierige Unternehmen auszuführen. Was ihn eigentlich zu dieser Willfährigkeit bewog — Haß gegen seinen Vater sei's, sagte sich Wenkstern — doch wenn's das nicht allein war, so blieb das hinzukommende Motiv bedeutungslos und gleichgültig. Daß dieses Werkzeug die Vermessenheit haben könne, solchen Lohn zu beanspruchen, und daß Undine der Preisforderung keine Weigerung entgegensetzen werde, daran hatte sich im Kopf des Barons keine leiseste Ahnung gereg.

Nun sah er mit einem aussehenden Herzschlag plötzlich den Senator vor der Thür halten und ins Haus treten, während Roland Willens, gleichfalls vom Wagen steigend, sich dem Garten zuwandte. Elbert Warrentrap befand sich mit seinem Bruder im Zimmer anwesend, und diese Gegenwart lag als

ein schwerer Druck auf dem letzteren, denn bei einer Unterredung im Beisein des Freiherrn ward es unvermeidlich, daß dieser einen Verdacht schöpfen mußte, und trotz seiner sorglos-leichtfertigen Lebensauffassung war er in Betreff der Makellosigkeit der Ehre von unbeirrbarer Strenge. Unwillkürlich trat der Baron von Wenkstern einen Schritt vor, dem Ankömmling auf den Flur entgegen zu gehen, aber ihm versagte Mut und Kraft dazu. Zu unerwartet, unvorbereitet kam's — was wollte Rudolf Willens hier? Wenn die Thür sich öffne, sah Wenkstern ihn schon mit unheimlich flammenden Augen hereintreten, hörte ihn sagen: „Glauben Sie, Herr Baron, durch die Hand meines Sohnes den Beweis Ihres ruchlosen Verrates der Jugendfreundschaft aus der Welt geschafft zu haben? Das Sinnloseste war's, was Sie thun konnten, denn gerade dadurch haben Sie sich als der unzweifelhafte Urheber des Briefes kundgethan."

Ja, das war's gewesen, ein von völlig irrem Sinn eingegebener Gedanke — ein Zittern durchrüttelte Wenkstern, es ward geklopft, doch er vermochte nicht darauf zu antworten. Statt seiner rief Elbert Warrentrap herein, und die Thür ging auf.

Aus den Augen des Eintretenden aber flog kein drohender Blick voraus, ein ernst-ruhiges, mildes Licht ging von ihnen aus, und mild sprachen die Lippen Rudolf Willens':

„Ich habe dich lange nicht besucht, Herwalt Wenkstern, wir kamen weit auseinander seit unseren Jugendentagen. So wollte ich dir heute im Vorüberfahren die Hand geben.“

Sprachlos, wie irr an seinen Sinnen, nahm der Angeredete die dargebotene Hand, ein Beben der feimigen konnte er nicht beherrschen. Im gleichen Freundesston aber fuhr der Senator fort:

„Meine Zeit ist nur sehr kurz heute, ich hoffe, dich bald länger wieder zu sehen. Doch einen Augenblick will ich mich setzen —“

Er that's, einen Blick nach der Thür werfend, las ob er von ihr her etwas erwarte, dann sprach er weiter: „Du weißt, daß mein Leben von einem Geschick betroffen wurde, das schwer auf ihm lag und heut' noch fortliegt, wenn ich's auch jetzt nicht mehr fühle. Doch es gab außer meiner Frau noch einen Menschen auf der Welt, der nie an meine Schuld geglaubt hat, der war'st du, Herwalt Wenkstern —“

Die Wände begannen sich um diesen zu brechen, der Boden unter ihnen schwankte. Bleich und atemlos stand er; der wildeste Zornausbruch wäre ihm erwünschter gewesen, als diese unbegreiflich milde Stimme, hätte sein Innerstes nicht so mit der ganzen Ruchlosigkeit seiner Jugendthat durchschaudert. Draußen im Garten aber sagte gleichzeitig Roland Willens, den Arm um Undine von Wenkstern geschlungen haltend: „Heut' vormittag wär'st du billiger mit





dem einen Fuß davon gekommen, jetzt kostet der Gertenpaß dich vorderhand das Zehnfache.“

Das fand sie indes gegenwärtig nicht zu viel und weigerte sich nicht dagegen. Dann jedoch, etwas nach Atem ringend, stieß sie aus: „Wie konntest du abscheulicher Mensch wissen —?“

„Ich verstehe mich ein bißchen darauf und sah, daß man so mit dir umgehen und kein Manhart Osterling sein mußte. An dem haben wir beide nichtswürdig gehandelt, und es kommen zwei zusammen, die sich nicht gegeneinander überheben können; das wollen wir einstweilen als eine gute Bürgschaft für den ehelichen Frieden ansehen. Jetzt ist keine Zeit weiter dazu; ich habe meinem Vater versprochen, dich gleich hereinzubringen und mich nicht bei dir mit Bagatellen aufzuhalten.“

Drinnen sprach Rudolf Willens jetzt: „Dafür, daß es wenigstens einen solchen Menschen auf der Welt gab, könnte ich sagen, sei ich ihm zu Dank verpflichtet — aber ich bin nicht gekommen, davon zu sprechen, sondern —“

Die Thür ward geöffnet, mit roten Gesichtern traten Roland und Undine, Arm in Arm herein, und ohne sich um ihr Erscheinen zu bekümmern, fuhr Rudolf Willens fort:

„— sondern daß ich eine größere Schuld an dich abzutragen habe, Herwalt Wentstern, die größte meines Lebens, denn ich schulde dir mein Lebensglück, ohne dich hätte ich meine Frau nicht gefunden. Das bedrückt mich und möchte ich dir an deiner Tochter entgelten; deshalb bitte ich sie, mit dir heut' Abend nach Groß-Wartenbel zurückzukehren und das Gut wieder als ihr und ihres zukünftigen Mannes Eigentum anzusehen.“

Das letzte Wort klang in eine lautlose Stille aus, es schien, als ob niemand im Zimmer Atem hole. Rudolf Willens war aufgestanden und fügte nach: „Nun bin ich genötigt, mich zu verabschieden.“ Er trat auf Undine zu, der er die Hand reichte; danach sagte er, gegen Roland gewandt: „Dich kann dein Vaterhaus wohl erst morgen erwarten.“ Dann hatte er die Thür hinter sich geschlossen, und draußen klang das Fortrollen der Räder.

In der Stube dauerte das Schweigen der Zurückgebliebenen noch ein Weilchen fort, bis der Freiherr es mit dem Ausruf unterbrach: „Das ist ja eine großartige Schnupstabsdose! Ich hab's nicht verstanden, womit steht er denn so tief bei dir in der Schuld? Wenn ein Kaufmann solche Summe drangiebt, muß er ein schweres Paß auf dem Gewissen haben.“

Herwalt von Wentstern stand da, sich mit der Hand auf einen Tisch stützend. Er antwortete nicht auf die Frage seines Bruders, doch dieser überhob ihn auch einer Nötigung dazu, denn er lief hastig jetzt

vors Haus hinaus, griff nach der Kreide und schrieb groß auf die schwarze Stallthür:

„Eine Extrabouteille für den Großmogul redivivus! In hac causa mihi aqua haeret. Wenn Sein Schädel das nicht lapiert, will ich's Ihm übersetzen. Er darf heute so viel Wasser trinken, als Er mag.“

Als der Senator zum Schloß zurückkam, traf er Margret und Manhart zusammen auf dem Platz unter der Parklinde, wo der letztere im Frühlingsbeginn zuerst als Gast des abligen Schloßherrn scheu Undine von Wentstern gegenüber gesessen. Rudolf Willens trat auf sie zu und sprach seine Tochter an: „Du hast mir heut' nachmittag gesagt, Margret, daß du Groß-Wartenbel nicht als dein Eigentum betrachtetest und von hier fortzugehen wünschtest. So habe ich nach deinem Sinn zu handeln geglaubt, indem ich das Gut eben dem früheren Besitzer zurückgegeben. Doch auch nach meinem Sinn wäre die weite Entfernung von der Stadt nicht gewesen, ich hätte hierher nur zu selten und zu kurz zu meinem Kinde herauskommen können, und wenn ihr beide, du und Manhart, miteinander Gefallen an der Landwirtschaft findet, so bitte ich, daß ihr euch eine Stelle dafür mehr in meiner Nähe aussucht. Nun indes ist's Zeit für uns an den Ausbruch zu denken — es thut mir leid für die Pferde, die den Weg heut' zum viertenmal zu laufen haben — aber wir müssen das Haus vor'm Abend der neuen Herrschaft räumen.“

Um ein paar Stunden später rollte die alte Kutsche sehr rasch an Klein-Wartenbel vorüber, dann mäsigte sie ihre Geschwindigkeit. Der Senator und Daniel Wollenweber nahmen den Vorderitz ein, ihnen gegenüber saßen Manhart und Margret, sich Hand in Hand haltend. Alle schwiegen und sahen in die schon leis abendlich werdende Landschaft hinaus. Auf dem ruhig geglätteten See glomm rötlich das letzte Sonnenlicht, etwas Traumhaftes lag in dem scheidenden Tag. Nur der weißköpfige Alte öffnete einmal den Mund und sagte:

„Das war ja ein starkes Gewitter heute, aber nun merkt man nichts mehr davon und es ist ja wirklich wunderschön geworden. Wir haben heut' alle nicht zu Mittag gegessen, merk' ich jetzt erst, da wird's uns allen zu Hause gut schmecken. Ein bißchen spät kommen wir ja an, es ist bloß gut, daß ich“ — er fühlte schnell einmal nach seiner Tasche — „meinen Schlüssel bei mir habe, wenn das Haus schon zu wäre. Und eigentlich, deucht mir, war's gut, daß ich ihn mit herausgenommen hatte.“

Bei den letzten Worten verzog Daniel Wollenweber ein bißchen den Mund, und es war das erste leise Lächeln, das an diesem Tage um die Lippen eines der vier Wageninsassen hinspielte.



## Der Karner zu Mödling.

Von Hans Kufahl.

Mit Illustrationen nach zwei Originalzeichnungen von H. Schlehta und einem alten Kupferstich.

Nachdruck verboten.

Niederösterreich zählt wenige Orte, die an Alter und historischem Interesse mit Mödling rivalisieren können. Die angebliche Gründung des Ortes schon zur Zeit der Römerherrschaft ist geschichtlich nicht nachweisbar, dagegen ist urkundlich zu erweisen, daß der ehemalige Marktsiedel, heute die Stadt Mödling, zur Zeit des Beginnes der Herrschaft der Babenberger im 11. Jahrhundert (1002) gegründet wurde.

Es ist dieselbe Zeit, in der Markgraf Heinrich I. die Burg Mödling erbaute, deren malerische Ruine noch heute in das Thal der Klause herniederschaut. Nahezu in dieselbe Zeit, oder höchstens ein Jahrhundert später, läßt sich die Erbauung der Feste Dichtenstein verlegen, die vom jetzigen Besitzer dem Fürsten Dichtenstein, ganz nach dem Vorbilde der Stammburg des Geschlechtes in Schwaben, umgebaut resp. renoviert wird. So groß auch die Versuchung ist, die herrliche Lage Mödlings und die vielen historischen Denkwürdigkeiten der alten Stadt zu schildern, können wir uns heute doch nur einem Bauwerke widmen, das zu besuchen allein die Fahrt nach Mödling lohnt.

Es ist dies die St. Pantaleons-Kapelle, kurzweg der Karner genannt. Unweit des südlichen Portals der Pfarrkirche, offiziell Othmarskirche, gelegen, erhebt sich der im romanischen Baustile gehaltene Karner.

Ganz gleiche Bauwerke kommen an anderen Orten

Niederösterreichs gleichfalls vor, sie dienen teils als Baptisterien oder Taufkapellen, teils als Grabkapellen. Die Erbauungszeit des Gebäudes fällt wohl in das letzte Viertel des 12. oder den Beginn des 13. Jahrhunderts, keinesfalls in einen späteren Zeitraum; übrigens ist der alte Bau noch ziemlich gut erhalten. Über dem Portale befindet sich ein altes Flachrelief von sehr plumper Ausführung, einen Jäger zu Pferde darstellend, der anscheinend einen Hirsch und zwei Hasen jagt. Zwischen diesen Figuren befindet sich noch ein streng stilisierter Baum, dessen botanische Zugehörigkeit ebensowenig zu ermitteln ist, wie die symbolische Bedeutung der erwähnten Figuren. Einerseits wird behauptet, das Relief soll die Verfolgung der Tugend und der Gläubigen darstellen, andererseits ist sogar von einer Anspielung auf den Templerorden gesprochen worden, der angeblich seiner Zeit in Mödling eine Niederlassung gehabt haben soll, worauf noch heute Benennungen wie Templergrasse, Templergrötte, Templerhof hinweisen. Leider Gottes ist der schöne Bau im vorigen Jahrhundert durch eine der damals üblichen Zwiebelkuppeln verunstaltet worden. Das alte Gesimse trennt diese Narrenmütze von dem ehrwürdigen Unterbau und auf das alte Gewölbe stellte man die modernen Glockengerüste.

In den blutigen Septembertagen des Jahres 1683 war der Platz um die Kirche und den Karner Zeuge furchtbarer Szenen. Die Türken, in der Um-

























Weberei hat man in den letzten Jahren die Erkennung stilistischer Grundthatsachen beobachten können; Teppiche werden entweder auf den Boden gebreitet oder an die Wand gehängt. In beiden Fällen können natürlich nur flächenhafte Muster verwendet werden, die das Auge beruhigen oder nur leicht beschäftigen, nicht aber, wie das geschehen ist, Landschaftsbilder und Tierzeichnungen, die in ihrer plastischen Durchführung und perspektivischen Anordnung auf malerische Wirkung ausgehen und den Eindruck hervorrufen, als sähe man durch einen Ausschnitt der Wand ins Freie oder die Illusion erwecken, als öffne sich plötzlich der Boden unter unseren Füßen. Es ist bezeichnend für Berlepsch, daß er solche gesuchten Neuerungen nicht mitmacht, und bei der alten Regel streng ornamentaler Flächen-

muster ruhig stehen bleibt. — Vielseitig wie kaum ein anderer, unerschöpflich in seiner Produktion, ein nimmermüder Arbeiter, steht Berlepsch mitten in dem lebendigen Strom einer großen zukunftsvollen Kunstbewegung. Und er gewinnt unser Interesse in höherem Grade, als mancher Meister der hohen Kunst, wie sich gern Maler und Bildner nennen, weil sein Schaffen dem deutschen Heim gilt. Bei seiner gesunden praktischen Natur ist es sicher zu hoffen, daß seine Wirksamkeit sich nicht auf einige wenige Großleistungen beschränken wird, die man später in Museen und Antiquitätenkabinets bewundert, sondern daß sein Schaffen dem deutschen Hause überhaupt zu gute kommt und in dem weitesten Bereich deutscher Familienbehaglichkeit dankbar seiner gedacht wird.

## Der Sundegraf.

Novelle von H. von Gögendorff-Grabowski.

Nachdruck verboten.

Ja, aber meine Liebe, ein simpler Linienoffizier, ein Hauptmann zweiter Klasse! Wenn er auch von guter Familie ist und wenn ihm auch eine gnädige Tante die erforderliche Heiratszulage spendiert — es ist doch immer keine Partie für unsere Doris!

Die Präsidentin von Niedeck, Excellenz, sagte es recht verdrießlich; sie sagte es zu ihrer jüngsten Tochter Diana, mit welcher sie alle Familiensorgen zu besprechen pflegte. Die beiden älteren, Doris und Irene, mußten geschont werden; sie waren regelrechte Schönheiten und repräsentierten das Kapital der guten, alten, aber leider keineswegs mit Glücksgütern gesegneten Familie Niedeck. Die Pension der Mama-Excellenz reichte, in Gemeinschaft mit der aus einer Niedeck-Stiftung ihr zufallenden, kleinen Jahresrente durchaus nicht zur Führung eines standesgemäßen Lebens hin. Volko, der Gardeulan — ein Niedeck konnte nur bei der Kavallerie stehen — brauchte eine große Zulage, die Mädchen mußten in eleganter Rüstung ihre Waffengänge in der Heiratsarena machen. Doris und Irene erregten Aufsehen, wo sie erschienen. Man sprach von ihnen, man zündete ihnen allerorten Opferflammen an — aber das alles führte nicht zum Standesamt.

„Hier in Berlin ist es nichts. Hier verschwindet man unter der Masse,“ äußerte Excellenz Niedeck eines Tages zu Diana. „Wir wollen unsere letzten paar Kröten zusammennehmen, uns gut equipieren

und in ein Badebad gehen. Dort finden sich reiche Leute zusammen.“

„Aber auch Glücksjäger, Mama,“ antwortete Diana und errötete dann, weil ihr einfiel, daß sie selbst ja zu diesen zählen würden.

„Das thut nichts, dafür habe ich Blick!“ meinte die Präsidentin. „Und nun den Ort. Etwa Homburg?“

„Lieber Wiesbaden, Mammi,“ sagte Schönheit Doris, welche eben ins Zimmer trat. „Das ist vielseitiger und interessanter.“

So wurde es Wiesbaden — und sie nahmen Wohnung im Park-Hotel, das gab ihnen schon von vornherein Position. Freilich kostete es viel; Volko, der sich ein neues Pferd kaufen wollte, mußte seine Absicht dieser Badereise opfern und schrieb ein bißchen verschnupft:

„Rapert nun aber auch wirklich ein paar Naböbbs, ihr Mädchen, wenn ihr mich wieder versöhnen wollt! Mit der Zeit wird's höllisch ungemütlich, immer auf der hohen Kante liegen zu müssen!“

„So komm nach Wiesbaden und fange dir einen Goldfisch; es sind viele reiche Engländerinnen hier,“ schrieb Schönheit Irene. „Wir haben für uns selbst zu sorgen.“

In Wiesbaden ging es den Niedecks wie überall. Selbst in der Hochsaison, wo die Sammelplätze der eleganten Welt einen Überschuß an Schönheit und Chic aufwiesen, erfreuten sich Doris und Irene all-

gemeiner Bewunderung und allseitiger, lebhafter Guldigungen; nur deckte sich, nach Ansicht der wachsamten Mutter, die Quantität der Anbeter nicht mit deren Qualität. Es kamen auch Heiratsanträge.

Der erste für Schönheit Irene mußte *brevi manu* abgelehnt werden. Gegen den Mann an sich ließ sich nichts einwenden, aber sein Großvater hatte eine rentable Schweineschlächterei betrieben, welcher auch das Vermögen entstammte. Zudem hieß er Würger und hatte eine behaarte Warze auf der Nase.

„Mama, ich weiß nicht, mich könnte weder die Schlächterei noch der Name oder gar die Warze stören, wenn mir der Mann sonst sympathisch wäre,“ bemerkte Diana, welche die Ablehnung schreiben mußte. Die Präsidentin antwortete nur durch ein unartikulierte Murren und Irene lächelte, wie wenn sie sagen wollte: Ja, dich! Das wäre aber auch etwas ganz anderes!

Diana war nämlich eine aus der Art geschlagene Niedeck: sie war häßlich, sehr häßlich nach Ansicht ihrer Familie. Das hatte man nicht erwarten können, sonst würde sie in der Taufe einen weniger stolzen Namen empfangen haben.

Nun, Papa Excellenz war sehr mit seiner Dritten zufrieden gewesen, ihn hatten ihre unregelmäßigen Züge, ihr großer Mund und die unklassische Form ihrer Nase nicht gestört. Er hatte sie etwas jugendlich erzogen und innerhalb seiner Arbeitsräume ein trauliches Sonderleben mit ihr geführt. „Di,“ wie er seinen Liebling zu nennen pflegte, las seine Zeitungen mit ihm, verstand ein bißchen von Politik, schloß nach der Scheibe und tarockte mit, wenn er seinen Spielabend hatte.

Als der Vater tot war, gefielen ihr Welt und Leben nicht mehr recht, aber sie blieb tapfer auf dem Posten, wie ein guter Soldat, und versah ihre Pflichten gut. Sie half der Mutter die täglichen Daseinsorgen tragen, besorgte alle nötigen Einkäufe, führte die Rechnungsbücher und arbeitete mit den Schneiderinnen um die Wette, wenn es galt, billig und rasch neue Toiletten für die Schwestern herzustellen. Wenn sie ein paar Freistunden hatte und sich belohnen wollte, schob sie ein Buch — etwa Souvestres Dachstubenphilosophen oder Raabes Sperlingsgasse — in die Tasche und unternahm einen weiten Spaziergang querselbein. Das war auch in dem an Naturschönheiten so reichen Wiesbaden ihre einzige Erholung. Leider wurde sie derselben nicht oft teilhaftig, da ihr in allen kritischen Fällen die Elefantenrolle bei einer oder der anderen von Anbetern umringten Schönheit zufiel. Doris schien übrigens entschlossen, ihren Hauptmann zu erhören. Sie hatte bereits drei Saisons hinter sich und glaubte nicht mehr so recht an den Millionenprinzen; sie meinte, Mammi möge nur „ja“ oder doch wenigstens

„vielleicht“ sagen. Es sei doch immer eine vornehme Partie. Und Irene könne ja für den Millionär sorgen.

Gleichzeitig kam auch ganz unerwartet Leutnant Volko an. „Habe einen achttägigen Urlaub genommen — will mir 'mal die Gesellschaft besehen. Habt ihr vielleicht schon etwas in petto für mich?“

„Nein, Volko. Du mußt dein Glück schon selbst versuchen.“

„Das soll geschehen. Habe soeben schon eine famose Bekanntschaft gemacht. Treffe da auf dem Wege hierher, in der Wilhelmstraße, meinen Kriegsschulkameraden Rechlin, den 11. Dragoner, mit zwei sehr chic aussehenden Damen. Nummer 1: Miß Mabel Hudson, jung, blond, sehr hübsch, mädchenhaft. Nummer 2: Mrs. Taylor, etwas älter, dunkel, auch recht appetitlich, frauenhaft ungezwungen. Rechlin stellt mich vor, wir gehen bis zum Kurhaus zusammen, dann schwenken die Damen nach dem Hotel ‚Zur Rose‘ ab. Rechlin erzählt mir, daß er sie gestern auf der Reise von Homburg hierher, im Coupé, kennen gelernt hat. Miß Hudson ist eine amerikanische Millionärin. Sie hält sich zur Zeit mit ihrem Vater in Homburg auf, von wo sie einen kurzen Abstecher nach dem ihr noch unbekannten Wiesbaden unternommen. Sie ist von Bewerbern umringt, aber Amor hat noch nicht geschossen.“

Das alles erfuhr Rechlin natürlich nicht von ihr selbst, sondern durch ihre Gesellschafterin und Freundin Mrs. Taylor, welche er heute Vormittag im Kurpark traf und mit der er ein Wiedertreffen auf der Reunion verabredete. Rechlin flirtet mit der Witwe und nennt die Miß einen „allerliebsten Käser“, aber heiraten will er nicht. „Nicht um Milliarden!“

„Tant mieux! Dann hast du das Feld frei,“ sagte die Präsidentin, die elegante Erscheinung ihres Stammhalters mit einem Blicke voll mütterlichen Stolzes streifend. „Ein Cavalier wie du — dazu ein Niedeck! — kann es wohl mit jedem aufnehmen!“

Leutnant Volko gefiel sich selbst, als er abends im großen Ballsaal des Kurhauses sein Bild von zahlreichen Spiegeln wiedergestrahlt sah. Die Munkel stand ihm vortrefflich und sein hübsches noch recht jugendliches Gesicht mit den frischen Farben, dem zierlichen schwarzen Schnurrbart und den dunklen, eroberungslustig umherblitzenden Augen erschien ganz dazu geeignet, weibliche Herzen in Brand zu setzen.

Er tanzte nicht sonderlich viel, am meisten mit den beiden Amerikanerinnen. Auf sein Teil kam dabei die Millionärin, da Rechlin, welcher frühzeitig nach Homburg zurückkehren mußte, seinen Flirt mit der interessanten Witwe fortspann. Miß Mabel Hudson trug eine prächtige Robe von blaßgrüner, indischer Seide und bewegte sich im Ballsaal mit dem Air einer Königin. Excellenz von Niedeck fand,

daß diese junge Person im Grunde ein unaussprechlich hochnäsiges Ding sei, zwang sich aber trotzdem dazu, ihr bei jedem Anlasse schwiegemütterlich süß zuzulächeln. Volko gegenüber ging Miß Hudson ein wenig aus ihrer stolzen Reserve heraus; sie bevorzugte ihn — allerdings kaum merklich — vor allen übrigen Herren, hatte ihm auch gestattet, am folgenden Tage persönlich in der „Rose“ nach ihrem Befinden zu fragen und freundlich, wenn schon ein bißchen hoheitsvoll beigelegt, ihr Diner sei für fünf Uhr angelegt. Wenn er sich so einrichten wolle...

Ob er wollte! ... Rechlin, dessen Stunde geschlagen hatte, empfahl sich in diesem Moment. Die Damen sprachen die Hoffnung aus, ihn demnächst in Homburg, Hotel Royal, bei sich zu sehen, wobei die schwarzen Augen der Witwe verheißungsvoll lächelten. Und nun war Leutnant Volko der erklärte Ritter der Damen. Miß Mabel, welche mehr und mehr aufthauete, gestand ihm in dem von den Lippen hübscher Ausländerinnen so unwiderstehlich reizvoll klingenden Rauderwelsch, er flöße ihnen 'die meiste Zuvertrauen von alle deutsche Gentlemen' ein.

Mrs. Tailor erzählte Riebeck während einer Française viel von den trefflichen Herzens Eigenschaften ihrer teuren Mabel. Sie sei eine liebevolle Tochter und bilde des leidenden Vaters höchste Lebensfreude. Mr. Hudsons Befinden habe sich in Homburg bedeutend gebessert, dennoch sei Mabel nur ungern, seinem ausdrücklichen Wunsche folgend, auf den kurzen Abstecher nach Wiesbaden eingegangen. Mr. Hudson bestche darauf, daß sie sich hier und da ein wenig zerstreue. Er sowohl als seine Tochter empfänden übrigens eine große Vorliebe für Deutschland.

Offenbar also einzige Tochter! Vater leidend, daher wohl kein Wermuth! Dazu Vorliebe für Deutschland! Das paßt ja alles ganz famos und das Mädel selbst entspricht auch meinem Geschmack, hat wirklich was feudales, ganz wie eine „Geborene,“ dachte der Mann. Also: vorwärts zur Attacke! Räme nur ein Deus ex machina, der mich schneller zum Ziel brächte!

Leutnant Volko ahnte nicht, wie schnell ihm das Schicksal, allerdings in einer für Miß Hudson recht grausamen Weise, zu Hilfe kommen sollte!

Es war gerade während eines Walzers mit der jungen Amerikanerin, in welchen Volko so viel Gefühl als möglich hineinzulegen bestrebt war, als sich am Eingange des Saales ein Mann in der Kleidung eines Hotelbediensteten zeigte.

„Ich komme aus der „Rose“. Man hat mir den Eintritt gestattet, da ich ein Telegramm für Miß Hudson bringe und die Dame hier suchen muß,“ sagte er zu dem ihn offenbar inquirenden Kurhausportier. „Ah, dort ist sie schon!“

Mrs. Tailor, welche sich an diesem Tanze nicht beteiligt hatte, sah den Mann zuerst und ging ihm eilig entgegen. Gleich darauf verhinderte sie Riebeck und seine Dame durch einen Wink am Weiter tanzen. „Eine Depesche von Ihrem Vater, Mabel!“

Sie sah ernst aus. Mit leisem Schreckensruf griff Miß Hudson nach dem verhängnisvollen Blatte. Ein Blick auf das Papier — ein Aufschluchzen — Mrs. Tailor legte ihren Arm um die wankende Gestalt. „Kommen Sie ins Vestibül, Mabel, wir erregen Aufsehen.“ Volko bot der Fassungslosen seinen Arm und geleitete die Damen hinaus. Er war äußerst gespannt auf den Inhalt des Telegramms: „Mr. Hudson Schlaganfall. Sofort kommen,“ las Mrs. Tailor mit bebenden Lippen. Fast schien es, als wolle Mabel zusammenbrechen, aber sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, obgleich sie schneebleich geworden war.

„Ich muß sofort, von hier aus, nach Homburg fahren, Jane!“ sagte sie mit tonloser aber fester Stimme. „Kein Augenblick darf versäumt werden!“

Es giebt nur zwei Nachtzüge — der eine geht in zwanzig Minuten, der andere in zwei Stunden von hier ab,“ sagte Riebeck, seinen Taschensfahrplan zu Rate ziehend.

„So reise ich mit dem nächsten! Und Sie, Jane, folgen mir, nachdem Sie in der „Rose“ unsere Rechnung beglichen haben.“

„Unmöglich, Mabel! Ich kann Sie nicht allein lassen —“

„Herr von Riebeck begleitet mich zur Bahn! Nicht wahr, Sie sind so gütig? Und in Homburg erwartet mich ja sicher der Diener.“

Volko verneigte sich tief. Da die Damen jetzt englisch sprachen, so hatte er Mühe allem zu folgen und Miß Hudson begreiflich zu machen, wie glücklich er sei, sich in ihren Dienst stellen zu können.

„So eilen Sie, Jane! Sie führen ja unsere kleine Barschaft bei sich.“

„Gewiß, wie immer,“ erwiderte Mrs. Tailor und langte in die Tasche ihres dunklen Seidenkleides, ihre Hand mit einem Schreckensrufe wieder hervorziehend. „Dear me! Das Ledertäschchen ist fort! Ich kann es nur im Restaurant oder in der Garderobe verloren haben! Ich bin außer mir, teuerste Mabel! Sofort soll man suchen —“

„Thorheit!“ rief Miß Hudson erregt. „Jetzt suchen, wo jeder Augenblick kostbar ist! Herr v. Riebeck ist sicher so gütig, die Nachsuchung zu veranlassen und unser Eigentum für uns in Empfang zu nehmen. In diesem Moment der Not wird uns, so denke ich, keiner der hier anwesenden Kavaliere seinen Beistand versagen!“ Wie schön und stolz Mabel ausah, als sie, schwer atmend, mit thränenvollen Augen, diese Worte sprach! Volko fühlte seine

nd

Liebe und seinen Mut wachsen. „Hier komme wohl in erster Linie ich in Betracht, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er ernst. „Gewähren Sie mir den Vorzug, Ihre Interessen zu den meinen machen zu dürfen!“

Ihre blassen Lippen versuchten ihn dankbar anzulächeln. „Gern, o, gern! Ich nehme die Hilfe am liebsten von Sie!“ sagte sie treuherzig, wieder zum Deutschsprechen zurückkehrend. „Darf ich nicht an Ihrer Statt die Sache in der ‚Rose‘ ordnen, nachdem ich Sie beide zur Bahn geleitet?“

„Vielen Dank. Jane weiß besser Bescheid und muß auch noch unsern Koffer packen. Vergessen Sie nicht den Schmuck im Nachttischchen, Jane. Und nun fort! Hundert Mark werden hinreichen, Herr von Riebeck — geben Sie sie an Mrs. Taylor, während ich schnell meinen Mantel nehme.“

Bolko hatte glücklicherweise einen nagelneuen Hundertmarkschein bei sich, ein seltener Fall. Fortuna schien ihm hold zu sein. Mrs. Taylor empfing das Geld und eilte zu einem Wagen. „Auf Wiedersehen in Homburg, Herr von Riebeck,“ sagte sie zu dem sie Geleitenden. „Sie werden doch gleich morgen kommen, um nach meiner armen Mabel zu sehen? Ich fürchte, es steht schlimm mit Mr. Hudson! Good bye!“

Und dann saß er mit Mabel im Wagen und fuhr dem Bahnhofe zu. Jetzt weinte sie leise, das Antlitz im Tuch bergend. Bolko wagte es, ihre Hand zu ergreifen und mit achtungsvoller Zärtlichkeit zu küssen. „Fassen Sie Mut! Um Ihren Herrn Vater wird es nicht so schlimm stehen, als wir fürchten!“ flüsterte er tröstend. „Und morgen werde ich, wenn Sie gestatten, selbst nach seinem Befinden fragen.“

„Das erwarte ich!“ erwiderte sie ernst; es klang fast, wie wenn sie sein Wort als ein Treuegelöbniß aufsaßte und demgemäß beantwortete.

Nun waren sie angelangt. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, als ihr blaßes, trauriges Gesicht ihm zum letztenmal zugewinkt hatte, trat Riebeck den Rückweg an. Im Hotel fand er, seiner Annahme gemäß, die Damen noch seiner wartend. Das vielverheißende Romankapitel mußte vor dem Zubettgehen noch einmal durchgesprochen werden. Bolko betrachtete sich gewissermaßen schon als den Herrn und Besitzer der Millionärin. Wahrscheinlich willigte der schlaue, alte Amerikaner, wenn er noch lebte, nicht so eilig in eine regelrechte Verlobung; war er indessen tot oder unzurechnungsfähig, so würde Mabel — sie war majorenn — eine sofortige Klarstellung ihrer Beziehungen zu einander so dringend als Bolko selbst wünschen. Dann konnte er binnen kurzem ihr Gatte sein.

Nach Träumen voller Glanz und Glorie begab sich der Mann am folgenden Morgen, von den Schwe-

stern mit einer Art respektvoller Höflichkeit bis zum Wagen geleitet, auf die Reise. „Sorgt euch nicht, wenn ich spät heimkehre; die Sache kann kompliziert werden!“ sagte er beim Abschiede. Mamma stand auf dem Balkon und winkte mit dem Taschentuch.

„Wie schön und vornehm er aussieht! Die Amerikanerin kann sich gratulieren! . . . Und nun vorwärts, ihr Mädchen, zum Brunnentrinken! Auch dieser Sport mußte mitgemacht werden. Am Brunnen steht man und wird gesehen.“

Im Nachmittagskonzert zeigte sich heute eine neue, interessante Erscheinung. Frau von Windheim, eine Berliner Bekannte der Riebecks, saß gerade bei ihnen am Tisch und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Fremden.

„Sehen Sie den übergroßen, brünetten Herrn dort drüben am Musikpavillon, liebe Riebeck?“

„Jenen im schwarzen Gehrock? Er schaut sehr düster drein!“

„Ganz richtig. Das ist ein Romanheld, ihr jungen Damen. Betrachtet ihn euch nur gründlich. Très distingué! N'est ce pas?“

„Was wissen Sie denn von ihm, liebe Windheim?“

„Alles, beste Riebeck, alles. Ich würde ihn auch begrüßen, wenn er nicht so ungesellig wäre. Wir lernten ihn in Paris kennen, wo er ein Winterpalais besitzt. Im Sommer befindet er sich meist auf seinen Besitzungen in Deutschland, oder auf Reisen. Aber haben Sie wirklich noch nie von diesem russischen Krösus, dem Grafen Rosnikoff, gehört, Liebste? Er gilt doch als Original! Man nennt ihn auch den ‚Hundegrafen,‘ wegen seiner großen Passion für diese Vierfüßler, deren Gesellschaft er dem Umgange mit Menschen bei weitem vorzieht.“

„Merkwürdig! . . . Russisch sieht er eigentlich nicht aus.“

„Seine Mutter war eine Deutsche. Sehen Sie nur, wie gelangweilt, fast geringschätzig sein Blick über die Menge hingeleitet; nun verläßt er auch schon wieder den Ruzgarten — vermutlich um seinen am Portal haltenden Wagen zu besteigen und in den Wald zu fahren, wie alle Tage. Wirklich schade, daß ein Mann seines Ranges und Reichthums so unverwendbar für die Geselligkeit, so wenig traitable ist!“

Fast in der gleichen Zeit, während welcher diese Unterhaltung beim Ruzkonzert stattfand, wurden die Passanten der nahen Wilhelmstraße durch eine romantische kleine Scene in Spannung versetzt. Vom Walde her kam die stark gefüllte Dampfstraßenbahn angebraust — ein träge oder nachdenklich vorwärts trotten des, schwarzes Hündchen geriet an der Straßenkrümmung in ihr Geleise, vermochte nicht rechtzeitig



zu flüchten und wurde überfahren. Diese an sich bellagenswerte, aber keineswegs ungewöhnliche Begebenheit hätte die Passanten wohl kaum zum Stillstehen bewogen. Wenn sich also um das wimmernde Tier binnen wenigen Sekunden ein Menschenauflauf bildete, so geschah das nicht wegen des Vorganges, sondern weil dessen Begleitumstände allgemeines Interesse erregten.

Eine elegant gekleidete junge Dame hatte nämlich ihren Weg unterbrochen, und war von der andern Seite der Straße zur Stätte des Unfalls hinübergereit. Sie beugte sich theilnehmend zu dem augenscheinlich schwer verletzten Tiere herab und hob dasselbe — nachdem ihr Blick ringsum vergeblich nach einem Beteiligten oder doch gleich ihr Mitleidenden gesucht — ohne Rücksicht auf ihre Kleidung in ihren Armen empor! Dieser impulsiven That folgte ein Moment der Ratlosigkeit, des Besinnens. Wohin mit dem kleinen Patienten? Die nächste Sekunde schon brachte Hilfe. Ein gerade die Straße passirender herrschaftlicher Wagen ward dicht vor der jungen Dame zum Stehen gebracht; sein Insasse, ein großer Mann mit hagerem Gesicht und melancholischen dunkeln Augen, stieg aus, offenbar in der Absicht, ihr beizustehen.

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen eine Decke für Ihr verunglücktes Hündchen anzubieten und Sie in meinem Wagen heimzufahren, gnädiges Fräulein?“

Er sprach mit weicher Stimme und etwas fremdartigem Accent.

Sie blickte ihn dankbar an. „Ich bin nicht die Besitzerin des Hundes, mein Herr, und kann ihn auch nicht in mein Hotel mitnehmen, aber vielleicht giebt man mir in jener Gärtnerei dort drüben, wo ich bekannt bin, für Geld und gute Worte irgend ein Winkelschen, damit das arme, herrenlose Tier wenigstens in Frieden sterben kann.“

„Ich weiß etwas Besseres,“ sagte der Fremde. „Überlassen Sie mir den Hund. Es ist nicht das erste Mal, daß ich so ein elendes Geschöpfchen von der Straße auflese und gesund pflege; diese Passion werde ich auch beibehalten, wiewohl sie mir vielfach das Epitheton ‚verrückt‘ einträgt.“

Einigermassen erstaunt blickte sie ihn an. Der Mann war offenbar ein Original! Nun, ihr konnte es nur lieb sein, der immer schwerer werdenden Bürde ledig zu werden. So übergab sie den kleinen zuckenden Körper den Händen des Dieners, welcher mit einer Decke bereit stand.

„Wollen Sie nicht mitfahren, um zu sehen, wie Ihr Schützling untergebracht wird?“ fragte der Fremde freundlich. „Meine Wohnung befindet sich ganz nahe, in der Sonnenbergerstraße.“ Ihr Blick überflog den sich immer vergrößernden Kreis müßiger Waffern.

„Ich thäte es gern,“ erwiderte sie ehrlich — „aber man würde einen Roman daraus machen und Mama, welche im Punkte der Etikette keine Ausnahmen anerkennt, würde außer sich sein. So muß ich mich schon damit begnügen, von Ihnen, wenn wir einander einmal zufällig begegnen sollten, weiteres über den Erfolg Ihres Samariterwerkes zu vernehmen. Adieu, mein Herr.“

Er verneigte sich mit tadellosem Anstande. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, mein gnädiges Fräulein —: Graf Kosnitoff. Ich rechne bestimmt auf den Vorzug, Ihnen wieder zu begegnen!“ Sie dachte daran, auch ihren Namen zu nennen, aber dann unterblieb es doch. Der Name Diana von Niedeck sagte ihm so wenig als irgend ein anderer und es war nicht wahrscheinlich, daß sie einander wiedertrafen. So neigte sie nur dankend das Haupt und setzte, nach einem letzten Blick auf das nun weich gebettete Hündchen, ihren Weg fort.

Die Stimmung für den Waldspaziergang, zu dem Diana heute — auf einige Stunden beurlaubt — mit einem Bande Storm'scher Novellen in der Tasche ausgezogen war — fand sich nicht wieder; auch zeigte ihr schwarzes Kleid einige Blutflecke, so daß sie schon deshalb nach dem Hotel zurückkehren mußte.

Sie beschloß, den Ihrigen zunächst nichts von ihrem Erlebnisse mitzuteilen. Dieses Vorhaben ward durch die Umstände begünstigt. „Mammi“ und die Schönheiten kehrten spät und sehr animiert aus dem Kurhause zurück; die Millionenbraut warf ihren rosigten Reflex auf Leben und Stimmung.

Daß Volko nicht heimkehrte, erschien allen als ein gutes Zeichen. Leider erwies aber ein am folgenden Morgen eintreffender Brief das Gegentheil.

„Ich befinde mich bereits auf dem Wege nach meiner Garnison. Bitte, schickt mir den Koffer nach,“ schrieb Volko. „Es war mir unmöglich, nach den Erfahrungen des heutigen Tages zu euch zurückzukehren. Ohne Umschweife denn: Miß Hudson und Mr. Tailor — fingierte Namen! — sind nichts anderes als zwei gefährliche Hochstaplerinnen, denen es gelungen ist, in einer Anzahl von Badeorten die verschiedensten Personen zu täuschen und auszubeuten; daß unter diese auch Volko von Niedeck gehört, ist ein vertauselter Spaß, der mir noch lange im Magen liegen wird — ganz abgesehen von der materiellen Seite der Sache.“

Rechlin triumphierte, daß ihn sein Kismet vor gleichem Reinfalle bewahrte. Die beiden sauberen ‚Damen‘ werden natürlich nachdrücklich verfolgt, haben sich aber wahrscheinlich — unter meiner gütigen Mitwirkung! — schon in Sicherheit gebracht! Geleitete ich doch die eine von ihnen selbst zum Bahnhofe!

Ja, ja, auch das preussische Leutnantspatent schützt vor Dummheit nicht! Und ich habe einen



heidenmäßigen Ragenjammer! Diese Mabel — möge sie in der Hölle braten! — war so schön; ich hätte sie lieben können!

Schreibt mir bald. Und wenn du kannst, Mammi . . . Du weißt schon, was ich meine.

Euer liebevoller Bolko."

Die gute Mammi wußte, was er meinte. Sie griff in die allzeit hilfsbereite Schatulle und ließ noch am gleichen Tage einen Trostbrief an den Liebling vom Stapel.

"In elf Tagen laufen unsere Rurkarten ab, so lange wird auch das Geld gerade noch reichen," sagte sie, nachdem der erste Enttäuschungskummer verwunden war, in resigniertem Tone zu Diana. "Und dann heißt's, in das staubige Berlin zurückkehren, welches uns erst recht kein Glück bringt!"

"Ich meine, es ist nicht der Ort, sondern die Art und Weise, in der wir gewisse Erfolge herbeizuzwingen bestrebt sind, welche uns Unheil bringt, Mama," erwiderte Diana. "Aba hat nach dem Herzen gewählt, Irene wird zu Hause so gut als anderswo den Rechten finden, wenn es Zeit ist."

"Still!" mahnte Excellenz. "Dort kommt die Windheim, die alte Rake! Ihr müssen wir fröhliche Mienen zeigen."

Sie saßen nämlich im Rurgarten — Diana wieder einmal in ihrer Elefanteneigenschaft; Doris' Hauptmann war von Mainz herübergekommen.

"Schauen Sie doch nur, liebste Niedeck," sagte etwa ein Viertelstündchen später Frau von Windheim, "dort, ganz in unserer Nähe, sitzt ja mein Romanheld, Graf Rosnikoff! Und ganz behaglich hinter einem Glase Melange! Unglaublich! Er, der es sonst in solcher Menschenmenge nicht länger als fünf Minuten aushält! Ich wette, daran sind Ihre schönen jungen Damen schuld!"

Es schien in der That, als übe der Niedeck'sche Tisch eine starke Anziehungskraft auf den Grafen aus; seine ernsten dunklen Augen streiften ihn wieder und wieder. Diana war ein bißchen erschrocken und fühlte sich erst beruhigt, als sie sah, daß er sie nicht grüßte, also ihr gemeinsames Erlebnis hier zu ignorieren gewillt schien. So behielt sie auch ihre Unbefangenheit, als Graf Rosnikoff schließlich auf ihren Tisch zusteuerte, um seine Bekanntschaft mit Frau von Windheim zu erneuern und sich durch sie den Niedeck'schen Damen vorstellen zu lassen. Frau von Windheim zog die Augenbrauen vor Staunen ganz hoch, so daß sie wie eine gemalte Theebüchjenschinesin aussah. Es machte sich alles recht gut. Excellenz Niedeck verstand es, als gewiegte Salonstrategin, ganz meisterlich, eine leichtflüssige Unterhaltung in Gang zu bringen, bei welcher dem ernsten, ziemlich schweigsamen Manne das leichtere Teil zufiel. Er schien sich denn auch in dem kleinen Kreise wohl

zu fühlen und begegnete jeder der fünf Damen in gleich verbindlicher Art, so daß sich unmöglich sagen ließ, welcher Magnet ihn denn eigentlich herbeigeführt. Auch nachdem der Graf einige Tage hindurch in gleicher Weise mit den Niedecks verkehrt, ließ sich diese Frage nicht entscheiden. "Ich glaube, er meint Doris," sagte die Präsidentin eines Abends, nach der Rückkehr von einer durch die Rurdirektion veranstalteten Rheinfahrt, bei welcher neben einer Anzahl anderer Kavaliere auch der russische Sonderling zu ihrer Gesellschaft gehört hatte. "Neben" durfte es in diesem Falle eigentlich nicht heißen. Graf Rosnikoff hatte in dem Kreise dominiert. Seine Persönlichkeit mußte, obschon er weder schön noch im landläufigen Sinne unterhaltend war, überall dort einen ersten Platz einnehmen, wo es ihm überhaupt beliebte, mit andern in Konkurrenz zu treten. "Ich glaube, er meint Doris — und in diesem Falle würde mir die voreilige Zusage an den Hauptmann bitter leid thun!"

"Mammi!" rief die gekränkte Braut vorwurfsvoll und "Mammi!" echote Irene noch vorwurfsvoller. "Du kannst wirklich nicht behaupten, daß Rosnikoff eine von uns auszeichnet! Warum sollte er also nicht ebensowohl mich als Doris meinen können — oder auch unsere Schwester Diana?"

Dieser letzte Einfall brachte sie alle zum Lachen. Diana lachte harmlos mit; ihr schien der Gedanke so absurd wie den andern, aber sie sann abends beim Ausbessern defekt gewordener Garderobestücke recht ernst darüber nach, wie es möglicherweise werden könne und äußerte vor dem Schlafengehen zu der am Toilettenspiegel mit dem Einstudieren effektvoller "Gräfinnemenien" beschäftigten Schwester: "Wenn er dich wählt, Irene, so mußt du ihn aber auch gern haben. Ich bin überzeugt, er ist ein guter Mensch, der es verdient, nicht nur um seiner neunpunktigen Krone willen geheiratet zu werden."

"Rede nicht wie die Mustermädchen in den englischen Romanen, Diana!" erwiderte Irene gähnend. "Wenn ich den Grafen heirate, so werde ich entsprechend zu repräsentieren und dabei mein Leben zu genießen wissen. Sofern er vernünftig ist, wird er das billigen und dann wird es eine sogenannte glückliche Ehe geben. Gute Nacht."

Am folgenden Tage erhielt Diana wieder einmal Zeit zu einem Waldspaziergange. Diesmal nahm sie kein Buch mit, da sie wußte, ihre Gedanken würden nicht an daselbe zu fesseln sein. Die innere Harmonie ihres Wesens war gestört, ohne daß sie sich zu jagen vermochte, wodurch.

Das Wetter war ein wenig trübe, daher begegnete Diana keinem Spaziergänger auf ihrem zum alten herzoglichen Jagdschlosse führenden Lieblingswege; nur ein bejahrtes Weiblein mit kaffeebraunem,

vermittlertem Gesicht leuchte unter der Last eines schweren Reisigbündels an ihr vorüber. Jetzt tönte, von rückwärts her, schneller Hufschlag an ihr Ohr — Hundegebell klang munter auf, ein fernes Echo weckend; nun schossen pfeilgleich zwei schlanke, silbergraue Windspiele an Diana vorüber, näher und näher kam der Reiter — er hatte sie erreicht.

„Ich habe die Ehre, mein gnädiges Fräulein!“

„Graf Rosnitoff!“ Momentan verwirrte Diana der Anblick desjenigen, mit dem sie sich soeben im Geiste beschäftigt, so daß es ihr war, als habe ihr intensives Gedenken ihn herbeigeführt. Dann klang es aber doch ganz konventionell-höflich von ihren Lippen: „Welcher angenehme Zufall!“

„Kein Zufall,“ entgegnete er. „Ich sah sie diesen Weg einschlagen und folgte Ihnen. Ich habe mich in all diesen Tagen vergeblich bemüht, Sie mir einmal für ein verständiges Gespräch en deux zu gewinnen; so mußte die Gelegenheit denn endlich erzwungen werden.“

Er schwang sich vom Pferde und führte, dasselbe am Zügel, während sie langsam nebeneinander hinschritten, durch die schweigsame, jetzt von einem blassen Sonnenschimmer durchleuchtete Waldeinsamkeit.

Diana glaubte seine Absicht zu erraten. Nun wird er sogleich anfangen, mich über diejenige meiner Schwestern, um welche es ihm zu thun ist, auszufragen, dachte sie und eine leise Bitterkeit stieg in ihr auf. Zunächst begann der Graf aber nur von dem schwarzen Hündchen zu sprechen.

„Ich glaube mit dem Unberührtlassen dieses Gegenstandes vor dritten Personen in Ihrem Sinne zu handeln,“ sagte er — „aber Sie tragen doch sicher Verlangen danach, etwas über das Schicksal unseres gemeinsamen Schütlings zu vernehmen.“

Diana bejahte lebhaft. „Hat er noch sehr gelitten?“ fragte sie teilnehmend. „Ein Davonkommen war ja wohl ausgeschlossen, bei den schweren Verletzungen und dem Blutverlust.“

„Anscheinend. Es ist mir aber dennoch gelungen, das Tierchen zu erhalten. Beide Hinterbeine sind gebrochen und werden auch steif bleiben, aber das wird dem kleinen Kerl, der übrigens ein sehr hübscher Rattenfänger, ganz reine Rasse, ist, wenig zum Bewußtsein kommen. Ich gab zur Ermittlung des Eigentümers mehrere Inserate auf — da sich niemand meldete, betrachte ich den Hund als mein Eigentum.“

„So wollen Sie ihn für immer behalten?“

„Allerdings. Sein durch mühevoller Pflege erhaltenes Leben ist mir wert geworden. Und dann — vermittelte er nicht unsere Bekanntschaft?“

Das letztere sprach der Graf in einem besonderen Tone, welcher Dianas Herz schneller pochen ließ. Aber sie schalt sich thöricht und that eine möglichst unbefangene Frage nach dem kleinen Patienten.

„Der ist noch eine Weile zum Stillliegen verurteilt,“ sagte der Graf — „aber er sieht ganz zufrieden aus und nimmt mit Appetit seine Milch. Dur und Moll, meine Windhunde, behandeln ihn mit Verständnis und umspielen sein Körbchen, ohne ihn zu beunruhigen. Sie sollten wirklich nicht so ganz vergessen, daß Sie auch Ihren Anteil an seiner Errettung haben und sollten einmal kommen, ihm einen Krankenbesuch zu machen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Leider geht das nicht. Vielleicht werden die anerkannt häßlichen Mädchen eines Tages sehr berechtigterweise über eine größere Bewegungsfreiheit verfügen, als ihre reizvolleren Schwestern — zur Zeit aber gilt nun einmal der gleiche gesellschaftliche Moran für alle.“

Er schwieg einen Moment, wie um ihre Worte zu überdenken. „Die häßlichen Mädchen!“ wiederholte er dann. „Welche Instanz vermöchte wohl die Begriffe ‚schön‘ und ‚häßlich‘ in einer jedermann befriedigenden Art festzustellen?“

Sie lächelte. „Wir haben eine klassische Norm —“

„Nach welcher niemand fragt und welche keinen fühlenden Menschen zu beeinflussen vermag. Es mag Sie nun kümmern oder nicht, Thatsache ist, daß noch niemals ein Weib einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat als Sie, Fräulein von Niedeck! Und ich kenne die Schönheit, das heißt: dasjenige, was Sie darunter verstehen.“

Wieder pochte ihr Herz ungestüm auf, aber sie behielt ihre Haltung. „Das lag an der Situation, an meiner Samariterglorie,“ erwiderte sie scherzend, in dem Bestreben, wenigstens ihrerseits den leichten Gesprächston festzuhalten.

Der Graf blieb ernst. „Vielleicht im ersten Moment,“ sagte er — „aber der Eindruck wirkt fort und beherrscht mich heute stärker als damals! Glauben Sie, ich hätte mir sonst den peinlichen Gesellschaftszwang auferlegt, der mich täglich in Därm, Staub und Gedränge führte und scheinbar jenen antreibt, welche am Triumphwagen Ihrer vielbewunderten Schwestern ziehen —?“

„Ich bin kein Mann der Phrasen, Fräulein von Niedeck. Ich kenne das Leben und die Menschen, habe schwere Erfahrungen hinter mir und zog mich nicht in einer augenblicklichen Laune, für unbestimmte Zeit, sondern endgültig aus der großen Welt auf eine meinen seelischen Bedürfnissen entsprechende Daseins-oase zurück. Der Gedanke, meinen Lebensweg einsam zurückzulegen, ist mir ein zu vertrauter, als daß er mich schrecken könnte. Schon zu lange verzichte ich darauf, einen Weggenossen, eine der meinen wahrhaft verwandte Menschenseele zu finden.“

„Und nun will es mich plötzlich bedünken, ich hätte gefunden, ohne zu suchen — ganz von ungefahr, wie man die heilkündenden, vierblättrigen Alee-

blätter finden soll! So frage ich Sie denn ohne Umschweif, Fräulein von Riedel, ob Sie glauben, daß mein Gefühl mich richtig geleitet! Ob Sie sich dazu entschließen könnten, Ihre Hand in die meine zu legen und mit mir zu wandern, wenn auch meine Wege weit abliegen von der breiten Heerstraße, auf welcher die große Masse, schön eingeteilt nach Konvention und Konfession, einherschreitet — auf welcher auch Sie selbst sich bisher vorwärts bewegt. Vorwärts, nicht aufwärts. Wir beide aber würden aufwärts zu streben versuchen, würden uns eigene Pfade zu eigenen Zielen schaffen!

„Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?“

Sie antwortete nur durch einen Blick — so groß und leuchtend, daß er davon ergriffen wurde wie von einer plötzlichen Offenbarung. Sie war fast schön in diesem Augenblick, durch den Ausdruck seelenvoller Güte, reinen Glückes, welcher ihre Züge verklärte.

Er blieb stehen, gab den Zügel seines Pferdes frei und ergriff Dianas Hände. „Ich gelobe Ihnen, daß Sie es niemals bereuen sollen, mir vertraut zu haben,“ sagte er feierlich. „Dieses Wort ist so gut als ein Schwur, an den ich mich von heute an für gebunden betrachte!“ Seine Lippen berührten ihre vom Handschuh entblößte Rechte, welche einige wilde Glockenblumen hielt. „Diese Blüten nehme ich mit, Teure, und will nun schnell zur Stadt zurückreiten. Zuvor aber sagen Sie mir das Wort, ohne welches mich meine gute Mutter, als sie noch als Schutzgeist an meiner Seite stand, niemals von sich zu lassen pflegte: Ivan Alexejitsch — Gott segne dich!“

Ihre Augen strahlten in feuchtem Glanze: „Ivan Alexejitsch — Gott segne dich!“ Klang es wie ein Hauch von ihren Lippen . . . Dann war sie wieder allein auf dem stillen Waldwege — allein mit ihrem überströmenden Herzen, ihrem neuen, großen Glück!

Noch am gleichen Abend, es war gerade zur Theestunde, ward Excellenz von Riedel ein Schreiben des Grafen Rosnikoff überreicht. Diana fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht flog, der Köffel klirrte in ihren bebenden Fingern — niemand achtete darauf.

„Also wirklich!“ rief Irene mit triumphierender Miene. „Und nun bin ich auch ziemlich gewiß, daß es sich um mich handelt. Ich ließ gestern eine Andeutung fallen, daß Doris nicht mehr als völlig frei zu betrachten sei und er verhielt sich dabei so gleichgültig, wie wenn ich vom Stande des Barometers gesprochen hätte. Nun lies vor, Mammi!“

Mammi las aber nicht vor. Sie schob den Brief, nachdem sie den Umschlag in nervöser Hast aufgerissen und die ersten Zeilen mit den Blicken überflogen, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit in die Tasche. „Der Graf bittet mich um eine Unterredung für morgen Vormittag,“ bemerkte sie kurz.

„Um seinen Antrag zu stellen?“ fragte Doris neugierig.

Die Präsidentin nickte, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen. Irgend etwas in dem Briefe mußte ihr zu denken geben.

Die arme Diana saß wie auf Kohlen. Hatte sie denn nicht das erste Anrecht darauf, den Inhalt des Schreibens zu erfahren? Von Rechts wegen hätte doch die Mutter unter den obwaltenden Umständen ein paar liebevolle Worte für sie finden, das Kommende eingehend mit ihr besprechen müssen! Es widerstrehte ihr, ohne Anregung von dieser Seite Gedanken und Empfindungen kundzugeben, welche ihr so neu und so heilig waren, daß sie sie vor sich selbst kaum in Worte zu fassen wußte! — Recht bekümmert vergegenwärtigte es sich Diana gerade an diesem für sie so bedeutungsvollen Abend, wie wenig die Mutter speciell ihr gegenüber jemals etwas wie mütterliche Wärme, wie teilnehmendes Eingehen auf seelische Vorgänge an den Tag gelegt hatte. Beinahe hätte sie Thränen vergossen, aber da sagte sie sich: Morgen kommt er, Ivan Alexejitsch, ja selbst! Dann muß alles anders werden. Ich werde nicht länger allein stehen — ich werde eine Menschenseele haben, welche mich liebt und versteht! — Dieser trostreiche Gedanke verhalf ihr zum Ruhigwerden, zu endlichem Schlummer. Das Bett der Mutter, mit welcher sie das Zimmer teilte, war noch leer. Die Präsidentin hatte sich, wie das bisweilen geschah, noch für einige Augenblicke in den von den Schönheiten bewohnten Nebenraum begeben. „Was hattest du nur mit dem Briefe, Mammi, daß du uns — sogar mir, der Meistbeteiligten — seinen Inhalt unterschlugst,“ fragte Irene verdrießlich. „Es kann doch unmöglich ein Geheimnis darin stehen.“

„Es steht etwas darin, was ich Diana vorenthalten möchte, um ihr Gefühl zu schonen,“ erwiderte Excellenz von Riedel. „Der Graf befindet sich ganz zweifellos im Irrtum hinsichtlich eurer Vornamen und hält insgedessen, während er dich, Irene, im Sinn hat, bei mir um die Hand meiner Tochter Diana an! Das ist ja an und für sich nur komisch und wird sich morgen, bei persönlicher Aussprache, schnell genug aufklären — aber für eure Schwester, welche ohnehin immer hinter euch zurückstehen muß, involviert dieses Mißverständnis eine Demütigung, in gewissem Sinne eine Blamage.“

Die Schönheiten lachten; sie hätten Diana gern ein bißchen geneckt, aber ernstlich verlegen wollten sie die allzeit gefällige und so überaus brauchbare Schwester gerade nicht. Und so versprachen sie, zu schweigen.

— — — „Ziehe dein weißes Wollkleid an, Irene, und halte dich bereit, gerufen zu werden,“ sagte Excellenz von Riedel am andern Vormittage, bevor

sie sich in den eigens für den Empfang des Grafen gemieteten Salon begab. „Und du, Diana, kannst indeffen einmal nach dem Menu sehen und an unserem Speisetische ein Couvert mehr auflegen lassen. Vielleicht müssen wir Kosnikoff zu Tisch behalten.“

Merkwürdig! Irene sollte sich schmücken und bereit halten, während ihr selbst heute die nüchternen Wirtschaftssorgen anheimfielen! Diana begriff die Mutter immer weniger, aber sie entsprach deren Wünschen mit dem gleichen Gehorsam wie an jedem andern Tage ihres Lebens. Als sie nach erledigter Mission zu den Schwestern zurückkehrte, erzählten diese, der Graf sei gegenwärtig bei Mamma. Sein eleganter Wagen halte vor dem Hotel. Diana solle nur einmal den majestätischen Kutscher und die feudale Divoce des Dieners betrachten!

„Du hättest dich in Anbetracht des Bevorstehenden immer ein bißchen festlicher kleiden können“, bemerkte Irene, welche — jeder Zoll eine Gräfin! — in ihrer hellen, spitzenüberrieselten Toilette vor dem Spiegel stand. Im gleichen Moment erschien Excellenz von Riedeck. Ihr glattes Weltbämensgesicht, das für gewöhnlich alle inneren Regungen so trefflich zu maskieren verstand, erschien förmlich wie aus den Fugen gegangen unter den starken Erregungen der letzten Viertelstunde. Das elegante Spitzenhäubchen saß auf der Seite, die gepuderten Wangen waren tätowiert von Nührungsthränen. Irene that hastig einige Schritte vorwärts, allein die Mutter ging an ihr vorüber.

„Diana, mein liebes Kind“, sagte sie mit ungewohnt zärtlicher Betonung, „der Graf Iwan von Kosnikoff hat soeben bei mir um deine Hand angehalten. Anfangs meinte ich, das auf einen Irrtum zurückführen zu sollen, da ihr ja kaum ein paar Worte miteinander gewechselt, aber es verhält sich dennoch so. Der Graf wünscht dich zur Gemahlin, nicht eine deiner Schwestern. Ich hoffe, du bist von der Bedeutung und dem Werte dieser Werbung durchdrungen!“

„Gewiß, Mama, da ich den Grafen, so wenig wir ihn im Grunde kennen, für einen vortrefflichen Menschen halte und wirklich gern habe.“

Wie ruhig und gelassen sie das sagte! Gerade als ob dieses große, unerwartete Glück gar nichts Überraschendes für sie habe — als ob ihr ein gräßlicher Heiratsantrag als die natürlichste Sache von der Welt erscheine!

So sehr sich die Präsidentin stets bestrebt hatte, ihren Töchtern „Haltung“ in allen Lebenslagen anzuerziehen — diese Situationsbeherrschung, wie sie Diana hier zeigte, brachte sie denn doch ein bißchen aus der Fassung.

„Nun, das ist ja sehr schön“, sagte sie mit ver-

legenem Räuspern. „Um so besser werdet ihr euch verstehen, der Graf und du. Gile nun — er wartet darauf, dein „Ja“ zu empfangen.“ —

„Ist es denn möglich?“ fließ Irene zwischen den Zähnen hervor. Sie vergoß Zornesthränen und zerzupfte unbarmherzig ihr zierliches Spitzentäschchentuch.

„Sogar gewiß!“ erwiderte die Präsidentin. „Was willst du? Sei froh, daß er überhaupt eine von euch wählte! Der Hoffnungsseifenblasen, welche vor unsern Augen zerplatzten, enthielt unser Leben übergenug!“

„Und es ist fast gewiß, daß Diana keinen andern Freier finden dürfte, als gerade diesen Sonderling“, ergänzte Doris.

Die Präsidentin widersprach. „Das läßt sich durchaus nicht behaupten! Diana hat einen vortrefflichen Wuchs und eine tadellos vornehme Haltung.“

„Natürlich — seit sie die Verlobte des Grafen Kosnikoff geworden! Was für Vorzüge wirst du erst nach ihrer Vermählung an ihr entdecken!“ sagte Irene schnippisch.

„Errege dich nicht unnütz, das ist höchst unvorteilhaft für den Teint! Übrigens hast du auch allen Grund, zufrieden zu sein. Es wird dir leicht gelingen, dein Glück zu machen, nachdem uns durch deinen zukünftigen Schwager der Weg in die weite Welt geöffnet wurde. Wir sind in der Lage, zur Nachkur die gräßlich Kosnikoffsche Villa in Abbazia, das gräßlich Kosnikoffsche Hotel in Luzern oder den gräßlich Kosnikoffschen Palazzo am Lago maggiore aufzusuchen! Der Graf zeigte sich wirklich außerordentlich entgegenkommend und gentil! Daß er selbst mit seiner Gemahlin kein Gesellschaftsleben zu führen beabsichtigt, kann uns ja schließlich egal sein.“

Man meldete Frau von Windheim. Excellenz von Riedeck rückte ihr Häubchen zurecht und fuhr sich schnell einmal mit der Hasenpfote über die Wangen. „Ich lasse bitten! . . . Schön willkommen, liebste Windheim!“

Die Eintretende ließ ihre blanken Mäusäuglein von einem zum andern springen. „Ich bringe Ihnen im Auftrage unseres Cirkels die Einladung zu einem Ausfluge für heute Nachmittag, beste Riedeck. Der „Hundegraf“ dürfte allerdings kaum von der Partie sein; er rüstet stark zur Abreise — die Götter mögen wissen, warum. Schade, nicht wahr?“

Das war ein stolzer Augenblick im Leben der armen, vielgetäuschten Mamma! „Wir finden es nicht so sehr schade“, sagte sie mit zuckersüßem Lächeln. „Bilden wir doch selbst die Veranlassung zu dem raschen Zeltabbruche meines — Schwiegersohnes, des Grafen Iwan von Kosnikoff!“



# Der Einfluß des Klimas auf den Menschen.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

Nachdruck verboten.

**E**s giebt eine Geschichtsauffassung, welche das Klima als den Haupthebel aller historischen Entwicklung betrachtet. Die Fruchtbarkeit des Landes, seine Versorgung mit Flüssen, Seen, Küsten und Häfen, Gestalt und Höhe seiner Gebirge, seine geographische Breite, seine Witterung und so fort sollen dem Volke, das es bewohnt, einen ganz bestimmten Charakter verleihen, der wieder die Geschichte bestimmen soll.

Diese Auffassung enthält eine ungeheure Einseitigkeit und darum eine gleich große Übertreibung. Es sind noch sehr viel andere Dinge, welche die Geschichte eines Volkes bestimmen und nicht nur diese, das äußere Geschehen allein, sondern welche auch geradezu ihren Charakter umformen und so den Strom der Geschichte in andere Bahnen lenken. Man erinnere sich nur, wie unermesslich die Geschichte des germanischen Mittelalters durch das Christentum beeinflusst worden ist; welch' unendliche Veränderungen in politischer und sittlicher Hinsicht der Einbruch der Konquistadoren in Peru und Mexiko herbeigeführt hat.

Aber, wenn auch das Klima allein nicht hinreicht, um das geschichtliche Werden zu erklären, so ist es doch ohne Frage ein gewaltiger Faktor der Geschichte noch heute, wie es das von jeher gewesen ist. Und seine Einflüsse treten um so klarer hervor, je höher man seinen Standpunkt wählt; nicht in der Betrachtung der Geschichte einzelner Völker, sondern in derjenigen der Rassen, noch mehr in der den Werdegang der Menschheit als Ganzes umspannenden Kulturgeschichte tritt es leuchtend hervor, was der Menschheit ihr Klima gewesen ist: ein gütiger Nährvater in ihrer Kindheit, ein strenger aber weiser Erzieher in ihrer Jugendperiode, ein starker Arbeitsgefährte in ihrer Mannheit. Wir wollen es versuchen, diesen Lehrgang in großen Zügen zu schildern.

Wo die Wiege der Menschheit gestanden hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich in einem Lande, wo sich noch heute in den großen Menschenaffen die tierischen Verwandten des Menschen finden. Es mag jener versunkene Kontinent gewesen sein, dessen Bergspitzen heute als Sundainseln aus dem Indischen Ocean ragen. Es mag die Vermutung richtig sein, daß das primäre Verbreitungsgebiet des Urmenschen eine riesige Ellipse gewesen sei, deren große Achse der Äquator, deren kleine der hundertste Grad östlich von Ferro bilden. Als sicher können wir nur annehmen, daß ein Land von tropischer Beschaffenheit zum erstenmal den Menschen erscheinen sah.

Über das Wesen und den Charakter dieses Urmenschen dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben. Er stand dem Gorilla und Schimpanse gewiß viel näher, als selbst dem Papua. Nicht als die Idealgestalt der Bibel, begabt mit Vernunft und Sprache, nicht, wie der Raimond Byron, zugleich ein Held und Philosoph, betrat der erste Mensch die Bühne dieser Erde, die er bald erobern sollte, sondern als eine rohe Bestie, in dessen Gehirn nur erst als ein schwaches Fünkchen die Vernunft glomm.

Durch nichts war er ausgezeichnet im Kampfe ums Dasein, weder durch Trug- noch durch Schutzwaffen. Er besaß nicht die Schnelligkeit des Wolfes, die Kraft des Elefanten, den Mut und die Sprungkraft des Löwen, die Klauen des Tigers. Ihn deckte nicht die Lederhaut des Nashorns, nicht der Giftzahn der Natter, nicht die Geschwindigkeit des Hirsches; kein Grabfuß gestattete ihm, in die Erde, kein Flügel, in die Lüfte, keine Kiemen, in die Gewässer zu entinnen. Und gerade dieser scheinbare Mangel war sein bester Vorzug. Wo die schaffende Natur einem ihrer Geschöpfe ein besonders vollkommenes Werkzeug gegeben hat, da hat sie es damit auch ein für allemal abgefunden. Es kann nicht mehr über sich selbst hinauswachsen. Solche Wesen sind am großen Stammbaum des Lebens die Spitzen der sich abzweigenden Äste; aber der Stamm selbst wächst über sie empor mit den Geschöpfen, welche mit einer gleichmäßigeren, nach keiner Richtung hin besonders ausgezeichneten Organisation ausgestattet sind. Denn nur diese Wesen haben die Fähigkeit bewahrt, sich veränderten Lebensbedingungen anzupassen und sich dadurch nach vorwärts zu entwickeln.

So auch der Mensch! Gerade das Mittelgut seiner Bewaffnung im Kampfe um das Dasein zwang ihn, dasjenige Organ immer mehr und mehr zu entwickeln, welches ihm im Laufe seiner Geschichte die Macht verlieh, den Hirsch an Schnelligkeit, den Elefanten an Stärke, den Löwen an Schärfe der Bewaffnung zu übertreffen, den Vogel aus der Luft und den Fisch aus dem Strome zu erbeuten, das Gehirn und seine Funktionen: Verstand, Sprache und Vernunft.

Das Gehirn lehrte ihn den ersten Schritt machen auf dem steilen Wege der Kultur, die Erfindung des Werkzeugs. Nicht umsonst nennt Franklin den Menschen das tool-making animal, das Werkzeug fertigende Tier. Und war es auch nur ein aufgegriffener Felsbrocken, der seinen Faustschlag härter und wichtiger machte; war es nur ein gestreckter Ast, der

seinen kurzen Arm verlängerte: es war der erste Schritt auf dem Wege zum gigantischen Dampfhammer, zum Repetiergewehr und zum Telegraphenlabel, der erste Schritt auf dem Wege der Eroberung der Natur und ihrer freien Kräfte.

So lange der Urmensch aber in seiner tropischen Heimat hauste, so lange war die Nötigung für ihn, sein Gehirn weiter zu entwickeln als bis zur ersten niedrigsten Stufe über der Tierwelt, ebenso gering wie die Möglichkeit dafür. Das Klima seiner Urheimat in seiner tropischen Fülle und Überkraft hielt ihn in engen Fesseln. Damit ein Wesen sich über sich selbst entwickele, braucht es Veränderungen dessen, was Geoffroy-St.-Hilaire den „monde ambiant“ nennt, die „umgebende Welt,“ Veränderungen, die zur Anpassung zwingen; braucht es der harten Zucht der Not, der gewaltigen Lehrmeisterin des Lebens.

Solche Bedingungen bot die tropische Wildnis ihrem Bögling nicht. In gar zu geringen Pendelschlägen schwingt das Leben der Tropen. Zwölf Stunden währt jeder Tag, und jeden Mittag steht die Sonne glühend im Zenith. Kein Wechsel der Jahreszeiten entlaubt die Wälder, unterbricht das Pflanzenleben, treibt die Tierwelt auf die Wanderung. In immer gleicher Kraft stürzt der Sturmregen in die Niederungen, wälzen die Ströme ihr Wasser, trägt der Boden seine Frucht.

Wozu konnte in solcher Umgebung der Mensch fortschreiten? Wald und Feld tragen Nahrung im Überfluß; es genügt, sie aufzuheben. Da, wo die Sagopalme wächst, genügen fünf Tage Arbeit, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch mit Brot zu versehen. Ähnlich sorgt die Dattelpalme, der Baobab, die Kokospalme für die Gäste im Schatten ihres Wipfels. Der Kleidung bedurfte der Urmensch in der ewig gleichen Sonnenwärme so wenig wie seine tierischen Verwandten. So war allen seinen Bedürfnissen genügt, wenn er es soweit brachte, sein Werkzeug zur Waffe auszubilden, welche ihn befähigte, den Feinden seines Lebens, den großen Raubtieren der Wälder, mit Erfolg zu begegnen; und selbst der Besitz des Feuers entwickelte seine Fertigkeiten nicht viel weiter, als bis zur nächtlichen Abwehr seiner Todfeinde, zur besseren Bereitung einiger Speisen, hier und da zur Anfertigung von Kanoes.

Wie seine Bedürfnisse den Menschen der Tropen nicht weiter führten, so reichten auch seine Kräfte nicht weiter. Die Natur, die ihn umgab, war nicht nur zu reich, zu verschwenderisch, sondern sie war auch zu stark für ihn. Seine winzige Kraft, vereinzelt, ohne Hülfsmittel, ohne die unermessliche Macht der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung stand machtlos gegen die Urkraft der Elemente. Spottet doch heute noch die Tropennatur häufig der Herrschermacht des weißen Mannes, der sie mit seiner Herr-

schaftsorganisation, mit Eisen, Stahl und Dampf bekriegt. Mühselig klären die Holländer an der atschinesischen Militärgrenze das Feld um ihre Forts herum; nach wenigen Monaten ist der Buschwald schon wieder so hoch gewachsen, daß die Feinde darin Deckung finden; wie sollte der Urmensch mit Stein und Stab diese üppige Vegetation bändigen, wie die Waldriesen entwurzeln, welche nicht einmal das Feuer bezwingt?

So blieb er in seiner Lethargie, glücklich und träge, bis ihn ein anderes Klima zwang, seine Lebenswaffe, das erfinderische Hirn, zu neuen Fortschritten zu entwickeln. Ob das Klima zu ihm oder er zum Klima kam, wissen wir nicht. Man hat uns vor kürzester Zeit belehrt, daß die Verminderung der ungeheuren Massen von Kohlensäure, welche einst die Atmosphäre enthielt, gebunden in den toten Steinkohlen- und lebendigen Urwäldern, eine zwar sehr allmähliche aber doch sehr fühlbare Abkühlung der Erde herbeigeführt haben muß. Vielleicht traf diese Veränderung einen Bruchteil der damaligen Menschheit schon in etwas höheren Breiten und zwang ihn zu größerer Fürsorge für Nahrung, Kleidung und Obdach. — Gewiß ist, daß die Eiszeit, welche vom Pol bis über die Alpen die ganze östliche Erdhälfte mit einem starren Gletscherpanzer überzog, den Menschen schon im heutigen Europa traf. Wir wissen nicht, ob er dem Eise entgegengezogen ist, wie der Eskimo und Finne, der Isländer unserer Zeit, oder ob ihn die Kälte in ehemals tropischen Wohnsitzen überfiel und zur Abwehr nötigte.

Was aber auch der erste Anstoß zur Wanderung und Weiterentwicklung gewesen sein mag: den späteren Antrieb zur Ausdehnung der Wohnsitze des Menschengeschlechts und zur Ausbildung seiner Eigenschaften kennen wir: die Zunahme der Bevölkerung. Die Erde ist um so enger, je tiefer die Kultur steht; wenn ein mit Pfeil, Bogen und Speer ausgerüsteter Jäger achthundert Morgen Land braucht, um sich zu ernähren, so zieht der Hirte von viel weniger und der Ackerwirt von noch viel weniger Land eine ausreichendere und sicherere Nahrung: wie dünn mußte da eine Bevölkerung verteilt sein, die vom Junde lebte! Jede neue Generationenfolge verengerte den Spielraum der Ernährung aller, und so mußte der Menschensee rastlos über seine Ufer schwellen. So weit wir sehen können, gingen diese ersten „Auswanderungsstraßen“ am Wasser entlang, den Flüssen und der Seeküste folgend, wo Land und Wasser wetteiferten, dem Wanderer in Früchten, Schattieren und Fischen seine Nahrung zu reichen.

So kommt der Mensch allmählich stromabwärts in die Deltabildungen der großen Weltströme: Nil, Euphrat und Tigris, und der Riesen, welche an der Ostküste Asiens in den Pacific strömen; Hoangho



und Jangtseliang. Baumlos ladet eine unerschöpfliche Ackerkrume zur Besinnahme ein. Das üppige Wachstum zerstreuter Graskörner, die bis dahin die Frauen mühselig gesammelt haben, lehrt den Wanderer, das Korn in den Schlamm der Überschwemmungsgebiete zu säen: ungeheure Ernten überheben ihn des rastlosen Wanderns aus Not, die Bevölkerung wächst, mit ihr Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, und die ersten Kulturen, die ersten Staaten der Welt erblühen, die Weltgeschichte hat begonnen.

Aber noch immer schwillt der Völkersee in den Tropen über seine Ufer. Jedoch die Nachkömmlinge sind enterbt. Den Weg stromabwärts sperrt ihnen, kriegsgerüstet, die neue Herrschaftsorganisation der Staaten. Noch ist ihre Kraft und Zahl nicht groß genug, noch ihre Lebensrüstung nicht stark genug, um die erste Kultur zu überrennen und eine neue, höhere an ihre Stelle zu setzen. Sie müssen weichen und finden ein Asyl in den ungeheuren Hochsteppen Zentralasiens, der neuen Völkermiege.

Und wieder zeigt sich, daß jedes Geschenk der Natur eine Abfindung ist. Die „Rassen,“ die in den Strommündungen das beste Ackerland der Erde als Angebinde erhalten haben, entwickeln zwar eine Kultur, die noch heute unser Staunen hervorruft: der Turm Nimrods und die Pyramiden steigen himmelan, Riesenlandläle durchfurchen das Land, Kunst und Wissenschaft erblühen, die Sprache festigt sich in der Schrift. Und doch — alle dem ist eine gewisse Grenze gesteckt, über welche hinaus die Entwicklung nicht fortgreift. Aber jene Ausgestoßenen, die in dem rauhen Klima der asiatischen Hochsteppen den Glutten der Sommerwärme wie den winterlichen Schneestürmen trogen müssen, die einem fargen Boden ihren Unterhalt abtrogen müssen, sie wachsen heraus zu höherer Kraft des Körpers und Geistes, zu einer höheren Anpassung an die umgebende Welt. Sie zähmen Kamel, Roß, Rind und Schaf; als reifige Reiter erringen sie den ersten entscheidenden Sieg über den Raum; und es dauert nicht lange, bis sie stärker geworden sind als die Deiche, welche ihre älteren Brüder gegen sie errichtet haben; in Sturmfluten sondergleichen rast die Kraft der Hylsos, der „Hirten,“ über das Pharaonenreich, der Schwall der Semiten über die reichen Handelsstädte der Phönicië, der Meder und Perser über das Zweistromland. Sie bringen den Ackerbauern die Viehzucht, den locker aneinandergesetzten Blutsfamilien des Mutterrechtes ihre straffere Organisation des Vaterrechtes, die ein viel festerer Kitt der Staaten ist; sie bringen die Rechtseinrichtung der Sklaverei, den mächtigsten Hebel aller Kulturentwicklung; sie bringen Herrenstolz und Herrscherkraft, Kriegerblut in die Thäler der friedlichen Söhne der Gewohnheit.

Und wieder errichten sie Dämme und Zäune nach

rückwärts gegen die endlos nachströmenden Genossen ihrer alten Heimat. Wieder erweist sich die neue Staatenorganisation zuerst stärker als die Angriffskraft der Zurückgebliebenen; und diese müssen wieder weichen, um in unwirtlicheren Gegenden ihr Dasein zu fristen, aber auch ihre Kraft zu Höherem zu steigern. Langsam bringt der Nordstamm der Arier nach Westen vor, die Kelten an der Spitze des Völkerzuges, die Germanen hinterdrein, die Slaven in später Dämmerzeit als vorläufiger Beschluß, bald aber gefolgt von den Stämmen mongolischer Zunge, Hunnen, Avaren, Magyaren, Tataren. Wir reden von einer „Völkerwanderung,“ als beginne sie mit den Alpenfahrten der Cimbern und Teutonen und endige mit Theodorich. Machen wir uns doch klar, daß seit dem Beginn einer Geschichtschreibung die Weltgeschichte nichts weiter ist, als eine Völkerwanderung, ein rastloses Stromab aus dem ungeheuren See der Menschheit, ein Anschwellen und Versiegen, ein Donnern der Menschenbrandung an die Deiche der älteren Staatenbildungen, verheerende Sturmfluten und neue Fruchtbarkeit auf den überschwemmten Gebieten.

Der Eintritt der Wanderer durch jene Pforte, welche das historische Europa von Asien trennt, die Gebirgspässe, die an der Donau aus den weiten Weidesteppen Rußlands und Pannoniens in unseren Erdteil führen, war ein neuer Schritt zur Entwicklung der Menschenrasse, bis jetzt ihr größter und wichtigster. Ein Land mit kleinen Verhältnissen, Ebenen, wechselnd mit Gebirgen, breite Thäler, die sich aufwärts zu gletschergekrönten Schluchten verengen, tragbare Ströme, mächtig genug, um an ihrer Bemeisterung die Kräfte zu stählen und doch nicht zu gigantisch, um des Menschen ungeschulter Kraft zu spotten, ein gemäßigtes Klima, vom Ocean so gemildert, daß Sommersglut und Winterswut den Menschen härten, aber nicht vernichten, ein Boden, der schwere Arbeit fordert, aber auch lohnt: das waren Bedingungen so vielgestaltiger Natur, daß sie alle Fähigkeiten der Wanderer entwickeln mußten. Hier blieb nicht nur die alte Beduinenkraft der Nomadenstämme, ihr Stolz und ihre Kriegsküchtigkeit in Blüte, sondern hier entwickelte sich zum erstenmal eine kräftige Sonderung in einzelne Stämme, die doch nie das Bewußtsein verloren, Söhne eines Volkes zu sein. Der schlesische Jäger ward ein anderer Mensch als der alplerische Viehzüchter, der Ackerbauer am Rhein ein anderer als der Fischer am Pfaff und an der Yffel.

So war es die Hochzüchtung im Kampfe ums Dasein, welche um den Anfang unserer Zeitrechnung die Kraft der Nordbarbaren so gesteigert hatte, daß sie das weltbeherrschende Römerreich in den Staub werfen konnten. Und es war ausschließlich die Son-

derung der deutschen Völker in verschiedene Stämme, welche am Ende des Karolingerreichs Westeuropa vor dem Schicksal der römischen Weltherrschaft bewahrte. Nur der trotzigste Wettstreit der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern bewahrte Deutschland vor dem Zugrundegehen; er verhinderte die Vereinigung aller Macht in einer Hand, die Ausbeutung eines ganzen Volkes durch eine bevorrechtete Adelsklasse; nur der Wettstreit der Großen um den Vorrang ihres Stammes ließ die freien Städte des Mittelalters erstehen und erblühen und schuf so das Kennzeichen einer neuen Zeit, die Ehrung freier, gewerblicher Arbeit. Damit war im Prinzip die Sklaverei, einst der wichtigste Hebel der Kulturentwicklung, dann ihr verderblichstes Hindernis — Rom und Athen gingen bekanntlich an ihr zu Grunde — überwunden, der Boden geebnet für die Schöpfung des deutschen Geistes, der deutschen Kraft: den Rechtsstaat freier, gleicher Bürger.

So verstehen wir den Einfluß des Klimas auf das Menschengeschlecht. Je vielgestaltiger die Bedingungen werden, unter denen der Mensch sich zu behaupten hat, je härter sein Kampf mit einer größeren aber deshalb auch schwächeren Natur wird, um so gewaltiger wachsen ihm Leibeskraft und Geisteschwung. Und so kommt es, daß der einst Enterbte immer der glückliche Erbe seiner älteren Brüder ist, die in letzter Linie nur für ihn gearbeitet haben, und die er nach dem Rechte des Stärkern dann auch zwingt, weiter für ihn zu arbeiten, als ihr Tributherr oder ihr adeliger Gebieter.

Nur freilich darf die Natur nicht gar zu larg werden. Wo der Mensch mit härtester Arbeit gerade nur sein Leben fristen kann, da fehlt ihm Kraft und Muße zur weiteren Entwicklung seiner Fähigkeiten. So ist es mit den in Wahrheit und für alle Zeiten enterbten Teilen der gelben Rasse, welche die Polarzone bewohnen. Geschickte, mutige Jäger, Fischer, Schiffer und Züchter, nicht ohne Intelligenz und Kunstfertigkeiten, stehen sie einer Natur von gewaltiger Kraft und ebenso großer Kargheit gegenüber. Auf fast reine Fleischnahrung angewiesen, in einem Klima, das sie zwingt, den Ofen ihres Körpers sehr stark zu heizen, haben sie alle Kraft und Klugheit rastlos auf die Herbeischaffung der bloßen Nahrung zu verwenden. Ihnen ist das Klima eine harte Stiefmutter, während es dem Sohn der Tropen eine launische, aber überzärtliche, verweichlichende, und nur dem Kinde der Mittelzonen eine streng aber liebevoll erziehende Mutter ist.

So berühren sich auch hier die Extreme. Der Eskimo und der Neger sind „passive Rassen“ im Gegensatz zu den aktiven, deren Geschichte die Weltgeschichte ist. Der Neger ist vorwiegend auf pflanz-

liche, der Eskimo auf tierische Kost „eingestellt.“ Das ist eine für seine Lebensverhältnisse sehr günstige „Anpassung.“ Aber sie ist eine „Abfindung“ der schaffenden Natur und nimmt ihm die Anwartschaft auf noch besseres.

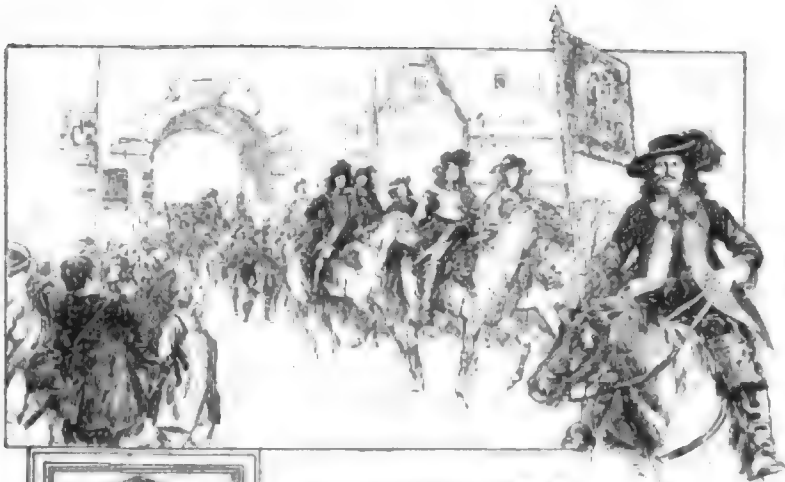
Es scheint, als wäre mit dem Germanentum die Aufwärtszüchtung des Menschengeschlechtes in einer gewissen Richtung zum Stillstande gekommen. Wenigstens ist nichts davon zu bemerken, daß eine der folgenden Völkervellen ihnen in irgend einer Hinsicht überlegen gewesen sei. Auch das Slawentum nicht! Ihm fehlte der beste Erzieher, den die Menschheit bisher gehabt hat, das vielgestaltige Klima Westeuropas. So hat es weit zurückweichen müssen, als sich das deutsche Volk im Mittelalter wieder rückwärts wandte. Die Sitze des Slawentums waren den asiatischen Steppen zu ähnlich, um ein Volk zu schaffen, so vielartig in all seiner Einheitlichkeit, wie das deutsche — und so blieb ihm das beste Geschenk der Natur versagt.

Heute ist die Rüstung der Kultur wohl schon zu stark, als daß sie noch von einer neu erstehenden, noch so urkräftigen Barbarennation überrannt werden könnte.

Aber das Werk der Kultur ist noch nicht vollendet. Was die wilde Zuchtwahl der Natur im Kampfe ums Dasein begonnen hat, muß die bewußte Zuchtwahl des Menschen fortsetzen. Der Mensch muß „domestiziert“ werden. Hier liegt die Aufgabe unserer Zukunft.

Dazu brauchen wir nur die Mittel anzuwenden, welche die Natur selbst uns gezeigt hat. Anpassen soll sich der Mensch! Die Erziehung soll ihn in jedem Wasser zu schwimmen, in jedem Sattel zu reiten lehren. Harmonisch soll sie jede Muskel seines Leibes, jede Fähigkeit seines Gehirnes ausbilden, soll den Leib an den schwersten Aufgaben stählen, seinen Mut an Gefahren härten, seinen Geist an den tiefsten Problemen reifen. Lang soll seine Erziehung sein, vom ersten Schritt des Säuglings bis zu dem Augenblicke, wo der Mann im Knaben erwacht, ein Zeitpunkt, den weise Erziehung sehr weit hinausschieben kann (ist doch des Negers größtes Kulturhindernis, daß seine Reife so früh eintritt); hart soll seine Erziehung sein und breit spannend über alles Menschliche.

Ein Sigurd, ein Alkibiades waren herrliche Erzeugnisse einer wilden Zuchtwahl. Aber so hoch, wie der Araberhengst über dem Rosakengaul, wie der Pointer über dem Dingo, so hoch kann die Rasse einst stehen, welche die bewußte Zuchtwahl des Menschen über sich selbst hinaus entwickelt: germanische Reckenkraft und hellenische Schönheit, gallischer Geist und deutsche Tiefe. Das ist der „Übermensch“, den wir träumen.



# Das Reiterfest zu Frankfurt am Main. Von Wolfgang Quincke.

Mit sechs Illustrationen nach zwei Originalzeichnungen von J. Correggio und G. Kilib und vier Photographien.

Nachdruck verboten.



Im neuerbauten Hippodrom zu Frankfurt am Main fand unter dem Protektorate des Großherzogs von Hessen am 16., 18. und 19. März zum Festen eines im Taunus zu errichtenden Veteranenaiuls „Kriegerheim“ ein großes Reiterfest statt, das von einem Ausschuss hervorragender Persönlichkeiten veranstaltet und seit vier Monaten sorgfältig vorbereitet war.

Schon seit Wochen hatten die Zurüstungen das Verkehrsbild des Stadtteils an der Wilhelmsbrücke in ungewohnter Weise verändert: der Hippodrom, an dem umfangreiche Anbauten ad hoc improvisiert wurden, war der Sammelplatz kostümierter Kavaliere und Amazonen, Offiziere und Mannschaften aus Frankfurt und den Nachbarstädten, sowie des erlesensten Materials an edlen Pferden. Nah und fern wurde sehr eifrig probiert und an Kostümen und Requisiten für das Fest gearbeitet, dem man auch außerhalb der Kreise mit Spannung entgegensah, wo dem Reitsport gehuldigt wird, und derer, wo man immer ein warmes Herz und eine offene Hand findet, wenn es gilt, thätige Menschenliebe zu üben.

Aber erst in den letzten Tagen, als sich die Fülle der Darbietungen auf dem Schauplatze selbst übersehen ließ, konnte man ermessen, welche enorme Arbeit hier geleistet worden war und zu welchem seltenen Schauspiel das Ganze sich ge-

stalten würde. Die drei in gleicher Weise verlaufenen Aufführungen, denen mehrere zum Teil ebenfalls der Öffentlichkeit zugängliche Gesamtproben vorausgegangen waren, fanden nicht nur den Beifall des glänzenden Publikums, das den Zuschauer-raum des Hippodroms jedesmal fast bis auf den letzten Platz füllte, sondern auch die Anerkennung berufener Beurteiler, und als Preis so vieler Hingebung wird dem edlen Zweck des Unternehmens trotz der hohen Kosten ein Überschuss von mehr als 10 000 Mark zugeführt werden können. Allerdings waren die Eintrittspreise sehr hoch (50, 25, 20, 10 und 5 Mark) und auch die Trefflichkeit der von Damen der ersten Gesellschaft gespendeten und servierten Erquickungen an Speise und Trank wurde mit gutem Gelde aufgewogen.

Doch nun zum Verlauf des Festes, dessen Programm aus einer Reihe glänzender Illustrationen zur Geschichte der Reiterei und einigen mehr genrehaften Bildern bestand. Ein prächtiger Aufzug von Herolden und Bläsern in den farbenfreudigen Gewändern der Reformationszeit reitet unter Trompeten-



Schlachten Quadelle.  
Nach der Originalzeichnung von J. Correggio.

Wolfgang Quincke.











und der feinen Blume an Rheinweine gemahnt, auf der Südbahnstrecke der feurige, adelige Gumpoldskirchner und Pfaffstättner. Das, was Reg, Mailberg, Haugsdorf u. s. w. senden, bedarf auch keines weiteren Attestes und von dem alten Stift „Zum rinnen-den Zapfen,“ von Klosterneuburg donauaufwärts bis Krems und Spitz — der Stadt, von der es im Volksmund heißt, daß auf ihrem Hauptplatz tausend Eimer Wein wachsen, weil sich ihr Häuserfranz um einen mit Reben bedeckten Berg schlingt — und dann noch weiter, durch das liebliche Stromthal der Wachau, deren oberen Eingang Stift Melk behütet . . . überall sind dem alten, heidnischen Gott Bacchus von weltlichen wie von geistlichen Anhängern auf allen Hügeln und Hängen wohlgepflegte Opferstätten bereitet. Seit Kaiser Probus lobesam durch seine römischen Legionäre am Rhein und an der Donau die ersten Reben pflanzen ließ — gesegnet und in Ehren gehalten sei das Andenken dieses Märtyrers, der von seinen, ob der Wein-gartenarbeit unzufriedenen Soldaten ermordet wurde! — ist also der Wiener ein geborener „Weinbeißer.“

Daß diese, von den Altvordern übernommene Art recht konservativ bewahrt blieb, zeigte auch der

junge Wiener Rathauskeller schon in seinen ersten Tagen. Es herrscht ein Zudrang, der dafür Zeugnis ablegt, wie sehr die Gewißheit, einen garantiert unverfälschten Tropfen zu bekommen, zugkräftig wirkt. Vom Morgen bis in die vorgeschrittensten Nachtstunden hinein stehen Leute herum, die bei dem „Stehseidel“ gutmütig darauf warten, bis endlich ein Sitzplätzchen frei wird und es hat sich das ganz kuriose Faktum ergeben, daß der erste Pächter um seine Enthebung ansuchte, hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihm der Kummel zu arg war. Was da unten seit Eröffnung des Rathauskellers seitens des Publikums schon zur Verminderung der eingelagerten Vorräte gethan worden ist, läßt sich ungefähr ermessen, wenn man erfährt, daß eines Tages, von der Mittags- bis zur Mitternachtsstunde, nicht weniger als 44 Hektoliter, demnach nicht mehr und nicht weniger als 17 600 Viertel Wein ausgetrunken wurden. Das ist ein respektabler Rekord, dem aber sicherlich keine lange Dauer beschieden sein dürfte. Die Tausende von Besuchern wurden zwar anfangs allerdings durch die Neugier hingeführt, doch die erlesenen Genüsse, die der Keller dem Gaumen und dem Auge darbietet, schufen ihm sofort ein riesiges Stammpublikum, das Tag für Tag neuen Zuwachs erhält. Daß die Art des Betriebes den Ausschank vollkommen unverfälschter Weine gewährleistet, ist schon erwähnt worden. Die Rathauskeller-Kommission, an deren Spitze Stadtrat Dr. Theodor Wähner steht, waltet eifrig ihres Aufsichtsamtes; übrigens wäre auch bei bösem Willen keinerlei Möglichkeit einer „Pantscherei“ gegeben, denn die Angestellten des Pächters erhalten jedes Glas Wein durch städtische Kellermeister, in deren Bereich ein Eindringen nicht gestattet wird. Die dadurch geschaffene Garantie ist selbst in Wien, wo bekanntlich selbst in den unansehnlichsten „Beiseln“ oft vorzüglicher Wein geschenkt wird, eine Annehmlichkeit; man weiß eben von vornherein, daß auch die ausgiebigste Benützung des Rathauskellers am nächsten Morgen keinerlei Rakenjämmerlichkeit zur Folge haben wird. Aber zu dem rein leiblichen Vergnügen hat der Weinschwelg noch ein anderes, das mancher nicht niedriger anschlagen wird, das ästhetische. Früher fühlten sich die richtigen „Weintiesler“ allerdings unbändig wohl in den niedrigen, dumpfen und kaltefeuchten Zimmerchen der ländlichen Hauer, die zudem, wie die Sage meldet, ihren „Eigenbau“ gar nicht so selten mit billigen ungarischen und italienischen Weinen mindester Qualität verschnitten. Der Schönheitsfuss muß aber seither doch eine Läuterung erfahren haben. Deshalb, weil der Wein in zierlichen Gläsern kredenzt und in schön geschmücktem Raume getrunken wird, mündet er just nicht schlechter. Im Gegenteil, man ahnt oder weiß sogar, daß derlei



Das Rosenzimmer.





züge, das Weibchenfest unter dem Babenberger Otto dem Fröhlichen, die Weihnachtsbescherung unter Leopold dem Glorreichen, Turniere und Empfänge und Volksspiele.

Rückwärts aber dehnt sich der weitaus größte Raum, der Volkskeller. Er ist am meisten, seine gewöhnliche Besetzung meist am wenigsten nüchtern. Trotz des Singverbots kommt hier der „Weaner Hamur“ oft recht laut zum Durchbruch. Dem richtigen Wiener schmeckt das Trinken gar nicht, wenn er dazu nicht ein wenig dudeln, jodeln, patschen und „Kunstpfeiferei“ treiben darf. Darum wird's hier mit dem Verbot auch nicht so genau genommen.

Die harmlose Fröhlichkeit hat im Rathauskeller so recht einen Krystallisationspunkt gefunden. Was früher in alle Windrichtungen verzettelt gewesen, vereinigt sich an dieser schönen und zugleich so ge-

müthlichen Stätte. Den Wirten und Hauern mag deshalb aber noch lange nicht bange werden um Rundschaft. Die Gaumen, die da unten unter kommunaler Kontrolle für feines Verständnis erst diszipliniert werden, die dürften den edlen Tropfen, wo immer er zu finden, just doppelt schätzen lernen. An natürlicher Anlage zu solch fachschulmäßiger Ausbildung besteht rund um den Stephansturm kein Mangel, denn, wie Heinrich von Neustadt schon Anno 1410 schrieb:

„Trunken, voll und nimmersatt,

Ist mancher Mann in der Wienerstadt.“

Jetzt wird's in Wien, wo die Landpartie immer ein Umweg ins Wirtshaus ist, erst recht vielen gelüsten, Entdeckungstreffen zu den gesegneten Orten zu veranstalten, die den Rathauskeller so trefflich beschicken.

## Die vom Wald.

Roman von Hermine Dillinger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

So lang Nikodemus zu Gütenbach lehrte, war ihm das Erscheinen des Postboten stets ein freudiges Ereignis gewesen; der Kreuzer lag schon bereit neben der Cigarre, die er für den bräutlichen Brief spendete. Jetzt drehte er auf einmal die Sachlage um, und der Briefträger bekam eine Cigarre zum Fenster hinaus gereicht dafür, daß er nichts brachte. Wie ein heimliches Glück genoß es Nikodemus, nicht an die Zukunft gemahnt zu werden. Am End', dachte er, hat mich die Gute nie geliebt und giebt mir nun durch ihr Schweigen den Laufpaß —

Ganz munter saß er des Abends hinter seinen Schulheften der Vene gegenüber, die strickte, und als lese sie in ihres Herrn Zügen wie in einem Buch, meinte sie mit einem plötzlichen Seufzer:

„Ja, jetzt ist's freilich schön und friedlich, aber das wird alles anders, und Ihr werdet Euch kurios verwundern, denn so Eheweiber, die wollen alles für sich, und Ihr seid doch so einer für alle.“

„Pst,“ wehrte Nikodemus, „wie kann Sie in so unerfreulicher Weise von meiner geliebten Emmerenzia sprechen.“

„Du liebe Zeit, Herr Lehrer, macht mir nix vor,“ fiel ihm die alte Magd ins Wort, „als ob ich's nicht wüßt', daß es weiter nix als die pure christliche Abtötung ist, wenn Ihr die nehmt —“

„Jungfer Vene,“ brauste Nikodemus auf, „ich

liebe meine Braut, ich liebe meine Braut — hat Sie's gehört?“

„Ja, gehört hab' ich's,“ sagte sie, „aber ich glaub's nicht, sonst wär' sie schon lang da.“

Er war ganz betreten; er hatte sich eingebildet, sein Geheimnis so wohl bewahrt zu haben; er wußte ja nicht, daß er immer ganz erbärmlich das Haupt auf die linke Schulter neigte und tief aufseufzte, so oft sich jemand nach seiner Jungfer Braut erkundigte. Und die Vene besorgte das übrige; sie ging herum und erzählte, wie schwer der Herr Lehrer unter seiner Verlobung litt, und ganz Wuch wußte, wie's um sein Geheimnis stand.

Gerade als er anfing, sich mit einiger Sicherheit seiner inneren Freiheit zu freuen, traf der häßliche Musterbrief aus Freiburg ein, diesmal aber ohne Haarschwänzlein, welcher Umstand des Verlobten Seele nicht wenig beschämte, denn er erinnerte sich mit Schrecken, daß er vergessen, mit seinem letzten Schreiben das gewohnte Seidentüchlein abgehen zu lassen. Zwar, der Brief der Braut lautete derart, daß Nikodemus über ihre Gefühle vollkommen beruhigt hätte sein können; allein er hatte sich der Kuriosität halber jenen Briefsteller für Liebende angeschafft und wußte daher, Emmerenzia hielt jetzt an Nummer zehn, wo die Braut mit dem ersten schüchternen Du herausrückte und der Stil gewisse,

auf ein zärtliches Gemüt schließen lassende Empfindungen andeutete.

Indes, nicht einmal die Versicherung: Dein süßes Leben — vermochte Nikodemus über die Abwesenheit des Haarwischleins zu beruhigen; sein Gewissen gebot ihm, das Versäumte gut zu machen. Er fuhr daher über Hals und Kopf nach Säckingen, wo er im Laden des Herrn Melzacher das schönste Seidentuch ausuchte und mit einem Schreiben fortschickte, das all' seine bisherigen Briefe an Innigkeit, Reue und Selbstanklage übertraf.

Zu Hause teilte er der Vene mit: „Ich gedente meine geliebte Emmerenzia noch in den Weihnachtsferien heimzuholen.“

Vor auf die Person augenblicklich seine Stuben unter Wasser setzte und dabei ihr Klagelied: „Düster sank der Abend nieder“ — ohne Unterlaß ertönen ließ.

Nikodemus lief in seinem gelben Foulard herum, betrachtete alle paar Minuten seine Zunge und war in tiefster Unruhe über seinen unregelmäßigen Pulsschlag. Die Nachricht jedoch, der Alexis habe an seine Großmutter geschrieben, machte ihn augenblicklich gesund. Ohne Verzug begab er sich ins Gottsteinsche Haus.

Er fand die alte Frau wie versteinert in ihrem Lehnstuhl sitzen, das tausendfältige, mumienhafte Gesicht war ihr nach vorne gesunken, sie schien kaum zu atmen.

Die junge Anne-Lis lag mit dem Kopf auf der untersten Stufe und schluchzte leise in sich hinein, während ihr Vater, der Schäfer-Joggi, wie verrückt in der Stube herum rannte und mit einem Mordprozess drohte, kein Mensch wußte wem.

Männer und Weiber, wer zur Salpeterer-Gemeinde gehörte, war herbeigekommen, und alles stand rat- und thatlos da, denn die alte Frau schwieg.

„Was hat denn der Alexis geschrieben?“ wagte sich Nikodemus leise zu erkundigen.

Josepha reichte ihm den Brief hin: „Da lest, werdet schon sehen, wer wieder die Hauptschuld hat.“

Der Lehrer durchflog das Schreiben:

„Liebe Großmutter!

Es geht mir gut. Ich und der Herr Hauptmann sind zufrieden mit einand. Ohne der Herr Lehrer hätt' ich Unehre auf mein Haupt geladen. Er hat mir ein gar schönes Briefle geschrieben. So bleibt's denn nun dabei. Ich komme nicht heim, weil ich ein Eid meinem Vaterland geschworen.

Alexis Gottstein.“

Nikodemus stand wie ein armer Sünder da vor Angst, die Freude über seinen Liebling möchte sich auf seinem Antlitz verraten.

Die Großmutter hatte das Haupt erhoben; es kam plötzlich Leben in ihre Gestalt; in ihren er-

loschenen Augen glimmte es auf; die Kraft Gottes war ihr wieder gekommen, sie wußte durch sie, was sie zu thun hatte.

„Josepha,“ befahl sie, „Anne-Lis, hört was ich sag'; es muß dem Himmel Gewalt angethan werden; der Alexis darf uns nicht verloren gehen. Ihr macht eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln; es ist nie geschehen, daß die Muttergottes ein inbrünstiges Gebet nicht erhört hätt'.“

Die Salpeterer gingen auseinander; außer Nikodemus war nur noch Josepha zurückgeblieben, die am Fenster saß und an einem Tuch säumte.

Der Lehrer sah die wieder kraftlos zusammengefunkenen Greisin mit dem Ausdruck tiefsten Mitleids an; straste sich ihr zähes Festhalten am Alten nicht fortgesetzt von selber? Und daß ihr neunzig-jähriger Kopf nichts Neues mehr aufnahm, durfte ihr dies als Schuld angerechnet werden?

Sie sah plötzlich auf: „Warum bist du noch hier, warum werf' ich dich nicht zu meinem Haus hinaus, wie ich den Holzapfel 'nausgeworfen hab'!“

Sie griff nach ihrer Krücke.

„Ach, Großmutter, bemüht Euch nicht,“ sagte Nikodemus, „Ihr wißt, ich komm' doch wieder herein.“

Die Alte seufzte in stillem Grimm in sich hinein. Er war der einzige Mensch, mit dem sie nicht fertig wurde; immer wieder, ganz gegen ihren Willen, kam es vor, daß sie sich mit ihm ins Gespräch einließ, und eh' sie sich's versah, entlockte er ihr das Bekenntnis ihrer innersten Empfindungen.

„Du hast mir den Alexis abspenstig gemacht,“ fuhr sie den nicht von seinem Plaze weichenden Nikodemus an, „er ist geraten nach deinem Sinn und nicht nach meinem — meine Kinder sind alle nicht nach meinem Sinn —“

Sie warf einen trostlosen Blick nach der Ofen-ede, wo ihre beiden Söhne saßen und rauchten. „Ach,“ stöhnte sie auf, „wer das erlebt hat und weiß, was es heißt — allemal erst klastertief 'runtersteigen zu müssen, um sich mit seinen Kindern zu verständigen. — Der Jüngste, ja, der war klug, an dem hätt' ich können Freud' erleben, aber —“

„Großmutter,“ unterbrach sie Josepha, „laßt den Vater in Ruh', er hat seinen Richter gefunden.“

Nikodemus beugte sich zu der alten Frau hernieder:

„Wenn Ihr doch auf mich hören wolltet.“

Sie fuhr auf. „Auf dich hören! Da auf der Ofenbank hat des Alexis Mutter gelegen in ihrer schweren Stund' und mich angerufen, den Pfarrer zu holen, und sie mit dem Vater ihres Kindes zusammen zu geben. Und ich hab's nicht gethan — ich hab' mein Enkelkind ungehört in die Ewigkeit ziehen lassen, und sollt' auf dich hören? Merkt' dir's





wär', so aber — nun, unsere Zeit wird kommen und dann —"

Er lachte laut auf und nickte zum Michel hinüber, der eben zu einer Antwort bereit, von seinem Sitz aufschnellen wollte. Allein Nikodemus legte ihm die Hand auf den Arm, worauf der Michel mit einem „in Gottes Namen“ zum Glas griff, und es austrank. Daß es zufällig des Lehrers Glas war, schien er nicht zu bemerken, und Nikodemus machte sich ein Vergnügen daraus, den Mißgriff nach Kräften zu unterstützen.

Da stieg dem Schäfer-Joggi der Kamm; er wußte ganz genau, an des Michels Geduld war nur der Lehrer schuld, den er ohnedies nicht leiden konnte, da er sich weder auf Händel noch auf Prozesse einzulassen pflegte, und solche Leute waren dem Joggi verhaßt.

Also verlegte er sich auf Anzüglichkeiten.

„Ist freilich vieles anders geworden auf dem Wald; oder giebt's noch Kerle wie des roten Frommherz Dicker, der um das schön' Rätterli von Segeten mit fünf Burschen zugleich angebandelt und hernachmals mit gespaltem Schädel noch seinen Weg nach Bottingen 'nauf gefunden hat. Aber die Wäldlerschädel sterben aus, was von dem verdammten Schulsigen kommt, denn seither giebt's keine ganzen Kerle mehr —“

Von den Anwesenden fiel es keinem ein, die verbißenen Reden des Joggi für ernst zu nehmen; anders der Michel; er nahm die auf den Lehrer gemünzten Sticheleien auf die Ehre, hatte aber dem Wein so zugesetzt, daß er nichts zustande brachte als ein zittriges: „Auch ich bin ein ganzer Kerl und bin in der Schul' gewest —“

„Gott straf' mich,“ lachte der Joggi auf, „am End' soll man sein faustgroßes Kahlköpfle für einen Wäldlerschädel halten!“

Da begab sich der Orts-Michel wankenden Schrittes mitten in die Wirtsstube:

„Es ist zwar entgegen meiner amtlichen Instruktion, aber so mit Gott und die hohe Obrigkeit verzeihen möge, einmal muß ich mich mit dem Joggi raufen.“

„Gut' Nacht,“ flüsterte der geistliche Herr dem Lehrer zu, „jetzt geht's los, da mach' ich mich aus dem Staub —“

Nikodemus sah sich nach dem Ortschaftshaupte um, aber auch da war auf keine Hilfe zu hoffen, indem sich der Bürgermeister bereits jenes Zustandes erfreute, in welchem ihm die Dinge, die sich vor ihm abspielten, wie ferne Nebelbilder erschienen.

Unterdessen fiel der Ortspolizeidiener gerade über jenes Stuhlbein, das er sich zum Dreinschlagen auserkoren, und kam mit seiner Nase in solch' unsanfte Berührung mit der Erde, daß er heftig blutend die ohnedies nicht mehr klare Besinnung verlor.

Flugs fiel der Schäfer-Joggi über ihn her und malte ihm einen dicken Blutstreifen quer über den kahlen Schädel bis tief in die Stirn hinein, hob das leibarme Männlein wie ein Kind auf und legte es sorgsam auf den Tisch. Die Bauern verständigte er: „Jetzt nur recht betrüblich drein geschaut, ihr Mannen, jetzt giebt's einen Heidenpaß!“

Drauf als der Michel die Augen aufschlug und all' die bestürzten Mienen um sich sah, that er bekommenen Gemüths die Frage:

„Ihr lieben Leut', was ist denn geschehen?“

„Ja, Orts-Michel,“ sagte der Schäfer-Joggi, „so ist's, wenn man Händel anfangt, du hast halt jetzt in Gottes Namen einen „Nordschlapp“ quer über den Kopf, daß des Frommherz Dickem seiner nir dagegen war.“

„So, hab' ich einen,“ murmelte der Michel und richtete sich vorsichtig auf, „gebt mir einen Spiegel.“

Den brachte der Wirt, und alles stand mühsenstill, bieweil der Michel mit großer Aufmerksamkeit den dicken Blutstreifen besichtigte, der seinen Schädel in zwei Hälften teilte.

„Der sitzt,“ sprach er dumpf, „werd's euch aber zeigen, ihr Bauern,“ setzte er, sich plötzlich aufrichtend hinzu, „auch ich find' meinen Weg noch heim, so gut wie des Frommherz Dicker.“

„Aufgepaßt,“ freute sich der Joggi, „jetzt bringen wir ihn seiner Ehüngi, und die macht ihn nüchtern.“

Nikodemus, der sich vergeblich bemühte, des Michels Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nahm jetzt einen Anlauf, um energisch einzuschreiten, flog aber noch bevor er den Mund aufgethan, mit seinen langen Beinen voraus, zum Fenster hinaus — ein Weg, den ihn seine lieben Wäldler schon zum öfteren hatten gehen lassen, so ihn zur Unzeit humane Gelüste anwandelten.

Er that darum auch weiter nicht bestürzt, sondern machte sich unverzüglich auf, um zu verhüten, daß Ehüngi ihren Mann, so wie es der Joggi hoffte, vor aller Welt zum Gespötte mache.

Sie erschien auf sein Klopfen am Fenster, und als der Lehrer anhub: „Ehüngi, sie bringen Euren Mann —“ schnitt sie ihm mit einem kurzen: „Hat er einen Rausch, so bleibt er draußen,“ die Rede ab und wollte das Fenster zuwerfen. Allein Nikodemus erinnerte sich plötzlich jenes Bauern, dessen Grobheit die Ehüngi eingeschüchtert; zugleich dämmerte wieder jene unbehagliche Empfindung in ihm auf, daß zwischen diesem Weib und der damals an der Bahn stehenden Emmerenzia eine gewisse Ähnlichkeit bestehe. Kurz, in Nikodemus erwachte plötzlich ein Jorngesühl so seltsamer Art, daß er das unliebliche Weib bei den Haubenbündel packte, und sie mit einer wahren Donnerstimme anschrte:

„Ihr öffnet Eurem Mann die Thür oder dominus vobiscum, der Teufel holt Euch noch heut' Nacht!“

Chüangi fuhr mit einem Schrei des Schreckens vom Fenster zurück, gerade als der vom Mond beschienene Zug den Weg heraufkam, voran der Michel in lertzengerader Haltung; er stolperte über die Treppe seines Hauses, wollte reden, brachte aber nichts heraus als: „Ich — ich bin ein ster — sterbender Mann —“

Da öffnete sich hinter ihm die Thüre und sein Weib riß ihn über die Schwelle.

Darauf zogen die Wäldler enttäuscht ab, und Nikodemus rieb sich die Hände:

„Das wär' ja prächtig gegangen.“

Am andern Morgen nach der Schule wurde er zum Bürgermeister gerufen. Dort fand er den Michel und den Schäfer-Joggi, und der Bürgermeister rief ihm Krebsrot vor Zorn entgegen:

„Da schaut her, die zwei Kampfhähne' sind wieder im Zeug —“

Der Michel trat vor und öffnete sein Anzeigebuch; seine Haare triefen vor Nässe, sein Gesicht war mit Blutflecken über und über beschmiert. Er las:

„Nichts ahnend ging ich durchs Dorf mit meinem Blutstriemen über der Stirne und in der ehrlichen Meinung, einen Schlag erwischt zu haben wie selten einer zu Buch. Als der Schäfer-Joggi wie ein Großmuggel aus seinem Fenster schaute und mich mit Augenspringen der Falschheit nach meinem Befinden fragte, und ob er den Schlag in der Nähe sehen dürft. Als er mich plötzlich mit seinem gewaltthätigen Riesenarm festhält und mit einer nassen Bürst dermaßen über den Kopf fährt, daß mir das Wasser buchstabenmäßig über die Nase' loß und in das Geschrei ausbricht: Fort ist der Schlag, rein weg ist er! Zum allgemeinen Gespött der Menschheit und sich noch außerdem so höftig über meine Person aussprach, daß ich vollständig das Kaliber verlor und schon aus Staatsgründen und weil er meine persönliche Korasch angesichts der Bevölkerung öffentlich an den Pranger stellte, schlug er dem Faß vollends den Boden aus, daß ich meiner selbst ohnmächtig, besinnungslos den Sabel zog und ins Haus rannte und ihm eine leise Schürfung des Schädels beifügte. Es ist jedoch unbestreitbar, daß ich gleich sofort erkannte, daß es ihm nur um einen Beweis saß zu thun war, da er schon lang lauert, meine lebenslängliche Unbescholtenheit endlich zu dokumentieren und keine größere Sehnsucht in seinem menschenleeren Herzen kennet, als mich ins Loch zu bringen.“

Dem Ortspolizeidiener liefen die hellen Thränen während seines Berichtes über die Wangen, und des Bürgermeisters sowie des Schullehrers Blick ruhte wie fragend auf des Schäfer-Joggi Antlitze.

Der aber sprach völlig ungerührt:

„Der Ortspolizeidiener hat gegen seine Machtbefugnis den Sabel gezogen; er hat mich verwundet und dafür soll er ins Loch.“

„Das kann uns den Michel kosten,“ sagte der Bürgermeister, nachdem die beiden Streiter die Stube verlassen, „Gott straf' mich, wenn ich den Kerl verlieren müßt', er ging mir ab wie die recht' Hand. Führt er mich nicht allemal vom Engel heim, wenn ich ein bißle schwank, so daß es kein Mensch merkt, und die lustigen Rapportle, mein bester Zeitvertreib im Winter, und nun zieht der Esel den Sabel.“

„Ich will Euch was sagen,“ meinte Nikodemus, der die ganze Zeit an der Feder gekaut hatte, „ich fülg' der Sach' ein Zeugniszeugnis bei, das reißt uns vielleicht den Michel 'raus —“

„Thut das,“ schrie der Bürgermeister, „macht einen kompletten Heiligen aus ihm, mir ist alles recht. Wein her, Frau,“ schrie er zur Thüre hinaus, „und gleich den großen Krug. Alte Schulmeisterseele, diesmal dürft Ihr mir nicht unbenebelt von dannen ziehen!“

Nikodemus saß zwischen seinen Lilien und Nelken im Garten. Er hatte wieder einmal in der Ordnung gefunden, seinen Hochzeitstag festzusetzen, welche Nachricht von Emmerenzia mit einem besonders ergiebigen Paarschwänzchen belohnt worden war; an den Seiten ihres Briefes aber stand von der Jungfer Das' geschrieben:

„Den Hochzeitshaus löchelt sie selber und esse so frühzeitig, daß ihr mit dem Gütterzug auf die Reiß gehen könne, daß du nur staunen wirst über ihre wirkliche Umsichtigkeit und Einteilung; fast von nichts lebt man mit ihr.“

Am Gärtchen des Dorfschulmeisters aber ging kein Bursch und kein Dirnlein vorbei, ohne sich mit einer von des Nikodemus prachtvollen Feuernekeln zu schmücken; die alten Bauern schütteten ihm so lange ihr Herz über den Gartenzaun aus, bis jeder seine Cigarre weg hatte, und die Kinder waren gewohnt, in ihres Lehrers Tasche zu jeder Zeit ein paar Zuckerrüben oder sonst was Süßes zu ihrer Freude vorzufinden.

Wie mochte Emmerenzia von dem Standpunkte ihrer außergewöhnlichen Sparsamkeit auf diese Dinge sehen?

„Hier, an meiner Seite,“ seufzte Nikodemus, „wird sie ja nun demnächst sitzen.“

Bei welcher Vorstellung er mit solcher Besessenheit nach dem äußersten Ende der Bank rückte, als fürchte er sich, den Saum von Emmerenzias Gewand zu berühren.

Gewiß, es war seine Pflicht, und er war fest entschlossen, und doch, er war immer noch da, obwohl das Schulhaus zum Empfang der Gattin in

frischer Schönheit prangte, und die Kinder den vom Lehrer gedichteten Gesang:

„Heil der Frau Lehrerin,  
Mußer der Tugend!  
Freundliche Leiterin  
Sei unserer Jugend —“

am Schnürchen herfingen konnten.

„Wenn ich doch nicht auf der Welt wär“, seufzte er in seiner Ratlosigkeit und schaute in das Abendrot, das den westlichen Himmel in seine Purpurgluten tauchte. Daraus löste sich eine Gestalt und kam die Gasse einher, den Rechen auf der Schulter, um das Haupt ein rotes Tuch. Es war Josepha. Ihr Blick irrte unruhig, wie suchend umher; manchmal atmete sie tief auf, wie jemand, dem's in seiner Haut zu eng ist.

Es war ihr gar seltsam gegangen vor dem wunderthätigen Muttergottesbild zu Maria Einsiedeln; sie sollte mit der Anne-Lis den Alexis zurückbeten, und ihre junge Nachbarin war denn auch augenscheinlich ganz bei der Sache. Kerkengerade, mit inbrünstig gefalteten Händen kniete sie da, den Blick vertrauensvoll auf das dunkle Madonnenbild geheftet; wie eng ihre eigenen Wünsche mit denen der Großmutter zusammen stimmten, fiel ihr gar nicht ein, sie betete ohne Unterlaß: „Heilige Muttergottes, gelt, wend' dem Alexis den Sinn, daß er heimkommt. Dann ist er wieder drüben, und ich seh' ihn alle Tag, und er hilft mir bei der Arbeit, und so werden wir alt und sind immer zusammen. — O, heilige Muttergottes, wie schön, gelt, recht bald, recht bald soll er heimkommen?“

Sie lächelte glücklich und rückte dem Muttergottesbild auf den Knien noch ein wenig näher vor lauter Inbrunst.

Neben ihr, die gedrungenere Gestalt der alten Gottstein Enkelin, sah nicht so freudig und zuversichtlich zum Gnadenbild auf wie ihre junge Begleiterin. Erst hatte sie pflichtschuldigst ihren Rosenkranz angefangen, um den Alexis heimzubeten, aber da überkam sie's mit einem Mal: schaute ihr nicht die Himmelskönigin da oben gerad' ins Herz hinein? Wozu also heucheln? Die Allwissende wußte ja doch, wie's um sie stand, daß sie ihr eigenes schweres Schicksal hatte — ach, kaum mehr zu ertragen.

Und so rang sich's denn los, unter ersticktem Schluchzen rang sich's ihr aus dem Herzen:

„Laß ihn nicht heiraten — leid's nicht, o heilige Gottesmutter, 's wär' mein Tod — alles will ich ertragen, nur das nicht. Manchmal schon hab' ich gebreicht und gewünscht: hätt' ich jezt seine Braut unter dem Dreischlegel, o, ich wollt' zuschlagen. Oder 's ist mich angekommen, wenn ich die Garben zusammen gebunden hab': jezt thu' ich sie würgen, bis sie keinen Schnaufer mehr thut. — Ich bin ja

eine Mörderin zwanzigmal im Tag; die Schul könnt' ich einschern, wenn ich wüßt: da drin sitzt sein Weib. — Heilige Muttergottes, ich weiß ja nicht, um was ich bitten soll, aber du bist ja gescheiter, als alle wir Sterblichen miteinander, du mußt einen Ausweg kennen! Ich bin ja fast gestorben, wie er weg war, und jezt frißt's mich auf, daß er wieder da ist. — Unser Herrgott weiß, wie ich gerungen und gekämpft hab' all' die vielen Jahr, und mein eigenes Herz verschimpft und schlecht geheißt hab'. Aber seit er heiraten will, werd' ich nimmer Meister — die Todesangst — o die Todesangst! Tag und Nacht laßt mir's keine Ruh'! — Er hat sie ja nicht gern, ich weiß es ja von der Lene. — 's giebt ja keinen größeren Esel, als er einer ist, ich kenn' ihn — er denkt ja nie an sich. O heilige Muttergottes, hilf uns aus dem Elend 'raus!“

Und nun stand sie vor dem frisch gescheuerten Schulhaus und sah — hier war alles vorbereitet für die Frau, die erwartet wurde.

Josepha trat ans Gartengitter heran; sie konnte Nikodemus, der hinter einem Fliederstrauch saß, nicht sehen; trostlosen Blickes starrte sie in die offenen Fenster des Schulhauses hinein und ein schmerzlicher Seufzer entstieg ihrer Brust. Da antwortete ihr ein ähnlicher Seufzer ganz in ihrer Nähe, und im nächsten Augenblick stand sie Nikodemus gegenüber. Er hatte sich erhoben; leise wie ein Geist tauchte er hinter dem Gartengitter auf, fast bis an die Nase in seinem gelben Joulard stehend. Seine und Josephas Augen trafen sich, ihr war zu Mute, als müsse sie ihn mit aufgehobenen Händen ansehen: Heirat' nicht — heirat' nicht. Aber ihre Zunge war plötzlich wie gelähmt, denn aus Nikodemus Augen liefen große dicke Thränen. Da sah sie's wohl, er war nicht weniger gequält als sie, aber sie konnte ihm ja nicht helfen, ihm nicht und sich selber nicht — und gesenkten Hauptes, mit einem erstickten Seufzer schritt sie davon. Nikodemus aber stand und starrte die Gasse hinunter, auch als Josepha längst von der Bildfläche des abendlichen Dorffriedens verschwunden war. Hierauf wandelte er, die Hände auf dem Rücken, vors Dorf hinaus zu seiner Lieblingsstätte, dem Kapellchen auf dem Berg. Da stand er zwischen den Kreuzlein, unter denen so mancher ruhte, den er gekannt, aber so voll des unsäglichen Weids wie in diesem Augenblick war sein Herz noch nie gewesen. Als ein völlig Geknickter ließ er sich auf einem der Hügel nieder und kam mit sich überein, daß es eine zu große Sünde wäre, jezt mit einem unbefugten Frauenbilde im Herzen vor seine Braut Emmerenzia hinzutreten.

(Fortsetzung folgt.)



älteste, Sophie, sich mit dem Reichsgrafen zu Tübingen verlobt hat, nachdem gleich der Mutter regler Anteil an der Behandlung und Unterstützung der Augenleiden. Von den beiden Söhnen behandelte der 1884 geborene künftige Majoratsbesitzer Ludwig Wilhelm bei bedeutenden Anlagen ersten Fleiß, während der elfjährige Jüngling, der die beiderseitige Annuit seiner Mutter geerbt, der Sonnenschein des herzoglichen Hofes ist. Ja, zum Garten ist, nach Ullands Wort, das Haus erblüht, das eine die liebliche Braut empfangen, und zu künftiger Frucht mögen alle Blüten reifen, da sie es zu ihrem Segenwalten nun im Silbertranz schmückt. Wiederum sei es, wie der Dichter will, gekennet und gepriesen laut! Alex. Braun.

**Klaus Groth.** Vor kurzem hat Wilhelm Jordan seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert: am 24. April feiert ihn Klaus

Groth, ein liebenswürdiger Volksdichter und Gelehrter, dessen Ruhmestitel auf dem Grunde einer meistershaft gepflegten Dialektdichtung ruht, während der Hapserufe sich auf allen Gebieten des dichterischen Schaffens verläßt und besonders durch seine großen epischen Schöpfungen sich Ruhm verschafft hat. Doch Klaus Groth hat, in seiner heimatlichen Dialekt die plattdeutsche Sprache wieder literaturfähig gemacht, zugleich mit Fritz Reuter, der mit seinem im medienburgischen Plattdeutsch geschriebenen Romanen die weissen Reie des deutschen Volkstums überall, auch in Süddeutschland, eroberte. Klaus Groth ist am 24. April 1819 in Heide in Nordelbischmarcken geboren; er besuchte das Seminar in Tondern und war dann längere Zeit Bibliothekssekretär in seiner Geburtsstadt. Heide ist nicht weit entfernt von Wesselburen, wo der dramatische Reder Friedrich Heibel das Licht der Welt erblickte. Das dithmarscher Land hat also der deutschen Literatur zwei anerkannte Vertreter geschenkt. Neben seiner Berufstätigkeit trieb er philosophische und naturwissenschaftliche Studien, doch wurden durch geistige Überarbeitung seine Nerven so angegriffen, daß er einer längeren Ruhe bedurfte, um sich wieder zu erholen. So brachte er fünf Jahre auf der Insel Helgoland, von 1847–52, und hier vollendete er das Werk, das ihm hohen dichterischen Ruhm eintrug, „Quidvorn“, das er 1853 in Hamburg herausgab. Er begab sich in diesem Jahre nach Kiel, brachte dann längere Zeit auf Reisen in Deutschland und in der Schweiz zu, hielt sich am Rhein auf, in Bonn, wo er bereits die erste Frucht seines Dichtertums erntete, indem ihn die philosophische Fakultät zum Ehren doktor ernannte; dann auch an der Elbe, in Dresden, und kehrte 1857 nach Kiel zurück, um dort die akademische Laufbahn einzuschlagen. Er habilitierte sich als Dozent für deutsche Sprache und Literatur und wurde 1866 zum Professor ernannt. Nicht allzulänglich unterbrach er seine Thätigkeit als Universitätslehrer durch neue Veröffentlichungen; sein Leben verlief als eine friedliche Idylle im Kultus der

Muse, mochte er nun auf dem Katheder die Resultate seiner Forschungen in der Geschichte der deutschen Sprache und mit Bezug auf den Entwicklungsgang der Literatur pietätvollen Schülern mitteilen, oder in seiner Gartenwohnung den Eingebungen der Muse seines Volkstums lauschen, die er zuerst in der deutschen Dichtung als ebenbürtige Schwester der hochdeutschen Muse eingebürgert hat. In demselben Jahre erschienen Fritz Reuters Gedichte „Klusen un Kimsel“ und es bot sich von selbst eine Parallele zwischen den beiden erfolgreichen Vahnbrechern plattdeutscher Dichtung. Friedlich gewohnt Fritz Reuter erst durch seine späteren plattdeutschen Romane eine Bedeutung, welche ihn mit Klaus Groth in eine Reihe stellte, ja was die Volksnähe und die weite Verbreitung der Werke in ganz Deutschland betraf, gewann Reuter

logat einen Vorrang vor dem heilsheimischen Veten, er wurde eine Zeitlang Mode, aber die Moden, auch die literarischen, sind veränderlich. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Veten besteht nicht darin, daß der eine in der medienburgischen Mundart, der andere in der heilsheimischen dichtete — ein Beweis dafür, daß das Plattdeutsche keineswegs über einen Kamm zu scheren ist — sondern in der dichterischen Grundstimmung. Fritz Reuter ist ein Humorist; seine Gedichte wirken durch die *via comica*, die sich unentzogen in ihnen nicht weniger als in den Romanen auspricht, in denen einige Charaktere zu den köstlichsten komischen Figuren der Romanistik gehören. Die Muse von Klaus Groth hat etwas Ernsteres, das Schwermüthige und bisweilen ist ein tragischer Zug nicht zu verkennen. Der Dichter selbst ist auch weit davon entfernt, das Plattdeutsche auf den Bereich des Komischen beschränken zu wollen, ja in seinen „Briefen über



Klaus Groth.

Votragographie von Hans Bruns in Hamburg.

Hochdeutsch und Plattdeutsch“ geht er so weit, die letztere Mundart für die vollkommene der beiden Schwächen zu erklären. Dagegen protestiert indes schon der ganze Gang unserer sprachlichen Entwicklung. Jedenfalls hat Klaus Groth seiner Mundart, um mit Platen zu sprechen, „Hören abgeleckt“, daß alle Welt erkaunt. Sein „Quidvorn“ enthält große dichterische Schönheiten; freilich sind sie eng mit der Mundart verflochten, gehen zwar bei einer Uebersetzung ins Hochdeutsche nicht ganz verloren, büßen aber doch viel von ihrem bestechenden Zauber ein. Die hochdeutschen Gedichte „Hundert Vätter“ (1854) zeigen, daß der Dichter sich hier wie in einem fremden Element bewegt. Quidvorn ist ein Dorf in der Nähe von Altona, und die Gedichte sind, wo sie einen romanartigen Charakter annehmen, Dorfgeschichten oder Volksagen, Märchen; auch die See, welche den Oelichten der Vesteintochter verschlingt, auch die braune Nordsee kommt zu Worte; eine Menge von Genesungen, Fischer und Müller, Tegelröcher und Padjuden, Weilerinnen und Krabbenfrauen



sind eingezeichnet in den Rahmen dieser Dastelle; auch an Stimmungswollen Lieben fehlt es nicht. Der Dichter hat aus dem frühen Vorn des Volkslebens geschöpft, und Form und Inhalt finden sich. Nur die Hexameter, in welche eine Liebesgeschichte eingefleht ist, erscheinen als Mißgriff; denn nichts ist für die Wiedergeburt einer antiken Kunstform weniger geeignet als ein naturwüchsiger Volksdialekt. Ein zweiter Teil des „Cuidhorn“ erschien 1871 „Volksleben in plattdeutscher Dichtung dithmarscher Mundart“, eine Ergänzung des ersten Teils, doch nicht ganz so wie dieser aus dem Vollen schöpfend. Außerdem hat Groß Kinderreime veröffentlicht, dann „Ut min Jungesparadies“ (1876) und mehrere Abhandlungen, eine davon „Über Mundarten und mundartige Dichtungen“ (1873). Der achtzigjährige Dichter, der ehrenwürdige Patriarch der großen plattdeutschen Gemeinde, der andere gefeierte Vertreter derselben um länger als ein Jahrhundert überlebt hat, wird an seinem Ehrentage nicht bloß die Duldigungen dieser Gemeinde, sondern die des ganzen deutschen Volkes erhalten, dem er durch sein Streben und Schaffen lieb geworden ist.

**Haydns Geburtshaus** in Kobrau bei Brud an der Weitha ist am 11. März abgebrannt. Das mit Kehr gedachte Häuschen stand in kurzer Zeit in hellen Flammen. Ungeachtet der Bemühungen der Feuerwehre wurden auch fünf der gegenüberliegenden Häuser von den Flammen erfaßt und eingekerkert. Die am Hause befindlichen Gedenktafeln sowie das Gedenkbuch sind aber erhalten geblieben. — Joseph Haydn war in dem kleinen Häuschen, das seinem Vater, dem armen Wagner Mathias Haydn, gehörte, als das Ältste von vierzehn Kindern am 31. März 1732 geboren worden. Er verlebte in dem Häuschen seine Kinderjahre, bis er zum Besuche der Schule nach Hainburg gebracht wurde. Am 31. März 1832 wurde in Kobrau eine Haydn-Firer abgehalten und ein Porträt Haydns in einem Zimmer des Hauses aufgehängt; eine Gedenktafel wurde aber erst 1877 von dem Gesangsverein „Arion“ an dem Hause angebracht. Ein Denkmal mit der Büste Haydns ließ Graf Karl Leonhard Harrach schon bei Lebzeiten des Tonkünstlers, im Jahre 1793, in seinem Schloßpark in Kobrau errichten.

**Erdbeben und Tiere.** Daß die Tiere Erdbeben früher bemerkten als Menschen, und durch ihr Gebaren sogar den Menschen auf die drohende Gefahr aufmerksam machen können, ist schon seit dem Altertum behauptet worden und Herr Adolfo Cancani hat kürzlich im Bollettino della Società sismologica italiana eine Anzahl wohlverbülgter Nachrichten darüber zusammengestellt. Einer der merkwürdigsten wurde bei den durch Professor Serpiet beschriebenen Erdbeben von Rimini (18. März 1876) beobachtet. Noch ehe die Menschen einen Stoß bemerkt hatten, wurden die Pferde in den Ställen unruhig und stießen gegen die Wände. Es befand sich damals eine Abteilung Ulanen in der Stadt, die zu ihren unruhig gewordenen Pferden eilten, und gleich nach dem Eintritt in den Stall den ersten Stoß verspürten. Die Pferde sprangen bei der Erschütterung vor Schrecken laut lärmend durcheinander. Professor Rayell in Pesaro hatte damals in seinem Zimmer zwei Dittel-



Haydn-Feier im Schloßpark zu Kobrau.  
Photographie von Heinrich Götz in Rastatt.

sinten in Käfigen und zwei frei herumfliegende Sperlinge. Zwei oder drei Minuten vor dem Stößen schrie der eine Dittelstreck groß und als er diesen Schrei wiederholte, warfen sich die Vögel vor Schreck auf den Boden.

Besonders das Hausgeschick pflegt sich sehr ereignen zu zeigen und zu scheitern, als ob ein Raubtier oder ein Dieb in den Stall eingebrochen sei. Es ist wahrscheinlich, daß diese dem Boden nächsten Tiere, die tiefen Erdbebenwellen, welche einem Hauptstoß vorangehen pflegen, früher wahrnehmen. Dagegen de-



Haydns Geburtshaus in Kobrau. Photographie von Heinrich Götz in Rastatt.

merkte Professor Galli in Belleri, ein namhafter Erdbenenforscher, daß vor dem Beßelst am 14. Januar 1868 beobachteten Erdbeben keine Unruhe in der Tierwelt den Stößen vorausgegangen sei. Man muß sich diese Verschwiegenheit nach Cancani erklären, daß im Epicentrum, das heißt im Mittelpunkt des Erdbebens selbst, die kahlen Stöße so unmittelbar erfolgen, daß die Tiere nicht früher als der Mensch darauf aufmerksam werden können, daß dagegen von ferne kommende Erschütterungen, oder solche, die von einem unterirdischen Rollen begleitet sind, die oft behauptete Aufregung der Tiere hervorbringen. Jedenfalls bedarf die Sache noch weiterer Aufklärung.

G. R.

**Die Brandstätte von Kranichfeld.** Am Palmsonntag wurde das stichig an der Jim gelegene, halb weimarische, halb meiningische Städtchen Kranichfeld von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht: Es brannten 52 Wohnhäuser mit 136 Nebengebäuden im Werte von über 1½ Millionen Mark, darunter die Apotheke und die besten Gebäude der Stadt, vollständig nieder. Zwei Drittel der abgebrannten Häuser liegen auf weimarischem, der Rest auf meiningischem Gebiete. Wir führen unseren Lesern den größeren Teil der Brandstätte, wie er vom weimarischen Schloßberge aus übersehen werden kann, im Bilde vor. Die Ausbruchsstelle des Feuers, ein Schuppen der elektrischen Centrale, in dessen cementierten Gruben Asche und Schlacken lagerten, lag hinter dem großen Hause, das auf dem Bilde links im Vordergrund sichtbar ist. Fast wunderbar erscheint es, daß das Rathaus, auf dem Bilde das große Gebäude rechter Hand, und das Postgebäude vom Feuer gleichsam umgangen wurden und verschont blieben. Der Südwestthurm hatte das Feuer mit rasender Geschwindigkeit vom Anger über die Mittelstadt hingetrieben. An der einen Seite (links) bet ihm die Jim Halt, auf der anderen gelang es den aus allen benachbarten Orten herbeigeeilten Feuerwehren erst um 8 Uhr abends — das Feuer war kurz nach Mittag ausgebrochen — als der Sturm sich etwas legte, das Feuer Herr zu werden. Die Rettungsarbeit wurde durch die gute Kanalisation des Ortes, die überall in der Stadt den Spritzen genügendes Wasser zuführte, erleichtert. Außer Habe und Gut

hat die Katastrophe auch ein Menschenleben gefordert. Ein zwanzigjähriger Bewohner des Ortes wurde, als er in das Rathaus zu gelangen versuchte, von dem einströmenden Uebel der daneben stehenden Apotheke erschlagen.

**Einen Eidgenossweg aus vergoldetem Silber** haben die Frauen Hamburgs für das Mausoleum des kaiserlichen Vismars gestiftet. Dieser eigenartige Grabstein, ein Werk Alexander Schoenauers, ist auf einer beinahe mannshohen Platte von schwarzem Marmor befestigt, die mit großen Bronze Nägeln an die Wand des Mausoleums angeheftet werden soll. Dem knorrigen Akt einer Gede des Sachsenwaldes genau nachgebildet, ist der Silberweg ganz frei und naturalistisch gearbeitet, seine Blätter sind wie die des Waldes jedes nach Größe und Form individuell gestaltet und jedes einzelne mit seinen Rippen und Adern über die ganze Oberfläche besonders ciselirt. Die Vergoldung ruft auf der blanken Vorderseite der Blätter mit ihren haarenbewogenen Flächen verschiedenfarbige Reflexe hervor und zeigt auf den Rückseiten einen matten erdlichen Ton, so daß der Zweig einen Schimmer von der Stimmung des herbstlichen Waldes erhält. Die überall zwischen den Blättern verteilten Nadeln bestücken diesen Eichenzweig. Über der Gabelung liegt der Wappenstein des Fürsten mit den drei Eichenblättern im Aler-Dreiblatt auf blauem Grunde und darunter liegt die aus blankem Silber gearbeitete Schleife an. Auf dem breit herabhängenden Bande liegt in getriebener vergoldeter Schrift, die wie Goldstickerei auf einem Atlasbande behandelt ist, die Widmung:

„Von den treuen und dankbaren Frauen Hamburgs,  
März 1899.“

Am herabhängenden Ende des Bandes ist an gestirnten Schnüren die Kapel mit dem Hamburger Wappen auf rotem Emailgrund befestigt. Den Gedanken, aus dem die ganze Widmung hervorgegangen ist, sprechen die Worte aus Vismars großer Rede in Jena vom 31. Juli 1892 aus, die auf dem rechten unteren Teil der Marmorplatte in Goldschrift eingegraben sind: Was unsere Frauen sich aneignet haben, das werden unsere Kinder verteidigen.



Die Brandstätte von Kranichfeld. Photographie von Ernst Hae in Berlin.



Lithographie aus vergoldetem Silber für das Mausoleum  
des kaiserlichen Vaters.

Photographie von Hans Hansen in Hamburg.

## In unseren Bildern.

**Ja oder nein?** Seit Alma Tadema den malerischen Reiz des hart gehärteten Marmors entdeckt und in seinen bekannten Darstellungen antiker Götterformen mit Erfolg verwertet hat, konnte man in den Kunstaussstellungen häufiger Gemälden begegnen, die Tademas Einfluß deutlich verrieten. Zu den begabtesten Schülern des englischen Meisters gehört unweifelhaft J. W. Schwab, dessen schönes Bild „Ja oder nein?“ wir unserem heutigen Heft als echte Kunstbeilage beifügen haben. Auch hier liegt ein wesentlicher Teil der malerischen Wirkung in der virtuosen Wiedergabe des Marmors. Aber Schwab geht noch einen Schritt weiter als Tadema: er beschränkt sich nicht wie dieser auf die Darstellung des weichen oder gelblichen Steins, sondern bevorzugt jene mannigfaltig gestrichelten, gebänderten und geschnittenen Mien, in deren reichhaltiger Zusammenstellung die Kömer der späteren Kaiserzeit so Großes geleistet haben. Die dargestellte Scene bedarf wohl kaum der Erklärung, es ist die alte, ewige neue Geschichte von den Nachbarskindern, deren Herzen sich trotz aller Dornenbeden, Planzenjüane oder Marmormauern glückselig finden!

**Wie schön bist du!** Bekanntlich hat jeder Spiegel die merkwürdige Eigenschaft, daß er seiner Besizerin oder Besizerin die allerangenehmste Auskunft über ihr Äußeres gibt, selbst wenn andere, wie z. B. die guten Fremden, durchaus anderer Ansicht sein sollten. Auf C. Kouyos niedlichen Bildchen besitz der Spiegel sogar die Galanterie, einer Negerpuppe ein Kompliment über ihr Aussehen zu machen. Freilich muß die kleine Puppenmutter die Rolle des Dolmetschers

übernehmen und dem schwarzen Vögelchen die kummere Sprache des blanken Schmeichlers in verständlichere Laute übertragen.

**Waltenburg an der Donau.** Wenige Kilometer oberhalb Regensburg zeigen die Donauesen ein so eigenartig malerisches Gepräge, wie nur noch an wenigen anderen Stellen des an Reizen so reichen Stromlaufes. Der Fluß zieht sich hier zwischen 100—130 m hohen präkambrien, teils völlig nackten, teils mit Wald bewachsenen Kalksteinwänden hin, die so steil abfallen, daß nicht einmal für einen schmalen Fuß- oder Reitpfad Raum blieb und stellenweise eiserne Ringe angebracht werden mußten, um den Schiffen die Fahrt Stromaufwärts zu erleichtern. Am Eingange in diese Klamm liegt das Kloster Waltenburg, ein stattlicher Bau, dem Herzog Tassilo von Bayern bereits im Jahre 775 als Benediktiner-Abtei gründete, und der in neuerer Zeit in den Besitz des Jesuiten-Ordens überging. M. Jeno Dierkes schöne Zeichnung läßt die malerische Lage des allehrwürdigen Klosters deutlich erkennen.

**Unter Blüten.** Was die Photographie zu leisten vermag, zeigt O. Trautts stimmungsvolles Frühlingesbild, das es mit jedem Gemälde ähnlichen Genres aufnehmen darf. Das Motiv ist einfach, aber ebenso reizvoll in der Gesamtwirkung wie in den Einzelheiten. Auf, ihr Amateurphotographen! Die Zeit der Ernte beginnt!

**Sein Bild.** Welcher Porträtmaler hätte sich nicht schon in einer ähnlichen Lage befunden, wie der Künstler auf C. J. Wols ergreifendem Gemälde? Er hat den Auftrag erhalten, das Bildnis eines Verstorbenen zu malen, den er selbst vielleicht kaum oder nur flüchtig gekannt hat. Was die Familie an Photographien des toten Toten besaß, hat sie dem Künstler zur Verfügung gestellt, über jede charakteristische Eigenheit in Haltung, Bewegung, Blick und Mienenspiel hat sie ihm ausführlich berichtet. Nun ist das Werk vollendet. Die Hinterbliebenen sind benachrichtigt worden und haben sich am Sonntag Vormittag nach dem Kirchgange in die Atelier des Meisters eingefunden, um die fertige Arbeit in Augenschein zu nehmen und ihr Urteil abzugeben. Nicht ohne Herzlopfen sah der Künstler diesen Besuche entgegen. Verschiden tritt er sehr zurück, um den Damen die ungehörte Betrachtung des Gemäldes zu ermöglichen und selbst aus der Ferne die Wirkung deselben auf die Beschauer zu beobachten. Daß diese eine günstige ist, scheint der Ausdruck ihrer Mienen zu verraten.

**Ein Versuch.** J. Sinn gehört zu den besten Schülern des modernen Lebens, dem er stets eine hellere Seite abzugewinnen weiß. Neudrings entsteht er seine Motive vielfach dem Kadaver, wie denn auch seine Kadavergruppe „Alte Heil“ auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung berechtigtes Aufsehen erregte. Der unternehmungslustige Kommerziant, den er und seine Verführer, wie er, von seinen Spreßlingen verleitet, zum erstenmal das Stahlschiff besitz und „hangend und bangend in schwebender Pein“ sich mit dem Verbrechensmittel der Kugel veritaust zu machen sucht, dürfte die Kadaver und Nichtkadaver unter unseren Lesern in gleicher Weise belustigen.

## Welttelephon.

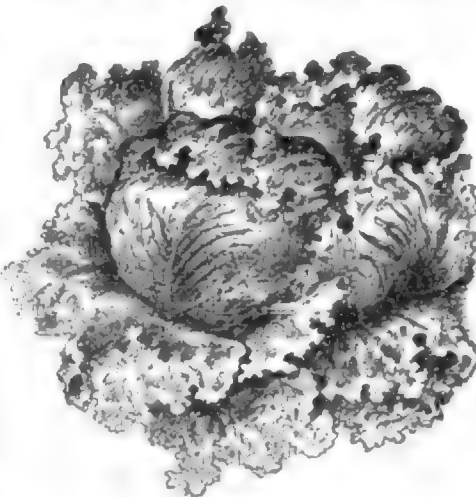
**Verstehen-Schüsse.** T. in S. Wir danken Ihnen für das freundliche Urteil über unsere Verstehen-Schüsse in Heft 15. — Die ständlichen von Jügendsohn verbrachten Portraits des Meisters (so auch das Schmeichler) brachte im vergangenen Jahre das grobartige Verhängnis der Photographischen Gesellschaft, Berlin: Das neugotische Jahrhundert in Wäldchen, herausgegeben von Karl Wiedemann, im 4. Heft, wo die Bildnisse nach neuen Originalaufnahmen in ausgeführter Reproduktion mit kunstvollerem Zeile von Joseph Schmitt und kunstvollstem Begleitwort von Theodor von Arnim gegeben sind. Bilders über „Das neugotische Jahrhundert in Wäldchen“ können Sie aus unserer Beilage in Heft 15 (zum Rückwärts) ersehen.

# Spren und Weizen.

**Laibacher Eisalat.** Jede Hausfrau, die sich mit der Bestellung des Gemüsegartens befaßt, weiß, daß es von vielen, vorzugsweise von den beliebtesten Gemüsearten eine Unmasse von Sorten giebt. Die Verzeichnisse der Samenhandlungen weisen oft endlose Sortenlisten auf, so daß für den Uneingeweihten die Wahl nicht selten zur Qual wird. Die meisten der Gemüsearten sind sogenannte Lokalsorten, die sich durch jahrzehntelangen Anbau in ein und derselben Gegend herausgebildet haben, und für diese Gegend dann natürlich von besonderem Werte sind. Andere Gemüsearten sind auch durch künstliche Befruchtung zweier wertvoller Arten untereinander gezeugt worden. Im allgemeinen verdienen aber die erprobten Lokalsorten die größere Beachtung. Besonders groß ist die Sortenzahl beim Kopfsalat, bei welchem die Sorten in drei Gruppen zerfallen: in den Treibsalat, der zur Frühkultur unter Glas verwendet wird, in den gewöhnlichen Salat für das freie Land, und in den Wintersalat, der bereits im Herbst gepflanzt wird, nicht allzu strenger Wintereisale trost und dann im Frühling im freien den ersten Ertrag liefert. Unter den Kopfsalatarten für die Gartenkultur, nimmt der in der Abbildung dargestellte „Laibacher Eisalat“ eine ganz bevorzugte Stellung ein. Wie schon der Name besagt, handelt es sich hier um eine Lokalsorte, die in Laibach entstanden ist und dort in großen Massen angebaut wird. Ihrer weiteren Verbreitung stand aber jahrelang der Umstand hindernd im Wege, daß diese Sorte nur schwer schießt und deshalb wenig Samen giebt, was für den Samenzüchter höchst fatal, für den Gartenbesitzer aber überaus angenehm ist. Das Verdienst, diesen Salat allgemein eingeführt zu haben, gehört der Gärtnerei von J. Lambert & Söhne, Trier. Ich habe dort diese Sorte selbst kennen gelernt und durch mehrere Jahre erprobt. Sie liefert bei gutem Boden und bei entsprechend weiter Pflanzung enorme Köpfe, welche die Größe eines mäßigen Kohlkopfes haben, dabei dauernd fest bleiben und nur in Samen schießen, wenn man sie mit einem scharfen Messer kreuz und quer durchschneidet. Dieser Salat ist trotz seiner Größe außerordentlich hart und sehr fleischig, so daß die meisten, die ihn einmal probiert haben, von anderen Sorten nichts mehr wissen mögen. M. S.

**Was in seiner Küche fehlen sollte und doch in sehr vielen fehlt.** Hast du einen eisernen Dreifuß, liebe Leserin? Derselbe ist vorzüglich zum Backen und Braten, ohne denselben bekommt der Braten kaum die nötige Oberhitz, ganz besonders ist dies aber bei Bäckereien der Fall. Auch ist ein Dreifuß sehr praktisch, ja unentbehrlich, wenn etwas auf offenem Feuer eingekocht werden soll. Man macht dann das Feuer auf dem Herd selbst, legt den Dreifuß darüber und schüttelt das Kompost oder was es eben ist, über der offenen Flamme. Jeder Schmied fertigt aus Schmiedereisen einen solchen Dreifuß an; er muß oben rund sein. Will man das Gerät viereckig, dann bekommt es Rostfüße und vier Beine, während der Dreifuß nur aus einem Eisenkranz mit drei Beinen besteht. L. v. P.

**Die Düngung der Rosen.** Schon mancher Gartenbesitzer wird sich gewundert haben, warum seine Rosen von Jahr zu Jahr weniger Knospen treiben. Die Erklärung dafür ist meistens sehr einfach: es liegt an ungenügender Düngung. Will man diese rationell ausführen, so darf man sich nicht etwa auf den allgemein üblichen Jaucheguß im Monat Juli beschränken, sondern muß auch die sonst noch notwendigen Pflanzennährstoffe in Form von Thomasmehl und Kainit bereits im Spätherbst oder bei Beginn des Frühjahr auf den Rosenbeeten flach einbuden. Die Jauche allein wird meistens, da sie fast nur Stickstoff enthält, mehr auf die Entwicklung der Blätter als wie der Blüten fördernd einwirken.



Laibacher Eisalat.

## Zweckmäßige Behandlung des Schuhzeugs.

Das Sohlenleder nimmt eine ganz außerordentliche Haltbarkeit an und wird auch gleichzeitig undurchsichtig für Wasser, wenn man es, sowie die Stiefel vom Schuster kommen, mit reinem, säurefreiem Weindl tränkt. Das muß so lange fortgesetzt werden, wie das Leder noch  $\text{H}_2\text{O}$  aufnimmt. Für das Oberleder hingegen ist das reine Ricinusöl das beste Mittel zum Konservieren und Wasserdichtmachen. Man trägt es mit einer Bürste sorgfältig auf, nachdem die Stiefel vorher mit warmem Wasser gereinigt wurden und so lange sie noch etwas feucht sind. Nahe Stiefel dürfen nie unmittelbar an der Hitze des Feuers getrocknet werden: das Leder wird dadurch hart und brüchig. Ein vorzügliches Mittel, um durchweichtes Schuhzeug vor dem Zusammenziehen und Nichtpassendwerden zu schützen, ist das Bollstiefenpulver aus getrocknetem Hafer. Das muß sofort statthaben, sobald man sich der Stiefel entledigt und dieselben gereinigt hat. Der trockene Hafer saugt dann nicht nur die Feuchtigkeit des Leders auf, sondern er vergrößert durch die Wasseraufnahme auch sein Volumen, so daß ein Zusammenziehen des Schuhzeugs unmöglich ist. Vorbedingung ist aber, daß der Hafer, den man zu diesem Zwecke öfter gebrauchen kann, kurz vorher in einer Ofenschale oder dergleichen gut ausgetrocknet war.

**Eier auf billige Weise zu konservieren.** Bekanntlich schwanken die Preise für Eier im Laufe des Jahres ganz außerordentlich, so daß es für den Haushalt eine wesentliche Ersparnis bedeutet, wenn auf irgend eine Weise Eier aus der billigen Zeit für die teureren Monate aufbewahrt werden können. Das ist nun nicht ohne weiteres möglich, da sich die Eier im gewöhnlichen Zustande nicht lange halten, sondern bald verderben. Es kommt darauf an, die Kalkschale für den Eintritt der Luft undurchdringlich zu machen. Das erreicht man billig und mit leichter Mühe durch ein sorgfames Einfetten mit Vaseline. Danach werden die Eier, die Spitze nach unten, in eine Kiste gethan und an einem trockenen, kühlen Ort aufbewahrt. Man soll aber zum Konservieren nur ganz frische Eier nehmen, von denen man sich durch die Wasserprobe überzeugt, daß sie noch völlig unverboden sind.

**Feiner amerikanischer Schwemmteufel.** (Übersetzung aus der Originalhandschrift.) Zwölf Eidotter reibt man mit einem Pfund weißen Harins eine Stunde lang immer nach einer Seite in einer tiefen Schüssel mit einem sauberen Holzöffel. Dann fügt man das zu festem Schnee geschlagene Eiweiß und ganz zuletzt  $\frac{1}{4}$  Pfund feinstes Weizenmehl hinzu. Drei bis vier Tropfen Zitronenöl schmecken sehr gut darin. Dann kommt die Masse schnell in eine gebutterte Springform und darauf möglichst schnell in einen heißen Ofen, wo der Kuchen  $\frac{1}{2}$  Stunde baden muß. L. v. D.

**Goldfische.** Dieselben kann man sich sehr lange gesund und munter erhalten, wenn man ihnen gar nichts anderes als das in Goldfischhandlungen käufliche „Goldfischfutter“ giebt. Davon bekommen zwei bis drei Fische täglich nicht mehr als eine Messerspitze voll. Oblaten und anderes Futter jeder Art ist ausgeschlossen und nur schädlich. Wir geben den Tierchen täglich, oder doch wenigstens alle zwei Tage Flußwasser aus einem Vase, der in der Nähe unserer Wohnung vorbeifließt. So erhält man sie in einem sauberen Glase jahrelang. Wir haben die Goldfische niemals im Aquarium mit anderen Fischen und Wassertieren zusammen gehalten und glauben daher, gestützt auf unsere Erfahrungen, daß es den reizenden Tieren besser ist, ein Vassin für sich zu erhalten. Man thut gut, niemals grelles Lampenlicht auf die Tierchen fallen zu lassen. Was die Temperatur im Zimmer, wo man die Goldfische hält, anlangt, so soll dieselbe nicht übermäßig heiß sein und keinesfalls  $16^\circ \text{R}$ . übersteigen. Befolgt man diese leichten Regeln, so wird man viele Freude an den so reizenden und dabei überall leicht zu beschaffenden Tierchen haben. L. v. D.

**Eine wichtige Zurechtweisung.** Der Humanist Marcus Antonius Muretus wußte durch seinen heißen Will die seine Zuhörer stets in gebührender Weise im Zaume zu halten. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit ins Auditorium gebracht, mit der er anfang zu klingeln. „Wahrscheinlich“, sagte Muretus mit Gelassenheit, „ich würde mich wundern, wenn unter einer so großen Menge von Schafen nicht auch ein Reithammel wäre.“

**Begebe!**

Frau (im Bett): „Du kommst aber heute sehr spät nach Hause!“  
 Mann (lallend): „Der verflüchte Nebel...“  
 Frau (sticht nachdenklich): „Ja, den steht man dir an!“

**Witzgünstig.**

Herr (zum Freund): „Warum redest du denn deinem Sohn gar so zum Heiraten zu?“  
 „Oh sehr nicht ein, weshalb er es besser haben soll als ich!“

**Scherzsimulacrum-Witz.**

Leibzucht: „Durchlaucht ersehen sich einer glücklichen Verfassung.“  
 Fürst: „Um, meinen Sie? Nein, ohne Verfassung wäre ich glücklicher.“

**Eine Wohlthat.**

„Kannst du mir fünf Mark leihen — ich falle dir doch nicht lästig?“  
 „Im Gegenteil: bei der Hitze ist es ja eine Wohlthat, angepumpt zu werden.“

**Ein Kenner.**

Leutnant (als in einem Lustspiel ein Offizier einen Korb kriegt): „Hat gewiß wieder so 'n Moderner geschrieben.“

**Scherz.**

Lehrer (zum Schüßler, der ihm ein gefundenes Fectemenuais mit Inhalt zeigt): „Hast du etwas herausgenommen?“  
 „Nein, noch nicht, Herr Lehrer.“

**Neues Wort.**

A.: „Was sehe ich, Sie sind auch unter die Kadler gegangen?“  
 B.: „Unter uns gesagt, ich thue es nur, um die Hand einer jungen Dame zu gewinnen, die für den Kadlerpost schwärmt.“  
 A.: „Woh! Also ein Heiratler!“



Student (begeistert): „Machen Sie doch Platz, Sie Heil!“  
 Herr: „Entschuldigen Sie, ich bin kein Student!“

**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 15.****Rätselsprache:**

Der Frühling wandert durch die Lande,  
 Küßt sich der Erde Angeficht,  
 Sie schmückt ihm freundlich die Gemanen  
 Mit Blumenblüthen zart und licht,  
 Der Hagelknospe an der Halbe,  
 Im Winde weht die grüne Saat,  
 Der Kuchel ruft im jungen Walde,  
 Wenn Ostern naht. —

O Kuß des Frühlings, Kuß der Liebe,  
 Komm mit dem heißen Sonnenschein!  
 O Zeit der jungen Mädchenliebe,  
 Die's auch in unsre Herzen ein! —  
 Wenn tausend Kerne froh sich regen,  
 Du ärmliches Herz, so trüb und matt,  
 Fällt auch auf dich ein Tröpfchen Regen,  
 Wenn Ostern naht.

Kanon Oden.

**Wegfehlerrätsel: Schärfe, Schätze.****Legogriph: Fußwerk, Uhrwerk. — Charakter: Wabegoh.****Leihenrätsel:****Witzrätsel: Die Geburt zeigt immer am falschen Ende.****Wortbildungsrätsel:**

1. Kapuze gebildet aus: a) Kaps, b) Puns; 2. Jahrtad " " a) Jahnna, b) Arab; 3. Kaldier " " a) Kall, b) Lirer; 4. Kaldine " " a) Kaldie, b) Kine; 5. Kaldie " " a) Kaldie, b) Kine; 6. Smaragd " " a) Smart, b) Mag; 7. Messina " " a) Messe, b) Kina; 8. Kugeln " " a) Kuge, b) Kuren; 9. Trommen " " a) Drama, b) Amen.

„Uniersum.“

Stafatufgabe Nr. 8: Im Stat lagen g K und g O.  
 B hatte: g 10, g 9, g 8, r K, r O, r 8, r 7, s D, s 10, s K;  
 C hatte: e W, r W, s W, e D, g 7, r 9, s O, s 9, s 8, s 7.

1. Stich: e 7, s D, e D — 22;
2. Stich: s 7, e 10, s K + 14;
3. Stich: e 8, s 10, s W — 12;
4. Stich: s O, e K, r 7 + 7;
5. Stich: e 9, g 10, r W — 12;
6. Stich: s 9, e O, g 8 + 3;
7. Stich: r D, s 8, r 9 + 11;
8. Stich: r 10, r K, e W — 16.

Die letzten beiden Stiche bekommt der Spieler, aber die Gegner haben bereits 62 Augen in ihren 4 Stichen erhalten.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: M. Frige in Berlin; Anna Köppen in Berlin; G. Stübe u. D. Gaecke in Hamburg; Leopoldine Spring in Jlabings; Gottl. Gräß in Jellbrunn; Wilhelm Rof in Stahau bei Wien; D. Schmalz in Krefeld; Kurt Ding in Altona.



Schachaufgabe Nr. 5.  
Von D. Hülsen in Berlin.

Schach.



Wie sieht an und legt mit dem dritten Zuge matt.

#### Buchstabenrätsel.

In Afrika liegt eine Stadt,  
Die einen guten Hafen hat;  
Ihr Name hat sechs Zeichen.  
Streckt ihr das erste, nennt das Wort  
Aus einem freien, grünen Ort,  
Auf dem die Früchte wachsen.  
Wenn ihr den Fluß zum Kopf nun macht,  
Ein Junge aus einigem Lach,  
Genügt zu wilden Streichen. R. R. S.

#### Silbenrätsel.

Die ersten sind in reicher Kasse  
Im Meer, im Fluß, im Teich zu finden;  
Der kahlen Wälder dicke Hüfte,  
Das ist's, was uns die Igelten künden;  
Das Ganze trennt in aller Stille,  
Die sich in Wolfenräumen wiederfinden. R. R.

#### Silbenrätsel.

ar ar bor bor de he hum ih ko mal na na nar no  
ra ring rund ses ta tha tucha.

Aus diesen 21 Silben sind 14 gewöhnliche Wörter zu bilden, von denen je zwei insofern zusammengehören, als die Endsilbe des ersten Wortes mit der Anfangsilbe des zweiten übereinstimmt. Sieben Silben sind also je zweimal zu benutzen. Die Wörter bezeichnen: 1. a) einen Fluß in Rommeln, b) einen österreichischen Feldherrn; 2. a) einen Fluß in Italien, b) ein Drama von Voltaire; 3. a) eine Insel zwischen Europa und Afrika, b) einen Berg in Palästina; 4. a) einen Berg im Röhmerwald, b) einen weiblichen Vornamen; 5. a) einen Nebenfluß des Rheins, b) einen Fluß; 7. a) eine militärische Kopfbedeckung, b) einen Geckstein. — Nach richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der Wörter unter a) und auch die Endbuchstaben der Wörter unter b) einen Geckstein.

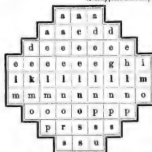
Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Hans Heinrich Reclam in Leipzig.  
Trud und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

#### Aufgabe: Die Hagelbüchsen.



#### Buchstabenrätsel.



9. ein männlicher Vornamen. — Nach richtiger Lösung nimmt die mittlere senkrechte Reihe mit der mittelften waagrechten Reihe überein.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß in den senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. ein deutscher Kaiser, 2. ein See in Rußland, 3. ein berühmter Maler des Altertums, 4. ein griechischer Heldentum, 5. eine der neun Mufen, 6. ein Drama von Theodor Körner, 7. ein Fluß in Belgien, 8. eine Halbinsel von Europa.

#### Verwandlungsrätsel.

Baikal . . . . . London.  
Mit Hilfe von sechs Zwischenrufen soll man vom Baikal (=See in Sibirien) nach London gelangen. Dabei muß jedes Wort aus dem vorangehenden durch Veränderung zweier Buchstaben, deren Stelle eben durch Zwischenruf angedeutet ist, eine Umstellung der übrigen vier Laute entstehen. Jedes Wort soll ein richtiges Hauptwort sein.

#### Rätselrätsel.

Wenn du in einen deutschen Ort  
Hineinsteckst einen Nadel,  
Erscheint ein Mann, der so genau  
Wie nahm mit seinem Wort. R. R.

#### Schachaufgabe Nr. 9.

C (Hinterhand) behält mit folgenden Karten das Spiel:



C wendet e9 und findet noch g9. Das Spielende wird von C mit Schmeißer gewonnen. B hat 48 Augen in seinen Karten. — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels? R.







Die Darstellung des Heldenkriegerischen Heldentums in Berlin.

Griz.

Nach dem Gemälde von H. Dieffenbach.



„Ja, das Chrysanthemum ist eine sehr haltbare und dauerhafte Blume.“

## Die Anna.

Humoreske

von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen  
von F. Exabran.

Nachdruck verboten.

Ja, das Chrysanthemum ist eine sehr haltbare und dauerhafte Blume — schade, daß man dasselbe von der Männertreue nicht sagen kann, meinte Frau von Diestelcamp, alias Tante Kuli, indem sie ihre lange, spitze Nase höchst überflüssigerweise in einen vielfarbigen aber duftlosen Strauß der japanischen Astern versenkte und ihrer Nichte, der Gräfin Käthe Kirchwald, dabei einen vielsagenden Blick zuwarf.

Die Scene war, was die Möbel betraf, genau dieselbe wie in der Erzählung von Tante Kulis Hochzeitsgeschenk, nur die Außenwelt war eine andere, denn Graf Kirchwald war längst beim Generalstab in Berlin und sein Haus hatte abermals die Ehre und Freude, Tante Kuli und ihren Gatten Gäste zu nennen, denn das „junge“ Paar war zur Besorgung von Weihnachtsgeschenken nach Berlin gekommen und da Frau von Diestelcamps Haupteigenschaft entschieden die ökonomische Alder war, so zog sie vor, statt in ein teures Hotel zu gehen, ihren Lieblingsneffen heimzusuchen, in dessen Hause sie ja das Glück ihres Lebens, ihren späten Liebesfrübling gefunden, wie sie sich poetisch auszudrücken beliebte.

Käthe hatte sich gegen diesen Besuch energisch gestraut — sie war sogar, wie sie sich selbst gestehen mußte, in eine „feine Wut“ bei der höchst peremptorischen Ansage desselben geraten, kräftig unterstützt von ihrem Gatten, aber was half das alles? Die Faust mußte im Sack geballt und der saure Apfel süß gefunden werden.

„Das sage ich dir,“ gelobte Käthe ihrem Gatten mit blühenden Augen, „bei dem ersten Versuch deiner kostbaren Tante, in meine Rechte einzugreifen oder sonstwie unverdächtig zu sein, räuchere ich sie zum Tempel 'naus, daß sie das Wiederkommen auf immer vergißt!“  
„Sehr richtig!“ stimmte Graf Kirchwald lobend zu mit einem Seitenblick auf den Papageien im silbernen Käfig, dem Hochzeitsgeschenk der Tante, unvergeßlichen Angedenkens.

Und es kam, das Diestelcampsche junge Ehepaar — er in einer ganz frivol jungen Perücke, im übrigen ganz der Alte mit seinem ewigen Schnupfen, seinen tadellosen Hofmanieren und seiner altmodischen Galanterie, sie entschieden verjüngt durch ihre späte Frauenwürde und bedeutend weniger gallig und zu Übergriffen geneigt, ja ausgesprochen lebenswürdig und in Gnade überfließend gegen die Nichte, deren Hausfrauenrechte sie zu wahren geneigt war, vielleicht weil sie diese jezt besser zu würdigen verstand. Kurz, die ersten Tage verfloßen in eitel Sonnenschein, Besorgungen und Theaterbesuchen, bis heut' beim Frühstück ein Wölkchen am Himmel erschien, gar nicht sichtbar für Unbefangene, aber heraufbeschworen von der armen Käthe in ihrer unverbesserlichen Harmlosigkeit. Graf Kirchwald hatte nämlich für den Abend das Opernhaus vorgeschlagen, doch Tante Kuli sich zu ermüdet erklärt, um täglich das Theater zu besuchen. Da hatte Herr von Diestelcamp gemeint, es sei vielleicht angezeigt, den Damen ganz ihre Ruhe zu gönnen, und er nebst seinem Neffen und Gastgeber könnten einmal die Reichshallen oder den Wintergarten besuchen. Dazu hatte Käthe gelacht und zu Tante Kuli neckend gesagt: „Dahin darfst du dem Onkel keinen Urlaub geben, denn was dort vom ewig Weiblichen auf Trapes, rollenden Kugeln und Seilen herumgaulert, dürfte ihm doch etwas zu gefährlich werden!“

Damit hatte sich Käthe natürlich gar nichts Böses gedacht, ebensowenig wie der schmunzelnde Kammerherr oder Kirchwald diese Worte für Ernst nahmen, doch Tante Kuli war dennoch verstummt, hatte die zweite Tasse Thee verweigert und die Lippen ominös zusammengekniffen, welche Zeichen der Wollenbildung die andern gar nicht bemerkten. Nach dem Früh-

stück war Graf Kirchwald in sein Bureau gegangen, begleitet von Herrn von Diestelcamp, der schälernd seiner Frau versicherte, das Christkind auch mal allein besuchen zu wollen, und die beiden Damen waren allein geblieben.

Räthe hatte dann allerlei erzählt, ohne damit Tante Rukis Interesse erwecken zu können und zuletzt den Strauß Chrysanthemen gelobt, den Onkel Diestelcamp ihr vor ein paar Tagen galant überreicht und der heut' noch so frisch war, wie damals, worauf dann Tante Ruki jene Worte gesprochen, mit denen unsere Geschichte eröffnet wurde.

„Chrysanthemum riecht nicht,“ bemerkte Räthe trocken, als Tante Rukis Nase verlängerten Aufenthalt in den farbenprächtigen Blumen nahm.

„Auch der Männertreue fehlt — sehr bezeichnend — der Duft,“ erwiderte Frau von Diestelcamp spth.

„Männertreue?“ fragte Räthe verwundert. „Wie kommst du denn auf die, Tante? Es ist ja gar keine hier.“

„Das weiß ich,“ entgegnete Frau von Diestelcamp mit einem Blick gen Himmel. „Und doch — es giebt noch Männertreue, trotzdem sie von dir angezweifelt wird!“

„Von mir?“ sagte Räthe erstaunt. „O Gott bewahre — in Hellberg wuchs sie massenhaft!“

Tante Ruki richtete sich kerkengerade auf.

„Du willst mir entschlüpfen, liebes Kind,“ flötete sie.

„Entschlüpfen?“ wiederholte Räthe ratlos.

„Ja, entschlüpfen,“ rief Tante Ruki scharf. „Im übrigen — es ist nun zum drittenmal, daß du mir das Wort aus dem Munde nimmst und es wiederholst und ich erlaube mir, dir zu bemerken, daß das weder wohlerzogen noch höflich ist!“

„Na, da schlage 'ne scheckige Pudelmütze drein,“ sagte Räthe, sich rückwärts überlehrend in ihrem Stuhl. „Du bist wohl heut' mit dem linken Bein zuerst aus dem Bette gestiegen, Tante? Was?“

„Ich wüßte nicht, was dich zu dieser frivolen Bemerkung veranlaßt haben könnte,“ gab Frau von Diestelcamp zurück. „Ich stehe auch nicht auf der Höhe der Zeit, welche derartige Redewendungen toleriert und begreift. Doch ich sollte nun nachgerade daran in diesem Hause gewöhnt sein. Kehren wir daher zu unserem Thema zurück. Wir sprachen von der Männertreue!“

Räthe schüttelte resigniert den Kopf.

„Ich begreife gar nicht, warum du heut' fortwährend auf der Männertreue herumreitest,“ sagte sie mit einem Seufzer, der einem unterdrückten Gähnen verzweifelt ähnlich sah.

Tante Ruki fuhr mit gemachter Nervosität mit beiden Händen an ihre Ohren.

„O Gott, diese Ausdrücke,“ murmelte sie, wie unter einem physischen Schmerze.

„Also — Männertreue!“ sagte Räthe nun wirklich gähnend. „Was ist's damit, schieß los!“

Tante Ruki sprang gereizt auf.

„Willst du mich durchaus aus diesem Hause vertreiben?“ rief sie zornbeugend. Doch auch Räthe erhob sich.

„Na hör mal, Tante, ich werde dir jezt was sagen,“ meinte sie ganz ruhig. „Wenn du in der Laune bist, Streit vom Zaune zu brechen, dann werde ich dich mal 'n Bissel allein lassen, dann zankte dich hübsch mit dem Papagei da aus. Da kriegst du wenigstens bloß eine Antwort, die dich wohl bald beruhigen wird, denn weißt du, für mich stehe ich nun nicht länger und kann dir nicht versprechen, deine Attacken immerzu ruhig hinzunehmen, wenn du auch mein Gast bist. Denn siehst du, man ist immerhin ein Mensch, und menschlich ist's schließlich doch, heftig zu werden, wenn einem plötzlich aus heiler Haut Redensarten an den Kopf gemorfen werden. Wenn du also was auf der Seele hast, da sag's doch ohne Ziererei, oder laß mich heraus gehen, bis dir wieder besser ist!“

Tante Ruki warf sich wieder in ihren Lieblingslehnstuhl zurück und zog ein Taschentuch hervor, das sie an ihre Augen drückte.

„Warum hast du auch meines Gatten Treue angezweifelt,“ rief sie jammernd aus.

Räthe sah sie verdutzt an.

„Na, da hört sich doch Verschiedenes auf!“ sagte sie dann halb lachend.

„Ja, du!“ brach Tante Ruki nun los. „Du hast mir gesagt, ich solle meinen Gatten nicht in das Varieté-Theater gehen lassen, weil die Tänzerinnen und Akrobatinnen — — o, es ist schändlich!“

Räthe machte ein Gesicht, als ob sie nicht wüßte, ob sie lachen oder böse werden sollte, aber sie entschied sich für die Mittelstraße.

„Blech!“ sagte sie mit den Achseln zuckend.

„Bitte, meinst du dich oder mich?“ fuhr die gekränkte Gattin auf, was Räthe nun zur offenen Heiterkeit führte.

„Wir teilen uns redlich darein,“ lachte sie hell auf. „Meine Redensart war doch auch nur Blech, denn wenn ich's wirklich gemeint hätte, dann hätte ich's sicherlich nicht gesagt. So — also darauf bezog sich deine blumenreiche Wendung von der Männertreue? Na, dann kannst du ruhig schlafen gehen, Tante!“

Frau von Diestelcamp war aber dazu gar nicht geneigt.

„Nun,“ rief sie scharf, „wenn deine Worte nichts waren, als eine jener gedankenlosen Phrasen, welche charakteristisch für dich sind —“

„Dankend quittiert,“ knickte Räthe mit gefährlich blinkenden Augen.

„Charakteristisch für dich sind, sage ich,“ fuhr Tante Ruti mit erhobener Stimme fort, „so muß ich darin doch eine Anspielung sehen, welche mich verlegen sollte.“

Räthe machte noch einen Knick.

„Tante,“ meinte sie dann mit künstlicher Ruhe, „man hat Exempel von Beispielen, daß aus Mücken Elefanten gemacht wurden. Du scheinst in dieser interessanten zoologischen Operation Virtuosi zu sein. Bon! Den Elefanten hätten wir glücklich, aber die Mücke kann ich positiv nicht sehen. Seh' mir mal vorher deine Brille zu diesem Zwecke auf, eh' ich dir antworte.“

Frau von Diestelcamp tupfte nervös mit ihrem Taschentuch über ihre Stirn.

„Ich bin nicht so schwer von Begriffen, wie du anzunehmen scheinst,“ sagte sie mit einem Blick gen Himmel, der wahrscheinlich ein Flehen um Geduld markieren sollte, „ebensowenig bin ich so im Dunkeln wandelnd, wie du glauben müßtest, wenn deine Worte für mich wirklich beziehungslos sein sollten, was sie aber nicht waren. Gut denn, ich will so klar werden, wie du es scheinbar haben willst. Ich weiß, daß mein Gatte, lange bevor er mich kennen lernte, eine Hofdame, ein junges, frivoles und gewissenloses Geschöpf, verehrte und sie sogar heiraten wollte, und nur das unwürdige Betragen dieser Person hat Herrn von Diestelcamp verhindert, sie zum Altar zu führen.“

Räthe setzte sich wieder.

„Wer hat dir denn das erzählt?“ plägte sie, puterrot werdend, heraus.

„Das werde ich nicht sagen — es finden sich immer Leute, welche sich zu solchen Mittheilungen berufen fühlen,“ erwiderte Tante Ruti, ihre Nichte scharf beobachtend.

„Und wie hieß diese Hofdame?“ fragte Räthe etwas unsicher.

„Ich habe es bisher nicht erfahren können,“ war die gezeigte Antwort.

Räthe atmete tief auf und ärgerte sich zugleich über ihr dummes Notwerden, aber die Syndetikon-affaire war eben ein dunkler Punkt in ihrem Leben, an die sie, wenn auch nicht gerade reuevoll, doch mit einem kleinen Zwicken ihres Gewissens zurückdachte.

„Du aber scheinst den Namen dieses Geschöpfes zu kennen,“ fuhr Tante Ruti nach einer Pause fort.

„Ich?“ fragte Räthe, wieder ganz auf der Höhe der Situation. „Vielleicht,“ gab sie übermütig werdend, zu.

„Dachte ich's doch,“ rief Tante Ruti sich aufrichtend. „So war denn meine Annahme, daß du auf diese Epoche im Leben meines Gatten anspielen wolltest, richtig!“

„Ist ein bißchen weit hergeholt, Tante!“

„Nicht doch, ich kenne dich und deine Bosheit — Tücke, wollte ich sagen —“

„Ist gehupft wie gesprungen, Tante, aber ich rate dir nun meinerseits, mit deinen Ausdrücken etwas gewählter zu werden,“ rief Räthe in ehrlichem und gerechtem Zorn aufflammend. „Ich habe die Anspielung, deren du mich beschuldigt, nicht machen wollen — ist mir nicht im Traume eingefallen — das muß dir genügen. Und nun dächt' ich, wären wir fertig mit diesem Kapitel und du wirfst die eben gefallenen Ausdrücke sofort zurücknehmen!“

Frau von Diestelcamp fühlte, daß sie zu weit gegangen war — für ihre Zwecke nämlich, denn sonst huldigte sie der weitverbreiteten Ansicht, daß der Titel einer Tante sie auch zu den unqualifizierbarsten Ausfällen gegen die inferiore Rasse der Nichten und Neffen berechnete.

„Man legt Worte, in der Erregung gesprochen, nicht auf die Goldwaage,“ ließ sie sich herab zu sagen.

Jetzt konnte Räthe schon wieder lachen.

„Soll das eine Entschuldigung sein?“ fragte sie heiter.

„Ich habe es als Tante nicht nötig, mich zu entschuldigen,“ wurde sie mit der sichtlichen Anstrengung ruhig zu bleiben, belehrt.

„So?“ machte Räthe, wieder kriegerisch werdend.

„Darüber wollen wir meinen Mann entscheiden lassen, wenn es dir recht ist.“

„Ich unterwerfe mich keiner Entscheidung meiner Neffen, denn ich stehe über ihnen,“ war die stolze Erwiderung. „Doch ich habe gesprochen. Nun noch eine Frage: kanntest du jene Hofdame, von der wir vor deiner nicht sehr respektvollen Unterbrechung sprachen?“

Räthe erhob sich abermals, machte Tante Ruti eine Verbeugung und wandte sich der Thür zu.

„Die Unterbrechung kam von dir,“ sagte sie zornbeugend. „Das wollte ich, um Irrtümer zu vermeiden, nur konstatiert haben, und da du mir keinen Respekt schuldest, so habe ich eine andere Benennung dafür. Ich habe aber nicht nötig, mich in meinem Hause boshaft und tückisch nennen zu lassen, selbst nicht von einer Tante meines Mannes, die Gottlob aber nicht meine Tante ist. Was deine Frage betrifft — ja, ich habe diese Hofdame gekannt!“

Und damit schritt sie nun, den Kopf hoch, dem Ausgange zu, aber mit einem Satz, der jeder Hauslage Ehre gemacht hätte, war Tante Ruti aufgesprungen und hinter ihrer Nichte her.

„Der Name, der Name dieses Geschöpfes!“ schrie sie, Räthe beim Arme fassend.

„Woh! Nawohl! So fragt man die Bauern aus,“ sagte diese sehr überlegen.

„Räthe, liebe Räthe, sag' mir, wie sie hieß,“ verlegte sich Tante Ruti nun aufs Bitten, aber Räthe bekam dadurch nur Ueberwasser.



„Der Name, der Name dieses Geschöpfes!“ schrie sie...

„Fällt mir ja gar nicht im Traume ein,“ erwiderte sie mit blühenden Augen. „Aber nur soviel sage ich dir: du brauchst gar nicht so verächtlich von ihr zu sprechen, denn ich weiß, ich, daß nicht sie den Töfel Diestelcamp heiraten wollte, sondern er sie, und wenn das junge Ding so thöricht war, diese verlockende Offerte nicht mit beiden Händen und mit Dank gegen ihren Schöpfer in Demut anzunehmen, sondern —“

„Sondern sie unter ganz besonders unwürdigen Umständen abzuweisen, wie man mir sagte —“ zischte Tante Kuti dazwischen.

„Um... kennst du diese Umstände?“ sagte Käthe, wieder rot werdend.

„Ich kenne sie nicht, man munkelte nur so, als ob dieses Geschöpf sich dabei krummer Wege bedient hätte —“

„Von krumm weiß ich nichts — sie mochte ihn eben nicht und damit basta,“ entgegnete Käthe aufatmend, indem sie ihren Weg fortsetzte, mit Tante Kuti an ihrem Arm.

„Käthe, den Namen! Wie hieß sie?“ flötete die Letztere mit einem zuckersüß sein sollenden Lächeln, das aber mordsauer ausfiel, weil Zorn, Neugierde und das Bewußtsein, sich etwas zu vergehen, in ihrem Busen kämpften.

Doch auch in Käthe kämpfte es, denn ein Gedanke durchzuckte sie wie ein Blitz: „Wenn ich ihr sage, daß ich's bin, dann reißt sie umgehend ab auf Nimmerwiederssehen, dann bin ich sie los ein für allemal, denn nie läßt sie ihren Habakuk unterm Tache seiner alten Flamme!“ Aber noch ehe sie Gebrauch machte von dieser kostbaren Waffe, sagte ihr der Verstand: „Man fachte! Damit kannst du losschießen, wenn die Not größer wird, denn schließlich ist die Waffe zweischneidig!“ — Deshalb erwiderte sie nur ganz vergnügt: „Diskretion ist Ehrensache, Tante!“

„O ja, gewiß, sicher! Aber es giebt Fälle, in denen die Diskretion ein Verbrechen ist,“ plädierte Tante Kuti noch süßer.

„Das Verbrechen nehm' ich auf mich,“ meinte Käthe kaltblütig.

Doch Frau von Diestelcamp ließ sich nicht abschrecken.

„Ich habe aber meine besondern Gründe, den Namen zu erfahren,“ flehte sie jetzt mit einem honigsüßen Lächeln.

„Zarwohl, um den armen Kammerherrn fester an die Strippe zu kriegen,“ dachte Käthe, sagte aber nur achselzuckend: „Und ich habe meine Gründe, ihn nicht zu nennen!“

„O du böses Kind!“ schmolzte die Tante, indem Zornesröte auf ihre schmalen Wangen trat.

„Frag' doch deinen Mann,“ schlug Käthe vor.

Tante Kuti hustete — sie konnte diesem jungen Dinge doch nicht sagen, daß ihr Gatte trotz aller Bohrversuche von einer merkwürdigen, aber unerschütterlichen Diskretion war.

„Ach,“ sagte sie deshalb mit einer naiven Schelmerei, die ihr gar nicht stand, „ach, wir jungen Frauen dürfen, wie Elsa ihren Lohengrin, nicht zu viel fragen — gewisse Dinge über ihre Vergangenheit erfährt man besser aus zweiter Hand.“

„So?“ meinte Käthe trocken. „Würde ich nie thun. Und nun laß mich gehen, Tante, ich muß mal mit der Köchin reden!“

„Nicht eher, bis du mir den Namen gesagt hast!“

„Da kannst du lange warten,“ versicherte Käthe lachend.

„Du wirst ihn mir sagen, Käthe, ich als Tante befehle es dir!“

Aber da kam sie schlecht an.

„Na dann befiehl mal immerzu,“ rief Käthe erbost, „ich kann's aushalten — nun schon gerade nicht!“ Tante Kuti ließ den Arm ihrer Nichte los.

„Soll ich etwa auf den Knien bitten?“ fragte sie mit fliegendem Atem.

„Und wenn du auf allen Vieren bittest,“ hyperbelte Käthe, „ich sag' den Namen nicht!“

„So geh', du ungeratenes Geschöpf,“ rief Frau von Diestelcamp bebend vor Zorn, „geh' und verharre in deiner Verstocktheit. Ich aber im Grunde meines vergehenden Gemütes, ich wünschte dir, daß dein Horizont nur solches Gewölk aufzuweisen hätte, wie die Werbung meines Gatten, ehe er mich gekannt, für unsere Ehe sein kann! Mein Gatte wird mir makellos die Treue halten und niemals wie der deine — gewisse grüne Bilets erhalten, die er vor den Augen seiner Frau verbergen muß!“

Käthe warf den Kopf zurück und ihre schlaute Gestalt wuchs förmlich, so hoch richtete sie sich auf.

„Was soll das heißen?“ fragte sie scharf.

„Diskretion ist Ehrensache,“ erwiderte Tante Kuti mit einem triumphierenden Achselzucken. „Auch ich kann schweigen.“



„Aber schlecht,“ sagte Käthe verächtlich, drehte sich auf dem Abiath um und verließ das Zimmer.

„Alle Giftdolche,“ brummte sie mehr wahrheitsgetreu, als höflich, als sie die Thür geschlossen und in gewissem Sinne als Sieger das Feld geräumt. Dann ging sie aber nicht zu der Köchin, sondern in ihres Vatters Zimmer und warf sich mit einem: „Uff! Das war ja ein recht heittrer Morgen!“ in den Sessel vor dem Schreibtisch.

„Ich wußte 's ja im voraus, daß das alte Pestel nicht Frieden halten kann,“ brach sie dann los. „Aber das gelobe ich: das war Tante Kulis letzter Besuch! Das könnte mir gerade passen, mich in meinem Hause knechten zu lassen — — erst purer Honig, dann Krallen, dann Injurien, dann nochmal Honig ums Maul, und zuletzt beißt die alte Klapperschlange auch noch und spritzt Gift um sich. Unnötig verschossenes Pulver, Madame! Grüne Billets? Ja, warum soll er denn keine grünen Billets kriegen — — wenn sie rosa wären, wär's ihr wahrscheinlich auch nicht recht. Ist grün 'ne verdächtige Farbe? Wieso denn?“

Und Käthe versank in tiefes, zorniges Brüten, und gerechterweise muß man sagen, daß sie Grund dazu hatte. Aber durch all' ihre innerlichen Anklagen gegen das Schicksal, das ihr eine Tante Kuli mit als Hochzeitsgabe geben mußte, spukte es in grünen Nuancen vom schreienden Giftdolch bis zum allermodernsten Moos- und Chartreusegrün vor ihren Augen — der Stich hatte ihr, wenn er sich auch nicht gerade tief in ihr Herz gebohrt, doch die Haut geritzt, wie solche Stiche, die im Moment des Zornes, in der Wache versetzt werden, leider gern zu thun pflegen. Moosgrün, hell moosgrün waren die zwei oder drei Billets im eleganten länglichen Format gewesen, welche Graf Kirchwald erhalten hatte. Käthe war durch die merkwürdig auffallende, merkwürdig geschmacklose Farbe — für eine Korrespondenz nämlich — aufmerksam gemacht worden darauf. Doch da Graf Kirchwald diese Billets ohne Kommentar entgegen nahm, sehr rasch las und sie dann in den Armelausschlag seines Überrockes steckte, ohne ein Wort darüber zu verlieren, so war es Käthe auch nicht in den Sinn gekommen, ihren Vatten darüber auszufragen — was er ihr sagen wollte, sagte er ihr ungefragt, und was er nicht sagte, darüber machte sie sich keine Kopfschmerzen, denn sie hatte zuviel Vertrauen zu ihm, um gleich und ohne Grund an Unrechtes zu denken und neugierig war sie überhaupt nicht. Vor allem aber war sie nicht feige und darum empörte sie Tante Kulis Attacke aus dem gesicherten Hinterhalt besonders — das war schon gerade das rechte, solche niederträchtige Andeutungen zu machen, ohne eine Begründung dazu zu geben, bloß um Mißtrauen und Unfrieden zu stiften. Mißtrauen!

Als ob sie, Käthe Hellberg, ihrem Vatten mißtrauen könnte, und wenn er alle Tage seines Lebens grüne Billets erhielte.

Käthe lachte verächtlich auf bei diesem Gedanken und dabei schweifte ihr Auge über den großen Papierkorb neben dem Schreibtisch ihres Vatten und blieb darauf haften, denn zwischen dem durchbrochenen Flechtwerk schimmerte es tief unten grün — hellmoosgrün durch.

„Eine schöne Farbe für Sammet und Seide — aber einfach gräßlich für Papier,“ murmelte Käthe und zog den Papierkorb neben ihren Stuhl — nicht etwa, um ihres Vatten Korrespondenz einer Kontrolle zu unterziehen, Gott bewahre, nein, nur um das grüne Papier in der Nähe zu betrachten! Aber der kleine grüngelbe Teufel, den Tante Kuli mit ihrem Pfeil abgeschossen, der Käthe zwar nicht verwundet, aber doch getroffen hatte, freute sich, wie sich eben nur Tölpel seines Schlages freuen, als Käthe anfing, in dem fast gefüllten Korb zu stöbern. Und siehe da, ganz oben, nur verdeckt durch ein paar zerknüllte Papiere lag auch solch grünes Couvert, bedeckt durch die mit großer, kühner Hand geschriebene Adresse, besetzt mit zwei 5-Pfennigmarken, deren helles Giftdolchgrün gräßlich mit dem Moosgrün des Papiers disharmonierte. Der Brief war ein Stadtbrief und kam aus Berlin — das Papier war dick und von bester Güte, und auf der Rückseite, über dem Verschuß war ein roter Johannisstängel eingepreßt.

„Natürlich, der fehlte auch noch drauf,“ murmelte Käthe mißbilligend. Aber was war das? In dem Umschlage steckte ja noch der Bogen! Sie legte das Billet, als ob es brennte, auf den Schreibtisch und begann ihre Kazzia nach dem grünen Couvert, das unten durch das Flechtwerk leuchtete, von neuem, doch ehe sie bis dahin gelangte, hatte sie ein zweites grünes Billet in der Hand und wieder steckte in diesem der Bogen Papier! Merkwürdig! Sie legte Nr. 2 auf Nr. 1 und fischte nach einiger Mühe Nr. 3 aus dem Papierchaos hervor — genau dieselbe Geschichte wie mit den beiden andern Briefen. Erhitzt vom Rücken stieß Käthe den Papierkorb nun an seine Stelle zurück und betrachtete mit hochgezogenen Brauen die drei kleinen grünen Ungeheuer, die sie nun in den Händen hielt.

„Schandlicher Geschmack!“ konstatierte sie zunächst. Dann überlegte sie. Warum hatte ihr Vatte diese Couverts samt Inhalt in den Papierkorb geworfen? Wahrscheinlich weil der Inhalt eben ganz unwichtig war. Natürlich — das war doch klar wie Kloßbrühe. Das Geschäft, den Korb auszuleeren und die Papiere entweder zu verbrennen oder sonstwie ins Gemülle zu befördern, lag dem Burischen ob, und dieser konnte, wenn er sonst wollte, alle die Schriftstücke lesen, welche in den Korb als überflüssig und unwichtig

geworfen wurden. Folglich konnte er, wenn der Papierkorb heute endlich mal geleert wurde, auch diese drei Billets lesen, und es war doch hundert gegen eins zu wetten, daß die grüne Farbe dieser Billets ihn dazu reizen mußte — noch folglich also durfte sie, Rätthe, diese Briefe erst recht lesen. Es lagen soviel Briefe dort im Korbe, welche zerrissen worden waren, damit der Bursche sie beim Räumen nicht las — warum also waren diese drei ganz? Weil es egal war, ob der Bursche sie las oder nicht. Also —!

O Rätthe, Rätthe — der Teufel ist ja nie um Gründe verlegen, wenn es ihm gilt, Versuchungen zu erfinden. Rätthe aber dachte natürlich nicht an den Teufel, sie war nun ihres Rechtes ganz sicher — was dem Burschen recht war, konnte ihr doch schon lange billig sein. Aber sie ging damit nach einer Methode vor, indem sie die Briefe nach dem Datum des Poststempels ordnete, dann zog sie aus dem Couvert, welches das entfernteste Datum aufwies, den Bogen vor. Er war grün wie sein Mantel und trug in der oberen linken Ecke den geprägten roten Johanniskäfer und hatte nur eine Zeile Inhalt nebst Unterschrift:

Tgkskuvt, nsltu Ev xbt?

Anna.

„Das ist ja reiner Blödsinn, bis auf die Anna!“, sagte Rätthe laut, nachdem sie sich vergeblich bemüht, die geschriebenen Worte auszusprechen. „Sollte es am Ende polnisch sein? Papa sagte immer, daß die polnische Sprache meist aus Konsonanten besteht, die für sich ausgesprochen werden. Er kann zwar nicht polnisch, aber er hat's gesagt. Tegelaskuvt, enesesttu ev xbt? Ja, aussprechen läßt sich's so schon, schlecht aber doch. Aber was heißt's auf deutsch? Ob ich rasch polnisch lerne?“

Kopfschüttelnd zog Rätthe den zweiten Bogen aus dem Couvert mittleren Datums, und was stand darin? Zwei Zeilen des Inhalts:

Fen luv flg byglvg Ogvyksgf wputgt Igkglonektlhv.

Cqqc.

„Om,“ machte Rätthe verblüfft, „hier sind mehr Vokale drin. Hauptworte auch, weil diese beiden groß geschrieben sind. Ob's auch polnisch ist? Oder hindostanisch? Ich möchte doch nicht gern die falsche Sprache lernen. Das Papier ist dasselbe, die Schrift ist dieselbe — warum schrieb das Wesen nicht auch ihre kühnengeschwungene ‚Anna‘ darunter?“

Unter diesen Betrachtungen zog Rätthe den dritten Bogen aus dem dritten Couvert, und da stand das dritte Rätsel:

Ghdq Mq. Cqch. Gds Zadmc zhgs Tgq adhl  
kbgxdgdm Vzfmldq.

Znnz.

„J, da schlag doch der Ruckuck drein,“ schimpfte Rätthe los, „was soll man denn aus dem Gschmiere

machen? Das muß ja die Sprache irgend eines wilden Völkertammes sein — da konnte Horst natürlich diese kostbaren grünen Wische in den Papierkorb werfen, wie sie gebaden sind, das kann der Bursche nicht lesen, und wenn er drei Jahre darüber sitzt. Ich kann's auch nicht lesen. Ob Horst es überhaupt selbst versteht? Ach was, ich werde ihn einfach danach fragen. Punktum!“

Wenn Rätthe bei diesem guten und richtigen Entschluß geblieben wäre, so mußte diese Geschichte ungeschrieben bleiben; zum Glück für den Schriftsteller aber thun die Leute nicht immer, was sie sollen und liefern dadurch den Stoff, daraus Romane, Novellen und — Humoresken entstehen. Der kleine grüngelbe Teufel aber, der in Tante Rukis Nachschreibsel verborgen gewesen, jener Teufel, den die Menschen Eifersucht nennen und der ein besonders guter Freund der Schriftsteller sein muß, weil er nicht müde wird, sie mit dem alten, ewig neuen Stoff zu versehen, ihm machte es besondern Spaß, die guten Vorsätze, welche Rätthe ihre Vernunft eingab, wie ein Kartenhaus über den Haufen zu werfen.

„Aber die Anna!“ raunte der Teufel ihr ins Ohr.

„Vöhlbliß — die Anna hätte ich über dem blödsinnigen Geschreibsel fast vergessen,“ nahm Rätthe sofort diesen blühähnlichen Gedanken auf. „Wer ist sie überhaupt? Anna kann jede heißen. Ich könnte ja Horst auch danach fragen, aber — — aber nach dem dummen Gerede von Tante Ruki — — und es ist ein dummes Gerede! Wenn er mir hätte von dieser Anna erzählen wollen, hätte er's ja sicher gethan — Horst hat keine Geheimnisse vor mir, ich keine vor ihm. Wenn ich ihn so, wie aus der Pistole geschossen, frage, dann geniert es ihn vielleicht — vielleicht auch nicht, aber er hält mich am Ende für neugierig! Zu dumm wär's. Aber um Tante Ruki zu beweisen, was für Kuhl sie gequatscht hat, muß ich wissen, was in diesen Briefen steht, muß ich erfahren, wer diese Anna ist. Ich bin nicht etwa eifersüchtig auf sie — i, wo werde ich denn, aber Tante Ruki muß ich diese Briefe unter die Nase reiben, daß ihr die Augen übergehen, die olle Gistbolle, die!“

Und mit diesem schönen Eifer, Tante Ruki eines Besseren belehren zu müssen, betrog die gute Rätthe sich selbst mit Erfolg, und wer ihr gesagt hätte, daß im Grunde ihres tapferen Herzens auch nur ein Funke von Eifersucht schlummerte, daß sie auch nur ganz von weitem an der Treue ihres Gatten zweifelte, der hätte es mit ihr zu thun bekommen, daß er das Wiederkommen für immer vergaß. Zunächst hieß es handeln. Sie stopfte die leeren grünen Couverts zurück in den Papierkorb und die grünen Bogen in ihre Kleidertasche und während sie dann stand und sann, was sie zuerst thun mußte, kam ihr ein Gedanke.

„Ob die Briefe am Ende chiffriert, in Geheimschrift geschrieben waren!“ Das mußte zuerst festgestellt werden. In tiefem Sinnen verließ sie ihr Zimmer und traf im Korridor mit Tante Ruti zusammen, welche zum Ausgehen angekleidet war.

„Nun,“ sagte sie spitz, „hast du dich besonnen, mein Kind?“

„Besonnen?“ fragte Rätke, die mit ihren Gedanken ganz wo anders war. „Worauf denn?“

„Immer Ausflüchte!“ rief Frau von Diestelcamp ungeduldig. „Ich meine, hast du dich besonnen, daß du dich unmanierlich gegen mich betragen und willst du mir den Namen der Hofdame nun nehmen?“

„I Gott bewahre,“ erwiderte Rätke sehr ruhig.

„Ah — du hast also nur über die gewissen grünen Billets nachgedacht,“ fauchte Tante Ruti malitiös.

„Die grünen Billets kenne ich besser wie du,“ gab Rätke prompt zurück, „aber ich habe darüber nachgedacht, wie schön es doch ist, wenn ältere Leute gegen Jüngere Rache üben, indem sie ihnen feig hinter den gesicherten Palissaden ihrer sogenannten Würde hervor ein Ruckdrei ins Nest legen. Ich nenne das ruppig und bin sicher, daß Onkel Diestelcamp es sogar poplig nennen wird.“

Rätke kannte, so jung wie sie war, ihre Leute per Instinkt, denn Tante Ruti erbleichte.

„Poplig!“ wiederholte sie ein Wort, das sonst nie über ihre hochdeutschen Lippen gekommen wäre. „Willst du damit sagen, daß du gedenkst meinem Gatten unsere Konversation zu wiederholen?“ stammelte sie.

„Wenn du unter Konversation deine injurienreichen Ausfälle auf mich verstehst, so habe ich allerdings im Sinne, sie Onkel Diestelcamp und meinem Manne zur gefälligen Kenntnissnahme vorzulegen,“ entgegnete Rätke pompös. „Ich muß mich gegen deine tantlichen Übergriffe schützen, denn die nächste Nummer ist ja Reile!“

Wenn Tante Rutis Aufenthalt am nächsten Tage abgelassen gewesen wäre, so hätte sie's sicher auf Rätkes Drohung ankommen lassen, so aber gedachte

sie noch vierzehn Tage zu bleiben und hatte durchaus nicht die Absicht, durch einen Krach mit diesem nolens volens gastfreien Hause in ein teures Hotel verpflanzt zu werden.

„Liebes Kind,“ sagte sie deshalb süß, „ich sagte dir schon vorher, daß man nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen muß, das in der begreiflichen Erregung gesprochen wird —“

„Und ich sagte dir schon vorher,“ fiel Rätke ein, „daß das keine Entschuldigung ist. Was mein Mann darüber denkt, weiß ich im voraus und wir werden ja hören, was Onkel Diestelcamps Meinung ist.“

Tante Ruti schien ihrerseits darüber nicht im unklaren zu sein, denn nach kurzem Kampfe sagte sie: „Nun wohl — wenn du darauf bestehst — es ist nicht richtig, weder von dir noch von mir, aber keine Regel ohne Ausnahme — ich bitte dich, meine Worte zu entschuldigen, wenn sie hart gewesen sein sollten!“

„Na, ich danke,“ gab Rätke trocken zurück. „Aber es schad't nischt. Ich entschuldige, d. h. ich acceptiere deine Entschuldigung mit dem Vorbehalt, daß ich sofort die große Glocke läuten werde, sobald du einen Rückfall hast. Injurien sind nicht, gnädige Frau, und ich gebe dir mein Wort: die heutigen waren deine letzten!“

Was kein Mensch für möglich gehalten hätte, geschah — Tante Ruti accep-

tierte stumm den energischen Protest und ging ganz demütig ab, um ihrerseits mal allein mit dem „Christkind zu sprechen.“ Aber so geht's häufig, daß die insolentesten Leute die Segel streichen vor einem festen Wort.

„Jeder Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird,“ murmelte Rätke indigniert, als die Entree-thüre hinter ihrer prinzipiellen Widersacherin zuklappte, dann aber zog sie sich in ihr Zimmer zurück und vertiefte sich in den rätselhaften Inhalt der drei grünen Briefe, bis es ihr ganz wirt im Kopfe wurde.

(Fortsetzung folgt.)



„Sie legte Nr. 2 auf Nr. 1 . . .“

# Kreuz und Halbmond.

Skizzen aus der Türkei. Von Friedrich von Budyenau.

Nachdruck verboten.

## III.

**T**utschul Said Pascha, der neue Großvezier, verstand es bald sich geltend zu machen.

Ein Weltmann, bis auf sein Äußeres, konnte er ebenso liebenswürdig und bezaubernd, als unnachsichtlich und streng bis zur Brutalität sein. Der erste Eindruck, den man von ihm gewann, war ein denkbar schlechter. Er ist klein gewachsen, unterseht, lässig in seinem Äußern, mit einem Gesicht, das an einen Zottelbären erinnert. Wer dies Gesicht gesehen, vergißt es nicht, ein Haarwald, aus dem eine starke Nase und zwei Augen sich abheben, ein Haarwald, tiefschwarz, ungepflegt, verworren; mit diesem Gesicht könnte man Kinder erschrecken! Dabei blicken aber diese Augen so sanft und gut, daß man unwillkürlich zu dem Manne Vertrauen gewinnt.

Said faßte seine Aufgabe sehr ernst auf. Er erklärte dem Sultan, daß die Politik des Zauderns, des Versprechens und Hinziehens von Rußland auffallend protegiert, also für die Türkei schädlich sein müsse und daß, wenn man sich eine fremde Intervention vom Leibe halten wolle, man ernsthafte Reformen einführen müsse.

Das Palais sagte zu allem Ja und Amen, weil es Zeit gewinnen wollte und in seiner Kurzsichtigkeit glaubt alle Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es nur Zeit gewinne.

Hätte Said die extremsten Reformvorschläge ausgehebt, hätte er mit den Reformen wo immer auch begonnen, es wären ihm schließlich große Hindernisse nicht in den Weg gelegt worden, aber Said begann die Reformen, indem er in Sachen der Presse selbständig entschied, ohne für jede Kleinigkeit einen Trabe zu erwarten, und die Rechte des Großveziers dem Palais gegenüber wahrte und schließlich das Verbrechen beging, diverse Palaien zu brüskieren. In wenigen Tagen war sein Sturz besiegelt, wenn er auch nicht sofort von seinem Posten entfernt wurde.

Speciell zwei Episoden waren es, die seinen Sturz herbeiführten. Der allmächtige Kammerdiener Lutfi Aga war es, den er tödlich beleidigte, indem er, als er eines Tages im Yildiz erschien, um einen Bericht zu erstatten und an Lutfi gewiesen wurde, kurzweg erklärte, er erstatte Palaien keine Berichte. Von diesem Momente an war er ein toter Mann, denn er hatte den großen Lutfi beleidigt und das ganze Bedientenvolk im Yildiz steht, mag es untereinander sich noch so befehlen, wie ein Mann, wenn es gilt

für die Privilegien und die Macht des Hofes einzustehen.

Den Ausschlag aber gab ein peinliches Rencontre mit dem Polizeiminister Nazim Pascha, einem besonderen Günstling des Sultans. Der Großvezier kam eben vom Palais, als er dem Wagen des Polizeiministers begegnete, der nach dem Yildiz fuhr. Said ließ halten und fragte in seiner rücksichtslosen Manier, wohin Nazim wolle, und als dieser sagte, daß er zum Sultan fahre, verbot er es stritt, indem er erklärte, er dulde nicht, daß die Minister über ihn hinweg direkt dem Palais berichteten; alle Berichte müßten ihm zukommen und er würde sie dann an allerhöchster Stelle unterbreiten.

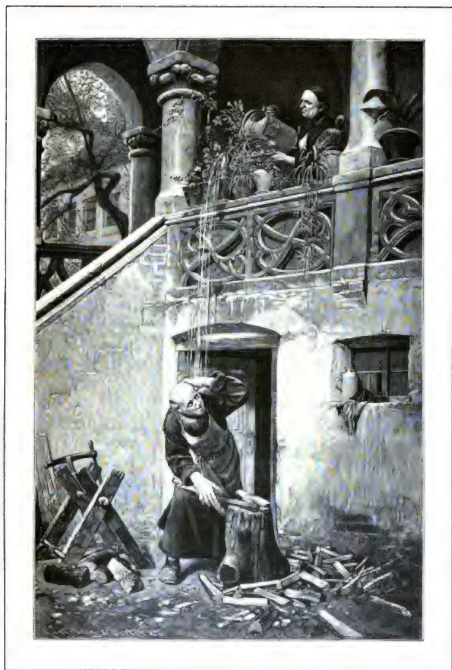
Nazim wollte einen Skandal vermeiden und gab nach, um aber einige Stunden später doch hinauf zu fahren und sich zu beschweren.

Einen so selbständigen Geist konnte die Kamarilla nicht brauchen, Said fiel, Niamil kam, aber auch dessen Herrlichkeit war von kurzer Dauer und schließlich erhielt Halil Misaat Pascha das Staatsiegel und hält es bis heute in seinen altersschwachen Händen; ein zweiter Djewad Pascha, aber in verschlechterter Ausgabe.

Bevor wir uns dem Palais von Yildiz zuwenden, möchte ich nur noch erwähnen, daß Nazim Pascha, der allmächtige Polizeiminister, inzwischen auch den Weg aller Minister gegangen, das heißt in Ungnade gefallen ist, kurze Zeit zur Disposition gestellt und dann als Statthalter irgend wohin geschickt wurde. Über die Ursache, welche seinen Sturz herbeigeführt hat, erzählt man sich folgendes Distörchen: Der Sultan habe ihn gefragt, warum er denn nicht endlich alle Jungtürken einsperre, daß man Ruhe habe, worauf Nazim, zuviel auf seine feste Stellung vertrauend, geantwortet haben soll: Das ist schwer möglich, Majestät, denn dann müßte ich die ganze türkische Bevölkerung von Konstantinopel einsperren. Der Sultan nahm diese Antwort sehr ungnädig auf und Nazim war entlassen. Übrigens behauptet man, Nazim wäre auf Betreiben eines Diplomaten gestürzt worden, dem er unhöflich begegnet sei, doch wüßte ich heute keinen in Konstantinopel, der soviel Energie und Einfluß bei Hofe besäße, um die Demission eines Günstlings erzwingen zu können.

Der einzige Diplomat, der etwas Ähnliches durchsetzte, war Herr vonadowitz, der frühere ausgezeichnete Vertreter Deutschlands am Bosporus.





**Erwartungste Abkühlung.** Nach dem Gemälde von Hugo Kraus.

Ein Matrose eines deutschen Handelschiffes verübte in Galata in vollgetrunkenem Zustande allerlei Ausschreitungen und wurde deshalb von der türkischen Polizei auf die Wachtstube gebracht, wo an ihm ein Gewaltakt verübt wurde.

Am Morgen entlassen, ging der deutsche Matrose in das deutsche Hospital und durch die Direktion desselben erfuhr Herr von Radowiz von der Unthat. Eine durch den Botschaftsdragoman bei der Polizeidirektion vorgebrachte Beschwerde wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen und dahin erledigt, die Untersuchung habe keine Daten bezüglich des Thäters zu Tage gebracht.

Nun fuhr Radowiz selbst zum Justizminister und verlangte eine strenge Untersuchung, worauf dieser in etwas legerer Manier sagte, man könne doch nicht wegen eines betrunkenen Matrosen, auch wenn dieser ein Deutscher sei, eine Staatsaffaire machen. Für Radowiz war diese Antwort genügend, um sofort die äußersten Maßnahmen zu treffen. Er fuhr vom Ministerium direkt in das Palais und verlangte nicht nur Eruiertung und Bestrafung der Schuldigen und Schadloshaltung des Matrosen, sondern auch persönliche Genugthuung, denn das Deutsche Reich sei verletzt, indem die Polizeidirektion und der Minister die an einem Deutschen begangene Unthat per bagatelle behandelt hätten.

Ob das Verbrechen an einem hochstehenden Manne oder einem Matrosen verübt worden sei, sei gleichgültig, da in Deutschland alle Bürger gleich seien.

Im Palais wollte man zu dem beliebten Mittel des Hinziehens greifen, aber darauf ging der energische deutsche Botschafter nicht ein. Er gab dem Palais vierundzwanzig Stunden Zeit und präcisierte seine Forderungen dahin, daß die Schuldigen eruiert und dem Berichte übergeben sowie bestraft werden müßten, daß der Matrose eine entsprechende Abfindung zu erhalten habe und sowohl der Polizeidirektor als der Justizminister entlassen werden müßten. Sprach's, fuhr nach Hause und befahl alles zur Abreise zu packen.

Als alle Versuche, ihn milder zu stimmen, mißlangen, erfüllte der Sultan alle Forderungen des Herrn von Radowiz, und seither ist man in der Türkei sehr vorsichtig, wo es sich um einen Reichsdeutschen handelt.

Ungefähr eine halbe Stunde von Konstantinopel liegt der Komplex von Palästen, welchen man Yildiz nennt und in welchem Sultan Abdul Hamid II. seine Tage als freiwilliger Gefangener zubringt. Eine prachtvolle Straße führt in weiten Serpentin zum äußeren Thore des märchenhaften Yildiz. Vor demselben erhebt sich die schöne Hamidiemoschee, in welcher der Sultan seine Freitagsandacht verrichtet,

dann zwei Fremdenthosse, von denen der eine für das diplomatische Corps und der andere für Personen von Rang bestimmt ist, welche dem Selsamlit bewohnen wollen. In nächster Nähe des Yildiz ist der Konak des originellen achtzigjährigen kaiserlichen Leibarztes Dr. Mavrogeny Pascha, eines Herrn, dessen man gedenken muß, wenn man über den Hof von Konstantinopel schreiben will.

Mavrogeny ist ein Abkömmling einer hochangesehenen uralten griechischen Familie und war schon Leibarzt des Prinzen Abdul Hamid. Von stupender Gelehrsamkeit hat er aber zwei Fehler und zwar erstens die Sucht, möglichst viel zu schreiben und eine krankhafte Vorliebe für das weibliche Geschlecht . . . trotz seiner achtzig Jahre. Der Sultan vertraute ihm blindlings und nahm seine Schreibwut, die in der giftigsten satirischen Manier niemand verschonte, nicht ernst, so daß Mavrogeny das Privilegium besaß, der einzige am Yildiz, zu schreiben, was er wollte, und dies im Auslande zu veröffentlichen, denn in der Türkei selbst gilt die Censur auch für einen ausgesprochenen Günstling des Sultans. Er wäre bis heute im Vollgenusse des kaiserlichen Vertrauens geblieben, wenn ihn nicht die Liebe zu einer unwürdigen Frau zu Grunde gerichtet hätte. Nach dem Tode der ersten ebenfalls der griechischen Aristokratie angehörenden Frau, heiratete er eine Dame von zweifelhaftem Ruf, die ihn tyrannisierte und sein Haus zu solchen Orgien benutzte, daß der Sultan selbst mehrmals eingreifen und sie verbannen mußte, sie aber auf die flehentlichen Bitten des verliebten alten Herrn zurückrief. Schließlich arteten aber die Skandale so aus, daß Mavrogeny selbst sich zur Scheidung entschließen mußte. Aus Rachsucht denunzierte nun die undankbare Frau ihren Gatten bei der Polizei, daß er Memoiren schreibe, in denen die intimsten Vorgänge bei Hofe enthüllt und speciell der Sultan schwer beleidigt werde. Diese Denunziation hätte weiter keine Folgen gehabt, da der Sultan und alle Welt von der Schreibwut des Arztes wußten; höchstens hätte man die betreffenden Papiere vernichtet.

Mavrogeny aber that das Dummste, was er thun konnte. Auf die erste Nachricht von der Anzeige seiner Frau hin, flüchtete er auf die Russische Botschaft.

Das war allerdings ein starkes Stück! Der Leibarzt des Sultans als Flüchtling bei den Russen. — Fortan war er unmöglich. Jetzt nahm auch der Sultan die Sache ernst, von der sehr richtigen Erwägung ausgehend, daß sein Vertrauter viel auf dem Kerbholz haben müsse, um sich zu solch' einem verzweifelten Schritte zu entschließen, und ließ eine genaue Hausdurchsuchung bei Mavrogeny vornehmen, der vom russischen Gesandten übrigens bewogen



wurde, am nächsten Tage sein Heim wieder aufzusuchen, wo er sofort verhaftet wurde.

Die Untersuchung zeigte allerdings die vollste Unschuld Mavrogenys, aber der Sultan verzicht ihm seine Flucht auf die Russische Botschaft nicht.

Seither haben sich auch andere Großwürdenträger entweder auf Botschaften geflüchtet oder die Intervention der Botschafter nachgesucht, aber der Fall Mavrogeny erregte als der erste das größte Aufsehen.

Bekannt ist, daß der Großvezier Rutschuk Said Pascha sich auf die Englische Botschaft flüchtete, und daß der Großvezier Riamil Pascha und Marschall Fuad Pascha den Schutz der Großmächte erbaten, ein Beweis, wie wenig Vertrauen selbst die höchsten Personen in der Türkei in die türkische Rechtspflege setzen.

Mavrogeny wurde freigelassen, behielt den Titel eines Leibarztes, auch das Gehalt, hat aber ausgespielt. — — — — —

Der Yildiz zerfällt in zwei Teile, von denen der eine für bevorzugte Personen zugänglich ist, der zweite, in dem sich die eigentliche Residenz des Sultans und der Harem befinden, sich nur sehr selten und höchstens einem Botschafter oder einer zu Gaste anwesenden fürstlichen Persönlichkeit öffnet.

Als wahrheitsliebender Chronist berichte ich bloß über den ersten Teil; was über den zweiten bisher veröffentlicht wurde, ist nichts mehr als Phantasie-schilderung.

Es geht damit gerade so, wie mit den Schilderungen über die türkische Frau. Europäer bekommen eine solche nie zu Gesichte. Allerdings kommt es vor, daß reiche Europäer in Konstantinopel den Wunsch äußern, türkische Frauen kennen zu lernen. Wenn sie mit dem Gelde nicht geizen, so verschaffen ihnen Fremdenführer dies Vergnügen, doch sind es nicht türkische Frauen, sondern als Türlinnen verkleidete Armenierinnen und Jüdinnen. —

Wer in das Innere von Yildiz gelangen will, muß zuerst die Wache passieren, wo man, falls man nicht durch häufigen Besuch bekannt ist, genau angeben muß, wer man ist und wen man sprechen will. Ist man aber bekannt, das heißt, giebt man beim Verlassen des Palais den vor der Wache stehenden Polizisten den üblichen Bakschisch — in der Regel einen Medschidia, also zwei Gulden — so genügt es beim Eintritt seine Visitenkarte abzugeben.

Yildiz ist eine reizende Gartenstadt mit sauber gepflegten Alleen, Marmorbrunnen und Rasenplätzen, in der sich ein halbes Hundert prächtiger freistehender Villen erheben.

Wir benutzen unsere Anwesenheit im Yildiz, um allen maßgebenden Herren unseren Besuch abzustatten und bei jedem den obligaten Kaffee zu nehmen.

Im ersten großen Hause rechts vom Eingange haben vier Herren ihre Empfangsräume. Im Parterre der Kammerherr Emin Bey, ein kleiner beweglicher Herr mit dunklem Teint, ein Araber von Geburt. Sehr liebenswürdig, sehr gewandt, ein genauer Kenner der orientalischen Sprachen und des Französischen, gilt er als das politische Orel des Sultans, doch hat ihn die vorsichtige Manier in der Beantwortung aller ihm gestellten Fragen den Beinamen Korkak Esendi (der furchtsame Herr), einzutragen.

Im ersten Stock hat den linken Flügel der einflußreiche Kammerherr Hadshi Ali Bey, den rechten der Kammerherr Nury Pascha und den Mitteltrakt der Löwe von Blemna, Obersthofmarschall Ohazi Osman Pascha inne, welcher letzterer übrigens, trotzdem er der höchste Palaiswürdenträger und der einzige Begleiter des Sultans bei der Fahrt zum Selamlit ist, gar keinen Einfluß besitzt oder besser gesagt außer um rein militärische Fragen sich um nichts kümmert und deshalb der einzige ist, welcher weder in noch außer dem Palais Feinde hat.

Hadshi Ali Bey ist der Alttürke, wie er lebt und lebt. Er trägt das türkische Gewand, breite Hose, bunte lange Weste und einen langen Talar, der im Winter mit Pelz verbrämt ist, sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Stuhl und spricht bloß türkisch.

Dabei gilt er als sehr fromm und steht in engem Kontakt mit allen Hodschas (Priestern) und Tekes (Mönchen).

Europäische Art und Weise ist ihm vollständig fremd und beim Gabelfrühstück, das im Empfangsalon serviert wird, ist er nach alter Sitte ohne Gabel. Ich war einmal bei Hadshi Ali Bey und nahm, da er nicht anwesend war, auf einem Fauteuil Platz. Im Salon mochten etwa zwanzig Herren, hohe Militärs und Hodschas, anwesend sein.

Der Hausherr hatte sich, wie ich erfuhr, für kurze Zeit zurückgezogen und es wird mir unergötzlich sein, wie er zurückkam.

Es öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür und herein trat Seine Excellenz ohne Rock, gefolgt von zwei ehrerbietig vor sich blickenden Dienern, von denen einer dem Bey ein Handtuch reichte, mit dem sich Excellenz coram publico die Hände abzuwischen geruhte, während der zweite den Talar trug, in den der hohe Herr nach beendigter Abtrocknung hineinschlüpfte, um sich dann würdevoll auf seinen Platz zu begeben und die Anwesenden mit einem Temenna (türkischer Gruß) willkommen zu heißen . . .

Excellenz Nury Pascha ist ein kleiner magerer Herr, der gut deutsch spricht und gerne plaudert, wenn dies in der deutschen Sprache geschehen kann. Gefällig und freundlich, ist er dabei ganz harmlos und ohne jeden Einfluß.

Nun kommen wir zum Obersthofmarschall, Excellenz Ghazi Osman Pascha. Der Marschall, der etwas Französisch spricht, empfängt uns mit wohlthuender soldatisch-herzlicher Freundlichkeit. Er macht einen ausgezeichneten Eindruck. Er ist ziemlich hoch gewachsen, sein volles, von einem schneeweißen kurz geschnittenen Vollbart umrahmtes Gesicht zeigt würdevollen Ernst und dabei Herzensgüte. Dem Sultan unbedingt ergeben, hält er sich dabei allen Hofintriguen fern, besitz deshalb, wie schon oben erwähnt, nur Sympathien und erfreut sich bei Türken wie Christen uneingeschränkter Achtung und Verehrung. Aber gerade diese allgemeine Verehrung veranlaßt den Sultan, jeden Schritt Osmans überwachen zu lassen, der heute nichts anderes als ein Gefangener in goldenem Käfig ist.

Die Schicksale dieses tapfern Generals sind zu bekannt, als daß ich mich über dieselben des Längeren ergehen sollte.

Trotzdem dürften einige Worte nicht überflüssig sein.

Bekanntlich waren, als der Name Osman Pascha wie ein leuchtender Stern am Firmamente aufging, die verschiedenartigsten Gerüchte über ihn verbreitet; bald glaubte man in ihm den Marschall Bazaine, bald einen amerikanischen General zu sehen und da ist es charakteristisch, was Osman Pascha einem Berichterstatter des „Golos“ gesagt haben soll:

„Meine Biographie ist der gesamten Welt bekannt. Ich bin ja der Marschall Bazaine, meine Frau ist eine Andalusierin, und ich habe drei Töchter. Eine meiner Töchter ist in Paris Sängerin in einem Café chantant, die andere tanzt in einem öffentlichen Lokal in London und die dritte führt in Petersburg ein leichtfertiges Leben.“ Und als der Korrespondent ganz verwundert dreinschaute, fuhr Osman fort: „Nein, mein Herr. Ich bin ein Türke, aus Tokat in Anatolien gebürtig, wurde in der Kriegsschule in Konstantinopel erzogen und führte in der letzten Zeit, da ich dem Generalstabe zugezählt war, ein Nomadenleben. Ich bin Familienvater. Zwei meiner Söhne werden in der Familie des Sultans Abdul Hamid erzogen. Ich habe gekämpft in Arabien, Bosnien und der Herzegowina. Ich wurde zum Range eines Mischirs erhoben, in Folge der Niederlage, welche ich den Serben bei Jastar beibrachte. Da haben Sie meine Biographie“ . . .

Bezeichnend für die hohe Meinung, die man von der Palaisweisheit schon vor zwanzig Jahren hatte, mag der Ausspruch bezeugen, den ein deutsches Wochenblatt über das Unglück Osmans bei Plewna gethan hat.

Es sagte:

„Den Leuten von Plewna bleibt jetzt Zeit genug hinzubrühen über das Schicksal seiner Tapferen, die

Dummheit in Stambul und das Unglück seines Vaterlandes“ — — — — —

Nun verlassen wir diesen Konak und schlagen den Weg rechts zum großen Haremthor ein, vor dem eine Anzahl jener unglücklichen Geschöpfe lungert, welche man Eunuchen nennt und die den Dienst in dem Allerheiligsten des Harems versehen.

Es soll bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß trotzdem die Sklaverei angeblich aufgehört hat, für Nachwuchs der Eunuchen hinlänglich gesorgt ist. Man sieht sehr häufig ganz junge Versuchene.

Knapp am Haremsthore ist ein unscheinbares einstöckiges Haus, in dem der eigentliche Herr der Türkei, Seine Excellenz der zweite Sekretär und Kammerherr Izzet Bey, amtiert. Izzet hat keine besonders hohe Stellung, ist aber thatsächlich der unumschränkte Herr und Gebieter der Türkei, gilt als die Hauptstütze der Alttürken, die von einer Reform nichts wissen wollen, wird von Jungtürken und Armeniern bitter gehaßt, von allen Hofleuten beneidet und ist in der That aber durchaus nicht zu beneiden, denn die Gunst seines Herrn und das Bewußtsein seiner Macht werden wohl kaum imstande sein, ihn für die wirklich bis zur Erschöpfung aufopfernde Thätigkeit und das Bewußtsein zu entschädigen, mit ungerechten Mitteln für eine ungerechte Sache zu kämpfen, deren schließlicher Lohn doch nur der Fluch aller Patrioten sein kann.

Daß es ihm an Demütigungen aller Art trotz seiner Machtfülle nicht fehlt, bleibe nicht unerwähnt.

Über eine solche berichtet die in Paris von Achmed Riza in französischer Sprache herausgegebene Halbmonatsschrift „Mecmure“. Der Sultan schickte Izzet Bey zum französischen Botschafter Herrn Cambon, um diesen über die letzten Botschafterkonferenzen auszufragen. Cambon merkte die Absicht und geriet außer sich vor Entrüstung und rief ihm zu: „N'est-ce donc pas assez, que S. M. le Sultan ait rempli Constantinople d'espions? Vous auriez la pretention, par hasard, de venir m'interroger chez moi? Que pareille chose ne vous arrive plus!“

Izzet Bey ist Araber, ein kleiner geschmeidiger sehr beweglicher Herr, dessen Freundlichkeit immer etwas Lauerndes hat und um dessen Mundwinkel ein höhnischer Zug spielt.

Er ist ungeheuer beschäftigt, denn er muß Hunderte von Briefen und Akten täglich lesen, um seinem Gebieter Bericht zu erstatten, muß jeden Augenblick zum Sultan gehen und wird den ganzen Tag über von Bittstellern belästigt. Sein Arbeits- und Empfangszimmer ist mehr als einfach, klein und dient auch als Speise- und Schlafzimmer. Es ist der einzige Salon, den ich im Yıldiz gesehen, in welchem sich auch ein großes Himmelbett befindet. Izzet muß

es haben, da er oft mehrere Nächte hindurch das Palais nicht verlassen kann. Sein Mittagsmahl nimmt er wie alle Herren im Palais ein. Die kaiserliche Hofküche sorgt für alle, und gegen elf Uhr vormittags sieht man scharenweise Hofdiener mit großen runden, mit schwarzem Tuch bedeckten Körben auf dem Kopfe aus den Küchen in die einzelnen Konaks gehen, um reichliche Mahlzeiten für Herren und Diener zu überbringen.

Izzet speist mit seinen beiden Sekretären, ist aber so rasch, daß das aus drei bis vier Gängen bestehende Essen in einer Viertelstunde beendet ist. —

Man kann Izzet Bey gut als den Gradmesser der Stimmung im Vilâyet bezeichnen. Fühlt man sich im Märchenschloß am Bosporus vollkommen sicher, glaubt man der europäischen Diplomatie spotten zu dürfen, dann ist Izzet offiziell der Günstling des Sultans und der allmächtige Sekretär, ohne dessen Zustimmung nichts im weiten Osmanenreiche geschehen darf. Ziehen Wetterwolken auf, droht Gefahr, hat es den Anschein als ob die Mächte mit ihren Drohungen Ernst machen wollten, dann verkünden gefällige Federn dienstfreundlicher Korrespondenten, daß Izzets Stellung erschüttert sei, und ist die Gefahr eine große und unmittelbare, dann wird laut verkündet, daß Izzet, der böse Ratgeber des guten Sultans, für immer abgethan, in Ungnade gefallen wäre und je nachdem für die Verbannung bestimmt sei oder vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll.

Dieser Spaß wiederholte sich in den letzten Jahren sehr oft. In Konstantinopel lachte man über diesen „Witz“, in Europa aber nahm man ihn stets ernst und dann wußten die Herren Korrespondenten ellenslange intime Berichte über die Schandthaten Izzets zu melden und daß ihn das Schicksal endlich erreicht habe, und ahnten gar nicht, daß die von ihnen veröffentlichten Nachrichten, die ihnen von hohen türkischen Funktionären unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt wurden, mit der Absicht gegeben waren, daß sie veröffentlicht würden.

Thatsächlich ist und bleibt Izzet der allmächtige Ratgeber des Sultans, der für diesen genau den Wert hat wie für einen konstitutionellen Monarchen mit autokratischen Anwandlungen der verantwortliche Kabinettschef. Der Monarch ist der gute fürsorgliche Landesvater und der Ministerpräsident der böse Genius, der, wenn es sein muß, geopfert wird. Und da in der Türkei das Gesamtministerium mit dem Großvezier so unbedeutend ist, daß man selbst dem leichtgläubigsten Diplomaten es nicht weismachen kann, daß es irgend etwas verschuldet habe, da es ja nichts zu sagen hat und bloß erhaltene Palaisbefehle ausführt, so ersetzt Izzet Bey das Ministerium als obligater Sündenbock, der deshalb so fest in der

Gunst des Sultans sitzt, da alle seine auf die Uneinigkeit und Unfähigkeit der europäischen Diplomatie basierten auch noch so unwahrscheinlichen Voraussetzungen eingetroffen sind, und er alle äußern Zeichen der Macht verschmäh, das Sein dem Schein vorziehend.

Links vom Haupteingange zieht sich ein langgestrecktes Gebäude hin, in welchem das Palais-Pressbureau sowie das Übersetzungsamt sich befinden.

Uns interessiert hier vor allem der deutsche Sekretär, ein Hamburger Namens Bolland, aus dessen Vornamen Willy (Wilhelm), die Türken Bely machten. In nächster Nähe ist ein Konak, in welchen wir jetzt eintreten. Im Parterre sind die Räumlichkeiten für die wachhabenden Offiziere und Ordnonnazen. Wir treffen da den lebenswürdigen General Zabil Bey, der sehr gut Deutsch spricht, gern deutsche Gesellschaft aussucht und überall gern gesehen wird; da ist der Sohn des Marschalls Mahmud Gambi Pascha (bekanntlich ein österreichischer Achtundvierziger Namens Freund), ein strammer Palaisoffizier, der am Selamlil mit vollendetem Takte den Fremden die Honneurs macht u. a.

Links vom Eingange sind die Gemächer Seiner Excellenz des Obersteremonienmeisters Munir Pascha, dem es obliegt bei Audienzen als Dolmetsch zu fungieren. Nach alter Sitte spricht nämlich der Sultan nie direkt und hierbei dient bei Botschaftern der Vorwand, daß er nicht genügend Französisch verstehe und kein Botschafter bisher so gut türkisch sprach, um einen Dolmetscher zu entbehren. Bei Audienzen steht Munir hinter dem Sultan und übersetzt dessen Worte ins Französische, das er meisterhaft beherrscht, während der Botschaftsdragoman die Worte des Botschafters in Türkische überträgt. Bei Hofafeln liegt es Munir ob, sowohl die Ansprachen als die Antworten zu übersetzen.

Übrigens spricht der Sultan ganz gut Französisch und etwas Deutsch, hält aber an der alten Sitte fest, um bei Audienzen Zeit zur Überlegung zu gewinnen.

Munir ist nicht alt, wenigstens zeigen Bart und Kopfhaar noch das schönste Kastanienbraun.

Im ersten Stockwerke ist das Bureau des offiziellen Vermittlers zwischen Palais und Außenwelt, Seiner Excellenz des ersten Sekretärs Tahsin Bey, und eine Reihe von Empfangs- und Wartesälen.

Die Stelle des ersten Sekretärs war immer eine sehr einflußreiche, weil alle Eingaben an den Sultan durch seine Hand gehen. Jetzt hat sie durch den großen Einfluß des zweiten Sekretärs Izzet nicht unwesentlich eingebüßt.

Bei Tahsin muß man oft antichambrieren. Das geschieht in einem der ad hoc bestimmten Salons, welche prachtvoll eingerichtet sind, trotzdem etwas von

einer Trödelbude oder höflicher gesagt einem Museum an sich haben.

An den Wänden der Wartesalons hängen nämlich eine Unzahl von mehr oder minder gut gemeinten, oft auch wirklichen Kunstwerken in prunkhaften Rahmen, und in Glasschränken sind Hunderte von Büchern und Albums in den kostbarsten Einbänden aufgestapelt, Geschenke an den Sultan, von denen wir früher schon sprachen.

Tahsin Bey ist ein auffallend schöner Mann von Mittelgröße mit tiefschwarzem Bart, der sich von dem bleichen regelmäßig gebauten Gesichte scharf abhebt. Stets freundlich aber ernst, ist Tahsin Bey von unermüdlicher Arbeitskraft und hat, wie allgemein anerkannt wird, reine Hände.

Sein Vorgänger war Sureja Pascha, ein lebenswürdiger alter Herr, der gern Gefälligkeiten erwies und — eine Ausnahme unter all' den türkischen Beamten nie versprach, was er nicht halten konnte oder wollte, während Tahsin nie Nein sagt, aber gar nicht daran denkt zu halten, was er versprochen. Das ist übrigens Prinzip in der Türkei. Man sagt niemals Nein, sondern, wenn selbst Unmögliches verlangt wird: *Bakalum* (wir wollen sehen).

Eine Leidenschaft erfüllte Sureja, der vor etwa drei Jahren plötzlich starb, und das war die Manie, Uhren zu sammeln. Neben seinem Schreibtisch hatte er einen Glaskasten, in dem sich Taschenuhren aller Zeiten und Systeme von der einfachen Spindel bis

zur kostbaren mit Diamanten besetzten Golduhr befanden und die einen immensen Wert repräsentierten.

Als er aus dem Leben geschieden war, wurden für seine Stelle viele Kandidaten genannt; aber keiner der Aspiranten erhielt dieselbe, sondern zum größten Staunen ein ganz untergeordneter Schreiber im Marineministerium Namens Tahsin.

Aber die Vorgeschichte dieser Ernennung erzählt man sich in Pera folgendes:

Der ungemein einflußreiche Kammerdiener des Sultans, Lutfi Aga, war ehemals Kammerdiener des Vaters von Tahsin, der aus irgend einer Ursache verbannt wurde. Der Kammerdiener wollte, treu seinem Herrn, diesen auch in der Verbannung nicht verlassen und bot alles auf, um ihn dorthin zu begleiten. Das wurde dem Sultan hinterbracht, der gerührt von dieser seltenen Treue Lutfi in seine Dienste nahm. Lutfi Aga vergaß seinen früheren Herrn und dessen Familie nicht und wußte es dahin zu bringen, Tahsin die Stelle des ersten Sekretärs zu verschaffen. Wenn dies Geschichtchen wahr ist, so verschönt es mit vielem Bösen, das Lutfi nachgesagt wird.

Wir sind mit unserem Rundgange zu Ende und verlassen Yildiz, nicht ohne in die gekrümmte Hand der Thorwache den obligaten *Balschisch* gleiten zu lassen, den übrigens jeder Diener der einzelnen Paschas ebenfalls in Anspruch nimmt. — — — — —

## Was mir gefällt.



Was mir gefällt  
Auf dieser Welt:  
Alles, was echt und klar ist,  
Alles, was schön und wahr ist;  
Warm schlagende Herzen, Begeisterung,  
Ein freier, müliger Geisteschwung;  
Der Dichtung Bauber, ein Meisterbild,  
Musik, die mit Wonne und Weh erfüllt;  
Das hohe Lied der ew'gen See,  
Der Alpenfirnen ew'ger Schnee;

Aus Menschenaugen der Liebe Licht,  
Das mir im Herbst noch vom Frühling spricht;  
Der Rose Leuchten im Sonnenschimmer,  
Die müde Erde bei Mondgestimmer,  
Bei Abendstille in Flur und Wald,  
Wo weltvergessen mein Tritt verhallt,  
Des Windes Atem mich feucht umwittert,  
Der Nacht Geheimnis mein Herz durchzittert;  
Wenn Friede säuselt das Leid der Welt,  
Halt' ich die Hände, weil mir's gefällt.

Gräfin Helene Waldersee.





# Oliver Cromwell.

Zum 300sten Geburtstag des Lordprotektors.

Von H. Nisch.

Nachdruck verboten.

**Z**u Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte in Huntingdon (England) ein schlichter Landebelmann Namens Robert Cromwell. Er vermählte sich im Jahre 1591 mit Elisabeth Stewart. Diese stammte in neunter oder zehnter Linie von der königlichen Familie der schottischen Stuarts ab. Beiden wurde am 25. April 1599 ein Sohn geboren. Am 29. desselben Monats wurde er getauft und erhielt den Namen Oliver. Aus seiner frühen Jugend ist wenig bekannt. Mit 17 Jahren begann er in Cambridge seine Studien. Im Jahre 1617 starb sein Vater und ihm fiel jetzt die Sorge für die zahlreiche Familie zu. Über die von parteiischen Geschichtschreibern ausgestreuten Gerüchte über sein ausschweifendes Leben hier und in London, wohin er sich später begab, um die Rechte zu studieren, gehen wir mit Stillschweigen hinweg, da sie in das Reich der Fabel verwiesen werden müssen. Am 22. August 1620 schloß er — einundzwanzigjährig — einen Ehebund mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines Londoner Kaufmannes. Zehn Jahre hindurch lebte er nun ganz seiner Familie. In dieser Zeit wurde er oft von religiösen Zweifeln befallen. Er suchte und fand Trost im Puritanismus. Sein Haus wurde bald der Treffpunkt der Puritaner der ganzen Umgegend. Männer wie Hampden, Pym, Lord Broock, Lord Say u. a. zählte er zu seinen Freunden.

Um diese Zeit bestieg Karl I. den Thron Englands. Seine Ehe mit der katholischen Prinzessin Henriette von Frankreich machte ihn schon damals in diesem Kreise unbeliebt. 1628 wurde Cromwell

von seiner Vaterstadt in das dritte Parlament Karls gewählt. Von geringer rednerischer Begabung, konnte er gegen Männer wie Hampden, Elliot, Pym und Selben nicht aufkommen. Nur in einer Ausschusssitzung trat er einmal hervor. Seine Rede betraf Religionsangelegenheiten. Doch erregte er wenig Aufmerksamkeit. In Huntingdon wurde Cromwell 1630 zum Friedensrichter gewählt. Schon hier geriet

er mehreremal mit der Regierung zusammen. Nachdem er 1631 seine Besitzungen bei Huntingdon verkauft hatte, siedelte er sich in der Bischofsstadt Ely an. Er beschäftigte sich fortan hauptsächlich mit Acker- und Viehsenbau.

Inzwischen nahmen in England die Dinge ihren Lauf. Die Minister Karls hielten mit eiserner Strenge jeden Widerspruch nieder. Besonders verfolgte man die Puritaner mit grausamer Strenge. Durch diese despotischen Maßregeln machte man die Sekte, die anfangs nur religiöse Zwecke verfolgte, zur politischen Oppositionspartei. Als sich Karl durch

finanzielle Schwierigkeiten gezwungen sah, ein viertes Parlament einzuberufen, wurde auch Cromwell — diesmal von Cambridge — in dieses Parlament gewählt. Von der gleichen Stadt wurde er nach dessen Auflösung auch in das sogenannte Lange Parlament geschickt. Bis jetzt hatte sich seine öffentliche Thätigkeit in bescheidenen Grenzen gehalten. Erst als Karl zur Verteidigung seiner Rechte die Waffen ergriff, entfaltete sich Cromwells Genie.

Er war der erste, der zu den Kosten des bevorstehenden Bürgerkrieges 300 Pfund zeichnete. Seinem



Beispiele folgten andere, so daß die ersten Ausgaben aus freiwilligen Beiträgen bestritten werden konnten. Er ging aber noch weiter. Im Interesse des Parlaments beschlagnahmte er den Silberschatz der Cambridge University. Er veranlaßte ferner in Cambridge die Errichtung von zwei Compagnien Freiwilliger. Er selbst ließ sich mit seinen erwachsenen zwei Söhnen in das vom Parlament aufgestellte Heer aufnehmen. Als Kapitän eines Reiterregiments zog er in den Krieg, als General einer unbefiegbaren Armee kehrte er zurück.

Bei Edgehill fand das erste Zusammentreffen der beiden Armeen statt. Diese erste Schlacht zeigte in erschreckendem Maße die Überlegenheit der kriegsgeschulten Lords gegenüber dem Parlamentsheer. Mit dem durchdringenden Blick des Genies erkannte Cromwell zuerst diesen Mißstand. „Mit einem Haufen von armen Kellnern und entlaufenen Lehrlingen können wir im Kampfe Männern von Ehre nicht entgegentreten. Wenn wir mit Männern von Ehre zu ringen haben, müssen wir Männer von Religion dagegen einsetzen.“ (Brief an Hampden.) Solche Männer glaubte er nur in puritanischen Kreisen finden zu können. Vornehmlich suchte er die kleinen Landleute und Freisassen zum Heeresdienst heranzuziehen. Unermüdlich exerzierte er zunächst sein Regiment ein. Dabei standen ihm tüchtige ausgebildete holländische Soldaten als Helfer zur Seite. Gottesfurcht und körperliche Tüchtigkeit galten bei ihm mehr als Rang und Adel. Durch strenge Manneszucht war sein Regiment bald bekannt im ganzen Heer. In der Schlacht bei Long Marston Moor bewährte sich die „Truppe der Gottseligen“ — wie man sie spottend nannte — zum erstenmal glänzend; lediglich dem Eingreifen der unter Cromwells Befehl stehenden Reitergeschwadronen hatte das Parlament den Erfolg des Tages zu verdanken. Und so ging es weiter von Sieg zu Sieg; sein Geist entfaltete sich immer mehr. Schon trug man sich im Parlament mit dem Gedanken, den immer gefährlicher werdenden Generalleutnant in den Anklagezustand zu versetzen, als dieser durch den Entscheidungskampf bei Naseby seine Macht immer mehr befestigte. Karl entkam zwar, aber er verlor hier nicht nur sein Heer, sondern auch seine Krone. Als er sich dann nach langem Umherziehen in die Arme der Schotten warf, lieferten ihn diese gegen Zahlung von 400 000 Pfund an das Parlament aus.

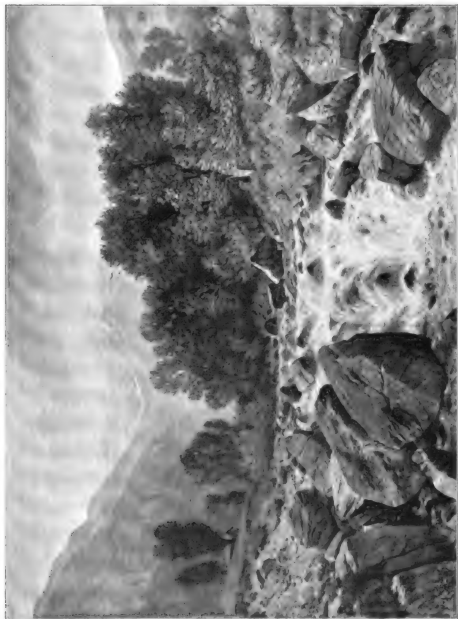
Unterdessen war die Fehde zwischen Militär- und Civilgewalt zum offenen Ausbruch gekommen. Das independentische Heer sah seinen Glauben bedroht von den das Parlament beherrschenden Presbyterianern. Durch einen Handstreich bemächtigte sich das Heer des gefangenen Königs. Noch einmal eröffnete sich jetzt Karl die Aussicht auf die Wiederherstellung

des Königtums. Bestochen vom Zauber der Monarchie bot ihm Cromwell jetzt im Namen des Heeres gegen billige Bedingungen die Krone an. Allein an der Doppeltzüngigkeit Karls scheiterten auch diese Verhandlungen und die düpierten Soldaten forderten jetzt ungestüm den Tod des königlichen Verräters. Da mußte auch Cromwell nachgeben und Karl wurde ihnen geopfert. Nachdem man vorher London besetzt und das Unterhaus von den presbyterianischen Elementen gereinigt hatte, wurde der „Verräter Karl Stuart“ vor einen independentischen Gerichtshof gestellt und von den fanatischen Richtern am 25. Januar 1649 zum Tode verurteilt. In den Morgenstunden des 30. Januar wurde dann dieses Urteil vollzogen. Als das Haupt des unglücklichen Monarchen gefallen war, ging ein dumpfes Grollen durch die Reihen der anwesenden tausendköpfigen Menge. Vom Fenster eines am Richtplatz liegenden Hauses wohnte Cromwell der Hinrichtung bei. Ehe der Leichnam in der Georgenkapelle zu Windsor beigesetzt wurde, ließ ihn sich Cromwell dort noch einmal zeigen. Er nahm den Kopf auf und soll dann, erstaunend über den gesunden Körper, gesagt haben: „Es war das ein wohlgebauter Körper, der ein langes Leben versprochen hätte.“ Dann ging er still und ernst davon.

Man kann den Königsmord verdammen und wird dennoch nicht Cromwell als den alleinigen Urheber desselben verurteilen. Verschiedene Umstände haben hier zusammengewirkt, die gebieterisch zu einer Katastrophe drängten. Karls Verhängnis war vor allem seine Falschheit. Er knüpfte mit allen Parteien Verhandlungen an und hielt keiner das gegebene Wort. Einmal hatte sich Cromwell bemüht, die Extreme zu versöhnen, es war ihm mißglückt. Er zögerte lange, ehe er dem Drängen des Heeres nachgab. Er hoffte im Herzen vielleicht immer noch auf eine friedliche Lösung des Konfliktes. Um nicht selbst zu fallen, opferte er dann Karl den Leidenschaften. Wenn man diese Umstände berücksichtigt, wird man seine Handlungsweise gewiß gerechter beurteilen. Ein Eingreifen zu Gunsten des Königs hätte wohl sicher seinen eigenen Sturz zur Folge gehabt.

Sowie sich über Karl das Grab geschlossen hatte, schritt man zur definitiven Abschaffung des Königtums. Im Mai 1649 wurde in England die Republik feierlich ausgerufen. An Stelle des Königs trat ein mit den weitestgehenden Befugnissen ausgerüsteter Staatsrat, dem auch Cromwell angehörte. Nominell herrschte der Staatsrat, in Wirklichkeit aber regierte Cromwell. Für England begann jetzt eine Zeit allgemeinen Aufschwungs nach innen und außen. Zunächst warf Cromwell den irischen Aufstand nieder. Nach dessen Dämpfung fiel er in Schottland ein, um der eben aufgerichteten Herrschaft der Stuarts ein schnelles Ende zu bereiten. Zur Stärkung der





**Gebirgsbachs Hesperung.**

Nach dem Gemälde von J. S. Steffan.



Seemachtstellung der Republik wurde die berühmte Navigationsakte erlassen, die festsetzte, daß fernerehin für England bestimmte Waren nur auf englischen Schiffen eingeführt werden durften.

In Übereinstimmung mit dem Meer wurde am 30. April 1653 von Cromwell das immer herrischer auftretende sogenannte Rumpsparlament auseinander gesprengt. Nun wurde von ihm ein neues Parlament einberufen, hauptsächlich aus ihm blind ergebenden Schwärmern. Aber schon nach fünf Monaten ging dieses wieder auseinander. Von der Armee wurde dann Cromwell zum Lordprotektor von England proklamiert. Er nahm diese Wahl an. Zur Seite stand ihm ein Staatsrat und das Parlament. Damit kam man der alten englischen Verfassung wieder beträchtlich näher. Noch bestand die Republik, doch der Geist war ein durchaus monarchischer. Bei seiner Einweisung hielt er eine längere Rede, worin er bat, „daß seine Macht nicht länger dauern möge, als sie mit dem Worte Gottes in vollkommenem Einklang stehe.“ Zu seiner Wahl beglückwünschten ihn viele europäische Fürsten.

Noch viel mehr als der Feldherr erregt der Staatsmann Cromwell die Bewunderung der Nachwelt. Er wies England zuerst die einst von Elisabeth erstrebte führende Stellung zur See an. Er beendigte den wegen der Navigationsakte entbrannten Krieg mit Holland siegreich für England. Englische Handelschiffe waren bald in allen Weltteilen anzutreffen. Täglich hob sich das Ansehen der Republik. Seine Freundschaft wurde von den mächtigsten Staaten der Erde gesucht. Zum Schutz der evangelischen Religion schloß er Truh- und Freundschaftsbündnisse mit fast allen protestantischen Mächten. Als Frankreich Duldsamkeit gegenüber seinen protestantischen Einwohnern versprach, verband er sich mit diesem gegen das katholische Spanien. Die ganze Welt stand unter seinem Einfluß.

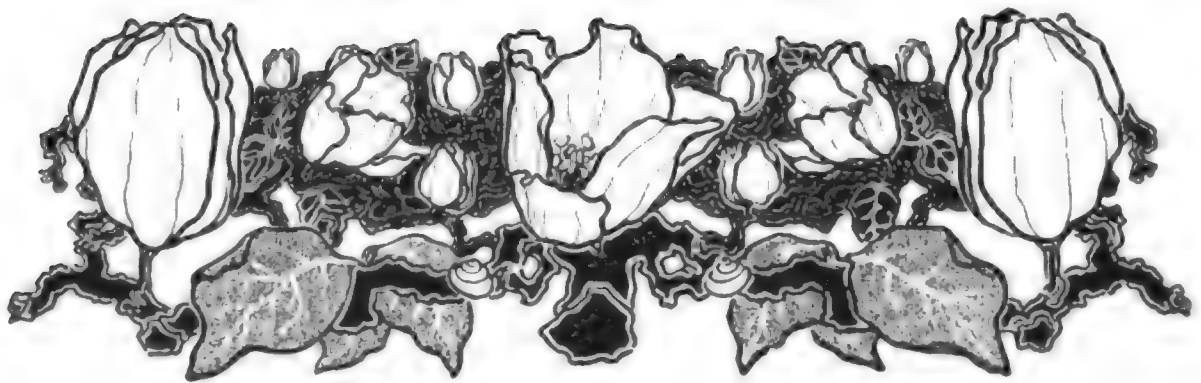
Dennoch kam Cromwell nicht zur rechten Freude. So glanzvoll sich auch nach außen sein Banner entfaltete, im Innern gelang es ihm trotz des ernstesten Bemühens nicht, befriedigende Zustände herbeizuführen. Während seiner ganzen Regierung besand er sich im Kampf mit dem Parlament. Er mußte schließlich zur Militärdiktatur greifen, um seine Stellung zu behaupten. Daß er dabei mit Umsicht und Gerechtigkeit vorging, ist das schönste Lob, das wir ihm zollen können.

Durch die Umstände genötigt, sah er sich gezwungen ein neues Parlament einzuberufen. Am 17. September 1656 wurde dasselbe von ihm mit einer hoffnungsvollen Ansprache eröffnet. Obgleich eine Menge wichtiger Anträge vorlagen, kam man doch zu keiner rechten Arbeit; Parteihader und maß-

lose Machtausprüche füllten den größten Teil der Sitzungen aus. Schweren Herzens entschloß er sich deshalb auch zur Auflösung dieses Parlaments. Dieselbe Versammlung hatte ihm in einer der ersten Tagungen — allerdings nach gewaltfamer Entfernung der widerstrebenden Elemente — den Königstitel angeboten. Nach langer Überlegung hatte er ihn abgelehnt; vielleicht weil sein weitschauender Blick sah, daß er damit das Land in neue Kämpfe stürzen würde. In der That hätte die Annahme der Krone ihn von seinen alten Bundesgenossen getrennt.

Cromwell hatte jetzt ein Alter von 58 Jahren erreicht. Sein Lebenswerk war gethan, sein Vaterland war durch ihn zur ersten Macht der Welt geworden. Er fühlte selbst, daß es mit seiner Kraft zu Ende ging. Im August 1658 überfiel ihn ein hitziges Fieber. Das Volk begann zu bangen; ungezählte Gebete stiegen täglich empor. Die Blicke von ganz Europa waren auf das Krankenlager zu Whitehall gerichtet. Groß wie sein Leben, war auch sein Sterben. Bis zuletzt beschäftigten ihn die Angelegenheiten der Republik. Er schaute mit Bangen in die Zukunft, weil er sah, daß nach seinem Tode ein Chaos entstehen würde. Er wußte auch, daß die Zurückbleibenden nicht instande waren das Errungene zu wahren. Am 3. September erwachte er noch einmal zur vollen Besinnung. „Ist es möglich aus der Gnade Gottes zu fallen?“ fragte er den anwesenden Geistlichen. Als jener dies verneinte, atmete er ruhig auf und sprach: „Dann bin ich unbesorgt, denn ich bin gewiß, daß ich sie beseffen habe.“ Hierauf verlor er wieder das Bewußtsein. Nachmittags zwischen 3 bis 4 Uhr that er den letzten Atemzug. Wenige Stunden später wurde sein ältester Sohn Richard als sein Nachfolger ausgerufen. Das öffentliche Leichenbegängnis fand am 23. November mit königlichem Pomp statt.

Cromwells Befürchtungen bewahrheiteten sich nur zu rasch. Wenige Monate nach seinem Tode schlug auch die Sterbestunde der Republik. Nach der Rückkehr der Stuarts wurde alles Mögliche gethan, um sein Bild unglaublich verzerrt der Nachwelt zu überliefern. Zwei Jahrhunderte hindurch sah man denn in ihm auch nur den Königsmörder. Erst als Carlyle in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts Cromwells gesammelte Briefe und Reden herausgab, brach sich allmählich eine andere Auffassung Bahn. Jetzt sieht man in ihm den genialsten Staatsmann Englands und einen der größten Feldherren aller Zeiten. Er hat vielleicht manchmal in der Wahl der Mittel fehlgegriffen, immer ist aber hehre Vaterlandsliebe der Leitstern seines Handelns gewesen. Er hat den Grund zu der jetzigen maritimen Überlegenheit Großbritannien gelegt. Sein Vaterland hat daher alle Ursache, seines großen Sohnes zu gedenken.



## Die Schwester.

Erzählung von Ferdinand Stieber.

*Nachdruck verboten.*

Ich weiß, daß ich euch alles verdanke, dir und der Mutter.

„Davon ist nicht die Rede, soll nicht die Rede sein. Du wirst zugeben müssen, daß ich alles vermied, was dich hieran hätte erinnern können.“

„Wirklich? Ist die Bevormundung, zu der du dich als ältere Schwester berechtigt glaubst, nicht Erinnern genug? Nun machst du wieder dein spöttisches Gesicht! Ich sage dir, ich ertrage es nicht länger! Mit fünfundzwanzig Jahren ist man denn doch kein Kind mehr! Ich bin längst Herr meiner Handlungen —“

„Die freilich häufig genug nicht die klügsten sind. Doch wozu dieses Pathos? Und etwas weniger laut, bitte ich. Du weißt, die Mutter schläft nebenan.“

„Die Mutter, die arme Mutter! Ich sage dir, Lina, wenn die nicht wäre und ihr Unglück — ich hätte es längst nicht ausgehalten.“

„Was hättest du nicht ausgehalten? Du sprichst wie ein Kind!“

„Und jetzt halte ich es auch nicht mehr aus! Jeder meiner Schritte wird überwacht, über alles soll ich Rechenschaft ablegen. Erst vorhin wieder, das mit Fräulein von Jünger. Ich hab's übersatt, ich setze alles daran, hinaus zu kommen!“

„Ich kann mir denken, daß dir dies bei den häufigen Verschiebungen der Bankbeamten nicht schwer fallen würde. Vielleicht Erinnerst du dich aber doch auch ein wenig deiner Verpflichtungen gegen die Mutter. Ich werde dich nicht halten, aber wie die Verhältnisse heute liegen, würde unsere Mutter durch den Wegfall deines Einkommens manche Entbehrung erleiden müssen. Du weißt, daß die Einkünfte aus dem Vermögensreste durch die Kosten, welche deine — Ausbildung verursachte, noch schmaler geworden sind —“

„Es war unrecht, daß ihr mich über unsere Verhältnisse ausbilden und leben ließt.“

„Willst du der Mutter einen Vorwurf daraus machen, daß sie auf deine Dankbarkeit rechnete? Aber unsere Verhältnisse, die du genau kanntest, zu leben, lag kein anderer Grund vor, als deine Lust am Vergnügen.“

„Ist dies auch kein Vorwurf?“

„Du magst es immerhin als solchen nehmen und ihn dann gerechtfertigter finden, als deinen eigenen kindischen. Die Mutter würde gerne noch mehr, sie würde ohne Bedenken alles für dich geopfert haben, um sich hierfür durch deine Dankbarkeit ihr trauriges Leben erträglich zu machen. Sie vergaß, daß dem Egoismus der Unglücklichen jener des jungen Lebemanns entgegensteht. Doch lassen wir das. Eins muß ich dir aber noch sagen: Du hast vorhin selbst der Jünger erwähnt —“

„Darüber laß uns doch lieber schweigen.“

„Nicht, ehe du mir nicht das Versprechen gegeben hast, die Beziehungen zu dieser Person zu lösen. Versuche nicht zu leugnen! Ich weiß, daß Beziehungen bestehen, die dich beschimpfen und mich und die Mutter, uns alle!“

„Aus dir spricht Haß!“

„Aus dir Charakterschwäche.“

„Warum sagst du heute nicht wieder Charakterlosigkeit, wie das erste Mal? Kann sie dafür, daß unser Papa —“

„Ich verbiete dir, den Satz zu vollenden! Aber weil du alles weißt — Still! die Mutter klingelt. — Hüte dich! Wenn sie davon erführe! — Und finde dich endlich selbst wieder.“

Mit diesen Worten ließ Lina ihren Bruder allein. Lina war über die Blütezeit der Jugend hinaus: Eine gereifte Schönheit von siebenundzwanzig Jahren, hochgewachsen, von vollendetem Ebenmaße des Körpers, mit Gesichtszügen, deren Regelmäßigkeit ein Lebemann nicht anziehend gefunden, und einer Haarfülle, deren rötlicher Glanz bei jeder anderen Frau

den Gedanken an künstliche Färbung wachgerufen hätte. Herbe war der Grundzug ihres Charakters; sie prägte sich in ihren Mienen, in jeder Bewegung, im Klange ihrer Stimme aus, Herbe und jene Bitterkeit, die harte Lebenserfahrungen bei so gearteten Naturen häufig zurücklassen. Nur der Mutter gegenüber legte sie sich Zwang auf, da schlich sich sogar in ihre Mienen ein milder Zug. Auch jetzt, wie sie der alten Frau vom Ruhebetto aufhals, glitt dieser Schimmer über ihr Gesicht, und die Stimme, die vor kurzem noch, im Gespräche mit dem Bruder, herb, ja bisweilen scharf geklungen hatte, nahm jetzt einen weichen Ton an und selbst als die Mutter nach Oskar fragte, antwortete das Mädchen ohne jede Bitterkeit:

„Gewiß ist er noch hier, Mama. Er wird doch nicht fortgehen, ohne dir vorher die Hand geküßt zu haben.“

„Ja, ja, er ist aufmerksam. Er soll doch herein kommen und dann zu seiner Billardpartie gehen. Das ist sehr vernünftig, täglich eine Stunde.“

„Gewiß Mama, gewiß!“ sagte Lina, indem sie der alten Frau, die, sich mit der einen Hand auf den Tisch stützend, vor ihr stand, den Schlafrock zuknöpfte.

„Denke doch, sechs Stunden muß der arme Junge ununterbrochen im Comptoir sitzen!“ Und dann rief sie den Sohn, der immer noch in dem andern Zimmer war, laut beim Namen.

„Komm' doch, komm'!“

Oskar trat ein. Sein Gesicht zeigte noch Verdrossenheit und erst nachdem die Schwester ihm einen verständlichen Blick zugeworfen und mit der Rechten wie stehend auf die Mutter gedeutet hatte, sagte er:

„Da bin ich schon, Mamachen!“ Und ging auf die Mutter zu, deren Hand er ergriff und küßte.

Die alte Frau fuhr ihm mit der andern Hand über das Haar und ließ die Fingerspitzen leicht über sein Gesicht gleiten. „Und nun geh“, sagte sie dann, „sonst wird Herr Bellmann ungeduldig, wenn sein Partner ihn warten läßt. Du spielst doch noch immer mit dem Armen? Hörtest du nichts von seiner Frau? Ist es wirklich so schlimm?“

„Sie gilt für unheilbar, Mama. Seit zwei Wochen ist sie im Parde.“

„Also richtig in der Irrenanstalt. Mein Gott, ist das ein grausames Schicksal, und unheilbar! Wie trägt es der Arme?“

Die alte Frau, die mit den weitgeöffneten, tiefdunkeln Augen vor sich hinstarrte, seufzte tief auf.

„Unheilbar“, wiederholte sie leise. „Aber lieber blind, als irrsinnig.“

„Mama!“ riefen die Geschwister fast gleichzeitig.

„Nun, nun! Ihr dürft das nicht so schwer nehmen, Kinder. Jetzt habe ich mich schon in mein Schicksal gefunden. Anfangs, freilich, da wurde ich

das fürchterliche Angstgefühl nicht los, mit Gewalt wollte ich sehen und war doch immer im Dunkeln. Da war mein Geist wohl auch verwirrt. Erst als ich nach und nach ruhiger wurde und mich in mein Unglück fügte, da sah ich auch wieder, das innere Auge hatte sich geöffnet, die Phantasie. Und nun sehe ich alles schöner als früher, viel schöner. Und,“ setzte sie nach einer Weile lächelnd hinzu, „eigentlich bin ich besser daran als ihr: für mich bleibt alles jung, es giebt kein Altern —“

„Dann will ich gern Runzeln bekommen, Mama,“ sagte Lina mit einem Anflug von Heiterkeit, der sie verjüngte. Als ihr Blick dabei aber das Gesicht des Bruders streifte, dem es feucht in den Augen schimmerte, flog ein Schatten über ihre Stirne. Sie kannte Oskar genau, sie wußte, daß diese Augenblicksweichheit nur seinem unmännlichen Wesen entsprang, daß er trotz dieses Gefühlsausbruches, wenn es sein Egoismus verlangte, in der nächsten Viertelstunde eine Handlung begehen konnte, geeignet, der Mutter den größten Schmerz zuzufügen.

„Ich habe nur eine stille Angst —“ hub die blinde Mutter wieder an, doch, als fürchtete sie sich, ihren Gedanken laut werden zu lassen, brach sie wieder ab.

„Sprich doch, Mama, gewiß machst du dir wieder unnötige Sorgen.“

„Nein, nein! Derlei soll man gar nicht aussprechen. Ihr seid ja beide gute Kinder und habt mich lieb.“

Sie streckte ihre Hände suchend aus, aber ihre Kinder standen abgewendet und sahen es nicht. So ließ sie nach einer Weile die Hände wieder in den Schoß sinken.

„Ich mach' euch mit meinem Geschwätz das Herz schwer, müßt nicht darauf achten. Und nun geh, Oskar, du brauchst Zerstreuung, du bist jung.“

Über Linas Gesicht flog wieder jenes spöttische Lächeln, das den Bruder stets reizte. Oskar küßte der Mutter die Hand und ging.

„Soll ich dir vorlesen, Mama?“ fragte Lina, als sie mit der Mutter allein war. Als hätte sie diese Frage überhört, sagte die Blinde plötzlich:

„Warum hat sich Oskar von dir nicht verabschiedet?“

„Er that es, Mama —“

„Nein, er ging rasch davon. Hattet ihr Streit? Du bist manchmal schroff gegen ihn. Das müßt du nicht. Denke doch, er opfert alles für uns.“

„Davon kann nicht die Rede sein, Mama! du bedarfst auch keines Opfers. Daß er jetzt den größten Teil seines Einkommens der Wirtschaft zuwendet, ist doch selbstverständlich. Ich halte es einfach für seine Pflicht.“ Und wie, um die etwas herben Worte abzuschwächen, fügte sie hinzu: „Er thut es auch gerne, Mama.“

„O, ich weiß, er ist dankbar, mein Oskar. Gottlob! Wenn ich denke, daß er einmal so werden könnte, wie sein Vater war.“

„Ich werde dir doch lieber vorlesen, Mama. Das Auswählen alter Erinnerungen regt dich auf.“

„Nein, aussprechen erleichtert. Du weißt nicht, wie viel man denkt, wenn man blind ist. Vor Oskar hütete ich mich ja, der hängt mit Liebe an seinem Vater — das ist ja recht. Aber eine Frau kann nicht vergeben, derlei nicht! Mögen dir solche Erfahrungen einmal erspart bleiben, Lina.“

„Sie werden's, Mama; denn ich werde so lange du mir bleibst, nicht heiraten und dann — werde ich hoffentlich schon recht, recht alt sein.“

„Ist auch besser, du bist stolz und hochfahrend, das gäbe eine schlechte Ehe — wie die meine war. Glaube mir, jetzt noch ist mir manchmal, als könnte ich's nicht verwinden, und es ist doch längst alles vorbei und euer Vater ist tot. — Und darum — siehst du, das ist meine stille Angst, Lina — meine ich, daß ein großer Schmerz mich jetzt ganz zu Boden würfe. Die Blindheit vergrößert allen Kummer, er würde ins Schreckhafte wachsen; dann ging's mir wohl auch so, wie der armen Bellmann.“

„Mußt dich nicht solchen Gedanken hingeben, Mama, das mußt du nicht —“

„Ich weiß ja, es ist Unsinn. Es sind ja auch nur Gedanken, die rasch vorübergehen. Hast du die Frau gekannt?“

„Ich kenne Bellmann und seine unglückliche Frau nur aus Oskars Erzählungen.“

„Das muß schrecklich sein, Lina —“

Nach einer Weile bat die alte Frau selbst: „Vies mir jetzt vor.“

Und Lina las mit klangvoller tiefer Stimme.

## 2.

Einige Tage später hatte Lina, während die Mutter in dem Hausgarten saß, mit ihrem Bruder eine ernste Unterredung. Ihr war durch Zufall ein neuerlicher Beweis für die zwischen Oskar und dem Fräulein von Jünger bestehenden Beziehungen in die Hände gekommen, ein Brief, den Oskar auf dem Schreibtische liegen gelassen hatte.

Mit Beugnen war jetzt nichts mehr auszurichten, jener Brief sprach zu deutlich. Dafür lehrte Oskar nun den Entrüsteten vor.

„Dem Spioniersystem werde ich ein Ende machen, so geht es nicht weiter!“

„Nein, so geht es nicht weiter, du hast recht!“ erwiderte Lina ernst. „Und müßte es zum Äußersten kommen, ich werde nicht zugeben, daß diese Person nochmals in die Geschichte unserer Familie eingreift...“

„Du wirst mich nicht hindern, meine eigenen Wege zu gehen,“ sagte Oskar trozig.

„Dann werde ich das Recht haben, dich für ehelos zu halten.“

„Lina!“

„Für ehelos! Du weißt, daß dieses Weib, indem es unsern alternden Vater zum Kinde machte, Elend über uns gebracht hat, weißt, mit welch' maßloser Verachtung sie unsere Mutter, deine Mutter behandelte, nachdem sie den Willenlosen ganz zu sich hinüber gezogen hatte...“

„Du beschimpfst unsern Vater.“

„Du thust es, indem du die Erinnerung an seine Schwäche nicht ruhen läßt, indem du die Schmach erneust, mit der er sich und uns bedeckte!“

Die Augen des Mädchens funkelten, ihre Wangen waren hoch gerötet, ihr Busen wogte vor innerem Beben, als sie mit fliegendem Atem so sprach.

„Erinnerst du dich nicht mehr des traurigen Herbsttages — du warst kein Kind mehr — als sie unsern Vater hinaustrugen? Hast du ganz und gar des Schimpfes vergessen, den sie damals der Mutter und dem Toten bereite, da sie sich den Leidtragenden anschließen wollte, des wahnsinnigen Zornausbruches der Mutter, die dies mit Gewalt verhinderte? Und jetzt? Nein, es ist nicht denkbar, es wäre ja Niedertracht!“

So hatte Oskar die Schwester noch nie gesehen. Er starrte sie sprachlos an, er unterbrach sie nicht mehr, ihre Worte lähmten ihn förmlich. Dann fiel er ihr schluchzend um den Hals und stöhnte:

„Ich bin ein unseliger Mensch.“

In diesem Augenblicke fühlte Lina mit dem Bruder nicht Mitleid, Elend erfaßte sie. Sein Widerstand hatte ihren Zorn entflammt, seine Thränen stößten ihr Verachtung ein. Sie entzog sich seinen Armen und trat ein paar Schritte zurück. Dann sagte sie ruhig, fast kalt:

„Meinst du nicht, daß ein Ende gemacht werden muß?“

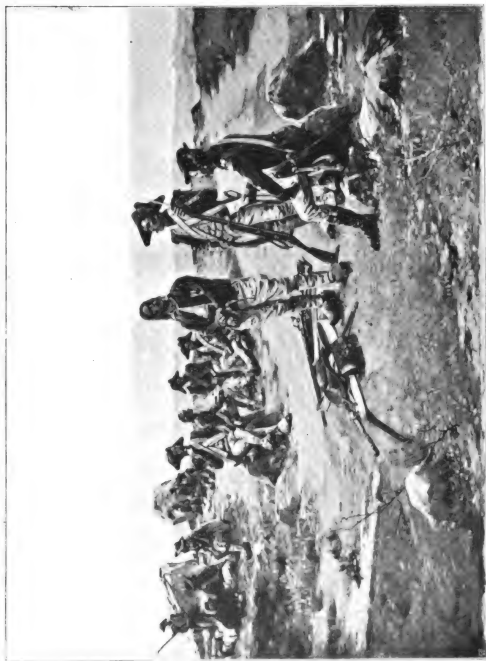
„Du hast recht, ja, ich war ehelos, erbärmlich, was du willst. Ach, warum mußten wir auch hier bleiben, warum konnten wir nicht wenigstens nach Papas Tode die Stadt verlassen, in der es für uns nur Unglück gab? Dann hätte es auch jetzt nicht so weit kommen können.“

Linas Lippen umspielte wieder jenes spöttische Lächeln.

„Suche keine Entschuldigung für dich — es giebt keine. Du weißt, daß Mamas Stolz es nicht zuließ — zu weichen.“

Dann fügte sie rasch hinzu:

„Aber du hast mir selbst einen Ausweg gezeigt — du mußt fort, jetzt sage ich es selbst, ich verlange es von dir. Dein schwankender Charakter bietet keine Gewähr für die Zukunft. Die Entfernung allein kann Wandel schaffen. Du mußt fort, so bald wie möglich.“



Ein guter Fang. Nach dem Gemälde von H. Bloch.



„Ja, nach Wien!“ fiel Oskar ein. „Bei der Centrale ist immer Platz, Bellmann wird mir schon behilflich sein, da habe ich auch höhere Bezüge, ich kann euch . . .“

„Vielleicht entschleicht sich Mama jetzt von hier fortzugehen. Ich will's versuchen. Wenn nicht, dann wirst du das Möglichste thun, deine Mutter vor Entbehrung zu schützen . . .“

„Für schlecht darfst du mich nicht halten, du thätest mir unrecht, Lina, wahrhaftig! Ich weiß, was ich euch schulde.“

Und dann besprachen sie die Einzelheiten der Übersiedlung. Oskar war plötzlich wie umgewandelt. Die Aussicht auf eine Veränderung seiner Verhältnisse nahm ihn ganz gefangen. Schon am nächsten Tage wollte er das Erforderliche einleiten. Dann gingen die Geschwister in den Garten hinunter, zur Mutter, die noch in ihrem Lehnstuhle schlummerte.

Linas Absicht war, daß ihr Bruder vorerst der Mutter nichts sage. Sie selbst wollte es der alten Frau nach und nach beibringen und sie für den Plan zu gewinnen suchen. Oskar durchkreuzte jedoch diese Absicht. Er war so sehr eingenommen, daß er sich der Mutter gegenüber mit einer Bemerkung vergaß.

„Ja, sollst du denn fort?“ fragte sie betroffen.

„Es ist noch nichts bestimmt, Mama,“ fiel Lina rasch ein. „Aber es ist immerhin möglich, daß Oskar zur Centralbank versetzt wird. Damit würde er seine Stellung verbessern und bedeutenden Vorsprung gewinnen . . . doch, wie gesagt, Mama, es ist nur die Rede davon.“

Wider Erwarten fand sich die alte blinde Frau bald darein.

„Freilich,“ sagte sie, „man wird selbstverständlich trachten, einen so tüchtigen jungen Beamten in die Hauptstadt zu ziehen, das war vorauszu sehen, ja, ja. Da darfst du auch keine Rücksicht auf mich und Lina nehmen, das wäre verkehrt. Ich gehöre der Vergangenheit an, deiner wartet die Zukunft, Oskar.“

Die Geschwister wechselten einen Blick.

„Aber vorläufig ist es noch nicht so weit,“ sagte Oskar, dem der traurige Ton, in dem die Mutter sprach, zum Herzen drang. Bald darauf machte er sich los und eilte in sein Kaffeehaus, wo er mit seinem Vorstande Bellmann die Sache besprechen wollte. Der einmal angeregte Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr.

„Also wir sollen allein bleiben,“ sagte die Blinde, als Oskar fort war.

„Oder wir gehen mit Oskar,“ fiel Lina ein.

„Nein!“ erwiderte die Mutter bestimmt. „Ich werde mein Leben hier beschließen.“

Bei diesen Worten ging es wie Wetterleuchten über ihre Züge. Nach einer Weile sagte sie jedoch gelassen: „Einen alten, morschen Baum soll man

nicht mehr umsetzen, weißt du Lina. Den läßt man dort, wo er steht, bis er abstirbt . . . du darfst Oskar nicht zurückhalten, wir dürfen seinem Glücke nicht im Wege stehen . . .“

„Du hast recht, Mama.“

„Dir wird die Trennung nicht so schwer fallen, du bist nicht, wie er, nicht so weich, so zart besaitet. Dem armen Jungen wird es hart ankommen. Aber seinen Urlaub wird er bei uns zubringen . . .“

„Gewiß wird er das thun, Mama. Aber wir sprechen so, als wenn er schon morgen fort müßte, und es handelt sich doch lediglich um eine Vermutung.“

„Es wird so kommen, ich hab's lange gehaut. Nun mußt du sorgen, daß alles für ihn bereit sei, daß es ihm an nichts fehle. Wir werden uns ein bißchen einschränken — wir leben ohnehin zu gut — das ist das Wenigste.“

„Mache dir doch darüber keine Gedanken, Mama.“

Seit diesem Tage sprach man vorwiegend von Oskars Übersiedlung. Die Mutter gewöhnte sich immer mehr an den Gedanken, sich von ihrem Lieblinge trennen zu müssen; und als Oskar nach einigen Wochen wirklich abreiste, war sie scheinbar vollständig gefaßt.

### 3.

Herbsttage waren hereingebrochen, trübe Herbsttage mit Nebel und Regen, die auf das Gemüt drückten, die sich widerspiegeln in der Seele des Menschen, die alles Ungemach vergrößern, an den Hoffnungen rütteln und den Mut zu brechen drohen.

Oskar war in Wien und ließ nichts von sich hören. Im Anfange waren häufig Briefe von ihm gekommen, übermüthige Briefe voll Schnurren und Schnacken, die die Mutter erheiterten. Lina mußte ihr dieselben immer und immer wieder vorlesen, aber je öfter Lina las, desto krauser wurde ihre Stirne dabei. Dann flossen die Nachrichten spärlicher und nachdem Lina den Bruder zum erstenmal an seine Pflicht gemahnt, die Einsendung des bedungenen Beitrages gefordert hatte, blieben die Nachrichten ganz aus.

„Man braucht in der Residenz so viel! Das Leben ist entsetzlich teuer; man kann doch nicht ein Erzphilister werden. Da geht Null vor Null auf! Im nächsten Monate will ich mich einschränken, dann sende ich ja Geld nach Hause; dann will ich auch wieder schreiben. Mein Gott! Als wenn das ganze Familiengefühl nur von ein paar Briefen abhinge! Daran liegt's doch nicht . . .“

So beschwichtigte sich Oskar selbst, als er eines Tages einen Brief Bellmanns empfing, an den sich Lina in ihrer Ratlosigkeit gewendet hatte. —

Die blinde Mutter war voll Unruhe, täglich frug sie nach Oskar und ob denn noch immer keine Nach-

richt von ihm eingetroffen sei! Lina's Versuche, sie zu beruhigen, erwiesen sich stets unzulänglicher, nutzloser. Schließlich verfiel die alte Frau in tiefe Traurigkeit.

„Oskar ist krank, gewiß! Und wir thun nichts für ihn.“

„Mama, ich schreibe fast täglich, auch Herr Wellmann hat ihn auf meine Bitte aufgefordert, Nachricht zu geben . . .“

„Das sagst du nur so, Lina . . .“

Einmal schrie die Blinde plötzlich wild auf:

„Er ist gestorben und du willst es mir verheimlichen!“

Lina hatte arge Not, sie zu beruhigen. So konnte es aber nicht fortgehen. Darüber bestand für Lina kein Zweifel. Endlich verfiel sie darauf, die Mutter mit selbstgeschriebenen Briefen zu täuschen. Das lange Schweigen erklärte sie in dem ersten dieser falschen Briefe mit einer längeren Reise, die Oskar im Auftrage seiner Bank nach Konstantinopel zu unternehmen hatte. Sie brachte auch einen Shawl, den Oskar gesendet.

„Ein türkischer Shawl, Mama! Fühle nur, wie weich er ist. Den wirst du auch immer tragen.“

„Der gute Junge! Gottlob, daß er wieder in Wien ist. Aber einmal hätte er doch auch aus Konstantinopel schreiben können, das lasse ich ihm sagen, vergiß es nicht, Lina, hörst du? Er hat mir zu viel Angst gemacht!“

Und nun schrieb Lina öfter Briefe von Oskar. Dafür hatte sie es aufgegeben, ferner an ihn zu schreiben — und so ward er ihrem Herzen immer mehr entfremdet.

War auch diese Täuschung der blinden Mutter gelungen, die jeden der vermeintlichen Briefe Oskar's heimlich mit Rüssen bedeckte, über ein anderes vermochte Lina bald nicht hinwegzukommen: Sie mußte einsehen, daß die Zinsen des kleinen Kapitals, über welches sie verfügte, für den Lebensunterhalt nicht ausreichen konnten, daß sie das Kapital angreifen müsse. Ihr nächster Gedanke war, sich irgend eine Einnahmequelle zu eröffnen. Sie konnte mancherlei, gewiß! Doch ihre Erziehung war nicht auf die Ausbildung eines Talentes gerichtet gewesen. Sie dilettierte überall: sie malte, musizierte, war nicht ganz ungeübt in allerlei weiblichen Handarbeiten — doch nirgends hatte sie es zu einer besonderen Fertigkeit gebracht.

Not lehrt beten.

Lina's Sorge war nur, wie sie imstande sein werde, auch hierin die Mutter zu täuschen. Arbeit fliegt nicht von selbst ins Haus, im Anfange bestimmt nicht; man muß ihr nachgehen. Wie vermochte sie die Mutter unauffällig und für längere Zeit allein zu lassen? Sie, die gewohnt war, die

Tochter, die alle ihre hundert kleinen Eigenheiten kannte, stets um sich zu haben, würde bald Verdacht schöpfen. Ihr alles gestehen? Ihr das bißchen äußere Behagen, das ein gut bürgerliches Hauswesen ihr bis jetzt gewährte, entziehen? Nein, das hieße der unglücklichen Frau den letzten Stoß versetzen, dem sie erliegen müßte. Oskar war ihr das höchste auf der Welt, seine Liebe stand ihr über allem; Lina hatte es manchmal mit heimlichem Reide erfahren müssen. Merkwürdig genug, daß die Zukunft der Tochter der blinden Mutter weit weniger am Herzen lag. Und kam ja einmal die Rede darauf, dann war es Lina selbst, die dem Gespräche rasch eine andere Wendung gab.

„Um mich Sorge dich nicht, Mama. Ich bin alt genug und habe eine gute Lebensschule durchgemacht. Du weißt ja, wir haben beide zu leben — könnte ich mehr verlangen?“

„Das ist zum Glücke wahr. Und dann würde dich auch Oskar nie verlassen.“

Mit diesen Worten, die sie vollständig beruhigten, kam die Mutter gewöhnlich über die augenblicklich aufblühende Sorge hinweg.

Lina war mit sich ins reine gekommen. Nach dem Mittagessen, wenn die Mutter schlief, wollte sie einen Gang durch die Stadt machen und — Arbeit suchen, Stic- oder Näharbeit — wie viele müssen davon leben, eine Schande ist es ja nicht. An diesem Tage kam ganz unerwartet ein Brief von Oskar, ein echter. Den von ihr selbst geschriebenen hatte sie erst vor zwei Stunden der Mutter vorgelesen.

Oskar erging sich in Vorwürfen über seine Nachlässigkeit, die kaum zu entschuldigen sei, beteuerte seine Liebe, sein Familiengefühl, das nie verfliegen würde, und daß er in Gedanken stets bei den Seinen weile. Er setzte daselbe von der Mutter und von Lina voraus und diese Sicherheit allein, sowie das unerschütterliche Vertrauen in die eigene Zukunft, die es ihm gewiß ermöglichen werde, einst Liebe mit Liebe zu vergelten, lasse ihn jetzt nicht verzweifeln, wo schweres Unheil über ihn hereingebrochen. Er habe seiner Bank für dreitausend Gulden aufzukommen; er sei einem Schurken zum Opfer gefallen. Wo sollte er Rettung suchen, wenn nicht bei den Seinen, die ihn gewiß nicht verlassen würden. Schon im nächsten Monate wolle er mit der Rückzahlung dieses Betrages beginnen und so nach und nach den Seinen alles bei Heller und Pfennig ersetzen. Nur möge um Gottes willen Wellmann hiervon nichts gesagt werden; niemand dürfe davon erfahren, seine Stellung stehe auf dem Spiele . . .

Lina las den Brief zwei-, dreimal. So viel Aufmerksamkeit hatte sie dem Bruder vorher nie geschenkt. Die Gedanken wirbelten ihr nur so im Kopfe herum. Durfte sie ohne Vorwissen der Mutter

einen so hohen Betrag, der das Kapital um fast ein Drittel schmälerte, entnehmen? Bot Oskar irgend eine Gewähr für die Rückerstattung desselben? Und der Mutter das Unglück mitteilen? Wenn diese auch über den Vermögensstand nicht ganz im klaren war, so mußte sie doch der Fall an und für sich aufregen, sie mit Sorge für die Zukunft erfüllen . . .

„Sei ihm auch dieses Opfer gebracht — um der Mutter willen. Ich werde jetzt doppelt arbeiten müssen.“

Heute gelang es Lina schlecht, sich vor der Mutter ganz zu verstellen. Ihre Stimme klang erregt, sie achtete nicht immer gleich auf die Wünsche der Blinden.

„Bist du aber heute sonderbar! Ist etwas geschehen? Sag's nur gleich heraus, es ist grausam, eine Blinde in Ungewißheit zu lassen.“

„Was soll denn geschehen sein? Oskar befindet sich wohl, ich habe dir doch seinen Brief vorgelesen . . .“ Es kostete sie Mühe, bei diesen Worten die Bitterkeit ganz zu unterdrücken. „Ich habe ein wenig Kopfweh — und dann das trübe Wetter, es erzeugt Mißstimmung. Verzeihe, es geht vorüber.“

„Mit Launen soll man eine Unglückliche nicht quälen.“

„Verzeihe, ich habe mich vergessen. Es ist auch schon wieder gut.“

So hart war dem Mädchen der Kampf mit ihren Gefühlen noch nie geworden. Als die Mutter sich nach dem Essen zur Ruhe begeben hatte, eilte Lina davon. Sie fühlte sich erleichtert, als sie auf der Straße war. Die Mittagssonne hatte die Nebel zerrissen und da und dort leuchtete durch die Wolken ein Stückchen Blau . . .

Nachdem Lina ihren Bankier angewiesen hatte, sofort dreitausend Gulden an Oskar abzusenden, begann sie ihren Rundgang um Arbeit. Ihr Stolz bäumte sich nun doch auf und lange stand sie vor einem Weißwarenladen, dessen Auslage musternd, bevor sie sich entschloß, einzutreten. Die Worte wollten ihr nicht recht über die Lippen und der Ton, in dem sie sprach, mochte den Geschäftsmann wohl nicht für sie gewinnen. Er bedauerte, keine Hausarbeit mehr vergeben zu können; vielleicht später . . . Lina fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schloß; sie eilte hinaus. Nach diesem ersten mißglückten Versuche war das Mädchen noch bellommener. Sie ging rasch dahin, als wollte sie ihren eigenen Gedanken entfliehen.

„Aber es muß sein!“ sagte sie sich endlich. Sie wich nur scheu jenen Läden aus, in denen sie durch Einkäufe bekannt war. Ein neu errichtetes Tapissiergeschäft zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie trat an dasselbe heran und musterte die Perlen- und Seidenstickereien. Nachdenklich prüfte sie die Art der

Arbeit, sie zählte förmlich die Stiche, die auf jedes einzelne Stück verwendet worden waren, erwägend, ob auch sie imstande wäre, derlei zu machen. Endlich öffnete sie die Thür. Sie verhandelte mit dem Geschäftsinhaber, einem jüngeren Manne von guten Manieren. Er zeigte sich entgegenkommend. „Nur könne er keinen hohen Arbeitslohn bezahlen, sein Geschäft sei jung und die Konkurrenz erdrückend.“

Er wollte Lina eine Probearbeit zuweisen . . .

„Das ist keine Arbeit für deine ungeschickten Finger, Lina!“

Lina wendete sich, empört über den Hohn, der in diesen Worten lag, entsetzt über den Klang der ihr bekannten Stimme, um. Ihr flammendes Auge traf eine stattliche Person, die aus dem Comptoir getreten war.

„Sie kennen die Dame, Fräulein Jünger?“ frug der Geschäftsherr zu derselben gewendet.

Sie mochte nur um wenige Jahre älter sein, als Lina, die, vor Erregung keines Wortes mächtig, an dem Ladentische stand.

„Ja, Fräulein Doppler und ich waren Institutsgenossinnen, nicht wahr, Lina? Ihre Ungeschicklichkeit war das Entsetzen aller Arbeitslehrerinnen — du verzeihst, aber meine Stellung in dem Geschäft verpflichtet mich zur Wahrheit . . .“

Weiter hörte Lina nichts mehr. Es flimmerte ihr vor den Augen, fauste ihr in den Ohren, die Brust krampfte sich ihr zusammen, sie hatte das Gefühl, ersticken zu müssen. Sie bedurfte der höchsten Willenskraft, die Thüre zu erreichen, durch die sie auf die Straße wankte, wo sie gewiß zusammengefunken wäre, wenn in diesem Augenblicke nicht ein gerade vorübergehender Herr sie aufgefangen hätte.

„Was ist Ihnen, Fräulein? Bitte, nehmen Sie meinen Arm und gestatten Sie, daß ich Sie zu dem nächsten Wagen geleite. Mein Gott, Sie wanken . . .“

Lina dankte Herrn Wellmann, denn dieser war es, der sich um sie bemühte, mit einem Blide aus ihren dunkeln, in diesem Augenblicke umflorten Augen. Sie vermochte nicht zu sprechen, aufschreien hätte sie mögen, aufschreien, wie ein zu Tode verwundetes Wild und sich dann anklammern an ein geliebtes Wesen und sich ausweinen, ausweinen, daß der Schmerz sich löse! Sie und immer wieder sie! Soll denn dieses Weib ewig in ihr Leben eingreifen?

Willenlos überließ sich Lina der Führung Wellmanns. Er hob sie förmlich in den Wagen und erbat sich die Erlaubnis, sie nach Hause geleiten zu dürfen.

„Nein, nicht nach Hause!“ preßte sie hervor. „Noch nicht!“

Wellmann sah sie fragend an.

„In die Au!“ sagte sie dann.

Nachdem der Wagen schon die letzten Häuser hinter sich gelassen hatte, wandte sie sich zu Bellmann, der sich respektvoll in den Winkel des Coupés drückte.

„Mama wäre zu sehr erschrocken — ganz unnötig erschrocken — ich hätte mein Unwohlsein nicht völlig verbergen können und — sehen Sie — es geht schon vorüber — ich bemühe Sie ganz unnötig . . .“

„Wenn meine Gegenwart Ihnen lästig sein sollte . . .“

Bellmann erhob sich, um dem Kutscher ein Zeichen zu geben.

„Verzeihen Sie, so konnte es nicht gemeint sein. Sind Sie empfindlich? Ich bitte Sie sogar, mich nicht allein zu lassen . . . Wahrhaftig, ich vermöchte jetzt das Alleinsein gar nicht zu ertragen . . .“

Lina lehnte sich zurück und verfiel neuerlich in dumpfes Hinbrüten.

Der Wagen fuhr schon durch die Auen, die sich weit ausdehnten. Wiesengründe wechselten mit Baumbeständen ab, von denen der Herbstwind die gelben Blätter segte, sie über die Grasschoppeln wirbelnd und über den Riez der Wege.

„Vielleicht wäre es ihnen angenehm, ein Stückchen zu Fuß zu gehen. Die frische Luft, ein wenig Bewegung würden . . .“

„Ja! Bitte!“ unterbrach ihn Lina. Sie sprach so hastig, so aus Gedanken gerissen, daß Bellmann einen Augenblick zögerte, bevor er den Kutscher anhalten ließ.

Dann gingen die zwei Menschen, die so recht der Zufall zusammengeführt hatte, miteinander einen Seitenpfad entlang, während der Wagen auf der Straße langsam weiterfuhr.

Bellmann war eine schlanke vornehme Erscheinung. Er stand in mittleren Jahren, ein junger Vierziger, in dessen dunklem vollem Haar sich erst hier und da an den Schläfen ein lichter Schimmer zeigte. Lina schritt an seinem Arme wortlos dahin, wie sehr er sich auch bemühte, sie in ein Gespräch zu ziehen, sie von ihren Gedanken abzulenken; denn das war dem erfahrenen Manne bald genug klar, daß kein körperliches Leiden dieses Mädchen so gefangen halten konnte.

Ein paar hundert Schritte vor ihnen tauchte hinter einer Baumgruppe ein großes Gebäude auf, das inmitten eines von einer hohen Mauer umgebenen Gartens stand. Hinter den fast durchweg mit Schuttgittern versehenen Fenstern wurde hier und da eine Gestalt sichtbar und ab und zu klang unartikuliertes Kreischen oder heiseres Schreien herüber. Lina blieb stehen und blickte auf.

„Das isthardt,“ sagte sie mit unsicherer Stimme

„Es war nicht meine Absicht, sie an diesen traurigen Ort zu führen . . . Lassen Sie uns zurückgehen.“

„Warum? Sie haben mich schwach kennen gelernt, danach dürfen Sie mich nicht beurteilen. Ich fürchte mich vor diesem Hause nicht, jetzt bestimmt nicht,“ fügte sie bitterem Lächeln hinzu. Und dann, wie sich besinnend, sagte sie plötzlich: „Wollen Sie nicht Ihre Frau besuchen? Lassen Sie mich mitgehen.“

„Das wäre der schlechteste Dienst, den ich Ihnen jetzt erweisen könnte, Fräulein; zudem darf niemand zu meiner Frau, niemand, nicht einmal ich.“

Lina wandte ihr Gesicht ganz dem Manne zu, der die letzten Worte tieftraurig gesprochen hatte. Ihr Auge begegnete dem seinen, in dem eine ganze Welt von Kummer lag. Sie mußte den Blick senken.

„Was ist all mein Leid gegen das seine,“ dachte sie. Sie reichte ihm die Hand und sagte mit weicher Stimme, die ihr selbst in diesem Augenblick fremd klang: „Verzeihen Sie meine Unbesonnenheit. Wollen Sie mich jetzt zur Stadt zurückbegleiten? Ich bin für Mama schon zu lange ausgeblieben, sie wird mich vermissen, sie mag sich an das Dienstmädchen nicht gewöhnen.“

Bellmann winkte den Wagen heran; und so fuhren sie wieder der Stadt zu. Lina hatte sich scheinbar vollständig beruhigt, äußerlich war fast keine Spur mehr von der Erregung, in der sie sich noch vor kurzem befunden hatte, zu erkennen. Nur als Bellmann sich nach Oskar erkundigte, und ob er nun öfter von sich hören lasse, suchte es merklich in ihrem Gesichte. Es hätte nicht der Bitterkeit im Tone bedurft, als sie sagte: „O, erst heute kam ein heiterer Brief von ihm,“ um Bellmann erkennen zu lassen, daß Oskar an dem Kummer Linas nicht ganz unschuldig sei. Mit Takt vermied er fortan, die Erinnerung an den Bruder wachzurufen. Er sprach von gleichgültigen Dingen, wenn er überhaupt sprach. Die meiste Zeit saßen sie stumm nebeneinander. Lina atmete auf, als der Wagen vor dem Hause hielt. Der Gedanke an die Mutter hatte sie doch mit Unruhe erfüllt.

Bellmann erbat sich die Erlaubnis, sich nach dem Befinden des Fräuleins erkundigen zu dürfen.

„Mögen Sie daran, daß ich nicht nein sage, die Größe meines Dankes ermessen. Wir empfangen in der Regel keine Besuche. Doch die Bedingung, vor Mama von dem heutigen Zwischenfall nicht zu sprechen, müssen Sie eingehen. Es findet sich wohl ein Vorwand für Ihren Besuch. Etwa . . .“

An dem Gesichtsausdrucke erkannte Bellmann, daß Lina von Oskar sprechen wollte. Er erwiderte rasch: „Für die gewährte Gunst eine kleine Bedingung.“



## 4.

Nach dem übeln Erfolge ihres ersten Versuches konnte sich Lina nicht entschließen, sich so bald um die Gewinnung einer einträglichen Beschäftigung umzuthun. Sie wollte wenigstens einige Zeit verstreichen lassen, erst vergessen. Manchmal freilich überkam sie's wie Fieberhize, wenn sie vor ihrem Wirtschaftsbuche saß und ihr war, als müßte sie im nächsten Augenblicke von Geschäft zu Geschäft wandern, von Thür zu Thür und um Arbeit betteln.

Oskar hatte nach einem Briefe voll glühendster Dankesworte schon im folgenden Monate sein Versprechen nicht gehalten und auch seine Briefe blieben aus, wie vorher. Lina las der blinden Mutter jeden dritten Tag einen jener selbstgeschriebenen Briefe Oskars vor — die Mutter war so glücklich darüber. Wie gerne hätte das Mädchen das Lügenneß, das sie gesponnen, zerrissen! Ihr graute vor jeder neuen Täuschung — und doch! Allein bei alledem fühlte sich Lina seit einiger Zeit ein ganz klein wenig zufriedener. Bellmann hatte nach seinem ersten Besuche, auf die Aufforderung der Mutter hin, die an der Unterhaltung mit ihm Gefallen fand, die so gerne mit ihm von Oskar plauderte, bald einen zweiten gemacht — und nun kam er regelmäßig einmal in der Woche. Bald hatten sich alle drei daran gewöhnt: die Mutter, Bellmann und auch Lina, die sich durch die anregenden Gespräche mit dem gebildeten ernstern Manne nicht mehr so ganz von der Welt abgeschnitten fühlte. Eine gewisse Befangenheit wurde sie freilich in seiner Gegenwart nie los. Sie konnte nicht vergessen, daß er sie einmal schwach gesehen. Sobald er dessen inne wurde, erhöhte er seine Zurückhaltung und Ehrerbietung. Einmal hatte er sich sogar vorgenommen, seine Besuche einzuschränken. Er blieb an dem bestimmten Tage aus. Damit war die alte Frau aber durchaus nicht einverstanden: nachdem sie ihn zwei Stunden vergeblich erwartet hatte, sandte sie zu ihm.

„Weißt du, Lina, vielleicht ist er krank. Der Arme hat ja niemand, der sich seiner annehmen würde,“ sagte sie und Lina ließ sie gewähren.

„Vielleicht bringt unsere Sorge um Bellmann meinem armen Jungen Segen,“ setzte sie still für sich dazu.

Als gegen Abend Bellmann eintrat, konnte selbst Lina die Freude nicht verbergen. Sie reichte, was selten geschah, dem Manne die Hand und ließ es geschehen, daß er sie an seine Lippen führte. Als sie seinen Hauch auf ihrer Hand fühlte, schrak sie zusammen. Sie trat rasch von ihm zurück und wandte sich der Mutter zu.

Lina sprach an diesem Abende wenig. Aber so oft Bellmanns Auge auf ihr ruhte, blickte sie auf,

als wenn sie dies gefühlt hätte und sah zu ihm hinüber mit ihren ernsten, dunkeln Augen und ernst begegnete er diesem Blicke, dabei die Unterhaltung mit der Mutter fortführend, die längst bei ihrem Lieblingsthema angelangt war, bei Oskar.

„Nun wird er doch wohl einmal Urlaub bekommen?“ forschte sie.

Als Bellmann bei dieser Frage bemerkte, wie sich Linas Stirne umwölkte, sagte er: „Es wird in seinem eigenen Interesse liegen, vorläufig nicht daran zu denken.“

Es war schon ziemlich spät, als Lina den Besuch an die Thüre geleitete. Sie reichte ihm wieder die Hand und sie entzog ihm dieselbe nicht, als er sie mit leisem Drucke lange in der seinen hielt. Seine Augen suchten die ihren.

„Darf ich wieder kommen, Fräulein?“ frug er.

„Warum fragen Sie?“

Es ging dabei wie leises Beben durch ihren Körper.

„Weil wir beide nur Menschen sind,“ sagte er leise, „und weil ich . . .“

„Sie werden kommen!“ sagte sie hastig und entzog ihm ihre Hand.

Er ging.

Lina stand noch eine Weile allein im Vorzimmer. Sie preßte die Hände gegen den Busen und atmete rasch und kurz. Dann schüttelte sie wild den Kopf, daß sich eine der goldblonden Flechten löste und trat in das Zimmer, wo die Mutter schon ungeduldig ihrer harnte.

„Ich bin recht müde, Lina . . .“

„Es ist heute spät geworden, Mama, sonst liegst du um diese Zeit schon zu Bett,“ sagte Lina, sich mit Mühe beherrschend.

„Willst du nicht auch zur Ruhe gehen?“

„Bald, Mama. Ich muß noch . . . an Oskar muß ich noch schreiben,“ setzte sie nach einer Weile rasch hinzu. „Tagsüber fand ich keine Zeit dazu.“

„Ja, ja, schreibe nur. Du mußt ihn nicht warten lassen. Vergiß nicht, was Herr Bellmann sagte, weißt du, das vom Urlaub. Er soll das jetzt nur gehen lassen, meint Herr Bellmann. Der weiß es ja doch und meint es gut mit Oskar. Da müssen wir uns schon noch eine Weile gedulden.“

Lina hörte kaum mehr, was die Mutter sprach.

„Ja, ja!“ sagte sie, ohne zu wissen, um was es sich handle. Sie saß in dem Lehnstuhle der Mutter, in sich versunken, ganz ihren Gedanken hingegeben, dem Spiele ihrer Phantasie folgend, die ihr Bilder von Glück vorzauberte, die ihr bis jetzt fremd gewesen. Es war, als erwachte mit einem Male die ganze Leidenschaft des alternden Mädchens aus langem Schlummer. Und wie sie sich gegen die anstürmenden Gefühle auch wehrte, wie sehr sie ihre Gedanken auch auf die traurige Wirklichkeit zu rich-

ten versuchte, nur auf diese, die kein Glück für sie zuließ — umsonst! Immer und immer wieder schwebte sein Bild ihr vor, blickte sie sein Auge so ernst und doch mit einem Ausdruck voll Liebe an. Sie schloß die Augen, aber das Bild wich dennoch nicht. Es zog sie hin zu ihm, sie breitete die Arme aus, ihn zu empfangen, ihn an sich zu reißen, an seinem Halse zu hängen, selig, endlich eine Stelle gefunden zu haben, wo sie Liebe atmen konnte, Liebe empfing . . . Doch plötzlich tauchte vor ihrem Auge ein großes, weißes Haus auf mit vergitterten Fenstern . . . Hinter einem derselben lehnte eine blasser Frau, mit glasigen Augen und wirrem Haare, sie rüttelte an den Eisenstäben, sie versuchte den Kopf durch das Gitter zu zwingen, das starre Auge unverwandt auf sie gerichtet . . . Lina sprang auf, mit beiden Händen faßte sie ihren Kopf . . .

„Du hast mich aufgeweckt, Lina,“ klang es aus dem Nebenzimmer. „Willst du denn nicht auch schlafen gehen?“

„Ich gehe schon, Mama, ich gehe schon . . .“

Sie fand aber keinen Schlummer. Auf den vollen marmorweißen Arm gestützt verbrachte sie die Nacht, und als der Morgen durch die Vorhänge herein-schimmerte, verließ sie das Lager, ohne Ruhe genossen zu haben, aber auch ohne mit sich ins reine gekommen zu sein. Sie wußte nur, daß sie ihn liebte und daß er recht hatte, als er sagte, „wir sind beide nur Menschen . . .“

Die fieberhafte Aufregung wollte von Lina nicht weichen. Sie ging wie im Traume umher. Als sie der Mutter den Brief Oskars vorlas, den sie am Morgen geschrieben hatte, verschwammen ihr die Buchstaben und sie stockte oft.

„Er hat heute etwas undeutlich geschrieben, Mama,“ entschuldigte sie sich, als die Mutter ungeduldig wurde.

„Und wie merkwürdig er schreibt, wie leidenschaftlich, wie ein Verliebter.“

Lina errötete.

„Wenn er nur keinen dummen Streich macht,“ sagte die Mutter. Aber der Gedanke, daß ihr Junge glücklich sei, verklärte doch ihre Züge.

Als die Mutter der Mittagsruhe pflog, saß Lina in Oskars Zimmer. Die Novembersonne leuchtete durch die Scheiben, draußen war es hell und klar, ob auch die Berge, die man vom Fenster aus erblickte, schon Schneehauben hatten. Im Innern des Mädchens tobte es. Lina versuchte zu lesen, zu arbeiten — sie gab es bald auf. Voll Unruhe schritt sie im Zimmer auf und ab. Ihr war, als müsse sich etwas ereignen, als hätte sie etwas zu erwarten. Dann warf sie sich auf das kleine Sofa, das in der Fensterecke stand, und schloß die brennenden Augen. Sie träumte . . .

Plötzlich sprang sie auf, die Thür wurde geöffnet — vor ihr stand Bellmann.

Eine Weile standen sie einander stumm und regungslos gegenüber, nur ihre Augen führten eine stille beredte Sprache.

Dann sagte Lina:

„Ich wußte, daß Sie kommen würden, ich habe Sie erwartet.“

„Wissen Sie, was Sie damit sagen?“ frug Bellmann langsam.

„Sie mußten kommen.“

„Wie sehr ich mich auch sträubte: ich mußte, ja ich mußte . . .“

Er streckte ihr beide Hände entgegen, in die sie die ihren legte. Sie fühlte, wie er sie leise an sich zog, wie sie ihm näher und näher kam — dann sank sie an seine Brust. Sie fühlte den Hauch seines Mundes auf ihren Lippen — da umschlang sie seinen Hals mit wildem Ungestüm und tauschte Kuß um Kuß in seliger Umarmung. — — — — —

Lina war in ihrer ganzen Wesenheit verändert. Sie verdoppelte ihre Sorgfalt für die kränkelnde Mutter, sie war zärtlich und weich. Sie that alles in dem Gefühle, die Mutter besänftigen zu müssen. Und wenn sie an Oskar dachte, that sie es ohne Groll; sie war geneigt, alle seine Vergehen mit Nachsicht und Milde zu beurteilen. Dies spiegelte sich auch in den Briefen wieder, die sie nun noch öfter als vorher für die Mutter schrieb; und wenn Bellmann, der in alle Verhältnisse eingeweiht war, ihr gegenüber sich über den Bruder mit harten Worten äußerte, blickte sie ihn fragend an und zugleich Mitleid heischend. Dann faßte Bellmann wohl ihre Hand und drückte sie still an die Lippen. Er verstand diesen Blick, der sich in seine Seele bohrte. Er überhäufte die Mutter und Lina mit Aufmerksamkeiten, als deren Urheber er willig Oskar gelten ließ.

„Was alles Oskar für uns thut! Das ist wahrhaftig zu viel, er muß sich Entbehrungen auferlegen, der arme Junge, um so viel für uns thun zu können,“ sagte die Mutter. „Jetzt siehst du wohl ein, Lina, wie wehe du dem guten Jungen oft gethan hast.“

Je mehr Liebe der Mutter in Oskars Namen erwiesen wurde, desto größer wurde die Sehnsucht der blinden, alten und nun immer kranken Frau nach ihrem Jungen. Wenn sie dieselbe auch still in sich verschloß, Linas empfindlichem Gefühle konnte sie nicht verborgen bleiben. Aber Lina wies den Gedanken an die mögliche Rückkehr des Bruders angstvoll zurück, sie wagte nicht demselben nachzugehen, sie wußte es: er führt ans Ende.

Als Bellmann, der sich mit Rücksicht auf das ohnehin schon rege gewordene Gezischel unter den Bewohnern der kleinen Landeshauptstadt und trotz der gegenteiligen Bitten der Mutter, in seinen Be-



suchen Zwang auferlegte, indem er dieselben nicht häufte, einst bei Lina eintrat, fand er sie verstört und bleich. Sie barg das schöne kummervolle Antlitz an seiner Schulter und es währte lange, bevor sie imstande war, ihm den Grund ihrer Erregung mitzuteilen.

„Geht es der Mutter schlechter?“

„Oskar hat geschrieben — er kommt.“

Bellmann erbehte. Lina reichte ihm Oskars Brief.

„Lies selbst,“ sagte sie.

Oskar schrieb, daß er durch Leichtsinn und üble Gesellschaft in schlimme Lage geraten sei, daß die Schulden, mit welchen er sich belastete, eine vollständige Veränderung seiner Lebensweise bedingten. Er habe sich seinem Chef anvertraut, der es für unerlässlich halte, daß Oskar sich so rasch wie möglich jenen Kreisen entziehe. Er solle um seine Versetzung ansuchen und da bei seinen Angehörigen doch am besten für ihn gesorgt sein würde, wieder in die dortige Filiale zurückkehren.

Bellmann dachte zunächst daran, Oskars Schulden zu bezahlen. Er war vermögend genug, seiner Liebe dieses Opfer bringen zu können. Er wollte selbst nach Wien fahren, um diese Angelegenheit zu ordnen.

„Damit würde Oskars Ruin besiegelt,“ sagte Lina. „Und die Mutter? Wenn ihr Zustand sich nicht in wenigen Tagen bessert, werde ich Oskar benachrichtigen müssen; du weißt ja, was der Arzt sagte; dann käme er doch.“

Lina war ganz ruhig geworden.

Nachdem sie einander lange still gegenüber gesessen hatten, sagte Bellmann aus tiefen Gedanken heraus:

„Ich war gestern in Hardt, Lina ...“

„Du warst's imstande?“ ...

Und als habe sie den Sinn seiner Worte erraten, daß der Tod der unglücklichen Frau ihnen Erlösung brächte, barg sie ihr Antlitz und weinte leise. Sie schüttelte das Haupt.

„Nein, daran mußt du nicht denken ... Ich könnte niemals deine Frau werden ...“

Bellmann sprang auf: „Weil du ...“

„Still! Ich war glücklich und dachte nur an mein Glück.“

Sie umschlang seinen Hals und blickte ihn innig an.

„Wie muß ich dir danken!“ sagte sie leise.

Da klingelte die Mutter, die aus langem Schlummer erwacht war. Lina trat bei ihr ein. Wie verfallen die Mutter aussah, wie tief die lichtlosen Augen eingesunken waren. Überwältigt sank Lina an dem Bette nieder und küßte die magere Hand der alten Frau, doch schon im nächsten Augenblicke faßte sie sich wieder. Sie richtete der Mutter, die seit einigen Tagen das Bett nicht mehr verlassen konnte, die Kissen zurecht ...

„Ist denn Bellmann nicht da?“

„Er wird gewiß gleich kommen, Mama.“

Bald darauf trat er ein.

Lina hatte das Bedürfnis, der Mutter eine Freude zu bereiten, sie hatte ja eine für sie bereit, die höchste, die ihr bereitet werden konnte, und so sagte sie, sich ganz zu der Kranken neigend:

„Denke, Mama, Oskar wird kommen.“

Die Mutter richtete sich im Bette auf:

„Steht es so schlecht mit mir?“

Diese Wirkung hatte Lina nicht bedacht. Sie blickte ratlos zu Bellmann hinüber.

„Nein, nein, Mama,“ sagte dieser, „im Gegenteil. Der Arzt meint, Sie würden bald aufstehen können. Oskar kommt ganz und gar zurück, seine Versetzung ist bereits beschlossen.“

So gelang es allmählich die Kranke zu beruhigen.

Tags darauf, gegen Abend, als Lina allein an dem Krankenbette saß, richtete sich die Mutter plötzlich lauschend auf. Aus dem Vorzimmer drangen Stimmen herein, Flüsterntöne, die zwar Lina nicht vernahm, die aber dem scharfen Ohre der Blinden nicht entgangen waren.

„Das ist Oskar!“ rief sie erregt und sank dann ermattet in die Kissen zurück.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Sein Chef hatte ihn bis zur Erledigung seines Besuches beurlaubt und er war sofort abgereist. Jetzt riß er hastig die Thüre auf. Er sah, wie Lina über das Bett geneigt dastand ... Da erfaßte ihn namenlose Angst:

„Zu spät!“ rief er und sank an dem Bette der Mutter nieder, die regungslos dalag.

„Nein, nein, mein Junge,“ flüsterte sie, den Kopf Oskars suchend, „das thut dir deine Mutter nicht an. Es ist ja nicht so schlimm ... die Freude ... gieb mir doch einen Kuß, Oskar ... O, jetzt werde ich bald gesund sein.“

„Liebeste Mama! Jetzt will dein schlechter Sohn aber auch nicht ...“

„Mein braver, aufopfernder Sohn,“ sagte die Mutter zärtlich. Sie erholte sich nach und nach von ihrer Erschöpfung.

„Da sieh' her, deine Briefe müssen immer bei mir sein, wenigstens die letzten,“ sagte sie, ein Päckchen unter dem Kopfkissen hervorziehend.

Lina hatte die Zeit über regungslos zu Häupten des Bettes gestanden. Oskar hatte sie noch nicht begrüßt. Jetzt blickte er scheu zu ihr hin.

„Sprich nicht so viel, Mama, es strengt dich an,“ sagte sie die Hände flehend gegen Oskar gerichtet.

„Mach' ihm doch nicht Angst.“

„Dazu ist ja kein Grund vorhanden, Mama, aber du weißt, der Arzt gebot Ruhe, er wird gleich da sein und dann: Oskar ist noch in den Reisefelleibern ...“

„Ach, du armer Junge! Ja, Liebe macht selbstsüchtig . . . Geh', geh' . . . und sieh' dich nur um in der Wohnung, du wirst alle die Sachen finden, mit denen du sie so verschwenderisch geschmückt hast . . . Ich will ein bißchen ruhen . . .“

Lina erfaßte des Bruders Arm.

„Komm, komm, Mama bedarf der Ruhe!“

Sie zog ihn fast mit Gewalt hinaus.

Sie betraten das Zimmer, das vordem Oskar bewohnt hatte. Es war in ein vornehmes Boudoir für Lina umgewandelt. Er blickte sich in dem Raume befremdet um.

„Erkläre mir endlich, Lina . . . die seltsamen Reden der Mutter, die Pracht, die mich hier umgibt, und daß alles soll ich . . . Lina, um Gottes willen . . .?“

Der ganze alte Stolz überkam sie in diesem Augenblicke. Hochausgerichtet stand sie da, das Auge ruhig auf den Bruder geheftet und um ihre Lippen spielte wieder jener Oskar nur zu wohlbekannte Zug, aus dem er stets Spott und Verachtung gelesen hatte.

„Dies alles verdankt die Mutter dir.“

Und dann erzählte sie mit knappen Worten, wie alles gekommen war bis zu jenem Ereignis in dem Stickereiladen. Dann brach sie ab.

Oskar hatte mit steigender Erregung zugehört und als seine Schwester verstummte, starrte er sie mit Entsetzen an.

„Und dann, Lina, dann?“

Lina blieb stumm.

„Lina!“ Schrie er auf.

„Willst du die Mutter töten?!“

Es wurde leise an die Türe gepocht. Lina trat hinzu und öffnete. Vor ihr stand der Arzt, der ihr die Hand reichte.

„Mama befand sich vorhin ziemlich wohl,“ sagte Lina ruhig. „Sie wird jetzt schlafen.“

„Sie schläft,“ erwiderte der Arzt. „Ich komme von ihrem Bette.“

Der ernste Ton fiel Lina auf, sie sah den Arzt forschend an. Er nickte leicht mit dem Kopfe.

„Ja, sie hat ausgelitten.“

Oskar war bei dieser Mitteilung von dem Jau-teuil aufgesprungen und schrie: „Nein, nein! Das ist ja nicht möglich!“

„Fassen Sie sich, hier war der Tod Erlösung,“ sagte der Arzt, sich teilnahmsvoll verabschiedend.

Oskar fiel seiner Schwester weinend um den Hals. Sie stand thränenlos und äußerlich gefaßt da, wenn

auch zu Tode blaß. Ihr gingen plötzlich jene Worte durch den Sinn, die die Mutter einst gesprochen, „von der stillen Angst, daß ein großer Schmerz sie ganz zu Boden schmettern würde.“ Jetzt hatte ein Übermaß an Freude ihren Tod beschleunigt.

„Aber sie war doch glücklich,“ preßte Oskar hervor.

„Sie war es.“

„Durch Lüge, Lina —“

„Durch Liebe.“

Unter den ersten Trauergästen, die erschienen, befand sich Wellmann. Er konnte Oskar gegenüber eine gewisse Härte nicht verleugnen. Lina gab sich auffallend zurückhaltend; sie vermied es, mit ihm allein zu sein, kaum, daß sie ihn anblickte. Mit niedergeschlagenen Augen hatte sie ihm die Hand gereicht, die er innig drückte.

Als Wellmann Lina vom Grabe der Mutter hinweg zu dem Wagen geleitete, flüsterte er ihr leise zu:

„Und wir?“

Sie preßte seinen Arm an sich; er fühlte, wie sie bebte. Bevor sie in den Wagen stieg, in dem sich Oskar seinem Schmerze überlassen hatte, reichte sie Wellmann die Hand und sagte leise:

„Lebe wohl —“

Am nächsten Tage ordnete Lina geschäftsmäßig die nächstliegenden Angelegenheiten. Von dem Vermögen, das ihr schon als die Mutter noch lebte, vollständig zugeschrieben war, und welches sie allein verwaltete, wies sie den größeren Teil dem Bruder zu.

„Lina,“ rief er, „wenn ich dir das je vergeße!“

„Daß, wir sind quitt.“

Dann sagte sie Oskar, daß ihre angegriffene Gesundheit ihr eine Erholungsreise aufnötige, die sie vielleicht lange ausdehnen würde, und schrieb wenige Zeilen an Wellmann.

Von diesem Tage an blieb sie verschollen. Niemand hörte je von ihr, Oskar nicht und nicht Wellmann.

Jahre vergingen.

Da machte eines Tages eine Notiz die Runde durch alle Blätter: „daß die Dialonissin Karoline Doppler in einer Irrenanstalt in Sachsen, wo sie Dienste als Pflegerin versah, von einem weiblichen Pflegling erdrosselt worden sei.“

Mit schmerzverzerrtem Angesicht las der gealterte Wellmann diese Nachricht. Das Zeitungsblatt entfiel seinen zitternden Händen.





Reichstheater. Längsqueransicht in Berlin.

## Deutsche Theaterschau.

Von Rudolf von Gottschall.

Mit Illustrationen nach Original-Photographien und Lithographien.

Reinhardt verbat.

### Berlin.

#### Das königliche Hoftheater.

Nach der Reichshauptstadt blickt ganz Deutschland. Berlin ist jetzt die deutsche Theaterstadt geworden, wie Paris die französische; die nord-deutschen Provinzbühnen geben kaum ein Stück, welches nicht in Berlin die Feuertaufe erhalten hätte und auch die mitteldeutschen Hofbühnen und Stadttheater sind abhängig von den Erfolgen der Reichshauptstadt. In der neuesten Zeit ist selbst das altberühmte Hofburgtheater, eine geweihte Stätte dramatischer Kunst, in die Gefolgschaft der Berliner Bühnen getreten und zwar noch ehe an der Spree ein Bühnenleiter für dasselbe gefunden wurde, der die ruhmvollen Traditionen Laubes und Dingelstedts fortzusetzen den Beruf hat.

Freilich, die maßgebende Stelle, welche das Berliner Hoftheater früher einnahm, indem es ausschließlich für Norddeutschland den Ton angab, kann es jetzt nicht mehr behaupten, wenigstens soweit es das Schauspiel betrifft; andere Berliner Bühnen sind emporgekommen, indem sie Nüchternungen pflegten, denen

das Hoftheater sich mehr oder weniger infolge der ihm gebotenen Rücksichten verschließen muß, die aber eine sehr große Anhängerschaft im Publikum und in der Presse begeisterte Anwälte fanden.

Unter Friedrich dem Großen gab es in Berlin nur eine Hofoper und eine französische comédie. Das Opernhaus hatte Baron Knobelsdorf, der frühere Genosse des Kronprinzen in Rheinsberg, 1740—43 erbaut; die erste Oper, die zur Aufführung kam, war Grimms „Cleopatra und Cäsar“; es wurden vorzugsweise Opern deutscher Komponisten gegeben. Das Theater kostete jährlich gegen 400 000 Thaler; es war frei, aber fast nur den bevorzugten Ständen, den Hofleuten und höheren Beamten zugänglich. Die Sänger und Sängerinnen machten große Not. Da gab es höhere Sagenforderungen, Streitigkeiten zwischen den Primadonnen: „es ist Teufelsdreck“, sagt sich Friedrich II., „wollte, daß sie — der Teufel alle hole; die Canajnen bezahlt man zum Pläster und nicht Regiererei von ihnen zu haben.“ Mit der französischen comédie machte er weniger schlimme Erfahrungen, das deutsche Schauspiel aber hatte nichts von ihm zu erwarten. Fand er doch in

Goethes „Woh von Verlichingen“ eine abscheuliche Nachahmung Shakespeares und diesen selbst abominabel. Die Werke Lessings, Schillers und Goethes brachte Böbelin mit seiner Truppe, welche die namhaftesten deutschen Schauspieler auswies, in Berlin zur Aufführung. Im Jahre 1789 trat er diese Truppe dem Berliner Hof an und sie wurde die Grundlage des Hoftheaters. Allerdings dauerte es noch Jahrzehnte, bis das Schauspiel diesen Titel annehmen durfte. Bis dahin blieb es ein Nationaltheater mit königlicher Unterstützung; erst im Jahre 1814 wurde es ein wirkliches Hoftheater nach Jßlands Tode. Unter der Leitung des berühmten Künstlers, der besonders Schillers und Goethes Dramen neben seinen eigenen zur Aufführung brachte, nahm die Berliner Bühne einen hervorragenden Rang ein und nur eine Zeitlang vermochte die Weimarsche durch die Erkaufung klassischer Werke und durch den Ruhm, der von den dichterischen Dioskuren ausstrahlte, mit ihr zu konkurrieren.

Der Nachfolger Jßlands in der Bühnenleitung war kein Schauspieler und auch nicht aus litterarischen Kreisen hervorgegangen; doch er hatte Kunstsin und Instinkt und Interesse für den Glanz der Szenen. Graf Brühl war unter Goethes Leitung bei dem herzoglichen Privattheater in Weimar mit thätig gewesen und hatte auch als Kammerherr des Prinzen Heinrich, der in Rheinsberg eine kleine Truppe unterhielt, dem Theater nahe gestanden. Geboren 1772 zu Pforten in der Pfalz, hatte er die Befreiungskriege als Major mitgemacht. Im Jahre 1815 wurde er General-Intendant der Königl. Schauspiele in Berlin und bekleidete diese Stellung bis 1828. Später wurde er Generaldirektor der Museen und starb 1837 in Berlin. Seiner Neigung für theatralischen Prunk und Inszenierungen im großen Stil kam es sehr zu statten, daß der geniale Baumeister Schinkel in den Jahren 1819—1821, nach dem Brand des alten Schauspielhauses, auf demselben Plage ein neues erbaute, das heutige Schauspielhaus, das am 20. Mai 1821 mit „Jphigenie“ eröffnet wurde. Außerdem hatte Brühl glänzende finanzielle Mittel; der Staatsminister von Hardenberg hatte sie ihm zur Verfügung gestellt, mit einem geflügelten Wort, das aber bei allen deutschen Intendanten ohne Ausnahme jetzt seine Flügel verloren hat: „Machen Sie das beste Theater in Deutschland und danach sagen Sie mir, was es kostet.“ Graf Brühl ging indes keineswegs in Außerlichkeiten auf; er war nicht bloß ein geschmackvoller Dekorateur im großen

Stil, er pflegte auch die höhere Dichtung und folgte hierin den Traditionen Jßlands. Was die Neueren in dieser matten litterarischen Epoche schufen, blieb den Berlinern nicht vorenthalten; neben den Schicksalstragödien wurden auch Dramen wie Kleists „Prinz von Homburg“, noch heutigetags ein öfters neu zum Leben erwecktes Repertoirestück des Hoftheaters, die Dramen des bayerischen Ministers Schenk, Deschlägers „Correggio“, vor allem aber die Dramen von Ernst Raupach gegeben, die Erstlingsdramen des russischen, nach Berlin seit 1824 übergesiedelten Professors, welche allerdings wertvolle Talentproben waren, während die Talent sich bei der späteren Vielfacherei immermehr vermehrte. „Sibor und Olga“ (1826), an welchem Ludwig Braune eine scharfe Kritik übte, wurde ein Hauptrepertoirestück aller deutschen Bühnen. Auch der genialste Schauspieler der dramatischen Zeit, Ludwig Devrient, ein geborener Berliner (1784—1832), gehörte unter Brühls Leitung dem königlichen Schauspiel an. Er wurde noch von Jßland engagiert und betrat bald nach dem Tode desselben (1815) zum erstenmal die Bühne; ein verhältnismäßig früher Tod, veranlaßt durch ein unregelmäßiges Leben, raffte den langjährigen Liebling des Berliner Publikums dahin.

Auf den Grafen Brühl folgte als General-Intendant des Hoftheaters Graf Redern von 1832—1842. Er hielt das Theater auf gleicher Höhe. Der endlose Euluss der Raupachschen Hofenschaufendramen beherrschte die Berliner Bühne; soweit haben es Widenbruchs Hohenzollern nicht gebracht. Graf Redern ließ indes auch andere Dichter zu Worte kommen, wie Grillparzer und Zimmermann, und als die Führer des jungen Deutschlands sich der Bühne zugewendet, da wandte er den vorbestraften Dichtern unbefangene Teilnahme zu und die ersten Dramen von Gutzkow und Laube kamen am Hoftheater zur Aufführung. Auch Hebbels „Judith“ wurde gegeben. Frau Crelinger war eine glänzende Vertreterin der Titeltrolle.

Auguste Crelinger, am 7. Oktober 1795 zu Berlin geboren, trat zuerst im Jahre 1812 als Margarete in Jßlands „Hagestolzen“ auf und gehörte dem Hoftheater bis zu ihrem fünfzigjährigen Bühnenjubiläum 1862 an. Sie war zuerst mit dem Schauspieler Etich, der im Jahre 1824 starb, dann mit dem Bankier Otto Crelinger verheiratet. Sie beherrschte wie wenige den großen Stil der Tragödie; das Vorbild Talmas und der Mars, die sie in Paris gesehen, schwebte ihr stets



Auguste Crelinger.

vor Augen. Bei ihren Gastspielen hatte sie große Erfolge. Sie war aus dem Holz, aus dem man Tragödiinnen schnitzt; ihre Gesichtszüge, ihre Gestalt hatten plastischen Ausdruck und Adel; dazu kam ein ungemein wohlklingendes Organ, welches den Schwung des dichterischen Ausdrucks melodisch wiedergab, aber auch für den Ausbruch der Affekte und Leidenschaften die nötige Macht und Gewalt hatte. Sie starb am 11. April 1865 in Berlin. Neben ihr in ihrer Glanzepoche stand eine gefeierte jüngere Künstlerin, Charlotte von Pagn, geboren 1809 zu München und von 1833—46 Mitglied des Hoftheaters; sie war von entzückender Anmut und wurde die deutsche *Dejazy* genannt; ihre Thetis, Julie, Ophelia, Gret-

seines Spiels, durch manche durchschlagende Offenbarung urwüchsiger Kraft. Sein Karl Moor, später sein Götz, Wallenstein, König Lear machten ihn bei dem Berliner Publikum sehr beliebt und populär; doch die Kritik pflegte an seinen Leistungen herumzudüngeln und war voll Bewunderung für seinen Rivalen Karl Seydelmann, der 1838 nach Berlin kam und dort bis zu seinem Tode (1843) engagiert war. Seydelmann, ein Schlefier, aus Glatz stammend, geboren 1793, war einer jener Künstler, welche die Kritik durch seines tiefdurchdachten Spiel interessierten; dabei fehlte es demselben nicht an aufgesetzten Druckern des Effektes, die aber nie äußerlich blieben, sondern nur das Charakterbild, das der



Königliches Opernhaus in Berlin.

chen, Luise, auch ihre Donna Diana waren schauspielerische Leistungen, die in Deutschland, Rußland und Ungarn gleiche begeisterte Sympathien fanden. Sie überlebte indes sehr lange ihren Theaterruhm. Nachdem sie einen Herrn von Oden geheiratet, verließ sie die Bühne; die Ehe wurde geschieden, sie starb im hohen Alter 1891 in ihrer Geburtsstadt. Für die Kaupachschen Hohenkaufentragedien hatte Graf Rebern in Moritz Rott (1796—1867) einen geeigneten Darsteller, der die Kronen vieler Kaiser und Könige mit einer Repräsentation trug, der es nicht an Größe fehlte. Rott gehörte dem Berliner Hoftheater von 1832—1856 an; er war nicht ganz ein Naturalist wie Wilhelm Röntgen, doch er erinnerte an denselben durch die machtvolle Energie

Darsteller entwerfen wollte, vertieften. Seydelmann galt für den ersten deutschen Schauspieler; Professor Röttcher, der namhafteste Berliner Dramaturg, widmete ihm eine Monographie. Seine Hauptrollen, zu denen besonders *Othello* gehörte, lagen nicht bloß im Bereiche des klassischen Repertoires; er spielte auch mit Vorliebe die Hauptcharaktere *Islandscher Stücke*, wie den *Essigbändler* und den *Advokaten Wellenberg*. Selbst in Stücken von untergeordnetem dramaturgischen Wert, wie in Reßlachs *„Eugen Aram“*, einem nach dem Bulwerfchen Roman zu rechtgemachten Sensationsstück, hatte er sich die Titelrolle zugeeignet und dem damaligen Herrscher der Berliner Bühne, Ernst Raupach, behrte er die gebührende Puidigung der als *Essig* in dem

besten Drama desselben, „Isidor und Olga.“

Daß die Berliner Oper durch die glänzenden Inszenierungen des Grafen Brühl gewinnen mußte, war ja zweifellos — gleichwohl hat sie den Ruhm einer tonangebenden Initiative nicht zu erringen vermocht. War doch der gefeiertste Komponist des vierten Jahrzehntes, Giacomo Meyerbeer, zwar ein Berliner Kind, aber er wohnte in Paris und dort erlebten seine großen Opern wie „Robert der Teufel“ und „Die Hugenotten“ ihre ersten Aufführungen. So hatte die Berliner Bühne an dem Welttrium, den sie erlangten, nur geringen Anteil. Und als später im Jahre 1842 Meyerbeer von König Friedrich Wilhelm IV. zum General-Musikdirektor ernannt worden war, da kam außer der im Jahre 1844 zur Eröffnung des neuen Opernhauses gebildeten Oper: „Das Feldlager in Schlesien“ doch keine neue Meyerbeer'sche Oper zuerst in Berlin zur Aufführung — Paris blieb nach wie vor die Primat und die Geburtsstätte seiner Komposse. Der General-Musikdirektor unter den Grafen Brühl und Redern war Spontini von 1820—1842, der Komponist der Opern „Ferdinand Cortez“ und „Die Vestalin“, der von dem Ruhm Meyerbeers verdunkelt wurde, welcher beweglicher war, ohne Spontinis feierliche Grandezza, aber im Grunde derselben Schule angehörte und mit diesem durch den sensiblen Pomp seiner Opern zu metzeln suchte. Spontini war wenig beliebt, er litt an der Großmannssucht und war abstoßend in seinem Benehmen. Auch die ersten Gesangsgrößen fanden in Berlin kein dauerndes Engagement. Henriette Sontag war nur zwei Jahre (1824—1826) in Berlin, gehörte aber dem Reuen Königsstädter Theater an und auch Wilhelmine Schröder-Devrient, die geniale dramatische Sängerin, war 1830 nur kurze Zeit Mitglied des Berliner Hoftheaters.

Nachdem 1842 Graf Redern von der Intendanz zurückgetreten war, folgte dem vornehmen Postfaktieren ein Mann von bürgerlicher Herkunft, Theodor von Rüstner, ein Sohn der Pleißenstadt, geboren am 24. November 1794, ein Mann der sächsischen Gemütslichkeit, die einen gewissen kleinbürgerlichen Eindruck machte. Das war kein utermärklicher Grande, aber ein Fachmann, der sich als solcher bewährt hatte. Er hatte die Rechte studiert, die Befreiungsstränge mitgemacht und elf Jahre auf eigene



Moritz Hoff.

wurde, obschon er wenig in die romantische Richtung passte, die damals bei Hofe herrschte. Rüstner zeigte sich als tüchtiger Bühnenpraktiker; er hielt viel von der Litteratur und der Presse, umgab sich mit Ratgebern aus diesem Kreise und zeigte den jüngeren Schriftstellern großes Entgegenkommen. Die Hauptdramen Gutzows und Raubes, obschon in ihrer Tendenz den politischen Anschauungen des Königs, der Hof- und Regierungskreise feindlich, brachte er im Hoftheater zur Aufführung, ebenso die Erstlingsdramen Gullao Freytags. Doch er mußte lauvieren in einer politisch aufgeregten Zeit, mitten in den stürmischen Bewegungen der vormärzlichen Epoche, und die Zensur trat seinen Bestrebungen hindernd in den Weg. So wurde das Drama „Moritz von Sachsen“ von Robert Prutz verboten, wie überhaupt die sich an geschichtliche Stoffe wagende Muse jüngerer Dramatiker auf große Schwierigkeiten stieß. Rüstner war keine streitbare Natur und so fügte er sich in die Verhältnisse, indem er das harmlose bürgerliche Drama bevorzugte, welches ihm auch die größten Einnahmen brachte, oder das tendenzlose Intriguensstück. Seit dem Jahre 1844 war Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, früher Direktorin des Stadttheaters in Zürich, für das ältere Fach in Berlin engagiert, sie war eine geschickte Bearbeiterin deutscher und ausländischer Romane, ihre „Marquise von Bilette“ (1847), „Dorf und Stadt“ (1848) wurden glänzende Zugstücke an der Spree und an allen deutschen Theatern. Die Begünstigung dieser Bühnenbame, die das Repertoire fast ausschließlich beherrschte, war der Hauptvorwurf, welcher der Rüstnerschen Intendanz von der Presse gemacht wurde. Wenn hierin indes eine Schuld lag, so konnte sie der Intendant wohl auf das Publikum abwälzen. Daß nicht der persönliche Geschmack des Bühnenleiters allein maßgebend war, zeigte sich ja nach



Karl Seidelmann.



Rüftners Abgang. Man hoffte, daß der neue Intendant mit der Birch-Pfeifferei aufräumen würde und es hatte auch anfangs den Anschein. Und doch fielen die Haupttreffer der Birch-Pfeifferschen Muse in die Zeit der Rüftnerschen Intendanz „Die Waife von Lomood“ und „Die Grille“ (1856); es giebt in der Welt keinen Bühnenleiter, welcher die Autoren, deren Stücke ihm volle Häuser machen, nicht begünstigte.

Um das ganze deutsche Bühnenwesen hat sich Rüftner große Verdienste erworben, indem er zugleich mit dem Wiener Theaterdirektor Golz bei den Tantiemen einführte. Von den beiden Hoftheatern in Berlin und Wien wurde so die Grundlage gegeben, auf welcher die deutschen Bühnenschriftsteller weiterbauen konnten und die auch der Entwicklung der Gefeßgebung betreffs der Urheberrechte förderlich war.

Von den neuen Schauspielerkräften, welche Rüftner für die Hofbühne gewann, gereichten einige lange Zeit hindurch derselben zur Zierde, vor allem Theodor Döring, geboren am 9. Januar 1803 in Warschau. Er ging 1825 zur Bühne, war in Breslau, Mainz, Karlsruhe, Hamburg engagiert und kam 1838 an Seydelmanns Stelle nach Stuttgart. 1845 wurde er dessen Nachfolger in Berlin und gehörte der Berliner Hofbühne bis zu seinem Tode (1878) an. Er war ein scharfer Kopf und besaß ein seltenes Nachahmungstalent, welches eine Grundbedingung schauspielerischen Könnens ist. Obgleich er später auch Rollen wie König Lear, Shylock, Franz Moor und Nathan spielte, so wies ihn doch seine Begabung in erster Linie auf komische Charakterrollen hin — und hierin leistete er Ausgezeichnetes. Elias Krumm, Malvolio, Richter Adam, Piepenbrinck, der Bauernfeldsche Bankier Müller und ähnliche Lustspielfinanziers waren glänzende Treffer; sein Mesiphistopheles hatte die berben Züge des Volksteufels.



Theodor Döring.

Einen begeisterten Jünger hat Döring in Friedrich Haase gefunden, der in den Aufzeichnungen aus seinem Leben dem alten Meister eine glänzende Vortrede hält und zahlreiche ihn betreffende Anekdoten mitteilt. Er nennt ihn einen Ausgewählten in der schweren Kunst der Menschenbarstellung, den



E. Ab. von Küstner.

ewig unvergeßlichen Mann, der ihn recht eigentlich von Anfang an durch seine schwer, ja unmöglich zu beschreibende, fesselnde, künstlerische Erscheinung magnetisch zum Theater gedrängt habe. „Er hatte kein Vorbild. Sein Genie erhob ihn in einem Augenblick zu seiner Vollendung. Sein Talent ist sein Wert; nur sich selbst verdankt er seine Größe. Döring besand sich nie außerhalb seiner Aufgabe, die es zu lösen galt. Seine Aufgabe war stets in seiner Seele wie „die Speise ins Blut“ verman-

delte. Die Worte, die er sprach, schienen stets die seinen und nicht selten ward bei seinem Spiel die Bühne zum realen Leben und der gedankenvolle Zuschauer hatte Mühe, sich zu erinnern, daß er sich im Theater befand. Ihm wurde es möglich, bei seltenen, auffällig charakteristischen und scharfen Gesichtszügen in gleichem Maße Geist, Sarkasmus, Humor, Dämonie, Rindlichkeit und die ganze Hölle (wenn er Lust dazu hatte) zum Ausdruck zu bringen.“

Später als Döring, doch noch unter der Rüftnerschen Intendanz, 1850 kam Theodor Liedtke an das Hoftheater, dem er fast während der ganzen Zeit der Rüftnerschen Bühnenleitung und noch darüber hinaus bis 1889 angehörte. Liedtke ist ein Ostpreuße, 1828 in Königsberg geboren; anfangs war er Sänger in seiner Vaterstadt und in Wilna; dann ging er ausschließlich zum Schauspiel über und war in Weimar und Dresden engagiert, ehe er nach Berlin kam. Er war ein vorzüglicher Don Juan und deckte dies Fach nach allen Seiten hin — auch die historischen Charaktere in den Stücken der Scribescchen Schule gelangen ihm aufs Beste; er hatte in sich den nötigen Fonds, auch ihre staatsmännische Bedeutung zu decken. Als Konversationsspieler war er sehr gewandt und hatte eine stets solvante gute Laune. Sein Petruchio, sein Bolz, auch sein Verlin waren von seinem Humor beseelet gehalten. Seine Gattin, eine Tochter der gefierten Frau Grelinger, Klara Stieh, anfangs mit dem Schauspieler Franz Hoppe († 1849) verheiratet, welcher Charakterrollen, wie Nathan und Marinelli, mit gutem Gelingen spielte, gehörte von 1843—62 dem Berliner Hoftheater an; sie war eine vielseitige Darstellerin; sie spielte ebenso die übermütige Beatrix in „Biel Lärm um Nichts“, wie die schwärmerische in der „Braut von Messina“, die Klärchen und Cordelia, wie die Pompadour und Portia. Fast gleichzeitig mit Döring war Hermann Hendrichs an das Berliner Hoftheater gekommen (1844) und blieb dort 20 Jahre lang bis 1864. Hendrichs war eine schöne Bühnenerscheinung und hatte einen

männlichen und dabei einfachen Ton, eine schlichte und doch auf den Höhepunkten der Situation mitforttreibende Kraft. Eine Zeitlang war er bei seinen Gastreisen ein gefährlicher Nebenbuhler für Emil Devrient; denn wenn dieser auch mehr Liebenswürdigkeit und geistige Feinheit besaß, so machten ihm seine Gegner doch eine gewisse Koketterie zum Vorwurf, von welcher das schlichtkräftige Spiel von Hendrichs gänzlich frei war. Sein Posa, Karl Moor, Egmont, sein Cäsar in der „Braut von Messina“, besonders sein Essex in dem Laubeshen Drama, waren hervorragende Leistungen; später spielte er auch den Götz und Tell, in welcher letzteren Rolle er vom Berliner Hoftheater Abschied nahm. Nach einer Gastreise in Nordamerika kam Hendrichs noch einmal nach Berlin, wo er 1871 die Direktion des Viktoriatheaters übernahm. Hier trat er zum letztenmal als Ramiro in der „Schule des Lebens“ auf; doch schon acht Tage darauf raffte ihn der Tod hinweg.

Diese drei hervorragenden Kräfte übernahm Botho von Hülßen mit dem andern Künftnerschen Schauspielensemble, als ihm im Jahre 1852 die Intendanz des Berliner Hoftheaters anvertraut wurde.

Hülßen, im Jahre 1815 zu Berlin geboren, war seit 1834 Offizier. Er zeigte sich sehr gewandt in allen theatralischen Arrangements bei Liebhaber Bühnen und König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich bei einer Vorstellung im Kabinettheater von seinem Geschick und seiner Begabung überzeugt. Warum sollte nicht auch einmal ein Offizier die Leitung seiner Hofbühne übernehmen? Der König erfreute sich dabei seiner Machtvollkommenheit, die aus allen alles machen konnte. Hülßen war kein Fachmann wie Künftner, kein Vertreter einer vornehmen Hofcharge, kein Grande, wie Graf Brühl und Graf Rebern, doch man konnte ja auch einmal mit einem Leutnant versuchen — und das Experiment gelang in so überraschender Weise, daß seitdem in Deutschland die Offiziere die hauptsächlichste Anwartschaft auf Hoftheater hatten und gegenwärtig die Intendantenstellen in Dresden, Stuttgart, Kassel, Wiesbaden, Schwerin, Weimar u. a. mit früheren Offizieren besetzt sind. Hülßen brachte aus der Kaserne und vom Paradeplatz Pünktlichkeit und Strenge der Disziplin mit und andere soldatischen Eigenschaften, welche, durch die Zuverlässig-

keit seines persönlichen Charakters noch gehoben, dem Zusammenhalt des künstlerischen Organismus bei diesem leicht auseinanderfahrenden Theaterwesen zugute kamen. Sein Administrationstalent konnte er in noch höherem Maße seit 1866 bewähren, nachdem die Hofbühnen der annektierten Staaten Hannover, Kassel und Wiesbaden seiner obersten Leitung untergeordnet waren. Er war persönlich sehr wohlwollend und entgegenkommend. Im Gegensatz zu Künftner war er kein großer Freund des Schriftstellertums und der Presse; er benutzte jede Gelegenheit, um dies, wenn auch meistens in humoristischer Einkleidung, auszusprechen und bei seinem Jubelfest brachte er in einem Toast, in welchem er alle leben ließ, die zum Theater Beziehungen hatten, die Schriftsteller hinter den Theaterarbeitern

an. Dingeldey erwiderte darauf mit einem launigen Toast auf Frau von Hülßen, welche ja selbst Schriftstellerin war.

Auch ist es bekannt, daß Hülßen sich längere Zeit sträubte, Frentags „Journalisten“, die bisher am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gegeben worden waren, auf die Bühne des Hoftheaters zu bringen, deren nachhaltig erfolgreichstes Repertoirestück sie später wurden. Entweder hielt er die Schmock und Wellmaus nicht für Hoftheaterfähig oder es war ihm zuviel siegreicher



v. Hülßen.

Liberalismus in dem Lustspiel. Wenn er von solcher Voreingenommenheit nicht ganz freizusprechen ist, so hinderte das durchaus nicht, daß er die Interessen des Schriftstellerstandes auf das gewissenhafteste vertrat, wo sie irgend in Frage kamen. Als nach Übernahme des hannoverschen Hoftheaters die Lantienmen-Frage Schwierigkeiten bot und ich als Vorsitzender der Genossenschaft dramatischer Autoren mit ihm verhandelte, fand ich das bereitwilligste Entgegenkommen und konnte mit einer beträchtlichen Summe für die Genossenschaft von der Spree an die Pleiße zurückkehren. Bei der Entscheidung über anzunehmende Novitäten, die er durchaus nicht seinen litterarischen Ratgebern überließ, war er nicht weniger gewissenhaft und man konnte ihn z. B. zuweilen in der Leipziger Direktionsloge sitzen sehen, wenn er sich überzeugen wollte, wie eine in Berlin eingereichte und in Leipzig zur Aufführung kommende Novität sich auf der Bühne ausnahm. Wenn gleichwohl unter seiner 35jährigen Bühnenleitung



Minona Fried-Blumauer.

vogels „Rarich“ (1856) ein glänzender Trefser; die Darstellung der Titelrolle durch Dessoir verschaffte dem Drama einen durchschlagenden Erfolg — und noch bis auf den heutigen Tag ist es Repertoirestück der deutschen Bühnen; alle namhaften Schauspieler, Davison und Desvrient, Haase, Varnay und Friedmann, spielten die verschiedenartigsten Auffassung zugängliche cynisch-sentimentale Titelrolle. Am Hoftheater selbst brachte es das Stück in nicht allzulanger Zeit zu hundert Aufführungen. In den siebziger Jahren war es ein so geistvoll beweglicher Schriftsteller wie Paul Lindau, dessen Ruf als Dramatiker vom Berliner Hoftheater ausging; man darf nicht vergessen, daß er jener Epoche die Signatur seines deutsch-französischen Geistes ausdrückte; viel gescholten und viel gepriesen, war er der Rufer im Streit in der damaligen „modernen“ Literaturbewegung, und das Hoftheater, auf welchem seine „Maria und Magdalena“ 1872 einen nachhaltigen Erfolg errang, stellte sich damals in die Mitte der neuen kampfmütigen Gemeinde, welche die Wiedergeburt des feinen Konversationsstückes, des Salonstückes, auf ihre Fahne geschrieben hatte. Es ist wahr, daß Herr von Hülßen anfangs mit einem gewissen Widerstreben in diese Bahnen einlenkte und daß er erst durch einen sanglanten Gebührende Brief Lindaus in der „Gegenwart“ sich dazu bestimmen ließ; ebenso verhielt er sich den Wildenbruchs Tragödien gegenüber anfangs spröde; doch sobald er die Bedeutung der Talente erkannt hatte, war er eifrig in ihrer Pflege und Förderung und ließ sich auch durch halbe Erfolge nicht entmutigen. Jedenfalls bleibt ihm das Verdienst, auch

der Ertrag an durchschlagenden dramatischen Dichtungen nicht allzugroß war, so ist dafür die Unfruchtbarkeit der Epoche selbst verantwortlich zu machen; gleichwohl hatte seine Bühnenleitung auch mehrere literarische Glanzpunkte. Schon im Laufe des ersten Jahrzehnts war Wach-

Ernst von Wildenbruch auf seiner Hofbühne zuerst mit den „Karolingern“ und „Karald“, vielleicht seinen besten dramatischen Dichtungen, zur Geltung gebracht zu haben.

In der letzten Zeit seiner Direktionsführung machte ihm die neuerfindende Konkurrenz in Berlin große Sorgen. Mit dem Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater, dem Königsstädtischen, dem Nationaltheater, welches eine Zeitlang das höhere Schauspiel pflegte, und dem Wallnertheater hatte sich Hülßen noch mit einem gewissen ungehörten Behagen abfinden können; aber als das neue „Deutsche Theater“ auftauchte und Namen wie Haase, Varnay, Postart, Friedmann, Förster unter seinen Mitgliedern zählte, da stellten doch auf dem Intendanzbureau in der Französischen Straße die Regisseure und Dramaturgen die Köpfe zusammen und von ihren Vorkommnissen blieb auch der oberste Leiter nicht unberührt.

Für das Wohl der Schauspieler war Hülßen stets besorgt: das beweist die Stiftung der *Persévérance* 1855, die sich allmählich der deutschen Bühnengenossenschaft eingliederte, und er nahm es mit großer Genugthuung auf, als ihm bei seinem Jubiläum eine Hülßen-Stiftung für bedürftige Schauspieler zur Verfügung gestellt wurde.

Dem Schauspiel-Ensemble, welches Hülßen von seinem Vorgänger mit übernommen hatte, gehörte außer Döring, Viedtke und Hendrichs auch Ludwig Dessoir an, dessen Glanzepoche in die Zeit der neuen Intendanz fällt. Ludwig Dessoir (Dessauer) war in Posen geboren, führte längere Zeit ein schauspielerisches Wanderleben, das ihn vom Rhein, wo er unter dem Direktor Haase seine ersten Studien machte, nach Breslau und Pest führte. Von Karlsruhe, wo er als Darsteller schöne Erfolge feierte, wurde er 1849 an das Berliner Hoftheater berufen, wo er bis 1872 engagiert war. Wegen eines nervösen Leidens mußte er sein Engagement aufgeben. Zum letztenmal trat er als Talbot in der „Jungfrau“ auf; im Jahre 1874 starb er in Berlin. Dessoirs Ruhm, von der maßgebenden Berliner Kritik verkündet, verbreitete sich über die deutschen Grenzen hinaus bis nach England, wohin er 1853 eine deutsche Gesellschaft geführt hatte und als *Diabolo* und *Rean* das Londoner Publikum begeisterte. Nach hatte er damals nicht den



Clara Meyer.



Maximilian Ludwig.



Richard Kahle.

einer allerdings dankbaren Rolle zu einem Triumph, der auch noch über die folgenden schwächeren Werke des Dichters ausstrahlte. Dessoit war ein geistreicher Schauspieler mit einem hinreißenden leidenschaftlichen Zug. Problematische Naturen von auffallender Charaktermischung wie Narciss lagen ihm besonders günstig und für die Effektszenen kam ihm sein heißblütiges Temperament zu statten. Er war ein vorzüglicher Shakespeare-Darsteller; sein Hamlet und Othello waren tiefdurchdachte und mit Feinheit und Kraft ausgearbeitete Leistungen; besonders als Othello wirkte er hinreißend. Die Scene des Wiedersiehens mit Desdemona auf Cypern haben wir nie mit einer so ergreifenden freudigen Innigkeit spielen sehen, wie von ihm; sie wirkte geradezu zündend, während sehr viele auch namhafte Darsteller sie fallen lassen. Sein Richard III. und Lear hatten Züge von Größe, obschon für den heldenhaften und sagenhaften Britenkönig sowie für alle eigentlichen Heldenrollen seine zu wenig imposante Bühnenerscheinung hindernd wirkte. Wie vielseitig er war, beweist die Thatsache, daß er sowohl einen Mephisto wie einen Uriel Acosta gespielt hat.

Von 1854—1865, seinem Todesjahr, war Gustav Bernthal eine der tüchtigsten Stützen des Schauspielensembles. Bernthal war ein Berliner (geboren 1830) und ein Schüler Hoppes. Schon als ganz junger Elevé hatte er 1848 einmal dem Berliner Hoftheater angehört und ehe er wieder zu ihr zurückkehrte, war er in Königsberg und Stettin engagiert. Er spielte vorzugsweise Heldenrollen, den Götz, den Tell, den Dunois, auch den Faust, den Dranien

Narciss freiert; mit dem ersten bahnbrechenden Erfolg dieses Dramas in Berlin ist sein Name für immer verknüpft. Der schüchternen Muse des schlesischen Dichters, welcher vorher nur wenig beachtete Talentproben gegeben und in kümmerlichen Verhältnissen lebte, verhalf er durch seine glänzende Darstellung

und Burleigh. Gustav Bernthals Darstellungswaise hatte etwas schlicht Kräftiges; er verschmähte alle künstlichen Beleuchtungseffekte; es waren gediegene, wir möchten sagen wurzelseste Gestalten, die er auf die Bühne hinstellte. Ost war seine Auffassung eigenartig; so verließ er dem König Heinrich VIII. in „Katharina Howard“ etwas Hohes, Bäuerliches, was er konsequent durchführte und was in einzelnen Szenen von großer Wirkung war.

Für das Lustspiel, besonders für das deutsche

bürgerliche Lustspiel besaß Hälßen eine hervorragende Kraft in Frau Minona Fried-Blumauer, geboren 1816 in Stuttgart. Sie begann ihre theatralische Laufbahn als Sängerin in Darmstadt, Köln und Düsseldorf, wo sie unter Zimmermanns Leitung zum Schauspiel überging. Dann finden wir sie in Bremen, wo sie sich mit dem Ingenieur Fried vermählte, und am Wiener Karlsruhtheater. Im Jahre 1853 wurde sie Mitglied des Berliner Hoftheaters, bald nachdem Hälßen seine Intendanten angetreten, und blieb bis zu ihrem Tode demselben treu; sie

starb in dem gleichen Jahre wie ihr Intendant 1886. In ihrem Rollenfach war sie eine unvergleichliche Künstlerin, als Oberspielerin in Hßlands „Jägern“, als Geheime Rätin Seefeld im „Störenfried“ von Benediz, als Herzogin im „Geheimen Agenten“, als Amme in „Romeo und Julie“, als Dajah im „Rathan“, als Rosine im „Geizigen“ brauchte sie, etwa außer der Frau Haizinger in Wien, keine Rivalin zu scheuen. Unübertrefflich war sie in ihrem Zusammenspiel mit Böding. Das gemeinsame, jahrelange Wirken hatte, wie Haase bemerkt, eine seltene Stilleinheit zwischen diesen beiden, von der Meisterin Natur so auffällig bedachten Künstlerin gezeitigt. Welcher Besucher des königlichen Schauspielhauses erinnert sich nicht noch heute mit heller Freude an der lachfrohen und gemüthreichen Szenen in der „Jüdin“ von Cumberland, „Die Diensthofen“ und „Ein Lustspiel“ von Benediz, „Der



Heinrich Oberländer.



Joseph Neeser.



Gustav Kehler.

Zerbrochene Krug," „Mosenmüller und Jinke" und so weiter.

Eine liebenswürdige Schauspieler, die von Dessau herüberkam und bald an der Spree sich allgemeine Sympathien erwarb, war Klara Meyer, geboren in Leipzig 1841; am Berliner Hoftheater seit 1871 thätig und zwar bis 1891, nach mehrfachen Unterbrechungen in letzter Zeit, da sie nach ihrer Verheiratung von der Bühne abgegangen war und erst nach gelöster Ehe wieder zu ihr zurückkehrte. Sie ist wie Amanda Lindner und Frau von Hohenburger aus der Leipziger Ballettschule hervorgegangen. Durch anmutige Erscheinung und Gefühlsmäßigkeit gewann sie den Beifall des Publikums und namentlich die jungen Berlinerinnen widmeten ihr eine schwärmerische Verehrung. Sie war sehr vielseitig, als tragische Liebhaberin, als Salonbabe, ja selbst als Lustspielschauspielerin an ihrem Platze. Gretchen, Julie und Portia, Vicomte von Retorvières und Emilia Galotti — jedenfalls ein Repertoire, dem es nicht an bunter Mannigfaltigkeit fehlt.

Ein schönes Talent für tragische Rollen zeigte Luise Erhardt, geb. 1844 zu Wien, von 1864 bis 1878 Mitglied des Berliner Hoftheaters, dem sie durch ihre Ehe mit einem preussischen Offizier, dem Grafen von Goltz in Erfurt, entführt wurde. Sie spielte sowohl Gretchen und Klärchen, wie Portia und Deborah und brachte auch die Heldinnen neuer Dramen wie die Katharina Howard wirksam zur Geltung.

Ebenfalls ein ansprechendes Talent besaß ihre Vorgängerin Ida Pellet (1861—69), eine Opernsängerin, welche sehr jung bei einem Gastspiel in Leipzig erkrankte und starb (1863).

Von den Darstellern, die, von Hülßen engagiert, noch heute dem Ensemble des Hoftheaters angehören, erwähnen wir zuerst Maximilian Ludwig geboren in Breslau 1847, seit 1872 Mitglied der Hofbühne. Er spielte anfangs den Posa, Tasso, Fiesso keineswegs schablonenhaft, mit geistvoller Auffassung, nicht ohne daß bisweilen das Feinausgebachte ins Ausgefälligte überging; aber in seiner Gesamtleistung überwog stets das Beifallswürdige. Und so ist es geblieben bis in die neueste Zeit; eine seiner besten Rollen war der Salomo in Paul Heyse's „Weisheit Salomos," und neuerdings der Egel in Hebbels „Nibelungen." Ein Jahr vor ihm (1871) war Richard Kahle von Leipzig aus an das Hoftheater gekommen, ein Schüler Heinrich Laubes. An der Pleiße hatte er mit schönem Erfolg den König Lear gespielt — und dies war auch

eine seiner ersten Rollen in Berlin. Kahle, 1842 in Berlin geboren, ist ein Darsteller, der seine Aufgaben mit seinem geistigen Verständnis erfaßt und bei der Durchführung durch ein markiges Organ unterstützt wird. Er hat viele Hauptrollen des Charakterfaches in Berlin gespielt; doch kann er das Heldenhafte nur durch sein Organ und seine rhetorische Kraft, nicht aber durch seine Persönlichkeit decken. In neuester Zeit ist er mehr in den Hintergrund getreten und hat sich jetzt ganz von der Bühne zurückgezogen. Seine jetzt verstorbene Gattin Marie Kahle (geb. Kefler), war seit 1866 in Berlin und eine beliebte Konversationschauspielerin. Ebenfalls wie Kahle von Leipzig herüber kam Georg Vink, geboren 1843 in Nürnberg, seit 1876 in Berlin. Er war vorher unter Laube und Haase in Leipzig engagiert; sein Bellmans und ähnliche Rollen hatten eine köstliche Naivetät; von anderen Rollen, die er auch größtenteils in Berlin gespielt, erwähnen wir

den Derrisch in „Nathan," den Hofmarschall Ralb, den Bibliothekar, den Heinrich in Paul Heyse's „Hans Lange." Das Naturfrische und Ungewöhnliche hat er aus seinem früheren Fach in seine späteren Leistungen mit hinübergenommen. Oskar Kefler, geboren 1846 in Detmold, ist seit 1881 Mitglied des Hoftheaters, ein trefflicher Bonoivant, der allen Aufgaben seines Faches gerecht wird in einer ansprechenden Darstellungsweise. Ein humoristischer Charakterdarsteller von einem behaglichen Humor ist Heinrich Oberländer, geb.



Arthur Vollmer.

1834 in Landsküt, seit 1871 in Berlin: an seinem Falstaff, Polonius und Piepenbrind hat sich das Berliner Publikum oft genug ergötzt. Auch als Dramaturg und Vortragsmeyer hat er sich Ruf erworben. Joseph Resper, geboren 1844 in Wien, war eine Hauptstütze der Weininger Tournee von 1874—94, geschaffen für die markigen Helden der Tragödie durch seine Erscheinung und Haltung, durch den Grundton seines Spiels und Vortrags. Er spielt Wallenstein, Fiesso, Othello; eine seiner Glanzrollen ist Tell, den er auch in einer Separatvorstellung vor König Ludwig II. von Bayern dargestellt hat. In Berlin ist er seit dem Jahre 1884 engagiert. Durch die geringe Ausbeute, welche die neue Literatur in Bezug auf Heldenrollen großen Stils darbietet, ist auch Resper's Thätigkeit eingeschränkt worden und er hat wenig Gelegenheit, sich dem Publikum in neuen Rollen zu zeigen.

Arthur Vollmer, geboren 1849 in Königsberg, als Sohn des damaligen Oberregisseurs Theodor Vollmer, welcher später längere Zeit das Frank-

fürter Theater leitete, ist seit 1874 am Berliner Hoftheater engagiert; er spielt viele Rollen Liebedes, aber er deckt darüber hinaus das komische Fach, wie es früher Gern und Rühling vertreten haben; zu seinen Rollen gehören Iolan, Zettel, Valentin im „Verschwender“, der Birt in „Minna von Barnhelm.“ Er hat die überprüfende Laune des Komikers, den nur der Respekt vor klassischen Texten von Improvisationen fern hielt. Dabei ist er verwandlungsfähig und wählt treffliche Masken; er ist durch-



Frau Conrad-Schlenker.

aus kein Schablonenkomiker, der nur sich selbst spielt; er versteht es zu charakterisieren. Eine prächtige Naive von großer Frische und Munterkeit hatte Hülßen in Paula Conrad gewonnen; ihre Grille, ihr Puck, ihre Lütz belebten die Bühne. Auch dem neuen Intendanten ist sie treu geblieben, bis der Kritiker der „Vossischen Zeitung“, Paul Schlenker, der die heitere Naive zuerst kritisiert und nachher geheiratet hat, sie mit fortan an die blaue Donau, wo er seitdem das Direktionszepter des Burgtheaters schwingt. Der Nachfolger Laubes und Dingelstedts zu werden, das ist bisher noch keinem Kritiker der Lante Voss an der Wiege gesungen worden. Frä. Kisch, 1859 in Jischl geboren, ist eine geniale Konversationsliebhaberin und Salondame; sie gehört seit 1876 dem Berliner Hoftheater an, nachdem sie vorher in Riga, Dessau und Frankfurt a. M. engagiert war.

Herrn von Hülßen standen während seiner Intendanz tüchtige artistische Leiter zur Seite. Künstler hatte sich mit einem Komitee beholfen, welchem Hofrat Esperstedt und die Regisseure Weiß und Stavenitz angehörten und welches besonders das Dramaturgische, die Prüfung und Auswahl der eingebrachten Stücke, besorgte. Dafür fand Hülßen in dem späteren Intendantenrat, Dr. Titus Ulreich, ein in begabten Kritiker, der in seiner Jugend vorwärtliche Gedichte von revolutionärem Schwung und philosophischem Materialismus gedichtet hatte, eine ausgezeichnete Kalkstrast; von 1860 bis 1887 war er seßhaft in dem kleinen Zimmer des damals sehr primitiven Berliner Intendantenbureaus und hat in dieser Zeit über 7000 dramatische Einsendungen erledigt und dem Massenangebot der deutschen Produktion auf diesem Gebiete tapfer standgehalten. Er besaß ästhetische Bildung, das feine Gefühl für das Siebige und Schöne, war unermüd-

lich fleißig und unbeflehtlich ehrlieh. Der erste Schauspieldirektor Hülßen, Philipp Jakob Düringer, von 1853—1870, war in Mannheim 1809 geboren und ehe er nach Berlin kam, in Leipzig und Mannheim engagiert gewesen. Ein redlich denkender und fleißig arbeitender Bühnenleiter, hatte er doch keine rechte künstlerische Initiative und eine unlegbare Vorliebe für ein bürgerlich hausbackenes Repertoire; doch fällt der große Erfolg von Brachvogels „Narcis“ in die Epoche seiner Schauspielleitung. Ihm folgte

1871 Julius Hein (Heinrich), geboren 1821 zu Frankfurt a. O. Er hatte seit 1848 zusammen mit Johann Springer das Stadttheater in Frankfurt a. O. übernommen und leitete dasselbe bis 1858. Dann war er Direktor des Viktoriatheaters, seit 1862 Opernregisseur des Berliner Hoftheaters, seit 1870 Direktor des Hoftheaters; er war ein trefflicher Regisseur, litterarisch gebildet, selbst Verfasser von epischen Dichtungen und Bühnenstücken, jungen Talenten förderlich; doch fehlte es auch nicht an Konflikt, durch welche solche Talente von Berlin fortgedrängt wurden, wie besonders Emmerich Robert, ein sehr sympathischer und beliebter Darsteller, welcher 1868—73 in Berlin war und auf den wir bei Besprechung des Wiener Hofburgtheaters zurückkommen werden. Heins Direktion fällt in die Epoche, in welcher Paul Lindau als dramatischer Dichter und Kritiker das Theater und die Presse der Reichshauptstadt beherrschte. Hein hatte „Maria und Magdalena“ und die andern mehr oder minder erfolgreichen Dramen der pikanten Lindauschen Lustspielmuse mit Geschick in Scene gesetzt. Auf Hein folgte in der Leitung des Berliner Schauspiels Arthur Deek, geboren 1826 zu Wesel; er war anfangs in Weimar und Leipzig engagiert, außerdem in Pest, Mannheim, Karlsruhe, Darmstadt, Dessau; eine Zeilang, 1864—65, Unternehmer einer von ihm geschaffenen deutschen Oper zu Amsterdam. Seit 1873 war er in Berlin engagiert, seit 1879 artistisch-technischer Direktor des Schauspiels bis 1887. Vielseitig gebildet, in theoretischen Schriften wie Hülßens Dramaturgie wohl bewandert, selbst Bearbeiter englischer Schauspiele, von großem Fleiß und großer Gewissenhaftigkeit, wurde er durch die dramatische Produktion nicht mit durchschlagenden Treffern unterstützt und seine letzten Direktionsjahre verunkeltete der glänzende Ruf des neuauftauchenden Kon-



Frä. Kisch.





Albert Niemann.

Kurzenzunternehmens, des Deutschen Theaters mit seinen berühmten Künstlern, denen das Hoftheater gleichwertige Kräfte nicht in gleicher Zahl gegenüber zu stellen in der Lage war.

Für die Oper hatte Hülßen besonderes Interesse, das nicht auf theoretischen Kenntnissen, sondern auf

einem gesunden Gefühl beruhte, welches ihn auch bei der Beurteilung jüngerer Kräfte selten täuschte. Auch die Vereinsfessionen, die unter seiner Leitung stattfanden, wie gleich anfangs diejenige des „Feldlagers in Schlesien“ erregten mit Recht großes Aufsehen. Unnötige Längen empfand er sofort heraus und befeitigte dieselben mit aller Energie. Außer tüchtigen Opernregisseuren stand ihm längere Zeit Operndirektor Ferdinand von Stranz zur Seite, ein vielgewandter und vielgewandelter Theatermann, geboren 1821 zu Breslau, zuerst Offizier, dann als Baryton bei vielen Theatern engagiert, 1844 am Hoftheater zu Hannover; später trat er mehr in feintönigen Charakterrollen auf, bis er 1870 der Thätigkeit als ausübender Künstler entsagte, um seine Erfahrungen bei der Leitung größerer Bühnen nutzbar zu machen. So war er 1870–76 unter Friedrich Haases Leipziger Direktion stellvertretender Direktor und Opernregisseur, dem es besonders oblag, die großen Opern in Szene zu setzen, und neben seiner kunstverständigen Thätigkeit war er auch als tüchtiger und coulant Geschäftsmann eine Stütze des Haaseschen Theaterunternehmens und nahm dem hervorragenden, ihm befreundeten Künstler manche Last ab. Von 1876–87 war er Operndirektor des Berliner Hoftheaters und nahm im ersten Jahr der neuen Intendanz des Grafen Hohenhausen seinen Abschied.

Unter den künstlerischen Größen, welche Hülßen der Hofoper gewann, steht in erster Linie Albert Niemann, geboren 1831 in Erlangen bei Magdeburg, ehe er zur Bühne ging, Maschinenbauer. In Dessau begann er seine Laufbahn 1849 als Chorist, war dann 1854–55 kurze Zeit an dem Berliner Hoftheater engagiert, zu dem er 1866 zurückkehrte und dessen Mitglied er bis 1875 blieb. Dann trat er bis 1889 als Gast auf. Er sang 1865 in Paris den Tannhäuser, wirkte 1876 bei den Bayreuther Festspielen mit und errang auch in Amerika in dem Metropolitan Opernhaus große Erfolge. Albert Niemann, der nacheinander zwei berühmte

Schauspielerinnen, die Seebach und die Maake, geheiratet hat, war selbst ein ausgezeichnete Darsteller und wohl der imposanteste Vertreter der neuen Oper und ihrer Kraftgestalten. Zu diesen gehörte auch der Siegmund in der „Walküre“, welche Hülßen auf die Bühne brachte; an den ganzen Nibelungenring hat er sich bekanntlich nicht herangewagt; das war seinem Nachfolger vorbehalten. Spiel, Organ und Erscheinung wirkten zusammen, um aus Niemann einen der bedeutendsten dramatischen Sänger der Gegenwart zu machen; seine Glanzrollen waren Tannhäuser, Lohengrin, Rienzi, Tristan, aber auch der Prophet, Raoul, Vasco de Gama in den Meyerbeerischen Opern, ferner Massaniello, Cleopatra, Faust, Nero, Joanhoe; er beherrschte das Repertoire der ganzen großen Oper.

Eine zweite Weltberühmtheit der Hülßenschen Direktion war Pauline Lucca; wie jener einer der machtvollsten Heldentore, so war diese eine der liebenswürdigsten Sängern, die sich überall im Fluge die Sympathien des Publikums erwarb. Eine Wienerin, geboren 1840, wirkte sie schon als sechzehnjähriges Mädchen im Hofopernchor mit; ihre Stimme lenkte die Aufmerksamkeit auf sie; von Gesangsmeistern, wie Otto Hoffmann und Richard Löwe, erhielt sie ihre musikalische Ausbildung, trat zuerst in Olmütz und Prag auf und kam 1861 an die Berliner Hofoper. Es war keine leichte Aufgabe, Pauline Lucca dem Berliner Opernhause zu erhalten, da sie von allen Theatervorständen verlockende Anträge erhielt. Am gefährlichsten waren die geschickten Manipulationen, die von St. Petersburg ausgingen, wo man die gefeierte Dame durchaus zu hören wünschte. Herr von Hülßen ruhte sehr gut, daß Pauline Lucca das Berliner Engagement bald verlassen würde, wenn sie die Einnahmen und Erfolge von auswärtigen Bühnen eingeheimt haben würde. Sie hatte keinen kontraktlichen Urlaub und außerkontraktliche gab es bei Herrn von Hülßen nicht. Nun kam aber von St. Petersburg der allerhöchste Wunsch, dem er willfahrte, und dies Gastspiel war der Vorbote ihres späteren Kontraktbruches, 1872, durch den sie die jährliche Pension von 2000 Thalern verlor. Sie hatte sich 1865 mit dem Baron von Rahden verheiratet und durch zahlreiche Gastspiele, besonders auch in Rußland und England, sich großen Ruhm erworben. Sie reiste 1873–74 in Amerika und heiratete dort, nachdem ihre Ehe mit dem Baron von Rahden geschieden war, den Herrn von Wallhofen. Dem europäischen Klatsch hatte sie reiche Ausbeute gegeben und schließlich war es ihr noch gelungen, mit dem berühmtesten Sohne Deutschlands, dem Fürsten Bismarck, auf einer und derselben Photographie zu figurieren, eine Laune des großen Staatsmanns, die natürlich nichts

zu bedeuten hatte, da jede nähere Beziehung zwischen beiden ausgeschlossen war, die ihn aber doch nötigte, sich gegen seine theologischen Verehrer zu verteidigen. Nach 1880 trat Pauline Lucca wieder mehrfach in Berlin auf; dann war sie in Wien engagiert und zog sich zuletzt vom Schauplatze ihrer Erfolge nach Gmunden zurück. Pauline Lucca war eine vielseitige Künstlerin, sie war nicht bloß Soubrette, vortrefflich in Rollen wie Cherubin und den beiden Zerkinen, sondern auch Rollen wie Mignon, Carmen und die Afrikanerin fanden auf ihrem Repertoire; ihre Begabung reichte vom spielerisch Grazilen bis zum Hochtragischen hinauf. Eine gluckentönlige Stimme und eine liebliche Bühnenercheinung machten ihr Auftreten, besonders in ihrer Glanzepoche zu einem durchaus siegreichen; später riigte die Kritik mancherlei, besonders die Willkürlichkeiten, womit sie für ihre geniale Sangesweise sich oft die Kompositionen zurecht machte.

Von 1850—62 gehörte Johanna Jachmann-Wagner, die Nichte des berühmten Komponisten, der Berliner Opernbühne an; sie war 1828 in Hannover geboren, und nachdem sie bei kleineren Bühnen aufgetreten, 1844 als Sängerin am Dresdener Hoftheater angestellt. Hier verdankte sie dem Vorbild und dem Unterricht der Schöder-Deorient, daß sie es lernte, die Kunst dramatischer Darstellung im großen Stil mit dem Gesang zu vereinigen; den letzteren bildete sie in Paris weiter aus als Schülerin der Garcia. Von 1849—51 gehörte sie dem Hamburger Stadttheater an; dann siedelte sie an die Berliner Hofbühne über und nachdem sie den Landrat Jachmann 1859 geheiratet, ging sie zum Schauspiel über (1862) und blieb bis 1872 bei demselben, wo sie pensioniert wurde; sie starb 1894 in Würzburg. Bei den ersten Nibelungenaufführungen in Bayreuth 1876 hatte sie mitgewirkt; sie war 1845 die erste Elisabeth im „Tannhäuser“ und 1850 die erste Fides im „Propheeten“ in Hamburg. Das Hochdramatische in Oper und Schauspiel war ihrer Begabung und Schulung am meisten zugänglich. Ihre Valentine, Eglantine, Donna Anna in der Oper trat ebenbürtig zur Seite ihrer Jlabella, Lady Macbeth, Donna Diana im Schauspiel.

Mathilde Malinger, geboren 1848 in Graz, war 1866 bis 1869 Mitglied des Münchener Hoftheaters und gehörte der

Berliner Oper von 1869—82 an; seit dem Jahre 1890 ist sie Gesangslehrerin in Prag. Sie ist mit dem Baron Schimmelpfennig von der Oyn vermählt. Eine begabte Sängerin von guter Schule und lebensvoller Darstellung, hat sie in Rollen wie Norma, Armida, Euryanthe, Susanne, Agathe in München und Berlin wie auf ihren Gastreisen sich großen Ruf erworben. Trefflich war auch ihre Elfa in „Lohengrin“ und sie war die erste Eva in Richard Wagners „Meisterfingern“ (München 1868).

Eine ausgezeichnete Altistin war Marianne Brandt (Marie Bischof), geboren 1842 in Wien, von 1868—82 an der Berliner Hofoper engagiert; in den Bayreuther Festspielen wirkte sie als Rumold im „Parsival“ mit. Mit ihrer sehr umfangreichen und machtoollen Altstimme konnte sie alle großen Aufgaben ihres Fachs: Eglantine, Fides, Ortrud, Leah decken. 1882 ging sie zunächst nach New York und wurde später Gesangslehrerin in Wien. Sehr jung starb Johanna von Ohylmann, geboren 1864 in Wien, gestorben 1888 in Charlottenburg; sie gehörte nur zwei Jahre dem Hoftheater an, wo sie überhaupt mit Lola Beeth und Elisabeth Leisinger zuerst die Bühne betrat; Herrn von Hülßen gebührt das Verdienst, diese Talente entdeckt zu haben. In Elski Lehmann, die er in Leipzig hörte, glaubte er eine für das Berliner Hoftheater geeignete Kraft gefunden zu haben und engagierte sie 1870 für Berlin, wo sie bis 1885 blieb. Dann zog sie übers Meer nach New York und ist gegenwärtig gastierende Künstlerin. Geboren 1848 in Würzburg, ist sie mit Herrn Kalisch verheiratet. Hülßen hatte ihre vielseitige Begabung von Pause aus richtig gewürdigt; sie sang und spielteamina und Bränhilde, Norma und Carmen, Venus und Elisabeth und bei den Bayreuther Festvorstellungen von 1876 die Ortrud in der „Walküre“ und die Woglinde in „Rheingold“ und „Götterdämmerung.“ Lyrische und Koloraturpartien lagen ihr am besten.

Frau Louise Harrims-Wippner, geboren 1836 in Hildesheim, debütierte 1857 als Agathe an der Berliner Oper und gehörte ihr bis 1871 an, wo sie zum letztenmal als Elisabeth in „Tannhäuser“ die Bühne betrat. Im Jahre 1878 starb sie in Gddersdorf. Sie war die Gattin des Architeksten Wippner. Sie war eine hervorragende lyrische Sängerin; zu ihren Hauptpartien gehörten Agathe,



Theodor Hornes.



Pauline Lucca.

Jeffonda, Pamina, Elisabeth. Nehmen wir dazu Minni Hauck, die, geboren 1832 in New York, mit dem Reisechriftsteller von Hesse-Wartegg verheiratet ist, in Berlin nur nach 1876 einige Zeit am Hoftheater engagiert war, sonst aber besonders in Amerika gastierte, als Soubrette und Koloraturfängerin von gewinnender Anmut, eine Zerline und Rosa Friquet von frischer und liebenswürdiger Naivetät, Charlotte Grossi, geboren 1849 in Wien, am Berliner Hoftheater 1869—78, tüchtige Koloraturfängerin (Philine, Martha, Ophelia, Lucia), ferner Frau Sachs-Hofmeister, Frau von Voggenhuber und Frl. Leisinger, deren Wirksamkeit noch in die Intendanz des Grafen Hochberg hinüberreicht und die wir in dem zweiten Artikel besprechen werden, so muß man Herrn von Hülfsen nachrühmen, daß er ein Bouquet von Primadonnen ersten Ranges auf der Berliner Hofbühne präsentierte, von dem einige Blüten allerdings rasch verblühten oder anderwärts den Ruhmeskranz der Intendanten und Direktoren schmückten.

Neben dem sangesgewaltigen Albert Niemann gereichten noch andere Sänger von Ruf der Hofoper zur Zierde. Theodor Formes, geboren 1826 zu Mühlheim, ein Tenorist, der zwar in Bezug auf großen Stil der Darstellung und die imponierende Macht derselben nicht mit Niemann wetzeln konnte, aber durch seine umfangreiche urkräftige Stimme, seine vortreffliche Schule und sein darstellendes Talent in Rollen wie Masaniello, Othello, Robert,

Elezar, Prophet, Lohengrines zu anerkannter, durchgreifender Geltung brachte. Formes hatte schon eine Glanzepoche an der Hofoper in den Jahren 1851—64; im Jahr 1871 lehrte er nach Gastreisen, die ihn nach Amerika und bis auf die Insel Cuba führten, an das Berliner Hoftheater zurück; doch schon 1873 verfiel er in eine unheilbare Geisteskrankheit und starb 1874 in der Heilanstalt zu Erdreich, wohin man ihn gebracht hatte.

Eine langjährige Stütze des Repertoires war der Bassist August Gottfried Ludwig Fricke, welcher, geboren 1829, von 1856—86 Hofopernsänger war und sich in einer seiner Glanzrollen als Sarastro verabschiedete. Sein Repertoire umfaßte die älteren und die neueren Opernrollen wie Osmin, Comthur, Rocco und Landgraf, König Heinrich, Falstaff; als Bassbuffo stand ihm Eduard Post zur Seite, geboren im Jahre 1813 in Ramenz, in Berlin von 1851—73 thätig, wo er als Sänger pensioniert wurde, aber dann noch als Schauspieler auftrat; er starb 1879. Dr. Bartolo, van Bett, Marcell waren seine Hauptrollen. Kurze Zeit gehörte der Hofbühne auch der phänomenale Tenorist Theodor Wachtel an, der sich vom Hamburger Rutschersteg auf das Piedestal eines europäischen Sängerruhms geschwungen hatte. Die Sänger Kroslop, Beez und Lieban wirkten noch unter der Intendanz des Grafen Hochberg und wir werden sie dort in Reih und Glied mit den neuengagierten Kräften stellen.

## Die vom Wald.

Roman von Hermine Dillinger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

**D**u Buch herrschte unbeschreiblicher Jubel, daß der Herr Lehrer abermals, wie sich Lene ausdrückte, den Rang nicht fand, die Braut heimzuholen.

Und die alte Magd in ihrer kräftigen Abneigung gegen die Haarschwänzlein spendende Emmerenzia rutschte vergnügt mit ihrem Strickstrumpf von einer Nachbarsbank auf die andere, indem sie all' den willigen Ohren, die sich ihr liehen, ihres Herzens geheimsten Wunsch mitteilte: „Das widerwärtig Weibsbild soll den Holzapfel heiraten, dann kommen die Nechten zusammen —“

Nikodemus aber aus dem Gefühl seines bodenlos schlechten Gewissens heraus, ließ der Braut aus Sädingen gleich ein halbes Duzend Seidentücher

schicken, damit sie sich das schönste selber aussuchen möge. Emmerenzia zog es jedoch vor, sich die Qual der Wahl zu ersparen, indem sie sämtliche Tücher zurück behielt.

Die Anrede ihres diesmaligen Briefes: „Geehrter Herr“ fuhr dem Schuldigen im ersten Augenblick wie ein Stich durch die Seele, bald jedoch erkannte er, daß Emmerenzia einfach zu Nummer eins der Musterbriefe zurückgekehrt war, da sie mit dem Duzend fertig geworden, und er fand diese unschuldige Schwäche geradezu rührend im Vergleich zu seinem Treubruch, der ihm als die schwärzeste der Sünden erschien.

Und doch gab's Augenblicke, in denen Nikodemus wie ein heimlich Glücklicher dreinschaute — zum Bei-

spiel, wenn er des Abends in seine Stube kam; da konnte es ihn zuweilen anmuten wie die Nähe eines weiblichen Wesens, und ein „Grüß' Gott, Weibele,“ trat ihm wie unwillkürlich über die Lippen. Aber dieses „Weibele“ hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit jener am Freiburger Bahnhof stehenden und seiner Ankunft harrenden Jungfrau Emmerenzia.

In diesem Zustand innerer Benommenheit wurde Nikodemus, ohne daß er es selbst bemerkte, für die Dinge, die sich in seiner Umgebung abspielten, etwas gleichgültiger. Er war deshalb sehr erstaunt, als die Dene ihn eines Tages mit der Frage empfing:

„Was macht denn auch der Michel, Herr Lehrer?“

„Der Michel?“ verwunderte sich Nikodemus, „fehlt ihm was?“

„Der liegt ja schon ein paar Tag im Bett,“ berichtete ihm die Magd, „seid Ihr denn taub? Ganz Buch spricht von nichts anderm.“

Nikodemus stammelte etwas Unverständliches und machte sich eilig auf den Weg, um nach seinem alten Freund zu sehen.

„Gott sei Dank,“ rief ihm der Michel aus seinem rot- und blaukarierten Federbett entgegen, „hab' schon geglaubt, Ihr habt mich vergessen, bin todkrank.“

„Wo fehlt's denn?“ fragte Nikodemus.

„Weh thut mir's Gottlob nirgend,“ sagte der Michel, „aber meine ganze Konstitution hat eine schleichende Zehrung von der Angst um meine Reputation, dazu kommt noch die alle Augenblick losbrechende Schadenfreud' vom Joggi.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre aufgerissen wurde, und der Genannte den Kopf hereinstreckte:

„Lebt er noch, der Salunk?“

„Nein, ich bin tot, völlig tot, dir zu leid,“ schrie der Michel und warf mit dem Kopfkissen nach ihm.

Der Joggi fing's auf und warf's zurück:

„So lang einer noch so kreischen kann, hat's keine Gefahr — du kommst ins Loch, und wann ich selber den Doktor von Albruck holen müßt, damit er dich gesund macht.“

Er warf die Thüre ins Schloß und der Ortspolizeidiener griff ächzend nach der Hand des Lehrers.

„Und das soll einen nicht krank machen, und dazu eine Wassersuppe wie's leibhaftig Elend, wo mir der Kummer jetzt ganze Löcher in den Magen frist.“

„Nur ruhig,“ sagte Nikodemus, „ich werd' mit der Frau reden —“

Mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie brachte er es dazu, daß Schüngi ihrem Michel eine ordentliche Suppe kochte.

„Orrr!“ machte er, nachdem er das Haus verlassen, „Geiz — nicht freudig geben können — mit

einer solchen Frau —“ und plötzlich war er mit sich im reinen: „Auf diese Weise eine Ehe eingehen, heißt Gott versuchen; ich werde Emmerenzia vorschlagen, unser leichtsinnig geschlossenes Verlöbniß zu lösen, Grund: meine Unwürdigkeit. Unwürdigkeit,“ unterbrach er sein Selbstgespräch, „nein, ich muß es ihr bekennen, daß eine andere in meinem Herzen wohnt, eine, von der ich weiß, sie kann geben aus warmem Herzen — schon als Kind — wie rasch brach sie ihr Brot entzwei, wenn ein anderes ein Stück von ihr heischte. Halt, das wäre zu viel,“ unterbrach er sich, „das darf ich ihr nicht alles schreiben, tranken darf ich sie nicht, ich muß glimpflich zu Werke gehen, make ich der Sünder bin und die Arme betrogen habe.“

Und er setzte sich hin und schrieb einen zehn Seiten langen Brief, der derart von demützvollen Gefühlen angefüllt war, daß nur ein sehr aufmerksamer Leser etwas wie eine leise Andeutung eines Vorschlags zur Trennung daraus hätte entnehmen können. Zum Überfluß fügte Nikodemus auch noch ein Tuch von der leuchtendsten Farbe bei und stellte sich alsdann den Seelenschmerz der armen Emmerenzia mit solcher Lebhaftigkeit vor, daß ihm förmlich das Herz blutete.

Aus dieser Selbstquälerei entriß ihn eines Morgens der Schäfer-Joggi; die Zipselmütze hinten auf dem Kopf, stürzte er am Schulhaus vorbei und rief dem am Fenster stehenden Nikodemus ein triumphierendes: „Sechs Wochen hat er!“ zu.

In der Stube des Ortspolizeidieners war bereits der Bürgermeister und suchte den Michel zu trösten, der auf der Kante eines Stuhles saß und sein Urteil in der Hand hielt. Beim Eintritt des Lehrers hob der Verurteilte das Haupt:

„Wir drei, ihr Herr, gehören von jetzt ab nimmer zu einand', denn ich hab' aufgehört, ein unbescholtener Mann zu sein.“

Der Bürgermeister bekam einen heftigen Husten-anfall und Nikodemus stellte sich schleunigst vor dem Fenster auf, um dem Michel den Anblick des Schäfer-Joggi zu ersparen, der herein grinst.

Da schrie eine Stimme von draußen: „Der Gendarm kommt, Bürgermeister, der bringt was Neu's —“

Das Ortsoberrhaupt riß die Thüre auf und nahm dem Gendarm das Schreiben aus der Hand.

„Er ist begnadigt, Michel,“ brüllte er, „der Landsvater hat Ihn begnadigt, Seines ausgezeichneten Leumunds wegen — da, da, beim Lehrer hat Er sich zu bedanken, der hat Ihn seinen Leumund gemacht!“

Und der Bürgermeister klopfte in seiner Herzensfreude dem armen Nikodemus fast den Rücken zu Schanden.

Der Michel saß da, das Gesicht in den Händen und weinte wie ein Kind, Nikodemus aber schrie's zum Fenster hinaus:

„Er ist begnadigt, der Landsvater hat den Michel begnadigt! Hoch, hoch der Landsvater!“ und er suchte nach allen Händen, deren er habhaft werden konnte, um sie in seiner Freude zu drücken.

Die Chüangi stand da wie ein Stod, und es fuhr ihr wie ein Stich durch die Seele, daß sie's doch so gar nicht hatte wie die andern, und wie verlegen ob der eigenen Armut trat sie zu ihrem Michel hin und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Sollst es jetzt auch meintwegen besser haben in Zukunft, wo dich der Landsvater begnadigt hat —“

„Ihr Leut'“, verkündete der Bürgermeister, „ich stift' dem Orts-Michel einen Frühschoppen im Engel; wer kommt mit?“

Da drängten sich alle drei zur Thüre hinaus, der Michel wie trunken am Arme des Schullehrers, der „Frisch auf, Kameraden“ anstimmte.

Draußen aber erwartete sie ein anderes Bild; stumm und erschreckt umstanden die Leute einen Mann, der da zusammengebrochen war und sich nicht mehr rührte; es war der Schäfer-Joggi; der Schlag hatte ihn gerührt bei der Runde, der Michel sei begnadigt.

In dieser Nacht hatte Nikodemus einen sehr beunruhigenden Traum, er flatterte mit großen Flügeln durch einen unermesslichen Raum einer herrlichen Gegend zu, aber er kam nicht recht vorwärts, irgend etwas hielt ihn fest, so sehr er sich auch abmühte, loszukommen. Er erwachte und trocknete sich die Stirne:

„Ich will ihr gern die Hälfte meines Gehaltes auf ungezählte Jahre hinaus zur Verfügung stellen“, seufzte er vor sich hin, „bei Gott, ich will's gleich morgen schriftlich machen —“

Allein die gute Emmerenzia hatte seinen Vorschlag zur Trennung nicht verstanden und schrieb nach wie vor ihr Brieflein mit der herkömmlichen Gabe, die sie zu spenden pflegte. Und Nikodemus fand nicht den Mut, dieser treuen Seele den Todesstoß zu geben.

Der Schäfer-Joggi hatte nichts hinterlassen als Schulden und ein paar Duzend Prozesse. Die Salpeterer aus den Nachbardsdörfern waren zusammengekommen, um den Gesinnungsgegnern zur ewigen Ruhe zu tragen.

Nun saßen sie bei der Großmutter Gottstein, und es wurde Mats gepflogen über die Zukunft von Joggis Tochter, der jungen Anne-Lis. Daß des Joggis Schulden getilgt und dessen Hof frei gekauft werden müsse, darüber waren sie alle einig. Es lag den alten Hochländern aber sonst noch mancherlei

auf dem Herzen. Die schwere Zeit wurde ihnen zu lang, die Gott über sie verhing.

„Wie steht's, du von der Egg“, wandten sich etliche an einen alten verwitterten Bauern mit völlig kahlem Schädel, „was macht der dürre Ast? Geht's noch immer nicht in Erfüllung, was der Edle von Egg prophezeit — daß an dem dürren Ast vor seinem Haus ein Wunder gescheh' und er Blüten treibe, wenn der Kaiser von Österreich wieder auf dem Bald erscheine.“

„Es regt sich nichts“, sprach der Befragte und schüttelte das Haupt.

„Und wenn er selber noch lebte, der Edle von Egg“, nahm die Großmutter das Wort, „er hätt' sich seine Rechte und Privilegien schon lang erstritten, denn er hat gedacht wie ein echter, uralter freier Bauer, über den's keine Gewalt giebt auf Erden.“

„Ja, was hätt' er denn gethan mit dem Häufle Menschen?“ fragte jener lange Dürre, der Vogelbacher Jörg, „sollen wir vielleicht mit dem Dreschflegel auf die Regierung losgehen?“

„Wir haben Stutzen“, sagte die Großmutter.

Der Mann schüttelte den Kopf: „Ich bin für den jähen Widerstand; man hat uns schon viel nachgegeben, mit der Zeit sehen wir alles durch.“

Der Vogelbacher von Birndorf war der einzige in der Salpeterergemeinde, der sich der alten Gottstein nicht unbedingt fügte.

„So habt denn Geduld“, sprach sie seufzend, „Geduld bis an eures Lebens Ende; eine Burg des Glaubens seid, der Treu' und Wahrhaftigkeit bis zur Stund', daß der dürre Ast frische Blätter treibt. Und kommt auch die Erlösung erst auf unsere Enkel, so freuen wir Alten uns mit ihnen vom Himmel herunter.“

Da sagte Josepha mitten in die feierliche Stille hinein:

„Ach Gott, was ist mir der Himmel, wenn ich's ganz' Leben lang keine Freud' gehabt.“

Die alte Gottstein fuhr zusammen wie von einem Schlag getroffen.

„So sprichst du“, stöhnte sie auf, „so sprechen meine eigenen —“

Josepha erschrak, die Junge war mit ihr davongegangen, sie wußte selber nicht, wie es gekommen war. Nun that's ihr leid, die alte Frau gekränkt zu haben. Aber der Stachel saß; die Großmutter beobachtete sie mit mißtrauischen Blicken; sie war überzeugt: da ist wieder der Lehrer im Spiel.

„Wohin?“ herrschte sie eines Abends die Enkelin an, „kannst du den Menschen nicht vergessen, mußt ihm immer noch nachstreichen, so alt du bist? Was hat die Lene auf unserer Bank zu sitzen und mit dir zu tuscheln?“

Josepha hatte ein schlechtes Gewissen; sie war in der That in der letzten Zeit dem Lehrer öfters begegnet, und es war nicht bloßer Zufall gewesen. Und mit der Lene hatte sie geradezu Freundschaft geschlossen; so neben der alten Magd zu sitzen, und sie von ihrem Herrn plaudern zu hören, Josepha hatte sich ganz dabei vergessen.

„Soll ich denn mein letztes Kind verfluchen müssen?“ murmelte die alte Gottstein, indem sich ihr ein halbersticktes Schluchzen aus der Kehle rang.

Da legte Josepha das Tuch, das sie sich zum Ausgehen um den Kopf gebunden hatte, auf die Seite und nahm ihren alten Platz am Fenster ein.

Buch draußen ging er ihm bis über die Knöchel, ein Stück weiter und Nikodemus versank bis an die Kniee. Er ließ sich nicht abschrecken, sondern schaffte sich leuchtend weiter, bis er mit einem Male vor einer hohen Schneewand stand, aus der nur mehr ein paar Spitzen des dahinter liegenden Waldes ragten.

Während sich Nikodemus kopfschüttelnd das Hindernis betrachtete, kam der Orts-Michel hinter ihm hergelaufen; seine Augen flogen von des Lehrers verlegenem Gesichtsausdruck zu der Reisetasche.

„Dab' mir's doch gedacht, wie ich Euch hab' fortstampfen sehen,“ hub er an, „o Herr Lehrer, glaubt einem erfahrenen Mann, das



Erleben. Nach dem Gemälde von D. Schiörr.

Und Nikodemus wartete vergebens; auf dem obern Weg, am Berg hin, waren sie einander begegnet, nur wenige Worte wechselnd, aber es war genug gewesen, um sie für den ganzen Tag glücklich zu machen.

„Sie kommt nicht mehr, sie ist besser als ich,“ sagte sich Nikodemus, „sie will mir zeigen, was unsere Pflicht ist. — Nun, so will ich's denn beweisen, daß ich kein wortbrüchiger Mann bin — in Gottes Namen, ich will's beweisen.“

Diesmal aber wollte er sein Vorhaben an keinen Menschen verraten. Es war noch völlig dunkel, als er sich in den ersten Tagen der Weihnachtsferien mit der Reisetasche zum Haus hinaus stahl. Mutig stampfte er durch den hohen Schnee. Vor

ist der Geh'and nicht wert, daß sich einer durch einen turmbohen Schnee schaufelt! Außerdem soll man nicht Gott versuchen, wenn um sein gnädiger Wille so offenbar bewahren mag.“

Sie gingen heim.

„Sagt lieber der Lene nichts,“ meinte Nikodemus unterwegs.

„Ich schweig' wie's Grab,“ versprach der Michel. Aber es war keine Stunde herum, ging's schon von Haus zu Haus:

„Der Lehrer hat wieder die Braut holen wollen,“ und ganz Buch schwamm in Eitelkeit.

Im Frühjahr war der Schnee weg, und Nikodemus hätte nun leicht sein Vorhaben ausführen können, aber jetzt fehlte ihm wieder die Entschluß-



fähigkeit. In stille Betrübnis verloren, saß er an seinem Fenster, immer, wenn ihn niemand brauchte und er Zeit hatte, an sein eigenes Geschick zu denken, erfaßte ihn der ganze Jammer seines zwiespältigen Zustandes.

Da tauchte plötzlich in der sonntäglich stillen Gasse ein Bursche auf, mit der Soldatenmütze, den Reisefack auf der Schulter.

Ihm entgegen aber eilte die junge Anne-Lis, was sie laufen konnte, lachend und weinend zugleich:

„Ich hab's gemußt — ich weiß nicht woher — aber heut' früh auf einmal fuhr mir's durch alle Glieder — er kommt — der Alexis kommt —“

Sie lag an des Burschen Brust.

„O du mein Schätzle!“ jubelte er auf.

Sie fuhr zusammen und riß sich hastig von ihm los; im nächsten Augenblick schritten sie, er rechts, sie links von der Gasse, unter den blühenden Apfelbäumen dahin.

Nikodemus war es wie ein Stich durch die Seele gefahren.

„Arme Kinder,“ seufzte er auf, „arme Kinder, das ist ja nun dieselbe Geschichte — und soll auch so enden? — Nein, das darf nicht sein, das wär' zu schäd' — denen muß geholfen werden —“

Alexis war seines musterhaften Verhaltens wegen mit zwei Jahren vom Militärdienst entlassen worden und brachte das Selbstgefühl eines jungen Menschen heim, der zu wissen glaubt, wie's in der Welt zugeht.

Des Abends kam er zum Lehrer in den Garten; es war ihm zu dumpf daheim; er konnte sich nicht mehr in dem altwiedertäuferischen Ideenzirkel der Salpeterer zurecht finden.

„Eine Heuschelwirtschaft,“ stieß er zwischen seinen blendend weißen Zähnen hervor, „die Anne-Lis ist nicht mehr zum Rennen — so fest wie sie war und lustig, und jetzt? Ein verschüchtertes Ding — thut so heilig und steht ihr gar nicht an. Wir sollen sie nur kommen und die alten Predigten aufstischen; ich bin keiner, der sich Gewalt anthun läßt.“

„Geduld, Geduld,“ mahnte Nikodemus, „kannst dir sonst leicht alles verderben.“

„Was habt denn Ihr mit Geduld ausgerichtet?“ fragte ihn der Bursche.

Da schwieg Nikodemus und sah vor sich nieder.

Einmal, die Salpeterergemeinde war mit ihren Rosenkränzen abgezogen, trat die alte Gottstein am Arme der Anne-Lis heraus auf die Treppe. Der Alexis saß vor dem Haus, wie gewöhnlich, wenn drinnen Gottesdienst abgehalten wurde und rauchte.

„Bub,“ herrschte ihn die alte Frau an, „du weißt, ich kann die Soldatenmütze nicht leiden, leg' sie ab.“

Er wollte auffahren, besann sich jedoch eines Bessern:

„Der Herr Lehrer hat mich zur Geduld ermahnt und gesagt, daß ich's bedenken soll, daß wir zwei halt verschiedenen Zeiten angehören, du und ich; nur mußt mir nicht Gewalt anthun wollen, Urgroßmutter, denn ich kann so wenig von mir selber lassen, als du von dir.“

„So, so,“ murmelte sie, „so hoch greifst, dich mit einer alten schwergeprüften Frau zu messen, die keine Stund' von ihrem Glauben gelassen und ihm alles geopfert, Hab' und Gut, und Glück und Ruh' —“

„Geh' Alexis,“ bat das Mädchen, „gieb die Mütze her, der Großmutter zulieb.“

„Dir zulieb sollst sie meinetwegen haben,“ antwortete der Bursche und streckte ihr mit einem eigentümlichen Lächeln die Mütze hin.

„Nimm, nimm,“ drängte die Großmutter das Mädchen, welches zögernd und dunkel erglühend die Mütze an sich nahm.

Am folgenden Tag kamen sie wieder heraus:

„Sollst zur Betstund' hereinkommen,“ stotterte das Mädchen, „der Großmutter zulieb —“

„Sag' mir zulieb, Anne-Lis, dann komm' ich —“

„Sag's, sag's, um der Sach' willen,“ drängte die Großmutter, und ihre harte Hand grub sich fest in den Arm des Mädchens.

Die Anne-Lis gehorchte.

„Wir haben ihn, wir haben ihn,“ triumphtierte die alte Frau, „jetzt noch eins, Anne-Lis — er darf mir nimmer zum Lehrer, das muß noch auswirken, dann ist's gut.“

Und richtig, ein Abend um den andern verging und Nikodemus saß allein.

„Haben sie ihn mir abspenstig gemacht?“ fragte er sich, wagte jedoch nicht im Gottsteinschen Hause vorzusprechen. Der Anblick der beiden jungen Leute, der Kampf, der ihnen bevorstand, rief Nikodemus die eigene Jugend gar so lebhaft ins Gedächtnis zurück. Wo er ging und stand, er sah immer Josepha, bald als Schullind mit ihren fliegenden Zöpfen, denn sie war immer rasch und stürmisch in ihren Bewegungen gewesen, bis jenes Gehaltene über sie kam, das Bewußtsein der großen heiligen Aufgabe, die ihr die Großmutter eingepflanzt.

„Diese Frau,“ seufzte er vor sich hin, „nicht weniger als drei Generationen hat sie auf dem Gewissen.“

So stand's im Schulhaus, indes bei den Gottsteinschen der scheinbare Friede ein jähes Ende nehmen sollte.

Alexis hatte der Anne-Lis geholfen, das Heu auf den Boden schaffen; nun saß er in der kühlen „Lenn“ auf einem Holzklotz und wischte sich die Stirne.

„Ist schon noch Platz neben mir,“ meinte er, „magst nicht hersitzen?“

„Nein, nein,“ stammelte sie und fügte aus purer Verlegenheit hinzu, „bin so froh jetzt, daß ich mich nimmer um dein Seelenheil zu grämen brauch', Alexis.“

„Ach, laß das Gethu',“ fuhr er auf, „die Großmutter ist ja nicht da.“

„Aber 's ist mein heiliger Ernst,“ versicherte ihm das Mädchen, „dich in' Himmel zu beten.“

„Damit hat's noch Zeit,“ lachte er auf, „zuerst will ich gelebt haben, und weißt, was zum Leben gehört? Ei schau,“ sprach er, ihr mit dem Finger drohend, „warum steigt dir 's Blut so jäh ins Gesicht? Im Innersten, gelt, da weißt du's halt so gut wie ich, daß wir zwei zusammen gehören —“

Er sprang auf und wollte das Mädchen an sich reißen.

„Rühr' mich nicht an,“ schrie sie, „bei allen Heiligen, ich sag's der Großmutter!“

„So so!“ Alexis trat zurück und lehnte sich an den Thürpfosten. „Weißt noch, was ich dir gesagt hab', Anne-Lis, wie du gewollt, ich soll die Mäg' hergeben? Dir zulieb, hab' ich gesagt. Und wie du gewollt — komm' in die Betstund', Alexis — und in mich gedrungen bist, nimmer zum Lehrer zu gehen — warum hab' ich's gethan, alles gethan, was du verlangt hast? Dir zulieb, Anne-Lis; und du hast's gewußt und hast's angenommen, und dann willst nichts von mir wissen? Das heißt ein schlechtes Spiel treiben.“

„Ich hab's angenommen, weil's die Großmutter gewollt,“ murmelte das Mädchen.

„Dann war's ein falsches Spiel von dir und ihr, und so was laß ich mir nicht bieten; es ist aus zwischen uns oder du kommst und bietest mir 's erste Wort — merk' dir's wohl, ich thu' dir zulieb keinen Schritt mehr.“

Eine halbe Minute verging, drückend und schwül, da ertönte der Großmutter scharfe, heisere Stimme über die Gasse: „Anne-Lis!“ und das Mädchen wankte ohne ein Wort zu sagen zur Thüre hinaus.

Des Abends saß der Alexis wieder beim Lehrer, trug die Soldatenmütze und schaute so finster drein, daß Nilodemus ohne Mühe ersah, dem ist's nicht nach Wunsch gegangen. Da jedoch der Bursche mit seinem Anliegen nicht herausrückte, versuchte der Lehrer, ihm die Gedanken auf anderes zu lenken; hauptsächlich die Möglichkeit eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland wurde ausführlich in Betracht gezogen. In dieses Gespräch hatten sie sich ganz versenkt, als der Ortspolizeidiener wie ein Verrückter des Wegs daher gerast kam, in Begleitung der Dorfjugend, die irgend etwas Ergötzliches in der Gile des Mannes vermutete.

Vor dem Lehrer machte er Halt, atemlos, und sprach, die Hand an die Mütze legend:

„Der Krieg ist erklärt.“

Da trat eine Stille ein, als hätte plötzlich alles aufgehört zu leben. Die Kinder schlichen heim, der Alexis aber war aufgesprungen und stand mit einem Male so kühn und mannsmutig da, daß dem Lehrer das Wort im Munde stecken blieb; stumm drückte er dem ehemaligen Schüler die Hand, der eilig davon ging.

„Der geht mit,“ sagte sich Nilodemus, „und ich —“

Er hatte seiner eingesunkenen Brust wegen nie gedient, er wußte auch, daß er sich, unpraktisch und ungeschickt wie er war, zum Krankendienst nicht eigne.

„Ich muß halt Schulmeister bleiben,“ seufzte er, „das heißt ja auch, dem Vaterland dienen, hab' ich doch einen Alexis groß gezogen.“

Spät in der Nacht klopfte ihn der Michel heraus; die Salpeterer rüsteten sich zu einer Zusammenkunft beim Stein. Er habe einen der Männer dabei betroffen, wie er seinen Stutzen in stand setzte; ob's dem Bürgermeister zu vermelden sei?

„Lassen wir ihn schlafen, ich bin doch schon wach,“ sagte Nilodemus, „ich werd' den Leuten aufpassen.“

Der Mond stand am Himmel, als der Dorfschulmeister über Feld schritt; im nächsten Wäldchen, an einer gelichteten Stelle, stand ein großer vierediger Stein wie ein Altar, über dem sich die Kronen der Bäume gleich einer Decke wölbten.

Nilodemus suchte sich in dem Geäst einer Eiche seinen Platz und saß und wartete. Die nächtlichen Zusammenkünfte der Salpeterer waren eine bekannte Sache; aber daß einer seinen Stutzen in stand gesetzt hatte, das war's, was Nilodemus beunruhigte; was ging die Salpeterer der Krieg mit Frankreich an?

Um Mitternacht kamen sie herbei, einer nach dem andern, nicht nur die von Buch und Birndorf, auch eine große Anzahl Hochwäldler waren heruntergekommen, daß der kleine Platz die Mannen kaum faßte. Sie hatten die Großmutter auf einem Stuhl herbeigetragen und neben den Stein gesetzt; auf diesen stellte die alte Frau ein Kreuzifix; sie war das einzige Weib in der Versammlung. Der Mond warf helle Glanzlichter auf die entblößten Häupter, und durch den nächtlichen Wald tönte das Gemurmel der betenden Stimmen wie dumpfes Gebrause. Dann wurde es still und die alte Gottstein begann:

„Ihr Männer vom Wald, es steht greulich im Lande. Der Preuß' hat sich gerüstet gegen die Franzosen. Drum hab' ich euch zusammen gerufen, und die Stutzen an euch verteilt, denn niemand kann wissen, ob unsere Zeit nicht gekommen. Zieh' gen Wien, dieweil sie draußen sich mit den Franzosen schießen und bietet dem Kaiser eure Dienste an, so er sich rächen mag an Preußen für Anno 66. Ihr seid bereit! Sager's ihm wörtlich, da unsre Feinde nichts Geschriebenes zu ihm gelangen lassen

— daß wir treu dem Erzhaus da oben seiner harren. Heißet ihn kommen mit der Gewalt eurer Zungen, heißet ihn kommen mit dem Odem eures Herzens, und eure Wege segne Gottvater, der Sohn und der heilige Geist.“

Die Alte hatte mit einer Gewalt gesprochen, die geradezu erschütternd war; nun stand sie da mit erhobenem Kreuzifix, das in ihren zitternden Händen wie belebt auf und nieder flog.

Die Männer waren wie von Sinnen; sie schluchzten, sie weinten, etliche warfen sich nieder und beteten laut.

Nur jener Vogelbacher blieb ruhig; ein paarmal öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber niemand hörte auf ihn. Er stand da und schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Dreißig von euch,“ nahm die Großmutter wieder das Wort, „ziehen gen Wien; viere fahren mit mir nach Waldshut zum Amtmann. Der Alexis darf nicht einberufen werden; ehnder sage ich vor dem Amtmann aus, meine Söhne seien schwachsinig — still,“ wehrte sie den beiden, die in ein lautes Gekreine ausbrachen, „es geschieht um der Sach' willen, da muß jeder bluten. Hilft das nicht, laß ich meinen Hof abbrennen mit allem, was ich hab', dann dürfen sie mir die einzige Stütze nicht rauben.“

Es wurde noch ein Gebet gesprochen, hierauf stellten sich die Männer, welche Stützen hatten, in Reih' und Glied mit dem Rufe: „Auf nach Wien!“

Auch der Vogelbacher war unter ihnen; achselzuckend hatte er sich von der erregten Schar in Reih' und Glied zerren lassen.

Da trachte es über ihnen in den Zweigen und Nikodemus stand vor ihnen.

Die Großmutter schrie laut auf; der Zorn, die Wut der Männer äußerten sich in lauten Verwünschungen; mit geballten Fäusten drangen sie auf den Schullehrer ein.

„Um Gottes willen,“ schrie er sie an, seine langen Arme zum Himmel hebend, „wo führt euch eure Verblendung hin — nicht über Säckingen kommt ihr hinaus mit euern Stützen —“

„Mensch, weich' zurück,“ fiel ihm die Großmutter in keuchendem Ton ins Wort, „aus dem Weg mit dir, aus dem Weg —“

„Ich bitt' euch,“ bat er, „nur einen Augenblick hört' mich an —“

„Das werden wir nicht,“ überschrie ihn die alte Frau, „so lang du unter uns lebst, so lang hast du wie ein Maulwurf im Dunkel gegen uns gewühlt; treibt ihn fort, ihr Männer, ich befehl's!“

Sie gingen von neuem gegen den Schullehrer vor.

„So habt doch ein Einsehen,“ bat Nikodemus, „ich will euch ja nur daran erinnern — wir schreiben

1870 — wenigstens ausreden solltet ihr mich lassen und die Stützen wegstellen — es ist ein so überaus unheimlicher Anblick — ihr lieben Leute — glaubt mir doch, es kann's ja kein Mensch besser mit euch meinen als ich —“

Da konnte sich die alte Gottstein nicht mehr, sollte der Schullehrer abermals recht behalten?

„Schießt ihn nieder,“ leuchte sie, sich halbwegs aus ihrem Stuhl erhebend, „im Namen des Kaisers, schießt ihn nieder!“

„Des Kaisers,“ schrie der an allen Gliedern zitternde Nikodemus, „was um des Himmels willen geht euch der Kaiser an — aber unser Landsvater — hat nicht jeder von euch seine Gnad' schon nötig gehabt? Die Händ' wird er über den Kopf zusammenschlagen — meine Wäldler — so was thun mir meine Wäldler an. — Nach all' der Nachsicht, all' der Langmut. — Wilde seid ihr ohne Zucht und Sitte — die Zeit habt ihr verschlafen auf eurem Wald — nicht einmal wissen, daß unerlaubtes Blutvergießen ein Frevel ist. — Wie lest ihr denn eure Bibel, in der gleich zu Anfang geschrieben steht, wie Gott der Herr den Cain angerufen hat, da er seinen Bruder Abel erschlagen. Was wollt denn ihr antworten, wenn nach eurem Schulmeister gefragt wird?“

Die Männer sahen etwas verlegen drein, während Nikodemus, wie Espenlaub zitternd, sich den Schweiß von der Stirne trocknete.

„Stellt die Stützen nieder,“ sagte der Vogelbacher, „das ist seiner Lebtag nicht in Ordnung, einen Menschen tot zu schießen; warum sollen wir's mit dem Landsvater verderben? Erst müssen wir den Kaiser sicher haben.“

„So geht nach Wien, nach Wien,“ leuchte die alte Frau, deren Kräfte erschöpft waren.

„Nach Wien?“ sagte Nikodemus, hörbar aufatmend, „ja, wißt ihr denn auch, wie weit es bis Wien ist?“

„Die Großmutter hat gesagt, wenn wir gut marschieren, eine halbe Woch',“ meinte einer.

„Die Großmutter ist halt nicht auf der Schulbank gefessen,“ sagte Nikodemus und fing an, es den Männern vorzurechnen, wie weit sie hatten bis zum Bodensee, und dann von da — die Stunden und Tage wollten kein Ende nehmen, und die Salpeterer machten immer längere Gesichter.

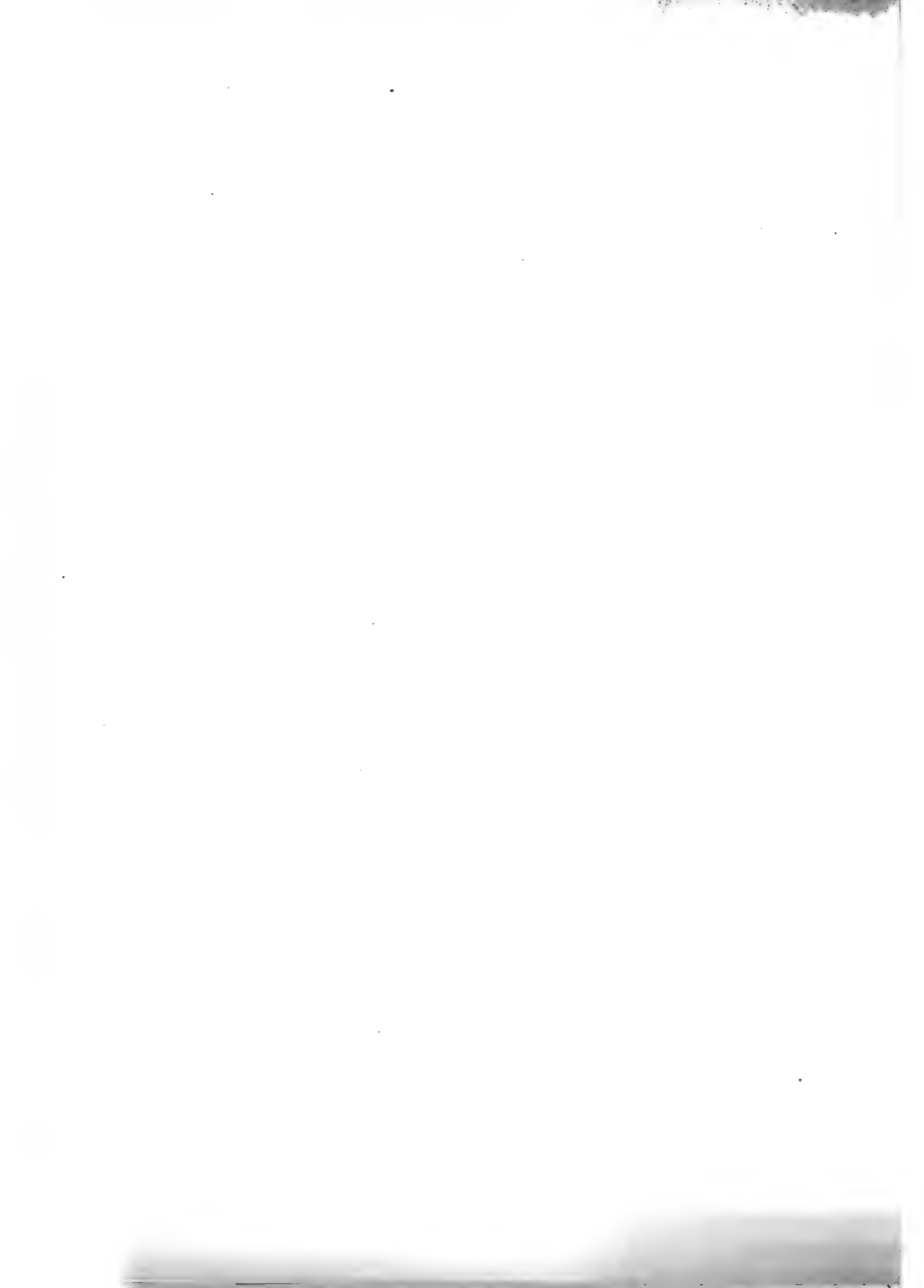
So hatten sie sich's nicht vorgestellt, das war gegen die Verabredung.

Der Vogelbacher meinte:

„Gehen wir vorerst heim —“ worauf sie ihr Gewehr schulterten und davon trabten.

(Fortsetzung folgt.)

70





## Rundschau.

### Helene Wigerka.

Unter den vom Glücke besonders begünstigten deutsch-österreichischen Dichterinnen der Gegenwart, welche, auf der Höhe ihres poetischen Schaffens angelangt, wenigstens in ihrer engeren Heimat nach Gebühr gewürdigt werden, nimmt Helene Wigerka vermöge ihrer vorwiegend satirischen Begabung eine völlig isolierte Stellung ein. Sie kennt nicht jene eitle Spottlust, welche sich mit verletzendem Bedagen an fremden Schwächen weidet, aber als seine Beobachterin des täglichen Lebens versteht sie es meisterhaft, in den verborgenen Verfaulen ihrer Mitmenschen zu lesen und, was sie hier entdeckt hat, so biskret als möglich mit liebenswürdigem Pöbeln auszulandern. Die Eigenart ihres Wesens wird sofort klar, wenn man die Stoffe unterlucht, welche Helene Wigerka mit Vorliebe behandelt. Das Treiben der Börsenspieler, Kinderbälle, Wohlthätigkeitsfeste, Sport und Kunst, kurz alles, womit uns das moderne Leben in Verührung bringt, giebt ihr Anlaß, geistreiche Einfälle in formvollendete Verse zu kleiden.

In dem Coloss „Salontypen“ quittiert die Gouvernante den Ausruf eines Enthusiasten, der dem Töchterlein des Hauses gilt:

„Ganz das Ebenbild der Mutter  
Wird die garte Menschenblüte.“

mit dem Seufzer:

„Doch dich Gott davor behüte!“

Und am schlimmsten kommen die Auswüchse des modernen Jourfix-Schwinds und des Ehelebens von heute weg.

Abgesehen versteht es Helene Wigerka auch prächtig, den gemütvollen Volkston zu treffen.

So singt sie:

Es traf ein Hauch  
Den Haselstrauch  
Von frühlingfrohem Wehen.  
Er sieht erwacht  
Aus Winternacht  
Den Weibhorn und die Schlehen.  
Es streicht der West  
Durch sein Weid  
Will Frühlingsergrüße bringen;  
Er fühlte sein Mark  
So jugendstark,  
Die vollen Knospen springen.

Der Lenz ist tren,  
Er weckt auf neu'  
Die frischen grünen Triebe. —  
Denkst du wohl auch  
Beim Haselstrauch  
An unsre alte Liebe?  
Die Hasel blüht,  
Doch längst verglüht  
Ist jener Himmelsfunken.  
Niemals erwacht  
Aus dunkler Nacht  
Die Liebe, die versunken.

Der klare Verstand, das weiche Gemüt und der redliche Sinn, welche aus allen Schöpfungen der Dichterin sprechen, sind ein Erbteil von den Eltern her. Als älteste Tochter des durch sein humanitäres Wirken hochverdienten österreichischen Centralgewerbeinspectors Dr. Franz Wigerka, am 13. September 1867 zu Brünn geboren, hatte Helene Wigerka das Glück, in einem vermögenden, von Herzogenwärme durchwebten Hause aufzuwachsen. Gleichwohl ist ihr die Kindheit niemals als ein Paradies, dagegen das Leben immer als ein Etwas erschienen,

woran sich der Mensch erst Allmählich gewöhnen müsse. Von aufregenden Zwischenfällen ist das Leben der Dichterin bisher verschont geblieben. Ein wiederholter Aufenthalt in Deutschland und alljährliche Reisen in die österreichischen Alpenländer haben in ihr tiefe Eindrücke hinterlassen.

Nachdem Helene Wigerka schon frühzeitig in hervorragenden österreichischen Zeitschriften einzelne Gedichte veröffentlicht hatte, trat sie 1889 mit einem Bande „Gedichte“ vor die deutsche Lesewelt, dem 1895 ein zweiter Band „Neue Gedichte“ folgte. Beide Bücher fanden eine glänzende Aufnahme. Für die Eigenart der Dichterin ist es übrigens bezeichnend, daß ihr einen der größten Erfolge in der Öffentlichkeit der am 12. März 1898 in Wien abgehaltene Festabend der „Legionäre des Jahres 1848“ brachte. Sie richtete an die großen Freiheitshelden einen

Festgruß, der in die mit Begeisterung aufgenommenen Verse ausklingt:

Und doch, wie seid ihr reich! Aus jenen  
Tagen  
Blicke' in der Seele tief ein helles Ahnen,  
Ein Glanz, der euch die Dunkelheit halb  
tragen,  
Durch die in Jagen wir den Weg und  
bahnen.

Denn ihr, ihr habt die Sonne einst ge-  
sehen,  
Die unserm Blick jetzt dunkle Schatten  
beden,  
Ihr sähtet Frühlingssäfte euch um-  
wehen,  
Die heiliges Feuer in den Herzen wecken!

Hand eurer Wollen auch kein voll Erreichen,  
Doch Hell dem Wollen, diesem starken  
Klingen!  
O könnten wir in dem euch gleichen,  
Dem Geiste Freiheit, Licht und Recht zu  
bringen!

Was in euch glüht, laßt Nacht und  
Sturm nicht rauben,  
Die Treue, die ihr liebtet den Idealen!  
O geb' und Gott den frohen, starken  
Glauben:

Die Sonne lebt, und sie wird wieder  
strahlen!

In jüngster Zeit hat Helene Wigerka die Aufmerksamkeit wiederholt durch die Veröffentlichung von Gedichten auf sich gelenkt, welche die Schattenseiten des Wiener Lebens mit feinem Spotte geißeln.

Unser Bild zeigt die edlen Züge der Dichterin nach einer photographischen Aufnahme, welche aus dem Atelier von Max Balde in Bad Gastein stammt. M. v. Enders.

**Baronin Hirsch.** Am 1. April ist in ihrem schönen Hotel in der Rue de l'Élysée in Paris eine internationale Wohlthäterin gestorben, die Baronin Hirsch geb. Alara Bischoffsheim. Die Zahl ihrer guten Werke wird schwerlich jemals bekannt werden, denn sie wurden zumeist mit der größten Diskretion ausgeübt. Das war das Charakteristikum dieser Frau, daß sie ihre wohlthätige Hand ganz im stillen walten ließ und besonders sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Thränen der verschämten Armen zu trocknen. Auch wenn sie große Summen schenkte, geschah es gewöhnlich anonym. So setzte sie vor einiger Zeit dem Pasteur-Institut in Paris 2 Millionen aus. Nur durch eine Indiskretion erfuhr man, daß die Baronin



Helene Wigerka.



Sirisch die echte Geberin war. Der Société philanthropique hatte sie eine nicht von bedeutender Schenkung gemacht, um Witwen Pensionen zu gewähren, die die Reiterseite des angebotenen Glückes kennen gelernt hatten.

Die Österreicherin rief die Baronin Sirisch erst vor kurzem zwei großartige Stiftungen ins Leben, wovon sie jede mit 2½ Millionen Kapital ausstattete. Dieselben waren bestimmt, denjenigen Armen unentgeltliche Darlehen zu geben, die keine Almosen annahmen. Wie erwähnt, war die Wohlthätigkeit der Baronin nicht an die Länder gebunden. In der Rue Secrétan in Paris baut man gegenwärtig eine Schule auf ihre Kosten. In London gründete sie ein Sanatorium, in New York ein Asyl für Frauen und junge Mädchen, die von Europa kamen, um Stellung zu suchen und keine gefunden hatten.

Wir können nur die hauptsächlichsten Wohlthätigkeitswerke anführen. Außer ihnen vertheilte die Baronin täglich Summen an Bedürftige aller Klassen und ohne Ansehen ihrer Religion. Der Kaiser von Oesterreich schickte die Verstorbene besonders hoch und verlieh ihr als einer der ersten den gelegentlichen Ermerkung seiner hohen Gemahlin gegründeten Elisabeth-Orden. Ihre beiden Adoptivkinder Arnold und Raymond de Forest (19 und 17 Jahre alt) erbebt der Kaiser in den Freiherrenstand. Die Baronin Sirisch ist die Tochter des belgischen Senators Bischoffsheim und im Jahre 1833 geboren. Aus ihrer Ehe mit dem reichen Finanzmann Baron Sirisch entspross ein Sohn, der im Jahre 1887 im Alter von dreißig Jahren starb. Baron Sirisch überlebte diesen noch sieben Jahre; er starb im April 1894. Die Leiche der Baronin wurde am 4. April in der Familiengruft auf dem Montmartre-Friedhofe beigesetzt. Auf ausdrücklichen Wunsch der Verbliebenen erfolgte das Begräbnis zweier Klassen ohne Einladung dazu und ohne jeglichen Blumen Schmuck. Der Oberbaurath Jacob Kahn sprach einige kurze Worte. Der Beilegung wohnten die Vörschöster Österreicher, Italiener, Engländer, der belgische Botschafter, die Barone Gullace und Edmund de Nothfahl und eine große Anzahl von Angehörigen der Berliner Aristokratie bei.

**Heinrich Pfeil** †. Am 12. April starb zu Leipzig Geb. der am 18. Dezember 1835 geborene bekannte Dichter und Piederkomponist Heinrich Pfeil. Von Beruf ursprünglich Buchhändler, widmete er seine Ruhestunden der Poesie und Musik und trat zu Anfang der sechziger Jahre mit seinen ersten Gedichtsammlungen an die Öffentlichkeit. Von 1862–87 redigirte er die „Sängerhalle“, von 1884 bis 1896 Tageszeitungen in Leipzig und Glauchau. Pfeil war ein unermüdlicher Kämpfer des deutschen Männergesanges. Von seinen eigenen Kompositionen sind namentlich „Stil ruht der See“, „Ein Sohn des Volkes will ich sein“, „Wirin Himmel auf der Erde“ und „Nach meinem Weihnachtsorte zieht es mich“ weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus bekannt und beliebt geworden. Außer kleinen Piederanmeldungen, „Pruftelieder“, „Zur und Woll“, „Gut Sang“, „Lebt Gedicht“ gab Pfeil eine Anthologie „Des Wäldchens Wunderhorn“ heraus, die es auf mehr als zehn Auflagen gebracht hat, ferner das „Album der Freundschaft“, „Mit Gott“, „Mariengarten“, „Neue und alte



Baronin Sirisch.

Land, bleibt vielleicht immer ein Rätsel; wie es aber so schnell um sich greifen konnte, daß die angelegten Rettungsvorkehrungen zum größten Theile zu spät kamen, darüber herrscht nur eine Ansicht, nämlich die, daß das Gebäude eine wahre Menschenfalle war und nicht im geringsten den polizeilichen Vorkehrungen entsprach. Leider ist es in nur zu vielen amerikanischen Großstädten gang und gäbe, daß man sich weniger um die leibliche Sicherheit der Bürger kümmert, als um deren geistliches Wohl, und mit der größten Strenge den Genuß eines Glases Bier vorenthält, hierzu womöglich die halbe Polizeimacht aufbeist, doggen Hunderte, ja Tausende von Personen alltäglich in Hotels, Theatern, Kaspitolen u. s. w. verkehren läßt, obwohl die beste Obrigkeit weiß, daß die Gebäude nicht um ein Zollos besser gebaut sind, als das vom Feuer vertilgte „Winzor Hotel“. Der städtische Baupolizist gab offen zu, daß alle öffentlichen, vor dem Jahre 1892 erbauten Gebäude New Yorks, auf welche die im Jahre 1893 erlassenen baupolizeilichen Verordnungen keine Kraft hätten, nicht feuersicher wären als das „Winzor Hotel“, das Baudepartement kenne den 100 Hotels mit gleicher mangelhafter Feuersicherheit nicht den Betrieb verbieten, nur wenn ein solches Gebäude einzusinken drohte, dürfe es behördlichseits abgebrochen werden.

Das „Winzor Hotel“, welches im Jahre 1873 erbaut worden war, besch nicht eine einzige Brandmauer und nur hölzerne Zwischendecken; schon zur Zeit seiner Erbauung entsprach es nicht den damaligen Ansprüchen an Feuersicherheit. Der größte Fehler war, daß der Querschnitt, in der Mitte des Dels an der Frontseite, seine Feuerunterstützung hatte. Nur hinten befand sich eine solche, da aber die Flammen nach hinten den Zugang abschneiden, war diese Leiter nutzlos. In jedem Zimmer brand sich allerdings ein Rettungsweg, aber es war nicht zu erwarten, daß sich eine Frau an einem solchen aus dem dritten oder vierten Stockwerke herablassen werde. Bei einer kürzlich von Versicherungsgesellschaften vorgenommenen Untersuchung des Hotels waren in demselben 4 Tagelagerfeuerlöcher, 26 Grünfeuer, 3700 Fuß Schläuche, 2 große 100 000 Gallonen Wasser enthaltende Bassins und 4 Feuerwächter vorhanden. Und dies alles verlagte genau so wie die wasserführenden Schotten bei den meisten Schiffswärfen. Absolute Sicher-

Muskelschmerzen.“ „Auf Wegen und Straßen“ u. s. w.

Wie so viele, deren Pieder Nationalgut geworden sind, ist auch Pfeil in dürftigen Verhältnissen gestorben.

**Der Brand des „Winzor Hotels“ in New York.** Am Sonntag des 17. März wurde eines der größten und vornehmsten Hotels der Metropole New York, das an der Millonärs-Avenue, der 5. zwischen der 45. und 46. Straße, gelegene „Winzor Hotel“ in erschreckend kurzer Zeit ein Raub der Flammen. Soweit bekannt, küßten bei der Katastrophe 43 Menschen, zumeist Frauen der ersten Gesellschaftsstufe, ihr Leben ein. Von den Verunglückten fand man fast nur Dausen harterleibter Knochen, so daß man von den bis jetzt gefundenen 41 Leichen nur 10 zu identifizieren vermochte. Wie das Feuer ent-

Heinrich Pfeil.  
Photographie von H. Buchs in Leipzig.

heit gegen Feuer kann es bei Gebäuden, die zu Wohnungen benutzt werden, überhaupt nicht geben und was man unter feuerfester Verkleidung, bedeutet nur eine Fassade, die solide genug ist, um die Verbreitung des Brandes genügt zu verlangsamen, damit die Bewohner Zeit und Gelegenheit zu ihrer Rettung erhalten und die Feuerwehr dem Umfischgreifen der Flammen Einhalt thun kann. Ferner sollte vor allem dafür gesorgt werden, daß die vorgeschriebenen Feuerlöschmittel leicht zu erreichen sind, und das Personal in ihrer Handhabung geübt ist. Jedes große Hotel sollte ebenso gut wie jeder Passagierdampfer seinen regelmäßigen Feuerdrill haben.

Das millionenreiche Jerusalem Helena Gould, das sich durch seine Wohltätigkeit bereits im spanisch-amerikanischen Kriege hervorgethan, nahm sich der Verletzten in der vorerwähnten Weise an und ließ sie in ihrem dem Hotel gegenüberliegenden Palast bringen, wo Ärzte sich der Unglücklichen annahmen.

**Eine Kirche auf Rädern** — dieser neuesten Erfindungsgenossenschaft amerikanischer Erfindungsgeistes darf sich die etwa neun englische Meilen lange Insel Conanicut nahe der Küstenstadt Newport im State Rhode-Island rühmen. Der Erfinder dieses merkwürdigen Bauwerks, Herr Robert C. Vernon, ging von der Ansicht aus, daß, wenn die Mitglieder der etwas zerstreut wohnenden Gemeinde nicht zur Kirche kommen, die Kirche sich zu ihnen bemühen müsse, und so ließ er denn eine stattliche mit allerlei Glockentürme und bunten Glasfenstern versehene Kapelle von 28 Fuß Länge, 17 Fuß Breite und entsprechender Höhe erbauen, die auf Rädern stehend, durch 12 bis 14 Zugtiere von Ort zu Ort bedient werden kann. Das Gewicht dieses ambulanten Gotteshauses beträgt 240 Zentner, die Kosten der Herstellung belaufen sich auf 1300 Dollars, doch soll der reelle Wert des Bauwerks 3000 Dollars betragen. Im Innern befindet sich ein kleiner Altar nebst regelrechten Kirchenbänken für 50—60 Personen. Auch Kron- und Wandleuchter fehlen nicht, um das Abhalten des Gottesdienstes ebenso des Abends zu ermöglichen. Sobald der Pfarrer mit seinem wandernden Gotteshaus irgendwo Halt zu machen wünscht, werden die Tiere ausgespannt, die mächtige Dreifach verwindet unter dem Gefährt, und von allen Seiten senken sich feinfarbene Vollsahnen auf den Boden, so daß nichts von den Rädern zu sehen ist, und das Ganze den Eindruck einer auf festem Fundament erbauten Kapelle hervorruft, zu deren Eingang bequeme Stufen hinaufführen.

In Conanicut verspricht man sich von dem merkwürdigen Unternehmen nicht nur das Beste für das Seelenheil der Insulaner, sondern betrachtet es auch als „attraction“ für die kommende Gabelsaison.

**Der Kaiserturn im Grunewald bei Berlin.** Dem Andenken Kaiser Wilhelms I. hat der brandenburgische Kreis Teltow an landschaftlich hervorragendster Stelle das schöne Denkmal errichtet, das die umstehende Abbildung zeigt. Das Bauwerk ist am 22. März, dem Geburtstag des unvergesslichen Monarchen, fertiggestellt worden und wird im Juni feierlich geweiht werden. Es erhebt sich auf dem südlichen Ufer des Südrückens von Spandau feratig erweiterten Park, auf dem Kaiserhof gegenüber dem Dorfe Gatow und unfern dem vielbesuchten Ausflugsorte der Berliner, Schildhorn.



Brand des Windsor Hotels in New York  
am 17. März 1899.

Der stattliche, schlank emporwachsende Turm ist in den Formen der märkischen Backsteingotik gehalten und äußerst ansprechend und wirkungsvoll gestaltet. Erbauer war der Bauart Franz Schwedien, der Schöpfer der hervorragenden Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Das Untergeschoß des Turmes, durch reichgeschmückte Stürmchen lebendig und schön gegliedert, schließt eine geräumige Halle ein, in der eine Reliefskulpte Kaiser Wilhelms I. aufgestellt ist; das oberste 36 m hoch liegende Geschoß ist als offene Aussichtsballe architektonisch nicht minder reizvoll behandelt. Von hier aus bietet sich eine prächtige Fernsicht weithin über die Gegend. Wie die Stürmchen des Untergeschoßes, sind an dem glatten Körper des Turmes die Inschriften angebracht, an der dem Kreis Teltow erbaute mich 1897, an der entgegengesetzten Turmwand die Worte: „König Wilhelm I. zum Gedächtnis.“

**Andrés letzte Taubenpost.** Obwohl kaum noch ein Zweifel bestehen kann, daß Andrés sein fähiges Unternehmen, den Nordpol mittels Luftballons zu erreichen, mit dem Tode dahingefallen, so fehlt es bislang doch immer noch an einer bestimmten Nachricht, welche sicheren Aufschluß über das Schicksal der mutigen Polarreisenden gibt. Begehrtest ist daher das Rufen, welches kürzlich die Mitteilungen des sibirischen Pelzjägers M. N. Kalin hervorriefen, denen zufolge die Leichen der verunglückten Luftschiffer nebst



Die Kirche auf Rädern.  
Copyright 1899 by Geo. H. Chase in New York.



Die Kirche auf Vänersborg: Inneres. Copyright 1899 by Geo. H. Chase in New York.

den Überresten der Vallenbille in der Nähe von Krasnojarsk von Eingeborenen aufgefunden worden seien. Die von verschickten Seiten, so dem durchaus glaubwürdigen Vater



Der Klosterurm im Brunnevald. Photographie von E. Rydholm in Berlin.

V. Kinnest, Generaldirektor der kaiserlichen Wasserkommunikations-Abteilung im Tomsker Distrikt und der dortigen Universität, eingeleiteten Nachforschungen haben das Resultat gehabt, daß sich die Rettung von dem Krasnojarsker Funde jedenfalls auf Vorfälle gründet, denen nicht jede Bedeutung abzuflehen ist. Die schwedische Regierung, durch eine Denkschrift des athenischen Reiches der Polarforschung, Professor Nordenskiöld, noch im besondern angeregt, hat daraus Veranlassung genommen, eine Untersuchungskommission an Ort und Stelle zu entsenden, welche unter Führung des Amanuenss Morin sich z. B. auf dem Wege nach Krasnojarsk befindet und, wie die letzte Teilsche aus Tomsk meldete, auch bereits mit dem erwähnten Pelzjäger Kialin in Verbindung getreten ist, der seine früheren Mitteilungen in vollem Umfang aufrecht erhält. Es ist anzunehmen, daß, wenn eine Verbindung Andersens im Küstengebiet Sibiriens überhaupt stattgefunden hat, entsprechende Aufschlüsse von der jetzt unterwegs befindlichen Expedition erfolgen werden.

So hat sich neuerdings wieder das

allgemeine Interesse dem Schicksal des kühnen Polarforschers zugewendet und es dürfte unsfer Leser interessieren, hier die letzte Nachricht reproduziert zu finden, welche direkt von Andreé selbst berührt. Es ist dies ein Brief, welcher an die schwedische Zeitung „Aftonbladet“ gerichtet war und dieser durch eine der Brieftauben übermittelt wurde, die der Expedition beigegeben waren. Auf einem schmalen, etwa 8 cm langen Papierstreifen stehen die folgenden, getreu nach dem Original ins Deutsche übertragenen Worte: Von Andersens Polar-Expedition an Aftonbladet, Stockholm. Den 13. Juli, 12 Uhr 30 Mittags, 82° 2' Breite, 15° 5' östl. Länge. Gute Fahrt schwachs, 10° südlich. Alles wohl an Bord. Dies die dritte Taubenpost — Andreé.

Die Taube, welche diese Nachricht überbrachte, befindet sich jetzt im Museum zu Stockholm. Wir sind in der Lage, sie unseren Lesern hier im Bild nach einer photographischen Aufnahme vor Augen zu führen, ebenso ein Reklamé des Briefes, das wir der Lieblichkeit der Redaktion von „Aftonbladet“ verdanken.

Unter dem rechten Flügel der Taube ist Andersens Stempel deutlich zu erkennen.

Fran. Andersens Polar-Expedition  
1881 Aftonbladet Stockholm

d. 13 Juli  
kl. 12 30 mitt  
Lat. 82° 2'  
Long 15° 5' öst  
god fart at  
ost 10° syd.  
alt väl  
ombord.  
delta ar  
friska luft-  
posten.  
Andreé



## Zu unseren Bildern.

**Geiz. A.** Tiefenbachs Gemälde sind durchgehends Kabinettstücke seiner Naturbeobachtung. Ein Bildchen wie das erste in unserem heutigen Heft wird man sich mit rein menschlichen wie künstlerischen Bedenken betrachten. Wie wahr und echt ist der kleine aufgeweckte Junge, der den Grundlag „Selber essen macht fern“ so moder überlegt und sich nur nach langen inneren Kämpfen dazu entschließt, seinen treuen vierfüßigen Spielkameraden ein Bröcklein von dem gewaltigen Futterbrett, mit dem ihn die mütterliche Liebe versorgt hat, zusammen zu lassen. Wie vortrefflich hat der Künstler auch das Wesen der beiden Tiere erfasst und wiedergegeben! Jedes deutet nach seiner Weise; das schlafte Köpfchen umkreist schnurrend und leise miauend des Bröckleins Fuß, der dochbündartige Käter — übrigens der verdeckte Boden auf alle tonetologischen Bestimmungen der Neugier — „macht schür“ — und serviert den kleinen Schlemmer durch lautes Klaffen zur Verhöhnung der Mühseligkeit auf. Und nun betrachte man noch die anscheinend geringfügigen Nebensachen: den demoessten Halsbald, das etwas kauflüßige Bildchen und den reißwollen Durchblick auf den Ölgarten vor dem Bauernhause. Da sieht man, daß nicht der Gegenstand, sondern die künstlerische Behandlung desselben den Wert eines Bildes ausmacht.

**Innerwünschte Abkühlung.** Holzhausen ist sicherlich eine dem menschlichen Körper äußerst zuträgliche Verabreichung, aber für torporente alte Herren, zumal an heißen Sommertagen, gerade kein Genuss. Kein Wunder, wenn der debilitierte Vaterbruder, der dieses Geischt im Klosterbese vertritt, ab und zu sehnsüchtig zum Himmel emporsehnt, ob sich noch immer kein Kühlung verheißendes Bildchen zeigen will!

Aber der Himmel strahlte nach wie vor in ungetrübtem Blau, und so naht sich wieder ein Julitag seinem Ende, ohne die erwünschte Erfrischung gebracht zu haben. Seufzend macht sich der tüchtige Alte an den letzten Klop, um sein beschwerliches Tagewerk zu beenden, im tiefsten Herzen dem unerbittlichen Himmel grollend, der Überdies wie lüngerer seinen Regen vorzweht. Nun grüßte es jedoch, daß der Wunsch der Erfüllung seiner Wünsche häufig näher ist, als er denkt. In diesem Falle befindet sich auch unser Vaterbruder. Der Klosterapostel, ein großer Botaniker und Blumenfreund, will wenigstens seinen Erbkinder eine Erfrischung nach der Hitze des Tages verschaffen. Er ahnt nicht, wenn er mit seiner Kanne außer den jarten Kindern Hierens noch eine gründliche Abkühlung verschafft.

**Gebirgsbades Ursprung.** Zu den geheimnisvollsten Erscheinungen der Natur gehören die Quellen der Gebirgsbäder. Wie oft überaktet droben in den stillen Regionen der Hochgebirge den Wanderer ein harter Strom kristallklaren Wassers, der plötzlich oder rauschend plötzlich aus dem Schoße der Erde oder aus den Spalten des Gesteins hervor-

sprudelt! Das ist kein belächelndes Rinnsal, wie wir es auf den Bergen der Ebene finden: mächtig und ungebändigt tritt der junge Sohn des Gebirges aus Tagelicht, vom ersten Schritte ins Leben an schon kein ureigenes Wesen verrätend. Erhaunt stehen wir vor ihm wie vor einem Wunder, erst die Überlegung sagt uns, daß ein vom schmelzenden Schnee der Berggipfel gelipptes unterirdisches Wesen sich hier einen natürlichen Abfluß verschafft hat. J. D. Ströhm zeigt uns in seinem schönen Bilde, wie ein solches Bildwässer den ersten Schritt in die Welt thut.

**Ein guter Jang.** Ein packender Moment aus den napoleonischen Kriegen! Ein Bauer ist abgelenkt worden, der den waghalsigen Versuch unternommen hatte, wichtige Nachrichten durch die feindlichen Linien zu schmuggeln. Man hat ihn cummaliert und gefesselt vor den Offizier geführt, der den Inhalt seiner Poststache untersucht und ein scharfes Kreuz-

versteht mit dem armen Teufel anstellt. Ob es ihm gelingen wird, aus dem vorläufigen Konfinnement das herauszuholen, was er wissen will?

**Edgen.** J. Schwert ist unsern Lesern längst kein Fremder mehr. Im XIII. Jahrgange unserer Zeitschrift brachten wir eine Reproduktion seines wirkungsvollen Gemäldes „Stürmisches Werden“, das eine Szene aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges darstellte. Auch jetzt führt uns der Künstler in jene Zeit zurück, die ihn wegen ihres malerischen Reizums am meisten zu interessieren scheint. Diesmal ist es freilich kein Soldat, der sich um die Gasse des hübschen Mädchens bemüht, sondern ein Meldebartier aus dem Gefolge irgend eines hohen Herrn. Er hat sich vorsorglich, um sich bei einem Male alten Kleinwens von den Anforderungen des Dienstes zu erholen. Daß er bei dieser Gelegenheit auch eine junge Schöne gefunden hat, wird ihm nicht gerade unangenehm sein. Deren will nicht, so ist er sogar bereit, sich ein neuer Adam den Apfel aus Schen-Edgen's Hand zu empfangen.

**Am Brunnen.** J. Campa zeigt uns eine ähnliche Szene, aber er löst uns ein volles Jahrhundert überspringen. Er führt uns auf den Marktplatz einer überreichen Landstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Diesmal präsentiert sich der angenehme Schwenkener als der Freijäger eines vornehmen Reisenden, der seinem Herrn das leistungsfähige Wesen, besonders jungen solchen Bildchens gegenüber, mit Erfolg abgeben hat. Offenbar macht er schon am frühen Morgen Eroberungen, um die ihn mancher in Ehren ergauter Selbstherr beneiden würde!

## Welttelephon.

**B. H. R. in Bonn.** Nach dem kleinen Werte von H. Zeymann: vierziger Stiegen aus der Bergengasse und Bergengasse, Leipzig 1866, mühten wir kein Buch, in dem eine Beschreibung der Bergengasse vorläge. Als großes wissenschaftliches Werk über den Gegenstand empfehlen wir Ihnen noch: Gasse, Geschichte der Bergengasse, Leipzig 1866. Wir machen Sie außerdem noch auf den Aufsatz von Dr. G. Kröber über das 400jährige Jubiläum der vierziger Stiegen (Litteratur XIII. J. S. 36) aufmerksam.



## Spreu und Weizen.

**Rotweineextrakt.** Will man sich den Genuß einer Rautbowle auch für die Tage, wo es wieder kühlt und schneit, erhalten, so füllt man Flaschen mit weitem Halse mit Arrak und thut in diese den frischen Waldmeister, läßt die Flüssigkeit 3—4 Tage in der Sonne stehen, damit sie destilliere, gießt nun den Extrakt durch Filterpapier oder auch nur durch ein Porzellanseib in andere Flaschen und verkorkt und verpackt dieselben sorgfältig. Sie werden bis zum Gebrauch im Keller verwahrt. Soll nun eine Bowle aus diesem Extrakt gemacht werden, so fügt man davon einige Pössel voll zu einer Flasche Moselwein (z. B. zu Trebener Mosel), süßt nach Geschmack und serviert. L. v. B.

**Ungebrauchte Kaffeemaschinen.** Wenn Kaffeemaschinen aus Blech, Messing oder Nickel lange unbenutzt stehen bleiben, kommt es wohl vor, daß der zuerst darin gelöschte Kaffee einen üblen Geschmack erhält. In den meisten Fällen schützt davor schon ein Ausbrühen oder Durchlöchen mit siedendem Wasser, doch kommt es immerhin auch vor, daß sich dieses Auslöchen als unnütz erweist. Ist dieses einmal der Fall, so müssen die Maschinen ausgewechselt werden. Das bewerkstelligt man entweder, indem man brennenden Schwefelsäde hinein hält und dabei auch die allerengsten Röhren nicht ausläßt, oder indem man auf der Herdplatte ein Häufchen pulverisierten Schwefels entzündet und alle Maschinenteile einzeln so über den entstehenden Dampf hält, daß sie von demselben ganz erfüllt werden. Die Kessel stützt man auf die Platte und läßt den Dampf längere Zeit darin. Man kann die Maschine dann gleich in Gebrauch nehmen, doch ziehe ich es vor, noch mit lauem Wasser nachzuspülen. Man wird dann nicht das geringste von einem widerlichen Geschmack bemerken, während der Kaffee ganz besonders gut und rein schmeckt. Besonders gut ausgearbeitet wird das Kaffeepulver, wenn man demselben vor dem Kochen auf zwei Lot Kaffee eine Messerspitze voll fein gelöschtes Kochsalz (Tafelsalz) beimengt. Will man das Salz selbst recht fein für den Eßtrich herstellen und nicht das etwas teure sogenannte Tafelsalz in Delikatessenhandlungen kaufen, so verfährt man wie folgt: Es werden einige Hände voll Salz auf ein Backblech oder einen emaillierten Teller gethan und in der Ofenröhre getrocknet. Dann röstet man das Salz in sauberem Messing- oder Porzellanmörser fein und giebt es durch ein Sieb. Es kann dann jede herrschaftliche Tafel zieren und ist sehr angenehm im Gebrauch. L. v. B.

**Kartoffelschalen als Reinigungsmittel für schmutzige Flaschen.** Wohl jede Hausfrau wird es bereits erfahren haben, daß alle Gefäße mit engem Halse, mögen sie nun aus Glas oder aus Porzellan sein, nur äußerst schwer von dem an Boden und Wandungen haftenden Satz zu reinigen sind, wenn in ihnen längere Zeit dieselbe Flüssigkeit aufbewahrt wurde. Der zurückbleibende Satz der letzten Füllung verleiht der Glasoberfläche nicht nur Unsauberkeit, sondern dem neuen Inhalt auch unangenehmen Geruch und Geschmack. Mit Sand, Soda, Seife etc. ist die völlige Reinigung entweder gar nicht oder nur nach zeitraubender Arbeit zu erreichen; ungleich

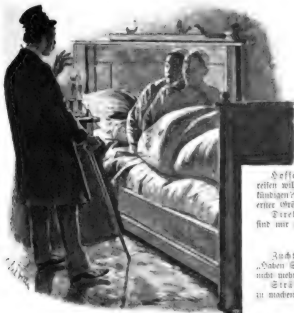
schneller geht dies mit gewöhnlichen frischen Kartoffelschalen und Wasser. Dieselben werden so weit zerkleinert, daß sie den Flaschenhals bequem ein- und auspassieren können, sodann wird die Flasche etwa zur Hälfte damit angefüllt und genügend kaltes Wasser zugegossen. Durch tüchtiges Schütteln und wiederholtes Nachspülen mit Wasser wird man binnen kurzer Zeit jeden Satz entfernen.



**Nissen-Heliotrop.** Eine allbeliebte Pflanze für den Balkon, das Fensterbrett und den Garten ist der Heliotrop. Weder die Blätter noch die Blüten dieses in Peru heimischen Gewächses bieten äußerlich etwas Besonderes. Die Blumen sind an und für sich sogar recht unscheinbar. Sie stehen aber oft in dichten Scheindolben zahlreich zusammen, so daß sie immerhin etwas auffallen. Den Hauptwert verleiht dieser Pflanze der köstlich vanillenartige Duft, der niemals aufdringlich und unangenehm wird, so daß er bei

jedermann beliebt ist. Dieser Duft, der allen Sorten eigen ist, hat dem Heliotrop auch die Bezeichnung „Vanillepflanze“ eingetragen. Wie durch gärtnerische Züchtungskunst aus mancher anderen, unscheinbar blühenden Pflanze mit der Zeit eine stattlicher blühende gemacht worden ist, so hat man auch die Heliotrope vielfach verbessert. Die hervorragendste Züchtung, den „Nissenheliotrop“, eine Einführung der Aktiengesellschaft Sattler & Weibge in Duedlinburg, führen wir im Bilde vor. Die Pflanze zeichnet sich durch ihren überaus üppigen Wuchs aus und bringt ganz enorm große Blütenbolben, die einen Durchmesser von 30—40 cm erreichen; sie sind dicht geschlossen und flach gewölbt. In der Farbe variiert die Blüte von hell bis dunkelviolett, wie überhaupt das Blau in seinen verschiedenen Abstufungen die Färbung der Heliotrope ist. Für Park und Garten sind die Heliotrope vorzugsweise für etwas beschattete Lagen zu empfehlen, in welchen sie sehr dankbar blühen, während sie in voller Sonne leicht verbrennen.

**Vorherbestimmung von Nachtfrosten.** Fast in jedem Frühjahr müssen die Gartenliebhaber die schmerzliche Entdeckung machen, daß eines schönen Morgens durch unvermuteten Nachtfrost die mit Liebe und Fleiß bekümmerten Blüten der Spalierpflaumen und Aprikosen sowie der frühen Erdbeersorten vernichtet sind. Hätte man am Abend vorher nur eine Ahnung von der drohenden Temperaturerniedrigung gehabt, so wäre es gerade im Kleindetrieb des Liebhabers ein Leichtes gewesen, durch Überdecken von Strohmatten bezw. auch nur durch Aufschichten von Stroh die Blüten vor dem Tode des Erfrierens zu retten. Zu Nutz und Frommen der Gartenliebhaber geben wir deshalb im folgenden eine Anweisung, nach welcher man am Nachmittage ohne Kosten und mit leichter Mühe zuverlässig die niedrigste Temperatur der kommenden Nacht bestimmen kann. Dieselbe fällt nämlich annähernd zusammen mit dem Taupunkt, d. h. dem Wärmegrad, bei welchem die Luft bei einer gewissen Temperatur mit Wasserdunst gesättigt ist. Es handelt sich also darum, bereits am Nachmittage den Taupunkt der nächsten Nacht zu bestimmen. Professor Dr. Drude, der Direktor des botanischen Gartens in Dresden, hat dafür in dreijährigen eigenen Beobachtungen die Zuverlässigkeit des folgenden einfachen Verfahrens festgestellt: Nachmittags um 2 Uhr wird ein gewöhnliches Celsiusthermometer, dessen Quecksilber mit einem nassen Leinwandläppchen umhüllt ist, abgelesen. Von der gewonnenen Zahl zieht man  $4\frac{1}{2}^{\circ}$  ab — und hat nun den Taupunkt der nächsten Nacht. Beträgt z. B. die abgelesene Temperatur  $+6^{\circ}$ , so ist noch kein Nachtfrost zu befürchten, die Wärme wird vielmehr nur auf  $6 - 4\frac{1}{2} = +1\frac{1}{2}^{\circ}$  C. sinken; bei einer Temperatur von  $+4^{\circ}$  ist aber schon auf  $\frac{1}{2}^{\circ}$  Frost zu rechnen und ein Überdecken der blühenden Pflanzen, auch wohl der Freilandrosen empfehlenswert. Zu diesem Zwecke eignen sich unter anderem recht gut die Bastdecken, welche an Stelle von Säcken der Billigkeit halber zum Verkauf von gewissen Ölhäuten verwendet werden. Derartige Decken dürften um einen ganz geringen Preis in größeren Futtermittelhandlungen zu haben sein.



### Trost.

Manch Ober wegen seiner Bescheidenheit von der Frau aufgezogen werden (H): „Tuh ich dich doppelt sehr, ich ja schäme, aber wenn ich dich auch doppelt hören müßte, daß du nicht ich immer ertragen!“

## Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 16.

### Damepielaufgabe:

1. Dd4-h6 a7<c6
2. De3-e5 f6<d4
3. g3-h4 Dh2<c6
4. h4-g5 h6<f4
5. b2-c3 d4<b2
6. Da3<c1>g5<d8>h6<d4>f6>h8 und gewinnt.

### Silberrätsel: Wagenweib.

### Wichtig! Langrätsel: Don.

### Berlegangsaufgabe:



### Arithmoglyph: Tugend findet immer ihren Lohn.

S	M	A	B	G	I	P	E	A	A	D	S	B
T	u	g	e	n	d	f	i	n	d	e	t	i
a	m	n	i	e	a	e	d	o	o	l	a	r
m	m	e	r	i	h	r	e	n	L	o	h	n
m	e	a	s	a	o	d	r	a	f	a	l	e

### Eitel.

Der frisch gedellte Baron Reichenstein ist ein maßvoller Speculant. Seine Frau macht ihm eines Tages Vorwürfe darüber und schließt mit den Worten: „Und wenn du nu Eitel gehst, Ratban?“ — „Wie heißt?“ erwidert er höflich. „An Baron Reichenstein geht nich Pleite — er fährt Pleite!“

### Immer zerstreut.

Herrchen (Sohn des Vaters, bei dem der unverheiratete alte Professor Mittagsgast ist): „Vater Professor, der Storch ist bei uns eingeklebt.“ Professor (aus der Zeitung aufschauend): „Das ist hübsch, heftentlich macht er eine große Sache.“

### Astronomisches.

Lehrstuhlinhaberin (die stets nur auf Gastspielen herumreisen will, zum Direktor, der ihr kündigt): „Mir wollen Sie kündigung? Vater Direktor, vergessen Sie nicht, daß ich ein Stern erster Größe bin!“

Direktor: „Mein Fräulein, ich erkenne das an, aber Sie sind mir zu viel — Komet!“

### Guter Vorfall.

Richtbaudirektor (zum Sträfling, der entlassen wird): „Dahen Sie sich denn schon etwas vorgenommen, damit Sie nicht mehr rückfällig werden?“

Sträfling: „Gewiß, ich werde streken eine reiche Partie zu machen!“

### Gedankenplitter.

Ein schönes Frauenauge gleicht einem inhaltsreichen Buche; was kann man nicht alles darin lesen, wenn es aufgeschlagen wird!

Wer aus der Menge hervortreten will, muß sich erst zu ihr verabschieden.

### Bilderätsel: Mein Sohn ist mündig.

### Entzifferungsaufgabe:

Nicht allen können Porzuffaffen  
küßchen;  
Weil dem, der mit dem kuffigen  
Hienstrauß  
Bescheidner Freunden sich begnügen  
lermet,  
Wie ihn sich jeder beten kann ins  
Haus.  
H. Ester.

d	t	r	h	g
i	a	b	c	d
e	f	g	h	i
u	l	m	n	o
a	q	r	s	t
o	w	s	j	ö

### Wechselrätsel: Prülle, Prülle.

### Trennungsrätsel: Ein Klang, Einklang.

### Domineeaufgabe:

Im Talon lagen:



U bedient:



Der Gang der Partie war: I. A 3, B 3, C 3; II. A 4, B -, C -; III. A 3, B 4, C 3; IV. A 3, B -, C -; V. A 2, B 3, C 3; VI. A 2, B 3, C 3; VII. A 1, B -, C -; VIII. A 3 (— 103).

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Otto Greif in Leipzig; B. Schmalz in Krefeld; Anna Bartel in Groß-Vichterfeld; R. V. Kändler in Kürnberg; I. W.; G. Feenbart in Schepheim; Hermann Richter in Jüdisch i. S.





Damespielaufgabe.

Von K. Stabenow in Berlin.

Gämsen.



Weiß.

Weiß zieht an und gewinnt.

## Silberkräfel.

Ein Bankersmann lebt rauchend ein  
Im Krug zum grünen Kranze,  
Studiert bei einem Glase Wein  
Auf seinem Plan das Ganze;  
Die zweite an den Tisch geleitet,  
Die erste in der Hand,  
Berechnet er, wie weit sich dehnt  
Der Weg ins Heimatsland.

H. H.

## Buchstabenkäfel.

- 12345 — als schöne deutsche Stadt bekannt,  
1234 — ein deutscher Fluß mit grünem Strand,  
123 — wird froh begrüßt, zieht er ins Land,  
12 — wird häufig als Pronomen verwendet,  
1 — zuletzt bleibt nur ein Konsonant. H. H. S.

## Eiskräfel.

Im Dofenstumpfe wilst du muslos leben,  
Um Freiheit ringen mit Verdruss?

(Die beiden durch Zeichen für betonte und unbetonte Silben  
angedeuteten Zeilen sind durch ein Glatz zu ergänzen, das sich  
auf die beiden gegebenen Zeilen reimt.) E. S.

## Rästel- und Wechselräfel.

Tanne, Tasse, Salat, Thos, Wacht, Ungar, Salon,  
Laube.

In jedem dieser acht Wörter ersehe man einen Buchstaben  
durch einen andern und bilde dann immer durch Umlernen der  
Buchstaben den Namen einer Stadt. So erhält man z. B.  
aus dem Namen Elise die Stadt Lissel. Die acht Städte  
liegen der Reihe nach in folgenden Ländern: Griechenland,  
Deutschland, Italien, Deutschland, Tunesien, Italien, Ober-Guinea  
und Schweden. — Die Mittelbuchstaben der acht Städte sollen  
eine Stadt an der Südküste von England nennen.

Nachdruck verboten. — Herauslegungsgarantie vorbehalten.

Vorausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Hans Heinrich Reclam in Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

## Bilderräfel.



## Ringräfel.



Jedes Kreuzchen vieler Ringe ist durch einen Buchstaben  
zu ergänzen, so daß in jedem Ringe ein achtlautes Wort ent-  
steht. Die fünf Buchstaben an den Verbindungsstellen der  
Ringe sollen eine griechische Insel nennen. Die Wörter be-  
deuten: 1. eine Hafenstadt in Süditalien, 2. eine Stadt am  
Bosporus, 3. eine preussische Provinzstadt an der Ostküste, 4. eine  
Inselgruppe im östlichen Ocean, 5. einen griechischen Götzen  
aus der Ilias, 6. eine Stadt am Tiber. — Zu vermenden  
sind: 3 a, 2 b, 4 d, 5 e, 4 i, 2 k, 2 l, 2 m, 6 n, 2 o,  
3 r, 5 s, 2 u und 1 y.

## Verwandlungskräfel.

Psau . . . . . Räder.  
Mit Hilfe von 11 Zwischenstufen, die alle richtige Haupt-  
wörter sein müssen, verwandelt man einen Psau in einen  
Räder. Jedes Wort muß aus dem vorangegangenen durch  
Änderung nur eines Buchstabens entstehen, den man entweder  
wegläßt oder hinzufügt (?) oder mit einem andern vertauscht (\*).  
Umlernen der Buchstaben ist nicht gestattet.

## Logogriff.

Einem schwarzen Vogel laß  
Kopf und Fuß verschwinden,  
Und der Rest, ein Vogel, ist  
Auf dem Meer zu finden. H. H.

## Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit  
32 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf seinen Steinen  
8 Augen mehr als B. Es wird nicht getauscht.

A hat:



A legt Doppel-Sechss aus und gewinnt dadurch, daß er  
seine Steine zuerst los wirft. Als letzten Stein legt er Vier-  
und-Zwei. B kann nur bei der zweiten, dritten und sechsten Runde  
ansetzen; C muß bei der fünften Runde passen. Dadurch be-  
hält B fünf Steine mit 29 und C zwei Steine mit 16 Augen  
übrig. — Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält  
C übrig? Wie ist der Gang der Partie? H. S.





### Venetianerinnen.

Nach dem Gemälde von Luke Fildes.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)





„Will Coco Zucker?“ gurrte der Kammerherr den erotischen Vogel an.

Herr von Dieftelcamp lehrte an diesem Tage früher zurück, als seine Frau und Graf Kirchwald, und nachdem er seine diversen Einkäufe in seinem Zimmer deponiert, begab er sich in den Salon, um sich damit zu beschäftigen, dem Papagei Coco einen Satz reden zu lehren — eine Sisyphusarbeit, denn das edle Tier — Tante Rufs Hoch-

zeitgeschenk, wie wir wissen, huldigte dem Grundsatz, daß der Weise sich in Schweigen hüllen muß, um noch weiser zu scheinen und beharrte eigensinnig auf dem einzigen Worte, das seinen Sprachschatz bildete.

„Will Coco Zucker?“ gurrte der Kammerherr den erotischen Vogel an. „Wenn Coco Zuckerchen will, muß Coco erst sagen: ‚Schön‘ guten Morgen!“

„Rhinceros,“ kreischte der Vogel mit gesträubten Federn.

„O, Pfui, baba,“ redete Herr von Dieftelcamp dem Tiere zu, wie einem kleinen Kinde. „Coco muß nicht eigensinnig sein. Sieht Coco das schöne Zuckerchen hier? Ein Bonbon, ein süßer Fondantbonbon, den Coco so gern isst. Also: ‚Schönen — guten — Morgen‘ —“

„Rhinceros!“ murmelte der Vogel im Tone sanften Vorwurfs.

„Geben Sie sich keine Mühe, Onkelchen,“ lachte Rätke eintretend, „es ist bei Coco alles umsonst. Ich habe mich schon geplagt, ihm die Worte: ‚Alles Kamel, beizubringen, aber er thut's absolut nicht. Apropos, Onkelchen, ich hätte eine Frage an Sie.“

„Stehe ganz zu Ihren Diensten, Nichte,“ versicherte der Kammerherr mit seiner exquisiten Höflichkeit.

„Gut. Ich stelle Sie auf die Probe,“ rief Rätke eifrig. „Also zunächst die Frage: Können Sie ein Geheimnis bewahren?“

Herr von Dieftelcamp lächelte fein.

„Ich sollte es meinen,“ sagte er, „Coco den Bonbon bedingungslos überlassend.“

„Ja natürlich,“ beeilte sich Rätke zu sagen, „ich meine auch nur: würde selbst Tante Ruti nichts davon erfahren?“

# Die Anna.

Humoreske

von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von F. Ezabran.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Wenn ein Geheimnis mir nur für mich selbst anvertraut wird, dann erfährt es selbst meine liebe Frau nicht,“ versicherte der Kammerherr feierlich.

„Großartig,“ rief Rätke enthusiastisch. „Ich würde mit Horst unter allen Umständen davon reden, aber das steht natürlich auf einem andern Blatte, weil Horst eben ein Mann ist und Tante Ruti — nicht wahr, Onkel, Sie glauben auch nicht, daß Tante Ruti den Mund halten kann, was?“

Herr von Dieftelcamp niefte und schneuzte sich umständlich.

„Sprachen wir eigentlich davon?“ fragte er dann mit thränenden Augen, die Antwort diplomatisch umgehend.

„Nein,“ erwiderte Rätke ehrlich. „Das war nur so ein Seitensprung, der überflüssig war, weil Sie mir ja versicherten, daß Tante Ruti nichts von dem Geheimnis, das ich Ihnen allein — hören Sie, allein anvertraue, erfahren wird.“

„C'est entendu,“ nickte der Kammerherr mit der Hand auf dem Herzen.

„Na, das ist schön,“ versicherte Rätke, indem sie einen Zettel aus der Tasche zog. „Also seien Sie so gut, lesen Sie mal, was hier geschrieben ist und übersetzen Sie's mir ins Deutsche.“

Damit reichte sie ihm das Blatt Papier, auf das sie den Inhalt des dritten und längsten der grünen Briefe sorgsam kopiert hatte. Herr von Dieftelcamp zog seinen Kneifer vor, hauchte die Gläser an, putzte sie umständlich rein und sah dann lange mit hochgezogenen Brauen auf das Schriftstück herab.

„Om!“ machte er endlich, „wenn dies nicht ein gnädiger Scherz von Ihnen ist, verehrte Nichte, so



„Das kann ja nur ein Betrügler geschrieben haben.“

möchte ich sagen: das kann nur ein Verrückter geschrieben haben."

"Aha, also polnisch scheint's nicht zu sein," rief Käthe enttäuscht.

"Polnisch?" wiederholte Herr von Diestelcamp. "Nein, polnisch ist es sicherlich nicht, das darf ich wohl sagen, so wenig ich auch von dieser Sprache verstehe. Aber — da kommt mir ein Gedanke: ob es wohl eine Geheimschrift ist?"

"Onkel Habakuk!" rief Käthe gerührt. "Zwischen uns beiden besteht sicher eine Seelenharmonie. Denken Sie, ich habe selbst diesen Gedanken schon gehabt. Ist das nicht verblüffend?"

"Fabelhaft!" gab der Kammerherr zu.

"Run?" fragte Käthe atemlos.

"Run?" wiederholte Herr von Diestelcamp.

"Na, zum Ruckuck," rief Käthe, ihre ohnehin kurze Geduld verlierend, "was es heißt, frage ich!"

"Ja so! Was es heißt? Aber teure Nichte, wie soll ich das wissen? Ich verstehe mich nicht auf Geheimschriften," war die hilflose Erwiderung. "Ich dachte, Sie selbst wüßten es und wollten mich erleuchten."

"Ach, Stuß! Onkel Habakuk, sehen Sie denn nicht, was ich will? Ich will wissen, was auf diesem Papier steht und muß es wissen," rief Käthe außer sich. "Wenn ich's lesen könnte, würde ich Sie doch nicht danach fragen. Ist das klar?"

"Vollkommen," gab Herr von Diestelcamp zu. "Da ich aber ebenso unwissend bin, wie Sie — das heißt natürlich nur in dieser Sache, gnädigste Nichte —"

"Der Ruckuck ist Ihre gnädige Nichte," rief Käthe verzweifelt, "das heißt nur in dieser Sache, gnädigster Onkel," setzte sie mit unwiderstehlicher Parodierlust hinzu. "Ja, aber wer soll mir denn nur sagen, was dieses konfuse Zeug bedeutet, wenn Sie's nicht können?" schloß sie in der zuerst angeschlagenen Tonart.

Herr von Diestelcamp räusperte sich.

"Vielleicht weiß Horst Rat," schlug er vor.

"Warum nicht gar der Kaiser von China," jammerte Käthe. "Horst! Aber Menschenkind, Onkel und Gönner, Horst soll ja nichts davon wissen, nicht ein Sterbenswort!"

"Nein —?!"

"Keinen Schimmer! Eine Überraschung für ihn — verstehen Sie? Ein Weihnachtsgeschenk!"

"Weihnachts — — —"

"Na ja natürlich, was denn sonst?" rief Käthe, mit merkwürdig rotem Kopfe den Salon auf- und abrennend, das heißt mit merkwürdiger Geschicklichkeit um die Möbelfülle darin balancierend! "Haben Sie das nicht gleich gemerkt, Onkel Habakuk? Horst zerbricht sich seit Jahrhunderten den Kopf über diese Hieroglyphen, ich schenke ihm den Schlüssel dazu zu Weihnachten — na, das ist doch einfach wie — wie,

wie irgendwas. Lösung jedenfalls höchst wichtig, staatsrettend, epochemachend etc. Darum muß der den Mund halten können, der mir dazu verhilft. Auch klar, was? Na, Onkelchen, nu mal raus mit Ihrer Weisheit!"

Herr von Diestelcamp hatte mit einem Erstaunen zugehört, das sich unverhohlen ausprägte. Klar war ihm die Sache nicht, sie wurde ihm, die Wahrheit zu sagen, durch Käthes sichtliche Erregung immer dunkler. Aber in solchen Momenten tappt der Blinde mitunter doch gerade auf die richtige Stelle.

"Um," sagte er sinnend, "wenn man Horst nicht fragen darf und wir beide es doch nicht wissen, so müßte man sich eben an einen Experten wenden!"

"An einen — was?" sagte Käthe, still stehend.

"Experto credite, wie der Lateiner sagt," nistete der Kammerherr.

"Ganz meine Meinung," lobte Käthe ermutigend. "Fragen wir also den Ex — Ex — Ex —, wie hieß der Kerl?"

"Einen Sachverständigen," half Herr von Diestelcamp ein. "Es giebt Sachverständige in allen Fächern, warum sollte es nicht auch solche in Geheimschriften geben?"

"Fabelloser Gedanke!" rief Käthe, für den Vorschlag enthusiastisch. "Kennen Sie solch' ein Gewächs, Onkelchen?"

"Das nicht, dürfte aber im großen, vielseitigen Berlin unschwer zu finden sein!"

"Ganz einfach — wir gehen rasch den Adresskalender durch und suchen den Menschen," rief Käthe und war schon unterwegs, den Folianten zu holen, in dessen Millionen Namen sie den Gesuchten "leicht" zu finden hoffte, doch Herr von Diestelcamp erhob mit entsetztem Blick beide Hände empor.

"Um Gottes willen," rief er, "so lange können wir beide gar nicht mehr leben, bis wir das Berliner Adressbuch durchgesehen haben. Faktische Unmöglichkeit, und dann fragt sich's noch, ob ein Mann unter dem Titel: Sachverständiger für Geheimschriften überhaupt existiert!"

Käthe schlug die Hände zusammen.

"Ja, warum schlagen Sie denn dann solch' ein halb unmögliches Wesen vor?" jammerte sie.

"Weil es einen näheren und sicheren Weg giebt, nämlich ein Auskunfts-bureau," erwiderte der Kammerherr schmunzelnd ob der eignen Findigkeit.

Mit einem Sage war Käthe an seiner Seite.

"O Sie Perle von einem Onkel," jubelte sie. "Und Sie werden gehen, nicht wahr? Gleich nach dem Essen werden Sie gehen und in dem bewußten Auskunfts-bureau nach solchem Sachverständigen fragen, ja? 's wäre auch jetzt noch Zeit — vor einer halben Stunde essen wir doch nicht. Onkelchen, ich gebe Ihnen einen Kuß, wenn Sie das für mich thun,

zwei, wenn Sie wollen — oder soll ich Ihnen einen schon vorher applizieren?“

Der Kammerherr schmunzelte.

„Ihrer Großmut setze ich für den geringen Dienst keine Schranken, gnädigste Richte,“ sagte er mit altmodischer Galanterie. „Indes, bedenken Sie die Berliner Entfernungen und damit die Grenzen, die meinem Eifer für Sie gesetzt sind. Zunächst müßte ich die Adresse eines Auskunftsbureaus erfahren und dazu wäre das Adreßbuch die rechte Schmiede!“

Wie ein Sturmwind raste Rätke von dannen und lehrte alsbald mit dem dickeibigen Buche zurück, in dessen Inhalt sie sich mit dem Kammerherrn vertiefte, indem beide, die Köpfe zusammengesteckt, sich über die rätselreichen Seiten neigten und darin methodisch zu suchen begannen. Ein bestimmteres Ziel im Auge, war es nicht allzuschwer, das Gesuchte zu finden und ohne ihre Stellung zu verändern, diskutierten die beiden Verschworenen über den Inhalt der zu verlangenden Auskunft, Rätke glühend vor Ungeduld, Erwartung und Freude über eine bald zu erreichende Gewißheit, der Kammerherr sich liebenswürdig, gefällig und schmunzelnd in der Sonne der Augen seiner reizenden Richte labend. Und während die beiden so halblaut redeten und berieten, da ging die Thüre auf und in ihrem Rahmen erschien — Tante Kuli, gefolgt von ihrem Neffen Graf Kirchwald. Wie gestoßen fuhr die erstere einen Schritt zurück, errötete, erblaßte und warf letzterem einen Blick zu, welcher zu stehen schien: „Schieße ihn, meinen Gatten, nicht gleich nieder — nicht vor meinen Augen!“

Aber Graf Kirchwald schien das Furchtbare der kleinen Scene gar nicht zu erfassen, denn er lächelte ganz vergnügt und rief: „Guten Tag, meine Herrschaften — melde mich ganz gehorsamt vom Dienst zurück nebst einem fabelhaften Hunger!“

Qui — fuhren die beiden Köpfe über dem Adreßbuch auseinander — „schuldbewußt,“ wie es Tante Kuli deuchte, deren ältliches Herz alle Qualen der Eifersucht durchzuckten, und dazu beging Rätke noch die Unvorsichtigkeit, den Zeigefinger ihrer rechten Hand, Stillschweigen heischend auf die Lippen zu legen und Herr von Diestelcamp war leichtsinnig genug, devot zurückzulächeln — —!

„Schon zurück?“ fragte er, sich die Hände reibend — aus Verlegenheit, meinte Tante Kuli in der Tiefe ihres geplagten Herzens.

„Schon?“ wiederholte sie mit einem Blick gen Himmel, wie um diesen zum Zeugen anzurufen wider ihr Unrecht. „Wir kommen nach der Zeit — die euch sehr rasch vergangen sein muß — —“

„In der That,“ versicherte der Kammerherr verbindlich, aber Graf Kirchwald schien in seiner Blindheit auch dieses Schuldzugeständnis nicht zu sehen und zu hören, denn er sagte heiter: „Na, da giebt's

wenigstens keine Standpause wegen übertretener Zeit. Komm, Tante, wir wollen uns rasch ausschälen aus unsern Straßenhüllen, indes bestellt Rätke die Suppe, was?“

„Mit dem größten Frachtwagen!“ versicherte Rätke und Tante und Neffe verschwanden wieder im Korridor, wo Graf Kirchwald der Tante, die er auf dem Heimwege getroffen, galant aus ihrem eleganten Pelze verhalf.

„Hast du's gesehen, Horst?“ flüsterte sie ihm dabei mit fliegendem Atem zu.

„Was gesehen?“ fragte er seelenruhig.

„O — diese — diese unziemliche Vertraulichkeit meines Gatten mit deiner Frau?“ hauchte sie.

„Waaas?“

„Doch er ist unschuldig — ich versichere es dir,“ kam es in beschwörendem Tone zurück.

„Natürlich, natürlich,“ beruhigte Graf Kirchwald, ohne zu wissen warum, nur um des lieben Friedens willen.

„Sie ist es, die ihn in ihrem Neze fangen will,“ drohte Tante Kulis Stimme in Angst und Entrüstung überzuschnappen.

Jetzt erst ging Graf Kirchwald das nötige Licht auf und er lachte nolens volens hell auf bei dem bloßen Gedanken.

„Ach, Tante, das ist ja zum Begraben,“ versicherte er, geschüttelt von einer nicht zu unterdrückenden Heiterkeit.

„Das ist es, aber zum Begraben vor Entsetzen,“ gab Tante Kuli empört zurück. „Und du kannst lachen! O, ich verstehe sie nicht, diese heutige Zeit, die solche Dinge mit Lachen auffaßt.“

„Na siehst du, Tanten, und ich verstehe deine Zeit wieder nicht, die jede harmlose Zufälligkeit zum Verbrechen macht,“ entgegnete Graf Kirchwald, mühsam seine Lachlust bekämpfend. „Wir sind also quitt.“

Frau von Diestelcamp stülpte wütend ihren eleganten Hut auf den Kleiderrechen.

„Gut, lache du und stürze dich und deinen ehelichen Frieden mit sehenden Augen ins Verderben,“ schnaubte sie im Flüstertone. „Ich aber werde meine Augen geöffnet halten und meinen armen Mann vor der Sirene warnen, die ihn mit ihrer Jugend zu bethören versucht!“

„Thue, was du nicht lassen kannst,“ erwiderte Graf Kirchwald ärgerlich, aber doch sehr ruhig. „Es ist mein Grundsatz, keinen Menschen in seinem Vergnügen zu hindern. Was du mit deinem Wanne thust, ist mir egal, aber Rätke wirst du dabei besser aus dem Spiele lassen — ich bitte darum. Und nun zum Essen. Deinen Arm, liebe Tante!“

Etwas eingeschüchtert, aber doch noch zornbebend ließ Tante Kuli sich in das Speisezimmer führen, wo die beiden „Schuldigen“ ihrer schon warteten,



und das Mahl begann. Rätke, gehoben von der Aussicht, den Schleier des Geheimnisses von den grünen Briesen bald gelüftet zu sehen, schwagte in bester Laune das Blaue vom Himmel, der Kammerherr strahlte, und Graf Kirchwalds Heiterkeit lehrte beim Anblick der beiden unwiderstehlich zurück, denn er kannte ja die Epoche im Leben seiner Gattin, die wir in der Geschichte „Synnetikon“ annähernd zu schildern versuchten und seine Lachmuskeln wurden durch die Erinnerung daran und Tante Kulis evidente Eifersucht mächtig gereizt. Nur diese würdige Dame verhielt sich still und in melancholischer Laune, wobei sie ihrerseits Gatten und Nichte scharf im Auge behielt, was Rätke natürlich sehr gut merkte und mit ihrem Gatten darob einen verständnisvollen Blick wechselte, der das junge Paar zu einer Nachsalbe veranlaßte, zu welcher sie mühsam eine halbwegs glaubhafte Erklärung erfinden mußten.

„Apropos,“ knüpfte Kirchwald daran an, „heut' Abend gehen wir nicht aus, denn Boob hat sich bei uns zum Thee angesagt.“

„Boob — o charmant,“ rief Rätke, „da muß ich sein Leibgericht rüsten: Schinken und Bratkartoffeln, denn darin ist er einfach groß. Groß, sage ich!“

„Boob? Wer ist Boob?“ Mit dieser Frage geruhte Tante Kuli ihr Schweigen zu brechen. „Nicht, daß ich mich für einen Menschen interessierte, der eine so vulgäre Geschmacksrichtung hat —“

„Boob vulgär!“ lachte Rätke, „na, ich danke! Vießlein ist er, Tante, er ist sogar eine Hyperbel der Feinheit, trotzdem ihm Schinken mit Bratkartoffeln schmecken!“

„Ich verstehe nicht —“ sagte Tante Kuli gekniffen.

„Jontheer van Boob ist Attaché bei der Niederländischen Gesandtschaft,“ erklärte Kirchwald, „ein lieber, netter Mensch und unser Hausfreund.“

Tante Kuli acceptierte denselben stumm, doch ihr Gatte sagte: „Ich kenne ihn, er hat einmal den Botschafter nach Nordland begleitet. In der That, sein äußerer Mensch ist das Muster tadelloser Feinheit, dabei sein Benehmen natürlich, sicher und gewinnend.“

„Boob ist eine Perle,“ nickte Rätke und Tante Kuli zog die Augenbrauen hoch.

„Es hört sich eigentümlich an, wenn eine junge Frau in Gegenwart ihres Mannes einen andern Mann eine Perle nennt,“ sagte sie scharf.

„Nun,“ erwiderte Kirchwald prompt, „das ist doch besser, als wenn sie es in meiner Abwesenheit thäte — was im übrigen auch nichts schadete. Außerdem giebt's doch auch sehr verschiedene Perlen, selbst unter den echten, und es bleibt mir meine superiore Stellung darunter unbenommen.“

„Es war nur meine ganz unmaßgebliche Meinung,“ sagte Tante Kuli mit jener demütigen, resignierten Bescheidenheit, die instande ist, rasend zu machen,

wenn man weiß, daß das genaue Gegenteil damit gemeint ist.

Zum Glück wurde aber niemand rasend, nicht einmal die mit etwas kurzer Geduld ausgerüstete Rätke, denn die Gewohnheit stumpft ab, und niemand widersprach, was ja eigentlich unhöflich, aber trotzdem Thatsache war.

Nach Tisch zog sich das Diestelcampische „junge“ Paar zum gewohnten Nachmittagsschläfchen zurück, aber zwischen Thür und Angel erhielt der Kammerherr von Rätke noch die hastig getuschelte Ermahnung, um vier Uhr prompt zur Stelle zu sein.

Das geschah denn zwar auch, aber nicht zum Ausgang gerüstet erschien der Gute, sondern er schlich sich mit höchst verlegenem Gesicht in den Salon, in welchem ihm Rätke glühend vor Erwartung entgegnetrat.

„So, also nun kann's losgehen!“ Mit diesem Zuruf deponierte sie ihre Ansicht von der Lage der Dinge.

Der Kammerherr hustete, nieste dreimal und schneuzte sich dann.

„Jawohl,“ krächzte er, „das heißt ich wäre ungemein glücklich, Ihnen, teure Nichte, dienen zu können. Indes — ja — hm — meine liebe Frau ist der Ansicht, daß ich diesen Gang besser nicht unternehme —“

„Was?“ schrie Rätke wütend. „Sie haben gepeht?“

„Ge — —“ stammelte der Kammerherr.

„Jawohl, gepeht, geplappert, was weiß ich!“ war die stürmische Erwiderung.

Herr v. Diestelcamp setzte seine würdigste Miene auf.

„Gnädigste Nichte, wenn mir ein Ding unterm Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt wird, dann würde es mir selbst die Folter nicht entreißen,“ sagte er gemessen. „Indes hatte ich doch meiner lieben Frau mitzuteilen, daß ich für Sie eine Kommission übernommen. Welcher Art diese wäre, habe ich nicht gesagt, trotz des Drängens meiner lieben Frau, welche sich aber der Ausführung mit einer Entschiedenheit widersetzte, der gegenüber mir nur das Nachgeben blieb. Als Hauptgrund führte meine liebe Frau an, daß Horst meine Mittlerrolle falsch auffassen könnte —“

„Den Kuckuck hat sie gethan,“ schnob Rätke ihren neuen Onkel an, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. „Wenn Tante Kuli ihren leiblichen Neffen für einen so ausgewachsenen Esel hält, so ist doch noch immer nicht die Folge, daß Sie derselben Ansicht sein müssen.“

„Nein, das folgt nicht daraus,“ bestätigte der Kammerherr. „Trotzdem ist es aber doch am Ende wohl angezeigt, wenn ich mich dem Wunsche meiner lieben Frau füge, und — — —“

„Und so weiter,“ schloß Rätke verächtlich und setzte unwillkürlich lachend hinzu: „Das gab wohl eine feste Gardinenpredigt, Onkelchen, was? Na, verdauen Sie die nur mit Genuß und küssen Sie

hübsch demütig den Pantoffel, den sie Ihnen aufs Genick gesetzt. Das Joch ist ja so süß, was?"

Der Kammerherr wand sich unbehaglich unter Rätthes Sarkasmus, halb froh, daß er so leichten Kaufs losgekommen, halb sich schämend wie ein Pudel, daß er also durchschaut wurde.

„Verfügen Sie ein anderes Mal über mich,“ sagte er, eine direkte Antwort vermeidend, „und seien Sie überzeugt, daß ich nur schweren Herzens in diesem einen Falle mich meinem gegebenen Versprechen entziehe —“

„Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe,“ citierte Rätthe, indem sie zur Thür ging, diese öffnete, hinausfah, und ihrem verlegnen Verwandten über die Achsel die tröstliche Versicherung gab: „Sie hat diesen schönen Satz nicht gehört, Onkelchen, Sie können sich also ohne Sorge zurück in die Höhle des — ich wollte sagen in die Nähe der verehrten Tante verfügen!“

Das war eine prompte Rache — Rätthe bediente in solchen Fällen immer prompt — Onkel Diestelcamp räumte das Feld mit einer tiefen Verbeugung und Rätthe blieb als Siegerin, aber eine etwas geknickte, zurück.

„Na, wenn das so fortgeht, dann, Habakuk, freue dir,“ dachte sie nicht ohne Schadenfreude. „Was nun thun? Selbst in das olle Auskunfts-bureau gondeln? Wird wohl nichts andres übrigbleiben. Denn wer könnte sonst für mich gehen? Wer? Ach —!“ Rätthe schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Boob muß es thun!“ rief sie laut. „Natürlich Boob! Wie konnte ich auch nicht gleich an Boob denken, statt gemeinsame Sache machen mit dem alten Pantoffelhelden drüben! Boob! Kein anderer als Boob!“

Dieser erleuchtende Gedanke machte Rätthe wieder ganz vergnügt und wenn Tante Kuli gehofft hatte, die mißliebige Nichte mürrisch, schlechter Laune oder gar aggressiv vorzufinden, als sie zur Theestunde herübergerauscht kam, so irrte sie sich glänzend, denn Rätthe sprühte vor guter Laune und schwakte solch' entzücklichen Slang, daß Tante Kuli es zuletzt aufgab, zu korrigieren und nur noch resigniert zuhörte. Gegen acht Uhr erschien dann Graf Kirchwald mit dem angesagten Hausfreunde und Rätthe stellte der

Tante mit sichtlichem Stolz den Gesandtschaftsattaché Jonkheer van Boob vor, der es in wenig Minuten vermochte, das gekniffene Gesicht der Frau von Diestelcamp trotz ihrer vorgefaßten schlechten Meinung über einen Sprossen der Aristokratie, dessen Lieblingsgericht Schinken, Bratkartoffeln und saure Gurken war, in ein gnädiges Lächeln zu verwandeln. Herr van Boob war zwar entschieden dem Außern nach ein junger Mann *fin de siècle*, der seine kleine, geschmeidige Gestalt in den dicksten Smoking der Welt hüllte, die tadelloseste Wäsche und Krawatte, die frischeste Gardenia im Knopfloch aufwies und einen Scheitel zur Schau trug, der mit einer Accuratessse gezogen war, welche es in allen Sprachen ver-  
kündete, daß sein Besitzer mit sonstigen Geschäften nicht überbürdet sein konnte. Aber in seinem frischen, runden Gesicht mit dem bestgepflegten, kühn aufgezogenen Schnurrbart leuchteten ein Paar kindgute, lustige Augen, die im Verein mit seiner schon angedeuteten kulinarischen Geschmacksrichtung die ganze giggerhafte Erscheinung zu einer lebenswürdigen, harmlosen machten, und dem alten Spruch, daß man den Menschen nicht nach seinem Außern beurteilen soll, recht gab.

Rätthe begrüßte den Gast mit jener stürmischen Freude, die allemal der schlagendste Beweis für ein geschwisterliches Verhältnis ist, um so mehr, als die gleiche Begrüßung auch von der andern Seite

erfolgte. Graf Kirchwald fing dabei einen Blick und ein säuerliches Lächeln seiner Tante auf, das ihn höchlich amüsierte, und er konnte nicht umhin, ihr zuflüstern: „Siehst du nun, Tante, wie zärtlich wir hier unsern guten, alten Boob lieben?“

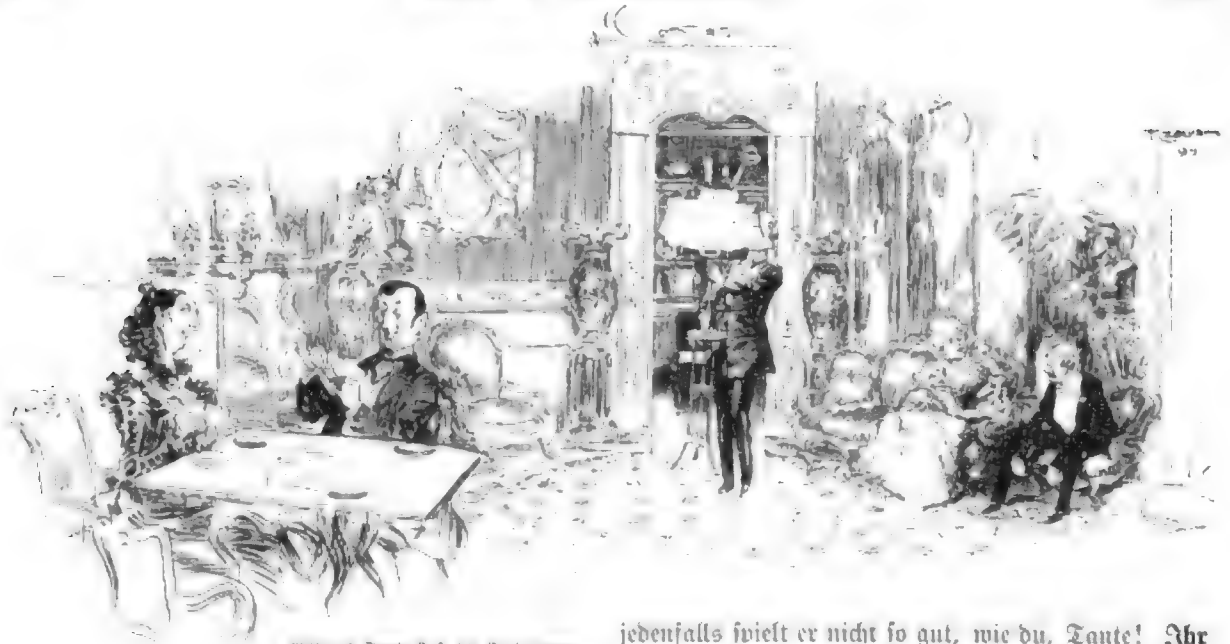
„Ich sehe und bewundere es,“ gab sie zurück. „Meine Augen sind offen, liebster Horst.“

„Desto besser,“ meinte Kirchwald gut gelaunt.

Das Abendessen verging äußerst heiter und vergnügt. Zwar, Herr von Diestelcamp war etwas gedrückt, aber stürmisch war seine Konversation ja nie und fiel deshalb nicht auf, doch Tante Kuli konnte sich dem heitern Ton nicht verschließen, denn Boob kannte eine Menge von ihren Bekannten und erschöpfte sich in Dienstfeier für sie. Die Masse drolliger Geschichten, die er wußte und ungebeten zum besten gab, waren auch nicht dazu angethan, eine „gekniffene“



Gegen acht Uhr erschien dann Graf Kirchwald mit dem angesagten Hausfreunde ...



Während Tante Ruti die Karten aus-  
teilte, stand Kirchwald aber noch einmal  
auf, eine Lampe zu holen . . .

Stimmung aufkommen zu lassen, Kirchwalds selun-  
dierten ihm dabei brav und ohne Reserve, und trotz-  
dem Boob neben aller Unterhaltung einen Appetit  
entwickelte, den unsere heutige Zeit gottlob für ge-  
sund hält, der aber von früheren Generationen für  
„vulgär“ und „unschicklich“ erklärt wurde, so stand  
er, das heißt Boob, doch hoch in Tante Rutis Gnade,  
als die Tafel aufgehoben wurde und man in den  
Salon zurückkehrte.

Jetzt war aber Käthes Augenblick gekommen und  
in ihrem Eifer, dem Geheimnis der grünen Billets auf  
den Grund zu kommen, opferte sie herzlos den eigenen  
Gatten, das heißt sie arrangierte mit Blieschnelle  
einen Spieltisch und ehe es sich nur einer versah,  
hatte sie die beiden Diebstelcamp's mit ihrem Maune  
an denselben bugliert und zu einem Rubber Whist  
mit Strohmann überredet.

„So 'n Rubberchen nach dem Abendbrot, das ist  
Tante Ruti ihrer Gesundheit schuldig,“ erklärte sie  
liebenswürdig, aber mit merkwürdiger Hast und  
Volubilität. „Vorst wäre unglücklich, wenn er Tante  
darum bringen müßte und Herr van Boob wird schon  
ein Viertelstündchen mit mir allein fürlieb nehmen,  
nicht wahr, Herr van Boob?“

Dieser versicherte natürlich, daß es ihn selig mache,  
mit seiner gnädigen Wirtin plaudern zu dürfen, aber  
Tante Ruti lud ihn süß lächelnd ein, als Viertes ein-  
zutreten — Käthe konnte ja zusehen. Aber das war  
gar nicht nach Käthes Geschmack und lag auch über-  
haupt nicht in ihrem Plan.

„I bewahre,“ protestierte sie für ihren Gast, ehe  
dieser nur den Mund aufmachen konnte. „Herr van  
Boob spielt gar nicht Whist — oder doch? Na,

jedenfalls spielt er nicht so gut, wie du, Tante! Ihr  
spielt ja doch alle lieber mit dem Strohmann — fangt  
nur rasch an, damit wir uns bald alle zusammen  
unterhalten können. Davor hätte ich Sie glänzend  
gerettet mit Verleugnung Ihrer Whistbegabung,“  
raunte sie Boob lachend zu, indem sie ihn einer ent-  
fernten Ecke zugog. „Aber was wollen Sie? In  
solchen Fällen gelten alle Finten!“

Während Tante Ruti die Karten austeilte, stand  
Kirchwald aber noch einmal auf, eine Lampe zu holen  
und kam damit an dem Paar vorüber, das sich in  
einer Ecke etablierte.

„Käthe, das war schändlich von dir,“ flüsterte er  
seiner Frau zu. „Konntest du mir das heut' nicht  
mal schenken?“

Käthe sah ihren Gatten nicht ohne Reue und Ge-  
wissensbisse an, denn Tante Ruti gehörte zu den  
furchtbaren Whistspielern, die ihre Zeit am Spiel-  
tische hauptsächlich damit ausfüllen, daß sie weit-  
schweifig auseinanderlegen, wie es hätte kommen  
können, wenn der und der diese oder jene Karte  
gezogen hätte, die nie wissen, was Atout ist, wer aus-  
spielt und was gespielt ist, und die positiv und grund-  
sätzlich auf die Inviten ihres Aides nicht eingehen.  
Alles das wußte Käthe, sie wußte, welche Gedulds-  
probe für ihren Gatten ein Rubber mit Tante Ruti  
war, aber die Billete und die geheimnisvolle Anna  
darin hatten Besitz ergriffen von ihrer besseren Er-  
kenntnis und die Reue wurde im Keime erstickt.

„Ach, hab' dich doch nicht so,“ machte sie leicht-  
hin. „Ein Rubber ist schnell vorbei!“

„Jawohl, und wenn der Löwe Blut geleckt hat, folgt  
der zweite und der dritte,“ murrte Kirchwald hinter  
seiner Lampe, während er diese zum Spieltisch trug.

Tante Ruti, die so saß, daß sie Käthe und Boob  
beobachten konnte, hielt sich moralisch für verpflichtet,  
das Tete-a-tete zu stören.

„Vielleicht sieht Herr van Boob doch lieber zu,“ schlug sie vor.

„Ich bewahre, Herr van Boob haßt die Kiebiße und will auch selbst keiner sein,“ antwortete Käthe. „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu. Ja! Das ist einmal Herrn van Boobs Grundsatz!“

„Horst, willst du Käthe dort sitzen lassen?“ tuschelte Tante Ruti nun ihrem Neffen über den Tisch zu.

„Käthe? O, die sitzt dort sehr gut,“ erwiderte Kirchwald ruhig, und das Spiel begann.

Raum fing aber Tante Ruti dort an, eine Predigt über Inviten zu halten, als auch Käthe mit vollen Segeln auf ihr Ziel steuerte.

„Sagen Sie mal, Herr van Boob,“ unterbrach sie ihr Visavis mitten in einer Schilderung des letzten Fußballs. „Geh ich's vergesse: interessieren Sie sich für Chiffreschriften?“

Boob machte ein erstauntes Gesicht.

„Ich, Gräfin? Ich bewahre, gar nicht,“ gestand er offen ein. „Sehen Sie — wenn man's lesen soll, ist's gräßlich mühsam und langweilig, und soll man's schreiben, da muß man wie der Teufel aufpassen, daß man's richtig macht. Sonst seht's Nasen!“

„Na, ich danke,“ machte Käthe teilnahmsvoll, aber doch nicht ganz bei der Sache, denn sie überlegte, ob es nicht kürzer wäre, sich die Billets von Boob übersehen zu lassen, weil er's nun doch einmal verstand. Aber nein, das ging nicht — wer weiß, was in den Billets stand, und die Anna überhaupt — nein, dieser Weg war ausgeschlossen. „Ich frage nämlich deshalb,“ fuhr sie fort, indem ihr thätiges Gehirn sich eine plausible Erklärung ausdachte. „Ich bin von — von einer Freundin gefragt worden, ob's hier in Berlin nicht einen Menschen giebt, der die Chiffreschrift lehrt oder liest, oder so was. Nein, ein Gutachten über ein chiffriertes Dokument will man haben. Woher soll ich denn aber solch einen Menschen kennen? Und da kam mir die Idee, ob Sie vielleicht einen wissen!“

„Om — ja — warten Sie mal, Gräfin — — mir ist so, als wenn mir jemand gesagt hätte, es gäbe einen Mann hier, den man in zweifelhaften Fällen um sein Gutachten befragt — — wenn ich nur wüßte, wer mir das erzählt hat —“

„Ach, das ist ja Schnuppe, wer's war,“ unterbrach ihn Käthe. „Die Hauptsache ist,

wie der Mann heißt. Ich meine den Chiffre-Menschen.“

„Ja, natürlich, Gräfin, darauf kommt's an. Es war ein spaßiger Name —“

„Schulze? Müller?“ schlug Käthe vor.

„Nein, ein Sammelname war's nicht,“ durchstöberte Boob sichtlich sein Gedächtnis. „Wenn ich nur wüßte, wer mir's erzählt hat —“

„Aber Herr van Boob —“

„Ja, dann könnte ich den doch fragen. Am Engelufer wohnt er, das weiß ich —“

„Wer?“

„Na, der Chiffre-Experte. Aber die Nummer hab' ich vergessen.“

„Und den Namen auch,“ seufzte Käthe. „Was nützt mir das Engelufer, wenn ich den Engel nicht habe! Es ist leicht gesagt, für'n Sechser Käse, aber welche Sorte.“

„Schimpfkäse!“ schrie Boob auf mit strahlendem Gesicht, daß Käthe ordentlich einen Satz machte vor Schrecken und drei paar erstaunte Augen sich vom Spieltisch herüberwandten.

„Was?“ machte Käthe. „Warum schimpfen Sie denn auf den Käse? Ich habe ja nur eine bekannte schnoddrige Berliner Redensart citiert!“

„Ich kenne sie, jawohl, ich kenne sie,“ strahlte Boob weiter, „aber eben Ihr Citat, Gräfin, hat mich ja auf den Namen gebracht! Der Mann heißt Schimpfkäse. Scheußlich, nicht? Wenn ich das Pech hätte, so zu heißen, ich reichte ein Immediatgesuch um Namensänderung ein!“

„Ich auch,“ stimmte Käthe bei. „So, das wäre also erledigt, und Sie brauchen auch nicht weiter darüber zu reden, denn meine Freundin thut furchtbar geheimnisvoll damit. Na, und nun erzählen Sie mir die Geschichte vom Fußball weiter, Herr van Boob.“

Und Boob that, wie ihm geheißen und hatte Käthes Zwischenfrage auch glücklich in fünf Minuten vergessen.

Der Rubber hatte sein Ende und der Abend endlich auch, da die drei Herren sich beizeiten empfahlen, um noch ein Stündchen beim Schweren Wagner zuzubringen, wozu der Rammerherr wider sein eignes Erwarten unter ausdrücklicher Zeitlimitierung auch gnädigen Urlaub erhielt, und nachdem Käthe die Tante summarisch, wenn auch sehr liebenswürdig in ihrem eignen Zimmer kalt gestellt, das heißt sich auf gute



„O, B. C. H. Z.“ — — murmelte sie, den gewünschten Buchstaben suchend.



Manier ihrer und des mit ihr drohenden Plauderstündchens erledigt hatte, stürzte sie sich mit ein paar wilden Sprüngen in ihres Vaters Zimmer, verbrannte eine halbe Schachtel Schwedenstreichhölzer, bis in der Hast eines endlich Feuer fing und schlug beim Schein der entzündeten Kerze das Adreßbuch auf.

„D, P, D, R, S“ — — murmelte sie, den gewünschten Buchstaben suchend. „S, c, h, Schulze — nee, Schi — — — Schiller — Herrgott, was giebt's für 'ne Masse Schillers hier — Schimpf, Schimpf mit zwei f — ha! Schimpfsäße! Natürlich, der Name steht einzig, selbst im Berliner Adreßbuch. Schimpfsäße, Daniel, Dr., Engelfußer 177, vierter Stock. Der vierte Stock ist hart — na, aber was thut man nicht alles, um so 'ner alten Gistunke von Tante zu beweisen, daß grüne Billets mit Johannesläfern darauf das allerunschuldigste Papier der Welt sind!“

Und mit dieser glücklichen Selbsttäuschung ging Rätke zu Bett — morgen war das Rätsel der Anna gelöst, Gott sei Dank! Merkwürdigerweise war ihr bei dem Gedanken aber gar nicht so leicht ums Herz, wie sie erwartet hatte. Die Geschichte war und blieb nun einmal ein Spiel hinter Horsts Rücken und wenn die Billets auch zehnmal nichts waren als weggeworfenes Papierkorbsfutter — — sie blieben nun einmal, zu diesem Zweck ausgenutzt, stibitztes Gut. Freilich, die „Anna“ rechtfertigte auch das, mußte es rechtfertigen notabene! Direkt nach der „Anna“ fragen mochte Rätke ihren Mann nicht, aber den Schatten dieser verfluchten „Anna“ wollte sie auch nicht zwischen sich und ihm stehen lassen. Eifersüchtig? Und auf diese „Anna“? Na, was denn noch, aber — aber — aber — — —

(Schluß folgt.)

## August Kopisch.

Zu seinem hundertsten Geburtstage. Von Karl Neumann-Strela.

*Nachdruck verboten.*

**I**n Dichter, schrieb Adalbert von Chamisso, könne erst durch Aufnahme seiner Dichtungen in Anthologien und Schulbücher wirklich vollständig werden; er wünsche noch zu erleben, daß die Kinder seine Verse in der Schule deklamieren. Dieser Wunsch erfüllte sich, wie er mit Freuden sah, und auch seinem Freunde August Kopisch, der seit 1832 dem Berliner Dichterkreise angehörte, ward die gleiche Gunst zu teil. Ob dessen Gedichte noch bei seinen Lebzeiten weite Verbreitung fanden, ist schwer ersichtlich; seit sie aber gleichfalls in zahlreichen Sammlungen, Schul- und Kommerzbücher aufgenommen und vielfach komponiert wurden, erlangten sie gleich denen Chamissos wirkliche Vollständigkeit.

Als Maler wird August Kopisch, dessen hundertsten Geburtstag wir am 26. Mai begehen, nur noch wenig genannt; seine Malkunst gehört gleichsam der Geschichte an und soll nach der Meinung der Jüngeren „längst überholt“ sein. Als Entdecker der blauen Grotte auf Capri (er entdeckte sie nicht eigentlich, sondern machte sie nur allgemein bekannt) drang sein Name in weite Kreise. Doch als Dichter, der Tiefe des Inhalts mit Schönheit der Form, Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks mit den ergreifendsten und humorvollsten Tönen und Wendungen zu verbinden wußte, ist sein Ruf bis in ferne Zeiten fest begründet. Er bleibt eine der erfreulichsten Er-

scheinungen in der Litteratur, ein Freund der heranwachsenden Jugend, während die Älteren in Erinnerung an ihre Schulzeit seiner oft und stets gern gedenken.

Kopisch ist in Breslau als Sohn eines Kaufmanns 1799 geboren. Ein Zeichenlehrer und ein Bildhauer haben die Neigung zur Kunst in ihm erweckt. Er wollte Maler werden, begann seine Studien in Dresden, kam dann nach Prag und Wien, wo er sich durch einen unglücklichen Fall auf dem Eise die Hand verletzete. Das Malen machte ihm seitdem Mühe, und vielleicht nur aus diesem Grunde wandte er sich in Italien (1823 bis 1830) mehr der Dichtkunst zu. Drei Momente in seinem Leben, schreibt der Herausgeber seiner Werke, R. Wöttcher, haben ihm die Richtung gegeben, die sein Schaffen und Wirken bezeichnet: der Aufenthalt in Rom und Neapel, die Bekanntschaft mit August von Platen und die Anwesenheit des preussischen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., in Neapel. Von dort begab sich Kopisch nach Capri, wo er mit einem Freunde in die blaue Grotte schwamm. In einem größeren Aufsatz\*) hat er dieselbe beschrieben; er sah sie mit den Augen und der Begeisterung des Malers: „Ein mächtig großes und tiefes Bassin, weit überwölbt mit von Tropfstein gezierter, schön geschwungenen Felsen, das Wasser ein wallender Himmel, dessen blaues Licht die Decke

\*) *Neumanns Universal-Bibliothek* Nr. 2907.



photographie nach Original von H. J. Hoffmann in Berlin.

### Die Ehebrecherin vor Christo.

Nach der Original-Zeichnung von Heinrich Hofmann.



darüber zauberisch erhellte. Am hochroten Saume, der, rings von Seetieren gebildet, alle Ränder der Grotte verzieret, funkelten die Brandungen umher, und spielten die Farben aller Edelsteine. Zum Eingange herein aber schimmerte das helle Tageslicht, und breitete gleich einem Monde seinen Schein über das Wasser.“

Die höchste Empfindung für den Wert der Dichtkunst hat Kopisch von Platen gelernt. Dieser wußte ihn für den gewaltigen Ernst zu begeistern, mit dem er „seine Verse schmiedete,“ und für die bezaubernde Sprache, über die er verfügte. Die von Kopisch in Italien verfaßten Dichtungen sind vielfach nach Platenschem Muster gestaltet; in den Dithyramben, Südlichen Erinnerungen, Agrami, Dramen und neapolitanischen Komödien tritt der Einfluß des formstrengen Meisters am sichtbarsten hervor.

Einige Gedichte, die Kopisch dem in Neapel anwesenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vorlas, erhielten dessen Beifall in solchem Grade, daß er die Berufung des Dichters nach Berlin beschloß. Erfüllt von idealen Zukunfts träumen, wollte er die Stadt der Könige von Preußen zu einem nordischen Florenz gestalten. Der Hof sollte ein Musenhof und der Staat ein freigebiger Förderer alles dessen werden, was das menschliche Dasein veredelt und erhöht. Unter den Malern, Bildhauern, Baumeistern und Musikern wollte er auch die Dichter um den Thron versammeln, und um Kopisch den niederen Lebensorgen zu entziehen, gewährte er ihm ein reichliches Jahresgehalt.

Nach längerem Aufenthalte in Schlesien kam Kopisch 1832 nach Berlin. Zunächst legte er sich, wie er nach Breslau schrieb, wieder mehr auf die Pinselei. Ein Diorama von Taormina auf Sizilien, ein Pleorama des Golfes von Neapel entstanden, der Wasserfall bei Terni und die pontinischen Sümpfe wurden gemalt, und einem schon in Italien hergestellten Modell der Insel Capri aus Stuck schloß sich ein gleiches der Sarazeneninseln und der blauen Grotte an, das in seiner wunderbar täuschenden Wiedergabe der Form und Beleuchtung das Auge so täuschte, daß man bei genauerer Einsicht den natürlichen Maßstab und die Wirklichkeit der Grotte vor sich zu haben glaubte. Zur Betrachtung dieser Arbeiten kamen der Kronprinz, Alexander von Humboldt und Wernhagen von Ense in Kopischs Atelier. Im Verkehr mit diesen beiden lernte er andere Gelehrte kennen, die ihm das Lesen vaterländischer Schriften und norddeutscher Sagen empfahlen. Diese regten ihn wieder zum Dichten an, und noch vor dem Erscheinen der unter dem Titel Agrami gesammelten italienischen Volkslieder gab er Gedichte (1836) heraus.

Allmählich erweiterte sich sein Freundeskreis, und nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.,

den er als König in einer schwingvollen Ode begrüßte, war er in den zahlreichen Salons ein gern gesehener Gast. Es war die Zeit der Berliner Theetische, der dünnen Butterbrote und der philosophisch-ästhetischen Plaudereien. Kopisch erschien im Salon der Henriette von Paalzow, Verfasserin von *Godwie Castle*, die als Burgfrau gekleidet in einem burgähnlichen Gemache wohnte. Gräfin Ida Hahn-Hahn lud ihn ein, bevor sie sich von Babylon nach Jerusalem wandte, um eine gläubige Katholikin zu werden. In Potsdam stellte der König ihn dem Fürsten Büdler-Muskau vor. Dieser wohnte damals am Pariser Platz, dicht am Brandenburger Thor. Eine „immer frierende Sklavin,“ die er aus Ägypten mitgebracht, öffnete Kopisch die Thür; er sah den Fürsten mit einem brandroten Shawl um die Schultern geschlungen und in die Lektüre eines Kochbuches vertieft.

Inzwischen war Tiedt nach Berlin gekommen, um dort den litterarischen Herrscherstab zu schwingen. Seine Vorlesungen in einem Gartenhause der Friedrichstraße waren ein „Ereignis“; die auf dem Potsdamer Schloßtheater stattfindende Darstellung seines Schauspiels „Der gestiefelte Kater“ langweilte zwar die Hofgesellschaft, doch sie stellte sich entzückt, denn der König applaudierte. Kopisch, eine aufrichtige Natur, sprach sich offen darüber aus und stimmte dem Fürsten Büdler bei, der Holtei als Vorleser weit über Tiedt stellte. Später, Ausgang der vierziger Jahre, lernte Kopisch Gutzkow und Daube kennen. Bei Wernhagen sah er einen jüngeren Mann, der fast immer schwieg, vor sich nieder blickte und beständig seine Hände rieb. Es war Gottfried Keller. Auch mit Alexander von Sternberg, Theodor Mundt und Luise Mühlbach trat Kopisch in Verkehr, und 1850, als er schon längst in Potsdam wohnte, besuchte ihn Wilhelm Meinhold, „Hexen-Meinhold,“ den der König nach Berlin berufen hatte. Seine Hexengeschichten, besonders die „Bernsteinhexe,“\*) trugen ihm jenen Spitznamen ein; wegen seiner Geistergeschichten, die er in Achwinkel auf der Kanzel vortrug, warfen ihn die Bauern hinaus, und der König nahm sich seiner an. Im langen Rocke, hohen Stiefeln, rundem Hute und mit der Blücherpfeife im Munde sah er wie ein pommerischer Bauer aus. Wer ihn im Berliner Tiergarten erblickte, blieb erstaunt stehen, wenn er ihn halblaut vor sich hin sprechen hörte; allmählich gewöhnte man sich an seine Selbstgespräche, und wer ihn persönlich kannte, ließ ihn ungestört weiter gehen. Aus dem Tabalsqualm und den Gewässern des Tiergartens stiegen am hellen Tage Geister vor ihm auf, mit denen er sich unterhielt. Nixen und Kobolde waren ihm persönlich bekannt; er wollte Kopisch einige zeigen, der sich ihm aber entzog.

\*) Neumanns Universal-Bibliothek Nr. 1763—66.

Auch der Potsdamer Einsamkeit wäre er gern entflohen, um „das Berliner Leben und Treiben in vollen Zügen zu genießen,“ allein der König hielt ihn dort „in einer Art von Gefangenschaft.“ Er nannte Kopisch eine unruhige Künstlernatur, die man zur Ruhe zwingen müsse, um sie zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten. Deshalb hatte er ihm schon 1843 das im Parke von Sanssouci gelegene Drachenhäus zum Wohnorte bestimmt und ihm einen großen auf Jahre hinaus berechneten Auftrag erteilt. Es war eine Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam, die Kopisch schreiben sollte. Bei einem Freunde beklagte er sich über das ihm aufgehaltene, fast erdrückende Vielerlei; aus seiner poetischen Sphäre sei er in die historische entrückt und müsse seine Kraft in tausend Nachsuchungen und Erforschungen kleiner Umstände erschöpfen. Die Arbeit schritt sehr langsam vorwärts, und Alfred von Neumont, der ihm vielleicht auf Wunsch des Königs „dabei auf die Finger sah,“ bemerkte denn auch, daß Kopisch die Sache so ungeschickt wie möglich machte. Er wollte gleichzeitig malen, dichten, forschen, schreiben und stellte etymologische Untersuchungen über die aus der Wendezeit stammenden Ortsnamen der Umgebungen Potsdams an. Das endlich vollendete Buch erschien erst nach seinem Tode, soll aber der Absicht des Königs durchaus nicht entsprochen haben. Zwar enthält es eine fast erdrückende Fülle von Einzelheiten, die das Lesen erschweren, und läßt jede farbige Darstellung vermissen, bleibt aber dennoch für jeden ein nützlich Werk, der die vom Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern in Potsdam errichteten Bauten und Parkanlagen genau kennen lernen will.

Die inzwischen entstandenen neuen Gedichte, unter dem Titel „Allerlei Geister“ 1848 erschienen, las Kopisch bei Hofe vor. An den berühmten Theeabenden Friedrich Wilhelms IV. und seiner Gemahlin Elisabeth fehlte er selten. Einst stieß er beim Lesen die Tasse um, deren Inhalt über den Tisch floss; und als er ein andermal mit der Tasse in der Hand in eine Fensternische trat, wohin der König ihn gerufen hatte, entfiel ihm im Eifer des Gesprächs die Tasse und fiel dem Monarchen auf den Fuß. Doch trotz der vielen Gunstbeweise seitens des Herrscherspaars war Kopisch nie froher, als wenn er „mit königlichem Urlaube“ nach Berlin enttrinnen konnte. Er nannte das jedesmal ein Auffrischungsbad, und dort in fröhlichen Kreisen mögen die Weinlieder entstanden sein, bis auf das berühmteste derselben „Als Noah aus dem Kasten war,“ das schon in Rom verfaßt wurde und sogar den Beifall des auf höchstem Rothurne wandelnden Platan fand. Andere Lieder, die Kopisch sonst noch zu gesellschaftlichen Zwecken schrieb, hätte der Herausgeber seiner gesammelten Werke unberücksichtigt lassen sollen. Die dort mit-

getheilten Geburtstags- und Sylvestergriße stören den Gesamteindruck, weshalb die neue einbändige Ausgabe von Kopischs Gedichten\*) um so empfehlenswerter ist, da das Nebensächliche und Minderwertige in ihr fehlt.

Zwar hatte Kopisch den Liebesgott mit Pfeil und Bogen „oft genug in Lüften schweben sehen, am lichten Tage und im hellsten Sonnenglanz.“ Doch fuhr er in seinem Gedicht an Amor fort: „Wehe denen, die sich dir so ganz ergeben! Thoren sind es, arge Thoren!“ Dennoch kam auch für ihn die Zeit, wo er, obgleich schon ein Fünziger, seine Meinung änderte und von Amors Banden gefesselt ward. Luise Mühlbach machte ihn mit einem Herrn von Winterfeldt bekannt, und eine Verwandte desselben, Marie von Sellin, ward seine Braut. „Es lebe meine schöne Braut, die gerad' so ist, wie sie aus Augen schaut!“ Im Juli 1851 fand die Hochzeit statt, und Kopisch führte die Gattin in sein neues Heim, das ihm die Guld des Königs im Gärtnerhause auf dem ehemals Bogelschen Weinberge zu Potsdam bereitet hatte. Dort ward „der Malpinsel wieder emfiger geschwungen,“ doch Kopisch mußte erleben, daß die farbenprächtigen Aquarelle und Gemälde, die Eduard Hildebrandt damals von seinen Reisen heimbrachte, von seiten des Königs weit aus den Vorzug erhielten. Diese den fernsten Gegenden entlehnten und mit Virtuosität ausgeführten Studien drängten Kopischs Landschaften in den Hintergrund; mißmutig verließ er die Staffelei, um wieder zur Feder zu greifen. Dramatische Entwürfe und neue Gedichte entstanden, die er den Berliner Freunden in einer Weinstube vorzulesen pflegte, die sich in einem Schause der Königstraße befand. Es war, wie Franz von Gaudy erzählte, eine echte alte Poetentneipe mit echtem altem rheinischem Gewächs. An der Zimmerdecke wanden sich wunderliche Schnörkel, verflochten sich fabelhafte Blumen von Stuck zu Guirlanden. Auf der Wachtstuchtapete reichten Chinesen den Thee in kleinen Schalen und rauchten aus langen Pfeifen. Der alte Fritz sah aus schwarzem Rahmen von Eichenholz mit scharfen, großen Augen hervor und sagte salutierend an den Dreimaster, und der Pendel der Bronzeuhr schwenkte sich tückend von dem Schäfer zur Schäferin, die beide das Gehäus trugen. Hinter dem Pulte, auf dem die Rechnungsbücher lagen, stand der Wirt wie ein greiser Patriarch, und ein Kilsen mit fleisem Schurzleber, Schabmesser und Schlängel im Gurt, brachte die Flaschen an den runden Tisch, wo die Musenjünger zum Symposion versammelt waren. Kopisch ward zum Symposiarchen (Vorsitzenden) ernannt, und nach dem Vortrage seiner Gedichte pflegte Alexander von Sternberg eine phan-

\*) Neclams Universitäts-Bibliothek Nr. 2281—83.

taftische Geschichte zu erzählen, die er beim Anblick der Schnörkel und Chinesen an Decke und Tapete „im Handumdrehen“ erfand.

Für die geringere Beachtung, die Kopischs Gemälde fortan nur noch fanden, entschädigte ihn der seinen Dichtungen reich gezollte Beifall. Nur meinte er, daß die einschläfernde Stille in Potsdam seinem dichterischen Wirken hinderlich wäre, und der König, dem er dies freimütig bekannte, willigte in seine Übersiedlung nach Berlin. Gleich darauf, schreibt Bötticher, suchte er die alten Freunde auf, um ihnen zu sagen, wie er mit Beginn des Frühjahrs wieder in ihren Kreis einziehen, wieder ganz der Jhrige sein werde; er teilte seine jüngsten Dichtungen mit, war heiterer und glücklicher denn je. Da nahm ihn plötzlich am 6. Februar 1853 mitten in der Nacht ein augenblicklicher Tod sanft hinweg, ohne daß er selbst oder die Seinen die mindeste Vorahnung davon gehabt hätten.

Schmerzlich hatte ihn der geringe Erfolg seiner in Italien verfaßten Dichtungen ernstest feierlichen Inhalts berührt. Er vergaß nur, daß Platen ihm dabei gleichsam im Wege stand, als dessen Schüler und Nachahmer er in dieser Beziehung gilt. Dagegen bleibt er, um nur Einzelnes zu erwähnen,

in seinen Balladen (Aquila), vaterländischen Geschichten (Der Trompeter, Märkisches Lied, Der Aufruhr in Stendal) und Sagen (Alt Mütterchen, Der Jäger am Mummelsee) völlig originell. Der Balladenton, wie er ihn getroffen, ist selten so ergreifend vernommen worden, und die epigrammatische, um so mehr wirkende Kürze seiner vaterländischen Geschichten hat einem anderen Meister dieser Gattung, Theodor Fontane, augenscheinlich als Muster gebient. Die größte Vollständigkeit erreichte Kopisch durch seine Weinlieder und den Cyklus „Kleine Geister.“ Jene (Historie von Noah; Est, Est, Est) werden im Kreise fröhlicher Zecher so leicht nicht veralten; noch lange wird die Jugend „Die Heingelmännchen,“ „Des kleinen Volkes Überfahrt,“ „Hütchen,“ „Der Schneiderjunge von Krippstedt“ und andere dieser kleinen Geister, in denen sich das reichste Verständnis für das Häusliche, Gemüthliche, Märchenhafte und das tiefste Herzensleben findet, in den Schulen deklamieren. Nach dieser Richtung, die Kopischs dichterischen Höhepunkt bedeutet, ist er ein litterarischer Charakterkopf und bleibt ein Unvergessener, dessen man an seinem hundertsten Geburtstage mit Dankbarkeit gedenkt.

## Deutsche Theaterchau.

Von Rudolf von Gottschall.

Mit Illustrationen nach Original-Photographien.

Nachdruck verboten.

### Berlin.

#### II.

Der Nachfolger Hülssens in der General-Intendantz des Hoftheaters seit 1886 ist Graf Vollo von Hochberg, ein schlesischer Magnat, der jüngere Bruder des Fürsten Pleß, geboren am 23. Januar 1843 auf Schloß Fürstenstein in Schlesien. Nach juristischen und kameralistischen Studien in Bonn und Berlin, war er einige Zeit den preußischen Gesandtschaften in Florenz und Petersburg attachiert. Dann widmete er sich ausschließlich der Musik; er hat unter dem Pseudonym J. H. Franz eine Oper „Der Wärmwolf,“ Symphonien, Lieder und Streichquartette komponiert und war der Begründer der schlesischen Musikfeste im Jahre 1866. Seine vornehme gesellschaftliche Stellung, seine Neigung und Begabung für die Musik, seine eingehenden Kenntnisse auf diesem Gebiete — alles das lenkte die Blicke auf ihn, als es galt, einen neuen Chef für die Berliner Hofbühne zu gewinnen. Er vermochte

Amt und Stellung im großen Stil zu repräsentieren; er hatte Beweise gegeben für sein organisatorisches Talent, und sein künstlerisches Naturell mußte alle Aufgaben der großen Bühnenleitung ihm nicht fremd, sondern sympathisch erscheinen lassen. In der That haben sich Schauspiel und Oper, obschon sie manche schmerzliche Einbuße erlitten, doch im letzten Jahrzehnt stetig fortentwickelt; neue Kräfte sind in die Lücken getreten, glänzende Talente der Hofbühne gewonnen worden und soweit die herrschenden konventionellen Rücksichten erlaubten, wird sie auch neuen litterarischen Bestrebungen zugänglich. Zum Ruhme gereicht ihr jedenfalls, daß sie das Banner des Idealismus hochhielt, wie es der Kaiser in seiner Anrede an die Künstler mit Recht verlangt hatte, und daß sie sich fernhielt von den geschmacklosen Verirrungen, zu denen die Begünstigung einer einseitigen Richtung oft genug die anderen Bühnen verführte. Manche eingreifende Reformen im Bühnenwesen setzte Graf Hochberg von Hause aus durch und sie bewährten sich, wenn sie gleich anfangs Wi-

derspruch erregten, und wenn er hierin Energie zeigte, so war er doch weit davon entfernt, diese Energie geltend zu machen, wo sein persönlicher Geschmack, der sich in der Musik der klassischen Richtung zuneigte, nicht im Einklang war mit der Zeitrichtung und den Anforderungen des großen Publikums; er sicherte seinem Kunstinsitut ein vielseitiges Wirken und eine führende Stellung. So hat er zuerst den ganzen Wagner'schen Nibelungenring auf der Hofbühne zur Aufführung gebracht.

Die Ratgeber in Schauspiel und Oper, den redlich strebenden Dorch und den gewandten Herrn v. Stranß hatte Graf Hochberg anfangs von seinem Vorgänger übernommen; doch bei dem Systemwechsel im Ganzen, zu dem noch einzelne Konflikte kamen, mußte er sich nach anderen Persönlichkeiten umsehen für die unter ihm stehenden Direktorstellen. Er gedachte besonders mit der bisherigen Praxis der Inszenierungen zu brechen, welche durch die Meinungen wesentlich überholt war. So hatte unter seiner persönlichen Obhut eine Einstudierung der Wallenstein-Trilogie stattgefunden, in welcher der neuen Inszenierungskunst für die Hofbühne die Bahn gebrochen wurde. Herr Dorch wurde pensioniert und an seine Stelle trat Anton Anno, welcher das Berliner Residenztheater mit Geschick und Glück geleitet hatte. In Aachen 1838 geboren, war er anfangs als Gesangsdomister, später als Charakterdarsteller bei verschiedenen Bühnen thätig; auch hat er mehrere oft gegebene Hofstücke wie „Die beiden



Graf Hochberg.

Reichenmüller" verfaßt. Man erwartete von ihm, daß er den Spielplan und die Spielweise mit modernem Geist erfüllen werde. Doch es zeigte sich bald, daß ihm eine über den Bereich der leichteren französischen Stücke hinausgehende Regiefähigkeit nicht gegeben war; besonders fehlte ihm, dem Autodidakten, die wissenschaftliche Grundlage. Er fühlte sich auf dem klassischen Boden des Hoftheaters nicht heimisch und nahm schon nach zwei Jahren, 1889, seine Entlassung. Er wurde dann Oberregisseur des Vestingtheaters, doch auch hier blieben die

Erfolge aus, die er früher am Residenztheater errungen; er begann zu kränkeln und starb nicht lange darauf. An seine Stelle am Hoftheater trat Otto Devrient, ein Mann von idealen Anschauungen, aber weltfremd, ein Gelehrter, aber kein Bühnemann. Er war der Sohn von Eward Devrient und hatte von dem Vater wissenschaftliche Neigungen geerbt. Geboren 1838 zu Berlin, betrat er 1856 in Karlsruhe die Bühne. Dorthin lehrte er nach kurzen Engagements in Stuttgart, Berlin und Leipzig wieder zurück. Er blieb hier von 1863—73; darauf wurde er Oberregisseur in Weimar und Mannheim, 1877 Intendant des Frankfurter Stadttheaters: eine Stellung, in der er sich nicht zu behaupten vermochte. Im Jahre 1884 übernahm er die Direktion des Hoftheaters in Oldenburg und von hier aus wurde er 1888 nach Berlin berufen, doch wie in Frankfurt trat er auch hier schon nach zwei Jahren zurück. Otto Devrient hat als Dramaturg und Dramenschriftsteller eine rege Thätigkeit entfaltet. Doch nicht seine kunstgerech-

ten Dramen, wie „Tiberius Gracchus," sondern seine Volksfestspiele „Luther" und „Gustav Adolf" machten seinen Namen bekannt und hatten überall schöne Erfolge aufzuweisen. Als Direktor des Berliner Hoftheaters brachte er es zu keiner gedeihlichen Wirksamkeit: das Selbstgefühl des Gelehrten, das eigensinnige Beharren auf gewissen Prinzipien und selbst Marotten hatte Konflikte und Fehlgriffe mancher Art zur Folge.

Nicht zu helfen und er hinterließ keinen festen Bestand von Repertoirestücken, da die Zeit mit dem Einstudieren schlechter Novitäten und mit unmöglichen Experimenten vergeudet wurde, wie mit der Aufführung des „Gottfried von Berlichingen," der ursprünglichen Fassung des Götz. So scheiterte ein begabter, in jeder Hinsicht ehrenwerter Bühnenleiter durch die Einseitigkeit seiner gelehrten Gräueln und durch den Mangel an weltmännischer Gewandtheit. Man verdachte es dem Direktor, daß er auch als Darsteller mitwirkte, was Arthur



Max Grube.

Dech und Anton Anno nicht gethan. Sein Nachfolger vermied von Hause aus diese Klippe, indem er nicht als Direktor, sondern als Oberregisseur die Leitung des Schauspiels übernahm, die noch jetzt in seinen Händen liegt.

Max Grube ist in Dorpat 1854 geboren, als Sohn einer polnischen Mutter, so daß er die deutsche Sprache erst verhältnismäßig spät erlernt hat. In Breslau, wohin er mit dem Vater gezogen war, besuchte er das Gymnasium. Früh regte sich in ihm der Sinn für die Schauspielerei, die Begeisterung für das Theater; er gründete literarische Kränzchen und dichtete eine Tragödie, wobei ihm der greise Holtei wohlwollend an die Hand ging. Als er 18 Jahre alt war, ließ er sich von dem Schauspieler Würde, einem anerkannten Vortragmeister in Dresden, prüfen und da das Urteil desselben nicht gerade ungünstig lautete, so ließ es ihm keine Ruhe mehr auf dem Breslauer Gymnasium; er ging, da seine Eltern und Verwandten sich gegen die schauspielerische Laufbahn erklärten, von Breslau durch mit einem durch Privatstunden erworbenen Taschengeld und begab sich geradewegs nach Meiningen, wo er auf ein an den Herzog gerichtetes Wittgesuch ein kleines mit 40 Gulden monatlich bedachtes Engagement erhielt. Diese Gage wurde auf 75 Gulden erhöht, als Grube 1873 bei einem Berliner Gastspiel der Meininger als Junker Fabio in „Was Ihr wollt,“ für einen erkrankten Kollegen eingespungen war. Doch kam er nicht in die Höhe; der damalige Direktor Grabowski riet ihm, er möchte lieber Holz hacken gehn.

So griff er 1875 wieder zum Wanderstab, spielte in Pyrmont, dann in Lübeck, wo er Weibel kennen lernte, sein Jahr abdiente und in der Schauspielerin Fräulein Leisch eine Lebensgefährtin fand. Im Jahre 1877 kam er nach Bremen, von dort 1882 nach Leipzig, wo er unter der Direktion



Georg Pierlon.

sind und nicht zu weit gehen, besonders mit Bezug auf Kostümtreue, an das Berliner Hoftheater verpflanzt. Er selbst hatte ja in Meiningen von der



Halbert Matkowski.

Bühne auf gebiet und im Chor mitwirkend den ihm sorgfältig zugemessenen Bühnenraum einnehmen, die ihm vorgeschriebenen pantomimischen Bewegungen ausführen müssen. Später war er als Darsteller mit dem hochgerühmten Ensemble von Stadt zu Stadt gezogen und hatte in seinen großen Rollen als Shylock, Franz Moor, Jago, Mephisto, König Lear, Talbot den Beifall des Publikums gefunden, für diese durchdachten, niemals aus dem Ensemble hinausdrängenden Kunstleistungen, welche vom

finestem Verständnis der klassischen Dichtungen zeugten. So war er ein Meiningener von Kopf zu Fuß, aber er war kein klassischer Nachahmer, er hatte eine eigenartige dramatische Initiative und die großen Mittel der Hofbühne kamen ihm bei seinen Inszenierungen zu Hilfe. Das klassische Drama erschien in völlig neuer Gestalt im Schauspielhaus: „Wallenstein,“ „Don Carlos,“ „Das Leben ein Traum,“ „Coriolan,“ „Der Richter von Zalamea“ schritten siegreich über die Bühne; neuerdings kam „Julius Caesar“ in so ausgezeichneter Inszenierung und Darstellung, daß das Römerdrama Shakespeares auf dem Wochenrepertoire eine



Nola Porge.



Minna Lindner.

Dauer fand und fast so oft gegeben wurde, wie die beliebtesten Novitäten. Auch die Inszenierung Hebbelscher Dramen, welche Max Grube teils neu zum Leben erweckt, teils zuerst auf die Hofbühne gebracht hat, zeugt für das seine poetische Verständnis des Oberregisseurs; er spielt diesen hervorragenden Dramatiker gleichsam gegen die Modernen aus, welche auf den zweiten Berliner Bühnen eine Heimstätte gefunden haben und wenn der markige, tief sinnige Dramatiker auch nicht jene Reize von Aufführungen erreichen kann, wie etwa Hauptmann und Sudermann auf den von ihnen beherrschten Theatern, wenn er bei seiner Sprödigkeit sich auch dem großen Publikum nicht leicht einzuschmeicheln vermag, so sind doch diese Hebbel-Aufführungen als künstlerische Thaten der Oberregie und der neuen Intendanz gutzu schreiben.



Anna Schramm.

Der neue Generaldirektor des Schauspiel, Geheimrat Georg Pierzon steht dem Generalintendanten mit großer Sachkenntnis, unermüdlicher Thätigkeit und mit dem anerkennenswerten Mut der Initiative zur Seite. Mit den Oberregisseuren des Schauspiels und der Oper im Bunde strebt er eine durchgreifende Reform des Hoftheaters an, indem er zugleich alle finanziellen Möglichkeiten im Auge behält und auf dem Gebiete der Verwaltung das ganze Räderwerk im Gange hält. Pierzon stammt aus einer angesehenen Buchhändlerfamilie in Dresden; seine Mutter hat sich als Schriftstellerin einen Namen verschafft; seine Gattin ist die bekannte Sängerin Bertha Brethol, welche in Italien und Amerika Triumphe gefeiert; durch ihr Engagement an der Berliner Hofoper wurde Pierzon veranlaßt, in Berlin seinen Wohnsitz zu nehmen. Im Bureau der Generalintendantur angestellt, bewies er so hervorragende Fähigkeiten, daß er bald zur rechten Hand des Grafen Hockberg wurde, und so, mit Auszeichnungen jeder Art bedacht, all-



Frau von Hohenburger.

mählich zu einer leitenden und maßgebenden Stellung aufrückte. Als Sohn eines Komponisten, der sich besonders durch seine früher öfter exekutierte Musik zum zweiten Teile des „Faust“ einen Namen gemacht und als Gatte einer Sängerin war es besonders das Aflort der Oper, wo er den Intentionen des Grafen Hockberg entsprechend, reformierend eingriff, auf eine Verjüngung des Ensembles bedacht; aber auch für das Schauspiel strebte er Hand in Hand mit Grube, neue Kräfte zu gewinnen.

Wir haben die Darsteller der Hofbühne, welche ihr bereits unter der Hülfsfichen Intendanz angehörten, bereits früher besprochen: es sind vor allem die Herren Ludwig, Kehler, Kahle, Nefler, Vink, Bollmer. Unter den neugewonnenen Kräften stehen in erster Linie Adalbert Matkowsky und Rosa Poppe, ein geniales Künstlerpaar, in der Tragödie hinausstrebend über das Schablonenhafte in kühner Eigenart, zwei glänzende Träger der Realität, die noch auf dem Berliner Hoftheater das Scepter führt. Adalbert Matkowsky ist 1857 in der Nähe von Warschau geboren auf einem Dorfe, wo seine Mutter auf der Durchreise begriffen war, hat aber seine Jugend in Königsberg verlebt. Er besuchte dort und in Berlin die Realschule, doch fühlte er sich schon früh besonders durch das Spiel Ludwig Robert's zur Bühne hingezogen; er nahm Stunden bei Oberländer und trat auf der Liebhaberbühne Urania auf. Durch die ablehnende Haltung, welche dramaturgische Autoritäten ihm gegenüber annahmen, ließ er sich nicht entmutigen; Laube hatte ihn zurückgewiesen, aber Graf Platen engagierte ihn schon 1877 für das Dresdener Hoftheater, wo er nach dem Tode Detmmer's in das Fach desselben eintrat und einen Don Carlos und Romeo, einen Piesko und Torquato Tasso spielte. Durch die elementarische Gewalt seines Spiels machte er auf das Dresdener Publikum, das sich zum Teil noch an die verwandte



Frl. von Poppe.



Georg Meßner.



elektrisierende Darstellung Davisons erinnerte, einen hinreißenden Eindruck; doch war noch viel unausgeglichen; seine ganze kühnste Spielweise wirkte überhaupt entweder zündend oder sie forderte den Widerspruch heraus, wie es bei einem späteren Wiener Gastspiel sich im Urteil der Wiener Kritik äußerte, doch beruht solcher Widerspruch auf dem Verkennen einer wahrhaft genialen Begabung. Sein Don Carlos ist in der Eboli-Szene und in den Szenen mit dem Könige von durchschlagender Wirkung; ebenso sein Ferdinand in „Kabale und Liebe“, besonders in der Vergiftungsszene; sein Romeo hat die ganze Nüchternheit des jungen feurigen Südländers, der von einer nichtachtenden Leidenschaft ergriffen, dahinstürzt; sein Prinz von Homburg hat, nachdem er sich von demütigender Todesangst aufgerafft, eine edle männliche Kraft. Überall in diesen Rollen wirkt sein mächtiges Organ zusammen mit einer vibrierenden innerlichen Ergriffenheit und jener „Beweg“, die er mit Davison gemein hat. Biswissen erinnert er auch an eine andere Eigenheit des hervorragenden jüdisch-polnischen Künstlers, eine Eigenheit, die dem slawischen Stamm eigen ist; die sanfteren Gefühlsmomente haben bisweilen einen sentimentalen, ja larmoyanten Beigeschmack. Matfowsky ist kein Mann der bleichen Reflexion, kein grüblerischer Künstler. Immerhin bleibt auch sein Hamlet eine hervorragende Leistung, wenngleich in demselben mehr Thatkraft gärt, als Shakespeare seinem träumerischen Dänenprinzen mit auf den Weg gegeben. In letzter Zeit ist er aus dem Bereiche der jugendlichen Liebhaber mehr in das Fach der gefestigten Helden übergegangen; statt des Carlos spielt er den Posa; Graf Tunois, Coriolan, Dessefernes, König Ottokar, Herodes gehören zu seinen hervorragenden Leistungen. Als Marc Anton ist er von flegelhafter Beredsamkeit, die anfangs in der Asche glimmt, dann in hellen Flammen aufschlägt.



Otto Puschkin.



Arthur Krausnick.



Dr. Pohl.

Nicht minder genial als Matfowsky ist Rosa Poppe; auch ihre Spielweise hat einen leidenschaftlichen Zug; doch ist diese Leidenschaft mehr nervöser Art, nicht ein feuriger Ergrüß, der mit elementarer Gewalt hervorbricht, aber von gleicher Wirkung auf den Höhen des Affektes. Rosa Poppe ist 1867 in Pest geboren, ein Kind des feurigen Ungarlandes, dessen Weine sie in der Esarda den Fußstbewohnern, aber auch durchreisenden Fremden kredenzte. Große Vermögensverluste der Familie zwangen sie,

an eigenen Erwerb zu denken und so wandte sie sich gegen den Willen aller ihrer Verwandten der Bühne zu. Das war anfangs eine klägliche Existenz — mit kleinen Wandergesellschaften ging sie von Ort zu Ort; dann finden wir sie in Augsburg und am

Hamburger Stadttheater, wo sie bereits einige ihrer großen Rollen spielte. Seit 1888 gehört sie dem Berliner Hoftheater an, wo sie allmählich durch die Gunst der Kritik, des Publikums und der Bühnenleitung selbst einen ersten Rang einnahm und von Jahr zu Jahr ihren Rollenkreis erweitern konnte. Max Grube pflegte außer den Klassikern auch die großen Dichter der nachklassischen Zeit: er brachte die drei Teile von Grillparzers „Goldnem Blies“ zur Aufführung, während sonst in der Regel nur der dritte Teil „Medea“ gegeben wird. So fand

Fr. Poppe Gelegenheit in dieser großen Rolle der Kscherin mehr als die früheren Darstellerinnen die Bedeutung ihres tragischen Talentes zu bewahren. Die Hauptrollen der Hebbelschen Dramen lagen in ihren Händen; sie spielte nicht bloß die Judith und Krimhild, sondern auch die Genoveva und Alara in der „Maria Magdalena“, die Marianne in „Herodes und Marianne“, seitdem diese Stücke auf das Repertoire gebracht worden waren — und so wuchs ihr Talent an diesen großen und schweren Aufgaben, denen nur eine starke dramatische Kraft gemachsen ist. Die Gestalten, die auf dem Rothurn Hebbels stehen, verlangen einen großen Zug; sie haben etwas Machtvolles, Statuarisches; mit zusammengetasteten Nuancen ist bei ihnen nichts zu machen. Als Fr. Poppe zuerst vom Karlsruhtheater, wo sie Stubenmadel mit der Schürze gespielt hatte, dem Käte Schweißhofers folgend, der ihr ins Autographenalbum geschrieben hatte, sie möge die Poffengewürze verschmähen, ihre Gewalt liege in Felm und Schild, zur tragischen Bühne übergegangen und zunächst in

Ist in solchen Rollen aufgetreten war, prophezeite ihr der Kritiker Julius Weger, sie werde eine zweite Wolter werden und obgleich sie bei einem Gastspiel in der Wiener Burg nicht als gleichberechtigte Nachfolgerin der Wolter anerkannt wurde, so hat die norddeutsche Kritik ihr solche Ehrenstellung längst zuerkannt. Außer Medea und Judith spielt sie eine Sappho, Maria Stuart, Eboli — alle ihre Leistungen sind eigenartig und interessant und wo es darauf ankommt, machtvoll und hinreißend. Ihre hohe Gestalt, ihre ausdrucksvollen Züge, ihr schönes Profil, ihr sprechendes Auge lassen sie als besonders geeignete Trägerin hoher tragischer Aufgaben erscheinen.

Amanda Lindner, aus der Leipziger Ballettschule hervorgegangen, ist seit 1890 in Berlin. Ihre Lehrerin war Antonie Baumeister. Sie debütierte 1884 als Medea im „Nathan“ an der Leipziger Bühne und wurde darauf in Koburg-Gotha engagiert, von wo sie 1888 an das Meininger Hoftheater kam, das ihr nicht nur eine Bildungsschule wurde durch die vorzüglichen Unterweisungen des Herzogs und seiner Gemahlin und des Intendanten Chronogl, sowie durch das ganze mit peinlichster Genauigkeit zusammengeordnete Ensemble, sondern ihrem Talent alsbald Anerkennung in weitesten Kreisen sicherte; denn sie zog mit den Meininger durch alle deutschen Hauptstädte, und ein Teil der Triumphe, welche die wandernde Kunstgemeinde feierte, kam auf ihre Rechnung; namentlich als Jungfrau von Orleans begünstigte sie die Berliner Kritik und diese künstlerische Leistung gab den Anlaß zu ihrem Engagement am Hoftheater. Amanda Lindner hat eine gewinnende Persönlichkeit, feingeschnittene Züge, eine schlanke Gestalt und viel Innerlichkeit in ihrem Vortrag und ihrem Spiel: das hat ihrer Jeanne d'Arc einen so großen Erfolg verschafft. Sie spielt auch andere Schiller'sche Rollen, wie Thella, Bertha, außerdem Märchen und Gretchen und Ophelia — durch ihr kräftiges, aber sehr modulationsfähiges Organ beherrscht sie einen großen Rollenkreis. Ihre Vorbildung als Tänzerin sichert ihrem Spiel graziöse Gewandtheit; wo aber die schauspielerische Leistung an die Tanzkunst appelliert, wie in Fitgers „Hosen von Tyburn“, einem grellbeleuchteten Drama, da wird



Rudolf Christians.

Liebe“ fand auch den Beifall der Kritik. Von Leipzig kam Fräulein Jürgens an das Deutsche Theater, wo sie den Schauspieler von Hohenburger heiratete, und mit diesem zusammen 1890 an das Hoftheater. Anmut der Erscheinung und Zügnisheit des Spiels machen

sie besonders geeignet für die Darstellung der lieblichen Mädchenfiguren Shalotevares, einer Miranda im „Sturm“, einer Desdemona. In diesen Rollenkreis gehört auch die Hero Grillparzers und die Sulamith in der Tragödie Paul Heyges „Die Weisheit Salomons.“ Vor allem verhalf die Künstlerin der Asantafena in dem altindischen von Pohl für unsere Bühne eingerichteten Drama zu einem nachhaltigen Erfolg am Hoftheater.

Das Engagement der Frau Anna Schramm war ein kühner Griff der Bühnenleitung, der von

ihrer vorurteilslosen Würdigung künstlerischer Begabung Zeugnis ablegte; denn die auf Poffenbühnen gefeierten Triumphe dieser Darstellerin schienen auf den ersten Blick keine genügenden Antecedenzen für ihr Engagement an einer vornehmen Bühne und doch täuschten sich die Leiter des Hoftheaters nicht, als sie eine tüchtige und geniale Kraft demselben aneigneten. Anna Schramm ist 1840 zu Reichenberg in Böhmen geboren, und unter der Leitung ihrer Eltern, später von Moderich Benedix im Spiel und vom Abt im Gesang fortgebildet, entwickelte sich ihr



Franz Vogt.



Wilma von Vöggenhuber.

northheater, wo sie mit Neusch und Helmerding zusammen ein Kleeblatt bildete, welches allen Pöffen und Schwänken durchschlagende Erfolge sicherte. Diese Näherinnen, Milchmädchen, diese Wiener lustigen Personen: das waren alles Gestalten von wackechter Komik, mit ihrer lustigen Verbeist aus dem Volksleben herausgegriffen. Sie trat von der Bühne zurück, als sie sich verheiratet hatte. Doch die Ehe war unglücklich; der Gatte brachte ihr ganzes Vermögen durch und so sah sie sich genötigt wieder zur Bühne zu gehen. Sie gastierte an verschiedenen Theatern mit großem Erfolg, besonders in Leipzig, wo sie bei einem langen Gastspiel stets volle Häuser machte. Wieder zum Wallnertheater zurückgekehrt, wurde sie 1891 dem Berliner Hoftheater gewonnen. Wenn sie auch Frau Frieß-Blumauer im Konversationsstück nicht ganz zu ersetzen vermochte, so überraschte sie doch oft durch seine Charakteristik und sieghafte gute Laune; in Rollen aber, die eine derbere Komik zuließen, wie als Göderin in Niemanns „Wie die Alten lungen,“ war sie von unübertrefflicher Naturwahrheit und Naturwüchsigkeit und ihr vor allem verdankt das Stück seine zahlreichen Wiederholungen.

Seit kurzem gehört auch Franziska Ellmenreich dem Hoftheater an. Diese graziöse und geistreiche Schauspielerin haben wir schon bei unserem Bericht über das Hamburger Stadttheater eingehend charakterisiert. In Berlin wurde sie die Nachfolgerin der großen Künstlerin Marie Seebach und der leider durch Krankheit der Bühne entzogenen Anna Daverland, einer hochbegabten Heroine von glänzenden Vorzügen der Erscheinung und des Spiels; über beide werden wir an anderer Stelle sprechen. Das Fach der Heldinnen vertritt Leopoldine Stollberg (geboren 1856 in Wien), schon von Vilsen 1873 engagiert, die eine Elisabeth, Zibella,

Talent, so daß sie von den kleinen Bühnen, an denen sie schon in frühesten Jugend sich einspielte, zu größeren Theatern, wie denjenigen von Königsberg, Danzig, zu dem Hamburger Thalia-theater, dem Braunschweiger Hoftheater übergehen konnte. Ihre Glanzepoche bildete ihr Engagement am Wall-

Kurfürstin in dem Drama von Puttlich „Das Testament des großen Kurfürsten“ mit Würde und vornehmem Anstand zu repräsentieren weiß. Wir erwähnen von jüngeren weiblichen Kräften noch Wilma von Mayburg, eine flotte, lecke Darstellerin, die früher am Wallnertheater und Deutschen Theater engagiert war und Ilona Sperr, eine anmutige Bühnenerscheinung, die aus Ungarn herüberkam.

Obwohl das Charakterfach in Max Grube einen hervorragenden Vertreter hat, der nicht bloß am Leipziger Stadttheater, sondern auch in den verschiedensten deutschen Städten im Ensemble der Meiningen in ersten Rollen mit Erfolg aufgetreten ist, so hat Herr Grube doch mehrere neue Kräfte dafür ans Hoftheater gezogen. Georg Molenaar ist ein Darsteller, der für die Aufgaben seines Faches großen Stil der Darstellung hat, dabei nichts Verfeinertes, sondern ein feuriges Temperament. Eine Prachtleistung ist sein grim-



Theodor Kropf.

mer Hagen in den „Nibelungen,“ auch sein Brutus in „Julius Cäsar“ hat das Gepräge echter Römertypen. Georg Molenaar ist 1864 zu Breslau geboren, machte 1882 sein Abiturium in Göttingen und trat schon 1883, zuerst in Göttingen, dann in Zittau auf; darauf wurde er am Bres-

lauer Stadttheater, 1887 in Dessau, 1890 am Berliner Lessingtheater, 1893 am Schauspielhaus engagiert. Am Lessingtheater glänzte er besonders in den Sudermannschen Stücken als Graf Trast in der „Ehre,“ als Oberleutnant Schwarz und in einer langen Reihe von biederer blonden Ehemannscharakteren, die abwechselnd sich, die Frau und den Verführer totschossen. Im Schauspielhaus spielte er außer Hagen Tronje und Brutus den König Friedrich Wilhelm IV. in „Pöps und Schwert,“ dann fast hundertmal den Dessauer in „Wie die Alten lungen“ und den General in dem Drama „1812,“ außerdem den Wallenstein, Nathan, König Lear, Odoardo, Paul Werner, den Dietrich in den „Quigows.“ Ebenfalls für heldenhafte Charaktere hat Arthur Kraußneck die geeigneten Mittel, ein kräftiges, kernhaftes Wesen. Geboren 1856 zu Ballathen in Ostpreußen, war er in Königsberg



Julius Lieban.

1877—80 unter der Direktion von Max Stagemann engagiert, später in Weiningen, mehrmals in Karlsruhe, 1884—87 am Deutschen Theater in Berlin: Macbeth, Wallenstein, Ezzeg, Coriolan sind die großen Rollen, die er gespielt. Bei den Lutherfestspielen in Worms stellte er den Luther dar. Seit 1888 war er am Berliner Theater engagiert und ging 1897 zum Hoftheater über. Sein Spiel hat etwas Gebiegenes, Markiges; seine Charaktere sind fest und sicher gezeichnet. Eine seiner hervorragendsten Leistungen ist der Wilhelm Tell; neuerdings hat er als Alba im „Don Carlos,“ als eiserner Herzog und als Julius Cäsar, den er als einen, wir möchten sagen statuarischen Helden spielte, diesen Gestalten zu ihrer vollen historischen und dichterischen Bedeutung verholfen. Dr. Max Pöhl, der zuerst dem Leipziger Theater unter Dr. Förster angehörte, wo seine eigenartige Begabung und sein Kunstverstand die Anerkennung der Kritik fanden, gehörte dem Deutschen Theater in Berlin von 1884—92 an, ging dann zum Berliner Theater über und 1897 zum Hoftheater. Er ist ein fein gebildeter Darsteller von charakteristischer Kraft: sein Mephisto hält sich auf der geistigen Höhe der Dichtung, ohne die verberren Züge des Volks-



Rosa Zuchow.

humors zu verleugnen; sein Wurzelsepp und andere Angenrubersche Gestalten sind aus echtem Kernholz geschnitten. Als Darsteller jugendlicher Helden erwähnen wir Otto Furschian, geboren 1858 in Dresden, engagiert in Koburg-Gotha, Leipzig, Petersburg, Moskau, seit 1887 am Hoftheater, das er soeben verlassen, um die Direktion der vereinigten Theater in Graz zu übernehmen; Rollen wie Max, Mortimer und andere aus dem Bereiche unserer klassischen Dichtung stellt er nicht ohne dichterische Weihe dar und besonders gelingen ihm diejenigen, in denen ein schwärmerischer Zug vorherrscht. Fein zu charakterisieren versteht Wilhelm Arndt, geboren 1859 in Braunschweig, der an vielen größeren Theatern engagiert war und seit 1891 Mitglied des Hoftheaters ist. Wer bei den Ensemblegehaltspielen der Weiningen seinen König Karl IX. in der „Jungfrau“ gesehen hat — und das

ist ein großer Teil des deutschen Theaterpublikums — der wird von seiner Darstellungskunst die günstige Meinung gemonnen haben. Seit 1897 gehört ein jugendlicher Schauspieler, Rudolf Christians, der Hofbühne an, der in Berlin eben durch die Vielseitigkeit seines



Paul Volk.

Rönnens, durch die Frische seiner oft glänzenden Darstellung sich bereits die lebhaften Sympathien des Publikums erworben hat. Rudolf Christians ist im Jahre 1869 zu Mibbade bei Jever im Großherzogtum Oldenburg als Sohn eines Fährmanns und Mühlenbesizers geboren; nach dem Besuche des Mariengymnasiums in Jever ging er mit 18 Jahren zur Bühne. Er war anfangs bei reisenden Gesellschaften, dann in Grefeld, Basel, Düsseldorf engagiert, von 1895—98 Mitglied des Deutschen Volkstheaters in Wien, wo er moderne Rollen, Ernesto in „Galeotto“ Volerath in „Einsame Menschen,“ doch zugleich auch mit Erfolg den Hamlet und Romeo spielte. Bei seinem ersten Gastspiel am Berliner Hoftheater 1896 spielte er den Romeo und Melchthal; darauf wurde er fest engagiert und spielte bei seinem Debüt 1898 und später sehr oft die Hauptrolle der „Königskinder.“ Außerdem hat er nach seinem Engagement den Mortimer und Max Piccolomini, den Melchthal, Prinzen von Homburg und mehrere Lustspielrollen gespielt. Sein Talent erweist sich als sehr vielseitig. Den Mortimer und Konrad Volk werden wenige Darsteller gleichzeitig spielen. Ein Schauspieler mit einem kräftigen realistischen Zug ist Albert Heine, der in der letzten Zeit mehr in den Vordergrund getreten ist und einige scharf ausgeprägte Geniefiguren geschaffen hat.



Frau Bertha Pierzon.

Die Oper hat unter dem Grafen Hochberg einen neuen Aufschwung genommen: dem Nibelungenepos Wagners öffnet sich die Pforten der Hofbühne sowie erfolgreichen Opern der Neutalienter und Neufansosen, und die älteren Opern erschienen in neuer Gewandung. Bis zum Jahre 1887 stand noch Ferdinand von Stranah an der Spitze der Oper, unterstützt von dem tüchtigen Regisseur Heinrich Salomon, geboren 1825 in Leipzig, seit 1851 am Berliner Hoftheater, früher hervorragend in seriösen Baßpartien, in



Figure 1. The cross-section of the material of the sample.

the sample. The cross-section of the material of the sample is shown in Figure 1. The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper.

The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper. The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper.

The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper.

The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper.



Figure 2. The cross-section of the material of the sample.

The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper. The sample is a circular disk with a diameter of 10 mm and a thickness of 2 mm. The material is a polymer with a high degree of crystallinity. The cross-section shows a dark, irregular shape in the center, which is the core of the sample. The core is surrounded by a lighter, textured ring, which is the outer layer of the sample. The core is made of a different material than the outer layer, and it is the core that is being studied in this paper.









im Jahre 1858 in Potsdam, war er in Riga und Königsberg engagiert, ehe er an die Berliner Hofoper kam. Ihm ist des Basses Grundgewalt eigen; wie sein Sarastro und sein Comthur in „Don Juan“ beweisen — eine prächtige Leistung ist auch sein Falstaff. Joseph Möblinger, geboren 1848 in Leoben, seit 1890 an der Hofoper, ist beweglicher in seinen Leistungen, auch im heiteren Genre, als Basilio und Osmin, an seinem Plage, ebenso als Wagner-Sänger (König Marke, Hagen, Hunding, Fasner), er weiß gut zu charakterisieren, auch Charaktere, die gehörig eingeteufelt sind, und den Teufel selbst im Faust glaubwürdig vorzuführen. Paul Knüpfer, geboren 1865 in Halle, seit 1887 in Leipzig mehrere Jahre engagiert, hatte sich als Bassbuffo an der Pleiße großer Beliebtheit zu erfreuen und wie hier wurde er auch an der Spree neuerdings der Nachfolger Krolows; sein van Bett, Bartolo, Waffenschmied, Sulpice sind Gestalten, die von einem frischen, gesunden Humor besetzt sind.

Das große Ballett, das in früheren Jahren eine Hauptanziehung für die Oper ausübte, ist gegenwärtig in seiner Selbstständigkeit verschwunden; doch in kleineren Balletts und in den großen Tanzscenen der Oper ist der Tanzkunst und den zahlreichen Vertreterinnen und Vertretern derselben noch genug Gelegenheit geboten, den ganzen Zauber zu entfalten, über den Terpsichore gebietet. Unter Leitung des tüchtigen Ballettmeisters Emil Gräb ist das Tanzensemble zu vortrefflichen Leistungen herangebildet worden und wenn auch die Tanzscen nicht den Welt-ruf der Elsner und Taglioni errungen haben, so stehen doch eine Antoinette dell'Era (seit 1879 am Berliner Hoftheater); und eine Margarethe Urbanska (seit 1876 in Berlin), bei ihren Gastspielen in Amerika, in New York, Boston, Chicago gefeiert, in der Pantomime hervorragend sowohl als Fenella wie als Puppenfee, unter den deutschen Tänzerinnen in erster Linie. Virtuosität in ihrer Kunst und gewandte Grazie ihres ganzen Wesens zeichnen diese beiden Solotänzerinnen aus.

Der erste Kapellmeister unter Graf Hochbergs Intendanz war Joseph Sucher, der in seiner musikalischen Leitung stets einen großen Zug bewährte; wir haben bei unserer Besprechung des Hamburger Stadttheaters bereits seine Verdienste gewürdigt. Felix Weingartner, 1863 in Zara in Dalmatien geboren, war, nachdem er sein Studium auf dem Leipziger Konservatorium vollendet, nacheinander Kapellmeister an den Bühnen mehrerer ersten deutschen Stadttheater und ist seit 1891 Kapellmeister in Berlin; er hat mehrere Opern komponiert. Er leitet die Opern mit genialer Auffassung, während sich Dr. Karl Muck, geboren 1859 in Darmstadt, durch die große Gewissenhaftigkeit auszeichnet, mit der er

bis ins kleinste hinein alle Andeutungen der Komponisten durcharbeitet. Muck hat sich Ruf erworben als der Kapellmeister Angelo Reumanns bei der ersten großen Nibelungentournee, besonders in Moskau, wo der Ekstas fünfmal hintereinander zur Aufführung kam. Er war bis 1886 in Prag engagiert, ehe er für die Berliner Oper gewonnen wurde. Neuerdings wurde Richard Strauß von München nach Berlin berufen; er ist 1864 in der bayerischen Hauptstadt geboren, hat dort seine musikalischen Studien gemacht und war in Meiningen, München, Weimar und dann wieder in München Kapellmeister; er hat zahlreiche Symphonien, Lieder, auch eine Oper „Guntram“ komponiert. Alle diese Dirigenten haben sich auch im Auslande Ruf erworben — und schon durch ihre Namen ist der Berliner Hofoper eine allgemein anerkannte Bedeutung gesichert.

Wenn man die Gesamtwirkung der Opernaufführungen würdigen will, so darf man nicht, *sit venia verbo*, den *deus ex machina* vergessen, den Oberleiter der Theatermaschinen, der für den oft überraschenden Zauber der Bühne alle Kunstmittel der Technik in Bewegung zu setzen weiß. Fritz Brandt, geboren 1846 zu Darmstadt, war seit 1865 in München thätig, wo er für Wagners Nibelungen die Götter- und Zaubermaschinen leitete, für die Separatvorstellungen des Königs Ludwig und auch in seinen Prachtpalästen die der kühnen Phantasie des Königs entsprechenden Wunder der Scene entfalten half. Seit 1876 ist er Maschinenmeister, seit 1882 Maschinerie-Oberinspektor des Berliner Hoftheaters. Was die Scenerie und das Maschinenwesen leisten kann, um stimmungsvoll und kräftig mitwirkend in die Handlung eingzugreifen: das leistet sie sicherlich unter Fritz Brandts energischer Leitung.

Wir haben noch einen Blick auf die Theatergebäude zu werfen, deren Geschichte durch ein großes Brandunglück in zwei Epochen geteilt wird. Und das gilt von dem Schauspielhause wie von dem Opernhause.

Auf dem Gendarmenplatze zwischen den beiden Kirchen, aber mehr nach der Markgrafenstraße zu gelegen als das jetzige Schauspielhaus, wurde 1774 auf königliche Kosten ein „Französisches Schauspielhaus“ gebaut. Anfangs, vier Jahre lang, von einer französischen Truppe benutzt, blieb es dann bis 1786 unbenuzt stehen; dann räumte es König Friedrich Wilhelm II. der Döbbelinschen Truppe ein und erhob es zum Nationaltheater. Das Theater wurde am 31. Dezember 1801 mit einer Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orléans“ geschlossen; das neue Schauspielhaus, das Johann Gottfried Langhans erbaut hatte, 1. Januar 1802 mit Rozebues „Kreuzfahrer“ eröffnet. Beide Dramatiker erfreuten sich damals ungefähr gleicher Schätzung beim großen





Publikum. Am 22. Juli 1817 brannte das Schauspielhaus nieder. Das neue Theatergebäude, das heutige Schauspielhaus wurde von Schinkel aufgeführt, welcher hellenische Formen geschmackvoll zum Aufbau eines modernen, sinnreich mit plastischem Schmuck ausgestatteten Kunsttempels benutzte. Die breite Freitreppe führt zu einer mit sechs jonischen Säulen geschmückten Vorhalle. Das Theater enthält 1044 Sitzplätze. Die Bühne wurde 1888 mit einer neuen maschinellen Einrichtung versehen unter Leitung von Fritz Brandt und 1893 wurde ein Umbau des Innern vorgenommen, zu größerer Sicherung gegen Feuergefahr. Die beiden Konzertsäle sind mit Büsten von Dichtern, Schauspielern und Musikern geschmückt.

Das Opernhaus wurde 1741—43 von Knobelsdorff gebaut, dem Genossen der Rheinsberger Jugendjahre des Kronprinzen Friedrich. Das „dem Apoll und den Mufen“ geweihte Opernhaus hatte die längliche Form eines antiken Tempels; es war ein schlichter Bau, der nur ein Hauptstockwerk hatte und ein niedriges Erdgeschoß; an der schmalen Stirnseite machte ein Portikus mit korinthischen Säulen einen pomphafteren Eindruck. Im Jahre 1843 brannte der Knobelsdorffsche Bau nieder. Der Bau- rat E. Ferdinand Langhans leitete den Neubau, der auf derselben Stelle und mit Zugrundelegung des Knobelsdorffschen Planes errichtet wurde. Einzelne

Änderungen erwiesen sich als unvermeidlich. Die beiden Arme der Doppeltreppe, die zu der vorderen Säulenhalle führt, steigen jetzt in gerader Linie empor. Die beiden Langseiten des Gebäudes erhielten einen Vorsprung in der Mitte; der ehemals elliptische Raum nach der Bühne zu wurde aufgegeben, die Logen freier angeordnet.

Am 17. Dezember 1844 wurde das Opernhaus mit „Ein Feldlager in Schlesien“ wieder eröffnet. 1895 leitete der Oberinspektor Brandt einen gänzlichen Umbau sowohl im Interesse der Verschönerung, als auch der größeren Sicherheit und technischen Neueinrichtungen. Das Opernhaus, dem ein schöner Konzertsaal abends als Foyer dient, faßt 1585 Personen. Im Jahre 1896 erwarb die Krone das Krollische Etablissement, 1841 als Wintergarten begründet. Hier hat die Hofoper eine neue Stätte gefunden. Das Etablissement hat einen großen Konzertgarten und faßt 1760 Personen. Wie im Schauspielhaus und Opernhaus hat auch hier und noch mehr als dort Fritz Brandt durchgreifende Neueinrichtungen in maschineller Hinsicht eingeführt und das Bühnenhaus umgebaut.

So erfreut sich das Berliner Hoftheater jetzt unter umsichtiger und kunstverständiger Leitung eines neuen Aufschwungs und mit seiner allseitigen Kunstpflege kann keine der anderen Berliner Bühnen wetteifern.

## Zu gut geschossen!

Ein Lebensbild von der tirolisch-kärntnerischen Grenze von Arthur Achleitner.

Nachdruck verboten.

In mild verklärter Abend liegt über dem Allgrund; die gigantischen Zinnen und Zacken glühen noch im letzten Sonnenschein, die warme Luft zittert, violetter Duft steigt aus den schattseitigen Tiefen. Im lichtblauen Äther schwimmen einzelne weiße Wolken, die sich um die höchste Spitze des mächtigen Gebirgskopfes sammeln zu wollen scheinen und allmählich eine riesengroße, rotgelb bestrahlte Haube bilden. Still ist's auf der einsamen Zunderalm;<sup>1)</sup> die abendliche Melkarbeit ist gethan, die Milch ruht in den Weidlingen im Almteilerl, das Geschirrt ist gereinigt, auch das Buttergeschäft verrichtet. Die Sennnerin Klara, ein schwarzhaarig knöchrig Mädchen, könnte jetzt nach gethauener Tagesarbeit an sich selber denken, sich das wohlverdiente Mahl kochen, den landesüblichen Plenten<sup>2)</sup> oder Käsnocken, oder

ein Milchsuppchen mit Schwarzbrot, dann vielleicht Rittel flicken und sonstige Stridarbeit vornehmen, soweit die arbeitsschwieligen Finger zur Handarbeit in diesem Sinne noch zu gebrauchen sind. Aber die hagere Klara sitzt unthätig auf der Bank vor der wettergebräunten Hütte und blickt scharf den von Riefen schütter bestockten Hang entlang, durch den ein Steigl aufwärts zum Hochlager führt, zur Ziegenalp, wo Kas (Kasimir) haust als „Geißer“ und Senn zugleich. Vom milden süßen Almfrieden in der Natur merkt die Sennin nichts, sie achtet seiner nicht, ihre Aufmerksamkeit gilt lediglich dem Steigl, auf welchem der Kas verabredungsgemäß nun jeden Augenblick herabkommen muß.

Die Blechglocken des Jungviehs klingen scheppernnd, wenn die Kälber aufstehen und äsend weiterziehen, mitunter mutwillige Sprünge machend. Behaglicher Ruhe pflegen nach Entleerung ihres Gefäßes die um die Hütte liegenden Milchkühe, der Stolz der

<sup>1)</sup> Unter Zunder wird gemeinlich die Bergsöhre, Alpenkleefer verstanden. Pinus montana. Zunderbaum. Im Sillertal hingegen heißt Zunder: Alpenrose, Rhododendron.

<sup>2)</sup> Buchweizenmehl, mit Wasser zu Teig geknetet und aufgeschmolzt.



Sennerin. Dem Milchreichtum dieser Rûhe verbannt Klara die Ehrenschele<sup>1)</sup> für gute Almwirtschaft, ihr „Malchspohn“ (Milchspan) enthält viele Kerbe zum Zeichen erzielter Milchmengen; Klara ist eine der gesuchtesten, besten Alpbewirtschafterinnen weitem. Sie könnte mit sich und ihrem Los zufrieden sein, sie genießt die Achtung ihrer Bauersleute, ist geschätzt, ein gesuchter Dienstkote. Aber da hat es eben seinen Haken. Klara ist arm; mit dem Verdienst unterstützt sie das alte Mütterchen drunten im Thal, das ohne diese Kinderhilfe der Gemeinde zur Last fallen müßte, und das wäre eine unausstilgbare Schande. Die Gulden Klaras haben also ihre Bestimmung; es bleibt für Kleidung, Schuhe nur wenig, für Bierat, Tand und Bänder gar nichts. Klara möchte aber heiraten, dem Kas sein Weib werden, wie beide es abgeredet haben, und dazu gehört Geld. Der Konsens kostet Geld, das bißel Aussteuer schluckt wieder Geld, zum Anlauf einer noch so kleinen Söldnerhütte und Grund wenigstens für einige Geißen, ist abermals Geld nötig. Woher aber so viel Geld nehmen? Die paar mühselig ersparten Gulden reichen nicht aus, und Kas hat auch weiter nichts als seinen Geißerlohn und den kleinen Nebenverdienst, den ihm die Rärntner Gams einbringen. Ein verbotener Erwerb zwar und lebensgefährlich dazu, aber Kas muß es eben riskieren. Nach Möglichkeit unterstützt Klara ihren Kas, indem sie ihn über alle Vorgänge, Einstieg der Revierjäger zc. unterrichtet, die auf der Zunderalm vorsprechenden Jagdschuhorgane aushorcht, anblümmelt (anlügt), auf falsche Fährte bringt, während Kas im entgegengesetzten Revier dem „Nebenverdienst“ nachgeht. Ist ein so viel braver Bursch, der Kas. Bis auf das bißchen Tabakkauen liefert er jeden Kreuzer der Klara ab zum Aufheben, zur Vermehrung des Ehestandgeldes. Selbstverständlich muß aber ein Gewisses für den „Betrieb“ aufgewendet werden, das „schwarze Mehl“ (Pulver) und Blei für die Kugeln muß bezahlt werden, sonst giebt es der Krämer nicht ab. Geht langsam, arg spärlich, dieses Kapitalansammeln. Der Kas hat gesagt, einer allein zum „Gamsholen“ ist eben zu wenig. Eine Compagnie taugt aber nichts, weil der Partner natürlich die Gewinnhälfte für sich beansprucht; außerdem weiß man nie, wie lange der Helfer verlässlich ist und den Mund hält. Räm' es zu einem Streit, dann könnte der Beleidigte einem gar noch die Gendarmen auf den Hals hegen und dann wär die Geschichte erst recht verpfuscht. Wie der Kas das letzte Mal herunter war in der Zunderalm, haben beide, Klara und Kas, viel über diese Angelegenheit gesprochen. Klara ist wegen der Gefährlichkeit überhaupt wenig

für den „Nebenverdienst“ eingenommen, aber das Gamsholen bietet die einzige Möglichkeit, die Groschen zu vermehren, so lange der Cas nicht abgefangen wird. Und beim Abschied hat der Kas gesagt, er werde nachdenken, wie die Sach' einträglicher gemacht werden könnte, und am nächsten Frehtag<sup>2)</sup> wieder runterkommen gegen Abend, um das Weitere zu besprechen.

Nun wartet Klara auf ihren Kas, und weil es an der Zeit wäre, daß ihr „Hochzeiter“ in den Fatschen austauche, blickt sie mit größter Aufmerksamkeit zum Hang empor. Daß Kas möglichst lautlos herabkommen wird, ist selbstverständlich; es braucht niemand zu wissen, daß Besuch kommt. Auf der Zunderalm wird nicht gejodelt, nicht gelärmt. Die Zeiten sind zu ernst, und dann darf das Wild nicht beunruhigt werden. Hat erst neulich der Jäger Zach mit Befriedigung sich geäußert, daß es auf der Zunderalm so hübsch ruhig zugehe. Freilich ist's verwunderlich, daß gerade in diesem ruhigen Revier die Gamsen auffallend weniger werden. Alles an- sichten und passen blieb völlig ergebnislos. So oft Zach oben ist, niemals fällt ein verräterischer Schuß. Müssen wohl Rärntner Spizhuben sein, die just dann herüber kommen, wenn kein Jäger oben ist. Von dem Botschafterdienst, den Klara eingerichtet hat, wenn Zach reviert oder anstift, von den Meldungen, die der kleine Galthirt möglichst unauffällig auf der Ziegenalp erstattet, weiß Zach nichts.

Ein Steinchen läßt Klara aufhorchen; das Zeichen kennt sie genau, es kommt jemand, der unachtsam Geröll in Bewegung gebracht hat. Das kann Kas nicht sein oder es wäre Zufall. Das Geräusch kommt aber aus der Richtung von der Notwand, also wird es höchst wahrscheinlich der Zach sein. Und Kas wird erwartet, muß jeden Augenblick im Kiefernbruch auftauchen. Da gilt es sofort das Warnungssignal geben. Mit wenigen Sprüngen ist Klara im Hüttenstübchen, packt Tuchent und Leintuch und breitet selbes auf dem neben dem Eingang aufgeschichteten Holzstoß aus. Zugleich hängt sie ihren Arbeitschurz auf das Halbgitterl vor der Thür. Knapp ist sie mit diesen Handgriffen fertig, da steht auch schon der Jäger Zach vor der Hütte und ruft gedämpften Tones nach der Sennin, die scheinbar überrascht zur Thüre tritt und nun verwundert fragt, von woher denn der Zach käme so still geschlichen wie ein Marder.

„Soll ich vielleicht eine Ruckschelle umgehungen tragen zur leichteren Anmeldung?“ spottet lachend der Jäger und hängt ab. Das Gewehr auf die Bank legend, stellt er den Bergstock in die Ecke der Eingangsthür, wobei sein Auge sofort die ausgebreiteten Bettstücke und den Schurz erblickt. Harm-

<sup>1)</sup> Neben die Rûhe wenig Milch, so daß das Erträgnis hinter dem Normalen zurückbleibt, so wird der Sennerin eine Weige auf die Hütten- thüre gemalt.

<sup>2)</sup> Freitag; Dienstag.

los tritt Jach ein und bittet um Milch und Brot, der weite Reviergang habe ihm Hunger gemacht. Bereitwillig bringt Klara das Verlangte und stellt es auf den Tisch im Kammerl. „G'segn' 's Gott!“

„Gelt' 's Gott! Bist ein braves Ding, Klara! Und g'rad fleißig beim — Bettlästen! Wenn dir das Bettzeug nur nicht zu kalt wird, die Sonn' ist schon lang hinunter!“ meint der Jäger anzüglich.

Die List Klaras hat also der kundige Jach durchschaut; läßt sie die Bettstücke noch länger draußen auf dem Holz, dann ist es für den Jäger sonnenklar bewiesen, daß sie Besuch erwartet und Signal geben wollte. Damit ist aber auch ein böser Verdacht wachgerufen und mit dem guten Glauben ist's vorbei. Gewandt und gelassen dabei, pariert Klara den Hieb, indem sie sagt: „Besser noch eine Tuchent draußen vergessen, als eine Büsch' ohne Aufsicht!“

Jach zuckt zusammen; der Hieb sitzt. „Hast mein Eid recht, Klara! Aber es wird ja nichts gestohlen auf der Zunderalm!“

„Für mich und den Gatter kann ich schon gut stehen!“ lacht Klara und holt das Bettzeug.

Jach hat sich gesättigt, tritt aus der Hütte und will eben wieder nach dem Gewehr greifen, da meint die Sennin, der nun doch das Herz etwas zittert: „Wie ist's denn, Jach, hast dich gut eingeschossen für's Brettbohren?“ „Glaub' mein Eid, du warst nie einer von den besten Schützen drunten! Im Berg bist besser!“

„So, was du nicht alles glaubst! Was gilt's, ich schließ dir die Kugel auf hundert Schritt durch's Sechterloch (das Loch der Handhabe eines Almgewäres)?“

„Was es gilt? Nichts gilt es! Aber fehlen thut es sicher!“

„Stell den Sechter auf! Sell laß' ich nicht auf mir sitzen!“ ruft Jach aufgestachelt.

Flink trägt Klara das Almgewehr hinaus, zählt rund hundert Schritte ab und stellt den Sechter auf einen Baumstrunk am Hang, wobei sie einen blitzschnellen Blick hinauf zum Steigl wirft. Zur Seite tretend, doch nicht etwa ängstlich zu weit weg, um doch wieder einiges Vertrauen für die Treffsicherheit des Jägers zu bekunden, ruft sie: „Schieß!“

Jach reißt den Hahn am Kugellauf auf, bockt an, zielt kurz und macht Dampf.

Klara hat nicht auf den Sechter, sondern hinauf zum Hang geblickt, und wie der Schuß trachte, fuhr blickartig eine Gestalt, die eben um eine Wegkrümmung kommen wollte, wieder ins Datschengestrüpp.

„Durch!“ kündet der Ruf des Jägers. „Muß hart am Rand einen Splitter weggerissen haben! Bin ein ganz klein wenig zu viel rechts ab'kommen!“

Jetzt weiß Klara ihren Freund oben gewarnt

und eifrig springt sie zur Besichtigung zum Sechter hin. „Richtig! Ein Splitter ist gerissen! Bist ein Hauptschütz! Wirst König, Jach!“ lobt Klara den ebenfalls herangekommenen Jäger, der stolz den Schuß betrachtet.

„Frei ein Meisterschuß bei geschwundenem Kugellicht!“ steigert Klara das Lob.

„So hat's kommen müssen! Glaubst jetzt, he?“

„Freilich! Bist der beste Schütz weitem! Na, die Kärntner Schwarzgeher können sich freuen, wenn du hinterdrein Feuerst!“

„Wen ich aufgeht, der g'hört mein!“ brüstet sich Jach, verabschiedet sich kurz und nimmt den Weg hinunter ins Thal.

Spöttisch blickt Klara dem bald im Waldesdunkel verschwindenden Jäger nach. So schlau Jach ist, überlistet wurde er doch. Der Alarmschuß hat seine Wirkung gethan, Ras wurde gerade noch rechtzeitig gewarnt.

Still trägt Klara den Sechter wieder zur Hütte und wartet. Die Dämmerung weicht nun der rasch aufziehenden düsteren Nacht.

Ein scharfer, gedehnter Pfiff, gleich dem Schreid laut der Gemse (Zeichen des Argmohns), tönt über den Almboden. Dann bleibt es totenstill; nur der Nachtwind streicht seufzend durchs Geschröff. Klara giebt nun das Zeichen, daß alles in Ordnung, indem sie mit größter Treue den Ruf des Waldbläuhchens nachahmt, jenes umheimliche krächzende Lachen der Sperlingsseule,<sup>1)</sup> das zu Nachtbeginn schaurig ertönt. Bald darauf huscht eine Gestalt lautlos über den Almboden zur Hütte; es ist Ras, der die schweren, eisenbeschlagenen Holzschuhe zusammengebunden auf der Achsel trägt und diesmal mit zwei Stöcken bewaffnet ist.

An der Hütte erwartet den Weiser die Klara und begrüßt ihn mit dem geflüsterten Rapport, daß jetzt die Luft „rein“ sei. Gedämpften Tones fragt Ras, was denn Jach, der Jäger, heroben wollte, dem er beinahe in den Weg gelaufen wäre. Hastig erklärt Klara den listig veranlaßten Warnungsschuß, nachdem Jach die Bedeutung des Signals so klug erraten hatte.

„Hat er denn den Schuß nicht verstanden?“

„Nicht die Spur!“ versichert nach bester Überzeugung die Sennerin.

Der vorsichtige Ras will nun aber doch lieber vor der Hütte bleiben, um jedes verdächtige Geräusch sofort ins Ohr zu bekommen. Ahnung braucht er so wenig wie Licht. Und ausreden kann man im Finstern auch. Klara ist es zufrieden und lauscht aufmerksam den Worten des Weisers, der ihr seinen Plan auseinandersetzt.

<sup>1)</sup> Brettbohrer werden die Zweifelschützen genannt.

<sup>1)</sup> Strix mortifera. Jwerheule, Totenvogel, im Dialekt Habergelst genannt, die im Volke durch Lagen und unheimliche Rärden allgemein verhasst ist. Ihr widriges Geschrei soll den Tod ankündigen.

„Ich hab' mir die Sach' so ausdenkt, daß wir zwei zusammen auf Gams gehen . . .“

„Wie? Ich auch?!“

„Ja! Weißt, Klara, zwei schießen allweil mehr als eines!“

„Schau, aber bei mir hapert's mit 'm Schießen! Bin ja selbst beim Brettbohren allweil minder gewesen!“

„Sell giebt sich durch fleißige Übung! Ich hab' dir da ein Stugerl mitgebracht, freilich ein altes Ding, vorn zum Laden! Sell mußt halt lernen. Rugeln, Pulver und Pflaster ist da in dem Packl drinnen und Kapseln (Zündhütchen) auch. Ist die Luft rein, übst dich im Schießen! Das Stugerl geht scharf hin, ist nicht windheikel, hat auch kein Vorigewicht! Und beim Wildschießen ja nicht zu hoch hinhalten! Von unten auffahren, Paar fassen und beim flüchtigen Wild mitfahren, vorhalten und in Blatthöhe krachen lassen. Steht ein Gams, so ist's viel leichter, aber allweil die Entfernung bemessen und immer auf 'n Wind achten! Morgenwind streicht herab auf Schattseiten, kommt die Sonn', dann zieht's bis Abend hinauf. Zuletzt in der Dumper (Dämmerung, wenn sich die kühlen Schatten in die Gründe legen) schlägt's um und streicht der Wind wieder abwärts. Bei Grobweather fadelt der Wind, da ist nicht viel zu machen, er geht dann auch bei Tag gern hinauf, ist also zum pirschen nicht. Voos (höre) zu Klara: Nie spitz schießen, allweil breit, nicht zu hoch! Und lieber gar nicht schnellen (krachen) lassen, als unsicher! Wir müssen jedes Stück kriegen, ja nichts weidmünd schießen, sonst findet's der Jach, und der Teufel ist los. Und allweil auf die Jäger achten, auch auf Sennleut'! Es darf nichts aufkommen!“

„Wenn aber das Gekrach den Jach doch munter bringt!“

„Dann sag' ihm, es seien Kärntner oben, lüg' ihn an, daß er blau wird! Nur laß dich um Himmelswillen nicht mit 'm Stugen sehen und nicht erwischen!“

Klara giebt der Befürchtung Ausdruck, daß sie wohl nie ein besonderes Resultat erzielen werde.

„Für 'n Anfang ‚riegeln‘ wir, du machst 'n Treiber und drückst mir die Gams zu. Brauchst kein' Speltakel zu machen; steig' nur mit schlechtem Wind, der von dir zum Wild streicht, ein, die Gams werden gleich hoch und rennen mir in den Schuß. Kannst ein Rugerl grad gut anbringen, so laß schnellen! Viel Umständ', ob Vock oder Weiß, können wir nicht machen! Die Hauptsach' ist für uns die Menge! Der rot' Ochsenwirt und der Dämmerne zahlen vier Gulden für's Stück samt der Decken; verdammt wenig, aber wir müssen um das froh sein. Bis zum Abzug können wir etliche dreißig Gams haben, und dann schieben wir ab und heiraten!“

Das letzte Wort gab den Ausschlag und beschwichtigte die Bedenken bei Klara. Lange flüsterte das Paar, bis Ras der Sennin den schußfertigen Stugen nebst dem Schießvorrat einhändigte. Inzwischen war der Mond im letzten Viertel aufgezo-gen und sandte sein milchbleiches Licht über die graulichen Höhen herein in den traumumfangenen Almboden. Ras betrachtete das Firmament und nahm bald wahr, daß oben warmer Wind streicht, der die Sterne besonders glitzern läßt.

„Das Wetter wird umschlagen! Die Disteln, meine Geißen, die Schaf' am Hochlahnerkopf künd den Grobweather,<sup>1)</sup> da kannst gleich scheibenschießen und den Stugen probieren!“ Ras unterbricht sich plötzlich; sein scharfes Gehör hat ein charakteristisches Brechen im Holze vernommen, gleichsam zur Warnung packt er Klara am Arm. Ein Feisthirsch trollt vom Rotwandtann her zum Almgrund, ziemlich vom Holz ziehend, genau den Wechsel zum Almgarterl haltend.

Ras' Augen flackern, der stämmige Bursch zittert vor Erregung, bebend flüstert er die Frage, ob der Hirsch denn öfter komme.

Klara weiß das nicht. Der Anblick des kapitalen Hirsch es erregt auch die Sennin. Ras überlegt; soll er bei unsicherem Mondlicht dem vertraut äsenden Hirsch die Kugel geben oder warten bis zum Morgen. Es ist vielleicht ein eingewechselter Hirsch, den er in seinem Leben nicht wiederseht. Der Geißer wie die Sennin verhalten sich lautlos, wie erstarrt. Der Hirsch zieht näher, nun steht er breit und nascht an würzigen Alpenkräutern.

Ras sticht beide Stugen ein, reicht die eine Waffe der Sennin und flüstert ihr ins Ohr: „Halt aufs Blatt!“

Hat der Jagdteufel Klara erfaßt, ist's die Eier, durch Wildschießen die Spargroschen zu vermehren, sie backt an und zielt. Schußbereit steht Ras neben ihr. Klara drückt ab. Der Hirsch fährt auf, macht einen großen Satz und schlägt mit den Hinterläufen aus, dann fällt er flüchtig über die Bahn, ohne daß Ras seine Kugel anbringen kann. Nach wenigen Fluchten steht der angeschweißte Hirsch und hustet.

„Lungenschuß! Der Hirsch ist unser! Nur jezt die Fluchtrichtung behalten!“ flüstert Ras und hält Klara mit raschem Griff zurück.

„Still! Nicht nachrennen! Der Hirsch hat die Kugel in der Lunge und wird bald verrecken!“<sup>2)</sup> Bravo, Klara! Ein guter Schuß! Der Hirsch ist gut zwanzig Gulden wert!“

<sup>1)</sup> Schrecken die Wetterdisteln ihre Strohblätter, giebt es bald Regen. Jiegen suchen hundentlang vor kommenden Wettersturm die Hüte oder den Stau auf. Auch die Schaf sind sichere Wetterpropheten; weiden sie am Hang nach abwärts, so tritt innerhalb 12–14 Stunden Regen ein.

<sup>2)</sup> Dialektwort für den weiblichsteu Ausdruck „verenden.“



THE SUBJECT

REPRODUCED BY PERMISSION

„Wenn ihn nur nicht der Bach zu früh findet?“  
 „Weileib! In einer Stund' haben wir den Hirsch  
 und dann wird er gleich zerwirrt!“

„Pf! Er schiebt ab!“

„Laß ihn nur, gleich wird er wieder husten und  
 sich hocken!“<sup>1)</sup>

Tatsächlich unterbrach der schwerranke Hirsch  
 die Flucht, hustete in schweren Klumpen den Schweiß  
 (Blut) aus und zog ins Holz.

Scharf prägte sich Kas den Einwechsel ein und  
 schlich dann mit raschen Füßen, die Büchse schuß-  
 bereit, im Bogen um den Almboden davon. Fiebernd  
 vor Aufregung harrete Klara des Weiteren; von  
 Schlaf kann in dieser Nacht keine Rede sein.

Eine Stunde, lang, schier endlos, vergeht, dann  
 ertönt der Gemspiff vom Tann her, und Klara  
 hastet hinüber der Stelle zu, wo der kranke Hirsch  
 eingewechselt ist. Und da schleppt auch schon Kas  
 den schweren verendeten Hirsch durchs Unterholz  
 heraus. „Greif zu!“

Klara faßt zu an den Stangen: wortlos schleppt  
 das Paar den Hirsch über den grasigen Boden.  
 Aufgescheucht rumpelt das Galtvieh in die Höh, daß  
 die Blechgloden scheppern, und springt in plumpen  
 Säßen davon, um sich dann wieder nieder zu thun.  
 In der Stille der Nacht hadt und schneidet Kas  
 am Hirsch herum, eine wahre Meygerarbeit: Die  
 Schlegel, den Ziemer verbirgt Klara zutiefst im Alm-  
 kellerl und breitet rasch geholte Daren (Tannzweige)  
 darüber. Kas gräbt in die Dungstätte hinter der  
 Alm ein tiefes Loch, wirft Ausbruch und Grind  
 hinein und verscharrt das Ganze. „Schad' um das  
 Geweih!“ flüstert er dabei, „aber es muß sein!“

Ein gehörig Stück Wildbret birgt er im Schnerfer.  
 Dann wird verabredet, wie das übrige Wildbret  
 zu Thal gebracht werden soll. Kas wird am Frei-  
 tag vor Nacht herabkommen und damit zum „Ochsen“  
 wandern. Am nächsten Sonntag ist Scheibenschießen  
 unten, da kommt niemand ins Revier und dann  
 soll's den Genssen gelten zu zweit.

Noch vor Morgengrauen steigt Kas wieder hin-  
 auf zur Weiskalm.

Mit brennenden, geröteten Augen, wie betäubt  
 geht Klara am Morgen an die Arbeit des Mellens.  
 Die Aufregung der verwichenen Nacht zeigt sich  
 nachhaltig; wie Blei liegt es in den Gliedern, die  
 Denkkraft ist gelähmt. Beim harmlosesten Geräusch  
 zuckt die Sennin zusammen, die Angst vor Ent-  
 deckung des Diebstahls läßt sie erzittern. Wenn nur  
 heute nicht der Jäger kommt! Und mitten in der  
 Arbeit quält sie der plötzlich aufgetauchte Gedanke,  
 ob wohl der Stutzen gut genug verborgen ist. Wo  
 er versteckt ist, weiß Klara im Augenblick gar nicht.  
 Vielleicht liegt er gar noch auf der Bank vor der

Hütte. Kas hat seinen eigenen Stutzen ja mit hin-  
 auf genommen. Klara hört mitten im Mellens auf  
 und hastet vor die Hütte. Die Bank ist leer, aber  
 dafür zeigt sie deutliche Spuren von Blut. In  
 rasender Eile holt die erschreckte Sennin Wasser und  
 Bürste, und scheuert aus Leibeskräften die Bank  
 blühblau. Dann wirft sie Erde frisch vor die Hütte  
 auf, und tritt sie nieder, um auch da jede verräte-  
 rische Spur zu vernichten. Dann erst wird Klara  
 ruhiger und kehrt zur Mellarbeit in den Stall zurück.

Die Rüche sind ins Freie gelassen; der Galtbus  
 ist mit dem Jungvieh den höheren Weidgründen zu-  
 gezogen. Der braune kleine Bursch hat die ereignis-  
 reiche Nacht wacker im Heu verschlafen und nichts  
 wahrgenommen. Stillter als sonst ist im Almgrund,  
 über welchem eine atembeklemmende Schwüle brütet.  
 Der Himmel ist bleigrau umzogen, die Felswände  
 dunsten und schwitzen, der Tann haucht starken  
 Harzduft aus, in den sich die Stidluft der Dung-  
 stätte mischt. Klara findet es selbst im sonst so  
 kühlen Kammerl erstickend heiß, bekloffen ringt sie  
 nach Ruhe und Atem. Diese grübelnde Angst vor  
 Entdeckung! Dabei aber ist doch wieder ein ge-  
 wisses Stolzgefühl, dem Jäger einen starken Hirsch  
 so prächtig weggeschnappt zu haben, vorhanden, ver-  
 mengt mit der Freude, den klingenden Erlös den  
 Spargulden zugesellen zu können. Will dann wieder  
 die Reue nagen, das Gewissen mahnen, dann tröstet  
 sich Klara mit dem Gedanken, daß das Wild frei  
 und das Wildern keine Schande sei. Man dürfe  
 sich nur nicht erwischen lassen. Auch werde sie ge-  
 wiß niemals wieder einen Stutzen angreifen, wenn  
 sie genug Geld zum Heiraten beisammen habe. Ist  
 ja kümmerlich genug, daß sie sich das Hochzeitgeld  
 „erschleßen“ muß. Die paar Gams und der eine  
 Hirsch, der so dumm war, auf die Zaucheralm zu  
 kommen, werden den Jagdherr nicht arm oder un-  
 glücklich machen. Nimmt sie der Kas nicht, so holen  
 sie die Kärntner Schwarzgeher; geschossen werden sie  
 aber doch, und da ist's der Klara nun schon lieber,  
 wenn sie den Nutzen hat.

Weiße Gott, Klara, die an Sturm und Berg-  
 einsamkeit gewöhnte Sennin, verspürt Herzklopfen  
 und Schwindel. Essen kann sie keinen Bissen. Ein  
 Brennen im Hals, in den Adern, in den Augen,  
 gegen das Wassertrinken nichts hilft. Wenn die  
 Geschichte doch aufkäme, Klara gefesselt hinunter  
 transportiert und dem Gericht eingeliefert würde —!  
 Die Schand! Und das arme Mutterl müßt ja ver-  
 gehen vor Schrecken!

Schwere Tropfen klatschten auf das dürre Schin-  
 deldach der Almhütte. Das dadurch erzeugte Ge-  
 räusch verursachte Klara einen namenlosen Schrecken,  
 bis sie sich durch einen Blick ins Freie überzeugt,  
 daß ein Gewitter im Anzuge ist. Ein Wirbelsturm

<sup>1)</sup> Riebertum im Wundbett laßt der Jäger.



braust über den Almboden, peitscht den knarrenden ächzenden Tann, versängt sich in dem Latschenhang, so daß die Äste der Legföhren bald in die Luft ragen, bald klatschend und prasselnd wieder auf das Gestein schlagen und Geröll und Sand in Bewegung versetzen und Staubwolken aufsteigen, die der Wirbelwind im Almkessel im Kreise dreht. Blitze zucken aus den schwarzen Wolken hernieder, drüben auf dem Glierstein lodert eine Wetterfichte auf im schaurig schönen Feuerchein, die Flammen hüpfen züngelnd ins Krummholz und fressen, vom Sturm angefacht, lohend weiter. Der im Kessel gefangene Wirbelwind mütet insbesondere gegen die Alphütte, die ihm festen Widerstand bietet, und sucht das Dach zu heben. Einzelne Schwersteine kollern vom Dach, und lose gewordene braune Schindeln treiben im Sturmwind klatschend fort. Ein schwerer Gufregen prasselt hernieder mit elementarer Kraft, drüben den drohenden Waldbrand dämpfend, hier augenblicklich Lachen bildend, in denen das kurzstielige Almgras untergeht. Von den Felswänden stürzen Gießbäche herab, polternd, zischend und brausend.

Klara hat sofort das Herdfeuer verlöscht, die Milchkühe in den Stall eingelassen, alle Thüren und Fenster fest verriegelt. Nach Almbrauch sollte jetzt wohl ein geweihtes Wetterkergchen angezündet und das Gewittergebet verrichtet werden. Die Sennin aber hüllt sich in einen kurzen Wettermantel, greift nach dem starken Bergstock und verläßt im ärgsten Sturm die Hütte, um dem Galtbuben Hilfe zu bringen. Ihn und das Jungvieh wird der Sturm auf der Höhe überrascht haben, dort oben wird die Sennin nötiger sein, als in der schutzbietenden Alphütte. So sehr der wütende Sturm auch tobt, der Strichregen herniederprasselt, Klara steigt mutig aufwärts in der Richtung, die früh morgens der Bub mit dem Galtvieh eingeschlagen. Auf dem schmalen Steig schießen zischende Wasser entgegen, Klara wird von oben und unten gleichzeitig durchnäßt, doch kühn und beherzt wird emporgestiegen und immer Auslug gehalten nach drohendem Steinschlag an den Felswänden und vorwärts nach dem höchst wahrscheinlich vom Sturm versprengten Jungvieh.

Höher und höher klimmt die Sennin, endlich gewinnt sie den obersten Weidgrund, der noch dem Almbauer gehört und dort unter einer Gufel (überhängenden Felswand) steht eng aneinander gedrängt angstblassend ein Teil des Galtviehes. Der Bub fehlt. Klara hastet zur Gufel, überzählt rasch die Stücke, jagt die schuttsuchenden Kalbinnen mit Stockschlägen tiefer in die Gufel und sucht nun mit den Augen die Pänge ab. Den gellenden Ruf nach dem Buben verschlingt sofort der heulende Sturm. Es heißt suchen gehen trotz Unwetter und Sturmnot. Aber wohin? Und viel Zeit ist nimmer zu verlieren,

der Schreckenstag neigt seinem Ende zu, und vor Nachteinbruch muß der Bub und das Galtvieh gefunden sein, so Unglück verhütet bleiben soll. Mutig wagt sich Klara wieder hinaus, läuft den steilen Weidgrund an den Rändern ab. Dort oben in einer Runse der brüchigen Felswand auf vorstehender Nase steht ein Stüd, die Füße eng beisammen, den Schweif wagrecht ausgestreckt, angstblassend, der nächste Windstoß muß das Stüd herabwerfen und mit zerbrochenen Gliedern ist die Kalbin verloren für den Bauer. Darum zunächst da hinauf und das Stüd retten. Den im Steigen und Klettern hinderlichen Mantel und Stock wegwerfend, schürzt Klara den triefenden Rock höher, prägt sich die Lage ein und beginnt die mühsame, gefährliche Kletterarbeit ohne weiteres Bestimmen. Bei jedem Tritt weicht das brüchige, glitschige Gestein, das Mädchen muß mit Händen und Füßen arbeiten, um höher hinauf zu gelangen, dem strömenden Regen preisgegeben. In nächster Nähe der Felsnase, auf der die erschreckte Kalbin nun schon schwankend steht, überlegt Klara, wie sie die Rettung versuchen soll. Tritt das Stüd auch nur einen Schritt nach vorne, so wird es kopfüber in die Tiefe stürzen und sich die Knochen brechen. Ein Wenden auf dem schmalen Felsplatt ist auch nicht möglich. Bleibt nur noch das Rückwärtsziehen übrig. Die Sennin überklettert die Nase, kriechend nähert sie sich dem Platt, die Kalbin fühlt die Nähe der vertrauten Pflegerin und wird unruhig, schlägt mit dem rechten Hinterfuß aus und gefährdet die Sennin. Klara richtet sich schnell auf, packt den Schweif des geängstigten Tieres und beginnt, rückwärts tretend, aus Leibeskräften zu ziehen. Anfangs weigert sich das angstbrüllende Tier und strebt nach vorne. Klara zieht mit Aufgebot ihrer gestählten Körperkraft und lockt das Tier durch vertraute Zurufe, die sie freilich, um gehört zu werden, schreien muß, denn der Sturm tobt immer ärger und dazu prasselt Hagel in großen Körnern nieder. Schritt für Schritt bringt sie das zitternde Tier rückwärts, drängt es in die Runse und reißt die Kalbin mit jähem Griff an dem einen Ohr völlig vom Platt weg. Das Tier fällt in die Kniee, rafft sich auf und die Rettung witternd, springt es die Steiltrunse so jäh hinab, daß Klara zur Seite geschleudert wird und ins Rutschen gerät. Mehrere Male schlägt der Körper am Gestein auf, doch gelingt es Klara im letzten Augenblick einen Latschenast zu ergreifen und den Sturz aufzuhalten. Was thut es, daß ihr das warme Blut aus einer Rißwunde des Kopfes über die Wangen rinnt. Die Kalbin ist glücklich unten angekommen und springt mit hochgezogenem Rücken munter der Herde unter der Gufel zu. Klara verweilt keinen Augenblick, sie muß weiter-suchen und dem Buben Rettung bringen.



Diesmal sucht die mutige Sennin den Steilhang gegen die Tiefe ab. Im Dunkel der rasch einfallenden Dämmerung und des tosenden Sturmes hält es schwer, etwas zu erkennen. Der Zahl nach fehlen noch zwei Stück vom Galtvieh. Etwas Röttliches leuchtet unten aus dem Gestrüpp; es kann aber auch ein Strauch von spätblühenden Alpenrosen sein. Klara schickt einen gellenden Ruf hinunter und horcht angestrengt. Ihr ist's, als hätte sie ein Glockenbimmeln gehört. Das genügt. Der Gang ist freilich so steil, daß auf gewöhnliche Weise ohne größte Sturzgefahr ein Hinabkommen unmöglich scheint. Es muß gehen. Klara läßt sich an einem schwachen Ahornstämmchen hinab, greift, dieses loslassend, sofort ins Gestrüpp, hemmt dadurch die überschnelle Bewegung, rutscht gleitend, springt gewandt, fängt sich wieder durch blizschnellen Griff in einen Fichtenspflänzling, der ob des jähen Risses mit der schwachgründigen Wurzel den Boden verläßt. Klara gerät dadurch ins Rollern, wirft sich flach nach vorne mit ausgestreckten Händen und hemmt dadurch den Sturz. Geschürft und zerrissen sind Arme und Hände, Dornen haben die Wangen böse geritzt, die Kleider sind zerfetzt, doch bleibt der Körper wenigstens still liegen. Vorsichtig richtet sich das tapfere Mädel auf und äugt sorgfältig nach dem ihr anvertrauten Vieh. Gut zwei Büchschuß tiefer (also ca. 250 Schritte) stehen zwei Stück, die obgängigen, offenbar in diese Tiefe versprengten Kälber, hilflos hart am Rande einer sich schier senkrecht zur Klamme herniederziehenden Geröllhalde. Zwei, drei Schritte noch, und es wäre zu Ende. Wo aber steckt der Bub? Das Vieh muß Klara sofort von der gefährlichen Stelle wegbringen, und da eben der Sturm etwas nachläßt, beginnt sie es durch Zurufe an sich zu locken, gleichzeitig sich den Tieren durch vorsichtige Tritte nähernd. Die Kälber sind zu sehr verschüchtert und geschreckt; sie horchen wohl auf, wenden auch die Köpfe gegen die lockende Sennin, aber sie rühren sich nicht. Immer näher kommend, lockt Klara eifrigst und endlich erkennen die Tiere die Retterin und nähern sich derselben. Als sie erst vom Abgrund weg sind, ergreift Klara resolut einen vom Sturm gebrochenen Baumast und treibt die Kälber unter tüchtigen Pieben aufwärts, immer trotz des steilen Anstieges scharf hinterdrein und mit Pieben ermunternd. Wie die Tiere die Höhe erklommen haben und die Herde ihnen entgegenbläht, ist's gewonnen, in Bodsprüngen eilen sie der Gufel zu.

Klara will nun doch noch die Klammingegend unten nach dem Buben absuchen. Hat ihn der Sturm ganz in die Klamme geworfen, dann freilich kann ihm nur noch ein Vaterunser gewidmet werden und es bleibt fraglich, ob der Sturzkessel und seine ewig brandenden Wasser die Leiche jemals auswerfen werden.

Denselben gefährlichen Abstieg muß die Sennin abermals nehmen, nur nimmt sie jetzt den Bergstock zur Stütze mit und steigt in schrägem Zickzack hernieder, um die furchtbare Steilheit leichter zu überwinden. Am Randfelsen, dort wo das fast senkrechte Kar hinabzieht zur Schlucht, verhält sich Klara ein wenig und sucht sorgsam nach Anzeichen, daß der Bub vielleicht da hinunter geworfen worden sei. Nichts Außergewöhnliches ist zu sehen; das Kar ist windgerüttelt, durchnäßt wie alles ringsum in der Hochwelt heroben. Das schwindende Licht erschwert die Nachsuche, die Zeit drängt. Schon will Klara den Rückweg antreten, da dringt von links her ziemlich aus der Nähe ein Stöhnen. Wie der Wirbelwind springt die Sennin dorthin und vor Entsetzen schreit sie auf. Am äußersten Rande ragen zwei dünne Tannenstämmchen, denen Wind und Wetter das Geäst geraubt, kahl, frei in die Luft, über dem Steilkar und eingeklemmt zwischen diese Stämmchen steckt der Bub, den auf der Suche nach dem versprengten Vieh der furchtbare Hagelsturm just dorthin geworfen und eingezwängt hat. „Bub ruhig, Bub!“ ruft Klara und eilt völlig heran. Hier gilt es größte Vorsicht, keinen Schritt zu weit hinaus, keinen übereilten Griff. Auch muß der eingeklemmte Bub im selben Moment des Auseinanderbiegens der Stämmchen zurückgerissen werden, sonst stürzt er in die tobbringende Tiefe. Wie der zerzauste, gebrückte Bub wimmert! Die Klemmung schmerzt, und doch dankt er ihr das Leben.

Mit beiden Händen darf Klara die Stämmchen nicht auseinanderreißen, da sie sonst den Buben zum Stürzen bringt. Mit einer Hand aber geht es schwer, die Stämmchen sind noch nicht morsch genug. Mit der Linken den Buben beim Schopf packend — sein Rumpfenhemdchen ist in Fäden gerissen und bietet keine Sicherheit für genügenden Halt, ebenso wenig die zerfetzte Hose — zieht Klara mit der rechten Hand an dem einen Stämmchen, erst langsam, dann fest und jäh, der Zwang hebt sich, ein Knack, gebrochen das Stämmchen, der Bub ist befreit und sinkt. Doch mit wuchtigem Ruck reißt ihn Klara zurück, so daß der Bub ins Gadrach taumelt und niederstürzt.

„So, gut ist's 'gangen!“ meint humorvoll Klara, indes der Bub sich die Knochen betastet und die erstarrten Beine reibt. Auf eine lange Erörterung verzichtet die Sennin; die aufziehende Nacht treibt zur Eile. Der Bub ist schon wieder munter, er fragt nach dem Vieh, schimpft rohrspagenmäßig über das Unwetter und steigt dann mit Klara lergen gerade den bösen Steilberg wieder hinauf, um dann das Galtvieh zur nachtaufangenen Zunderalp hinabzutreiben.

Das Wetter hat sich verzogen; am nächtlichen Himmel flimmern die Sterne, der Wind seufzt im

100

100



Age Group	Percentage
18-24	10%
25-34	20%
35-44	25%
45-54	20%
55-64	15%
65-74	10%
75-84	5%
85+	5%

**Abstract**

1. The first step is to identify the problem. This involves understanding the symptoms and the context in which they are occurring.

1. The first step is to identify the problem or question that needs to be answered. This involves understanding the context and the specific requirements of the task.

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

dig stark an der Kellerthür zu schaffen macht. Klara ist in die Hütte geeilt, packt eine Wasserschüssel und schüttet den Inhalt jäh auf den Hund, der erschrocken mit eingezogener Rute davonspringt.

„Oha! Jetzt ist mir gar 's Wasser aus der Schüssel gehupft!“ meint Klara, um ihre That zu verdecken, und reicht dann dem Jäger das Gläschen Schnaps unter so treuherzigen Worten, daß Zach nicht wohl ablehnen mag. Sylvan stürmt indessen um die Hütte und hat bald wieder etwas für ihn Interessantes in der Nase, so daß er die Dungstätte am Stall der Melkkühe einer näheren Untersuchung zu unterziehen sich anschickt. Zach ruft den Hund durch einen Pfiff, doch Sylvan ignoriert den Rückkehrbefehl. Siedheiß fällt Klara bei, daß draußen ja der Ausbruch und der geweihte Grund vergraben sind. Schnell springt die Sennin in den Stall, und beginnt die Arbeit des Ausmistens, indem sie Gabel für Gabel Stalldung hinauswirft und absichtlich den Hund trifft.

Zach ruft: „Ja, Klara, bist denn ganz närrisch! Hast es auf 'n Sylvan abgesehen? Willst ihn gar tothrowen?“

Der Hund flüchtet zu seinem Herrn, der mißtrauisch die Sennin betrachtet.

„Nichts für ungut! Ich hab' jetzt Eil! Ein Hund ist immer überflüssig auf der Alp!“ erwidert Klara und vollführt ihre Arbeit mit größtem Eifer bei gut geheuchelter Gleichgültigkeit.

Diese Stetigkeit der Arbeit täuscht den sonst argwöhnischen Jäger, und beruhigt verläßt er nach kurzem Gruß und Dank für den Schnaps den Almgrund. Klug bleibt Klara bei der Arbeit; sie weiß, daß ihr und der Hütte noch mancher beobachtende Blick gewidmet wird, bis der mißtrauische Jäger tiefer im Revier verschwindet.

Erst dann lehrt Klara zu den übrigen Obliegenheiten zurück. Die ärgste Gefahr wäre abgewendet. Aber es wird höchste Zeit, daß das Wildbret hinunter ins Thal gebracht wird. Die Dungstätte mit den vergrabenen „Schätzen“ bildet um so weniger Gefahr, je mehr Mist sich aufhäuft, der dem scharfwindenden Hund die Witterung schon benehmen wird.

Die Hitze des sonnigen Tages äußert sich in der sonst kühlen Almhütte gegen Mittag insofern sehr bemerkbar, als der Wildbretgeruch höchst aufdringlich aus dem Kellerl strömt. Klara kann sich darüber gar nicht täuschen; ein Jäger muß diesen Duf schon von weitem in die Nase bekommen. Klara in der wiedererwachten Angst weiß für den Augenblick nicht, wie den Wildgeruch beseitigen. Plötzlich fällt ihr Blick auf die dürrn Wacholderäste in der Ecke, und nun wird sofort geräuchert. Auf glühende Kohlen legt sie außerdem die trockenen Kranewittbeeren, und trägt das qualmende aromatische Rauch-

zeug in den Keller. Das dämpft etwas den aufdringlichen Wildbretgeruch.

Gegen Abend freilich steigert sich die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr des Jägers und mit ihr die Gefahr der Entdeckung. Hilf was helfen kann, denkt die Sennin, und läßt absichtlich die Milch anbrennen. Dieser brenzliche Geruch erfüllt die ganze Hütte und tötet jeden anderen Duf. Beruhigter kann Klara nun die Abendgeschäfte erledigen.

Zach ist nicht gekommen. Es dämmerte schon stark, als Kas unter vereinbarten Vorsichtsmaßregeln anrückte, und schon einige Schritte vor der Hütte hatte er den Milchdampf in der Nase, dessen Bedeutung ihm Klara sofort erklärte. Das treibt freilich zur Eile. Doch vorher muß Kas Bericht über den Jäger haben. Klara hat von Zach nichts wahrgenommen, seit er den Almgrund verlassen. Auf Geheiß Kas' muß sie das Steigl zum Thal ausgehen bis zur Senke und Auslug halten. Inzwischen packt Kas den Schnurfer mit dem Wildbret voll und rüstet sich zum Gang ins Thal.

Auf Klaras Signal verläßt Kas den Almgrund, und im Vorbeigehen flüstert er der Sennin zu, sich für Sonntag zum „gamsriegeln“ bereit zu machen, Nachmittag aber auf seiner Alm nachzusehen und die Ziegen vor'm Hochgehen abzuhalten.

Noch in der gleichen Stunde beseitigt Klara jegliche Spur, die auf Lagerung von Wildbret im Keller hätte deuten können, durch gründliche Reinigung, Aufwerfen frischer Erde und Lüftung. Ja sogar die Kellerthüre wird gescheuert und mit Tagbroschen so lange gerieben, bis es in der Hütte nach Tannengrün duftet. Beruhigt überläßt sich Klara für diese Nacht wohlthätigem Schlaf.

Am Morgen beginnt die Sennin früher denn sonst mit der Arbeit und so hurtig, daß sie gegen Mittag fertig ist. Nun hindert sie nichts, zur Geißalp hinaufzusteigen und oben nach Kas' Wunsch Nachschau zu halten. Droben wird es ein Leichtes sein, ein wenig das von Kas gewünschte „Brettbohren“ zu üben; da hinaus kommt der Jäger seltener als zur Zunderalp. Eigentlich möchte die Sennin von der ganzen Geschichte nichts mehr wissen, aber der Gedanke, daß nur durch Wildabschuß das nötige Heiratsgeld beschafft werden kann, läßt sie doch nach dem Stutzen greifen. Sie birgt ihn unter'm Kittel, steckt Pulverhorn, Kugeln und Zündkapseln zu sich, und steigt langsam auf.

Wie ausgestorben ist der Hochleger; die Geißalm verschlossen, die Ziegen verschwunden. Wie schwarze Punkte erschienen sie hoch oben im Gewänd, sind also richtig hochgegangen in den Schatten der kühleren Felsen.

Nach kurzer Orientierung über den Einstieg nimmt Klara einen schmalen Pfad, um auf weitem Umweg,

der zur Höhe führt, die Ziegen zu umgehen und von oben herabzudrücken. Je höher sie kommt, desto mehr fesselt die Sennin das wildzeriffene Felsengewirt über sich, und nahe der Rammhöhe reißt es Klara, den Rücken völlig zu erklimmen, und einen Blick nach der anderen Seite zu werfen. Das Mädel stutzt bei diesem Anblick, die in schattigen Mulden lagernden Lebewesen sind nicht Ziegen, sondern Gemen. So ein Glück! Still ist's ringsum. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Klara tastet nach dem verborgenen Stutzen, der ihr beim Steigen freilich arg beschwerlich und hinderlich war, jetzt aber einen vortrefflichen Dienst leisten wird. Geladen ist der Stutzen, also rasch die Zündkapsel aufgesteckt, das Schloß eingestochen, und den nächsten, hübsch breit liegenden Gams aus Korn genommen. Noch ist die Hand zu unruhig, Klara zwingt sich zur Gelassenheit, und zielt nun sicher und rasch. Die Fliege vorne am Lauf hat Paar gefaßt, ein Drud am Stecher, der Schuß kracht und im Feuer blickt Klara nach dem Zeichen. Der Gams raselt auf, überschlägt sich, kollert ein Felsband hinab, schlegelt mit den Läufen, ein Zucken noch, dann bleibt das Wild regungslos im Geröllfeld liegen.

Ein Wonneschauer durchrieselt Klara, doch bleibt sie ruhig, unbeweglich an ihrem Plaze. Die Gemen sind durch den Schuß alle hoch geworden und wirr durcheinander gesprungen; doch da sie die Ursache des Knalls nicht erräugen, beruhigen sie sich bald wieder, winden und sichern, und da keine Störung mehr eintritt, suchen sie die vorher innegehabten Ruheplätze wieder auf.

In Klara aber tobt der Jagdteufel. Auf solches Schußglück hat sie nicht gerechnet, daselbe muß ausgebeutet werden durch eine zweite Kugel. Das Wild selbst kann zum Abend ja Ras holen, und der Geißer wird nicht schlecht gucken. Langsam zieht sich Klara vom Grat zurück, um ungesehen den Stutzen frisch zu laden. Da fehlt nun freilich Übung und Geschicklichkeit, aber es gelingt doch, Pulver einzugießen, den Papierpfropfen möglichst ohne Geräusch einzustoßen, die Kugel einzulassen, mit dem Ladestock nachzustößen und das Pflaster daraufzusetzen. Nun hurtig das Kapsel drauf, und langsam den Stutzen vorgeschoben und ausgeguckt. Prächtig lagert wieder ein Gams in geringer Entfernung und nicht zu tief. Abermals hält Klara unters Blatt, um einen Hockschuß zu vermeiden, und reißt Funken.

Der Gams geht diesmal weiter als der andere flüchtig, thut sich aber unten im Latschensaum nieder. Auch dieser Schuß ist also geglückt, nur hat sich Klara hoch ausgerichtet, um die Flucht zu beobachten, und augenblicklich haben sie die aufgeschreckten Gemen erräugt und sich in wilder Flucht empfohlen. Nun ist's vorüber und gar für heute.

Zwei Gams, so ein unerhörtes Glück! Und kein Jäger um die Wege! Geht es mit diesem Glück weiter, so wird das Geld bald beisammen sein. Und hat Klara die Groschen, dann soll gewiß der Stutzen nimmer zur Hand genommen werden. Gewiß nimmer! Um leichter abzustiegen, behält die Sennin den Stutzen in der Hand, und nähert sich den Ziegen, denen der Aufenthalt so behagt, daß Klara sie mit Geröll bewerfen muß, um sie zum Verlassen des Felsgebietes zu bewegen. Bei der Weispalm angelangt, verbirgt Klara nun aber doch aus Vorsicht den Stutzen wieder, reicht den Ziegen Salz aus der auf der Holschicht aufgestellten Schüssel, um das Zideltvieh zum Bleiben zu veranlassen, und begiebt sich frohgemut hinab zur Zunderalp, wo sie noch vor Anbruch der Dämmerung anlangt.

Raum eine halbe Stunde später trifft Zach ein zu kurzer Rast, und erzählt, daß er heute Nachmittag ganz dumpf zwei Schüsse gehört habe, aber nicht wahrnehmen konnte, wo dieselben gefallen seien.

Kaltblütig, daß sie sich selbst wunderte, meinte Klara, daß es wohl wieder gamshungrige Rärntner gewesen sein werden. Fluchend bestätigt dies Zach und schwört, den Lumpen das Stehlen zu verleiden.

Wie dies der Jäger anstellen wolle, möchte Klara wissen, und in seinem Zorn enthüllt Zach seinen Plan, von heute Nacht an so lange an der Grenze anzuhocken, bis die Lumpen ihm in die Büchse rennen werden.

Lässig fragt die Sennin weiter, ob es denn wirklich im Rotwandrevier so viel Gams gäbe.

„Bist du lei (vielleicht) auch gamshungrig?“ spottet der Jäger.

Entrüstet wehrt Klara ab und beteuert, daß sie an Wild nicht mehr Interesse als jede Sennin im Hochgebirg habe. Übrigens werde sie ganz besonders auf vorüber wechselnde Schwarzgeher achten, und dies dann melden, wenn Zach wieder auf der Zunderalp vorscheine.

Solche Vereitwilligkeit freut den Jäger; Zach dankt bestens und schleppt dann den müden Körper hinüber zur etwa zwei Stunden entfernten Diensthütte an der Grenze.

Ras hat die Silberlinge in die Zunderalp gebracht. Es ist famos gegangen, ein glattes Geschäft. Dank den guten Augen hat Ras in der Thalung den Gendarm auf Patrouille trotz der Dunkelheit rechtzeitig erkannt und in großem Bogen umgangen, so daß die Ablieferung des Wildbrets anstandslos erfolgen konnte. Gerochen hat der Wirt nichts, dafür aber bar bezahlt und natürlich stark abgehandelt. Immerhin sind es etliche Gulden. Klara freut sich, hält aber mit ihrer Freudenbotschaft noch zurück, sie will Ras überraschen. Geduldig hört sie der Entwicklung seines Kiegeplanes zu. Dann erst sagt

sie, daß Kas morgen die Gams drüber der Grat-schneid holen solle.

„Welche Gams?“ fragt überrascht der Senn.

„Die ich geschossen hab!“

Nun muß Klara beichten und mit Mühe unterdrückt der hocherfreute Geißer einen Jubelruf. Das geht ja ausgezeichnet, über alle Erwartung. Statt Brettl schießt das Sakradirndl gleich frischweg die Gamserln über'n Haufen. Das ändert natürlich den ganzen Jagdplan. Es soll nun jedes für sich pirschen und schießen. Kas nennt und beschreibt eine Stelle, wo das Wildbret eingesteint werden soll. Jeden dritten Tag werde er dann nachschauen und abholen, was Klara „derschossen“ und ins Versteck gebracht habe.

Im Freudentaumel vergißt Klara ganz die Mitteilung betreffend das Notwandrevier, und Kas hat es eilig, auf seine Alm zu kommen, um vor Sonnenaufgang die Gams zu holen. Kurz fällt der Abschied aus, die Schußfreude muß die weggefallene Lieblosung ersetzen.

Klara ist am Sonntag früh gleich nach verrichteter Melzarbeit ins Notwandrevier eingestiegen, hübsch langsam, weil der im Rock verborgene Stutzen sie am raschen Gehen hinderte. Harmlos pflückt sie ab und zu Alpenblumen und wirft sie dann wieder ins Gestrüpp, behält aber immer die Richtung im Auge und sucht, im Hochrevier angelangt, scharf nach Gamswild. Die Formation der Gebirge ist hier anders; zwischen den Geröllfeldern erheben sich mäßig hohe gedehnte Felsrücken, hinter welchen wieder Klare stehen, und dann erst steigt das Massiv der gewaltigen Wandgruppe auf. Geduldig setzt sich Klara in guter Deckung, um zunächst diese Zwischenrücken zu studieren und etwaiges Wildleben zu beobachten. Sollte etwas von hinten herauf zur Rückenhöhe kommen, so vermag die wildernde Sennin mit der Kugel jedes Lebewesen leicht zu erreichen. Vor ihr ist's still, nichts zu sehen, seltsam leblos. Sollte sie irr gegangen sein, das rechte Revier nicht gefunden haben? Oder hat Jach gesunkert mit dem guten Gamsenstand herinnen? Ein Pfiff von rechts her ändert den Gedankenlauf, dort drüben giebt es also Gams. Also wird es besser sein, wenn Klara hinüber pirscht. Unwillkürlich schiebt sie den Stutzen ein und äugt scharf nach dem Wandrücken. Es rührt sich aber auch gerade ihr gegenüber etwas, wahrhaftig just in der Laufrichtung erhebt sich ein Paar kolossaler Gamsstridel von rückwärts empor, es wird ein gewaltiger Gamsbock sein, der langsam zur Höhe steigt. Heiß durchrieselt es Klara, alle Überlegung ist gewichen, alle Jagdregeln des Kas sind vergessen. Jetzt

ist bereits der Grind (Kopf) des starken Gams sichtbar, ein Hauptkerl, groß, mächtig. Im Schußfieber wartet Klara gar nicht ab, bis der Bock heroben sein und sich breit stellen wird. Sie nimmt den Hals aufs Korn, in der Entfernung wird die Kugel steigen und dem Gams mitten durch den Kopf gehen. Ein Druck, es schnallt und wie vom Bliß getroffen, sinkt der Gamsgrind zurück hinter die Wand.

War es nicht, als habe der Gams so seltsam gerufen? Es wird Täuschung gewesen sein. Ein Rudel Gamsen prasselt über den Rücken und fällt in hoher Flucht hinweg. Klara konnte nicht rasch genug laden. Jetzt aber mit der frischen Kugel im Lauf, schußfertig für einen eventuellen Fangschuß umgeht sie in langwierigem Marsche den langgedehnten Wandrücken, um hinter demselben nach ihrem Gams Nachsuche zu halten. Das blitzähnliche Zurückfallen war doch zu eigentümlich.

Nach etwa zweistündiger Wanderung hinter dem Rücken in der langen Zwischenschlucht stößt Klara zu ihrem Entsetzen auf Kas, der mit durchschossener Stirn und mit verglasten Augen rücklings im Geröll liegt, tot.

Unweit von ihm liegt ein durchlöcherter Gamsgrind mit Kruden, der inwendig hohl ist<sup>1)</sup>. Der Senn hat das Gamsbeschleichen mit dem Leben gebüßt, Klara ihren Bräutigam irrtümlich durch eine gut gezielte Kugel getötet.

Alles verzweiflungsvolle Jammern blieb vergebens. Irrsinnig verließ die Sennin die Unheilstätte, ihr gellendes Lachen weckte unheimliches Echo in den Wänden.

Der Jäger Jach entdeckte die Veränderung im Geisteszustande Klaras am späten Abend beim Besuch der Zunderalm und beeilte sich, den Dienstherrn davon zu verständigen. Andern Tags brachte man das arme Geschöpf hinab zum trostlosen Mütterchen im Keuschlerhäuschen. Den Toten fand man bald darauf, von Füchsen und Jochrabben angeschnitten und brachte ihn in geweihte Erde. Aus den Reden der Irrsinnigen ward der Sachverhalt bald offenkundig, der so manchen Wilberer abschreckte. Von Mund zu Mund im weiten Hochgebirge drang die Kunde von der Zunderalpsennin, die zu gut geschossen hat.

<sup>1)</sup> In früheren Zeiten bedienten sich Wilberer einer Gamsgrindmaske beim Anpirschen an Gamswild, um dasselbe nicht zu beunruhigen und möglichst nahe daran zu kommen. Bekanntlich ist das Auspähen eine sehr schwierige Sache. Fast z. B. die Futzfarbe nicht genau zum Terrain, so ist die Gams auch schon weg. Daher konstruierten sich besonders klauere Wilberer eine Maske, indem sie dem Gamsgrind nach unten eine Fellarve anfügten mit zwei Auslöchern, so daß das Auspähen hinter Felswänden sehr erleichtert wurde.





Figure 1. A person standing in a dark, possibly outdoor, environment. The person is wearing a dark, long-sleeved garment and a dark hat or hood. The image is heavily underexposed, making details difficult to discern. The person appears to be standing in the center of the frame, with a dark, textured background.

Figure 1

Figure 1



# Der berühmteste preußische Reitergeneral.

Zum 200sten Geburtstage Hans Joachim von Zieten, am 14. Mai 1899.

Mit zwei bisher ungedruckten Briefen Zieten's.

Von Dr. Adolf Kuhn.

Nachdruck verboten.

**S**ärm machen in der Welt und sich Ruhm erwerben ist etwas Verschiedenes! Diesen Ausspruch stellte der erlauchte Rheinsberger Autodidakt, der spätere Friedrich der Große, an die Spitze eines Kapitels eines seiner Bücher; dieser Ausspruch paßt auch treffend auf den berühmtesten Reitergeneral der ohnehin an ausgezeichneten Reitern so reichen preußischen Armee, auf Hans Joachim von Zieten. Er erwarb sich seinen europäischen Ruhm durch reiches Schaffen in jahrzehntelanger, rastloser Arbeit für König und Vaterland, durch sein taktisches und strategisches Genie, seinen Heldenmut und seine Aufopferungsfreudigkeit. Aber dieser kleine Mann mit dem altpreußischen Husarengesicht war ein schlichter, wortkarger Haubegen, der es nicht liebte, vielen Särm zu machen und jeden Weihrauch gründlich haßte; das einzige Getöse, welches er machte, war auf dem Kriegsplan. Wie der Kriegsmann, so war auch seine Persönlichkeit eine in vielfacher Beziehung hochinteressante und ausgezeichnete. Den Hauptcharakterzug derselben bildete eine, durch nichts zu erschütternde Energie, die Fähigkeit, an dem einmal gefaßten Plane mit aller Kraft festzuhalten und denselben mit größter Schnelligkeit durchzuführen, und ein unerschütterliches Selbstvertrauen.

Zweihundert Jahre sind seit der Geburt dieses tapferen Helden dahingegangen, aber sein Ruhm strahlt noch immer in unverlöschlichem Glanze, denn sein Name ist nicht allein mit der kavalleristischen Ausbildung der preußischen Armee unter Friedrich dem Großen eng verbunden, sondern auch mit mehreren ruhmreichen Schlachten des gewaltigen Preußenkönigs. Bei Hohenfriedberg, Katholisch-Hennersdorf, in den Schlachten bei Liegnitz, Torgau und Leuthen und auch noch auf anderen Schlachtfeldern gab er wiederholt glänzende Proben seiner Feldherrnkunst und entschied vielfach durch sein Eingreifen und seine ausgezeichnete Führung das Schicksal des Krieges und das Glück der preußischen Waffen.

In diesem unansehnlichen, hageren Mann von seinem Gliederbau lebte eine ähnlich heldenhafte Seele, wie in demjenigen seines ruhmreichen Königs. Wie bei diesem drückte auch bei ihm das große blaue Auge durchdringenden Scharfsinn, aber zugleich auch Gutmütigkeit aus, und in dem nicht

schönen Gesicht mit den harten, groben Zügen spiegelte sich eiserne Beharrlichkeit und Charakterstärke wieder. Mit tiefer Religiosität, die selbst Friedrich II. Hochachtung abnötigte, verband er einen seltenen Wohlthätigkeitsinn und edle Menschlichkeit.

Die Worte, welche auf dem ihm von seiner Familie errichteten Denkmal in der Kirche zu Bustrau, in der Grafschaft Ruppin, stehen, bezeichnen wahrheitsgemäß die Summe seines Lebens, also lautend: „Mit Friedrich lebt er im Jahrbuch der Geschichte, bewundert als Held, geliebt als Mensch und Christ,“ und seine Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin, welche Friedrich Wilhelm II., der Nachfolger Friedrichs des Großen, dem Heldengeneral setzte, ver sinnbildlicht gleichfalls die Bedeutung dieses gewaltigen Kriegers. Die linke Hand stützt er auf den Säbel, den Daumen und den rechten Zeigefinger hält er an das Kinn; es ist, als ob er über einen wichtigen Schlag brütete, den er dem Feinde beibringen will. Sein Auge sieht sinnend in die Ferne, als ob er eine Schlachtordnung mit scharfem Blicke erfaßte. So hat er manchmal bei seinen Lebzeiten am Tage und in der Nacht gestanden, sein Geist voll rettender Gedanken für das Vaterland und den König, seine Brust voll männlichen Mutes und kindlichen Vertrauens, sein Herz voll edler Zuversicht und starken Glaubens.

Wie Friedrich der Große selbst über seinen treuen Diener und Gehilfen dachte, wissen wir aus der Geschichte des Königs; und als die Witwe Zieten's am 17. Januar 1786 von dem Ableben ihres berühmten Gemahls dem Monarchen Kunde gab, schrieb dieser ihr auf seinem Totenbette die Worte:

„Meine Gefinnungen gegen Euren nunmehr verblichenen Mann, den würdigen General von Zieten, sind Euch zu bekannt, um viele Worte nötig zu haben, Euch zu versichern, wie sehr mir sein Tod, obschon in einem hohen Alter stehend, nahe gegangen ist. Jeder, der vorzügliche Verdienste zu schätzen weiß, wird davon überzeugt sein!“

Sehr oft besuchte der König seinen „alten Vater Zieten“ in Bustrau, und aus verschiedenen Zuschriften an ihn ist das beinahe zärtliche Verhältnis ersichtlich, welches zwischen Friedrich II. und dem alten Hans Joachim von Zieten bestand.

Der am 14. Mai 1699 auf Wustrau geborene Hans Joachim von Zieten trat 1714 als Fähnleiner in die preussischen Militärdienste, nahm aber bei seinem hitzigen Temperament, als man ihn in der Beförderung zum Leutnant mehrere Male übergangen hatte, 1724 seinen Abschied und zog sich auf sein väterliches Gut zurück. Er fand jedoch Trost in dem uralten Mohn- und Kraftspruch: „Vom Mißgeschick laß dich nicht überwältigen, sondern kämpfe dagegen mit Mut.“ Friedrich Wilhelm I., an den sich Zieten 1726 um Wiedereintritt in ein Regiment wandte, verlieh ihm ein Premierleutnantspatent, und er wurde bei den litauischen Dragonerschwadronen als vierter Leutnant mit neunjähriger Dienstzeit angestellt. Dieser Heißsporn geriet aber bald mit seinem

welche sich mit Franz Karl Rudolf von Jürgas, Leutnant und Generaladjutant des Zieten'schen Regiments, verheiratete.

Überblicken wir nun vom rein menschlichen wie soldatischen Standpunkt aus das Heranreifen Zietens von seiner frühen Jugendzeit bis zu seinem Schwabenalter 1740, also bis zur Thronbesteigung Friedrichs II., so finden wir hier den alten Ausspruch bewahrt: „Der Mensch, der nicht kasteiet wird, der wird auch nicht erzogen;“ denn seine vier ersten Jahrzehnte waren nicht frei von hartem Mißgeschick. Er erlebte manche Enttäuschungen und mußte die bittere Schule schlimmer Erfahrungen durchmachen, doch schließlich gelang es ihm, sich zur Geltung zu bringen, weil der König Friedrich Wilhelm I., der

22ten August 1758.  
Wir haben nun, Majestät, von Ew. Königl.  
Majestät Trifft familiär nach  
wirsten fudergon. Der große  
halt große, meine Drogen  
und fahalt uns, Ew. Königl.  
Majestät gesund, Amen.

Eigenhändiges Postskriptum Zietens zu einem Bericht  
an den König, vom 22. August 1758.

Aus: Kömer, H. J. von Zieten. Berlin von Duncker & Humblot, Leipzig

H. J. von Zieten

Mittmeister in Handel und wurde infolgedessen mit einjährigem Festungsarrest und später mit Kassation bestraft. Auf Verwendung einiger Generale 1730 rehabilitiert und ein Jahr darauf zum Mittmeister befördert, machte er 1735 unter dem Befehl des österreichischen Husaren Generals von Razangay den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde 1736 zum Major befördert. Ein vom 5. Juli desselben Jahres datiertes Belobigungsschreiben hob Zietens Bemühungen ganz besonders hervor.

Am 25. März 1737 trat Mittmeister von Zieten in den Stand der heiligen Ehe, mit einem 33jährigen Fräulein von Jürgas. Es war dies eine Dame, welche ihre Zeitgenossen als ebenso schönes, wie tugendhaftes und gebildetes Fräulein rühmen. Sie schenkte ihm einen Sohn, Friedrich Karl, welcher achtjährig an den Blattern starb, und eine Tochter,

straffe Soldatenkönig, beizeiten die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des trefflichen Soldaten erkannte.

Im Jahre 1741 finden wir Zieten bereits als Oberstleutnant des Leibhusarenregiments, als welcher er sich um die Reorganisation der preussischen Armee wesentliche Verdienste erwarb, indem er vor allem die leichte Kavallerie zu einer berühmten, in der Schlacht wie im Rekognoszierungsdienst gleich vorzüglichen Truppe erhob. Zietens Tapferkeit und Bravour hatte die lebhafteste Anerkennung Friedrichs II. hervorgerufen, und so beschloß dieser, die 3 Berlinischen Leibhusaren und die 3 Schwadronen aus Preußen zu einem Regiment zu verbinden, und statt des Obersten von Wurmb Hans Joachim von Zieten zum Chef derselben zu ernennen. Der 23. Juli 1743 ist der Geburtstag des berühmten Regiments „Zieten-Husaren;“ im nächsten Winter brachte der

König übrigen das Regiment auf 10 Schwadronen, die in zwei Bataillone eingeteilt wurden.

Die Zietenschen Husaren unter Leitung Hans Joachims legten wiederholt ein glänzendes Zeugnis ihrer Bravour ab. So streifte er 1742 mit seinem Regiment bis Stockerau unfern Wien und 1744 drang er an der Spitze der Avantgarde in Böhmen ein bis über Budweis vorrückend, wofür er zum Generalmajor ernannt wurde, und deckte dann geschickt den Rückzug hinter die Elbe, wobei er am 12. Oktober des genannten Jahres ein heftiges Gefecht gegen 60000 Mann zu bestehen hatte. Die russische Kaiserin Elisabeth schenkte dem General Zieten, als sie von den ruhmvollen Thaten seines Regiments hörte, zu Anfang des Jahres 1745 3000 Remontepferde, die er unter seine Husaren verteilte. Ein außerordentliches Husarenstücklein vollführte er im April 1745, als er es unternahm, sich bei Jägerndorf mit seinem Husarenregiment, das ähnliche Uniform wie ein österreichisches hatte, durch ein österreichisches Corps von 20000 Mann hindurch zu schleichen, um dem Markgrafen Karl Befehle seines Königs zu überbringen, daß er sogleich aufbrechen, sich mit dem Feind in nichts Ernsthaftes einlassen und mit forciertem Marsche zu Friedrich II. nach Frankenstein stoßen sollte. Der Markgraf vollführte die ihm gewordenen Befehle aufs schnellste, und nach vierzehntägiger Abwesenheit traf auch Zieten beim König wieder ein.

Auch bei Hohenfriedberg sowie bei Katholisch-Bennersdorf, wo er verwundet wurde, focht Zieten mit Auszeichnung. Er war wegen seiner Verwundung genötigt, die Armee zu verlassen, und blieb in Görlitz, der nächsten Oberlausitz'schen Stadt, und nahm deshalb an den letzten ruhmvollen Ereignissen des Krieges keinen Anteil. Der König schrieb Zieten einen sehr huldvollen Brief und schenkte ihm etwas damals ganz Kostbares und Seltenes, einen prachtvollen türkischen Säbel. Das Handschreiben lautete:

„Mein lieber General-Major von Zieten!

Ich habe Mir das Vergnügen machen wollen, Euch mit beikommendem türkischen Säbel ein Präsent zu machen, in der Persuasion, daß Euch Solches nicht unangenehm sein und Ich solchen in recht gute Hände gebracht haben werde.

Ich bin Euer wohlaffectionierter König

Friedrich.“

Potsdam, den 23. August 1746.

In der folgenden Friedenszeit gelang es den Raidern Zietens, ihm die Gnade des Königs zu entziehen. Als er aber auch körperlich leidend seinen Abschied nehmen wollte, bot Friedrich selbst die Hand zur Versöhnung und ernannte ihn beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges zum Generalleutnant. Eines Abends — im Sommer 1756 — ganz spät,

besuchte ihn der Monarch, wobei er ihm unter anderm sagte: „Der Vater Zieten ‚muckscht‘ mit seinem König! Verläßt sein Vaterland, giebt seinen Ruhm und seine Tapferkeit dahin! Wenn ich jetzt mit der Armee anrücke und die Husaren fragen: ‚wo ist Unser Vater Zieten‘? was soll Ich ihnen sagen?“

Von Rührung übermannt erfaßte Zieten seines Königs Hand und wollte sie küssen; er aber umarmte ihn herzlich und klopfte ihm auf die Schultern, indem er rief: „Was, General Zieten, er hat ja die Augen voll Wasser!“

Zieten wohnte nun dem Gefecht bei Reichenberg und der Schlacht bei Prag bei, befehligte bei Rolin den linken Flügel, blieb dann bei dem Prinzen von Bevern, welcher die Lausitz und Schlesien verteidigen sollte, und führte nach Beverns Niederlage bei Breslau den Rest des Heeres über Glogau nach Liegnitz dem König entgegen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir Zietens Pflichttreue und hervorragende Verdienste während der ereignisreichen Jahre von 1756—1763 vollständig erzählen und erläutern. Durch seine Beliebtheit bei den Truppen und seinen Heldennut vollführte er oft Dinge, welche keinem andern Armeeführer möglich gewesen wären. Mann für Mann im Zietenschen Regiment hing mit inniger Liebe und Verehrung an dem Löwenmutigen und im engern Kreise der Seinigen gern milde waltenden Chef. Nie verzagte oder verzweifelte er. Mit seinen schlichten Trostworten: „Was schlecht ist, wird besser werden,“ elektrisierte er stets seine Leute. Überdies besaß er neben seinen militärischen und kriegerischen Eigenschaften noch etwas, was jeder sich wünscht, aber niemand sich beschaffen kann, nämlich „Glück.“ Ein Zeitgenosse Zietens berichtet uns darüber: „Man zog gern mit ihm aus, weil man wußte, daß ihm selten etwas fehlschlug. Rief Vater Zieten bei seinem Regiment ‚Freiwillige vor!‘ zu einem besonders schwierigen Unternehmen, so stand bald die gesamte Truppe oder deren größerer Teil seines Befehles gewärtig.“ Wenn „Zieten aus dem Busch“ hervorbrach, flog der Feind gewöhnlich wie Spreu auseinander. Ein echter Husar, faßte er angesichts des Feindes blitzschnell seine Entschlüsse und wenn es dann ans Werk ging, stürmte er wie das Ungewitter drein. Mit seinem schlichten klaren Menschenverstand, dem „Silberblik“ des Reitergenerals, seinem gesunden Mutterwitz und voll der erfaßten gut eingepägten Lehren seines Königs stieg er vom guten Scharmügler bis zum ruhmreichen Feldherrn.

Große Lorbeeren erntete er in der Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760, wo er noch auf dem Kampfsplatz zum General der Kavallerie ernannt wurde. Der König warf sich ihm stumm in die Arme und sprach dann freudeerfüllt die Worte: „Wir waren in einer

verzweifeltsten Lage, haben aber gut ausgehalten, das Glück hat uns wohlgewollt, aber auch Ihm dank Ich's!" In der Schlacht bei Torgau am 3. November desselben Jahres entschied die von ihm geleitete Erstürmung der Süptiger Höhen den Sieg. Der Kampf war überaus blutig und schwer, und der österreichische Generalissimus Daun war schließlich gezwungen, sein völlig aufgelöstes Heer durch Torgau die Wasserstraße über die Elbe zu führen.

Bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges blieb Zieten stets beim König und führte in dessen Abwesenheit den Oberbefehl. Neben dem ruhmreichen Friedrich feierte Preußen und ganz Europa den alten Vater Zieten, den großen Husarenkönig. Königinnen und Kaiserinnen schrieben ihm gnädige Briefe und baten ihn um sein Porträt; er mußte es vor allen der Kaiserin Katharina von Rußland und der Königin von Schweden schicken.

Nachdem die erste Frau Zietens schon frühzeitig gestorben war, verheiratete sich der 65jährige General zum zweitenmal und zwar mit einer Nichte seiner verbliebenen Gemahlin, dem Fräulein Hedwig Elisabeth Albertine v. Platen, einer ebenso schönen wie stattlichen jungen Dame. Er erbat sich vorher den Konsens seines Königs, der ihm darauf den nachstehenden Brief schrieb:

„Mein lieber General von der Kavallerie  
von Zieten!

Ich accordiere Euch hierdurch mit vielem Vergnügen den von Euch in Eurem Schreiben vom 4. d. gebetenen Konsens zu Eurer vorhabenden Heirat mit einem Fräulein von Platen und wünsche Euch zu Eurer Verbindung alles Glück und Vergnügen, so Ihr doch nur wünschen und verlangen möget, wie Ich denn, wenn Ich wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitsfest celebrieren würdet, selbst dahin käme, um auf demselben zu tanzen.

Ich bin Euer wohlaffectionierter König

Potsdam, den 7. April 1764.“ Friedrich.

Auf dem Vermählungsfest war Friedrich II., durch dringende Regierungsgeschäfte zurückgehalten, zwar nicht zugegen, dafür tanzte Zieten desto mehr mit seiner Braut und allen anderen Damen. Alle freuten sich über den schönen, freien und geschmeidigen Anstand des 65jährigen jungen Ehemanntes. Als Friedrich II. darauf seinen General zu sehen bekam, sprach er mit freundlicher Miene: „Um Sein Hochzeitsfest bin Ich gekommen, daß Er bei der Taufe nur Mich nicht vergißt, denn Ich denke, Er wird mich zum Gevatter nehmen.“ In der That kam der König am 15. Oktober 1765 von Potsdam direkt nach Berlin, fuhr bei Zietens Hause in der Rochstraße Nr. 62 vor, um bei dessen Sohn Gevatter zu sein und brachte sogar für diesen ein

Patent-Geschenk mit — das Patent zum Kornett im Zietenschen Husarenregiment. Außer ihm waren auch seine Gemahlin, die Königin Elisabeth Christine, und die Prinzen des königlichen Hauses Zeugen der Taufe. Dieser Kornett war der nachmalige Graf von Zieten, der, nachdem er als Rittmeister aus dem Militärdienst getreten, auf sein väterliches Erbgut Wustrau sich zurückgezogen und dort als Landrat dem Kreise lange Zeit vorgestanden hat. Friedrich Wilhelm IV. hat ihn zum Grafen ernannt. Nach diesem Sohn wurde dem alten Husaren noch eine Tochter geboren und dann noch ein Sohn, welcher aber bald nach den ersten Wochen seines Lebens starb.

Er lebte mit seiner Familie zuzeiten in Berlin, zuzeiten auf seinem genannten Landgut Wustrau. Er hielt sich gerade, ging leicht und frei einher, war rasch in seinen Bewegungen und tanzte mit seinem Anstand. Er ritt auch im höchsten Alter noch gern die schnellsten Pferde. Er war sehr eigen in Bezug auf Wäsche und Kleidung; bis ins höchste Alter zog er keinen Schlafrock an; er haßte ihn ebenso wie sein König, sondern war immer in seiner Montierung; erst in seinem 84. Lebensjahr konnten es die Seinigen dahin bringen, daß er sich eines gepolsterten Lehnstuhls bediente. Sein Frühstück bestand alle Tage aus Wassersuppe und Butterbrot; Kaffee und Thee hat er in seinem Leben kaum gelostet. Sein gewöhnliches Getränk war Wasser, sein Lieblingsgemüse waren Mohrrüben. Alle seine Mahle hielt er mit unbeschreiblichem Frohsinn und inniger Zufriedenheit. Gastfreundschaft gehörte zu seiner lebenswürdigsten Eigenschaft. Der tiefste Zug seines Lebens war seine Religiosität; sein festgewurzelttes Gottesvertrauen ließ ihn in allen Fügungen des Lebens Gottes Hand erkennen. Als ihm in höheren Mannesjahren sein Sohn und dann auch seine erste Frau starb, sprach er: „Gott hat sie zu sich gerufen, seinen Willen bete ich an!“ und als ihm im höchsten Greisenalter alles Glück auf Erden beschieden war, was nur ein Sterblicher wünschen konnte, sprach er mit dankbarer Nüchternheit: „Gott hat mir alles gewährt, um was ich ihn gebeten habe. Mein Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden.“ Täglich des morgens, wenn er sich angekleidet hatte, verrichtete er in Stille seine Andacht, indem er auf die Kniee sank und betete.

Am 26. Januar 1786 erlosch dieses glänzende Gestirn am Himmel Preußens. Zieten starb plötzlich, ohne vorhergegangene Krankheit, im 87. Jahre, einen schönen Husarentot. Ein Nachruf in der Berlinischen Monatsschrift im März-Heft 1786 lautet: „Ehrenvoll war sein ganzes Leben, ruhig sein Alter und so schied er aus der Welt, die seine Thaten gesehen und bewundert hatte . . . Sein so glänzendes Beispiel kann ohnstrittig das Vorbild vieler Jünglinge



sein, deren erster Pfad weniger rauh ist als der feinige. Der lebendige Gedanke an ihn muß noch in den entferntesten Zeiten dem Kriegsheer Helden wie ihn und dem Staat treue Diener wie ihn geben.“

„Papa Zieten“ verstand sich nie auf die Kunst des Sparens; auch seine Gastfreundschaft verschlang große Summen, und nachdem er in Bustrau viel gebaut und seinen dortigen Grundbesitz vergrößert hatte, geriet er in Geldalamitäten, aus denen er nur durch eine Schenkung des Königs von 10 000 Thälern befreit wurde. Kein Wunder, wenn er kein Barvermögen hinterließ, und daß vielmehr sich bei der Nachlassregulierung sogar einige Passiva vorfanden. Trotz allem war er ein ausgezeichnete Landwirt, und der aus dem Jahre 1764–83 noch vorhandene Briefwechsel Zietens mit seinem Gutswalter zeigt uns den alten Husarengeneral als unternehmungslustig, schlau, geheimnisvoll und über-raschend. So ließ er z. B. Versuche machen mit Kalkdüngung, befahl aber darüber tiefes Schweigen. Gewöhnlich trug er während seines Bustrauer Sommeraufenthalts einen grauen Leinenkittel; wer ihn so sah und nicht kannte, hätte ihn für einen verabschiedeten Husaren gehalten und nach der Tasche gegriffen, um ihm ein Almosen zu geben.

Wir sind in der glücklichen Lage, aus der Handschriftenabteilung der Königl. Bibliothek zu Berlin zwei bisher ungedruckte Schriftstücke Zietens hier mitteilen zu können. Das eine ist die Trauerbotschaft an den Geheimrat Professor Formey in Berlin über das Ableben seiner ersten Frau, und das zweite, ein Abschiedsattest, welches er einem abgehenden Husaren seines Regiments erteilte. Der Brief an Formey lautet also:

„Hochwohlgeborener Herr!

Hochzuverehrender Herr Geheimrat!

Es hat dem Herrscher über Tod und Leben, nach seinem unerforschlichen Ratschluß, gefallen, meine geliebteste Ehegattin, die weiland hochwohlgeborene Frau, die Frau Charlotte Sophie Margarethe von Zieten, am 11. ds. nachts um 12 Uhr nach einem ausgestandenen hitzigen Brustfieber im 48. Jahre ihres Lebens aus dieser Zeitlichkeit hinzunehmen und dadurch mich und meine Kinder in die tiefste Trauer zu versetzen; wie ich nun nicht zweifle, daß Euer Hochwohlgeb. an dieser von Gott über mich verhängten Betrübnis ein aufrichtiges Anteil nehmen werden, so wünsche ich von Herzen, daß der Allhöchste dieselben bis auf die spätesten Zeiten vor

betrübten Trauerfällen bewahren wolle und verharre mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebener Diener

Den 16. April 1756.

v. Zieten.“

Das Abschiedsattest Zietens an seinen Husaren hat folgenden Wortlaut:

„Sr. Königl. Majestät in Preußen bestallter General der Kavallerie, Obrist eines Regiments Husaren, wie auch Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Ich Hans Joachim v. Zieten füge hiermit jedermanniglich kund und zu wissen, daß Vorzeiger ds., der Husar meines unterhaltenden Regiments, und zwar von der Escadron des Majors von Schau, Namens Johann Georg Hintzsche, 12 Jahre 3 Monate treu und redlich gedient und sich jederzeit so aufgeführt, als es einem rechtschaffenen und ehrliebenden Soldaten eignet und gebührt. Wenn nun aber Selbiger sich in Sr. Majestät Landen pensioniert zu machen gewillt und dieserhalb um seinen Abschied geziemend nachgesucht, also wird ihm derselbe hiermit erteilt und gelangt an alle jebe, sowohl vom Militair- als auch vom Civil-Stande, mein dienstfreundliches Ersuchen, obgedachten Hintzsche seiner geleisteten Dienste und guten Aufführung wegen nicht allein aller Orten frei und ungehindert passieren, sondern sonsten auch allen geneigten Willen widerfahren zu lassen, welches in dergl. Fällen zu erwidern erbötig.

Urkundlich ist dieser Abschied eigenhändig von mir unterschrieben und mit dem gewöhnlichen Regiments-siegel bekräft. So geschehen und gegeben zu Berlin.

Den 13. Marty 1768.“

H. J. v. Zieten.“

Von der unermesslichen Volkstümlichkeit Zietens zeugten nicht allein die zahlreichen Lieder, welche noch immer im Munde des Volkes fortleben, die vielen Kompositionen, in denen er musikalisch gefeiert wurde, die nach ihm benannten Plätze und Straßen, sondern auch die Pfeifenklöpfe und Schnupftabaksdosen der Landleute und Soldaten noch bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts. Ein Kaufmann in Alen bei Dessau, welcher zuerst Zietenkanaster als „aufrichtig seinen Rauchtabal“ einfuhrte — „das Päckchen zu 6 Pf.“ —, soll dadurch ein reicher Mann geworden sein.

Noch jetzt singen unsere Soldaten beim Marsch oder in ihren Kasernen das bekannte Lied:

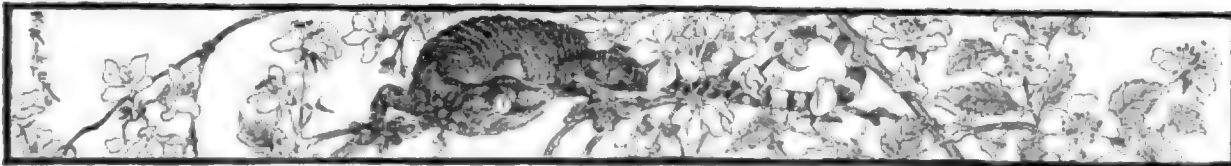
„Joachim Hans von Zieten

Husarengeneral;

Dem Feind die Stirne bieten

Thut er wohl hundertmal!“





## Die vom Wald.

Roman von Hermine Villinger.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Am andern Morgen in der Frühe, kurz nachdem die Großmutter ihre Fahrt nach Waldshut unternommen hatte, erschien der Alexis mit dem Känzel auf dem Rücken auf der Schwelle des Gottsteinschen Hauses.

Er hatte das Vorhaben der Großmutter, ihn vom Krieg frei zu bitten, aus den Reden ihrer Söhne entnommen, die sich nicht darüber beruhigen konnten, daß sie die Mutter um des Enkels willen für schwachsinzig ausgeben wollte.

Im Osten röteten sich die Spitzen der Berge und heilige, friedliche Morgenstille lag über dem kleinen Dorf; Alexis stand wie angewurzelt auf seiner Treppe: ob er die Heimat wieder sah? Ob die Jugendgespielin da drüben ihn nicht vergessen würde, wenn er auf der Liste der Gefallenen stand? Es wurde ihm dunkel vor den Augen, und er hob rasch den Fuß, um zu gehen.

Da öffnete sich die Thüre hinter ihm und Josepha stand an seiner Seite.

„Wohin?“ fragte sie, des Burschen Arm ergreifend.

„In den Krieg,“ sagte er.

„Und das willst du der Großmutter anthun? Es wird sie umbringen.“

„Aber mir schad't's nichts, wenn ich da bleib', ich soll auch so ein Troddel werden wie die zwei Osenhoder, die nie einen Willen gehabt und darum aus der Kindheit nicht 'rausgekommen sind. Oder bist du vielleicht jemals deines Lebens froh geworden? Oder sonst eins, das mit der Urgroßmutter zu thun gehabt? Alles hat drausgehen müssen für die Salpeterer-Sach', die so altnodisch ist, daß die Leut' draußen in der Welt drüber lachen. Gebt ihr meinetwegen euer Leben dafür hin, und Glück und Lieb' dazu, ich mach' nimmer länger mit. Ich hab's versucht und gehofft, ich reiß' vielleicht 's Anne-Lisle noch raus, aber die Urgroßmutter hat mir's völlig verheh't; so mag's denn alt werden und einsam, wie du's selber worden bist. Laß los,“ fuhr er Josepha an, die seine Hand festhielt und ihn starr ansah, „zieh frei!“

Aber sie hielt ihn fest, ihr Atem war immer

kürzer, ihre Augen waren immer größer geworden während der Rede ihres Neffen. Mit einem Male gab sie ihm einen Stoß, daß er fast die Treppe hinunterfiel.

„Geh', ja geh',“ rief sie ihm nach, „du bist im Recht.“

Mit großen Schritten stürmte er die Gasse hinunter. Vor dem Schulhause machte er Halt und klopfte den Lehrer heraus.

„Behüt' Euch Gott, ich zieh' mit in Krieg!“

Da rannen dem Nikodemus die Freudenthränen wie Bäche aus den Augen.

„Zeuch aus fürs Vaterland,“ rief er dem Scheidenden nach, „du junger, glücklicher Mensch!“

Die Anne-Lis hielt's nicht mehr aus auf ihrem Hof; kam denn die Großmutter noch immer nicht von ihrer Fahrt nach Waldshut? Und hatte sie ihn frei bekommen, den Alexis, war's ihr gelungen, mußte er nicht mit in den Krieg? Sie schlich hinüber, es ließ ihr keine Ruhe, sie wollte mit Josepha reden, ganz leise, damit es Alexis nicht merke; sie hatten sich nicht mehr gesprochen, seit damals in der „Tenn,“ als er so gotteslästerliche Dinge gesagt.

Das junge Mädchen trat mit aller Vorsicht in die untere Stube des Gottsteinschen Hauses; die Thüre war nur angelehnt.

„Josepha, bist da?“ fragte die Anne-Lis.

Niemand antwortete, aber da hinten auf der Osenbank, ganz im Düstern, saß eine Gestalt, das Gesicht in den Händen vergraben, schwer atmend.

Das junge Mädchen trat vor sie hin:

„Fehlt dir was, Josepha?“

Sie blickte auf: „Mir? Ja, daß alles umsonst war, das ganze Leben umsonst, und was bleibt, ist Elend.“

„Was hast du denn,“ rief die Anne-Lis aus, „du bist so seltsam und so bleich — wie ein Leintuch siehst aus!“

„So!“ Josepha fuhr sich mit den Händen übers Gesicht, „so ein greller Blich, das ist auch keine Kleinigkeit — auf einmal hat's in mir aufgeschrien: er hat recht, so ist's, so ist's, wir sind lauter Betrogene — wie er, so hätt' auch ich's machen sollen



— den Mut hätt' ich haben sollen, meinem Herzen zu folgen — wohl ihm, wohl ihm, daß er fort ist."

"Wer ist fort?" fragte die Anne-Lis.

"Der Alexis."

"Wohin?"

"In den Krieg."

"Du redst irr," schrie das junge Geschöpf auf, "es ist nicht wahr — es kann nicht wahr sein —"

Sie rannte zur Thür hinaus, durchs ganze Haus:

"Alexis! Alexis!"

Schluchzend lehrte sie in die Stube zurück: "Er ist verloren."

"Er hat sich gerettet," sagte Josepha und streichelte dem jungen Ding, das mit dem Kopf in ihren Schoß gesunken war, das widerspenstige Haar.

"Wein' du nur," sprach sie leise, "du bist noch jung, du hast noch Thränen, bei dir ist noch nicht alles verloren —"

So traf sie die Großmutter.

"Kinder," rief sie, in die Stube tretend, "der Alexis wird frei, der Alexis bleibt daheim!"

"Er ist schon fort, Großmutter," sagte Josepha.

"Und du hast ihn nicht gehalten?"

Josepha sah die alte Frau an, diese uralte Frau, wie sie da stand und mit verzweifelten Blicken an den Lippen der Enkelin hing. Und Josepha vergaß die Antwort über dem Gedanken: wie nur ein Mensch so viele unglücklich machen kann?

Da warf die Greisin ihren großen Mantel ab und sank auf die Ofenbank nieder.

"Auch der ist hin," sprach sie leise, "Herr, gib mir Kraft!"

Eine Schwäche überkam sie, sie sank vornüber, und Josepha fing sie in ihren Armen auf.

Abseits von aller Gemeinschaft, wie ein fremder Körper im einigen Vaterland, saß das Häuflein Salpeterer und brachte es fertig, trotz aller Kriegsnachrichten und Siegesfreuden an dem Märchen seiner Verufung fortzuspinnen. Aber Nikodemus ließ es sich nicht nehmen, immer wieder bei der alten Frau vorzusprechen, obwohl sie keine Notiz von seiner Gegenwart nahm.

Einmal traf er sie, wie sie mit zitterigen Händen an einer schwarz und gelben Fahne zu flicken versuchte, die nur noch aus Löchern und Fäden bestand. Sie seufzte ob ihrer Ohnmacht, und er sah, wie ihr die Anstrengung dicke Schweißtropfen erpreßte.

"Kann nicht Josepha oder Anne-Lis Euch bei der Arbeit helfen?" fragte er, sich zu ihr niederbeugend.

"Die?" Die Lippen der Greisin zuckten schmerzhaft, sie schüttelte das Haupt, und ihre zitterigen Finger nahmen von neuem die Arbeit auf.

Die beiden Mädchen saßen drüben im Jungfernhof; Nikodemus sah sie am Fenster; ohne sich zu besinnen, ging er zu ihnen hinein.

"Warum laßt ihr die Großmutter allein?" fragte er, "warum helfst ihr der alten Frau nicht bei der Arbeit?"

"Wir denken nicht mehr wie sie," sagte Josepha, und es lag etwas Hartes in ihrer Stimme.

Nikodemus sah sie verwundert an. "Ich habe nie wie sie gedacht, und sie thut mir doch leid."

Es klang schon etwas unsicherer, als Josepha hinzufügte:

"Sie hat uns alle unglücklich gemacht —"

"Mich auch," sagte Nikodemus.

Da wurde Josepha dunkelrot.

"Bei Gott," rief sie aus, "Ihr seid gerad' so starrköpfig wie die Großmutter — nur umgekehrt."

Sie packte ihre Arbeit zusammen und ging hinüber, und so oft Nikodemus bei der alten Gottstein vorsprach, fand er die Mädchen an ihrem alten Platz am Fenster, wie sie an der zerschissenen Fahne flickten, die Bibel vor sich auf dem Tisch. Und die alte Frau lauschte auf ihre Lieblingsstellen, und hörte nichts von dem Hurtageschrei, das draußen bei jeder Siegesnachricht ertönte. Aber die Anne-Lis hörte es, und ihr Herz pochte, und ihre Augen irrten über die Bibel weg zur Thür, bis diese sich öffnete und Nikodemus den Kopf hereinstreckte mit der Nachricht: "Keiner von Euch!"

Das dritte Regiment, in dem Alexis stand, lag drüben bei Belfort, um die Franzosen abzuhalten, über den Rhein zu kommen. Zuweilen trug der Wind das dumpfe Gedröhn des fernen Kanonendonners bis herüber nach Buch, wo die Bauern lauschend standen, die Mühe in der Hand, und sich bekreuzend für den Sieg der Ihren flehten.

Es war am 18. Januar, als das dumpfe Donnern der Geschütze da hinten aus der Schweiz mit einem Male stille schwieg. Die Bauern eilten wie in Erwartung von etwas Besonderem aus ihren Häusern und klopfen ihren Schullehrer heraus, der durchaus wissen sollte, was es in der Welt draußen gäbe. Er ließ sie aber plötzlich alle im Stich, denn unten in der Gasse erschien die Anne-Lis und winkte ihm, zu kommen. Nikodemus ging mit ihr nach Haus.

Die alte Gottstein lag auf der Ofenbank, eingebettet zwischen ihren hohen Kissen; ihr Atem ging kurz und schwer, ihre Hände griffen suchend in die Luft. Die beiden Söhne saßen in der hintersten Ecke der Kunnst und schluchzten wie kleine Kinder. Ein Nachbar war nach dem Pfarrer gelaufen; er kam, als er jedoch vor das Lager der alten Frau hintrat, hob diese das Haupt und sprach:

"Was will der Pfarrer — ich sterb' wie ich gelebt."

Darauf fing sie an zu murmeln:

"Sprich zu den Tünchern, die mit losem Kalle tünchen, daß er abfallen werde; denn kommen wird flutender Regen und ein Windwirbel wird es zer-

the model. The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.



The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

The model results are compared with the observational data. The model results show that the model can reproduce the observed trends in the tropical climate system.

nahm die Vergangenheit Abschied von den Buchern. Vor dem Sterbehaus scharten sie sich zusammen zum gemeinsamen Gebet, und in ihr dumpfes Gemurmel tönten hell und verheißend die Siegesglocken zur Wiederaufrichtung der deutschen Kaiserwürde.

Sie kamen herbei, die Salpeterer, von ihren Hochwäldern, aus ihren Seitenthälern, bis über die Kniee im Schnee wattend, aus dem ihre roten Panzerleichen wie feurige Punkte leuchteten. Die acht Ältesten trugen die alte Gottstein zu ihrer letzten Ruhestätte.

Der kalte Mond stand am Winterhimmel, als sie mit ihren brennenden Kerzen lautlos zum Friedhof zogen. Am Grabe machten sie's kurz; nur lernige Bibelsprüche wurden der Heimgegangenen nachgesandt; dann beteten die Salpeterer ein paar Vater unser, die die ganze Einwohnerschaft Buchs, welche sich auf dem Gottesacker eingefunden, andächtig mitbetete.

Hierauf trat Nikodemus an das Grab:

„Aus unsrer Mitte ist eine Frau geschieden, die keiner von uns vergessen wird, maßen ihr Wollen ein redliches war und ihr Geist unermüdlich im Glauben und Hoffen. Gott aber siehet nur das Herz und hat Erbarmen mit unsrer Verblendung, wenn sie auf falschen Wegen uns wandeln läßt. Also gehe du hin in Frieden, Seele, die sich müde gerungen, und mögen wir alle so tapfer und allezeit wachend unsre Tage hinbringen, wie du es gethan. Amen.“

Da löste sich so ein stämmiger Hochwäldler von seinen Gefinnungsgeoffen und stampfte durch den Schnee zum Lehrer hin.

„'s freut uns,“ sprach er, „daß wir dich nicht totgeschossen.“

Und Nikodemus schüttelte die bargereicherte Rechte.

„Mich auch — von ganzem Herzen.“

Alexis lag auf dem besten Platz auf der Kunst, wo noch vor kurzem die Großmutter gelegen. Er sieberte und Josepha pflegte ihn. Nach ein paar Wochen konnte er aufstehen und saß mit seinem verbundenen Kopf hüben am Fenster, und die Anne-Lis drüben. Er war aber jezt zum Helben von Buch geworden und hatte den ganzen Tag Besuch, während das Mädchen allein saß und sich grämte. Hinüber traute sie sich schon gar nicht, denn der Alexis that so, als sei sie für ihn nicht auf der Welt. Ihre Gedanken aber schweiften immer hinüber, und wenn ihr manchmal ein Seufzer entfuhr, so brauchte sie nicht länger zusammenzufahren, denn der Wille, der so lange ihr eigentliches Selbst niedergehalten, die Hand, die sich so hart in ihr rosiges Fleisch eingegraben, sie waren nicht mehr. Durch die Ritzen der Thüren und Fenster aber drang unaufhaltsam der Hauch der Gegenwart und weckte allerlei hoffnungsvolle Gefühle in dem Herzen des einsamen Mädchens. Die Welt war so anders geworden, alle Menschen sahen so freudig aus. — Wie sehnte

sie sich nach einem freundlichen Blick, nach einem Lächeln des Jugendgefährten; darauf wartete sie, das sollte ihr den Mut geben, den Schritt zu wagen mit dem Geständnis: ich bin damals nicht wahr gewesen — ich hab' dich immer lieb gehabt —

Aber wenn er so trozig dreinschaute und mit aller Welt lachte und freundlich that, nur mit ihr nicht — wie sollte sie da den Weg zu ihm finden, ohne vor Scham und Angst zu vergehen.

So blieb sie in ihrem Jungfernhof einsam am Fenster sitzen, und Nikodemus, der täglich seinen Schüler besuchte, ließ es endlich keine Ruhe mehr; das rote Köpfchen da drüben sah gar so traurig aus, der kleine, fest zusammengepreßte Mund schien das Lachen ganz verlernt zu haben.

„Hm,“ meinte er eines Tages, seinen Schüler in die Seite stoßend, „was ist denn mit da drüben.“

Des Alexis Züge verfinsterten sich: „Was soll sein, ich weiß von nichts.“

„Nun,“ meinte Nikodemus, „thu' doch nicht so, 's war doch einmal was.“

„Wenn's halt doch zur Red' kommen soll,“ grollte der Bursche, „es hat einmal eine Stund' gegeben, da hat sie mich abgewiesen wie einen Bettler — da hab' ich's geschworen: ich bin's nicht, der den ersten Schritt wieder thut — und dabei bleibt's, mag sie's nun halten, wie sie will.“

Das war die Großmutter Gottstein mit all' ihrer Herbe, die aus dem Urenkel sprach, deren stahlblaue Augen in verjüngtem Glanze aus des Burschen Antlitz leuchteten.

Nikodemus erfaßte ein heilloser Grimm: „Starrkopf!“ fuhr er den ehemaligen Schüler an, „glaubst wohl wunder was für eine Großthat es sei, dazu sitzen mit deinem bösen Troß. Hast doch genug erfahren, wie Härte thut, was sie zu Grund richten kann an Glück und Jugendmut — nur war's noch was anderes bei der Großmutter; sie hat geglaubt, einer guten Sach' zu dienen, und hat sich ihr selbst zum Opfer gebracht, nicht nur die andern. Bei dir aber ist's der helle, dumme, einfältige Troß. Kannst dich nicht in das jung' Geschöpfle hineinendenken, wie's aufgewachsen ist, und wie schwer die Zucht war, in der's gelebt hat? Was hat dir's nun genügt, daß du ein Stück Welt gesehen? Ja freilich, hast sie halt wieder mitgebracht, deine Schenkklappen.“

Und Nikodemus erhob sich und lief ohne Gruß davon, den jungen Menschen in einer ganz eigenen Verfassung zurücklassend.

Drinne in der Stube hatte die Josepha alles gehört.

„Und sich zu sagen,“ seufzte sie, mit gerungenen Händen vor sich hin starrend, „auch bei uns könnt's wieder gut werden, wenn diese — andere nicht wär' — aber so wie er ist — über die kommt er nicht weg —“

So war jedes im Haus mit seinem eigenen Schicksal beschäftigt und niemand achtete auf das wunderliche Gebaren der Brüder Gottstein, die den ganzen Tag miteinander zu tuscheln hatten. Hatte die Mutter nicht in ihrer Sterbestunde verkündet, das Wunder sei geschehen, der dürre Ast auf der Egg treibe Blätter?

Hinauf also zum Eggberg wollten sie und das Wunder schauen, um es dann aller Welt zu verkünden. Damit wollten sie der Salpeterergemeinde zeigen, wer sie waren — eine That, die sie vor allen in Respekt setzen mußte, die bewies, daß sie, die Söhne der alten Gottstein, keine schwach sinnigen Männer waren.

An einem schönen Frühlingsmorgen machten sie sich auf und schlürften zu ihrem Dörflein hinaus. Als es Abend wurde, und sie nicht heimkehrten, und niemand im Dorf etwas von ihnen wußte, machte sich Josepha mit einer Stalllaterne bewaffnet und von einer Anzahl Dorfbewohner begleitet, auf den Weg, um die Verschwundenen zu suchen; auch Nikodemus befand sich unter denen, die Josepha begleiteten, aber er schritt allein hinten nach und ließ die Leute plaudern.

Bei einbrechender Nacht, als der Weg auf den Eggberg anfang, immer steiler und unheimlicher zu werden, machten sich die Bucher einer nach dem andern auf den Heimweg, so daß schließlich nur noch Nikodemus hinter dem kräftig ausschreitenden Mädchen einher trabte.

Es ging dem Morgen zu, als die Suchenden auf dem Rücken des Eggberges anlangten. Da oben lag noch tiefer Schnee, im Thal glicherte der Rheinstrom und majestätisch ragten die Spitzen der Appenzeller Alpen in die Lände.

Der Weg da herauf in der frischen hellen Frühlingsnacht war für die beiden, sich so von ganzer Seele liebenden Menschen ein großes, unverhofftes Glück gewesen. Sie waren nebeneinander hergewandelt wie zur Zeit, als er noch ihr Lehrer und sie die Schülerin war. Erst schwiegen sie lange, mit ihrer Befangenheit kämpfend, jedes in der Todesangst, beim ersten Wort die tiefe Erregung seines Innern zu verraten. Dann fing Nikodemus an, vom Sternenhimmel zu reden, was er davon wußte, und kam er ins Stoden, brachte Josepha seine Rede durch eine Frage wieder in Fluß. Was sie alles sagten, kam ihnen kaum zum Bewußtsein, aber dieses leise Schwanken ihrer Stimmen, ihr Zittern und Zagen, was sie alles unterdrückten an Innigkeit und Zärtlichkeit, das hörten, das empfanden sie und es erfüllte ihre Seelen mit einer Wonne, die größer war als alles, was sie an Glück bisher empfunden. Ihr Ziel, was sie eigentlich wollten, war ihnen ganz entfallen. Endlich aber waren sie doch auf dem Rücken des Eggberges angelangt. Der Wind blies scharf da oben; die Sonne kam glühendrot hinter den öst-

lichen Bergen hervor und über den alten Winterschnee ringsumher ging ein Leuchten. Vor den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses stand der dürre Ast; es lag aber nur Schnee auf dem morschen Geäst und darunter hingestreckt lagen die Brüder Gottstein, im Schnee erfroren und ruhten sich für immer von dem ersten Einfall ihres Lebens aus.

Es war Himmelfahrtstag; es lag aber noch etwas anderes in der Luft, als die bloße Feiertagsstimmung. Nikodemus saß in seinem Gärtchen und wunderte sich schon lange über die ganz absonderliche Stille im Ort; kein Mensch pilgerte zum Engel, das Kindervolk war wie vom Erdboden weg geweht, sogar der Michel blieb aus, nur die Vene stand unter der Hausthüre und hatte fortwährend an ihrem Sonntagsstaat herumzuzupfen.

Die alte Magd hatte dem Briefboten ein Schreiben abgenommen, es aber hurtig in die Tasche gesteckt, indem sie vor sich hin murmelte:

„Später ist noch immer Zeit, jezt soll er seine Freud' ungetrübt haben.“

„Was ist denn heut' los?“ erkundigte sich Nikodemus, „man sieht ja weit und breit keinen Menschen auf der Gass'?“

„Ach, du großer Gott,“ schluchzte die alte Magd los, „habt Ihr denn ganz und gar vergessen, zwanzig Jahr sind's, daß Ihr Schullehrer zu Buch seid.“

Inzwischen kam's da mit einem Male ganz wunderbar farbig die Gasse herauf gezogen — Männer, Weiber und Kinder, alles im Festtagsgewand, mit Blumen und Tannenzweigen, auch eine Fahne wehte. Wer aber kam allen anderen voraus, Hand in Hand, rosig und frisch in leuchtender Jugend — der Alexis und's Anne-Bisli. Da blinkte es feucht auf in des Lehrers Augen, und er hatte die größte Mühe, seiner Nührung Herr zu bleiben.

Vom Berg aber tönten Böllerschüsse, die Kirchenglocken läuteten, und der Bürgermeister näherte sich, fest und wuchtig, mit einem silbernen Becherlein, das fast in seiner Hand verschwand. Das war das Gemeindegeschenk; hinter ihm her aber schob der Knecht ein Fäßlein Wein, fein sorglich gerad' zwischen des Herrn Lehrers Beine:

„Das,“ erklärte das Ortsoberrhaupt, „kommt von mir.“

Um die vor Nührung schwankende Gestalt des Dorfschulmeisters türmte sich alsbald Gabe um Gabe, während der Ortspolizeidiener mit einem großen vollbeschriebenen Bogen bewaffnet, zum drittenmal anhub: „Unser guter Affolat — unser guter Affolat —“ wobei ihm aber immer wieder die Stimme überschlug zum großen Ergözen der Kinder, die ganz despektierlich darauf los lachten.

Da drängten sich sieben feste Mannen rücksichtslos durch die Reihen der Leute und pflanzten sich

kerzengerade vor den Dorfschullehrer hin. Und einer sprach: „Wir Salpeterer kommen, gratulieren, Lehrer, und wollen's dabei lassen, so lang du Schul' haltst zu Buch, dir unsere Kinder aus freien Stücken und ohne Staatsgewalt zu schicken.“

Nikodemus hielt sich nicht mehr: „Ich bin erdrückt,“ schluchzte er, „von der Gnade Gottes.“

Da hob die Lene den Kopf und stimmte mit einem Ton, der wie eine schrille Trompete klang, ihr „Großer Gott, wir loben dich“ an.

Und sie sangen alle darauf los, die Salpeterer mit den andern, und es geschah zum erstenmal seit Menschengedenken, daß die vom Wald ihren Schöpfer gemeinsam lobten.

Nach der Feier saß Nikodemus auf seinem harten Ledersofa und trank einen Schluck Wein, denn er war ganz angegriffen von der großen Gemütsbewegung, die er gehabt. Lene kam und ging, warf mütterliche Blicke auf ihren Herrn, und als sie der Meinung war, daß er sich genugsam erholt habe, legte sie den Brief vor ihn hin mit der kleinlauten Bemerkung: „Da ist auch was von Freiburg.“

Über die noch eben verklärten Gesichtszüge des Lehrers legte sich plötzlich ein tiefer Schatten.

„Ach Gott,“ murmelte er, „von Freiburg, so, von Freiburg —“

Er sah den Brief nicht an, er sah vor sich nieder. Ihm war mitten in der Feier, die ihm zu teil geworden war, plötzlich durch den Kopf geschossen: wo ist denn die Josepha? Sollte sie allein von all' den Buchern mir nichts zu sagen haben? Oder vielleicht — vielleicht kommt sie noch und sagt mir ihren Glückwunsch allein —

Und nun lag da ein Brief von Freiburg — ach, wie ein Sturz kalten Wassers war's plötzlich über ihn gekommen.

„Aber Herr Lehrer, so macht ihn doch endlich auf,“ ermahnte ihn Lene, „wer wird auch einen Brief so lange ungelesen liegen lassen —“

Nikodemus nahm das Schreiben in die Hand.

„Vom Holzapfel,“ stammelte er, „was thut denn der Holzapfel in Freiburg?“

„Ich sterb' vor Neugier,“ sagte die Lene und schaute über des Nikodemus Schulter in den Brief hinein. Er lautete:

„Gehrter Herr Kollege!

Ich habe Ihnen einige sehr wichtige Nachrichten mitzuteilen. Erstens: endlich sind meine vielseitigen Verdienste höhern Orts anerkannt worden und ich wurde an die höhere Bürgerschule nach Freiburg versetzt. Zweitens aber bin ich seit dem 6. d. M. ein verheirateter Mann. Um Sie nicht zu erschrecken, sei Ihnen der Vorgang mit aller Schonung mitgeteilt. Ich ging eines Tages durch die Jesuiten-

gass', als ein mit farbigen Seidentüchern behangenes Fenster meine Aufmerksamkeit fesselte, darum hauptsächlich, weil zugleich kleine Hestchen mit der Aufschrift: Liebesbriefe für das männliche Geschlecht — gegen das Fenster gelehnt waren.

Raum hatte ich das angesehen, kam eine Person heraus und sprach mir zu, die Liebesbriefe zu prüfen, sie seien sehr billig. Da mir der umständliche Stil mit dem altmodischen, stets wiederkehrenden „maßen“ bekannt erschien, sagte mir die Person, sie seien ganz echt, von der Hand ihres Bräutigams geschrieben; sie sei schon fünf Jahre verlobt und habe einstweilen ihr kleines Vermögen von tausend Gulden auf zweitausend gebracht durch einen kleinen Handel mit seidenen Tüchern und Liebesbriefen, die sie fein säuberlich in Hestchen schreibe und zu 12 Kreuzer per Stück verkaufe.

Der Tod ihrer alten Anverwandten setzte sie außerdem in den Besitz des kleinen Hauses, in dem sie lebt, und das einen ganz erfreulichen Hauszins abwirft. Die Ordnung und Sparsamkeit, sowie ihre große Freundlichkeit im Umgange hat mich neben anderen Tugenden veranlaßt, dieser Persönlichkeit Herz und Hand anzutragen, und zeige ich Ihnen somit an, daß Ihre Beziehungen zu Emmerenzia Holzapfel geb. Rosgarten in Zukunft aufhören müssen.“

„Halleluja!“ schrie Nikodemus und schwenkte den Brief wie eine Fahne über seinem Haupt, „Gott ist gut, ach Gott ist gut!“

„Und gescheit,“ jubelte die Lene, „denn hab' ich nicht immer gesagt: die und der Holzapfel, die gehören zusammen —“

Nikodemus wollte eben des einstigen Ausspruchs des Kollegen gedenken: „Es wird wohl jeder bekommen, was er verdient —“ als ein leises Pochen an der Thüre ihn zusammenfahren machte.

„Herein!“ sagte er und wurde blaß bis in die Lippen.

Langsam, unbeschreiblich langsam öffnete sich die Thüre, ein wundervoller Duft drang ins Zimmer, der in dem Lehrer eine ganze Welt von Erinnerungen erweckte. Und nun erschien er, der Strauß — großmächtig, wie ihn die Josepha als Kind zu binden pflegte — ein ganzer Segen von herrlichen Frühjahrskblumen, in allen Farben, in allen Gattungen — und dahinter ein dunkelrotes Gesicht, ein paar leuchtende Augen —

„Herrgott im Himmel, ist's denn wieder Jugendzeit?“ stöhnte Nikodemus auf — und merkwürdig, wo ihm nur mit einem Male der Mut herkam: mit der Rechten zog er Josepha über die Schwelle, mit der Linken schob er Lene hinaus, so knapp hinter ihr die Thüre schließend, daß er ihr fast den Rücken traf.

„Jetzt, wem erzähl' ich's nur zuerst,“ schrie die alte Magd und stürzte davon.





## Georg Bötticher.

Wenige Gebiete des geistigen Schaffens giebt es, auf denen Angebot und Nachfrage so in Mißverhältnis zu einander stehen, wie das des Humors. Alle Welt will lachen, mindestens erheitert lächeln; wenn man hundert Menschen fragt, ob sie lieber in ein Lustspiel oder in ein Trauerspiel, ein Mysterium gehen, werden neunundneunzig das erstere vorziehen. Aber der literarische Humorist, der das Zeug hat, Ergötliches zu Papier zu bringen, ist ein seltener Vogel; wenn wieder einmal einer auftaucht, ergeht es ihm bei den Redaktionen, wie den paar im Kriege übrig gebliebenen Männern des Propheten Jesajas bei den Weibern — sieben fassen ihn zugleich und rufen: Heirate mich!

Am seltensten sind jene Humoristen im eigentlichen Sinne, die mit souveränem Lächeln über dem ganzen Weltgetriebe stehen, bei denen der Humor aus einer großen inneren Freiheit quillt; kritische Naturen, die das Ungulängliche sehen, aber nicht, um es zu schulmeistern oder zu verdammen, sondern um es, lebenswürdig wie sie sind, vergnüglich zu finden. Die Welt ist Entwicklung, und das Ungulängliche ist von der Entwicklung unabtrennbar — weshalb es tragisch nehmen?

Ein solcher vornehmer Humorist ist Georg Bötticher. Ein Sanguiniker durch und durch, eine wunderbar leicht federnde Natur, feinsinnig, natürlich im Ausdruck, lebenswürdig und grazios selbst, wo er's auf Schärfe abgesehen hat. Die leichte Ironie, das Drollige ist's, was ihm am besten liegt. Zum Verben, der Satire, der Burleske reicht's seltener, eher greift er einmal zu tief, begnügt sich mit zu schwachen Motiven und Pointen. Wohl ist nicht gleichwertig, was er schafft, aber er macht Treffer über Treffer, die zum Besten zählen, was man irgend daneben stellen kann.

Bötticher ist eigentlich kunstgewerblicher Zeichner; und was für einer! Als vor Jahren Cornelius Gurlitt, der Kunsthistoriker, auf den Einfall kam, bei Böttichers Kollegen Umfrage zu halten, wen sie unter sich für den bedeutendsten hielten, kam Böttichers Name aus der Urne hervor. Sein ganzer Entwicklungsgang spitzte sich auf das kunstgewerbliche Zeichnen zu. Am 20. Mai 1849 in Jena geboren — er feiert also in diesem Jahre den 50. Geburtstag — im Hause seines Großvaters mütterlicherseits, des Philologen und Ästhetikers Geheimen Hofrat Hand, nachdem sein Vater als Pastor in Götmar bei Mühlhausen in Thüringen zwei Monate zuvor gestorben war, kam er, sieben Jahre alt, zu einem Großonkel nach Dresden, der ihn im hiesigen Freimaurerinstitut erziehen ließ, und sofort nach der Konfirmation 1864 in die Abteilung für Musterzeichnen der Dresdener Polytechnischen Schule; drei Jahre später in die Webeschule zu Chemnitz. Dann ging er nach Paris (1869), wo er Stellung in einem Atelier für Kunst-

gewerbe fand, verließ die französische Hauptstadt indes kurz vor der Schlacht bei Sedan wieder, um zeichnerisch als einer der ersten in Deutschland die stilistische Richtung für Tapeten, Teppiche, Möbelsstoffe zu begründen. Er arbeitete da für kunstgewerbliche Blätter und für Fabriken in Dresden, Mannheim, Jena, Würzen; seit zehn Jahren ist er in Leipzig ansässig, von wo ihn alljährlich seine Thätigkeit für ein paar Monate seiner Familie nach Köln entführt. Ein größeres Werk, das er als Kunstgewerbler herausgegeben hat (1875), führt den Titel „Kompositionen zu Flachmustern.“

Böttichers belletristische Thätigkeit begann für die Öffentlichkeit 1873: mit Märchen, die er für Lehmerers damals aufblühende „Deutsche Jugend“ schrieb. Der Jugendschriftstellerei ist er auch immer treu geblieben, wovon eine Reihe reizender von Jaumann, Klimsch und Klinger illustrierter Kinderbücher

voll lustiger Reime zeugt: „Das chinesische Buch,“ „Die Landpartie,“ „Wunderholz,“ „Wie die Tiere Soldaten werden wollten“ u. a. Dazu kamen Gedichte und Humoresken für die „fliegenden Blätter,“ den von Lehmerer Ende der siebziger Jahre begründeten „Schall,“ später für Wegendorfer und das „Universum.“ Im „Schall“ erschienen zuerst die drolligen Dietchen-Geschichten, auch jenes populär gewordene Gedicht „Wenn du noch eine Tante hast.“ Die meisten so verstreuten fröhlichen Schnurren in Vers und Prosa sind in der Reclam'schen Universal-Bibliothek gesammelt zu finden, in bereits sechs Bändchen: „Schnurrige Kette,“ „Allo tria,“ „Bunte Reize,“ „Neue Allo tria,“ „Weiteres Weiteres,“ „Allanzereien,“ voll köstlicher Einfälle, vielfach bezeugend, wie gut Bötticher den

thüringer und den sächsischen Dialekt beherrscht. Von sonstigen Büchleinen, die er herausgegeben, sind die „Schülerinnenrungen,“ „Absonderliche Geschichten,“ „Dochasties von der Sattin und Schwiegermutter,“ „Schillernovellen,“ „Schilda,“ „Die Schweinskarbonade“ (eine Travestie der Tolstoj'schen „Kreutzer-sonate“), „Der deutsche Michel,“ „O diese Kinder,“ „Das lustige Jena,“ „Meine Lieben“ (heitere Indiskretionen) und „Balladen, Legenden und Schwänke“ zu nennen. Scherzhafte Verse zu ein paar Tischkartenferien findet man in den „Allo tria“ wieder. Neuerdings hat sich Bötticher auch dramatisch versucht, hat ein fünftaktiges Schauspiel „Sophie Dorothea“ (nach der bekannten Baccus'schen Novelle) und einen munteren Einakter „Der späte Gast“ veröffentlicht.

Wenn je eine gute Sache an den rechten Mann gekommen ist, so ist dies den 200 besten Flaschen Wosel der Trarbacher Woselliedkonkurrenz geschehen: 2140 Dichter haben sich an dieser Konkurrenz beteiligt, vier Gedichte sind prämiert worden, das einzige, auf das sich die Stimmen aller drei Preisrichter vereinigten, war das von Georg Bötticher eingesandte.

Er trinkt kein Bier, aber was guter Wosel ist, das versteht er!

Victor Blüthgen.







FIGURE 1. (a) *Strophodontes* sp. nov. (b) *Strophodontes* sp. nov. (c) *Strophodontes* sp. nov. (d) *Strophodontes* sp. nov. (e) *Strophodontes* sp. nov.







Figure 1. A dark, rounded object, possibly a piece of fruit or a small animal, resting on a light-colored surface.



Figure 2. A dark, rounded object, similar to the one in Figure 1, resting on a light-colored surface.

kurzen Unterbrechung zwanzig Jahre als Geistlicher an der St. Casporkirche seiner Vaterstadt und kam so mit der nachmaligen Kaiserin Augusta und durch sie mit deren Gemahl in nähere Berührung.

Im Frühjahr 1868 wählte ihn das Domkapitel der Diözese Ermland zum Bischof. Der damals beginnende Kulturkampf und Kremens' Verhalten während der nächsten Jahre brachten den Bischof von Ermland in heftigen Konflikt mit der preussischen Regierung und den Ministern von Mähler und Falk. Namentlich der letztere ging mit ungewöhnlicher Schärfe gegen ihn vor. Nur der Verwendung der Kaiserin Augusta hatte Kremen es zu verdanken, daß ihm Gefängnis und Absetzung erspart blieben. Erst am 1. Oktober 1883 wurden die Maßregelungen des Bischofs durch Ministerialbeschluss aufgehoben. Am 27. Juli 1885 ernannte der Papst Kremen zum Nachfolger des aus Deutschland verbannten Erzbischofs Melchers von Köln und sieben Jahre später verlieh er ihm die Kardinalswürde mit der Basilica San Grisogono in Trastevere als Titelskirche, die Leo XIII. selbst fünfundsiebzig Jahre lang innegehabt hatte. Der Verstorbene zeichnete sich durch vornehme Gesinnung und rege Betätigung christlicher Liebe aus, seine entgegenkommende Haltung Andersgläubigen gegenüber hat in den Rheinlanden reichen Segen gestiftet und sichert ihm ein freundliches Andenken bei allen, die mit ihm in Berührung gekommen sind.

**Die Träume der Verbrecher.** Man bildet sich gewöhnlich ein, daß der Schlaf der Verbrecher im allgemeinen und besonders derjenige der Mörder fortwährend von schrecklichen Träumen unterbrochen wird, eine Idee, welche sentimentale Dichter, Romanschreiber und Dramatiker verbreitet haben. Nun berichtet Professor Santo de Sanctis in Triesto, daß er längere Zeit eine Anzahl von Männern und Frauen, die größtenteils sämtlich Mörder und Mörderinnen waren, im Schloß überwacht hat, um die unwillkürlichen Gemütsregungen derselben zu beobachten, und seine Wahrnehmungen waren völlig entgegengesetzter Art. Es zeigte sich, daß ein gutes Drittel dieser Verbrecher niemals träumte, weder Zeichen angenehmer noch schrecklicher Träume gab, und daß diejenigen, welche träumten, dabei nur mit gleichgültigen Dingen zu thun hatten. Kaum acht bis zehn vom Hundert träumten in den ihrer That zunächst folgenden Wochen oder später von derselben. Professor Dr. Sanctis fasste seine Beobachtungen dahin zusammen: 1., daß der schwere Verbrecher (Mörder oder Mörder) ruhig und tief nach der That schläft. In mancher Beziehung gleicht sein Schlaf demjenigen der älteren Epileptiker oder der Idioten. 2. Im allgemeinen schon träumt der Verbrecher wenig und selten; nur eine Minderheit hat aufregende und sich bemerkbar machende Träume. 3. Dabei begünstigt das Gefängnis noch das Traumleben und die auf freiem Fuß lebenden Verbrecher träumten noch viel seltener als die Gefangenen. 4. Die Scene des begangenen Verbrechens lebte nur selten im Traume wieder und noch seltener in Verbindung mit irgend einer Gemütsregung.

## Zu unseren Bildern.

**Venetianerinnen.** Der Fremde, der auf seiner Eiltour durch Italien der Königin der Adria drei oder vier Tage widmet, beschränkt sich gewöhnlich auf den Besuch des Marktplatzes und der Sebenswürdigkeiten in dessen nächster Nähe. Wenn er überdies noch eine Gondelfahrt auf dem Canale Grande unternommen und im besten Falle einen Ausflug nach dem Lido oder nach Murano gemacht hat, so glaubt er Venedig und das venetianische Leben zu kennen. Er ahnt nicht, daß die Leute, die er sah, nur Salon-Venetianer waren, und daß diese ebensowenig die eigentliche Bevölkerung der Lagunenstadt repräsentieren, wie die Fremdenführer, fliegenden Händler und Kellner, die ihm unter den Arkaden der Procurazien in mehr

oder minder aufbringlicher Weise ihre Dienste anboten. Der echte Venetianer und, was noch interessanter ist, Venetianerinnen sehen will, der darf die beschwerliche Wanderung ins Arsenalviertel und zum Castell San Pietro nicht scheuen, er muß seine Nase wappnen gegen die duffigen Kanäle und das Aroma in Öl gesottener Tintenfische und ähnlicher Delikatessen und darf vor allem nicht empfindlich sein, wenn ihm von den stets zu Scherz und Spott aufgelegten Bewohnern jener Quartiere ein kräftig Wörtlein zu- und nachgerufen wird. Seine Standhaftigkeit wird belohnt werden, er wird einen Einblick in das intime Leben des lebhaften Völkleins erhalten, der ihn für alle Belästigungen entschädigen dürfte. In tausend Variationen tritt ihm dann das Bild vor die Augen, das der Engländer Luke Fildes so reizvoll in seinem Gemälde festgehalten hat. Welch ein Leben entfaltet sich auf den schmalen Steigen zur Seite der Kanäle und in den engen Gäßchen und Höfen! Überall geschäftige, lachende, schwagende und streitende Gruppen! Da sind sie, die echten Töchter Venedigs, kräftig und doch so geschmeidig, da schreiten sie dahin, den „Zendalo“, das nationale Kopfstück, kokett um Haupt und Schultern gelegt, die blaue kupferne „Conca“ am Arm, da sitzen sie wachsend oder knieend, ewig thätig und doch aufmerksam auf alles, was in ihrer Umgebung geschieht. Man erskaunt über den feinen Schnitt der Gesichter, über den Ausdruck der dunkeln Augen und fragt sich, wie so viel Anmut in diese Quartiere komme. Dem Kunstkenner aber drängt sich die Überzeugung auf, daß diese Frauen und Mädchen die Nachkommen der Madonnen Gian Bellinis und der Göttinnen des großen Veronese sind!

**Die Ehebrecherin vor Christo.** Es giebt wenige Bibelszenen, aus denen der schroffe Gegensatz der milden Lehre Christi zu den mit Blut geschriebenen Gelehen des alten Bundes deutlicher hervorgeht, als das Wort des Heilandes angesichts der Ehebrecherin: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ Heinrich Hofmann, der bekannte Darsteller biblischer Scenen, hat in seiner Christusgestalt diese Milde glaubhaft verkörpert.

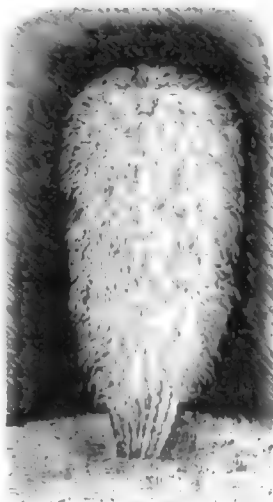
**Auf das Wohl des Küchendiebs!** Bei Monseigneur wird ein Bankett abgehalten. Die Gesellschaft ist ebenso erqu coast wie die Speisen und Getränke. Denn Monseigneur betrachtet die schöne Welt keineswegs als ein irdisches Jammerthal, er weiß, daß fröhliche Herzen dem Höchsten angenehmer sind als Fasten und Opfer und glaubt den Schöpfer nicht besser ehren zu können, als durch den dankbaren Genuß seiner Gaben. Deshalb ist Monseigneur auch ein Freund der Tafelfreuden, er hat oft genug am eigenen Leibe erfahren, daß ein satter Mensch auch ein guter Mensch ist. Und kann es ein angenehmeres Mittel geben, gut zu werden, als ein kleines Diner von acht, höchstens zehn Gängen? Man sieht es den waderen alten Herren an, daß sie in der Tugend der Menschenliebe schon Fortschritte gemacht haben. Sie haben den Küchendieb rufen lassen und bringen ihm zum Danke für seine Leistungen eine Ovation dar, um die ihn mancher Künstler auf einem anderen Gebiete beneiden könnte.

**In Gedanken.** Welche Gedanken mögen es sein, die das Köpfchen des schmucken Titmleins so lebhaft beschäftigen, daß es die sonst so fleißige Hand untätig im Schoße ruben und das Spinnrad stillstehen läßt? Ist ihr der Viebsie untreu geworden, oder sieht sie sich verurteilt, die Rolle des Adenbräuels zu spielen, während die schöneren Schwestern sich draußen auf dem Tanzboden im Walzertakte wiegen?

**Walddesille.** Zu keiner Zeit ist der deutsche Wald schöner als um die Pfingstzeit, wenn das Buchenlaub im ersten frischen Grün prangt und allerorten die Vögel ihr vielfimmiges Konzert aufführen. Wilhelm Pröler hat in seinem stimmungsvollen Bildchen ein solches Wald-Interior dargestellt. Das Reh, das durch die schlanken Stämme dahineilt, erlähnt den Begriff der Einsamkeit, ohne die wir uns ein solches Plätzchen kaum vorzustellen vermögen.

## Spren und Weizen.

**Greisenhaupt-Kaktus.** Die eigentümlich säulenförmige, dicht mit weißen Haaren bedeckte Pflanze, welche unsere Abbildung veranschaulicht, gehört in die Familie der so viele Wertwürdigkeiten umfassenden Kakteen. Ihrer absonderlichen weißen Behaarung halber führt die Pflanze den populären Namen „Greisenhaupt“, während sie der Botaniker *Philocereus senilis* nennt. Die Heimat dieser Pflanze ist Mexiko, welches Land überhaupt ein Eldorado für Kakteen ist, und Reisende erzählen, daß dort von dieser schönen Art Exemplare mit 16–20 m hohen Stämmen vorkommen. Die Abbildung enthebt uns näherer Beschreibung. Es sei nur bemerkt, daß der fleischige Körper keine Stacheln trägt, durch welche manche andere Kakteen berührt sind, sondern an Stelle der Dornen nur den vollen Haarwuchs aufweist. Die Haare sind von weißer Farbe, nur im Alter beginnen sie an Schönheit zu verlieren, so daß die Pflanzen in ihren unteren Teilen unscheinbar werden. Man hilft sich dann, indem man ihnen ein-



*Philocereus senilis.*

schach die Köpfe abschneidet und wieder einpflanzt, nachdem die Schnittfläche gut abgetrocknet ist. Der geköpfte Stumpf der alten Pflanze bildet nach einiger Zeit mehr oder weniger allerliebste junge Köpfe, die wieder abgenommen und eingepflanzt werden können. Früher war dieses eigenartige Kaktusgewächs recht teuer, in den letzten Jahren wurde aber Samen desselben in großen Posten aus dem Heimatlande der Pflanze eingeführt, so daß diese jetzt schon für einige Mark erhältlich ist. Obwohl man die Art nur der Form und Behaarung halber pflegt, bringt sie doch auch stattliche, bis 35 cm lange violettrote Blüten, die aber nur selten und bei ganz alten Exemplaren erscheinen. Bei der Pflege beachte man, daß der Greisenhaupt-Kaktus zu den wärmebedürftigen Arten gehört, auch gegen andauernden Regen sehr empfindlich ist, und deshalb am besten am sonnigen Zimmerfenster gepflegt wird.

Zu beziehen ist diese schöne Pflanze durch die berühmte Gärtnerei von Haage & Schmidt in Erfurt.

**Das Auspflanzen der Georginen.** Die vor Beginn des Winters herausgenommenen und an frostfreiem, trockenem und luftigem Ort aufbewahrenen Wurzelsäcke müssen im Verlauf des Winters auf etwaige Schimmelbildung und Fäulnis öfters nachgesehen werden. Ist solche vorhanden, so sind die betreffenden Teile jedesmal sorgfältig zu entfernen: zum letztenmal kurz vor dem Auspflanzen im Frühjahr. Jeder Wurzelsack besteht aus einer größeren Zahl von Brutknollen, von denen jede einzelne für sich gepflanzt wird. Es muß jedoch an jeder Knolle mindestens ein sich später zum Triebe entwickelndes Auge bleiben. Da die Georgine gegen Nachfröste sehr

empfindlich ist, so treibt man die Knollen am besten zunächst im Glasbeet an und pflanzt erst, in einer Entfernung von etwa 80 cm, sobald auf Kälte nicht mehr zu rechnen ist. Von den zahlreichen Trieben läßt man nur die kräftigsten stehen und zwar nicht mehr wie zwei oder drei. Sehr dankbar sind die Georginen bei guter Düngung, reichlichem Gießen und häufigem Auflockern der Erde.

**Verwendung der Rhubarberblüten.** Allgemein bekannt ist es, daß die jungen saftigen Rhubarberstengel ein nicht nur sehr wohlschmeckendes, sondern auch höchst bekömmliches Kompott zu einer so frühen Jahreszeit abgeben, wo von einer Verwendung frischen Obstes noch gar nicht die Rede ist. Um nun die Pflanze zum Treiben recht vieler und üppiger Stengel anzuregen, muß man die Blütenköpfe ausbrechen, und zwar möglichst frühzeitig, d. h. so lange sie noch von den umhüllenden Blättern fest bedeckt sind. In diesem jugendlichen Alter geben die Köpfe übrigens auch ein sehr zartes und wohlschmeckendes Gemüse, das ähnlich wie Blumenkohl zubereitet wird. Es ist von einem feinen säuerlichen Geschmack, der sich, wenn er nicht beliebt ist, leicht durch einen Zusatz von etwas doppeltkohlensaurem Natron tilgen läßt.

**Ein einfaches Mittel zum Reinigen der Teppiche** bilden alte Zeitungen. Man zerweicht dieselben in Wasser, gießt dann letzteres ab und brüht auch das Papier mit der Hand so trocken, bis kein Wasser mehr abtropft. Die aufgeweichte Masse wird nun in kleine Stüchchen gerissen und über den Teppich gleichmäßig verstreut. Beim Abfegen geht nicht nur aller Schmutz mit dem feuchten Papier fort, sondern die Farben werden auch wieder aufgefrischt.

## Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 17.

Schachaufgabe Nr. 5:

- |             |           |                      |
|-------------|-----------|----------------------|
| 1. Se1-b3   | Kc4-b5    | 2. Lb7-a6 + beliebig |
| 3. De2,     | g2, a2 ♀. |                      |
| A. 1. . . . | Kc4-d3    | 2. Lb7-d5 beliebig   |
| 3. Dd2 ♀.   |           |                      |
| B. 1. . . . | af-a5     | 2. Dd2-e2 + Kc4-b5   |
| 3. Sd4 ♀.   |           |                      |

Buchstabenrätsel: Langer, Anger, Ränge.

Silbenrätsel: Wafferscheide.

Servandlungsrätsel: Vaisal, Valtan, Vallen, Varren, Bergen, Vingen, Vinken, Vondon.

Buchstabenrätsel:



**Aufgabe:** Die Raigldchen. Bei jedem Maienstengel giebt die Zahl der Blüten und Knospen an, den wievielten Buchstaben der Überschrift man für den Stengel setzen muß. Vliest man die hiernach ausgewählten Buchstaben zeilenweise von links nach rechts, so erhält man:

Der Mai ist gekommen,  
Die Bäume schlagen aus.

**Silbenrätsel: Diamant, Smaragd.** — 1. Denar, Narfod; 2. Jbna, Nahum; 3. Arno, Nora; 4. Malta, Tabor; 5. Arber, Bertha; 6. Rahe, Pering; 7. Tshato, Korund.

**Kapitelrätsel: München, Haus, Münchhausen.**

**Slataufgabe Nr. 9:** C lege r K und r O in den Stat.

A hatte: g W, r W, g 10, r D, r 9, r 8, r 7, s 9, s 8, s 7;

B hatte: e W, s W, e 10, e K, e O, e 7, g K, r 10, s 10, s O.

1. Stich: r D, r 10, e D + 32;
2. Stich: g D, g 10, g K + 25;
3. Stich: e 8, r W, e 10 — 12;
4. Stich: s 9, s O, s K + 7;
5. Stich: s D, s 8, s 10 + 21.

Die übrigen 5 Stiche erhalten die Gegner, aber C hat in seinen vier Stichen schon 85 Augen erhalten, so daß mit den 7 Augen im Stat sein Spiel mit Schneider gewonnen ist.

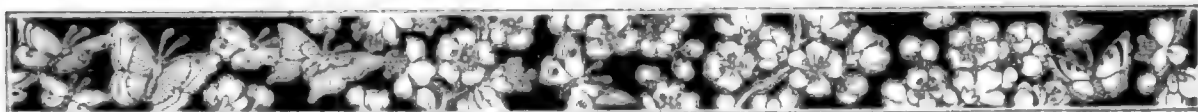
Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Gustav Dickwald in Leipzig; W. Schmaldt in Krefeld; Anna Hartleb in Groß-Nichterfelde; Bertha Wiesel in Alschaffenburg; Hermann Wötcher Gera (Neuß); Gustav Polzmann in Bremen; Richard Rammelt in Köln a. Rh.; Elsa Kröbel in Chemnitz; Robert Hüfner in Leipzig-Neustadt; Heinrich Wabler in Hamburg; Hermann Gerhardt in Dresden; Karl Septner in Aulzig a. E.











## Die Anna.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von F. Czabran.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück trödelte und nöhlte Tante Ruti, wie's Rätthe schien, dreimal so lange als sonst, ehe sie zum verabredeten Ausgange mit dem Kammerherrn fertig war, aber kaum war sie „zum Tempel 'naus,“ als Rätthe wie der Bliß in ihre Sachen fuhr — Horst war längst auf dem Bureau — zum Hause herausfauste und in die nächste Pferdebahn sprang. Nach einigen Irrfahrten gelangte sie auch glücklich bis ans Engellufer — eine ihr bisher total unbekannte Gegend, und suchte nun das Haus Nr. 177, das sich ihr als ein höchst wenig verlockender, verräucherter und unfashionabler Steinkasten vorstellte. Einen Moment zauderte sie, als der schwarze, aufwärts strebende Schlund der stockdunkeln, steilen, verwahrlosten Treppensucht sich vor ihr aufthat, aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen und ihre Nase gegen die Mißdüfte dieses Palastes wappnend, begann sie den Aufstieg. Ein paar schlumpigen Weibern und sonstigen Wassermannschen Gestalten, die ihr auf den verschiedenen Etagen begegneten, bot sie einen „Guten Morgen,“ der nur notdürftig und wie es schien, widerwillig und mißtrauisch erwidert wurde, und endlich war der vierte Stock erreicht, d. h. sie war damit glücklich unterm Dach angelangt. Der Treppe gerade gegenüber war auf einer Thür mit vier Reißnägeln eine schmutzige Visitenkarte angeheftet, auf der zu lesen stand: „Dr. phil. Daniel Schimpfkläse,“ und Rätthe, die sonst naturgemäß wenig Weltkenntnis besaß, dachte unwillkürlich, daß die Wissenschaft diesen Dr. phil. zwar sehr hoch, nämlich in den vierten Stock einer Spelunke, aber nicht weit gebracht haben mußte. Eine andere junge Dame wäre vielleicht noch vor dieser Thür umgekehrt wegen plötzlich versagenden Nutes, aber Rätthe versagte der Mut nie. In ihrer souveränen Unkenntnis und Verachtung

etwaiger persönlicher Gefahren dachte sie gar nicht daran, in welche Räuberhöhle sie vielleicht fallen könnte; wenn ihr etwas Unbehagen verursachte, dann war's nur der Gedanke, daß der gute Boob ihr eine falsche Adresse gegeben haben könnte — na, aber dann sagte man „pardon“ und „schrammte“ wieder ab. Sie klopfte also ganz energisch an und auf ein dröhnendes „Zimmer 'rin in die gute Stube“ von einer enormen, wenn auch etwas belegten Baßstimme betrat sie das Zimmer.

Zunächst sah sie vor Tabaksdampf — sehr übel duftendem Dampf von einer grausigen „Knüller“-Sorte, nichts; dann unterschied sie in dem zwiesachen Dämmer des Rauches und des Lichtes, das durch ein seit Jahrzehnten nicht mehr geputztes Fenster fiel, ein entsetzlich unordentliches Gemach mit schräg abfallenden Mansardenwänden, ein ungemachtes Bett, einen eisernen Waschkübel mit schmutzigem Wasser in dem spucknapfgroßen Becken, ein mit Papieren und Büchern vollgestopftes Regal und endlich einen eisernen Ofen, gegen den sich zwei mit Filzparisern bekleidete Füße stemmten und zu diesen unförmigen Extremitäten gehörig den Körper eines so fabelhaft dicken Mannes, wie Rätthe ihn in ihrem Leben noch nicht gesehen.



Zunächst sah sie vor Tabaksdampf nichts ...

Dieser Kolosß saß, Pfeife rauchend, in einem Lehnstuhl mit zerfektem Überzug, gehüllt in einen Schlafrock, von dem die Lumpen geradezu herabhängen, auf dem Kopf einen türkischen Fes, und auf den schmierigen Krügen seines ehemals türkischen Schlafrocks quollen eine Genickfalte, zwei Hängebacken und ein doppelter fogenannter Kehlbraten höchst dekorativ über.

„Dr. Schimpfkläse?“ fragte Rätke, nachdem sie sich von ihrem ersten Erstaunen über den merkwürdigen Anblick gefaßt hatte.

Der Kolosß, welcher durch die dicke Atmosphäre nun wohl auch erkannt hatte, daß eine Dame — eine vornehme Dame sein Zuskulum betreten, erhob sich schwerfällig, stellte die Pfeife zur Seite, versuchte seine mangelhafte Unterkleidung mit seinem Schlafrock zu verbergen und legte sein glattrasiertes Gesicht (mit mindestens dreitägigen Bartstoppeln darauf) in verbindliche Falten und verbeugte sich sogar.

„Der bin ich. Womit kann ich dienen?“ fragte er mit seinem Baß, um den jeder Darsteller des „Sarasstro“ ihn beneidet hätte.

„Ich habe gehört, daß Sie ein Sachverständiger in Geheimschriften sind,“ erklärte Rätke ihren Besuch, „und da bin ich gekommen, Sie um die Dechiffrierung dreier Billets zu bitten.“

„Man hat Sie richtig gewiesen,“ erwiderte Dr. Schimpfkläse pompös. „Wenn einer solch' eine Schrift lösen kann, so bin ich's. Es ist meine Specialität. Zunächst bitte Platz zu nehmen.“

Rätke dachte, das wäre leichter gesagt, wie gethan, denn außer dem Lehnstuhl an dem Ofen, in den sie sich nicht um die Welt hätte sehen wollen, sah sie keine andere Sitzgelegenheit. Der Kolosß aber wandte sich um, wobei Rätke zu ihrem entsetzten Staunen bemerkte, daß auf der Stelle, wo der Mensch zu sitzen pflegt, der Schlafrock in seiner ganzen Tiefe fehlte, d. h. weggefressen war und das Unterzeug wie durch einen Rahmen sehen ließ — der Kolosß also die Schäden seiner Garderobe enthüllend, zog einen wackligen Stuhl aus einer Ecke, warf die darauf liegenden Kleidungsstücke einfach auf den ungefegten Boden und bot die Sitzgelegenheit mit imposanter Gendebewegung seinem Besuche an.

„Danke schön,“ sagte Rätke, den Stuhl mißtrauisch betrachtend. „Ich stehe ganz gern. Hier sind die drei Billets und nun sagen Sie mir, bitte, auf deutsch, was drauf steht!“

Dr. Schimpfkläse streckte seine fette Rechte nach den drei grünen Bogen aus, nahm wieder auf seinem Lehnstuhl Platz, klemmte einen Kneifer auf seine kartoffelförmige Nase und betrachtete stürnrunzelnd die Schrift.

„Augenscheinlich drei verschiedene Systeme,“ sagte er dann aufsehend.

„Aber es ist doch Chiffreschrift?“ fragte Rätke. „Nicht etwa Botokudisch oder Polnisch oder sonst was?“

„Natürlich ist es Geheimschrift, aber wie gesagt, es sind drei verschiedene Systeme,“ nickte der Kolosß. „Aber wir werden ihnen schon auf den Grund kommen. Daniel Schimpfkläse kann sich rühmen, daß er bisher noch jedes Chiffresystem gelöst hat. Jedes, sage ich Ihnen.“

„Na, dann los,“ kommandierte Rätke, vor Ungeduld zitternd.

Dr. Schimpfkläse ließ den Kneifer von der Nase fallen.

„Meine verehrte junge Dame,“ sagte er gönnerhaft, „selbst ein Expert wie ich es bin, löst solche Rätsel nicht, wie man reife Pflaumen vom Baume schüttelt. Dazu braucht man Zeit.“

„Wie lange?“

„Das hängt von der Schwierigkeit der Aufgabe ab. Ich habe für eine Zeile Chiffreschrift schon Wochen zur Lösung gebraucht, mehr denn hundert Systeme probieren müssen, bis eines stimmte. Aber vertrauen Sie mir diese Zettel nur ruhig an — sie ruhen bei mir unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses!“

Rätke seufzte tief auf.

„Das heißt, es bleibt mir nichts weiter übrig, wenn ich die Lösung haben will,“ sagte sie. „Na, dann gut, ich lasse Ihnen die Billets zurück. Kann ich morgen wieder mal nachfragen kommen?“

„Das können Sie — ob mit Erfolg, dafür kann ich nicht gutsagen,“ war die herablassende Antwort.

„Also auf Wiedersehen,“ sagte Rätke kurz und wandte sich zur Thür.



„Zunächst bitte Platz zu nehmen.“

„Pardon, noch eins, meine Gnädigste,“ rief Dr. Schimpfkläse. „Es ist Geschäftsprinzip von mir, eine kleine Anzahlung auf meine Mühewaltung zu erheben. Dieselbe wird natürlich bei der Liquidation in Abrechnung gebracht!“

„Aha,“ sagte Rätthe, der es bisher gar nicht eingefallen war, daß die Sache auch etwas kosten könnte. „Was verstehen Sie unter einer kleinen Anzahlung?“

Dr. Schimpfkläse zuckte mit den Achseln.

„Eine Lappalie — des Prinzips wegen,“ entgegnete er wegwerfend. „Sagen wir — hm — zehn Mark.“

Rätthe zog stumm ihr Portemonnaie und legte das verlangte Geldstück in die ausgestreckte Rechte des Schriftgelehrten.

„Sonst noch was?“ fragte sie dann trocken.

„Gewiß, meine verehrte Dame,“ war die verbindliche Erwiderung. „Eine Hauptsache sogar —: mit wem habe die Ehre zu sprechen?“

Rätthe trat mißtrauisch einen Schritt zurück.

„Meinen Namen wollen Sie wissen?“ fragte sie.

„Aber das ist doch ganz überflüssig! Ich hole mir die Auflösung der Schrift, und zahle, was ich Ihnen schuldig bin, aber ob ich Müller oder Schulze heiße, kann Ihnen doch ganz egal sein.“

Mit einer grandiosen Handbewegung hielt der Kolos Rätthe die drei grünen Zettel hin.

„In diesem Falle kann ich den Auftrag nicht übernehmen,“ sagte er kühl. „Daniel Schimpfkläse ist kein Pirat, kein dunkler Ehrenmann, der im Trüben fischt — er arbeitet nur für Klienten, die ihm ihren Namen nennen. Wer damit hinterm Berge halten muß, für den bin ich nicht zu haben!“

Rätthe hatte, wie gesagt, naturgemäß keine Welt- und Menschenkenntnis, sonst hätte sie ihre drei grünen Briefe sicherlich eingesteckt und wäre ruhig gegangen mit Hinterlassung vielleicht der zehn Mark, die Daniel Schimpfkläse jedenfalls vergessen hatte, mit den Briefen zurückzugeben. Aber da sie den Kolos infolge dieser mangelnden Menschenkenntnis nicht durchschaute, so ging sie richtig auf den Leim.

„Ich muß ganz und gar nicht mit meinem Namen hinterm Berge halten,“ sagte sie empört. „Ich heiße Gräfin Kirchwald und wohne Potsdamer Straße Nr. 1, und wenn Sie sonst noch was wissen wollen, dann sagen Sie's rasch, denn in dem verfluchten Tabakrauch hält's ja keine Kage länger aus.“

„Aber meine gnädigste Gräfin,“ grinste Dr. Schimpfkläse über sein ganzes, fettes Gesicht, „verzeihen Sie mir, doch seinen Grundsätzen darf kein ehrlicher Mann untreu werden! Nein, ich habe keine Frage weiter — darf ich Sie herab zu Ihrem Wagen führen?“

„Danke,“ sagte Rätthe kurz mit einem entsetzten Blick auf diesen Kavalier in dem durchgeessenen Schlafrock. „Ich gehe schon ganz allein — Sie — Sie könnten sich erkälten!“

Dr. Schimpfkläse murmelte etwas, das sie gar nicht mehr verstand, so eilig flog sie die winkligen Treppen herab. Und hierher sollte sie wieder kommen, wer weiß wie oft noch, um nachzufragen, ob der schreckliche Mensch die Lösung gefunden hatte! Entsetzlicher Gedanke! Keine zehn Pferde hätten sie wieder in den Salon Dr. Schimpfkläses zurückgebracht, wenn — wenn nicht eben die mysteriöse „Anna“ gewesen wäre. Ja, diese Anna! Na, nur getrost, arme Rätthe, bis morgen Abend macht sie dir keine Kopfschmerzen mehr!

Rätthe mußte sich, zu Hause angelangt, total umziehen, so vollgezogen waren ihre Kleider von dem Rauch des furchtbaren Krautes, das Dr. Schimpfkläse zu seiner Erbauung rauchte und wahrscheinlich unter dem Namen Tabak kaufte.

„Wahrscheinlich raucht er das Seegras aus seiner Matratze,“ murmelte sie, als sie unter Zeichen des Ekels ihre Garderobe wechselte. „So hat ja nicht mal die Pfeife gestunken, die unser Kutscher daheim qualmte!“

Aber wahrscheinlich war auch der Hellberger Kutscher ein Kapitalist gegen den verlumpten Dr. phil. im vierten Stock des Engelufers Nr. 177 und in der Not frist der Teufel nicht nur Fliegen, sondern er raucht sogar Seegras.

Für Rätthe verging der Tag mit tödlicher Langsamkeit. Es schauderte ihr vor dem erneuten Gange zu dem Geheimschrift-Experten und doch brannte sie vor Ungeduld auf das, was sie von ihm hören sollte. Unter Predigten von Tante Ruti und Weisheiten aus dem Munde dieser lobwürdigen Verwandten schlichen die Stunden hin. Unbegriffen dröhnte der Strom der Worte an Rätthes Ohr, denn ihre Gedanken weilten in dem schmutzigen Gemache am Engelufer, wo Dr. Schimpfkläse vielleicht jetzt saß und über dem Rätsel der grünen Briefe grübelte.

Und um den Kelch voll zu machen, brachte die Post am Abend wiederum solch einen grünen Brief für ihren Gatten! Wahrhaftig, genau dieselbe Farbe, genau das Format, genau denselben roten Johannis-käfer auf dem Verschuß des Couverts. Es rieselte kalt über Rätthes Rücken, als sie ihren Gatten diesen grünen Brief aufnehmen und ruhig in die Klappe seines Überrockärmels schieben sah — kälter noch wurde ihr's, als sie Tante Ruti malitiös lächeln sah mit einem Blick auf sie, der Bände sprach. Warum mußte diese verwünschte Anna auch solch greulich auffallendes Briefpapier benutzen — konnte sie nicht auf Weiß schreiben wie andere vernünftige Leute? Hundertmal kam es Rätthe auf die Lippen zu fragen, von wem denn ihr Gatte diesen „herzigen“ grünen Brief erhalten, aber immer wieder drängte sie die Frage zurück, weil sie sich bewußt war, daß es keine harmlose war, und weil sie sich scheute, ihre Gedanken damit zu verraten.



Überhaupt, es war alles wie verheert, denn am nächsten Morgen war keine Idee daran, fortzukommen. Graf Kirchwald blieb zu Hause, Diestelcamp's hatten keine Lust auszugehen — unter welchem Vorwande hätte Rätke sich zu solch langer Reise bis ans Engellufer entfernen können? Also hieß es, die Zähne zusammenbeißen, irgendwo Geduld hernehmen und warten. Zum Abend erwartete man Gäste, und als Rätke das Menu zum Abendessen entwarf und dabei zum Dessert eine „Himmelstorte“ von Josty proponierte, da kam ihr ein Gedanke: sie konnte die süße Labbe selbst bestellen und dabei ein bißchen lange ausbleiben, d. h. nach dem Engellufer per Droschke „erster Güte“ eilen. Aber das Unglück wollte, daß Tante Ruti dem jungen Kirchwald'schen Paare kurz vorher ein Gastgeschenk gemacht hatte in Gestalt einer silbernen Tortenplatte und als sie hörte, was Rätke vorhatte, bestand sie, d. h. die Tante, sofort darauf, daß die Platte heute eingeweiht würde. Da mußte nun der Diener mit besagtem Objekt sofort die Bestellung machen, denn solch ein fragiles Ding wie eine Himmelstorte verträgt keine Dislozierung und muß gleich auf das zum Servieren bestimmte Gefäß gebracht werden, und Rätke mußte sich mit heimlichem Zähneknirschen in ihr Geschick finden. O, warum hatte sie nur mit ihrer Vorliebe für „Himmelstorten“ gerade eine solche vorgeschlagen, die auch Tante Ruti's Lieblingsdelice war! Zu Ruß und Frommen meiner verehrten Leser, die nicht wissen, woraus eine Himmelstorte besteht, und dann auch, weil es hierher gehört, sei verraten, daß dies köstliche Gebäck aus vier ganz dünnen, knusprigen Platten von mürbem Teig besteht, zwischen die Lagen von Himbeergelee, Vanillecrème, Aprikosenmarmelade und Croquante-Sahnen-schaum gestrichen werden. Die letzte, oberste Teigplatte deckt ein kunstvoll gespritztes Gebäude biden Sahnen-schaums, das der Konditor erst aufrichtet, wenn die Torte zum Gebrauch abgeschickt wird.

Rätke vermüschte die Kuchenplatte, die ihr überhaupt nicht gefiel, sie vermüschte die Torte sogar im voraus und das sollte ihr teuer zu stehen kommen.

Aber ahnungslos des kommenden Unheils verlebte sie den Tag. Als die frühe Dämmerung anbrach, entschlossen sich Diestelcamp's noch zu einem kurzen Ausgange, an dem teil zu nehmen Rätke sich mit der Entschuldigung drückte, daß sie für den Abend noch zu thun hätte. Graf Kirchwald war auf seinem Bureau seit dem Essen — sie war also allein zu Haus und berechnete, ob die Zeit noch reichen würde, um zum Engellufer hin und zurück zu kommen, ehe ihr Gatte heimkehren konnte. Wenn keine Hindernisse eintraten, konnte es gehen, aber wer bürgt dafür, daß alles glatt ging? Während Rätke noch so im Entree stand und das Für und Wider ihrer Expedition überlegte, hörte sie einen schweren Tritt

die Treppe heraufkommen und da sie dicht neben der Glashür stand, schob sie die Scheibengardine ein wenig zurück, um nachzusehen, welcher Mammut wohl da heraufstampe. Aber ein Blick genügte, um in dem geräuschvoll emporpustenden Individuum den Dr. Schimpfkläse zu erkennen. Rätke wäre vor Schreck fast in die Kniee gesunken — da hörte denn doch alles auf, daß dieser Mensch sie hier in ihrem Hause aufsuchte! Und ehe er draußen noch die Hand ausstreckte, um auf den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken, riß sie die Thür von innen mit einer Behemung auf, daß der also unerwartet Attackierte vor Schrecken einen Satz nach rückwärts machte, der ihm um ein Paar das Gleichgewicht raubte und ihn fast kopflegel die Treppe herabbesördert hätte.

„Warum kommen Sie hierher? Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich bei Ihnen nachfragen würde?“ fuhr Rätke auf den Erschrockenen los.

„Nun, das muß man sagen,“ entgegnete er jedoch schnell gefaßt, „das ist eine nette Begrüßung für Daniel Schimpfkläse! Ich scheue den Weg nicht, um Ihnen, gnädige Gräfin denselben zu mir zu ersparen, um Ihrer aristokratischen Nase nicht zum zweitenmal den mir so lieben Tabaksrauch zuzumuten, von dem Sie sagten, daß keine Kaze ihn aushalten könnte, und statt eines mit Europas Höflichkeit überlätzten Grußes werde ich von Ihnen angefahren, noch ehe ich Ihre Klingel berührt?“

Rätke hatte sich während dieses mit bröhnender Bassstimme dahinrollenden Redestromes zunächst überzeugt, daß ihr Besuch den berüchtigten Schlafrock daheim gelassen hatte und einen Anzug wie andere Menschen trug, wenn auch einen sehr schäbigen, sehr wenig weiße Wäsche zeigenden; aber eine Art Leibrock, den kein Winterpaletot deckte, umhüllte doch seinen enormen Körper mit einer schwachen Präension von gentlemanliten Anstand. In ihrer nicht ganz ungerechtfertigten Angst, daß die andern Stockwerke des Hauses herbeieilen dürften, der bröhnenden Bassstimme zu lauschen, die einen die vornehme Ruhe unliebsam unterbrechenden Lärm verursachte, fand sie, daß es geraten sei, höflicher mit dem ungebetenen Gäste zu reden.

„Jawohl, Sie haben vollständig recht,“ rief sie hastig. „Bitte, wollen Sie nicht eintreten? Guten Tag, Herr Doktor — es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, sich hierher zu bemühen — na, zum Kuckuck, Sie müssen doch gesehen haben, daß mir nur der Schreck so in die Glieder gefahren war.“

„Schreck vor mir, vor Daniel Schimpfkläse?“ lächelte der Koloss nun schon hinter der glücklich geschlossenen Thür. „Gnädige Gräfin, Daniel Schimpfkläse hat noch keinem Wurm etwas zuleide gethan.“

„Na, das ist nett von Daniel Schimpfkläse,“ gab Rätke wütend zurück, indem sie überlegte, wohin sie

den Menschen führen sollte. Denn hier im Korridor konnte sie doch nicht mit ihm stehen bleiben. In ihr Zimmer? Der Kerl stank so nach kaltem Tabakrauch, daß er ihr's für Stunden hinaus verpesten würde. In den Salon? Damit Tante Ruti ihn vielleicht dort fand, wenn sie unerwartet zurückkehrte? Halt, neben dem Schlafzimmer lag Horst's Ankleidezimmer, dort konnte man noch vor Abend die Fenster aufmachen. Ja, das war eine Idee. „Bitte hier einzutreten,“ sagte sie, die betreffende Thür öffnend, indem sie voranging und die Gasflamme über dem Tisch in der Mitte entzündete. Das Zimmer war nur mäßig groß, aber ganz nett eingerichtet. An dem Tisch, der mit Toilettengegenständen und Militäreffekten zwar etwas wild überhäuft war, weil der Bursche noch nicht aufgeräumt hatte, standen zwei bequeme, ältere Fauteuils, an den Wänden hatte ein dito älteres Schlafsofa Platz gefunden, eine Waschtouillette, ein Toilettenspiegel zwischen den Fenstern, und ein enorm großer, zweiteiliger Kleiderschrank barg die Militär- und die Civilanzüge Graf Kirchwald's.

Räthe deutete auf einen der Fauteuils und setzte sich selbst auf die Lehne des andern.

„Sie sind wegen der chiffrierten Billets gekommen, nicht?“ fragte sie, zitternd vor Ungebuld.

„So ist es — und ich habe die Lösung der Chiffren mitgebracht,“ bestätigte Dr. Schimpfläse mit würdevollem Triumph.

Räthe fuhr wie gestochen empor.

„Wo? Geben Sie her — schnell doch!“ rief sie atemlos, mit blitzenden Augen.

„Sogleich, meine Gnädigste,“ winkte Dr. Schimpfläse grazios mit seiner fetten Rechten ab. „Lassen Sie mich der Auslieferung nur vorausschicken, daß die Chiffren in der That, wie ich vermutet hatte, nach drei verschiedenen Systemen angewendet sind. Dennoch werden Sie es begreiflich finden, wenn ich sage, daß meine Aufgabe keine ganz leichte war, und nur ein Experte von meinen Kenntnissen und Erfahrungen konnte es ermöglichen, den Schlüssel zu finden. Infolgedessen —“

Hier fuhr Räthe, die nur mit Mühe einen Ausbruch ihrer Ungebuld unterdrückt hatte, sichtlich zusammen, denn ihr für alle Nebengeräusche trotzdem weit geöffnetes Ohr hatte gehört, wie die Entreehür von Außen durch einen Drücker geöffnet wurde und ein spornklirrender Schritt das Entree betrat und jetzt hörte sie gar die Stimme ihres Gatten, der den Diener fragte, ob die Herrschaften zu Hause seien.

„Mein Mann!“ unterbrach sie die Rede des Doktors im Flüsterton. „Still, kein Wort weiter, er darf nicht wissen, daß Sie hier sind!“

Dem Dr. Schimpfläse blieb thatsächlich der Mund offen stehen vor Erstaunen.



„Warum kommen Sie hierher? Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich bei Ihnen nachfragen würde?“

„Aber —,“ brachte er endlich, selbst unwillkürlich flüsternd, hervor.

Räthe fuhr sich mit beiden Händen in die Haare.

„Er darf Sie hier nicht finden und wird wahrscheinlich gleich hereinkommen,“ tuschelte sie mit wildem Blick. „Sie müssen verschwinden, verduften, zum Fenster hinauspringen —“

„Und mir alle Knochen brechen?“ flüsterte Dr. Schimpfläse entrüstet zurück. „Lassen Sie ihn doch kommen, was soll er mir denn thun? Bin ich zu einem Rendezvous mit Ihnen hier?“

„Er darf Sie hier nicht finden,“ gaspte Räthe verzweifelt. „Fort mit Ihnen, oder er massakriert Sie! Kriechen Sie unter das Sofa —“

„Machen Sie mich erst dünn genug dazu,“ schnob der Doktor, den nun eine sichtliche Angst ergriff und der sich, aufspringend, wild umsah.

„Er mordet Sie, wenn er Sie hier findet,“ versicherte Räthe in höchster Aufregung. „Halt — ich

hab's! Schnell hier in den Kleiderschrank, aber fix — ich lasse Sie dann wieder heraus!"

Damit hatte sie auch schon die Civilabteilung des großen tiefen Möbels geöffnet, der Doktor kletterte pustend vor Angst und Aufregung hinein und Käthe hatte auch eben nur die Doppelthür wieder geschlossen und drehte gerade den Schlüssel um, als auch die Thür aufging und Graf Kirchwald in ihrem Rahmen erschien.

"Ach, hier bist du, Käthe?" sagte er gemüthlich. "Ich habe dich schon in allen Zimmern gesucht — bin heut' mal etwas früher heimgekehrt. Was machst du denn da?"

"Ich?" fragte Käthe puterrot im Gesicht. "D, ich habe doch heut' früh auf deinen Wunsch deinen großen Jagdpelz aus der Mottenkiste geholt, und da hab' ich bloß nachgesehen, ob ihn der Bursche auch in den Schrank gehängt hat!"

"D, ich danke dir," sagte Graf Kirchwald herzlich. "Das ist mir sehr lieb, denn die Jagd im Grunewald ist schon für morgen früh angesagt, und Boob hat mir gestern Abend noch geschrieben, daß das Rendezvous eine Stunde früher ist, als sonst. Um sieben Uhr — d. h. ich denke doch!"



„Schnell hier in den Kleiderschrank, aber fix!“

Damit zog er aus dem Armelausschlag seines Überrockes — den grünen Brief mit dem Johannisläufer darauf, den die Post ihm gestern Abend gebracht, und aus dem Couvert vor Käthes sichtigen Augen das gleiche grüne Blatt!!!!

„Dieser — dieser Brief ist von Boob?“ stotterte sie ganz entgeistert.

„Ja — 's ist richtig, Rendezvous zur Jagd um sieben Uhr,“ las Graf Kirchwald ohne Käthes Aufregung zu bemerken und warf das Briefblatt auf den Tisch.

„Der — grüne — Brief — von — Boob?“ wiederholte Käthe mit merkwürdig langem Gesicht. Graf Kirchwald lachte.

„Ja, der gute Boob bedient sich immer solch' excentrischen Modepapiers, genau wie ein Backfisch,“ meinte er. „Ich muß jedesmal lachen, wenn unter den Postsachen solch' eine grüne Raupe ankommt, die förmlich um Beachtung schreit. Na, jedes Tierchen hat eben sein Pläsirchen!“

„Aber die Anna —,“ stotterte Käthe unbedacht, doch ehe noch Graf Kirchwald fragen konnte, was sie gesagt, klopfte es an die Thür und der Bursche erschien, eine silberne Platte, mit Schlagsahne-überdeckter Torte darauf, in beiden Fäusten haltend.

„Der Konditor läßt sich scheen empfehlen und hier wäre die Himmelstorte,“ meldete er strahlend.

Auch das noch! Kaum wissend, was sie that, nahm sie dem Burschen, der umgehend wieder verschwand, die Torte ab und sah sich nach einem Plätzchen dafür um. Der Tisch war voll und die Gegenstände darauf durften auch nicht mit der Schlagsahne in zu nahe Nachbarschaft gebracht werden. Der Waschtisch war kein geeigneter Platz für eine Torte, aber Horst konnte am Ende damit aus dem Zimmer gelockt werden. In diesem Augenblicke ereignete sich etwas Unerwartetes, Sonderbares — es nistete nämlich jemand wie aus weiter Ferne und doch so stark, so entsetzlich, daß der Kleiderschrank davon zu zittern schien.

„Ranu?“ sagte Graf Kirchwald aufhorchend und Käthe fühlte eine solche Schwäche über sich kommen, daß sie die Platte mit der Torte rasch auf den nächststehenden Fauteuil stellen mußte, denn ihr ahnte das Was, Wer und Warum dieses Ausbruches! In dem Schrank hing wirklich der Jagdpelz, von dem sie gesprochen, und der war mit weißem Pfeffer eingemottet gewesen und wahrscheinlich nur ungenügend ausgeklopft worden und der unselige Schimpffäse mußte den feinen, beißenden, kitzelnden Staub einatmen, und — — — „Gapschi! Atsch! Gatschuh! Abschied! — —!“ dröhnte es in dem Schrank in unaufhaltsamer, ununterdrückbarer Reihenfolge los, daß das ganze schwere Möbel hin- und herschwankte, als wäre ein Erdbeben unter ihm losgebrochen.

Mit einem Schritt stand Graf Kirchwald vor dem Schrank und schloß ihn auf, doch wäre er fast hinten über gestürzt, denn aus der geöffneten Thür flog ihm die Gestalt eines ungeheuer dicken Mannes in die Arme, das fette, glattrasierte Gesicht blau von der Anstrengung des unterdrückten Niefens und des Luftmangels in dem geschlossenen Raum, die kleinen Schweinsaugen verschollen und überströmend von unfreiwilligen Thränen, die Weste nur noch unvollkommen geschlossen mit einem einzigen Knopf, der bei der Wucht der Körpererschütterung nicht abgeplagt war, wie seine sechs Kollegen. Zum Glück indes hielt Graf Kirchwald den Anprall noch halbwegs auf und brachte den Mann auf seine Beine.

„Herr!“ begann er, aber der Fremde wehrte mit beiden Armen fuchtelnd ab, indem er von neuem zu niesen begann, zehn-, zwanzigmal hintereinander. Dabei torfelte er kraft und willenlos umher und sank zuletzt ächzend und stöhnend in den einen Fauteuil.

Stumm hatten Rätke und Kirchwald den Paroxismus abgewartet; nun der Ausbruch scheinbar vorüber war und der bei alledem doch arme Mensch seine zur doppelten Größe aufgelaufene Nase mit einem höchst zweifelhaft reinem, rotem Taschentuche zu bearbeiten begann, da hielt Kirchwald den Moment für gekommen, Aufklärung zu heischen.

„Herr,“ rief er, „wollen Sie mir jezt sagen, wer Sie sind und was Sie dort in meinem Schranke zu suchen haben?“

„Fragen Sie Ihre Frau,“ krächzte Dr. Schimpfläse, in welchem sich nun auch der getretene Wurm zu krümmen begann. „Unter Drohungen hat sie mich dort hinein gezwungen und Pfeffer atmen lassen! Im übrigen sitze ich hier auf etwas,“ fügte er mit zurücklehnendem Gefühl für sonstige äußere Eindrücke hinzu, und sich mühsam erhebend enthüllte er den entsehten Blicken des Paares das von ihm empfundene etwas: nämlich die Himmelstorte, die sich in ihren ganzen köstlichen Bestandteilen aus Schlagsahne, Himbeergelee, Aprikosenmarmelade, Vanille- und Croquantecrème samt den zu Atomen zerquetschten Ruchenteigscheiben auf seiner Rückseite befand, während die stark verbogene silberne Platte mit einem Knall auf den Boden fiel, dem Befehle der Schwere gehorchend.

„Donnerwetter,“ schrie Dr. Schimpfläse, über seine Schulter rückwärts blickend. „Bin ich denn hier in



„Der Konditor läßt sich schon empfehlen und hier wäre die Himmelstorte...“

eine Räuberhöhle geraten, daß man mir Fallen legt, mich in einen Schrank mit Pfeffer einsperrt und dann mit klebrigen Massen besudelt? Herr, dafür werde ich Genugthuung fordern,“ brüllte er in ehrlicher Entrüstung los.

Rätke war längst halb ohnmächtig in den andern Sessel gefallen und sah mit Entsetzen, daß sich ihres Gatten Gesicht nun mit dunkler Röte bedeckte. Doch was sie für Zorn annehmen mußte, dessen Ausbruch unmittelbar bevorstand, war nur die gewaltsame Unterdrückung einer krampfhaften Lachsalve. Kirchwald hat später oft erklärt, daß er nicht wußte, wie er es gemacht, ihrer Herr zu werden, doch Tatsache war's, daß es ihm gelang, den Ausbruch zu

unterdrücken und statt aller Antwort rief er den Burschen herbei, dem er befahl, den Fremden von dem zu reinigen, was noch vor fünf Minuten eine Himmelstorte gewesen. Mittels eines Lappens und anderer feuchter Tücher gelang das Werk zwar unvollkommen, aber doch einigermaßen unter dem Schweigen des Kirchwaldschen Ehepaares, während der Bursche eins ums andere Mal rief: „Nee al, nee al über die scheene Torte,“ und Dr. Schimpfläse grunzende, drohende und stöhnende Töne aus seinem Brustkasten heraufholte.

Als der Bursche sich dann endlich kopfschüttelnd mit seinen Lappen, der verbogenen Platte und dem lieblich mit Himmelstorte verziertem Fauteuil entfernte, da fand Dr. Schimpfläse Worte.

„Mein Anzug ist unrettbar ruiniert,“ wetterte er los.

„O nicht doch,“ erwiderte Kirchwald höflich. „Spindler reinigt das ausgezeichnet!“

„So? Und bis der Anzug von Spindler zurück ist, soll ich wohl im Bett liegen bleiben?“ fragte Dr. Schimpfläse ironisch. „Armut ist keine Schande und darum erniedrigt es mich nicht zu gestehen, daß ich nur diesen einen Anzug besitze!“

Rätke stöhnte leise auf, aber Graf Kirchwald verstand den Wink mit dem Zaunpfahl.

„Nun, die ‚Goldne 110‘ kann in solchen Fällen aushelfen,“ sagte er, das Portemonnaie ziehend, und wenn ich Ihnen hierfür einen kleinen Schadenersatz —“

„Ein kleiner wird bei meiner Figur nicht weit reichen,“ fiel der Koloss ein.



Kirchwald zog unbewegt einen Fünzigmarkschein aus seinem Portemonnaie, wozu ihn weniger die Torte, als der Pfeffer im Schranke veranlaßte.

„Das dürfte genügen,“ meinte Dr. Schimpfkläse nachlässig, indem er den Schein an sich nahm und in eine fettige Briestafche praktizierte, in der Rätze die grünen Billets leuchten sah. Und er nahm diese, wog sie einen Moment mit wichtiger Miene in der Hand und legte sie auf den Tisch.

„Hier,“ sagte er, „sind die drei Billets, Frau Gräfin! Ich habe mir erlaubt, die Lösung mit Blei direkt unter die Schiffen zu schreiben. Mein Honorar beträgt à 20 Mark, also abzüglich des mir voraus gezahlten Vorschusses 50 Mark!“

Kirchwald sah kopfschüttelnd erst die grünen Zettel an, dann den wie ein antiker Imperator dastehenden Schimpfkläse und zuletzt seine Frau.

„Stimmt es, Rätze?“ fragte er ruhig.

Aber Rätze befand sich in einer geistigen Verfassung, welche sprachraubend wirkt. Sie nickte nur bejahend.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, nahm er einen zweiten Fünzigmarkschein aus dem Portemonnaie und reichte ihn dem gierig zugreifenden Schimpfkläse hin.

„Haben Sie noch sonstige Forderungen?“ fragte er mit jener Höflichkeit, hinter der sich die Lust verbirgt, die Muskeln des rechten Armes zu einer kräftigen Ohrfeige in Bewegung zu setzen.

„Vorausgesetzt, daß die Erschütterung meines Systems keine ärztliche Behandlung nach sich zieht, nein,“ war die unverfälschte Antwort und Dr. Schimpfkläse spielte mit dem einzigen Knopf seiner Weste.

„Ah!“ machte Kirchwald, „ich vergaß, daß Sie außer Spindler noch den Schneider werden für Ihren Anzug gebrauchen müssen. Meinen Sie, daß für beide Instanzen fünf Mark genügen dürften?“

Der Koloss hob sein fettes Haupt empor, schloß die Augen und rechnete. „Sagen wir sieben Mark, dann reicht es bestimmt,“ meinte er dann wohlwollend.

Kirchwalds Gesicht überzog sich wiederum mit einer tiefen Röte, aber er blieb vollkommen ruhig und zog ein Zehnmarkstück aus dem Portemonnaie. „Da Sie mir indes jedenfalls noch Abnützung Ihres Schuhmaterials in Anrechnung bringen werden für Ihren Weg hierher, so erlaube ich mir Ihnen zehn Mark zu überreichen,“ sagte er mit überwältigender Höflichkeit und setzte plötzlich mit einem enorm scharfem Ton hinzu: „Und nun habe ich die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen, ehe es mir einfällt, bei unsrer genauen Abrechnung nun auch meinerseits die zerfessene Torte und die Reparaturkosten für die Platte in Abzug zu bringen!“

Dr. Schimpfkläse riß seine kleinen Schweinsaugen zu unnatürlicher Größe auf, aber er begriff, daß es

nun Zeit für ihn sei, zum Rückzug zu blasen, trotzdem wappnete er sich noch einmal mit seiner ganzen Würde, d. h. mit dem, was er dafür hielt.

„Ich habe mich in Ihnen getäuscht, mein Herr,“ sagte er mit Pathos, „denn ich sehe, daß Sie einen von Pfefferdunst halb erblindeten Menschen auch noch dafür verantwortlich machen wollen, wohin er sich setzt. Ob nun gerade ein Sessel der passende Ort zur Aufbewahrung einer Torte ist —“

Weiter kam er nicht, denn Kirchwald hatte die Thür geöffnet und Dr. Schimpfkläse verstand diesen stummen Einwand doch so gut, daß er plötzlich verstummte und mit einer Verbeugung vor Rätze schnell das Zimmer verließ, dem voranschreitenden Herrn des Hauses über den Korridor folgte und ohne weiteres seine enorme Gestalt durch die geöffnete Glasthür zur Treppe schob. Hier, wo ihm das Terrain öffentlich, mithin auch sicherer schien, kam ihm seine ganze Unverschämtheit zurück.

„Ich habe im Drange der Ereignisse ganz verfehlt, mich Ihnen vorzustellen,“ sagte er großartig. „Meine Name ist Schimpfkläse — Dr. Daniel Schimpfkläse! Vielleicht haben Sie die Güte, mich dem Kreise ihrer Bekannten als Experten für Geheimschriften, zum Aufheben von gerichtlichen Klagen und zur Verfassung von Flugschriften jeglicher politischen Richtung in empfehlende Erinnerung zu bringen.“

Die großartige Unverschämtheit des Kerls machte, daß Kirchwalds gerechter Zorn verrauchte und einer unwiderstehlichen Lachlust Platz machte.

„Ich werde nicht verfehlen, Sie rühmend ob solcher Vielseitigkeit zu nennen,“ sagte er. „Nur zweifle ich, daß meine Bekannten sich als eine so lukrative Kundschaft erweisen dürften, als ich es bin. Guten Abend.“

Damit klappte er kurz die Entreehür zu und kehrte in sein Ankleidezimmer zurück, wo er Rätze noch in ihrem Sessel sitzend fand in einem Zustand gänzlicher Verstummung und geistigen Stumpfsinns, der berechtigt ihre völlige Geknicktheit verkündete.

„Den Kerl wären wir glücklich los,“ sagte er, die Uhr ziehend. „Onkel und Tante Dieselcamp müssen jeden Augenblick zurückkommen und es dürfte Zeit werden, uns für unsere Gäste fein zu machen. Na, Rätze, mach' kein solches zerknirshtes Gesicht — du hast in deinem Leben schon so viel gute Streiche geliefert, daß man schon 'mal was Bares für einen weniger gelungenen bezahlen kann. Soweit ich bisher klug aus der Geschichte geworden bin, hast du dir von dem schmierigen Kerl mit dem unästhetischen Namen etwas dechiffrieren lassen, das, wie ich sehe, dort auf den grünen Zetteln steht. Wie du dazu gekommen bist, ahne ich nicht, außer du müßtest denn meinen Papierkorb danach ausbaldovert haben. Du wirst rot? Na, der Papierkorb ist schließlich ein

öffentliches Lokal und was da hinein kommt, hat man vogelfrei gemacht!"

Räthe stöhnte auf.

"Ach, Tante Kuli hatte solche niederträchtige Bemerkungen gemacht," jammerte sie.

"Tante Kuli? So, so!" sagte Kirchwald mit dem Kopfe nickend. "Und daraufhin hast du diese grünen Wische gesucht und gefunden, was? Aber, Räthe, meinst du nicht, daß es einfacher und kürzer gewesen wäre, mich danach zu fragen?"

Räthe wurde rot und schlug die Augen nieder.

"Ich mochte nicht, weil der eine Brief doch die Unterschrift 'Anna' trug," murmelte sie.

Kirchwald pfliff leise vor sich hin.

"Aha! So, so!" meinte er lächelnd. "Na, und diese 'Anna' schien der Tante Kuli recht zu geben und darum wandtest du dich lieber an dieses dicke Scheusal. Gut, ich fange an zu begreifen, nur das bleibt mir unverständlich, warum du den Menschen in den Schrank dort gesperrt hast!"

"Weil er zu dick war, um unter das Sofa zu kriechen," sprudelte Räthe jetzt los, "und weil du ihn nicht sehen solltest — Herrgott, das ist doch klar wie Tinte!"

"Na ja, natürlich," stimmte ihr Kirchwald bei.

"Aber nun alles so fabelhaft einfach erklärt ist, wol-

len wir mal sehen, ob uns dieser billige Schriftgelehrte die drei Liebesbriefe von der 'Anna' auch richtig dechiffriert hat. Ich habe die Lösung hier in meinem Taschenbuch stehen und werde sie dir vorlesen. Nimm du indes die Zettel und vergleiche."

Mechanisch griff Räthe nach den grünen Unglückszetteln und entfaltete sie.

"Also Nr. 1," begann Kirchwald, sein Taschenbuch aufschlagend. "Spiritus, merkst du was? Boob!"

"Spiritus, merkst du was? Boob," wiederholte Räthe, mit langem Gesicht den ersten Zettel fallen lassend.

"Nr. 2. Das ist die zweite Methode unserer Geheimschrift. Boob," las Kirchwald vor.

"Das ist die zweite Methode unserer Geheimschrift. Boob," las Räthe von ihrem Zettel ab.

"Nr. 3. Hier Nr. drei. Heut' Abend acht Uhr beim Schweren Wagner. Boob," las Kirchwald, sein Buch zuklappend.

"Hier Nr. drei. Heut' Abend acht Uhr beim Schweren Wagner. Boob," las auch Räthe ab und setzte aus tiefem Herzensgrunde hinzu: "O, ich Heuspferd!"

"Also alles richtig — der Mann hat sein Geld verdient," konstatierte Kirchwald mit feinem Lächeln. "Nun muß ich noch erklären, daß Boob mich in die Kunst des Chiffrierens eingeweiht hat und mir zur Übung diese Briefe auf seinem momentan bevorzugten Briefpapier schrieb. Wie du siehst, wird nun sein Name nach den drei verschiedenen Methoden in 'Anna', 'Cqqc' und 'Znnz' verwandelt, beziehungsweise umbuchstabiert. Die Methoden scheinen mir alle indes

den Nachteil zu haben, daß sie von in der Chiffreschrift Erfahrenen zu lesen sind. Doch halt, draußen klingelt es — das sind Diebstelcamps und es wird Zeit, uns für unsere Gäste zu rüsten. Da diese grünen Briefe uns nun aber außer 120 Mark bar, einem schwarzen Verdachte in Tante Kulis liebevoller Seele und einigem Herzwch deinerseits auch unser heutiges Dessert gekostet haben, so dürfte es gut sein, wenn du die Köchin zu einem Ersatz zu bereden suchst, also zu der mit Recht so beliebten Not-Plinge oder einer Omelette-soufflée. Wie denkst du darüber?"

"Natürlich denke ich," versicherte Räthe schnell aufspringend. "Und, sag'

mal Horst, darf ich dir, ehe ich gehe, erst einen Kuß geben?"

Kirchwald breitete die Arme aus.

"Zwei, Räthe," rief er, "das heißt die Zahl wird überhaupt in solchen Fällen nicht limitiert!"

Räthe drückte ihr glühendes Gesicht einen Moment fest an des Gatten Brust und dies stumme Verfahren machte mehr wieder glatt, als stundenlange Aussprachen, eidliche Versicherungen und Ausbrüche gekränkter Unschuld.

"Aber," sagte sie, als sie sich losmachte aus seinen Armen, "aber deine Tante Kuli, die mir längst gestohlen werden konnte, kann mich von jetzt ab in Jericho suchen."

"Da wir zusammen reisen — mich auch!" versicherte Kirchwald mit Nachdruck.



"Im übrigen sage ich hier auf etwas."





# Eduard Jenner,

## der Entdecker und Begründer der Kuhpockenimpfung.

Zu seinem 150. Geburtstage am 17. Mai 1899.

Von A. W. D. Lehmann.

Nachdruck verboten.

In neuerer Zeit sehen die Ärzte nicht nur ihre Aufgabe darin, Krankheiten zu heilen, sondern ihnen vorzubeugen und namentlich den Erregern der Epidemien wirksam zu begegnen. Dies geschieht gegenwärtig in mehreren Fällen durch Schutzimpfungen, deren „Vater“ und Begründer der englische Chirurg Eduard Jenner ist, dessen Geburtstag am 17. Mai dieses Jahres zum hundertfünfzigstenmal wiederkehrte. Er war es, der zuerst systematisch und mit gutem und sichtbarem Erfolg eine entschiedene Sicherung gegen einen der vielen Angriffe, womit der Tod ausblühende Geschlechter hinwegraffte und ganze Erdstriche verödete, gegen die Pocken oder Blattern der Menschen, fand, und der deshalb auch als Wohltäter der Menschheit angesehen werden muß, und zwar in einem noch höheren Sinne, als manches Edle und Große einen Anspruch auf diesen Beinamen sich erwirbt.

Eduard Jenner, der Entdecker der Schutzkraft der Kuhpocken, wurde am 17. Mai 1749 zu Berkley in der Grafschaft Gloucester in England geboren, woselbst sein Vater Pfarrer war. Dieser starb jedoch schon, als sein Sohn Eduard kaum fünf Jahre alt war, so daß der älteste Sohn die Sorge für die Erziehung seines kleinen Bruders übernehmen mußte. Nach beendetem Schulbesuch kam Jenner zu dem Wundarzte Ludlow in Sudbury bei Bristol, wo er die Anfangsgründe der Chirurgie und Pharmacie erlernte, worauf er im Jahre 1770 zum Weiterstudium nach London ging. Hier stand er zwei Jahre unter besonderer Leitung seines Landsmannes, des berühmten Arztes John Hunter, in dessen Hause er auch wohnte, und fand bei diesem nicht nur eine vorzügliche Gelegenheit, sich in Ausübung der Wundarzneikunst zu vervollkommen, sondern auch, durch Hunters anatomische und physikalische Forschungen angeregt, die in ihm von frühester Jugend an vorherrschende Neigung für naturgeschichtliches Sammeln und Beobachten zu wissenschaftlich begründeten Studien auszubilden. Obgleich die Praxis in Berkley manche Unbequemlichkeiten und Beschwerden verursachte, so verschaffte ihm dennoch die treue und unverdrossene Ausübung der beschwerlichen Pflichten eines Landarztes die volle Befriedigung, außerdem aber fand er in seinen naturhistorischen Studien, deren Ergebnisse er nach und nach veröffentlichte,

diejenige Erholung, welche ihm seinen Beruf und seine bescheidene, selbst gewählte Stellung in der Gesellschaft lieb und wert machte. Erst im Jahre 1792, als die Ausdehnung seines Wirkungskreises ihn nötigte, sich bloß auf die innere Medizin zu beschränken, erwarb Jenner zu St. Andrews in Schottland die medizinische Doktorwürde.

Schon als Lehrling bei dem Wundarzte Ludlow hatte Jenner eine Bauersfrau gelegentlich äußern hören, sie werde die Menschenblattern nicht bekommen, weil sie die Kuhpocken gehabt habe. Diese Worte blieben ihm unvergeßlich um so mehr, als er bei seiner nachmaligen Praxis in der Umgegend von Berkley, wo öfters die Kuhpocken beim Rindvieh herrschten, häufig Gelegenheit hatte, nicht nur unter den dortigen Landleuten dieselbe Meinung verbreitet zu finden, sondern sich auch von der Richtigkeit dieser Annahme durch eigene sorgfältige Beobachtungen zu überzeugen, da alle Mädchen, deren Hände beim Melken durch den Ausschlag an den Eutern der Kühe angesteckt worden waren, von den Menschenpocken nicht befallen wurden, auch wenn sie noch so sehr einer Ansteckung sich aussetzten. Jenner ließ nicht ab, nicht nur immer mehr für seine Sache sprechende Thatsachen zu sammeln, sondern auch die Widersprüche, die sie anfangs nicht selten darboten, zu lösen. Auf diese Weise fand er dann, daß nur eine Art von Kuhpocken, und auch diese nur in einem bestimmten Zeitraume, wirkliche Schutzkraft besäßen. Obgleich seine Veröffentlichungen hierüber einiges Aufsehen hervorriefen, so erreichte er seinen Zweck dennoch nicht, da allgemein die Bedeutung seiner Entdeckung bestritten wurde, was jedoch Jenner nicht hinderte, seinem Ziele unentwegt zuzusteuern. So fand er denn bei weiteren Beobachtungen, daß sich die Kuhpocken nicht nur von den Kühen auf Menschen, sondern auch von einem Menschen auf den andern übertragen lassen. Nun glaubte sich Jenner seinem vorgesteckten Ziele nahe und führte schließlich am 14. Mai 1796 an einem achtjährigen Knaben die erste vollkommen gelungene und wirklich schützende Impfung aus.

Die früher durch die Blattern angerichteten großen Verheerungen machen es erklärlich, daß sich Jenners wichtige und für das Menschengeschlecht so segensreiche Erfindung schnell verbreitete und dem Entdecker der-





## **For Windows, try using the nondestructive Windows Language Tools**

The Windows Language Tools are a set of tools that allow you to change the language of your Windows operating system. The tools are available in the Windows Control Panel, under the "Regional and Language" section. The tools are designed to be nondestructive, meaning that they do not delete or modify any of your existing files or data.

The Windows Language Tools are available in the Windows Control Panel, under the "Regional and Language" section. The tools are designed to be nondestructive, meaning that they do not delete or modify any of your existing files or data. The tools are available in the Windows Control Panel, under the "Regional and Language" section. The tools are designed to be nondestructive, meaning that they do not delete or modify any of your existing files or data.

The Windows Language Tools are a set of tools that allow you to change the language of your Windows operating system. The tools are available in the Windows Control Panel, under the "Regional and Language" section. The tools are designed to be nondestructive, meaning that they do not delete or modify any of your existing files or data.





The fish was found in a shallow, clear, and calm pool of water. The water was approximately 10 cm deep. The fish was found in a pool of water that was surrounded by a dense forest of tall, thin trees. The trees were mostly deciduous, with some evergreens. The ground around the pool was covered in a thick layer of fallen leaves and twigs. The fish was found in a pool of water that was surrounded by a dense forest of tall, thin trees. The trees were mostly deciduous, with some evergreens. The ground around the pool was covered in a thick layer of fallen leaves and twigs.

The fish was found in a pool of water that was surrounded by a dense forest of tall, thin trees. The trees were mostly deciduous, with some evergreens. The ground around the pool was covered in a thick layer of fallen leaves and twigs. The fish was found in a pool of water that was surrounded by a dense forest of tall, thin trees. The trees were mostly deciduous, with some evergreens. The ground around the pool was covered in a thick layer of fallen leaves and twigs.



Fig. 2. A photograph of the fish.



The first of the two objects was a large, dark, irregularly shaped object, likely a rock or debris, resting on a light-colored, textured surface. The object had a rough, jagged appearance with some internal structure visible. The second object was a smaller, more rounded, and smoother object, also resting on a light-colored, textured surface. Both objects were photographed from a side-on perspective, showing their profiles and the texture of the surface they were resting on.

The first of the two objects was a large, dark, irregularly shaped object, likely a rock or debris, resting on a light-colored, textured surface. The object had a rough, jagged appearance with some internal structure visible. The second object was a smaller, more rounded, and smoother object, also resting on a light-colored, textured surface. Both objects were photographed from a side-on perspective, showing their profiles and the texture of the surface they were resting on.









the model, the model is able to capture the general features of the observed data. The model results show that the temperature of the water column is generally higher than the observed data, especially in the upper part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification. The model results also show that the salinity of the water column is generally lower than the observed data, especially in the lower part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification.

The model results show that the temperature of the water column is generally higher than the observed data, especially in the upper part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification. The model results also show that the salinity of the water column is generally lower than the observed data, especially in the lower part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification.



FIG. 1. Same as in Fig. 1.

The model results show that the temperature of the water column is generally higher than the observed data, especially in the upper part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification. The model results also show that the salinity of the water column is generally lower than the observed data, especially in the lower part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification.

The model results show that the temperature of the water column is generally higher than the observed data, especially in the upper part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification. The model results also show that the salinity of the water column is generally lower than the observed data, especially in the lower part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification.

The model results show that the temperature of the water column is generally higher than the observed data, especially in the upper part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification. The model results also show that the salinity of the water column is generally lower than the observed data, especially in the lower part of the water column. This is likely due to the fact that the model does not include the effects of mixing and stratification.



Figure 1. A researcher in the 'Information Commons' at the University of Illinois at Chicago.

the 'Information Commons' at the University of Illinois at Chicago. The 'Information Commons' is a large, open space where researchers can access a wide range of information resources, including books, journals, and electronic databases. The space is designed to be flexible and adaptable, allowing researchers to work in a variety of ways. The 'Information Commons' is a key component of the University's commitment to providing a high-quality research environment for its students and faculty.

The 'Information Commons' is a large, open space where researchers can access a wide range of information resources, including books, journals, and electronic databases. The space is designed to be flexible and adaptable, allowing researchers to work in a variety of ways. The 'Information Commons' is a key component of the University's commitment to providing a high-quality research environment for its students and faculty.

The 'Information Commons' is a large, open space where researchers can access a wide range of information resources, including books, journals, and electronic databases. The space is designed to be flexible and adaptable, allowing researchers to work in a variety of ways. The 'Information Commons' is a key component of the University's commitment to providing a high-quality research environment for its students and faculty.

The 'Information Commons' is a large, open space where researchers can access a wide range of information resources, including books, journals, and electronic databases. The space is designed to be flexible and adaptable, allowing researchers to work in a variety of ways. The 'Information Commons' is a key component of the University's commitment to providing a high-quality research environment for its students and faculty.

The 'Information Commons' is a large, open space where researchers can access a wide range of information resources, including books, journals, and electronic databases. The space is designed to be flexible and adaptable, allowing researchers to work in a variety of ways. The 'Information Commons' is a key component of the University's commitment to providing a high-quality research environment for its students and faculty.

# Die Gymnastin.

Novelle von Arthur Bapp.

Nachdruck verboten.

Aber, lieber Adalbert, sagte die Polizeirätin Stürmer zu ihrem Gatten, warum machst du denn ein so sorgenvolles Gesicht?

Der Polizeirat seufzte.

„Ich denke an die Zukunft unserer Töchter,“ antwortete er. „Du weißt, daß wir so gut wie kein Vermögen besitzen. Das bißchen Gehalt reicht kaum zum standesgemäßen Leben. Wenn ich einmal die Augen zumache, hast du nichts als dein knappes Witwengehalt und wenn du mir später nachfolgst, was wird dann aus Else und Johanna?“

Die Frau Polizeirätin lächelte.

„Darum brauchst du dir wahrhaftig nicht noch mehr graue Haare wachsen zu lassen, als du schon ohnedies hast,“ sagte sie mit ihrem etwas hausbackenen Humor. „Zehn Jahre werden wir doch noch aushalten, na und bis dahin sind die beiden Mädels längst versorgt.“

„Versorgt?“

„Freilich. Die Johanna ist ein kluges, begabtes Kind. Sie wird irgend etwas erlernen. Heutzutage werden die Frauen ja alles Mögliche, und immer noch neue Berufe werden ihnen erschlossen. Um Johannas Zukunft ist mir gar nicht bange.“

„Und Else, die nicht einmal die höhere Töchterschule absolvieren konnte und die heute das bißchen, was ihr damals mit Not und Mühe eingetrichtert worden, längst wieder vergessen hat?“

Auch die Polizeirätin zog jetzt ihre Stirn in ernste Falten.

„Die Else freilich ist ein bißchen auf den Kopf gefallen,“ gab sie zu. „Für Else giebt's deshalb nur ein einziges Mittel der Versorgung.“

„Und das wäre,“ fragte der Polizeirat gespannt.

„Else muß eben heiraten.“

Herr Stürmer machte zuerst ein etwas verblüfftes Gesicht. Dann lachte er laut auf.

„Du meinst, zum Heiraten ist sie immer noch klug genug?“

Die Rätin nickte mit Überzeugung.

„Freilich!“

Und ihrem Ehemann humoristisch ins Auge blickend, fragte sie ein ganz klein wenig malitiös:

„Ist es denn die Klugheit, die ihr bei den jungen Mädchen sucht?“

Der Polizeirat konnte nicht umhin, seiner Frau recht zu geben.

„Zunächst freilich nicht.“

„Zunächst nicht und später ebensowenig,“ erklärte die lebenskluge Frau mit großer Entschiedenheit, in die sie eine leichte Nuance von spöttischer Geringschätzung mischte. „Die meisten unter euch geben sich ja kaum die Mühe, in das Seelenleben ihrer Bräute und Frauen tiefer einzudringen. Der Mann aber, der sich mit seiner Braut oder Frau geistig beschäftigt und sie an geistigen Interessen teilnehmen läßt, das ist schon eine seltene Ausnahme, die man höchstens einmal in hundert Fällen findet. Was ihr an den Frauen schätzt und wonach ihr sie beurteilt, ist das, was äußerlich ins Auge fällt.“

Der alte Herr wiegte nachdenklich sein Haupt.

„Da hast du allerdings nicht ganz unrecht.“

„Ich habe sogar ganz und gar recht, lieber Adalbert. Na und was die äußere Erscheinung betrifft, so ist Else darin ihrer Schwester entschieden überlegen.“

„Allerdings.“

„Else ist sogar ein auffallend hübsches Mädchen. Ihr wunderbar frischer Teint, ihr dickes goldblondes Haar, ihre lachenden blauen Augen und dazu ihre jugendkräftige, formenschöne Gestalt, das alles fehlt Johanna, die edig und mager ist und die mit ihrem blassen Teint und ihrem stillen, ernsten Wesen trotz ihrer siebzehn Jahre eigentlich gar nichts Jugendfrisches hat.“

„Sie hat eben mehr innerliche Eigenschaften,“ bemerkte der Polizeirat warm.

Und wieder auf das Heiratssthemata übergehend, sagte er:

„Ich weiß nicht, wie unsere Else trotz ihrer unleugbaren äußerlichen Vorzüge zu einem Mann kommen soll. Wir können doch einen Heiratskandidaten für sie nicht an den Haaren heranziehen.“

„Unter deinen Kollegen werden wir freilich keinen Mann für Else finden. Wir müssen eben unsern Verkehrskreis erweitern. Wir müssen Gesellschaften und Bälle besuchen. Else ist beinahe neunzehn Jahre alt. Es ist die höchste Zeit, sie unter Menschen zu bringen. Dann wird es ihr auch schließlich nicht an Verehrern fehlen. Ein wirklich hübsches Mädchen findet auch heute noch immer einen Mann, freilich man muß ihr die Gelegenheit verschaffen, gesehen und bewundert zu werden.“

Der Polizeirat konnte sich diesen Gründen nicht verschließen. So unangenehm es ihm auch war, er mußte sich mit dem Gedanken befreunden, in der



THE PERSON IN THE DARK



künftigen Winterfaison seine stille Häuslichkeit zum Schauplatz gesellschaftlichen Treibens zu machen und einen Teil seiner Nächte auf Kränzchen und Bällen zu verbringen.

Viel Kopfschmerzen verursachte den Eltern die Wahl eines zukünftigen Berufes für ihre jüngste Tochter. Es war schon überhaupt keine leichte Aufgabe gewesen, Johanna für die Idee zu gewinnen, irgend einen Beruf zu ergreifen. Natürlich hatten ihr die Eltern nicht den wahren Beweggrund ihres Wunsches mitgeteilt, sondern ihr die Sache nur im Lichte des Angenehmen, Erhebenden und nicht des Notwendigen und Nützlichen dargestellt. Sie hatten sich bemüht, den Ehrgeiz ihres begabten Kindes zu entzünden, indem sie sich den Anschein gaben, als hielten sie es für eine Sünde, die schönen Talente, die ihr die gütige Vorsehung gegeben, verkümmern zu lassen, und als sei es geradezu ihre Pflicht, mit dem ihr verliehenen Pfunde zu wuchern.

Der Polizeirat war dafür gewesen, daß Johanna ihr Erzieherinergamen mache und in irgend einem vornehmen Hause eine Stellung annehme oder sich an einer öffentlichen Schule um eine Stellung als Lehrerin bewerbe. Aber Johanna hatte davon durchaus nichts wissen wollen. Die Existenz einer Gouvernante oder Lehrerin erschien ihr als etwas Freudloses und geradezu Hassenswerthes. Sie wußte ja, daß ihnen in der Schule die Lehrerin immer als komische Figur gegolten und daß die Schülerinnen ein besonderes Vergnügen darin gefunden hatten, das alte Fräulein mit ihrer kurzsichtigen unbeholfenen Weise und der unmodernen schlecht sitzenden Kleidung zur Zielscheibe ihrer nicht immer harmlosen Scherze zu machen.

Dem Vorschlag der Mutter, Johanna zur Buchhalterin ausbilden zu lassen, widersprach dagegen der Polizeirat aufs heftigste. Seine Tochter auf dem Comptoirschemel herumrutschen zu lassen und sie den Unhöflichkeiten und Zudringlichkeiten fremder Männer aussetzen, der Gedanke war ihm unerträglich. Auch sein socialer Stolz bäumte sich dagegen auf. Und so entschied man sich denn endlich, daß Johanna zunächst das in Berlin errichtete Mädchengymnasium, das eben mit gerechtem Stolz seine ersten Abiturientinnen zur Universität entlassen hatte, besuchen sollte. Ob sich Johanna nach Absolvierung des Gymnasialkurses für ein Studium, etwa für das medizinische oder vielleicht doch für die höhere Lehrerincarriere entschließen oder irgend etwas anderes, etwa Apothekerin werden würde — auch dieser Beruf würde ja über kurz und lang den Frauen frei gegeben werden — das wollte man der Zukunft überlassen.

Mit Beginn des Wintersemesters ließ sich also Johanna als Teilnehmerin der Gymnasialkurse für

Mädchen aufnehmen. Zu gleicher Zeit trat der Polizeirat einem besseren Vergnügungsverein bei. Und während die jüngere Tochter bei ihren Büchern saß und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache studierte, rüsteten sich Mama und Else zum ersten großen Ball. Bildhübsch sah die frische, üppige Blondine aus, als sie eines Abends im rosa Ballkleid vor dem Spiegel stand und mit den schlanken Fingern die Puderquaste über die blendenden, vollen Schultern gleiten ließ.

Johanna blieb selbstverständlich zu Hause. Sie mußte ja früh zu Bett gehen, da sie nach dem Unterricht — derselbe fand immer des Nachmittags von drei bis sieben und acht Uhr statt — sehr abgespannt war und da sie am andern Morgen frisch sein mußte, um das große häusliche Pensum erlebigen zu können. Freilich, als die Eltern mit Else nun gegangen waren und sie mit dem Dienstmädchen ganz allein zurückblieb, da wurde dem siebzehnjährigen jungen Mädchen doch das Herzchen schwer und die Augen, die träumerisch in die Lampe starrten, füllten sich mit salzigen Tropfen. Und wenn sie auch mit troziger Geste die Thränen fortwischte und ihre lateinische Grammatik hervor suchte, sie konnte doch nicht hindern, daß ihre Gedanken sich mit sehr unwissenschaftlichen Dingen beschäftigten, daß in ihren Ohren rauschende, rhythmische Töne klangen, und daß ihre Brust sich unter feufzenden Atemzügen krampfhaft hob und senkte.

Es dauerte heute lange, bis ihr unruhiger, von hihigen Phantasiebildern verfolgter Geist im Schläfe Ruhe fand. Spät in der Nacht, oder richtiger gegen Morgengrauen war es, als Johanna von dem Geräusch erwachte, das die in voller Balltoilette eintretende Schwester verursachte. Aber mit einem leisen Gefühl von Neid und Zorn schloß sie rasch wieder die Augen und stellte sich schlafend, denn das ahnte sie wohl, daß es Else eine große und freudige Genugthuung bereitet hätte, wenn sie das übervolle Herz nun hätte öffnen und gleich jetzt von den eben durchlebten Herrlichkeiten hätte plaudern können.

Am andern Vormittag freilich entging die arme Johanna ihrem Schicksal doch nicht. Mit lebhafter Phantasie gab die sonst so träge und schwerfällige Else eine Schilderung der Ereignisse ihrer ersten Ballnacht. Nicht ein einziges Mal sei sie sitzen geblieben. Und eine Menge Extratouren habe sie getanzt. Es sei zu „himmlisch“ gewesen. Im Cotillon sei sie sogar fünfmal geholt worden. Von allen ihren Tänzern aber habe ihr am besten ein Herr Steffens gefallen, Assessor Steffens. Er habe sie zum Contre und Cotillon engagiert und Mama sage, daß der Assessor sie auffallend ausgezeichnet habe. Gewiß werde er am Sonntag seine Visite machen.

Mamas Prophetengabe erwies sich wieder einmal als untrüglich. Zwischen zwölf und ein Uhr am

nächsten Sonntag machte der Assessor wirklich seinen Besuch.

Johanna saß im Wohnzimmer bei der Arbeit, während Mama und Else, die schon vom frühen Morgen an in großer Toilette waren, den Herrn im Salon empfingen. Mit der Aufmerksamkeit der Gymnasiastin war es vorbei. Sie hörte durch die Verbindungstür den Assessor ganz deutlich sprechen. Sein tiefes, männliches Organ klang nicht unangenehm. Ob er wirklich so hübsch war, wie Else ihn geschildert hatte? Eine unwiderstehliche Neugier trieb Johanna auf; rasch trat sie vor den Spiegel. Sie hatte ein dunkles, enganliegendes Hauskleid an, das die Blässe ihres Gesichts und die Magerkeit ihrer Figur noch mehr hervorhob. Ihre Stirn legte sich in ärgerliche Falten. Aber dann warf sie trotzig die Lippen auf und hielt es nicht einmal der Mühe für wert, glättend mit der Hand über die bei der Arbeit in Unordnung geratenen Stirnlocken zu streichen. Hatte sie denn nötig, für den Assessor, der in Else verschossen schien, hübsch zu sein?

Sie trat ein. Mama machte eine unwillige Miene, konnte aber nicht umhin, die Eintretende dem sich erhebenden und galant verbeugenden jungen Mann vorzustellen.

„Meine jüngste Tochter Johanna.“

„Gnädiges Fräulein waren nicht auf dem Ball?“ begann der Assessor gewandt.

„Ich mache mir nichts aus dem Tanzen,“ entgegnete die Befragte ein wenig schnippisch.

„Johanna ist wohl noch zu jung, um schon Bälle zu besuchen,“ beschied die Mama, während sie ihrer Jüngsten verstohlen ein Zeichen machte, zu verschwinden. Aber Johanna bemerkte diese heimliche Geste nicht oder wollte sie nicht bemerken. Sie ärgerte sich über Mamas Worte und mit einem deutlichen Ausdruck von Geringschätzung und mit altkluger, überlegener Miene erklärte sie:

„Ich habe überhaupt keine Zeit, auf Bälle zu gehen. Ich habe Wichtigeres zu thun!“

Die Polizeirätin warf der kühnen Sprecherin einen strafenden, verweisenden Blick zu, während der Assessor lächelte.

„Wichtigeres, gnädiges Fräulein?“ fragte er scherzend. „Giebt es denn für eine junge Dame etwas Wichtigeres als das Tanzen?“

Die Polizeirätin hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, gleichfalls ein lächelndes Gesicht zu zeigen, obgleich sie innerlich vor Ärger über ihre vorlaute Jüngste lachte.

Else lachte noch ausdrucksvoller, als sie es ohnedies zu thun pflegte, so oft sie sich in Gesellschaft junger Männer befand.

„Johanna besucht das Mädchengymnasium,“ erläuterte jetzt die Polizeirätin.

Der Assessor machte ein überraschtes Gesicht. Dann zuckte es in seinen Mienen und man konnte nicht genau sehen, ob die Bewunderung oder der Spott die Oberhand hatte.

„Ah, gnädiges Fräulein wollen studieren?“ fragte er und richtete aufmerksamer und interessierter als vorher seinen Blick auf die jüngste Tochter des Hauses.

„In dieser Beziehung haben wir noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt,“ antwortete die Polizeirätin.

Johanna aber machte eine flüchtige Verbeugung und ging. Es ärgerte sie, daß die Mama sie wie ein kleines Kind behandelte und für sie die Antworten gab. Mit dem Assessor wäre sie schon allein fertig geworden. Der stöste ihr ganz und gar keinen Respekt ein. Er sah ja ganz nett aus. Er hatte eine stattliche Figur und ein interessantes Gesicht. Aber das war es doch nicht, was einem an einem Manne imponierte. Geistig hatte er jedenfalls nicht viel weg, denn hätte er sich sonst für Else interessieren können? Else! Was für alberne Manöver die gemacht hatte, um dem Assessor zu gefallen! Wie sie die Lippen gespißt hatte, damit ihr Mund recht klein erschien! Und wie groß sie die Augen aufgerissen hatte! Und dazu immerfort gelächelt, wenn es auch gar nichts zum Lachen gab, nur um ihre schönen Zähne zu zeigen und weil sie wußte, daß sie beim Lachen reizende Grübchen in Wangen und Kinn bekam.

Und durch solche Kunststückchen ließen sich dann die Männer fangen, die Männer, die sich doch auf ihre geistige Überlegenheit immer so viel einbildeten. Franziska Wichers, die in der Klasse neben ihr saß, hatte ganz recht, wenn sie behauptete, daß die Überlegenheit der Männer eigentlich nur in ihrer Anmaßung bestände und daß sie in Wirklichkeit geistig entschieden den Frauen nichts weniger als überlegen wären.

Vierzehn Tage später fand in dem Verein, dem der Polizeirat angehörte, ein Kränzchen statt und wieder mußte die arme Johanna zu Hause bleiben, während Else, diesmal ganz in blau Crepon, in Begleitung ihrer Eltern sich amüsieren ging. Und wieder mußte die Gymnasiastin am andern Morgen anhören, wie Else triumphierend prahlte. Eine ganze Schar von Verehrern sei hinter ihr her gewesen, aber der Assessor habe doch allen den Rang abgelassen. Beim Souper sei sie seine Tischdame gewesen und ganz köstlich habe er sie unterhalten.

Als Johanna geringschätzig die Lippen aufwarf und spöttisch fragte, wovon sie denn miteinander gesprochen hätten, gestand Else lächelnd, daß sie sich gar nicht mehr recht besinnen könne. Von der Hitze im Saale und wie wunderschön doch das Tanzen sei. Und vom Schlittschuhlaufen und dergleichen

mehr. Auf das Thema der Unterhaltung komme es überhaupt gar nicht an, erklärte Else weiter. Die Hauptsache sei, daß man nebeneinander sitze, und daß man einander von Zeit zu Zeit in die Augen sehe. Dabei werde einem dann ganz wunderbar zu Mute — das Herz klopfe einem so eigen und eine siedende Hitze durchriesele einen von Kopf bis zu den Füßen.

Johanna aber lachte und nannte das dummes Zeug und verspottete ihre Schwester. Doch als sie später allein war, fing ihre Phantasie an, sich eingehend mit Elses intimen Geständnissen zu beschäftigen und sie erörterte bei sich die Frage, welche Wirkung es wohl auf sie hervorbringen würde, wenn der Assessor den Blick seiner dunklen, blizenden Augen einmal länger auf ihr verweilen lassen würde.

Am nächsten Sonntag machten wieder ein paar Herren Visite. Diesmal hielt es Johanna, durch ihre Erfahrungen gewizigt, nicht der Mühe für wert, im Salon zu erscheinen. Vier Wochen darauf gaben Polizeirats ihre erste große Gesellschaft. Während Else in einem duftigen weißen, mit rosa Schleifen garnierten Kleide prangte, war Johanna wie immer dunkel gekleidet. Daß sie noch nicht für voll gerechnet wurde, kam ihr sehr bald erbitternd zum Bewußtsein. Niemand kümmerte sich um sie und als das Tanzen begann, blieb sie allein in ihrer Ecke sitzen, von niemandem begehrt. Nur ein paar mal bemerkte sie, daß Assessor Steffens nach ihr hinsah, und es kam ihr vor, als ob sich in seinen Blicken ein Ausdruck von Bedauern und Mitleid malte. Und während Scham und Erbitterung heiß in ihr aufstiegen, sah sie von ihm hinweg und zeigte eine ostentativ unbekümmerte, überlegen lächelnde Miene.

Da mit einem Male — eben hatte ein Walzer begonnen — kam der Assessor geradeswegs auf sie zu. Das Herz stand ihr fast still vor geheimer Aufregung. Galt es ihr denn wirklich?

Und dann stand er vor ihr und machte eine seiner eleganten Verbeugungen und sagte:

„Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein.“

Aber Johanna, anstatt freudig aufzuspringen, was eigentlich ihrem ersten Impulse entsprochen hätte, machte ein kühl abweisendes Gesicht und erwiderte:

„Ich danke, Herr Assessor. Ich tanze überhaupt nicht.“

Der Assessor schien augenscheinlich sehr überrascht, aber er faßte sich rasch und sagte:

„Dann gestatten Sie wohl, daß ich Ihnen für die Dauer des Tanzes ein wenig Gesellschaft leiste.“

Und als sie zur Seite gerückt war und er sich neben sie gesetzt hatte, sagte er:

„Darf man sich erkundigen, gnädiges Fräulein, warum Sie so jung das Tanzen in Acht und Bann

gethan haben? Hat es Ihnen der Arzt vielleicht verboten?“

„Der Arzt? Durchaus nicht. Ich mache mir nur nichts daraus — ich finde es albern und dumm.“

Wieder sah er sie erstaunt an.

„Eigentlich haben Sie ja recht,“ versetzte er nachdenklich. „Es sieht nicht einmal schön aus, und wenn man sich die Musik hinweg denkt, kommt es einem wirklich recht albern vor, wie Sie ganz richtig bemerkten. Aber gerade die jungen Damen pflegen doch sonst ganz anderer Ansicht zu sein.“

Sie zeigte wieder ihre überlegene Miene von vorhin.

„Sie irren, Herr Assessor. Wenigstens meine Mitschülerinnen sind fast einstimmig meiner Meinung.“

„Ihre Mitschülerinnen? Ach so, ja, Sie besuchen das Gymnasium!“ Er heftete jetzt den Blick mit einem so sichtbaren Interesse auf sie, daß sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß. „Sagen Sie mal, gnädiges Fräulein, wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen?“

„Das Gymnasium zu besuchen?“

Er nickte.

„Geschah es aus eigenem Antriebe, aus wirklichem Interesse oder war es lediglich der Wunsch Ihrer Eltern?“

Sie wich seinem Blick aus, der voll unverkennbarer Spannung an ihr hing. Wieder errötete sie, während sie, ein wenig von der Wahrheit abweichend, antwortete:

„Ich fühle den Trieb in mir, mein Wissen zu erweitern und später einmal einen Beruf einzuschlagen, der mir ermöglicht, nicht immer meinen Eltern zur Last zu fallen.“

„Sehr brav gedacht, gnädiges Fräulein! Sehr brav! Aber sie sind noch sehr jung und es läßt sich doch annehmen, daß Sie gar nicht in die Lage kommen werden, einen Beruf auszuüben und für sich selbst sorgen zu müssen.“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Gewiß werde ich, wenn ich auch noch nicht weiß, für welchen Beruf ich mich nach Absolvierung des Gymnasialkursus entscheiden werde.“

„Aber wenn Sie sich nun vorher verheiraten?“ warf er lächelnd ein.

Diesmal ergoß sich dunkle Blut bis hinauf in ihre Stirn. Sie ärgerte sich selbst darüber. Wie albern, immer gleich rot zu werden! Sie war doch nicht Else.

„Ich werde überhaupt nicht heiraten,“ erklärte sie, ihre Aufregung und Befangenheit tapfer bekämpfend.

„Das können Sie doch noch gar nicht wissen, gnädiges Fräulein.“

Sie blieb die Antwort nicht schuldig. In den Ton ihrer Stimme so viel Bestimmtheit legend, als



THE LADY WHO WAS THE FIRST TO  
WALK IN THE NIGHT

ihr nur irgend möglich war und mit einer Sicherheit, zu der sie sich mit gewaltsamer Anstrengung aufraffte, entgegnete sie:

„Gewiß weiß ich's! Wenn ich's mir doch ausdrücklich vornehme.“

„Aber wenn nun Gott Amor kommt und Ihnen einen Streich spielt?“

Auch sie zwang sich zu einem Lächeln. Sie wollte ihm doch beweisen, daß sie nicht war wie die andern, die immer aus dem Erröten und Verlegensein nicht herauskommen. Das hatte sie nun überwunden und nun wollte sie das Gespräch mit derselben lächelnden Ruhe und Überlegenheit fortführen, die er zur Schau trug.

„Ich habe gar keine Zeit,“ entgegnete sie, „mich mit dem Knaben Amor abzugeben. Auch gar keine Gelegenheit. Schule und häusliche Arbeit, das ist mein Leben. Und wenn ich mein Abiturientenexamen gemacht haben werde, dann geht's erst recht los mit dem Arbeiten.“

Er sah sie eine ganze Weile an, ohne zu sprechen, so daß es ihr trotz aller innerlichen Anstrengung nicht möglich war, seinen Blick auszuhalten.

„Welche Fächer werden denn auf dem Mädchen-gymnasium betrieben?“ fragte er nun.

„Die üblichen: Geschichte, Deutsch, Lateinisch, Griechisch —“

„Wie, auch Griechisch?“

„Gewiß.“

„Finden Sie das Griechische nicht abscheulich schwer?“

„O nein. Freilich, das Lateinische habe ich lieber.“

„Also das Lateinische. Wie weit sind Sie denn da schon?“

Sie sah argwöhnisch zu ihm auf. Aber keine Spur von Ironie und Spott. Sein Gesicht war im Gegenteil ganz ernst und er schien mit wirklichem Interesse bei der Sache.

„Wir haben die ersten drei Deklinationen gehabt?“

„Und vom Verbum?“

„Erst die erste Konjugation.“

Nun huschte doch ein flüchtiges Lächeln über seine Züge.

„Also: amo, amas, amat,“ sagte er und sah ihr tiefer als bisher in die Augen.

„Aber sie ließ sich diesmal nicht aus ihrer sicheren Haltung bringen, sondern sie hielt seinen Blick fest und ohne merklich zu erröten aus.“

„Worum denn immer amo,“ erwiderte sie, ebenfalls lächelnd. „Wir im Gymnasium konjugieren laudare.“

„Und wie heißt davon das Perfektum,“ fragte er halb ernst, halb neckend.

„Laudavi.“

„Und das Gerundiv?“

„Laudandus.“

„Bravo, gnädiges Fräulein, bravo! Sie werden das Abiturientenexamen einmal mit Glanz bestehen.“

„Ich hoffe es,“ erwiderte sie ernst.

Der Walzer war zu Ende. Johanna empfand es mit Genugthuung, daß der Assessor noch bei ihr sitzen blieb und das Gespräch mit ihr fortsetzte. Ja, er war so vertieft in die Unterhaltung, daß er es gar nicht gewahr zu werden schien, als nun ein neuer Tanz begann.

Johanna aber bemerkte mit stiller Schadenfreude, daß Else auf der andern Seite des Saales unruhig hin und her trippelte und immer ängstlichere Blicke nach ihr und dem Assessor entsandte. Immer betrübter wurde Elses Miene und nun verzog sich gar ihr rosiges, sonst immer lächelndes Gesicht zu einer weinerlichen Grimasse.

Da empfand sie denn endlich ein schweesterliches Mitleiden und unterbrach den Plaudernden.

„Sie versäumen doch nicht etwa eine Tanzverpflichtung, Herr Assessor? Wenigstens macht meine Schwester da drüben ein sehr enttäuschtes Gesicht.“

Er fuhr wie aus einem Traume auf.

„Ist das schon die Polka-Mazurka? Wahrhaftig! Da muß ich allerdings bitten, mich zu entschuldigen. Schade! Es plaudert sich so nett mit Ihnen. Nun, die nächste Polka heben Sie für mich auf, bitte! Die verplaudern wir wieder.“

Er verbeugte sich und ging rasch zu Else hinüber, die wieder blitzschnell die lachende Miene aufstreckte, die so gut zu ihren heiteren blauen Augen und ihren hübschen, aber nichtsagenden Zügen paßte. Wie sie sich an ihn schmiegte, wie sie glückstrahlend zu ihm aufschaute, als er sich nun mit ihr unter die Tanzenden mischte!

Johanna folgte dem Paar mit ihren Augen. Auch das von der schnellen Bewegung gerötete Gesicht des Assessors kam ihr wie verklärt vor. Er tanzte offenbar mit Genuß, mit voller Hingebung. Und dabei hatte er noch ein paar Minuten vorher in ihren Spott mit eingestimmt. Eine Empfindung von Verdruß, von Ärger und Geringschätzung beschlich die Beobachtende. Aufrichtigkeit und Konsequenz schien keine Tugend des Assessors Steffens. Hätte er sonst solches Gefallen finden können an einem Vergnügen, das er doch selbst noch soeben für etwas Albernnes erklärt hatte? Wie seine Augen leuchteten, wie sein Antlitz strahlte! Und jetzt neigte er sein Haupt und flüsterte seiner Tänzerin ein paar Worte ins Ohr, Worte, die die Blut auf Elses Wangen noch flammender zu machen schienen.

Johanna erhob sich schwer atmend. War es nicht unaussprechlich heiß im Salon? Schon das bloße Zuschauen, wenn die erhitzten Paare an ihr vorbeiwirbelten, bereitete ihr ein Unbehagen und



machte sie schwindlig. Es überkam sie überhaupt mit einem Male ein heftiger Widerwillen vor diesem ganzen nichtigen gesellschaftlichen Treiben.

Auch bis ins Nebenzimmer drang noch die frivole, nervenfolternde Tanzmusik und das Gestampfe der Paare. Und so entfloß Johanna ins Schlafzimmer, um nichts zu hören. Sie streckte sich aufs Sofa und hielt sich die schmerzende Stirn mit beiden Händen. Plötzlich trieb sie der Gedanke an den Assessor in die Höhe. Hatte er sie nicht gerade für die nächste Polka engagiert? Hatte er sie nicht gebeten, den Tanz mit ihr verplaudern zu dürfen?

Unentschlossen stand das junge Mädchen eine ganze Weile mitten im Zimmer. Endlich lehrte sie mit einer Gebärde des Trostes wieder zum Sofa zurück. Wah, was fragte er nach einer Unterhaltung mit ihr, wenn die Tanzmusik lockte? Für ihn wäre es ja doch nur ein Opfer gewesen. Es war ja doch nur ein Gefühl des Mitleids, das ihn veranlaßt hatte, überhaupt von ihr Notiz zu nehmen. Sein Interesse zog ihn ja doch nur zu Else und zu den andern, für die das Tanzen der Inbegriff des höchsten Vergnügens war und die ihm süße Augen machten und ihn mit kokettem Lächeln belohnten, wenn er auffordernd vor sie hintrat. Sie brauchte niemandes Mitleid.

Eine volle halbe Stunde war wohl verstrichen, als Johanna wieder in den Salon zurückkehrte. Die Paare drehten sich im Wirbel eines Rheinländers. Aber wunderbar, der Assessor tanzte nicht. Mit untergeschlagenen Armen lehnte er an einem Fenster und starrte mit gerunzelten Augenbrauen vor sich hin. Als er die Eintretende erblickte, ging er sogleich auf sie zu, mit einer Hast, der man anmerkte, daß er auf sie gewartet hatte.

„Gnädiges Fräulein haben unsere Abmachung vergessen?“ redete er sie an.

Sie stellte sich ganz verständnißlos.

„Unsere Abmachung?“

„Nun ja. Sie hatten mir doch die Polka zugesagt. Wir wollten den Tanz doch zusammen verplaudern.“

„Ach so. Pardon! Das habe ich wirklich ganz vergessen.“

Er zog ein empfindliches Gesicht und auch im Ton seiner Stimme lag ein deutlicher Vorwurf.

„Wissen Sie, daß das wenig schmeichelhaft für mich ist, mein gnädiges Fräulein.“

Sie lächelte mit ostentativer Sorglosigkeit.

„Wenn auch die Schwäche meines Gedächtnisses vielleicht nicht schmeichelhaft sein mag, in diesem Falle war sie Ihnen doch jedenfalls ganz angenehm, Herr Assessor.“

„Angenehm?“

„Nun ja. Anstatt sich mit mir langweilen zu müssen, konnten Sie nach Herzenslust tanzen.“

Er sah sie mit einem Blick an, vor dem sie unwillkürlich ihre Augen senkte.

„Soll ich Ihnen eine Schmeichelei sagen, gnädiges Fräulein?“ sagte er leise, mit sonderbar belegter Stimme. „Soll ich Ihnen versichern, daß mir die Unterhaltung mit Ihnen ein weit, weit größeres Vergnügen bereitet hätte, als es je ein Tanz zu thun imstande wäre?“

Sie atmete heftig, aber sie besaß doch so viel Selbstbeherrschung, daß sie ihren Blick kühl, verweisend zu ihm erheben konnte, während sie sturzunselnd erwiderte:

„Ich bin nicht für Schmeicheleien empfänglich, Herr Assessor.“

Auf ihn aber schien ihre Abweisung wenig Eindruck zu machen, denn wieder erschien jenes überlegene Lächeln in seinem Gesicht, das ihr besonders in diesem Augenblick geradezu eine Beleidigung dünkte.

„Nicht?“ sagte er scherzend und neckend, „da will ich Ihnen doch gleich noch eine Schmeichelei sagen, denn ich muß doch Revanche nehmen für Ihre Bergecklichkeit.“

Er beugte sich zu ihr hinunter und tief seinen Blick in den ihren tauchend, sagte er, auf einmal wieder ganz ernst werdend, in einem eigenen, eindringlichen Tone:

„Sie haben die wunderschönsten, süßesten melancholischen Augen, die ich je in meinem Leben gesehen habe und die man nicht wieder vergißt, wenn man sich einmal tiefer in sie versenkt hat.“

Johanna war im ersten Moment so überrascht und so bestürzt, daß sie wie erstarrt da stand. Dann aber schoß ihr die Blut der Scham heiß ins Gesicht. Tief gekränkt fühlte sie sich; ihre Stimme zitterte und ihren Blick verbunkelten große, heiße Tropfen.

„Herr Assessor!“

Das war alles, was sie vormurfsvoll, stammelnd hervorbrachte. Und jetzt drehte sie sich um und ging hinaus. Durch das andere Zimmer eilte sie, als sei sie vor jemandem auf der Flucht und ganz atemlos kam sie im Schlafzimmer an. Das Herz schlug ihr zum Berspringen. Ihre Augen strömten über, als sie sich nun in den nächsten Stuhl sinken ließ und ihre Aufregung, ihre Entrüstung, ihr beleidigter Mädchenstolz machte sich in ungekürzten Thränen Luft. Sie schluchzte lange und heftig; sie war in einer Stimmung, daß sie am liebsten von der ganzen Welt nichts mehr hätte wissen mögen. So im Grunde ihres Herzens unzufrieden war sie noch nie gewesen. Und dabei war es ihr nicht einmal recht klar, mit wem sie unzufrieden war, mit sich oder mit Assessor Steffens.



Endlich hörte sie auf zu weinen und trat an die Waschoilette, um die geröteten und geschwollenen Augenlider zu kühlen. Dabei blickte sie instinktiv in den Spiegel und betrachtete ihre Augen lange und mit einer dringlichen Aufmerksamkeit. Ja, sie hob sogar die Lampe in die Höhe, um besser sehen zu können. Ihre Augen waren tief dunkel, dabei von mandelförmigem Schnitt. Lang und dicht senkten sich die Wimpern darüber.

Melancholisch freilich war wohl ihr Blick; sie pflegte ja in der Regel ernst zu sein und es war nicht ihre Art, in einemfort zu lächeln und zu lachen, wie Else und ihre Freundinnen, für die das Leben ein einziger großer Scherz zu sein schien. Aber wenn Assessor Steffens ihre Augen wunderschön und gar süß genannt hatte, so hatte er doch nur seinen Spott mit ihr getrieben. Sicherlich, er hatte sich über sie lustig machen wollen, weil sie seine Eitelkeit getränkt hatte, weil sie nicht gleich in Glück und Entzücken zerfloßen war, als es ihm gefiel, sich mit-leidig ihrer zu erbarmen. Edel war das von dem Assessor nicht, ganz gewiß nicht. Verspottet man denn einen Menschen wegen einer körperlichen Unvollkommenheit? Sie wußte es ja, daß sie nicht hübsch war. Hatte doch ihre Mama sie es oft genug empfinden lassen. Hatte doch Mama Else ihr immer vorgezogen, pflegte sie doch oft, wenn sie guter Laune war, Else „meine schöne Tochter“ zu nennen. Sie dagegen, sie wurde von Mama nie mit diesem schmeichelnden Rosewort angeredet. Freilich, dafür war sie Papas Liebling, dessen weiches gutes Herz sie wohl dafür entschädigen wollte, daß Mama die schöne Schwester bei jeder Gelegenheit vorzog.

Johanna grübelte sich in eine so verbitterte, unglückliche Stimmung hinein, daß es ihr unmöglich war, sich heute noch vor andern zu zeigen. Und so entkleidete sie sich und legte sich zu Bett. Natürlich war sie viel zu erregt, als daß sie vorläufig wenigstens den Schlaf gefunden hätte, den sie herbeisehnte. Und so vernahm sie, wie endlich — es war wohl eine Stunde und mehr inzwischen verstrichen — die Gäste sich verabschiedeten und wie ein paar Minuten später Else ins Schlafzimmer trat. Gleich darauf ging die Thür noch einmal, und Johanna, die mit geschlossenen Augen und wie eine Schlafende atmend lauschte, hörte, daß die Mama in ihrem schweren Seidenkleid hereintratschte.

„Schläft Johanna schon?“ fragte sie.

Else kicherte.

„Freilich, Mama.“

Darauf eine Bewegung der Mutter, vielleicht ein Achselzucken und jetzt ein Erguß des mütterlich besorgten Herzens: „Ein sonderbares Mädchen! Ich fürchte, sie bekommt in ihrem ganzen Leben keinen Mann.“

Erneutes Richern Elses. Johanna aber warf im Schatten ihres Bettes die Lippen auf und eine trostige Empfindung stieg in ihrer Brust auf.

„Ich mag gar keinen Mann!“ hätte sie am liebsten ausgerufen. „Die Männer sind einfältig und roh. Ich verachte die Männer.“

Jetzt rauschte das Seidenkleid von neuem und der heimlich Aufhorchenden schien es, als träte die Mutter ganz dicht an ihre Lieblingstochter heran und streiche ihr lieblosend die Wangen. Wenigstens ließ die Äußerung, die nun folgte, darauf schließen.

„Meine schöne Else wird nicht mehr lange zu warten brauchen.“

„Ach, Mama!“ rief Else und warf sich der Mutter an die Brust.

„Assessor Steffens scheint dir ernstlich den Hof zu machen.“

„Ach, Mama!“

„Nun, nun, wir würden es ja gar nicht ungern sehen, Papa und ich. Herr Steffens ist von bester Familie. In einem Jahr wird er als Amtsrichter angestellt. Dabei besitzt er Privatvermögen.“

Johanna horchte auf. Woher die Mama das alles wußte?

„Gefällt er dir denn nicht, Kind?“ fragte die Mutter ihre Lieblingstochter.

„Ach, Mama!“

Es klang wie ein halbes Geständnis. Auch die kluge Frau Polizeirätin schien den Ausruf in diesem Sinne aufzufassen.

„Ich hoffe, er hat ernstliche Absichten,“ erklärte sie, um gleich darauf zu forschen: „Wovon habt ihr euch denn heute unterhalten?“

„Von — von allerlei, Mama.“

„Hat er dir denn gar — gar keine Andeutungen gemacht in Bezug auf seine — ich meine in Bezug auf seine Empfindungen?“

Eine Pause, dann ein verlegenes Stammeln: „Er sagte mir einmal — es war während des Tanzens — auf meinen Wangen blühten Rosen und in den Augen Vergißmeinnicht. Und daß er mit keiner so gern tanze, als mit mir.“

Johanna steckte ihren Bettzipfel in den Mund, um nicht in ein spöttisches Lachen auszubrechen.

Die Mama schien dagegen von dem Vernommenen sehr befriedigt, das drückte sich in dem behaglichen „hm, hm“ aus, das sie hören ließ. Sie knüpfte aber doch ein paar sanfte Ermahnungen und Verhaltensmaßregeln an die Mitteilung ihrer Tochter.

„Sei nur hübsch zurückhaltend, Kind! Natürlich um Himmels willen nicht abstoßend. Aber auch nicht zu entgegenkommend. Eine gewisse Reserviertheit imponiert den Männern mehr als Allzu entgegenkommende Liebenswürdigkeit. Na, hoffentlich

feiern wir noch in diesem, oder doch im nächsten Jahr Verlobung.“

„Ach, Mama!“

Ein Austausch von Zärtlichkeiten zwischen Mutter und Tochter, dann wurde das Knistern und Rauschen der Seidenrobe wieder hörbar. Die Thür öffnete und schloß sich. Mama ging in ihr Schlafzimmer hinüber.

Raum fünf Minuten später ertönte von Elses Bett her ein durchdringendes Raspeln. Mit einem Ruck setzte sich Johanna in ihren Kissen auf.

War es denn möglich? Sie schnarchte! Die zukünftige glückliche Braut schnarchte! Nun allzutief konnte die Liebe bei der nicht gehen.

Der Zufall schien den Berechnungen und Erwartungen der Frau Polizeirätin zu Hilfe zu kommen. Während einer Unterhaltung zwischen ihr und dem Assessor hatte sich ergeben, daß der letztere musikalisch war und eine gut geschulte Baritonstimme besaß. Sogleich hatte die kluge Frau Polizeirätin die Bemerkung fallen lassen, daß ihre älteste Tochter ebenfalls eine enthusiastische Musikliebhaberin sei und eine ziemliche Fertigkeit im Klavierspiel besitze. Ob denn der Herr Assessor nicht einmal mit Else musizieren wolle. Natürlich hatte der Assessor bereitwillig zugesagt. Schon die bloße Höflichkeit erforderte das ja. Und so war denn ein Tag festgesetzt worden, an dem der Assessor bei Polizeirats zu einem zwanglosen musikalischen Abend erwartet wurde.

Als Johanna von dem bevorstehenden Besuche hörte, fühlte sie sich von einer gewissen Genugthuung und Freude erfüllt. Die Gelegenheit, den Assessor ihre ganze Geringschätzung und Verachtung fühlen zu lassen, war ihr ganz erwünscht.

Der musikalische Abend wurde mit einer gemeinschaftlichen, aus mehreren Gängen bestehenden Mahlzeit eröffnet. Natürlich war der Assessor so plaziert worden, daß er zwischen Else und der Mama saß. Die Polizeirätin leitete die Unterhaltung und geschickt verstand sie immer wieder ihre älteste Tochter ins Gespräch zu ziehen. Ein paarmal aber richtete der Assessor direkt das Wort an Johanna. Sie hatte nur darauf gewartet und es gewährte ihr ein besonderes Vergnügen, ihm kurz und mit gut gespielter Nachlässigkeit zu antworten. Auch später, so oft sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte, bewies sie ihm ostentativ ihre Abneigung, indem sie stolz, unempfindlich an ihm vorbeisah.

Freilich, im weiteren Verlauf des Abends geriet ihre feindselige Stimmung stark ins Schwanken. Ihre Wahrheitsliebe und ihr Gerechtigkeitsgefühl empörten sich zu verschiedenen Malen, wenn Mama mit beredter Zunge und schönfärberischer Phantasie die Vorzüge ihrer Ältesten vor dem Assessor in das günstigste Licht zu stellen sich bemühte.

„Sie glauben gar nicht, Herr Assessor,“ äußerte die Frau Polizeirätin unter anderem, „mit welchem Fleiß und mit welcher begeisterten Hingabe unsere Else ihre musikalischen Stunden immer betrieben hat. Sie war deshalb und auch wegen ihres hervorragenden Talents immer die Lieblingschülerin ihrer Lehrer.“

Johanna errötete heftig, als sei sie selbst der Gegenstand der Wahrheitsfälschungen ihrer Mutter, und biß sich in stiller Entrüstung auf die Lippen. Gerade das Gegenteil war der Fall. Mit Ach und Weh war Else immer an ihre Übungen und in ihre Lektionen gegangen und nur die äußerste Strenge der Eltern hatte verhütet, daß die Musikschülerin ihr Klavierspiel schon nach dem ersten Jahr wieder aufgab. Ihre Lust war immer ebenso geringfügig gewesen wie ihre Begabung und nur durch einen acht Jahre langen konsequenten Unterricht war es erreicht worden, daß Else wenigstens eine gewisse Fingerfertigkeit sich angeeignet hatte.

Das Badwerk, das zum Nachtschiff herumgereicht wurde, gab der Polizeirätin Veranlassung, die häuslichen Tugenden ihrer Else zu loben.

„Wie finden Sie die Zitronenspeise, Herr Assessor?“ fragte sie.

„Ganz ausgezeichnet! Sie scheinen ja ein wahres Juwel von einer Köchin zu besitzen, gnädige Frau.“

Die Frau Polizeirätin lächelte geschmeichelt und deutete mit triumphierender Gebärde auf Else.

„Bitte, richten Sie Ihr Kompliment an meine Tochter,“ sagte sie dabei. „Ihr danken wir das allerdings delikate Bad-Kunstwerk. Ich kann es wohl ohne Übertreibung als Kunstwerk bezeichnen.“

Der Assessor riß natürlich verwundert und bewundernd die Augen auf.

„Gnädige Frau belieben zu scherzen.“

„Durchaus nicht. Else nimmt es in der That mit jedem Koch und mit jedem Konditor auf. Das Kind ist eben vielseitig begabt. Auch zum Kochen und Backen gehört Talent, Herr Assessor. Der bloße gute Willen thut es nicht.“

Auch das war wieder eine starke Abweichung von der Wirklichkeit. Das Gebäck war überhaupt gar nicht im Hause angefertigt, sondern in einer Konditorei bestellt worden. Auf Johanna wirkten die Erfindungen der Mama so erregend, daß sie sich in einem förmlichen Fieberzustand befand. Und auch nachher im Bett wälzte sie sich noch lange schlaflos in ihren Federn, während ihr eine fiebernde Hitze in allen Adern glühte. Ihr Unwille gegen den Assessor schien merkwürdigerweise ganz verflogen. Ihre Entrüstung, ihr Zorn richteten sich ausschließlich gegen die Mama und Else. Sie hatte ja gewiß nichts dagegen, daß Assessor Steffens sich in Else verliebte und daß Mamas Wunsch, der Assessor

möchte um Else anhalten, in Erfüllung ging. Aber daß der ahnungslose junge Mann durch Lug und Trug künstlich in ein Interesse für Else hineinge-  
lockt wurde, das fand sie schändlich, gewissenlos. Wenn er nun, durch falsche Vorpiegelungen verleitet, Else heiratete und dann hinterher wahrnehmen mußte, daß er sich in ihr geirrt hatte, war er dann nicht um sein Lebensglück betrogen? War das nicht geradezu entsetzlich, schrecklich? Und sie selbst, sie war gewissermaßen die Mitschuldige, da sie es geschehen ließ, da sie ruhig mit ansah, wie man ihn täuschte? Aber waren ihr denn nicht die Hände gebunden? Sie durfte ihn ja doch nicht warnen vor ihrer eigenen Mutter, vor ihrer Schwester.

Mit heißen Thränen beweinte sie ihre Ratlosigkeit, ihre Ohnmacht, das Unrecht, das gegen den Assessor begangen wurde, von ihm abzuwenden.

Die musikalischen Abende waren von der Frau Polizeirätin kluglich zu einer dauernden Institution erhoben worden. Assessor Steffens hatte mit so liebenswürdiger Bereitwilligkeit und so offenkundiger Wärme zugesagt, jede Woche einen Abend gemeinsam mit Fräulein Else zu musizieren, daß man deutlich erkennen mußte, wie sehr die Aufforderung der Polizeirätin seinem eigenen Wunsche entsprach. Die kluge Dame triumphtierte. Wie oft hatte nicht schon die Musik die Kupplerin zwischen zwei jungen Herzen gemacht!

Am nächsten Mittwoch um acht Uhr abends erwartete man in der Familie des Polizeirats den zweiten musikalischen Besuch des Assessors. Schon eine halbe Stunde früher klingelte es an der Rordorthür.

Der Polizeirat sowohl wie seine Gattin und Else befanden sich noch bei der Toilette. Das Dienstmädchen war in der Küche beschäftigt und so eilte Johanna hinaus, um zu öffnen.

Assessor Steffens stand vor ihr. Es leuchtete in seinem Gesicht, als er das junge Mädchen erblickte.

„Sie schon, Herr Assessor!“ entfuhr es der Überraschten und Errötenden unwillkürlich.

„Ich, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der Assessor und hastig, mit verischmigt lächelnder Miene fügte er hinzu: „Unter uns, ich bin absichtlich etwas zu früh gekommen. Ich rechnete auf einen glücklichen Zufall und ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht.“

Sie verstand ihn nicht und war ganz besangen. Mechanisch schritt sie ihm voran, um ihm die Thür des Salons zu öffnen.

„Bitte!“ sagte der Assessor dringlich und trat nach ihr ein.

Unweit der Thür blieben sie beide stehen. Sie deutete einladend auf einen Sessel. Aber der Assessor achtete nicht darauf. Eilig und eifrig, als habe er

nicht viel Zeit übrig, redete er sie an: „Ich habe eine Frage an Sie, unter vier Augen, gnädiges Fräulein. Sie sind mir böse, ja, es scheint mir, als haben Sie einen förmlichen Haß gegen mich. Warum, mein gnädiges Fräulein?“

Johanna fand ihre Fassung wieder. Die Erinnerung an die ihr widerfahrene üble Behandlung wurde wieder in ihr lebendig und der Unwille gegen ihn regte sich in ihr mit der alten Kraft.

Freilich, sie wollte ihm nicht zeigen, wie sehr sie sich beleidigt und gekränkt fühlte und deshalb entgegnete sie mit kühler Vornehmheit: „Sie überschätzen die Stärke meiner Empfindungen Ihnen gegenüber, Herr Assessor. Ich wüßte nicht, warum ich Sie hassen sollte.“

Sie verließ dem Wort einen humoristischen Accent.

Aber der Assessor fiel sogleich mit einer Heftigkeit und Aufgeregtheit ein, die Johanna bei dem sonst so ruhigen, seiner selbst sicheren Manne in Erstaunen versetzten: „Doch — doch, gnädiges Fräulein. Sie hassen mich, wenigstens zürnen Sie mir stark. Und ich kann mir auch denken, warum. Sie haben mir übel genommen, daß ich mir neulich erlaubte, Ihre Augen schön zu finden.“

Sie that, als erinnere sie sich erst jetzt.

„Ach so!“ sagte sie und zog ihre Stirn in Falten. „Allerdings, ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich Ihre Ironie, Ihren Spott nicht sehr geschmackvoll fand.“

Er trat ihr hastig einige Schritte näher und schien ganz erschrocken.

„Spott?“ rief er noch erregter als vorher und vergaß ganz, seine Stimme wie bisher zu dämpfen. „Sie werden doch um Gottes willen nicht gedacht haben, daß ich Sie verspotten wollte? Aber, Fräulein Johanna. Ich versichere Ihnen, bei meiner Ehre versichere ich Ihnen, daß ich nie ernster gesprochen habe, als damals. Von Spott und Ironie war ich soweit entfernt wie — in diesem Augenblick. Warum wollen Sie mir denn nicht glauben, Fräulein Johanna, daß ich Ihre Augen schön, wunderschön finde?“

Sie geriet in eine tiefe Verwirrung. Merkwürdig war, daß sie sich gar nicht darüber entrüsten konnte, daß er sie — zum erstenmal — vertraulich mit ihrem Vornamen angeredet hatte. Aus dem Klange seiner Stimme hörte sie, daß er ernst und aufrichtig zu ihr sprach. Und nun wußte sie nicht, was sie antworten sollte und ihre Augen hesteten sich scheu und verlegen an den Fußboden.

„Warum wollen Sie mir nicht glauben, Fräulein Johanna?“ wiederholte der Assessor in einem so eigenen, dringlichen Ton, daß das empfindsame, sensitive, junge Mädchen erschauerte.

Und nun fand sie auch endlich die Antwort.

„Weil mir noch niemand etwas Derartiges gesagt hat, weil ich weiß, daß ich nicht — nicht hübsch bin.“

Ein Lächeln ging über sein Gesicht, ein sonniges Lächeln der Mühnung.

„Sie sind nicht hübsch?“ wiederholte er. „Für den oberflächlichen Beobachter, mag sein, oder wenn Ihre Seele schläft und Ihr Gesicht von einer gleichgültigen, apathischen Miene beherrscht wird. Aber wenn innerlich etwas in Ihnen vorgeht, wenn Sie sprechen, Fräulein Johanna, mit Wärme, mit Überzeugung, mit Eifer, wie neulich, dann belebt sich Ihr Gesicht, dann verklärt es sich, dann ergießt sich ein wunderbar rosiger Schein über Ihre Züge, dann strahlt eine begeisterte und begeisternde Empfindung aus Ihren Augen und dann, Fräulein Johanna, dann sind Sie hübsch, dann sind Sie schön —“

Johanna schrak zusammen und trat rasch ein Stück von ihm hinweg. Ein Häuspern und schnelle Schritte machten sich im Korridor vernehmlich.

„Papa!“ flüsterte sie.

Zum Glück war es wirklich der Polizeirat, der bei seinem Eintritt sogleich mit ausgestreckter Hand auf den Assessor zuschritt und der auf Johanna, die mit erhitztem Gesicht an ihm vorüberhuschte, gar nicht achtete.

Der Abend verging wie der erste Musikabend. Man speiste gemeinschaftlich, dann sang der Assessor und Else begleitete.

Der Assessor sang heute mit viel mehr Wärme und Verve als am ersten Abend. Die Polizeirätin strahlte. Auch der Polizeirat war offenbar in bester Laune. Er rieb sich vergnügt die Hände und nötigte seinen Gast mit verbindlicher Liebenswürdigkeit zum Trinken.

Else glühte wie eine Päonie und Augen und Mund kamen gar nicht aus dem Lachen und Lächeln. Nur Johanna war still und in sich gekehrt und saß abseits von den andern im Schatten. Nur so oft der Sänger eines seiner Lieder beendet hatte und, sich vom Klavier abwendend, seinen Blick zur ihr hinüberschweifen ließ, kam Farbe und Leben in ihr Gesicht . . .

Wochen und Monate verstrichen. Die musikalischen Abende beim Polizeirat hatten alle dasselbe Gepräge. Zu einer Unterhaltung unter vier Augen kam es zwischen dem Assessor und Johanna nicht mehr.

Auch ein paar Kränzchen und Bälle fanden im weiteren Verlaufe des Winters noch statt. Die Gymnastin blieb auch diesen fern, ebenso wie sie an den ersten Veranstaltungen des Vergnügungsvereins nicht teilgenommen hatte. Stereotyp war es, daß Else jedesmal am anderen Morgen vor Johanna von ihren Erfolgen schwärmte und der

nur widerwillig Zuhörenden haarklein berichtete, welche Herren mit ihr getanzt hatten und wie oft sie insbesondere von Assessor Steffens, der offenbar noch immer ihr getreuer Courmacher war, engagiert worden sei.

Die Frau Polizeirätin aber schien, je mehr die Saison vorschritt, je mehr ihre gute Laune zu verlieren. Und Johanna entging es nicht, daß die Mama nach jedem Vergnügen und nach jedem Besuch des Assessors lange Zwiesprache mit Else abhielt. Jedesmal zog es Johanna mit starker geheimer Macht zur Thür, aber jedesmal widerstand sie tapfer der Versuchung, zu lauschen. Freilich, daß ihr immer dabei das Herz so sonderbar bekloffen und bang klopfte, konnte sie nicht verhindern.

Der Frühling kam und mit ihm das Ende der Saison winterlicher Vergnügungen. Der Assessor hatte sich zwar noch immer nicht erklärt, aber er hatte — beruhigend wies der Polizeirat seine ungeduldige, immer nervöser werdende Gattin darauf hin — er hatte auch andererseits seine Besuche nicht eingestellt, ja nicht einmal vermindert und ebenso auch in seinem Interesse für die Familie und insbesondere für Else nicht nachgelassen.

Vielleicht würde die Sommersaison bescheren, was der Winter nicht gebracht hatte. Von dem Vergnügungsverein war auch für die Sommermonate eine Reihe von Festen in Aussicht genommen worden. Ausflüge und Picknicks sollten stattfinden und für diejenigen Vereinsmitglieder, die sich eine Sommerreise nicht leisten konnten oder wollten, gewissermaßen eine Entschädigung bilden.

Mit dem ersten schönen Tage im Mai nahm die Sommersaison ihren Anfang. Zunächst wurde eine Landpartie nach dem Brunwald verabredet. Polizeirats rüsteten sich mit Eifer und mit neu erwachenden Hoffnungen. Eigentlich bot doch der Sommer und speciell solch ein Ausflug ins Freie viel mehr Gelegenheit, zwei offenbar für einander schlagende junge Herzen einander völlig zu nähern, als alle Bälle, Kränzchen und Konzerte.

Obwohl die Sonne mit ihren Strahlen noch sehr lachte, erschien Else doch ganz in düstigem, sommerlichen Weiß. Sie fror, wie der Polizeirat neckend meinte, „tapfer fürs Vaterland.“ Else aber erklärte, daß ihr ganz „mollig“ sei. Wahr allerdings war es, daß die Freude der Erwartung und das Bewußtsein, in dem leichten Watistkleid „reizend“ auszusehen, ihr gewissermaßen einheizte.

Die Gymnastin nahm selbstverständlich an dem Ausflug keinen Anteil; sie durfte ja den Unterricht nicht versäumen, der nun einmal dummerweise in den Nachmittagsstunden stattfand.

Groß, wahrhaft verblüffend war Johannas Überraschung, als sie um sieben Uhr beim Verlassen der



Schule den Assessor auf der Straße erblickte, der hier auf sie gewartet zu haben schien. Wenigstens kam er sogleich auf sie losgestürzt und begrüßte sie mit seinem vergnügtesten Lächeln.

Sie war im ersten Augenblick ganz sprachlos und erwiderte seinen Gruß besangen, mit scheuer Zurückhaltung.

„Aber wie kommen Sie denn hierher?“ rief sie endlich, ihrer Verwunderung naiven Ausdruck gebend.

„Sehr einfach, auf Schusters Klappen,“ erwiderte der Assessor. Er schien sich in einer ausgelassenen, geradezu übermütigen Stimmung zu befinden, die sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

„Ja aber, warum sind Sie denn nicht im Grunewald?“

„Weil ich an zwei Orten zu gleicher Zeit nicht sein kann, gnädiges Fräulein.“

Johanna warf unwillig die Lippen auf.

„Sie hatten doch fest zugesagt,“ bemerkte sie vorwurfsvoll.

„Ich habe mich eben anders besonnen,“ erklärte er, jetzt ein wenig ernster.

„Aber das wird Else sehr betrüben,“ fuhr es ihr unwillkürlich heraus und errötend fügte sie schnell hinzu: „Und Papa und Mama auch.“

Er schüttelte lachend mit dem Kopf.

„Fräulein Else? Aber ich bitte Sie. Fräulein Else kann ja überhaupt gar nicht traurig sein. Oder haben Sie — Hand aufs Herz, Fräulein Johanna — haben Sie Ihre Schwester schon einmal betrübt gesehen?“

Sie mußte trotz ihres inneren Widerstrebens lachen.

„Na, sehen Sie!“ rief er lustig. „Na, und was Ihre Eltern betrifft, für die habe ich eine Überraschung in Petto, die sie, ich wage es zu hoffen, über meine Wortbrüchigkeit verzeihend hinwegsehen lassen wird.“

Sie erhob erstaunt, fragend den Blick.

„Eine Überraschung?“

Er nickte.

„Ich erzähle Ihnen das später. Jetzt, schlage ich vor, spazieren wir ein bißchen nach dem Tiergarten hinunter.“

Sie sah ihn besremdet und verlegt von der Seite an.

„Ich gehe nach Hause,“ erklärte sie kurz.

„Nach Hause? Aber warum denn, Fräulein Johanna? Einen so schönen Tag muß man doch benutzen. Ein bißchen Spazierengehen kann Ihnen doch wahrhaftig nicht schaden. Ihre Schwester tummelt sich fidel im Grunewald, da können Sie doch ein bißchen Tiergartenluft kniepen.“

Sie lächelte. Er war heute so merkwürdig aufgeräumt, fast drollig.

„Überhaupt, Fräulein Johanna,“ fuhr der Assessor eifrig fort, „Sie sind viel zu sehr Stubenhockerin. Wirklich, Sie sollten mehr auf Ihre Gesundheit bedacht sein. Viel Arbeit und wenig Erholung. Was soll denn daraus werden? Also kommen Sie nur!“

Er sagte das so dringlich und sah ihr dabei so bittend ins Auge, daß es ihr ganz warm ums Herz wurde.

„Meinetwegen,“ entschied sie sich: „Ich habe ja auch nichts zu versäumen. Zu Hause wartet ja doch niemand auf mich.“

Er atmete sichtbar auf.

„Bravo, Fräulein Johanna! Das war doch einmal ein vernünftiges Wort. Sie sind überhaupt ein vernünftiges, junges Mädchen. Nicht so'n pröder Bierlappen, so'n steifes Püppchen wie die andern. Sie hören doch auf Vernunftgründe.“

Sie hob warnend den Finger.

„Nicht schmeicheln, Herr Assessor!“

„Schmeicheln?“ fiel er rasch ein. „Wo werd' ich denn! Nein, Ihnen schmeichle ich überhaupt nicht mehr, Fräulein Johanna. Ich werde mich schön hüten. Na, was haben wir denn heute gelernt, Fräulein Gymnastin?“

„Im Lateinischen die vierte Konjugation,“ erwiderte sie ernst.

„Also punio, punivi, punitum, punire?“

Sie nickte wichtig.

„Wissen Sie, Fräulein Johanna,“ rief der Assessor, „da fällt mir etwas ein. Lassen Sie uns das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden! Unterhalten wir uns ein bißchen lateinisch! Wollen wir?“

Sie strahlte sogleich über das ganze Gesicht.

„Ach, ja! Das wäre reizend!“

Aber nun zeigte sie eine zweisehnende Miene und fügte kleinlaut hinzu: „Mein Lateinisch wird nicht ausreichen, fürchte ich.“

Doch der Assessor feuerte sie sogleich an: „Nur nicht kleinmütig, Fräulein Johanna! Es wird schon gehen. Na, und wenn's mal hapert, so helfe ich eben ein. Also, nun fangen Sie einmal an! Wir gehen nach dem Tiergarten. Wie sagen Sie das auf Lateinisch?“

Ganz bei der Sache, mit naivem Eifer, während ihr die Augen leuchteten, übersetzte sie: „Imus in hortum bestiarum.“

Herr Steffens klatschte diskret in die Hände.

„Bravo, domina Johanna, bravo! Hortus bestiarum — Garten der Tiere. Sehr gut! Sie wissen sich doch zu helfen.“

Sie stimmte fröhlich in sein Lachen ein.

„Aber nun kommen Sie an die Reihe, Herr Assessor!“ mahnte sie darauf, schnell wieder ernst.

Sie sah ihm erwartungsvoll ins Gesicht. Er gab ihren Blick fröhlich, ein bißchen verschmüht zurück und sprach langsam und deutlich: „*Felicissimus sum, domina Johanna, quia tecum* — Sie müssen schon entschuldigen, daß ich Sie im Lateinischen du nenne, die alten Römer kannten keine Höflichkeitsformen — *ambulare licet*. Haben Sie auch verstanden, Fräulein Johanna?“

Sie nickte triumphierend und glücklich lächelnd.

„Alles! Sie sagten: Ich freue mich sehr, Fräulein Johanna, daß ich mit dir — mit Ihnen spazieren gehen kann. — Aber Sie sollen mir ja doch keine Schmeichelei sagen, Herr Assessor!“ fügte sie schmolend hinzu.

Er lächelte schallhaft.

„Auf Deutsch, Fräulein Johanna!“ entschuldigte er sich. „Auf Deutsch schmeichle ich Ihnen ja auch nicht mehr. Aber auf Lateinisch, das ist doch etwas anderes, da darf ich doch? Oder hätt' ich's Ihnen lieber auf Griechisch sagen sollen?“

Sie wehrte, von seiner Lustigkeit wieder angeeckt, lächelnd ab: „Um Himmels willen. Im Griechischen bin ich noch lange nicht so weit.“

Sie waren die Potsdamer Straße und die Viktoriastraße hinunter geschritten und näherten sich jetzt dem Tiergarten.

„*Hortus bestiarum!*“ sagte der Assessor, nach den bereits im schönsten Grün prangenden Bäumen hinüber deutend.

Sie nahm seine kleine Neckerei mit gutmütigem Lächeln hin. Ihr war überhaupt merkwürdig wohl und fröhlich zu Mute. War seine gute Laune auf sie übergegangen, oder war es die Wirkung der frischen, balsamischen Luft, die sie mit vollen Zügen einatmete, oder der Anblick des lachenden blauen Himmels, der sich wolkenlos über den leise rauschenden Baumwipfeln wölbte?

Herr Steffens schritt mit ihr über den Damm nach der Tiergartenstraße hinüber. Eine leere Droschke kam ihnen entgegen.

„Wollen wir nicht ein bißchen fahren?“ fragte der Assessor. „Sie werden müde sein, Fräulein Johanna. Eine Spaziersfahrt durch den Tiergarten, das ist ein Genuß, ein köstlicher Genuß, sage ich Ihnen.“

„Aber nein,“ lehnte sie ab und sah ihn erstaunt, tadelnd an.

Dennoch winkte er dem Kutscher, während er beredt auf sie einsprach:

„Warum denn nicht, Fräulein Johanna? Sie haben doch nichts zu versäumen. Sagten Sie nicht selbst so? Oder fürchten Sie sich vor mir? Sie werden doch nicht. Zwei so gute alte Bekannte wie wir!“

Sie mußte wieder lachen. Er war heute wirklich zu komisch. Doch zugleich schüttelte sie verneinend mit dem Kopf.

Da wurde der Assessor mit einem Male ganz ernst, sogar ein bißchen empfindlich.

„Das ist ja ein Mißtrauensvotum für mich, Fräulein Johanna,“ rief er. „Bin ich nicht ein Freund Ihrer Eltern? Ja, ich hoffe — wenigstens ist das mein innigster Wunsch — ich hoffe, zu Ihrer Familie schon in der allernächsten Zeit noch in nähere, intimere Beziehungen zu treten.“

Die Droschke hielt vor ihnen an. Er öffnete den Schlag. Mechanisch stieg Johanna ein. Seine letzten Worte hatten ihren Widerstand überwunden. Sie verstand ihn wohl. Also wirklich! Er liebte Else wirklich und hatte die Absicht, schon in den nächsten Tagen um sie anzuhalten. Und nun war es ihr auch klar, warum er ihr heute aufgelauret hatte und warum er sich hier mit ihr unterhielt, während die andern im Grunewald waren. Er war seiner Sache nicht sicher und darum wollte er sie ausforschen.

Ein bittres, spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen. Wie thöricht, wie blind doch diese Männer waren! Wenn er wüßte, daß Else darauf brannte, von ihm einen Antrag zu erhalten! Und Mama erst! All ihr Sinnen und Trachten war nun schon dreiviertel Jahr auf dieses Ziel gerichtet.

Sie achtete nicht darauf, daß Herr Steffens den Droschkenkutscher anwies, die Hauptstraße zu verlassen und links in eine der schmalen, menschenleeren Seitenalleen abzubiegen. Die Stirn in Falten gelegt, einen herben, freudlosen Zug um den Mund, blickte sie mit ihren melancholischen Augen zerstreut in das Gebüsch zur Seite der Straße. Die gute Laune und der Frohsinn, die sie noch kurz zuvor erfüllten, schienen mit einem Male versflogen. Es war ihr so sonderbar bekommen zu Mute; eine angstvolle, peinigende Spannung machte ihr Herz höher klopfen.

Der Assessor sah sie still beobachtend von der Seite an. Ein warmer, leuchtender Schein breitete sich über seine offenen, männlich schönen Züge.

„Fräulein Johanna,“ begann er leise, wie um sie nicht zu erschrecken. „Woran denken Sie und warum blicken Sie plötzlich so furchtbar ernst, so geradezu menschenfeindlich drein?“

„Ich?“ Sie reckte sich in die Höhe. „Ich denke an nichts — an gar nichts. Woran soll ich denn denken?“

Sie lächelte und zwang sich zu einer unbesorgten, heiteren Miene. Aber der Assessor schüttelte mit dem Kopf und sagte in so bewegtem, innigem Ton, daß ihr das Blut heiß in die Wangen stieg:

„Nein, nein, Fräulein Johanna. Das Lächeln kommt Ihnen nicht von Herzen. Sie sehen soeben so traurig, so weilschmerzlich aus, wie damals auf der ersten Gesellschaft im Hause Ihrer Eltern, da-





mals, als ich Sie zum Walzer engagierte und Sie mir erklärten, daß Sie nicht tanzen. Wissen Sie noch? Damals fiel mir Ihr melancholischer Blick zum erstenmal auf. Ich begreife Sie nicht, Fräulein Johanna. Sie sind jung, das Leben liegt vor Ihnen wie ein Paradies voll Freude und Lust."

"Sie vergessen," entgegnete sie herb, "daß mein Leben Arbeit bedeutet und nicht Freude und daß auch meine Zukunft immer nur Arbeit bedeuten wird."

"Ihre Zukunft!" wiederholte er leise und griff nach der kleinen Büchermappe, die sie beim Einsteigen auf den Rücksitz gelegt hatte. Er blätterte zerstreut in den Büchern, legte die Mappe wieder hin und fragte:

"Haben Sie sich schon einen Beruf erwählt, Fräulein Johanna?"

"Wahrscheinlich werde ich Ärztin werden."

Er schüttelte heftig mit dem Kopf und die Blut stieg ihm ins Gesicht.

"Nein, Fräulein Johanna. Das ist nichts für Sie."

"Warum nicht?" widersprach sie. "Ist der ärztliche Beruf nicht ein schöner, edler, erhabener?"

"Aber es giebt einen noch viel schöneren, edleren weiblichen Beruf, für den Sie alle Eigenschaften besitzen und der Sie selbst viel mehr beglücken wird, als es irgend ein anderer thun könnte."

Sie sah ungläubig in sein Gesicht, das einen eigenen gespannten Ausdruck zeigte.

"Das ist," sagte er und tastete nach ihrer Hand und hielt die widerstrebende fest in der seinen, "das ist der Beruf der Frau, der Gattin."

"Herr Assessor!"

Die Gymnasiastin fuhr heftig zurück und rückte so weit von ihm hinweg, als sie nur irgend konnte. Auch ihre Hand hatte sie frei bekommen. Ihre Mienen zuckten in flammender Empörung.

Der Assessor rückte ihr nach und legte seine Hand sanft auf ihren Arm und redete mit seinem weichsten, beweglichsten Ton auf sie ein:

"Ich bitte Sie, liebes Fräulein Johanna, seien Sie doch um Himmels willen nicht wieder böse! Ich spotte ja nicht, ich rede ja aus innigster Überzeugung, im heiligsten Ernst. Ich weiß ja einen Mann, der sich unendlich glücklich fühlen würde, wenn er Ihnen sein Leben widmen dürfte, wenn Sie seine aufrichtige heiße Liebe erwidern würden."

Er schlang in seiner stürmischen Gemütsbewegung den Arm um ihre Schulter und zog sie sanft zu sich heran.

"Ich, Johanna, ich bin es, ich bete Sie an, ich liebe Sie aus tiefstem Herzen, aus voller Seele."

Sie war bis in die Lippen blaß geworden und sah ihn ungläubig, ganz verstört an.

"Aber das ist ja unmöglich!" entfuhr es ihr unwillkürlich.

Er lächelte voll Nührung und Glück.

"Dich zu lieben, Johanna? Das nennst du unmöglich! Wer sollte dich nicht lieben, der einmal in deine süßen, unergründlichen Märchenaugen geschaut, dem sich dein keusches, troziges Mädchenherz enthüllt hat!"

Sie war noch immer so überrascht, so bestürzt, so verwirrt und sie vermochte es noch immer nicht zu fassen, wenn sie es auch hörte, wenn das, was der Mann neben ihr sprach, auch tönenden Wiederhall in ihrem stürmisch und selig klopfenden Herzen fand.

"Aber Else!" rief sie. In ängstlicher Spannung hingen ihre Augen an den seinen.

Er lächelte.

"Weißt du nicht," antwortete er und drückte sie fest an sich, "weißt du nicht, wie es in dem Märchen heißt: Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land, aber Schneewittchen in den Bergen bei den sieben Zwergen, die ist noch tausendmal schöner als Ihr!"

Sie schüttelte energisch mit dem Kopf, während er ihre Hand an seine Lippen führte.

"Doch! Für mich bist du die schönste," erklärte er mit begeistertster Überzeugung, "die schönste, liebenswerteste auf der ganzen Welt. Deinetwegen kam ich zu den Musikabenden, die im übrigen für mich eine Tortur waren, nur um dich zu sehen, nur um mit dir einen Blick von weitem tauschen zu können. Und nun frage ich dich, du süßes, geliebtes Mädchen, willst du die Meine werden?"

Sie antwortete nicht. Sie sah still vor sich nieder; große Thränen traten ihr in die Augen und liefen über ihre Wangen, die sich nun mit dunkler Blut bedeckten.

Der Anblick brachte ihn außer sich. Zum Glück fuhren sie in einer ganz einsamen, menschenleeren Allee unweit des "Neuen Sees." Der Droschkenkutscher kümmerte sich in berufsmäßiger Diskretion nicht um das Getuschel des jungen Liebespaares.

"Süße, liebe, einzige Johanna," raunte der Verliebte der Weinenden stehend ins Ohr, "weine doch nicht! Ich kann es nicht ertragen, dich in Thränen zu sehen. Warum weinst du denn? Habe ich dich gekränkt? Habe ich dich erzürnt?"

Sie schüttelte mit dem Kopf und sah, die Thränen noch im Auge, mit einem strahlenden Lächeln zu ihm auf.

"Ich bin ja so glücklich, so unendlich glücklich," gestand sie schlicht, ohne jede Prüderie.

"Johanna!"

Er bengte sich zu ihr hinab und suchte ihre Lippen, die ihm auf halbem Wege entgegen kamen. Und so tauschten sie in Gottes freier Natur, unter grünen Bäumen, den ersten süßen Liebeskuß.

Es war schon neun Uhr, als sie, ein paar Häuser vor der Wohnung des Polizeirats, die Droschke ver-

ließen. Hand in Hand, still einander in die Augen sehend, legten sie den kurzen Rest des Weges zurück. Er begleitete sie die Treppen hinauf; vor der Korridorsthür nahmen sie voneinander Abschied.

„Auf Wiedersehen morgen!“ sagte er und bot ihr die Hand.

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte sie und sah ihm mit einem so glückseligen, strahlenden Blick ins Auge, daß er sich nicht halten konnte, daß er sie noch einmal an sich zog und herzlich küßte.

Oben in der Wohnung ging Johanna mit still glücklichem Lächeln umher. Einmal klinkte sie die Küchentür auf.

„Anna!“ sprach sie das Diebstmädchen an. „Morgen brauchen Sie mich nicht so früh zu wecken.“

„Nicht? Aber Sie müssen doch Ihre Schularbeiten machen, Fräulein.“

„Unfann!“ rief die Glückliche ausgelassen. „Ich gehe überhaupt nicht mehr nach der Schule. Na so dumm! Das habe ich nun nicht mehr nötig, Anna!“

Das Dienstmädchen sah die ihr Gegenüberstehende verwundert an. Erst jetzt bemerkte sie die eigentümliche Erregtheit in ihren Zügen, den leuchtenden Schimmer in ihren Augen.

„Was haben Sie denn, Fräulein? Ist Ihnen denn was passiert? Warum gehen Sie denn nicht mehr in die Schule?“

„Weil —“

Johanna brach ab und drehte sich auf dem Absatz herum.

„Das brauchen Sie heute noch nicht zu wissen, Anna.“

Im Wohnzimmer trat Johanna vor den Spiegel und beobachtete sich lange forschend, mit eindringlicher Aufmerksamkeit, bemüht, Eigenschaften an sich zu entdecken, die ihr bis dahin völlig entgangen sein mußten. Dann warf sie sich auf das Sofa, verschränkte die Arme unter dem Kopf und schloß die Augen. Noch einmal zog an ihrer lebhaften Phantasie vorüber, was sie heute Abend erlebt hatte; das Wunderbare, Ungeahnte, Unfaßbare.

Sie mochte eine Stunde und darüber verträumt haben, als die Flurklingel ertönte und die Stimmen der Heimkehrenden auf dem Korridor laut wurden.

Johanna stand mitten im Zimmer, die Hand auf das ungestüm pochende Herz gepreßt, als die Ausflügler eintraten. Mit dem ersten Blick erkannte sie, daß Mama sich in allerschlechtesten Stimmung befand. Auch der Papa sah verdrücklich und sorgenvoll aus. Sogar Else zeigte einen seltenen Ernst und blickte sehr übelläunig drein.

„Wie? Du bist noch nicht im Bett?“ redete die Polizeirätin ihre Jüngste mürrisch an.

Johanna schüttelte mit dem Kopf.

„Ich könnte ja doch noch nicht schlafen, Mama?“

„So, warum denn nicht?“ Erst jetzt sah sie den erhitzten Zustand, in dem sich Johanna befand. „Sage mal, wie siehst du denn aus? Du hast ja ganz heiße Backen. Du hast wohl schon ein bißchen gedruselt, wie?“

„Nein, Mama, nur ein bißchen geträumt habe ich — im Wachen geträumt. Ach“ — das übervolle Herz mußte sich Luft machen — „ich habe etwas wunderbar Schönes heute erlebt!“

„So,“ erwiderte die Polizeirätin trocken und trat vor den Spiegel, um ihren Capothut loszunesteln, „da ist's dir besser ergangen als uns. Wir haben gar nichts Schönes erlebt, im Gegenteil!“ Und sich zu ihrem Gatten umdrehend, fuhr sie fort: „Es ist mir noch immer unbegreiflich, warum der Assessor nicht Wort gehalten hat.“

„Mein Gott, Kind, es ist eben etwas dazwischen gekommen,“ beruhigte der Polizeirat. „Eine plötzliche Unpäßlichkeit oder sonst eine Abhaltung. Morgen werden wir's ja erfahren.“

„Aber er hatte doch so fest zugesagt,“ beharrte die Polizeirätin und warf mit heftiger Gebärde ihr Cap auf den nächsten Stuhl.

Johanna atmete auf, dann sagte sie leise:

„Ich habe Herrn Steffens gesprochen.“

„Du!“

Es war ein dreifacher Ausruf. Alle traten dicht an Johanna heran.

„Du?“ wiederholte die Polizeirätin. „Wo denn? So erkläre uns doch!“

„Als ich vom Unterricht kam, wartete er auf mich in der Steglitzerstraße. Und dann gingen wir spazieren und dann hat er — dann habe ich — dann haben wir uns verlobt.“

Die Polizeirätin sah ihre jüngste Tochter mit einem Blick an, als entdeckte sie an ihr plötzlich rätselhafte, nie geahnte, wunderbare Eigenschaften. Zugleich sprudelte sie in höchster Aufregung, die Hände vor übermäßigem Staunen zusammenschlagend, hervor: „Er — du — hinter unserm Rücken! Wie kam denn das? So sprich doch!“

Plötzlich klang ein lautes, heftiges Weinen durchs Zimmer. Es war Else, die ihren Empfindungen nicht anders Luft zu machen wußte. Die Polizeirätin näherte sich rasch ihrer Lieblingstochter und schlang zärtlich ihren Arm um sie und führte sie mit begütigenden, tröstenden Worten aus dem Zimmer.

Der Polizeirat aber nahm Johanna in seine Arme und küßte sie mit väterlicher Liebe und sagte mit tiefbewegter Stimme:

„Mein Liebling, ich wünsche dir von Herzen Glück. Du bist immer ein gutes, braves Kind gewesen und du wirst ihn glücklich machen wie er dich.“

# Graf Gobineau.

Von Ludwig Schemann.

Nachdruck verboten.

Mit vollem Recht wünschen die Stimmführer unserer großen deutschen Reformbewegung die universalistische Strömung im Charakter unseres Geisteslebens vor der nationalen, mindestens für eine Zeitlang, nämlich die Zeit der Selbstbesinnung, der Einklehr, des sich mehr und mehr auf eigne Füßstellers, zurücktreten zu sehen. Das kann freilich in keinem Falle ein vollständiges, hermetisches Absperren gegen das geistige Ausland bedeuten. Vielmehr wird schon ein Großes im Sinne des deutschen Gedankens gewonnen sein, wenn es gelingt, uns von den schlechten Einflüssen des Auslandes zu befreien und uns in um so innigere Beziehung zu alledem zu bringen, was der Deutsche sich zu seinem wahren Heile zu eigen machen, sich assimilieren, für seine höhere Bestimmung verwerten kann.

In allererster Linie erscheint eine solche Scheidung und Sichtung natürlich demjenigen Lande und Volke gegenüber geboten, von welchem, unter den modernen, die stärksten Beeinflussungen auf allen Gebieten der Kultur, Kunst und Wissenschaft seit Jahrhunderten ununterbrochen auf uns ausgegangen sind: Frankreich. Ich will hier nur die Thatsache nachdrücklich hervorheben, daß uns trotz, ja zum Teil dank den immer zunehmenden Abweichungen in den politischen Bahnen beider Völker, wiederholt französische Elemente gerade der besten Art gleichsam als geistige Altväter zugesührt worden und dann völlig mit uns verwachsen sind. Ein Abstossungsprozeß dort, ein Aneignungsprozeß hier: der denkwürdigste Vorgang der Art war die Vertreibung der Hugenotten durch Ludwig XIV., durch welchen uns ein ganzes Heer hervorragender Gestalten auf geistigem, politischem und administrativem Gebiete zugefallen und zu eigen geworden ist, aber auch später, zur Zeit der großen Revolution, hat sich Ähnliches nochmals wiederholt, und die Nennung des einen, jedem echten Deutschen so unendlich teuren Namens Adalbert von Chamisso genügt, um zu zeigen, bis zu welchem Grade selbst ein echtbürtigster Franzose zum Deutschen werden und seinen Adoptivlandsleuten ans Herz wachsen konnte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird in ähnlich wunderbarer Weise auch der große Mann zum Unrigen werden, dem diese Betrachtungen gewidmet sind und dessen leibliche Züge die Leser des „Universum“ nebenstehend abgebildet finden. Auch Graf Gobineau ist solch ein Flüchtiger, Heimatsuchender,

wenn auch nicht als menschliches Individuum, sondern nur als geistige Persönlichkeit, und wenn ihn auch seine Landsleute nicht in der Form thatsächlicher äußerer Verbannung, sondern in der viel wirksameren geistiger Isolierung und Ignorierung von sich gestoßen haben. So ist er jahrzehntelang so gut wie ganz unbeachtet geblieben, bis er durch eine jener so großen wie geheimnisvollen Fügungen, die wir nur anstaunen, nie begreifen können, mit Richard Wagner in Beziehungen trat — Beziehungen, die alsbald, entsprechend dem, was beide Männer einander zu bieten hatten, die tiefsten und innigsten wurden. Und seit einmal dieser Gewaltigste den bisher völlig unbekannten Denker und Dichter ganz als seinesgleichen betrachtet und behandelt hat, sind immer mehrere in ihrer Schätzung seinem Beispiele gefolgt, und wir können jetzt Gobineau von manchen Seiten als den „größten französischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts“ bezeichnen hören, ohne daß uns dies mehr allzu hyperbolisch klinge.

Es soll nicht geleugnet werden, daß hierbei insofern etwas von Parteilichkeit mit unterläuft, als unter den Ideen, welche dieser Mann in die durch ihn jetzt entfachte Bewegung hineingeworfen hat, als eine der wichtigsten und vornehmsten die von dem leiblichen und geistigen Vorrang und dem alle anderen überragenden weltgeschichtlichen Verufe der germanischen Rasse sich findet. Da die ganze neuere Entwicklung Frankreichs methodisch darauf ausgegangen ist, die germanischen Elemente seines Volkstörpers zurückzudrängen, ja zu erdrücken oder auszuscheiden, während bei uns umgekehrt immer mehrere und mehrere sich darauf besinnen, daß in der Konservierung, Stärkung und planmäßigen Fortbildung alles uns von unserem altgermanischen Besitzstande — rein ethnographisch genommen, wie auch geistig und sittlich — noch Verbliebenen die Zukunft unseres Volkstums beschlossen liege, so begreift man, welche begeisterte Zustimmung Gobineau seine Heroldsrufe für die germanische Rasse in unserem Vaterlande eintragen mußten, die im seinigen, ungehört von einer unglaublich ablehnenden Umgebung, verhallt waren; wie er bei uns die Apostelrolle, jenseit des Rheins dagegen die Märtyterrolle spielen mußte.

Wie Gobineau zu dieser Rolle gekommen? Dieses in der Geistesgeschichte wohl einzig dastehende Phänomen wird bis in seine Tiefen vielleicht nie ganz aufgeklärt werden können. Er selbst war der Mei-

the 'new' information science, and the 'old' library science. The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services. The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services.

The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services. The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services.



The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services. The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services.

The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services. The 'new' information science is a discipline that is concerned with the study of information and its use, and the 'old' library science is a discipline that is concerned with the study of libraries and library services.

nungslosen Schilderungen und Beurteilungen der zeitgenössischen Zustände seines Vaterlandes, gewissermaßen die Fortsetzung früherer Niederschriften über die Kriegereignisse von 1870, in welchen er seinen Landsleuten vollends erbarmungslos die bittersten Wahrheiten gesagt hat. Last, not least, die Einleitungen zu seinem Meisterwerke „La Renaissance“, die bei dessen erstem Erscheinen aus äußeren Gründen hatten wegbleiben müssen, jetzt aber noch nachträglich neues Licht auf dasselbe werfen werden, wenn erst der Nachlaß weiteren Kreisen erschlossen sein wird.

Damit dies geschehe, bedarf es freilich noch Zeit und vor allem auch materieller Mittel. Um letztere zu beschaffen, habe ich vor einigen Jahren eine „Gobineau-Vereinigung“<sup>1)</sup> ins Leben gerufen, die, aus enthusiastischen Verehrern des Meisters sich zusammensetzend, schnell aufgeblüht ist und heute bereits über hundert Mitglieder zählt; sie hat es sich zum Ziele gesetzt, den künstlerischen und wissenschaftlichen Werken des Grafen Gobineau die denkbar weiteste Verbreitung zu erwirken und außerdem eben die Publikation des Nachlasses, der Korrespondenzen etc. vorzubereiten.

Die bereits heute vorliegenden, unzweifelhaft sehr großen Erfolge Gobineaus in Deutschland knüpfen sich, abgesehen von den „Aflatischen Novellen“, deren köstlicher Witz und bezaubernde Jovialität einen immer größeren Kreis unserer besten und feinsten Geister in Entzücken versetzt hat (Wagner sagte, „er habe sie nur darum nicht verschlungen, weil er sie habe kosten wollen“), in erster Linie an das schon erwähnte Haupt- und Glanzwerk „La Renaissance. Scènes historiques“, dessen Verdeutschung gleichfalls in der „Universal-Bibliothek“ (Nr. 3511—3515) erschienen ist. Diese „Historischen Scenen“ dürfen in der That als ein in ihrer Art einziges Werk bezeichnet werden, nicht nur in Bezug auf die Form, als „Epos in dramatischer Gestalt“, wie man sie treffend genannt hat, sondern auch ihrem Geiste nach, indem hier die Idee Shakespeares, eine ganze große Geschichtsepochen in einer Reihe von Stücken dramatisch zu verherrlichen, auf eine so vorwiegend geistige Epoche angewandt und damit gleichsam ein einziges großes Triumphlied auf die Kunst, die Haupt herrscherin dieser Epoche, gesungen worden ist. Ein Werk wie dieses mußte alle Kritik wie zum Voraus entwaffnen, nur ein Unisono der Begeisterung ist in Publikum und Presse darauf erfolgt, und Gobineau, der sich hier als über allen Parteien, Ständen, Kon-

fessionen thronend erwies, war über Nacht damit neben unsere Klassiker getreten.

Nach diesen glückverheißenden Erfahrungen auf dem dichterischen Gebiete glaubte ich nun auch die Einbürgerung von Gobineaus wissenschaftlichem Hauptwerke wagen zu können, und damit ist die Gobineau-Bewegung an ihrem entscheidenden Wendepunkte angelangt. Von dem vierbändigen „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ sind der erste, den allgemeinen Teil umfassende, und der zweite, die großen Kulturvölker des Orients behandelnde Band bereits erschienen (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag). In diesem Buche liegt die Quintessenz von Gobineaus Lehre und Erkenntnis beschlossen. Zum erstenmal wird hier ein großes Welt- und Kulturgeschichtsbild nicht nach Völkern, sondern nach Rassen entrollt; zum erstenmal die Rasse als der eigentliche Kern der Völker, des Materials der Weltgeschichte, methodisch nachgewiesen und entwickelt. Ist die Rasse zunächst auch nur das leibliche Fundament der Völker, so erwächst doch auch bei diesen, wie bei den Individuen, alles Geistige auf eben jenem leiblichen Untergrunde; und so liefert uns dieser am Ende auch den eigentlichen geistigen Wertmesser der Völker, wie denn alles Typische, Bleibende mehr in den organischen Gebilden der Rassen als in den immer mehr zufällig gebildeten Nationalitäten sich offenbart, die eigentlichen Ideen der Geschichte in den Rassen sich verkörpern, wenigstens die tieferen, kulturellen, während aus den Völkern immer nur die vergänglicheren, politischen sprechen. Freilich wäre hierfür Gesundheit der Rasse vorausgesetzt, die nach Gobineau auf ihrer möglichsten Reinerhaltung beruht, d. h. zumal für die höheren Rassen, während ihnen unebenbürtige Vermischungen den Prozeß des Verfalls (der „Degeneration“) herbeiführen. In diesem Prozeß glaubt Gobineau die meisten Rassen der modernen Welt schon sehr weit, zum Teil unrettbar vorgeschritten. Die germanischen sind es am wenigsten, und da er ihnen zugleich, wie oben erwähnt, die größten Anlagen und die höchste weltgeschichtliche Mission unter allen zuspricht, so kann das gleiche Werk in den germanischen Ländern, recht verstanden, zu einem Weckrufer von Hoffnungen werden, dessen Stimme man in anderen, als wäre sie ein Vorklang des Weltgerichts, zu überhören sich bemüht hat und auch weiterhin bemühen wird. Und so möge denn dieser „französische Germane“ als ein neuer Hort und Schutzgeist in die Reihe aller derer treten, mit denen uns bisher die Vorsehung so reichlich bedacht hat!

<sup>1)</sup> Die Druckfaden derselben, wie auch jederlei Auskünfte sind jederzeit bei dem Schreiber dieses zu erhalten (Hamburg i. Nr. Maximilianstraße 22).



# Die Insel Lobau bei Wien.

Von Hans Ruffahl.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Hans Schlehta.

Nachdruck verboten.

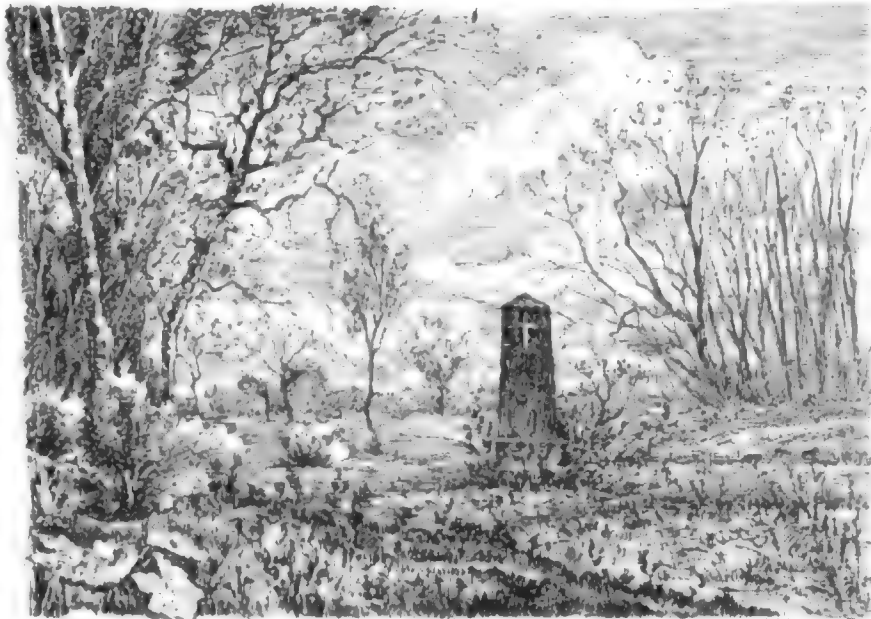
Überall im großen Vaterlande,  
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,  
Nacht dein Name alle Herzen weilt.  
Hörnern klinge's — und Karl Klingt's siegestrunken,  
Wo nur deutsch die Lippe läuten kann.  
Nein! Germanen ist nicht gesunken,  
Hat noch einen Tag und einen Mann.  
Und solange deutsche Ströme fließen,  
Und solange deutsche Rieder brausen,  
Gelten diese Namen ihrem Klang.  
Was die Tage auch verschmeitert haben,  
Karl und Hörner ist ins Herz gegraben,  
Karl und Hörner domert's im Gefang.

Z. B. Körner.

Die ungezählten Tausende von Reisenden, die alljährlich Wien besuchen, haben meistens gar keine Ahnung davon, daß in unmittelbarer Nähe der Weltstadt sich eine Stelle befindet, die an eine Wildnis im Gebiete eines der nord-amerikanischen Flüsse lebhaft erinnert, zu einer Zeit als die Rothaut noch dort herrschte. Kronprinz Rudolf von Österreich behauptete seinerzeit mit Recht, daß von hunderttausend Wienern kaum einer die Lobau betreten hat, obgleich jeder in der Schule gelernt hat, welche historische Bedeutung nicht nur für Österreichs, sondern auch für Deutschlands Geschichte diese Donauinsel hat.

Unterhalb Wiens, wo die Dämme der Donau aufhören, sehen wir die Inseln von den Flußbewohnern „Häusen“ genannt, eine Bezeichnung, die auch in die offiziellen Karten aufgenommen wurde. Wir sehen zunächst die beiden Diberhäusen<sup>1)</sup> mit ihren fast undurchdringlichen Dickungen, den stillen Wässern und weiten Schotterbänken, ohne jede Wald- oder Feldkultur. Girsche und Rehe suchen dort gerne, obgleich sie den gepflasterten Inundationsdamm überschreiten müssen, Ruhe und Erquickung in den kühlen Weidendickungen, kaum gestört durch einsame Fischer, oder Flußufer-Charaktere. Der Ausdruck „Flußufer-Charakter“ stammt von Dickens und kommt im „Gemeinschaftlichen Freund“ vor, was wir feststellen wollen, um uns vor dem Vorwurf von den

„fremden Federn“ zu sichern. Unserer und der wohlwollenden Polizei zu Wien Überzeugung nach, würde die wichtige Klassifizierung ungefähr wie Strandräuber oder Flusspiraten lauten. Diese am Rande des Stromes hausenden Knaben betreiben das Gewerbe des Leichenberaubens berufsmäßig, d. h. sie entkleiden die häufig vom Strome herabgeschwemmten Leichen von Selbstmördern, eignen sich etwa vorhandene Wertgegenstände zu und lassen dann den Körper weiter treiben. Die böse Fama behauptet freilich, daß auch künstliche Selbstmörder von diesen Mitbürgern fabriziert worden seien, was wir jedoch nicht bestätigen wollen.



Insel Lobau: Der Friedhof der Franzosen.

Der Bewohner der Donauufer unterhalb Wiens unterscheidet genau zwischen Auen und Häusen. Unter Auen versteht er die vom Festlande nur durch schmale Wasserarme getrennten Inseln, die ihrer ganzen Vegetation und ihres bleibenden Bestandes wegen sich wesentlich von den „Häusen“ oder Inseln unterscheiden, die abhängig von den Launen des Riesensstromes sich häufig verändern.

Wohl die interessanteste dieser, im Laufe von Jahrtausenden gebildeten Inseln ist die Lobau, nur durch einen schmalen Arm, den Stadl-Engersdorfer Arm, vom Festlande getrennt. Die Mitte der Lobau nimmt eine weite Wiese ein, die zuzeiten hohen

<sup>1)</sup> Die letzten Diber kamen 1860 auf den Donauinseln vor.

Wasserstandes sumpfig wird und eine entsprechende Vegetation zeigt.

Die Umfassung dieser großen Wiese bilden Stangenhölzer mit dichtem Unterwuchs, der an einzelnen Stellen fast undurchdringlich ist; Erlen, wilde Obstbäume und mitten im Laubwalde auch Nadelhölzer, allerdings durch Menschenhand gepflanzt, bilden die Vegetation.

Der Botaniker findet hier auch dem alpinen Gebiete angehörende Pflanzen, deren Samen nur durch Vögel hierher übertragen werden konnte.

Der Wildreichtum ist naturgemäß in dem abgeschlossenen Gebiete ein ungeheurer, ebenso der Fischbestand, leider aber auch der Mückenbestand, hier Gelsen geheißen. Die Tierchen sollen, wie Eingeborene

Die Schutzliste des Oberst-Jägermeisteramtes weist auch Wolf, Wildschwein und Wildkatze auf.

Überreich ist die Vogelwelt vertreten; Flußadler, Möwen, Falken, Bussarde, Milane, Fasanen, wilde Enten, Kormorane und Reiher bevölkern Luft und Wasser.

Und was für ein Tier ist solch ein 250 Kilogramm schwerer Donauhirsch; der lange breite Körper, das dicke Genick, der mächtige Hals, der kurze Kopf mit der gebogenen Raminase, die stierähnlich geringelten Haare zwischen den Rosen und auf der Stirne, die hohen weit ausgelegten Geweihe mit den elfenbeinweißen Enden und schaufelförmigen Kronen — sie stempeln ihn noch zum Urhirsch, wie er draußen im flachen Lande und in den Tiergärten seit langer Zeit nicht mehr zu finden ist.



Insel Lobau: Kaiserl. Jagdhaus.

behaupten, die Größe von Tauben erreichen und durch die stärksten Stiefelsohlen stechen. Wir können zwar aus eigener Erfahrung beides nicht bekräftigen, erklären aber, daß keine Sommerkleidung einen Schutz bietet und ein Eindringen in das Dickicht zur Sommerzeit in der Abenddämmerung für Menschen unmöglich ist. Gerstäcker erzählt irgendwo von einer Straße, die zu gewissen Zeiten der Moskitos wegen nicht passierbar war, wir haben seinerzeit darüber gelacht, nach dem ersten Besuche der Donauinseln sagten wir: „Der Mann hat recht!“

Das Hochwild ist durch wahre Prachtexemplare von Hirschen vertreten, das Reh erreicht hier auf den Auen eine beträchtlichere Größe als in Gebirgen und Wäldern anderer Gegenden. Riesige Hechte, Welse und Scheele beherbergt die Donau, abgesehen von den Karpfen und sonstigen kleinen Fischen.

Wir haben zwar nicht die Absicht, eine geschichtliche Abhandlung zu schreiben, können aber bei Behandlung des vorliegenden Stoffes nach der landschaftlichen Schilderung das historische Moment nicht außer acht lassen.

Einen historischen Namen für alle Zeiten hat die Lobau durch die mörderische Schlacht von Aspern am 21. und 22. Mai 1809 erhalten.

Napoleon, seit dem 13. Mai im Besitze von Wien, suchte einen geeigneten Punkt zum Übergang auf das linke Ufer der Donau, um dem aus Böhmen heranrückenden Erzherzog Karl eine Entscheidungsschlacht zu liefern.

Drei Tage arbeiteten die Franzosen, um vom rechten Ufer des Stromes, den sehr gut gewählten Übergangspunkt, die Lobau, mit einer Schiffbrücke zu erreichen. Die hochangeschwollene Donau zerriß



einigemal die Brücke, zu der die Franzosen die mächtige Kette, welche die Türken 1683 über den Strom spannten, ebenfalls benutzten. Heute liegt die Kette mit ihren armdicken Gliedern, allen Besuchern des Arsenal's wohlbekannt, vor dem k. k. Heeresmuseum.

Die Franzosen setzten sich nun auf der Insel fest und legten an der vom Festlande nur durch den schon erwähnten schmalen Wasserarm getrennten Seite derselben starke Feldschanzen an.

Die offizielle Relation, vom Oktober 1809 datiert, schildert diese Anlagen wörtlich wie folgt:

„Werke von dem stärksten Profil wurden angelegt, und alle Mittel, welche die Befestigungskunst darbietet, aufgeboten, um diese Insel zu einem Waffenplatz zu machen, dem man sich nur durch Tranchéen nähern konnte. Zu diesem Ende wurden Geschütze von dem schwersten Kaliber eingeführt, und die Wälle nicht allein mit 18- und 24pfündigen Kanonen, sondern selbst mit 30- und 60pfündigen Mörsern besetzt. Aber die große Donau wurden zwei Joch — eine Schiff- und eine Flossbrücke mit außerordentlicher Schnelligkeit erbaut; Eingeramte Pfähle schützten sie gegen jede zufällige oder absichtliche Zerstörung, und eine bewaffnete Flotille kreuzte zwischen den Inseln, um die vielfältigen Kommunikationen zu decken.“

Übrigens gelang es nach der Schlacht von Aspern wiederholt, die Brücken durch mit Steinen beladene Flußschiffe, sogenannte Tranner, nachts sogar durch brennende, zu zerstören, was bei dem starken Gefälle der Donau und der ungeheueren Gewalt des damals durch keine Dämme gebändigten Stromes möglich war. Durch diese herabschwimmenden Schiffe ihrer Verbindung mit dem rechten Ufer beraubt, litten die Franzosen auf der Lobau große Not an Proviant. Sie sollen damals aus Brennesseln Gemüse gekocht haben.

Am 21. Mai mittags 3 Uhr begann die denkwürdige Schlacht bei Aspern, die am 22. fortgesetzt, mit der vollständigen Niederlage der Franzosen endete.

Zu Beginn der Schlacht standen 75 000 Österreicher mit 288 Geschützen 50 000 Franzosen mit 400 Geschützen gegenüber, doch ließ die französische Macht durch fortwährenden Zugzug vom rechten Ufer auf gegen 90 000 Mann. Eine der blutigsten Schlachten der Kriegsgeschichte endete

mit dem Rückzuge der Franzosen auf die Lobau. Die Österreicher hatten 23 340 Tote und Verwundete, darunter 12 Generale; verloren, der Verlust der Franzosen bezifferte sich mit den Gefangenen auf 44 373.

Unsterblichen Ruhm hatten Österreichs Krieger unter der Führung des Erzherzogs Karl gewonnen, Napoleon war zum erstenmal besiegt worden und fast die Hälfte seiner Truppen hatte er eingebüßt.

Die unerschütterliche Standhaftigkeit der österreichischen Infanterie, die am zweiten Schlachttage den Anprall von 44 französischen Schwadronen, in Vierrede formiert, abwehrte, das Feuer zum Teil bis auf 50 Schritte sparend, verblüffte die Franzosen. Als nun Erzherzog Karl, die Fahne des Regiments Jach ergreifend, seine 16 Grenadier-Bataillone der Reserve zum Angriff führte, war die Niederlage der Franzosen entschieden. Napoleon fuhr in der Nacht über die Donau nach Ebersdorf, und soll dort mehrere Stunden regungslos mit geschlossenen Augen auf dem Felddette zugebracht haben. Seine Generale, unter denen Lannes fehlte, schwerverwundet auf der Lobau liegend, berieten über den Rückzug nach Frankreich. Die französische Infanterie war bedenklich erschüttert, und Napoleon gab ihr wieder die Bataillonsgeschütze, die ihr vor Jahren genommen.

Unsere Bilder zeigen den Löwen von Aspern mit der Inschrift: „Dem Andenken der am 21. und 22. Mai 1809 glorreich gefallenen österreichischen Krieger.“

Dieses Denkmal ziert den Ort, wo sich zur Zeit der Schlacht ein Kirchhof befand, den die Österreicher nach dreimaligem Sturme den Franzosen entriffen.



Insel Lobau: Der Löwe von Aspern.

Ferner sehen wir die Begräbnisstätte der Franzosen, bezeichnet durch einen Gedenkstein mit der Inschrift „Friedhof der Franzosen 1809.“

Das kaiserliche Jagdhaus in unserem zweiten Bilde zeigt den landschaftlichen Charakter dieser Donauinsel.

Wer die Lobau besuchen will, thut am besten, wenn er des Ruderns nicht mächtig ist, von der Stephanie-Brücke mit der Dampf-Tramway nach Aspern (1½ Stunden) zu fahren und von dort über den Donauarm das Schlachtfeld gehend (circa 1½ Stunden) zu erreichen.

Das Betreten der Insel ist verboten und die Erlaubnis vom Jägermeisteramte zu erbitten. Wer den Wasserweg wählt, darf nicht den großen Strom benutzen, da eine Landung an der Insel nicht nur verboten, sondern auch unmöglich ist.

Dichtes Gestrüpp, Schilf, Sumpf und Morast machen das Anlegen eines Bootes unmöglich.

Man fährt besser auf dem abgebauten Bette der alten Donau bis zum Gasthause von Stürzel, verweilt hier das Boot und wandert durch die herrlichen Auen bis zur Lobau, vorausgesetzt, daß man sich dahin findet.

## Sieschen und Suischchen.

Erzählung von S. Girsberger.

Nachdruck verboten.

### 1.

#### Heimkehr.

Wieder Frostheim, die alte, vornehme, reiche Stadt, welche in den 60er Jahren das zum 600sten Mal wiederkehrende Datum ihrer Befreiung von mächtiger, feudaler Herrschaft gefeiert hat; aber diesmal ist Frostheim allen Ernstes im Ausblühen begriffen.

Der Pfiff der Eisenbahn ist's, welcher die zufriedenen Gemüther der Bürger aufgerüttelt hat aus dem Dusel trügen Selbstgenügens, in den der Jahrhundert alte Glücksfall sie eingewiegt hatte.

Es bedurfte nicht langer zahlreicher Abendstoppeln in der Krone, um die Herren Stadtväter zu veranlassen, ihre gedankenschweren Häupter zusammen zu stecken über dem Projekt eines Kasinos, eines Bezirksgefängnisses und einer Bahnhofstraße. Nein, alle diese herrlichen Dinge existierten bereits — auf einem Bogen Papier, als die zu behandelnden Traktanden für die nächste Stadtratsitzung. Denn es galt, der nahen Kantonshauptstadt Linthal gleich, wenn nicht gar „über“ zu werden. In diesem Bestreben hatte ein schlauer Kopf unweit der Stadtgrenze einen See ausfindig gemacht, welcher sich freilich böswilligerweise an die hundert Fuß tief unter der Oberfläche versteckt hielt.

Lange marterte er sein armes Hirn mit der Frage, auf welche Weise das große Gewässer zum bleibenden Aufenthalt nach oben gelockt werden könnte. Ob er sich jahrelang mit dem Problem herumgequält hat, gleich jenem, welcher beinahe das Perpetuum mobile erfunden hätte; ob er gar heute noch daran tüftelt, ich weiß es nicht. Sicher ist, daß die Frostheimer das allzu kühne Rivalisiren aufgegeben haben, denn

den See, den schönen blauen See, den machen sie der Kantonshauptstadt ja doch nicht nach!

Dessenungeachtet präsentierte sich die Stadt im Gürtel ihrer frischbelaubten und blütenbedeckten Kastanienallee als recht freundliches, gemüthliches Nestchen, als am jungen Maimorgen der Schnellzug von Nordosten her angefaucht kam, und nebst verschiedenen Ballen, Fässern, Kisten und Viehstücken einen — es war keine Täuschung — einen lebendigen Reisenden entlud, welcher, nachdem er zwei ansehnliche Koffer ausgelöst hatte, ratlos um sich schaute.

„Zu Droschken oder Dienstmännern scheint man sich hier immer noch nicht aufgeschwungen zu haben?“ wandte er sich fragend an den wieder in beschaulicher Ruhe an der Bureauthür lehrenden Beamten.

„Welchen Gasthof, Herr?“

„Zum Wilden Mann,“ ganz oben in der Stadt, ans Thor angebaut.“

„Richtig, der Wilde Mann ist's. Scheinen hier nicht fremd zu sein? Sollte den Herrn auch kennen!“ Mit stark sich regender Neugier spähte er dem gut gewachsenen, eleganten Fremden in das hübsche, jetzt etwas abweisend blickende Gesicht.

„Die Frage ist, wie soll mein Gepäck hingelangen?“ gab dieser zurück, in komischer Verlegenheit den Hut auf dem dichten Blondhaar zurückschiebend.

„Da kommt ja — Schaggi! Du, Schaggi! Ein Gast für den Wilden Mann!“

Der Angerufene ließ seine wenig feurigen Gänge ruhig stehen, kam schwerfällig, wenn auch dienstbereit, daher getrabt, lud nach kurzer Zwiesprache die Koffer auf den Wagen, welchen er soeben eines Jüders Heu hatte entladen helfen und fuhr mit knappen Gruß davon.

„Der Grobian! Ihnen guckt die Müdigkeit aus den Augen — sind wohl lange gefahren, Herr — hm? Und er denkt nicht daran, Sie auffiken zu heißen.“

Der Reisende lacht lustig über die ihm gemachte Zumutung, auf einem Heuwagen, den Koffer als Sitzgelegenheit, die Stadt seiner Väter zu durchziehen.

Grüßend wendet er sich zum Gehen, da hält ihn der andere mit den Worten zurück: „Da kommt mein Kleiner. Hierher, Hans. Er mag Sie führen; denn wissen Sie, bei uns hat sich doch manches verändert. Die Krone ist gänzlich umgebaut, Väter Kleins Haus gelb gestrichen.“

Das Bürschchen hat mit hellen Augen den Fremden gemustert, dann die zu tragende Tasche auf ihre mutmaßliche Schwere geprüft.

„Einmal hab' ich einem Reisenden ein ganz kleinwinziges Köfferchen getragen, nur bis zur Krone, und einen Franken dafür bekommen. So gut wird mir's wohl nicht wieder werden.“

„Ich geb' dir zwei. Kommst du mit?“

Flugs schulterte er die Tasche und wandte sich ohne weiteres zum Gehen. Der Vater lachte beifällig: „Nichts für ungut, Herr. Ja der Hans, der thut nichts umsonst. Er bringt's noch weit in der Welt, ja!“

Die künftige Bahnhofstraße entlang ging's, welche einstweilen noch unter der erniedrigenden, weil unbestimmten Benennung litt: „Hinnenuße“ (hinten drauß). Auf einer Seite zog sich eine Reihe von Hinterhäusern und teilweisen Überresten der alten Stadtmauern hin, auf der andern Gärten, Anlagen und zwei vereinzelte öffentliche Gebäude. Nein, Neues hatte der Zugereifte bis jetzt wenig gesehen, es wären denn die beiden Statuen, welche die zwei das ansehnliche Knabenschulhaus zierende monumentalen Brunnen überragten. Hier, auf dem großen Asphaltplatz, blieb er stehen, sich der Schlachten erinnernd, welche er als Knabe einst mit geliefert hatte, je nach Jahreszeit als Indianer, Räuber oder Eskimo, als solcher mit dem hartgekneten Schneeball als Waffe.

Bald bog er nach rechts in die Stadt ein.

Das Büblein, welches sich als Fremdenführer fühlte, zapfte ihn am Nack. Verwundert sah er niederwärts.

„Das alte Haus dort, das ist das Nägelithürli. Es kommt jeder hinein, der gestohlen hat,“ erklärte der Kleine mit wonnigem Schauder, an der verwitterten Mauer hinaufdeutend, wo aus einem der spärlich verteilten Gitterlöcher ein Arm sich reckte, um den mit herzförmigem Ausschnitt geschmückten Laden zurückzustoßen. Eben schritt aus finsternem Hausthor ein Polizeisoldat, die Büchse im Arm. Des Kleinen Gesicht erblaßt, er schießt nach rechts, er

schießt nach links, ohne die gewünschte Flucht zu wagen, trippelt mit kleinen Schritten auf den „Vettelvogt“ zu und reicht ihm mit demütig gezogener Kappe ein jagendes Händchen.

„Guten Tag, Herr Landjäger.“

„Dir guckt das schlechte Gewissen aus den Augen. Du warst wohl auch mit dabei, als ich euch im letzten Herbst im Obstgarten hinter dem Grünen Schloß erwischte?“

„Damals gewiß nicht, Herr Büttel — Herr Landjäger. Ja einmal — aber ich thu's nie wieder!“

„Nach schnell, daß du weiter kommst, oder ich steck' dich ins Loch. Du bringst's noch weit in der Welt, du!“

Der Gegenstand der gleichlautenden und doch so verschiedenen Sinn bergenden Prophezeiungen trollt sich aufatmend. Etwa in der Mitte des Obermarktes bleibt der fremde Herr stehen, unter den sich ähnlich sehenden Häusern eins herausfindend, welches sich im einzelnen bei näherem Hinblick merklich aus der Reihe heraushebt. Die Fenster weisen große Krystallscheiben auf — ein Schmuck, dessen die Nachbarn entbehren. Im Unterstock ragt ein anspruchsvoller Erker weiter als gebührend in die Straße hinein, und am Mittelfenster, wo vermutlich der Arbeitstisch der Hausfrau steht, ist ein Straßenspiegel angebracht, welcher ohne Mühe erkennen läßt, welcher Art der Einlaßbegehrende unten an der Hausthüre sei. Alle übrigen Fenster, auch die der oberen Stockwerke, sind durch Stores verhüllt und geben dem Haus das vornehm Abweisende einer spröden Schönen, welche die Lider streng gesenkt hält, weil sie Annäherung nicht wünscht.

Dies Haus, in dessen lächelnder Betrachtung der fremde Herr sich ein Weilchen gehen läßt, trägt den schönen Namen „Zur Oberen Gerechtigkeit,“ wie denn die meisten Behausungen in Frostheim nach irgend einer edeln Empfindung oder hohen Tugend getauft sind, und zwar sind diese Namen so zahlreich vertreten, daß es nicht schlechtweg eine „Geduld,“ eine „Hoffnung,“ eine „Liebe,“ eine „Gerechtigkeit“ giebt, sondern es existiert von einzelnen dieser wünschenswerten Heimstätten je eine obere und untere, eine hintere und vordere.

Das Bübchen hüstelt; es möchte heim. Nach wenigen Schritten ist das Ziel erreicht, der Führerlohn verdient, und der Heimgekehrte richtet sich bis auf weiteres häuslich ein im „Wilden Mann,“ dessen drastisch wirkendes Abbild in Lebensgröße an die Front des Hauses gemalt ist.

Dir ist, o Frostheim, an dieser Stelle wohl eine allzu lange Gedächtnistafel gewidmet. Allein auch ich habe einst mit Hochgefühl das Kreischen deiner ersten Lokomotive vernommen, habe mir im Alter der mangelhaft gepuhten Nasen die meine blutig

geschlagen beim wilden Fangspiel auf dem großen Asphaltplatz, habe mit ehrerbietiger Scheu zu den altersgrauen Mauern deines vom Erdboden längst verschwundenen „Nägelithürli“ hinauf gestarrt!

## 2.

## Im Lindenheim.

Wer die Stadt durchs Oberthor verläßt, gelangt auf der breiten, fadengeraden Landstraße in ein Quartier, wohin Not und Armut den Weg augenscheinlich noch nicht gefunden haben. Villa reiht sich an Villa, die einen mit anspruchsvoller Front den ihnen zugehörigen Garten zurückdrängend, während andre wieder sich ins grüne Versteck zurückziehen, um mit hell blinkenden Fensteraugen freundlich einladend nach der Straße, nach willkommenen Gästen auszugucken, welche sich in ihrer grünen Einsamkeit sicherlich wohlfühlen würden. Nach und nach stehen die Villen weiter auseinander, getrennt durch Obstgärten und Wiesen, und endlich gelangt man auf der linken Straßenseite zu der letzten, ganz vereinzelt auf erhöhter Stelle stehenden, deren erhabener Standpunkt ihr eigentlich die Verpflichtung nahe gelegt hätte, sich etwas besser herauszuputzen.

Der verwitterte Backstein der Mauern weist da, wo er sichtbar ist, alle denkbaren Mißfarben auf; drum ist's gut, daß er von einem üppig wuchernden Epheu freundschaftlich zärtlich verhüllt wird. Dieser Epheu und der parlatig angelegte Garten mit seinen hohen, ehrwürdigen Bäumen nehmen dem Landhaus das Aussehen trauriger Verödung, welches die verfärbten, gänzlich schmucklosen Mauern dem Beschauer sonst bieten würden.

An der massigen, eines erneuernden Lacküberzugs dringend bedürftigen Hausthür hängt ein altertümlicher Klopfer, dessen dräuend aufgerissenes Doggenmaul Herr Ingenieur Inners, der gestern ankommene Reisende, heute Vormittag lächelnd betrachtet, als wecke es ihm längst vergessene Erinnerungen. Auch der schrille Ton der hochgestimmten Glocke, welche seit einem Menschenalter den Dienst besagten Klopfers versieht, mutet ihn heimlich an; zieht er ihn doch heute noch tausend zwischen den Zähnen durch, wie damals, als er, ein kleines Bübchen, sich so weit abhielt von der schreckhaften Frage, als sein Bestreben, den Glockengriff zu erreichen, es zuließ.

„Was beliebt?“

Vom handgroßen Guckloch ist auf der Innenseite ein Schieber entfernt worden. Zwei dunkle Augen fragen mit.

„Ich möchte den Herrn Rektor besuchen, Anton, wenn Sie mir gütigst Einlaß gewähren wollten.“

Statt des alten Faktotums, welches Herr Inners zu sehen erwartet hatte, trat unter die nach einiger

Mühewaltung geöffnete Thür ein bildhübsches Mädchen. Vielleicht geschah's, weil er ein solches hier nicht zu sehen vermutet hatte, daß er ihr sprachlos ins Gesicht starrte. Sicher ist, daß die Siebzehnjährige, welche schon jetzt voll und herrlich erblüht war, in ein helles Gelächter ausbrach.

„Nachdem Sie Ihr Entsetzen über meinen grausen-  
erregenden Anblick überwunden haben werden,“ sagte sie, zur Seite tretend, „so haben Sie vielleicht die Freundlichkeit, herein zu kommen. Der Onkel verabscheut offene Thüren, und obwohl die seine geschlossen ist, — der schützenden Portieren und spanischen Wand nicht zu gedenken, — so wird er dennoch behaupten, daß wir hier einen Anschlag auf sein Leben gemacht haben.“

„Also das Pieschen sind Sie, das kleine Pieschen Haller! Wer hätte —“

„Da muß ich doch bitten — das Pieschen. Die Piese geht ja nie aus.“

Es huschte ein gemischter Ausdruck von Hochmut, Lieblosigkeit, verletzter Eitelkeit über ihr Gesicht, während sie das sagte, so daß Herr Inners sie im Schreiten scharf betrachtete. Sie besann sich, unter seinem Blick erröthend, auch alsbald wieder auf gute Manieren, und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„Hier ist Onkels Thür. Sie werden sich leicht zurechtfinden. Wenn Sie hinter Tüchern, Umhüllungen und Wandschirmen eine bleiche Nasenspitze entdecken, so sind Sie auf der richtigen Spur. Ich meinerseits drücke mich, bis der Onkel sich über die gesegwidrig geöffnete Hausthür mit Ihnen ausgesetzt hat.“ Lachend ließ sie den Gast stehen.

Als auf sein Klopfen niemand antwortete, betrat er das Zimmer. Es war ein großer Raum, von dessen Wänden vor Büchern nur wenig sichtbar war. Am Fenster stand ein schöner Schreibtisch. Ein Flügel, auf welchem alte Notenblätter durcheinander geworfen lagen, beanspruchte einen ansehnlichen Teil des Zimmers. Von den zierlichen Kleinigkeiten, Nipp-, Näh- oder Ziertischchen, welche ein Frauenregiment befunden, war nichts ersichtlich. Beim Sofa, sowie an einem der drei Fenster gruppierten sich einige große Lehnstühle, welchen man weiche Eindrucksfähigkeit ansah — das Einzige, welches die schwerfällige Eleganz des Gemaches etwas belebte. Es war sich seit vielen Jahren ganz gleich geblieben. Und nun zu dessen Eigentümer.

Durch das Mittelfenster, welches zugleich der Zugang zur Terrasse war, erblickte ihn Herr Inners. In geschützter Ecke saß er dort, das Haustüppchen auf dem dünn gewordenen weißen Haar, zugedeckt bis an den Hals. Als der Besuchende auf ihn trat, steckte die neben ihm sitzende Dame, ehe sie das Buch weglegte, aus welchem sie vorgelesen hatte, die umhüllenden Decken vorsorglich noch fester.





„Ja siehst du, seit dein verstorbener Vater meinem Übel den hübschen Namen ‚Sicht‘ gegeben hat, habe ich mich in Ruhe ergeben, und befinde mich dabei eher besser, als da ich noch, Genesung suchend, von Kurort zu Kurort pilgerte. Auf mein Drängen gestand er mir, daß ich auf Heilung nicht hoffen dürfe, wohl aber mein Augenmerk darauf zu richten habe, den Feind so lang wie möglich vom Triebwerk meiner längst in Unordnung geratenen Maschine fern zu halten, durch Ruhe, Mäßigkeit, regelmäßig eingehaltene Tageseinteilung. Seither habe ich keine Medikamente mehr geschluckt, habe den lieben Mann auch nur mehr als Freund bei mir empfangen, und mich nach seinem Tod nach einem neuen Hausarzt gar nicht umgesehen. Wozu auch? Sie alle, wenn sie ehrlich sein wollen, wissen ja keinen bessern Rat, als denjenigen, bei vernünftiger Lebensweise die liebe Natur walten zu lassen. Wie gesagt, ich befinde mich jetzt ganz leidlich. Meine Bücher und die lieben Verwandten“ — er neigte sich höflich gegen die Frau Stadtpräsident — „helfen mir über die Einsörmigkeit meiner Tage hinweg, und wenn du, alter Junge, die kleine Zahl meiner Wohlthäter vergrößern willst, so nehme ich's dankbar an, gleichsam als Vermächtnis deines Vaters, meines lieben, langjährigen Freundes.“

Er hielt dem jungen Mann seine arme, von der Krankheit verunstaltete Rechte hin, welche dieser behutsam drückte.

Man hatte sich am sonnigen, blumengeschmückten Fenster niedergelassen, und der Gast mußte nun auf Verlangen des Herrn Rektors erzählen von den auf Schulen, Universitäten und zuletzt im fernem Ausland verbrachten Jahren, wo er der Civilisation Eingang hatte schaffen helfen.

„Daß ich die Nachricht von meines Vaters Erkrankung wenige Stunden vor derjenigen seines Todes erhielt, hat meinen Entschluß, überhaupt wieder heimzukehren, damals in weite Ferne gerückt. Was hatte ich hier noch zu suchen? Ich entschloß mich, nach Empfang der Trauerbotschaft, einen Auftrag zur Erbauung einer Brücke in Südamerika anzunehmen; Sie, lieber Herr Rektor, hatten die Güte, meine einfachen Verhältnisse zu ordnen. So ließ ich mich von den sich folgenden mir übertragenen Aufgaben im fremden Lande festhalten, und erinnerte mich zu meiner eigenen Überraschung erst dann der Zahl der Jahre, während welcher ich fortgeblieben war, als ich dem durch Ihre Freundlichkeit wöchentlich mir zugesandten Frostheimer Anzeiger entnahm, daß auch die Heimat dringend eines erfahrenen Ingenieurs benötigt sei. Und seither hat mir's keine Ruhe mehr gelassen, ich mußte kommen, mußte die Vaterstadt wiedersehen, mich ihr hilfreich erweisen.“

Während er sprach, war von nebenan ein ge-

dämpfter Gesang hörbar geworden. Des kranken Herrn Stirn zog sich zusehends krauser.

„Wenn du singen magst, Mädel, so laß das Lied auch ordentlich herausrücken aus dem Brustkasten. Das ‚Möhnen‘ mag ich nicht leiden, das weißt du. Wo hast du übrigens gesteckt?“

Leise trat das Mädchen von vorhin unter die offenstehende Thür.

„Wo ich war? Nun, wo's am hübschesten ist, bei den Blumen.“

„Und — ja wahrhaftig, abgepupst hat sie welche, und weiß doch, daß ich elender alter Mensch die eine Freude habe, die Nellen Stück für Stück vom ersten Sprossen bis zum Abblühen am Stock zu sehen.“

Das Mädchen sah ihm erst verlegen, dann bitterböse in die Augen, zog sich, während sie auf ihn zulief, die blutroten Blüten aus Haar und Gürtel, und steckte sie dem Alten blisschnell hinter beide Ohren.

„Da, Onkel Geizfragen; jetzt mag ich sie gar nicht mehr, und wenn du mich noch so sehr bittest, sie zu behalten. Laß dir aber sagen, mir standen sie bedeutend besser! Ich möchte nur wissen, wozu Blumen überhaupt wachsen, wenn nicht dazu, daß unsereins sich damit pube.“

Luisechens Mutter hatte die geraubten Nellen stillschweigend in ein Glas Wasser und dieses dann in ihres Schwagers Nähe gesetzt. So bildhübsch das junge Mädchen übrigens ausgesehen hatte mit den glühenden Blumen in den schwarzen Locken, so hatte Herr Inners doch unwillkürlich ihrer Mutter die größere Aufmerksamkeit geschenkt. Ihr Gesicht war während des kleinen Zwischenfalles eine Studie gewesen. Beim Eintritt ihrer Tochter war ein Ausdruck wahrhaft verklärender Liebe und leidenschaftlicher Bewunderung über diese Züge gegangen, welche bei unbewegtem Gemüt neben der ihnen nicht abzusprechenden Schönheit und Regelmäßigkeit Stolz und Strenge, wenn nicht Härte und Lieblosigkeit zur Schau trugen. Es war eine Veränderung, welche einen Fremden wohl überraschen konnte. Als dann aber der Onkel der gemausten Nellen wegen sich in Ärger redete, und, statt Luisechens übermütigen Scherz gutmütig zu belachen, die Blumen heftig von sich warf, wandte sie sich plötzlich weg, während ein Blick heißen Zornes aus ihren großen schwarzen Augen fuhr, der aber alsbald einer steinernen Ruhe und scheinbaren Gleichgültigkeit wich.

„Ungezogener Balg!“ wetterte der gereizte Herr weiter; „in Zukunft —“

„In Zukunft, Herr Bruder,“ warf Frau Stadtpräsident mit trotz großer Willenskraft leicht vibrierender Stimme ein, „wird Luisechen zur Strafe für ihre Unart die Besuche hier einstellen. Wer sich benimmt wie ein unmündiges Kind, soll auch als

solches behandelt werden. Derartige Auftritte sind einem Kranken schädlich.“

„Da hast du's nun wieder, Onkel Hitzkopf! Wer ist nun gekrafft, du oder ich? Ich denke, in Zukunft bittest du mich noch, dich deines Blumenüberflusses zu entledigen?“ rief Luisechen hinter vorgehaltener Hand im lauten Flüsterton.

„Die Frau Schwester ist am Ende gar empfindlich? So böß war's ja nicht gemeint. Man wird der eigenwilligen Nange doch noch hier und da den widerhaarigen Lockenkopf zurecht sehen dürfen?“

„Wie gesagt, Luisechen bleibt vorderhand weg. Sie soll lernen, wie man sich in einem Krankenzimmer benimmt, ehe sie mich wieder begleitet. Schämst du dich denn nicht vor Herrn Inners, du großes Mädchen?“

„I wo!“ Sie schüttelte den Kopf, daß die langen Locken flogen.

Frau Stadtpräsident verabschiedete sich schnell, mit der an Herrn Inners gerichteten Bitte, sie doch ja recht bald aufzusuchen in dem Hause, welches ihm in seinen Knabenjahren so wohl bekannt gewesen sei. Luisechen nahm sich noch zwei der streitigen Ketten, und zog sich ihrerseits mit tadellosem Tanzstundenkompliment zurück.

Herr Rektor Haller seufzte auf. „So sind sie nun, die beiden. Die starke Mutter empfindlich bis zur Schwäche in Bezug auf dies ihr einziges Kind, und die Wetterhege selber immer auf irgend einen Unfug aus. Ich glaube, sie befinnt sich ordentlich auf einen zu treibenden Schabernack, um sich für die langweiligen Stunden hier im Hause zu entschädigen. Na, du wirst sie noch kennen lernen. Hoffentlich bleibt sie nicht lange aus; denn siehst du, ich mag

sie nicht entbehren. Außer meinen Blumen ist sie das einzige Stück blühenden Lebens, welches ich beobachten kann.“

„Nun, so schlimm ist's wohl nicht, Herr Rektor, Ich denke, Jungfer Luisechen wird für die nächsten Tage eben von ihrer älteren Schwester abgelöst werden? Luisechen wird Sie doch auch ab und zu besuchen?“

„O weh, Friß Inners, du berührst da kaltblütig einen wunden Fleck,“ rief der alte Herr, aufs peinlichste berührt. „Das Luisechen — es hat wohl jede Familie ein Gespenst im Kämmerchen<sup>1)</sup> — und sie ist das unsre.“

„Wie, das liebe, herzige Kind? Hat sie sich denn ein Unrecht —“

„Das herzige Kind ist eine im Keim verdorrnde Blüte. Ich bitte dich, Inners, frag nicht weiter. Sie ist meines Bruders Tochter, so gut wie die andre, aber hier sehen kann ich sie nicht. Siehst du, das quält mich oft mehr als irgend einer ahnen kann. Und darum — sprechen wir nicht von ihr.“

Herr Inners, betrübt und verwundert, nahm bald darauf Abschied, mit dem Versprechen, seinen Besuch fleißig zu wiederholen.

Das Mädchen von vorhin — wie sonderbar sie doch von ihrer Schwester gesprochen hatte, und nun der Herr Rektor selbst! Herr Inners faßte den festen Entschluß, trotz gebotenen Bartsgefühls den Veränderungen auf die Spur zu kommen, welche die lange Reihe von Jahren, ihrer 17, hier bewirkt haben mußten.

<sup>1)</sup> a skeleton in the closet. Englisches Sprichwort.

(Fortsetzung folgt.)

## Falterseele.

Auf der schwankenden Blütenranke  
Sieht er und regt die Schwingen sacht —  
Kosend, lind wie ein Lenzgedanke,  
Kam ihm die Freiheit über Nacht;  
Neben ihm leer und schon vergessen,  
Hängt die Hülle, der er entschwabt. —  
Kannst du die Wonne denn ermessen,  
Daß du zum Licht nun aufgelebt?

Springen auch mir wohl einst die Niesel,  
Dunkel und Schmerzen, Furcht und Leid?  
Werden auch meiner Seele Flügel  
Einmal gelöst wie deine heut'?  
Daß sie, vergessend alles Schwere,  
Atmet und lebt im Sonnenschein —  
Falterseelechen, wach frohe Lehre  
Muß mir dein holdes Beispiel sein!

Hedwig, Freifrau v. Zedlig.



## RESEARCH

### RESEARCH: BROWSE

With the exception of a few studies, the research on the effects of the Internet on the social lives of adolescents is limited. The most common research method is the survey, which is often self-administered. The majority of the studies have been conducted in the United States, and the majority of the studies have been conducted with adolescents who are using the Internet.

The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents. The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents who are using the Internet. The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents who are using the Internet.



Figure 1

The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents. The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents who are using the Internet. The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents who are using the Internet.

The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents. The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents who are using the Internet. The majority of the studies have found that the Internet has a positive effect on the social lives of adolescents who are using the Internet.









unter uns ausbreiten. Ein seltsames Gefühl beschlich mich und in Gedanken träumte ich mich als Begleiter von Jules Verne auf seiner Reise „Zwanzigtausend Meilen unter der See.“ Wir konnten alle die kleinen Fische unter uns sehen: zelllange Weißfische und größere Arten einen, zwei und drei Fuß lange, weiße, schwarze und blaue Schwämme dort neben vielen Engel-fischen, gelb wie Kanarienvögel, mit glänzend blauen Flossen und Schwänzen. Und wie im Sommer Felder reifen Weizens im Winde Wellen schlagen, so wogten dort in den unterseeischen Strömungen große Büschel fächerartiger Plattkoralen, purpurn, gelb und weiß. Das Wasser war klar wie Luft, und unser kleiner Neger tauchte, auf einige besonders schöne Klippen und Fächer deutend, unter, und wir konnten ihn, einem Fische gleich, bis zuletzt sehen, wie er den Pusch mit beiden Händen ergriß, den Fuß gegen die Korallenbank stemmte, einen Zug that, und gleich darauf mit den Fächern in der Hand wieder auftauchte.

Als die Nacht kam, brachte uns, bevor der Mond aufgegangen war, eine Spazierfahrt von etwa zwei Meilen zur Neer-Providence-Insel mit einem höchst anziehenden Naturschauspiel. Ein etwa 1000 Fuß langes und 300 Fuß breites Seeboden lag ruhig und schwarz wie irgend eine andre Wassermasse in der Nacht vor uns. Aber welch ein wunderbarer Wechsel, als wir in einem Ruderboot von der Küste abgestoßen waren. Zwei kleine Ausschwimmer von der Farbe der umgebenden Nacht begleiteten unser Feuerboot, denn als solches erschien es. Gleich zwei menschlichen Köpfen schwammen unsere Schwarzen an unserer Seite in Wellen phosphorischen Feuers gebüllt. Bei der leichtesten Erschütterung leuchtete das umgebende Wasser wie geschmolzenes Silber auf. Die Finger und Zehen der beiden Puschchen leuchteten, als ob Sonnenlicht davon ausströme und Fische schossen wie Raketen, einen glitzernden Schweiß hinter sich herziehend, durch das stille Wasser. Das Licht war so lebhaft, daß ich die Stunde auf meiner Uhr erkennen konnte, und die Wellen, welche das Ruder erhob, fielen als blauer Perlenregen zurück. Die Bewegungen unseres Bootes erzeugten hinreichend Licht, um den Grund erkennen zu lassen, denn das Wasser dieses Seebodens ist Meerwasser und ebenso klar wie alles Wasser rings um die lieblichen Bahama-Inseln. Verleckt durch des Wassers Wärme und die heiße Nacht unternahmen mein Freund und ich ein wenig zu schwimmen, aber nur einige Minuten. Von diesen Schwimmübungen kann ich eine Geschichte erzählen, die schwer zu glauben, aber so wahr wie das Evangelium ist. In jener Nacht heimgekehrt, ging ich nach meiner Gewohnheit in das Badezimmer, welches sich leicht verdunkeln ließ, um dort einige Photographieplatten auszuwechseln, die ich in meinem Behälter hatte. Als ich sie aus den Schlitzen herauszog, bemerkte ich die Phosphoreszenz, die ich aus der See mitgebracht hatte, und sah von meinen bloßen Füßen so viel weißes Licht ausgehen, daß ich sie rasch mit einem Handtuch bedecken mußte, bevor ich die Platten in dem eben noch vollkommen dunkeln Raum herauszuziehen wagte.“ E. A.

## Zu unseren Bildern.

**Stiehst du wohl!** Jeder Mensch pflegt die Belehrungen älterer Leute in den Wind zu schlagen und muß infolgedessen selbst eine Fülle von Erfahrungen sammeln, bis er das nötige Maß von Lebensklugheit erworben hat. Solche Erfahrungen werden meist teuer bezahlt; aber so lange das Menschengeschlecht die Erde bewohnt, hat sich noch keine Generation dazu entschließen können, auf diesen kostspieligen Sammelsteert zu verzichten und das für sich selbst zu verwerten, was Eltern und Voreltern durch eigenen Schaden gelernt haben. So hat auch das Baby auf Karl Herrfers hübschem Bildchen nie recht glauben wollen, daß sein kleiner Spielkamerad wirklich die

scharfen Krallen besitze, von denen die Mutter so oft warnend gesprochen. Heute hat es sich von dem Vorhandensein der versteckten Waffen überzeugen können. Das Käpchen schien das derbe Hausen seines Helles mißzuverstehen und glaubte dem kleinen Quälgeist strafen zu müssen. Nun sitzt unser Baby mit zerkratztem Händchen da, den Tränen nahe, aber um eine wertvolle Lebenserfahrung reicher!

### „So lag ich, und so führt ich meine Klinge.“

Unter all' den zahllosen Gestalten Shakespearescher Kunst ist wohl keine, auf die der Dichter so viel Liebe und Humor verwendet hat, wie auf den ewig durstigen, großsprecherischen Sir John Falstaff. Der alte Ritter ist freilich nicht der erste seines Geschlechts, er hat eine lange Reihe literarischer Ahnen vom Miles gloriosus des Plautus bis auf die präbilerischen Helden der spanischen Abenteuerromane. Aber Shakespeare gab seiner Lieblingsfigur einen neuen Zug: die körperliche Schwermüdigkeit bei höchster Beweglichkeit des Geistes und der Zunge. Darin eben liegt der Reiz unwiderstehlicher Komik, den Falstaff noch heute auf den Zuschauer ausübt. Eine solche Gestalt mußte auch für den bildenden Künstler ein dankbarer Vorwurf sein.

Eduard Grüner, der bekannte Maler humoristisch wirkender Mönchsfiguren, hat sich den feisten Ritter nicht entgehen lassen. Bereits im XIII. Jahrgange unserer Zeitschrift reproduzierten wir sein köstliches Gemälde „Falstaff und Bardolph,“ heute geben wir die berühmte Scene im Gasthaus zum wilden Schweinskopf wieder, wo Falstaff von einem unglücklichen Raubzuge zurückgekehrt, dem lustigen Prinzen Heinz, der ihn zusammen mit einem der Genossen und in „Heisleinener“ Verkleidung den Raub abgejagt hat, sein heldenmütig bestandenes Abenteuer erzählt, ohne zu ahnen, daß er die Gegner, die sich in seiner Phantasie aus zweien allmählich in vierzehn verwandelten, vor sich hat. Der Prinz läßt ihn ruhig zu Ende berichten, ehe er dem frechen Aufschneider das wohlverdiente Sturzbad appliziert. „Nun merkt auf,“ sagt er, „wie eine ganz simple Geschichte euch zu nichts macht. — Wir zwei fielen bierauf euch viere an und trohten euch, mit einem Worte, die Heute ab, und haben sie, ja, und können sie euch hier im Hause zeigen; und Ihr, Falstaff, schlepptet Euren Danks so hurtig davon, mit so behender Geschicklichkeit, und brülltet um Gnade, und ließt und brülltet in einem fert, wie ich je ein Bullenkalb habe krüllen hören. Was bist du für ein Sünder, deinen Tegen zu zerhacken, wie du gethan hast, und dann zu sagen, es sei im Gefechte geschehen? Welchen Aniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst du nun ausfinden, um dich vor dieser offenbaren Schande zu verbergen?“

Aber Falstaff läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Er erwidert mit der größten Unverfrorenheit: „Weim Himmel, ich kannte euch so gut wie der, der euch gemacht hat. Laßt euch sagen, meine Freunde, laßt es mit zu, den Thronerben umzubringen? Sollte ich mich gegen den echten Prinzen auflehnen? Du weißt wohl, ich bin so tapfer wie Hercules: aber denke an den Instinkt! Der Löwe rüdt den echten Prinzen nicht an. Instinkt ist eine große Sache, ich war eine Memme aus Instinkt.“ (König Heinrich der Vierte, I. 2, 4.)

**Eile mit Weile.** Es giebt für den Naturfreund kaum etwas Belustigenderes, als bei höher organisierten Tieren die ersten Regungen der angeborenen Fähigkeiten und Neigungen zu beobachten. Auf dem trefflichen Bildchen der bekannten englischen Tiermalerin Miss Chriet sehen wir eine solche niedliche Episode aus dem Jugendleben der jagdblustigen Herterriers, die sich durch allzu großen Eifer selbst um ihre Beute bringen. Die Künstlerin hat es meisterhaft verstanden, das ganze läppische Ungescheh der kleinen Räter anschaulich zur Darstellung zu bringen.

## THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES

THE NEW YORK TIMES



FIG. 10. Same as in Fig. 9, but for the difference in the number of days with precipitation exceeding 1 mm per day between the 1979–98 and 1999–2008 periods.

TABLE 1  
Continued

Variable	Description
Y	GDP
K	Capital stock
L	Labor force
E	Energy consumption
M	Money stock
P	Price level
R	Real interest rate
S	Savings
I	Investment
G	Government expenditure
T	Taxes
D	Debt
F	Foreign trade
N	Net exports
B	Balance of payments
C	Consumption
GDP	GDP
K	Capital stock
L	Labor force
E	Energy consumption
M	Money stock

Source: *Journal of Post Keynesian Economics*, 15(1), 1992, pp. 100-101.

### APPENDIX 1: THE MODEL OF THE MONETARIST SCHOOL

The model of the monetarist school is based on the following assumptions:

1. The economy is closed.
2. The money stock is exogenous.
3. The velocity of circulation is constant.
4. The interest rate is determined by the market.
5. The government expenditure is exogenous.
6. The tax revenue is exogenous.
7. The debt is exogenous.
8. The foreign trade is exogenous.
9. The balance of payments is exogenous.
10. The consumption is exogenous.

The model of the monetarist school is based on the following equations:

$$M = VY$$

$$Y = C + I + G$$

$$K = I - D$$

$$L = N + F$$

$$E = E(Y, K, L)$$

$$M = M(Y, K, L, E)$$

$$P = P(Y, K, L, E)$$

$$R = R(Y, K, L, E)$$

$$S = S(Y, K, L, E)$$

$$I = I(Y, K, L, E)$$

$$G = G$$

$$T = T$$

$$D = D$$

$$F = F$$

$$B = B$$

$$C = C$$











## THE FUTURE OF THE FUTURE

The future is a place of  
possibilities. It is a place where  
the impossible becomes possible.  
It is a place where the future  
is not just a place, but a place  
of possibilities. It is a place where  
the impossible becomes possible.  
It is a place where the future  
is not just a place, but a place  
of possibilities. It is a place where  
the impossible becomes possible.

The future is a place of  
possibilities. It is a place where  
the impossible becomes possible.  
It is a place where the future  
is not just a place, but a place  
of possibilities. It is a place where  
the impossible becomes possible.  
It is a place where the future  
is not just a place, but a place  
of possibilities. It is a place where  
the impossible becomes possible.



nachmittag, der sich dem Abende zuneigt, und durch den ab und zu ein Windstoß fährt, wie der Vorbote eines nahenden Gewitters.

Die Landschaft unter dem trüben Himmel ist von dem eigentümlich weichen Charakter, wie er Gebirgsgegenden, die sich ins Flachland verlieren, eignet. Sie könnte wohl in ihrer sanften Eigenart ein Auge, selbst ein schönheitsdurftiges, fesseln. Aber sie fesselt nicht das des jungen Mannes.

Der schlägt jetzt einen Nichtweg ein, der in gerader Linie auf die geringe, von ein paar Kirchtürmen überragte Häusermasse eines Städtchens zu führt.

Sein Stock stößt knirschend in den Boden. „Und doch pinschert man wieder hier!“ Er lacht in seiner verbissenen Weise. „Der Mensch ist eben ein Herdentier!“

Da taucht am Waldsäume, im Schweizerstil, wie aus der Spielzeugschachtel genommen, ein kleines Anwesen auf. Das Hirschgeweih am Giebel des Wohnhauses kennzeichnet es als Försterei. Der Steg führt dicht daran vorüber. Ein blinzelnder, nach Fliegen schnappende Hühnerhund, liegt, alle Viere von sich gestreckt, auf der Thürschwelle; zwei Tackelfahren mit kriegerischem Geklaff auf. Aber auch ein menschliches Wesen macht sich bemerkbar.

Jenseits des Steges ist es beschäftigt, trodene Wäsche von der Leine zu nehmen. Es ist eine stämmige, kurzgeschürzte Dirne.

Und beim Nahen des jungen Mannes hält sie in ihrer Arbeit inne, den Körper hoch aufgerichtet, die Hände auf der Leine ruhend.

Und zwischen den bloßen, vollen Armen späht das auffallend hübsche, frische Gesicht ihm mit blinzelnden Augen entgegen. „Guten Abend, Herr Lange,“ stößt sie hervor, nicht wie einen höflichen Gruß, sondern halb lechzend, halb lauernd, wie eine Herausforderung.

Der junge Mann berührt flüchtig die Gutfrempe und geht vorüber. „Freches Frauenzimmer!“ murmelt er vor sich hin. Dann wieder auflachend: „Aber du lieber Gott, was will man? Tout comme chez nous! Bloß die Form ist etwas anders.“

Zehn Minuten später hat er das Städtchen erreicht. Es ist plötzlich fast Nacht geworden, das Gewitter wird unzweifelhaft heraufkommen. In der Hauptgasse wirbelt der Wind Staub und Papierfetzen durcheinander. Auf dem Marktplatz würde der Gasthof „Zum schwarzen Roß“ sogleich auffallen, wenn die Dunkelheit nicht so unnatürlich vorgeschritten oder die rote Laterne schon angezündet wäre. Der junge Mann findet seinen Weg freilich auch in jener und ohne diese.

Er tritt in die niedrige, breite Durchfahrt, in der sich die Stallbüste des Hofes mit dem Braten-

dunst aus der Küche wunderbar vermischen und steigt die Treppe hinauf, die zu den Restaurationsräumen führt, und auf welcher der Bratendunst allmächtig vorherrscht.

Im ersten Zimmer spielen zwei junge Herren, sofort als Handlungsreisende kenntlich, Billard; sie unterbrechen sich, um beide mit dem gleichen, erwartungsvollen, neugierig höflichen Gesichtsausdruck nach der sich aufthuenden Thür zu sehen. Der kleine Kellner dagegen, der soeben die Hängelampe angezündet hat, wirft das glimmende Streichholz auf die Dielen und fährt wie ein Stoßvogel auf den Eintretenden los.

Der ist unentwegt mit einem kurzen „n'Abend“ vor den Spiegel getreten und bearbeitet dort mit zwei Bürsten sein Haar; etwas krauses Haar von der hellblonden Farbe des kleinen Schnurrbartes, den Rahmen gebend für ein feingeschnittenes, nur leicht gebräuntes Gesicht. Und die Gestalt wirkt fast zierlich; geschmeidig, schlank, feingliederig und kaum mittelgroß, wie sie ist.

Der mit seinem äußeren Menschen Beschäftigte beeilt sich nicht eben. Was scheren ihn der kleine Fritz und die beiden Commis hinter ihm, er läßt die weißen, wohlgeformten Hände mit den Bürsten sinken, vertieft sich in sein Spiegelbild und denkt verbissen, daß er seinetwegen in jede Gardeoffiziersuniform fahren und ebenso gut, ja viel besser, den Grafen Dingelkirchen vorstellen könnte wie den Inspektor Gustav Lange!

„Heureka, da hätten wir ihn ja endlich mal wieder, den weißen Sperling! Lassen Sie sein — hahaha, wie viele Herzen wollen Sie denn noch brechen, Sie Schwerenöter, Sie —. Na, mit einem Worte: 'rin ins Vergnügen! Ich führe Sie im Triumphe“ —

Ein behäbiges ältliches Herrchen ist in der Thür zum Nebensaale erschienen. Es reckt ein birnenförmiges Haupt möglichst aus den Schultern und zieht spitze Augenbrauen sehr hoch. Es hat Gustav Lange mit einer Stimme wie eingeölt also begrüßt, schließlich aber unter den Arm gefaßt und mit sich fortgezogen.

Der Bergewaltigte schneidet eine Grimasse. „Sehr lebenswürdig, Herr Apotheker“ —

„Ah, Herr Kurz — Servus, Herr Kurz!“

Das ungleiche Paar hat den Saal betreten. Ein langer, hagerer Mann, das graue Gesicht voll Falten, streckt vor allen andern dem Ankömmling die Hand entgegen, hastig, wie in Angst, es könne ihm jemand zuvorkommen. „Sehr erfreut, Sie wieder mal bei einem unserer kleinen Zwanglosen zu sehen,“ sagt er ebenso hastig. „Wie befinden sich die Stolzen oder Herrschaften?“

„Danke, Herr Bürgermeister, sie hatten leider einen notwendigen Besuch zu machen, sie würden

sich sonst das Vergnügen nicht versagt haben —“ Gustav wunderte sich weniger über die Kaltblütigkeit, mit der er jedesmal diese Lüge vorbringt, als über die Naivetät, mit der sie jedesmal hingenommen und als halbe Schmeichelei mit einigen ernsthaften Bücklingen quittiert wird. Sein Bruder und Frau Gemahlin hatten allerdings ihren Zug ganz wo anders hin als hierher: zu einem dieser, unter der Bezeichnung „zwanglose Abende“ begründeten Vereinigungen der Creme von Hinterfelden! — Bloß gerade vor den Kopf stoßen wollte man die Leute nicht, da sie doch einmal Nachbarn waren. Es wäre auch nicht von ton gewesen.

„n'Abend, Herr Doktor — n'Abend, Herr Kontrolleur.“

Von zwei Seiten sind ihm mit affektiert gekrümmten Armen etliche Fingerspitzen dargereicht worden. Jamohl! anders thaten sie's nicht, die beiden jungen Herren, deren Eigentümer — diese mühseligen Kopieen des Civil- und des Militärgigertels, die Löwen von Hinterfelden!

Da war der Provisor Poppe, wie er, die eigenen Hände kräftig aneinander reibend, sich mit einer kleinen Reihe stufenweise sich ebner Verbeugungen aus der Ferne begnügte — obgleich er dabei genau dasselbe Hochziehen der Augenbrauen wie sein Prinzipal hatte, was beiden Angesichtern den unausstehlich wichtigen Ausdruck verlieh — noch ein angenehmerer Schlag, indem er einem wenigstens vom Leibe blieb!

Indessen blieben vor Gustav ein Paar Brillengläser auf. „Herr Amtsrichter! Auch da?“

„Auch? — Man muß sich immer der Majorität anschließen!“ spricht eine tiefe Stimme im Brustton der Überzeugung. Der junge Mann lächelt spöttisch verständnisvoll; er versteht sich auf die grauen Augen hinter den Brillengläsern. Sich der Majorität anschließen — zu deutsch: mit den Wölfen heulen! Das war die Lebensweisheit, an deren Tau der Mann mit dem Satyrblick ganz wohl auch im Krähwinkel plätscherte. Wer so was könnte!

„Da — hier — in unsere Mitte, Herr Kurz,“ näselt aber der eine und schnarrt der andre der beiden Löwen von Hinterfelden mit einem kleinen witzigen Auflachen.

Da flötet eine weibliche Stimme dazwischen: „Aber ich bitte Sie, meine Herren, wir wollen doch bunte Reihe machen!“

Denn es sind auch Damen vorhanden. —

An der langen Tafel sitzen sie, strahlenförmig ausgehend von der Frau Bürgermeisterin auf dem Sofa. Wie ein Neigen der Köpfe nebst Lächeln die Runde macht, als der junge Mann durch die Herrengruppe zu ihnen durchbringt, hätten sie füglich einem Blumenbeete, mit dem Zephyr und Sonne spielen,

in dessen Augen gleichen können. Aber das thaten sie nicht!

O nein! Weit mehr noch als die Männer bringen ihm diese Frauen das „ekelhafte Philistertum,“ den „Burskessell“ zum Bewußtsein.

Und darunter sitzt, hold erröthend, in ihrem grellfarbigen „guten“ Wollkleide, zu dessen Auspuß die verschiedensten Stoffe aufgewandt sind, Linchen Geride, das Apothekerstöchlein, deren Vater ihn hereinlotste, deren Mutter die flötende weibliche Stimme gehörte. Und er befindet sich in der „bunten Reihe“ und an ihrer Seite, er weiß nicht, wie.

Er schüttelt sich fast. Das reine Elefantensalb! Nicht allein moralisch, geradezu physisch unendlich bedrückt, fühlt er sich. Hat sie doch neben der sichtlichen Neigung zur Fettleibigkeit des Vaters die große starkknochige Gestalt der Mutter. Wahrhaftig, daß der Brotkorb in der Pelikan-Apotheke nicht hoch hing, das schien die Familie Geride Linchens Freiern ad oculos demonstrieren zu wollen!

Und wie das Mädchen in den Schoß sieht, Mama Geride ermunternd herübernickt und lächelt, die junge Doktorsfrau ihrer Gewohnheit gemäß wort- und regungslos den Gegenstand ihres Interesses, jekt ihn und Linchen, anstarrt, und die Frau Bürgermeisterin auf dem Sofa sich zu ähnlichem Zwecke bemüht, den Zwider aufzusehen, der auf ihrer fleischigen Nase niemals sitzen will —!

Wütend leht der Glücklich an Linchens Seite dem Politisieren des Bürgermeisters sein Ohr. Niemand könnte behaupten, daß in ihm die Gesellschaft einen sehr unterhaltenden Zuwachs gewonnen habe.

Er aber möchte jekt nur wissen, wie oft er schon dieses brave Stadtoberhaupt diesen überständigen Vergleich zwischen Bismarck und Caprivi genau ebenso hat herunter haspeln hören, wie ein Pensum! — O! Beinahe hätte er nun Linchen eines Wortes gewürdigt, wenn — sie nicht in eben dem Augenblick eine ganze Ladung Schnitzel und Bratkartoffeln mit dem Messer in den Mund befördert hätte!

Die Aufschneidereien der beiden Löwen sind auch nichts Neues. Jekt aber besteigt der Doktor sein Stedenpferd: „Wenn wir erst die Sekundärbahn hier haben, werden wir eine Villenkolonie im Westen entstehen sehen! Der Westen wird dann der mutmaßlichen Lage des Bahnhofs wegen den Vogel abschießen.“

„Ganz recht — der Westen. Wie in Berlin,“ wirft Gustav boshaft ein —

„Meine Herrschaften, es ist gar nicht abzusehen, welche Bedeutung dann Hinterfelden erlangen kann! Bedenken Sie, die schöne Gegend — der Ojon — ich mache es zum Lustkurort!“

„Pyramidale Idee, Doktor!“

„Lieber Kontrolleur: einfach zeitgemäß! — Aber bedenken Sie also bitte, die Sommerfrischler, die

Nervenleidenden, die Geisteskranken zc. zc. — bedenken Sie das Geld, das dann voraussichtlich —

„O, ohne Zweifel, ohne Zweifel nach Hinterfelden fließen wird, verehrter Herr Doktor!“

„Ohne Zweifel“ —

„D'accord, mein verehrter Herr Apotheker. Herr Provisor, d'accord.“

Der Vater der Stadt blickt aus der Tiefe seiner überständigen Politik mit einer gewissen Wehmuth auf ihn, der mit Hilfe von Sommerfrischlern, Nervenleidenden, Geisteskranken zc. zc. Hinterfelden großmachen wird. Es ist Gustav zuweilen, der Mann habe eine Ahnung, wie sehr er, seit er hier als affessorexamensflüchtiger Referendar an der Hand der Tochter des ersten Kolonialwarenhändlers am Platz vor Anker ging, versumpft sei.

Da beherrscht der Apotheker plötzlich die gesamte Unterhaltung. Natürlich! denkt Gustav die Achseln zuckend. Weil's wieder was vom lieben Nächsten sein wird! Nun, natürlich —

„Apropos Bahnhof — wissen Sie denn, meine verehrten Herrschaften, daß Amtsrat Wandendorfs Besuch von der Richte haben?“

„Eine Richte? Was für eine Richte?“ forschen der unverheiratete wie der verheiratete Löwe eifrig.

„Aber, meine Herren — was für eine! Die in Wannsee bei Berlin lebt, die Tochter des verstorbenen pringlich Derenburgschen Generaldirektors, der nota bene auch schon ein Jugendfreund des alten Fürsten war — mit einem Worte, die berühmte, die Prinzessinnenfreundin! — Gestern angekommen. Nämlich der Lohwiher Diener war gestern Nachmittag hier beim Klempner, mit — mit was gleich, Emilie?“

„Mit — mit etwas für die Wirtschaft, lieber Mann!“ wehrte Frau Emilie bedeutungsvoll. „O, du Güterin alles Wohlstandes!“ hohnlächelte Gustav.

„Ach so — ja richtig! — Na also — er war einer Reparatur wegen beim Klempner. Und ich hatte meiner Frau schon immerfort gesagt: Schick' meine Lampe zum Klempner! Und da hatte sie sie denn nun endlich —“

„Aber ich muß doch bitten! Das klingt ja —“

„Mit einem Worte, sie hatte sie hingeschickt. Und da hat es der Diener — Karl heißt er, glaube ich — unserer Ernestine gesagt!“

„Ach was! Und das soll so was Besonderes sein, diese Richte?“ Die beiden Löwen thun großartig-skeptisch.

„Aber, meine Herren — es ist bekannt, es ist thatsächlich,“ der Apotheker dämpfte seine Stimme zum Flüsterton, „sie steht sich mit Prinzessin Ulrike auf du und du!“

„Gefügt auf der ganzen Linie!“ erklärte sich Gustav eine sekundenlange Stille.

„So, so —“ räusperte sich zuerst der Direktor, „na, der Amtsrat scheint ja ein ganz passables altes Haus zu sein. Wissen Sie, ich bin Arzt auf dem Do-minium — ist immer, wenn ich ein Schreiben aus der Wirtschaftskanzlei bekomme, mit eigener Hand das ‚Wohlgeboren‘ in ‚Hochwohlgeboren‘ verbessert. Allerdings — gehört sich auch.“

Hier machte sich die Frau Bürgermeisterin bemerkbar. Sie wächst scheinbar um ein paar Centimeter aus der Mitte ihres Sofas heraus, nimmt die siegreich mit dem Zwicker gekrönte Nase hoch, streift mit einem vielsagenden Blick den Gatten und sagt nur: „Jeder studierte Mann ist hochwohlgeboren.“

„Und die Gemahlin desgleichen! Gnädigste Frau haben nur zu recht!“ spricht da eine frische Stimme im Rücken der Tafelrunde. — „Aber was höre ich! Da muß man sich ja gleich 'mal ranpürschen in Lohwich.“

„Herr Leutnant —“

„Je später der Abend, je schöner die Gäste —“

Ein hübsches, vergnügtes Gesicht hat er, eine von Wind und Wetter stark mitgenommene Walduniform trägt er ungeniert daher, der in die königlichen Forsten der Umgegend verschneite Feldjäger.

„Wie werde ich nicht?! Wenn ich 'mal als Oberförster in der Lucheler Haide, oder wo sonst die Füchse einander Gutenacht sagen, sage, soll mich die Erinnerung an diese unvergeßlichen Zwanglosen trösten —“

Er küßt den älteren Damen galant die Hände, er landet endlich mit einem lustigen Augenzwinkern bei dem Inspektor Lange. Sie kennen sich als Waidgenossen.

„Wie kann man!“ wird er empfangen.

„Amico mio — ich glaube, sie waschen sich mit Küchenseife. Aber wenn man dabei die verzückten Bisagen sieht, hat man halt sei' Freud! — Und nun denke ich, wir werden uns nicht schießen, wenn ich Fräulein Linchens Rechte occupiere.“

„Auch die Linke!“

„Sie bleiben ja deswegen doch Pahn im Korbe, Sie hochgeschätztes Bindeglied.“

„Zwischen was? Zwischen dem Affen und dem Menschen?“

„Wie Sie wollen! Oder zwischen dem Spiehbürger und dem Landjunkertum.“

„Als Bruder meines Bruders, als — Herr Kurz!“

„Klingt, als wenn Sie sagten: Psui Teufel! Aber wie Sie wollen. — 'n Abend, mein gnädigstes Fräulein!“ Linchen strahlte auf. „Denken Sie sich, mein allergnädigstes Fräulein, dieser Mensch hier will Krao, dem Affenmädchen, die Cour — o, habe ich Sie erschreckt? — wollte sagen, die Konkurrenz



machen. Sieht er so aus? — Eine ungeheuerliche Frage, natürlich! Und sehen Sie, es ist auch ein Unding. Denn zwischen dem Menschen und dem Affen bedarf es bekanntlich gar keines Bindegliedes — dagegen zwischen dem Menschen und dem Rater, und das ist eben der Affe! Aber junge Damen verstehen sich nur auf das Bindeglied zwischen dem gewöhnlichen Sterblichen und dem Engel; denn das sind sie selber. Das heißt nämlich, wenn sie nicht, was ja aber meistens der Fall ist, schon — oder noch — die Engel selber sind —

Und während es ein Geheimnis bleibt, wie Linchen entscheidet, die übrige Damenwelt hoch aufhorcht, der Feldjäger aber munter weiter schwadroniert und dabei „sei' Freud“ hat, denkt Gustav Lange wieder: Wer so was könnte! — Ihn widert nur an, reizt bis aufs äußerste, was ihm einmal nicht behagt. Er hat gar nichts übrig für den Humor, noch für die Komik darin — gar nichts!!

Und wie hätte er es auch haben können?! erbittert er sich innerlich. Leute, die es hatten, waren eben ganz anders daran, als er!

Es beginnt aber der „Zwanglose“, jekt, nach den Tafelfreuden, seinen Namen zu rechtfertigen. Die beiden, die Gesellschaft von ferne umtreisenden Handlungsreisenden treffen ermutigende Blicke; sie kommen heran, stellen sich vor und werden in den Kreis eingereiht. Der Provisor aber begiebt sich mit hochgezogenen Brauen ans Klavier.

Doch ist die Erweiterung des Kreises nicht nach jedermanns Geschmack. Den Steuerkontrolleur beleidigt sie sichtlich. „Dieses Fraternisieren!“ näselt er dem Feldjäger zu. „Durchaus nicht mein Gusto!“

Der Feldjäger lacht laut. „Es geht aber sehr oft nicht, ohne zu fraternisieren, Verehrtester“, versichert er mit dem lustigsten Zwinkern seiner hübschen Augen.

Gustav Lange zuckt die Achseln dazu. „Der versteht nicht,“ bestätigt seine Miene.

Dazwischen lassen die musikalischen Phantasien des Provisors an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Der Feldjäger springt auf: „Heiliger Hubertus! Menschenkind, wo kommen Sie her? Fischerin du kleine! Was fällt Ihnen ein — die hat ja schon vor Jahrzehnten den Mann mit dem Roks' geheiratet! — Na, lassen Sie mich mal 'ran.“

Der Provisor sieht sehr drohend aus, sagt aber gar nichts.

„Die Gigerlkönigin“ läßt der Feldjäger erklingen.

Da erklingt noch etwas anderes: ein Donner Schlag, daß die Fensterscheiben klirren. Ohne daß man es gewahr wurde, ist das Gewitter heraufgekommen.

Die Frau Bürgermeisterin sinkt zusammen in der Mitte ihres Sofas. „Ach Herr Leutnant, Herr

Leutnant — seien Sie nicht so leichtsinnig!“ kreischt sie ganz ohne Zwickel und Haltung. „Ich — ich kann es nicht verantworten“ —

Doch der Feldjäger würde auch ohne diese Versicherung die Hände von den Tasten gelassen haben. Dort in der Thür sind zwei Gestalten erschienen.

Es sind ein stattlicher, weißbärtiger Herr und eine hochgewachsene, schlanke junge Dame.

Durch die Gesellschaft am Tische geht eine Bewegung, als befände man sich Ungewöhnlichem gegenüber. Obgleich nichts Ungewöhnliches an den Worten des alten Herrn ist: „Bitte, sich ja nicht zu derangieren. Wir mußten einkehren, es wird doch zu toll draußen.“

Aber der Amtsrat Wendendorf und — ohne Frage — seine berühmte Nichte! Wie sich da alles erhebt, auch die Damen! O Krähwinkeltum, du machst noch vor einem herrschaftlichen Firkötter schön! denkt Gustav Lange verbissen. — Dann hat er alles Krähwinkeltum vergessen.

Er sieht nur das Mädchen.

Es ist keine Schönheit im strengen Sinn. Aber diese schilfrohrgeleiche Gestalt, dieser durchsichtige Teint, dieses silberblonde Haar — dieses unendlich Distinguierte, wie das sein Fall ist!

Sie haben ihm den Ehrenplatz auf dem Sofa überlassen, die älteren Damen von Hinterfelden dem jungen Mädchen, das ihnen der Amtsrat als seine „Nichte Editha“ vorgestellt hat, und sitzen neugierig um es herum. Gustav kritisiert sie diesmal nicht, so fesselt ihn das zarte Geschöpf in dem glatten weißen Kleide, von dem der dunkelblaue Mantel halb zurückgesunken ist, und dem schlichten englischen Hüthen, das so anmutig auf dem kleinen Kopf sitzt — dieses vornehm zarte Geschöpf, wie es lässig und so gleichgültig gegen seine Umgebung, sich in eine Ecke schmiegt!

Und er studiert die feinen Gesichtszüge. Wunderbar! Waren das nicht auf der alabasterweißen Stirn zwei kaum sichtbare wagrechte Falten? Unter dem Büchermuschel, den er um sich aufstapelt, um in seinen wenigen Ruhestunden die Lücken seiner Bildung auszufüllen, hat er da nicht einmal in dem Werke eines Gelehrten gelesen, daß solche Linien der Gram zöge? Unsinn, bei diesem bevorzugten Wesen! Aber wie ein Rätsel liegt es für ihn über dem in feiner Zartheit noch kindischen Gesicht.

Der Feldjäger „birscht sich heran“ und beginnt die junge Dame zu unterhalten. Doch man sieht, daß sie ihn nur eben gewähren läßt.

Da plötzlich richtet sich ihr Blick auf den Inspektor Lange. Wohin, als er ihr sein Kompliment machte, hat sie über ihn hinweggesehen wie über die andern. Nun muß sie gespürt haben, wie seine Augen an ihr hängen. Aber so ruhig, so ruhig

richtet sich ihr Blick auf ihn, wie er sich ebenso hätte auf den Ofen richten können.

Der Feldjäger schlängelt sich hinter Gustavs Stuhle vorbei. „Da will ich doch gleich zehn Böcke zu Holze schießen, wenn das nicht eine kolossale Sirene ist,“ versichert er raunend. „O, ich kenne die Frauen! Eine kolossale Sirene!“ —

Gustav schüttelt unwillkürlich den Kopf. Das glaubt er nicht.

Aber heiß wällt es empor in seiner Brust: die Empfindung, als müßten — müßten sich Fäden knüpfen zwischen ihm und jenem Mädchen dort! Trotz der Kluft zwischen ihnen, trotz alledem —

Das war ein bligartiger Moment. —

Der Amtsrat hat indessen ein Duzend guter Ratschläge, wie der Erhaltung der Frau Gemahlin abzuhelpen sei, mit sehr viel Artigkeit entgegengekommen. Er hat etwas vom Kavalier der alten Schule an sich, der im übrigen auf zehn Schritt als Landjunker kenntliche alte Herr.

Nun erzählt er, daß er mit seiner Nichte von einem Besuch bei Graf Kardions komme und eine respektvoll pridelnde Erwartung spiegelt sich auf den Gesichtern. Aber der Amtsrat enttäuscht sie offenbar, indem er nicht auf die Familie, sondern auf den Pastor des Grafen kommt und fortfährt, daß letzterer schon unzufrieden mit diesem „seinem“ jungen Pastor sei, der sich auf Volkserziehung ausspiele.

„Und natürlich ein unbequemer Mensch ist,“ wirft der Amtsrichter überzeugt ein.

Wo es durchaus nicht opportun sei! Möge der Geistliche seinen Teil an der Volkserziehung nehmen, er sei ja der Mann dazu, aber still für sich, nur nicht ostentativ.

„Still für sich — ja, ja —“ bestätigt der Amtsrichter. —

Gustav Lange hört flüchtig hin, um dann seine Aufmerksamkeit wieder der jungen Dame aus der großen Welt zuzuwenden. Das Volk?! So sehr ihn sein Beruf mit demselben in Berührung bringt, so sehr gilt es ihm wie dieser selbst nur als notwendiges Übel.

„Aber wie kommt es Ihnen denn nur vor in unserem stillen Ländchen, gnädiges Fräulein?“ stößt die Stimme der Frau Apotheker über den Tisch zu Editha herüber. „O, ich kann es mir ja ungefähr denken! Wenn man wie ich aus der Großstadt ist — als wohlherzogenes junges Mädchen aus der Großstadt ist — und dort immer mit in den ersten Circeln verkehrt hatte“ —

Die junge Dame betrachtet sie ziemlich hochmütig.

„Freilich, mein Töchterchen, das nun einmal die Eltern hier hat, muß es ja auch aushalten! Aber was sitzt du denn so beiseite, Linchen? Komm doch heran. Kennen die jungen Damen sich nicht

von — von — ich dachte doch von Lohwig, von früher her“ —

„Ich entsinne mich nicht,“ erklärt Editha kühl, während Linchen herankommt. „Lieber Onkel, ich glaube, der Regen hat nachgelassen.“

„Auch geschieht bei uns die Haupterziehung des Volkes beim Militär. Und speciell unsere Landbevölkerung ist ja so wie so ein guter Schlag, das ist gar keine Frage!“ schließt der Amtsrat. „Pardon, mein Kind, ja, du hast recht, und wir müssen dieses angenehme Intermezzo unserer verregneten Fahrt um der Sorge der Tante willen abbrechen und unsere Pferde weiterritten lassen.“

Wie schnell diese Viertelstunde vergangen war! Wie ein einziger Augenblick — — Hinter der „Prinzessinnenfreundin,“ die sich erhoben hat, steht Gustav Lange und legt ihr den herabgefunkenen Mantel über die Schultern. Er giebt auch den Platz in ihrer unmittelbaren Nähe nicht auf, als Onkel und Nichte von sämtlichen anwesenden Herren zum Wagen geleitet werden; und als sie sich geschickt auf des Amtsrats hohen Selbstkutschierer schwingt, ist er es, der sie unmerklich stützt. Und das flackernde Licht der Wagenlaterne, als sie hoch oben thront, huscht über ihr weißes Gesicht, das sich leicht neigt, und aus dem ihn der ruhig gleichgültige Blick trifft. Und es huscht auch über die Hand, die, den dänischen Handschuh zwischen den Fingern, die weichen Falten des Gewandes birgt. Aus den Falten aber dringt ein feiner Duft, und die Hand ist schmal und blau geädert, und ein unsinniges Verlangen überkommt ihn, die Lippen darauf zu pressen —

Die Pferde ziehen an, der Wagen rasselt über das schlechte Pflaster davon. Er empfindet noch immer den Hauber jenes feinen Duftes aus den weichen Falten und des blauen Gewandes auf der schmalen Hand — aber auch den ruhig gleichgültigen Blick von oben her.

Er wendet sich, nach Hause zu gehen.

„Wo wollen Sie denn hin, ohne Gut, in aller Schleunigkeit?“ sagt der Feldjäger lachend.

„Ja so.“

In dem Vor- und Billardzimmer im „Schwarzen Roß“ ist die Lampe bereits erloschen; es fällt nur ein Lichtschein aus dem Saale herein. Gustav, während er in der Nähe der offen gebliebenen Flurthüre nach seiner Kopfbedeckung tastet, bemerkt schattenhaft zwei weibliche Gestalten, die ihre Hüllen umnehmen.

„Das wollen wir schon zwingen. Heule nicht! Denke, in was für einen feinen Verkehr du kommst mit dem Bruder von Langes,“ wird eine Stimme laut —

„Er hat gar nicht mit mir gesprochen, Mama,“ eine zweite, weinerliche.

„Papperlapapp,“ fährt die erste, die sich sonst eines flötenden Tones befleißigt, ganz ohne diesen fort, „es braucht ihm bloß gesteckt zu werden, daß wir ihm alle Tage ein Rittergut kaufen können, da wird er schon andere Seiten aufziehen.“

Gustav Lange hört es und hat auch die Stimme erkannt. Aber es prallt an ihm ab wie leerer Schall.

Durch die feuchtwarne, weiche Sommernacht geht er nach Hause.

## 2.

„Unmöglich, unmöglich! Das ist übertrieben! Das sieht vulgär aus!“ Herr Leutnant Lange mustert mit tief gerunzelter Stirn seine hübsche, frische Frau in dem hypermodernen Kleide. „Kein Chic drin, kein Chic — das siehst du doch auch!“

„Aber gewiß sehe ich es!“ Eifrig versichert sie's vor dem hohen Trumeau stehend. „Wo übertriebene Moden so mauvais genre sind! Ich schicke es dem Schneider wieder, natürlich, ich schicke es wieder!“

„Natürlich!“ stimmt der Gatte bei, und die mißvergnügten, erregten Mienen beginnen sich zu glätten.

Das ist ein raffiniert behaglich ausgestatteter Raum, in dem sich das Paar befindet; ein Raum, darin mit einer gewissen Nonchalance die Lebensweise der oberen Zehntausend aus allen natürlichen und künstlichen Winkeln lugt. Denn das ist das Geheimnis einer behaglichen „chic“ Einrichtung, was Hausherr und Hausfrau studiert und erfaßt haben: daß der größte Luxus zugleich die tägliche Gewohnheit verraten muß —

„Daß es um Himmels willen nirgends aussieht wie „gute Stube!“ wie Herr Leutnant Lange seiner Gattin stets gepredigt hat.

Worauf diese nicht selten bemerkte:

„Und überhaupt, wo man jetzt überall liest, daß von der Zimmereinrichtung auf die Individualität der Bewohner geschlossen wird! In was für ein Licht könnte man da kommen!“

Die junge Frau wendet sich jetzt von dem Trumeau zurück. „Komm doch mal mit in den großen Salon. Ich habe da bei Landrats ein Spiegel- und Blumenarrangement gesehen! Natürlich können wir es nicht nachmachen! Aber es ist mir eine Idee dabei gekommen! Komm doch mal mit.“

Der Gatte ist sofort bereit und beide vertiefen sich im großen Salon mit Eifer in die Frage: Die Spiegel — die Blumen? Und je näher sie der Lösung auch dieses Problems kommen, desto deutlicher beherrscht beider Physiognomien ein Ausdruck heiterer Selbstgefälligkeit, als ob die ihr natürlicher sei.

Da kommen rasche Schritte über die weichen Teppiche der Zimmerflucht: Gustav Lange. Bestäubt,

verdroffen, gereizt, wie er aussieht, gleicht er einem Störenfried auf dieser Schwelle.

„Pardon, wenn ich störe,“ sagt er auch und zwar mit einem Anflug von Ironie, um dann in einer Weise, ganz entsprechend seinem gereizten Aussehen, fortzufahren: „Du hast wohl vergessen, Arwed, daß Sonnabend Lohnntag ist? Du wolltest mir das Geld schon vor einer Stunde hinüberschicken. Ich warte und warte —“

„Nimm's nicht übel, lieber Kerl. So was kann einem ja mal passieren. Ich komme gleich mit,“ besänftigte der ältere Bruder gutmütig.

„Nimm's nicht übel. Magst du Gelee zum Kaffee gern? Ich schicke dir welches,“ nickt die Schwägerin ebenso hinter ihm her.

Es besteht große Ähnlichkeit der Gesichtszüge zwischen den beiden Brüdern Lange. Aber die schlanke Gestalt des älteren mit der ausgesuchten „Fashion“ darum und daran übertagt die des jüngeren im agrarischen Werktagskleide um ein bedeutendes. Und letzterem, während er dem Bruder zu dessen Arnheim folgt, fällt wieder sein Spitzname „Herr Kurz“ ein, den ihm die Hinterfeldener Wigbolde auf jene Tatsache hin gegeben haben, und den er nicht ohne einen fatalen Doppelsinn aufzufassen vermag.

„Übrigens, du könntest so gut sein, dir die Pferde bei Eldern & Trols anzusehen, von denen wir sprachen. Bitte nur, dich ja zu beeilen! Übermorgen zu unseres Willy Geburtstag geben wir ein kleines Fest — daß du da wieder zurück bist,“ sagt eben der Leutnant Lange, vor dem Geldschrank angelangt und ihn aufschließend.

Gustav antwortet nicht gleich. O, wie er das kannte! Jedesmal, wenn „ein kleines Fest“ gegeben werden sollte, fand sich für ihn eine Geschäftsreise, von der zurück zu sein man ihm dringend anempfahl, und von der er nach keiner menschlichen Berechnung zurück sein konnte. Und wie er verstand! Man wollte ihn nicht beleidigen, indem man ihn ausschloß; doch peinlich war er einem auch wieder in dem Verkehr, den man sich geschaffen hatte, der Bruder Inspektor. Ist er ihnen aber bisher gefolgt, jenen Winken, in dem Troß, sich durchaus nicht aufdrängen zu wollen: diesmal wird er bleiben und mitfeiern! Er hat seinen ganz besonderen Grund dafür.

„Das ist unmöglich, bis übermorgen von dort zurück zu sein. Ich werde also nicht oder erst nach dem Feste fahren,“ erklärt er schroff.

Arwed Lange sieht ihn etwas verblüfft an.

„So? Ich meinte doch, es wäre möglich,“ spricht er gedehnt. „Aber — nur — hm — meinetwegen. — Übrigens, lieber Kerl, könntest du immerhin etwas lebenswürdiger auf meine Intentionen eingehen oder

nicht," fügt er hinzu. "Ich dachte, ich hätte keinen Grund, mir einen derartigen Ton von dir bieten zu lassen."

Gustav's leicht gebräuntes Gesicht färbt sich dunkel, die heftige Erwiderung sprüht ihm schon aus den Augen —

"Nanana, nur Ruhe — Ruhe," der Leutnant hat eine elegante kleine Handbewegung. "Es ist mir unangenehm, aber ich sehe mich doch genötigt, dich einmal darauf aufmerksam zu machen, daß du vielmehr allen Grund hast, mir dankbar zu sein und mir dementsprechend zu begegnen. Stellunglos, wie du wieder einmal warst, weil du dich mit keinem Prinzipal verträgst, habe ich dich hierhergenommen, und es wird dir von meiner wie meiner Frau Seite — ich betone dies, du hast es eben wieder gehört — mit der größten Zuverlässigkeit begegnet. Aber du verträgst dich, wie gesagt, mit keinem Prinzipal — das weißt du selbst — bist ein ganz unleidlicher Mensch, lieber Herr!"

Daß er sich mit keinem Prinzipal verträgt, das kann Gustav Lange nicht bestreiten; daß er kein lebenswürdiger Mensch ist, das fühlt er. Aber gerade die Wahrheit in den Worten des anderen, diese gutmütig gesagte Wahrheit, erbittert ihn. "Und weil du jemand absolut Zuverlässiges brauchtest, damit du selbst deinen verschiedenen noblen Passionen, mit denen dich in Scene zu setzen, das Kleingeld deiner Frau dir gestattet, ungestört nachgehen kannst," bricht er aus: "nicht deshalb also erschien ich dir gerade gut genug für den valanten Posten bei dir?"

"Bitte, bitte! Wenn du doch berücksichtigen wolltest, daß man mit einer wenig gentlemanlichen Auffassung der Handlungsweise anderer in erster Linie sich selbst bloßstellt! — Und wieso denn dieses Schauffement? Daß deine Anwesenheit andererseits von Nutzen für mich ist, ist doch selbstverständlich und ich habe nicht daran gerüttelt. Daß ich von vornherein annahm, du würdest deine Sache machen, wie du es thust — besser wie zehn andere — ist ebenso selbstverständlich und kann dich unmöglich beleidigen. — Nebenbei: mich 'in Scene setzen' und das 'Kleingeld' meiner Frau! Das ist nun auch wieder eine, nimm mir's nicht übel, wunderliche Auffassung. Natürlich gehe ich mit Vorliebe Neigungen nach, die mich mit anständigen Menschen zusammenführen — und natürlich habe ich nicht gezögert, eine reiche Frau zu heiraten, da wir zu einander paßten."

Gustav beißt die Zähne zusammen. Was hätte er darauf erwidern sollen?! Er hätte einen andern ernstlichen Vorwurf als den, daß der Bruder eben der vom Glück Begünstigte sei, im Grunde genommen nicht gegen diesen zu erheben gewußt! Er hätte auch geziehen müssen, daß er selbst sich wahrscheinlich

ebenso in Scene setzen würde, wie er es nannte, wenn es ihm nur möglich wäre — und endlich zugeben, daß in der That nicht das Paar in der kleinsten Hütte und nicht die tiefgründigsten Seelen besser zu einander passen konnten als diese zwei oberflächlichen Leute!

Schweigend streicht er die Banknoten ein, die der "Herr Bruder" hinzählt, und auf dessen Schlussbemerkung: "So. Und nun, lieber Herr, trennen wir uns wohl am besten zur Beruhigung der Gemüter, wenigstens des deinigen —" hat er nur ein verbissenes: "Allerdings..."

"Liebe Amélie, Gustav wird diesmal bei unserm Fest anwesend sein," sagt Arwed Lange, zu seiner Frau zurückkehrend. "Ich weiß nicht, was dem Jungen einfiel, er hatte sich offenbar darauf kapriziert."

"Ach!"

"Ich wollte ihn nicht gerade vor den Kopf stoßen und dachte, bei dem Charakter des Festes — da es ja sowieso ein halbes Volksfest ist —"

"Freilich, wir haben ja auch die Hinterfeldener geladen!"

"Ich meinte also, es schadete diesmal nicht viel."

"Ach nein, überhaupt im Freien —"

"Überhaupt im Freien. Auch werde ich natürlich sehen, ihm noch einige Direktiven zu geben."

Herr Leutnant Lange ist in einem Schaukelstuhl in Nachdenken versunken. — "Wo steckt eigentlich Mr. Hill?" unterbricht Frau Amélie dasselbe nach einer Weile.

"Das wissen die Götter, wo der wieder herumstrolcht! Muß gestehen — wenn nur nicht doch manchmal der Yankee diesen amerikanischen Nabob aus jedem Knopfloch sähe! — Aber Durchlaucht hatte ja rein einen Narren an ihm gestressen; halfte ihn mir einfach auf beim Rennen neulich. Was sollte man da machen, ohne unhöflich zu erscheinen?!"

"O es schadet ja nichts. Wenn so etwas Ausländisches auch ein bißchen merkwürdig ist, es ist doch immer präsentabel!"

"Glücklicherweise," damit erhebt sich Herr Leutnant Lange.

"Also, um sieben Uhr ist Emmo hier," ermahnt er dann noch. "Ich freue mich sehr, daß er kommt. Aber du weißt, Kind, er ist verwöhnt —!"

"Was denkst du?! An mir soll es nicht fehlen!"

"Also thu' mir den Gefallen, kümmer dich um das Souper und mache sehr sorgfältig Toilette!"

Frau Amélie verspricht beides, und der Gatte schellt, um die umfassendsten Befehle bezüglich der Equipage zu erteilen, die den Gast von der Station holen soll...

Unterdess geht Gustav Lange dem im Wirtschaftshofe gelegenen Verwalterhause zu. Er nimmt den



Figure 1  
A person in a light-colored shirt and dark pants standing in a field, looking down at a small object in their hands.



Weg durch den Park und stößt hier auf den „herumstrolchenden“ Mr. Hill.

Derselbe winkt ihm schon von weitem. Obgleich er kein junger Mann mehr ist, sein spitzer Bart und sein volles Haupthaar ergraut sind, zeigt er eine mehr als jugendliche Gehtigkeit, wie er mit ein paar Schritten über eine Rasenfläche daherkommt.

„Well, Mr. Lange — wohin?“

„Zu einer ziemlich unerquicklichen Arbeit: den alten Weibern den Lohn auszahlen.“

„O — ich will mit!“

„Sie, Mr. Hill? Sehr schätzenswert zwar, aber was verlockt Sie zu diesem Zeitvertreib?“

„Nun, es werden auch sein junge darunter!“

Gustav muß lachen. Es klang so viel gute Laune aus der Antwort. „Es ist jedes Alter und jedes Geschlecht vertreten.“

„Sehen Sie, Mr. Lange, das ist nicht recht, daß Sie immer sehen das Schwärzeste!“

„Immer?“

„Well — ich habe schon beobachtet so.“

„Ja —? Möglich, daß Sie recht haben. — Sie beobachten ja im allgemeinen sehr scharf, Mr. Hill.“

„Es ist, warum ich bin hier in Deutschland.“

„Richtig! — Und weshalb Sie jetzt auch wohl mit mir kommen wollen?“

„Quite right, jetzt ich will Volkstypen studieren.“

„Angenehmes Studium!“

„Why not?“ Der Amerikaner betrachtet mit seinen lebhaften, klugen Augen den jungen Mann von der Seite. „Aber was ist angenehm für Ihren Geschmack, Mr. Lange? Ich fürchte, Sie sind müde von allem, das ist um Sie!“ Er spricht sein gebrochenes, schlechtes Deutsch mit ebensoviel Mut wie Geläufigkeit.

„Ich bin müde davon — oder: ich habe es satt! wie der biedere Deutsche sagt. Jawohl, Mr. Hill, alles, was mich umgiebt — alles, was mir erreichbar ist, das alles habe ich satt!“

„Das ist unvernünftig, excuse me, und doch, als ob Sie wären tausend Jahre alt, Mr. Lange.“

Gustav zuckt mit seinem verbissensten Gesicht die Achseln.

Mr. Hill betrachtet ihn noch immer von der Seite. Dann sieht er in die blaue Luft. „Well,“ beginnt er behaglich, „ich wünschte Ihnen etwas zu sagen. Sie sollten kommen für einen Besuch nach Amerika!“

„Recht schön, Mr. Hill. Nur etwas viel verlangt von jemand, der nicht sein eigener Herr ist — gegenwärtig zum Beispiel der Diener seines Bruders.“

„O, der Herr Leutnant — o, das ist ein guter Mann! Ich mag ihn gern, den Herrn Leutnant. Why — mit uns das ist noch gar kein Titel; aber

es ist interessant, daß er soviel davon denkt; das ist deutsch, ganz deutsch. Womit ich nichts Böses sagen will, Mr. Lange! Indeed no! Ich bin Amerikaner und möchte nichts anderes sein — of course. Aber Deutschland ist ein schönes Land, indeed. Da ist manches Lächerliche darin — o ja — aber im ganzen ist es doch ein schönes, und ein gutes Land, da ist kein Zweifel. Sie werden es am meisten lieben, wenn Sie sind fort davon, ich denke.“

„Sie belieben immer noch, mich als Grandseigneur in der Welt herumreisen zu sehen! Mr. Hill, wenn ich das könnte“. —

„Oh, no! Es ist nicht das, was ich meine! Für einen Zweck, ich denke! Lassen Sie mich fortsetzen: zum Beispiel, zu kommen ein wenig ins Training zu mir und zu kommen zurück als mein Geschäftsführer für Deutschland! Well — ich studiere Deutschland in business, für Erweiterung meines Hauses, Sie wissen. Es war ein guter Plan, es wird sich sein, es wird sich excellent arbeiten mit Deutschland — und es wird werden eine große Sache, Mr. Lange! Nur, ich muß haben Vertreter hier, tüchtige, deutsche Vertreter, die Land und Leute kennen.“

„Ach so meinen Sie es, Mr. Hill.“

„Yes — So! Und ich hoffe, Ihnen zu bieten eine gute Chance für Ihr Fortkommen. Sie sind ganz vermögenslos, ich denke?“

Gustav lacht auf. „O, keineswegs! Ich habe zum Leben zu wenig, aber zum Verhungern zu viel — nämlich ganze siebentausend Reichsmark aus der Hinterlassenschaft meiner Mutter kürzlich erhalten.“

Why — das ist mit uns drüben ein nettes Kapital, für den Beginn. Mr. Lange, es scheint, Sie haben keine Idee, was Sie damit thun können!“

„Ich bin vorläufig noch meinem Bruder verpflichtet,“ sagt Gustav zerstreut.

Die beiden sind durch eine Seitenspforte des Parks in den Wirtschaftshof gelangt, quer über diesen hinweggegangen und in das schmucklose Verwalterhaus und die ebenso beschaffene Amtsstube getreten. Gustav geht auf und ab in dem großen Raume. Mr. Hill steht an dem Tisch in der Mitte.

„All right. Was anbetrifft meinen Vorschlag, Sie nur sollten denken darüber,“ nickt er. Und dann nimmt er lächelnd eine weiße porzellanene Aschenschale auf, die unter allerhand Schreibutensilien ihren Platz hat: „Sehen Sie, Mr. Lange, Sie sind in so einem kleinen Ding; und das ist, was Sie macht unkomfortabel — unbehaglich und unzufrieden.“

„Ja — ja,“ sagt Gustav ungeduldig.

Draußen vor dem Hause haben sich inzwischen die Tagelöhner versammelt und treten nun an zum Lohnauszahlen.

Und dieser Vorgang nimmt seinen gewöhnlichen Verlauf. Als es dämmerig wird, stellt eine Magd



eine kleine Petroleumlampe auf den Tisch und ihr trübes Licht fällt auf die feinen Züge des am Tische stehenden jungen Mannes und auf die vierschrötigen Gestalten, die ihn umdrängen. Es fällt zwischen diesen, hier auf ein junges gesundheitsfrohes Gesicht und da auf ein altes verrunzeltes, hier auf eine schmutzige, zerlumppte Jacke und da auf ein rasch vorgestecktes, reines Brusttuch; es fällt auf die braunen, knöchigen Fäuste, die den Bohn einrassen und auf eine peinlich gepflegte Hand, die ihn hinzählt; es verliert sich bald in den Tiefen des Raumes.

Den durchhallen monoton das Klingen der Silber-, Nickel- und Kupfermünzen und die kurzen Worte des Inspektors; den erfüllt mehr und mehr die Ausdünstung der Menschen.

Wie jedesmal, so ist es auch heute besonders lehtere, die bei diesem Geschäft Gustav am meisten auf die Nerven fällt. Er beneidet Mr. Hill, der abseits auf einem Fensterbrett sitzt und seine „Box“ raucht, und bewundert ihn noch mehr ob des Interesses, das er offenbar an der Scene nimmt.

Da ist es ihm plötzlich, er spürt einen gewissen feinen Duft: den feinen Duft, der Edithas Gewändern entströmte, als sie über ihm auf dem hohen Box thronte — und die wunderbar durchsichtige, blaugeäderte Hand meint er zu sehen, und das weiße Gesicht, das sich leise neigt, und das ihm von einem Rätsel spricht, dem des Wesens dieses Mädchens. — So intensiv dachte er an sie, zu der in irgendwelche Beziehung zu treten er doch bei nüchterner Überlegung nicht die geringste Aussicht hatte.

„Der Herr Inspektor verthut sich,“ sagte ein altes Weib aus zahllosem Munde.

Und indem er den Zauber abschüttelt, klammert er sich noch einmal ingrimmig an den Gedanken, daß er sie wenigstens übermorgen bei dem Feste wiedersehen wird — übermorgen!

## 3.

Der Park von Stolzenec hat ein festliches Kleid angelegt. Ehrenpforten schwingen sich über die breiten Gänge, bunte Wimpel flattern im Grün, auf einer großen Wiesenfläche sind lange Tafeln und Bänke aufgeschlagen, ein anderer Platz gar ist durch Dielen in einen Tanzplatz verwandelt und farbige Lampions in den Bäumen verheißten eine Italienische Nacht.

„Man muß den Leuten auch mal ein Vergnügen machen,“ hat Herr Leutnant Lange gesagt, „und gerade der Geburtstag unseres Sohnes ist die geeignete Gelegenheit dafür.“ — Demgemäß wird das

Fest, soweit es Volksfest ist, in erster Linie Kinderfest sein. Im übrigen hat man, gleichsam als Publikum des ersten Ranges, seine Nachbarn eingeladen; doch unter diesen wieder, konzeptionsweise, die Sinterfeldener.

Die Turmuhr von Schloß Stolzenec verkündet die dritte Nachmittagsstunde. Die Festteilnehmer aus dem Volke beginnen bereits auszuruhen.

Da erscheinen der alte Dorfschullehrer mit seiner Schar und die Diakonissin der Kinderbewahranstalt mit ihren Kleinen, da finden sich auch Eltern um Eltern ein.

Berge von Kuchen werden auf die langen Tafeln gestellt, Kaffee dampft aus Kolossalbehältern; Kaffee und Kuchen, das ist der erste Akt des Volksfestes.

Schloßherr und Schloßfrau machen leutselig die Runde. Das fünfjährige Geburtstagskind mischt sich an der Hand der Bonne etwas scheu und ängstlich unter seine Altersgenossen.

Neben der Herrschaft sieht man deren vorgestern eingetroffenen Logierbesuch. Das ist ein jugendlicher Generalkübler, eine elastische Offizierserscheinung mit offenem, ernstem Gesicht.

Vom Verwalterhause her kommt Gustav Lange. Wie gut ihm der tadellose Gesellschaftsanzug steht!

Aber da, wo der Seitenweg in die zum Festplatz führende Allee einbiegt, giebt es einen kleinen Zusammenstoß. Sie ist ländlich, aber mit einer gewissen Koketterie gekleidet, die auffallend hübsche, stämmige Dirne, die eine Last Kaffeegeschirr tragend, an ihn anprallt.

Es liegt nicht unbedingt klar, wie so dies notwendig war; es macht vielmehr den Eindruck, daß sie ihm eben so gut hätte ausweichen können; tatsächlich berührt ihre volle Schulter die seine und ihr Atem streift ihn.

Stirnrunzelnd fährt er zurück.

„Ach — der Herr Inspektor werden entschuldigen —“ aber sie rührt sich nicht vom Fleck, bleibt ihm im Wege stehen, mit lachendem, zwei blühende Zahnreihen zeigendem Munde und herausforderndem Blick.

Das freche Frauenzimmer, die Förstermagd! Sie war wohl mit den Förstersleuten gekommen und den Kindern. „Wenn Sie einmal hier sind, so machen Sie, daß Sie weiter kommen und helfen!“ herrscht er sie an, seinen Weg, indem er einen Bogen um sie schlägt, fortsetzend.

(Schluß folgt.)

# My Mother

by [illegible]

[illegible]

[illegible]





Frauen. Noch heute trägt die Stadt das Gepräge arabischer Kultur, noch blühen die Rosen in den Gärten des Alcazar, noch steht das Minaret des Zaber und der vielbesungene Orangenhof der Moschee, aber zu dieser Pracht des Ostens gesellten sich damals schon die Schätze des Westens und Südens, die durch dieses wichtigste aller Verkehrsthore ihren Einzug in Europa hielten. Da sah man Negerklaven und bunte Papageien, Gold und Edelsteine, Ebenholz und Elfenbein — „die Belohnung für den wahren Glauben,“ wie Pedro de Medina im Hinblick auf die stark ausgeprägte Religiosität der Bewohner bemerkt.

Der Vater unseres Künstlers, Juan Rodriguez de Silva war der Sohn eines aus Oporto eingewanderten Portugiesen, die Mutter, Doña Gerónima Velazquez, entstammte einer alten Sevillaner Familie, die sich zum niedrigen Adel der Stadt rechnete. Nach einer in Andalusien noch heute verbreiteten Sitte nahm der Sohn den mütterlichen Namen an. Über Velazquez' Jugendjahre wissen wir wenig. Er besuchte die lateinische Schule, wo er sich in den Sprachen und in der „Philosophie“ hervorthat. Aber der Knabe war weder zum Philosophen noch zum Philosophen bestimmt: die Skizzen und Aquarelle, mit denen er die Blätter seiner Schulhefte bedeckte, verrieten deutlich genug, was in der Seele des Kindes schlummerte. Der Vater war so vernünftig, dem Genius keinen Zwang anzuthun. Er begnügte sich damit, dem Sohne die Erziehung angedeihen zu lassen, deren ein junger Edelmann bedurfte, und ließ ihn im übrigen seinen Neigungen folgen. Ein Meister in der Malkunst war bald gefunden. Es war Francisco Herrera, der „Michelangelo von Sevilla,“ ein ungestümer Virtuoso des Pinsels von halb verwildertem Stil und rohen Manieren. Daß dieser den zarten, fein empfindenden Knaben abließ, war kein Wunder. Velazquez hielt es nicht lange in seiner Werkstatt aus; ein anderer Francisco nahm ihn bereitwillig auf und plagte sich fünf Jahre lang, dem Kunstnovizen seine eigenen Grundsätze beizubringen. Es war Francisco Pacheco, ein herzlich unbedeutender Maler, der aber ernstlich über die Kunst nachgedacht und in einer trefflichen Methodik beherzigenswerte Theorien zusammengestellt hatte. Ein eifriger Verfechter künstlerischer Überlieferungen, an denen er mit einer gewissen Pedanterie hing, machte er seiner Abneigung gegen die Bravour- und Geniemaler bei jeder Gelegenheit Lust. Er war der Ansicht, daß nur ein tüchtiger Zeichner ein guter Maler werden könne, und sein Mangel an Phantasie verwies ihn auf die Natur als die einzig zweckmäßige Lehrmeisterin. Daß er dem Schüler solche Grundsätze mit Erfolg vorgetragen hat, beweisen dessen Werke zur Genüge. Für das werdende Genie ist ein Pedant stets der beste Erzieher. Aber

Pacheco wurde in der Folge Velazquez noch mehr als Lehrer, er wurde sein Schwiegervater und Biograph, dem wir die ersten zuverlässigen Nachrichten über den jungen Meister verdanken. „Nach fünf Jahren Erziehung und Unterweisung,“ so schreibt Pacheco, „verheiratete ich ihn mit meiner Tochter, bestimmt durch seine Jugend, Reinheit und guten Anlagen und die Hoffnung seines natürlichen und großen Genies.“ So hatte denn der erst neunzehnjährige Jüngling einen eigenen Hausstand begründet und harrte der Aufträge, die ihm den Unterhalt bringen sollten.

Man ist berechtigt, hier schon nach den Arbeiten zu fragen, die dem hoffnungsfreudigen Schwiegervater einen Schluß auf das große Genie des jungen Mannes gestatten konnten. In der That haben sich einige Bildchen aus dessen Frühzeit erhalten. Es sind sogenannte Bobegones, Scenen des niederen Genres, die etwa den Küchenstücken der Niederländer entsprechen und als Momentaufnahmen aus dem Leben der Gasse, Kneipe oder Küche gelten können. Das bekannteste unter diesen Erstlingswerken ist „Der Wasserträger von Sevilla,“ einst im Lustschlosse Buen Retiro, heute in der Sammlung Apsley-House, London. Das Motiv ist das denkbar einfachste. Ein Korse von der Junst der Wasserträger, die sich durch Übernahme der Verpflichtung, die öffentlichen Anlagen der Stadt zu besprengen, das Recht erkaufte hatten, das Trinkwasser in die Häuser zu tragen, kredenzt einem feinen spanischen Knaben ein Glas jenes köstlichen Nasses, wie es eine Viertelmeile vor der Stadt „der Brunnen des Erzbischofs“ spendete. Um den Wert des Objectes und damit zugleich die Bedeutung des Bildes für die Sevillaner zu verstehen, muß man sich den afrikanisch heißen Sommer im wasserarmen Andalusien vergegenwärtigen. Und nun beachte man, wie reizvoll der an sich so dürftige Gegenstand durch die wundervoll seine Naturbeobachtung des Malers geworden ist. Wie echt sind die roh gearbeiteten Krüge mit den unregelmäßigen Kreislinien von der Drehscheibe her! Wie fein ist Licht und Schatten verteilt, wie glücklich die Beleuchtung der Köpfe!

Allein solche Bilder sind mehr als Studien anzusehen, die Velazquez zu seiner Übung malte. Wenn er Geld verdienen wollte, mußte er den Ansprüchen derer Rechnung tragen, in deren Taschen im Laufe der Jahrhunderte Spaniens ganzer Reichtum geflossen ist: der Mönche.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts fand in Sevilla jenes berühmte Dogma begeisterte Zustimmung, dessen erneute Verkündigung am 8. Dezember 1854 Pius IX. als Kraftprobe päpstlicher Macht benutzte. Damals freilich wurde es den Sevillaner Mönchen nicht so leicht, den Papst — es war Paul V. — für den

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_



\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_



\_\_\_\_\_

100

**Abstract**







Papier, vermutlich einen Brief oder eine Bittschrift. Auch das hatte etwas zu bedeuten. Es sagte dem Beschauer, daß Se. Majestät alles selbst prüfe und erlebige. Es ist der König, der sich und der Welt Komödie vorspielt. Der Maler mußte die neue Mode der Einfachheit mitmachen. Kein schmückendes Beiwerk durfte die ernste Würde dieses düstern Regentenbildnisses mildern.

Velazquez hatte das Glück, daß auch die nächstwichtige Person des Hofes, ja wir dürfen getrost sagen: der mächtigste Mann am Hofe, gegen den sogar der König in den Hintergrund trat, ihm gewogen war. Wir meinen Don Gaspar Guzman, Graf von Olivares und Herzog von San Lucar. Als 28jähriger lebenslustiger Edelmann war Olivares an den Hof gekommen und hatte hier seine Laufbahn als gentilhomme de cámara des Prinzen begonnen. Dieser sah anfangs in ihm nur den Erfinder und Weiter prinziplicher Zerstreuungen, aber in dem Augenblick, da Philipp III. starb, zog Olivares andere Saiten auf. Vergebens versuchte der junge König ihn los zu werden. Der „Graf Herzog“ war nicht der Mann, auf die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne zu verzichten. Mit überraschender Schnelligkeit arbeitete er sich in die Staatsgeschäfte ein, imponierte den niedrigen Leuten durch Unbestechlichkeit, den vornehmen durch Grobheit und war bald der am meisten gefürchtete und gehasste Mann Spaniens. Zweiundzwanzig Jahre lang hat Olivares als böser Dämon des Landes gewirkt. Von den zahlreichen Bildnissen, die Velazquez während dieser Zeit von ihm aufnahm, hat sich in Spanien nur eins erhalten. Ein Beweis, daß man sich ihrer nach dem Sturze des unseligen Originals so schnell wie möglich entledigte. Dieses eine im Prado befindliche, von dem übrigens zwei Wiederholungen existieren (Schleißheim und Broomhall in Schottland) zeigt den eiteln Streber, der niemals Pulver gerochen hatte, als General zu Pferde, wie er mit dem Marschallstabe in der Hand die Truppen hinter sich anfeuert.

Dem Maler, der sich der Gunst der ersten Personen bei Hofe in so hohem Maße erfreute, konnte es natürlich an Neidern nicht fehlen. Drei Kollegen, die Italiener Carducho, Cajesi und Nardi, deren Amt es war, die Plafonds des Schlosses mit Allegorien zu schmücken, versuchten die Kunst des Spaniers beim Könige zu verdächtigen und erklärten einstimmig, daß Velazquez „nichts weiter als Köpfe“ malen könne. Wahrscheinlich war er selbst es, der dem Könige vorschlug, ein Konkurrenz ausschreiben zu veranstalten. Philipp IV. stellte ein Thema aus der Nationalgeschichte: die von seinem Vater auf Veranlassung des fanatischen Erzbischofs Ribera im Jahre 1609 bewerkstelligte, für Spanien so unselige

Vertreibung der Moriscos aus Valencia und bestimmte Größe und Format der auszuführenden Bilder, über die eine Kommission von Preisrichtern entscheiden sollte. Daß Velazquez aus diesem Wettstreit als Sieger hervorging, versteht sich von selbst. Leider hat sich seine Arbeit nicht erhalten, sie ist wahrscheinlich bei dem großen Schloßbrande im Jahre 1734 zu Grunde gegangen.

Im September 1628 unterbrach ein für Velazquez bedeutungsvolles Ereignis das gleichförmige Leben unseres Künstlers. Es war die Ankunft P. P. Rubens', der schon vor fünf und zwanzig Jahren in Madrid gewirkt hatte und nun als Mann von europäischem Rufe seinen Besuch wiederholte — diesmal in diplomatischer Mission von der Statthalterin der Niederlande an den König von Spanien gesandt. Rubens benutzte die Gelegenheit, seine alten geschäftlichen Verbindungen mit dem Hofe zu erneuern, er brachte acht Gemälde für den König mit und nahm zahlreiche Bildnisse der höchsten Personen auf. Der rastlos thätige Mann fand außerdem noch Zeit sämtliche Bilder Tizians, vor allem eine Reihe berühmter Bildnisse, zu kopieren und für einige seiner Madrider Gönner ein paar große religiöse Darstellungen zu malen. Der einzige Maler, mit dem der gefeierte Flämänder verkehrte, war Velazquez, den er nach der Tradition des Hofes „für den größten Maler, den es giebt und gegeben hat in Europa“ erklärt haben soll.

Man hat behauptet, von Rubens' Aufenthalt in Madrid datiere ein neuer, freier und leichter Stil in Velazquez' Malweise. Dies ist, wie Justi überzeugend nachweist, falsch. Selbst das Bild, das bald nach Rubens' Abreise entstanden ist, „Bacchus“ oder „Die Trinker“ (Los borrachos, Madrid, Prado), erinnert, wenn man von dem mythologischen Gegenstande absteht, in nichts an den Flämänder. Schon die Auffassung dieses Bacchanals ist völlig anders. Ein Rubens hätte sich das ganze phantastische Beiwerk taumelnder Thyrsoschwinger, üppiger Weiber und schmeichelnder Pantherlagen nicht entgehen lassen, ohne die sich die in den alten Poeten wohlbeschlagnene Zeit die Erscheinung des himmlischen Freudenbringers nicht vorstellen konnte. Velazquez bleibt auch bei solchen Stücken Spanier und Realist, dem die Heimat die Welt bedeutet. Sein Bacchus bemüht sich in die rauhen Thäler der Sierra, um den armen Bauern und Tagelöhnern einen Lichtstrahl in ihr dunkles Dasein zu bringen. Das Bild ist so ziemlich das einzige der spanischen Schule, das die Trunkenheit darstellt, eines der wenigen sogar, auf denen wir lachende Gesichter sehen. Dem Gegenstande zuliebe ist der Maler von der Höhe seiner nationalen Würde herabgestiegen. Für den König hatte das Bild einen besonderen Reiz. Die Aneiptumpane mit ihrer vul-















keit der Auffassung, wenn auch einer anderen Sphäre entnommen, ist die berühmte Darstellung der „Spinnerinnen“ in einer Madrider Tapetenfabrik (Prado). Es wirkt in der Komposition wie eine ohne Wissen der Abgebildeten aufgenommene Momentphotographie. Außerst merkwürdig sind auch zwei religiöse Bilder aus dieser Zeit: die „Krönung Maria“ und die „Einsiedler“ (beide im Prado) — wohl die letzten Werke dieser Art, die wir dem Künstler zu verdanken haben. Der Madonnentypus ist jetzt ungleich edler als bei den Gemälden aus Velazquez' Frühzeit, aber noch immer vermischen wir den Ausdruck der Andacht und Verklärung, in dem die Spanier sich sonst nie genug thun können. Die von Gott-Vater und -Sohn gekrönte Himmelskönigin nimmt die Ehrung ohne jede Erregung und mit der Gelassenheit und Würde einer Andalusierin von Stande entgegen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Bild trotz der vom Maler mit sichtlich Mühe bewältigten Kleidermassen und der greisenhaften Pinfälligkeit Gott-Vaters bedeutende Vorzüge hat.

Der letzte Dienst, den Velazquez seinem königlichen Herrn leistete, fiel bezeichnenderweise nicht in das Ressort des Hofmalers, sondern in das des Schloßmarschalls. Er mußte die Reise des Hofes nach den Pyrenäen leiten, wo Philipp IV. nach dem Abschluß des Friedens mit seinem glücklicheren Neffen Ludwig XIV. von Frankreich zusammentraf und bei dieser Gelegenheit seine Schwester Anna, die vor fünfundvierzig Jahren Madrid verlassen hatte, zum ersten und letztenmal wieder sah. Die Vorbereitungen für die Reise und die Festlichkeiten auf der Fasaneninsel im Grenzflusse Bidassoa, wo der König sein einziges Kind aus erster Ehe, die Infantin Maria Theresia, dem jungen Herrscher Frankreichs verlobte, brachten dem alternden Velazquez eine Fülle von Arbeit und Aufregung.

Am 31. Juli 1660 erkrankte er an einem heftigen Wechselfieber, das die Ärzte sofort als tödlich erkannten. Philipp IV. sandte dem genialen Gefährten seines Lebens die Kammerärzte Miguel de Alva



Die Krönung der Maria.

und Pedro de Chavarri und, als deren Kunst sich auch als nutzlos erwies, den Erzbischof von Tyrus und Patriarchen beider Indien, Don Alonso Perez de Guzman el Bueno, der dem Sterbenden eine lange Predigt zu seiner geistlichen Tröstung halten mußte. Am 6. August, um 2 Uhr nachmittags, schied Velazquez aus den Reihen der Lebenden. Unter feierlichen Ceremonien wurde die Leiche im Gewande der Sant Jagoritter zur Schau gestellt und endlich in der Gruft des Don Gaspar de Fuensalida zur ewigen Ruhe bestattet.

Seine Ämter und Titel erbten sich am Hofe der spanischen Könige fort — seine Kunst starb mit ihm. Unter den Hofmalern begegnen wir fortan keinem mehr, der auch nur annähernd die Bedeutung des einzigen Mannes erreicht hätte.



## Zwei kranke Kinder.

Von R. Bartolomäus.

Nachdruck verboten.

Es ist Abend! Kein Fenster im Schlosse ist erleuchtet, wenigstens nach der Seite zu, nach welcher die Wohn- und Gesellschaftsräume liegen. Niemand zeigt sich in der Thüre; es ist totenstill und nur der alte Diener in seiner gewöhnlichen Livree erscheint von Zeit zu Zeit, steht hinaus, horcht auf, schüttelt den Kopf und verschwindet im Innern. Auch dort ist es still; nichts rührt sich und man hört deutlich das Picken der alten Uhr aus dem Dienerzimmer am Ende der Halle. Das schmucke Köpfchen einer Kammerjose beugt sich über das Geländer der eichenen Treppe, welche in das Stockwerk führt. So leise ist sie herabgekommen, daß man sie nicht gehört hat und so stille ist es, daß der Diener in seinem Zimmer deutlich hört, wie sie ihn flüsternd ruft. Er erscheint schnell; sie steht ihn fragend an — er zuckt die Achseln und begiebt sich wieder auf seinen Posten an der Hausthüre, indes das Mädchen schweigend hinausgeht.

Er forschte lange vergeblich hinaus in die Dunkelheit, vergaß aber das Hinausgehen und blieb auf seinem Posten stehen. Er wartete und wartete, bis auch er, der an das stille Warten gewöhnt war, anfing ungeduldig zu werden und auf und niederging. Er wartete ziemlich lange; dann hörte er sich wieder bei Namen rufen.

„Es ist die gnädige Frau,“ sagte er zu sich selbst.

„Noch immer nichts?“ fragte diese.

„Nichts, gnädige Frau!“

„Mein Gott! — Ich meine, er müßte schon längst hier sein.“

„Wenn der Kutscher ihn getroffen hat, ja!“

„Du machst mir Angst!“

„— aber wer weiß, was die Ursache ist, daß er so lange ausbleibt?“

„Ob wir vielleicht noch einmal schicken?“

„Vorläufig nicht, gnädige Frau! Es wäre umsonst! — Jetzt, da ist er!“

„Nein, es fährt vorüber!“

„Aber jetzt! — Das sind unsere Pferde!“

„Ja, sie sind es — Gott sei Dank!“

Die Frau blieb neben dem Diener stehen, und beide warteten auf die Ankunft des sich nähernden Wagens, ohne ein Wort zu sprechen. Es war wirklich der erwartete — er lenkte in den Park ein, fuhr vor, hielt an, der Schlag öffnete sich und der Arzt stieg heraus; die Frau eilte ihm entgegen.

„Willkommen, Herr Doktor,“ sagte sie leise, „wir warten mit Angst und Sorge auf Sie.“

„Konnte beim besten Willen nicht eher kommen, gnädige Frau,“ entgegnete der Arzt. „Nach der Beschreibung Ihres Briefes hielt ich's für geboten, meinen Kollegen mitzubringen, um nicht allein einem schwierigen Fall gegenüberzustehen.“

Er stellte einen Herr vor, der inzwischen dem Wagen entstiegen war und schweigend neben beiden stand.

„Sie erschrecken mich, Herr Doktor,“ sagte die Frau ängstlich.

„Vor allem den Mut nicht verlieren, gnädige Frau! — Noch ist nichts verabsäumt, und es ist keine Frage, daß wir die Kranke durchbringen.“

Sie schritten die Stufen hinan, indes der Wagen lautlos verschwand. Der Diener war den Herren beim Ablegen der Mäntel behilflich, und dann gingen sie unter Führung der Frau die Treppe hinauf. Ein weicher Teppich war von unten hinauf bis über den Gang gebreitet, an dem das Zimmer der Kranken lag; niemand sprach ein Wort und an der Thüre deutete die Mutter durch Zeichen an, daß sie erst hören wolle, ob alles ruhig sei. Man vernahm nichts; still öffnete sie und alle drei traten ein.

Es war ein schöner großer Saal, dessen Fenster- und Thürvorhänge herabgelassen und fest zusammengezogen waren. Eine Ampel, die von der schön gemalten Rosette in der Mitte der Decke herabhing, verbreitete ein sanftes Halbdunkel, so daß — auch abgesehen von dem Schirm, den sie trug — die Gegenstände im Zimmer nur schwach zu erkennen waren. Die Kammerjungfer, welche bis dahin die Kranke bewacht, erhob sich und ihre Herrin sank vor dem Bette auf die Kniee nieder.

„Wie geht's dir, mein Liebling?“ sagte sie zärtlich.

„Besser, liebe Mutter!“ erwiderte die Kranke, sanft die Augen aufschlagend. Ihre Mutter strich die braunen Locken aus dem blassen Gesicht und küßte sie auf die Stirn.

„Nicht wahr? — Sie hat schon etwas Farbe?“ fragte sie aufstehend die beiden Ärzte, die beobachtend neben ihr standen. Sie erwiderten nichts; der eine trat an das Bett, untersuchte den Puls, stellte einige Fragen und sah sich dann nach seinem Kollegen um, der seine Zustimmung durch ein leichtes Kopfnicken zu erkennen gab. Dann besprachen sie sich leise in einer Zimmerecke.

„Der Herr Kollege,“ erklärte darauf der erste Arzt, wird zunächst bei der kleinen Patientin wachen. Ich will etwas verschreiben. Schicken Sie, bitte, sofort nach der Stadt, gnädige Frau. Der Bote kann warten, bis es gemacht ist. Ich löse dann den Herrn Kollegen ab.“

Der letzte nahm seinen Posten am Bette ein; die Mutter küßte ihre Tochter noch einmal, empfahl der Dienerin die größte Vorsicht und Sorgfalt und begab sich mit dem andern Arzt nach ihrem Wohnzimmer im Erdgeschoß.

Die Verordnung war bald geschrieben; ein reitender Bote, der inzwischen gefattelt hatte, nahm sie nach der Stadt und der Diener kündigte an, daß das Abendessen aufgetragen sei.

Es ist Nacht. Das kleine Hofzimmer ist notdürftig erhellt durch die Arbeitslampe ohne Glöde, welche auf einem, von Alter und Staub schwarz gefärbten, mit Handwerkszeug bedeckten Tische am Fenster aufgestellt ist. So gut hat der Mann, welcher neben ihm arbeitet, die Räder seiner Ramm sägmaschine geschmiert, daß sie fast gar nicht zu hören sind, wenn er sie durch den Tritt mit dem Fuße leise in Bewegung setzt und nur ein leises Zischen läßt sich vernehmen, wenn er das Hornstück an die Schneide anlegt. Auch das ist ihm zuviel; er läßt deshalb die Maschine langsamer gehen, so wenig befriedigt er auch ist, wenn er dem Haufen Rämme auf dem Tische einen prüfenden Blick zuwirft.

„Vater!“ läßt es sich hören.

Selbst der aufmerksamste Beobachter hätte nicht sagen können, wo das Kind sei, das diesen Ruf vernahmen ließ.

„Räthe!“ sagte der Vater, stand auf und ging in die Ecke des Zimmers, in welcher ein dunkelfarbiger Vorhang angebracht war, wie man wahrnahm, als er sich beim Beiseiteschieben saltig gegen die staub- und rauchgeschwärzten Wände abhob. Dahinter sah man eine kleine Bettstelle, die augenscheinlich aus einer größeren zusammengezimmert war, denn die Höhe und Stärke der Pfosten und die Breite des Gestells stand in keinem Verhältnis zu der Länge der Ruhestätte; auch waren die Betten zu groß für das Lager und den kleinen Körper, der sich jetzt mühsam aufzurichten versuchte.

„Räthe, mein Kind!“ sagte der Vater, die Kleine in das Kopfkissen sanft zurücklegend, „du sollst doch liegen bleiben! Sonst kannst du nicht gesund werden, sagt die Nachbarin.“

„Ich lege mich auch schon, Vater — ich will dich nur sehen, und was du machst. Schieb den Vorhang nicht zurück!“

„Räthchen! — Da kannst du ja nicht einschlafen,

wenn du siehst, wie ich arbeite, und es obendrein hörst!“

„Ich kann viel besser schlafen, Vater, wenn ich dich sehe, und wenn das Mädchen schnurrt —“

„Wir wollen sehen, ob du einschliffst! — Willst du trinken?“ setzte er hinzu, ihr mit der umgekehrten Hand die Stirn beführend.

„Nein, Vater!“

Er ging an seine Arbeit, und bald begann das Rad sich wieder zu drehen und die Hornplatte zu zischen.

„Vater!“

„Räthe, was hast du?“ fragte er und hielt mit seiner Arbeit inne.

„Hast du gegessen, Vater?“

„Warum?“

„Ich kann nicht einschlafen und träume immer davon —“

„Ach, Unsinn, Kind! — Ich werde schon zu essen kriegen — es steht schon auf dem Herd!“

„Gewiß, Vater?“

„Ganz gewiß! Ich muß erst mit diesem Hundert fertig sein, dann esse ich mein Abendbrot!“

„Ganz gewiß?“

„Kannst dich darauf verlassen — nun schlaf aber ein, Kind! — Du mußt gesund werden und ich muß arbeiten.“

Wieder begann die Maschine zu schnurren und der Haufen der eingezähnten Hornplatten mehrte sich sichtlich. Der Mann hielt einen Augenblick inne und sogleich erwachte das Kind.

„Vater!“

„Räthe!“

„Kommt die Mutter gar nicht wieder?“

„Nein, die kommt nicht wieder!“

„Wenn ich nun auch nicht wieder komme?“

„Du bist ja noch hier, Kind — daran mußt du nicht denken!“

„Ich muß daran denken, Vater — ich kann nicht dafür!“

„Ach, das laß nur!“ Er setzte den Fuß auf das Trittbrett.

„Vater!“

„Nun?“

„Ja, aber — wie wird es dann mit dir werden?“

„Wie?“

„Ich meine — wer soll denn für dich sorgen?“

„Ach, du Dummchen! Was denkst du denn? Ich werde doch für mich allein sorgen können!“

„Glaubst du?“

„Nun, freilich! Ich hab's doch so viele Jahre gethan, eh' du da warst.“

„Warst du eher da als ich?“

„Freilich!“

„Auch die Mutter?“

„Natürlich! Schlaf nur, Kind! Du mußt schlafen und ich muß arbeiten!“

Das Rad setzte sich wieder in Bewegung.

„Vater?“

„Nun?“ sagte der Mann und hielt ein.

„Hast du gegessen?“

„Nein! Kind, wenn du mich immer störst, dann kann ich nicht arbeiten und komme gar nicht zum Essen!“

„Stör' ich dich, Vater?“

„Ja, Rädchen! Du mußt mich arbeiten lassen — nicht soviel reden; das ist dir nicht gut!“

„Hat dich die Mutter auch gestört?“ fragte das beharrliche Kind.

„Nein, mein Kleines — die that alles, was ich wollte und war niemals gegen mich!“

„Ach, Vater! Geh dich her — hier! Ich kann dich nicht mehr recht sehen — nimm dein Essen und is' hier neben meinem Bett — ich möchte es gern sehen.“

Der Mann war zwar einen Augenblick unwillig;

aber die Bitte des Kindes vermochte er nicht abzu-schlagen. Er legte die Hornplatte beiseite, die er schon in der Linken hielt und zog den Fuß vom Trittbrette. Dann ging er in die andere Ecke des Zimmers zum Herde, auf dessen erkaltender Platte ein Topf mit Essen stand, zog einen Löffel aus dem Einschnitt des Schrankes daneben und setzte sich neben das Bett seines Kindes. Rätche hatte alle Bewegungen ihres Vaters mit großen, offenen Augen verfolgt.

„Salz steht im Schrank rechts, Vater!“ sagte sie.

Der Mann erhob sich, griff in das Salzfaß und streute es in den Topf, fast ohne darauf zu achten.

„Nicht soviel, Vater!“ mahnte das Kind.

Er schüttete den Rest in das Salzfaß und setzte sich.

„So ist es schön, Vater,“ sagte das Mädchen, sich schauernd. Sie legte die Hand auf seine Knie, wie um sicher zu sein, daß er da sei und ihn festzuhalten, bis er gegessen, und sah ihm zu, bis ihr die Augen zufielen.

## Schicksal.

Stumpf geworden deines Geistes Waffen —  
für des Tages Not galt es zu schaffen!  
Jäh zerrissen deiner Seele Saiten —  
für des Tages Not galt es zu streiten!

Hochgemut, mit tausend Lichtgedanken  
Tratst du jugendfroh einst in die Schranken;  
Kränze wolltest du dir kühn erringen,  
Die an deinem Himmel lockend hingen.

In der Brust das wilde Flammensprühen  
Sollte lodern Lied und Wort durchglühen,  
Und dein hoffnungseliges, stolzes Wollen  
Glück und Freiheit schaffen allen Müherollen.

Viele haben wohl gleich dir gerungen —  
Viele hat des Schicksals Faust bezwungen!  
Aufwärts strebten sie in frischem Wagen,  
Doch zu Boden wurden sie geschlagen.

Keiner sah im Staube sie verkommen,  
Keiner hat den letzten Hauch vernommen —  
Über sie hinweg, die still verblutet,  
Ist die Menschenwelle fortgestutet.

Andre kamen, reich an Mut und Hoffen,  
Gleiches Schicksal hat auch sie getroffen:  
Müd gekämpft an tausend Hindernissen,  
Wurden sie vom Strudel fortgerissen.

Willst du weinen, willst du sie beklagen?  
Selige Wonnen hat ihr Herz getragen,  
Das von Kraft und Wollen überschäumte,  
Als es stolz den Traum des Lebens träumte.

Und wenn heut' aus ihres Grabes Tiefe  
Sie ein Gott zurück ins Dasein riefte:  
Wieder, ohne ängstliches Besinnen  
Würden sie den Siegeslauf beginnen.

Sei drum still und trag' dein Los mit Frieden,  
Das den Alltagsseelen nie beschieden;  
Was dir ward — sie kennen's nicht, die Kühlen:  
Götterkraft im ird'schen Leib zu fühlen.

Gertrud Cripel.





The *St. Ignace* and *St. Francis*  
at the *St. Ignace* and *St. Francis*  
at the *St. Ignace* and *St. Francis*



Rheinstädtchen, mit sagenumwobenen Burgen, Schlössern und uralten Klosterstätten, an denen zu verweilen für den Freund von Natur und Geschichte reichlich lohnt. Daß von der einen Seite deutsche, von der andern schweizerische Gauen herübergrüßen, erhöht den Genuß dieser Fahrt noch besonders und verleiht ihr den Reiz geographischer Eigenartigkeit. Wenn

vom Schnellzug auf das Dampfboot und vom Dampfboot in den Schnellzug hastend, findet, in Lindau, Friedrichshafen oder Schaffhausen eintreffend, keine Zeit zu Abfeuern von der großen Heerstraße; er strebt auf kürzester Strecke fahrplanmäßig möglichst rasch „mitten ins Herz“ der Alpen hinein und betrachtet sich die Welt von seinem Eisenbahncoupee aus, wie auf dem oben erwähnten Gouachebildchen von Adolf Menzel.

Diese schablonenhafte Art, in die Schweiz zu reisen, rächt sich zunächst beim Rheinfall, der in den weitaus meisten Fällen erst am Schluß der Schweizerreise besucht wird und der dann in der Regel unter dem frischen Eindruck der Hochgebirgswelt mit ihren viel höheren Gletscherbachfällen die hoch, ja fast immer zu hoch gespannten Erwartungen grausam enttäuscht. Hier einige Winke: Der Besuch des Rheinfalls muß auf dem Programm einer Schweizerreise obenan stehen, dann sind die Sinne noch unverwöhnt und empfänglich. Zum zweiten ist bei trüber Witterung von einem Gang nach dem Rheinfall ganz abzusehen; er braucht Sonne, viel Sonne, wenn er das ganze Geheimnis seiner unvergleichlichen Schönheit enthüllen soll. An klaren Sommerabenden ist seine unbeschreibliche Düstigkeit und Leuchtkraft am wirkungsvollsten. Man beachte ferner: Die Bilder vom Rheinfall haben alle etwas gletscherhaftes, und die vielen Schilderungen desselben, diejenige von Goethe nicht ausgenommen, erwecken alle eine übertriebene Vorstellung von der Höhe des Falles, unterschätzen dagegen die wuchtige Lebendigkeit des grandiosen Wasserspiels, das zur Zeit des Hochwasserstandes, im Juni oder Juli, am überwältigendsten ist. Wer für dieses gewaltige Naturschauspiel und die lebendige Kraft der stürzenden, schwebenden und freifliegenden Wassermassen mit ihren wunderbaren Lichtspielen weniger Sinn und Verständnis hat, dem imponiert vielleicht die trockene, technisch festgestellte Thatsache, daß der Krasteffekt des Rheinfalls 133 000 Pferdekraften beträgt.

Wer den Rheinfall besucht, wird Schaffhausen nicht beiseite liegen lassen. Denn nicht nur fesselt seine malerische Lage am jungen Rhein, sondern auch die Stadt selbst, ein kleines Nürnberg, bietet des Sehenswerten gar viel. Da begegnet man noch auf Schritt und Tritt allerlei alttümlichem Kleinzeug, das noch die gemüthliche Sprache früherer Zeiten redet, und beim Anblick der geschlossenen Gassenbilder, zierlichen Erker, lustigen Wappenbilder, drolligen Häusernamen und gotischen Fenster wird einem recht mittelalterlich zu Mute. Schaffhausen ist eine heimelige Stadt. Mit einer Schaffhauserin als Frau könne ein Mann nie verderben,



Altes Haus in Stein a. Rh. Nach einer Zeichnung von H. von Arr.

der Oberrhein zwischen Konstanz und Schaffhausen trotzdem bis jetzt nicht dieselbe Anziehungskraft ausgeübt hat wie die Rheinstraße zwischen Mainz und Köln, so ist dies einerseits seiner Längsrichtung von Osten nach Westen zuzuschreiben, andererseits aber auch der modernen Hast der Vergnügungsreisenden.

Der heutige Alltags Tourist, mit dem roten Buch

heißt ein Sprichwort am Oberrhein. „Sie schaffen und haufen“ (arbeiten und sparen), lautet die volkstümliche Deutung des Stadtnamens.

In Schaffhausen einen der kleinen, aber sauber gehaltenen Dampfer der „Schweizerischen Dampfsbootgesellschaft vom Untersee und Rhein“ zu besteigen, lockt nicht nur der junge Rhein — hier ein besonders prächtiges Strombild zwischen sattgrünen Hügeln — sondern vor allem die Vorahnung einer genussreichen Stromfahrt, die, wenn die Sonne dabei ist, die Sinne und Nerven erfrischt und stärkt und ein Kapital von Wohlbehagen verschafft, an dem man lange zehren kann. Eine Weile noch fesselt die Silhouette des anmutigen Stadtbildes von Schaffhausen. Dann folgt rasch ein Stromidyll dem andern. Ab und zu grüßen noch, bald vom deutschen, bald vom schweizerischen Ufer, reizende Landhäuser auf den tiefblauen Strom hernieder. Aber bald schiebt sich eine Coulisse zartgrünen Laubwaldes vor und zwischen waldbumsäumten Ufern nimmt uns ernster Stromfrieden auf. Flügel von Wildenten flattern aus der Stromflut empor und fliegen im Zickzack den Wäldern zu. Aus dem Grunde blitzen weiße Kiesel auf und im grünen Buchenlaub des Ufers spielen die Sonnenfunken. Plötzlich grüßt als erstes Rheinstädtchen auf der Fahrt das freundliche thurgauische Diesenhofen mit seinem stattlichen alten Thor und der hölzernen Rheinbrücke. Noch ein Waldesidyll und auf einmal taucht in der Ferne auf hoher, weit in das Land lugender Warte Schloß Hohenklingen auf, das Stammschloß Walters von Klingen, des Minnesängers, kühn und stolz auf steilem Weinberg 600 m emporragend, mit prächtiger Aussicht auf Rhein und Untersee, zumal bei Abendbeleuchtung.

An den Fuß dieser malerischen Bergfeste hingebettet, liegt das altertümliche Städtchen Stein in äußerst anmutiger Umgebung, die zu den schönsten der ganzen Uferstrecke zählt, warm leuchtend in der Spätnachmittagssonne, mit seinen Türmchen und Giebeln ein unauslöschlich schönes Bild. Nicht nur sind hier die Rheinufer noch genau so erhalten, wie sie im Mittelalter ausgesehen haben mögen, sondern auch die Bauart der Häuser und ihre Bemalung ist noch ebenso mittelalterlich wie im bekannteren Rothenburg a. d. Tauber. Zahlreiche Häuser, worunter viele mit Fachwerk, zeigen noch die alten Staffeleigiebel oder sind mit Erklern geschmückt und langen Reihen gotischer Fenster. Besonders malerisch nehmen sich aber jene Häuser aus, deren Vorderseite reich bemalt ist mit Darstellungen beliebter Historien und Anekdoten der Renaissance, wie die Fassade des „Weißen Adlers“ und des „Roten Ochsen.“ Im Hauptsaal des letzteren

sind noch gut erhaltene Malereien großen Stils; an den Fensterpfeilern vier musizierende Damen mit Laute, Kontrabaß, Orgel und Schlagzither; auf weitem Wandfeld eine sehr heitere und figurenreiche Darstellung der Arche Noah, mit der Stadt Konstanz im Hintergrund; aus etwas späterer Zeit Judith, den Kopf des Holofernes in den Sack werfend, mit der Inschrift: „Durch weibliche Schwachheit liegt die gräulich' Frechheit.“

Ein Kleinod seltener Art besitzt das Städtchen Stein im ehemaligen Benediktinerkloster St. Georg und der jeden Sommer darin zugänglichen mittelalterlichen Ausstellung von wertvollen Kunstschätzen, einer Schöpfung des berühmten Germanisten Dr. F. Vetter, der zugleich Besitzer dieser interessanten Klosterstätte ist, deren stilvoller Ausschmückung er liebevollsten Fleiß zuwendet. Kann es einen stimmungsvolleren Rahmen geben für eine Kunstausstellung als ein noch gut erhaltenes Kloster? Es ist ein großer Unterschied, ob die Altertümer und Kunstschätze in irgend einem gleichgültigen Steingebäude zusammengehäuft sind, oder ob wir sie in ihrer ur-



Altes Stadthor in Diesenhofen am Oberrhein.  
Nach einer Zeichnung von H. Guter.





Altes Achmerthaus in Sottlieben am Untersee. Nach einer Zeichnung von H. Sutter.

sprünglichen und natürlichen Umgebung beisammen sehen, in Harmonie mit den Räumen, wie dies sonst nur in Venedig der Fall ist. In Stein kommt hierzu auch noch die Harmonie der daselbe umgebenden Landschaft. Im sogenannten Gemälde-saal des Steiner Klosters, den alte Wandmalereien schmücken, braucht man nur in den Erker zu treten, dessen von Glasmalereien farbeglänzende Fenster auf den frischgrünen Rhein hinausgehen, so hat man flussaufwärts und abwärts eine liebliche Landschaft vor sich und glaubt ein Märchen aus alter Zeit zu erleben. Was wunder, wenn der bekannte Zeichner und Maler C. W. Allers und andere Künstler sich mit Vorliebe im romantischen Stein niederlassen und hier malend, schwimmend und rudernd Sommerfrische halten!



Schloß Sottlieben bei Konstanz. Nach einer Zeichnung von J. Cäsler.

Eine weitere halbe Stunde stromaufwärts fahrend, vorbei an sattgrünem, üppigem Ufergelände, erreicht der Dampfer den Untersee mit überraschend schönen Landschafts- und Wasserscenerien. Man ist in Dichters Landen, mitten in Scheffels Eltehardgegend. Dort im Westen, am abendlichen Goldgrund des Himmels, zeichnet sie sich ab, die Burg der schönen Schwabenherzogin Hadwig, der „Hohentwiel.“ Im Vordergrund das liebliche Inselgelände der Reichenau, wo der böse Kellermeister Rudimann seine Ränke wider Eltehard geschmiedet, die Brüder des heiligen Benediktus die horas gesungen und ihren Seewein gekeltert haben. Gar alte Kultus- und Kulturstätten machen dieses seltsame Eiland zu einem hochinteressanten Anziehungspunkt für Freunde alter Baudenkmäler und kunstgewerblicher Forschungen. Da steht noch in Oberzell die im Jahr 888 von Abt Hatto III. erbaute, sehr merkwürdige St. Georgskirche, eine dreischiffige, frühromanische Säulenbasilika mit Krypta aus der karolingischen Zeit, und interessanten Wandmalereien aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, hervorgegangen aus der Reichenauer Maler-

schule. Die Bilder sind 1½ m hoch und zeigen etwas steife Zeichnung byzantinischen Gepräges, orientalische Gesichtsbildung und Gewandung, große Hände und Füße, aber strengbiblische, große und klare Auffassung.“ — In Mittelzell, dem Hauptort der Insel mit dem Münster, der großen Stiftskirche des ehemaligen berühmten Benediktinerklosters, 816

errichtet, ist des Denkwürdigen gar vieles zu sehen. Einst war das Kloster sehr reich und erhob sich von 800 bis 1250 zu einer der berühmtesten Abteien, die im 9. bis 11. Jahrhundert die besten Historiker, Hatto, Regibert, Walafried Strabo und Hermannus Contractus unter seinen Mönchen hatte. In ihrer höchsten Blütezeit besaß die

\*) Näheres über diese bedeutenden Kunstwerke findet sich im Aprilheft 1883 der „Deutschen Rundschau“: „Die Wandgemälde von Oberzell“ von Professor J. I. Kraus.



Abtei 125 Ortschaften. 4 Erzherzöge, 20 Pfalz- und Markgrafen, 51 Grafen und Herren waren ihr lehenspflichtig; 1600 Mönche unterstanden ihr. Aber diese berühmte Reichsabtei, von der die Sage erzählt, daß ihr Abt bei Romfahrten stets auf eigenem Besitztum übernachten konnte; oder, wenn die Zufuhren aneinander gereicht worden wären, die erste Fuhre auf der Insel angekommen, die letzte in Ulm das Thor passiert habe, begann schon Ende des 13. Jahrhunderts zu sinken und wurde dem Bistum Konstanz inkorporiert.

Auf der Südseite des Untersees fesselt das grüne Helvetien mit pittoresken Anhöhen und üppigen Obstgärten, oben Schloß an Schloß, eines dem andern so nahe, daß man sich von ihren Binnen aus zurufen könnte. Da grüßen die Napoleonidenschlösser Arenenberg und Salenstein, wo der dritte Napoleon seine Jugendjahre verlebte und den ersten Kaisertraum geträumt, und von deren Terrassen aus Viktor Schöffel, dessen fröhlich heitere Muse ja ihren Zauberschleier um die ganze Gegend gewoben, oft hinübergeblückt hat zur Reichenau und zum Hohentwiel, als die Gestalten seiner unvergleichlichen Romandichtung noch wie Schemen vor seiner Seele schwebten. Am Fuße dieser schlössergekrönten Höhen die malerisch gelegenen Dampfschiff-Stationen Mannenbach und Ermatingen mit den durch ihre echt schweizerische Gediegenheit weithin bekannten Sommerfrischen zum „Schiff“ und zum „Adler,“ die auch von Münchener Künstlern gern und viel besucht werden. An schönen Bedeutungen fehlt es in den Revieren des Untersees wahrlich nicht. Sei es von der Luisehrud auf der Reichenau oder vom Wolfsberg über dem Dorf Ermatingen oder der Ruine Schrozburg aus, die Aussicht auf den Hegau mit seinen Burgen, auf Konstanz und den Obersee bis zum duftigen Alpenkranz ist eine entzückende. Noch fesselnder aber ist das nähere Landschaftsgemälde selber mit all den reizenden Geländen und dem blauen See, und man gesteht sich unbewußt, daß in der Unterseelandschaft die Natur wie ein schaffender Künstler einen ihrer holdesten Lieblingsgedanken verwirklicht hat. In den Rahmen dieses Bildes fügt sich auch das etwas weiter stromaufwärts gelegene Gottlieben, durch sein zweitürmiges Schloß weithin sichtbar und in der Geschichte von Konstanz und Umgebung oft genannt. Hier

säßen im westlichen Turm zur Konzilszeit 1415 Johannes Fuß und der abgesetzte Papst Johann XXIII. gefangen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden, hat der kleine, niedliche Ort heute noch altertümliches Gepräge und Häuser von architektonischer Eigenart.

Aber immer weiter, see- und stromaufwärts sah-



Schloß Salenstein am Untersee. Nach einer Zeichnung von R. Lüttich.

rend, geht es Konstanz entgegen, dessen hoher, schlanker Münsterturm in duftumflossener Ferne schon im Untersee auftaucht. Die Situation erinnert dann — immerhin mutatis mutandis — an die Rheinfahrt nach Köln, wenn beim ersten Auftauchen der Domtürme die letzte Flasche Rheinwein bestellt und mit klingenden Gläsern auf ein fröhliches Wiedersehen angestoßen wird. Der Übergang aus den lieblichen Wasserrevieren des Untersees in die des meergleichen Bodensees macht, zumal zur Zeit





# THE EFFECTS OF THE 2008 FINANCIAL CRISIS ON THE UK ECONOMY

ANALYSIS OF THE IMPACT OF THE 2008 FINANCIAL CRISIS ON THE UK ECONOMY

The 2008 financial crisis had a significant impact on the UK economy. It led to a sharp decline in GDP, a rise in unemployment, and a loss of confidence in the financial system. The government implemented various measures to stimulate the economy and prevent a deeper recession.

The crisis also led to a restructuring of the financial sector, with many banks and financial institutions facing challenges. The government intervened to provide support and ensure the stability of the financial system.



Figure 1: A large, dark, abstract shape resembling a stylized letter 'A' or a mountain peak, set against a light background.



Figure 2: A large, dark, abstract shape resembling a stylized letter 'A' or a mountain peak, set against a light background.

The 2008 financial crisis had a significant impact on the UK economy. It led to a sharp decline in GDP, a rise in unemployment, and a loss of confidence in the financial system. The government implemented various measures to stimulate the economy and prevent a deeper recession.

The crisis also led to a restructuring of the financial sector, with many banks and financial institutions facing challenges. The government intervened to provide support and ensure the stability of the financial system.







dargestellt. Es fehlten weder die Gesandten der alten Reichsversammlung, noch die Vertreter der Tagis-Post in ihren verschiedenen Stadien, ebenso wenig die alten Tagis-Dräger und Tagis-Leibgrenadiere. Auch die Sport-, Wohlthätigkeits- und anderen Vereine, welchen der jetzige Fürst Albert und seine Gemahlin, Erzherzogin Margarete von Oesterreich, irgendwie nahe stehen, waren zum Teil mit malerischen Darstellungen beteiligt. Von dem prächtig dekorierten Balkon eines der fürstlichen Palais nahmen der Hof und seine hohen Gäste zweimal den farben- und bilderreichen Festzug in Augenschein.

Fürst Albert, dem vom Prinzregenten von Bayern der Titel eines Herzogs zu Würth und Donauauf gegeben wurde, hat dem Feste durch einen großartigen Wohlthätigkeitsakt eine besondere Weihe gegeben — er spendete für verschiedene edle und schöne Zwecke mehr als eine Viertelmillion! Er hat somit aufs neue dargethan, welcher vornehmen Gebrauch er von den ihm vom Glücke verliehenen ungezählten Gaben an irdischem Gute zu machen weiß, treu dem Brauche seines edlen Hauses, dargethan, wie sehr er des begeisterten Dankes seiner Vaterstadt Regensburg würdig ist. Diese aber ehrt mit ihrer so freudig bethätigten Dankbarkeit nicht zuletzt sich selbst.

## Sieschen und Luisechen.

Erzählung von S. Girsberger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

3.

In der „Obern Gerechtigkeit.“

Durch den großen Mittelbogen des Oberthors schritten zwei junge Mädchen, in eifrigem Gespräche begriffen. Beide hatten an himmelblauem Bande eine Guitarre umhängen, und jede hielt oben drein ein Röllchen geschriebener Noten in der Hand. Sie kamen eben aus der Singstunde, wo sie, Sopran und Alt, edle, erhabene Gefühle — ohne Verbindlichkeit — in zum Teil herzbrechenden Versen in die Welt hinaus schmettern lernten.

Ihr Thema nach Beendigung der Lektion waren nicht diese feinen Empfindungen; es war die Zukunft, die rostige, goldumsäumte, welche den zwei Freundinnen dicht voller Geigen hing. Eben drehte sich die eine von ihnen nach dem Obersaale des Thores, der „Rebentstube“ um, wo jeden Winter hindurch der leichtfüßige, ewig junge

vorletzten Winter, als er im Spiegel dahinter kam, wie ich seine Fagen nachahmte.“

„Ja, und mich hat er damals mit dem Geigenbogen über die Füße gehauen. Damit ist's nun vorbei. Auf dem höderigen Boden steht uns niemand mehr. Im Welschland drin, da war's schon anders. Ach, sie sind uns halt wirklich in der Bildung weit voraus!“

„Freilich. Aber kannst du dir's vorstellen, das Glück? Noch wenige Monate, und wir tanzen in der Assemblée im „Leuen“ mit, du und ich, heißa! Ich hab's ausgerechnet, einen ganzen Winter durch kann ich mit den Schmuckstücken abwechseln, welche wir besitzen, ehe ich wieder beim ersten anfang.“

„Ja du — so ein Glückskind! Ich aber werde meine Mama jedesmal heftig anbetteln müssen, bis sie mir was leiht; sie verziert sich selber noch gar zu gern. Sag', wie kommst du eigentlich zu all den vielen schönen Sachen?“

Luisechen lachte etwas verlegen.

„Ja, weißt, so eigentlich gehören sie mir noch nicht. Der Liese ihre Mutter, eine Französin, hat die Schmuckgegenstände ins Haus gebracht; die soll eine gar reiche Frau gewesen sein. Und weil doch die Liese immerzu serbelt, und nicht daran zu denken ist, daß sie je wieder aufkommt — sie wird schwerlich ihr 20. Jahr erreichen, sagte unser alter Doktor — so leihe ich mir einstweilen ihre Sachen, welche ja wohl bald genug mein Eigentum sein werden. Ich betrachte mich schon immer als Einzige.“

Die Mädchen hatten mittlerweile die Thüre der „Obern Gerechtigkeit“ — so hieß das Haller'sche

Adolf Terz,  
Lehrer der Tanzkunst

die Jugend von Frostheim in den Dienst der Muse Terpsichore einführte.

„Damit hat's nun auf immer ein Ende,“ sagte Luisechen Haller frohlockend, mit wegwerfender Kopfbewegung auf die Fensterreihe des alten Tanzsaales hinweisend. „Ach wie wütend war er doch noch im

Haus — erreicht, und standen schwachend. Obige Eröffnungen brachte Luisehen durchaus nicht mit gedämpfter Stimme vor — warum auch? Mama selber machte ja oft genug derartige Anspielungen. Auf einmal bemerkte sie, daß jemand hinter ihr stand, welcher offenbar Einlaß begehrte wie sie selber. Etwas verblüfft starrte sie dem Herrn Ingenieur Inners ins Gesicht, während sie rasch die Glocke zog.

Der junge Mann schien von dem intimen Gespräch nichts gehört zu haben; wenigstens verbeugte er sich mit gezogenem Hut artig vor den zwei Jungfern, reichte obendrein Luisehen die behandschuhte Rechte, und bot ihr mit der andern ein Sträußchen dunkelroter Nelken. Bertha Salzer, von dem triumphierenden Luisehen mit kurzem, überlegenem Kopfnicken abgefunden, starrte den im Hausflur Entschwindenden, bis die Thüre zufliel, trotz bildndem Aufenthalts im Welschland mit offenem Munde und dem wehmütigen Seufzer nach:

„Ist die aber glücklich! Wahrhaftig, schon einen Anbeter hat sie!“

Oben wurde Herr Inners von der stattlichen Frau Stadtpräsident aufs freundlichste empfangen, in die im Mittelstock gelegene „Bisitenstube“ geführt und zum Kaffeetrinken genötigt.

„Sie sind zu gütig gegen meine Unart,“ sagte die Dame bald. „Sie weiß genau, daß der Onkel jede Knospe zählt, und nun haben Sie das Kind noch belohnt.“

„Wenn ich Jungfer Luisehen für die zurückgelassenen Nelken wirklich entschädigen konnte — so schön wie jene sind die meinen ja nicht — so lassen Sie Gnade für Recht ergehen, und entziehen sie dem Kranken die Gegenwart seiner Nichte nicht länger, Frau Stadtpräsident.“

„Ob er sie wirklich bei sich zu sehen wünscht? Wie konnte er dann mit dem armen Kind so rauh verfahren wegen solcher Geringfügigkeit?“

„Gewiß wünscht er das. Er hat sich deutlich darüber geäußert, wie nötig ihm die Besuche von Jungfer Luisehen seien — und wer wollte sich darüber wundern,“ sagte Herr Inners mit bewunderndem Blick auf das junge Mädchen. „Erlauben Sie mir übrigens eine Frage. Ich versuchte, den Herrn Rektor über die Verbannung Ihrer Tochter mit der Voraussetzung zu trösten, daß Sie ihm nun wohl zur Abwechslung seine ältere Nichte zuführen würden. Allein darüber regte er sich stärker auf als zuvor über die Nelken, ja, er hieß mich von dem Mädchen schweigen. Wie soll ich mir nun das erklären? Was ist aus ihr geworden? Sie muß nun 22 sein; — ich spreche von Lieschen, deren williger Sklave ich einst war, wenn es galt, sie auf meinem Rücken reiten zu lassen, und was derlei Dienstleistungen mehr sind. Ein reizendes kleines Mädchen war sie

damals, als mein verwitweter Vater mich nach Berlin brachte, damit ich in der kinderreichen Familie seiner Schwester erzogen und zugleich mit meinen Vettern unterrichtet würde.“

Luisehen sah vom Strickzeug auf.

„Denk nur, Mama, er hat mich zuerst für die Liese angesehen. Die soll einst reizend gewesen sein! Sie müssen wissen, daß ich sie ‚Mehlsack‘ nenne, weil sie auch nicht die Spur von Farbe hat. Wer uns kennt, wird uns kaum verwechseln.“ Dies mit einem offen anerkennenden Blick zum Spiegel hinüber.

Frau Stadtpräsident, deren Gesicht verschiedene sich widersprechende Empfindungen gezeigt hatte während der Rede ihres Gastes, blickte die Tochter nun doch verweisend an.

„Stelle dich nicht herzlos, Kind; denn du bist's ja nicht in Wirklichkeit. Sie haben da übrigens eine wundere Stelle in meinem Herzen berührt, junger Freund.“ Woher mochte es kommen, daß sowohl sie als ihr Schwager mit denselben Worten von einer mißliebigen Sache sprachen? Nachdem sie mit dem feinen Tuch über ihre Augen gefahren, fuhr sie fort:

„Lisette war einst ein liebliches Kind, Sie haben recht. Allein das ist frühzeitig anders geworden. Ein Nervenleiden widerlicher Art, dazu eine ansteckende Hautkrankheit, haben etwas aus ihr gemacht, dessen Anblick man seinen Mitmenschen aus Schonung ängstlich entzieht. Das Ende wird vollständiger Blödsinn sein. Sie können sich, da selbst mein Schwager, dessen Liebling sie einst war, sie zu sehen sich weigert, vorstellen, welch abstoßende Erscheinung sie sein muß. Daß er sich das Mädchen streng fern hält, ist übrigens nicht allzu verwunderlich, wenn man bedenkt, daß er von je trotz des eigenen Leidens einen unüberwindlichen Abscheu gegen jede Art von Krankheit an den Tag gelegt hat.“

Das alles kam prompt, fließend und kalt aus dem stolzen Munde, gleich einer hergesagten Lektion, und wirkte mit einem Mal erlösend auf den jungen Mann. Er dachte einen Augenblick nach.

„Sie ist natürlich in ärztlicher Behandlung?“

„Doch nicht. Seit Ihr verehrter Vater starb, welcher übrigens auf das bestimmteste jede Art geistiger und körperlicher Anstrengung für Lisette untersagte, da ein frühzeitiges Ende doch nicht abzuwenden sei, haben wir die Natur walten lassen. Ich wäre in Verlegenheit bei der Wahl eines neuen Arztes; Ihren guten Vater könnte uns keiner ersetzen.“

Herr Inners erhob sich. Sein Gesicht zeigte deutlich, daß die Schmeichelei ungewürdigt blieb.

„Mir scheint, Sie laden sich da eine Verantwortlichkeit auf, welche mit der Zeit denn doch drückend werden könnte,“ sagte er.

„An meiner Stelle würde gewiß jeder so handeln. Wozu das Mädchen quälen, da ihr doch nicht





zu helfen ist? Je weniger man von der Armen spricht, um so besser.“ Sie deutete nach dem obern Stockwerk, dessen Treppe durch eine Fallthüre abgeschlossen war. „Da oben haust sie, und glauben Sie mir, ihr geht nichts ab. Daß ich sie isoliert habe, das haben verschiedene Umstände streng gefordert. Erstens litt sie, und leidet zeitweise noch an einem Hautausschlag, welchen sie meinem Luisechen mitgeteilt hätte. Dann bedarf sie unbedingter Stille und Ruhe, da die kleinste Aufregung einen ihrer Nervenanschläge herbeiführen kann. Und drittens — auch den Grund müssen Sie mir anzuführen erlauben — bin ich bestrebt, das sonst unvermeidliche Geschwätz zu verhüten, welches ihr Zustand in einem Städtchen wie Frostheim bei jedem Anlaß entfachen und wie ein Lauffeuer verbreiten würde, und welches ich als unverdiente Schande und Schmach empfinde.“ Sie sah ihren Gast bei den letzten Worten mißbilligend die Stirn runzeln, und beeilte sich, hinzu zufügen:

„Glauben Sie mir im übrigen, mein Freund, sie hat alles, was ihr Wohlbefinden bedingt, soweit von Wohlbefinden die Rede sein kann bei ihrem Zustand. Ich bin ja kein Unmensch. Eine vertraute Wärterin, von welcher ich nebenbei selten eine anderweitige Leistung verlange, läßt die arme Kranke kaum aus den Augen.“

Daß der Herr Rektor seine Schwägerin für Lohn und Unterhalt dieser Wärterin reichlich entschädigte, dies zu bemerken, fand die Dame überflüssig.

Eifrig sprechend waren sie unten angelangt. Sinnend sah der junge Mann sich jetzt um.

„Wie ist mir doch? Ihr Haus hatte einst für mich Rindskopf viel des Geheimnisvollen, einmal der gewölbten, verließähnlichen Räume im Erdgeschoß und Keller, und dann der dunkeln Winkel und der Küche wegen, in welcher von früh bis spät Licht brannte. Wie haben Sie es angefangen, daß die Finsternis überwunden und Tageshelle verbreitet ist?“

Durch eine längere Fensterreihe blinkten dem Besucher eine Menge schön geordneter und blank gepukter Kupfergeräte entgegen, in deren glänzender Dauchung vor Jahren den Widerschein einer Lampe gesehen zu haben er sich genau erinnerte. Frau Präsident öffnete ihm mit einem Scherzwort über seine Veranlagung zum Küchenhelden die Thür und hieß den Neugierigen eintreten. Da gewahrte er dann, daß die Hausfrau die Fußböden der obern, zwischen Vorderraum und Küche gelegenen Alkoven hatte entfernen und im Dach ein großes Oberlicht anbringen lassen. Unten trennte eine Glaswand die Küche vom nebenanliegenden, drei Stockwerke hohen Raum, der jetzt zum Überwintern von Pflanzen, sowie zum Aufbewahren verschiedener Gerätschaften diente. Herr Inners lobte den praktischen Sinn, welcher durch

Ausführung dieser Idee den Wert des Hauses bedeutend erhöht habe, und mit verbindlichem Lächeln und artigen Worten trennte man sich, augenscheinlich im besten Einvernehmen.

Luisechen wurde gleich darauf von ihrer Freundin Bertha zum täglichen „konstitutional“ — o ja, auch englischen Unterricht genossen die beiden zusammen — um die Stadt herum abgeholt. Frau Stadtpräsident wandte sich, als Stille eingetreten war, langsam ihrer lauschigen Nähe im Wohnzimmer zu.

Als bald, schon während sie ging, legte sich ein trüber Schatten über ihre Züge; mit jedem Schritt verfinsterte sich das eben noch so fröhlich blickende Antlitz. Sie setzte sich schwerfällig auf ihren gewohnten Platz, um wieder einmal in einen Traum zu verfallen, welcher sie zeitweise, im Wachen wie im Schlafen, beunruhigte, und den diesmal des jungen Ingenieurs „ungeschickte, zudringliche Fragen“ heraufbeschworen hatten.

Zuerst sah sie sich an einem Krankenbett stehen, und der Leidende, welcher rasch seiner Auflösung entgegen ging, umklammerte ihre beiden Hände.

Der Sprache war er schon beraubt; aber seine Augen baten, so deutlich und eindringlich als Worte es vermocht hätten, für sein Kind aus erster Ehe, sein armes, verlassenes Lieschen, um Liebe und Sorgfalt von seiten dieser zweiten Mutter. Sie hatte die Rede gar wohl verstanden, hatte auch eine Regung von Mitleid und gutem Willen gespürt und die beiden Hände mit beruhigendem Druck auf die Decke zurück gelegt.

Und ihr sterbender Gatte, der in seinem Leben niemandem das Wort gebrochen, hatte mit befreitem Aufseufzen und nach einem innig dankenden Blick die Augen geschlossen. Unbedingt hatte er ihr vertraut.

Und sie? Hatte sie dies Vertrauen gerechtfertigt?

Nein. Kaum daß er zur langen Ruhe gebettet war, so bäumten sich in ihrem stolzen Herzen zwei verderbliche Schlangen, Haß und Neid. Was sie seit einiger Zeit gefürchtet, ward ihr nun bestätigt. Das Meiste, was an Geld und Gelbeswert vorhanden war, gehörte als Eigentum dem zarten kleinen Mädchen. Und als, wenige Monate nach dem Ableben ihres Gatten, ihr eigenes Kind geboren wurde, da empfand sie das Vorhandensein jenes andern als eine ihr zugefügte Unbill des Schicksals, dachte sich je länger je gründlicher in eine tiefe Abneigung gegen das kleine Wesen hinein, und fand mit der Zeit Gründe genug, sich die Stieftochter fern zu halten, ja gänzlich zu entfremden.

Sie hatte einst, die ebenso Schöne als Unbemittelte, dem viel älteren Manne freilich zugesagt, Mutterstelle an seinem Liebling zu vertreten. Allein weder Liebe noch Mitgefühl hatten sie dazu getrie-

ben, sondern einzig der Wunsch, einer abhängigen, demütigenden Stellung auf immer zu enttrinnen, indem sie als Hausfrau eintrete in das allgemein für reich geltende Hallersche Haus. Und nun, was würde sie davon haben? Einstweilen freilich war sie geborgen. Allein sie entbehrte nach wie vor das von ihr glühend gewünschte Bewußtsein, auf goldenem Boden allen Stürmen des Lebens auf immer Trost bieten zu können.

Und die Küche! Wäre sie doch finster geblieben!

War ihr jener arge Gedanke damals schon gekommen, hatte er gar ihr „Nein“ bestimmt, als der Zimmermeister ihr den Vorschlag gemacht, die durch die bauliche Veränderung überflüssig gewordenen Thüren zu den früheren Alkoven zuzunageln, um ein allfälliges Unglück zu verhüten?

Aber nein, das war ja nicht möglich!

Einer spontanen schlimmen Eingebung hatte sie Gehör geschenkt in jener Stunde, als sie am Herd stand, das Einkochen der Beeren aus des Onkels Garten überwachend, während das Dienstmädchen auf den Markt, Angeli aber den Rest der Früchte pflücken gegangen war. Solche Arbeit war nie ihre Liebhaberei gewesen; sie langweilte sich dabei. Das benutzten die bösen Geister, welche die Menschen Versuchung nennen, und traten einer ans rechte, und einer ans linke Ohr, so daß keinem der guten Raum blieb, seinen Einspruch zu erheben, und sie bliesen ihr Dinge ein, überzeugend, kräftig, so daß sie sinnlos hastig die Treppen hinabließ — noch konnte sie den Schmerz nachfühlen, als sie mit dem Kopf an der Fallthür aufstieß. Und sie zog einen Schlüssel hervor — wie in aller Welt fand er sich auf einmal in ihrer Tasche vor? — Sonst hing er doch wohlverwahrt im Schlüsselschrank. Blühschnell stieß sie die frühere Alkoven Thür zurück, warf, als hätte sie da gekäubert, einen langstielligen Besen auf den Boden, und lief wieder hinunter, um dort, ebenfalls mit einem Besen bewaffnet, in dem Raum neben der Küche geräuschvoll zu hantieren.

Von oben beugte sich's hinunter. Eine dünne Kinderstimme stieß ein helles Gelächter aus. Die Frau warf den Besen weg, nickte und lachte, winkte mit der Hand — da — ein Schrei. Etwas kam herabgefliegen, und leuchend, todblaß, wortlos fing Angeli das kleine Pieschen in den Armen auf, einen furchtbaren, auflagenden Blick auf ihre Herrin werfend.

„Ich wollte — ich mußte die Spinnweben entfernen. Seht ihr nicht ein, daß eine sorgsame Hausfrau den Moment erlebt, da sie dergleichen nicht länger mit ansehen kann?“ stieß die Frau Präsident endlich leuchend heraus.

„Ich hatte nichts bemerkt. Die Putzerei im Herbst und Frühjahr hat bisher genügt. Übrigens

wird Frau Stadtpräsident als sorgsame Mutter vor allem wünschen, daß mein Pflegling nicht wieder in dieselbe Gefahr gerät.“

Hart wie Stahl blickten die hellen Augen, scharf wie ein schneidendes Messer zischten die Worte zwischen den dünnen Lippen hervor.

Beide zitterten, die Herrin aus Angst und Entsetzen über sich selber — sie war ja keine verhärtete Verbrecherin — die Dienerin vor Empörung und kaum überstandenen Schreck. Darauf eilte sie, das besinnungslose Kind in den Armen nach oben. Erst bettete sie die Kleine behutsam, dann aber konnte sie sich's nicht versagen, die Alkoven Thür draußen im Flur mit Gewalt zuzuschlagen, den Schlüssel geräuschvoll zu drehen und abzuziehen, um ihn für immer an sich zu nehmen.

In der Folge wurde das bisher so unterwürfige Angeli eine andere.

Sie hatte von je die Gewohnheit gehabt, die farblosen Augen, deren Pupille bei Gelegenheit scharf hervorstechen konnte, beim Sprechen unter dem blonden Madonnenscheitel bescheiden zu senken. Von dieser Stunde an vermieden es die Frauen wie auf Verabredung, sich gegenseitig anzublicken. Gesah es doch einmal, daß Angeli der Frau Stadtpräsident auf einen Moment ins Auge sah, so war es mit Vorbedacht, weil sie bei einer Meinungsverschiedenheit ihren Willen durchsetzen wollte, und wann hätte sie bei solchen Gelegenheiten nicht den Sieg davongetragen? O, wie verhaßt war der stolzen Dame der bloße Gedanke an den Oberstock mit seinen beiden Insassen! Wie gern hätte sie sich dieser gefährlichen Person mit dem lächerlich abgekürzten Namen entledigt! Allein sie wagte es nicht. Sie fühlte sich in ihrer Gewalt — hatte in ihr einen Meister gefunden. Als nach jener bösen That des Augenblicks das kleine Pieschen wieder zu sich gekommen war, hatten sich nach wenigen Stunden Krämpfe eingestellt, welche der herbeigerufene Arzt ein Weh nannte. Er erkundigte sich, ob das Kind einen plötzlichen Schreck ausgestanden, welcher das Unglück habe herbeiführen können und da erzählte die Wärterin von einem Sturz über die Treppe. Frau Stadtpräsident hatte aufgeatmet, die Hand auf ihr klopfendes Herz gedrückt, und nach Weggang des Arztes diese Hand dann in überquellender Dankbarkeit der Großmütigen hingestreckt. Die aber sagte, sich kurz abwendend:

„Es widerstrebt mir, anders als wahrheitsgemäß zu sprechen; allein es giebt Fälle, wo aus Rücksicht auf die altererbte Ehrbarkeit eines Hauses die Wahrheit umgangen werden muß.“

Nun war's an der Hausfrau, sich jäh abzuwenden, als hätte sie einen Schlag ins Gesicht erhalten.

Und so war's gekommen, daß das Verhältnis zwischen den zwei Frauen sich verkehrt hatte, daß die Herrin sich fügte, wo die Dienerin anordnete. Weil die Letztere indessen ihre Macht nicht mißbrauchte, und erstere den Oberstock beinahe nie mehr betrat, so lebten sie nebeneinander hin, Jahr um Jahr in äußerem Frieden, wenn schon die Brust der einen oft nicht Ruhe finden konnte vor heftig loderndem Haß und wüthender Feindseligkeit.

Solcher Art waren die Gedanken, welche die Frau Stadtpräsident finster blickend ausspann, bis die Hausthüre ging und auf der Treppe Luisechens zuletzt eingelerntes Lied ertönte. Sie kam herein gehüpft, blieb beim Anblick der Mutter, welche in so fröhlicher Stimmung zurückgeblieben war, überrascht stehen, und pflanzte sich dann verweisend vor ihr auf.

„Wieder gefaulenzt, Essigmutterchen? So kann's nicht weiter gehen. So oft ich dich jetzt allein lasse, wird gleich Trübsal geblasen. Rasch, da nimm dein Strickzeug. Du weißt, Müßiggang —“

Mama wischte sich über die Augen. „Geh', laß mich in Ruhe, Kind. Ich bin jetzt nicht aufgelegt —“

„Wozu? Zum Walzertanzen? Das wird sich geben.“ Und mit ihrer Jugendkraft umfaßte sie die Abwehrende, zog sie vom Stuhl auf, und wirbelte dreimal mit ihr um den Tisch herum, bis der Mutter der Atem ausging, und sie, widerwillig lachend, um Nachlaß der Pönitenz rief. „Wildfang!“ stieß sie, glücklich im Lehnstuhl gelandet, heraus.

„Kein besseres Mittel gegen Schwermut als ein Walzer. Es wird fortan öfter angewendet werden, wenn ich dich klastertief in Melancholie versunken finde. Und nun rat' ich dir allen Ernstes, schaffe etwas, damit dir die Mucken vergehen; das hast du mir sonst oft genug gepredigt. Nun ich über dich hinauswache, du dagegen nächstens zusammenschrumpfen wirst, ist das Predigen meine Sache.“

## 4.

## Die Insassen des Oberstocks.

Vom Turm der Stadtkirche schlug die Glocke acht Uhr morgens — die Stunde, da im frühwachen Hause zur „Obern Gerechtigkeit“ das Hausmädchen die Reinigung der Zimmer beendet hatte, darauf in blendend weißer Schürze auszog, die Tagesbedürfnisse einzukaufen, und am Brunnen oder auf dem Markt Stoff zu geistiger Anregung zu holen, welchen sie später zu Hause verarbeiten konnte, während die Suppe anbrannte, oder die Milch in der Pfanne übermüthigen Reisegelüsten frönte. Pünktlich um dieselbe Stunde rüstete sich die Frau Stadtpräsident mit ihrer Tochter, das Frühstück mit Herrn Rektor Haller einzunehmen. Die Nachtruhe pflegte ihn zu erfrischen. Er wußte, daß er während der Vormittagsstunden weniger grämlich ausschaute und

sprach, und hatte sich aus diesem Grunde ein für allemal den frühen Besuch von Schwägerin und Nichte ausgedehnt. Die „Obere Gerechtigkeit“ hätte demnach menschenleer sein müssen bis auf das letzte Stockwerk. Aber siehe da! Sobald hinter der Regine die Hausthüre zugefallen war, erhob sich das Angeli, öffnete und befestigte die Fallthür, und verschwand auf unerklärliche Weise. Und noch einmal that sich das Zimmer auf, aus welchem die Wärterin getreten, und heraus huschte ein Mädchen von zwanzig bis einundzwanzig Jahren.

Zwanzig Jahre! Der Mehrzahl der Frauen klopft das Herz, wenn sie sich zurückversetzen in diese ihre Rosenzeit; ist es doch für alle, welche Mutter Natur mehr oder weniger reichlich mit ihren Gaben bedacht hat, die Zeit der Blüte, die Zeit, da sie selber mit regerem Interesse, mit neu erwachten Hoffnungen ins Leben hinein gucken, und da das Leben mit wärmerem Anteil und holden Verheißungen auf sie zurückblickt.

Dies Mädchen indes, das arme, kleine Lieschen Haller, wußte von dergleichen nichts; einer Blütezeit war sie sich ganz und gar nicht bewußt. Und doch! Würde ein freundliches Geschick es fügen, daß sie sich ergehen dürfte mit ihresgleichen in Feld und Wald, in freier Luft, unter blauem Himmel — wer weiß, ob die tiefe Blässe ihres Gesichtchens nicht einem feinen Rot weichen, die braunen Ringe unter den meist matt blickenden Augen nicht verschwinden und diese letzteren nicht strahlen lernen könnten in Jugendlust und aufblühender Gesundheit! Häßlich war Lieschen ganz und gar nicht. Klein und mager, ja. Farblos und tränklich aussehend, freilich. Allein nicht Blödsinn sprach aus diesen bei der leisesten Gemütsbewegung aufleuchtenden, schön geschnittenen, klaren Braunaugen, und von einem abstoßenden Außern konnte gar nicht die Rede sein, wenn man das feine, von weichen, kindlichen Ringellockchen umrahmte Köpchen, sowie die ganze, zierliche Gestalt des Mädchens nur näher ins Auge faßte. All das mochte früher vielleicht einmal anders gewesen sein; im gegenwärtigen Zeitpunkt aber bot Lieschen einfach den Anblick eines zarten, von schwerer Krankheit genesenden jungen Mädchens.

Ja wahrlich, Frau Präsident Haller lud eine schwere Verantwortung auf sich!

Leise glitt Lieschen die zwei Treppen hinunter bis zu den Bohnräumen. Mit Borne machte sie sich da über alle die Gegenstände her, mit welchen Mutter und Schwester sich tagsüber beschäftigten. Bewundernd betrachtete sie Luisechens Stickerie, wagte sogar einige Stiche. Die Stirn kraus ziehend, zerbrach sie sich das Köpchen über das Geheimnis der feingestrickten Spitze, die aus der Frau Stadtpräsident Körbchen guckte. Nach eingehender Besichtigung

legte sie die Kunstwerke sorgsam, in denselben Falten, an ihren Platz zurück, und durchstöberte darauf Luischens Bücher, suchte sich eins heraus und begann, mit tiefem Ernst sich am Tisch zurecht setzend, mühsam darin zu buchstabieren. Fließend lesen konnte sie ja nicht — wie hätte sie es lernen sollen? Was Angeli im Laufe der Jahre an Wissen in sich aufgenommen hatte, das hatte sie ihrem Schübling mitgeteilt, allein das war gerade nur das Notdürftigste. Zur Lehrerin war sie weder geboren noch erzogen, auch konnte sie überhaupt nicht einsehen, wozu die Mädchen — Luischen zum Beispiel — so lange und gründlich geschult wurden. Ihr eigener Bildungsgrad genügte ihr vollkommen, und sie that sich nicht wenig darauf zu gute, das vernachlässigte Menschenkind, um welches sich weiter niemand kümmerte, ein wenig lesen und schreiben gelehrt zu haben.

Nachdem sich Lieschen an geistiger Anstrengung für einmal genug gethan hatte, hob sie das Buch auf und schlich sich auf leisen Sohlen in die Küche hinaus. Frei von Schuld fühlte sie sich bei diesen ihren Forschungszügen durchaus nicht; sie verursachten ihr sogar nicht selten, auch wenn Entdeckung nicht zu befürchten war, heftiges Herzklopfen — eine bemerkenswerte Erscheinung bei einer dem Blödsinn Verfallenen!

Behutsam öffnete sie den Küchenschrank, griff auf dem untersten Fach in dessen Tiefe hinein und zog begierig einen Topf aus dem Dunkel ans Licht hervor. Offenbar war es nicht das erste Mal, daß eine milde Hand ihr solche Überraschungen bereitet hatte. Mit unterdrücktem Freudenschrei machte sie sich heißhungerig über den Inhalt her. Einen halb benagten Hühnerschenkel in der Hand, hielt sie plötzlich, heftig erschrocken, inne. Jemand trat mit starken Schritten unten im Flur auf, kam die Treppe heran. Wenn sie sie hier fände, beim Raschen! Aber nein; sie hörte Angelis Stimme, welche eben sagte:

„Da ist die Küche, Jakob. Geh' nur hinein, und sieh' dir einstweilen die Arbeit an. Ich komme gleich selbst.“

Perein trat ein junger Mensch mit lodigem blondem Haar, hochgewachsen und offenen, freundlichen Antlitzes. Erst setzte er einen Kübel mit weißer Flüssigkeit hin, wischte sich die Hand am blauen Schurz und zog dann die Mütze.

„Guten Morgen, Jungfer Haller,“ sagte er mit fröhlichen Lächeln zu dem in angstvoller Verlegenheit auf ihn starrenden Mädchen.

Jungfer Haller! Nein so was! Die Angst wandelte sich im Nu in Lustigkeit — Lieschen konnte sich nicht helfen, sie brach, zum erstenmal in diesen ihr verbotenen Räumen, hilflos in helles Lachen aus.

„Ich heiße doch Lieschen! Weißt du das denn nicht?“

„Freilich, ich weiß schon. Aber so darf ich Sie doch nicht nennen?“

„O doch, das darfst du. Aber sag', wie kommt's, daß du mich kennst? Dich hab' ich doch in meinem Leben nie gesehen?“

„Du — ja, darf ich aber wirklich so sagen?“

„Natürlich. Sieh' nur her, ich bin ja noch keine Jungfer, das weiß ich genau. Als wir am Sonntag in der Vorderstube den Leuten zusahen, wie sie aus der Nachmittagskirche kamen, da hat mir's Angeli erklärt. Wer kurze Röcke trägt, ist ein Kind, die andern sind Jungfern oder Frauen. Ob ich wohl auch einmal Kleider kriege, die auf den Boden reichen? Vielleicht doch. Bis ich Luischens alte Röcke alle ausgetragen habe, legt sie wohl die langen ab, welche sie neulich bekommen hat. Da magst du mich dann Jungfer Haller nennen.“

Ihre schönen Augen leuchteten vor Vergnügen über diese stolzen Aussichten. Sie hatte mit solchem Ernst über das wichtige Thema gesprochen, und dabei so neidlos die Vorzüge erwähnt, welche die jüngere Schwester genoß, daß den jungen Mann, der vielleicht mehr von ihr wußte, als sie ahnte, eine Nührung überkommen wollte. Er räusperte sich und hielt ihr zutraulich die Hand hin mit den Worten: „Dann also auf du und du. Chlöpf<sup>1)</sup> i, und nüt für unguet.“

Lieschen schlug freudig ein, kam aber sogleich auf ihre erste Frage zurück.

„Aber nun sag doch, woher kennst du mich?“

Der Jüngling trakte sich verlegen lächelnd hinterm Ohr.

„Sei nur nicht etwa böse. Vom Astloch.“

Lieschen schüttelte den Kopf. Was war das wieder?

„Das Astloch hast du wohl nie bemerkt, oben in der Zwischenwand, welche dein Säubli<sup>2)</sup> von dem meinen trennt?“

Noch immer staunte sie ihn verständnislos an.

„Nun, ich wohne nebenan, und habe ein Säubli, grad wie du. Es hat in einem der Bretter, die uns trennen, einst ein Ast gefessen, da das Holz noch ein Baum war, verstehst du? Ein kleines Stück steckt noch drin. Wenn ich's herausziehe, so kann ich dich sehen. Loder gemacht hab ich's schon seit mehr als einem Jahr.“

Jetzt war's Lieschen klar. Sie klatschte in die Hände. „O, ist das aber lustig. Da könnten wir ja zusammen plaudern? Weißt, den Ast stoß ich für immer hinaus!“

„Ja, wird's das Angeli aber leiden?“

„Mein Angeli kennst du auch?“

„Natürlich — sie ist ja meine Wase. Was aber der Ast ist, den laß einstweilen doch lieber sitzen.“

<sup>1)</sup> chlöpf i: schlag ein. — <sup>2)</sup> Säubli: hölzerne Galerie.





innere Kämpfe zu bestehen haben zwischen Gesetzesparagrafen und ihrer innewohnenden Wahrheitsliebe, legen sich wohl etwa die Frage vor: Wo liegt das Recht, wo das Unrecht?

In einem ähnlichen Fall — wenngleich bei ihrer Handlungsweise noch andre Beweggründe mitwirken mochten — befand sich Angeli. Sie hinterging ihre Brotherrin, ja; aber konnte sie anders, als dieser niedergehaltenen Existenz zu einem Titeln ihres Menschenrechts zu verhelfen?

Es hätte sich ein Ausweg finden lassen. Warum sagte die Pflegerin, welche das Mädchen wirklich liebte, sich nicht ein Herz; warum benutzte sie nicht einen ihrer wöchentlichen Ausgänge zu einem Besuch beim Onkel Rektor, um ihn über alle ihr bekannten Thatsachen, sowie ihre Mutmaßungen aufzuklären? Aber hätte man ihr ohne weiteres geglaubt, wenn sie der stolzen, in hohem Ansehen stehenden Frau Stadtpräsident als Anklägerin gegenüber getreten wäre? Wohl kaum. Und im übrigen — Angeli wird gewußt haben, warum sie's unterließ. Sie war eine jener zielbewußten Naturen, welchen es nie geschieht, der Eingebung des Augenblicks gemäß zu handeln oder zu sprechen. Für all ihr Thun und Lassen hatte sie ihre bestimmten Gründe.

In Bezug auf die schon erwähnten Ausgänge hatte sich das Hauswesen der Dienerin angepaßt. Am Sonntag früh von 8—10 Uhr — anders ließ es ihr religiöses Gewissen nicht zu — besuchte sie regelmäßig die Gebetsstunde. Während dieser Zeit war Lieschen dann, zu ihrem Leidwesen, im Bette festgehalten und die Thüren mit Schloß und Niegel sicher gemacht worden. Mittwoch abends war Andachtsstunde, und da gab's wöchentlich für die Hausfrau eine bittere Pille zu schlucken. Die Regine hatte jederzeit Arbeit genug — ihr konnte man das Wächteramt selten übertragen. Traf es sich nun, daß auf solche Abende ein Konzert fiel, ein Vortrag, oder gar eine Kaffeewisite, da blieb der Frau Präsident eben nichts übrig, als zu verzichten. Sie konnte sich's dann auch nicht versagen, ehe Angeli abzog, als „besorgte Mutter“ etwas schärfern Tones als sonst sich zu erkundigen, ob Schere, Messer, oder Zündhölzer auch sicher verwahrt seien, damit „die Kranke“ sich keinen Schaden anthun könne, worauf die Wärterin ihrerseits in milderem Ton, als den sie sich gewöhnlich anzunehmen erlaubte, die gewünschte Versicherung gab. Nur schwer fügte sich die stolze Frau dem unerträglichen Zwang. Doch sie fügte sich.

Und wie war's heute, am Sonntag nach der vorher erzählten Begegnung, im Oberstod? Zu Lieschens Entzücken lag in aller Frühe das Kleid aus dunkelblauem Merino samt dem Häufchen reiner Wäsche neben ihrem Bette bereit. Sie brauchte also nicht zu warten, bis Angeli wiederkam; jetzt schon

durfte sie aufstehen. Ja mehr. War eigentlich an so viel Glück zu glauben? Als sie zaghaft den Drücker ergriff, gab die Thüre nach; zum erstenmal hatte Angeli abzuschließen vergessen!

Husch, stand Lieschen draußen auf dem Säubli, kramte nach Vorschrift am Bretterverschlag, und schon war das freundschaftliche Astloch frei.

Die junge Kameradschaft that an diesem denkwürdigen Morgen einen guten Schritt vorwärts, und bald stand sie in voller Blüte; denn Angeli ward von plötzlicher Gedächtnisschwäche befallen und vergaß regelmäßig, ehe sie fortging, die jugendliche Gefangene in ihrer Zelle einzuschließen.

## 5.

### Gestörte Kaffeewisite.

Die Tage wurden kürzer. Es kam jene unbestimmte Zeit launenhaft wechselnder Witterung, da die Frostheimerinnen im Zweifel waren, ob sie die ausgeschnittenen Rattunkleider mit den halblangen „Glockenärmeln“ schon mit der Wintergarderobe vertauschen oder wagen durften, die leichten Fähnchen bis zum nächsten Wäschefest noch zu tragen, ohne darum als neuester Gegenstand dem Stadtgespräch anheim zu fallen. Die Kastanienbäume wurden von plötzlicher Pukhsucht ergriffen, kleideten sich erst gelb, dann braun, bis die Anwandlung so schnell verschwand als sie gekommen war, so daß sie, zum Unterschied von den sich jetzt dichter wickelnden Menschenkindern, die Hülle gänzlich von sich warfen, um in ihrem jährlich wiederkehrenden Anfall von Scheintod zu erstarren. Ihr Kammerdiener, Grobian Ostwind mit Namen, war ihnen mit geringem Höflichkeitsaufwand beim Entkleidungsgeschäft behilflich.

Das öffentliche Leben in den Straßen, zu keiner Zeit sehr lebhaft, verstummte mehr und mehr. Wären nicht die paar Bäuerlein gewesen mit ihren noch ab und zu anfuhrnden Wintervorräten an Holz, Äpfeln oder Kartoffeln, man hätte denken können, die Stadt selber sei samt ihren Kastanien in einen Winterschlaf versunken. Das war indessen „nur äußerlich,“ um mit Frau Buchholzens Schwiegersohn zu reden. So fest die Häuser sich geschlossen, die Menschen nach außen hin sich zugeknöpft verhielten, im Inneren ging's um so lebhafter zu. Die erste Assemblée war festgesetzt, die Spielabende der Herren, die Kaffeekränzchen der Frauen und Töchter kamen in schönsten Gang.

An Frau Stadtpräsident Haller, im allgemeinen die Tonangebende unter den Vornehmeren, trat die Verpflichtung heran, auch ihrerseits Eingemachtes aufzufüllen, Rahm zu schwingen, Zucker zu stoßen und mit dem Endprodukt aller dieser guten Sachen ihre lieben Freundinnen und geheimen Neiderinnen

so lange zu regalieren, als diese es zulassen konnten und mochten.

Sie that es ohne Freude. Nicht, daß sie die Gefelligkeit verschmäht hätte, im Gegenteil. In den befreundeten Häusern den Ehrenplatz auf dem Sofa einzunehmen — dieses so nebenbei auf seinen mäßlichen Inhalt hin schähen, that ihr, der einst gering Geachteten, wohl. Stets zuerst und am dringlichsten zu den sich jeweilen an Güte und Reichthum des Inhalts übertreffenden Bedereien genötigt zu werden, war ihrem Hochmut erwünschte Nahrung.

War sie selber aber die Gastgeberin, so empfand sie, wie gesagt, geringe Freude. Die Freundinnen, deren Gedächtnis bei diesen Gelegenheiten aufgefrischt wurde durch den Anblick des hermetisch abgeschlossenen Oberstockes, waren alsdann ganz Teilnahme. Sie erkundigten sich nach der armen Kranken, sprachen die tiefgefühlte Hoffnung aus, daß die Zeit ihr vielleicht doch noch Genesung bringe, führten Beispiele an, da derartig „Gezeichnete“ noch bei verhältnismäßigem Wohlbefinden ein hohes Alter erreicht hätten. Ihr Hauskreuz von Fremden besprechen, sich darum bemitleiden zu lassen, war ihr Pein; noch größere Pein aber brachten die guten Wünsche und Prophezeiungen, welche ihren still und heimlich gehegten Hoffnungen gänzlich zuwider liefen.

Indessen, das Widerwärtige mußte ertragen werden, je eher, desto besser. So kam denn der festgesetzte Tag heran, das ganze Haus — wenn nicht auf den Kopf, doch auf die Füße stellend; — immer mit Ausnahme der Einen, Ausgestoßenen.

Fastnachten stand vor der Thür. Frau Stadtpräsident buk also Klüchlein nach dem praktisch dehnbaren Rezept ihres alten Kochbuchs: „Man nimmt, so man hat ...“ Und, dem Himmel sei gedankt, sie hatte das Nötige. Ihre Klüchlein gerieten mürbe wie die Butterbirnen in Onkel Nestors Garten, zart und dünn wie die Tanzkarten der Assemblée, glänzend weiß bestreut wie ein bereiftes Beet im Frühherbst.

Am Morgen des festlichen Tages wurde geschauert, geklopft, mit dem schönen, selten gebrauchten Porzellan geklappert und nach kurzem, einfachen Mittagessen ging's an die letzten Vorbereitungen. Oben hatte die Mutter den zierlichen „Theetisch“ gedeckt, es ward zwar meist Kaffee verlangt; allein die Theekanne durste, so wollte es die aus dem Welschland importierte Bildung, durchaus nicht fehlen. Mit scharfem Feldherrenblick überslog die Dame eben ein letztes Mal die Visitenstube, da fiel ihr in die Augen, was ihr Mißfallen erregte. Kopfschüttelnd ging sie hinunter.

„Luisechen,“ sagte sie in strengem Ton, „wie magst du so ungehorsam sein! Du hast wieder —“

„Ungehorsam!“ Dreist pflanzte sie sich vor der sie kaum überragenden Mutter auf. „Bitte, Mama, meine Würde nicht antasten! Bin ich etwa ein Kind?“

„Jawohl, in Beziehung auf deine Einsicht. Wie konntest du wagen, den morschen Stuhl wieder vom Boden zu holen, damit wir noch riskieren —“

„Nun komm' mir nur damit nicht, bitte, bitte! Hast du denn gar keinen Kunstfleck? Siehst du nicht ein, wie malerisch er sich ausnimmt? Daß nichts passiert, dafür Sorge ich schon.“

Es klingelte.

Frau Stadtpräsident ging den ersten Gästen entgegen. „Du hast's gehört. Schaffe den Stuhl wieder fort.“

Luisechen hatte zwar gehört, hörte aber nicht mehr. Sie lief in ihr nach dem Hofe zu gelegenes Stübchen, um eine letzte Hand an die Verzierung ihrer Person zu legen, denn so wenig interessant ihr „Mamachens alte Vasen“ waren, gefallen, wenigstens in Bezug auf ihr Äußeres, wollte sie ihnen doch.

Als sie sich endlich überwältigend genug fand, schritt sie würdevoll die Treppe hinauf, der Mutter beim Empfang der Gäste beizustehen. Es war in Froßheim Sitte, sich bei solchen Anlässen gegenseitig abzuholen, um in gemeinsamer Stärke anzurücken. Eben hatte sich wieder ein Trüppchen eingefunden, und Luisechen fand alsbald Gelegenheit, sich nützlich zu machen beim Ablegen von Hüten, Shawls oder Mantillen.

„Ach sieh da, das Luisechen, meine junge Freundin! Immer gleich robust und rotbackig! Ich wollte, meine Töchter hätten solche Farbe. Die Nörren thun sich zwar auf ihre vornehme Blässe nicht wenig zu gut, hi hi. Die Geschmäcker sind eben verschieden; aber beruhigter ist man doch im Gemüt, wenn das gute Leben auch anschlägt, und die Kinder so — so derb aussehen, nicht wahr? Ja ja, das Luisechen! Wie groß sie ist; schön gemacht hat sie sich unsertwegen auch noch, sogar die Sonntagsbroche angesteckt! Was ist's für ein Stein? Rubin, natürlich. Wer hat dir die Nadel geschenkt? Aber du sagst ja nichts. Soll ich etwa anfangen, Sie' zu dir zu sagen?“

„Luisechen würde sich das gewiß ernstlich verbitten, liebe Frau Regierungsrat. Aber darf ich bitten, einzutreten? Es warten schon einige auf das Vergnügen, Sie zu sehen.“

„So bin ich also nicht die erste? Eine muß es sein, per se! Obligée, Luisechen, gleich hierher legen, neben meinen Hut. Merci!“

(Fortsetzung folgt.)













Nach und brachte ihm den Ruf an das Stuttgarter Festtheater, in dem er sich, von Sieg zu Sieg schreitend, binnen zwei Jahren in das ganze Repertoire seines Rollenfaches einspielte. Damals begann er der „schöne“ Robert zu werden, der Herzenbrecher ohne Gleichen. Denn als er in seinen Beruf trat, war er nichts weniger als schön, mager und dürr, wie der Ritter Don Quixote, ein Gesicht, aus dem überall die Knochen vorstanden und in dem die Augen tief in den Höhlen lagen, das etwas Totenkopfsähnliches an sich hatte und zu dem die müde, trübselige, dunkle Stimme harmonisch, aber nicht sehr erquicklich sich fügte. Plötzlich setzte er Fleisch an und blühte sich aus zum rechten Adonis, zu einem wahrhaften Prachtmenschen, der er bis in die letzte Zeit geblieben ist. Sein „Verdross“ in Fuldas Trauerpiel, seine allerletzte große Gestaltung, scheiterte eigentlich an der, den Absichten des Dichters widersprechenden und nicht zu verweisenden körperlichen Schönheit des Darstellers.

Prachvogel, der in Robert seinen besten „Marziß“ liebte — Friedrich Mitterwurger hat diesen dann in Schatten gestellt — veranlaßte das Engagement des jungen Stuttgarter Liebhabers an das Berliner Hoftheater, wo er — trotz lebenslänglichen Kontraktes — nur von 1868 bis 1872 wirkte, gebührend von Publikum und Kritik und schon zu den Besten gezählt. Da begründete Heinrich Laube das Wiener Stadttheater, und einer der Flügelmänner seiner Elitengarde war von Anfang an Emrich Robert, rasch ein Liebling der Wiener, ein Abgott der Wienerinnen. Im Jahre 1878 debütierte er als Fiesko und Marc Anton im Burgtheater, und die 21 Jahre seiner Wirksamkeit an diesem Institut waren reich an Ehren für ihn, die auch Ehren dieser Bühne wurden. Unter Dingelstedt eine Weile fast gestellt, wurde er von Wilbrandt, der ihm den Odisus bearbeitete und damit seinen Abtritt zu den reiferen Selben herbeiführte, förmlich neu entdeckt, und seither stand er wieder, bis zu seinem Tode, in der ersten Reihe. Er war einer der Regisseure und stellte auch als solcher seinen Mann. Kurz, der Geist des Burgtheaters steht mit vollberechtigter Trauer an seinem Sarge, und diese Trauer wird überall geteilt, wo deutsche Schauspielkunst gekannt, geehrt und geliebt ist.

Heinr. Glücksmann.

## Zu unseren Bildern.

**Der Erstgeborene.** Wie kommt es nur, daß so viele Mütter in ihren Werken die Mutterliebe feiern, während so selten einmal einer dem glücklichen jungen Vater den künstlerischen Tribut zollt, der ihm doch von Rechts wegen gebührt? Sind die Väter so überflüssig oder, vom mütterlichen Standpunkt betrachtet, so wertlos? Sind sie jeder weiteren Neigung bar oder unfähig, ihren väterlichen Gefühlen einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen? Endlich hat ein wirklich bedeutender Künstler, F. Horowitz, sich die dankbare Aufgabe gestellt, den so lange vernachlässigten Stand der jungen Väter zu rehabilitieren. Sein Gemälde ist eine Skizze aus dem Familienleben, eine Skizze freilich, für deren Reiz nur der das rechte Verständnis besitzen wird, der sich selbst in einer ähnlichen Lage befunden und mit gleichem Eifer die großen Rätsel zu lösen versucht hat, die ein Kinderantlitz dem liebevollen Beschauer aufgiebt. Wie sieht das kleine Wesen dem Vater oder der Mutter? Werden die seidenweichen Haarmattigen Härchen sich blond oder brünett färben? Werden die Augen, die noch keine bestimmte Farbe zeigen, sondern ein dunkles Grau aufweisen, blau oder braun werden? Und wie viel giebt es an dem kleinen Sprößling zu bewundern! Ihr lachelt überlegen, verstaute Junggeheilen? Ihr behauptet, alle Säuglinge gleichen sich wie ein Ei dem andern? Gebet hin und nehm ein Weib und wenn euch der Himmel einen Stammhalter beschert, so wollen wir uns wieder sprechen!

**Prozession in Verdugo.** Wenn die Natur sich mit ihrem stolzen Zauber schmückt, wenn Felder, Wiesen und Gärten in ihrer buntesten Blumenpracht prangen, dann begeht die katholische Christenheit ihr höchstes Fest, den Fronleichnamstag zur Feier der wunderbaren Verwandlung der gesegneten Hostie in den Leib des Herrn. Den Glanzpunkt dieses Kirchenfestes bildet in allen katholischen Ländern eine feierliche Prozession, bei welcher das Sakrament unter Entfaltung eines größtmöglichen Pompes durch die Straßen getragen wird. Unser Bildchen zeigt eine solche Prozession in Verdugo, in dem Augenblick, da der Klerus mit dem Heiligtum, eskortiert von Pöpleuten in Feiertagsstracht, an uns vorüberzieht.

**Ein Sommerregen.** Der Engländer E. Blair Peabody versteht uns in seinem Bilde in die Zeit, da der Großvater die Regenschirm nahm, und da man den Regenschirm als die neueste Segnung der Kultur begrüßte. Da sehen wir denn mit Vergnügen, daß die jungen Herren von Anno dazumal sich keineswegs auf die Benutzung des neuen Instrumentes zum Schutze ihrer eigenen Person beschränkten, sondern den hervorragenden Wert des Regenschirmes als Vermittler in Herzensangelegenheiten erkannten. Ein plötzlich losbrechender Platzregen pflegt, zumal an Sonntagsvormittagen, während die Kirche sich leert, im allgemeinen nicht zu den Unannehmlichkeiten des Daseins gerechnet zu werden. Nur der wird ihn mit Freuden begrüßen, der auf freier Füße geht, zufällig einen Schirm bei sich trägt und genau weiß, daß die Regenschirme unter den schönen Kirchhängerinnen ohne ein solches Schuttmittel den Heimweg antreten will. In solchen Fällen läßt sich das bekannte Sprichwort dahin variieren: „Wer den Schirm hat, führt die Frau heim!“

**Verteidigung der Fahne.** Der Napoleon-Kult blüht in Frankreich bekanntlich jetzt mehr als je. Fast kein Abend vergeht, an dem die kleine Gestalt des großen Helden nicht über irgend eine der Pariser Bühnen schritte, seine Kunstausstellung wird eröffnet, in der der Imperator nicht in so und so vielen Exemplaren von den Wänden auf den Besucher hinunterschaute. Diese Modebegeisterung zieht immer weitere Kreise; man beschränkt sich nicht mehr auf die Verherrlichung des Kaisers selbst, sondern läßt auch seinen Generälen und Soldaten ihren wohlverdienten Anteil am Lorbeer zukommen. Aus dieser Stimmung ist auch das Gemälde Albert Ferdinand le Tri's hervorgegangen, das eine Episode aus den napoleonischen Kriegen darstellt. Die bunt zusammengewürfelten Reste verschiedener Truppenteile haben sich als lebendes Bollwerk um die Fahne eines Linienregiments geschart, bereit, das Feldzeichen bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

## Welttelefon.

**A. v. El., Areal.** Der von Ihnen genannte Roman ist ein Werk von Johanna Schopenhauer, der Mutter des berühmten Philosophen. Dasselbe wurde, wie wir Brillmüller erzählt, der deutschen Dichter und Prosaisten von den älteren Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Mitt. Bibl. Nr. 1844—1845) entnommen, als Tochter des Kaufmanns und Senators Trofimen am 9. Juli 1766 in Danzig geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, verheiratete sich am 16. Mai 1784 mit dem Danziger Kaufmann Heinrich Alois Schopenhauer, der nach der Heirat Danzigs durch die Preußen (1793) nach Hamburg übersiedelte, und bereiste mit demselben und mit ihrem Sohne Arthur S. einen großen Teil von Europa, wodurch sie Gelegenheit fand, ihr Talent für Malerei und Sprachen auszubilden. Nach dem Tode ihres Gatten (1806) wandte sie sich nach Weimar, wo sie später regelmäßig am Sonntage und Donnerstage die bedeutendsten Männer Weimars um sich sammelte, auch Fremde freundlich in diesen Kreis aufnahm. Verluste, die sie 1819 an ihrem Vermögen erlitten, nötigten sie zu Einschränkungen, und das raube Alima Weimars, das wieder ihr nach ihrer Tochter Adele untrüglich gewiesen, veranlaßte sie, ihren Wohnsitz 1829 nach Bonn zu verlegen, von wo sie jedoch 1837 auf Wunsch des Großherzogs nach Weimar zurückkehrte. Hier starb sie am 17. April 1839.





**Auch Pflanzen haben Wundfieber.** Immer mehr verschwinden mit dem weiteren Vorschreiten der Wissenschaft die früher so scharf abgegrenzten Unterschiede zwischen Pflanzen- und Tierreich. Ein Herr S. M. Richards hat eine Reihe von Untersuchungen darüber angestellt, ob Pflanzen infolge von Verletzungen Abänderungen in Bezug auf normale Wärme und Atmung erleiden: also ungefähr das, was man beim tierischen Körper mit Wundfieber bezeichnet. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden im Torres-Botanikalklub besprochen. Die Versuche waren mit Kartoffeln und Zwiebeln angestellt. Bei beiden Pflanzen bewirkten Verletzungen eine ganz bedeutende Steigerung der Atmung, allerdings nicht sofort, sondern erst nach einer gewissen Stundenzahl. Nach ungefähr 24 Stunden erreichte die Atmungssteigerung ihren Höhepunkt. Gleichzeitig und auch mit derselben Energie hebt sich auch die Temperatur, zu deren Feststellung man sich eines thermo-elektrischen Apparates bediente, welcher sogar Schwankungen von  $\frac{1}{100}^{\circ}$  noch angiebt. Bei der Kartoffel betrug diese Wärmesteigerung nach etwa 24 Stunden  $\frac{2}{10}^{\circ}$  und hielt ungefähr vier Tage an; bei der Zwiebel aber wurde sogar eine Temperaturzunahme von über  $3^{\circ}$  festgestellt. Diese große Differenz zwischen den genannten Pflanzen erklärt sich dadurch, daß es sich bei der Kartoffel nur um ein einzelnes Glied des ganzen Pflanzenkörpers handelte, das von der Verletzung allein betroffen wurde, während die übrigen Teile davon unbetroffen blieben; die Zwiebel hingegen besteht überhaupt nur aus einem Gliede: wird dieses verletzt, so handelt es sich um eine Mitleidenschaft des Gesamtorganismus, wodurch natürlich auch eine stärkere Reaktion hinsichtlich Wärme und Atmung bedingt ist.

**Fütterung der Wellensittiche.** Diese niedlichen Vögel finden bei uns immer mehr Eingang, zumal infolge von Erleichterungen im Bezuge die Preise für dieselben alle Jahre billiger werden. Leider werden aber bei der Haltung und Pflege aus Unkenntnis sehr oft Fehler gemacht, die ein Eingehen der kleinen Tiere im Gefolge haben. Das Futter darf vor allen Dingen nicht einseitig sein; es soll zwar der Hauptsache nach aus weißer Hirse bestehen, daneben ist aber auch Kanariensamen, Hauf und ganz wenig zerleinerte Sepiaschale zu geben. Der Wellensittich ist ein großer Liebhaber von Salz. Dasselbe wird am besten in Steinform in großen Stücken im Käfig zur beliebigen Aufnahme aufgehängt. Dann haben die Tiere auch zugleich etwas zu nagen und verfallen nicht aus Langeweile auf das Federn-ausrupfen. Zu demselben Zweck kann man ihnen auch dann und wann einige frische Weidenzweige hineinstellen. Ihrem Bedürfnis nach frischer Pflanzensubstanz genügt man mehrmals wöchentlich im Sommer durch Verabfolgen von Vogelmiere, im Winter durch einige Scheiben Apfel oder Birnen. Auch sind sie zu dieser Jahreszeit große Liebhaber von tierischem Fett, das man ihnen in kleinen Stücken Speck oder geschmolzenem Nierentalg geben kann.

**Wegen des Biß giftiger Schlangen** ist das einzige vollkommen probate Mittel, den Patienten so viel Cognac oder anderen Schnaps (mit einem Worte Alkohol) zu geben, bis er vollkommen bewusstlos ist und also eine Alkohol Vergiftung eintritt. Durch diese allein wird das Schlangengift paralysiert und der Kranke gerettet, Milch etc. nützt nichts oder doch viel weniger. Kann man gleich nach dem Biß die Wunde ansaugen

oder das gebissene Glied über der Wunde ganz fest unterbinden, so daß das Gift nicht weiter dringt, so ist dies von großem Vorteil. Die Alkohol-Anwendung bleibt aber das einzige sicher wirkende Mittel, was jedermann wissen sollte, da die giftigen Schlangen, besonders die Kreuzottern, Vipera herus, wieder sehr überhand nehmen und man von unzähligen Vergiftungsfällen hört.

**Wohlriechende Widen.** In den letzten Jahren sind verschiedene Schlinggewächse zu großer Verbreitung gelangt und zwar vorzugsweise in einjährigen Arten, die im Frühling gesät, bald keimen und bereits nach wenigen Monaten selbst große Lauben und Spaliere umranken und teilweise auch mit reichem Blütenflor schmücken. Unter diesen Gewächsen steht eine Pflanze obenan, die mit unserer nützlichen Erbse nahe verwandt ist. Es ist dies die in Süd-Europa heimische spanische oder wohlriechende Wide (*Lathyrus odoratus*). Früher wenig, oder gar nicht beachtet, ist dieses von Natur aus beschriebene Ge-



„Cupido“ wohlriechende Zwergwiden.

wächs vorzugsweise durch amerikanische Züchter zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Die überall zwischen den Blättern hervorbrechenden Blütenstiele tragen zwei, drei und mehr der reizenden Schmetterlingsblüten, die sich durch ihren angenehmen Duft und die zarte Färbung ihrer Blüten auszeichnen. Es sind eine Masse von Sorten gezüchtet worden, und von Jahr zu Jahr gelangen noch neue zur Einführung, die sich allein durch abweichende Blütenfärbung voneinander unterscheiden. Am häufigsten sind weiße und rosafarbige Blüten, auch blaue, gestreckte und gekrümmte treten auf. Diese Widen ranken mäßig, etwa bis zu 2 m Höhe, am liebsten und sichersten an Reiskern, wie man solche für Erbsen verwendet. Sehr eigenartig und interessant ist die neue Zwergform Cupido, die sich dadurch von allen übrigen Sorten unterscheidet, daß sie gar nicht rankt. Dies ist eine der Zwergpflanzen, wie solche auch aus anderen Pflanzengruppen in neuerer Zeit sehr beliebt werden. Unsere Abbildung giebt ein getreues Bild vom Aussehen dieser Widen, die sich vorzugsweise zur Bepflanzung von Blumenbeeten und auch zur Pflege in Blumentöpfen eignen. Es sind in diesem Jahre bereits verschiedene Farbenvariationen dieser kleinen Widen aus Amerika zur Einführung gelangt. Die Kultur ist ganz einfach, da die Samen gleich dahin gesät werden, wo die Pflanzen ihre

vollständige Entwicklung erlangen sollen. Bei der Pflege im Blumentopf glebt man in jeden Topf nur ein Samenorn und verwendet eine recht nahrhafte Erde. Die neuen amerikanischen Sorten, die sich durch auffallende Blütenfarben auszeichnen, werden durch die Firma J. E. Schmitz in Erfurt bei uns in Deutschland verbreitet.

Der bekannte österreichische Humorist Castelli pflegte sich mit seinen Freunden häufig allerlei Spaß zu machen und sie durch Schmutzen und Schwänke zu naden, wofür diese sich zu weilen recht grausam rächten. Als eines Tages einer seiner Freunde eine größere Reise antrat, bat Castelli ihn bei seinem Abschied, ihm dann und wann von seinem Wohlbefinden Nachricht zu geben. Der Verreiste hielt Wort. Von der vierten und fünften Station aus sandte er einen Eilboten an Castelli auf dessen Kosten mit einer ungeheuer großen Depesche, auf welcher aber nichts weiter stand als: „Ich befinde mich wohl.“ Castelli mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und ohne Murren die Statette schwer bezahlen. Das merkte er sich aber und er schwur dem Kobold Rache. Nach einiger Zeit erhielt nämlich der Abwesende an dem Orte seines nunmehrigen Aufenthalts eine schwere, unfrankierte Kiste durch die Post. Was aber befand sich in dieser? Ein 20 Pfund schwerer Stein und auf diesem ein Blatt nachstehenden Inhalts: „Lieber Freund, bei der erwünschten Nachricht von deinem Wohlbefinden ist mir beifolgender Stein vom Herzen gefallen.“ — Als die berühmte Schauspielerin Charlotte von Dogn am Hamburger Stadttheater in der Rolle der „Schwäbin“, einem Stücke von Castelli, gastierte, entzückte sie den in Hamburg anwesenden Verfasser so sehr, daß er nach der Vorstellung zu ihr eilte und versicherte, eine solche Schwäbin könne auch einen alten Burschen wie ihn zu einem Schwabenreich verleiten. — In das Album des Wunderfindes, des Kopfrechners Zacharias Dase, schrieb er einst folgende Strophe: „Du kannst in der Millionen Hundert Die Zahlen in einer Sekunde nennen; Doch wie viel Menschen dich schon demübert Wirkt du doch kaum rechnen können.“

**Zum Davonlaufen.** Vor der Schlacht bei Rossbach im Jahre 1757, in einem Zeitraum, wo es bekanntlich mit den Angelegenheiten Friedrichs des Großen recht übel stand, so daß man sein gänzlichliches Unterliegen befürchtete, lag er an einem kumpfigen Orte auf dem Stroh und schlief. Seine Grenadiere um ihn herum hatten Feuer angezündet; mit einem Male wird er von einem derselben, Namens Spenzer, geweckt. „Friedrich!“ — die Grenadiere seiner Garde durften ihn du nennen — „sieh' einmal, da bringen sie dir einen deiner Grenadiere wieder, der desertiert war.“ — „Warum bist du denn eigentlich davongelaufen und hast deinen König verlassen?“ fragte diesen Friedrich II. — „Nun, es steht schlecht mit dir und da wollte ich mein Glück wo anders versuchen.“ — „Du hast recht,“ schloß der König, „allein mache mit mir noch diesen Feldzug mit, und wenn's nachher nicht besser mit mir steht, so verspreche ich dir, ich laufe mit dir davon.“

**Eine schlafertige Antwort.** Als der große, aber schlüchterne Naturforscher Schubert sich in einem prächtigen Döferele einmal sehr linksch benahm, antwortete auf die Frage, wie ein so gelebter Mann sich so ungeheuerlich habe benehmen können, ein Wigbold sehr beizend: „Er machte ihn ohne Zweifel konfus, so viele Sterne (auf der Brust) am unrechten Plage zu se hen.“







THE  
JOURNAL OF  
THE  
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE







Sportsman und Lebemann aus den Augen sieht, und der selten daheim, um so mehr aber auf Sportplätzen zu finden ist, mit seiner Schwester, der noch nicht alten, nicht mehr jungen Komtesse, die dem Hause des Witwers vorsteht, und ihm seine Kinder, einen halbwüchsigen Knaben und einen hübschen Bäckfisch, erzieht. Da tritt der Oberst der nächsten Garnison wie immer äußerst gemessen an, während seine verhältnismäßig junge Frau sofort viel Lebhaftigkeit und Unterhaltungsgabe beweist. Da erscheinen der neue Landrat des Kreises und seine als Schönheit geltende Gattin — er an Mammon, sie an Ahnen reich, wie man bereits weiß, er intelligent, sie phlegmatisch aussehend — nebst ihren allerliebsten Kindern. Da ist der Langgeschen Einladung auch die Baronin Wolfershausen gefolgt, eine robuste Dame, umgeben von ihren beiden erwachsenen Töchtern, jungen Mädchen mit unheimlich in die Höhe geschossenen Gestalten und guten Gesichtern. Da fehlt sogar der Forstmeister von Marx nicht, der alte Hagestolz, der als weidgerechter Jäger zunächst einmal in der Gesellschaft Umschau hält, als stände er auf dem Anstand. Da hatte es sich der Feldjäger um keinen Preis nehmen lassen, das Fest zu verherrlichen: im ausnahmsweisen Glanze seiner vollen Feldjägeruniform und verjüngt wie immer. Da hat endlich ein Krümperwagen eine Anzahl junger Offiziere gebracht. Es ist ein reizvolles Durcheinander, das sich auf der Schloßterrasse, wo ein „Afternoon-tea“ eingenommen wird, entfaltet.

Da ist eine Gruppe Damen. Die Frau Bürgermeisterin hat der Zufall an die Seite der Komtesse geführt.

„Das ist ja sehr nett, liebe Frau Bürgermeister, daß Sie auch hier sind,“ fällt es letzterer in ihrer leisen, schleppenden Sprechweise von den Lippen.

„Zu freundlich! Ach ja, ich wollte doch — — Obgleich ich nämlich eigentlich Mädchenwechsel habe!“

Aber die Komtesse ist in hohem Grade Meisterin der Höflichkeit des interessierten Zuhörens.

„O — haben Sie?“

„Ja, schon wieder! Aber meine vorige war mir zu schmutzig.“

„Nicht möglich!“

„Und räsonnieren that sie auch!“

„Was Sie sagen!“

„Ja, das habe ich nämlich mit meinen eigenen Ohren gehört. Einmal komme ich in die Küche und da gießt sie eben den Kaffee durch ein schmutziges Küchenhandtuch, und ich sage ihr meine Meinung. Und dann höre ich sie unterm Fenster mit Doktors Anna reden, und wie ich ein bißchen hinhorche — da räsonniert sie auf mich!“

„O —! Und?“

„Na, so was ging mir doch über die Hutschnur! Da habe ich ihr gekündigt — stante pede!“

„Sie haben!“

„Jawohl! — Wenn ich nur aber jetzt einen recht guten Griff gethan hätte!“

„Hoffentlich.“

„Ein rechtes feines Fräulein, die Komtesse,“ sagt später die Frau Bürgermeister zur Frau Apotheker.

Diese ist augenblicklich an die junge Frau Oberst geraten. „Wenn man wie ich aus der Großstadt ist und dort immer —“

„Sie haben nicht immer in Pinterfelden gelebt? O, ich dachte! Woher sind Sie dann? Woher? — O Pardon, ich verstand eben nicht recht: aus Quersfurt? Aus Quersfurt! O Pardon, ich verstand eben nicht recht —“

„Und dort immer als wohlgezogener —“

„Aber das ist ja reizend! Da haben wir ja einmal gestanden, das heißt, meine Eltern — ich noch als dummes Gör. Und da sind ja Herr und Frau von Muffling! Da kennen Sie ja Herrn und Frau von Muffling! Wenn Sie nach Quersfurt kommen — Sie kommen doch öfters nach Quersfurt? — Grüßen Sie Herrn und Frau von Muffling! Vergessen Sie's ja nicht! Grüßen Sie Herrn und Frau von Muffling —“

Großes bleibt der Frau Apotheker in der Rehle stecken.

Drüben taucht Mr. Hill in der Gesellschaft auf:

Zum größten Teil, und zwar soweit sie maßgebend ist, kennt er dieselbe schon. Denn gern hat man ihn als Ausländer in der Nachbarschaft vorgestellt, und sehr liebenswürdig begrüßt wird er jetzt von allen Seiten.

Er beginnt indeß damit, zu eröffnen, daß er heute noch infolge einer Depesche in geschäftlichen Angelegenheiten nach Berlin abreisen müsse und geht dann, sich bei dem allgemeinen Bedauern nicht aufhaltend, zur Tagesordnung über. „Ich wundere, wie das ist rührend, diese guten Leute, diese Kinder! Mit uns, sie würden zertreten alle Blumen und nicht bleiben — oh, by no means! — wo man sie hinkläßt.“

„Ganz recht, Mr. Hill. Nun — das ist eben bei uns nicht anders möglich,“ lächelt Graf Cardion sein weltmännisches Näckeln.

Der Bürgermeister tritt heran und fragt mit seiner ängstlichen Hast: „Sie sind Engländer, wenn ich fragen darf?“

„Oh, never mind, bitte, nicht so zu denken!“ wehrt Mr. Hill mit komischer Energie. „Ich bin Amerikaner, kein verrückter Engländer, wie es heißt hier überall! Sie uns werfen gewöhnlich zusammen mit Ihre verrückte Engländer. Das freut uns nicht! Da ist ein großer Unterschied zwischen uns und englischen Leuten!“

Hui, schwirren da plötzlich englische und deutsche Kolonialpolitik — englische und deutsche Marine — englisches und deutsches Fabrikat — englischer Kremergeist und deutsche Biederkeit durcheinander! Nicht lange. Wirklich, es sind etliche Worte von beinahe nationaler Färbung gefallen; aber es giebt in diesem Kreise auch kosmopolitische Elemente, die es für die heilige Pflicht des gebildeten Europäers halten, solche Schroffheiten zu paralysieren. So thut Graf Caribion, der Sportsman in aller Herren Länder. — Mr. Hill horcht auf; er studiert wieder Deutschland.

Gustav Lange wartet.

Da fühlt er einen ziemlich derben Schlag auf der Schulter. „Die heutige Jugend! Die möchte immer erst auf die Fährte gesetzt werden. Junge Herren gehören allemal dahin, wo junge Damen sich langweilen, mein Herr Leutnant!“ Es ist der Forstmeister von Merck, und er redet ihn „Herr Leutnant“ an, wie er jeden jungen Mann anzureden pflegt.

Gustav korrigiert das.

„Na, es ist ja nicht geschimpft,“ meint der Alte gemüthlich.

Der gemessene Oberst aber wendet sich gemessen herum. „Sie haben nicht gedient? Ach was!“

„Doch, Herr Oberst. Bei den xten Husaren,“ versetzt Gustav kurz.

„Ah — so, so.“ Der Oberst fragt nicht weiter.

Gustav aber sieht das gequälte Gesicht seines Bruders. Es macht ihm grimmigen Spaß. Dem wäre jetzt das britische wie das Deutsche Reich der Gegenwart wie der Zukunft ganz gleichgültig; der fürchtet jetzt nur, man könnte ahnen, daß sein Bruder, des Herrn Leutnant Lange auf Stolzenack leiblicher Bruder, dreijährig gedient habe! — Aber was kümmert ihn, Gustav, das eben jetzt?! Mit spöttischer Miene kehrt er dem Bruder den Rücken. Ungefähr so wenig wie Linchen Gerides und ihrer Mutter sehnsuchtsvolle Blicke kümmert es ihn! Er wartet —

Amtsrat Wendendorfs sind noch nicht da.

Hatten sie abgesagt? Sind sie im letzten Augenblick noch verhindert worden — vielleicht durch ein Unwohlsein der kränklichen Amtsbräutigam, vielleicht durch Gott weiß, was? — Dieses Warten kann ihn vollends um alle Vernunft bringen.

Da atmet er auf; da bog der Lohwitzer Landauer, weit zurückgeschlagen, in das Parkthor ein!

Und da könnte der Forstmeister von Merck die Bemerkung machen, daß die heutige Jugend doch nicht immer „erst auf die Fährte gesetzt“ zu werden brauche. Das ist nicht mehr derselbe Mensch von vorhin, der jetzt die Stufen hinabklettert, damit nicht die profane Hand des Dieners ihm zuvorkäme und diesen Wagenschlag öffne!

„Der Junge benimmt sich — benimmt sich —!

Was wird ihm denn nun?“ stöhnt Herr Leutnant Lange in sich hinein —

Aber:

„Sie hier, mein gnädiges Fräulein?! Gestatten Sie einem Bekannten aus der Heimat, Sie zuerst zu begrüßen!“ und der Hauptmann Waldbenberg ist Gustav zuvorgekommen, und dieser, der beiseite steht, sieht, daß ein Blick zwischen jenem und Editha hinüber- und herüberfliegt, der von tieferen Beziehungen spricht als einer einfachen oberflächlichen Bekanntschaft. Und er hört, wie herzlich die formellen Worte klingen in des Mannes Munde, und wie des Mädchens Stimme einen warmen, bewegten Tonfall hat, als es den Verwandten mit dem Zusatz, daß sie von Berlin her miteinander bekannt seien, seinen Namen nennt —

War das nicht eine entente cordiale, wie sie klarer nicht zu Tage treten konnte? Wäre das vielleicht das Rätsel an dem Mädchen: daß es liebte? — diesen Mann liebte?

Diesen gescheiten, stattlichen Mann. Warum denn nicht?!

Es haben die letzten Ankömmlinge, während ihn solche Gedanken noch immer bewegen, den Kreis der Herrschaften auf der Schloßterrasse längst vervollständigt. —

Doch die Aufmerksamkeit wird nun von unten her in Anspruch genommen.

Dort hat sich das Volk versammelt, und dem alten Dorfschullehrer an der Spitze des Nachwuchses ist anzusehen, daß er sich mit großen Absichten trägt. Das war's! Seine dünne Stimme beginnt, zuweilen überschnappend, zu reden.

Die Zukunft Deutschlands schare sich um ihn! — eine allumfassende Bewegung nach rückwärts, nach der mit offenem Munde dastehenden Dorfjugend hin — Es entziehe sich jeder Beurteilung, wie groß deren Bedeutung sei! Aber mitunter werde letztere doch verstanden, von oben her. Und deswegen fühle er sich veranlaßt, ein Hoch auszubringen auf den Vater des Landes, den Führer der Ritterschaft, den obersten Kriegsherrn — auf der Terrasse bereitet man sich schon vor, in ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser einzustimmen — den Herrn Leutnant!! — Nun käme Sachhülfsen.

Ja, nach dieser Rede Herrn Grundmanns, des Lehrers, geht das Volksfest in die Volksbelustigungen über. —

Die Terrasse ist bald verlassen. Man mischt sich unter jene, man pascht einmal in der Paschbude und spielt sogar einen Gang Toppschlagen; dann geht man zu Tennis, Luftkegelbahn und Scheibenschießen über, und vor dem Schlosse läßt Leutnant Lange die neuesten Acquisitionen aus seinem Marstall vorführen.

Gustav ist mit Kunst der Apothekersfamilie entgangen. Herrgott, wenn diese Leute wüßten, wie sie abfielen, sie wären am Ende gar zu Hause geblieben! — Ganz trunken hängt sein Auge an den Pighlife-Szenen, die sich hier, da, dort im Grünen entfalten. Diese Frauen! Wie libellenhaft die unruhige Kommandeuse daherschlatterte, wie lässig sich die phlegmatische Landrätin in ihren Triumphstuhl lehnte, wie geschickt sich selbst die langen Baroneßsen mit ihren Gestalten abfanden, wie ihn sogar die verblühte Komtesse in ihren grazios wallenden Gewändern weit eher hätte reizen können als das rotbäckige Linchen! Da war doch Anmut — Anmut. Welches Labfal für das Auge!

Aber sie — wo war sie?

Er entdeckt Editha endlich neben der Diakonissin, ihr ein Spiel mit ihren kleinen Pflegebefohlenen einrichten helfend.

Was für wunderbar eigene Wege sie ging! — Er aber bahnt sich durch das Volk den seinigen zu ihr.

Da hält er inne trotz seiner Eile. Es ist ihm hier eine Erscheinung unangenehm aufgefallen: ein Mann, vierschrötig, mit breiten, unverkennbar bäurischen Zügen, aber großstädtisch, ja übertrieben modisch gekleidet; er gleicht so einer groben Rarität. Breitbeinig stand er Arm in Arm mit dem Stolzenecker Weibervogt, einer ehrlichen alten Haut, jetzt aber tritt er von diesem fort zu einer Gruppe Männer.

„Wen habt Ihr denn da, Stenzel?“ wendet sich Gustav an seinen Untergebenen.

„Es ist bloß mein Schwager, Herr Inspektor — er ist von Berlin da —“ Der Mann sieht unbehaglich und verlegen aus.

Gustav bemerkt das wohl flüchtig, hat nun aber nichts mehr für den kleinen Zwischenfall übrig. —

„Das ist ja eine Lust, gnädiges Fräulein, wie Sie sich auf die Kinder verstehen,“ sagt drüben bei dem Spiele die junge Diakonissin zu Editha, „Sie scheinen sie gern zu mögen, wie das hübsch von Ihnen ist.“

„Hübsch —? D!“ ein ironisches Lächeln huscht um den feinen Mund des Mädchens. Dann sagt es kalt: „Nur von zwei Übeln das kleinere sind sie augenblicklich für mich.“

Die braunen Augen der Diakonissin blicken es verwundert an aus dem sanften Gesicht.

Aber neben Editha spricht da eine Stimme — und sie vibriert deutlich vor Erregung, diese Stimme:

„Man muß schon von der Gesellschaft verwöhnt sein, um sie so souverän zu meiden.“

Das Mädchen streift Gustav Lange mit einem Blick, nicht erstaunt, nicht unfreundlich. „Ich weiß nicht,“ es zuckt die Achseln, „jedenfalls muß man keine Freude — an ihr finden.“

„Gnädiges Fräulein haben ein Wort ausgelassen: keine Freude mehr an ihr finden — wollten Sie sagen!“

„Nicht zu sehr mit der Seele hören, Herr Lange! Das ist unpraktisch zuweilen — für andere und auch für einen selbst,“ sagt sie müde.

Verwirrend packt ihn das Empfinden, daß sie sich ihm gegenüber gehen läßt. Seine Augen hängen fest an ihrem feinen Profil, während sie ins Leere sieht. Dann aber —: Ja, sie hatte recht, es war unpraktisch! Er zum Beispiel hörte aus diesem „keine Freude mehr“ wiederum heraus, daß die große Verwandlungskünstlerin im Leben der Frau, die Liebe, schon in ihr Dasein getreten sein und ihre Wandlungen an ihr vollzogen haben müsse. Und das griff ihm aufs neue ans Herz, erfüllte ihn mit Groß, war ihm wie das Siegel auf seine Hoffnungslosigkeit.

Aber das war keine glückliche Liebe, die solche Wandlungen vollbrachte! Sollte die zu Emmo Waldenberg unglücklich sein? Außerlich paßte doch alles —

Mochte es sein, wie es wollte, dieser Augenblick mit ihr gehörte ihm —

„Sie müssen Nachsicht mit mir haben, gnädiges Fräulein,“ antwortet er. „Ich bin kein Mensch der großen Welt, in deren Lärm das allzu feine, das unpraktische Gehör der Seele sich vielleicht verliert.“

„D ja! Bei manchem mag es sich vielleicht verloren haben, wie das des Kanoniers neben der Kanone!“ sie lacht kurz und scharf. „Bei manchem aber steigert es sich wohl auch, krankhaft, nervös — krankhaft, nervös vielleicht, weil es nach einem verwandten Tone sucht in all dem Lärm! Und dann findet es ihn am Ende — und da bricht er ab —“ Nun hat sie wie im Selbstgespräche geredet und verstummt jäh.

Er aber achtet dessen nicht. „Und meinen Sie nicht, daß man in der Einsamkeit womöglich noch intensiver lauscht auf jenen Ton?“ fragt er. „Und dann erklingt er einem vielleicht wie verweht aus hohen Regionen, wie vom Himmel — — Ah! oder sagen wir doch ganz einfach: wir sehen den Menschen, zu dem es uns zieht mit allen Fasern unseres Seins; aber er steht social unerreichbar über uns! — — Ja, daß man da auf seinen Höhen zu Hause wäre! Aber man liegt im Thale gefesselt von der sogenannten Macht der Verhältnisse, von tausend kleinen Dingen: widrigen Vorurteilen, blöden Rücksichten, unsinnigen Anschauungen und Gott weiß, was —“

Da macht sie eine Bewegung mit der Hand, als ob sie Schweigen heische. Ihre Lippen aber pressen sich aufeinander und ihr zartes Gesicht erscheint um noch einen Schein blässer.

„Bleiben wir, wie wir sind,“ sagt sie endlich herbe, bebend. Und mit einem neuen, peinigend ge-



zwungenen Sachen fügt sie hinzu: „Ach, wir müssen schon.“

Freilich, da waren sie, die jungen Offiziere, die sie gesucht hatten.

„Aber, mein gnädigstes Fräulein, das ist doch gänzlich unerlaubt!“ „Die Gesellschaft fühlt sich schmäzlich geschnitten!“ „Warten Sie, wir eskortieren Sie jetzt —“ „Oder befehlen Sie, daß wir hier mitspielen?“ „Ringelringelreihe, Rämmerchen-vermieten, haha —“ „Befehlen Sie!“ Editha ist umringt.

Gustav tritt von ihr zurück. Und fast vergißt er die Störung über der Frage: Was in seinen Worten hatte sie so seltsam erregt? —

Bis ihn davon die Unterhaltung ablenkt, die sich entspinnt: nicht eben geistreiche Wiße, nicht eben originelle Schmeicheleien — Seichtheiten, Nichtigkeiten. Er weiß, sie können Editha nicht fesseln. Und doch beneidet er diese Leute um der Harmlosigkeit, um der Leichtigkeit willen, mit der sie jene Seichtheiten, Nichtigkeiten sagen. Er versteht sich nicht auf eine solche Unterhaltung. Er fühlt sein Blut schwer in den Adern!

Plötzlich taucht das Rarmesinrot des Generalstäblers auf. Hauptmann Waldbenberg kommt ihnen rasch entgegen.

„Da haben meine Gastfreunde ein kleines Wunder im Gewächshause, das müssen Sie sich ansehen, gnädiges Fräulein,“ und er hat eine Art, die junge Dame zu entführen, daß die Leutnants davon absehen, sich anzuschließen.

Aber das war wieder der Blick des Einverständnisses zwischen ihm und Editha! Gustav hat ihn gut aufgefangen. Und zum Überfluß sieht er jetzt noch, wie das Paar keineswegs die Richtung nach dem Gewächshause einschlägt, sondern in den ersten besten einsamen Laubgang einbiegt! — Ja richtig! Er hatte das bloß wieder vergessen, so zugänglich war sie doch immer gegen ihn gewesen. Aber jetzt bestätigte es sich aufs neue!

Nun — welcher Art auch das Hindernis war, das noch zwischen den beiden stehen mochte: eines Tages würde es Enno Waldbenberg sicherlich besiegt haben, und sie würde seine Frau werden —

Es ist ohnmächtige Wut, die in ihm aufsteigt. —

Da befindet er sich dem Apotheker nebst Familie gegenüber. Und der zieht die Augenbrauen sehr hoch, während er hinter dem jungen Hauptmann herdeutet. „Das ist ja wohl der reine Zukunfts-Mottke, der Herr Hauptmann Waldbenberg? — Mit einem Worte, da ist es ja wohl,“ er dämpft seine Stimme zum Flüsterton, „auch gar nicht ausgeschlossen, daß er noch mal geadelt wird —?“

Die Frau Apotheker aber tätschelt Linchen die roten Backen und flötet mit ihrem gezierten Organ,

ihrem „Sonntagnachmittagsorgan,“ wie es der Feldjäger einmal genannt hat: „Nicht wahr, das ist nun endlich mal was für meine Kleine?! O ja, es will etwas heißen für ein wohlgezogenes junges Mädchen, in einer kleinen Stadt sitzen! Man weiß, was das heißen will, wenn man wie ich aus der Großstadt ist und dort immer als wohlgezogenes junges Mädchen mit in den ersten Circeln verkehrt hat!“

Gustav starrt stumm dem schlanken, harmonisch sich dahinbewegenden Paare nach. Die ohnmächtige Wut benimmt ihm fast den Atem...

Und in demselben Augenblick fragt Editha den Hauptmann mit stoßender Stimme: „Sie haben also Berlin später verlassen als ich — haben Sie da vielleicht noch — in letzter Zeit — gemeinsame Bekannte gesehen?“

Der Hauptmann zögert nicht mit der Antwort. „Mit Prinz Viktor war ich neulich zusammen,“ so sanft und schonend klingt das aus dem Munde des jungen Offiziers, als spräche er zu einem kranken Kinde, „aber der hat sich sehr verändert, Fräulein Editha — er sieht aus wie ein Mensch, der viel durchgemacht, sich etwas sehr zu Herzen genommen hat —“ und dann nimmt er des Mädchens Hand in die seine und fährt eindringlich fort: „Es ist ihm sehr schwer geworden, Fräulein Editha! Das wenigstens kann ich Ihnen versichern, wenn es Sie zu trösten vermag —“

„O, es ist gut, es ist gut — bitte, nicht mehr,“ murmelt das Mädchen in sich hineinschauernd. „Aber — ich danke Ihnen“...

Die Sonne hat sich geneigt. Dunkel heben sich die hohen Baumkronen von dem Rotgold der Abendwolken ab. Leise ist die Dämmerung unter ihnen groß geworden und hinaufgewachsen bis an den bleichen Himmel.

Das ist der Zeitpunkt auf dem Langeschen Feste, die irdischen Lichter ausleuchten zu lassen. Ein Böllerschuß: das Feuerwerk beginnt.

Gustav Lange dankt es seiner Schwägerin, daß er auf ihr Ersuchen dasselbe in Gang zu bringen hatte und so Apothekers los wurde.

Er hat sie stehen lassen, die Leute, die ihm ein Rittergut kaufen wollten, wenn er die Tochter nähme. Auf solche Weise sein Los aufzubessern, daran dachte er nicht! —

Aber mit der nötigen Dunkelheit für das Feuerwerk ist auch die nötige Rühle für noch ein anderes Vergnügen gekommen. Der gebietete Tanzplatz strahlt im Lichte Hunderter von bunten Flämmchen. Sogleich werden die Weisen der Militärkapelle zum Tanze rufen.

Derselbe ist zunächst als „bal champêtre“ für die Herrschaften in Aussicht genommen; für das Volk deckt man jetzt die langen Tafeln zur Abendmahlzeit.



Hui, leuchten die bengalischen Flammen, zischen die Raketen auf, erglühen die Sonnen! Gustav sieht in ihrem wechselnden Scheine bald eine lichte, bligende Gruppe Schloßgäste, bald einen bunten Knäuel stauender Kinder, bald einen dunkeln Haufen Dorfleute. — Er wartet ungeduldig auf den Anfang des Balles.

Jemand packt ihn am Arme.

„Ah — Mister Hill?“

„Well, das ist ich! Der Wagen wartet.“ Der Amerikaner steht vor ihm, zur Reise gerüstet.

Ein kräftiges Händeschütteln. „Und hier meine Adresse für Berlin — und für Amerika! Wenn jemals Sie haben zu sagen mir etwas wegen das, was ich gesagt habe Ihnen. Und in jedem Fall ich einlade Sie für einen kleinen Besuch drüben!“ Der gelenkige Mann eilt mit Schritten, die Sprünge sind, schon wieder davon.

„Also auf Wiedersehen — warum denn nicht?“ ruft Gustav ihm mit einem gewissen Galgenhumor nach.

„Why — das klingt, als ob Sie würden sein beschämt, einmal zu gehen da,“ giebt Mister Hill lachend zurück. „Never mind, früher sie uns nahmen als Haufen für das Gemüll — nun sie uns werden bald nehmen, Well, als Kurort!“

Gustav hört kaum noch auf die Worte, aber mit Befriedigung vernimmt er das Rollen des Wagens, das anzeigt, daß der kleine Aufenthalt, den der Abschied dieses Gastes im Verlaufe des Festes vielleicht verursachte, überwunden ist. — Er wartet ungeduldig auf den Anfang des Balles.

O wie ungeduldig! Denn er wird mit ihr tanzen, mit Editha tanzen. Er wird ihre zarte Gestalt in den Armen halten, der feine Duft, der ihren Gewändern entströmt, wird ihn umwehen; ihr Atem wird ihn streifen, ihren Herzschlag wird er spüren.

Ja, dieses Glück wenigstens wollte er genießen; die Minuten, die es ihm gewährte, sollten ihm eine selige Erinnerung werden —

Strich da nicht sein Bruder an ihm vorüber? Nein, er nimmt sich die Zeit, bei ihm stehen zu bleiben.

Und: „Höre mal, lieber Kerl,“ raunt er vertraulich, „ich würde es unendlich bedauern, wenn du mich falsch verstündest — aber ich nehme natürlich an, du wirst jezt nicht so, hm, wenig taktvoll sein und die Baronessen, die Komtesse oder diese anspruchsvolle Editha engagieren. Du bist ja mein Bruder — selbstverständlich — aber deine Stellung — du verstehst mich schon, lieber Kerl, ich kann's den Damen nicht zumuten, und ich traue dir, wie gesagt, eine derartige Taktlosigkeit auch gar nicht zu. Adio, man möchte als Wirt am liebsten überall sein. Du verzehst die Erinnerung und wirst daran denken.“

„Daran denken werde ich allerdings, danach handeln kaum —“

„Nanana, nur Ruhe, Ruhe, lieber Kerl —“

„Denkst du, ich halte mich für einen Schuhpuher, weil ich ehrlich mein Brot verdiene? Denkst du, ich werde eurer bornierten Anschauungsweise zu Gefallen leben? Denkst du —“

„Ich denke, du wirst das Taktgefühl haben, das ich von dir erwartet. Im übrigen entschuldigst du mich nun wohl. Habe augenblicklich faktisch keine Zeit — nimm's mir nicht übel — Grobheiten aufzulesen.“

Noch die kleine, elegante Handbewegung, und die lange Gestalt schlängelt sich ihres Weges. Gustav aber hat ein Empfinden, als wäre dies der letzte Tropfen gewesen im Becher eines schier unerträglichen Ungemachs!

Ein Diener kommt daher, ein Präsentierbrett mit Erfrischungen tragend. Er hält ihn an und leert Glas um Glas eifrig kalter, nach Landessitte durchaus nicht leicht gebrauter Bowle.

„Herr Kurz! Herr Kurz!“ hört er die Löwen von Hinterfelden, die jenseits des hellen Platzes mit lachenden Gesichtern zu ihm herüberspähen, rufen. Er tritt zurück in den Schatten; seine Zähne knirschen aufeinander, sein Atem leuchtet.

Da sagt eine Stimme neben ihm: „Nimmt der Herr Inspektor von mir nicht auch was?“

Er fährt herum. Die Försternagel! Im Hell-dunkel meint er ihre Augen blinken zu sehen und den Blick, den er kennt —

Und was die Dirne in der Hand hielt, ist mit leisem Klirren auf den Rasen gerollt. Denn er hat ihre Handgelenke umklammert, er zieht sie mit sich hinein in den dunkeln Lindengang, er preßt sie an sich, er küßt sie, küßt sie —

Er hört rauschende Musik, er merkt die hitzigen Geister des Weines, er fühlt das üppige Weib an seiner Brust — — Dunkel ist es ihm nur noch, als ob alles Geistige in ihm erstürbe.

Da flutet von zwei Seiten gleichzeitig blendendes Licht über die beiden . . .

Der Hausherr hat eine Polonaise durch den Park arrangiert, eine ganz besondere Polonaise, die er lange vorbereitet und als deren Modell ihm der Fackeltanz bei Hofe vorgeschwebt hatte. Denn das Besondere daran war, daß jeder Herr eine Papierlaterne zu tragen erhielt.

Nun hat sich der Zug an der Peripherie eines großen Rasenplatzes, um denselben zu umschreiten, laut Kommando in zwei Kolonnen geteilt und soll sich nun wieder vereinigen.

Aber nicht ohne weiteres kann diese Vereinigung geschehen. Denn da steht plötzlich, allen Blicken sich darbietend, ein zärtliches Liebespaar im Wege!

Freilich nur Sekunden. Mit einem kreischenden Aufschrei der Dirne ist es auseinander gestoben. Die

Paare der Tanzenden aber haben sich in ihre frühere Ordnung gereiht, und deren ganzer glänzender Zug bewegt sich die breite Allee hinunter.

Doch es ist noch ein anderer kreischender Aufschrei laut geworden. Und den hat die Frau Apotheker ausgestoßen. Da standen die Frau Oberst und die Komtesse am weitesten im Vordergrund; die eine hat das kleine Intermezzo verstohlen belächelt, die andere es ignoriert. Aber die Frau Apotheker hält dasselbe an die große Glocke zu hängen, geradezu für ihre Pflicht, für ihre moralische Pflicht im besonderen! Denn das ist sie ihrem armen Kinde schuldig, ahnen zu lassen, daß dieser Mensch sich um seine Gunst bemüht hat, dieselbe nun aber für ewige Zeiten verscherzte! Und auf dem Tanzplatz begehrt sie, dieses ihr weinendes Kind an der Hand, sofort nach Hause zu fahren. Und die Italienische Nacht bestrahlt einen umständlichen Ausbruch und mehr als ein entrüstetes Gesicht auf Seiten der Hinterfeldener. Und als die Frau Apotheker endlich ihr Körpergewicht auf den Wagentritt schwingt, verfehlt sie nicht, vernehmlich zu flöten, daß ein wohlgezogenes junges Mädchen einem so unmoralischen Menschen nicht zum Opfer fallen dürfe! — So hat, nachdem die Mutter mit ihrem Kinde davon gerast ist, dem Intermezzo im Lindengange auch ein Nachspiel nicht gefehlt.

Und der Held jenes Intermezzos? Er hat in dem Schwarz im Lichte der Papierlaternen nur ein einziges Gesicht gesehen: Edithas Gesicht. So unbewegt war es, als sehe es nichts, natürlich. Er wird es nicht wiedersehen, Zeit seines Lebens wohl nicht. — Aber es gab Menschen, die in ihren Neigungen einen gemeinen Zug nach dem Niedrigen hatten. Wie manchmal waren sie ihm schon begegnet, wie widerwärtig waren sie ihm. Und wenn je in Editha die Erinnerung an den heutigen Tag auftauchte, so würde er vor ihr stehen als ein solcher!

Er preßt die Stirn in die Hände und lacht laut.

Die durchgreifenden Weisen der Militärkapelle erklingen jetzt als Tischmusik.

Weit offen stehen die Glashüren, die hinaus auf die Schloßterrasse führen; drinnen aber in dem großen hell erleuchteten Gartensaal tafelt man. Das ist ein hübsches Bild.

Das Volk hat indessen seine Tafelfreunden schon hinter sich. Windlichter und bunte Lampions leuchten hier ungleichmäßig. Müde hängen die Kinder auf den Bänken. Die Alten hocken und stehen in Gruppen bei einander. Zwischen der Musik, die vom Schlosse herübertönt, schwebt es wie Murmeln über diesen.

Jetzt setzt die Musik aus. Und Gustav Lange wird aufmerksam. Das klang ja wie eine Rede!

„Und ich glaube ja, da wollt ihr euch noch bedanken, ihr Tömlar!“ fährt der fremde Mann, der

Schwager des Weibervogts, der ihm schon vorhin unangenehm aufgefallen ist, und der jetzt in Rednerpose am oberen Ende eines Tisches steht, affektiert berlinisch fort. „Überlegt euch doch man: zu was war denn der ganze Mumpitz? Bloß damit eure Jöden schon beizeiten vor dem kleinen Sultan von Marokko schön machen lernen! Zu was anderem nicht. — Aber da wird noch jroßjethan mit, als wie mit 'ner Inade. Und warum können sie jroßthun? Auch wieder man bloß wejen so 'ner himmelschreiden Ungerechtigkeit vom Staat. Überlegt euch doch man! Was der jroße Sultan von Marokko, was der Herr Leutnant ist, nicht allein, daß der von eurem sauern Schweiß lebt — nein, der kriegt auch noch vom Staate sein hohes Offiziersjehalt dazu. Ja, ja! Euch slunkert der Staat was vor von Altersversicherung und so'n Blech, und nimmt euch die paar Iräten, die ihr euch auf die hohe Kante legen könntet, wo hinjejen ihr euch nu lange zu Tode jeschustet habt, ehe ihr was davon wiederseht — und dort schmeißt er's hin, der Staat, wo so'n jnädiger Herr so wie so schon im Gelde sitzt.“

„Halt da! Jetzt werde ich ein Wort mit euch reden!“ Der Redner verstummt vor der befehlenden Stimme. Gustav Lange steht mitten unter den Leuten. Und die weichen erschrocken zurück. Denn ungleich manchem seiner Vorgänger, haben Sie diesen Herrn Inspektor — und zwar nicht nur, weil er der Bruder des Herrn ist — unbedingt zur Herrschaft rechnen gelernt. Die Mehrzahl von ihnen erwartet jetzt eine Art Strafgericht.

Und Gustav will es auch halten; über den unbefugten Aufwiegler will er es halten und die Leute aufklären über den Unsinn, den er ihnen vorschwaht; wie er zum Beispiel keine Ahnung zu haben scheint, oder keine haben will, von dem Verhältnis eines Reserveoffiziers — ganz sachlich will er ihnen alles sagen —

Aber im Grunde seines Herzens herrscht Bitterkeit gegen dieselben „gnädigen Herren,“ gegen die der Redner eiferte, und eine nie gekannte Sympathie für das Volk bemächtigt sich plötzlich seiner, eine Sympathie, die ihn keine schroffen Worte finden, sondern beginnen läßt: „Ja, ihr seid vielfach unterdrückt; und was für euch geschieht, ist oft fehlerhaft, unzulänglich. Vielleicht auch wird euch mancher Brocken von oben her nur aus Egoismus zugeworfen.“

„Aber —“ will er fortfahren und Jhnen sagen, wie andererseits vieles Fehlerhafte, Unzulängliche auch erst ein Übergangsstadium ist; wie andererseits ihre Unvernunft Leute erheischt, die über ihnen stehen, und ihr Undank gar nicht einmal eine so gütige Herrschaft verdient; diese Unvernunft und dieser Undank, die sie blindlings jedem beliebigen, selbst halb oder ganz irre geleiteten Leithammel nachlaufen, der un-

sinnigsten Geheer ein williges Ohr leihen lassen wie eben jetzt! Den Standpunkt gehörig klar machen will er ihnen.

Doch er vergißt das „Aber!“ Immer höher steigt die Bitterkeit in ihm mit jedem der ersten Worte. Er bleibt stehen bei dem Egoismus — einem zu maßloser Überhebung führenden Egoismus — der Menschenklasse, die auch für ihn „oben“ ist, von der auch er meint, höchstens einmal Brosamen hingeworfen bekommen zu haben. Er spricht von starrer Gleichgültigkeit, gegen die er selbst oft wie gegen eine Mauer gerannt ist, von eifrigem Hochmut, der ihn selbst oft verletzt hat; er entrüstet sich über eine widersinnige Gesellschaftsordnung, nennt es eine grausame Ungleichheit, die herrscht.

Er vergißt das „Aber!“

Zwei Hände rütteln ihn unsanft. „Zum Ruckuck, Mensch, halten Sie den Mund!“ das sonst so vergnügte Gesicht ganz blaß und ernst, steht der Feldjägerleutnant hinter ihm. „Was fällt Ihnen ein?“ raunt er, immer bemüht, ihn mit sich fortzuziehen. „Bei dieser Festlichkeit, die einen enragierten Socialisten befriedigen könnte, stiften Sie das an! Den Teufel auch, hätte Ihnen zu allerlezt zugetraut, daß Sie sich in der Stille zum Volkshelden ausbildeten —“

Gustav sieht ihn starr an. „Dazu habe ich auch nicht das Zeug. Aus bloßem Haß gegen die oberen Schichten ist noch kein Volksheld hervorgegangen — höchstens die Karikatur eines solchen.“

Dann wird er im Halbdunkel die erregten Gesichter der Leute und das triumphierende des Berliner gewahr — und sieht die Schloßterrasse herabkommen, wie in einer Lichtflut, eine Schar anmutiger, eleganter Gestalten: langsam, zögernd, als ob sie sich vor etwas stäue.

## 4.

„Ich bedaure es selbstverständlich — aber das letzte, das schlug nun allerdings dem Faß den Boden aus! Du wirst selbst einsehen, daß es nach diesem — pardon — doppelten Skandal, den du uns bereitet hast, nicht anders geht.“

Herr Leutnant Lange sitzt in seinem stilvollen Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch. Er steht aus, als sitze er unter einem hochgradigen Kater. Und doch weiß Gustav Lange, dem seine Worte golden haben, daß es ganz allein der „Skandal“ ist, den er ihm bereitet hat, der so bei seinem Bruder nachwirkt.

„Und ich bedaure nur eins: daß dich die Sache so angreift,“ entgegnete er böshaft. „Im übrigen kam ich ja her, um dich um meine sofortige Entlassung zu bitten.“

„Und immer noch dieser pazige Ton! Wo ich wie vor den Kopf geschlagen dasteh, daß mir so

etwas am eigenen Bruder passieren konnte! Wo man so difficil hier ist!“

Des jüngeren Mannes herausfordernder, spöttisch böshafter Gesichtsausdruck milbert sich keineswegs; die Auslassung des Bruders hat für ihn viel von einem Armutszeugnis gehabt, das dieser sich unfreiwillig ausstellte. Aber daß sich jener Gesichtsausdruck sogar verschärft, das ist gerade darum, weil es ihn doch nicht ganz kalt läßt, wie sehr er den Mann da getroffen hat. Doch er weiß auch, welche verlorene Liebesmüh' es sein würde, an dieser Stelle die Risse im Bindengange sowie die verunglückte Rede an das Volk psychologisch zu erklären!

„Ich nehme ja natürlich an, daß du dich nur vergessen hast,“ fährt der Leutnant bedrückt fort. „Aber — nimm mir's nicht übel — ist das eine Direktionslosigkeit! Wie kann man ein so directionsloser Mensch sein?! — Aber du weißt nicht, was du willst, hast keinen rechten Halt —“

Gustav fährt auf. Daß der da, dem er sich geistig zehnmal überlegen fühlt — der übrigens thatsächlich bei aller Unbedeutendheit eigentlich immer gewußt hatte, was er wollte — so manchmal ein Körnchen Wahrheit über ihn zu Tage fördern muß!

„Lassen wir meine Charakteristik beiseite,“ stößt er heftig hervor, „wir sind ja fertig miteinander! Ich betrachte mich als entlassen.“

„Bitte!“ Der Leutnant schiebt ihm sein Gehalt hin.

Gustav sieht, daß es das volle Jahresgehalt ist. „Behalte dir das; ich will nur bezahlt sein, so lange wie ich dir gedient habe, also bis zum gestrigen Tage!“

„Ruhe, Ruhe, bitte ich nun! — So nimm doch. Was willst du denn nun gleich anfangen, du Unglücksmensch?“

Gustav zögert. Dann sagt er in der That ruhig: „Mr. Piff hat mir ein Anerbieten gemacht. Er will mich bei seinen Unternehmungen anstellen.“

„Ah — Mr. Piff — —“ Gustav weiß, daß jetzt vor seinem Bruder in ganzer geographischer Gestalt Amerika auftaucht, weit drüben über den Fluten des Weltmeeres — „Das ist ja eine sehr glückliche Lösung! Eine außerordentlich glückliche Lösung ist das!“ Der Leutnant atmet sichtlich auf.

„So glücklich, wie jede andere geheißsen worden wäre, die einen aus dem Wege räumt,“ ergänzt der andere mit eigentümlicher Betonung.

„Ich will mich nicht ereifern,“ jener sieht, der Leutnant befindet sich wieder so weit auf der Höhe der Situation, daß er über die gewisse, kleine Handbewegung gebietet. „Jedenfalls aber kann ich dir versichern, daß es mich sehr beruhigen würde, dich, wo es auch sei, zufrieden zu wissen.“

Daß dies aufrichtig gemeint ist, weiß Gustav. „Kann ich deiner Frau Adieu sagen?“ Es ist wieder

eine weiche Regung, die ihn diese Frage thun läßt. Er hatte die Deutschen doch immerhin verkehrt. Auch denkt er daran, was er in Wahrheit vor hat.

Arwed Lange betrachtet unterdes aufmerksam das Bild seiner Frau, daß, sie in einem reizenden Promenadenkostüm darstellend, wie es sich gehört und wie es gut aussieht, auf seinem Schreibtische steht. „Lieber Kerl, ich will dir was sagen,“ beginnt er schonend, „ich bin der Meinung, du kannst zufrieden sein, daß ich mich persönlich mit dir eingelassen habe — immer in den Grenzen der Höflichkeit mit dir eingelassen habe — meine Frau aber trägt natürlich kein Verlangen danach, dich noch einmal wiederzusehen. Sie ist nicht prüde — aber du hast uns eben zu schauderhaft blamiert!“

„Ja so — richtig! Ich habe euch nicht in euren Gefühlen verkehrt — ich habe euch, was mehr sagen will, blamiert!“

Gustav nimmt nun nicht einmal die Hand, die ihm zum Abschied hingehalten wird . . .

Eine Stunde später fährt er in den sinkenden Abend hinein.

Er will sie nicht empfinden, die Zerrissenheit seines Innern. Alle Schleusen zieht er einer fieberisch angeregten Einbildungskraft, daß es wie ein blendender Strom über Abgründe hinwegflutet.

Das sind tolle Bilder, die der daher trägt! Den Genuß zeigen sie, den verfeinerten, den raffinierten Genuß in jeder Gestalt.

Er vertieft sich in sie mit einem wollüstigen, wilden Behagen! Er wird das alles haben! Er wird doch einmal in seinem Leben als Grandseigneur gelebt haben. Ja!

In Mr. Hils's Dienste treten? Aus einem Joch ins andere wieder? O nein, so war es nicht gemeint! Die ganzen siebentaufend Reichsmark, die zum Verhungern zu viel, aber zum Leben zu wenig waren, sie reichten doch zu einem einzigen kurzen Zug aus dem vollen Becher des Lebens! Und die Pistole thut dann ihre Schuldigkeit.

„Zufahren!“ ruft Gustav dem Kutscher plötzlich zu, und die edlen Pferde aus dem Stalle des Bruders greifen aus.

Es ist eine so friedliche Abendlandschaft, durch die der Wagen rollt. Auf den Feldwegen ziehen Menschen und Vieh vom Tagewerk heim; im Kirchdorf drüben läuten die Glocken.

Wunderlich, sich nur noch zu fühlen auf der Erde wie ein Gast, der ein Bacchanal vor sich hat und dann im Nachtdunkel verschwinden wird!

„Zufahren!“ ruft Gustav dem Kutscher noch einmal zu, obgleich er nicht besorgt zu sein braucht, den Zug zu erreichen.

Die kleine Haltestelle steht ihm mit trüben Lichtern aus der Dämmerung entgegen. Er springt vom

Wagen und sieht nicht mehr zurück. Der Zug fährt ein und er wirft sich in ein Coupé.

Eine Stimme dringt von draußen an sein Ohr, die ihm bekannt vorkommt; sie muß vor dem Abteil nebenan sprechen. „Adieu Kind! Schreibe bald. In Kaisersfurt trinkst du ein Täßchen Thee, hörst du. Schreibe bald, es ist uns doch ängstlich, daß du so ohne jede Begleitung fährst —“ von der Erwiderung hört er nichts. Es ist ihm auch gleichgültig. Bei dem schrillen Piff der Lokomotive atmet er auf.

Der Takt des Räderwerks, die huschenden Schatten vor den Fenstern, das stimmt besser zu seinen Gedanken, als die friedliche Abendlandschaft mit ihrem Glockengeläut. Er thut ihn schon im Geiste, jenen kurzen Zug aus dem vollen Becher des Lebens; er berauscht sich an ihm! Es steht ihm alles so fest, so zweifellos fest, bis zu dem dunklen Ende. Und darüber kommt schließlich eine stumpfe Ruhe über ihn.

Kaisersfurt ist die Station, wo die Sekundärbahn, die aus diesem Erdenwinkelchen herausführt, in die Linie Wien-Berlin einmündet. Alles steigt aus, als nach einstündiger Fahrt der Zug dort hält. In einem Schwarm von Passagieren betritt auch Gustav den Wartesaal.

Glühlicht erleuchtet, ein leichter Dunst durchzieht denselben; es herrscht darin der Brunk solcher Lokale, in kunstvollem Getäfel, deckenhohen Spiegeln, einladend gedeckten Tafeln und verstaubten künstlichen Blumen.

An einer jener Tafeln nimmt Gustav Platz, um ein Abendbrot zu verzehren; Küche und Keller sind hier bekannt gut. Umständlich wählt er Menü und Wein; als er endlich damit fertig ist, bemerkt er, daß irgend etwas im Saale Aufsehen unter den Mittasellenden erregen muß. Und er folgt der Richtung ihrer Blicke.

Es ist eine Dame, dieses Aufsehen erregende. An einem kleinen Tische sitzt sie allein. Sie ist wohl eine nicht zu übersehende, distinguierte Erscheinung; aber nicht in dieser Weise würde sie aufgefallen sein, hätte nicht vor ihr ein hoher Champagnerkühler gestanden und sie wie eine Verdurstende die Kristallschale voll schäumendem Naß wieder und wieder geleert und gefüllt.

Gustav setzt das Glas Wein, das er zum Munde führen wollte, auf den Tisch zurück, daß es klirrt. Es war Editha.

Unglaublich! Wie paßte dieses auffallende Gebaren zu ihr? Wie kam sie dazu?

Er beobachtet sie scharf. Wie wunderbar sie aussah! Blasser als sonst und dunkel verschattet um die Augen, und diese selbst blickten so starr. Jetzt preßt sie die Hand, von der sie den Handschuh gezogen hat, gegen die Schläfe — diese durchsichtige,



blaugeäberte Hand, die einen solchen Reiz für ihn hatte. Heiß wallt es auf in ihm! Er hätte hin-  
stürzen mögen, sie küssen.

Für Editha existierte ihre Umgebung offenbar nicht, ihrer Haltung nach. Und mehr und mehr sank die zarte Gestalt in sich zusammen.

Nun aber richtet sie sich auf — erhebt sich. Mit ihren anmutigen, harmonischen Bewegungen gleitet sie durch die Menge. Jetzt ist die schwere Thür hinter ihr zugefallen.

Indessen ist das wenige, elegante Handgepäck auf dem Platze zurückgeblieben. Sie muß wiederkommen.

Doch dies geschieht nicht. Gustav zählt die Minuten und läßt die Thür nicht aus den Augen. Nur, um jedesmal, wenn sie langsam aufgeht, enttäuscht zu werden; nur, um mit jeder Minute mehr einem intensiven Angstgefühl, das sich bis zur körperlich unerträglichen Beklemmung steigert, zu unterliegen. Endlich weiß er selbst kaum, wie er aus dem Saale, aus dem Gebäude hinaus ins Freie gelangt ist.

Kaisersfurt war als Eisenbahnknotenpunkt entstanden. In einiger Entfernung hatten sich später verschiedene Fabrikanlagen dazu gefunden, die denselben Namen führten; in der Hauptsache aber ist es nur Bahnhof und liegt als solcher weit ausgedehnt auf freiem Felde. Die Stationsgebäude mit ihren glasgedeckten, schimmernd hellen Hallen, ein mächtiger Platz mit den weithin leuchtenden Angaben der Fahrrichtungen, hüben und drüben fortwährend an- und abfahrende Züge, fortwährend eine dunkel hin- und herflutende Menge dazwischen — und die Schienengeleise laufen hinaus in die Nacht.

„Richtung Berlin,“ leuchtet hier. „Wann kommt der Schnellzug?“ fragt Gustav irgend einen Bahnbediensteten, obgleich er es eigentlich ganz genau weiß; er hatte nur das Bedürfnis, sich durch ein paar Worte Luft zu machen.

„In einer halben Stunde. Es läuft erst noch ein Güterzug ein,“ spricht der Mann.

Gustav dankt, ohne hingehört zu haben, und geht weiter. Es ist menschenleer hier.

Da sieht er vor sich eine andere Gestalt herwandeln. Sie ist es, die er sucht. Das graue Reisefleisch schimmert weiß im Dunkel.

Nah am Rande des Bahnsteiges geht sie hin, immer weiter; jetzt bleibt sie stehen. Aus der Nacht taucht der Güterzug auf mit glühenden Augen.

Leise, behutsam, unwillkürlich, hat sich Gustav genähert. Von der anderen Seite stöhnt die Maschine heran, immer lauter, jetzt betäubend.

Plötzlich sieht er, wie die lichte Gestalt von dem Bahnsteig hinunter gleitet — sich platt auf das Schienengeleise wirft.

Ein unartikulierter Schrei — er ist hinabgestürzt, hat sie emporgerissen.

Und hart an ihnen, mit heißem Atem und starkem Luftdruck, streift die Maschine vorüber, sie in Gedröhn, Qualm und Rauch hüllend.

Als letzterer sich lichtet, stehen sie oben auf dem Sande, da, wo der Bahnsteig zu Ende ist.

Der Mann hält das Mädchen stützend in den Armen. Aber er selbst bebt bis ins Mark. Noch nie in seinem Leben ist er sich einem Ereignis gegenüber so klein vorgekommen.

„Editha,“ stößt er leuchtend hervor im Tone tiefsten Vorwurfs, „das — das wollten Sie thun —“ Jäh bricht er ab.

Über ihre Lippen kommt ein leises Wimmern — dazwischen: „Warum ließen Sie mich nicht — warum ließen Sie mich nicht?“

Ihm versagt die Stimme. Das ist eine furchtbare seelische Erschütterung, die in ihm vorgeht, die das Tiefste nach oben schleudert und die Oberfläche verschlingt!

„Erkennen Sie mich denn, gnädiges Fräulein?“ ringt es sich nach einer Weile aus seiner Brust.

Sie nickt. „Und warum ließen Sie mich nicht — warum ließen Sie mich nicht?“

„Editha,“ murmelt er, „ahnen Sie denn, daß es mich zu Ihnen hinzog, überwältigend, vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah —“

Sie nickt wieder.

„So werden Sie mir vergeben, wenn ich dagegen Sie nur zu fragen weiß: Warum wollten Sie das thun? Warum?“

Sie zittert wie Espenlaub; er glaubt, ihre Zähne aufeinanderzuschlagen zu hören. Und dann löst es sich ihm, in abgebrochenen Sätzen, in verzweifelter Anklage, das Rätsel, dessen Schatten über ihr er immer empfand:

„Lassen Sie mich — Warum haben Sie uns auseinandergerissen? Oder warum ließ er es geschehen? Theatralische, egoistische, materielle Standesrücksichten — o, die Inferiorität solcher Hindernisse! Warum müssen zwei Geister, die zusammen gehören, sich ihr beugen? Oder warum ist die Welt nicht anders? Prinz — Prinz! Was ist das für eine Vorsehung, die ihn als Prinz geboren werden ließ? Oder was ist das für ein Gott, der mir nicht half? Lassen Sie mich —“ sinnlos ringt sie mit ihm, ihre zarten Hände aus den seinigen zu befreien.

Er hält sie eifern fest. „Editha, Editha, verzweifeln Sie nicht an Gott,“ beschwört er sie, „glauben Sie, er führt einen wunderbaren —“ Er muß sich besinnen. Spielte er denn nicht Komödie? War ihm das wirklich heiliger Ernst? Ja, das war es.

Sie aber spricht weiter, Worte, wie gezwungen hervorgestoßen. „Ich hab' ihn zu sehr geliebt —“

Ich komm' nicht hinweg über diese Liebe — — Ich wollte nur noch einmal nach Lohwiß — Ich war da so glücklich als Kind — Ich wollte es dort thun — Aber die alten Leute — es that mir leid — Doch ich will nicht in das Leben zurück — ich will nicht — Es liegt so öde vor mir, so öde — Sie haben mich nicht gerettet, ich thue es doch — Warum ließen Sie mich's nicht thun, es wäre vorbei jetzt —"

Sie hat den plötzlichen körperlichen Widerstand aufgegeben. Sie lehnt an seiner Brust, wie sie an jeder andern Stütze lehnen würde, matt, gebrochen.

Aber er bebt jetzt nicht mehr bis ins Mark. Wunderbar! Es geht durch seine Adern, nicht heiß und leidenschaftlich, aber wie ein neuer kraftvoller Lebensstrom.

Das war nicht mehr das Weib, das sein anmuthiges Auge berückt, das seine Seele bezaubert: das war die unglückliche Schwester, die er dennoch retten mußte, vollends retten mußte, so viel es in seiner Kraft stand!

"Was Sie auch durchgemacht haben, Ihr Leben wird wieder Inhalt bekommen," versichert er ernst und eindringlich. "Freilich — Sie werden auch ein wenig nach diesem Inhalt suchen müssen. Haben Sie niemand, der Ihnen dabei helfen könnte, oder der Ihre ganze Fürsorge braucht?"

"Wen ich habe?" wiederholte sie apathisch. "Verwandte habe ich — die sehr viel gute Meinung, wie sie sich ausdrücken, aber wenig Verständnis für mich haben, und die gar nichts brauchen —"

Es hat ihn noch niemals in seinem Leben jemand so in tiefster Seele erbarmt.

Und ein mächtiges Mitleid überkommt ihn, ein Mitleid, als ob es sich über sie, der es zunächst gilt, hinweg ausbreite, weit, weit — und in jenem neu-aufschwellenden Kraftgefühl zugreifen müsse mit festem Griff, wo es nur könne.

"So bleibt die leidende, irrende Menschheit.

Gnädiges Fräulein — ich rede nicht aus dem Besserkennen eines Tugendhelden, sondern aus der Erfahrung eines Sünders."

Sie hat es geschehen lassen, daß er ihren Arm in den seinen gelegt und sie fortgeführt hat. Nun kommt ein Menschengewoge ihnen entgegengeflutet, das Gedränge des Bahnhofes wird sie sogleich wieder haben.

Er bleibt mit ihr unter einer Laterne stehen und sieht ihr fest in die Augen: "Das Leben kommt und holt uns ein. Versprechen Sie mir, daß Sie nie wieder den Versuch machen wollen, ihm zu entfliehen!"

Er sieht, wie es in ihr kämpft und ringt. Er weiß, das Wort, das sie jetzt giebt, wird sie halten; er läßt sie nicht los mit seinen fordernden Augen.

"Ich verspreche es!" lautet es da.

"Daß Sie vielmehr den Versuch machen wollen, es wieder mit ihm aufzunehmen?"

"Ich will ihn machen."

Hinter ihm kommt der Schnellzug angebraust; da hält er. Er hat nur wenige Minuten Aufenthalt; sie befinden sich mitten im Tumult des hastigen Einsteigens. Gustav hat Editha in ein Coupé geholfen, nach ihren Sachen geschickt.

Da reicht sie ihm die Hand; nicht, wie die Dame sie in die des Herrn legt, sondern wie ein Mensch, der nach einem Galt greift.

Und: "Auf Wiedersehen. Es giebt in Zukunft jemand in der Welt, auf den Sie stets und unbedingt rechnen können," sagt er.

Sekunden später führt der Zug sie beide mit fahplanmäßiger Geschwindigkeit davon. Gustav sieht zum offenen Fenster hinaus ins Nachtdunkel. Mit der einen Hand nimmt er den Hut ab, daß die frische Luft die heiße Stirn kühlt, mit der andern greift er nach dem lederen Portefeuille in der Brusttasche, in das er gestern gedankenlos Mr. Hills Berliner Adresse steckte.







Figure 1. A woman in a headscarf and dark clothing, standing in a field or garden.

Figure 2. A woman in a headscarf and dark clothing, standing in a field or garden.

Figure 3. A woman in a headscarf and dark clothing, standing in a field or garden.



eine außerhalb des Hauses angebrachte Treppe zu einer breiten, offenen Galerie empor, wo sich die Familie zu den Mahlzeiten zu versammeln pflegte. Von der Galerie gelangte man zu der durch einen gemeinsamen Saal geschiedenen Wohnung der Männer und derjenigen der Frauen, dem Gynäceion. Bei wohlhabenden Athenern fehlte auch nicht ein schöner Garten am Hause. Den getünchten Wänden der Zimmer waren Blumen und Blumenkörbe aufgemalt und die Decken mit reicher Einlegearbeit und mit Stuck verziert.

In einem solchen athenischen Bürgerhause erblickte Therese Matris im Jahre 1798 das Licht der Welt. Ihr Vater, der aus Korfu stammte, bekleidete bei ihrer Geburt das Amt eines englischen Vizekonsuls in Athen. Er hatte als solcher das Recht, den Titel Logothetes zu führen und in einer monatlich abgehaltenen Synode seine Meinung über kirchliche Fragen abzugeben. Er starb aber schon im folgenden Jahre an einem Fieber, das er sich als Reisebegleiter eines vornehmen Engländers im Peloponnes zugezogen hatte.

Wer weiß, ob bei der Geburt der Kleinen die Glückwünsche der zahlreichen Verwandtschaft sich ganz in den Grenzen der Aufrichtigkeit hielten; denn die Eltern hatten sich jedenfalls einen Sohn um so inniger herbeigewünscht, als ihrer Ehe schon zwei Mädchen, Marianne und Katharine, entsprossen waren. Beim Tauffest, zu dem der mächtige kupferne Taufkessel aus einer benachbarten Kirche herbeigeschafft worden war, erfolgte nach griechischem Ritus durch den weißhaarigen Popen ein dreimaliges, so nachdrückliches Untertauchen des Täuflings in dem Taufwasser, daß selbst das Herz der an diesen Anblick doch schon gewöhnten Mutter dabei erbebt. Mit der Neugeborenen war auch eine stattliche Amme in das Haus gekommen, die den süßen Namen Paramana, Muttererz, führte und ausschließlich der Aufziehung ihres Pfleglings zu leben hatte. Die griechischen Damen jener Zeit verstanden sich nämlich wie auch heutzutage nicht dazu, ihre Kinder selbst zu nähren, wovon sie eine Beeinträchtigung ihrer Schönheit befürchteten. So wuchs Therese heran, in ihrem Kinderzimmer und vor allem in dem schattigen Garten mit seinen Blumen, seinem Riosl und Springbrunnen. Hier mochte ihr die Amme in der Dämmerstunde von den Seeräubern erzählen, deren häufige Plünderungen Athens den Bau der sieben-thorigen Stadtmauer veranlaßt hatten, oder von den Türken, die im Lande herrschten und darin ein so strenges Regiment führten. Größer geworden, wird sie unter die Kinder Geschenke verteilt haben, die nach dem damaligen hübschen Brauch von Haus zu Haus ziehend, durch das schon zu Aristophanes' Zeit gefungene heitere Schwalbenliedchen das Nahen des

Frühlings verkündigten, wobei sie eine hölzerne Schwalbe an einem Cylinder herumdrehen. Oder sie begleitete Mutter und Schwestern am Osterfestabend in die Kirche, wo sich dann um Mitternacht die Kerzen all der Gläubigen, welche atemlos dieses feierlichen Augenblicks harrten, wie mit einem Zauberschlage entzündeten, und die Freudenbotschaft „Christos anesti“ zum Versöhnungsgebot wurde für alle, die auch durch einen noch so tiefen Abgrund des Hasses voneinander geschieden waren.

Noch sehr jung wurde Therese von ihrer Mutter in der damals auf eine außerordentliche Höhe gebrachten Kunst des Stidens unterwiesen. Und es muß einen sehr anziehenden Anblick gewährt haben, wenn die drei Schwestern mit von Eifer geröteten Wangen sich auf ihre Stidrahmen herabneigten, die nebst zierlich mit Elfenbein eingelegten Nähtischen die ganze Zimmereinrichtung einer jungen Griechin der damaligen Zeit bildeten. Ebenso war es die Mutter, welche ihre Töchter im Tanzen unterrichtete, wofür es damals noch keine besonderen Lehrer gab. Sie wies ihnen jene Tänze, die schon ihre Mutter sie gelehrt hatte, jene uralten griechischen Tänze, deren Bedeutung sie, die alten Weisen summend, ihnen verständlich zu machen suchte. Von einer wohl-erzogenen jungen Griechin der damaligen Zeit wurde aber auch vorausgesetzt, daß sie die türkische Guitarre zu spielen und das Tamburin zu schlagen verstand. Die Erziehung der jungen Mädchen Matris, welche infolge der von ihrem Vater innegehabten Stellung auch mit den Familien der übrigen Konsuln in Athen verkehrten, umfaßte aber außer dem Unterricht in den Elementarfächern, auch französische und englische Sprachstudien, so daß sie imstande waren mit Byron, der im Oktober 1810, von gemeinsamen englischen Freunden empfohlen, das Haus der Konsulwitwe betrat, sich in seiner Muttersprache zu unterhalten.

Auf seiner großen Orientreise begriffen, hatte Byron die beiden ersten Monate des Jahres 1810 in Athen verlebt, ohne jedoch mit der Matrischen Familie in Berührung gekommen zu sein, die dortigen Altertümer studiert und von Athen aus Reisen nach Euboea und in Morea unternommen. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Smyrna war er vom Mai bis Juli in Konstantinopel gewesen und am 19. Juli nach Athen zurückgekehrt. Dem Hellenentum innig zugethan, beabsichtigte er in dem „Land der Freiheit und edlen Menschlichkeit“ ein oder zwei Jahre zuzubringen und sich auch die Kenntnis der neugriechischen Sprache anzueignen. Wegen der sommerlichen Glut gönnte er sich aber in Athen nur eine mehrtägige Rast und gab dem kühleren Innern des Landes, vor allem dem prächtig am Meere gelegenen Patras den Vorzug vor dem

von Staub und Scirocco erfüllten Athen, das er in der schönsten Jahreszeit wieder betrat, im Oktober, „wann segnend der Herbst in rötlichem Duft durch die Berge wandelt und am Felshang tiefer die Traube sich bräunt.“

Byron hatte sich während seiner Streifzüge durch Griechenland stets auf Gastfreundschaft angewiesen gesehen; denn Hotels waren um jene Zeit daselbst ganz unbekannt. Er schreibt darüber: „Ich wohnte bei Griechen, Türken, Italienern und Engländern, heute in einem Schloß, morgen in einer Hütte. Heute bei einem Popen, morgen bei einem Hirten.“

In dem gastfreien Hause der Frau Matris wurde ihm die liebenswürdigste Aufnahme zu teil. Die damals erst zwölfjährige Therese war zu einem Mädchen von wundervollem Liebreiz herangewachsen, das die Schwelle der Kindheit überschritten und unter dem Einfluß des süblichen Klimas, wo Heiraten mit dreizehn Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören, die Reise eines sechzehnjährigen deutschen Mädchens erreicht hatte. Den schönheitsstrunkenen Dichter mochte es wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht anmuten, als sein entzückter Blick zum erstenmal die Gruppe der jungen Mädchen umfing. Nach orientalischer Sitte saß auf die schwelenden Divans des Empfangsalons zurückgelehnt, begrüßten sie den eintretenden Gast durch eine liebevolle Neigung des Hauptes, wobei sie mit einer unendlich graziösen Bewegung die Rechte zur Brust führten. Eine reich mit Perlen besetzte rote Mütze, deren blaue Quaste auf ihre Schultern herabfiel, zierte ihr Haupt, das außerdem ein breites, gelbes, an den Schläfen hinlaufendes Seidenband umfing. Während die beiden jüngeren Schwestern Katharine und Therese ihre glänzenden, tiefschwarzen Haare zum Teil darunter verborgen trugen, umwogten die goldschillernden, mit Seide durchflochtenen Locken der ältesten Schwester Marianne fessellos ihre Schultern. Ein weißes Kleid aus Musselin oder gestreifter Seide, das ein von edlen Steinen schimmernder Gürtel zusammenhielt, wallte auf ihre Füße herab, die in den kostbaren Teppichen versanken. Ein weißes, mit rotem oder gelben Atlas gefüttertes Nieder umschloß die feine Taille. Ihre offenen, reich bestickten Ärmel konnten am Handgelenk geschlossen werden. Ein im Sommer mit Hermelin, im Winter mit schwererem Pelzwerk gefüttertes Oberkleid vervollständigte ihr Kostüm. Bei jeder Bewegung der schmalen Hände bligten die Ringe an den Fingern, die Goldreifen an den Armgelenken, und von dem weißen Halse hob sich kostbarer Schmuck wirkungsvoll ab.

Man wird verstehen, wie bei einer solchen Fülle von Schönheit der Dichter anfangs sich selbst nicht recht klar war, zu welcher der drei Schwestern er sich am stärksten hingezogen fühlte. Vielleicht that

es ihm zuerst Marianne an, welche die heiterste von ihnen war, während Katharine und Therese nur im Laufe des mit dem vollendeten Takt einer Dame der besten Gesellschaften geführten Unterhaltung dem Frohsinn Raum zu geben pflegten. Aber besonders Therese, deren Zauber der Dichter endlich ganz erlag, war ein schwermütiger Zug eigen. Große, dunkle, von langen Wimpern beschattete Märchaugen, deren vollen Strahl sie in kindlicher Befangenheit kaum auf den seltsamen Fremdling zu richten wagte, leuchteten aus ihrem engelschönen, blassen Gesicht. Wie aus Licht und Duft gewebt, mußte ihm das holdselige junge Wesen erscheinen, von deren Lippen der weiche Wohlklang der griechischen Sprache wie Musik in seine Seele drang. Und der von ihr ausgehende Zauber wird um so unwiderstehlicher gewesen sein, je größer die ihr durch Sitte und Gewohnheit auferlegte Zurückhaltung war.

Denn damals waren für die jungen Griechinnen ungemein strenge Gesetze der Schicklichkeit maßgebend. So gestattete ihnen der gute Ton das Beisammensein mit einem jungen Mann nur im Salon und in Gegenwart der Mutter. Auch verließen sie in der Regel nur zu Kirchgängen das Haus, nachdem sie um ihr Haupt einen Schleier mit goldenen Borten gehüllt hatten. Wenn sie einmal einen Besuch machen wollten, trugen ihnen die stets ihr Geleit bildenden Dienerinnen ihre Schuhe und Schmucksachen nach, um beim Anlegen derselben vor dem Hause, dem der Besuch zugebacht war, zu helfen. Beim Betreten des türkischen Quartiers, wo ihnen jeder ihre Wege kreuzender Mann den Rücken zuzuwenden hatte, ließen sie noch einen schwarzen Schleier über ihr Gesicht fallen: Denn eine Griechin, welche sich auf der Straße unverschleiert gezeigt, hätte sich der allgemeinen Verachtung preisgegeben gesehen, und wenn ein Türke Gefallen an ihr fand, so konnte sie ihm der Rabi als Gattin zuerkennen.

Zweifellos ist die Erscheinung des wunderbaren Fremdlings mit seinem lodenumwallten Dichterkopfe, seinen Augen, aus denen Feuerflammen von hinreißender Gewalt brachen, nicht ohne tiefen Eindruck auf das junge Mädchen geblieben. Mit klopfendem Herzen und heißen Wangen wird sie, von seinem Wesen bestrahlt, seinen glänzenden Schilderungen all der Länder, die er durchstreift, gelauscht und in Gedanken sich beschäftigt haben mit seiner fernem, meerumrauschten Heimat, auf welcher der Nebel so schwer lastet, und die so weit, so weit von ihrer eigenen, engen, weltentrückten Heimat entfernt war. Der in einem Sprühfeuer von Wit und Scherz glühende Geist Byrons mußte ja auch ganz natürlich ihr harmloses Gemüt blenden. Das tägliche Zusammensein nährte die Flamme zum großen Brande, aber eine romantische Auffassung des zart-





Meer gerichtet, dessen Schoß die dufstumsfloffenen Umriffe der Insel Nigina entstiegen, auf die von weichem Farbensdust überhauchte attische Berglandschaft und die von dem Parthenon wie mit einer goldig leuchtenden Krone geschmückte Akropolis.

In solchen Stunden wird das Bild der unvergeßlichen Geliebten vor seine bewegte Seele getreten, wird jenes seelenvolle Lied entstanden sein, das seiner Liebe zu Therese so hinreißenden Ausdruck leiht, jenes Lied, das durch die entzückende Innigkeit der Empfindung, durch die bezaubernde Harmonie von Wort und Inhalt unsere Herzen gewinnt, und das in deutscher Übersetzung, die der Wirkung des Originals allerdings unvermeidlich bedeutenden Abbruch thun muß, lautet:

„Maid Athens beim Trennungsschmerz  
Nieh, o gieb zurück mein Herz,  
Oder hält es fest dein Sinn,  
Nimm auch alles andre hin.  
Scheidend hör' mein Ach und O!  
Ζωή μου οὐς ἀγαπῶ.

Bei den Lippen ungezwängt,  
Die Agäas Wind umfängt,  
Bei den Wimpern, deren Nacht  
Küßt der Rosenwangen Pracht,  
Bei den Augen licht und leb —  
Ζωή μου οὐς ἀγαπῶ.

Bei dem Mund, so hold und fein,  
Bei dem Wuchse schlank und fein,  
Bei der Blumenprache gar,  
Durch die wird Geheimnis klar,  
Bei der Liebe bang und froh —  
Ζωή μου οὐς ἀγαπῶ.

Maid Athens, gedente mein,  
Wenn ich fern und du allein,  
Ob ich nach Byzanz gereist,  
Hält Athen doch Herz und Geist;  
Von dir lassen nirgendwo —  
Ζωή μου οὐς ἀγαπῶ!“

Byron hatte offenbar die Absicht, mit diesen Versen eine Blumenspende zu verbinden und beides bei seiner Abreise von Athen nach Konstantinopel Theresen zuzustellen. Er hat ihr die Blumen ohne diese Verse gesandt, da sie erst später in Theresens Hände gelangten. Gern wandelte Byron besonders in Mondscheinnächten durch die stillen Gassen der Stadt mit ihren verschlafenen rauschenden Brunnen, ihren geisterhaft aufragenden weißen Minarets. Dann unterbrach die tiefe Stille, welche ihn umfing, ab und zu unheimlich ein wildes hei! hei!, das die auch des Nachts nicht ruhende Arbeit der in der Stadt gelegenen Olmühlen begleitete. Von der Akropolis herab ließ sich die Besagung durch Trommelwirbel und die Töne der Sackpfeife vernehmen. Nun verkündigte der arabische Gesang eines türkischen

Priesters die abgelaufene Stunde. Hinter den Jalousien der Fenster schimmerte kein Lichtstrahl auf. Nur die griechischen Kirchen und Kapellen erfüllte ein schwacher Dämmerchein, den die Tag und Nacht von fremden Händen darin unterhaltenen Öllämpchen verbreiteten.

Das damalige Athen war so ganz geschaffen, einen Dichter anzuregen. Wie pittoresk waren seine Gäßchen mit ihren kleinen Häusern, deren wenige Fenster ängstlich vergittert und verschlossen waren, und hinter denen doch dann und wann ein schönes Augenpaar aufblitzte. Den meisten waren edle Marmortrümmern antiker Bauwerke eingebaut, und überall fiel der Blick auf eine unbeachtet auf der Gasse liegende Säulentrommel oder schlante, einen Balkon tragende ionische Säulen aus altgriechischer Zeit. Ja, der alte Glanz war dahin. Daran gemahnten der hell über die Stadt hinschallende Ruf der Muezzins, der in die Tanzkapelle eines Ordens von Derwischen verwandelte Turm der Winde, wo diese religiösen Fanatiker ihre wahnwihigen, sinnverwirrenden Tänze aufführten, und der breit und wichtig im Centrum der Stadt liegende Woimodenpalast, wo der in erdbeersfarbene seidene Gewänder gehüllte Woimode Athens auf seinem Divan thronte. Der Halbmond triumphtierte über die alte hellenische Herrlichkeit. Das sprach auch aus den stolzen Mienen der auf feurigen Rossen dahinsprengenden Türken, die geringschäßig auf die Griechen herabbllickten. Diesen war damals das Reiten innerhalb des Stadtgebietes auf das strengste verboten.

Byron, in dem Kloster dem lauten Strom der Zeit entrückt, war aber doch nicht von allem Verkehr abgeschnitten. Wir erfahren aus seiner Korrespondenz, daß er zu vielen, um jene Zeit Athen besuchenden Fremden, besonders Dänen und Deutschen, die gleich ihm im Kloster gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, in anregende Beziehung trat. Besonders freundschaftlich verkehrte er mit einem italienischen Maler. Der größte Gewinn aber erwuchs ihm aus der Bekanntschaft mit dem damaligen französischen Konsul in Athen, Janoel, einem begeisterten Freunde des Altertums.

Der französische Maler Dupré, welcher Athen vor dem Befreiungskampf besuchte, hat eine Skizze von dem am Fuß der Akropolis gelegenen französischen Konsulat entworfen: Janoel sitzt in der Tracht aus dem Anfang dieses Jahrhunderts auf der Galerie seines Hauses vor einer Staffelei. Die schweren, der Mittagssonne den Zutritt wehrenden Vorhänge sind zurückgezogen und gestatten einen freien Blick auf die Akropolis im Hintergrunde. Am Thor des Gartens mit seiner Fülle rauschenden Grüns und seinen, von den wertvollsten Antiquitäten bedeckten hohen Mauern weht die Fahne Frankreichs.





zu, welche die Familie Makris auf der offenen Galerie ihres Hauses einnahm. In Athen gab es damals zahllose Scharen von Dohlen und Falken, von denen sich dann immer einige einstellten und von den Schüsseln kosteten. Wenn sich aber einmal einer dieser Vögel an einer zu heißen Speise den Schnabel verbrannte, flog er ärgerlich davon und kam sobald nicht wieder.

Wir werden wohl auch nicht in der Vermutung fehlgehen, daß dem schönen Mädchen nach dem Herkommen im Schutze des Abenddunkels vor dem Hause Ständchen gebracht wurden, wobei sich der Gesang eines der empfindungsreichen neugriechischen Volkslieder stimmungsvoll dem Spiel der Gitarre anschmiegte. Dann mochten die Schwestern unter der Obhut der alten Amme, die in dem Hause friedlich ihren Lebensabend beschließen durfte, im Garten sitzen unter der großen Platane, durch deren Blättergewirr sie die Sterne funkeln sehen konnten. Sie hatten sich dann immer sehr viel zu erzählen; aber an diesem Abend war es etwas ganz besonders Wichtiges. Therese hatte einen gar seltsamen Traum gehabt: Ein Fremder war auf sie zugetreten, hatte ihr einen Reiherr und Blumen angeboten, eine Fackel angezündet und war verschwunden. Die gute Alte war um eine Deutung dieses Traumes nicht verlegen. „Der Reiherr,“ sagte sie, „bedeutet die Hochzeit, die Fackel ihre baldige Feier, die Blumen die Anzahl der Kinder.“ Ob Therese auch wie die anderen jungen Mädchen der damaligen Zeit am Abend vor dem Schlafengehen unter ihr Kopfkissen drei Knäulchen von schwarzer, weißer und roter Wolle legte, um sie am andern Morgen als Orakel über die Erfüllung heimlich sich regender Wünsche zu befragen? Beim Erwachen griffen die Mädchen mit abgewandtem Antlitz nach den Knäulchen. Das schwarze bedeutete einen Witwer, das weiße einen alten, das rote einen jungen, reichen Gatten, wie ihn sich ein junges Mädchenherz wünscht. Und gewiß werden sich die Freundinnen der Makris'schen Mädchen ab und zu in ihrem Zimmer zu dem sogenannten Elidoniaispiel versammelt haben. Hierbei pflegte ihnen die Veranstalterin des Spiels am Tage zuvor Pfänder abzunehmen, die sie dann in ein mit Quellwasser gefülltes und mit Lorbeer und Myrtenzweigen bedecktes Gefäß that. Die Auslösung der Pfänder vollzog sich am Tage darauf unter sinnigem Wechsel von Versen und Sprüchen, durch die sich die Liebe wie ein roter Faden hindurchzog. Danach wurde das Quellwasser andachtsvoll getrunken, und wenn es beim Nähern an die Lippen in Wallung geriet, so hatte auch das seine besondere Bedeutung. Uralten Datums war auch das sogenannte Schildkrötenspiel, wobei das die Schildkröte darstellende Mädchen in der Mitte stand und eins der sich um

sie im Kreise drehenden Mädchen unter Scherzen und Lachen an ihre Stelle zu bringen suchte.

Aber die jungen Mädchen werden vom Ernst der damaligen Zeiten gewiß auch ergriffen worden sein. Das Brausen des mächtig durch Griechenland fahrenden Revolutionssturmes wird auch an ihr Ohr geschlagen und ihre Seele ahnungsvoll durchschauert haben. Sie werden mit den übrigen Athenenerinnen klopfenden Herzens den zündenden Predigten jener begeisterten, vom Berge Athos herabgekommenen Mönche gelauscht haben, die zum Weckruf wurden für den Morgen der neuen Zeit. Da mochte sich das Aufblühen des neuen Geistes in Theresens schönen Augen widerspiegeln, da mochte sie jenes gewaltige erste Rütteln an der Knechtschaft in Patras zur Begeisterung fortgerissen haben.

Aber Stunden der Angst blieben ihnen nun auch nicht erspart; denn die gewappneten Hände des Krieges ruhten schwer auf der Zeit. Und wenn auch keine Stürme Athen zunächst weniger hart berührten, so hörte man doch den Waffenlärm näher und näher tosen. Schon damals war dem griechischen Charakter jener optimistische Zug eigen, sich gern in sorgloses Hoffen zu wiegen. So kam es, daß die Athener sich eines Tages ganz unerwartet von den feindlichen Horden bedroht sahen. Die Griechen hatten mit der Hälfte ihrer Streitkräfte die türkische Besatzung der Akropolis in Schach zu halten gesucht. 700 Mann aber waren dem ihnen vierfach überlegenen, von dem Pascha Brionis befehligten türkischen Heere entgegengezogen und neun Stunden von Athen entfernt bei dem Dorfe Viatani zersprengt worden. Die Türken nahmen auf der Piräusstraße Aufstellung und hätten bei größerer Schnelligkeit ihrer Bewegungen die gesamte Bevölkerung Athens in ihre Gewalt bringen können.

Die Nacht vom 20.—21. Juli 1821 wird Therese Makris unvergeßlich geblieben sein. Da schreckte ein lautes Klopfen am Fenster ihrer Wohnung die Damen aus dem Schlaf empor. Ein Verwandter, mehrere Kasse am Zügel führend, stand vor der Thür. Es galt keinen Augenblick zu verlieren. Man konnte eben nur noch die zur Hand liegenden Wertsachen zusammenraffen und fort ging es in atemloser Eile nach dem Hafen Athens, dem Piräus, hinab, wo zwei glücklicherweise gerade verankerte griechische Schiffe der verstörten Menge die Flucht ermöglichten. Während die Mehrzahl der fliehenden Athener wohl auf einer der näher gelegenen griechischen Inseln eine Zufluchtsstätte suchten, wandte sich Frau Makris nach dem damals unter englischer Herrschaft stehenden Korfu, wo wahrscheinlich noch Verwandte ihres Mannes lebten. Wohl war der Boden der Insel bei weitem nicht in dem Grade von klassischen Erinnerungen belebt wie derjenige Athens, doch bot



Befehlshaber das Leben gerettet. Eine Wiedererkennungsscene erfolgte und das Schiff wurde an der Weiterfahrt nicht mehr gehindert. So kam es, wenn auch mit dreitägiger Verspätung, dennoch wohlbehalten in Mesolonghi an, wo Byron den Kampf mit großen Geldmitteln unterstützte, eine Brigade von Eulioten bildete und Anstalten traf zu einer Unternehmung gegen Lepanto.

Nach der Aussage von Fräulein Karoline Blad sandte Byron von Mesolonghi aus jenes berühmte, im Franziskanerkloster in Athen entstandene Gedicht in eigenhändiger Niederschrift mit freundlichen Geleitworten an Theresen. Ihre Freude über den schönen, poetischen Gruß werden die Krankheitsbulletins der Hellenika Chronika vom 15. und 21. Februar sehr gedämpft haben. Wohl leuchtete vorübergehend der Hoffnungsstrahl der Genesung. Aber der unter dem 29. März gebrachten Notiz desselben Blattes von Byrons Ernennung zum Bürger Mesolonghis folgte am 19. April die Nachricht, daß der Tod den in seinem Nervensystem zerrütteten Dichter aus seinen großen Entwürfen gerissen habe.

Diese ganz Griechenland erschütternde Trauerkunde warf tiefe Schatten auf das Osterfest, zu dessen Feier sich das griechische Volk soeben anschickte. Die Regentschaft verließ der Trauer der Nation in einer Rundgebung ergreifenden Ausdruck und verordnete, daß am 20. April 37 Kanonenschläge nach der Zahl der Jahre des Dahingegangenen gelöst werden sollten. Außer der für drei Tage angeordneten Schließung sämtlicher öffentlichen Gebäude wurde auch jede sonst gebräuchliche Feier des Osterfestes untersagt und das Abhalten von Trauergottesdiensten sowie eine allgemeine Trauer für 21 Tage angeordnet. Und das Begräbniß des Dichters, dem der Genius so früh die Fackel gelöscht, war des großen Toten würdig.

Spalierbildende Truppen erwiesen zunächst den unter Vorantritt eines Bataillons Artillerie den Leichenzug eröffnenden fremdländischen Offizieren die militärischen Ehren. Von Kirchenfahnen übersattert folgte ihnen die Geistlichkeit mit dem Metropolitens Arkas und einem Erzbischof, auf deren goldbrochenen Gewändern die Ostersonne funkelte. Die vor der Bahre selbst einherreitende gesamte Generalität und das Offiziercorps mit Mavrofordatos an der Spitze boten ein noch farbenprächtigeres Bild. Mit verhaltenem Atem und entblößten Häuptern ließ die tief ergriffene Menge den Zug vorüberwallen, sich beim Anblick der Bahre andächtig bekreuzigend. Kein Flüstern unterbrach das tiefe, feierliche Schweigen, während die Prozession sich unter dem Gesang der Priester, dem Geknatter der jede Minute abgegebenen Flintensalven und den klagen- den Weisen der Militärmusik der Kapelle des hei-

ligen Nikolaus zuwandte, wo die Einsegnung der Leiche stattfand. In drei Zwischenräumen rollte während der Feier der Donner der Kanonen mächtig über Stadt und Meer hin. Vor der Ceremonie des letzten Rufes hielt Spyridon Trifupis am offenen Sarge die herzerkütternde Gedächtnisrede: „Der überschwengliche Jubel bei der Ankunft des Dichters,“ führte er aus, „ist in den heißesten Jammer über sein Dahinscheiden gewandelt. Den Ostergruß, der sonst freudig von Mund zu Mund tönte, verdrängte die bekümmerte Frage: wie geht es dem Lord? Und die tausendköpfige nach dem Verkommen außerhalb der Stadt zum Austausch des Friedenskusses versammelte Menge war nur von einem heißen Flehen um Genesung für den Mittkämpfer an der Befreiung ihres Vaterlandes und ihren Wohltäter erfüllt.“

Byrons sterbliche Überreste wurden von seinem Freunde Gamba nach England gebracht und nachdem man ihnen ein Begräbniß in der Westminster Abtei verweigert hatte, in der Dorfkirche von Huddnall bei Newstead Abbey beigesetzt. Sein in einer silbernen Kapsel in der Kirche von Mesolonghi aufbewahrtes Herz ging bei dem letzten Versuch der Befragung, sich durch die Reihen der Belagerer durchzuschlagen (22. April 1826), verloren.

Während die Kriegsstürme die Trauer der Nation schnell hinwegwehten, ist der Eindruck, den Byrons Tod auf Theresen Matriis hervorgerufen hat, bleibend und tief gewesen. Sie besaß in hohem Grade jenes Kennzeichen aller vornehmen Naturen, die Pietät. Eine Reihe von Jahren wies sie, deren Züge ihre entzückende Regelmäßigkeit und Anmut nicht verloren hatten, der eine außergewöhnliche Liebenswürdigkeit des Gemüths beschieden war, jeden an sie gerichteten Heiratsantrag ab. Erst im Jahre 1830 begann sie sich mit dem Gedanken an ein Ehebündniß vertraut zu machen, als sie auf einem Ball des Lordkommissärs in Korfu den Philhellenen Blad kennen lernte, in welchem die reinste Begeisterung für Byron pulsierte.

Blad, 1805 in England geboren, hatte als Sohn eines höheren englischen Offiziers von 1826 an am griechischen Befreiungskampf mit Begeisterung teilgenommen. Die von Byrons Liebe und Poesie verklärte Gestalt Theresens machte sogleich den tiefsten Eindruck auf ihn, und auch Theresen mußte sich von seiner edlen Männlichkeit, seiner warmen Liebe zu Griechenland, seinem ritterlichen Wesen, seiner umfassenden Bildung angezogen fühlen. Die Mutter aber war um so weniger abgeneigt, von der althergebrachten Sitte der Erstheirat der älteren Schwester abzusehen, als diese sich jenes ihr zustehenden Rechtes begeben, und auch die zweite Schwester Karoline in dem bekannten Archäologen Pittakis einen ihrer würdigen Gegenstand für ihr Herz gefunden



the economy. The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period. The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period.

The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period. The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period.



The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period. The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period.

The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period. The model is a dynamic model, and the variables are defined in terms of the current period.



# Ein Tiroler Bauerntheater.

Von Karl Wolf in Meran.

Nachdruck verboten.

Auf mein eben nicht sehr freundliches „Herein!“ öffnete sich langsam die Thüre und vorerst erschien der Kopf des Geiregger Hans, eines Holzlnechts, dessen Bekanntschaft ich schon vor Jahren auf einer meiner Bergwanderungen gemacht hatte. „Aha, derhuam bist,“ sagte er befriedigt; dann nahm er bedächtig sein kleines, beschlagenes Pfeischen aus dem Munde, spuckte vorsorglich ins Vorhaus und trat endlich langsam herein.

Unwillkürlich zuckte seine Hand gegen den Thürpfosten, das gewohnte Weihbrunntrüglein suchend. Dann lehnte er seinen langen Stod an die Wand, streifte seinen abgebrauchten Schnurssack von den Schultern und blinzelte mir vergnügt zu. „Grüaß Gott a, heunt kimm i gar a mal brieastragerischer Weiß,“ sagte er, schritt auf das Sofa zu und setzte sich behaglich nieder.

Im nächsten Augenblick machte er aber einen gewaltigen Satz in die Höhe. „Kreuz Saggera, hat de Bank a Wadn. Hab schiar gmeint i seh mi in an Trog voller Brotteig.“ Vorsichtig zog er sich einen Holzstuhl heran, versuchte erst mit einem Druck seiner kräftigen Faust dessen Tragfähigkeit und nahm dann endlich Platz.

Indessen brachte meine Tochter einen tüchtigen Krug Wein und that nach Landessitte Bescheid. Mit aller Gemächlichkeit stopfte sich Hans sein Pfeischen, langte Stein, Stahl und Schwamm aus seiner Tasche, schlug Feuer, legte den brennenden „Zunder“ auf den Tabak und mit lauten „pass, pass“ sog er die ersten leichten Wölkchen Rauch aus der Pfeife.

„Ja alsdann thät die Geschicht halt so sein. Der Wirt auf Gersens hat mit Tinte an Brief gschrieben, hat 'n zammenbogn und mit Petschiarwachs gwappelt. Und weil i gfragt hab in a acht oder zehn Tag geh i so wie so in d'Stadt, hat er gmeint, der Wirth, dös thät schon der kürzeste Weg sein für'n Brief, hat er gmeint. 's ist sonst schon a so a blechenes Kastl beim Gmoanhaus, wo d' Stadtleut, de bei uns zur Frisch sein, Brief eini werfn.“

Aber da kimmt alle Tag a wildfremder Mensch, sperrt's Kastl auf und tragt die Brief fort — na na mei Lieber, sicher ist sicher.“ Endlich kam auch der Brief zum Vorschein.

„Lieber Freunt

das mir im Sontag a Gspiel haben und das du kumst, die Rosel jaggt auch, du kumst, sie wirt Strau-

ben bachn. Gspiel ist die Genoveva und dem Gstauder sein schwarzerbol macht die Hirsclu sehr gud. Der Geiregger Hans macht einen Ridder und der Schuster Franzl kann den Schmerzentheil nicht gspielen, dieweil in der Luis drei Zänn einschlagen; du kumst gewis, die Rosel nimbt zu die Strauben viel Eier mit Grus

Dein Freunt Georg Achtl

Wirt und Tiaterthierrekter.“

Beide Arme bequem auf die Knie aufgelegt, betrachtete mich der Hans schmunzelnd beim Lesen des Briefes, und als ich fertig war, sagte er, „ha, der kunn's guat 's Brieffschreiben!“

Einer solchen Einladung vermochte ich nicht zu widerstehen. Ein „Rumedigspiel“ und die Aufführung der Genoveva, Strauben mit viel Eier und den Geiregger Hans als „Ridder,“ dann schon der wundervolle Aufstieg nach Gersens, der herrliche Blick in das Innthal — kurzer Entschluß, guter Entschluß, dachte ich mir.

„Wenn du auf mi warten willst, geh i glei mit. Heut' ist Samstag und morgen ist schon 's Gspiel. Also ist dir's recht?“

„A freili ist mir's recht, freili.“ Meiner Tochter den leeren Krug hinhaltend, sagte Hans: „Geh Diandl, thua no oan eini, 's ist so viel a trodne Zeit.“

Ich brauchte nicht lange zu meiner Zurüstung. Laufe ich doch im Sommer, wenn mich die Lust überkommt, oft geradeswegs vom Schreibtisch in die Berge und den Abend schlafe ich dann in irgend einer Hütte auf Tannenreisig und Gen besser, als im bestausgestatteten Lager der Sommerwohnung.

Nach kurzer Eisenbahnfahrt begann die Wanderung. Erst durch Wiesen und Felder, einem klaren Forellenbächlein entgegen, dann hinauf durch gewundene Waldpfade bis auf den Abschnitt des Mittelgebirges, von dessen Schönheit der Eisenbahnreisende keine Ahnung hat. Da lag unter einer mächtigen Fichte der „Hagler Franz,“ auch ein Künstler des Bauerntheaters in Gersens. Der Hans, mein Begleiter, die Situation ausnützend und vielleicht auch um mir einen Begriff seiner Schauspielkunst beizubringen, improvisierte eine Scene aus dem Gspiel: „Die Kreuzfahrer,“ welches Stück im vergangenen Jahre aufgeführt wurde. Hans spielte damals einen „Pascha“ und der Hagler Franz einen Kreuzfahrer. Trohend fällte Hans seinen Bergstock, wie eine Lanze:

„Was machst, verfluchter Christenbund,  
Was liegst jech da im Schattn?“

Kreuzfahrer:

Tu dummer Türg, geh du in d'Sunn,  
Daß diar dei Laro (Gesicht) verbratn.

Pascha:

Und wenn i iah mit meiner Lauz  
Di ausspiäß, wie a Gliagn?

Kreuzfahrer:

Mei liaber Türg, bist viel zu schwach,  
Thast döcht lei Prügl friagn!

Pascha:

Und wenn i von Jerusalem  
Das Thor jech geh verschlaßn?

Kreuzfahrer:

Nar thua i halt dein Leben diar  
Mit einer Watsch (Chrseige) versüßn.“

Mit diesen Worten sprang der Hagler Franz  
lachend in die Höhe und reichte mir die Hand zum  
Willkommen.

„Grüß Gott a! schau dös ist recht, daß d'  
kummen bist. Woast, i mach morgen im Spiel den  
Solo und da hab i an mein Sabl a Portipedl, wie's  
die Saldotn hoben thuan. Der Wirth aber muant,  
sell thua nit taugn für an Ritter.“

„A freili taugt's,“ eiferte der Hans. „Bei die  
Saldotn trogn lei die Höchern Portipedlen und der  
Solo, woast ist a höherer Bößewicht im Spiel.  
Zwegu warum soll er nachher nit a Portipedl am  
Sabl haben?“

Mit Vergnügen stimmte ich dem Geiregger Hans  
bei, als wir durch einen hellen Jauchzer aus unseren  
Kostümfragen aufgestört wurden. Auf einer vor-  
stehenden Nase des Berges stand ein Mädchen. Der  
Wind wehte ihren dunklen Rock und die weiße  
Schürze, ja sogar die zwei schweren Zöpfe weit  
hinaus.

Abermals hell hinausjauchzend schwang sie ihren  
Strohhut hoch um den Kopf und mit frischem Jod-  
ler gab ihr der Franzl Antwort. „'s Rösler ist's  
da drohmet. Leicht schon zwei Stund paßt's auf  
dem Egg, ob d' nit bald kummt. Du, du,“ drohte  
lachend der Bursche, „wenn d' nit schon gar so  
tschegget im Bart wärst (tschegget: gefleckt, mit weißen  
Haaren), thät i schier vermeinen, 's Rösler spitz auf  
den Stadtlinger.“

„Bild dir nix ein,“ sagte nun ärgerlich der  
Geiregger Hans. „'s Rösler wart' auf mi, und mi  
hat's ang'jauchzt!“

„Wird a so sein,“ beruhigte ich den eifersüchtigen  
Burschen. Aber schon kam im hellen Lauf das Rösler  
den Abhang herunter und schrie mir schon von  
weitem zu: „Grüß di Gott, Gschichtenmacher! geh  
schau, dös ist recht, daß d' kummen bist. Du, morgen  
wirft die Augn aufreißn! Da bin i dir noblicht

beinand. Den Mitterfräuele Rittl den ziaß i hinten  
nachi und voller Goldbandlen ist er und beim ganzen  
Spiel hab i a weißes Schneuztücherl in der Hand,  
ringsum ist's mit an Spihl bsezt.“

Unter lustigem Geplauder stiegen wir den Feldern  
entlang, auf welchen gar mancher Held der morgigen  
Vorstellung mitten im Kornschutte stand, die letzte  
Anhöhe hinan und kaum wurde das Wirtshaus sicht-  
bar, kündigte Rösler meine Ankunft an: „Zuhe,  
juhui! Vater, der Gschichtenmacher ist kummen!“

Bald saßen wir zusammen vor dem Hause bei  
einem tüchtigen Krüge Wein und da es schon Feier-  
abend war, gesellte sich mancher Bekannte von früheren  
Zeiten zu uns.

Nur den Geiregger Hans vermißte ich; doch seine  
Abwesenheit sollte sich bald erklären. Mit einer mäch-  
tigen Schüssel voll Grieschmarren, mein bestelltes  
Abendessen, kam nun das Rösler, mit hochroten  
Wangen, aus dem Hause geschritten.

Sie stellte die Schüssel vor mich hin. „Gott  
gseng dir's Gssn! — Aber hörst, habt's denn den  
Hans da ganz bodnarrisch gemacht in der Stadt?  
Geht mir der Mensch da beim Herd nit von der  
Seitn und will gradaus haben, i sollet sagn, daß  
mein Zuchzer ihm goltten hätt, weist wia ös unten  
aus 'n Wald furer kummen seid. Was sich der  
Mensch nit einbildt!“

Es war schon spät Nacht und der Brunnen  
rauschte vor dem Hause, hie und da hörte man den  
Klang einer Ruhglocke aus dem Stalle herüber.

Von Halbschlummer umfungen lag ich in der  
zirbelholzausgetäfelten Kammer in einem mächtigen  
Bette; für drei hätte es gereicht. Da hörte ich an  
der Außenwand des Hauses ein Rascheln und Krachen  
und bald darauf klopfte es leise, leise an meinem  
Fenster.

„Diandl mach's Fensterl auf,  
Diandl sei fein,  
Ebne guat Nacht von diar,  
Schlaf i nit.“

Es war mehr ein Flüstern, als Singen da draußen  
vor dem kleinen Fensterl.

„Diandl geh plag mi nit,  
Diandl kumm, kumm,  
I will schon recht boamit sein  
Und recht frumm, frumm.“

Da war kein Zweifel mehr. Man hatte mir  
Rösler's Kammer angewiesen und der Geiregger Hans,  
der davon nichts wußte, wollte beim Rösler fensterln.

Man darf sich unter „Fensterln“ durchaus nicht  
etwas Schlechtes denken. Der Gebirgsbursche hat  
tagsüber keine Zeit seinem Diandl nachzusteigen und  
von einem Sonntag zum andern währt es den Ver-  
liebten oft gar zu lange. So schleicht er sich eben  
zum Fensterl seiner Verliebsten, „bringt sein Gsangl

an," und verplaudert mit ihr ein köstliches Stündchen. Das Fensterln ist aber eine gefährliche Sache, wenn mehrere Burschen um ein und dasselbe Diandl werben. Da muß man gute Knochen haben und feste Fäuste.

Rasch schlich ich zum Fenster; es machte mir großen Spaß, dem Liebesgirren des sechs Schuh langen Burschen zu lauschen. Er hatte aber bald seinen Irrtum bemerkt. „Himmel Kreuz Teufel," fluchte er, „dös Gspöttl morgen! Na leicht hat loans was gespürt."

Aber aus einem Fenster rechts klang es jezt im tiefsten Bass:

„Was machst verfluchter Christusbund  
Da kronten bei der Kammer?  
Das Köserl hat an Hart jetzt kriagt,  
I mei, ist dös a Kammer!"

Es mochte sechs Uhr morgens sein, da fuhr ich, durch ein fürchterliches Krachen aus dem Schlummer geweckt, im Bette empor. Die Fenster zitterten und die Kammerthüre klapperte. Der Geiregger Hans hatte sich einen kleinen Spaß gemacht und die fünf Böller, welche zur Feier der Spieltage in der Früh abgeschossen wurden, unmittelbar unter meiner Kammer aufgestellt. Allerdings ein kräftiger Bedruf. Von dem kleinen Turme des Kirchleins klangen schon die Glocken, welche die Leute zum Gottesdienste riefen. Von allen Seiten zogen sie herbei, Männer, Weiber, Burschen, Diandeln und Kinder.

Das Köserl, gar schmucl im Sonntagsgewande, kam aus dem Hause und lachte hellauf, als sie mich und den Hans erblickte. Rasch schritt sie den Kirchsteig entlang. Beim Gitter, welches den in die Wiesen einmündenden Weg abschloß, drehte sie sich noch einmal um. „Liebsleut will i nit stören!" So schrie sie lachend zurück.

„Ist schon gar eine Schneidige die Rosel," schmunzelte Hans und dann mit einem Anfluge aufleimender Eifersucht: „Thät's lei'm rathn mir da ins Gei zu kommen. Kreuz sadera, recht viel Rippen thäten ihm nit ganz bleiben!"

In dem sonst so stillen Orte herrschte heute ein fröhliches Leben. Aus allen Dörfern der Umgebung und auch aus der Stadt waren eine Menge Leute gekommen zum „Gspiel" und der alte Weber Franz-Sepp stieg bedächtigen Schrittes zum Kramer hinüber, kaufte sich dorten fünf Bogen Papier, aus denen schnitt er kleine Zettel, auf welche er das Gemeindefiegel aufstempelte. „Woascht," erklärte er, „i bin derselb bei der Kassa und des Teufels wär's, wenn i heut mit die Billeter nit glänzet."

Schmunzelnd stand der Wirt hinter dem Schanktisch und das Köserl, unterstützt von einigen Freun-

dinnen, hatte zu thun und zu laufen, um die Gäste alle zu befriedigen. Die Wirtin hatte sich heute die Häuserin des Pfarrhofes ausgeliehen für die Küche, in welcher ihnen der Speisezettel allerdings kein Kopfzerbrechen machte. „Rudlsupp und Wurst und a lälbernes Bratl," damit war die Auswahl erschöpft. Kurz vor zwei Uhr erschien am Eingang des Gartens die Dorfmusik, an der Spitze derselben der Geiregger Hans in voller Rittersrüstung. „Wie der Erzengel Gabriel schaut er aus, der Hans!" flüsterte mir das verliebte Köserl ins Ohr.

Die Musik spielte einen Marsch, von welchem einige Anwesende behaupteten, es sei ein Walzer. Dann trat der Hans vor, machte wie ein auf- und zuklappendes Taschenmesser eine tiefe Verbeugung, salutierte und begann eine Ansprache:

„Liebwerte Gäste. In einer halben Stund fangt's Gspiel an. Die Kassa thut offen sein und höflichst seid's eingeladen" — da klappte ihm das Helmvisier herunter und da er es nach einigen Versuchen nicht hinausbrachte, salutierte er, machte kehrt und schritt stolz von dannen. Bei der darauf folgenden Vorstellung bemerkte ich, daß er sich vorsichtshalber zwei kleine Holzspäne unter das Visir gesteckt hatte.

Hausenweise zogen nun die Leute dem Theatergebäude, einem großen Bretterschuppen zu. Der Mann an der Kassa hatte alle Hände voll zu thun, denn die ungeduldbigen Leute umdrängten das kleine Fenster unter der Bühne, hinter welchem der Kassierer seines Amtes waltete. Die unermüdliche Musik spielte indes einige lustige Weisen, so daß die Burschen und Diandeln auf den hölzernen Fußbänken zu strampfen angingen.

Es war im vollsten Sinne des Wortes ein ausverkauftes Haus und der Kassierer schmunzelte, „a sötta Heachn ist in der Kassa nia gwest."

Die Spannung im Publikum wurde immer größer, einige in den ersten Bänken machten sogar den Versuch den paprikaroten Vorhang etwas zu lüften. Sie wurden aber von den Musikanten energisch zurückgewiesen. Endlich ein Klingeln. Sofort wird es still. Da fordert aus dem Hintergrunde eine tiefe, rauhe Stimme: „Thuats voaraus enkera Hüata aber! I will für meine fufzehn Kreuzer a freie Aussicht habm." Allgemeines Gelächter folgt diesem Verlangen, aber auch die Hüte verschwinden. Abermals ein Glockenzeichen und es wird wieder still im Theater.

Da kommt auf der vielleicht zwei und einen halben Meter hohen Bühne aus der Seite ein „Pilgrim" geschritten, der fast bei allen Bauernspielen dem Publikum ernste, an die dargestellte Handlung geknüpfte Ermahnungen erteilt.

Ein langer Bart wackelt auf seine braune Rutte nieder, flachsfarben im vollsten Sinne des Wortes

ist sein Haar und energisch stößt er mit seinem Stock auf die Bretter.

„Mit Unsichtbarkeit und Gaudia,  
Soll in der Spiel bezwecken,  
Der Menschen schlecht's Gewißen thun,  
Mir heute halt erschrecken.  
Denn Verrückte folgt dem Spiel heute,  
Als wärn's guate Verrückte,  
Reißt's eure Sünden aus'n Herz  
Und thut's auf gach belearn.“

Mit einer tiefen Verbeugung schlüpfte der Pilgrim hinter den Vorhang und dieser quietschte in die Höhe, denn die Zapfen der Stange waren schlecht geschmiert. Und nun entwickelte sich die Handlung. Das glückliche Familienleben des edlen Grafen, des Vaters der Genoveva, der edlen „Pfalzgräfin“, wie ein Knappe anstatt „Pfalzgräfin“ sagte.

Die Gräfin trug ein Prunkkleid mit langer Schleppe, das vielleicht einmal auf einer Hofbühne Aufsehen gemacht haben wird und, weiß der liebe Himmel wie, in das kleine Gebirgsdorf verschlagen wurde. Die Darstellerin, eine untersekte Bauernmagd, hatte sich gewaltsam in das Kleid gezwängt, welches vorne in der Taille einen breiten Einsatz zeigte.

Der Geizhacker Hans, als Reichsgraf, girte wie ein Tüberich und verdrehte die Augen. Klirrend schlug er mit seiner Faust auf den Brustharnisch:

„O theure Gräfin, laß mi weinen,  
Dieweil i fort muß in den Krieg,  
Nimmer siehst du ihn, den Reinen,  
Außer er ersicht den Sieg!“

Genoveva:

„O theurer Graff, zieh nit von dannen,  
Weil meinem Herzen gar so bangt,  
Ach i fürcht, daß fremd Gelüsten  
Nach deines Weibes Schönheit plangt.“

Dies „fremd Gelüsten“ weiß der Hagler Franz, welcher den Golo, den Intriganten spielt, durch ein kräftiges Schmaßen mit seinen Lippen gar prächtig darzustellen.

Er hat ein sogenanntes Mantelkostüm an, dessen Wams auf dem Rücken zuzuknöpfen ist, da der Mantel denselben ja deckt. Infolgedessen ist der Goldbesatz auch nur auf der Brust angebracht. Der Franzl aber trug keinen Mantel, weil er behauptete, das Stück spiele im Sommer. Daß man aber „an Scholder“ (Rock) auf dem Rücken zuknöpfte, ließ er sich durchaus nicht einreden, in folgedessen trug er das Wams auch ohne Bedenken verkehrt am Leibe.

„O edle Frau, i nehm das Luchlein  
Und putz Eure Tränen ab,  
Eures Graffen süßen Namen,  
Ich hineingesticket hab.“

Das Wirtzrosel war als Edelsträulein aufgetreten. Ihre weißen Bähnen herzeigend, lachte sie vergnügt auf mich hernieder. Ein baumlanger Knappe aber hatte sich auf ihre Schleppe gestellt, und sie konnte nicht abgehen.

Mit kräftiger Faust stieß sie ihn aber auf die Seite, daß er förmlich taumelte. „Geast nit doni, Hoch tälgeter!“ und fort war sie.

Der Reichsgraf mußte nun doch abziehen und nun kam Golo's Glanzperiode. Mit vielem Feuer „mittelverte“ er der Gräfin seine sündige Liebe herunter, doch mit Entrüstung wurde er zurückgewiesen.

„Da seiger Knecht, wie konnst du's wagen,  
Nach Edelwild Gelüst zu tragen!“

Golo:

„Ihr wollt mich, Gräfin, gar verachten?  
Sei, daß bringt Euch bitter Not,  
Mit meinem Säbel werd ich schlachten  
Euch, o Gräfin, jezt zu tot!“

Bei den Paaren zerrte Golo nun die edle Pfalzgräfin auf der Bühne herum und fluchte dabei, daß sich manches verzagte Diandl und Weiblein im Zuschauerraum erschrocken bekreuzigte. Als der Vorhang nach dieser Schauer Scene fiel, sagte von hinten dieselbe Stimme, welche zu Anfang „Gut ab“ verlangt hatte: „Kreuz Teuffl, den Golo, wenn i d'n a halbe Stund zwischn meine Fäust habm kunnt, dreißig Kreuzer zahlet i.“

Der Hagler Franzl konnte mit seinem Erfolg zufrieden sein.

Eifrig wurden nun die Vorgänge des ersten Aufzuges der Komödie im Zuschauerraum besprochen. Vor dem Eingange des Theaters hatte man ein Fass Bier angeschlagen und die Krüge wanderten durch die Reihen, wie in früheren Zeiten die Wasserkrübel bei einer Feuersbrunst. Die Musikanten hatten auch frischen Ansatz aus den Maßkrügen geholt und bliesen in ihre Instrumente hinein, als gälte es den Mauern von Jericho.

Dann klang wieder, Ruhe heischend, die Glocke. Der Pilgrim trat auf und nachdem er seine kräftige Ermahnung und Belehrung angebracht, sagte er: „Dieweil der nächste Vorgang im Spiel in einem Wald sein thut und unsrige Kulißn schon verteuelt abgeschotzt sein, habm mir's so eingerichtet, daß mir alle mitnand ins Auele marschirn und unter Gottes freier Welt den zweittn Thoal des Stucks auffiarn.“

Und so geschah es auch.

Unter Vorantritt der Musik, der dann die Darsteller folgten, zogen wir alle unter Böllerknall über Wies und Feld hinaus ins Auele. Das war eine kleine Schlucht, von hoch aufragenden Felsen abgeschlossen und dort befand sich sogar eine Höhle.

Die Leute lagerten auf dem Rasen, an Häuten und Felsblöcken herum, die Darsteller zogen sich in das



Figure 1. A person in a dark, textured garment, possibly a coat or dress, standing in a dimly lit environment. The person is wearing a light-colored, possibly white, garment underneath. The image is heavily blurred and pixelated, making details difficult to discern. The person appears to be standing in front of a dark, possibly wooden, structure or wall. The overall tone is dark and moody.



Gebüß zurück und die Komödie spielte weiter. Auf den Knien flehte die Pfalzgräfin um ihr und um das Leben Schmerzenreichs, ihres Kindes. Die gedungenen Mörder ließen sich erweichen und zogen ab. Nun aber steigerte sich die Spannung unter den Zuschauern gewaltig, denn jetzt kam der Auftritt des schwarzen Bockes des Gstaaderbauern, der die Hirschkuh darstellen sollte. Merkwürdigerweise hatten die Leute die „Hirschkuh“ mit einem schmucken Geweih ausgestattet, mit welchem der Bock aber nicht recht einverstanden war. Heftig schlug er damit an die Baumstämme, um sich von dieser Last zu befreien, was ihm endlich auch gelang.

Sein eigentliches Naturell sollte aber erst zur Geltung kommen, als er des Schmerzenreichs ansichtig wurde, welcher tief gebückt Holz sammelte. Die Stellung war auch zu verlockend für einen Bock, und mit einem erschrockenen „Kreuz sackra!“ flog der unglückliche Knabe ins Moos. Sonst ging der zweite und dritte Aufzug im Hüle ohne Störung vorüber.

Der heimgekehrte Pfalzgraf fand sein unglückliches Weib und sein Kind im Walde. Fürchterlich schnob er nach Rache. Da war der Weirgger Hans groß in seiner Rolle.

„Kein Pein gibts grausig gnug auf Erdn,  
Mit der der Golo jetzt soll geschundn werd'n!  
Im Pech gebratn, im brennend Schwefl mitten drein,  
Dös soll gegn seine Marter,  
A Sommerfrisch — lei sein!“

„Merrache! Merrache! Mrrrrrrache!“ brüllte er und wollte sein Schwert ziehen; aber er brachte es nicht aus der Scheide.

Nach einigen freudlichen Auspielungen auf Golo's Schlechtigkeit und mit der gut gemeinten Ermahnung, die Zuschauer sollten den Keim des Bösen, der in aller Herzen wohne, ersticken, lud uns der Pilgrim nun ein, wieder in das Theater zurückzukehren, um dem „Hochgerichte der strafenden Gerechtigkeit aus Menschenliebe“ beizuwohnen.

Wieder zog die Musik voran. Dann folgte „Golo der Bösewicht“ mit einem halben Duzend Ochsenketten gefesselt und von finster blickenden Knappen bewacht. Ernst, mit majestätischen Schritten, das große Fleischbeil des Wirtes geschultert, im wallenden roten Mantel, aus den drei Fenstervorhängen der Gaststube gefertigt, folgte der Scharfrichter. Dann folgten der Pfalzgraf mit seiner Gemahlin und das Gefolge und ohne weiteres hatte sich das Möserl an meinen Arm gehängt.

„Noin,“ sagte sie, „was so a nobliches Kleid einem fürnehm machn thut, man gespürts ordentlich, wie einem die Wüllung im Herz erwacht.“

„Verrgott,“ flüsterte sie mir heimlich lachend zu,

„drei Maß Bier zahlet der Hans jehtern, der eiserfüchtige Lapp, wann er di durchhauen dürst.“

„I dank schön für die gute Meinung,“ sagte ich herzlich lachend.

Es dauerte eine gute Weile, bis alles Platz genommen hatte im Theater und das Hochgericht gehalten werden konnte.

Das Urteil war gräßlich. Ich will die Details hier nicht schildern, sie könnten dem Leser den Schlaf rauben.

Als aber die edle Gräfin ihrem „Gemall“ zu Füßen stürzte und um Gnade bettelte für ihren Feind, meldete sich plötzlich wieder der „Gutab“-Mann. „Hör auf mit dem Gebettl und laß bratn, den Hund!“

Lauter, stürmischer Beifall lohnte seine Rede. Golo wurde aber trotz des Volkes Willen zum Tode durch „Entköpfung“ verdammt.

Die Enthauptung wurde aber so schön gemacht, von der blutigen Leinwand angefangen, bis zu den blutigen Sägepänen, daß sie auf allgemeines stürmisches Verlangen noch einmal vollstreckt wurde. Als sich der Beifallsturm aber noch immer nicht legen wollte, hob sich langsam und feierlich der Vorhang und Hand in Hand traten Golo und sein Henker vor die Rampe; drei tiefe Verbeugungen und verschwunden waren sie. Damit war das Spiel aus.

\* \* \*

Es mag sein, daß dem Gebirgsländer das Heimweh, und sei die Regung auch noch so leise, den Genuß an der Schönheit fremder Länder verdirbt.

Der Markusplatz in Venedig, der Golf von Neapel, der Dom in Mailand, all diese Herrlichkeiten haben mir im Mondenschein nicht so gefallen, wie das Hochgebirge.

Es war schon spät am Abend, da saßen der Wirt mit seinem waderen Weibe, das Rosele und der Weirgger Hans eng aneinander geschmiegt und ich am Tische vor dem Gasthause. Es war eine feierliche Stille. Fast taghell beleuchtete der Mond die Eisgipfel der Berge, bis hinunter in die Matten und Schluchten. Ganz deutlich konnte man die Sennhütten erkennen, dann tiefer unten die kleinen Häuschen der Bergbauern, die wie Schwalbennester an den abschüssigen Wiesen kleben.

Wie Silber glänzte der Knauf des kleinen Kirchturmes und aus der Schlucht hörte man das Rauschen des Wasserfalles. Es bildete die Begleitung zu meinem Spiele, denn ich hatte aus der Kammer, wo der Hans in der vergangenen Nacht gesessen, Roseles Zither mit herunter genommen. Ich spielte an Volksweisen, was mir gerade einfiel, aber unwillkürlich kam mir immer wieder das in Tirol so bekannte Lied in die Finger:



„Was bist du höchst für a schöne Jungfrau worden,  
Dem ganzen Dorf bist du ja gwiß a Bier“ —

Zart und sanft, man möchte es so einem grobknochigen Burschen, wie der Geiregger Hans war, gar nicht zutrauen, zart und sanft ergriff er Höferls Kinn, als ich wieder einmal in die Melodie verfiel, wendete ihr hübsches Gesichtchen in die Höhe und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die frischen Lippen. „Kreuz sackera,“ fuhr der Vater auf, „was ist dös?“

Höschen drückte aufschluchzend ihr Köpfchen an die Schulter ihres Geliebten und begütigend legte die Mutter die Hand auf des erregten Vaters Arm.

Am gelassensten blieb Hans.

„Jeh hab i vierzehn Rüh im Stall. Dreizehn sei a Unglückszahl, sagn die Leut und da hab i dem Sagschneider seine Schweizerin kauft. Hundertfünfunddreißig Gulden glattweg auf'n Tisch glegt.“

Nachher der Weber, wie er z'leht auf der Stöhr kummen ist, hat gsagt, es sei a Narretei. Es lieg ja die Leinwand vom lehn Jahr no also ganzer da. Ja, und nachher mei liebs, alt's Muaterl hat gmeint, a Häuserin muß i aufnehmen. Sie dermacht's nimmer. Sechs Knecht, fünf Tiarnen und zwei Goßbuabn. Sein schon höllische Rader de Goßbuabn, wenn i si a mal derwisch, wie si miar über mein Rauchtobak sein, zelm nagl i si bei die Dhrn am Stadthor an auf drei Stund.

Haben die verflixtn Spizbuam nit gester — — ja so, von dem ist ja nit die Red. Du weißt ja, Wirt, wie hoch mir der Geireggerhof einschagt

ist und jehz bin i halt nou tausend Gulda drauf schuldig.

Und da hab i mir halt a denkt, weil miar uns so gern habm thun, so thätu miar, 's Höferl und i, zwei recht zammen taugete Leutlen sein.“

„Ja aber,“ wendete der Wirt ein, „i brauch die Hofel so viel nötig als Kellern —

„O mei,“ lachte der Hans vergnügt, „Kellerinnen gibts tausend, Hofele aber lei oanzig alloan oane!“

Da sprang Höferl auf, umfaßte mich von hinten, drückte meinen Kopf zurück und gab mir einen herzhaften Kuß.

„Schau Gschichtumacher,“ jubelte sie, „dös haßt du mit dem Zitherngspiel zureweg bracht, daß der Hans sein Getraumi aufmacht.“

„Hast recht, Höferl,“ lachte der Hans, „und dös Buffel sei ihm gönnt dem Stadtlinger, er hat's verdiant. Aber von jehz ab gehört dös Kapital mein alloan.“

„Und die Zinsen a,“ lachte Hofel, „du neidiger Mensch du!“

In diesem Augenblicke erschien der Hagler Franz mit zerzaustem Haar, den rechten Hemdärmel in Fetzen gerissen unter der Thüre.

„Ja mei, aber Franzl, wie schaut denn du aus!“

„Ei was, den Schmiedsopp hab i grad a weng außigschmign. Zu was hat denn der Hallodri im Spiel außi zu schreien, der Golo soll nit begnadiget werden.“

„Himm! Kreuz Teufl, den hab i aber zua gerichtet!“

## Der Genesende.

Es wich die Qual, vom Schmerz nicht mehr gekührt,  
Doch kehrte noch die alte Kraft nicht wieder,  
Nur linde Mattigkeit geht durch die Glieder,  
Daß kaum die Seele noch den Leib verspürt.

Ich fühl' den Sonnenstrahl, der mich berührt,  
Ganz sanft nur durch die leicht geschlossnen Lider;  
Ein Vöglein läßt auf nahem Zweig sich nieder —  
Ich hör' sein Lied und hab's doch kaum gespürt.

Ich denke, und doch sind's Gedanken kaum;  
Wie seltsam lieg' ich wach in Träumerei'n,  
Wie schweb' ich zwischen zweier Welten Raum!

Leb' ich, bin ich auf Erden noch hienieden?  
Mich dünkt, ich ging in die Gefilde ein,  
Wo sel'ge Ruhe ist und ew'ger Frieden.

Marie Oberdieck.



## THE NEW YORK STATE LEGISLATURE

OFFICE OF THE CLERK

ALBANY, NEW YORK







den alten Buchen halten wir ein köstliches Mahl, ein echtes, rechtes Heidemenu: Heidschnudenbraten und Wildbeerkompott dazu hat uns der Müller vorgesetzt, und wir lachen der Leut', die die schöne Heide für eine zweite Sahara halten! Kling, klang, die Heide soll leben!

Es ist mählich etwas schwül geworden, nachdem wir die trauliche Mühle verließen. Höher und höher sind ein paar düstere Wolken gestiegen, die erst unscheinbar am Horizonte standen. Sie wachsen zusehends, sie überziehen den ganzen Himmel. Die Sonne, die grell eben noch in der Ferne ein Stück Landschaft in goldigem Schimmer aufleuchten ließ, hat sich zurückgezogen. In ängstlichem Schweigen liegt alles da. Hinter den Wolken taucht ein fahlgelber, unheimlich glastender Streifen auf. Düsterner wird's. Da vernehmen wir in der Ferne erst leise, dann stärker, näher und näher kommend, ein Rauschen. Die schlanken Birken an unserem Wege, die still und unbeweglich soeben noch standen, beginnen zu flüstern — nicht lange wird's währen und der Sturm wird daher brausen, der die schwanken, weißen Birkenstämme zu knicken droht und den Sand unseres Weges aufwirbelt! Ein Gewitter ist im Anzuge!

Es ist sonst gerade keine Annehmlichkeit, so ein dräuendes Wetter über sich heranziehen zu sehen, aber hier in der Heide ist es etwas anderes! Die melancholische Seite, die in ihr der heiteren die Wage hält, tritt uns alsdann in ergreifender Schönheit entgegen. Oder ist dem nicht so? Welch herrliches Stimmungsbild bietet die jetzt so düster erscheinende, weitgedehnte Fläche, wie wunderbar fügen sich der düstere Tannenwald und die phantastischen Wacholderbüsche, die zitternden Birken, die einsame alte Schäferhütte dort hinten der ganzen Stimmung ein! Wohl kaum eine andere landschaftliche Scenerie bietet so einheitlich geschlossen den Eindruck der Trauer, der furchtsamen Ergebung in das übermächtige drohende Geschick!

Zumal, wenn wir in solcher Stimmung eines jener Überbleibsel der Urzeit, die in so großer Zahl über die Heide verstreut sind, ein Hünenbett, wie das zu Kleden, oder ein Hünengrab, etwa das größte Steinhaus der sogenannten sieben Steinhäuser bei Südb.-Postel, vor uns liegen sehen, wenn der Reiz, den diese Zeugen einer weit, weit zurück liegenden Vergangenheit auf unser Gemüt ausüben, hinzu tritt, ist der Eindruck der Heide in Gewitterstimmung dem Schönsten, Ergreifendsten zuzuzählen, das uns eine deutsche Landschaft bieten kann!

Wir haben uns noch glücklich, ehe Gewitter und Regenschauer losbrachen, in einen einsamen Heidehof gerettet, der wie ein Seitenstück zu einem jener alten Hünengräber aussieht, so urgermanisch mutet uns das altersgraue, mit über und über bemooften

Strohdache bedeckte Haus an inmitten seines blau-grau schillernden, flechtenüberzogenen Kiefernzaunes, unter den uralten hohen Eichen, in deren Laub der blaue, aus der großen Thür hervorquellende Rauch sich verfängt. Auch das rauchgeschwärzte Innere des Hauses, eines typisch niedersächsischen Baues, der deutsche offene Herd, die alten Schränke und sonstige Möbel auf der Diele und in der dumpfen Stube muten recht altertümlich an. Auch die biedereren Bewohner des Hauses, echte, stille Niedersachsen, bei denen leider von einer eigenen Volkstracht so gut wie nichts mehr zu verspüren ist, kommen uns schnelllebigen Städtern in ihrer Gemütsruhe und Gemessenheit bisweilen wie Leute einer anderen Zeit vor! Auffallend ist, daß das Hochdeutsch, das sie mit uns reden zu müssen glauben, außerordentlich rein ist und äußerst wenig Spuren ihrer täglichen Sprache, eines schönen Plattdeutsch, zeigt.

Harmlose, fröhlich sinnige Leute sind's. Im Laufe des Gesprächs wärmer werdend, erzählen sie, während draußen das Gewitter tobt, von ihrem Leben, rühmen die Vorzüge ihres Landes, und widerlegen völlig unsere irrige Ansicht über die Ertragnisse desselben. Sie erzählen von ihren klugen, wetterfesten und jedem Zwang abholden Heidschnuden, diesen echten Kindern der Heide, von ihren Bienen und ihrem trefflichen, berühmten Heidehonig, den wir kosten müssen, sie plaudern von den für die Heide charakteristischen Beerenarten, von den massenhaft in die großen Städte der Nachbarschaft versandten Wildbeeren (Heidelbeeren), von den weniger ergiebigen Kronsbeeren (Preißelbeeren) und den leider von Jahr zu Jahr sich verringernenden Wacholderbeeren. Ja, wir bringen die guten Leute sogar dazu, uns ein paar Mären, z. B. die für die Heide charakteristische Sage vom „Heideteller“, dem Meideidigen, der nach seinem Tode die Heidekräuter zählen muß, und die Sage von der Entstehung des in der Heide vielfach vorkommenden roten Ortsteins aus dem Blute der von Karl dem Großen erschlagenen Sachsen zc. zu erzählen! Schnell vergeht uns die Zeit — draußen ist es dem Gewitter allmählich zu langweilig geworden! Mit einem tüchtigen Klatschregen schließt es sein Tagewerk ab und ermöglicht es uns, unseren Weg weiter zu verfolgen.

Nach allseitigem, herzlichem Lebenswohl marschieren wir auf dem infolge des Regens etwas unangenehm zu beschreitenden Wege, dessen Sand sich traulich an unsere Fußbelleidung klebt, weiter.

Eine Kirchturmspiße! Wir nähern uns einem Heidedorfe, und bald haben wir's erreicht. Hochragende Eichen grüßen uns. Wie in einem wahrhaften Eichenhaine liegen die Häuser da, ein äußerst anmutendes Bild! Es ist einer von den Dorfstypen, die wir als ausgesprochen deutsch bezeichnen können: die deutsche



Alte Kirche zu Visselhövede  
(Visselhövede wurde).

Liebe zum Walde, die uralte germanische Verteilungsart der einzelnen Häuser, eigensinnig da errichtet, wo's dem Besitzer just paßte, sowie die größtenteils rein niedersächsischen Bauweise, die Pferdelöcher des Giebels, das Fachwerk, das hohe Strohdach u. a. m. sprechen sich deutlich aus. Malerische Bilder, wohin wir blicken, gehoben insbesondere durch den etwas gewellten Boden, auf dem das Dorf erbaut ist! Da taucht die Kirche des Ortes vor uns auf, ein alter Bau, errichtet aus Haidefindlingen, großen Steinen, die die Eiszeit dereinst zurückließ, und die, ehe sie ihrem heutigen Zweck dienstbar gemacht wurden, vielleicht das Grabmal eines Helden der Vorzeit schmückten. Plumpere Strebepfiler stützen den alten Bau; ein hohes Ziegeldach, ein kleines, eine Glocke bergendes Türmchen zieren ihn. Ein typisches Beispiel einer solchen Haidekirche ist die zu Visselhövede, auch die Kirchen zu Bisingen und Munster sind sehenswert. Wegen ihres im Renaissancestil reich ausgeschmückten Innern ist namentlich die Kirche zu Stellichte sehenswert; das Innere der andern weist wenig Interessantes auf.

Wir verlassen das Dorf und durchschreiten auf einer von Birken besäumten Straße einen stattlichen, schön bestandenen Wald, in dem hochragende malerische Eichen und Buchen, Kiefern und Tannen abwechseln. An einem Hünengrabe, das in stiller Einsamkeit nahe dem Eingang in den Wald da-

liegt, kommen wir vorüber. Ein Kranz von hohen Steinen, teils aufrecht stehend, teils schon gestürzt, umgibt das gleichfalls schon eingestürzte eigentliche Grab. Die alten Bäume rauschen, als wollten sie uns erzählen von dem, der hier von seinem Volke unter höchsten Ehren bestattet worden ist. Eine Tafel kündigt uns, daß das Grab, wie fast alle Hünengräber der Haide — allein in der Landdrostei Lüneburg hat man 101 Steingräber, 415 Erdgräber und vier Haidefriedhöfe gezählt! — Staatseigentum ist,

und somit dem Treiben der Steinräuber, die ehemals die ehrwürdigen Denkmale der Urzeit unseres Volkes als bequem zu erlangendes Material für Chausseesteine und dergleichen prosaische Dinge betrachteten, ein Ziel gesetzt ist. Wie viel aber mag die Gewinnsucht hier schon zerstört haben!

Ein wahres deutsches Antiquarium hat einmal ein Forscher eine Landschaft in der Lüneburger Haide genannt — er hätte die ganze Haide so nennen können, denn vielleicht mehr als irgendwo anders ist hier der Charakter germanischer Urzeit in Denkmälern, wie namentlich auch in Ortsnamen und dergleichen bewahrt geblieben, ich nenne nur die Namen: Asendorf, Heidenhof, Wüstenhofen, Oberdorfmark, Stübedshorn u. a. m. Von anderen Namen, die an die Kämpfe der Sachsen und Franken, der Deutschen und Wenden erinnern, seien genannt: der Karlsweg im Amt Bremervörde, der Karlstein im Rosengarten bei Harburg, die Orte Sassenholz und Frankenbostel bzw. die Orte Wendhausen, Wendisch- und Deutsch-Evern, Wiehege, Middelsteich, Jarlich, Rehin u. a. m.

Helles Gelächter weckt uns aus unseren Gedanken an die Vorzeit. Wildbeerpflücker sind's, die in der Nähe des alten Grabes bei der Ernte beschäftigt sind — wahrscheinlich hat jemand von ihnen uns als „Püttenkeller“, worunter man die nach Alteltümern grabenden Forscher hier versteht, bezeichnet



und durch seinen Witz den Jubel der Genossen verursacht. Zumeist sind's Frauen und Kinder, die hier im Walde der köstlichen Frucht, deren Kraut weithin den Waldboden bedeckt, nachspüren — der blaueschwarze Mund der fröhlichen Gesellschaft verrät, daß sie sich selbst bei der Ernte zu versorgen nicht vergessen!

Wir verlassen die große Straße und marschieren auf einem Wege weiter, der uns in ein kleines Haide-  
thal führt. Der Wald hört auf. Zwischen rot-schimmernden Haidehügeln schreiten wir dahin, vereinzelt ragen ein paar Riesen aus dem Haidekraut empor, hie und da zu malerischen Gruppen vereinigt. Köstliche wohlige Stille rings umher! Wir klimmen einen Haidehügel empor, des öfteren in dem Haidekraut ins Stolpern und Ausrufen gerathend. Ein köstlicher Rundblick bietet sich uns oben dar! Ruppe fügt sich an Ruppe; rundliche, nur mit Haidekraut und vereinzelt trüppelhaften Eichenbüschen bestandene Hügel wechseln mit bewaldeten ab, ein farbenprächtiges Durcheinander, aus dem hie und da ein sandiger Weg aufleuchtet. Es ist ein ganz eigener Typus einer Gebirgslandschaft, den wir vor uns sehen. Nicht erhaben wie das Hochgebirge, nicht abwechslungsreich wie eine Landschaft im deutschen Mittelgebirge, hat sie doch eigene Reize, die jene nicht haben; etwas Sanftes, Idyllisches, Anmutiges liegt in ihren Formen, in ihren Farben aber tritt sie unseren schönsten Gebirgslandschaften völlig gleich berechtigt an die Seite!

Nach einer anderen Richtung hin haben wir ein anderes Bild. Aus ebener Heide ragen nur vereinzelt, dadurch höher erscheinende Ruppen, zum Teil steil ansteigend, auf, wie von Menschen errichtete riesige Hügelgräber erscheinend. Hinter ihnen und dem sie umgebenden braunrot schimmernden Haidekraut ein grüner Streifen: die Marsch, und dahinter blüht es silbern auf: die Elbe, deren jenseitiges Ufer duftig blau noch zu erkennen ist.

Wir wandern weiter. Es wird mählich Abend. Die Farbenpracht um uns verglüht allgemach unter den letzten Strahlen des Tagesgestirns. Dunkler wird's, ein sanftes dunkles Blauviolett überzieht Heide und Wald. Fröhlich blitzen die Sterne vom Abendhimmel hernieder. Die bisweilen auf sandigem Wege zur Gluthitze sich steigende Temperatur des sonigen Tages weicht einer frischen Kühle, die uns erquickt. Leise flüstert's in Busch und Wald — Märchenstimmung um uns her! —

Sicher führt uns der hell-schimmernde Sandweg zu einer großen Straße. Und siehe da, hinter einer Hebung derselben tauchen kaum noch erkennbar ein paar Kirchturmspitzen auf, hell beleuchtete Fenster schimmern uns entgegen, da wir auf der Höhe stehen, und nach kurzer Weile halten wir unsern Einzug in die stillen Gassen der guten alten Stadt — Lüneburg und Verden sind ein paar solche — die wie ein sorglich gehütetes Stück Mittelalter da am Heiderande liegt. Malerisch trauliche Giebel grüßen uns, gotische Treppengiebel wechseln mit phantastischen Renaissance- und Rokokogiebeln ab, Weischläge, Erker, „Ausluchten,“ prächtige Portale grüßen uns, Überreste der Kunst unserer Vorfahren, echt deutsch in jeder Linie! Alte hohe Kirchen schimmern aus dem abendlichen Dunkel baumumkränzt hervor, an alten Steinbildern, alten Brunnen schreiten wir vorüber — wir stehen auf einem großen freien Platze und schauen auf das ehrwürdige Rathhaus, von dem aus wadere deutsche Männer das Geschick der Stadt leiteten — deutsche in Stein verewigte Volksseele, deutsche Poesie ringsum!

Unsere Haidefahrt ist zu Ende — wollen wir den Tag bei einer Flasche feurigen Weines beschließen, der in der Heide gewachsen? — In der Heide gewachsen? — Ja in der That, 's ist Haidegewächs, was da in der vertrauenerweckend aussehenden Flasche vor uns steht! — Nun, was sagt ihr von dem flüssigen Gold, das in unseren Gläsern erglänzt? Schaut's nicht an, als wär's ein edler Ungar oder so etwas? — Haidegewächs — alter, guter Johannisbeerwein, dessen Ursprungsort den gut deutschen Namen Soltau trägt!

's ist der rechte Stoff, um der guten, lieben Heide ein Wohl zu bringen! — Ist sie euch so schlimm vorgekommen, wie man sie euch geschildert? Ist's eine zweite Sahara, ein trüber Fleck an Germanias prangendem Gewande?

Nein, gewiß nicht — laßt das ganze Bild vor eurem Auge noch einmal vorüber gleiten — hat sie euch nicht gefesselt, die bescheidene, anmutige, träumerische Schöne, hat sie euer Herz nicht erobert? Euer Glas! — Kling, klang — die Lüneburger Heide!

Möchte es bald nicht mehr sein, das böse Wort „Dahin kommt niemand!“ Der deutschesten Land-

schaften, der lieblichsten, der urwüchsigsten, der jungfräulichsten eine, möge sie bald in der Wertschätzung des Deutschen einen besseren Platz einnehmen, unsere liebe verkannte Schöne, unsre Heide!



Höhe von Wilsede.

# Minister Tappan.

Evangelical Standard.

London.

The following is a list of the names of the ministers who have been elected to the office of Minister of the Gospel in the year 1850. The names are given in alphabetical order, and the names of the churches to which they have been appointed are given in parentheses. The names of the churches are given in parentheses.

The following is a list of the names of the ministers who have been elected to the office of Minister of the Gospel in the year 1850. The names are given in alphabetical order, and the names of the churches to which they have been appointed are given in parentheses. The names of the churches are given in parentheses.



The following is a list of the names of the ministers who have been elected to the office of Minister of the Gospel in the year 1850. The names are given in alphabetical order, and the names of the churches to which they have been appointed are given in parentheses. The names of the churches are given in parentheses.

The following is a list of the names of the ministers who have been elected to the office of Minister of the Gospel in the year 1850. The names are given in alphabetical order, and the names of the churches to which they have been appointed are given in parentheses. The names of the churches are given in parentheses.

MINISTER TAPPAN.  
Evangelical Standard.

The following is a list of the names of the ministers who have been elected to the office of Minister of the Gospel in the year 1850. The names are given in alphabetical order, and the names of the churches to which they have been appointed are given in parentheses. The names of the churches are given in parentheses.

späteren Gedichten sich gleich, obschon er seinem Phantasieflug mehr den Zügel anlegte. Doch wenn wir die von Fiedler trefflich übersetzten Gedichte (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3731/32), durchblättern, so finden wir wieder Liebesgedichte, in denen indes der sinnliche Wunsch oft von inniger Empfindung abgelöst wird; wir finden Volksagen wie das Lied von der Ruffalka und dem Husaren, russische Geschichtsbilder, Landschaftsbilder aus dem Kaukasus, vorzügliche Naturbilder wie „Steppengeister“ und „Ein Wintermorgen“ und am Schluß singt er wie Horaz von dem Denkmal, das er sich errichtet hat, und wie Platen von seinem Dichterruhm, der durchs weite Rußland fliegt:

Und meinem Velle bleib' ich lange lieb und teuer,  
Weil ich in ihm den Trieb zum Guten stets entlammt,  
In grauer Zeit sein Herz durchglüht mit Freiheitsfeuer  
Und den Gefall'nen nie verdammt.

Nicht immer war man indes an hoher und höchster Stelle von den bons sentiments der Puschkinschen Gedichte erbaut: er wurde 1820 wegen politischer Epigramme aus Petersburg nach Zlatariñoslawj versetzt und dem Gouverneur der südrussischen Kolonien General Insow an die Seite gestellt. Nach einer Erkrankung suchte er Genesung im Kaukasus; dann folgte er dem General nach Rischinew in Bessarabien, wo er drei Jahre ein lustiges Leben führte. 1823 sehen wir ihn in Odesa als Kanzleiattaché des Generalgouverneurs Grafen Woronzow; doch als er hier in Epigrammen seiner satirischen Aber zu freies Spiel ließ, wurde er 1824 verabschiedet und auf sein mütterliches Gut Michajlowsk verbannt, wo er sich besonders dem Studium Shakespeares hingab und sein historisches Drama „Boris Godunow“ verfaßte. Nachdem ihn Kaiser Nikolaus begnadigt und seine Erzeugnisse unter seine persönliche Censur gestellt hatte, während Graf Bendorff, der ihm keineswegs wohlgesinnt war, die Aufsicht über seinen Lebenswandel führte, begab er sich zunächst nach Moskau, wo er journalistisch thätig war. 1829 reiste Puschkin zur russischen Armee in den Kaukasus und begleitete sie nach der armenischen Hauptstadt Erzerum. Darauf nahm er abermals längeren Landaufenthalt auf dem Gute seines Vaters Bolbino, welches dieser ihm zur Verwirtschaftung übergeben. 1831 heiratete er in Moskau Natalja Nikolajewna Gontscharowa, ein Mädchen, das er schon lange glühend liebte. Von jetzt ab stieg er wieder in des Kaisers Gunst, wurde im Auswärtigen Amte angestellt und arbeitete an einer Geschichte des Pugatschewischen Aufstandes, die er dem Kaiser 1833 überreichte. Er wurde zum Kammerjunfer ernannt, aber in den Hofkreisen scheel angesehen und mit offener Feindseligkeit behandelt. Ein Franzose,

Dantès-Geederen, Gesandtschaftsattaché, bemühte sich auffällig um die Gunst seiner Frau; man drängte ihn durch aufreizende Reden zum Duell, das Graf Bendorff keineswegs verhinderte. Das Duell fand am 23. Januar 1837 nicht weit von Petersburg statt und Puschkin wurde tödlich verwundet.

Das Hauptwerk Puschkins ist die große Dichtung „Onegin“, an welcher er mehrere Jahre gearbeitet hat; sie steht ganz unter Byrons Einfluß, sowohl was die häufig hervorleuchtende weltwehmerliche und blasierter Stimmung betrifft, die an den „Gilde Harold“ erinnert, als auch in Hinsicht der dichterischen Form, der im ganzen formlosen Plianderei, wie sie in Byrons „Don Juan“ herrscht. Doch die Eigenart Puschkins und das russische Kolorit werden dadurch nicht verwischt. In seinen Sittenschilderungen in Versen war Puschkin der Vorläufer von Turgenjew und seiner Kulturbilder in Prosa. Die Erfindung ist einfach; es handelt sich um Liebeshandel und ein Duell; die Gestalt der späteren Fürstin Tjana tritt am bedeutendsten hervor. In seiner Anrede an die Leser am Schluß spricht Puschkin von seinen regellosen Reimen und bezeichnet das, was er dargeboten, als

Des Selbsterlebten Widerschein,  
Ein Bild des Lebens scharf und fein.\*)

„Pultawa“, offenbar durch Byrons „Mazeppa“ hervorgerufen, „Der Gefangene im Kaukasus“, (deutsch von Seubert, Reclams Univ.-Bibl. Nr. 386) reich an Erinnerungsbildern, und einige andere Dichtungen zeugen von der glänzenden Farbengebung und dem feurigen Schwung des russischen Petöfi. Auch als Dramatiker hat sich Puschkin versucht. Unter seinen Dramen steht in erster Linie das dramatische Gedicht „Boris Godunow“ (deutsch von Fiedler, Univ.-Bibliothek Nr. 2212), die Frucht der Shakespearestudien, denen er sich in der ländlichen Einsamkeit in Michajlowsk hingeeben, nachdem Shakespeare seinen Liebling Byron abgelöst. Weitere Dramen sind „Mozart und Salieri“, „Der geizige Ritter“, „Der steinerne Gast.“ Als Novellist hat der Dichter verschiedenes von ungleichem Werte geschaffen; alle seine Novellen atmen den russischen Nationalgeist, die beste derselben ist die „Hauptmanns-tochter“ (deutsch von Wilhelm Lange, Univ.-Bibl. Nr. 1559/60), eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Aufstandes von Pugatschew, mit welchem sich der Dichter auch als Historiker beschäftigt hatte.

Wer weiß, wie vieles und wie großes das bedeutende Talent desselben noch geschaffen haben würde, wenn nicht die Kugel des Franzosen Dantès seinem Leben ein so frühes Ziel gesetzt hätte.

\*) „Onegin“, frei nach dem Russischen von Adolf Seubert. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 427/28.



the 1980s, the number of people who have been exposed to the chemical has increased. The chemical is used in a wide variety of products, including pesticides, herbicides, and fungicides. It is also used in the manufacture of plastics, dyes, and other chemicals. The chemical is highly toxic and can cause a variety of health problems, including cancer, reproductive problems, and neurological damage. It is also highly persistent in the environment and can be found in soil, water, and air.

The chemical is also used in the manufacture of plastics, dyes, and other chemicals. It is highly toxic and can cause a variety of health problems, including cancer, reproductive problems, and neurological damage. It is also highly persistent in the environment and can be found in soil, water, and air. The chemical is used in a wide variety of products, including pesticides, herbicides, and fungicides. It is also used in the manufacture of plastics, dyes, and other chemicals. It is highly toxic and can cause a variety of health problems, including cancer, reproductive problems, and neurological damage. It is also highly persistent in the environment and can be found in soil, water, and air.



Figure 1. A. B. C. D. E. F. G. H. I. J. K. L. M. N. O. P. Q. R. S. T. U. V. W. X. Y. Z.

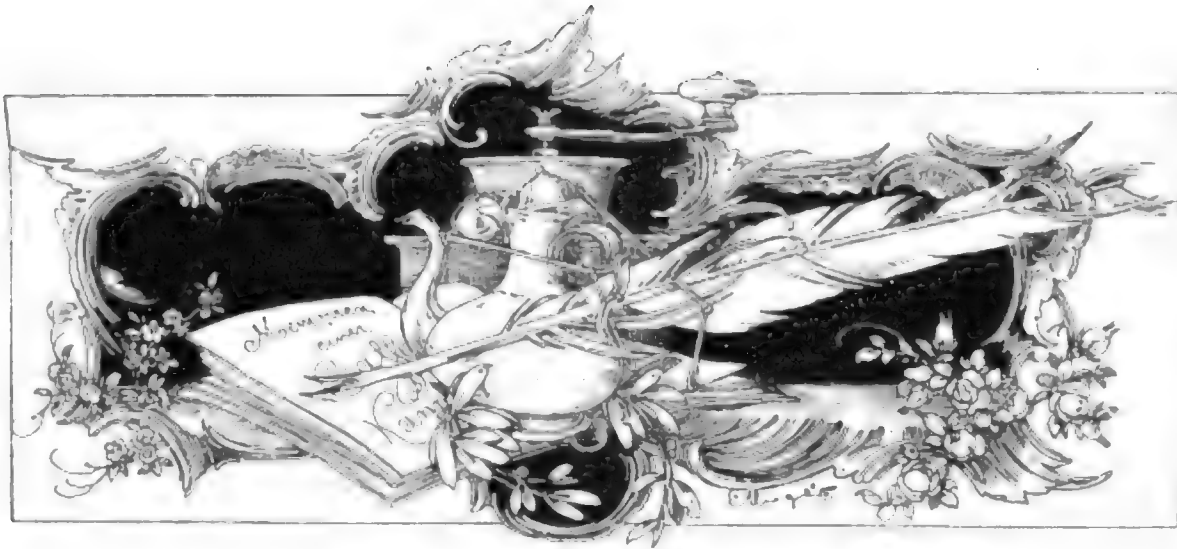
The chemical is used in a wide variety of products, including pesticides, herbicides, and fungicides. It is also used in the manufacture of plastics, dyes, and other chemicals. It is highly toxic and can cause a variety of health problems, including cancer, reproductive problems, and neurological damage. It is also highly persistent in the environment and can be found in soil, water, and air. The chemical is used in a wide variety of products, including pesticides, herbicides, and fungicides. It is also used in the manufacture of plastics, dyes, and other chemicals. It is highly toxic and can cause a variety of health problems, including cancer, reproductive problems, and neurological damage. It is also highly persistent in the environment and can be found in soil, water, and air.



Figure 2. A. B. C. D. E. F. G. H. I. J. K. L. M. N. O. P. Q. R. S. T. U. V. W. X. Y. Z.







## Lieschen und Luischen.

Erzählung von S. Girsberger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In diesem Tone ging's fort, bis der Kreis geschlossen, und das Mahl in vollem Gange war. Man sagte sich gegenseitig Schmeicheleien und kleine, notdürftig verdeckte Bosheiten, weder die einen noch die andern tiefgehend oder sehr ernst gemeint.

„Ich bitte, Sie haben ja kaum etwas genossen. Noch ein Täßchen, ja? Ach, am Ende schmeckt es Ihnen nicht! Ein Stück von diesem Apfelschneek dürfen Sie mir durchaus nicht abschlagen,“ nötigte Luischen, den Schelm in den Augen, nach Frostsheim's anerkannter Höflichkeitsregel die dicke Frau Apotheker, welche eben aufseugend, im Schweisse ihres Angesichts die sechsmal geleerte Kaffeetasse hinsetzte. Allein das Drängen half nichts. Man war nun wirklich satt, versammelte sich in der Nähe des Fensters um den Sofatisch und zog Strickstrumpf oder Häkelarbeit aus dem Beutel. Erst lieferten die verschiedenen Muster den Unterhaltungsstoff; allein das war zu fade. Die Frau Gerichtschreiber brachte, als die am genauesten Unterrichtete, das Gespräch auf die neueste Mordthat. Alle lauschten gespannt, hatte sie doch den Übelthäter mit leiblichen Augen gesehen. Sie kam an diesem Abend zu hohen Ehren, da sie sogar über die Farbe seiner Haare und Augen Aufschluß geben konnte.

Auch das arme Opfer wollte jemand Aug' in Aug' gesehen haben, „ganz kurz bevor ihn der Stahl des Mörders niederstreckte.“

„Womit hat er's gethan?“

„Es war ein Mehgermesser.“

„Du, wie gräßlich!“

„Das finde ich nicht. So war's doch wenigstens scharf geschliffen,“ wandte, gemächlich strickend, Frau Direktor Rothwand ein.

Jungfer Ranngieß, ihre Nachbarin, wandte die dürre, lange Gestalt blitschnell nach ihr um.

„Wirklich? Wieso ist ein Mehgermesser in solchem Fall am Platze? Wie sieht ein Mehgermesser eigentlich aus? Das müssen Sie uns erklären.“

„Ist's den Frauen recht, so singt Luischen uns ein Liedchen zur Guitarre,“ fiel der Wißbegierigen die Frau Stadtpräsident ins Wort. Sie kam der Gutmütigen, Unbeholfenen, welche jetzt das purpurrote Gesicht über ihre Maschen beugte, gern zu Hilfe, wenn der Umstand, daß ihr Vater Fleischer gewesen, von ihren Widersacherinnen aufgegriffen wurde zu ihrem Spott und Hohn.

Bereitwillig holte Luischen hinter dem Epheugitter, mittels welchem sie sich am andern Fenster ein lauschiges Eckchen geschaffen hatte, ihre Guitarre hervor und sang, zwanglos sich unter die andern setzend, mit fröhlich schallender Stimme ein altes Volkslied:

Guten Tag, Herr Gärtnersmann,  
Haben Sie Lavendel?  
Majoran und Thymian,  
Und ein wenig Ruendel?

Ja, Mamsell, das haben wir  
Draußen in dem Garten.  
Will Mamsell so gütig sein  
Und ein wenig warten?

Purche, bring' den Sessel her  
Mit den goldenen Spitzen.  
Will Mamsell so gütig sein  
Und ein wenig sitzen?

Und der junge Gärtner ging  
Zu dem Blumenbeetchen,  
Und sein schwachtend Auge hing  
An dem schönen Mädchen.

Länger hielt Jungfer Ranngieß nicht an sich. All' ihre Jugend sträubte sozusagen die Federn.

Sie legte der Frau Stadtpräsident die Hand auf den Arm, und sagte spitz, während die Frauen alle in Lobsprüche ausbrachen über Luischens schöne Stimme:

„Gewiß, sie singt hübsch, und bei reiferen Jahren wird ihre Stimme wohl auch halten, was sie verspricht. Aber — nehmen Sie's nicht übel, liebe Freundin — meinen Sie nicht auch, es sei etwas verfrüht, sie so leichtfertige Lieder singen zu lassen? Zu meiner Zeit hatte man auch Freude am Gesang; doch lernten wir meist geistliche Lieder, zum Teil recht merkwürdige. So hieß es zum Beispiel in einem:

„Ach, ich armer Sündenlämmel,  
Nimm mich auf in deinen Himmel!“

Scharf, nicht wahr? Wie gesagt, wir sangen nur Ernsthaftes; denn wir dachten, zu Schelmenlieblein sei uns die Stimme nicht gegeben worden.“

Erregt zog Frau Stadtpräsident ihren Arm an sich.

„Sie sehen doch gewiß, wie wenig des Kindes Phantasie mit dem übrigen recht nichtsagenden Text zu thun hat.“

„Die Phantasie wird durch Zweideutigkeiten aber angeregt, das haben Sie wohl nicht bedacht, liebe Freundin, sonst hätten Sie Ihrer Tochter die — anrührenden Verse längst verboten.“

Als fürchte sie, die Züchtigung, welche sie verdient hätte, würde ihr wirklich verabreicht, rückte sie schnell weg, und wandte sich an die jüngere der Gemahregellen.

„Die Zeichnungen da drüben hast wohl du gemacht? Die darf ich ansehen, gelt? Du weißt vielleicht nicht, daß ich zu meiner Zeit auch gezeichnet habe? Ja gewiß, leider aber nur Blumen. Es war früher wenig üblich, die Töchter ins Welschland zu schicken. Wir lernten nützliche Dinge, Kochen, Fegen, Fliden —“

Plumps!

Da saß sie, Luischens von der Wand genommene Zeichnung in der Hand, flach am Fußboden, hilflos, mit unsäglich verblüfftem Gesicht an einem der Herbeispringenden nach dem andern in die Höhe sehend.

Zu ruhiger Betrachtung des Kunstwerks hatte sie sich mit allzu wuchtiger Eleganz auf den gestickten, antiken Stuhl sinken lassen, welchen wegzuschaffen Luischen weder Zeit noch Lust gehabt hatte. Mit stummer Klage im Blick suchte sie jetzt auf den Gesichtern zu lesen. Als aber eins ums andre über ihren tragischen Ausdruck zu lächeln, dann zu lachen nicht umhin konnte, schnellte sie blühschnell in die Höhe.

„Frau Stadtpräsident, ich bitte um meine Sachen. Ich will heim, sofort!“

Doch da umzingelte man die in Wut Entbrennende, es erhoben sich aller Stimmen, und Bitten und besänftigende Reden wurden laut.

„Nicht böse sein! Wahrhaftig, ich konnte nicht anders. Luischen, du Robold, hättest sie auch warnen dürfen! Bleiben, dableiben, bitte!“

Frau Stadtpräsident zog sie neben sich aufs Sofa nieder und bat herzlich um Verzeihung. „Luise hat seit lange eine Schwachheit für den alten Invaliden; von heute ab soll er eher verbrannt, als hier wieder eingeschmuggelt werden. Das hat ihr wohl die Regine zulieb gethan. Daß in meinem Hause so etwas vorkommen konnte! Luise, gleich trägst du den Stuhl in die Kumpellkammer!“

Wenn Mama sie „Luise“ nannte, dann mußte sie, sie war zu weit gegangen. Sie bereute ihren Übermut auch schon. Im kritischen Moment hatte sie sich abgewendet mit dem Gedanken: „Bleibt sie stehen, dann gut; setzt sie sich und fällt sie hin, so geschieht ihr recht. Was war sie vorhin so garstig gegen Mama.“

Jetzt überwand sie sich und sagte: „Verzeihen Sie mir, Jungfer Ranngieß. Nicht die Regine hat den Sessel hingesezt; ich war's.“ Dann aufgebracht gegen das Schicksal: „Wer hätte aber auch gedacht, daß solch dürre Person so wuchtig hinfallen könnte.“ Und als die Unversöhnliche trotz solch nobeln Entgegenkommens die hingehaltene Hand nicht sehen wollte — was außer dem kopflosen Luischen niemandem unbegreiflich war — rief sie, wie von einem plötzlichen Einsall durchleuchtet, voller Fröhlichkeit:

„Weißt, Mama, den Stuhl lassen wir fliden, und hernach soll sie ihn haben. Ich denke, da wird sie sich wieder zufriedener geben!“

„Danke. Stühle sind bei mir genügend vorhanden, alle mit der landläufigen Anzahl starrer Beine, so daß in meinem Hause kein Mensch sein Genid zu brechen braucht. Im übrigen wundere ich nichts von seiten Luischens. Man kennt dergleichen an ihr. Es kommt eben auf die Erziehung an! Zu meiner Zeit — hm. Nun ja, ich schweige schon!“

Luischen saß jetzt beinahe zerknirscht da. Das hatte sie nicht gewollt, der Mama den ohnehin unerwünschten Abend vollends verderben. Eine unbehagliche Pause entstand, während welcher die Stricknadeln wie wütend klapperten, bis Frau Stadtpräsident das Schweigen unterbrach.

„Geh', Luischen, zeige unserer Freundin, daß du auch andere als nichtsnutzige Lieder gelernt hast. Suche ein besonders schönes heraus; vielleicht daß du sie damit wieder freundlich stimmen kannst. Sing' uns das Lied von der Menschenwürde und Freiheit.“

Luischen that, wie die Mutter sie geheiß. Sie sang mehrere Strophen durch, worin es unter anderm lautete:

The first step in the process is to identify the problem. This involves gathering information about the situation and the people involved. Once the problem is identified, the next step is to analyze it. This involves breaking the problem down into its components and understanding how they are related. The third step is to develop a plan. This involves deciding on the best way to solve the problem and the resources needed to do so. The fourth step is to implement the plan. This involves putting the plan into action and monitoring progress. The final step is to evaluate the results. This involves assessing the effectiveness of the solution and making any necessary adjustments.

By following these steps, you can ensure that your data is accurate and reliable, and that you are able to identify and address any issues that may arise during the process.

[illegible]

1000

**Abstract**

... ..

\_\_\_\_\_

These authors also found that the use of a single, non-validated questionnaire to assess the prevalence of depression in the community is not sufficient. They also found that the prevalence of depression was higher in the community than in the clinical setting. This is consistent with the findings of the present study, which found that the prevalence of depression was higher in the community than in the clinical setting.

1. **Introduction**  
 2. **Background**  
 3. **Methodology**  
 4. **Results**  
 5. **Conclusion**  
 6. **References**

...the ...

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

These findings have important implications for the design of the training program. First, the results suggest that the training program should focus on improving the knowledge and skills of the participants in the areas of risk assessment and management. Second, the results suggest that the training program should provide ongoing support and resources to the participants. Third, the results suggest that the training program should be tailored to the needs of the participants. Finally, the results suggest that the training program should be evaluated regularly to ensure its effectiveness.

das uralte Kaffeegeschirr, wie ihre Herrin es verlangte, mit eigener Hand zu reinigen, und vorweg wieder aufzuheben in dem dazu verwendeten Schrank im Oberstock, war die Treppe einstweilen freigeblieben, und Lieschen, seit einiger Zeit an freiere Bewegung gewöhnt, hatte der Versuchung nicht widerstehen können, hinunter zu schleichen, um sich die Längeweile zu vertreiben.

Sobald von ihr selber die Rede war, trat sie noch näher, drückte das Gesicht gegen die Scheibe, — und da — Angeli hatte wohl, mit dem Geschirrbrett beladen, die Thür nicht gründlich zugemacht, — flog diese Thür auf und Lieschen, ohne Halt, flog nach, von der erhöhten Schwelle der Länge nach hinflürend und mit der Stirn heftig am Boden aufschlagend.

Einen Moment saß alles lautlos, entsetzt die unvermutete Erscheinung anstarrend, welche sich auf so ungewöhnliche Weise im Kreis der Frauen einführte. Lieschen, betäubt vom Schreck und Fall blieb eine Minute reglos liegen. Als aber die Stiefmutter, Zorn und Angst in der Stimme, heftig nach Angeli rief — die landläufige Benennung kam nie über ihre Lippen — und als die Gerufene sich, höchst bestürzt, über ihren Pflegling beugte, da warf das Mädchen mit wilder Gebärde die Arme um den Hals dieser Einen, Befreundeten unter all den vielen Fremden und Entfremdeten, strebte mit Ungestüm den Gebrauch der eigenen Füße wieder zu gewinnen und lief, sobald es ihr mit Angeli's Hilfe gelungen, aus dem Zimmer, die Treppe hinan, ohne sich umzusehen, nur bestrebt, sich in der Einsamkeit der eigenen Stube vor den vielen neugierig und lieblos blickenden Augen in Sicherheit zu bringen.

Angeli kam alsbald wieder, glänzend polierte rote Apfel und wohl erhaltene Trauben auf den Tisch setzend. Frau Stadtpräsident lud höflich ein, zuzugreifen. Allein es herrschte eine unbeagliche Stille, während welcher sich jedes seine Gedanken machte über den Zwischenfall. Auch die Gastgeberin, die starke, selbstbewußte, vermochte ihre Haltung nicht gleich wieder zu finden. Schwer ließ sie sich auf ihren Sessel, und das blasse Haupt in die aufgestützte Hand sinken.

„O, diese Scenen, dieser entsetzliche Zustand. Welch ein Anblick war das nun wieder!“

Niemand wußte etwas zu erwidern.

„So bedienen Sie sich doch, liebe Freundinnen. Und nicht wahr, Sie verargen mir's nicht, wenn ich im Augenblick nicht die unterhaltende Wirtin zu sein vermag? Dieser schäumende Mund, diese zuckenden Züge, dies Umsichschlagen, — es wird noch mein Tod sein!“

„Nun, meine Gute,“ meinte Frau Regierungsrat in wieder gewonnener Seelenruhe einen Apfel

schälend — gezappelt hat sie ja wie toll. Aber vom Schäumen und Zucken hab' ich, so genau ich sie mir ansah, auch nicht die Spur gesehen. Mütterliche Besorgtheit läßt Sie übertreiben. Sie erschien mir sehr wie andre Mädchen — etwas kränklich schon — aber das kommt wohl vom ewigen Stubenhocken.“

Offener Hohn barg sich in ihren Mundwinkeln, als sie der „mütterlichen Besorgnis“ erwähnte.

Niemand widersprach. Sie arbeiteten alle, als gälte es, einen Preis zu erringen. Doch bald erhob sich Jungfer Kanngieß und zum Fenster tretend, sagte sie: „Ich glaube, es schneit, und ach, ich habe meine Überschuhe nicht hier! Doch, wenn ich nicht irre, steht da unten mein Regeli. Welches Glück, oder hat eins der andern Frauenzimmer eine Laterne mit roten Scheiben? Nein? O dann bitte ich sehr, mich zu beurlauben, Frau Stadtpräsident. Besten Dank für den reizenden Abend, und geben Sie mir auch nächstens wieder die Ehre und das Vergnügen.“

Nicht minder wortreich verabschiedeten sich, sobald dies erste Zeichen zum Ausbruch gegeben war, alle andern Gäste, und der Mund, welcher am wortreichsten von Komplimenten überfloß, gehörte zu einem Paar Augen, die vor Genugthuung über beständige Zweifel und reger Schadenfreude förmlich bligten.

Unten wurden die Frauen von den zugehörigen Diensthoten in Empfang genommen, eine jede versehen mit einer riesigen „Visitenlaterne.“ Die Straßen waren nur notdürftig erleuchtet, denn selbst die Segnungen des Petroleums kannte man in Frostheim kaum nur vom Hörensagen.

Frau Stadtpräsident zog sich, sowie ihre Gäste gegangen, alsbald in ihr Schlafzimmer zurück, ohne Zwischen des unglücklichen Stuhles, oder Angeli wegen vernachlässigter Hüterpflicht zur Rechenschaft zu ziehen. Was half es, sich gegen das Verhängnis zu stemmen, welches ihr offenbar auf den Fersen war? Für den Augenblick war ihr der Mut gesunken.

## 6.

### Weihnachten unter dem Dach.

„Wie waren Sommer und Herbst doch so schön gewesen, und wie anders war alles wieder geworden, seit der Winter, der garstige, mit seinem Schnee und seiner Kälte das Regiment ergriffen hatte,“ dachte das Lieschen, trübselig auf einer am Fenster stehenden, bunt bemalten Truhe kauend und ins Flodengewirr hinausstarrend. Raum hatten sie sich jetzt an den Abenden draußen auf dem Bäubli einen guten Abend gesagt, so schickte Jakob seinen Kameraden besorgt ins warme Zimmer zurück; und dazu war's noch finster, so daß man sich nur undeutlich sehen

konnte. Zu einem Schwah war's seit wohl zwei Monaten nicht mehr gekommen. Sie hatten den Versuch gemacht, sich durch das vielbenutzte Astloch hier und da ein schriftliches Zeichen unverminderter Freundschaft zukommen zu lassen; allein es erwies sich das durchaus nicht als ein Quell reiner Freude; das Brieffschreiben fiel Lieschen gar zu sauer ohne Angelis Hilfe.

Bis spät in den Oktober hinein hatten sie sich draußen zusammengefunden. Das Astloch war, als die Bekanntschaft der beiden zu gedeihen versprach, als Verkehrsmittel nicht lange für genügend erfun- den worden. So hatte denn Jakob eine Einrichtung gemacht, mittels welcher das trennende Bretterwänd- chen leicht entfernt und ebenso mühelos wieder an Ort und Stelle befestigt werden konnte. Durfte das Paar auf eine unge störte Stunde rechnen, so brachte Lieschen einen großen Schemel herbei, dessen Mitte nach Lieschens Anordnung genau über der Grenz- linie stehen mußte. Gab ihm nun der schlimme Jakob ehe er sich setzte, unversehens einen Ruck auf sein Bereich herüber, so ward er am Ohrläppchen empor- gezogen, und wurde der straffbare Versuch wieder- holt, dieselbe Maßregel nochmals angewandt. Wenn dann endlich die Ordnung hergestellt war, so setzten sich die zwei friedlich nebeneinander und sprachen von allem Möglichen, und Lieschens Weltkenntnis wurde um ein Erkleckliches vermehrt, namentlich was die Pflichten und Rechte des Mannes in seiner Stel- lung als Bürger, Soldat und Baubeflissener an- belangt.

An den letzten gemeinsam verbrachten Herbst- abend erinnerte sie sich mit Vorliebe, und auch heute durchlebte sie ihn in Gedanken noch einmal. Wann, o wann würde er sich wiederholen?

Sie hatten Hand in Hand auf ihrem Plätzchen gefessen, halblaut zusammen plaudernd oder auch still zufrieden in den am dunkelblauen Abendhimmel auf- steigenden Vollmond hineinschauend.

„Du, wenn ich ihn lang genug angeguckt habe,“ sagte Lieschen nach einer in solcher Art verbrachten Gesprächspause, „so ist mir's immer, dort könnten Vater und Mutter sein. Was meinst du?“

„Da kann ich weder ja noch nein sagen,“ ent- gegnete Jakob, das Haupt wiegend. „Freilich, der Pfarrer lehrt, daß der Mensch nach dem Tod ein neues Leben führe. Irgendwo muß er alsdann hin- ziehen, und warum nicht auf den Mond oder einen Stern? Jedenfalls seh ich gern da hinaus. Es steht auch was Hübsches über den Mond in einem Buch, das mir der Lehrer in der Sonntagfrühlschule ge- borgt hat. Willst du's hören? Ich kann dir's vor- lesen.“

„Ja, 's ist mir recht.“

„Also paß auf:

„Willkommen, o silberner Mond,  
Schöner, stiller Gefährte der Nacht.  
Du entziehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund.  
Sich, er bleibt! Das Gewölle wallte nur hin.  
Des Mondes Erwachen ist nur  
Schöner noch, wie die Sommernacht.  
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träufelt,  
Und von den Hügelu herauf rötlich er steigt.“

„So, das andre versteh' ich nicht.“

„Sag's doch zu Ende. Es ist schön.“

„Also:

„Ihr Edleren, ach, es bewächst  
Eure Male schon ernstes Moos.  
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch,  
Sah' ich röten den Tag, schwimmern die Nacht!“<sup>1)</sup>

Lieschen saß, als horchte sie den Worten nach; dann seufzte sie: „Wie schön du singen kannst!“

„Singen? Das war doch gelesen?“

„Ja, aber es war anders, als wenn jemand redet, und also hast du doch gesungen. Ich habe freilich nichts davon verstanden, aber es hat mir so gut gefallen, wie wenn das Luisechen das Lied von der Kanone singt.“

„Wie geht das?“

„Goldne Abendsonne,  
Wie bist du so schön!  
Wie Kanone Wonne  
Deinen Glanz ich sehn.“

sang Lieschen leise.

„Närrchen! Mit der Kanone ist's nichts,“ lächelte Jakob; „nie kann ohne Wonne,“ das will sagen, ohne Freude. Sieh, wenn die Wörter auf so besondere Weise gesetzt sind, so ist das ein Lied, und Lieder kann man singen oder hersagen, sie sind immer gleich schön — das heißt wenn sie schön sind. Mit dem Verstehen geht mir's übrigens nicht besser als dir. So ist z. B. in dem Mondlied eine Stelle, die heißt:

„Es bewächst eure Male schon ernstes Moos.“

Was mit den Malen gemeint ist? Vielleicht — ein Mal im Gesicht, welches sie bei Lebzeiten in den Grundsboden hinein verwünscht haben? Jedenfalls werd' ich am Sonntag den Doktor Gunter darüber befragen, denn das muß ich wissen.“

„Ja du, du hast's gut. Wen soll aber ich fragen im Winter, wenn ich dich kaum mehr sehe? Sieh, ich lese jetzt, seit es etwas besser geht, manches, was ich erklärt haben möchte. Was ist das, die Mehrzahl? Meint man damit, es sei viel beisammen, wie Fische im Meer?“

„Aber Lieschen! Das ist's, was ich dir immer wieder sagen muß: Wenn du die Wörter genau an- sehen wolltest, so würdest du manches selber merken. ‚Meer‘ schreibt man doch mit zwei e, ‚mehr,‘ das Conträri von weniger, mit eh. Merkst du nun was?“

<sup>1)</sup> Alceste.



Lieschen saß in ihrem Bildungsdrang in schweres Nachsinnen versunken, während Jakob einen offenbar viel gelesenen Brief aus der Brusttasche seiner Toppe zog. Nachdem er ihn behutsam entfaltet, faßte er wieder ihre Hand.

„Glaubst du, daß mir der Brief, welchen du mir während des Militärdienstes schicktest, Freude gemacht hat?“

„O ja, natürlich. Es ist ja auch der erste, den ich mein Lebtag geschrieben habe.“

„Ja, gestreut hat er mich. Aber nun guck her. Da unten steht: Lieschen Galer.“ Seinen eigenen Namen muß der Mensch wenigstens richtig schreiben können. Und wenn du dir ein Wort laut vorsagst, so hörst du auch meistens, wie's geschrieben wird, probier's nur; ist Galer oder Haller richtig? — Als ich zu lesen anfing: Lieber Jakob, wie ein Hirsch dürstet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach dir; da dacht ich: Poh Wetter, die kann's! Wie's aber weiter hieß: Angeli sagt, dein Schulkamerad Konrad Weber sei auch im Dienst, hastenicht gesehen? da bin ich recht traurig geworden. Sieh, dein Vater war in der Hauptstadt einst ein großer Gelehrter. Was würde der dazu sagen, daß seine Tochter nicht besser schreiben kann.“

Lieschen hatte eingeschüchtert, fast ehrfurchtsvoll an ihrem Lehrer in die Höhe gesehen. Jetzt füllten sich die schönen Augen mit Thränen, sie lehnte ihr Köpfchen an seinen Arm.

„O Jakob, wenn ich nur immer bei dir wäre. Du würdest mich dann lehren können.“

„Wer weiß, was noch geschieht. Du bist mir doch nicht böse, Lieschen?“ Zum erstenmal wagte er's, ihre Wangen zu küssen. Wie anders hätte er sonst die rollenden Thränen fortwischen sollen?

Das sonderbare Paar! denkt sich wohl mancher. Die treiben ja die reinste Schulmeisterei.

Lieschen betrachtete das anders. Sie war stolz auf ihres Jakob hohen Bildungsgrad, und strebte und arbeitete fleißig daran, es ihm dereinst gleich zu thun, und in der Folge blieb diese Stunde eine ihrer liebsten Erinnerungen. So harmlos war der Verkehr der zwei Kameraden, daß selbst die strengste Jugendheldin, auch eine Jungfer Kannegieß, um gleich den Superlativ anzuführen, beim besten Willen keinen Anstoß daran hätte nehmen können. Dieser Verkehr hatte Lieschens ganze Seligkeit ausgemacht und bitter entbehrte sie ihn jetzt. Während sie so sann, huschten zarte Farben, vertieften sich liebliche Grübchen

um die allmählich sich rundenden Wänglein und den Mund. Als es Sech's schlug vom nahen Turm, in Frostheim war sich zu jener Zeit noch alles nah, sprang Lieschen, jäh erwachend, behend von ihrem Sitz und ging, ein Tuch umlegend, aufs Läubli hinaus.

Bald naheten sich Schritte, die Zwischenwand that sich auf, und genau in der Öffnung blieb Jakob stehen.

„Lieschen,“ sagte er feierlich, eine ihrer Hände fassend, „komm mit.“

„Mit? Wohin denn?“ Dies etwas ängstlich.

„Frag' nicht erst, komm nur — oder fürchtest du dich?“

Nach kurzem Zögern legte sie auch die andre Hand in die seine.

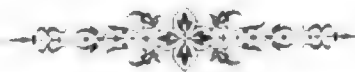
An einer mit Gardinen verhüllten Fensterreihe entlang führte er sie, in einen schmalen Gang einbiegend, zu einer Zimmerthüre, welche er, weit aufsperrte. Natürlich, wie hätte die Pracht und die Freude, welche sich drinnen entfaltete, bei geschlossener Thür auch Raum haben sollen im bescheidenen Stübchen des Maurergesellen!

Auf dem Tisch stand ein dicht mit brennenden Kerzchen bestecktes Tannenbäumchen, an welchem oben ein hölzernes Christkind mit goldenen Flügeln und obendrein nebst andern hübschen oder wohlgeschmeckenden Dingen ein feuerrotes Herz hing, an dem eine Deckelklappe je nach Wunsch der glücklichen Empfängerin die kurze Widmung ent- oder verhüllte: „Für dich.“

Das Tischchen, worauf das strahlende Wunder stand, war rein weiß gedeckt, und zu beiden Seiten des Bäumchens, des ersten Christbaums, welchen Lieschen empfangen zu haben sich erinnerte — lag je eine hübsche, goldig umrahmte Zeichnung von Jakobs eigener Hand. Die eine stellte die Stadt Frostheim, von kleinem Höhepunkt aufgenommen, dar, die andre diejenige Stelle des Friedhofs, wo Lieschens Eltern ruhten.

„Du Guter! Du Lieber!“ stammelte endlich das Mädchen, Jakobs große, arbeitskräftige Hand an die Lippen ziehend. Weiter brachte sie nichts heraus; doch ihr Kamerad war vollständig zufrieden. Ein seliges Glück durchleuchtete ihre goldbraunen Augensterne. Waren es die Lichter vom Christbaum oder verklärende Freudenthränen, welche ihnen den erhöhten Glanz verliehen?

(Fortsetzung folgt.)





© 2004 Blackwell Publishing Ltd *Journal of Internal Medicine* 255: 105–112

1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 26

[illegible]

the 1990s, the number of people in the United States who are obese has increased by 50 percent. In the United Kingdom, the number of obese people has increased by 100 percent. In the United States, the number of obese people has increased by 100 percent. In the United Kingdom, the number of obese people has increased by 100 percent. In the United States, the number of obese people has increased by 100 percent.

ihr seine Anerkennung auszusprechen: „Das haben Sie gut gemacht,“ bemerkte er, „aber wie kann man einen Schlächter-gefallen nur so verberlichen.“

Zu den Verehrern der Kunst Fräulein Barlans zählt auch Fürst Bismarck, der sie in Kissingen näher kennen lernte, häufig mit ihr gemeinsam seine Promenade machte, und bei seiner Abreise persönlich seine Karte in ihrer Wohnung abgab, zählen Menzel und Lenbach. Der greise Altmeister der Malerei hat Maria Barlans manche hübsche Bleistiftskizze für ihre genial eingerichtete Wohnung geschenkt, und Lenbach im letzten Halbjahr die Künstlerin gemalt, ein Meisterwerk seiner Hand, das augenblicklich im Glaspalast zu München prangt und im Herbst nach Berlin kommt.

Wenn Maria Barlans von ihren Gastspielreisen, oder wie sie es nennt: von der Landstraße der Kunst, auf längere Zeit in ihre zweite, ihr lieb gewordene Heimat Berlin zurückgefahren war, gehörte sie zwischen durch auch wieder dortigen Theatern an. So war sie am Berliner Theater, später am Neuen Theater, wo sie besonders große Erfolge als Toska zu verzeichnen hatte, und am Theater des Westens (jetzigem Goethe-theater) tätig, hier Publikum und Kritik in der Rolle der Maria Stuart durch die echt weibliche Auffassung des Charakters der unglücklichen Schottenkönigin überraschend.

Die größten Triumphe feierte die Künstlerin in der letzten Saison als Nautendelein; besonders in München, wo sie als „bestes“ aller Nautendelein gepriesen wurde.

In ihrem komfortabel und genial eingerichteten Heim eine liebenswürdige Wirtin, weiß sie durch sprühenden Geist und große Lebendigkeit jede Unterhaltung aufs angenehmste zu beleben.

Geradezu erstaunlich ist es, wie gut Maria Barlans ihre Kritiker kennt, den gutgemeinten Tadel von boshaften Bemerkungen, die wohl großen Künstlern niemals fern bleiben, und beabsichtigten kleinen Nadelstichen zu unterscheiden versteht.

Es war nach der ersten Vorstellung der „Maria Stuart“ im Herbst 1896, die Künstlerin hatte nach Schluß des Theaters einen kleinen Kreis ihrer Bekannten um sich versammelt. Es wurde von dem Erfolg des Abends gesprochen, als sie plötzlich bemerkte: „Was wetten wir, ein Teil der Kritik urteilt anders, wie Sie alle. Ich weiß z. B. ganz sicher, daß Herr X. seine Kritik mit den Worten beginnen wird: „Ich habe mich an viel gewöhnen lernen, ich kann auch das ertragen — Maria Barlans als Maria Stuart zu sehen.“

Man lachte, und eine ältere, vornehme Dame sagte: „Wenn Herr X. auch beständig nach geistreich sein sollenden Pointen hascht, dadurch leider einen gewissen Prozentsatz des Berliner Publikums blendend, so wäre denn doch selbst für ihn dieser Witz zu billig.“

Die Künstlerin juckte etwas spöttisch die Achseln. Sie kannte ihre Leute, und der nächste Tag bewies wie — genau. Die Kritik des Herrn X. begann zwar nicht, endete aber wörtlich mit dem von Maria Barlans wenige Stunden zuvor bezeichneten Satz: „Schillers.“

**Die Hochzeit in Cetinje.** Am 30. Juni wird in Cetinje, der Hauptstadt des Landes der schwarzen Berge, die eheliche Verbindung des Erbprinzen Danilo von Montenegro mit der Herzogin Jutta, der zweiten, am 24. Januar 1880 geborenen Tochter des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, festlich begangen werden. Das Ereignis ist schon deshalb von einer gewissen Bedeutung, weil durch diese Heirat das Fürstenhaus der Petrovic Negosch zum erstenmal mit einer regierenden deutschen Fürstenfamilie, die allerdings selbst ebenfalls slavischen Ursprungs ist und ihre Abstammung auf Ristot, Fürst der Obotriten, Kessiner und Circipaner zurückführt, in nahe Verbindung tritt. Die junge Braut ist eine Enkelin des großherzoglich strelitzschen und herzoglich anhaltischen Fürstenpaares. Sie ist eine Pate der Kaiserin Augusta, die bei deren Taufe zum letztenmal in Neustrelitz war. In diesem Winter weilte die Prinzessin acht Tage am deutschen Kaiserhofe als Gast. Ihr Verlobter steht jetzt im 28. Lebensjahre, er ist der dritte Sproß des montenegrinischen Fürstenpaares Nikolaus und Milena, die durch die glückliche Verheiratung mehrerer ihrer schönen Töchter mit Prinzen regierender Häuser der jungen Dynastie der Petrovic eine internationale Bedeutung zu geben verstanden haben. Erbprinz Danilo erhielt eine sorgfältige, durchaus abendländische Erziehung und soll über eine ähnliche Begabung für Dichtkunst und Musik verfügen wie sein fürstlicher Vater. Er ist Befehlshaber des montenegrinischen Heeres, mit Leib und Seele Soldat und außerdem ein leidenschaftlicher Jäger und Schütze.

Wenn man auch in Deutschland lebhaft bedauert, daß die junge Fürstentochter sich zu einem Religionswechsel entschlossen hat, so werden sie dennoch die besten Wünsche in die ferne neue Heimat begleiten.

**Kommandant Marchand.** Die erste Woche des Juni war für Paris eine besonders ereignisreiche. Denn die Konfessionshofverhandlungen über die Revision des Dreyfus-Pro-

zesses und das Urteil des obersten Gerichtshofes fielen in dieselbe. Gegen den Staatsanwalt Drouot wurde gleichzeitig vorm Schwurgericht verhandelt und schließlich kam der „Feld von Fashoda.“ Kommandant Marchand, in Paris an. Er hat eine dreijährige Afrikareise hinter sich. Im Jahre 1896 war er von Loango an der Westküste des dunklen Erdteils mit einer zahlreichen Kolonne und mehreren Offizieren aufgebrochen, hatte die Kongoländer durchquert und den Nil erreicht, bis er vor kurzem wohlbehalten an der Somaliküste und dem Roten Meere angekommen war. Abgesehen vom politischen Zweck dieser ungeheuren und schwierigen Reise, der darin bestand, den französischen Einfluß und Frankreichs Ansehen in Afrika auszubreiten, abgesehen von dem allgemeinen Interesse, welches dieselbe erregte, als Marchand in Fashoda am 10. Juli 1898 die französische Fahne hißte und dadurch mit den Engländern in einen Konflikt geriet, der eine friedliche Lösung durch französisch-englische Verträge fand, hatte die Marchand-Expedition auch einen wissenschaftlichen Nutzen. Sie erbrachte den Beweis, daß man von der afrikanischen West-



Prinz Danilo von Montenegro und seine Braut Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz.

Photographie von Carl Wolff, Kopiephotograph in Neustrelitz.



Compteirstellung. Aber er brach die Ketten, und sein Genie breitete die Flügel aus. Noch nicht 19 Jahre alt, trat er, der heimlich, hinter dem Rücken des Vaters, aber unterstützt von der Mutter, gründliches Musikstudium getrieben hatte, an der Spitze einer eigenen Kapelle vor die Öffentlichkeit und feierte gegen Vorurteil und Intrigue einen beispiellosen Sieg; er hatte seinen ersten Walzer, den er an diesem denkwürdigen 13. Oktober 1844 seinen Landsleuten vorführte, „Gunsirwerber“ genannt, und die damit verbundene Absicht war in einer Weise erreicht, wie er sie kaum ahnen und erträumen konnte: die Wiener hatten den jungen Meister in ihr Herz aufgenommen für alle Zeit. Und nun folgte Triumph auf Triumph. Man kennt die Weltfahrt des Walzers „An der schönen blauen Donau“, man weiß, wie dessen Komponist in allen Ländern dies- und jenseits des Ozeans gefeiert wurde und man erinnert sich an das seltene Glück, mit dem er am 10. Februar 1871 als Bühnen-Komponist mit „Indigo“ debütierte. Diese seine Erstlingsoperette nahm nicht nur mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit ihren Weg über die Bühnen Süddeutschs und Deutschlands, sie entzückte auch in gleicher Weise Italiener, Briten und Franzosen. In Paris war der Erfolg ein besonders durchschlagender. Alles wollte das Werk kennen lernen. Durch Wochen wurden fabelhafte Eintrittspreise bezahlt, so 80 bis 100 Francs für ein fauteuil d'orchestre. Hanselich, der sich gerade in Paris aufhielt, widmete diesem Strauß-Tanmel an der Seine eine launige Schilderung, die mit dem Sage anhub: „Anerkannte Königin unter den Pariser Operetten ist zur Stunde: „La reine Indigo.“ Wie hoch stieg aber Johann Strauß noch über seinen dramatischen Erstling empor in seinen späteren Werken, insbesondere in der „Aledermaus“, dem „Kustigen Krieg“, der „Nacht in Venedig“ und dem „Zigeunerbaron“, Operetten, die dieses Genre geädelt haben und als Muster- und Meisterwerke dastehen. „Die Aledermaus“ wird sogar in den ernstesten Musikerkreisen als die beste komische Oper betrachtet, und wirklich haben sie die vornehmsten Opernbühnen in ihren Spielplan aufgenommen. Bei einer Aufführung dieses Werkes im Wiener Hofopernhaus war es, wo sich Johann Strauß, der die Ouvertüre selbst dirigierte, die Erkältung zuzog, die ihn einige Tage später, am 3. Juni, aufs Totenlager warf. Auch eine wirkliche Oper „Ritter Pasman“, die erst jüngst wieder in Berlin lebhaften Anklang fand, steht auf den goldenen Märlern des Ehrenranzes verzeichnet, mit dem Strauß unter die Unsterblichen tritt, und über einem Ballet, „Aschenbrödel“, mit dem er diese, in den letzten Jahren arg heruntergekommene Gattung wieder auf ein höheres künstlerisches Niveau bringen wollte, wozu er gewiß berufen war wie kein anderer, über dieser Arbeit, deren erster Akt vollendet liegt und von dem die Eingeweibten schwärmen, traf den Unermüdeten, immer von Melodien Überquellenden der Dieb des Senfemannes. Das Grab des Meisters, den Richard Wagner den „musikalischen Schödel der Gegenwart“ nannte, den Männer wie Brahms und Rubinstein liebend verehrten, wird eine heilige Stätte sein für alle, deren Seele für das Schöne glüht und die Sinn haben für die holde Kunst der Töne.

Heinrich Wülschmann.

## In unseren Bildern.

**Duftende Grüße.** Wenn wir unserer Galerie schöner Frauengehalten heute als neues Blatt Nibergers Schönheit einverleiben, so glauben wir auf den Dank unserer Leser rechnen zu können. Es ist ein edles Sommerbild: das voll erblühte junge Weib, das einen Strauß langgestiefter Warshall Rosen — duftende Grüße von liebender Hand — in eine Vase stellt.

**Werdende Künstler.** Die Laufbahn vieler unserer größten Maler wird mit einer ähnlichen Episode, wie G. del Torres Bildchen sie darstellt, ihren Anfang genommen haben. Das werdende Genie ist in der Wahl seiner technischen Mittel bescheiden. Eine leidlich weiße Wand, ein Stückchen Koble oder Ziegelstein — mehr braucht die jugendliche Phantasie in der Regel nicht, um ihren süßesten Gedanken Ausdruck zu verleihen. Dem jungen Raffael auf unserem Bildchen fehlt es, wie wir sehen, sogar an Anerkennung nicht, ebne die ja der Fittich des Genies bald erlabmt. Wir fürchten jedoch, daß ihm auch die Anfeindungen nicht erspart bleiben werden, mit denen roher Vandalismus und blöder Unverstand jeden wahren Künstler verfolgen. Der Hausbesitzer wird die Ausschmückung seiner Wand vermutlich ebensowenig zu würdigen wissen und ebenso energisch auf ihrer Beseitigung bestehen, wie der deutsche Reichstag es jüngst mit dem Werke Meister Studts gethan hat. Das ist das Los des Schönen!

**Ausgehoben.** Himmelhoch jauchzend — zu Tode betäubt! Unter diesem Zeichen pflegt jede Truppenaushebung zu stehen, nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch auf den weiten Ebenen, wo der braune Sehn der Püßta seine Noße tummelt. Der Ungar Mór Karvaly führt uns eine solche Scene anschaulich vor Augen. Die Angehörigen der Gesellschaften erwarten im Vorstrage die Entscheidung. Der feurige Trank von Tokai bilst ihnen über die langen Stunden des Wartens hinweg. Endlich kommen die Purtsche zurück: ihr Zustand verrät, daß sie dem bedeutungsvollen Tage zu Ehren im Pohlirten schon Erhebliches geleistet haben. Hinter der geräuschvollen Heiterkeit birgt sich ein stiller Kummer: in die Freude, des Königs Noth tragen zu dürfen, fällt als Wermutstropfen der Gedanke an den Abschied von Heimat und Lieben.

**Das hohe „C.“** Die Ritter vom hohen „C.“ darf man nicht nur auf den Prettern, die die Welt bedeuten, suchen. Auch in der Stille des Klosters bildet sich manch beachtenswertes Talent, das freilich auf rauschenden Applaus, auf Verbeertränge und Hervortruse verzichten muß und froh sein kann, wenn irgend einer der Klostergenossen kunstverständig genug ist, seine Leistungen zu würdigen. Auf Tb. v. Cederströms Bilde scheint man allerdings die Sangeskunst des bedäugigen Pruder Kellnermeisters nicht ganz ernst zu nehmen. Vielleicht steht das Gefühl, das er in seinen Vortrag legt, in zu großem Gegensatz zu seinem mehr für eine materialisierte Lebensauffassung sprechenden Äußern.

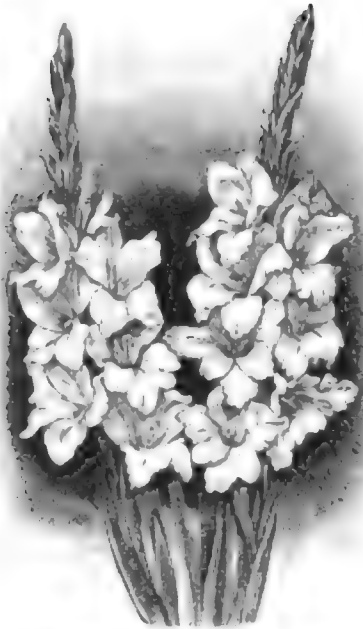
**Pflügende Stiere in der Grafschaft Rivenata und Heuernte in der Auvergne** sind die bei den Meisterwerke Rosa Bonheur's, deren Wiedergabe im vorliegenden Hefte wir im Nekrologe der genialen Künstlerin unseren Lesern in Aussicht stellten. Die „Pflügenden Stiere“ sind bekanntlich die erste große Arbeit Rosa Bonheurs, die ihren Namen mit einem Schlage zu einem der berühmtesten der ganzen neueren Kunstgeschichte machte. Auf diesem Bilde ist alles meisterhaft: die Anatomie des Tierkörpers wie der Ausdruck der Tierseele, die sonnigwarne Landschaft mit ihren stimmungsvollen Hernen, wie die fette Aderschole, die der Pflug soeben ausgeworfen hat. Ähnlich bedeutend, wenn auch wegen der Verkürzung der Tierfiguren nicht so wirkungsvoll, ist die „Heuernte.“ Hier ist es der Gegensatz zwischen den mächtigen ruhig stehenden Ochsen und den geschäftig thätigen Menschen, der dem Bilde seinen eigenartigen Reiz verleiht.

## Welttelephon.

**Berliner „Abonnent“ (?)** Anonyme Zuschriften wandern, selbst wenn sie angeblich Berichtigungen enthalten, lang- und kluglos in den Papierkorb. Leute von anständiger Gesinnung haben den Mut, für ihre Behauptungen mit ihrem vollen Namen einzutreten.

## THE BATTLE OF BLOOD





Gladiolus gandavensis „Weisse Dame“.

Die Gladiole. Während im Winter und Frühling viele herrliche Zwiebel- und Knollengewächse unsere Wohnräume bewohnen, sind diese Pflanzen im Sommer und Herbst weit seltener in den Gärten vertreten. Eine der schönsten und modernsten Knollengewächse unserer Gärten ist die Gladiole mit säbelförmigen Blättern, zwischen welchen der Blütenstiel hervorsticht. Er bildet eine stattliche einseitige Rispe, an der sich von unten nach oben große, weitbin leuchtende Blüten öffnen. Vorzugsweise verdanken wir es den Bemühungen eines französischen Züchters, daß die Gladiolen ständig gärtnerisch verbessert wurden. Große stattliche Arten sind gezüchtet worden, deren Wert aber die rasche Vergänglichkeit der einzelnen Blumen etwas beeinträchtigt. Am beliebtesten von allen Sorten sind immer noch die sogenannten Center Gladiolen, die uns jetzt aus manchen wohlgepflegten Gärten in den zartesten Farben entgegen leuchten; namentlich die rote Farbe ist unter den Blüten dieser Pflanzen in allen Variationen vertreten, auch treten Blumen mit prächtiger Zeichnung auf. Neben den roten sind auch die weißen Sorten von bestechender Schönheit, doch gehören rein weiße Blüten zu den größten Seltenheiten, da die weißen Blumen im Schlunde fast regelmäßig dunkel gefärbt oder gezeichnet sind. Die erste wirklich schöne, rein weiße Sorte, die im tiefsten Schlunde nur noch einen leichten gelben Hauch hat, ist in den ausgedehnten Gladiolenfeldern der Exotischen Gärtnerei von Daage & Schmidt entstanden; sie führt den Namen „Weisse Dame“ und übertrifft die ähnlichen, aus England und Frankreich eingeführten Züchtungen erheblich an Wert. Unsere Abbildung giebt ein gutes Bild von der Blütenpracht dieser Sorte. Die Gladiole stellt fast gar keine Ansprüche an den Pflieger. Sie entwickelt sich, wenn die Knolle tief gepflanzt wird, sozusagen ganz von selbst, so daß außer Bewässerung bei Trockenheit und dem Ausbinden der Blütenstiele kaum etwas an ihr zu thun ist. Im Herbst werden die Pflanzen ausgegraben, es zeigt sich dann, daß die alte Knolle abgestorben ist, während sich über ihr eine neue Knolle, oft auch deren zwei bis drei entwickelt haben. Nachdem Stengel und Blätter abgetrocknet sind, werden diese Knollen gereinigt und über Winter trocken und frostfrei aufbewahrt. Die Knollen

einer Klasse, der „Remoineschen Gladiolen“, sind auch fast winterhart. Sie können über Winter in der Erde bleiben, wenn man die betreffende Stelle gut mit Laub bedeckt. Die Blüten dieser Klasse tragen im Schlunde große dunkle Flecken, sind aber in den Farben weniger mannigfaltig als die schönen Center Gladiolen.

**Johannisbeeren in Trauben.** (Feinstes Dessert und schönste Tafelherbe.) Man wählt besonders schöne und volle Trauben, am liebsten Kirsch-Johannisbeeren aus. Darauf bringt man etwa 200 g mehlfein gestohlenen Zucker mit sechs Eßlöffel Wasser zum Kochen und läutert ihn so lange, bis er ganz gläsern aussieht. Darauf breitet man eine Lage gestohlenen Zuckers nicht zu dick auf einem weißen reinen Papiertuch aus, nimmt dann jede Traube einzeln am Stiel, taucht sie in die heiße Flüssigkeit und wälzt sie dann sogleich in den Zucker und legt sie zum Trocknen hin. Der Zucker muß immer flüssig bleiben, wird daher von der heißen Stelle zwar zurückgezogen, doch entweder auf einer Ecke des Ofens stehen gelassen oder immer von Zeit zu Zeit wieder aufgestellt, indes darf er nicht so kochend sein, daß die Beeren weichen. Wenn sie ganz trocken sind, was in einer Stunde geschieht, sind sie hart wie Glas. Nun serviert man sie allein auf flachen, wie Blätter geformten Schalen, oder ziert eine größere Schale mit verschiedenen Früchten oder mit Konfekt feinerer Art damit aus. Der Geschmack der so landierten Früchte ist ausgezeichnet. Sie halten sich mehrere Tage unverändert. Die Hausfrau legt selbst bei großen Dinern mit dieser feinen Konfektur große Ehre ein.

**Gegen das schnelle Verwelken der Blumenstränke.** Die meisten Blumenstränke halten sich nur deshalb so kurze Zeit im Zimmer, weil die Stengel an den Schnittflächen im Wasser bald anfangen zu faulen. Um dies zu verhindern, muß das Wasser in den Vasen und Gläsern täglich gänzlich erneuert und auch der Bodensatz gut entfernt werden. Wofern er sich an den Schnittflächen der Stengel zeigt, kürzt man sie mit der Schere um einen Zoll. Vielfach wird auch empfohlen, in das Wasser ein verrostetes Stück Eisen (Nagel oder dergleichen) zu legen. Jedenfalls schreibt man dem Eisen eine desinfizierende Wirkung zu.

Martin Luthers kürzester Brief befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Dieses Schreiben ist an einen gewissen Hirschfelder gerichtet, den er nicht kannte und der nur deshalb an ihn geschrieben, um eine Zeile von ihm zu besitzen. Luther antwortete ihm: „Du verlangst meine Handschrift, hier hast du meine Handschrift.“ — Er gab einem Studierenden, der Lust hatte zu predigen, den einfachen Rat: „Steig' hinauf, ihu' den Mund auf und höre bald auf.“ — Er schickte auf seiner letzten Reise nach Halle seinem Freunde August Jonas ein schönes Trinkglas als Geschenk mit nachstehendem Vers:

Dem alten Doktor Jonas  
Bringt Doktor Luther ein schönes Glas,  
Das lehrt sie alle beide sein.  
Daß sie gedrehtliche Gläser sein.“

Dieser gläserne Becker befindet sich noch heute in der alten Ratbibliothek zu Nürnberg.

Dem französischen General, Prinzen Soubise, wurde einst vorgeworfen, er habe während der Schlacht bei Rossbach, statt auf seinem Posten zu sein, sich in einem Bade befunden. Auf dieses Gerücht hin prägte man in Holland eine Denkmünze mit der Schlacht bei Rossbach auf der einen und dem General Soubise in einer Badewanne auf der anderen Seite. Diese Denkmünze erhielt die Unterschrift: „Ein General, der sich gewaschen hat.“

Der bekannte Schätzer und Theaterdirektor J. J. Engel in Berlin im vorigen Jahrhundert war ein großer Feind der Sünde, nach dem Tode berühmter Männer unbedeutende Kleinigkeiten zu sammeln und drucken zu lassen oder gar ihre nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Privatbriefe herauszugeben. Einst sagte er zu einem Bekannten: „Freund, Sie sind jünger als ich und überleben mich wahrscheinlich. Sollte jemand nach meinem Tode den unseligen Einsatz haben, meine nicht literarische Korrespondenz drucken zu lassen, so machen Sie bekannt, daß ich das von vornherein für einen Schurkenstreich erkläre. Es ist schändlich, an den Tugenden der Lebenden zu borden, noch viel schändlicher aber ist es, auf Rechnung der Toten, die sich nicht mehr verteidigen können, die Klatschbafen zu spielen.“ — Engel wollte einst bei einem Buchhändler zu Mittag speisen und ging, um sich den Weg zu verkürzen, durch das Schloß. Es war gerade zur Zeit der Revue, wo mehrere Regimenter aus den Provinzen in der preussischen Hauptstadt zusammen trafen. Ein Major zu Pferde von einem dieser Regimenter mochte eben vom Manövrieren zurück gekommen sein und sich in der großen, ihm unbekannten Stadt verirrt haben, als ihm Engel in den Weg kam. „Mein Freund“, rief er ihm zu, „kann Er mir wohl sagen, wo ich den Gasthof ‚Zum König von England‘ finde?“ — „Ja“, versetzte Engel, „ich gebe eben des Weges, wollen Sie nur sachte neben mir herreiten, so werde ich die Ehre haben, Sie zurecht zu weisen.“ — Der Major folgte, unterwegs wurde kein Wort weiter gewechselt. Als sie bei dem Hotel anlangten, zeigte ihm Engel das Haus. Dieser nickte seinem Führer zu und wollte nun weiter reiten. „Erlauben Sie“, sagte Engel, indem er das Pferd bei dem Zügel faßte, „ich bin nicht Ihr Freund und heiße nicht Er. Ihr gehorsamer Diener.“

Der berühmte französische Staatsmann Thiers zeichnete sich bekanntlich durch große Veredsamkeit, aber auch Nebeligkeit aus, so daß manchmal die Schleusen seiner Eloquenz sich nie schließen wollten. Eines Tages erschien in seiner Wohnung ein Deputierter, der ihn zu sprechen wünschte —

„Herr Thiers ist noch nicht angeliebet“, bemerkte der Kammerdiener.

„Thut nichts zur Sache.“

„Aber Herr Thiers läßt sich rasieren“, fuhr des Hauses Diener eifrig fort.

„Gerade deshalb möchte ich Ihren Herrn sofort sprechen; denn nur so lange das Messer an seiner Kehle sitzt, schweigt er und schenkt fremder Rede Gehör.“



Gladiolus gandavensis hybridus.



**Beweis.**

„Die Langstunde wirkt doch recht veredelnd auf die jungen Herren.“

„Wie zeigt sich das?“

„Nun, mein Sohn zum Beispiel wäscht sich seit der Zeit alle Tage den Hals.“

**Abgefühlt.**

Herr (zum Fräulein): „Seien Sie versichert, Fräulein, ich kann ohne Sie nicht leben!“

Fräulein: „Maulen Sie doch nicht, andere haben doch auch Geld!“

**Auf der Solree.**

„Sagen Sie mir doch, wie kommt denn jene Dame dort zum Adel, die war doch früher bürgerlich!“

„Der sind schon einige Männer gestorben, die hat sich so hin aufgeheiratet!“

**Eine größte Sorge.**

Studiosus Spund (der wegen eines komplizierten Weinbruchs mehrere Monate zu Bett liegen muß): „Herrgott, wenn ich erst wieder auf die Kniepe kann, was hab' ich da alles nachzuholen!“

**Urge Konfusion.**

„Sie waren auch im Riesengebirge?“

„Freilich hab' ich schon den Brocken ein paarmal bestiegen.“

„Der Brocken liegt ja aber gar nicht im Riesengebirge.“

„Dah' ich doch den Thüringer Wald immer mit dem Riesengebirge verwechseln muß!“

**In der Sommerfrische.**

Gibt es Ihnen nicht auch so, liebes Fräulein Laura? Wenn ich so am frühen Morgen die frischbelebten Werke der Schöpfung betrachte, empfinde ich es stets mit stolzem Gefühl, daß wir Frauen deren Krone sind!

**Das Wünschen.**

Junges Mädchen: „Ich möchte gern Schriftstellerin werden und bitte Sie deshalb um Ihren Rat, welches Genre sich wohl am Besten für mich eignen dürfte.“

Redakteur: „Schreiben Sie nur, wie Ihnen die Federn gewachsen sind!“

**Der kleine Zweifler.**

Lehrer: „Die alten Deutschen nährten sich hauptsächlich vom Fischfang und der Jagd.“

Fritschen (Sohn eines Sonntagsjägers, triumphierend dazwischengerufend): „Das ist nicht wahr: damals gab's noch gar keine Flinten!“

**Sport und Glück.**

„Denke dir, der Vorsitzende vom Athletenklub ist in der Lotterie mit einem Hauptgewinn von 10 000 Mark herausgekommen.“

„Oh, dem fällt es eben leicht, Glück zu erringen.“

**Gedankensplitter.**

Ewigwährendes Glück wäre für den Menschen ein ebenso zweifelhaftes Geschenk wie ein immerwährender Regen.

Wer unvernünftige Schulden hat, schließt gewöhnlich eine Vernunftstiche.

**Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 20.****Damesspielaufgabe:**

1. g5-f6 e5-g7
2. d4-c7 d8-b6
3. d3-e5 d1-f6
4. a3-b4 d5-c3
5. d1-c5 d8-h4 und gewinnt.

**Silbenrätsel: Erleiden.****Wechselrätsel: Ober, Ober, Oger, Oter.****Umstellrätsel: a) Kleopatra, b) Semiramis.**

1. a) Klaus, b) Saul; 2. a) Linse, b) Elio; 3. a) Eremit, b) Meter; 4. a) Chin, b) Ino; 5. a) Paros, b) Nola; 6. a) Amor, b) Arm; 7. a) Traum, b) Maut; 8. a) Niese, b) Iser; 9. a) Atlas, b) Saat.

**Gleichklangrätsel: Geschid.****Zerlegaufgabe:****Bilderrätsel: Schaffen und Streben allein nur ist das Leben.****Pyramidenrätsel:**

A  
AR  
RAT  
RATE  
KRETA  
NEKTAR  
TANKRED

**Dominoaufgabe:****Im Talon lagen:****C behielt:**

Der Gang der Partie war: I. A 4, B 4, C 8; II. A 4, B -, C -; III. A 4, B 4, C 8; IV. A 4, B -, C -; V. A 4, B 4, C 8; VI. A 4, B -, C 4; VII. A 4 (= 102).

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Gustav und Erich Rudolph in Braunschweig; W. Schmaldt in Krefeld; E. Hohenbagen in Giesleben; Anna Hartleb in Groß-Richterfeld; Vermina Wiesner in Aschaffenburg; G. Graf in Heilbronn; Marie und Anna Jegorlo in Wien.



Figure 1. A close-up photograph of a textured surface, possibly a wall or a piece of fabric, with a dark, irregular shape in the center.



Figure 2. A close-up photograph of a textured surface, possibly a wall or a piece of fabric, with a dark, irregular shape in the center.



Figure 3. A close-up photograph of a textured surface, possibly a wall or a piece of fabric, with a dark, irregular shape in the center.



Figure 4. A close-up photograph of a textured surface, possibly a wall or a piece of fabric, with a dark, irregular shape in the center.



Figure 5. A close-up photograph of a textured surface, possibly a wall or a piece of fabric, with a dark, irregular shape in the center.





Woman in Red  
by J.M.W. Turner

# Also spricht Saratkustra.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von F. Ezabran.

Nachdruck verboten.



Und um dieses Bettchen standen bewundernd drei Frauengestalten.

**R**äthe! rief Graf Kirchwald, indem er mit einem Briefe in der Hand in das Zimmer seiner Frau trat. „Na, wo steckt sie denn nur?“ setzte er hinzu, als er das Zimmer leer fand, doch ahnte er wohl, wo sie „steckte,“ denn ohne wieder zu rufen, durchschritt er die folgenden Räume und öffnete vorsichtig die Thür zu einem geräumigen Zimmer, in dessen Mitte ein winziges, spitzenverhangenes, schleifengeschmücktes Bettchen stand, darin ein wenig Monate altes Menschenkind mit rosigem, geballten Häufchen und noch rosigeren Bäckchen den Schlaf der Gerechten schlief. Und um dieses Bettchen standen bewundernd drei Frauengestalten —: eine kräftige Spreewälderin in der bunten, kleidsamen Tracht ihrer Heimat, deren junges, gesundheitsfrohes, rundes Gesicht das weiße Kopftuch wohl kleidete; die Mutter des kleinen Weltbürgers, Räthe Hellberg, Gräfin Kirchwald in der ganzen, alten, siegreichen Schönheit ihrer herrlichen Valkirengestalt und endlich noch eine alte Bekannte, lang, dürr, pedantisch, aber gutmütig aussehend wie immer, kurz, Miß Knickerbocker, Räthes ehemalige, vielbuldende Gouvernante.

Graf Kirchwald sah, in der Thür stehend, lächelnd die Gruppe an, freundlich weilte sein Auge auf der guten Miß und der strammen Amme, aber stolz und

glücklich auf seiner schönen jungen Frau und fast noch stolzer auf den ruhevollen Zügen seines Sohnes und Erben. Der junge Mann und Kriegsheld in spe hatte es sich einfallen lassen zur Welt zu kommen, als eben Graf Kirchwald von Berlin abberufen wurde, um als Generalstabsoffizier dem Generalkommando in einer süddeutschen Stadt attachiert zu werden — man hatte daher den Buben bald und ohne besondere Festlichkeiten taufen lassen und Miß Knickerbocker war berufen worden, der jungen Mutter beim Umzuge nach der neuen Garnison beizustehen und das neue Heim einrichten zu helfen. Das war vor dem letzten Weihnachtsfest geschehen, an welchem Kirchwald junior den zweiten Monat seines irdischen Lebenslaufes vollendet hatte, und nun war es Faschingszeit und die gute Miß war noch da, sich nützlich machend und bedingungslos vor dem Schreine dieses neuen Hausgottes anbetend. Die durch das fühl- und erbarmungslose Militärlabinett gestörte Tauffeierlichkeit sollte nämlich nachträglich gefeiert werden und Graf Hellberg, der glückliche Großvater, wurde mit seiner Tochter Felicitas und deren Gatten, Herrn von Wendenburg, dazu erwartet und sollte die Miß dann wieder mitnehmen, um dem Hellberger Schloß seinen dirigierenden ersten Hausminister in ihr zurückzugeben — auch Cousine Theone und ihr Gatte, Baron Tiefenthal, wurden erwartet, da dieses würdige Muster-Landwirtspaar sowieso nach Frankfurt reisen wollte, um eine neue landwirtschaftliche Maschine zu besichtigen und eventuell anzukaufen. Daß man die Winterszeit zu diesem Besuche und zur Nachfeier gewählt, hatte seine guten Gründe in dem Umstande, daß Wendenburgs eine Reise nach der Riviera vorhatten und diese jetzt blühenden Gestade leicht von hier mit der Gotthardsbahn erreichen konnten; da war es gewissermaßen gegeben, daß Hellberg sich ihnen angeschlossen und sich dabei 'mal den süddeutschen Karneval ansah, der als extra Anziehungskraft auch Tiefenthals von Frankfurt herüberlockte.

Kirchwalds hatten sich bald in der fremden Umgebung eingelebt, die „Gesellschaft“ hatte das junge Paar mit offenen Armen aufgenommen, die Garnison lag huldigend zu Räthes Füßen, ebenso auch die Künstlerschar, welche einerseits hierorts angeessen den Ruhm der bewährten Künstlerstadt vertrat, andererseits noch auf der Akademie studierte. Räthe

fühlte sich ganz in ihrem Element in diesen harmlos-fröhlichen Kreisen und betrachtete mit ihrem Gatten die Versekung von Berlin nicht als ein Mißgeschick, sondern als eine höchst angenehme Abwechslung.

„Immer an der Scholle leben,  
Trübt den Blick, wenn noch so klar —  
Fremdes Land und fremdes Leben  
Stehen dir allein den Star“

citirte sie gern, den sinnigen Spruch eines der Gelehrten der „Fliegenden Blätter“, wenn sie angeregt, amüsiert und seelenvergnügt aus einem der gastfreien Künstlerhäuser heimkehrte, die ihre Pforten gern den Kreisen öffneten, welche den ihrigen homogen und sympathisch gegenüberstanden. Käthes ganze Natur mußte sich selbstredend wohlfühlen inmitten dieses Künstlervölkchens, das bei allem eifrigen Ringen, Streben und ernsthaftem Arbeiten so harmlos vergnügt und nie um besonders lustige Intermezzi verlegen ist; ihr in dieser Richtung allzeit thätiger Kopf schaute nicht nur belustigt zu, sondern half mit fördern — was Wunder also, wenn sie bei Künstlern und Akademikern allseitig beliebt und begehrt war wie ein guter Kamerad, der sie natürlich vor allem denen blieb, die des Königs Rock trugen und nur zu gern das Kirchwaldsche Haus besuchten, das keinen Kommistön kannte, sondern allen die gleichen Rechte einräumte.

„Du, Horst, komm nur und schau dir den Jungen an!“ rief Käthe sotta voce ihrem Manne zu. „Wir haben ihn nach dem Bade heute wieder gewogen — er hat letzte Woche fast ein Pfund zugenommen. Großartig, nicht? Selbst die Miß sagte, er sähe schon gar nicht mehr aus wie eine Kaulquappe.“

„O!“ machte die Miß abwehrend. „Ich habe nur ausgedrückt, wie sehr ich ent—verzücht bin von die kleine Gentleman. Ich weiß gar nicht, was das ist, eine Quappenkaul.“

„Kaulquappe, Kniderchen,“ korrigierte Käthe lachend. „Sie wissen, Papa behauptete immer, daß kleine Kinder so ausfähen! Aber Heinz sieht nun schon wirklich wie ein Mensch aus, nicht?“

„Jedenfalls wie das Leben,“ konstatierte Graf Kirchwald stolz.

„Unberufen, unberufen, unberufen!“ murmelte die Spreewälderin, indem sie dreimal rechts und dreimal links das Ausspucken markierte — in dem Glauben Vieler, auch Gebildeter, heute noch ein ganz sicher wirkendes Mittel gegen den Umschlag des Bestehenden.

„Oh yes, unberufen!“ imitierte die Miß umgehend das ländliche Vorbild, ohne eigentlich eine rechte Ahnung davon zu haben, was nicht „berufen“ werden sollte.

„Mit einem Worte: ein Wunderkind,“ lächelte

Graf Kirchwald. „Aber wenn du jetzt hier abkömmlich bist, Käthe — ich habe nämlich einen Brief erhalten —“

„Ich — natürlich komme ich gleich mit dir. Heinz schläft und Mißchen hütet, eine Tade für ihn strickend, seinen Schlummer.“

„Yes, von weißer Wolle,“ nickte die Miß strahlend und Käthe folgte ihrem Gatten in dessen Zimmer.

„Horst,“ sagte sie unterwegs, „du machst solch' ein Gesicht — ich hoffe nicht, daß wir wieder versekt sind oder daß die Bank vertracht ist, die unsre irdischen Schätze in Verwahrung hat. Viel ist's ja nicht, aber dumm wär's doch!“

„Nein, so schlimm ist's nicht, Käthe. Der Brief ist nur vom Onkel Diestelcamp —“

„Onkel Hofmarschall, bitte! Ehre, wenn Ehre gebührt!“

„Vollkommen einverstanden. Also, Onkel Hofmarschall hat eine ‚diplomatische‘ Mission am Hofe zu S. — es handelt sich um eine Einladung der dortigen Herrschaften zur Taufe in Nordland — und da beabsichtigt er unterwegs bei uns Station zu machen zur Überreichung eines Patengeschenkes des Prinzen an unsern Jungen. Niesig nett von dem Prinzen, daran zu denken, nicht?“ erwiderte Kirchwald.

„Der Prinz ist immer nett,“ sagte Käthe leicht hin. „Den Rest des Briefes kannst du dir schenken, mir tropfenweise beizubringen,“ fügte sie mit zurückgeworfenem Kopfe hinzu, „denn es gehört nicht viel Clairvoyance dazu, ihn durch das Couvert zu lesen. Tante Kuli bringt es natürlich nicht über sich, ihren Habakuk 'mal von der Strippe zu lassen und begleitet ihn selbstredend. Hab' ich's erraten?“

Graf Kirchwald sah seine Frau lächelnd an.

„Käthe, wenn du Anno dazumal in Theben gelebt hättest, dann wäre die Sphinx bald ein überwundener Standpunkt gewesen,“ sagte er lobend. „Du hast es in der That erraten. Tante Kuli kommt unter dem Vorwande, ihr Patchen sehen zu müssen, weil ihre Seele in Sehnen nach ihm sich verzehrt und um auch ihrerseits dem Knaben ein kleines Angebinde zu überreichen.“

„Wird was Nettes sein,“ brummte Käthe. „Ich taxiere sie auf eine tombadene Uhr oder einen dünnen silbernen Becher, der bis zum Nimmermehrstage im Silberschrank ‚zur ewigen Erinnerung‘ aufbewahrt wird. Bah!“

„Nun, das ist ja schließlich egal —“

„Gar nicht egal ist es!“ behauptete Käthe. „Heute, wo ich die Interessen unsres Sohnes zu vertreten habe, kann ich mich gar nicht genug wundern, mit welcher unverhältnismäßigen Seelenruhe wir damals das lockend vorgehaltene Hochzeitsgeschenk der Tante Kuli uns vor der Nase fortnehmen ließen. Heute



zutage könnte das einen netten Tanz geben, wenn sie ein Patengeschenk für Heinz wieder kalt lächelnd entführen wollte! Wie ein Löwe würde ich selbst 'ne tombacne Uhr verteidigen, darauf kannst du dich verlassen!"

"Ich bin davon überzeugt, Herz!" nickte Graf Kirchwald und fügte mit einem unterdrückten Seufzer hinzu: "Um, die in so lockender Nähe gezeigte Herrschaft würde freilich ein recht solider Hintergrund für Heinzens Zukunft sein — na, aber was hilfst's, daran zu denken? Hin ist hin!"

"Noch lange nicht," behauptete Käthe. "Wer weiß, ob mir nicht noch 'mal ein genialer Gedanke kommt, mittels dessen ich von Tante Ruti das schöne entrissene Geschenk wieder erobere?"

"Ist ohne Gewalt kaum möglich, Käthe," entgegnete Graf Kirchwald lachend, "und Gewalt ist in unsern Kulturstaaten ungeschicklich."

"Hab' ich die Gesehe gemacht?" fragte Käthe verächtlich. "Was ich nicht gemacht habe, dafür bin ich nicht verantwortlich!"

"Aber, um des Himmels willen, Käthe —"

"Und für Heinz bin ich zu allem fähig, selbst zu einem Kampfe mit dem R.-Str.-G.-B." schloß sie triumphierend. "Aber," fügte sie dann nachdenklich hinzu, "aber so 'was kann man nicht ausgrübeln, das muß wie der Blitz über einen kommen — vielleicht kommt's, vielleicht auch nicht. Also die Tante Ruti kommt. Na, jedenfalls beehrt sie diesmal nicht unser Haus, denn Papa wohnt natürlich in dem einen unserer Fremdenzimmer und in dem andern hat Miß Kniderboder ihren Wigwam. Da werden Onkel und Tante Hofmarschall wohl mit Wendenburgs und Tiefenthals ins Hotel müssen!"

Graf Kirchwald räusperte sich.

"Um — Käthe, du weißt, welches Vorurteil Tante Ruti gegen Hotels hat," versuchte er einzulenken. "Wenn wir es der Miß plausibel machen, für die kurze Zeit, sagen wir mit dem Kinderzimmer oder mit meinem Ankleidezimmer fürlieb zu nehmen, damit auch meine nächste Verwandte bei uns wohnen kann —"

"So thut sie's gern. Selbstredend," fiel Käthe trocken ein. "Nur, siehst du, Horst, ich hab's gar nicht vor, der guten Kniderchen solch' einen Vorschlag plausibel zu machen."

"Das glaub' ich nicht," sagte Graf Kirchwald liebenswürdig.

Mit den Worten "Nein? Na, da wirst du wohl recht haben, Horst!" ergab Käthe sich seufzend in ihr "Schicksal," das heißt in den Wunsch ihres Gebieters, wie immer, wenn sie sah, daß er wirklichen Wert darauf legte. Und wie immer, versuchte sie noch einen stürmischen Appell zu Gunsten ihres Wunsches: "Ach Horst, das hättest du mir wirklich ersparen können!"

Graf Kirchwald sah sie lächelnd an, doch ehe er etwas sagen konnte, war sie aufgesprungen.

"Na ja, ich weiß schon, was du sagen willst: es hat gar keinen Zweck, auch noch Tante Rutis Jammern über gestörte Hotelnächte anzuhören nebst einigen Seitenhieben über herzlose Verwandte, die es über sich bringen, die arme Märtyrerin zu foltern. Hat es auch nicht. Also denn man tau!"

Miß Kniderboders Dislozierung ging sogleich ohne Schwierigkeit von statten, da es die gute Seele ganz begreiflich fand, den nächsten Verwandten des Hausherrn Platz zu machen, was Käthe zu dem innerlichen Kommentar veranlaßte, daß die Miß wie der Blinde von der Farbe redete, indem ihr eine nähere Bekanntschaft mit Tante Ruti eben noch fehle. Käthe wäre selig gewesen, wenn die Miß die Pikierte gespielt hätte, und der Wahrheit die Ehre zu geben, hatte sie ihr den Vorschlag einer Übersiedlung ins Kinderzimmer so gemacht, daß eine weniger harmlose Person gestuft hätte. Aber das that die Miß ganz und gar nicht und Käthes kleine List fiel elend ins Wasser — der Tante Ruti war eben nicht zu enttrinnen.

Am folgenden Tage trafen die vorher erwarteten Gäste in corpore ein — Graf Hellberg, etwas grauer geworden, aber sonst frisch und liebenswürdig wie immer, der Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle — Frau Fee von Wendenburg schöner, liebreizender denn je, ihr Gatte auch ganz der Alte. Baronin Theone von Tiefenthal war noch runder geworden als zu der Zeit, da wir in "Quarks Lieblingsname" ihre Bekanntschaft machten und strickte nun, statt für Käthe, Strümpfe für Frau Fees Kinder, wenn Baron Tiefenthal nicht gerade Mangel an Socken hatte. Dieser Würdige war unverändert im Aussehen und im Wesen — laut, taktlos, ungeniert seinen schlesischen Dialekt redend, aber der goldene Kern in der rauhen Schale sorgte dafür, daß seine Verwandten ihm manches nachsahen, was sie bei einem andern kaum vertragen hätten.

"Na, was machst du denn, altes Mädel?" begrüßte er seinen Liebling Käthe laut auf dem Perron des Bahnhofes. "Siehst ja ganz lampern aus! Dunterkiel noch Gens — die Krabbe wird jedes Jahr hübscher!"

"Aber Onkel, schrei doch nicht so!" sagte Käthe rot werdend.

"Schreien? Jetersch nee, ich pischbere ja bloß!" erwiderte der Mustergutsherr mit einem Stimmaufwande, daß alles sich nach ihm umsaß. "Man wird doch hier noch reden dürfen! Na, Gott sei Dank, daß wir da sind! Das Eisenbahngezumple ist nicht meine Sache. Zwar von Zumpeln war nicht die Rede, der Zug fuhr wie verbrannt, daß man kaum Zeit hatte, irgendwo Einen hinter die Halsbinde zu

gießen und meine Kehle ist so trocken wie 'n wol-  
lener Strumpf!"

Räthe versicherte lachend, daß man diesem Übel schon abhelfen wollte, was Tiefenthal sichtlich be-  
ruhigte und nachdem er mit einem Dienstmann noch einen lebhaften Strauß ausgefochten, bei dem beide Streitenden nur sich selbst verstanden, da sie sich beide ihrer respektiven Dialekte bedienten, wurden die Ankömmlinge in Droschken „verladen" und in die für sie reservierten Zimmer im Hotel gebracht, während Graf Hellberg bei seinen Kindern abstieg und dort zum erstenmal seinen jüngsten Enkelsohn umarmte.

Bald trafen auch die beiden andern Paare ein und nachdem der kleine Heinz eine Weile der Mittel-  
punkt dieses Familienkreises gewesen, versammelte

sammengekniffenen Lippen der pelzummüllten Dame, „denn wir haben uns durch ein Billet von mir nachträglich für heute angemeldet. Wenn du uns aber durch diesen Empfang andeuten willst, daß wir heute unwillkommen sind, dann können wir uns ja wieder empfehlen!"

„Hab' ich das gesagt?" wandte sich Räthe em-  
pört an die Anwesenden, doch Graf Kirchwald hatte sich rasch gefaßt und führte seine Tante vollends in das Zimmer, indem er versicherte, keinen solchen Brief erhalten zu haben.

„Ich habe ihn meinem Gemahl selbst zur Be-  
förderung übergeben," erwiderte Tante Kusi, immer



„Na, was machte denn alles Küssel ...“

sich alles um den Theetisch und man war so heiter und vergnügt, als man eben nur in vollster Har-  
monie sein kann.

Inmitten dieses lustigen Geplauders hörte nie-  
mand, wie unten auf der Straße vor dem Hause eine Droschke vorfuhr; es achtete auch keiner darauf, daß draußen im Korridor die elektrische Klingel er-  
tönte, aber gleich darauf wurde die Thür des Speise-  
zimmers geöffnet und in ihrem Rahmen erschien, wohlverhüllt in kostbare Pelze, als wollte es eine Sprühfahrt an den Nordpol unternehmen, ein älteres Paar — Hofmarschall von Diestelcamp mit Ge-  
mahlin.

Räthe ließ vor Schreck ein Stück Kuchen fallen, das sie gerade verspeisen wollte.

„Tante Kusi!“ schrie sie auf, wie gestoßen. „Ich denke, ihr wolltet erst morgen kommen!“

„Ein gedankenloser Gedanke, wie gewöhnlich, meine Liebe,“ kam es scharf über die schmalen, zu-

noch voll Mißtrauen mit einem Seitenblick auf Räthe, die mit zurückgeworfenem Kopfe aus ihrer Entrüstung keinen Hehl machte.

„Gewiß, meine Teure, gewiß — ich habe ihn doch auch selbst mit den anderen Briefen in den Postkasten geworfen,“ versicherte der Hofmarschall. „Ich hatte sie alle in meinem Portefeuille“ — hier produzierte er diesen nützlichen Gegenstand — „hier hatte ich ihn gestern noch, und — ja — wie konnte mir denn das passieren — hier ist er noch!“

Und mit konsterniertem Gesicht brachte er das fragliche Schreiben heil und unberührt von jeglichem Poststempel ans Licht.

Ein geräuschvoller Heiterkeitsanfall Tiefenthals machte der folgenden verlegenen Pause ein jähes Ende.

„So was passiert in den besten Familien!“ lachte er ungeniert heraus.

„Machen Sie kein solch' betrippstes Gesicht, oller Schwede, und lassen Sie sich 'nen Kuß von mir

aufbrummen — ich bin in der Beziehung genau solch 'n tapriger Konfusionsrat wie Sie!"

Tante Ruti machte ein Gesicht, als ob sie unversehens in eine Citrone gebissen hätte, erstens weil ein Mensch, den sie nur oberflächlich kannte, es wagte zu lachen, ehe er ihr unterthänigst die Hand geküßt und dann, weil eben dieser selbe Mensch, den ihr Gatte noch gar nicht kannte, ihn in einem Atem kurzweg mit „oller Schwede" anredete und ihm einen Kuß anbietend einen „taprigen Konfusionsrat" nannte. Aber da ihr Gatte alles das scheinbar ganz vergnügt in seiner Verwirrung entgegennahm und sie über aller Gesichter ein Lächeln huschen sah, machte sie gute Miene zum bösen Spiel.

„Nun, ich sehe, daß hier ein Irrtum sich schnell genug aufgeklärt hat," sagte sie gezwungen lächelnd. „Liebe Nichte, ich finde dein Erstaunen über unser plötzliches Erscheinen jetzt ganz erklärlich und würde dir dankbar sein, wenn du uns unser Zimmer anwiesest!"

„Das soll nämlich eine Entschuldigung sein," raunte Rätke ihrer Schwester ins Ohr und setzte laut hinzu: „Na, lege nur einstweilen ab, Tante, und erwärme deine Seele mit einer Tasse Thee, denn das Zimmer muß erst geheizt werden —"

„O! Das Zimmer muß erst geheizt werden?" wiederholte Tante Ruti gedehnt. „Du hättest besser gethan, dies schon früher thun zu lassen — man erkältet sich so leicht in frisch geheizten Räumen."

Rätke zuckte mit den Achseln — sie war es gewohnt, immer von Tante Ruti getadelt zu werden und machte sich wenig genug daraus, aber die Miß sah chokiert aus und fühlte sich verpflichtet, sich ihrer ehemaligen Schülerin anzunehmen.

„I beg your pardon," wandte sie sich an Frau von Dieftelcamp. „In unser enordische Klimate sein das eine andere matter. Dort, man muß tagelang keep up a fire, um eine unbewohnte Zimmer warm zu machen. Hier im Süden braucht man dazu nur eine kurze Zeit."

„So? Wie interessant!" ließ Tante Ruti sich herbei zu erwidern, indem sie ihre Reisehüllen ablegte, und bald hatten die Ankömmlinge am Theetisch Platz genommen und Graf Dellberg sorgte dafür, daß die neben ihm placierte Frau von Dieftelcamp bald behaglich genug aussah, die Schenken ihrer bedingungsreichen Liebenswürdigkeit öffnete und die Sonne ihrer Gnade über die Gerechten und Ungerechten dieser kleinen Runde aufgehen ließ. Ja, bei der dritten Tasse und einem besonders delikaten Stückchen Kuchen ließ sie sich sogar herbei,

Rätke huldreich anzulächeln, indem sie sagte: „Du ahnst nicht, liebe Nichte, wie sehr ich mich schon danach sehne, unsern lieben, süßen Habakuk an mein Herz zu drücken!"

Rätke machte erst ein erstauntes Gesicht, dann lachte sie lustig auf.

„Aber Tante," sagte sie heiter, „das kannst du doch alle Tage haben! Na, euer Zimmer ist ja bald soweit bereit, wenn du's aber gar nicht mehr aus halten kannst — wir haben nichts dagegen, wenn du den Onkel auch hier schon ans Herz drücken willst, vorausgesetzt, daß es ihm nicht genierlich ist!"

„Ich verstehe nicht!" replizierte Tante Ruti. „Wer spricht von dem Onkel? Ich meine den kleinen Habakuk!"

Rätke sah sich hilflos um.

„Das verstehe ich wieder nicht," gestand sie. „Wo ist denn ein kleiner Habakuk?"

Tante Ruti faltete ergeben ihre Hände.

„Sie kennt ihren eigenen Sohn nicht!" hauchte sie mit einem Blick um die Tafelrunde.

„Mein Sohn?" wiederholte Rätke. „Ja, der heißt aber doch nicht Habakuk!"

„Wie?" rief Tante Ruti blaß werdend und sich kampfbereit aufrichtend. „Höre ich denn recht? Ich, seine Pate, habe ihm ausdrücklich diesen teuern Namen gegeben! Sollte da nicht ein Irrtum obwalten?"

„Ich glaube kaum, liebe Tante," fiel Graf Kirchwald ein. „Unser Junge hat unter andern Namen auch ganz richtig den deinen, der zugleich auch der Name deines Gatten ist, in der Taufe erhalten — sein Rufname ist aber Heinrich — nach Papa und dem Prinzen — wir nennen ihn aber kurz nur Heinz!"

Tante Ruti verfärbte sich noch mehr.

„Ich traue meinen Ohren nicht!" rief sie mit bebender Stimme und zitternden Nasenflügeln. „Na-



Und mit konterniertem Gesicht brachte er das fragliche Schreiben ans Licht.



türlich — Graf Hellberg hier ist ja freilich der Großvater — indes — das Kind ist ein Kirchwald und ich bin seine nächste Anverwandte von väterlicher Seite und spiele als solche wohl hier die erste Rolle. Wie ist es daher möglich, dem Knaben einen andern Rufnamen zu geben, als den, welchen ich ihm bestimmt habe?“

„Den Rufnamen bestimmen die Eltern!“ grunzte Tiefenthal dazwischen.

Tante Kuli ignorierte den Einwurf vollständig.

„Die Abänderung eines Rufnamens ist eine Sache, die keine Schwierigkeit macht,“ fuhr sie fort. „Wenn man mir also — trotzdem ich es nur ungern glauben möchte, den Affront angethan hat, dem Kinde einen andern Namen zu geben, so wird diese Abänderung am besten sogleich vorgenommen werden —“

„Aber Tante —“ fiel Graf Kirchwald ein, doch Frau von Dieftelcamp erhob abwehrend ihre Hand.

„Bitte,“ sagte sie spik. „Wenn das Kind überhaupt Habakuk getauft wurde, so wird es auch so genannt!“

„Heinz heißt er und wird er genannt,“ rief Rätthe mit blinkenden Augen. „Der Name Habakuk mag ja sehr ehrwürdig sein — schön ist er aber nicht! Hab' ich nicht recht, Onkelchen?“

„In der That,“ lächelte der Hofmarschall verlegen. „Ich habe mich zwar mit der Zeit an ihn gewöhnt und finde die Abkürzung ‚Kuli‘ in der weiblichen Anwendung ganz reizend sogar“ — dies mit einem Kompliment gegen seine „liebe Frau“ — „aber offen gestanden — ich habe in jungen Jahren oft gegen das Geschick gehadert, das mich mit diesem — hm — reichlich ungewöhnlichen Namen fürs Leben bedacht hat.“

„Habakuk! Du wirst frivol!“ rief Tante Kuli streng. „Ich bin erstaunt und empört, dich also deiner Nichte nach dem Munde reden zu hören! Mein Gott, lehrt sie denn das Herz meines eigenen Gatten gegen mich? Doch davon ein anderes Mal. Ich frage jetzt nur: wird das Kind Habakuk gerufen werden, oder nicht?“

„Natürlich nicht, da es schon Heinz heißt,“ gab Rätthe prompt zurück.

„Horst — und du hast die unsägliche Schwäche, dich in diesem heiligen, ernstesten, pflichtenreichen Falle dem Willen dieses Geschöpfes unterzuordnen?“ wandte sich die Tante bebend vor Horn an ihren Neffen.

„Dies Geschöpf ist meine Frau und die Mutter meines Sohnes,“ gab Graf Kirchwald vollständig beherrscht zurück. „Wir haben den Rufnamen des Kindes in absolutem, gleichberechtigtem Einkommen gewählt. Das ist unser gutes Recht, nicht wahr, liebe Tante?“

„Ich habe aber ausdrücklich gewünscht, daß der Knabe auf den Namen Habakuk getauft werde!“

„Ist auch geschehen, verehrte Tante. Ich werde mir erlauben, dir den Taufschein vorzulegen, aus dem du ersehen kannst, daß der Junge Heinrich, Johannes, Albert, Habakuk heißt!“

„Ist dies die richtige Reihenfolge der Namen, wie sie im Taufregister eingetragen sind?“

„Ganz wohl! Du kannst dir denken, daß wir sie mit Stolz auswendig wissen!“

Tante Kuli erhob sich.

„Man erlaube mir, mich zurückziehen zu dürfen,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Also nicht allein, daß man so herzlos war, meinen Namen dem Kinde als Rufnamen nicht zu geben — nein, man hat mir die Schmach angethan, diesen Namen auch zu lekt zu nennen. Ich sehe darin eine beabsichtigte Kränkung, die nur von diesem schlechten Geschöpf dort, das den Namen Kirchwald unwürdig führt, ausgegangen sein kann. Ich ziehe mich zurück, um einsam in der Stille meines Zimmer zu weinen!“

Und in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, rauschte sie hinaus, von der Miß gefolgt, die sich verpflichtet fühlte, ihr wenigstens die richtige Thür zu zeigen.

Die Zurückbleibenden sahen sich stumm einen Augenblick an.

„Na, da schlag' doch gleich der Popelmann drein!“ brach Tiefenthal zuerst los.

„Gott,“ rief Rätthe seelenruhig. „Unwürdiges und schlechtes Geschöpf war noch Tante Kulis schlimmste Injurie nicht. Da hab' ich noch ganz andere auf ihrem Korbholz. Das ist ihr Lieblingsname für mich!“

„Aber lieber Herr von Dieftelcamp,“ wandte sich Graf Hellberg an den Hofmarschall, „meinen Sie nicht, daß Ihre Frau Gemahlin zu weit gegangen ist? Verzeihen Sie, wenn ich mir erlaube daran zu erinnern, daß meine Tochter doch hier Hausfrau ist und —“

„Bester Graf — Sie haben tausendmal recht!“ entgegnete der Hofmarschall. „Meine liebe Frau besitzt ein so leicht erregbares Temperament und überlegt ihre Worte dann nicht. Ich eile zu ihr und werde die Angelegenheit sogleich in Ordnung bringen!“

„Auch wieder einer, der mehr verspricht, als er halten kann,“ sagte Rätthe, als Herr von Dieftelcamp das Zimmer verlassen. „Reg' dich nicht auf, Papa, und du, Horst, mach' kein solch wütendes Gesicht. Ich bin nun 'mal für Tante Kuli das rote Tuch, das sie zu blinder Wut reizt, sobald sie es sieht. Bernht, wie alle Gefühle, auf Gegenseitigkeit. Wer trinkt noch eine Tasse Thee?“

„Nee, 'nen Cognac auf den Schrecken!“ schrie Tiefenthal. „Hastest noch viele solche liebe Tanten, mei Herzeypünktel? Die laden wir uns ein, Theone,

und machen sie zahm und lassen sie auf Randare gehen, bis sie vor dem roten Tuch nicht mehr scheut! So'n altes Besteck!"

Räthe lachte.

"Hörst ist an dem ganzen Salat schuld," erklärte sie. "Er kannte Tante Ruti länger als ich und läßt sich von Satanas verleiten, ihr die Taufnamen des Jungen in der richtigen Reihenfolge vorzutragen! So 'n unvorsichtiger Jüngling! Hörst, an dir ist ein Diplomat verloren!"

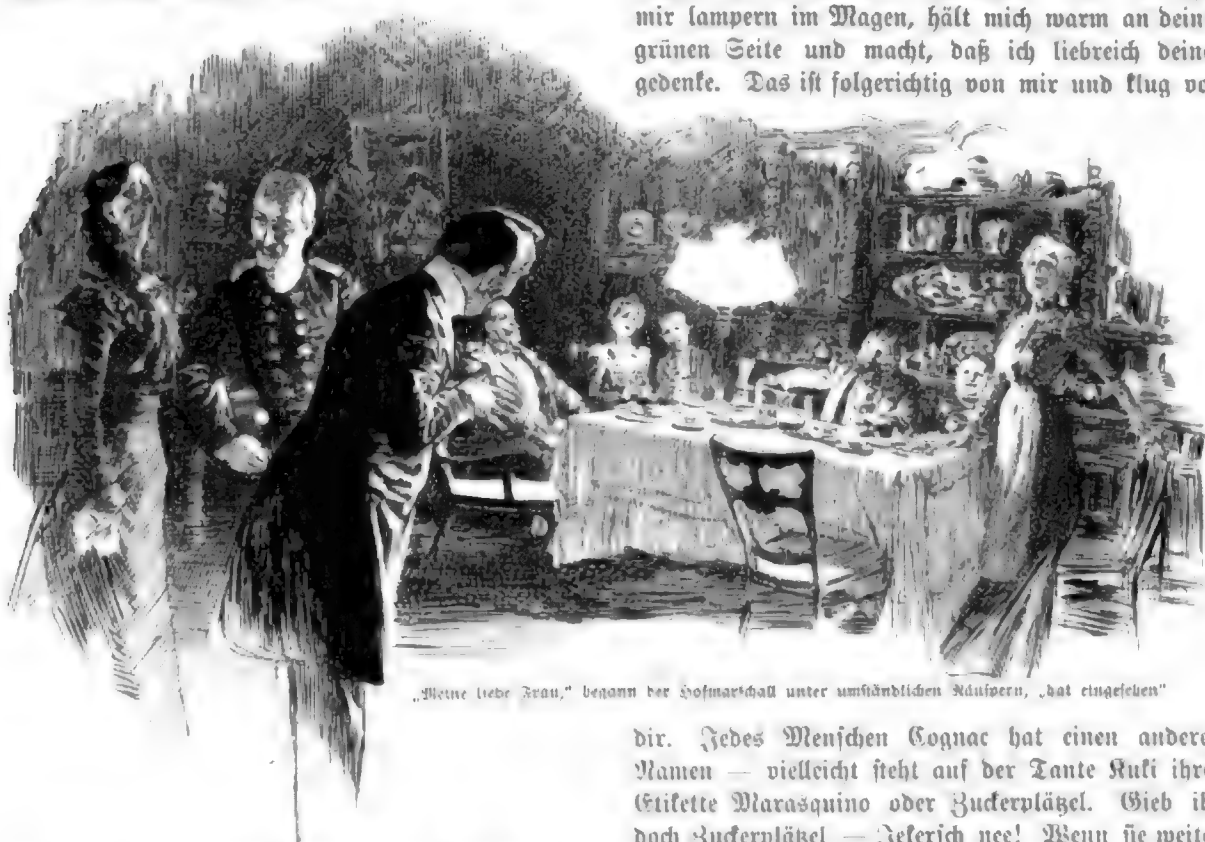
Kirchwald mußte unwillkürlich lachen.

"Na ja, ich hätte gleich hinter Heinrich Habakuk sagen können," gestand er.

"I wo?" sagte Tiefenthal erstaunt. "Ist mir auf alle Fälle noch nicht vorgestellt. Jedenfalls ein Kerl, der seine Pappenheimer kennt, denn wenn man eines Menschen schwache Seite bekomplimentiert, dann hat man ihn auch in der Tasche. Kolossal vernünftig, wechß der Teibel!"

"Meinst du wirklich?" fragte Räthe zweiselnb. "Da gehört doch aber Heuchelei dazu?"

"I woher denn?" wehrte Tiefenthal ab. "Meine schwache Seite zum Beispiel ist ein guter, alter Cognac und wenn du mich mal gelegentlich auf einen stoßen willst, so zur rechten Zeit, da denke ich noch lange nicht, daß du bei mir erbschleichen willst. Er thut mir lampern im Magen, hält mich warm an deiner grünen Seite und macht, daß ich liebeich deiner gedenke. Das ist folgerichtig von mir und klug von



„Meine liebe Frau," begann der Hofmarschall unter umständlichen Räuspern, „hat eingesehen"

„Denn also spricht Zarathustra: Man muß sich der Menschen Schwäche zu nute machen," citierte Wendenburg.

„Hat er das wirklich gesagt?" erkundigte sich Räthe.

„Unmöglich ist es nicht — Zarathustra hat so viel gesprochen, daß er das auch ganz gut gesagt haben kann," erklärte Wendenburg, von dem die Sage ging, daß er 'mal einen Blick in Nietsches Werke geworfen.

„Zarathustra muß eine ganz vernünftige alte Tante gewesen sein," sagte Tiefenthal im Protokollton, aber mit Überzeugung.

„Höchstens ein Onkel," erklärte Frau von Wendenburg lächelnd. „Zarathustra ist keine Tante, sondern ein Herr."

dir. Jedes Menschen Cognac hat einen anderen Namen — vielleicht steht auf der Tante Ruti ihrer Etikette Maraschino oder Zuckerplägel. Wieb ihr doch Zuckerplägel — Zelerisch nee! Wenn sie weiter nicht will!"

Räthe sah den sonderbaren Philosophen nachdenklich an, ehe sie aber seiner Weisheit näher treten konnte, öffnete sich die Thür und beide Diebstelcamp erschienen auf der Bildfläche — er etwas erhibt, aber Befriedigung auf dem glattrasierten, gutmütigen Diplomaten gesicht, sie mit verschwoenen Augen und der Miene einer geknickten Lilie.

„Meine liebe Frau," begann der Hofmarschall unter umständlichem Räuspern, „meine liebe Frau hat eingesehen, daß ihre momentane Enttäuschung — hm — über den veränderten Rufnamen ihres Patchens sie — hm — zu einer Erregung hingerrissen hat, welche — hm, hm — gar nicht im Verhältniß zu der Sache stand. Wir bitten noch um eine Tasse Thee, gnädigste Richtel!"

Aber die gnädigste Nichte stand stocksteif vor ihrem Plage und sah ihren Gatten an, der seiner Tante nun den Arm reichte, und sie an ihren Platz zurückführte.

„Ich freue mich unendlich,“ sagte er mit tabelloser Höflichkeit, „daß der kleine Zwischenfall so befriedigend erledigt ist, und Käthe ist darüber nicht minder froh. Wenn du, verehrte Tante, nun noch die Gnade haben wolltest, meiner Frau ein verbindliches Wort zu widmen, so wird sie dir einen Thee reichen, mit welchem du in Ermangelung eines anderen Getränkes inzwischen mit ihr auf Heinzens Wohl trinken kannst!“

Die Aufforderung war fein, die Brücke glänzend geschlagen, unglücklicherweise aber waren diese festen, bedeutungsvollen Worte in Tante Kufis Ohr nur ein feuerfangender Stoff.

„Wünscht Käthe, daß ich diese Worte auf den Knien vor ihr spreche?“ fragte sie scharf und leider so hohnvoll, daß Käthe sofort vergaß, was Zarathustra sprach und mit rotem Kopf wie gestochen auffuhr.

„Ich betrachte die Worte für genossen und quittiere dankend,“ sagte sie mit erhobenem Kopfe. „Hier hast du deinen Thee, Tante, und schone deine Knien, damit sie recht geschmeidig sind, wenn du 'mal in die Verlegenheit kommen solltest, sie freiwillig vor mir zu beugen!“

„In der That, sehr gütig!“ höhnte Tante Kufi. „Was sie doch immer für originelle Einfälle hat, diese liebe Käthe. Eine Tante, die vor ihrer Nichte freiwillig in die Knien sinkt —! Das wäre ein Unikum, nicht wahr, lieber Graf?“

„Na, man darf nichts verreden,“ meinte Käthe schon wieder beruhigt.

„Gewisse Dinge doch,“ replizierte Tante Kufi, ihren Thee mit zitternder Hand umrührend. „Und dieses mit tödlicher Sicherheit!“

„Nichts soll man verreden!“ behauptete Käthe, zum vollsten Widerspruch gereizt. „Alles ist möglich in der Welt.“

„Nur dieses Eine nicht,“ rief Tante Kufi schon

erregter, indem sie aber ihr hohnvolles Lächeln behauptete.

„Kommst du mir so, dann komm ich dir so,“ entgegnete Käthe eifrig. „Ich habe bis jetzt nur gesagt, alles ist möglich, aber nun spreche ich's geradezu aus: Du wirst noch eines Tages freiwillig vor mir auf den Knien rutschen! Ich bin hellsehend in diesem Momente und sehe das ganze Tableau vor mir!“

Tante Kufi brach in ein krampfhaftes Lachen aus.

„Es sollte ein Gesetz geben, das Tanten vor hellsehenden Nichten schützt,“ rief sie schrill.

„Na, wollen wir wetten?“ proponierte Käthe zum Gaudium aller, Herrn von Dieftelcamp ausgenommen.

„Ja ja, wetten — ich schlage durch!“ schrie Tiefenthal. „Das heißt,“ fügte er vorsichtig hinzu, „man muß erst wissen, um was die Wette gilt!“

Tante Kufi sah ihn indigniert an.

„Ich weiß nicht — soll ich hier wieder injuliiert werden?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„O nicht doch — ein Scherz unserer Nichte, weiter nichts!“ beeilte sich der Hofmarschall einzufallen.

„Als was ihr's auffaßt, ist ganz egal, vorausgesetzt, daß der Verlierende zahlt,“ nahm Käthe den kapitalen Spaß voll Eifer auf, ohne zu bedenken, daß dem Hausfrieden dadurch eine neue Scene drohen konnte. Alle lachten und erklärten die Wette für eine absolut originelle, noch nie dagewesene. Tante Kufi wußte nicht recht, ob sie beleidigt sein sollte oder besser thäte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und Tiefenthal versicherte ihr, daß sie ruhig „eine Million gegen einen faulen Appel“ einsetzen könnte, wenn sie ihrer Sache doch so sicher sei.

„Na, Tante, das wäre schneidig von dir,“ ermunterte Käthe ihre mißvergnügte Verwandte. „Nun zeig' 'mal, daß du nobel bist, und setze deine Million ein! Vetter Tiefenthal schlägt durch, da ich's ihm an der Nase ansehe, daß er meinen faulen Appel zu riskieren geneigt ist, fintemalen er von dieser Sorte sicher viel auf Lager hat!“

(Fortsetzung folgt.)

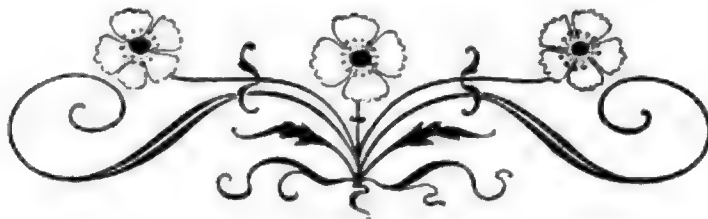






Fig. 1. View of the sea.

## Figures

### The General Features of the Sea in the Black Sea Region

The Black Sea is a large body of water, covering an area of about 450,000 sq km. It is located in the southern part of Europe, between the Balkan Peninsula and the Crimean Peninsula. The sea is bounded by the Caucasus Mountains to the south and the Crimean Peninsula to the west. The Black Sea is a part of the world's ocean, and it is connected to the Mediterranean Sea by the Bosphorus Strait.

The Black Sea is a very important body of water for the region. It is a source of food and fish, and it is also a source of water for irrigation. The sea is also a source of energy, and it is used for transportation. The Black Sea is a very important part of the world's economy.

The Black Sea is a very important body of water for the region. It is a source of food and fish, and it is also a source of water for irrigation. The sea is also a source of energy, and it is used for transportation. The Black Sea is a very important part of the world's economy.

The Black Sea is a very important body of water for the region. It is a source of food and fish, and it is also a source of water for irrigation. The sea is also a source of energy, and it is used for transportation. The Black Sea is a very important part of the world's economy.



Fig. 2. Shipwreck.



WICHITA STATE UNIVERSITY BUILDING

the city of Wichita, Kansas, and the surrounding area. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land.

The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land.

The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land.

The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land.

The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land.

The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land. The building is a large, multi-story structure with a prominent chimney, and it is surrounded by a large area of land.



WICHITA STATE UNIVERSITY BUILDING





the 1990s, the number of people who have been employed in the service sector has increased significantly. In the United States, the service sector has grown from 15% of the economy in 1970 to 35% in 2000. In India, the service sector has grown from 10% of the economy in 1970 to 25% in 2000. This growth has been driven by a number of factors, including the increasing demand for services, the increasing number of people who are working in the service sector, and the increasing number of people who are working in the service sector.

The growth of the service sector has led to a number of changes in the way that people work. One of the most significant changes is the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector.

The growth of the service sector has led to a number of changes in the way that people work. One of the most significant changes is the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector.

The growth of the service sector has led to a number of changes in the way that people work. One of the most significant changes is the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector.

The growth of the service sector has led to a number of changes in the way that people work. One of the most significant changes is the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector.



Figure 1. A person in a dark environment.

The growth of the service sector has led to a number of changes in the way that people work. One of the most significant changes is the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector.

The growth of the service sector has led to a number of changes in the way that people work. One of the most significant changes is the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector. This has led to a number of changes in the way that people work, including the increasing number of people who are working in the service sector.

daß eine von beiden ist das adlige Konvikt, dessen Jöglinge an dem knappen dunklen Schnürrode, ähnlich der Husarenuniform, zu erkennen sind, der sich auch bei der Dienstkleidung der Beamten hier wie in Ungarn findet. Links von der Kirche steht der Platz mit einem anderen in Verbindung, an dem uns das einstige Jesuitenkolleg, gegenwärtig Sitz des hier stationierten Armeecorps-Kommandos, ein weitläufiger Bau mit heiterem Arkadenhofe aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in die Augen fällt.

Wenden wir uns zur Herrengasse zurück, so bemerken wir, wenn wir deren Richtung weiter verfolgen, zu unserer Linken mitten zwischen Wohngebäuden in der bekannten altösterreichischen Bauart die Fassade der neuen in byzantinisch-romanischem Stile aufgeführten, von einem zierlichen, spitzen Turme überragten griechisch-unierten Kirche. Schon im Äußeren schmuck und gefällig, erscheint dieses Gotteshaus vor allem beachtenswert durch seine innere Ausstattung, die den Reichtum und die Farbenpracht der griechischen Kirchen mit seinem Geschmade und hoher Reinheit der Formen verbindet. Ganz besonders wird der Besucher von dem sogenannten Kloster, der bildergeschmückten Scheidewand aus geschnittenem, vergoldetem Holze zwischen dem eigentlichen Kirchenraume und dem Allerheiligsten, gefesselt. Wie von der Kirche selbst, fühlt er sich aber auch von der würdigen Art des Gottesdienstes, der darin abgehalten wird, lebhaft angesprochen, vor allem von den innigen altslawischen Kirchengesängen, mit denen ein Chor von Männern und Knaben die priesterlichen Handlungen begleitet.

In scharfem Gegensatz zu diesem Neubau steht die altherwürdige Markuskirche, die das Straßenbild der Herrengasse nach oben hin abschließt. Inmitten des gleichnamigen Platzes gelegen, erhebt sich das im einzelnen recht hübsche, als Ganzes aber etwas schwerfällige spätgotische Bauwerk in den wesentlichsten Teilen mit seinen Mauern kaum über die ihm zur Seite stehenden einstöckigen Paläste des Banus und des kroatischen Landtages empor und erscheint noch mehr gedrückt durch sein hohes Dach mit dem weithin erkennbaren kolossalen Doppelwappen des dreieinigcn Königreiches Kroatien-Slawonien-Dalmatien und der Stadt Agram aus bunten Ziegeln. Durch ein reichverziertes gotisches Portal gelangen wir in das Innere der Kirche. Nur von spärlichen Fenstern erhellt und in der Malerei dunkel gehalten, wirkt es recht düster und erscheint außerdem, wie das Äußere, niedrig und gedrückt. Das Gleiche ist auch bei dem mäßig hohen seitwärts befindlichen Turme der Fall, der in eine barocke Spitze endigt. Etwas zierlichere Formen besitzt allein der vieleckige Choraufsatz.

Wie unmittelbar bei der Markuskirche, finden wir auch in deren weiterer Umgebung bis zum Medvescabbach, der von der Eljema her südwärts zur Save fließt, eine Menge herrschaftliche Häuser, deren einige von recht gebiegen-vornehmem Charakter sind und ebenfogut wie hier im aristokratischen Stadtviertel einer westeuropäischen Hauptstadt am Plage sein würden, so z. B. das Gebäude des Departements für Kultus und Unterricht mit vorspringenden Seitenflügeln und einem wohlgepflegten kleinen Garten dazwischen, den ein kunstvoll gearbeitetes schmiedeeisernes Gitter, ein Erzeugnis einheimischen Gewerbefleißes, nach der Straße hin abschließt.

Die kleine Thalschlucht, die der Medvescabbach bildet, scheidet dieses Viertel der weltlichen Gewalten von dem jenseits gelegenen östlichen, überwiegend geistlichen Teile der Oberstadt, der als solcher durch eine große Anzahl stattlicher Domherrenkurien, durch das Priesterseminar, den erzbischöflichen Palaß und die Kathedrale gekennzeichnet wird. Beim Anblick all' der stummen Zeugen der Vergangenheit, die diese Hügelstadt in ihren Kirchen und Palästen besitzt, sehen wir auch deren einstige Bewohner im Geiste vor uns auftauchen, unsere Einbildungskraft belebt diese stillen Gassen mit prunkvollen Staatskutschen, von scharlachrot gekleideten Heibuden umgeben und bespannt mit reichgeschirrten Rossen. Wir erblicken darin vornehme Herren im geistlichen Gewande oder in der Magnatentracht und stolze Edelfrauen in kostbarer Kleidung.

Der Glanz, der ehemals die Prälaten und den Adel Kroatiens umgab, ist in neuerer Zeit bei dem letzteren stark verblichen. Von seinen Häusern dient jetzt ein großer Teil zu Regierungs- und anderen öffentlichen Zwecken, denn durch schlechte Wirtschaft sind so manche Magnatenfamilien gezwungen worden, sich ihrer Besitzungen zu entäußern. Der hohe Klerus des Landes ist hingegen nach wie vor reich begütert und insolgedessen immer noch sehr angesehen. Wie bedeutend seine materiellen Hilfsquellen sind, möge man daraus entnehmen, daß der Erzbischof von Agram (die Erhebung des dortigen Bistums zum Erzbistum ist 1856 erfolgt), dessen beide Vorläufer im Amte zu ihrer Würde noch den Kardinalshut erhalten haben, über ein Jahreseinkommen von 250 000 Gulden verfügt, nach unserem Gelde mehr als 400 000 Mark, und somit mehr als das Elfache der jährlichen Bezüge der vornehmsten kirchlichen Würdenträger im Deutschen Reiche. Dabei ist er übrigens, so viel mir bekannt, an Reichtum erst der Fünfte unter den österreichischen und ungarischen Prälaten. Seinen eigenen Einkünften entsprechend sind auch die Pfründen der Agramer Domkapitulare nicht karglich bemessen. Die Herren wissen auch, nach allem, was man von ihnen hört und sieht, sehr wohl zu leben



and the use of the various elements of the program. First, the user can select whether to use automatic or manual control. Automatic control is used when the user wants to control the system from a remote location. Manual control is used when the user wants to control the system from a local location.

Next, the user can select the type of control to use. There are two types of control: manual and automatic. Manual control is used when the user wants to control the system from a local location. Automatic control is used when the user wants to control the system from a remote location.

After selecting the type of control, the user can select the type of control to use. There are two types of control: manual and automatic. Manual control is used when the user wants to control the system from a local location. Automatic control is used when the user wants to control the system from a remote location.

Finally, the user can select the type of control to use. There are two types of control: manual and automatic. Manual control is used when the user wants to control the system from a local location. Automatic control is used when the user wants to control the system from a remote location.



FIG. 1. A large, dark, rectangular structure, possibly a building or a piece of equipment, in the center.

The user can select the type of control to use. There are two types of control: manual and automatic. Manual control is used when the user wants to control the system from a local location. Automatic control is used when the user wants to control the system from a remote location.

After selecting the type of control, the user can select the type of control to use. There are two types of control: manual and automatic. Manual control is used when the user wants to control the system from a local location. Automatic control is used when the user wants to control the system from a remote location.



...the ...

[illegible][illegible]

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

[illegible]

the authors' knowledge, this is the first study to examine the effects of a single session of a group-based, self-help, cognitive-behavioral intervention on the self-reported health status of people with chronic low back pain. The authors' findings suggest that a single session of a group-based, self-help, cognitive-behavioral intervention can have a positive effect on the self-reported health status of people with chronic low back pain. The authors' findings also suggest that a single session of a group-based, self-help, cognitive-behavioral intervention can have a positive effect on the self-reported health status of people with chronic low back pain. The authors' findings also suggest that a single session of a group-based, self-help, cognitive-behavioral intervention can have a positive effect on the self-reported health status of people with chronic low back pain.

These authors also found that the use of a single, non-validated questionnaire to assess the prevalence of depression in the community was not sufficient to detect the true prevalence of depression. They concluded that the use of multiple, validated questionnaires would be more appropriate for the assessment of depression in the community.

the victim's perception of the offender's behavior. In the case of the 1991 rape, the victim perceived the offender as a "strong, athletic, and aggressive" man, who was "taller than me, had a mustache, and was wearing a dark jacket." In the case of the 1992 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 1993 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat."

In the case of the 1994 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 1995 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 1996 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat."



Figure 1: Offender

In the case of the 1997 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 1998 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 1999 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 2000 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 2001 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat."

In the case of the 2002 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 2003 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 2004 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 2005 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat." In the case of the 2006 rape, the victim perceived the offender as a "taller, older, and heavier" man, who was "wearing a dark jacket and a dark hat."

wenn wir zu Fuße oder im Wagen dieses Neben- und Gartenland durchstreifen, neue liebliche Ausblicke in die Nähe wie in die Ferne, und nur allzufrühe sehen wir, in den Genuß der lachenden Gegend versunken, den Abend hereinbrechen, der sie unseren Blicken entzieht.

Dem nordischen Wanderer hat sich jedoch die Erinnerung an sie wie an Agram überhaupt tief in die Seele eingepreßt, und selbst die gewaltigsten Reiseindrücke, die ihm in der Folgezeit beschieden waren, sind nicht imstande gewesen, sie abzuschwächen. Als ich das erste Mal die kroatische Hauptstadt besuchte, war ich auf dem Wege zur Adria begriffen und habe im weiteren Verlaufe meiner Reise den Gegensatz zwischen Agram's idyllisch-heiteren Fluren und den ernst-erhabenen Naturbildern, die sich mir am Meere und nicht minder in der Gebirgswelt

seiner Küstenländer bis zu den Schwarzen Bergen, der Herzegowina und Bosnien darboten, in seiner ganzen Schärfe empfunden. Wie nachhaltig aber auch das Großartige, das mir dort entgegentrat, auf mich wirken mußte: es vermochte doch nicht die Freude zu mindern, die mich ergriff, als ich auf dem Heimwege eines Morgens wieder über den Eichenwäldern der Save-Ebene die Türme Agram's mit den lieblichen grünen Höhen im Hintergrunde erblickte. Gern habe ich hier noch einige Tage geraftet und im Zusammensein mit lieben Bekannten vor meinem Scheiden von der südslawischen Welt die Fülle der in ihr gewonnenen Eindrücke nochmals im Geiste an mir vorüberziehen lassen, um dann, durch manche schöne und merkwürdige Erinnerung bereichert, in die geliebte deutsche Heimat zurückzukehren.

## Träumerei und Traum.

Allerlei aus unserem Traumleben.\*) Von Dr. Fritz Kloepfel.

Nachdruck verboten.

### 1.

In dem Skizzenbuch des bekannten Reichstags-**abgeordneten Braun—Wiesbaden** (Reifestudien von Karl Braun—Wiesbaden. Stuttgart, Auerbach 1875) heißt es zu Anfang des dritten Kapitels der Zigeunerstudien: „In einem der neuesten Hefte der „Revue des deux mondes“ erzählt Herr Robert Franz (hinter welchem Namen sich eine polnische Dame verbirgt, bekannt durch ihre *Rencontres* mit Franz Liszt, über welchen sie auch ein seltsames Buch schrieb) den Franzosen von seinem Aufenthalt auf einer Pukta zwischen Theiß und Marosch, zwischen Magyaren und Zigeunern, zwischen Zigeunermusik und Magyarenmusik.“ Der geistreiche, inzwischen ja dahingeschiedene Abgeordnete giebt nun seinen Lesern weiter einen „Auszug aus diesen polnisch-französisch-magyarisch-zigeunerhaften Wahlverwandtschaften“, der sehr interessant und lesenswert wie das ganze Skizzenbuch ist, für unser Thema aber nur ein musikalisches Referat liefern soll über das Spiel eines zigeunerischen Geigenfürsten Remenqi: „Dann spielte er uns zum Schluß die Ballscene aus ‚Romeo und Julia‘ von Verlioz vor. Es war ein

unbeschreiblicher Genuß. Wir fühlten uns plötzlich nach Italien versetzt, silberhell glänzte der Mond über den dunklen Cypressenhainen, über den blendendweißen Marmorstatuen. Leise plätscherten die Wasser um ein herrliches Schloß, welches aus einem Meer von Musik und Licht hervorzuleuchten schien. Eine bunte losende Menge schwirrte ab und zu und gab dem Ganzen einen ungemein lebhaften und glänzenden Anstrich. Bald war auch dies vorüber, und nun hörten wir Julia zu Romeo sagen:

„— Mein schöner Montecchi,  
Ich liebe in der That dich allzusehr!“ — —

Aber auch ohne Pukta hören wir in dieser symphonischen Tondichtung und ihrem Adagio das Hohelied der Liebe. Immer noch liegt auf dem Balkon das Mondlicht — leise schmeichelnd, verschämt begehrend, tönt es aus den Weigentönen heraus — und glücklich gewährend, ferneres Glück schildernd antworten die Celli.

Musikalische Träumereien sind in der Litteratur ebenso wenig Seltenheiten wie im gewöhnlichen Leben. Wir bedürfen auch durchaus keiner so gewaltigen dramatischen Reminiscenz, wie sie das Shakespearesche Trauerspiel hervorruft, um durch musikalischen Impuls uns allerlei Traumgebilde vorzaubern zu lassen.

Wer im einsamen Zimmer von lieber, noch nicht einmal sonderlich kunstbegabter Hand, Beethovens Mondscheinsonate sich zum Herzen sprechen ließ, wird

\*) Specielle Litteratur: 1) Scipion du Plat: Les causes de la vie et du sommeil. Paris 1869. Aus der Bibliothek des Grafen Jalewski. 2) Alfred Maury: Le sommeil et les rêves. Paris 1861. 3) Edder: Das Leben des Traums. Berlin 1861. 4) Rant: Anthropologie. 5) Volkmann: Psychologie. 6) Strümpell: Natur und Entstehung der Träume. Leipzig 1874. 7) Jensen: Träumen und Denken. Birkow & Holtenborgs Sammlung. 8) Volkelt: Traumphantasie. Stuttgart 1875. 9) Silberbrandt: Der Traum und seine Verwertung für das Leben. Leipzig 1875. 10) Spitta: Schlaf- und Traumzustände. Tübingen 1878. 11) Binz: Über den Traum. Bonn 1878. u. f. w.

weder diese Klänge noch den Mondenschein aus der Jugendzeit vergessen!

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit  
Klingt ein Lied mir immerdar!“ —

Derlei sentimentale Anwandlungen zu vertreiben, eignet sich am trefflichsten die lecke Tanzweise der Csardasmusik: aber auch diese Volksweisen zeigen sich lebenswahr in ihrem Übergang zu wehmütigem Lied. —

Vor der einsamen Schenke hat fahrend Volk ein großes Fest — „fahrend Volk und Gauklerbanden —

Und hier mitten unter ihnen,  
Alle mächtig überragend  
Mit dem ausdrucksvollen Haupte —  
Stand der Fiedelvogt als Hauptmann.  
Eine Schar der schönsten Mädchen  
Führte Tänze auf und Spiele  
Leidenschaftlich und entzückend. —  
Und in fliegend freien Haaren,  
Kurzen Röschchen, runden Wiedern,  
Ploßen Armen, bloßen Halsen,  
Oder nur von dünnen Schleiern  
Raum verhält und leicht umflattert.  
Ach! sie bogen, wandten, schwangen  
Sich in reizender Bewegung  
Zu berausend süßen Weisen,  
Die auf Geige, Flöte, Sumbel  
Von geübten Spielern klangen.“ —

In farbenprächtigen Durcheinander lagert sich nach dem Tanze alles um den Fiedelvogt, in welchem wir, als er seine Geige ergreift, unseren alten Freund, den Rattensänger, erkennen. Und es erklingt in der einfachen ergreifenden Weise:

„Ich habe durchfahren das weite Land,  
Durchfahren dahin, daher;  
Und was allerwegen von Glück ich fand,  
Davon ist das Ränzle nicht schwer.  
Die Blumen am Wege, am Himmel die Sterne,  
Die einen verwelt, die andern so ferne,  
Wein Herz, in der Welt allein,  
Wer denkt noch dein?“ —

Vossing sagt: „Die Absichten eines Tonkünstlers merken, heißt ihm zugestehen, daß er sie erreicht hat. Sein Werk soll kein Rätsel sein, dessen Deutung ebenso mühsam als schwankend ist. Was ein gesundes Ohr am geschwindesten in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er sagen wollen, sein Lob wächst mit seiner Verständlichkeit: je leichter, je allgemeiner, desto verdienter jenes.“ —

Aus diesem Grunde ergreifen uns die alten Volksweisen, und auch der größte Teil der spezifisch ungarischen Musik derart, daß selbst ein materielles Gemüt zu unwillkürlicher Träumerei hingerissen wird. Auf diesem Grunde beruht der ewig unvergängliche Hauch, der uns aus den Tonschöpfungen

eines Beethoven, eines Schumann stets frisch anweht. — Auch ohne die entsprechenden Überschriften würde Schumanns „Kinderszenen“ ein warmes Verständnis gesichert sein; und wenn er in seinen „Walbszenen“ der „Verrufenen Stelle“ noch einen Hebbelschen Vers voraussendet, so hören und fühlen wir auch ohne solche Überschrift heraus:

„Die Blumen, so hoch sie wachsen,  
Sind blaß hier wie der Tod.  
Nur Eine in der Mitten  
Steht da in dunklem Rot.  
Die hat es nicht von der Sonne —  
Nie traf sie deren Glut:  
Sie hat es von der Erde —  
Und die trank Menschenblut!“ —

Nur die kleinste Zahl der Konzertbesucher hat für das Programm ein wirklich musikalisches Verständnis: diese Hörer haben neben dem Genuß auch Arbeit, sie gehen wohlbefriedigt aber auch ermüdet nach Hause, während die überwiegend große Mehrzahl im Konzertsaale sich ausschließlich dem mühelosen Genuß hingiebt. —

Es giebt kein Mittel, das in dem Maße sowohl gleichgestimmte als auch abschweifende Vorstellungen hervorzulocken, die Phantasie an- und aufzuregen imstande wäre, als die Musik. Darin liegt vor allem ihre Zauberkraft, der ja auch weniger beanlagte Lebewesen willenlos unterliegen.

Wem wäre beim Hören der Rassischen Symphonie „Im Walde“ nicht der deutsche Wald zauberisch erschlossen worden? — In den bereiften Bäumen, welche die Wiesenlichtung umgrenzen, rauscht leise der Morgenwind. Der kühle Sommermorgen vor Sonnenaufgang fröstelt uns an. Allmählich erwacht die Natur: Hirsche und Rehe treten zwischen den Bäumen hervor auf die Lichtung, die Vöglein singen ihr lustig Morgenlied, und wir saugen durstig die frische würzige Waldesluft ein. Wir treten aus dem Walde heraus und sehen von der Höhe die weite morgentliche Landschaft vor uns liegen. Da klingt es:

„Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,  
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal.  
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all’ —  
Mein Herz ist wie ’ne Lerche, und stimmt ein mit Schall!“

Im Wald erscheint der Jäger, die Jägerin; Heidenische Volkslieder erhalten euphonischen Stoff, und das Volkslied liefert das Finale:

„Das Mägglein küßerte Ja!“ —  
Weiß nicht, wie ihr geschah.“ —

Und plötzlich kommt die Dämmerung. Tausend fährt es durch die Lüfte — das wilde Heer, die wilde Jagd. Als es wieder still geworden, schließt eine lieblichere Reminiszenz:



„In dem Mondenschein im Walde  
Sah ich jünger die Elfen reiten,  
Ihre Hörner hört' ich klingen,  
Ihre Glöcklein hört' ich läuten.  
Ihre weißen Rößlein trugen  
Goldnes Hirschgeweih und flogen  
Nasch dahin.“ — —

Wir glauben ein Bildnis von der Hand des jüngsten Jubilars aus Basel vor uns zu haben; und es bedarf keines großen Gedankensprunges, uns mit Böcklin nach Fiesole und Florenz zu versehen und vollends in der „Tribuna“ der Uffizien bis schier ins Unendliche weiterer Träumerei uns hinzugeben.

Gerade in seinen „Florentinischen Nächten“ giebt uns Heinrich Heine ein treffliches Beispiel von dem derartigen Träumereien zu Grunde liegenden Bogen und Wallen, dem Kommen und Gehen der Vorstellungen, indem er das Spiel des Paganini beschreibt.

— — „Als Paganini aufs neue zu spielen begann, ward es mir düster vor den Augen. Die Töne verwandelten sich nicht in helle Formen und Farben; die Gestalt des Meisters umhüllte sich vielmehr in finstere Schatten, aus deren Dunkel seine Musik mit den schneidendsten Zimmertönen hervorlagte. Nur manches Mal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich sein erbleichendes Antlitz, worauf aber die Jugend noch nicht erloschen war. Sonderbar war sein Anzug, gespalten in zwei Farben, von denen die eine gelb und die andere rot war. An den Füßen lasteten ihm schwere Ketten. Hinter ihm bewegte sich ein Gesicht, dessen Physiognomie auf eine lustige Bocksnatur hindeutete, und lange, haarichte Hände, die, wie es schien, dazu gehörten, sah ich zuweilen hilfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini spielte. Sie führten ihm auch manches Mal die Hand, womit er den Bogen hielt, und ein medern-des Beifallslachen accompagnierte dann die Töne, die immer schmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Gesang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten und aus dem Reiche der Seligen verwiesen, mit schamglühenden Gesichtern in die Unterwelt hinabstiegen. Das waren Töne, in deren bodenloser Untiefe weder Trost noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel solche Töne hören, erstirbt das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen und sie verhüllen weinend ihre frommen Häupter! Aber der gequälte Violinist that plötzlich einen Strich, einen so wahnsinnig verzweiferten Strich, daß seine Ketten rasselnd entzweisprangen und sein unheimlicher Gehilfe verschwand.“

In diesem Augenblick sagte mein Nachbar, der

Belzmaier: „Schade, schade, eine Saite ist ihm gesprungen, das kommt von dem beständigen Pizzicato!“ — —

Derartige Träumereien sind wache Träume. —

Für das Wesen des Träumens scheint es gleichgültig, ob das Bewußtsein schlummert oder wacht, ob es gleichsam vollständig von der Bühne abgetreten ist und den Vorstellungen und deren Kommen und Gehen das Terrain völlig überlassen hat, oder ob es zwar auf seinem Posten ist, sich aber beschaulicher Ruhe hingiebt und dem Spiel der Vorstellungen seine Aufmerksamkeit widmet, etwa wie wir selbst einer Theateraufführung folgen. Wir werden hierauf noch zurückkommen müssen.

Um dies zunächst genauer zu erkennen, folgen wir im wesentlichen der lebendigen Darstellung, die uns Jensen\*) von dem Ursprung und Wesen der Vorstellungen vorführt.

Von allem, was in unserem Körper, oder richtiger, was in unseren Sinnesorganen vorgeht — denn nur vermittelt der Sinnesorgane korrespondiert unser Bewußtsein mit der Außenwelt, zu der auch unser eigener Körper gehört — gelangen in das Großhirn vermittelt unseres Nervenapparats minutiöse Berichte. Sie werden, wie in jeder gestifteten Behörde, „sauber präsentiert, numeriert, kategorisiert und schließlich reponiert“ — sie kommen ad acta. Die Fächer, in welchen diese Akten fein geordnet liegen, sind die Ganglienzellen der Rindensubstanz des Großhirns, auf die wir noch später zu sprechen kommen. Dort haben sie ihren dauernden Platz, bis das ganze Bureau aufgelöst wird, d. h. bis der Bureau-Inhaber und Vorsteher, der Mensch, stirbt. Diese Akten werden bei jeder Gelegenheit wieder hervorgesucht und reproduziert.

Sie enthalten als „schätzbares Material“ die einzelnen Berichte, aus denen sich unser ganzes Denken zusammensetzt. Diese Akten nennen wir Vorstellungen, und diese Vorstellungen bilden das Material unseres Träumens wie unseres Denkens.

Aber dieses Material müssen wir uns daher vorerst verständigen.

„Wenn ich meinen Blick der meinen Schreibtisch beleuchtenden Lampe zuwende, so gehen Lichtstrahlen, oder wissenschaftlich richtiger Lichtwellen durch das Linsensystem meines Auges, und infolge der kunstvollen Einrichtung unseres Sehapparats entsteht auf der Netzhaut das verkleinerte Bild jener Lampe. Es wird auf der Netzhaut gleichsam ein Eindruck gemacht — ein Sinnesindruck; durch die Sehnerven wird die Empfindung dieses Sinnesindrucks durch verschiedene Stationen bis in das Großhirn geleitet, und hier kommt der Sinnesindruck zur Wahrneh-

\*) Der inneren von tragischem Leiden erlöste, früher in Lauffen am Neckar angelehnt und beliebte Psychiatrer von Nürnberg und später Taubert.

mung. Ich nehme jene Lampe wahr. Schließe ich jetzt die Augen und erinnere mich des eben Gesehenen, so bin ich ohne Mühe imstande, meinem inneren Auge das Bild der Lampe wieder vorzuführen, es mir vorzustellen: ich habe eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von der Lampe gewonnen. Diese Vorstellung ist aber ad acta genommen und kann jeden Augenblick reproduziert werden." Ebenso geht es mit allen anderen Sinnesindrücken. Wir vermögen nach Belieben aus jenen zahlreichen Akten Vorstellungen der verschiedensten Sinne zu wecken, ohne das Objekt vor uns zu haben, und die beiden Genossen, welchen diese Akten besonders anvertraut sind, heißen: Gedächtnis und Phantasie.

Aber nicht allein die mehr oder weniger einfachen Erinnerungsbilder, wie sie die Wahrnehmungen aus den verschiedenen Sinnesorganen in unserem Vorstellungsorgan zurückgelassen haben, bezeichnen wir mit dem Namen Vorstellung, sondern auch den logisch verarbeiteten und dadurch komplizierten Bewußtseinsinhalt, den wir unter Gedanken, Begriffe, Ideen zusammenfassen.

Aufgabe der Erziehung ist es, für gutes und müßlos brauchbares Aktenmaterial zu sorgen, das unter der Rubrik des Guten und des Bösen, des Rechts und des Unrechts zc. den Ganglienzellen des wachsenden Gehirns einverleibt wird.

Ebenso wie das kindliche Gehirn langsam und allmählich auf die geschilderte Weise eine Vorstellung gewinnt für die Objekte der verschiedenen Sinnesindrücke, wie das Kind sehen, hören, fühlen, schmecken, riechen, empfinden lernt und für die verschiedenen Vorstellungen gleichzeitig die richtige Bezeichnung annimmt, wie wir eine Vorstellung haben von einer Lampe, einem Ofen, von Feuer, von einer bestimmten Melodie, einem bestimmten Instrument, einem bestimmten Geruch, Geschmack, Gefühl — ebenso hat jeder mann eine mehr oder weniger klare Vorstellung vom Guten und Bösen, von Recht und Unrecht, von Gott, von der Religion u. s. w., je nach seiner Abstammung, seiner Erziehung und Entwicklung, ganz abgesehen von „Luft- und Unlustgefühlen," wie von dem einzelnen Temperament. —

Von dem Spiel der unzähligen Vorstellungen, welche derartig in dem Gehirn des Menschen aufgespeichert sind, geben uns die geschilderten auf akustischem Wege erregten Träumereien Beispiele. —

Ein mehr hausbadenes Exempel, wie einer Grundvorstellung eine ganze Kette sich associierender Vorstellungen folgt, giebt Jensen mit der bekannten Geschichte vom Milchmädchen, das zur Stadt ging, ihre Milch zum Verkauf anzubieten. „Die Dirne geht eilends des Wegs, einsam, der Milchkübel drückt sie, und da kommen ihr so allerhand Gedanken: für den Erlös der Milch wird sie sich Eier kaufen, frische

Eier, die eine Henne wohl leicht ausbrütet. Ist das Hühnervolk erst groß geworden, dann könnte man wohl ein Schweinchen dafür eintauschen. Schlägt das Schweinegeschlecht ein, da langt's vielleicht zu einer Kuh! Bekommt die Kuh dann gar ein Kalb, — vor Freude macht sie bei dieser Vorstellung einen Sprung und — mit der Milch liegen auch Eier, Hühner, Schwein, Kuh und Kalb im Sand der Straße! — Die Grundvorstellung: ein Gefühl der Befriedigung über den Besitz der Milch, der Gedanke an deren Wert lockt die zweite Vorstellung hervor, diese die dritte und so fort, bis eine ganze Kette entstanden ist, deren Anfang uns so völlig aus den Augen kommen kann, daß das Unglück des Milchmädchens gerade nicht zu den seltensten gehört.

Das Mädchen, das dem Laufe der Vorstellungen so aufmerksam folgt, daß es die Wirklichkeit um sich her ganz vergißt, geht wie im Traume: es träumt. Jenes Spiel der Vorstellungen, in welchem die eine zum Ausgangspunkt für eine ganze Reihe anderer, sich ihr anhängender wird, ist die Grundlage für unsere Träumereien und für unsere Träume. —

An nichts zu denken, ist uns unmöglich: unsere Psyche ist niemals in absoluter Ruhe, unser Bewußtsein niemals vorstellungsteer. In fortwährendem Reigen tritt eine Vorstellung nach der anderen über die Schwelle des Bewußtseins; bald langsamer, bald schneller ziehen diese Reihen an uns vorüber, heute schmerzlichen Inhalts, uns traurig stimmend, morgen vielleicht so freudvoll, daß wir auffauchen möchten — wenn nur nicht der Topf zerbricht!" —

Untersuchen wir nun, ob diesem scheinbar so ziel- und zwecklosen Spiel nicht vielleicht dennoch Regeln und Gesetze zu Grunde liegen, so müssen wir uns zunächst eingestehen, daß nur die allerwenigsten der fortwährend an unserem inneren Auge vorüberziehenden Vorstellungen uns wirklich klar ins Bewußtsein kommen: die allermeisten bleiben in Dunkel gehüllt.

Woher rührt dies?

„Die größere oder geringere Klarheit der Vorstellungen entspricht einmal der Energie, mit der sie auftreten, indem die stärker sich vordrängenden auch höher über die Schwelle sich erheben, als die weniger energischen; sodann ist sie abhängig von der größeren oder geringeren Anspannung unserer Aufmerksamkeit. Und zwar gleichen sich diese Bedingungen gewissermaßen aus. Sind wir abgespannt, ist unsere Aufmerksamkeit erschlaft, so treten nur die am stärksten sich erhebenden Vorstellungen in unser Bewußtsein, ihr Woher und Wohin, der Anfang und das Ende der Kette, deren einzelnes Glied eine solche imponierende Vorstellung bildet, bleibt uns scheinbar verborgen, und wir erzählen erstaunt unserer Umgebung von dem „plötzlichen Einfall," den wir gehabt

Geben wir uns aber Mühe, folgen wir mit Aufmerksamkeit dem Zuge der Vorstellungsreihen, so sind wir meist imstande, klar zu beobachten, wie die eine aus der anderen sich herleitet — und wir spüren dann manche auf, die so schwach war, daß sie kaum die Schwelle überragte. Wir entdecken dann freilich auch, daß jene „plötzlichen Einfälle“ in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, daß auch hier das alte Naturgesetz unzweifelhaft sich bewährt: Jedes Ding hat seine Ursache! —

Eine Sinneswahrnehmung, eine zufällig oder willkürlich reproduzierte Erinnerungsvorstellung giebt den Anstoß ab, spielt gleichsam den Stein, der in den stillen See geworfen wird, und nun ziehen sich ohne weiteres Zuthun Kreise auf Kreise, bis ein zweiter Stein jene ersten Wellen kreuzt, vermischt, überwindet.

Greifen wir nochmals auf das Beispiel vom Milchmädchen zurück, so lernen wir daraus eine wichtige Regel, nach welcher der Lauf der Vorstellungen sich richtet. Einmal sehen wir, wie die eine der andern bei der Gleichartigkeit des Inhalts folgt nach dem Gesetz der Ursache und Wirkung. Sämtliche beziehen sich auf Gegenstände des Besitzes: die Eier, die Pühner, das Schwein, die Kuh und das Kalb hofft sie zu besitzen. Aber das Zweite ist erst Folge des Ersten, das Folgende soll aus dem Erlös des Vorigen erstanden werden, das Erste wird die Ursache des Zweiten sein. Wir sehen zudem noch im Fortschreiten vom einen zum andern eine fortwährende Steigerung: es wächst der Besitz von Stufe zu Stufe! —

Diese Art von Träumerei ist wohl einem jeden bekannt: wir alle haben so geträumt und werden wohl noch öfters so träumen, insofern wir nicht krasse Materialisten geworden sind. Gewöhnlich nennt man dies: Lustschlösser bauen. Da träumt der Liebende von unerhörtem Glück, der Schriftsteller vom xten Tausend, der Beamte von Macht und Einfluß, der Soldat vom Marschallsstab. So träumte Faust:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn,  
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:  
Verweile doch, du bist zu schön!  
Es laun die Spur von meinen Erdentagen  
Nicht in Aonen untergehn:  
Im Borgefühl von solchem hohen Glück  
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!“

Diese goldenen Träume zeichnen sich dadurch aus, daß der Vorstellungslauf in aufsteigender Richtung erfolgt.

Diesjenigen Träumereien, welche die entgegengesetzte Richtung verfolgen, nennen wir Sorgen. Es giebt selten ein so sonniges Leben, daß es in Wirklichkeit völlig sorgenfrei sich abspiele. Denn die

Sorgen, die uns belasten, haben oft nichts zu thun mit materiellem Besitz, eigener Gesundheit und innerer Zufriedenheit. Sie sind zum großen Teil nichts anderes, als lästige Vorstellungsreihen in absteigender Richtung. Auch hier zeigt sich die Steigerung im Verlauf: von einer Grundvorstellung, einem allgemeinen Unlustgefühl aus klebt sich die eine an die andere, jede folgende schwärzer als die vorausgehende, bis schließlich der ganze Horizont von finsternen Wolken bezogen erscheint und nirgends mehr ein Sonnenstrahl durchdringt.

„Frau Sorge“ hat zu allen Zeiten den Dichtern reichen Stoff geliefert: wir erwähnen hier gern Sudermanns ergreifendes Vorgebicht zu der gleichnamigen Dichtung, und lehren dann zu Faust zurück. Namentlich wer das Glück hatte, auch den zweiten Teil der Dichtung in einer schönen Bearbeitung auf der Bühne zu sehen, wird die großartige Scene nicht vergessen, an deren Schluß Faust, von Frau Sorge angehaucht, erblindet. —

— „Bier sah ich kommen, drei nur gehn;  
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.  
Es klang so nach, als hieß es — Not;  
Ein düstres Reimwort folgte — Tod!“ — —

Auf die endliche Frage der Zurückgebliebenen:

„Hast du die Sorge nie gekannt?“

folgt dann das Lebensbekenntnis unseres Faust— Goethe — aber seine hochfliegende Rede wird bald durch die graue Frau unterbrochen:

— „Wen ich einmal nur besitze,  
Dem ist alle Welt nichts nütze;  
Ewiges Düstre steigt herunter,  
Sonne geht nicht auf noch unter;  
Bei vollkommen äußern Sinnen  
Wohnen Finsternisse drinnen,  
Und er weiß von allen Schätzen  
Sich nicht in Besitz zu setzen.  
Glück und Unglück wird zur Grille —  
Er verhungert in der Fülle“ — —

Ein anderer Dichter schildert die Anhänglichkeit der Sorge an den Menschen während seines ganzen Lebens, und mahnt, trotz aller Schädigungen, die sie einem jeden in schlaflosen Nächten wie am hellen Tage zufügt:

— „und dennoch eile nicht, ihr zu entfliegen;  
's ist eine alte Freundin, welche schon  
bei deiner Mutter saß, dich einzuwiegen;  
sie zog dich groß, sie nennt dich ihren Sohn,  
und klopft dir, ist das Leben einst entlohn,  
wohl noch das Kissen, daß du weich magst liegen.“ —

Wir werden uns nun wohl die Frage vorlegen, woher es kommt, daß dieselbe Erscheinung, das Spiel der Vorstellungen, dort Freude und hier Schmerz bereitet — und was eigentlich diesen Vorstellungen ihren Weg anweist? Ist es Zufall, ob sie rechts

oder links, nach oben oder nach unten ziehen? Haben wir die Macht und die Möglichkeit, sie zu beeinflussen und zu lenken? —

Unser Wille wird von dem angeborenen und erzogenen Temperament gewaltig beeinflusst: der Hypochonder und Melancholiker giebt vorwiegend trüben, der Sanguiniker mehr heiteren Vorstellungen Raum. Aber auch die Temperamente lassen uns einmal im Stich, wo dann der sonst immer Fidele und Gemüthliche wie Hamlet „seine gewöhnliche Heiterkeit eingebüßt“ zu haben glaubt, ihm nichts von der Hand will, nichts ihm Freude macht, ihn selbst die Fliege an der Wand ärgert, und aus tiefster Überzeugung er mit dem Dänenprinzen spricht:

„Wie elcl, schal und uneripriechlich  
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!“ —

Wir sind dann verstimmt, wie ein Instrument, dem aller Mühe zum Trotz kein reiner Ton mehr zu entlocken ist. —

Die Stimmung ist es, die den Vorstellungen ihren Weg anweist. Sind wir in heiterer Stimmung, so kann uns schon manches Malheur passieren: es gelingt ihm nicht, uns zu kränken; und müssen wir uns dennoch ärgern, so kommt der Ärger selbst uns zu dumm und so komisch vor, daß wir schließlich darüber herzlich lachen. Das sind dann die Tage, an denen wir von Glück und Ruhm und Reichtum träumen.

Jene anderen Tage hingegen, an denen die Geister der Finsternis regieren, an denen in trüber Stimmung die Stunden dahinkriechen, sie sind die Brutstätte der Grillen und Sorgen, des Welt Schmerzes und allgemeinsten Pessimismus. —

Allerdings werden auch manche äußeren Verhältnisse und Umstände die Stimmung färben. Eine ansprechende, angenehme Umgebung z. B. wird uns froh, das Gegenteil uns trübe stimmen. Und dann das Wetter! Wen hätte nicht schon ein herrlicher Sonnentag heiter, nebligcs Regenwetter trübe gestimmt? Und die Jahreszeiten! Der Frühling, die Zeit der Liebe und Hoffnung, macht weit die Brust und fröhlich das Herz; der Herbst mit seinen fallenden Blättern erweckt eine mehr elegische Stimmung. Man braucht nur die Kategorie der entsprechenden Frühlings- und Herbstlieder näher ins Auge und Ohr zu fassen: Text, Tempo, Tonart stehen sich im Stimmungsdruck übereinstimmend gegenüber. —

Aber abgesehen von derartigen äußeren sind es doch vorzüglich innere Ursachen, die auf die Stimmung den größten Einfluß haben. Dunkle Gefühle vom Wohl und Wehe unseres gesamten Organismus erwecken entsprechende Empfindungen der Lust und Unlust, erzeugen die gute wie die schlechte Stimmung.

Desdemona entschuldigt die Verstimmung ihres Gemahls, die sich von Staatsgeschäften auch auf seine häuslichen Verhältnisse überträgt, mit dem Gleichnis:

„Denn Schmerz uns nur der Finger, haben auch  
Die übrigen gesunden Glieder was  
Von Wehgefühl!“

Und derselbe Dichter macht auf den Einfluß von Fasten und Sättigung auf die Stimmung aufmerksam. Er läßt seinen Menenius berichten:

— — „Er war nicht aufgelegt,  
Er hatte nicht gegessen. Sind die Adern  
Noch leer, ist kalt das Blut, so sehen wir  
Den Morgen nur verdrießlich an und sind  
Zum Gehen und Vergeben nicht gestimmt.  
Doch, wenn wir diese Adern ausgefüllt,  
Die Wänge unsres Bluts, mit Speiß und Wein,  
Dann fügt der Geist sich williger in uns,  
Als er bei priesterlichem Fasten thut.  
Dum will ich warten, bis die Mahlzeit ihn  
Für mein Gesuch gestimmt, und meinen Angriff  
Dann auf ihn thun!“ —

Ich entsinne mich, von unserem alten Reichskanzler einen ähnlich lautenden Rat für die praktischen Erfolge in der Diplomatie gelesen zu haben.

Wenn nun aber die Stimmung ganz gleichmäßig ist, und wenn äußere Umstände uns weder zu Lustschlössern begeistern, noch zu trüben Sorgen zwingen, wie ist denn da der Vorstellungslauf, da das Bewußtsein doch niemals leer wird? Wenn der Lauf weder ansteigt, noch absteigt, muß er in der Ebene bleiben. In gleichmäßiger Stimmung ist der Lauf unserer Vorstellungen dann während der Arbeit des Tages ein sanft und eben dahinfließender, eine von gleicher Gattung wie die andere: es sind gleichgültige Vorstellungen, und ihr Wechsel, ihr Kommen und Gehen schließt sich eng an die jeweiligen Sinnesindrücke an, die bei unserem Thun und Treiben auf uns eindringen.“

Beim Schreiben dieser Zeilen fällt mir z. B. gleichzeitig bald dieser, bald jener Gegenstand auf meinem Schreibtisch in die Augen. Mit dem Gegenstand selbst verbindet sich diese und jene Reminiscenz, aber ich lasse sie nicht ausgiebig auskommen, weil ich bei der Sache bleiben will — oder ein neuer Sinnesindruck, etwa ein Geräusch im Korridor, oder das Anschlagen eines Hundes meinen Vorstellungen eine andere Richtung giebt — immer müssen aber diese Erinnerungsvorstellungen gleichgültig, langweilig, trivial sein, sie müssen sofort im Auftauchen unterdrückt werden können. Ist dies nicht möglich, so ist es mit der Arbeit aus, und die Träumerei ist da.

Solche intermittierende Vorstellungen stammen meist aus der Vergangenheit, während der Weg der

41





Luftschlösser wie der Sorgen in die Zukunft strebt. Mit diesen stimmen sie darin überein, daß ihr Lauf ebenfalls nach dem Gesetz der Gleichartigkeit des Inhalts sich richtet, daß das Wesen der gesamten Vorstellungskette gleichsam in einer Phantasie über ein bestimmtes Thema besteht.

Unser Vorstellungslauf kann aber auch die allertollsten Sprünge machen, kann vom Hundertsten zum Tausendsten kommen. Dieses Ab- und Überspringen von einem Gegenstand auf den andern hat seine Ursache in der Eigentümlichkeit der Vorstellungen, sich nicht allein dem Inhalt nach, sondern auch häufig und gern der äußeren Form, dem Gleichklang nach zu associieren. Kommt unser Vorstellungslauf an ein Wort, dem eine doppelte oder mehrfache Bedeutung innewohnt, so sind wir nicht sicher, ob nicht mit Hilfe einer dieser Nebenbedeutungen ein Abweg eingeschlagen wird, so daß die ursprüngliche Richtung ganz verloren geht.

Hieran schließt sich sowohl die „Ideenflucht“ des exaltierten Wahnsinns, als auch die bevorzugteren Geistern gewährte Gabe, die Vorstellungen nach Rhythmus und Reim sich verknüpfen zu lassen, das Dichten. —

Mögen die Vorstellungen nun der allerverschiedensten Art sein, mit Ausnahme jener schwarzen Sorgen geben wir uns doch mit einem gewissen Behagen ihrem Spiele hin; und haben wir nichts Besseres zu thun, so lassen wir recht gern „unsere Gedanken Revue passieren.“

Dem Laufe der Vorstellungen sich zu entziehen, sie selbst zu verschrecken, ist nicht immer möglich, mitunter ist es recht schwer. Leichter ist das Gegenteil, die Vorstellungen hervorzulocken, ihren Lauf anzufeuern, zu beschleunigen. „Die Mittel, die uns zu diesem Zweck zu Gebote stehen, schlagen zweierlei Wege ein. Die einen wenden sich direkt an unser Centralorgan, um dieses durch Reizung, durch ‚Stimulation‘ zu fruchtbarer Funktionierung anzuregen: Kaffee und Thee, Wein und Bier, Opium und Haschisch bilden diese Art der Hilfsmittel zur Auffrischung unserer Phantasie. Die anderen gehen nicht so direkt ins Centrum, sie suchen auf Umwegen ihr Ziel zu erreichen. Sie wenden sich an die Sinnesorgane und suchen durch wiederholte oder durch rasch wechselnde Sinnesindrücke das Vorstellungsorgan zu Mitschwingungen zu veranlassen. Das gemeinste Material dazu, sagt Kant in seiner Anthropologie, ist der Tabak, es sei ihn zu schnupfen, oder ihn in den Mund zwischen der Backe und dem Gaumen zur Reizung des Speichels zu legen, oder auch ihn durch Pfeifentruhe, wie selbst das spanische Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro zu rauchen. — Dieses Gelüsten ist als bloße Aufreizung des Sinnengefühls überhaupt, gleichsam

ein oft wiederholter Antrieb der Reflektion der Aufmerksamkeit auf seinen Gedankenzustand, der sonst einschläfernd oder durch seine Gleichförmigkeit und Einerleiheit langweilig sein würde; statt dessen jene Mittel sie immer stoßweise wieder aufwecken. Diese Art der Unterhaltung des Menschen mit sich selbst vertritt die Stelle einer Gesellschaft, indem es die Leere der Zeit statt des Gesprächs mit immer neu erregten Empfindungen und schnell vorbeigehenden, aber immer wieder erneuerten Anreizen ausfüllt.“ —

Wem fallen hierbei nicht die prächtigen „Träumereien eines Junggesellen“ von Marvel ein, in denen der obengenannte „Zigarro“ eine große Rolle spielt?“ —

Durch Spaziergehen, -fahren oder -reiten drauhen in der Natur, wenn es mit offenen Augen und offenem Sinn geschieht, wird dem Vorstellungsorgan eine Reihe von rasch wechselnden Sinnesindrücken geboten, die es zum Mitschwingen veranlassen und dadurch einzelne widrige Vorstellungen, die lästigerweise unser Bewußtsein ausfüllen, überwinden, verschrecken, zerstreuen helfen sollen. Darin beruht das Zerstreuende und dadurch so Erfrischende eines Spaziergangs, einer Reise — und die Gewalt der musikalischen Eindrücke, die Entstehung der musikalischen Träumereien ist auf dieselbe Erklärung zurückzuführen. —

Wir nannten als das Vorstellungsorgan das Großhirn und verlegten die Vorstellungen speziell in die Ganglienzellen seiner Rindensubstanz. Diese Ganglienzellen, ovale und bei starker Vergrößerung sichtbare Körperchen mit glänzendem Kern und mehreren, meist drei bis vier Ausläufern, durch welche die einzelne Zelle außer mit einer Nervenfaser noch mit benachbarten Zellen zu einem dichten Netz verknüpft ist, sind in ungeheurer Zahl — über 600 Millionen — an der vielfach zerklüfteten Oberfläche des großen Gehirns angesammelt und bilden hier in einer Dicke von zwei bis drei Millimetern die der weißen Markmasse gegenüber sogenannte graue oder Rindenschicht.“ —

Wie es möglich ist, daß diesen zarten Nervenzellen die Fähigkeit innewohnt, Sinneswahrnehmungen in Gestalt von Vorstellungen in sich aufzunehmen und auf Jahre unverändert zu behalten, jederzeit bereit, auf die entsprechende Reizung die damals verwahrte Vorstellung zu reproduzieren, das hat auch die vorgeschrittene Forschung unserer Tage noch nicht ergründet, und bleibt selbst für die alles durchleuchtenden Röntgenstrahlen vorläufig noch ein dunkles Geheimnis — das uralte und ewige Geheimnis der Seele! —

Bis zu welcher Frische indessen die in diesen Erinnerungszellen schlummernden Sinnesbilder nur durch die Vorstellung erweckt werden können, zeigt

uns namentlich die Thatsache, daß Musiker beim bloßen Lesen der Noten den gleichen und, wie behauptet wird, selbst noch höheren Genuß empfinden und einen Ohrenschmauß genießen können, als bei der wirklichen Aufführung der betreffenden Komposition. Hat doch Beethoven einen großen Teil seiner unsterblichen Tondichtungen bei fast völliger Taubheit geschaffen! —

Und aus eigener Leidenserfahrung kann ich bestätigen, daß die Unglücklichen, denen ein Gehörleiden sowohl den Konzertgenuß als auch die Ausübung der Musik fernerhin unmöglich gemacht, von dem Augenblick an wieder wirklich Musik zu hören und auszuüben begannen, da sie sich zu völliger Objektivität hinsichtlich ihres Defekts durchgerungen, ihre fortgelegten alten Musikalien hervorholten und die alten lieben Weisen von ihrem geistigen Ohr erklingen ließen. —

Wenn es nun auch der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, eine physiologische Erklärung der Vorstellungsthätigkeit zu finden, und die Frage nach der Funktionierung der erwähnten Millionen von Zellen und ihrem Inhalt noch offen steht — darüber kann nach dem jetzigen Stande unserer Wissenschaft kaum noch ein Zweifel existieren, daß wir in jenem nach verschiedenen Richtungen hin geschilderten Spiel der Vorstellungen eine rein körperliche Erscheinung vor uns haben. Der bekannte niederländische Psychiater Schröder van der Kolk giebt hierfür ein von uns vielfach bestätigt gefundenes Beispiel:

„Wenn wir zu Bett gehen und uns auf die eine Seite legen, so schweben unserem Geiste eine Menge verwirrter Bilder vor. Sind wir etwas erregt durch eine vorausgegangene lebhafte Gesellschaft oder durch irgend eine andere Ursache, dann werden diese Bilder so lebhaft, daß sie den Schlaf verhindern. Unwillkürlich legen wir uns alsdann auf die andere Seite, und die Bilder verschwinden, werden jedoch bald durch andere ersetzt. Wir legen uns nach einiger

Zeit wiederum auf die andere Seite, um von den lästigen Bildern befreit zu werden, was sich wohl noch mehrmals wiederholt, bis wir endlich einschlafen.

Dieser Vorgang läßt folgende Erklärung zu. Wie das Blut auf das gesamte Nervensystem einen erregenden Einfluß übt, so besonders auch auf die an Kapillaren so ungemein reiche Rindensubstanz. Das Blut, dem Befehl der Schwere folgend, wird sich in den tiefer gelegenen Partien der grauen Substanz anhäufen, und infolge des stärkeren Andrangs und der stärkeren Transsudation stärker auf die Zellen einwirken, wodurch deren natürliche Funktion (Vorstellungen zu reproduzieren) in Wirksamkeit tritt.

Wenden wir uns daher auf die andere Seite, dann hört jene unwillkürliche Thätigkeit auf, das Blut senkt sich aber in die andere Hemisphäre, und es beginnt hier das nämliche Spiel.“ —

Diese Theorie führt uns anscheinend zum größten Materialismus, so daß unsere Seelenthätigkeit schließlich zu einem bloßen Zellenleben herabgedrückt wird: aber die Selbstständigkeit der Seele bleibt auch bei dieser Auffassung vollkommen intakt und auf das Bestimmteste bewahrt: sobald wir in dem Zeitraum, während dessen jene Bilder so verwirrt und so kraus vor unserem Geiste vorüberziehen, es nur wollen, halten wir eins von den Bildern fest, um es ganz nach Belieben und Gutdünken weiter auszuschnüden.

Ebenso wie die Phantasie kann man unsere Träumerei mit einem wogenden Saatsfeld vergleichen, wenn der Wind darin bläst, und die schönen Wellen sich heben: „Da stehen die tiefgründenden Gedanken, wie die schwergesenkten Häupter der vollen Ähren, während die leichteren im wirbelnden Tanz fröhlich rauschen.“ — Diesen belebenden Wind, die Seele, haben wir bei der Träumerei vor dem Einschlafen zu behüten, denn gar zu leicht erweist sich die Phantasie als die Brücke, die von der Körperwelt hinüberführt in die der Geister, in die Wunderwelt des Traumes! —

(Schluß folgt.)

## Ein stiller Gang...

Ein stiller Gang an blauen Sonnentagen,  
Wenn stolze Wolken hau'n die Himmelsfeste,  
Und Blütenköpfchen um die Schube schlagen,  
Erschien mir immer noch so als das Beste.

Die Linien zittern und die Farben schillern  
In Lichterspielen, immer wieder andern.  
Still sonst, nur aus der Höhe Lerchentrillern,  
Schmerz wird zu lindem Leid im leisen Wandern.

Karl Moltner.



## Aus einer kleinen Stadt.

Eine ziemlich wahre Geschichte von Max Steinsfurt.

Nachdruck verboten.

Das ganze Städtchen war in heller Aufregung. „Wenn die Könige bau'n, haben die Rärner zu thun —“ und wenn in einem kleinen Ort, wie H., die Spitzen der Behörde aneinander geraten, so geht es in den Bier- und Weinstuben, wo sich die biedereren Bürger allabendlich zu dem gewohnten Schoppen treffen, recht lebhaft zu.

Zwischen dem Amtsgericht und dem Bezirkskommando in H. war ein heftiger Streit entbrannt, der immer erbittertere Formen anzunehmen schien und die innigsten Freundschafts- und Stammtischverhältnisse bedrohte.

Amtsgericht und Bezirkskommando waren in einem und demselben Gebäude untergebracht, welches früher ein stolzes Schloß des Deutschherrenordens gewesen war, dann mehrere Jahrzehnte hindurch als Gefängnis gedient hatte und endlich, nachdem die Gefangenen aus dem stattlichen Bau ausgezogen waren, die Genugthuung erhielt, zum Amtssitz der beiden erwähnten königlichen Behörden erwählt zu werden.

Das alte Schloß freute sich darob und die beiden königlichen Behörden freuten sich auch. Unglücklicherweise sahen sich nun aber in unserem Falle zwei Behörden auf ein friedliches Zusammenwohnen angewiesen, welche ihrer Natur nach gar viel mit Krieg und Fehde zu thun hatten: das Bezirkskommando, welchem die waffenfähige Mannschaft des Bezirks unterstellt war, und das Amtsgericht, bei dem die Fehden der händel- und prozeßsüchtigen Bezirksinassen in scharfen Repliken und Dupliken ausgefochten wurden.

Wenn nun auch der Bezirkskommandeur Major Raub und der alte Amtsrichter Nagel mit ihren beiderseitigen Familien in bestem Verkehr standen und die beiden alten Herren sich regelmäßig abends sechs Uhr am runden Stammtisch der „Krone“ zum Abendschöpplein trafen, um sich da über Politik und Wetter in tiefsinnigen Bemerkungen zu ergeben, so konnte es doch trotz aller persönlicher Friedensliebe der beiden nicht ausbleiben, daß es bei dem Zusam-

menwohnen der beiden Behörden unter einem Dache zuweilen zu recht verdrießlichen Kompetenzkonflikten kam. Beiden steckte von ihrem Handwerk etwas im Blute, beide waren bis zu einem gewissen Grade fehdelustig und wollten vor allen Dingen ihrem vermeintlichen oder wirklichen Rechte nicht das mindeste vergeben. Und nun war plötzlich, nachdem schon so mancher Konflikt glücklich beigelegt worden, ein unerhörtes Ereignis eingetreten, welches zu bedenklichem Kopfschütteln Anlaß gab, Frieden und Freundschaft untergrub und die Stammtischgesellschaft in der „Krone“ in zwei feindliche Lager gespalten hatte, von denen das eine zum Bezirkskommandeur, das andere zum Amtsrichter hielt; und dieses letztere hatte nach der Kriegserklärung sein Standquartier sofort aus der „Krone“ in das „Deutsche Haus“ verlegt.

Besagtes, in den Annalen von H. unerhörtes Ereignis aber war folgendes.

Karo, des Gerichtsdieners unwirksche Dogge, war eines Tages, mit gewaltigem Sahe den trennenden Lattenzaun überspringend, wider alles Recht in den Hof eingedrungen, welcher zur ausschließlichen Benutzung des Bezirkskommandos stand und in welchem von Zeit zu Zeit das Ausklopfen und Reinigen von Monturgegenständen u. s. w. vorgenommen wurde. In übermütigster Laune hatte Karo in diesem durch den Einbruch keiner Gerichtsperson je entweihten Heiligtum eine gerade dahängende königliche Soldatenhose erfaßt, hatte mit dieser ein gar lustiges, aber desto verwerflicheres Spiel getrieben, und als endlich die bestürzte herbeieilende Ordonnanz dem wie in teuflischer Freude zähnefletschenden Untier das kostbare Beutestück abgejagt hatte, da stellte sich zur unendlichen Betrübnis und zu gerechter Empörung des gesamten Bezirkskommandos heraus, daß selbst der geschickteste Hosenwundarzt der besagten Soldatenhose nicht mehr zu ihrem früheren Glanz und zu rechtem Leben verhelfen könnte. Der Übelthäter Karo aber hatte noch die Frechheit, aus respektvoller Entfernung seinem Groll über sein so freventlich

gestörtes Vergnügen durch lautes und zorniges Bel-len unzweifelhaften Ausdruck zu geben.

An sothanem Abend aber gab es im Bezirkskommando mehrere Himmeldonnerwetter, die beim Bezirksgefreiten anfangen, in aufsteigender Linie sich über Bezirksunteroffizier und Bezirksfeldwebel fortsetzten und endlich in sehr kräftigem, langanhaltendem Grollen beim Bezirkskommandeur zu erschrecklichem Ausbruch kamen.

Und an selbem Abend noch ging ein entrüstetes Schreiben an das Königliche Amtsgericht zu S. ab, worin der Attentäter Karo des Mords an einer königlichen Soldatenhose, verbunden mit widerrechtlichem Eindringen in ein fremdes, umfriedigtes Grundstück angeklagt und Schadenersatz in entsprechender Höhe verlangt wurde.

Und an eben diesem Abend ging der Major Rauh nicht in die „Krone,“ und sofort bei Bekanntwerden dieses unerhörten Ereignisses munkelte alle Welt im Städtchen, daß „etwas los sein“ müsse.

Als am andern Morgen der Amtsrichter Nagel in sein Bureau kam, hatte er gerade in der letzten Nacht nicht gut geschlafen und schwere Träume gehabt, und es ist männiglich bekannt und der Schreiber dieser ziemlich wahren Geschichte braucht es nicht erst zu versichern, daß, wenn einer nicht gut geschlafen hat, er sich am andern Morgen in recht übler Laune befindet, der er notwendig Luft machen muß, wenn er sein seelisches Gleichgewicht wiedergewinnen soll.

In diesem Zustande also las der Amtsrichter besagten Brief des Königlichen Bezirkskommandos.

„Na, das ist doch zu arg!“ brummte er. „Das Schreiben enthält ja die schwersten Beleidigungen gegen das Königliche Amtsgericht! Da wollen wir aber diesen Herren vom bunten Rock doch 'mal zeigen, daß wir uns so etwas noch lange nicht gefallen lassen.“

Er klingelte so heftig, daß fast die Klingelschnur abriß.

„Kormann,“ sagte er kurz zu dem eintretenden Gerichtsdiener, „was ist denn das für eine elende Wirtschafft mit der Bestie, Ihrem Karo?“

„Ach, Herr Amtsrichter,“ entgegnete Kormann, der von dem Unheil natürlich schon gehört hatte und auf eine erbauliche Auseinandersetzung mit seinem Vorgesetzten vorbereitet war, „er ist ein junger Hund — —“

„Ein junger Hund?! Na, das fehlte gerade noch! Ich will hier keine alten und keine jungen Hunde haben, am allerwenigsten solche, die sich an königlichem Eigentum vergreifen!“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Amtsrichter! Der Hund ist aber nötig als Wachhund, damit die Gefangenen im Gerichtsgefängnis nicht etwa nachts ausbrechen!“

„Lassen Sie die Kerls ausbrechen,“ fuhr der Amtsrichter auf. „Das ist mir lieber, als wenn Ihre Bestie Unheil stiftet. Der Hund wird noch heute abgeschafft, verstanden?“

„Aber — —“

„Ruhig, sag' ich! Abgeschafft wird der Hund! Das wär' ja noch schöner, wenn ich mich auch noch über die Hunde ärgern sollte! Es ist gut, gehen Sie!“

Kormann ging tiefbetrübt.

„Und nun die andern!“ brummte der Amtsrichter.

Dann nahm er einen Bogen Papier, auf welchem in der linken obern Ecke fein säuberlich „Königliches Amtsgericht“ gedruckt stand und schrieb ohne aufzusehen folgendes:

„An das Königliche Bezirkskommando  
zu S.“

Auf das Schreiben vom gestrigen Tage wird dem Kgl. Bezirkskommando ergebenst erwidert, daß durch Abschaffen des Hundes Fürsorge getragen werden wird, daß sich ähnliche Vorkommnisse nicht wiederholen. Die Forderung des Kgl. Bezirkskommandos auf Schadenersatz wegen der von dem Hund zerrissenen Hose muß diesseits abgelehnt werden; es bleibt dem Kgl. Bezirkskommando anheimgestellt, sich dieserhalb an den regreßpflichtigen Eigentümer des Hundes, den Gerichtsdieners Kormann, zu halten.

Zugleich wird dem Kgl. Bezirkskommando bemerkt, daß das Kgl. Amtsgericht unter allen Umständen sich einen andern Ton im Verkehr aussbitten muß, als denjenigen, welcher im dortseitigen Schreiben anzuschlagen beliebt worden ist.

Nagel, Amtsrichter.“

Als er den letzten Federstrich gethan, rieb sich der Amtsrichter stillvergnügt die Hände.

„Daran werden sie ja zu beißen haben,“ brummte er, „der Major und sein naseweiser Adjutant.“

Und dann ging er eifrig an sein Altenstudium, innerlich fest überzeugt, daß das Kgl. Amtsgericht dem Kgl. Bezirkskommando gegenüber offenbar im Rechte sei.

Wir aber machen uns nun eifrig daran, die Bekanntschaft einer neuen, für unsere Geschichte sehr wichtigen Person zu machen, von der wir bisher noch nichts gehört haben. Und das ist eigentlich schade, denn es handelt sich um den „naseweisen Adjutanten,“ und ein Adjutant ist immer etwas Interessantes, besonders für die Damen, auch wenn er nicht „naseweis“ ist.

„Unser Adjutant,“ wie man ihn im Städtchen nannte, hieß Georg von Aldenow und war ein junger Offizier, so flott und lustig, wie eben nur ein Leutnant sein kann, der bereits auf der zweiten Stufe zur höchsten Macht steht und dem die Zukunft voll Orden, Kantillen und Generalsstreifen erscheint. Er hatte früher in einem Garderegiment



Seated Figure  
Harris, Richmond, 1900



der Residenz gestanden und war eben daran, in frischer überschäumender Kraft das Leben der Großstadt in vollen Zügen auszukosten, als ihm eines schönen Morgens ein Befehl zugestellt wurde, nach welchem er auf vorläufig ein Jahr als Adjutant zum Bezirkskommando in S. kommandiert wurde. Da aber war Herr Georg von Aldenow sehr aufgebracht gewesen, denn nun zerrannen ihm alle seine schönen Residenzträume zu nichts; sehr despektierlich hatte er die königliche Order einen „elenden Wisch“ genannt, hatte von einem „erbärmlichen Neste“ gesprochen, in dessen Gassen „noch das Gras wachse,“ und war die Nacht darauf von schwerem Alpdrücken gefoltert gewesen. Für einen Soldaten aber giebt es, wie man männiglich weiß, kein Räsonnieren, weder ein innerliches, noch ein äußerliches, und so mußte der Herr Leutnant sich wohl oder übel entschließen, auf vorläufig ein Jahr in allerhöchster Person das Gras auf den Gassen S. wachsen zu sehen. In den letzten Tagen seines Aufenthalts in der Residenz aber hatte ihn fast alle seine frohe Laune verlassen und seine Kameraden hatten ihm darum den Beinamen „geknickte Seele“ gegeben.

Befagte geknickte Seele war nun damals, als zwischen Amtsgericht und Bezirkskommando die oben gemeldete grimme Fehde entbrannte, etwa zwei Monate in S., hatte sich mit seinem alten Major auf einen guten Fuß gestellt und sich im übrigen in sein düsteres Schicksal gefunden mit all der seelischen Elastizität, die einem jungen sorgenlosen Manne eigen zu sein pflegt. Nachdem er anfänglich einige Wochen im Hotel zur Krone gewohnt, hatte er nach mannigfachem Suchen eine Privatwohnung gefunden, die ihm zusagte, unter deren Zimmerdecken er, ohne Gefahr, sich den Kopf einzurennen, behaglich einherwandeln konnte, und die den Vorzug hatte, daß sie der Wohnung des Amtsrichters Nagel genau gegenüber lag. Warum das aber ein Vorzug war, das darf der gewissenhafte und ökonomisch verfahrenende Erzähler dieser Geschichte „Aus einer kleinen Stadt“ vorläufig noch nicht verraten; er muß vielmehr in dieser Beziehung die Geduld aller freundlicher Leser und der noch viel freundlicheren Leserinnen einstimmen auf eine herbe Probe stellen.

Herr Georg von Aldenow saß, friedlich eine Cigarre rauchend — der Major rauchte auch im Bureau — in seinem Arbeitszimmer im Bezirkskommando, streckte behaglich seine etwas langgeratenen Beine von sich und dachte offenbar eben daran, daß der Dienst als Adjutant bei einem Bezirkskommando doch gar nichts so Ableses sei, als ihm plötzlich wider alles Erwarten genau das Gegenteil dieser optimistischen Ansicht bewiesen werden sollte.

Mit hochrotem Kopf, dem untrüglichen Zeichen, daß das Barometer auf „anhaltendem Sturm“ stand,

trat soeben der Major Rauh, einen offenen Brief in der Hand, in das Dienstzimmer seines Adjutanten.

„Hundertmillionen Raketen sollen dareinfahren und das ganze wohlweise königliche Amtsgericht zu einem Häuflein Asche verwandeln!“ So donnerte der Bezirksgewaltige.

„Damit dürften die da drüben im Gericht nicht zufrieden sein!“ dachte Herr Georg. Als vorsichtiger Diplomat aber — sein Großvater war leidenschaftiger Diplomat gewesen — dachte Herr Georg das nur und übersehte diesen Gedanken so in die Sprache: „Ist etwas Unangenehmes passiert, Herr Major?“

Der Major starrte ihn an, beinahe fassungslos.

„Etwas Unangenehmes!“ wetterte er. „Ha, ha, ha! Beleidigt sind wir, tödlich beleidigt! Das ganze königliche Bezirkskommando ist tödlich beleidigt! Das sage ich Ihnen, junger Mann!“

„Etwas dunkel war,  
Doch es klingt recht wunderbar —“

dachte Herr Georg wiederum und er übertrug diesen Gedanken also in seine Muttersprache: „Das fordert Satisfaktion, Herr Major!“

„Bravo, bravo, mein junger Freund! Sie sind mein Mann!“ rief der Major und klopfte dem mit jener der Jugend wohlansiehenden Bescheidenheit artig lächelnden jungen Mann auf die Schulter. „Sie werden gleich mir das unerhörte Ereignis in tiefster Seele empfinden! So hören Sie denn!“

Ergebungsvoll machte sich der Leutnant gefaßt, irgend eine wundersame Jagdgeschichte zu hören, im Verlauf deren der Major etwa „ein schlechter Schütze“ genannt worden war; denn er wußte bereits aus Erfahrung, daß das die furchtbarste Beleidigung war, welche seinen Vorgesetzten treffen konnte, und daß dieser sie nicht nur als eine persönliche, sondern als eine dem ganzen königlichen Bezirkskommando, ja dem ganzen Heere zugefügte Beleidigung aufzufassen pflegte. Und die Erzählung eines solchen Ereignisses — auch das war dem Leutnant bereits bekannt — pflegte stets einige Stunden in Anspruch zu nehmen, in denen der Major das Gegenteil jener Behauptung nachzuweisen bestrebt war.

Würdevoll ergeben in dieses ihm drohende feindliche Schicksal, machte sich Georg bereit, die Geschichte des „unerhörten Ereignisses“ in sich aufzunehmen.

Aber hoch horchte er auf, als der Major anfang: „Das Amtsgericht hat uns beleidigt!“

„Das Amtsgericht?“ fragte Georg, ein wenig zweifelnd.

„Ja, das Amtsgericht!“ Und er erzählte dem Staunenden, was sich ereignet hatte, und las ihm schließlich mit dem Brustton sittlicher Entrüstung die Stelle aus dem amtsgerichtlichen Schreiben vor: „daß das königliche Amtsgericht sich unter allen



Umständen einen andern Ton im Verkehr ausbitten muß, als denjenigen, welcher im dortseitigen Schreiben anzuschlagen beliebt worden ist."

"Ist Ihnen jemals eine derartige Beleidigung vorgekommen?" fragte der Major dann und sah seinen Adjutanten über seinen Zwickel hinweg forschend an.

"Es wird eben ganz darauf ankommen, was du dem Amtsgericht geschrieben hast!" dachte Georg und sprach diesen Gedanken laut also aus: "Nein, Herr Major! Das ist mir noch nicht vorgekommen!"

"Na, sehen Sie! Wir werden uns eklatante Genugthuung holen, wir schicken eine geharnischte Beschwerde an das Landgericht ab, verlangen dort Schadenersatz für die zerrissene Hose und brechen selbstverständlich jeden Verkehr mit unsern Beleidigern ab!"

"Ich sehe gar nicht ein, warum wir über diese Geschichte so viel Lärm schlagen und ein Ries Papier beschreiben sollen!" dachte Georg und faßte diese Ansicht in folgende Worte: "Wir werden bis an den Justizminister gehen, Herr Major!"

"Bravo! Bravo! Bis an den Justizminister! Wir wollen doch 'mal sehen, ob wir nötig haben, uns beleidigen zu lassen! Ubrigens, wissen Sie," setzte der Major hinzu, "der Amtsrichter ist doch eigentlich ein recht unsympathischer Mann!"

"Na," dachte Georg, "bisher hat unser freundschaftlicher Verkehr genau das Gegenteil bewiesen und ich finde, daß der Amtsrichter ein prächtiger Kerl ist!" Und diesem Gedanken gab er mit folgenden Worten Ausdruck: "Er hat aber eine hübsche Tochter, Herr Major!"

Der Major sah ihn einen Augenblick erstaunt über den Zwickel hinweg an.

"So?" meinte er dann. "Hat er das? Na, das müssen Sie ja wissen!" Und damit wandte er sich kurz der Thür zu. Dort blieb er noch einmal stehen und sagte: "Sie können übrigens die Beschwerde an das Landgericht gleich aufheben! Aber geharnischt und deutlich! Sie verstehen mich!"

"Zu Befehl, Herr Major!"

Herr Georg von Aldenow kante ärgerlich an seinem Federhalter herum. Dieser Auftrag seines "Alten" kam ihm sehr ungelegen. Denn der Amtsrichter hatte eine "hübsche Tochter" und der Adjutant wohnte ihm gerade gegenüber.

Unsere Leser aber wissen nun, warum die Lage seiner Wohnung ein Vorzug derselben war.

Dem Befehl mußte Herr Georg nachkommen und so machte er sich daran, eine geharnischte Beschwerde über den Amtsrichter, "der eine hübsche Tochter hatte," fein säuberlich zu Papier zu bringen.

So waren denn also Amtsgericht und Bezirkskommando auf dem Kriegspfade, eine höchst betrüb-

liche Thatsache für den jungen Adjutanten. Er hatte doch so hübsch mit Fräulein Anna Nagel mußtiziert und gewalzt und geplaudert, und das alles sollte nun zu Ende sein.

"Der Teufel soll diese Fehde holen!" brummte er ärgerlich. "Ich schicke ihr heute doch ein Bouquet! Nun gerade! Und ein recht schönes!"

Am selben Tage, an welchem hüben im Bezirkskommando der Feldzugsplan gegen das Amtsgericht festgestellt wurde, hatte drüben im Amtsgericht der Amtsrichter eine inhaltschwere Unterredung mit seinem Gerichtsdienner Kormann.

"Ist die Bestie fortgeschafft?" fragte er.

"Nein, Herr Amtsrichter!"

Die Hornesader auf der Stirn Nagels schwoh drohend an.

"Nein?!" grollte er. "Sie wollen also meinen Anordnungen offenen Widerstand leisten? Warum ist der Köter noch nicht fortgeschafft?"

"Weil ihn niemand haben wollte, Herr Amtsrichter!"

"So! Das ist ja eine heillose Geschichte! Und so eine verdammte gefräßige Bestie, die kein Mensch haben will, soll hier das Amtsgericht unsicher machen dürfen, meinen Sie? Na, hören Sie 'mal, Kormann, Sie müssen mich für sehr dumm halten, wenn Sie glauben, daß ich das so ruhig mit ansehen werde. Der Hund ist bis heute Abend aus dem Gerichtsgebäude auf Nimmerwiederkehr verschwunden, und wenn Sie ihn totschießen sollten! Verstanden?"

"Ach, Herr Amtsrichter, er ist ein so treues Tier!"

"Aber er zerreißt königliche Soldatenhosen und treibt seinen Spott damit!" knirschte der Amtsrichter. "Fort muß er!"

"Dann werde ich ihn nach L. schicken, wo ich Verwandte habe!" entgegnete Kormann.

"Schicken Sie das Biest meinertwegen in des Teufels Küche, aber schaffen Sie ihn fort bis heute Abend! Adieu!"

Kormann war in Ungnaden entlassen.

Als der Amtsrichter zu Mittag in übelster Laune nach Hause kam — ein Dieb, den er zu vernehmen gehabt, hatte trotz der schlagendsten Beweise nicht gestehen wollen und das hatte ihn rasend gemacht — fiel sein Blick auf ein herrliches Bouquet, welches auf dem Fensterplatz stand, an welchem sein blondlockiges und blauäugiges, schlankes Töchterlein Anna nachmittags zu sitzen und zu lesen oder Handarbeiten anzufertigen pflegte.

"Wo kommt das Bouquet her?" fragte er drohend.

Fräulein Anna errötete ein wenig und sah verlegen auf ihre Fingerspitzen.

"Herr Leutnant von Aldenow hat es mir geschickt!" sagte sie dann.

„So?! Herr Leutnant von Aldenow! Na, die Bouquetschickerei hört fortan auf — dafür werde ich sorgen!“

„Aber warum denn, Vater?“

„Warum? Nun sieh mal einer an! Du fragst: warum! Das wird ja immer schöner!“

Sie hängte sich an seinen Hals.

„Warum denn, Väterchen?“ fragte sie nochmals.

Grollend klang die Stimme des Amtsrichters, als er antwortete:

„Warum? Weil Krieg ist zwischen Bezirkskommando und Amtsgericht!“

Fräulein Anna protestierte:

„Aber Väterchen, was geht denn das mich und meine Bouquets an?“

Auf solch keckliche Frage war nun aber der Amtsrichter nicht vorbereitet, und wie es häufig zu geschehen pflegt, daß einer, wenn er nichts Gescheites auf eine unerwartete Frage zu antworten weiß, zornmütig wird, so geschah es auch dem Amtsrichter.

„Sieh 'mal einer das Fräulein Naseweis und Vornüchsig an!“ fuhr er auf. „Du hast gar keine Bouquets zu bekommen, verstehst du! Wenn du eine alte Dame geworden bist, dann magst du meinetwegen welche annehmen, vorläufig aber nicht!“

„Aber, Väterchen, du hast den Leutnant doch selbst so gern gemocht, und — er ist doch ein so netter Mensch!“

„Netter Mensch! Na, das ist doch stark! Den netten Menschen werde ich dir 'mal schleunigst aus dem Gesichtskreis bringen und noch morgen früh wirfst du auf unbestimmte Zeit zur Tante Röder nach L. fahren! Dein Hasenbraten und Gänsebraten, insbesondere die dazu nötigen Salate, sind noch keineswegs so wohlschmeckend, wie ich es von meiner einzigen Tochter zu verlangen berechtigt bin, und darum wirfst du dich bei Tante Röder, der „großartigen Köchin“ — er schnalzte mit der Zunge — „in der idealen Kunst, einen Braten nebst dem dazu passenden Salat herzustellen, noch weiter ausbilden! Das ist das beste Mittel gegen Bouquetschickereien und Leutnantstiebeleien!“

In Fräulein Annas Augen schimmerte es feucht.

„Aber Väterchen — — —“

„Ruhig, sage ich! Morgen früh 8 Uhr 15 Min. fährst du ab! Und nicht eher kommst du zurück, bis ich dich rufe!“

Und so geschah es, daß auch Fräulein Anna, genau wie Herr Georg in ihrem Innern konstatierte, daß die grimmige Fehde zwischen Amtsgericht und Bezirkskommando eine sehr betrübliche Thatsache sei, und daß ferner Fräulein Anna sothane Fehde, ebenso genau wie Herr Georg, innerlich verwünschte, wenn auch nicht mit einem so kräftigen Fluch wie jener,

so doch mit stillem Auflehnen gegen das, was der Dichter sagt:

„Was die Schwärzung schickt, ertrage!“ — — —

O diese Fehde!

Sie war wahrhaftig ein schweres Kreuz. Ganz H. sprach davon; voll Eifer gaben die einen dem Amtsgericht, die andern dem Bezirkskommando recht, aber alle waren einstimmig darin, daß diese Fehde die gemüthlichen Abende am Stammtisch in der „Krone“ gründlich zu zerstören geeignet wäre — ein erschütterndes Ereignis, das der Haupttattäter stark niemals zu verantworten oder gar wieder gut zu machen in der Lage sein würde. Um das angestiftete Unheil mit allen etwa noch möglichen, vorläufig gar nicht erdenklichen und abschbaren Folgen wieder gut zu machen, müßte — so meinte man — stark mindestens zwei Menschen von der Gefahr des Ertrinkens im Flusse retten. Das allenfalls könnte ihm die Verzeihung der empörten Einwohnerschaft verschaffen.

Am Abend des Tages, an welchem über Fräulein Annas Schicksal so vernichtend bestimmt worden war, ging der Amtsrichter sehr mißgestimmt von seinem Bureau fort. An der Thür begegnete ihm Rormann.

„Ist die Bestie fort?“ fragte Nagel.

„Jawohl, Herr Amtsrichter!“

„Das ist Ihr Glück! Guten Abend!“

„Guten Abend, Herr Amtsrichter!“

Der Amtsrichter ging.

Betrübt schritt er an der „Krone“ vorüber und auch in dem „Deutschen Haus“, wo er gestern gewesen,kehrte er heute nicht ein. Weiß der Teufel! das Bier schmeckte da nicht recht, das Lokal war räucherig, der Wirt ein Einfaltspinsel, und die Gesellschaft — — na — — —

Na ja, der Major hatte ja offenbar unrecht mit seinem Schreiben gehabt, aber ein vortrefflicher Unterhalter und ein „lieber Kerl“ war er im Grunde doch — so dachte der Amtsrichter. Alle Welt hörte ihm gern zu, wenn er von seinen Feldzügen sprach, und eine Stunde verging über solchem Erzählen, man wußte nicht, wie.

— Na, und der Adjutant! Ein bißchen naseweis war er zwar und ein Saujwind erster Klasse, das war gewiß. Aber das Herz hatte er auf dem rechten Fleck, das mußte man ihm lassen, und seine tollen Streiche konnte der versifzte Bouquetschicker so ergötzlich erzählen, daß einem die Thränen über die Backen liefen und man immer ein Schöpplein nach dem andern bestellen mußte — zur großen Erbauung des trefflichen Kronenwirts.

Und was für ein Schöpplein hatte der Kronenwirt! Noten und weißen! Alle Hagel, war das ein Tropfen!

Und nun?



„Es ist eine elende Geschichte!“ brummte der Amtsrichter, warf noch einen wehmütigen Blick nach der Krone hinüber, trat dann in sein Haus und schleuderte die Thür krachend in das Schloß, daß alle Wände zitterten.

Oben aber schmeckte ihm nicht einmal die gewohnte Pfeife.

O diese Fehde! — — — — —

Zur selben Stunde fast ging auch der Major Rauh von seinem Amtszimmer weg. Einen Augenblick stand er in der Hausthür des Bezirkskommandos still. „Geht man nun in die Krone oder geht man nicht?“ überlegte er. „Eigentlich sollte ein Himmel Donnerwetter in die Geschichte dreinschlagen!“

Es war ja wahr! offenbar hatte der Amtsrichter mit seinem unqualifizierbaren Schreiben unrecht — das Landgericht würde ihm schon die Augen öffnen, die Beschwerde, die der Adjutant, diese treue Seele, abgefaßt hatte, war wahrhaftig „nicht ohne“ — aber es war doch schade um den Amtsrichter, daß er sich so weit hatte vergessen können. Wie flott wußte er doch zu unterhalten am Kronentisch aus der Zeit, da er als Bonner „Westfale“ und als Freiburger „Rhenane“ auf den berühmten Pausplätzen den blanken Schläger geschwungen hatte, oder da er in der fröhlichen, seligen Referendarzeit der Schrecken seines pedantischen Präsidenten gewesen, oder da er als würdevoller Assessor zum erstenmal in einer Strafverhandlung präsiert und dem Gerichtsdienner, als der Angeklagte eine unverkündete Antwort gab, voll Entrüstung zugerufen hatte: „Werfen Sie das Individuum hinaus!“ um dann von dem malitios lächelnden Gerichtsdienner darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß der Angeklagte ja verhaftet sei und man ihn darum doch kaum so ohne weiteres „hinauswerfen“ könne!

Ein famoser Kerl war der Amtsrichter eigentlich doch!

Wirklich, er war ein famoser Kerl!

Und dann die „Krone“ — Herrgott, was war das dort gewohnte Schöpplein Rotwein zu 70 Pfennig für ein herrlicher Tropfen! Im ganzen Städtlein gab's keinen ähnlichen! — Und nun?

„Es ist eine verdrießliche Geschichte!“ brummte der Major. „Aber gefallen lassen darf man sich nichts! Nein! Das darf man nicht!“

Ärgerlich trat er in seine Wohnung, nachdem er mißmutig an der Krone vorbeigegangen, und, just wie der Amtsrichter, warf auch er die Hausthür dröhnend ins Schloß.

Und beim Abendessen wollte ihm nicht mal sein Leibgericht, Schinken — ach! so köstlicher, appetitlicher Schinken mit Blumenkohl, schmecken!

O diese Fehde! — — — — —

Kurz nach dem Major verließ auch der Leutnant von Aldenow sein Dienstzimmer.

Dem aber schien die ganze Fehde jetzt gleichgültig zu sein. Sein Bursche nämlich hatte ihm heute Mittag gemeldet, daß „das Fräulein Amtsrichterin das Bouquet freundlich angenommen und einen sehr freundlichen schönen Gruß an den Herrn Leutnant bestellt habe.“

Daran dachte jetzt Herr Georg mit leisem Wohlbehagen und leise pffte er vor sich hin:

„Ach, wie ist's möglich dann,  
Daß ich dich lassen kann!  
Hab' dich von Herzen lieb —  
Das glaube mir!“

Von dem drohenden Unheil hatte Herr Georg noch keine Ahnung, und darum durfte er auch so vergnüglich pfeifen. — — — — —

Am andern Morgen 8 Uhr 10 Minuten stand Fräulein Anna mit etwas geröteten Augen in Begleitung ihres grimmig dreinschauenden Herrn Vaters auf dem Bahnhof von H.

Keins von beiden sprach ein Wort.

Schnaubend und leuchend fuhr der Zug in den Bahnhof ein, Vater und Tochter umarmten sich und dann schob der erstere die letztere gar vorsorglich in ein Nichtrauchercoupé II. Klasse.

„Leb wohl, mein Kind!“

„Adieu, Vater!“

Das Abfahrtszeichen wurde gegeben.

Da stürzte plötzlich in fliegender Eile Herr Georg von Aldenow mit Helm und Schärpe auf den Perron. Er achtete auf niemand, geradeswegs auf den sich schon in Bewegung setzenden Zug stürzte er los.

Die erste beste Thür riß er hastig auf.

„Himmel Donnerwetter!“ schrie der Amtsrichter verblüfft. „Nicht da hinein! Der Zug fährt ja nach L.“

„Da will ich eben hin!“

„Das ist aber Nichtrauchercoupé!“ rief der Amtsrichter empört. „Sie rauchen ja!“

„Das kann ich auch bleiben lassen!“ Und funken-sprühend flog die Cigarre auf den Perron.

„Da ist meine Tochter drin!“ rief der Amtsrichter entrüstet.

„Na, dann erst recht, Herr Amtsrichter! Wir kennen uns ja ausgezeichnet! Adieu!“

Krachend fiel die Coupéthür ins Schloß, und langsam rollte der Zug aus dem Bahnhof.

„Das ist ja eine ganz ver-teufelte Geschichte!“ knurrte der Amtsrichter. „Da will man dem Nase-weis das Mädel aus den Augen bringen, und jetzt passiert einem so etwas! Es ist nur gut, daß sie zur Tante geht. Bei den Kochtöpfen der guten Dame wird sie Bouquets und Leutnants schon vergessen! Aber verwünscht ist dieses Zusammentreffen doch!“

Kopfschüttelnd ging er seinem Bureau zu. —

Derweilen donnerte der Zug durch Wald und Feld dahin. In einem Nichtrauchercoupé II. Klasse aber saßen zwei junge Menschenkinder. Und sie saßen ganz mutterseelenallein!

Mit verständnisinnigem Vächeln hatte der Schaffner die Fahrkarten gelocht und das blanke Silberstück in seiner Hand verschwinden lassen, welches Herr Georg in stiller Voransberechnung der Dinge, die etwa kommen konnten, da hinein gedrückt hatte.

Und nun saßen die beiden sich gegenüber.

Mutterseelenallein!

„Wohin wollen Sie denn, Fräulein Anna?“

Sie erschrak gar nicht, daß er „Fräulein Anna“ sagte, aber sie wagte doch nicht, ihn anzusehen, als sie entgegnete: „Nach L. — zu meiner Tante!“

„Ich auch!“ meinte er.

„Zu meiner Tante?“

„Ach, nein! Nur zum Kommando des dort garnisonierenden Regiments, wo ich einige Stunden zu thun habe!“

„Da fahren wir ja zusammen!“ sagte sie leise und nestelte verlegen an ihrem Reisetäschchen.

„Ja! Zwei ganze Stunden! Und allein, Fräulein Anna!“

Jetzt wurde sie aber feuerrot und sprach kein Wort.

„Was wollen Sie denn bei der Tante, Fräulein Anna?“

„Ich — — ich — — ich soll Hasenbraten kochen lernen!“

„Ach! den esse ich aber gern!“

„O, das ist hübsch! Da laden wir Sie mal ein!“

„Das wird aber Ihr Vater nicht zugeben, Fräulein Anna! Sie wissen ja: es ist Fehde zwischen Amtsgericht und Bezirkskommando!“

„Ach, die dumme Fehde!“

Pause.

„Wie lange bleiben Sie denn in L.“ fragte Herr Georg dann.

„Das ist unbestimmt! Vielleicht sehr lange!“

„Nicht möglich! Ja, was soll ich denn da thun, Fräulein Anna!“

„Wie soll ich das wissen, Herr Leutnant?“

Pause.

Dann fragte Herr Georg: „Fräulein Anna, erlauben Sie, daß ich mich an Ihre Seite setzen darf? Es zieht hier auf meinem Platz!“

„Wir können ja das Fenster zumachen, Herr Leutnant!“

„Ach nein, Fräulein Anna, das nützt nichts! dann zieht's auch! Darf ich — darf ich — da — — da — — hinüber?“

Sie sagt gar nichts. Er aber setzt sich an ihre Seite.

Der Zug hält an einer Station. Die Thür des Coupés wird aufgerissen, ein Herr will einsteigen.

„Da ist besetzt!“ schreit der Schaffner. Die Thür fliegt zu und — Herr Georg drückt arglistig dem wackern Cerberus noch etliche Silberlinge in die bereitwillig geöffnete Hand.

Der Zug dampft weiter. Still ist's im Coupé. Endlich fragt Fräulein Anna: „Warum haben Sie denn den Herrn nicht hereingelassen?“

„Weil — — weil — — ja, weil er mir eigentlich sehr überflüssig vorkam! Wissen Sie, Fräulein Anna, es giebt Leute, die haben ein so verzweifelt überflüssiges Gesicht und der hatte eins!“

Pause.

„Fräulein Anna!“

„Herr Leutnant?“

Wir werden uns jetzt am Ende längere Zeit nicht sehen!“

„Ach ja, das kann schon sein!“

„Das wird aber sehr langweilig werden!“

„Ich soll ja Hasenbraten kochen — —“

„Das nützt mir aber nichts, Fräulein Anna, oder — —“

Er stockt.

Über ihr Gesicht fliegt eine helle Flamme.

Er sieht's und saßt leise, ganz leise ihre Hand.

„Anna!“ flüstert er.

Kein Wort sagt sie. Aber sie läßt ihm die Hand.

„Anna,“ fragt er, „haben wir beide auch Fehde?“

„Wir — — wir — — ach, nein — —“

Er macht sich an seiner linken Hand zu schaffen. Einen kleinen, zierlichen Ring mit blauem Saphir streift er, ohne daß sie es merkt, von dem kleinen Finger ab und versucht, das Kleinod auf ihre unbehandschuhte Hand aufzustecken.

„Was thun Sie?“ fragte sie erschrocken.

„Nichts Schlimmes, Anna!“

„Aber — — das — — das — — das ist — ein — Ring!“

„Freilich,“ sagt er, „und an eine ganz kleine Hand will ich ihn stecken, und diese Hand, Anna, soll sie — — — —“

Da wird's ganz dunkel ringsum.

Mollend und donnernd fährt der Zug in einen Tunnel.

„Ich fürchte mich!“ flüsterte sie.

„An meiner Seite?“ fragt er dagegen.

„Rein — ich bin thöricht!“

„Der Tunnel ist bald zu Ende!“ meint er und tastet nach ihrem blonden Haupt. Jetzt fühlt er das weiche, lockige Haar, fühlt ihre heiß erglühete Wange — — — —

„Anna!“

„Lassen Sie mich, Herr Leutnant!“

„Nie mehr, Anna — du bist mein!“



Und er küßt ihren Mund und küßt ihn nochmals.

Da wird's tageshell: der Tunnel ist zu Ende.

Keines von beiden wagt den andern anzusehen. Aber fest hält er das zitternde Mädchen in seinem Arm und wie Musik klingt es ihr in den Ohren, das Wort, welches er vorhin sagte:

„Nie mehr, Anna — du bist mein!“

Endlich, endlich findet sie die Sprache wieder.

„Mein Gott, was haben wir gethan!“

Da lacht Herr Georg auf, hell und jubelnd:

„Wir haben uns in einem Tunnel verlobt! Und heute Abend feiern wir die Verlobung daheim, denn du fährst sofort wieder mit mir zurück nach H. und dann geht's zu deinem Vater!“

„Trotz der Fehde?“ fragt sie lächelnd.

„Das laß meine Sorge sein!“ entgegnet er und küßt sie. „Noch heute Abend soll die Kriegsart zwischen Amtsgericht und Bezirkskommando feierlich begraben werden!“ — — — — —

Herr Georg von Aldenow erledigte seine Dienstgeschäfte beim Regimentskommando in L. und holte dann seine Braut aus der Wohnung der Tante, der man alles mitgeteilt hatte, zur Heimfahrt nach H. ab. Frau Röder begleitete die jungen Leute an den Bahnhof. Auch L. war nur ein kleines Städtchen und man hatte nicht eben weit zu gehen.

Plötzlich ertönt hinter ihnen ein freudiges „Wau! Wau! Wau!“ und in mächtigen Sätzen kommt ein Hund hinter ihnen her gerauscht, der ganz ausgelassen vor Freude an Anna in die Höhe springt.

„Mein Gott,“ sagte sie, die von der Verbannung des Getreuen noch nichts erfahren hat, „das ist ja Gerichtsdiener's Karo! Wie kommt denn der hierher?“

„Ich weiß es auch nicht,“ meint Herr Georg. „Hier kann er mehr königliche Soldatenhosen zerreißen, als in H.“

Man will den Hund zurückscheuchen, aber er geht nicht von der Stelle. Lustig und vergnügt ruft er fortwährend: „Wau, wau, wau!“

„Na, dann nehmen wir ihn eben mit!“ meint Georg, als alle Versuche, das Tier zurückzujagen, vergeblich sind. „Papa Normann mag uns dann eine ordentliche Belohnung zu teil werden lassen. Komm, du Hosenröder!“ Und rüstig schreiten sie fürbass zum Bahnhof, Anna und Georg fröhlich lachend, Karo laut bellend und lustig springend.

Da der Zug keine Hundeabteilung hatte, nahm man den Hund mit in das eigene Coupé. Und so geschah es, daß der biedere Karo, der entsehlliche Unheilstifter, im Triumph aus seiner Verbannung zurückgeführt wurde: noch dazu in einem Coupé II. Klasse, Nichtraucher. — — — — —

Am Abend dieses Tages gegen sechs Uhr war der Amtsrichter in die Bahnhofswirtschaft gegangen. Er verkehrte selten dort, aber da ihm die „Krone,“

wie wir erfuhren, verleidet war, so wollte er heute mal dort einen Schoppen versuchen.

Eben schmunzelte er sehr behaglich: der Weiße des Bahnhofswirts zu 70 Pfennigen der Schoppen war tadellos, fast so gut, wie der des Kronenwirts, und er hatte sich eben vorgenommen, während des Kriegs zwischen Bezirkskommando und Amtsgericht des öfteren hierher zu gehen und ein Schöpplein zu trinken, als plötzlich eine unheilswangere Wolke über seine Stirn zog.

Soeben war nämlich der Zug aus der Richtung von L. eingefahren und — es war entsehllich! — gerade dem Fenster gegenüber, an dem der Amtsrichter saß, stiegen aus einem und demselben Coupé seelenvergnügt lachend Fräulein Anna und Herr Georg. Und hinterher fauste in einem mächtigen Sacke Karo, der Attentäter, und begrüßte mit lautem Bellen die alte Heimat.

„Ja, da soll ja gleich — —“ brummte der Amtsrichter und wollte hinaus auf den Perron.

Aber die Ankömmlinge hatten ihn schon gesehen und kamen hinein, Anna ängstlich und scheu, Georg lech und lustig, Karo wedelnd und bellend.

Es war kein Gast sonst in dem kleinen Separatzimmer, und so trat Herr Georg, die Hand an den Helm legend, vor den Amtsrichter: „Leutnant Georg von Aldenow, Sohn des Rittergutsbesizers Ernst von Aldenow auf Langersdorf, meldet sich gehorsamst zum pflichtgetreuen Dienst als baldiger Ehemann des Fräuleins Anna Nagel — —“

„Herr!“ fuhr der Amtsrichter auf.

Karo aber schien dem Amtsrichter nicht gewogen, denn er ließ bei diesem „Herr!“ ein sehr energisches „Wau, wau“ ertönen.

Herr Georg aber blieb ruhig.

„Herr Amtsrichter,“ sagte er, „wir sind verlobt!“

„So!“

„Und da bitten wir um Ihren Segen!“

Fräulein Anna aber sah jetzt so glückselig aus und schmeichelte so lieb, daß es dem Amtsrichter doch drinnen im Vaterherzen mächtig klopfte.

„Na,“ meinte er, „wenn ihr das alles schon so abgemacht habt, dann werde ich wohl nichts mehr dagegen einwenden können, wenn jetzt die Bouquet-schickerei erst recht los geht!“

„Wau, wau, wau!“ bellte Karo und war offenbar sehr erfreut.

„Wo bringt ihr denn die Hundeseele her?“ fragte nun der Amtsrichter erstaunt.

Lachend erzählte man die Geschichte.

Dann verabschiedete sich Georg.

„Ich habe noch eine dienstliche Meldung bei dem Bezirkskommandeur,“ sagte er, „und heute Abend —“

„Kommst du zu uns, mein Sohn!“ entgegnete der Amtsrichter.



„Und bringe ein riesiges Bouquet mit!“ lachte Herr Georg glücklich. Er wollte gehen.

Der Amtsrichter hielt ihn fest.

„Noch eins,“ meinte er. „Wenn du — den alten Brummbar, den Major, mitbringen könntest — es wäre doch recht hübsch!“

„Er soll kommen!“ rief Georg. „Bezirkskommando und Amtsgericht haben Frieden geschlossen!“

Er eilte fort. — — —

In seinem Dienstzimmer saß der Major Raub.

„Sie kommen ja höllisch spät, mein Herr Leutnant,“ herrschte er den eben eintretenden Adjutanten an. „Der Zug von 2. muß doch schon lange da sein!“ Aldenow nahm streng vorschriftsmäßige Stellung an.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Major,“ entgegnete er, „ich habe mich heute verlobt und — —“

„Was haben Sie?“ Inurrte der „Alte.“

„Mich verlobt, Herr Major!“

„Na hören Sie mal! wie kommen Sie denn dazu, sich zu verloben, wenn Sie in königlichem Dienst eine Heise machen? Das ist ja etwas ganz Neues! Wer ist denn die Braut?“

„Fräulein Anna Nagel!“

„Wa — a — a — s?“

„Fräulein Anna Nagel, Herr Major!“

„So! Na, ich gratuliere! Es thut mir aber leid, Ihnen sagen zu müssen, daß in diesem Falle unsere gegenseitigen Beziehungen sich lediglich auf die streng dienstlichen — Sie verstehen mich? — die streng dienstlichen zu beschränken haben werden!“

„Zu Befehl, Herr Major! Aber ich habe noch einen Auftrag auszurichten!“

„Und von wem ist der?“

„Der Auftrag ist von dem Bräutigam Georg von Aldenow, welcher nicht in der Lage ist, sich von dem königlichen Bezirksadjutanten Georg von Aldenow zu sonders!“

„Herr, sind Sie toll?“ fuhr der Major los.

„Noch nicht, Herr Major, obgleich ich's vor Freude werden könnte! Aber dem Bräutigam Georg von Aldenow und seiner Braut würde ihre Verlobung nur als ein halbes Fest vorkommen, wenn nicht der Herr Major Raub sich zu demselben einfände!“

„Schon recht, schon recht, lieber Kamerad,“ meinte der Major und schmunzelte leicht, „aber — aber — ich, zum Donnerwetter, Sie werden doch selbst einsehen, daß das nicht geht!“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Major, aber das sehe ich, wie ich mir gehorfsamst zu bemerken erlaube, keineswegs ein!“

„Das königliche Bezirkskommando hat allen Verkehr mit dem königlichen Amtsgericht abgebrochen, und da — —“

„Herr Major, das ist ein schlechter Feldherr, welcher alle Brücken hinter sich abbricht! Es ist Verzeihung möglich — —“

Der Major kratzte sich hinter dem Ohr.

„Ja, ja,“ meinte er und sah vor sich hin, „wenn nur der verdamnte Brief an das Landgericht nicht wäre! Der bricht aber alle Brücken ab!“

Georg zog einen Brief aus der Tasche seiner Uniform.

„Hier ist der Brief, Herr Major!“

Starr vor Staunen sah ihn der Vorgesetzte an.

„Was soll das heißen?“ fragte er.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Major! ich hatte den Brief heute Morgen zu mir gesteckt, um ihn am Bahnhof in den Briefkasten zu werfen. Da ich dort aber zu spät ankam, fand ich keine Zeit mehr dazu, und da ich mich dann unterwegs verlobt habe, habe ich den Brief — — —“

„Absichtlich nicht abgeschickt, he?“ fragte der Major. „Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht bringen, mein Herr Adjutant!“

„Herr Major!“

„Allerdings werde ich das! Und dieses Kriegsgericht soll heute Abend Ihr Fräulein Braut abhalten! Denn Strafe muß sein! Und nun kommen Sie!“

„Wohin, Herr Major?“

„Zum Kriegsgericht!“

Das gab eine fröhliche Verlobung und der kleine rote Mund des Kriegsgerichts hat, wie wir verraten wollen, auf eine milde Strafe erkannt und sie selbst vollzogen. Der Major aber hat das Urteil bestätigt.

Am nächsten Abend saß die ganze Stammtischgesellschaft wieder in der „Krone,“ die Friedenspfeife brannte, zwischen Amtsgericht und Bezirkskommando walteten sanfte Genien, über der kleinen Stadt leuchtete ein wolkenloser politischer Himmel, und der Kronenwirt hatte heute manch Schöpplein mehr einzuschenken, als sonst.

Karo treibt noch heute sein Wesen und jagt fröhlich in den Gassen auf und ab. An eine königliche Soldatenhose aber wagt er sich nicht mehr.



## Adaptive Technology

How to Maximize Success

By Mary Elgert  
THE NEW YORK UNIVERSITY LIBRARY

NEW YORK

The New York University Library is a leading provider of adaptive technology for students with disabilities. The library's Adaptive Technology Center (ATC) provides a wide range of services, including the purchase, repair, and maintenance of adaptive equipment. The ATC also provides training and support for students and faculty. The library's ATC is a valuable resource for students with disabilities, providing them with the tools and support they need to succeed in their studies.



The New York University Library is a leading provider of adaptive technology for students with disabilities. The library's Adaptive Technology Center (ATC) provides a wide range of services, including the purchase, repair, and maintenance of adaptive equipment. The ATC also provides training and support for students and faculty. The library's ATC is a valuable resource for students with disabilities, providing them with the tools and support they need to succeed in their studies.

development is dependent on the degree of development of the host country. In the early stage of development, the host country is not able to absorb the technology of the foreign country. In the later stage, the host country is able to absorb the technology of the foreign country.



Figure 1. A large container in a dimly lit environment.

Figure 1 shows a large container in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.

The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source. The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.

The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source. The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.

The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source. The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.

The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source. The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.

The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source. The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.



Figure 2. A large container in a dimly lit environment.

The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source. The container is a large, dark, curved object, possibly a piece of machinery or a large container, in a dimly lit environment. The container is dark and curved, and it is surrounded by a bright light source.



FIG. 10. Same as in Fig. 9.

and the difference in the 200-hPa velocity potential is shown in Fig. 10.

#### c. Difference in the 200-hPa velocity potential



Figure 11 shows the difference in the 200-hPa velocity potential between the two experiments. The pattern is similar to that in Fig. 10, but the magnitude of the anomalies is smaller, with the minimum value around -0.5.

#### d. Difference in the 200-hPa velocity vector

Figure 12 shows the difference in the 200-hPa velocity vector between the two experiments. The pattern is similar to that in Fig. 10, but the magnitude of the anomalies is smaller, with the minimum value around -0.5. The vector field shows a clear dipole pattern, with a strong negative anomaly in the central Pacific and a strong positive anomaly in the western Pacific.

Figure 13 shows the difference in the 200-hPa velocity vector between the two experiments. The pattern is similar to that in Fig. 10, but the magnitude of the anomalies is smaller, with the minimum value around -0.5. The vector field shows a clear dipole pattern, with a strong negative anomaly in the central Pacific and a strong positive anomaly in the western Pacific.

Figure 14 shows the difference in the 200-hPa velocity vector between the two experiments. The pattern is similar to that in Fig. 10, but the magnitude of the anomalies is smaller, with the minimum value around -0.5. The vector field shows a clear dipole pattern, with a strong negative anomaly in the central Pacific and a strong positive anomaly in the western Pacific.

Figure 15 shows the difference in the 200-hPa velocity vector between the two experiments. The pattern is similar to that in Fig. 10, but the magnitude of the anomalies is smaller, with the minimum value around -0.5. The vector field shows a clear dipole pattern, with a strong negative anomaly in the central Pacific and a strong positive anomaly in the western Pacific.







the model. The model results are shown in Fig. 10. The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data. The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.



FIG. 10. Model results for the general trend of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

The model results show that the model is able to capture the general trend of the data, but it is not able to capture the magnitude of the data.

mit einzelnen Steinbruden hervorgetreten. Unter den Engländern widmet namentlich Shaamon sich dem Bildnis, während Whistler mehr der Stizze, der Landschaft und dem Genre sich zugewendet hat. In der Schweiz vertritt M. de la Roche, in Österreich Orlik die junge Kunst.

Die meisten der angeführten Künstler sind nicht ausschließlich Steinzeichner, sondern tüchtige, zum Teil sogar sehr berühmte Maler. Darin liegt ja auch der Schlüssel zum Werte ihrer Griffellkunst, daß sie mit dem Verständnis des berufenen, an seinen großen Aufgaben geschulten Malers an den Stein herantreten. Man wird es dann auch begreifen, daß ein Künstlersteindruck seine zwanzig bis dreißig und mehr Mark kostet. Lassen doch die Künstler, wenn sie nicht selbst ihre Blätter drucken, wie das z. B. Cornelia Paczla thut, nur wenige, aber ganz sorgfältig genommene Abzüge herstellen, damit ja die volle Ursprünglichkeit und Frische der Zeichnung gewahrt bleibe. Ein billiger Preis für Künstlersteinbrude läßt sich nur dann erzielen, wenn sie in großer Auflage von einem Verleger in den Buch- und Kunsthandel eingeführt werden, wie die Blätter von Thoma, Steinhausen, Beth u. a.

In engem Zusammenhange mit der künstlerischen Lithographie stehen das Plakat und der Musikalien- titel der Neuzeit. Beide aber sind so vielseitig entwickelt, daß sie nur in gesonderter Betrachtung sich richtig kennzeichnen lassen. Dagegen sei hier ein Blick auf die Ansichtspostkarte geworfen. Sie könnte zu einem Gebiete für Künstlerlithographie sich aus- gestalten, wenn das Publikum ihr das richtige Ver- ständnis entgegenbrächte. An Versuchen hat es nicht gefehlt. Die Mitglieder des Karlsruher Künstler-

bundes<sup>\*)</sup>, die sich, wie schon gesagt, durch die Ein- führung der großen Künstlersteinbrude ein bleibendes Verdienst um das Kunstleben des deutschen Volkes erworben haben, sie haben auch im kleinen die Bahn gebrochen und eine ganze Anzahl vorzüglicher Post- karten auf Stein gezeichnet. Zu ihnen gehört auch Kallmorgen's erfreuliche Serie „von der Wasserkrante.“ Dann sind, aber leider nicht von den Künstlern selbst auf den Stein gezeichnet, in Dresden und Wien anerkennenswerte erschienen; neuerdings haben A. v. Menzel, Starbina und andere hervorragende Maler ihre Entwürfe zu Ansichtspostkarten beige- steuert. Das sächsische Ministerium des Innern hat durch sein Preisausschreiben für Künstlerpostkarten aus dem Königreich Sachsen — das beim ersten Wettkampfe 24 Sieger hervorgehen sah und jetzt schon wiederholt worden ist, ein Beweis, daß man mit seinem Erfolge mehr als zufrieden gewesen sein muß — einen erfreulichen und sehr nachahmenswerten Anstoß gegeben. Alles das könnte uns das Beste hoffen lassen, wenn nur das liebe Publikum endlich jene billigen, zwar auch bunten, aber doch völlig nichtsagenden Postkarten verschmähen wollte, die es jetzt leider noch immer wie besessen kauft und sammelt. Ich wollte, wir alle könnten in hundert Jahren — natürlich alle hübsch jung und frisch — wiederkom- men und das Urteil unserer Nachfahren über die als Kuriosa geretteten Postkartenalben unserer Vorfahre hören. Wie das wohl lauten würde, meine Damen?

<sup>\*)</sup> Es ist ausschließlich der Künstlerbund Karlsruhe, der dort die Lithographie pflegt. Alle dort entstandenen Künstlerlithographien sind von Mitgliedern des Künstlerbundes gefertigt worden, so die zu Anfang erwähnten Plakate, die nur der Verein für Originalablieferung heraus- gab, wie auch die Postkarten, die die <sup>hK</sup> „Kunstbruderei - Künstlerbund- Karlsruhe“ verlegte.

## Lieschen und Luischen.

Erzählung von S. Girsberger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Als das letzte Kerzchen herabgebrannt war und nur mehr Jakobs kleine Lampe geringes Licht verbreitete, zog er Lieschen aufs Läubli hinaus und sagte: „Lieschen, heut' bin ich Polier geworden.“

„Und das freut dich? Dann freue ich mich mit dir.“

„Ja. Ich verdiene jetzt mehr; genug, um mir etwas zu ersparen, damit ich bald eine Frau ernähren kann — wenn sie bescheiden ist und keine Hoffart treibt.“

„Ja?“

„Ja.“

„Angeli wird nun wohl bald zurück kommen. Ich denke, ich muß jetzt hinein gehen.“

„Daß sie. — Du Lieschen, du verstehst wohl gar nichts — ich meine vom Kochen, Glücken, Nehren?“

„Vom Kochen nicht; aber ich könnte es vielleicht lernen?“

Er musterte ihre Hände. „Wohl kaum. Deine Fingerchen wären viel zu zart für rauhe Arbeit.“

„Jakob, du bist so sonderbar. Ich muß hinein,“ sagte sie auf einmal bedrückt.

Er beugte sich zu ihr hinab. „Ich möchte ein Frauchen haben, Lieschen. Aber ob sie mich will?“

Sie ist freilich viel zu vornehm für mich; dafür habe ich sie aber lieb, und sieh her, auch zwei tüchtige Hände habe ich, um für uns beide zu schaffen, und meine Kleine vor der rauhen Welt in Schutz zu nehmen. Nun, Lieschen?"

Befangen sah sie zu ihm auf. Als sie aber vor seinen offen in Liebe leuchtenden Augen die ihren jäh senkte, legte er ihre Hände um seinen Hals. Mit unterdrücktem Freudenschrei küßte er, als die Finger ihn freiwillig enger umschlossen, ihr Gesichtchen, hob er das kleine Wesen in die Höhe.

"Nun bist du meine Braut, Lieschen, und bald mußt du meine Frau werden."

Die Weihnachtsglocken sprachen alsbald den Segensspruch. Hand in Hand horchten sie in die Nacht hinaus. Es hatte zu schneien aufgehört. Zwischen zerrissenem Gewölke durch flimmerte da und dort ein Stern. Daß sich von den Glocken noch jemand hatte hinauslocken lassen, davon ahnten die beiden in ihrer Versunkenheit nichts.

Hinter ihnen stand Angeli, geführt von einer alten Frau, deren Rücken horizontal vorwärts gerückt war.

"Das Lieschen und — es ist ja nicht möglich!"

Die Kleine wandte sich und stürzte auf die Wärterin zu, deren Hände umklammernd.

"Nichts sagen, Angeli! O Angeli, verrät uns nicht!"

Sie hatte ein strenges Gesicht aufgesetzt. Nach einer Pause flüsterte sie: "Da draußen zieht's, das halt' ich nicht aus. Kommt zur Frau Birkel hinein. Sie erlauben es doch?"

Sie trug ein Umschlagtuch und hielt ihr Gesangsbuch in den Händen. Die Verwachsene ging voran, im Schreiten mit den Fingerspitzen der einen Hand den Boden berührend. Jetzt forderte sie verbindlich zum Eintreten auf. Angeli wandte sich zuerst an sie.

"Wußten Sie davon, Frau Birkel?"

"Und wie oft hab' ich hinter meinem Vorhang das hübsche Paar beobachtet! Mir selbst ward treue Liebe versagt. Um so treuer beschütze ich diejenige anderer," entgegnete sie, die Hände mit elegischem Augenaufschlag, worunter ein listiges Lächeln lauerte, gegen die Brust pressend.

"Lieschen! Wie kommt's, daß ich dich hier finden muß," fuhr Angeli zu fragen fort mit der Strenge eines Richters. "Ahnungslos komm ich eben aus der Andachtsstunde und da ich meinem Neffen da zu Weihnachten Hemden bestellt hatte bei Frau Birkel, wollte ich noch fragen, ob er sie morgen auch wirklich bekäme. Daß mir dabei eine solche Überraschung zu teil werden würde, wie hätte ich das ahnen können?"

Jakob hatte bei dem strafenden Ton der Tante schützend Lieschens Hand in die seine genommen.

"Ja seht Ihr, Base," sagte er jetzt, sich, verlegen darüber, daß seine Herzensangelegenheit vor einer Fremden zur Sprache kam, die Stirn reibend; — "wir haben uns gern, ich und das Lieschen und da hab' ich ihr eine Bescherung veranstaltet."

"Und sieh nur die hübschen Bilder, die er mir gemacht hat, Angeli," warf das Mädchen ein, bestrebt, die zornigen Gedanken der Pflegerin abzulenken. "Und Jakobs Base bist du auch noch? O mein gutes, liebes Angeli, da kannst du uns ja nicht böse sein! Oder doch? Sag' nein, Angeli!" Sie legte ihr bittend und schmeichelnd, sich an sie lehrend, die Hände auf die Achseln. Die Überraschte ließ wie zerschmettert beide Arme sinken.

"Ja, aber Kinder, wohin soll das führen? Wo habt ihr euch kennen gelernt?"

Nun berichteten die ertappten Sünder, einmal der Jakob ein Endchen, und wenn ihm während des Geständnisses die Größe seiner Vermessenheit klar ward, so griff Lieschen den abgerissenen Faden wieder auf, bis auch sie im Schuldbewußtsein verstummte. Als dann der Neffe mit der Schilderung des heutigen Abends schloß, da schlug die Base, allem Anschein nach in Verzweiflung, die Hände zusammen.

"O ich unglückliche Person! Mir war sie anvertraut, und während ich meinem Schöpfer diene, richtet der Böse hinter meinem Rücken dies Unglück an!"

Jakob und Lieschen sahen sich bei diesem Ausfall ratlos, tieftraurig ins Gesicht, und noch größer ward ihre Bestürzung, als Angeli auf einen Stuhl sank und ein heftiges Schluchzen ihre Gestalt erschütterte.

Nun aber legte sich von der Sofaede aus, wo sie reglos beobachtend gesessen hatte, Frau Birkel ins Mittel.

"Nun, nun, so thut doch nicht, als sei ein wirkliches Unglück geschehen, Angeli. Ich sage Euch, jedes Wort hab' ich gehört, was die zwei dort draußen zusammen geredet haben; sie sind brav und gut wie die lieben Engel im Himmel. Und wenn der Jakob, ein grundehrlicher und gescheiter Mensch, die Jungfer Haller heiraten will, so kann ich ihr nur Glück wünschen. Wie ganz Frostheim weiß, bereiten sie ihr zu Haus nicht grade ein angenehmes Leben, so daß ihr anderwärts leicht wohler werden kann."

Die hochgezogenen Schultern senkten sich. Die noch eben Verzweifelnde schien der beschwichtigenden Stimme Gehör schenken zu wollen.

"Was würde Frau Stadtpräsident dazu sagen? Das Geschehene wird mich meine Stellung kosten," warf sie noch ein.

"Wer soll ihr's denn zutragen? Etwa ich, die ich von dem hochnässigen Ding, der Luise, bei jeder Gelegenheit verlacht werde? Laßt den Dingen einfach ihren Lauf. Vergesst den heutigen Abend und thut, als wisset Ihr so wenig als zuvor."

the 1990s, the number of fires in the United States has increased by 50% (National Fire Protection Association 1999). The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.



Figure 1. Firefighters examining a map.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s. The number of fires in the United States has increased by 50% in the 1990s.

Lieschen; mein Gewissen rät mir nur deshalb zum Schweigen, weil die Sache nun schon zu weit gediehen und die Zeit zum Reden vorüber ist. Ihr habt euch heute verlobt. Ein Ehegelöbniß aber ist ein heiliges Ding, woran der Mensch nicht rütteln soll."

Gleich darauf verschwanden die beiden, die eine durch von Baumeister und Hausherrn rechtlich sanctionierte Ausgänge, die andre auf einem Schleichweg, welchen heimliche Liebe erstellt und — Ehrgeiz, Habsucht, Nachgelüste und nebenbei auch eine tiefverborgene, alles vollende Mutterliebe in beobachten-der Stille hatte entstehen lassen.

## 7.

## Ezekutive Gewalt. Offene Aussprache.

Tief lag der Schnee auf Gärten, Feldern und Wegen, und da, wo er zur Seite der Straße vom Pfadschlitten zu kleinen Wällen angehäuft war, stapfte Luischen, in gänzlicher Nichtachtung ihrer wallenden Gewänder, mit großen Schritten abseits, auf eine offene Gartenthür zu, woraus das jammervolle Geschrei eines ganz kleinen Jungen erscholl. Kampfbereit hielt sie den auf höheren Befehl mitgenommenen Regenschirm und trat, die Wangen gerötet, die Augen vor Entrüstung blinkend, vor einen auf seinem Schlitten sitzenden größeren Knaben hin.

"Wirfst du den Kleinen endlich in Ruhe lassen, bössartige Mänge?"

Der Bursche glockte sie frech verwundert an.

"Das ist mein Garten und der da mein Bruder. Soll ich den Karo ablösen? Dort können Sie lesen: 'Vorbotener Eingang.'"

"Ich gehe, sobald du mir die Schnur da gegeben hast."

"Ich geb' sie nicht. Der Hans soll mich wieder den Weg hinauf ziehen, und stellt er sich dummi, so gehört ihm Strafe. Hü Roß, hü!"

Der kleine Wicht zog an; sowie er aber Anstrengungen machte, vorwärts zu kommen, riß der Bruder an der Schnur, welche er dem "Roß" um den Fuß gebunden, so daß das arme Zugtierchen unsanft hinsiel. Sein Gesicht war gerötet von kindischer Verzweiflung; er weinte, doch schien im allerdings weit zurückstehenden Hause niemand zu hören.

"Ich geh' und verklag' dich bei deiner Mutter," drohte Luischen, hart an den Quälgeist herantretend. "Schämst du dich nicht, einen Kleineren, der sich nicht wehren kann, so schlecht zu behandeln?"

"So ho, gehen Sie nur. Mama wird lachen und Ihnen sagen, daß das Bubengeschichten sind."

"Dann soll's dein Lehrer erfahren, wenn ich dich wieder erwische. Ob der auch lachen wird, nachdem ich dich vor der ganzen Klasse zu Schanden gemacht habe?"

Einen Augenblick stutzte er; diese Aussicht schien

ihm bedenklich. Kaum aber stand Luischen draußen, so schlug er die Pforte zu, und mit dem frohlockenden Ruf: "Lueged Sie, Jungfer Stadtpräsident — hü, du suuls Roß!" zerrte er den Bruder wieder zu Boden.

Luischen zog prompt ihr Kleid in die Höhe, warf den Schirm in den beschneiten Garten, und stieg, behend wie ein Junge, nach. Ihr Widersacher blieb sitzen, einer neuen Strafpredigt gewärtig. Allein Luischen hatte geredet. Flugs hob sie den Schirm auf, riß den Jungen in die Höhe, und zählte ihm mit genanntem Instrument, trotz seiner Gegenwehr, volle fünfundzwanzig auf die Verlängerung seines Rückens.

"So. Das war für den Hund, den du neulich so erbarmungslos gehauen hast," leuchtete sie, abermals die Waffe schwingend.

"Und die kannst du mir für die Mißhandlung des Brüdchens als empfangen zu haben bescheinigen. Jetzt geh' und erzähle alles der Mutter. Hoffentlich lacht sie diesmal auch."

Als sie auf die Straße trat, stand Herr Inners vor ihr.

"Bravo, bravo, Jungfer Luischen! Nun weiß ich doch, wie Sie morgen Abend gehen werden."

"So. Und wie wäre das?" fragte das erhaltete Luischen, die Haare streichend, und den aufs Ohr gerutschten Hut zurecht rückend.

"Tritt mir morgen, der Fadel düsterrote Blut schwingend," eine der Erinnyen entgegen, so werde ich sie beim Namen zu nennen wissen. Schlangen gleich flogen Ihnen die langen Locken ums Haupt, und Sie schienen ordentlich ins 'Niesenmaß' zu wachsen in Ihrem gerechten Zorn."

"Spotten Sie ruhig weiter. Ich mag freilich garstig ausgesehen haben," meinte das eitle Luischen kleinlaut. Doch alsbald hob sie frisch den Kopf. "Es reut mich doch nicht, im Gegenteile, ich thät's wieder. Der Schirm ist hin; aber gleich heute soll er repariert werden für einen ähnlichen Gebrauch; denn ruhig zusehen, wie einem Hilfslosen Unrecht zugefügt wird, das kann ich nun einmal nicht."

Herr Inners blieb stehen und sah ihr ernst in die Augen.

"Ein edler, großmütiger Zug, Luischen. Ich bin angenehm überrascht, Sie so sprechen zu hören."

"Ei, Herr Inners, wofür haben Sie mich denn gehalten? Es ist ja nur selbstverständlich, daß man so empfindet. Ich meinerseits bin über ihre Verwunderung verwundert. Om. Schon wieder ein Wig. Ich muß sie wirklich als 'gesammelte Werke' herausgeben. Noch heute morgen sagte ich zu Mama: 'Du wirst dir eine Brille anschaffen müssen, wenn du deine Brille finden willst.' Sie lachte vergnügt auf. Herr Inners lächelte höflich mit; doch hätte

er Luisechens „Witze“ ein andermal vielleicht besser gewürdigt. Jetzt schritt er schweigend nebenher. Beschauliche Stimmungen liebte Luisechen aber nicht.

„Nun, Herr Inners, Sie sind mir eine Erklärung schuldig. Habe ich Ihnen je Veranlassung gegeben, mich für hölzern oder steinern zu halten?“

„Das will ich nicht sagen. Nur habe ich schon die Beobachtung gemacht, daß z. B. Geschwisterliebe — ein Verhältnis, in welchem der Starke dem Schwachen gegenüber sich edel oder unedel erweisen kann — gar nichts Selbstverständliches ist. Die Buben von vorhin sind doch Brüder?“

„Ah, nun merke ich, wo Sie hinaus wollen. Herr Inners, ich glaube, Ihnen liegt die Liese im Hirn, wie manchem andern ein Quantum Wasser. Einen langweiligern, uninteressanteren Gegenstand als eben unsre Liese kenne ich aber gar nicht, und da ich von Natur viel zu manierlich bin, um Ihnen ins Angesicht zu gähnen, so — ‚empfehl‘ mi höflich, wie’s in Frostheim heißt.“

Mit zierlichem Knicks machte Luisechen Miene, davon zu laufen. Herr Inners hielt aber ihre Hand fest.

„Lassen Sie mich heute, da sich die Gelegenheit bietet, zu Ihrem guten Herzen reden, welches sich mir vorhin verraten hat. Luisechen, haben Sie Ihre Schwester denn gar nicht ein wenig lieb?“

Das Mädchen antwortete nicht sogleich.

„Meine Schwester? Eigentlich ist sie’s ja kaum. Den gemeinsamen Vater habe ich nie gesehen, und Mama — hat keinen Teil an ihr.“

„Sie nimmt keinen Anteil an ihr — richtig. Um aber von Ihrem Vater zu sprechen, — glauben Sie, Ihre völlige Teilnahmslosigkeit gegen Lieschen veranlassen zu können, angenommen, er könnte wiederkehren und Sie zur Rechenschaft ziehen? — Nein, nicht aufbrausen, Luisechen; hören Sie mich ruhig an. Ich habe das Mädchen gekannt als glückliches, verhätscheltes Kind, während ich selbst bei meinem verwitweten, vielbeschäftigten Vater, welcher sich in gewissen Dingen von unserer langjährigen Haushälterin gänzlich beherrschen ließ, ein einsames, freudloses Leben führte. Dazumal ward Lieschen, der Gegenstand von so viel Liebe, so treuer Fürsorge, nicht selten im stillen von mir beneidet. In der Fremde stand das kleine Mädchen, wenn ich mich je einmal einem Heimatstraum hingab, allen voran, und bei meinem späten Entschluß, die langgemiedene Vaterstadt endlich wieder zu besuchen, spielte der Wunsch mit, das Lieschen, welches inzwischen zur Jungfrau herangeblüht sein mußte, wieder zu sehen. Und nun, begreifen Sie, daß mir der Gedanke an ihren Zustand, an ihre traurige Isoliertheit peinigend, ja unerträglich ist?“

Luisechen blieb ein Weilchen ganz stumm. Daß

die „Liese“ diesem schönen Mann ein Gegenstand solch warmen Interesses war, sie fand es überraschend und unbegreiflich; der Gedanke wirkte komisch. Und als sie vollends bedachte, daß er von ihr verlangt hatte, sie müsse die elende Person liebhaben, da hielt sie nicht länger an sich. Sie platzte heraus.

„Am Ende kamen sie gar nach Frostheim mit der Absicht, sich die Liese zur Frau zu holen? O, es wäre unbezahlbar! Sie sollten sie wirklich einmal sehen, die farb-, kraft- und leblose Kreatur.“

„Warum geschieht nichts für ihre Gesundheit und Kräftigung, Jungfer Luisechen?“

„Weil ihr nicht zu helfen ist. Es ist eben ihre Bestimmung, frühzeitig zu sterben.“

„Angenommen, es verhielte sich so; glauben Sie nicht, daß es in diesem Fall die Ihre wäre, etwas Freude, ein wenig — Liebe in dies dürstige, kurze Dasein zu mischen?“

„Liebe! Das sagen Sie nun zum zweitenmal, Herr Inners. Woher soll die so ohne weiteres kommen? Aus dem bloßen Umstand, daß wir denselben, mir unbekannten Vater gehabt haben? Liebe! Ich kenne die Liese ja kaum.“

„Woher sie kommen soll? Aus dem Edelsinn, welchen ich vorhin an Ihnen wahrgenommen habe; aus dem Mitleid des Stärkeren mit dem Schwachen. — Wie kommt es übrigens, daß Sie die Schwester kaum kennen? Es ist ja ein unerhörter Zustand.“

„Und doch hat sich’s von selber so gemacht, ganz und gar ungewollt. Die Liese — die Schwester litt und leidet zuweilen noch an — Flechten; und daß Mama mich ihr fernhielt, darf ihr niemand verdenken. Ich bin eben ihre Einzige.“

„Das scheint die Lehre zu sein, welche Ihnen am dringlichsten beigebracht wurde,“ bemerkte Herr Inners bitter. — „Wie, schon beim Lindenheim? — Luisechen, ich bin heut’ mit dem Voratz hergekommen, eine Anregung zu machen zu gunsten Ihrer Schwester. Werden Sie mir meine Aufgabe erschweren oder erleichtern?“

„Ich wäre in Ihren Augen wohl ganz verworfen,“ sagte das Mädchen, die feinen Brauen runzelnd, und offenen Mißmut im Gesicht, „wenn ich Sie davon abhalten wollte. Ihre gute Meinung mag ich aber nicht aufs Spiel setzen, darum, einzig darum, Herr Inners, werde ich mich schweigend verhalten. Doch wenn Sie wüßten, welchen Sturm sie herauszubeschwören im Begriffe sind! Nichts reizt Mama so sehr, wie Zweifel an der Richtigkeit ihres Verfahrens der Liese gegenüber.“

Inzwischen saß Frau Stadtpräsident beim Herrn Bruder in dessen etwas überheiztem Wohnzimmer. Die Thür zum Wintergarten stand offen, und herein wallte ein zarter Hauch von Veilchen, Maiglöckchen und Hyacinthen. Die Dame hielt die Lehnen ihres



Armstuhls etwas krampfhaft umfaßt, während sie nach einer Bemerkung des Schwagers über den süßen Duft hästelnd begann: „So lange wir ungestört sind, Herr Bruder, möchte ich dir eine Bitte vortragen. Ich bin leider in den Fall gekommen, dich abermals um eine Summe von etwa 800 Frank angehen zu müssen. Wüßte ich nicht, daß die Zeit kommen wird und muß, da ich das Ganze werde begleichen können, ich fände wahrhaftig den Mut nicht zu meinem Anliegen.“

Der alte Herr betrachtete sie forschend über seine Brille hinweg.

„Wenn ich nur wüßte, Frau Schwester, wozu du all das Geld nötig hast. Mehr als einmal habe ich beobachtet, daß derartige Wünsche immer mit einer bevorstehenden Reise nach Vinthal zusammenfallen. Welcher Art mögen die Geschäfte sein, die dich dorthin ziehen?“

Die Stirn der Frau rötete sich.

„Das, Herr Bruder, muß meine Sache sein. Willst du dein Mißtrauen, welches sich niemals rechtfertigen wird, nicht endlich fallen lassen? Hast nicht auch du Privatangelegenheiten, über welche du nicht zu sprechen liebst?“

Sie spielte darauf an, daß ihr Schwager, als ihr und der beiden Mädchen Vormund, ihr niemals genaue Einsicht gegönnt hatte in die Vermögensangelegenheiten ihres verstorbenen Mannes. Da ihr indessen ein reichliches Witwengehalt ausbezahlt wurde, der Herr Rektor sich in der Folge auch als sehr freigebig erwiesen hatte, hielt die Klugheit sie zurück, auf dieser Einsicht als auf ihrem gesetzlichen Recht zu bestehen.

„Schon gut, Frau Schwester,“ entgegnete der Herr Rektor gereizt. „Ich begehre niemandes Vertrauens, der mir's nicht freiwillig entgegenbringt. Mögest du nie bereuen, es mir vorenthalten zu haben. Nein bitte, kein Wort mehr darüber! — Hier die Schlüssel zur Kasse. In der obern Schublade rechts findest du ein Päckchen mit der Aufschrift: 'Reise.' Das darin Enthaltene sollte dich und Luisechen im Sommer erfreuen. Du magst es jezt an dich nehmen, zu beliebiger Verwendung.“

Raum hatte Frau Stadtpräsident der Aufforderung Folge geleistet, und dem Schwager halb in Verlegenheit, halb in Rührung über seine Großmuth warmen Dank gesagt, als sie Luisechen in Begleitung Herrn Inners draußen erblickte. Froh der willkommenen Störung, ging sie den beiden durch den Gartensaal entgegen.

„Endlich, du Unart — und wie du aussiehst! Herr Inners, hat sie sich im Schnee gerollt?“

Während die Mutter an ihrem Kinde säuberte,

rieb, glatt strich, schritt der junge Mann hinein, den Herrn Rektor zu begrüßen. Der war recht aufgeräumt über das Zusammentreffen der jungen Leute. In seinen stillen Gedanken hatte er die beiden einander bereits verlobt. Nichts konnte besser passen. Luisechen würde sich unter der Leitung des ernststen Mannes zu einem Charakter entwickeln und rückwirkend dem Sohn des Jugendfreundes einen Teil der Jugendliebe wiederbringen, welche ihm bei angestrengtem Schaffen in fernen Landen allzu früh abhanden gekommen war.

„So ist's recht, Junge. Wo hast du dem widerspenstigen Füllen den Sack übergeworfen? Was der nicht einfällt! Läßt den alten, langweiligen Onkel schlechthweg sitzen und schenkt die ihm zugehörige Zeit der Nähmamsell. Die soll nämlich, mußt du wissen, auf morgen Abend etwas Unerhörtes, Unglaubliches, nie Dagewesenes aus ihr machen.“

„Ganz und gar unnötig,“ versetzte Herr Inners ernsthaft. „Jungfer Luisechen ist mit den nötigen Attributen bereits versehen.“ Und er öffnete den übel zugerechneten Schirm, der wankelmütig in einer Ecke gelehnt hatte, und erzählte, wie die Besitzerin als rächende Göttin für die Unrecht leidende Unschuld thätlich eingetreten sei. — Luisechen hatte sich beim ersten Wort davon gemacht, kam aber sogleich wieder, ein krummes Mäulchen ziehend, auf den Onkel zu.

„Sag, Onkel, hast du nun wirklich nichts Besseres zum Anstecken, als Beilchen und Maiblumen? Da werd' ich morgen ja recht sad aussehen; denn in meinem dunkeln Haar kommt solches Zeug nicht zur Geltung.“

Der Herr Rektor starrte die Unverfrorene in Verwunderung an.

„Ei, du habfüchtige Person, wer sagt dir denn, daß überhaupt etwas für dich gewachsen ist? Jawohl, die lieben Dinger soll ich hergeben zum Zerpflücken, Verlieren, Zertreten! Fällt mir gar nicht ein. Da wird nichts draus!“

Als hätte er nichts gesagt, machte Luisechen: „Om. Weißt, einen Rat wüß ich dir. Rot steht mir schön, ein feuriges Rot. Drüben im Eßzimmer — wohl darum, weil mich die klugen Dinger seit Tagen darauf haben lauern sehen, sind heute zwei Kamelien halb erschlossen. Die schenkte ich mir, wenn ich du —“

„Luisechen!“ warnte die Mutter.

„Ja? — Ah, du willst wohl sagen, Onkel habe auch seinerseits auf die Blüten gelauert. Ja siehst du, dem gehört eben das ganze Bäumchen, das voller Knospen steckt. Wozu hat eine Nichte ohne Kamelien einen Onkel mit welchen, als daß er damit aushelfe?“

(Fortsetzung folgt.)

## Introduction to

### Basic New York English

The first step in learning a new language is to understand the basic vocabulary and grammar. This section covers the most common words and phrases used in everyday conversation. It includes a list of basic nouns, verbs, and adjectives, along with simple sentence structures. The goal is to provide a solid foundation for further study.

Understanding the basic vocabulary and grammar is essential for effective communication. This section provides a comprehensive overview of the most frequently used words and phrases in the New York dialect. It also includes examples of how these words are used in context, helping learners to grasp the nuances of the language.



The second step in learning a new language is to understand the basic grammar. This section covers the most common grammatical structures and rules. It includes a list of basic sentence patterns, verb conjugations, and pronoun usage. The goal is to provide a solid foundation for further study.

Understanding the basic grammar is essential for effective communication. This section provides a comprehensive overview of the most frequently used grammatical structures and rules in the New York dialect. It also includes examples of how these structures are used in context, helping learners to grasp the nuances of the language.

The third step in learning a new language is to understand the basic culture. This section covers the most common cultural practices and customs. It includes a list of basic cultural norms, values, and beliefs. The goal is to provide a solid foundation for further study.

Understanding the basic culture is essential for effective communication. This section provides a comprehensive overview of the most frequently used cultural practices and customs in the New York dialect. It also includes examples of how these practices are used in context, helping learners to grasp the nuances of the language.



JOHN J. HARRIS



MARY J. HARRIS



schweren und frohen Tagen treu zur Seite gestanden hat, und die jetzt damit beschäftigt ist, ihm durch Herausgabe seiner Werke ein Denkmal zu setzen, das schöner ist als das, was ihm seine Verehrer in Olsdorf setzen konnten, war tief gerührt, als sie die Vielen sah, die gekommen waren, um der Einweihungsfeier beizuwohnen. Von bekannten Namen gehörten dem Denkmalstiftende folgende an: Helmholz, Joseph Joachim, von Mendelssohn-Bartholdy, Adolph von Menzel, Friedrich Spielhagen, Klaus Groth, Paul Heyse, Franz von Venbach, Johannes Brahms u. Eine große weiße Granitplatte ist in den Erdboden eingelassen. Auf dieser steht auf flachem, nach vorn offenem Bogen ein Postament von italienischem Granit in rötlicher Farbe, das im Renaissancestil gehalten ist. An den Seitenflügeln stehen Kubbänke. Ein portalartiger Rundbogen schließt das Ganze ab. Die Inschrift des Postamentes lautet:

Hans von Bülow  
geb. am 8. Januar 1830  
gest. am 12. Februar 1894.

Eine tiefe Nische ist über dieser Inschrift in den Stein gehauen, in der eine bronzene Urne aufgestellt ist. Zwei weibliche Gestalten mit Pyra und Kithara schmücken sie. Der Kopf Hans von Bülows befindet sich unterhalb des Rundbogens in Bronze gegossen. Professor Hildebrand in Florenz hat die Züge des Meisters scharf und treu wiedergegeben.

Als die Feier zu Ende war, traten die Teilnehmer näher und legten Blumen und Kränze in großer Zahl auf das Grab und das Denkmal des Entschlafenen nieder, und langsam verließen alle den Friedhof, wo Hans von Bülow schlummert.

**Herstellung seiner Fäden aus Quarz und Cellulose.** Für manche physikalische Zwecke sind seine Fäden erforderlich, die eine große Tragfähigkeit besitzen, dagegen der Drehung einen möglichst geringen Widerstand entgegensetzen. Dem Physiker Boys ist es gelungen, Fäden aus Quarz herzustellen, welche den angegebenen Bedingungen in bisher nicht gekanntem Maße entsprechen. Von der Feinheit solcher Fäden erhält man eine annähernde Vorstellung aus der Angabe des Erfinders, daß ein Quarzwürfel von einem Zoll Seitenlänge einen Faden liefert, mit dem sich 600 Mal die Erde umspannen läßt, daß ferner ein gerade noch sichtbares Sandkörnchen zur Herstellung eines Fadens von 1000 (englischen) Meilen ausreicht. Der Faden muß, da der Quarz sofort erstarrt, sobald er außer Berührung mit der Flamme kommt, mit größter Schnelligkeit hergestellt werden. Ein kleines Stück Kieselstein wird in den Volzen einer kleinen Armbrust eingeschmolzen, dann der Hige eines Gebläses ausgesetzt, und die Armbrust abgeschossen, wenn der Quarz geschmolzen ist. Der Volzen nimmt von dem schmelzenden Quarz einen viele Meter langen, äußerst dünnen Faden mit fort, neben welchem in der an die Wand geworfenen Vergrößerung ein Leconsfaden wie ein Tau neben einem Bindfaden, ein Menschenhaar wie ein Baumstamm erschien. Trotzdem erwies sich der Quarzfaden bei den angestellten Versuchen als sehr fest. Der dünnste Quarzfaden übertraf im Grade der Festigkeit den härtesten Stahl.

De Chardonnet hat einen künstlichen Cellulosefaden von außerordentlicher Feinheit auf folgende Weise hergestellt: Aus Baumwolle und seinfaseriger Holzmasse wird Cellulose hergestellt, die in einer Mischung von Alkohol und Äther aufgelöst wird. So erhält man eine Art Kollodium, das in ein kupfernes Gefäß gefüllt und mittels einer Luftpumpe durch Röhren gepreßt wird, die sich zu Haarmenge verengen. Beim Austritt aus denselben erstarrt die Masse durch Berührung mit kaltem Wasser zu Fäden, die Seidenglanz haben, aber noch, gleich der Schießbaumwolle, die Eigenschaften leichter Entzündlichkeit besitzen, die ihnen durch eine Salpetersäurelösung genommen wird. Diese Fäden, mit natürlicher Seide vereint, geben ein der Seide täuschend ähnliches Gewebe.

## Zu unseren Bildern.

**Gitarrespielerin.** Unsere Leser werden sich noch des schönen Bildes „In der Bibliothek“ erinnern, das wir als Kunstbeilage im 5. Hefte des laufenden Jahrganges in meisterhaft ausgeführter Chromotypie reproduzierten. Von demselben Künstler, dem in Paris lebenden Flamänder Georges Groegaert, rührt das farbige Kunstblatt unseres heutigen Heftes her. Groegaerts Stoffgebiet ist wie das aller Virtuosen sehr begrenzt. Der Maler begnügt sich in der Regel damit, eine einzelne Frauengestalt im Zustande der Ruhe darzustellen. Was ihn bei seinen Arbeiten vor allem interessiert, sind koloristische Probleme, wie wir denn auch auf seinem Bilde der gitarrespielenden Südländerin eine lange Scala roter Nuancen vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Karmin wahrnehmen können. In der Wiedergabe solcher feinen Abtönungen liegt für die reproduzierende Technik eine dankbare Aufgabe. Unser Kunstblatt dürfte zu Genüge darthun, wie weit die Neuzeit bereits in der Lösung derselben fortgeschritten ist. Zur Verstellung desselben gelangten nur drei Farben zur Anwendung.

**Tanzstunde.** Leopold Schmucklers ureigene Domäne ist die Zeit, da unsere Großeltern jung waren, die Epoche der raffiniert einfachen Toiletten und leichten Frisuren der Damen und der halb fingerhast, halb altväterlich ehrbaren Kostüme der Herren. Das große Gemälde „Tanzstunde“ bietet dem Künstler reichliche Gelegenheit, seine eingehenden Studien der Empirekultur zu verwerthen und eine Episode aus dem barock-leichtfertigen Leben jener Tage festzuhalten, die für uns Nachgeborene nicht ohne Humor ist. Der Eifer, mit dem die jungen Schülerinnen die „Pas“ ihres wohlfrisierten Tanzmeisters nachzuahmen sich bemühen, ist nicht minder belustigend, wie die durch Galanterie gemilderte Strenge dieses Herrn, der so offenbar für seinen Lebenszweck hält, stets Grazie und schöne Körperlinien zur Schau zu tragen.

**Hungrige Gasse.** Adolf Eberles ansprechendes Bildchen ist fleißlich um einige Töne kräftiger gestimmt. Seine behaglichen oberbayerischen Antiquare mit ihren dicken gesunden Menschen und den niemals fehlenden Hunden sind als treffliche Sittenbilder längst gewürdigt worden. Da ist keine Spur von jenem geleckten Salontitelertum, das sich auf unsern Kunstausstellungen so häufig breit macht — alles ist wahr und mit seiner Beobachtungsgabe der Natur abgelauscht. Die junge Mutter, die mit freudigem Stolz den Versuchen ihres kleinen Töchterchens, die Puppe zu füttern, zuschaut, ist ein echtes gesundes Weib aus dem Gebirge. Auch die Hunde sind von fröhlicher Treue in Körperbau und Ausdruck.

**Unser täglich Brot gib uns heute.** Es ist interessant, mit dem Eberleschen Bilde W. Hirtles eigenartige Arbeit zu vergleichen. Während jener die formlose Bezaglichkeit betont, die auch die ärmste Hütte verschönern kann, wenn ihre Bewohner es verstehen, sie einzulassen und festzuhalten, so läßt Hirtle mit offenkundiger Absicht alles beiseite, was die Wirkung der seinem Werke zu Grunde liegenden Idee beeinträchtigen und abschwächen könnte. Das Hirtlesche Bild gehört zu einer Folge von Illustrationen zum Vaterunser, aus welcher die ergreifenden Darstellungen „Vergib uns unsere Schuld“ und „Dein Wille geschehe“ unsern Lesern vom 13. Jahrgange des Universums her bekannt sein dürften.

**Schachspieler.** Wenn andere Spiele nur die Spieler selbst beschäftigen können und jedem Unbeteiligten auf die Dauer langweilig erscheinen müssen, hat das edle Schachspiel den Vorzug, auch dem Zuschauer einen anregenden Zeitvertreib zu bieten. Paul Hens bildliches Bildchen zeigt uns eine Gruppe von Schachfreunden, die mit kräftigem Blicke den Verlauf der stillen Schlacht beobachten, während die beiden Feldherren ganz in ihre Aufgabe vertieft sind und, bevor die Partie nicht beendet ist, für die Vorgänge in der Außenwelt weder Auge noch Ohr haben dürften.

## THE NEW 2004 1000cc







**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.



Figure 1. A photograph of a person in a dark setting, possibly a cave or a dark room, with a large, light-colored object (possibly a tree or structure) in the background.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

# Abstracts of the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.

**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.



**Abstracts**  
 The following abstracts are from the 1998 Annual Meeting of the American Psychological Association, held in San Francisco, California, from August 1-5, 1998.



**Figure 1**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.



**Figure 2**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.



**Figure 3**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.

**Figure 4**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.

**Figure 5**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.

**Figure 6**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.



**Figure 7**  
 (a) The face of a woman with a normal face.  
 (b) The face of a woman with a normal face.

THESE RESULTS ARE PRESENTED IN FIGURES 1-7. THE RESULTS SHOW THAT THE FACE OF A WOMAN WITH A NORMAL FACE IS MORE ATTRACTIVE THAN THE FACE OF A WOMAN WITH A NORMAL FACE.





# Also spricht Zarathustra.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von F. Szabran.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Tante Kuti sah sich zusehend im Kreise um — man schien die Sache nicht so aufzufassen, als wollte man ihr eine Demütigung wünschen, sondern behandelte diese eigentlich unerhörte Wette als einen harmlosen Spaß. Tante Kuti hatte, trotz ihrer Arroganz und trotz ihres in vieler Hinsicht stark beschränkten Unterthanenverständes, auf die Vorstellung ihres Gatten eingesehen, daß sie vorhin zu weit gegangen, aber sie war zu stolz, das einzugehen, und überließ es ihm, ihre Entschuldigung zu stammeln. Eine solche vor Käthe auszusprechen, hätte sie in ihrer tantlichen Würde nie über die Lippen gebracht und der Ernst in ihres Neffen Gesicht und in seinen Worten berührte sie nur oberflächlich. Auch was die andern dachten, war ihr insofern einerlei, als sie sich weit erhaben über Leute wie Wendenburgs und Tiefenthals wähnte, nur die ernste Mißbilligung und kühle Reserve Graf Hellbergs waren ihr nicht gleichgültig, denn sie hatte einen entschiedenen Respekt vor dem vornehmen alten Herrn, der sie bei ihrer Ankunft so chevaleresk, jetzt so höflich kühl behandelte. Sich also die Zuneigung dieses einen zurückzuerobern, war für Tante Kuti entschieden von größtem Wert — sie wandte sich also süß lächelnd zu ihm und flötete ihm zu:

„Mein lieber Graf, was meinen Sie zu dieser höchst ungewöhnlichen Sache? Ist es nicht gegen meine Würde als Tante, selbst nur im Scherz auf eine solche Wette einzugehen?“

„Meine gnädigste Frau,“ erwiderte Graf Hellberg kühl, „die Wette ist eine jener tollen Ideen, an denen das Köpfchen meiner Jüngsten immer so reich ist. Käthe ist aber ein so harmloses Geschöpf, daß sie eine Kränkung damit sicher nicht bezweckt hat und wenn Sie an Ihr Herz schlagen und an Ihr Gerechtigkeitsgefühl appellieren, so werden Sie sich zugestehen müssen, daß Sie den Geist des Widerspruchs und den eines natürlichen Revanchegefühls doch in ihr hervorgerufen haben durch sehr, sehr harte Worte, die Käthe nicht verdient hat. Und wenn sie statt eines freundlichen Blickes, für den Käthe zu jeder Zeit zugänglich ist, Ihrer Rede noch ein Tröpflein bitteren Dohnes zuzusehen für gut fanden, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn die

menschliche Natur dagegen Widerspruch erhebt. Daß dieses letztere drastische Form annahm, ist eben eine Eigentümlichkeit meiner Tochter, deren Charakter Ihnen leider so wenig homogen und sympathisch scheint!“

Käthe hätte ihren Vater für diese „herrliche Standpauke“ am liebsten umarmt, trotzdem sie die feinen Pointen lieber mit stärkerem Geschütz vertauscht gesehen hätte — sie warf ihm nur einen blühenden, dankbaren Blick zu und Graf Kirchwald lächelte, denn ihm schien es, als hätte Tante Kuti in seinem Schwiegervater ihren Meister gefunden. Und so war es in der That. Frau von Diestelcamp's Herz schlug entschieden beunruhigt — nicht aus Reue, sondern aus Furcht, die gute Meinung dieses überlegenen Kavaliers aus der alten Schule verloren zu haben.

„Mein teurer Graf, darin thun Sie mir sicher unrecht,“ rief sie mit noch süßerm Lächeln, „und zum Beweise dafür will ich zeigen, daß ich auch einen Spaß verstehe und selbst einem bizarren Übermut der Jugend verständnisvoll gegenüberstehe. Meine liebe Käthe“ — dies mit sichtlichem Überwindung — „ich bin wirklich nicht so schlimm, als ich mich selbst oft malen mag — gut denn, ich acceptiere dein Propos mit der Auffassung deines teuern Vaters und nehme deine Wette an!“

„Bravo!“ schrie Tiefenthal.

„Ist das dein Ernst?“ fragte Käthe mißtrauisch über diese Wandlung.

„Soweit ein Spaß überhaupt Ernst sein kann — sicherlich,“ beeilte sich Tante Kuti zu versichern.

„Na, da fällt der Mond 'runter!“ rief Käthe in ehrlichem Staunen, welche Bemerkung Frau von Diestelcamp mit neckisch sein sollendem Kopfschütteln hinnahm.

Tiefenthal streckte seine riesengroße Rechte über den Tisch und versicherte, daß er bereit zum Durchschlagen sei, wenn die Bedingungen perfekt wären, die er nochmals als eine Million gegen einen faulen Apfel proponierte.

„Nicht doch — eine Million wäre denn doch zuviel,“ opponierte Tante Kuti und Theone Tiefenthal, die längst schon den Strickstrumpf vorgezogen hatte, bemerkte lachend: „Na, na, Frau von Diestel-





„Was thue ich mit einer Million — ich bin zufrieden mit dem, was ich habe,“ rief sie im Volkssredner-ton.

camp, so sicher sind Sie Ihrer Sache wohl doch nicht!“

„Wie können Sie das denken!“ flammte Tante Ruki auf, fügte aber in scherzhaftem Ton hinzu: „Man darf doch nur einsetzen, was man wirklich geben kann!“

„Die Sage geht aber, daß Sie ein paar Millionen schwer sind,“ bemerkte Tiefenthal harmlos,

aber da Tante Ruki nicht gern hörte, wenn man die Tiefe ihres Säckels taxierte, den sie gern etwas fest zusammenschnürte, so fiel Kirchwald ein: „So laßt meine Tante doch selbst ihren Einsatz bestimmen!“

„Nun denn — vielleicht zwei faule Äpfel,“ beeilte sich Frau von Diestelcamp nicht ohne Hohn vorzuschlagen, was einen Sturm von Gelächter hervorrief, in das auch Graf Hellberg so herzlich einstimmt, daß Tante Ruki es bereute, durch den Sturm der Gefühle in ihrem Herzen zu solch glänzendem Propos hingerissen worden zu sein, das den wahren Stand ihrer geheuchelten Anteilnahme bloßlegte. Ehe sie noch wußte, wie sie das wieder gutmachen sollte, trat wiederum ihr Gatte vermittelnd ein.

„Laßt uns doch Räthes Vorschlag hören,“ meinte er schmunzelnd und diese erhob sich sogleich mit funkelnden Augen.

„Was thue ich mit einer Million — ich bin zufrieden mit dem, was ich habe,“ rief sie im Volkssredner-ton. „Darum, meine verehrten Damen und Herren, hochgeachtete Anwesende, erkläre ich, daß ich um der Sache willen auch mit zwei faulen Äpfeln zufrieden gewesen wäre, wenn es mir nur um den Triumph der Genugthuung zu thun wäre. Indes erfüllen jetzt heiligere Pflichten meinen Busen, nämlich die Zukunft unseres Sohnes und Erben. Darum schlage ich folgendes vor: Tante Ruki verhielt uns einstens ein splendides Hochzeitsgeschenk unter gewissen Bedingungen, welche Horst leider nahe daran war zu erfüllen, als Tante Ruki durch das Ereignis ihrer eigenen Vermählung besagtes Geschenk wieder zurückzog und durch einen höchst seltenen Papageien ersetzte — einen merkwürdigen Vogel, der das Wort ‚Rhinoceros‘ tadelfrei aussprechen konnte. Da dieses

sonderbare Vieh indes infolge eines Diätfehlers leider das Zeitliche gesegnet hat — er fühlte sich nämlich gezwungen, ein schlangenedernes Portemonnaie mit grünem Futter zu stehlen und aufzufressen samt einem etwas schmutzigen Zwanzigmarkschein darin, der jedenfalls mit Bacillen durchsetzt war — so hat sich in meinem Herzen die Sehnsucht nach dem erstverheißenen Hochzeitsgeschenk wieder geregt. Ich proponiere daher, daß Tante Ruki dieses als Einsatz für unsere Wette bestimmt und im Falle des Verlierens uns für unsern Sohn bedingungslos sogleich überläßt!“

Tante Ruki war während dieser Rede rot und blaß geworden und vermied den Blick ihres Gatten, der indes, ganz auf den Ton Räthes eingehend, lächelnd sagte: „Ich meine, das läßt sich hören. Meine liebe Frau ist ja doch der Meinung, daß sie nichts zu riskieren hat, und wenn ihre bewundernswerte Gewissenhaftigkeit gegen die proponierte Million Einspruch erhob, so hat sie damit ihre Sicherheit noch nicht in Frage stellen wollen.“

Tante Ruki kämpfte noch einen schweren Kampf, dann wandte sie sich wieder an Graf Hellberg mit der süß lächelnden Frage, was er dazu sage.

„Gnädige Frau,“ erwiderte er heiter, „Räthes thätiger Kopf spinnt den lustigen Faden lustig weiter. Da ich indes, was den Ausweg dieser bizarren Wette betrifft, ganz Ihrer Meinung bin und alle Chancen des Gewinnens auf Ihrer Seite mit tödlicher Sicherheit sehe, so denke ich, daß Sie ruhig alle Schätze Golcondas auf Ihre Karte setzen können, ohne auch nur einen Moment der Unruhe über ihren Verlust zu empfinden. Ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß Räthe ihre Kosten an der Wette mit unendlichem Vergnügen entrichten wird — das Exemplar eines faulen Apfels, das Sie erhalten, wird sicher seinesgleichen suchen.“

Diese Rede gab Tante Ruki ihre ganze Sicherheit, ihre ganzen Nerven wieder und fast übermütig erklärte sie sich mit Räthes Vorschlag einverstanden. Unter dem Lachen und Scherzen der andern zog Tiefenthal sein Taschenbuch hervor, riß ein Blatt daraus und schrieb mit Tintenstift folgenden Vertrag darauf:

Zwischen den beiden unterzeichneten Kontrahenten einerseits und dem dito unterzeichneten Zeugen andererseits ist folgende Wette vereinbart worden: Gräfin Räthe Kirchwald wettet, daß Frau von Diestelcamp freiwillig vor ihr auf die Kniee fallen wird, während die letztere darauf wettet, daß das nie und unter keinen Umständen erfolgen kann. Die Dauer für den Bestand der Wette bis zu ihrem Austrage läuft ein Jahr und muß dieser Vertrag dann erneuert werden. Verliert Gräfin Räthe die Wette, dann zahlt sie an Frau von

Diestelcamp einen faulen Apfel, verliert die letztere, so tritt sie an Gräfin Rätke ihre Herrschaft Steinbach mit allem lebenden und toten Inventar, allen Einkünften und Lasten bedingungslos ab.

Die Kontrahenten:

Ratharina Gräfin Kirchwald    Habakufine von Diestelcamp  
geb. Gräfin Hellberg.        geb. Gräfin Kirchwald.

Der Zeuge:

Konrad Freiherr von Tiefenthal.

N. N. am 25. Februar 189 . . .

„Bitte,“ sagte Herr von Diestelcamp lächelnd, als dieser sonderbare Vertrag unter dem Jubel der andern vollzogen war. „Nach dem Gesetz ist die Unterschrift meiner Frau ohne meine Gegenzeichnung ungültig!“

Er nahm daher ruhig das Blatt und den Stift und schrieb darunter: „Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben: Habakuf von Diestelcamp, Hofmarschall Sr. Hoheit des Prinzen Heinrich von Nordland.“ Nun mußte auch Graf Kirchwald seinen Namen daruntersetzen und nachdem das sonderbare Dokument also vollzogen war, reichten die Wettenenden sich die Hände und Tiefenthal schlug durch. Rätke, die über dem Akt natürlich längst ihren Zorn hatte verrauchen lassen, lief um den Tisch, legte der Tante beide Hände auf die Schultern und sagte in ehrlicher, naiver Anerkennung: „Tante Ruki, du hast famoson Schneid bewiesen! Ich hätte gar nicht gedacht, daß du so nett sein kannst, wenn du 'mal willst!“

Frau von Diestelcamp nahm mit säuerlichem Lächeln dieses zweifelhafte Kompliment hin — Kompliment war aber Kompliment für sie und ihre Seele dafür allzeit empfänglich.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie sententiös, „man muß einen Menschen nie nach seinem eigenen Maße messen — über dieses hinaus zu gehen, müssen wir bei Beurteilung anderer bestrebt sein!“

Rätke schnitt hinter dem Rücken der Tante ein Gesicht über diese Herabdrückung ihrer selbst unter das Piedestal ihrer Antipathie, aber um des lieben Friedens willen beehrte sie nicht über die ihr gezogene Linie hinaus — die Grimasse, die sie sich dazu genehmigte, genügte ihrem Selbstgefühl. Frau von Diestelcamp aber wandte sich wieder dem Grafen zu und reichte ihm die Hand.

Mit den Worten: „Bin ich nicht tapfer?“ forderte sie sein Lob heraus. „Und nun: soyons amis, Cinna!“

Graf Hellberg küßte chevaleresk diese Hand, die sich ihm gewissermaßen abtüttelnd bot, und hörte geduldig den lieben langen Abend zu, was ihm Tante Ruki von ihrer philanthropischen Thätigkeit in Nord-

land vorkolste, er ließ eine genaue Beschreibung ihres Mägdeheims über sich ergehen, nach dessen Muster so und so viele Königinnen, Fürstinnen und sonstige Potentatinnen gleiche Anstalten eingerichtet, er mußte ein Exemplar der Statuten entgegennehmen und kaufte sich endlich durch Zeichnung eines Beitrages für den letzten Rest des Abends von seiner über-eifrigen Peinigerin los, die nun, beruhigt darüber, ganz das Herz dieses Kavaliere erobert zu haben und felsenfest in seiner guten Meinung zu stehen, ihr Schlafgemach aufsuchte, wo die Gardinenpredigt des armen Diestelcamp noch gnädig genug ablief und nur die Frivolität beanstandet wurde, mit der der eigene Gatte zum Eingehen einer Wette zugeredet hatte, deren Erfolg zwar auf der Seite seiner Gattin stand, die aber nichtsdestoweniger ihrer Würde zu nahe trat, ganz abgesehen davon, daß diese Wette an sich respektlos, dumm und kindisch zugleich war.

Herr von Diestelcamp aber war noch weiser als sein berühmter, durch Schaden klug gemachter Vorgänger, Herr Raubel. Denn während dieser laut der hinterlassenen Gardinenpredigten seiner unsterblichen Gattin doch stellenweise Einwände machte, schwieg er gänzlich still, froh, daß seine Autorität wenigstens einen unheilbaren Bruch verhütet, und in seiner Seele geheimstem Schrein die zwar schwache, aber doch lebendige Ansicht hegend, daß seiner oft recht gewaltigen bessern Hälfte ein ungünstiger Austrag der „frivolen“ Wette gar nichts schaden und ihr ein ganz heilsamer Denktzettel sein könnte.

Rätke ihrerseits begab sich in übermütiger Laune zur Ruhe.

„Du, Horst, meinte sie, sich mitten in einem sehr kunstreich gepiffenen Musikstück unterbrechend, „wenn wir erst Steinbach wieder haben werden, das wird nicht dumm sein, was?“

„Steinbach?“ wiederholte Kirchwald gähnend. „Ach so, du spielst auf deine verrückte Wette an!“

„Verrückt? Na höre, das ist Lusch!“ rief Rätke empört.

„Wie man nur auf so etwas kommen kann!“ erwiderte Kirchwald lachend. „Solch eine unglaubliche Idee kannst nur du allein haben. Ich wundere mich nur, daß Tante Ruki darauf eingegangen ist!“

„Weil sie Angst vor Papa hatte,“ sagte Rätke, die oft merkwürdig tief und klar sah.

„Möglich,“ gab Graf Kirchwald zu. „Eigentlich aber war's doch die reine Komödie — eine Scene fürs Rasperletheater. Jedenfalls hast du damit die Situation glänzend gerettet!“

„Und Steinbach dazu!“ triumphtierte Rätke.

Graf Kirchwald sah seine Frau starr an.

„Aber Rätke!“ rief er dann lachend, „du thust ja, als ob Tante Ruki die unsinnige Wette wirklich verlieren könnte!“

„Wird sie auch!“ war die vergnügte Antwort. Graf Kirchwald schüttelte mit dem Kopf.

„Du vergißt, scheint mir, daß Tante Kuli freiwillig vor dir auf den Knien liegen muß — rohe Gewalt wäre also ungültig,“ sagte er langsam.

„Weiß ich, wird sie auch,“ tönte es noch vergnügter zurück.

„Na, wenn du dir darüber klar bist —“ meinte Kirchwald achselzuckend.

„Ganz klar, Forst! Gute Nacht!“

„Gute Nacht! Käthe, du brütest doch nicht etwa über einem entsetzlichen Streich? Gib mir dein Wort, daß du keinen Gewaltakt vorhast!“

„Ich brüte nicht, Forst, und gebe dir mein Wort. Aber du weißt, mein kleiner Finger ist ein famoser Prophet, und der sagt mir immerzu: Steinbach! Steinbach! Gott verläßt die Seinen nicht und die Gerechtigkeit siegt immer zuletzt. Gute Nacht!“

„Gute Nacht,“ wiederholte Graf Kirchwald mechanisch, aber noch in seinen Träumen plagte ihn der Gedanke, daß Käthe etwas auf der Pflanne haben mußte. Ihre zahllosen Streiche zogen wild als Alpdrücken an seiner schlummernden Seele vorüber — er sah die Miß eingeschlossen in Käthes Zimmer auf Dellberg; er sah Herrn von Dieftelcamp angeklebt wieder in Käthes Zimmer im Schlosse zu Nordland, er sah, wie sie der Kammerfrau die Bettdecke nächtlicherweile durchs Schlüsselloch vom Leibe zog, sah Tante Kuli in seinem Hause mit einem Erbsenregen überschüttet und hörte Tiefenthal entsetzt aufschreien, als er sich auf eine Sammlung grüner Gurken und stacheliger Möbelbürsten in sein Bett warf. Er sah endlich, wie Käthe die Tante an den Schultern faßte und in die Knie zwang, aber er konnte bei alldem nicht ahnen, daß sie im Einschlafen murmelte: „Gewalt? Ja, wo werde ich denn! Überhaupt weiß ich noch soviel wie nichts, aber da kennt ihr Käthe schlecht, wenn ihr glaubt, daß sie in solchen erhabenen Momenten nicht auf der Höhe der Situation stehen wird. Was sagt der alte Nachtwächter, der Zarathustra? Man soll sich des Menschen Schwäche zu nütze machen? Zwar, Weidenburg weiß nicht genau, ob Zarathustra das wirklich gesagt hat. Aber darauf kommt's ja gar nicht an. Vielleicht giebt Zarathustra mir im Traum einen kleinen Wink.“

Ob der Nickscheische Weise wirklich so freundlich war, das zu thun, werden die folgenden Zeiten lehren — jedenfalls hatte Graf Kirchwald am folgenden Morgen die ganze Sache vergessen und wenn er noch daran dachte — er hatte ja Käthes Wort darauf, daß sie keine Gewalt ausüben wollte!

Wenn in Graf Kirchwalds Seele der schwarze Gedanke aufgedämmert war, daß es Käthe darauf anlegen wollte, Tante Kuli so zu reizen, daß ihr die Zunge derartig durchging, um sie schließlich zu einer fußfälligen Abbitte zu zwingen, so hatte er seiner Frau sichtlich unrecht damit gethan; denn letztere begrüßte Frau von Dieftelcamp am folgenden Morgen in einer Weise, als wäre sie immer nur ein Herz und eine Seele mit ihr gewesen, und da Graf Dellberg zugegen war, so vergalt Tante Kuli den herzlichen Empfang sogar dadurch, daß sie ihr einen Kuß gab. „Das heißt,“ erklärte Käthe später, „sie hat ihre Nasenspitze im Zickzack an meiner Backe abgewegt!“ — Tante Kuli schien diese Manipulation indes durchaus als Kuß aufzufassen und Käthe that, als hätte sie desgleichen gethan nach dem Grundjake:

„A bisserl Lieb und a bisserl Treu,

Und a bisserl Falschheit sind allweil dabei.“ —

„Tante,“ sagte sie heiter, „laß' uns noch einen Kontrakt machen: Ich nehme dich, wie du bist, und du nimmst mich, wie ich bin, und über die Klippen setzen wir, bildlich geredet, im langen Sprunge hinüber. Mit diesem Vorschlag sehe ich zwar für mich den Erfolg unserer Wette aufs Spiel, garantiere dir dafür aber den deinigen. Und nun sag' noch einmal, daß ich kein guter Kerl bin!“

Tante Kuli schloß die Augen halb und runzelte die Stirn, aber sie sah Graf Dellbergs Augen auf sich gerichtet und zwang sich zu einem Lächeln.

„An dem Ausgang der — der sogenannten Wette für mich zweifle ich auf keinen Fall,“ sagte sie, „aber du scheinst es ehrlich zu meinen. Daher sehe ich über den Ausdruck dafür hinweg und werde gleichfalls bemüht sein, dich so zu nehmen, wie du bist!“

„Na, das ist vernünftig,“ meinte Käthe ernsthaft, was Tante Kuli nur einen resignierten Seufzer entlockte ob solch' ausgesprochener Unverbesserlichkeit. Aber abgesehen von diesem kleinen Intermezzo war Käthe heut' doch nicht so in ihrer Umgebung aufgehend wie sonst. Sie, die sonst thätig und rastlos überall und nirgends und immer auf dem „Qui vive?“ war, schien stiller und nachdenklicher, ja sie war stellenweise sogar so tief in Gedanken versunken, daß man ihr oft eine Frage oder Anrede zweimal wiederholen mußte, ehe sie den Sinn erfaßte. Den Verwandten, die sie lange nicht gesehen, fiel dies wieder nicht auf — sie nahmen's für ein Stadium von Besetztheit und für eine Folge ihrer noch so neuen Mutterwürde und meinten, die Gedanken der jungen Frau ganz auf die Kinderstube konzentriert. Nur Tiefenthal vermisse lebhaft Käthes frühere Schlagfertigkeit und als sie ihn dreimal ganz geistesabwesend nach derselben Sache gefragt, da plagte er ungeniert mit seiner Meinung heraus.

„Räthe, du thust ja heute ganz tälsch!“ versicherte er ihr mehr deutlich als höflich. „So trübe timplich warste doch im Leben nicht! Was ist dir denn über die Leber gefahren? An was denkste denn?“

„Ich denke an Zarathustra,“ antwortete Räthe zerstreut.

„An wen?“ fragte Tiefenthal erstaunt. „Wer ist denn das? Ein Pferd? Nee, wart' e Bißel, das ist ja der Kerl, von dem Wendenburg immer quatscht. Du, laß dir 'n guten Rat geben und den' lieber an was anderes — man soll riesig leicht über den ollen Dinkel überschnappen können. Na, ich dachte mindestens, daß du über der ulfigen Wette von gestern simulierst und wie du das alte Keff, die Diestelcampen, auf die Kniee kriegen könntest. Unter uns, Räthe — das würde ich ihr gönnen!“

„Ich ihr auch!“ versicherte Räthe aus vollem Herzen.

„Ich glaub's nicht, daß sie's thut,“ meinte Tiefenthal kopfschüttelnd. „Die alte Diestelcampen, siehste, die ist so von der Sorte, die lieber auf'm Ziegenbock reiten würde, ehe sie sich herabläßt. Ich kenne mich auf die Art aus! Scheint außerdem auch höllisch fest auf ihren Knöpfen zu sitzen, der alte Geizhammel der, und wenn's der an den Kragen ginge, die kniete nicht, schon um bloß nicht rausrücken zu müssen. Wie du die Papiengegeschichte erzähltest, hat sie 'n Gesicht gemacht, wie die Kage, wenn's bligt — nee, es war dir zum Schreien! Na, wie gesagt, die Wette war ein kostbarer Mist, aber leider wird dabei für dich nichts 'raus kommen, denn eh' die vor dir kniet, da müßtst du mindestens schon vorher Kaiserin von China werden!“

Räthe sah den guten Tiefenthal an, als hätte er statt schlechtes Deutsch chineisch gesprochen.

„Waaas?“ stammelte sie.

„Nanu? Geht das Gefrage wieder los? Ich wette, die kleine Krabate hat nicht 'n Sterbenswort gehört, während ich mir's Maul fußlig rede,“ lachte Tiefenthal neckend. „Mädel, ist denn der Popelmann in dich gefahren?“

„Nee, ganz was andres!“ rief Räthe wie elektrifiziert, und dem verblüfften Tiefenthal unversehens um den Hals fallend, gab sie ihm einen höchst verwandtschaftlichen Kuß. „Wetter, Freund und Kupferstecher — du bist die kostbarste Perle und wenn ich

dich in Gold fassen könnte, ich thäte es auf dem Fleck!“

„Dunnerkiel!“ rief der erstaunte Mustergutsherr. „Sie ist wahrhaftig übergeschnappt!“

„Na, Kinder, bei solchen Liebeszenen muß ich doch gefragt werden!“ rief Theone vom Sofa herüber, indem sie mit der Stricknadel drohte. Aber Räthe hatte das Opfer ihrer plötzlichen Zärtlichkeit schon losgelassen und chaffierte im Galopptempo durch das Zimmer, indem sie sang:

„Und wenn du denkst, du bast'n,

Dann springt er aus dem Kasten!“

„Bei dir scheint auch was aus dem Kasten gesprungen zu sein,“ lachte Wendenburg seiner Schwägerin zu.

„Da bilde ich harmloser Europäer mir ein, daß die Ankunft des Kronprinzen von Kirchwald eine enorm gefechte zurückhaltende Dame aus dir gemacht hatte — ja Proste Mahlzeit — mit einem Mal hopst die alte Räthe herum wie in jenen schönen Tagen, da sie mit langem Zopfe und roten Strümpfen im Dellberger Schlosse herumsauste und sich umfah, an wem sie ihr Mütchen kühlen konnte! Räthe, ich fühle mich enttäuscht in dir!“

„Und ich fühle wieder mich selbst!“ rief Räthe mit einem übermütigen Knicks.

„Das heißt, du fühlst Thatendurst in dir,“ meinte Graf Dellberg mit stolzem Blick auf seine „Jüngste,“ die mit bligenden Augen und eingestemten Armen siegreich wie eine Walküre in dem Kreise stand.

„Recht geraten, Papa!“ erwiderte sie.

„Und wenn ich Thatendurst spüre, dann bin ich einfach großartig!“

„Ich verstehe nicht — was ist der Grund dieser lebhaften Demonstration?“ fragte die wieder eintretende Tante Auli achselzuckend.

„Der Grund?“ wiederholte Räthe, sich mit einer Pirouette zu Frau von Diestelcamp wendend. „Eine Gegenfrage, Tante; bist du schon mal auf dem Holzwege gewesen? Ich nehme an, ja! Denn jeder Mensch kennt diesen berühmten Weg, auf dem er gründlich schief gewickelt ist. Na, siehst du, wenn du nun so darauf herum wandelst in der festen Überzeugung, daß du ganz richtig gehst, und es kommt plötzlich ein elektrisches Licht, das dir zeigt, wo du eigentlich bist, nämlich auf dem Holzwege, was thust du da? Du machst, daß du herunter kommst und



„Dunnerkiel!“ rief der erstaunte Mustergutsherr. „Sie ist wahrhaftig übergeschnappt!“



freust dir 'nen Aft, daß du plötzlich im richtigen Fahrwasser bist. Ist dir das klar?"

"Eigentlich nicht," gestand Tante Kuli spitz. "Ganz abgesehen davon, daß es mir unklar ist, wie man sich über einen Aft freuen kann!"

"O — dies sein nur slang!" sagte die Miß, um auch ihren Senf dazuzugeben.

Käthe ließ eine nähere Erklärung auf sich beruhen — aber sie war wie ausgewechselt; sie lachte, schwakte den größten Unsinn, neckte alle Welt und überhäufte den guten Tiefenthal mit Bärtlichkeiten, daß er schon fast grob werden wollte.

"Entweder, du willst mich anpumpen, dann sag's nur gleich, oder ich hab' dir ohne es zu wissen, ein Rittergut geschenkt," behauptete er.

"Du ahnungsvoller Engel, du!" erwiderte Käthe neckend. "Was dein Alter heut' hellsehend ist, Theone! Rein zum Abfließen!" — zu welcher Behauptung Theone zwar den Kopf schüttelte, Tiefenthal aber einen Seitenblick in den Spiegel riskierte, um sich von der Unwiderstehlichkeit seiner Person besser überzeugen zu können.

Das Programm des im Kirchwaldschen Hause versammelten Verwandtenkreises war heute beim Mittagessen dahin geregelt worden, daß die offizielle Taufnachfeier unter Hinzuziehung diverser anderer Gäste am folgenden Tage statthaben sollte. Kirchwalds hohe und höchste Vorgesetzte hatten zugesagt, das Familienfest durch ihre Gegenwart zu verherrlichen und ein paar inoffizielle, aber dafür um so amüsantere Persönlichkeiten waren in den feierlichen Kreis mit eingeschmuggelt worden. Den Tag darauf beabsichtigte Herr von Diestelcamp seine diplomatische Sendung nach der Nachbarresidenz auszuführen und war sein Verweilen dort auf zwei bis drei Tage berechnet. Gleichzeitig mit ihm mußte leider Graf Kirchwald auch in dienstlichen Angelegenheiten verreisen und Käthe sollte während der Zeit ihrer Strohwitwenchaft von ihren Verwandten getröstet werden, die erst nach Zurückkunft der beiden Herren ihre Heimreise antreten wollten. Für den heutigen Abend hatten Kirchwalds eine Einladung zu einem Künstlerfest in den Räumen der Kunstschule erhalten, doch ihrer Gäste wegen abgesagt. Indes bei der Beliebtheit des Kirchwaldschen Paares in den Kreisen der Malerakademie hatte man sich damit nicht begnügt, sondern die Einladung auch auf die Gäste des jungen Paares ausgedehnt, was gern und mit Begeisterung angenommen wurde, da Wendenburgs sowohl wie Tiefenthal's noch nie ein derartiges Fest gesehen. Was Tante Kuli sich darunter in ihrem beschränkten Unterthanenverstande hinter den Palissaden ihrer Vorurteile vorstellte, gab sie leider zum allgemeinen Bedauern nicht zum besten, aber sie wies das Ansinnen, dieses Fest mit ihrer Gegenwart zu

beehren, entsezt von sich und gab nur an, daß ihre Person in den Rahmen „derartiger frivoler Belustigungen“ nicht passe, wodurch sie fast zum Spielverderber für die andern geworden wäre, wenn der allzeit vermittelnde, besänftigende und friedensstiftende Hofmarschall nicht den Vorschlag gemacht hätte, ihn und seine bessere Hälfte „zum Ausruhen“ ohne Sorge daheim zu lassen. Nach einigen schwachen und durchaus nicht ernst gemeinten Protesten wurde der Vorschlag denn auch dankend angenommen und als die ganze Gesellschaft dann abends wohlvermummt zu dem Feste abzog und Diestelcamp's an einem reichbesetzten Theetisch zurückließ, da war es zu spät für Tante Kulis Reue, die sie nur schlecht hinter ihren scheinbar unerschütterlichen Prinzipien verbarg und die sich am folgenden Morgen heftiger nagend einstellte, als sie den Erzählungen der andern von dem reizenden Feste und seinen ebenso glänzenden wie ergöglichen Veranstaltungen lauschte. Und in der That hatten sich Kirchwalds mit ihren Gästen herrlich amüsiert. Die Kunstakademiker hatten die großen Räume mit der nur ihnen eigenen Erfindungsgabe zu einem Zauberpalast umgewandelt, in welchem es mehr zu sehen gab, als man schier an einem Abend erfassen konnte. In der zu einem Tannenwalde verwandelten Vorhalle wurden die Gäste feierlich empfangen und die Damen von tadellos befrachten Künstlern und Akademikern nach oben geleitet zu den in verschiedenen Stilen ausgeschmückten Sälen und Zimmern. In dem Hauptraume verhieß eine kleine Bühne Darstellungen, deren Programm die wunderbarsten Nummern vom Klavier-Orchestervirtuosen bis zum nie dagewesenen Akrobaten aufwies, ein anderer Raum enthielt eine Kunstausstellung von Secessionisten, zu deren Persiflage die größten Künstler, gleichviel ob sie selbst zu den Secessionisten zählten oder nicht, ihren Beitrag geliefert. Eine mitten darin aufgestellte „Malmaschine“ war zu dem Zwecke aufgerichtet, die neue Kunststrichtung in staunenswerter Weise unter Entwicklung enormer Reden und noch enormeren Dampfes zu demonstrieren. Ein Maritäntenkabinett, in welchem sogar das Haar zu sehen war, das Napoleon III. im Kriege 1870/71 gefunden, lockte Staunende ohne Ende an und ein Boudoir im „Zopfstil“ — hergestellt aus vom Bäcker knusperig und appetitlich gebackenen Zopfschnecken, Hörnchen und Brezeln, sollte gar zur Verlosung kommen und den glücklichen Gewinner mit einem Semmelvorrat überschütten, an dem ein ganzes Kadettencorps sich hätte satt essen können. Da fehlten die „Puffs“, gebildet aus enormen süddeutschen sogenannten Dampfknudeln, nicht, der Rahmen eines Trümeau wurde kühn aus Weckzöpfen und Hörnchen gebildet, gebackene Rissen lagen auf dem zierlichen Sofa und zwischen den barocken Rahmen

riesiger Brezeln erschienen kokette kleine Bildchen. Ein furchtbar „echt“ aussehendes Zigeunerlager mit wahrhaftigen alten Hegen und einem Bärenführer, der von gemaltem Schmutz zu starren schien, hatte sich in dem breiten Korridor etabliert; Bänkefänger und sonstig „Fahrendes Volk,“ ja sogar eine Rotte Cowboys machten ihn sonst unsicher — kurz, man mußte nicht, was man zuerst sehen sollte. Den geladenen Damen war aber zur besseren Übersicht je ein cavaliere sorvente attachiert worden und Rätke wandelte vergnüglich dahin am Arme eines Kunstschülers, der sogleich Theones angelegentliche Aufmerksamkeit erregt hatte. Nicht etwa, daß sein Anzug dazu berechtigt hätte — seines schwarzen Fracks mit der Gardenia im Knopfloch hätte sich kein Gesandtschaftsattaché zu schämen brauchen; er trug den Chapeau claqué mit derselben Grazie unterm Arm wie ein Gigerl *comme il faut*, und seine strohgelben Glacehandschuhe wie jeder andere Sterbliche, dennoch aber war man versucht zu fragen wie jene biedere Leipzigerin den Mohr: „Si Herrchese, mei lutestes Herrchen, Sie stum wohl nich von hier?“ — denn sein Kopf, der auf dem kleinen, spärlichen Körper saß, war das Fremdartige an ihm. Die kohlschwarzen Haare waren wohl nach europäischem Muster geschnitten, aber sie hingen seltsam straff herab, seine Gesichtsfarbe war braungelb, seine Backenknochen hoch, die Nase stumpf, die Augenbrauen über den schwarzen, bligenden Auglein von der Nasenwurzel hochgezogen — er gehörte der laulassichen Menschenrasse evident nicht an. In der That war dieser als hochbegabt geltende Kunstakademiker ein Afiate, seine engere Heimat war Japan, sein wohlklingender Name Hei-Tsu-Sing. Wie er zum Studium der Kunst in dieses ferne Land geraten, er-

zählte er in tabellosem Deutsch, das sich nur gern in Superlativen erging, gern jedem, der's wissen wollte; da es aber heutzutage gerade nicht mehr ungewöhnlich ist, daß Afiaten in Europa ihre Kulturbedürfnisse befriedigen, so können wir getrost darüber zur Tagesordnung übergehen — uns genügt, daß Herr Hei-Tsu-Sing zu den glühendsten Verehrern Rätkes gehörte und vermöge seiner originellen Grandezza, seines Talentes und seiner guten Manieren ein gern gesehener Gast im Kirchwaldschen Hause war. „Dieses Fest wäre ohne Sonne gewesen, wenn Sie gefehlt hätten, allergnädigste Frau Gräfin,“ versicherte er Rätke schon beim Empfang ganz harmlos vor allen, und da Rätke ebenso harmlos und fremd jeder Koketterie war, wie ihr unbezopfter Verehrer, so nahm sie's auch ebenso hin, wenn sie auch lachend meinte:

„Gut gebrüllt, Löwe! Sie sind schuld, wenn ich das nun für Ernst nehme!“

„Als ob ich es anders gemeint hätte!“ war die eifrige Gegenrede. „Sie wissen, herrlichste Frau Gräfin, daß ich, wir alle hier, zu Ihren Füßen liegen und für Sie durchs Feuer gehen würde!“

„Das ist reizend — so viel würde ich aber gar nicht verlangen,“ erklärte Rätke ganz bei der Sache.

„So sagen Sie, was Sie verlangen zum Beweise meiner — unserer — Ergebenheit und es soll geschehen!“

Rätke sah sich um — sie war längst von den Zuhrgen durch den Menschenstrom getrennt, der durch die Räume wogte, aber sie that das nicht aus Schüchternheit oder gar Furcht vor ihrem Cavalier — im Gegenteil, ein befriedigtes Lächeln huschte über ihr schönes, junges Gesicht und sie begann dem Japaner etwas zu erzählen, wozu sie die Stimme dämpfte, weshalb wir auch kein Recht haben, das Gesagte wieder zu erzählen, sonst hätte sie ja wohl laut gesprochen. Indes spiegelte sich doch manches davon in Hei-Tsu-Sings gelber Physiognomie ab: erst der Ausdruck eines Menschen, der nicht recht begreift, dann dämmerndes Verständnis, zuletzt völliges Begreifen, das in einem breiten, aber doch nicht unschönen Lächeln gipfelte, weil es viel Intelligenz, Sinn für Humor und jugendlichen Übermut verriet, welch' letzterer ja gottlob in allen Völkern sich als ganz entwicklungsfähig erwiesen hat. Zwar darf nicht verschwiegen werden, daß Herr Hei-Tsu-Sing auch mit dem Kopfe schüttelte, aber aus seinen schwarzen Auglein blitzte es doch sehr lustig dabei, während Rätkes blaue Augen förmlich zu sprühen schienen. Es währte auch gar nicht lange, so stand sie, ihr Cavalier



In der That war dieser als hochbegabt geltende Kunstakademiker ein Afiate, seine engere Heimat war Japan.



und der Bärenführer samt seinem Bären in scheinbar höchst animiertem Gespräch zusammen, wobei der Bär mit inbegriffen ist, da er aus seinem Rachen heraus in ganz verständlichem Deutsch versichern konnte, es sei „niederträchtig heiß in dem blödsinnigen Felle.“ Nach einer Weile ergänzte der Japaner den Kreis noch durch ein herbeigeholtes, fürchterlich verwahrloft aussehendes Zigeunerweib mit Bassstimme und schließlich wurde noch ein smart aussehender Herr im tadellosen Smoking herangerufen. Wendenburgs, die zufällig des Weges kamen, blieben starr vor Staunen vor dieser Gruppe stehen, die höchst grotesk aussah: Rätke in eleganter weißer Abendtoilette, die beiden chic aussehenden Gentleman im Verein mit dem schmutzigen Bärenführer, dem mit den Vordertagen herumfuchtelnden Bären und endlich mit dem unglaublich „echt“ aussehenden Zigeunerweibe, das war ein Anblick, vor dem man schon Halt machen konnte. Der das Wendenburgsche Paar begleitende Professor beruhigte seine Gäste aber, indem er ihnen zuflüsterte, daß hinter den Masken der beiden Proletarier und hinter dem Felle der wilden Bestie ganz gesittete Jünger Apelles' steckten und der Herr im Smoking sei der Chefredakteur einer höchst angesehenen politischen Zeitung allhier. Trotz der Verschiedenheit der Gewandung sah das Sertett in der Korridorecke indes ganz d'accord aus, ja mißtrauischen Menschen hätte es sogar scheinen können, als ob sich zwischen ihnen unter dem Deckmantel einer lustigen Masquerade eine Verschwörung entwickelte, so eifrig steckten sie die Köpfe zusammen. Wendenburg gab diesem Gedanken auch lächelnd Worte, und der Professor meinte heiter, so ganz unmöglich wäre das nicht, denn wenn ein lustiger Streich ausgeführt würde, dann dürfte man den Herd sicher bei den vier Kunstschülern vermuten, die in der Erfindung dergleichen ihren Meister suchten.

„Gott bewahre uns, wenn auch Rätke werktätig in diesen Kreis tritt,“ meinte Wendenburg. „Denn wenn meine Schwägerin verwandte Seelen findet, dann hebt sie die Welt aus ihren Achsen und löscht die Sterne mit einem Blasebalg aus.“

„Nun, meine vier Schüler dort wären ganz geeignet, ihr zu helfen,“ war die tröstliche Erwiderung, „und das um so mehr, als Gräfin Kirchwald es verstanden hat, sich unsere Akademiker durch ihr fröhliches und reizendes Eingehen auf all ihre Schwänke zu Sklaven zu machen, die ihr durch Dick und Dünn folgen würden.“

„Das glaub' ich gern,“ sagte Frau von Wendenburg mit einem Seufzer. „Aber die Gegenwart dieses politischen Chefredakteurs beruhigt mich einigermaßen über ein zu planendes Komplott. Er sieht mit seinem Vollbart und seinen Brillengläsern ganz onkelhaft aus, patriarchalisch fast!“

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, denn er ist mein Bruder,“ sagte der Professor, sichtlich belustigt. „Hoffentlich schade ich ihm nicht, wenn ich verrate, daß er den patriarchalischen Onkel gern auf der Redaktion zurückläßt und es außerhalb derselben versteht, jung mit der Jugend zu sein.“

Über dem vielen Schauen, Hören und Genießen vergaßen Wendenburgs bald die groteske Gruppe, die sich um Rätke gebildet hatte, und Mitternacht war längst vorüber, als man sich endlich verabschiedete und unter der chevaleresken Hilfe lebenswürdiger Maler unten in der Vorhalle in die Abendmäntel schlüpfte zur Heimfahrt. Im letzten Moment fanden sich dazu auch noch der Chefredakteur im Smoking und der Japaner ein, die beflissen Rätkes Spizentuch, das sie sich um den Kopf schlang, herumrissen, und Frau von Wendenburg, welche der kleinen Scene lächelnd zusah, hörte dabei, wie Hei-Tsu-Sing mit strahlendem Gesichte sagte: „Allerherrlichste Frau Gräfin, die Sache ist im vollen Schwunge, der Stab ist gebildet. Um militärisch zu sprechen: die Generalidee ist ausgearbeitet und findet bei allen große Begeisterung, während die Specialidee noch einer Beratung bedarf. Sie ahnen aber nicht, welcher Lungengymnastik es bedurft hat, diesen tintenschwarzen Doktor hier zu überzeugen.“

„Ja, so wie Hei-Tsu-Sing es wollte, ging's auch wirklich nicht,“ sagte der Chefredakteur. „Denn sehen Sie, gnädige Gräfin, meine Zeitung ist doch kein Altblatt, und wenn mir's auch nicht so schwer fallen würde, meine Abonnenten 'mal zu nasführen, so fürchte ich, könnten es die Abonnenten doch übelnehmen und falsch auffassen.“

„Na, und?“ fragte Rätke gespannt.

„Man muß es eben anders anfassen,“ war die lächelnde Antwort.

„Damit ist aber nicht geholfen,“ meinte Rätke.

„Nein und ich gestehe auch, daß mein philiströser, europäischer Dickkopf nicht recht wußte, wie er es thuen sollte. Aber Hei-Tsu-Sings leichtdenkendes, erfinderisches asiatisches Gehirn hat für mich gearbeitet — kurz, er hat die Idee gehabt und ich leihe ihr die Werkzeuge. Sie sollen zufrieden mit uns sein. Ehe Sie vierundzwanzig Stunden älter sind, meine Gnädige, werden Sie die Beweise davon haben!“

„Sie sind ein reizender Mensch und Herr Hei-Tsu-Sing ist einfach ein Engel!“ rief Rätke begeistert.

„Aber einer, den sich nur ein Ultra-Realist als Modell dafür nehmen würde,“ entgegnete Hei-Tsu-Sing lachend mit der ihm eignen lebenswürdigen Selbstkritik.

„Na ich danke,“ sagte der Chefredakteur heiter. „Ich sehe Sie schon auf dem Titelblatte der ‚Jugend‘ in gekringelten Wolken mit grünen Flügeln über

einer Sonnenblume schweben. Möglich ist es auf alle Fälle!"

Als man dann nach Hause fuhr, war Frau von Wendenburg merkwürdig still.

"Bist du sehr müde, Lieb?" fragte ihr Gatte über die schlafenden Tiefenthals herüber.

"Auch das," gestand Frau Fee, "aber," fügte sie gepreßt hinzu, "ich dachte eigentlich an Rätke. Sie führt wieder etwas im Schilde, und zwar hat sie sich diesmal Verbündete genommen."

"Nun, das hat etwas Beruhigendes," meinte Wendenburg heiter. "Mir bangt nur vor dem, was Rätke allein ausführt — unter Verbündeten aber findet sich immer ein Kopf, der besonnener ist als die andern."

Übrigens geht's uns nichts an — Kirchwald hat die Kosten zu tragen und trägt sie anscheinend ganz getrost."

Und damit gab sich Frau Fee auch zufrieden.

Der folgende Festtag verlief harmonisch und glänzend dazu. Ehe die fremden Gäste zum Dinner erschienen, erhielt Rätke einen dicken Stadtpostbrief, den sie für eine Rechnung erklärte, gelassen in die Tasche steckte und sich damit bald unter einem Vorwande entfernte.

Wir dürfen auch nicht verschweigen, daß sie sich zur Lektüre dieser "Rechnung" in ihr Zimmer einschloß, indes mußte die Höhe der Summe sie sehr erleichtert haben, denn als sie nach einer Weile wieder erschien, strahlte sie förmlich vor Übermut und Heiterkeit, welche frohe Laune auch bei ihr für den Rest des Tages zum größten Vorteil ihrer Gäste anhielt. Daß man sich immer herrlich bei Kirchwalds amüsierte, war längst eine bekannte und ausgemachte Sache, aber das heutige Fest übertraf darin alle seine Vorgänger und es war schon spät, als die letzten Gäste sich endlich verabschiedeten.

Am nächsten Morgen reisten Herr von Diestelcamp und Graf Kirchwald verabredetermaßen gleichzeitig ab und etwas später nahm Rätke mit ihrem Vater und Tante Ruki allein Platz am Frühstückstisch.

Wendenburgs und Tiefenthals wollten in etwa einer Stunde eintreffen zu einem gemeinsamen Besuch der Museen und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt, woran sich ein Mittagbrot bei Bekannten anschließen sollte. Da Tante Ruki diesen aber fremd war, so hatte sie ein "Mitbringen" ihrer selbst für unstatthaft und ihrer Würde nicht entsprechend mit gewohnter Steifheit abgelehnt und Rätke hatte es für ganz selbstredend erklärt, Tante Ruki nicht verlassen zu wollen, und Gegeneinwände nicht gelten lassen, wie es sich für sie als Hausfrau natürlich schickte und gebührte.

Als sie sich nun mit ihrem Vater und Frau von Diestelcamp zum Frühstück setzte, erschien der Diener mit der neuesten Lokalzeitung. Rätke ließ ihn damit aber nicht bis zum Tisch kommen, sondern sprang auf und lief ihm entgegen, nahm ihm die Zeitung ab und trat damit an einen Seitentisch und niemand bemerkte es, wie sie dort das Blatt unter ein großes Buch schob und unter demselben ein anderes hervorzog, mit welchem sie wieder an den Frühstückstisch trat.

"Hier ist die neueste Zeitung, Papa," sagte sie, Graf Hellberg das Blatt reichend, "und nun

lies uns vor, was sich seit gestern Neues in der Welt zugetragen hat."

Graf Hellberg setzte sich den Kniefer auf und da er ein sehr gewissenhafter Zeitungsleser war, so vergewisserte er sich erst des Datums und begann dann beim Leitartikel.

"Die Engländer im Sudan," las er den Titel desselben ab, aber Rätke erhob abwehrend die Hände.

"Um Gottes willen, Papa, verschone uns mit Dr. Müllers politischer Weisheit," rief sie lachend. "Er ist zwar mein Freund und auch sonst ein riesig netter Mensch, aber wenn er Leitartikel schreibt, ist er einfach gräßlich. Bitte, trag' uns zuerst wenigstens das Lokale und die Tepeschen vor!"

"Die Leitartikel, liebes Kind, sind aber der bil-



So währte auch gar nicht lange, so fand sie, ihr Kavaliere und der Varenführer samt seinem Varen in scheinbar höchst animiertem Gespräch zusammen.



„Na, das ist doch nichts Interessantes!“ fiel Rätke mit einem Seitenblick auf Tante Kuti ein.

dennde Teil der Zeitungen,“ warf Tante Kuti mit sanftem Tadel ein.

„Wenn sie nur nicht so sträflich langweilig wären,“ sagte Rätke treuherzig.

Graf Hellberg schlug lächelnd das erste Blatt um.

„Aha, etwas Fettgedrucktes,“ rief er. „Hört: Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die Kaiserin von Japan, eine sehr einsichtsvolle, gebildete und reformfreundliche Dame, im strengsten Inognito seit einigen Wochen Europa bereist, um sich mit den Wohlthätigkeitsanstalten der europäischen Kulturstaaten bekannt zu machen, da die hohe Frau beabsichtigt, in ihrem Reiche ähnliche Institute zu errichten. Namentlich sind es die Kleinkinderbewahranstalten, Mägdeheime und dergleichen, welchen sie ihre besondere Aufmerksamkeit widmet und sich darüber Vortrag von den einschlägigen Vorständen halten läßt —“

„Na, das ist doch nichts Interessantes!“ fiel Rätke mit einem Seitenblick auf Tante Kuti ein.

„Doch,“ nickte diese sehr bestimmt. „Es ist vom höchsten, menschlichen Interesse zu erfahren, wie unsere philanthropischen Bemühungen sich Bahn brechen in andern, unkultivierten Weltteilen.“

„— halten läßt,“ fuhr Graf Hellberg in seiner Vorlesung fort. „Wie man uns aus Paris schreibt, wird die Kaiserin auf ihrem Wege von dort nach Wien auch unsere Stadt berühren und sich daselbst, einem noch unverbürgten Gerücht zufolge, kurze Zeit aufhalten. (Siehe auch die Telegraphischen Nachrichten.) — Wo stehen die Telegramme? hm — folgende Seite. Aha — richtig: „Die Kaiserin von Japan trifft im strengsten Inognito heute Nacht in K. ein. (Anmerkung der Redaktion: Wie wir

hören, sind für die Kaiserin und deren Gefolge Zimmer im Hotel „Kronprinz“ bestellt.)“

„Meinetwegen!“ sagte Rätke gähnend. „Man bekommt sie ja doch nicht zu sehen!“

„O,“ meinte Tante Kuti nachdenklich, „wenn sie nach Nordland gekommen wäre — — aber freilich, es ist nur eine kleine Residenz und die Kaiserin weicht wohl von der großen Route nicht ab.“

„Ja, es ist ja wahr — du hättest dann dein Mägdeheim präsentieren können!“ rief Rätke mit einem Blick auf ihren Vater, dessen Kopf schleunigst hinter der Zeitung verschwand — er hatte sichtlich genug von Tante Kutis Mägdeheim. „Das ist aber wirklich schade,“ fuhr Rätke bedauernd fort, „es wäre doch ein Triumph für

dich gewesen, dein Institut — denn es ist doch das deinige, da du es begründet hast und an der Spitze der Verwaltung stehst — also dein Institut als Muster für ein ähnliches, im fernen Asien einzuführendes hinstellen zu können. Und vielleicht gar auch unter dem Namen „Sabakufinenstift!““

„Ja, das wäre in der That eine Gelegenheit gewesen,“ meinte Tante Kuti mit niedergeschlagenen Augen. „Nicht um meinen Ruhm in ferne Weltteile zu tragen — es sei ferne von mir, das zu wollen — sondern um der Sache willen.“

„hm! Die Mägdefrage soll in Japan noch höllisch im argen liegen,“ bestätigte Rätke mit einem Gesichte, als wären die japanischen Kulturzustände der Gegenstand ihres täglichen Studiums.

„Wie interessant! Wer sagte dir das?“ fragte Tante Kuti lebhaft.

„Ach, ich hab's irgendwo 'mal in einer Zeitung gelesen,“ erwiderte Rätke. „Schauderhaft werden die Mägde dort behandelt und wenn sie ausge dient haben, einfach auf die Straße geworfen!“

„Empörend!“ rief Tante Kuti. „Man sollte gegen solche Zustände rücksichtslos von uns aus einschreiten!“

„Das sollte man wirklich!“ ereiferte sich Rätke mit merkwürdiger Energie. „Tante, das wäre etwas für dich! Du müßtest ein Komitee bilden zu einer Gesellschaft zur Einführung von Mägdeheimen in Japan! Das wäre etwas für dich!“

„In der That — ich weiß nicht — man müßte der Sache wirklich näher treten,“ erwiderte Frau von Diestelcamp nachdenklich. „Jedenfalls freue ich mich von Herzen, diesen Eifer bei dir zu entdecken, liebe Nichte — ich hatte, offen gestanden, solche ernsthafte Regungen gar nicht in dir vermutet.“

Räthe ging mit einer großartigen Handbewegung über diese persönliche Bemerkung hinweg.

„Man möchte heulen, wenn man an die malträtierten japanischen Mägde denkt,“ fuhr sie mit schöner Begeisterung fort. „Denke nur, Tante, die armen Wesen einfach auf die Straße zu werfen, wenn sie nicht mehr schaffen können. Mit einem Fußtritt obendrein! O Tante, dagegen mußt du was thun! Freilich, leichter wäre es ja geworden, wenn du der Kaiserin dein Institut selbst hättest zeigen können, aber — na, da falle doch gleich der Mond wie'n Plumpsack herunter! Ich habe eine Idee, Tante, eine Idee —“

Räthe sprang mit blitzenden Augen auf, warf ihre Theetasse um und fiel ihrer erstaunten Verwandten um den Hals.

„Ich muß dir einen Ruß geben!“ rief sie stürmisch. „Weißt du, was mir eingefallen ist? Na, rate 'mal!“

„Aber wie kann ich wissen —“

„Natürlich, gar nicht konntest wissen,“ jubelte Räthe. „Auf so was kann ein vernünftiger Mensch auch gar nicht kommen! Merkst du das Kompliment,

Tante? Na, da höre 'mal zu: Da die Kaiserin von Japan doch 'mal hier ist und du zufällig oder vielmehr absichtlich auch, da ist doch die Sache so einfach, daß sie einfacher gar nicht sein kann, so einfach ist die Sache! Du gehst zu der Kaiserin hin und sprichst mit ihr, sehest ihr die Geschichte auseinander — basta!“

„Aber liebe Räthe —“ brachte Tante Ruti endlich hervor.

„Da ist gar nichts zu ‚abern‘ dabei,“ behauptete Räthe in vollstem Eifer. „Natürlich, ich kenne ja die Hofregeln und weiß sehr gut, daß du dich nicht bloß vom Zimmerkellner bei der Kaiserin anmelden lassen kannst. Aber schriftlich kannst du's. Bitteft kalt lächelnd um eine Audienz, erklärst, wer du bist und was du thust — Mägdeheim 2c. 2c. 2c. und die Geschichte ist im Gange und kommt zum Klappen. Und schließlich: mehr wie ‚neer‘ sagen kann die Kaiserin doch auch nicht; wir sind hier in Europa und Kopfabschlagen und Bauchaufschlagen giebt's hier nicht. Na, was sagste nu dazu?“

(Schluß folgt.)

## Hagelschlag.

Von Theo Seelmann.

Rechtbruch verboten.

Die gefürchtetste Begleiterscheinung der heißen Jahreszeit, der Hagelschlag, hat uns zum Glück in diesem Sommer seine verderbenbringende Macht noch nicht fühlen lassen. Wer kennt sie nicht, die aschgraue, ins Gelbliche spielende Hagelwolke, die sich mit ihren zerrissenen Rändern scharf von den dunkeln Gewitterwolken abhebt und meist noch vor dem ersten Regenschauer plötzlich ihre prasselnden Geschosse herabsendet. Der Hagelschlag ist da!

Unter den zahlreichen Theorien, die über die Entstehung des Hagels aufgestellt worden sind, hat sich neuerdings diejenige allgemeine Anerkennung zu verschaffen gewußt, welche von Dufour, Vogel und Klein vertreten wird. Die Voraussetzung dieser Erklärungsweise ist die, daß vor dem Ausbruche eines Hagelwetters überkaltete Wasserdämpfe in der Luft vorhanden sind. Was dieses Vorhandensein von überkaltem Wasserdampf zu bedeuten hat, lehrt ein Experiment mit überkaltetem Wasser. Man kann nämlich luftfreies Wasser, wenn es vor einer Erschütterung geschützt wird, durch künstliche Kältemischungen bis auf 10° Kälte überkalten, ohne daß es gefriert. Sowie aber dieses Wasser erschüttert

wird, erstarrt sofort ein Teil von ihm zu Eis, während gleichzeitig die Temperatur der ganzen Masse auf Null Grad steigt. Es ist nun die Annahme gerechtfertigt, daß sich unter gewissen Umständen der Wasserdampf, aus dem die Wolken gebildet werden, ebenso verhält wie das Wasser, daß also auch er unter dem Nullgrad erkalten kann, ohne daß Eisbildung eintritt.

Bei dieser Voraussetzung tritt zunächst die Frage auf, ob wirklich schon überkaltete Wasserdampfschichten in der Natur beobachtet worden sind. Das ist denn in der That der Fall. Im Jahre 1845 fiel, wie Müller berichtet, im Januar, nachdem das Thermometer einige Tage über dem Gefrierpunkt gestanden hatte, ein Regen, der den Boden mit einer Eiskruste überzog. Mit der Glätteisbildung hatte diese Erscheinung nichts zu thun. Die Vorbedingung für die Entstehung von Glätteis ist bekanntlich die, daß der Boden unter dem Gefrierpunkt abgekühlt ist. Fällt dann auf ihn aus den wärmeren Luftschichten Regen, so muß er zu Eis erstarren. Bei der erwähnten Beobachtung lag aber die Temperatur des Bodens über dem Nullgrad.



Wenn trotzdem Eisbildung eintrat, so konnte die Gefrierung nur darauf zurückgeführt werden, daß der Regen aus überkaltetem Wasser bestand, das sich in dem Augenblick, wo die Wasserteilchen durch das Aufschlagen auf den Boden eine heftige Erschütterung erfuhren, in Eis verwandelte. Für diese Erklärung spricht außerdem die Thatsache, daß sich Regenschirme, die vorher in einem warmen Zimmer aufbewahrt wurden, nach kurzer Zeit im Regen mit einer eine halbe Linie starken Eiskruste überzogen.

Sodann ist das Vorhandensein von überkaltetem Wasserdampf in der Luft unmittelbar auf der Ballonfahrt beobachtet worden, die Barral und Birio im Jahre 1850 an einem Julitag unternahmen. Bald nach dem Aufstieg traten die Luftschiffer in einen leichten Nebel ein. Als sie eine Höhe von 6000 Pariser Fuß erreicht hatten, hatten sie eine Wollenschicht unter sich, die ihnen den Anblick von Paris entzog. Das Thermometer wies 9° C. Wärme auf. Bei einer Höhe von 11 250 Fuß zeigte das Thermometer 0,5° C. Wärme. Jetzt traten die Forscher in eine Kältereion. Als sie in eine Höhe von 15 360 Fuß gelangt waren, zeigte das Thermometer 7° C. Kälte an, während sie sich gleichzeitig in einer Wollenschicht befanden, durch die die Erde vollständig unsichtbar wurde. Die Luftschiffer stiegen nun in dieser Wolke höher und höher und erreichten endlich bei einer Temperatur von 15° C. Kälte in einer Höhe von 18 990 Fuß eine Region, wo die Wolke in einen dünneren Nebel überging, der das Sonnenbild durchschimmern ließ. Hier waren sie von Eiskrystallchen umgeben. Die Forscher hatten demnach eine 7000 Fuß starke Wollenschicht passiert, deren Temperatur weit unter den Gefrierpunkt hinabging und deren Wasserdampf insolge dessen stark überkaltet sein mußte, ohne daß Eisbildung eintrat.

An dem Vorhandensein von überkaltetem Wasserdampf in der Luft ist also nicht zu zweifeln. Der überkaltete Wasserdampf wird sich wie das Wasser bei dem erwähnten Experiment so lange in seinem gasförmigen Zustand erhalten, als er in Ruhe verharrt, also keine Erschütterung auf ihn einwirkt. Geschieht dieses Letztere, so wandeln sich die Dunstbläschen in Eis um, die nun herabstürzen, bei ihrem Durchgang durch die unteren Luftschichten sich durch den Anstoß anderer gefrierender Wasserteilchen vergrößern und schließlich als Hagel auf der Erde anlangen. Die Erschütterung geht aus von kalten Luftströmen, die in die überkaltete Wolke einbrechen.

Mit der entwickelten Theorie stehen auch die übrigen Erscheinungen im Einklang, die ein Hagelwetter zu begleiten pflegen. Gewöhnlich herrscht vor dem Hagelschlag Westwind oder Südwind, der

dann durch einen plötzlich auftretenden Nordwind verdrängt wird. Überall, wo dieser Nordwind auf die überkaltete Wollenschicht auftrifft, verwandelt er die Dunstbläschen in Eis, der als Hagel herabfällt. Ist der Vorrat an überkalteten Dunstbläschen erschöpft, so hört die Eisbildung und damit an der entsprechenden Stelle der Erdoberfläche der Hagelschlag auf. Auf der anderen Seite schreitet auch in dem Maße, als der kalte Luftstrom in die Wolke eindringt, von Punkt zu Punkt die Eisbildung fort. Es erklärt sich hierdurch die kurze Dauer des Hagelwetters auf der Erdoberfläche, sein schnelles Vorrücken und seine strichweise Verbreitung.

Endlich erhält die Theorie ihre Bestätigung durch den Aufbau der Hagelkörner. Spaltet man ein Hagelkorn mit einem scharfen Messer, so zeigt sich in seiner Mitte ein durchsichtiger weißer Kern, der, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, aus kleinen Eiskrystallen und eingeschlossenen Luftbläschen zusammengesetzt erscheint. Rings um diesen Kern legen sich abwechselnd durchsichtige glasige und undurchsichtige weiße Schichten wie die Schalen einer Zwiebel. Es geht daraus hervor, daß das Hagelkorn bei seinem Heruntergleiten durch die Luft immer neue gefrierende Schichten um sich lagert, die es mehr und mehr vergrößern.

Zuweilen erreichen die Hagelkörner eine erstaunliche Größe. Nach Galley sammelte man am 29. April 1697 in Flintshire Hagelkörner, welche 120—130 Gramm wogen, und am 4. Mai desselben Jahres maß Taylor in Stratsfordshire Körner, welche einen Umfang von 30 cm. besaßen. Montignot und Treffan sammelten zu Toul am 11. Juli 1753 Hagelkörner von unregelmäßiger Form mit einem Durchmesser von 8 cm. Muschenbroeck beobachtete im Jahre 1736 zu Utrecht einen Hagelfall, bei welchem fast jedes Korn die Größe eines Taubeneies besaß; zusammengefrorene Stücke erreichten die Größe eines Hühneriees. Munkel sammelte im Jahre 1811 in Hannover Hagelkörner von 120 Gramm, Möggerrath am 7. Mai 1822 solche, die 190 Gramm wogen. Während eines Hagelwetters, welches am 12. August 1832 an den Ufern des Rheins große Verwüstungen anrichtete, fielen nach Voget zu Randerath bei Geilenkirchen Körner von 120—240 Gramm, ja, man behauptete sogar, solche von 500 Gramm Gewicht gefunden zu haben. In Konstantinopel endlich fielen während eines Hagelwetters am 5. Oktober 1831 faustgroße Stücke; einzelne davon wogen eine halbe Stunde nach dem Fall noch 500 Gramm.

Ebenso sind die Hagelmengen, die niedergehen, mitunter kolossal. Am 7. Mai 1865 kam es zu einem Hagelwetter im Departement du Nord bei den Orten Wendhuile und Châtelet. Die Hagelmenge war so groß, daß durch sie der Abfluß des



Figure 1. A large, dark, irregularly shaped object, possibly a rock or a piece of wood, resting on a light-colored, textured surface.



Wassers auf der Erde aufgehalten wurde. Infolge des fortwährenden Wachsens dieses Hindernisses nahm das Regenwasser bald die Form einer rollenden Woge an, die mit einer Höhe von mindestens zwei Meter einer Lawine gleich dahinstürzte. Ein kleiner Vorgraben des Kanals Saint-Quentin enthielt eine solche Menge von Wasser und Hagel, daß die Flut die hohen Ufer überstieg. Am Morgen des anderen Tages stellte man fest, daß sich der Hagelniederschlag bei einer durchschnittlichen Breite von 20 m auf eine Länge von 462 m erstreckt hatte. Die Höhe der Hagelschicht überschritt an manchen Punkten 5 m, so daß die auf die Erde gefallene Eismasse einen Rauminhalt von 40 000 cbm hatte. Stromabwärts von der Bend'huile-Brücke breiten sich die Wiesen von Ofsee aus. Diese waren auf 2 km Länge und 200 m Breite von mehr als 600 000 cbm Hagelkörnern bedeckt, die sechs Tage nach dem Hagelfall noch nicht verschwunden waren. Sind die Hagelstriche für gewöhnlich kurz, so erreichen sie doch auch ausnahmsweise eine gewaltige Ausdehnung. Am 13. August 1832 durchzog ein Hagelsturm Holland, überschritt die Maas und wanderte dann das ganze Rheinthale hinauf, wo er alle Ernten zerstörte. Noch größer war die Ausdehnung eines Hagelwetters am 13. Juli 1738, das Frankreich und Holland durchzog. Dem Ausbruch ging eine auffallende Verfinsterung des Tageslichtes voraus. Das Hagelwetter pflanzte sich mit einer Ge-

schwindigkeit von 66 km in der Stunde in zwei parallelen Streifen fort, die von Südwest nach Nordost gerichtet waren. Der östliche, schmälere Streifen erreichte als größte Breite drei Meilen und als geringste Breite fast eine Meile; der westliche, breitere Streifen maß an seiner breitesten Stelle ebenfalls drei Meilen, an seiner schmalsten Stelle aber doch zwei Meilen. Ein im Durchschnitt über drei Meilen breiter Streifen, auf welchem nur Regen fiel, trennte die Hagelbahnen voneinander. Die Mittellinie des östlichen Streifens ging ungefähr von Amboise nach Mecheln, diejenige des westlichen Streifens von der Mündung des Sudre in die Loire nach Gent. Auf der ganzen bis über 100 Meilen langen Strecke zeigte das Hagelwetter keine Unterbrechung. Der Hagelschlag dauerte nur sieben bis acht Minuten. Es fielen Hagelstücke von rundlicher und zackiger Form, deren Höchstgewicht etwa 250 g betrug. In Frankreich wurden hierbei 1039 Feldmarken verwüstet. Man stellte den durch das Wetter angerichteten Schaden behördlich auf 24 690 000 Francs fest.

Gegen den Blitz schützt uns der Blitzableiter, gegen den Hagel aber hat die Wissenschaft noch kein Schuttmittel gefunden. Wir stehen daher noch heute auf dem Standpunkt, der durch den bäuerlichen Notruf des Mittelalters gekennzeichnet wird:

Der Hagelwoll' und Hagelschlag  
Behüt mich Gott!  
Ich nichts vermag.

## Der Oybin.

Von Rudolf von Gottschall.

Mit Illustrationen nach Lichtdrucken von Johannes Beyer in Zittau.

Nachdruck verboten.

Im Sachsenlande giebt es keinen in landschaftlicher und historischer Hinsicht berühmteren Berg als den Oybin in dem Zittauer Gebirge: wetteifern könnte mit ihm hierin im benachbarten Schlesien der Rynast, jener umwalbete Vorberg des Riesengebirges mit der sagenreichen Burg der Runigunde, von welcher der Blick das herrliche Hirschberger Thal beherrscht. Doch wenn auch diese Burgtrümmer weit umfassender sind und besser erhalten als diejenigen des Oybin, so hat der letztere doch etwas vor seinem schlesischen Rivalen voraus: neben den Räumen einer Burg finden sich auf seinem Gipfel auch diejenigen eines Klosters, welche in architektonischem und malerischem Reiz sich mit denjenigen von Paulinzelle in Thüringen messen können und dies weltliche und geistliche Doppelgestalt läßt die Phn-

siognomie des sächsischen Burgberges doppelt interessant erscheinen.

Wenn man von der Fabrik- und Gartenstadt Zittau mit ihren hochragenden Kirchtürmen und Fabrikessen, schönen Villen und einzelnen imposanten Bauten den Bergen zufährt, die in der Nähe und Ferne das Landschaftsbild umrahmen, so dauert's geraume Zeit, ehe man aus den Gärtnereien, die von allen Seiten die Stadt umkränzen, ins Freie kommt; denn die Bahn nach dem Oybin scheint sich von Zittau nicht trennen zu können; sie umfährt die Stadt und bei der ersten Haltestelle sind wir noch in ihrem Bereich. Dann nähern wir uns den Bergen, allerdings nicht mit Eilzugsschnelle, sondern mit der Behaglichkeit einer Sekundärbahn, welche nicht vornehm an manchem traulichen Landschaftsbild vor-

[illegible][illegible][illegible]

100













# Der kleine Barthel.

Von El-Correi.

Nachdruck verboten.

Es hatte stark gewittert. Die nasseschweren Dünste stauten sich massig vor den Bergen, die breitrückig das Thal umschlossen. Schwer atmeten die Tannen; die ganze Waldesnatur schwigte in dem dampfenden Dunste, der sich allmählich löste, um der geklärten Luft Raum zu geben.

In Felsen flog der schwüle Hauch davon, flatterte über die erquickten Wiesen hin und zerriß in vernichtete Atome.

Und die Berge waren wieder klar, die Bewaldung schimmerte in den sattesten Schattierungen des Grüns — vom sammetenen Blaugrün bis zum zarten Farbton des Ginsters, der nackte Schroffen bespann.

Starker Tannenduft erfüllte die Lüste, sich mischend mit dem Geruch erdiger Nässe, der von der Fahrstraße, welche zum Dorfe führte, emporstieg.

Und der kleine Barthel, der — als es zu regnen aufgehört — flugs die heimatlliche Hütte verlassen hatte, ließ sich von der frischen, feuchten Luft durch und durch baden, während seine nackten Füße in den Chausseepfützen patzten, daß die lehmigen Tropfen gegen sein zerlumptes Höslein spritzten.

Da — es war eine Lust, in den schlüpfrigen Lachen umher zu spazieren. Er spreizte alle zehn Zehen und versuchte dabei zu pfeifen . . . Allein, die Purpurlippen spigten sich vergebens; nur ein hohles Blasen entfloß dem kleinen Munde.

Mit eins aber ward Barthels Aufmerksamkeit abgelenkt, sowohl von den Pfützen, als auch von der Kunstübung.

Er reckte den runden, braunbehaarten Kopf in die Höhe und lauschte.

Sein gebräuntes Bubengesichtchen bekam plötzlich einen altklugen Ausdruck. Die scharf gestrichenen Brauen zogen sich wie in banger Sorge zusammen.

Er hörte einen Wagen kommen.

Nicht lange wahrte es, da bog auch das Gefährt um den Berg, der Barthels Welt begrenzte. Aber den hinaus war Barthel noch nie gekommen.

Von zwei dampfenden glatten Füßsen gezogen, kam der Wagen heran, nicht eben schnell, da der Boden aufgeweicht und schlecht zu befahren war.

Es war ein schmucker Vandauer, darin reiche Leute, die sich der Berglandschaft und der herrlichen Luft erfreuten.

Barthel stellte sich jetzt am Wegrand auf und wischte die schmutzigen Häufchen an dem blauen,

zersehten, schlüßigen Leinenhöschen ab, das nebst einem kurzärmeligen Hemde von unbestimmter Farbe seine ganze Kleidung ausmachte. Es war ein strammes, festgebautes Kerlchen, und wie er jetzt am Wege stand, die braune Haut seines dürftig belleideten Körpers von dem warmen Lichte der durchbrechenden Sonne vergoldet, glich er einer Bronzestatue von entzückender Schönheit.

Er ahnte es nicht, wie er auch nichts wußte von seiner bitteren Armut. Er fühlte sich nicht klein vor den Leuten, die er jetzt erwartete; ein tapferer Jäger auf der Pirsch fühlte er sich.

Erwartungsvoll klopfte sein kleines Herz.

Der Wagen kam näher. Die Räder arbeiteten sich mühsam weiter, und die Insassen lachten fröhlich, wenn's rechts und links in die Furchen ging, daß man schier aufeinander fiel.

Die Pferde schnoben und der Kutscher fluchte dem Wege und endlich auch dem Barthel, der jetzt vorsprang, als wolle er unter die Räder. Aber er streckte nur den Wageninsassen eins seiner lehmigen Händchen entgegen und lief neben dem Wagen her, leichtfüßig wie ein Neger. Dabei hielt er immer den Arm emporgestreckt, die Hand geöffnet, und seine großen schwarzen Augen lohten in brennender Bitte zu den Menschen empor.

Man staunte erst den Knaben an, wie eine unverhoffte Naturschönheit —

Der Kutscher indessen fluchte: „Bettlerpack!“ und schlug mit der Peitsche nach Barthel, als sei er ein giftiges Insekt.

Barthel lief jedoch weiter mit dem Wagen, seine Hand sank nicht, nur der Blick der flammenden Augen wurde beschwörender, die kleine Stirn faltete sich noch mehr.

Endlich hatte eine alte Dame das Portemonnai aus ihrem Stricksack gekramt und endlich fiel etwas in die kleine, braune, schmutzige Bettlerhand.

Und aufatmend blieb Barthel stehen.

Der Wagen fuhr durchs Dorf und der Kutscher blies ins Horn, daß es von den Bergen wiederhallte.

Barthel lauschte den Tönen, dabei sein aufstrahlendes Bronze Gesichtchen den Bergen zulehrend. Als es wieder still geworden, trat er aber springend und laufend die Heimweg an, der holprigen Dorfstraße hinauf. Der unzähligen Kinder, die überall hockten, spielten und lärmten, nicht achtend, strebte er seinem Ziele zu, einem armseligen Fachwerk, über dessen

zwei kleinen geflickten Fenstern schon gleich das Dach wie eine vermittelte Mütze niederhing. Eine schlotterige Thür — einst grün angestrichen — verschloß in ihrer traurigen Mißfarbigkeit den Eingang, gab aber bei jedem Ruck ergeben nach — gleich einem vom Elend geschwächten Menschen — und gestattete den Eintritt in das Innere der Hütte.

Barthel hatte der armen Thür einen Stoß versetzt und stürzte hinein.

Links war das Gemach der Familie, von den zwei Fenstern erhellt, vor denen eine Bank und ein Holztisch standen. Im Hintergrund reiheten sich dürftige Lagerstätten, anzusehen wie Barackenlager. Gestelle trugen Strohsäcke, mit elenden Tüchern bedeckt.

Mit der Miene eines stolzen Prinzen blickte Barthel in dem Raum umher.

Sie — die er suchte — die Mutter war nicht da.

Nur die Schwester, ein kümmerliches Ding von acht Jahren, schob einen knatternden, aus aller Façon geratene Kinderwagen in der Stube umher; und in des Wagens überriechenden Rissen quarrten die Kleinsten, die Zwillinge.

Jetzt wendete sich Barthel rechts zum Stall, der von ein und demselben Dache mit der menschlichen Wohnung gedeckt wurde. Und hier fand er die Mutter.

Sie saß zusammengekauert bei der Ziege und melkte die, beschienen von dem fahlen bißchen Licht, das durch eine kleine spinnwebenvergitterte Luke oberhalb der bröckeligen Decke fiel.

Zwei Kaninchen raschelten in der mageren, unfauberen Streu und kamen jetzt schnuppernd an Barthels Beine heran.

„Mutter — da!“ sagte der soeben und drückte der Mutter seine Beute in die Hand.

„Gebettelt —?“

Scharfe Fallenaugen richteten sich in dem Halbdunkel des dumpfigen, engen Stalles auf den Buben.

„Naa Mutter! Geschenk hab ich's kriegt! Leut in'n Wagen —! Ich hab net gebettelt!“

Die Frau zog stumm ihren kleinen Fleheimer unter der geduldigen Ziege hervor und verließ den Stall. Das Gefäß auf das Bänkchen hinter der Thür stellend, besah sie das Geldstück im hereinfallenden Tageslicht.

Zwanzig Pfennige!

Sie mußte unwillkürlich lachen, und es sah traurig aus, da sie lachte. Das vergräunte, gelbe Gesicht verzog sich wie in verzweifltem Schmerze, und dann entquollen den Augen ein paar Thränen, anzusehen wie die letzten abgequälten Tropfen einer schon ausgepreßten Frucht.

— Zwanzig Pfennige!

Und in wenigen Stunden mußte sie fünfzig Mark bereit haben, oder sie lag mit ihren Kindern auf der Straße . . .

Fünfzig Mark —! Woher? Wer gab ihr, einer armen Witfrau, der Witwe des schlimmsten Säufers im Dorfe, fünfzig Mark? Wer half ihr? Niemand!

Wer erbarmte sich ihrer Not?

Nur Schelte hatte man für sie. Klagte sie, so kamen Vorwürfe. Was sie die Kinder zu behalten habe? Warum sie die Kinder nicht ins Waisenhaus thue? — Aber, lieber Gott, die Kleinsten konnte sie nicht hergeben, die waren noch zu jung. Die Anna mußte die Kleinsten warten, wenn sie — die Mutter — auf Taglohn ausging! Und der Barthel —

Die Frau biß die Zähne aufeinander und lauschte nach dem Stalle hin.

Barthel sprach mit den Kaninchen, neckend und lieblosend.

Der Barthel —: ihre Freude, ihr Trost, ihre Hoffnung!

Und gerade auf den hatte es die mißgünstige, selbstische Menschheit abgesehen. Mehr wie fünf Bauersleute des Dorfes wollten ihn zu sich nehmen und sich einen Knecht an ihm erziehen. Und der Kronenwirt gar, der wollte ihn als Kind annehmen.

Der Kronenwirt —! Ihr schauderte immer, wenn sie an ihn dachte, an den bösen Geist ihrer Jugend, den Feind ihrer Tugend!

Jetzt freilich, jetzt sah er sie nicht mehr an, dafür aber ihren Buben, ihren kleinen Barthel . . .

Sie stemmte die Ellbogen gegen den Thürpfosten und legte den Kopf in die Hand, in der Linken noch die Midel haltend.

Zwanzig Pfennige —! Und in kurzer Zeit holte der Jude fünfzig Mark oder er vertrieb sie aus der Hütte, von ihrem Stückchen Land. Und dann nahm man ihr die Kinder, und sie selbst kam ins Gemeindehaus.

Mit eins aber raffte sie sich auf.

Ihr kam eine Hoffnung.

Sie mußte da ein paar alte Leute in der Mühle hinter dem Berge — reiche alte Leute, die der Kirche jüngst zwei Leuchter aus reinem Silber geschenkt —! Die halfen ihr vielleicht!

Sich aufredend strich sie über die pechschwarzen, straffen Scheitel, ihre Augen funkelten. Versuchen — versuchen wollte sie auch das — das letzte. Zu fremden Leuten wollte sie gehen, die der Kirche Leuchter schenkten. Es war auch ein frommes Werk, eine arme Witfrau und Mutter vor der Verzweiflung zu schützen.

Barthel sollte sie begleiten.

Sie streckte energisch die Hand nach der Stallthür aus — im nämlichen Augenblick aber fühlte sie, daß sie sich einer falschen Hoffnung hingab.

Allein, sie hörte nicht auf ihr Gefühl. Etwas mußte sie noch versuchen. Und wollte ihr Gott noch helfen, so sollte er auch Gelegenheit dazu haben. Er

konnte ihr doch die fünfzig Mark nicht durch den Schornstein in die Schürze werfen.

So riß sie die Stallthür auf.

Barthel wälzte sich in der Streu. Einß der Kaninchen lag ihm am Halse, und das streichelte er. Das andre saß zwischen Barthels Beinen und knusperte emsig an einem Kohlstrunk. Die Ziege rieb die Hörner gegen die leere Kausc.

„Barthel, thust jetzt mitgeh in die Mühl!“ sagte die Mutter im Dialekt der hessischen Lande. „Thu dich wasch!“

„Mehl holen, Mutter?“

„Mehl un noch ebbes!“

Bald wanderten die zwei auf der Chaussee dahin.

Barthel — noch immer sein Kaninchen, von dem er sich nicht trennen gewollt, auf dem Arm — mußte im Trab neben der Mutter herlaufen, denn die machte große Schritte und ihre dünnen, verwaschenen Röcke schlugen ihr um die Kniee.

Aber das Haar hatte sie ein graues Tuch geknüpft; auf ihrem mageren, früh gealterten Gesicht brannten rote Fieberflecke. Und ihre flache Brust, die eng in die geflickte Waudruckjacke eingeknüpft war, leuchtete in hastigen Atemzügen.

Und still und gleichgültig schauten die Berge herüber, ihre runden Schultern im Äther badend. Die Sonne aber ließ es höhnisch wie flüssiges Gold aufleuchten in den nassen Fußspuren derer, die — tiefe Schatten auf die blumige Halde werfend — über den aufgeweichten Erdboden dahineilten.

Da umschritten sie den Berg, der Barthels Welt bisher begrenzte.

Und gleich dahinter, in einer bunt blühenden sonnigen Mulde klapperte die Mühle, vom Bergfluß getrieben. Das große braune Rad drehte sich rauschend, funkelndes Wasser spritzte lustig umher. Über den Zaun, der ein sauberes Gärtlein einhegte, lachten Sonnenblumen, mit großen schwarzen Augen, und rotblühende Geranienstöcke füllten die Sprossenbretter vor den Fenstern des Wohnhäuschens, das, alt aber gut im Stande, dahockte, wie eine reiche dicke Großmutter.

„Dort wollst betteln!“ stieg's in Barthels Mutter empor. Und „betteln“ klang's ihr in den Ohren.

Sie lüftete das Kopftuch; die Schläfen klopften allzu arg. — Der Fuß aber zögerte. Ihr war, als wachse eine Mauer vor ihr empor, die sie fernabhielt von dem Hause der Müllersleute, fernab von der Schande des Bettelns.

Aber sie wollte ja nicht betteln. Sie wollte ja das Darlehn abarbeiten.

Nun jedoch ging's ihr durch den Kopf, womit sie alsdann die Kinder ernähren wollte, wenn die Müllersleute ihr den Lohn anrechneten? Was ihr

die Gemeinde für die Halbwaisen gab, schückte ja nicht eins der Kinder vor dem Verhungern.

Man wollte sie eben zwingen, die Kinder herzugeben. — Gott selbst forderte wohl dieses Opfer von ihr.

Aber der Kronenwirt bekam den Barthel nicht — der Schurke den Barthel —? Nein!

Sie riß den Buben an sich, der dem Karnidel frisch ausgetautes Gras vorhielt.

Jetzt lachte er zur Mutter auf, die ganze Pracht seines kleinen Gebisses zeigend. „Das schmeckt dem!“

„Hast dann selber Hunger, Bubche?“

Er nickte, als verstehe sich das doch von selbst, und griff nach der Mutter Tasche. „Hast ebb's?“

Sie griff in die Tasche und holte ein blaues Sacktuch und die zwanzig Pfennige hervor.

„Für's Mehl, he?“ Und er blickte klug nach der Mühle, über die sich die Sonne breitete, wie wenn sie dieselbe besonders innig liebe.

Die Frau sah sich um — sie suchte ein Plätzchen, um nieder zu sitzen. Ihr war so wirt im Kopf. Was wollte, was sollte sie denn nur den Müllersleuten sagen? Und war es menschenmöglich, daß die ihre Not begriffen und nicht auch mit Ratschlägen kamen, die ihr die Kinder aus den Armen rissen —?

Auf einer Grabenhecke hockend grübelte sie in sich hinein, und jedes Vertrauen, jede Hoffnung wich von ihr. Sie gedachte der Bittgänge, die sie bereits gemacht — zum Schulzen, zum Rantor, zum Pfarrer, zum Krämer — zuletzt noch einmal zu ihrem Gläubiger selbst, dem Juden; auf den Knien hatte sie den um Schonung angefleht — —. Alles vergebens!

Fünfzig Mark retteten sie und die Kinder, denn die Anna würde sterben, der Barthel aber — —

Und da warf sie die hageren, gebräunten Arme um den Buben und raunte ihm zu: „Barthel — willst dem — dem Kronenwirt sein Bub oder dem — reichen Hofbauer sein Knecht werde?“

Er sah sie groß an — „Ich bleib als bei dich!“ erwiderte er ernst und setzte ihr das weiße Kaninchen in den Schoß. —

Das Mühlrad rauschte; die Sonnenblumen lachten.

Da nahm die Frau von neuem den Knaben an die Hand und schritt mit dem Mute der Verzweifelten auf die Mühle zu. Ohne Zaudern — wie von gewaltigen Händen geschoben — ging sie ins Haus.

Die Thür zur reinlichen, sonnigen Stube stand offen. Am Sekretär saß der Müller und drehte knitterige Papiere zwischen den ungefügen, mehligten Fingern.

Auf der anderen Seite des schön rot gepflasterten Flurs stand die Küchentür offen. Eine kleine, magere Frau würgte sich da mit einem Futtertrog ab, der ihr zu schwer war und den sie wohl in den Stall schaffen wollte.

Unwillkürlich, um sich flink zu zeigen, sprang Barthels Mutter zu. „Ob sie helfen könne.“

„Was eins kann, braucht's kää zwei!“ kam die Antwort. Und den Trog gegen einen Vorsprung des großen, verräucherten Hängedachherdes stützend, fragte die Müllerin: „Was wollt Ihr dann?“

Der andern waren die Arme am Leib niedergesunken. Ihre angstvollen Augen ruhten forschend auf dem Weibe, das trotz seiner mageren Persönlichkeit eine so brutale Stellung einnehmen konnte. Dann wandte sie den Kopf zur Stube hin und sagte, sie wolle mit dem Müller ein Wort reden.

„Der Bub Guer? Das is der, wo so bettele thut auf der Fahrstraf! Hab ihn beobacht', wo ich drauß auf unserem Land bin gewesen — Schee Früchtche dees!“

„Bettele thut der net!“ widersprach die Mutter mit zitternder Stimme. „Schenke thun ihm die Leut ebbes — Müllerin!“

„Soll ich ihm ebber aa was schenke? Da geht zum Müller enei! Der schenkt Euch ebbes!“ und sie stolperte mit ihrem vollen Trog davon, zur Hintertür hinaus.

Vor Scham und Zorn bebend stand Barthels Mutter. Was die Müllerin gesagt, war Hohn gewesen.

„Da steht Ihr ja noch!“ Die Müllerin war wieder da.

Nun drehte sich Barthels Mutter um und ging zum Müller hinüber — fast ohne Bewußtsein, mechanisch, dumpf.

Verängstigt drängte sich Barthel an sie an. Als sie jedoch vor dem Müller zu reden anhub, sah er erstaunt zu ihr auf und lauschte atemlos.

Er verstand freilich nur halb, was da gesprochen wurde. Es handelte sich um Geld und um den Juden, den er — der Barthel — einmal gesehen, einen dicken, schweigenden, krummbeinigen Mann, mit einem knotigen Stod.

Und die Mutter redete weiter, was er nicht verstand, denn sie erzählte von all den Leidensgängen, die sie schon gemacht, um sich zu retten. Sie gab all die Antworten wieder, die man ihr schon gegeben, um den Müller zu verhindern, sie mit ähnlichen Bemerkungen abzuspeisen. Sie sprach ohne Pause in der beschwörenden Art, wie ein Verzweifelter zu Gott betet — und ihre thränenschweren Augen hingen an dem Müller, der breitbeinig auf seinem Lederstuhl saß, das fahle Gesicht mit den Hängedackeln in die klobige Rechte gestützt, die blauen Blinzelaugen in einem Gemisch von Langerweile und Neugier auf die Frau geheftet.

Die Hände in den Seiten stand die Müllerin dabei — und sie nahm auch zuerst das Wort, als die Fremde schwieg.

„Dees sein mir Anschlag!“ rief sie aus. „Schon e Plag für die Gemeind, will sie lehne geh —!“

Der Müller begann zu lachen, daß ihm der Leib wackelte. „Naa, lieb Frau! Geld zum Auslehne hawe wir net. Zum Auslehne an so arm Böllche!“

„Da — da steht mir Bürg für den Jud!“ flehte die Bedrängte, den Oberleib vorbeugend. „Daß er mir noch Frist giebt, gute Leut!“

Der Müller zog die weiß bestaubten Brauen hoch. „Ja — des is so e Sach — Ich steh ewe schon in Unnerhandlung mit dem Jsaak Sperling — wege Euerm Grundstückche —!“

„Ihr — Ihr wollt es?“ stotterte die Frau und trat taumelnd einen Schritt zurück.

„Dees stimmt!“

Und die Müllerin setzte hinzu: „Da thut Ihr wohl einseh, daß mer sich da net selbst die Sach hintertreime möcht!“

Barthel, der hoch aufhorchte, wurde von seiner Mutter jetzt aus der Stube gerissen. Vor Schreck ließ er beinahe das Kaninchen fallen, packte es jetzt aber um so fester und hielt sich treu an der Mutter Seite, die stumm hinauslief — und davonlief, daß ihre dünnen, verwaschenen Röcke um ihre Kniee schlugen.

Sie liefen auf der aufgeweichten Chaussee heimwärts, umstrahlt und geleitet von dem Scheine der Sonne, die als rotgoldener Riesenpunkt über den azurblauen Bergen funkelte.

Je näher sie aber dem Dorfe kamen, desto mehr nahm die Hast von Barthels Mutter ab.

Mit leeren Händen kam sie ja . . .

Nun bekam Barthel Atem, um die Mutter zu fragen, was der Müller gemeint und was die Müllerin. Und was eigentlich die Mutter gesagt. Er fragte, bis die Mutter ihm zehnmal erklärt, daß sie fünfzig Mark brauche — fünfzig Mark.

Und zuletzt sprach sie es immerfort vor sich hin, wie eine Irrsinnige —: „Fuffzig Mark! Fuffzig Mark!“ —

Barthel marschierte dazu; gleichwohl lag auf seinem braunen, von der Sonne zauberisch vergoldeten Bubengesichtchen der Ausdruck ahnungsvollsten Ernstes.

So kamen sie heim.

Barthel trug das Kaninchen in den dunstigen Stall und begehrte von der Mutter ein Stück Brot. Sie gab es ihm und den Rest ihres Ziegenquarts dazu, dann warf sie sich auf ihren Strohsack und versank in dumpfe Resignation.

Sie hoffte, ja sie dachte nichts mehr.

In dem Korbwagen atmeten die schlafenden Zwillinge; die blasser, stille Anna saß krummrückig über ihre zerfetzte Bibel gebeugt. Sie lernte so schwer.

14



Barthel saß auf der Schwelle der Stallthür und verzehrte sein Quarkbrot. Und immer hörte er noch vor den Ohren das Murmeln der Mutter: „Fuffzig Mark — Fuffzig Mark!“

Als er die letzte Krume seiner Mahlzeit verzehret hatte, legte er die Finger ab und stand auf.

Er fühlte sich satt und versuchte zu pfeifen.

Und jetzt kam auch ein Ton — ein richtiger Pfeifton! Vor Freude schoß ihm das Blut warm ins Gesicht.

Er wiederholte den Ton — und als es gelang, kam ihm ein Gedanke —.

Er hatte nämlich einen Freund, einen Maler, der in dem Gasthof zur Krone wohnte und die Umgebung malte. Auch den Barthel hatte er einmal gemalt und dafür einen Thaler geschenkt. Dieser Maler wußte auch um Barthels Sehnen, pfeifen zu können, und hatte zu dem Knaben gesagt, er solle zu ihm kommen und ihm vorpfeifen, wenn er's könne.

Daran erinnerte sich jetzt Barthel und beschloß, sich sogleich zu produzieren.

Im Nu huschte er aus der Hütte und wie ein Wirbelwind durch die von Kindern, Gänsen und Hühnern belebte Gasse — hinein in die Krone.

Dort saß der Jude, im kühlen, dämmerigen Hausflur und trank Apfelwein. Der Wirt stand dabei, übers ganze rote Gesicht lachend, so daß sich der fuchelige Schnauzbart sträubte.

Die Männer sahen den Barthel nicht. Der schlüpfte die hölzerne Stiege hinauf und stand dann pochenden Herzens vor einer Thür still.

Er hörte, der Maler war zu Hause und sang, wie er immer sang, wenn er allein war.

„Rei Mutterl mag mi net,  
Un ein' Schatz han i net,  
Was thu i do?“

wurde drinnen gebrummt.

Barthel klinkte mutig die Thür auf und stand dann strahlenden Auges innen im Thürrahmen.

„Ge, ich kann peife!“

Inmitten des dürftig möblierten Raumes, dessen Fenster allerdings eine wunderbare Aussicht auf das Gebirge bot, lag auf einem Klappstuhl müßig der Maler Firl. Seine satirische Physiognomie harmonisierte mit dem dürftigen Körper, der etwas Unproportioniertes, Zwerghaftes hatte. Die Arme waren sehr lang, die Hände groß, die Schultern schmal, die Beine kurz.

„Was du sagst!“ antwortete er jetzt dem Buben, den von gelbblonden, starren Haaren bewaldeten Kopf hehend. „Und wie geht's sonst, du Stromer?“

„Gut!“ nickte Barthel, „un ich kann peife!“

„Los damit! Ich höre!“

Barthel spigte die Lippen, aber es ging nicht sogleich. Allein dann — dann gelang's. Und stolz pffte er wie eine kleine Lokomotive.

„Sehr schön!“ lobte der Maler. „Damit hast du dir einen Groschen verdient!“ Er holte aus der Westentasche einen Groschen und reichte ihn dem kleinen Buben, dessen wilde Schönheit und malerische Berumptheit in dem von der Kultur immerhin beleckten Raume besonders ins Auge fiel.

Ernsthaft schaute Barthel das Geldstück an — und hob dann die schimmernden Schwarzaugen zu dem Maler empor.

„Sein dees fuffzig Mark?“

„Da fehlt noch etwas dran!“ lachte Firl, den Buben in die pralle Backe kneisend.

„Du, ich peif' dir noch emol! Giebst mir das wo fehlt dann noch —?“

„Das wäre ein vorteilhafter Handel! Was willst du denn mit fünfzig Mark machen, Bub?“

„Mutter braucht sie ewe! hat sie gesagt!“

„Zu wem hat sie das gesagt?“

„Vor den Müller hat sie's gesagt. Ein Judd kommt und holt das Geld, un have wir's net, dann — dann nehmt er uns unsere Hütt un die Karnickelcher alle beid — du ... Geb mir fuffzig Mark, ich peif dir aa noch — du!“ und er sagte dringlich die bleiche, lange Hand des Malers.

Dem wurde es eigen zu Mute.

Die Notlage von Barthels Mutter war ihm nicht unbekannt. Vorhin, als er unten in der Wirtschaft gewespert, hatte der Jude Jsaak Sperling davon erzählt, daß er heute das kleine Besitztum der Witwe lassiere, wenn sie ihm die schulbigen Zinsen nicht geben könne.

Er — Firl — hatte das mit angehört und auch des kleinen Barthel gedacht; aber zu helfen, das war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Und nun trat der kleine Strolch selbst vor ihn hin und forderte ihn unverfroren auf, mit unbeholfenen Worten und mit dem berebten Blick seiner unvergleichlichen Augen.

Unter dem Flehblick dieser lohenden Kinderaugen wurde einem ganz heiß ... Firl richtete sich in seinem Stuhl auf und erfaßte die Hände des Knaben.

„Sag' mal Barthel, hat deine Mutter dich zu mir geschickt?“

„Naa!“

„Was macht denn deine Mutter?“

„Mutter sagt immer, fuffzig Mark! fuffzig Mark! un immerfort, fuffzig Mark! ... Geb sie mir doch — du!“

Firls blaßes Gesicht rötete sich immer mehr. Plötzlich schob er den Buben von sich und sagte: „Geh' heim! Sage deiner Mutter, ich käme nachher und brächte fünfzig Mark. — Geh hin!“

Barthel nickte, ohne erstaunt zu sein. Er hatte gewußt, er erreichte seine Sache. Und unverzüglich lief er heim.

Firl verließ seinen Klappstuhl und begann wieder sein Reiblied zu brummen:

„Mei Mutter! mag mi net,  
Und ein' Schatz han i net,  
Was thu i do?“

Ja, was that er hier auf Erden? Er, der einsame Mensch, der ohne Familie, ohne Freunde durch die Welt streifte, den Vergügen entlang, wie eine Eidechse. In der großen Welt fühlte er sich nicht wohl. Er verstand das Komödien spielen nicht, und die Leute in der großen Welt waren ja alles Komödianten, und wer am schlechtesten spielte, stand auf der geringsten Gage.

Freilich, oft fühlte man seine Einsamkeit und Nutzlosigkeit... Und rief ein kleiner Bettler um Hilfe, ging's einem warm durch die Seele.

Und Firl griff in seine Schatulle und holte einen Fünfundmarkschein heraus, setzte den Strohhut auf und verließ sein Zimmer.

Unten saß noch Isaal Sperling beim Apfelwein, und der Wirt saß jetzt auch auf der Bank, das Schnapsglas vor sich.

„So mal' ich euch, ihr Rabenviecher!“ dachte Firl, und flog, mit den langen Armen schlenkernd, die Flurstufen hinab auf die Dorfstraße...

Als er Barthels Heim betrat, fand er die Frau

an der Stallthür lehnen. Sie stierte ihn mit glühenden Augen an.

Barthel stand neben ihr, kam jetzt aber zu Firl heran und sagte: „Sie glaubt's mir net! Sie meint, ich sei ein Narr, meint sie!“

Firl durchschauerte es. Seine Künstlerseele war ergriffen von dem Bilde des verzweiferten Glends, das die verstörte Frau bot.

„Liebe Frau,“ sagte er endlich, „Barthel hat mir von Eurer Lage erzählt und — ich will Euch gern beistehen!“

„Beistehen!“ murmelte die Frau; ihre Finger zuckten, als wollten sie nach etwas greifen. „Abarbeiten — Herr Firl — ich werd's abarbeiten!“

„Ich male den Barthel noch einmal!“ und ihr den Geldschein in die Hand gebend: „Habt acht, es sind fünfzig Mark! — Da kommt schon der Jude!“

Dem Kommenden Platz im Flur zu machen, trat er wieder hinaus auf die Gasse und entfernte sich, mit den langen Armen schlenkernd.

„Siehst Mutter, ich bin kein Narr net!“ lachte Barthel, „Un ich hab net gebettelt, Mutter — gesagt hab ich nur, daß er's dir gewer sollt... Gebettelt hab ich net, Mutter —! Un — Mutter — ich kann peife!“

## Unsere neu erworbenen Südsee-Inseln und ihre Bewohner.

Von Wilhelm Stof.

Mit Illustrationen nach Photographien und Original-Zeichnungen von E. Schön.

Nachdruck verboten.

Von der Durchstechung des Isthmus von Panama war eine ähnliche Umwälzung im Weltverkehr zu erwarten, wie sie die Vollenbung des Kanals von Suez zur Folge hatte. Insbesondere hatten die zwischen drei Weltteilen gelegenen Südsee-Inseln Aussicht, wichtige Stützpunkte für Handel und Marine zu werden. Eine weitstichtige Politik mußte deshalb beizeiten darauf ausgehen, sich einiger dieser Stützpunkte zu versichern. Briten, Franzosen, Spanier und Holländer hatten sich des größten Teiles von Ozeanien bereits bemächtigt. Deutschland begann erst in den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts, sich an der Aufteilung des Restes der Südsee-Inseln zu beteiligen. Der erste Versuch hierzu, die beabsichtigte Erwerbung der Samoa-Inseln durch das Deutsche Reich im Jahre 1882, scheiterte an der kurzschichtigen Opposition der deutschen Volksvertretung. Im Jahre 1885 erst wurde ein Teil von Neuguinea, der heutige Bismarck-

Archipel und die Marshall-Inseln, im Jahre darauf die nordwestlichen Salomonen und einige Jahre später Namodo deutsches Schutzgebiet. Als Deutschland im Jahre 1885 auch von den Karolinen Besitz ergreifen wollte, machten die Spanier ältere Ansprüche an diesem Archipel geltend. Ein Schiedsspruch des Papstes erkannte diese Ansprüche als berechtigt an. Diese Inseln, deren Besitzergreifung damals einen Krieg zwischen Deutschland und Spanien anzufachen drohte, hat die deutsche Regierung jetzt durch friedlichen Vertrag erworben, ja mit ihnen sogar die Marianen und Palau-Inseln, den letzten Rest spanischen Besitztums in der Südsee.

Die Marianen wurden als die ersten aller Südsee-Inseln von Magalhães entdeckt. Im Jahre 1521 segelte er zwischen den beiden südlichsten Inseln dieser Gruppe hindurch, die er Ladronen, Diebesinseln, benannte. Während der Folgezeit verließen ihnen die Spanier, die sie auf ihren Fahrten nach den Phi-













tümlicher, zwar nur noch bei den unkultivierten Stämmen herrschender, die ursprüngliche Wildheit des gesellschaftlichen Zustandes aber verratender Gebrauch ist das formale Recht eines präsumtiven Nachfolgers, den zu lange herrschenden oder sonst unbeliebt gewordenen Häuptling aus dem Wege zu schaffen.

So ursprünglich uns die Zustände auf den Inseln auch erscheinen, so haben doch auch diese schon ihr Altertum. Auf mehreren Inseln werden die Besucher durch das Vorhandensein gewaltiger, uralter Steinbauten überrascht. Die bekanntesten sind die auf Ponape, „Die Ruinen von Nanmatal“, wo sie, in Vierecken aufgeführt, einen Raum von über 40 Hektar bedecken. Nach Kubary dienten sie einstmaligen Wohnungen, die über das Wasser hinausragten, als Fundament. Ein anderer Basalthausen, der aus Blöcken von fast 4000 kg Gewicht aufgebaut ist, war die Gruft eines Häuptlings, in der man Menschenknochen, Steinärzte und Schmucksachen gefunden hat. Mit welchen Mitteln die Insulaner Blöcke von so ungeheuerem Gewicht zehn Meter hoch zu heben vermochten, ist uns unerklärlich. Jedenfalls haben wir künftig von der „Archäologie unserer Südpazifischen Inseln“ noch manche interessante Aufklärung zu erwarten.

Der gegenwärtigen Bevölkerung ist der Sinn für diese Baudenkmale vollständig verloren gegangen. Zur Zeit ist der Handel ihnen lieber, als die Arbeit. Im lebhaften Tauschhandel wechseln sie gegen Eisen, Werkzeuge, Spirituosen und Zeugnisse ihre Naturprodukte aus.

Bezeichnend für den Handelsinn der Mikronesier ist es, daß sie die einzigen Südpazifischen Insulaner sind, die Geld kennen. Es besteht aus den Palau-Inseln nach Kubary aus kleinen Stücken von gebrannter Erde und natürlichem Glase, die zu regelmäßigen Figuren geschliffen sind. Sie haben das Aussehen wie Produkte einer fremden, geschmackvollen und ausgebildeten Arbeit. Die Stücke sind meistens durchbohrt und können auf einen Faden gezogen werden. Dreierlei Arten treten auf, ausgebrannte Erden, Emailen und natürliches Glas. Die erste Art ist rot und gelb und geschliffen. Ein einziges Stück davon hat einen Wert von 15 000 Mk. und könnte nur als Kriegsbeute gewonnen werden. Die zweite Art hat Stücke von 75—150 Mk. Wert, die zur Bezahlung von Kanoes und Häusern dienen. Die dritte Art besteht aus blauem, hellgrünem und dunkelgrünem Glase und dient als Umlaufgeld von etwa 30 Mk. an.

Auf Ponape, Rusaie und Yap bestehen größere deutsche Handelsniederlassungen. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südpazifischen Inseln, die sie von dem Hamburger Hause Godeffroy & Sohn übernommen hat, unterhält mit ihren zahlreichen Schiffen einen ständigen Verkehr zwischen den bedeutenderen mikronesischen Inseln und den Hauptstapellätzen der Küste. Die erste Handelsstation in Mikronesien war deutsch. Es ist nur eine historische Gerechtigkeit, daß sich von jetzt ab hier der deutsche Handel unter dem Schutze der deutschen Flagge weiter entwickeln kann.

## Träumerei und Traum.

Allerlei aus unserem Traumleben. Von Dr. Fritz Kloppefel.

(Schluß.)

Nachdruck verboten

### 2.

„Zweifach ist unser Leben; keine Welt hat  
Der Schlaf, das Mittelding falschnam'ger Dinge, —  
Des Tods und Seins; — der Schlaf hat seine Welt,  
Ein weites Reich von wilder Wirklichkeit.  
Und freigewordne Träume haben Odem  
Und Thränen, Follern, und der Freude Schmeicheln:  
Sie legen Druck auf unser waches Denken,  
Sie nehmen Laß von unsern wachen Mühen;  
Sie teilen unser Wesen, ja sie werden  
Von uns, wie untrer Zeit, ein wirklich Teil,  
Und gleichen Herolden der Ewigkeit.  
Wie Geister des Vergangnen wall'n sie, sprechen  
Von Künftigem wie Sibyll'n; sie haben Macht,  
Die Herrschaft über Lust und Weh,  
Sie machen Andres aus uns — was sie wollen;  
Erschüttern mit vorbeigegangnem Bild uns,  
Dem Schreck entwichner Schatten — sind sie das?  
Ist nicht, was war, ein Schatten? — was sind sie?  
Gemütschöpfungen? —“

Mit diesen Byronschen Versen haben wir die Brücke überschritten, die von der wachen Träumerei hinüberführt zu dem dunkeln geheimnisvollen Traumleben.

Auf dem verlassenen Ufergestade sahen wir, wie durch die verschiedenen Sinnesindrücke unserem Gehirn von der Geburt ab Wahrnehmungen zugeführt und damit Vorstellungen gegeben werden, aus denen das Kind zunächst süß und bitter, warm und kalt, hell und dunkel, laut und leise, nah und fern etc. kennen lernt und allmählich als feste Begriffe festhält.

Wir sahen in der Folge je nach Lebenslage und Erziehung die Vorstellung von Gut und Böse, Schön und Häßlich, Edel und Gemein, Fromm und Gottlos etc. sich entwickeln, und damit die entsprechende Sinnesart, welche in oft verhängnisvollen Reflexen das spätere Leben beherrscht.



Aber diese der Zahl nach nicht zu beschränkenden und sich stetig noch vermehrenden Vorstellungen, welche als ein wohlorganisiertes Heer in den geschilderten Millionen von Gehirnzellen ein befestigtes Lager bezogen haben, übt unser Bewußtsein eine alle Zeit nach dem Willen eingreifende Kontrolle aus, so daß wir im wachen Zustande unseren Träumereien sowohl nach aufsteigender Richtung hin — den sanguinischen Plänen und Lustschlössern — als nach der absteigenden — den schwarzen Gedanken und Sorgen — sehr wohl ein rasches Ziel und Ende sehen können, sobald wir energisch wollen. Freilich ist dieses Ziel nach unserem Temperament leider gar zu oft nur eine Unterbrechung.

Unser Wille ist der kommandierende General dieser Armee: nach seinem Belieben und Befehl treten die einzelnen Truppenteile blitzschnell auf das Exerzier- und Manöversfeld unseres Gedächtnisses; er besitzt eine Detailkenntnis auch der einzelnen Mannschaften, die oft bis zur Geburt derselben reicht.

Dieser ausgezeichnete Kommandeur besitzt aber einen Fehler: er hat keinen Stellvertreter. Ist er nicht auf dem Posten, so ist die Armee ohne einheitliches Kommando — und: wenn die Rache nicht zu Hause, tanzen die Mäuse, sagt das Sprichwort. Die Rache ist unser Bewußtsein und unser Wille, die Mäuse sind unsere Vorstellungen.

So lange nun der Befehlshaber schläft, haben auch die Truppen einen Zeitabschnitt der Ruhe und Erholung.

Nach der Beschaffenheit des Lagers, je nach der Anlage der einzelnen Truppenteile herrscht dann teils Ruhe, teils geht es wild und toll her; und auch die letzten wachen Äußerungen des Gebieters haben selbstverständlich oft einen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der dienstfreien Zwischenzeit der Untergebenen. Mit dem Erwachen des Bewußtseins geht auch sofort der stramme Dienst wieder los.

Das ist Schlaf und Traum.

Gerät das Lager in Unordnung, sei es nun durch Vernachlässigung hygieinischer Vorschriften, oder durch einen zerstörenden Einfluß von außen, oder durch mangelhafte Verproviantierung, so steht die Sache um Truppen und Befehlshaber oft recht schlimm. Das ist Irresein.

Die Geschichte des Traumes ist so alt wie die Geschichte des Menschengeschlechts, freilich lange Jahrhunderte hindurch, ja in gewisser Beziehung noch bis auf den heutigen Tag mehr eine Geschichte der Traumdeuterei; denn die naturwissenschaftliche, physiologische Erforschung der Entstehung und des Wesens des Traumes ist noch ebenso jung wie die Erforschung der Gehirnfunktionen.

Schon das einzige der auf uns gekommenen sechs

medizinischen Bücher der alten Ägypter, der sogenannte „Papyrus Ebers“, welcher nachweisbar um das Jahr 1550 vor Christi Geburt geschrieben wurde, aber die Bearbeitung eines oder mehrerer viel älterer Werke darstellt, giebt uns einen Beweis von dem Alter der Auslegung und Deutung der Träume.

Dieses ehrwürdige Denkmal altägyptischer Weisheit, welches uns ägyptisches Denken und altägyptische Kultur tiefer und klarer als andere Hilfsmittel erschließt, gedenkt bereits des Tempelschlafes als des Hilfsmittels, durch welches Gläubige den Willen der Gottheit erfahren, die sich im Traum dem Schlafenden offenbart. Hier war also der Traum ein Orakel, gewonnen durch unmittelbaren Einfluß der Überirdischen. Die Traumdeutung gehörte zum Gottesdienst.

Wie auf allen Gebieten der religiösen und der philosophischen Anschauungen uralte Anregungen und Gedankenstränge sich wiederfinden, so ist auch die Traumdeutung und die damit zusammenhängende Rabala der Araber nur ein Nachklang altägyptischer Kulturmomente, welche ihrerseits wieder aus vieltausendjährigen Überlieferungen der Vorzeit entspringen.

Die heutigen, vom abergläubischen Volke gelaufenen „Traumbüchlein“ sind nur schwächliche Nachläufer jener Reihe arabischer Schriftwerke des Mittelalters, welche die Kunst der Traumdeutung behandelt.

Die Ansicht, daß dem Menschen die erste Erkenntnis von der Gottheit im Traum zugegangen sein solle, ist bekanntlich eine orientalische, denn außer den Ägyptern sind es die Perser, Syrer, Türken und namentlich die Araber, bei denen ein derartiges Traumstudium blühte, und bei denen noch heutzutage die Kunst, Träume zu deuten und auszulegen, gewissermaßen sachmäßig betrieben wird. Mohammed lehrte während des ersten Halbjahres seiner Prophetenwirksamkeit nur aus Träumen. Jeden Morgen ließ er sich von seinen Schülern ihre Träume berichten und hielt streng auf Aufzeichnung derselben.

Herodot erzählt von einzelnen Völkern Afrikas, sie hätten niemals geträumt, so daß ihnen der Traum etwas völlig Unbekanntes geblieben sei; es sei indessen nicht anzunehmen, daß es traumlose Menschen gebe.

Wie die Vorpiegelungen des Traumes nach dem Erwachen nicht mehr zur Erinnerung zu gelangen brauchen, wie der Traum oft total vergessen wird, zeigt Hildebrandt an der Erzählung vom König Nebukadnezar, der von seinen Chaldäern verlangte, daß sie ihm seinen Traum deuten sollten, obgleich er über dessen Inhalt selbst nichts mehr zu berichten wußte.

Wenn schon ein Traum, der heftigen Schrecken hervorrief, binnen wenigen Augenblicken vergessen

war, um wie viel leichter kann es geschehen, daß Träume uns entfallen, die keinerlei Affekt in ihrem Gefolge hatten!

Wenn selbst der Gelehrte, dessen Arbeitsgebiet die geistige Thätigkeit ist, gelegentlich durch abspannende geistige Arbeit in einen Zustand so sehr geminderter Seelenthätigkeit gerät, daß, sei es auch nur ganz vorübergehend, auf Augenblicke sein inneres Leben zu einem bloßen Vegetieren, zu einem apathischen stillen Hindämmern ohne scheinbar bewußten Inhalt wird, so daß er die Frage, woran er im Augenblicke denke, nicht sofort zu beantworten imstande ist; um wie viel eher kann es dem minder Gebildeten geschehen, dem, welcher seine Arbeitsleistungen viel mehr mit den Muskeln, als mit dem Gehirn ausführt, daß er der geringen und an sich unbewußten Geistesthätigkeit des Traumes sich nicht mehr erinnert!

Und doch erscheint gerade dem einfachen Menschen und seinem halb unbewußten Geistesleben der Traum als etwas mächtig Eigentümliches, etwas so bestimmt Vorhandenes, daß er meint, auch andere müßten die Wahrnehmungen desselben teilen. Nebukadnezar ging so weit, anderen die Auffindung seines Traumgehalts zuzumuten. Bei Kindern in voller Naivetät betrachtet man Ähnliches. Ein Beispiel hierfür ist folgendes: Ein kleines Mädchen von fünf bis sechs Jahren erwachte mit fröhlichem Gelächter aus dem Schlafe. Die Mutter beugte sich über das Lager des Kindes, und indem sie dasselbe wieder zurechtlegte, fragte sie nach der Ursache des Lachens. „Daß dir's von Martha (der älteren Schwester) erzählen, sie war auch dabei,“ antwortete die Kleine und schließ wieder ein.

„Wie in der geistigen Entwicklung des Einzelmenschen das subjektive Scheinleben des Traumes von der objektiven Wirklichkeit der Lebensvorgänge nicht geschieden wird, so zeigt sich dies auch im Leben der Völker, welche im Zustande ihrer kindlichen Entwicklung den Träumen viel Wichtigkeit beilegen und sie entweder für wirkliche Vorgänge oder für Offenbarungen der Gottheit halten.

Beispiele hierfür liefert die alte Geschichte in Menge — am bekanntesten sind wohl die Träume und Traumdeutungen aus dem Alten Testament und aus dem Homer.“

Vorhersagungen und Ahnungen aus Träumen gelten noch heutzutage bei vielen Gebildeten, und die mit dem geflügelten Wort

„Und Noß und Reiter sah ich niemals wieder“

endigende Erzählung des Friedländers findet sicherlich in jedem größeren geselligen Kreise, in welchem die Rede auf dieses Thema kommt, mehr als ein wirklich erlebtes, anscheinend ganz unerklärliches Pendant.

Trifft eine solche Ahnung zu — und warum sollte sie nicht, da alles, was geschieht, auch möglich ist und folglich auch einmal vermutet werden kann? — dann macht dieses Zusammentreffen einen gewaltigen Eindruck auf unser Gemüt: wir erzählen davon, andere erzählen uns diese Begebenheit nach, die Geschichte wird ein Teil der Familienschronik; — aber von den hundert voraussagenden Träumen, die nicht in Erfüllung gegangen, reden wir nicht, und in einem Gespräch über Ahnungen kommen sie nicht in Betracht.

Die Träumerei kann uns, wie wir sahen, hinsichtlich unserer Zukunft die krassesten Gegensätze vorzaubern, der Traum hält sich stets an das vorhandene Altematerial, die Vergangenheit: kein Mensch hat sich jemals älter geträumt; und Jean Pauls berühmte „Neujahrnacht eines Unglücklichen“ ist eine physiologisch-psychologische Unwahrheit, und hinsichtlich ihrer Tendenz wohl eher als eine moralische Träumerei oder Traumphantasie des lebenswürdigen Dichters zu bezeichnen.

In unserem einleitenden militärischen Bilde betonten wir den Mangel eines Stellvertreters im Kommando. Dafür erscheint denn — die Thätigkeit der Seele im Traume repräsentierend — ein chameleonfarbiger, quecksilbernadriger Kobold, der, ohne das gründliche Wissen des gestrengen Chefs zu besitzen, doch überall zu Hause ist, überall umherschneifelt und -spioniert, aus den im Fluge erwischten Beobachtungen die prächtigsten Räubergeschichten zusammenstopfelt, und bald himmelhoch jauchzen, bald zum Tode betrübt macht. Dieser Kobold ist die Phantasie, die Traumphantasie.

Im tiefsten Schlafe scheint auch dieser Kobold zu schlafen, wenigstens vermögen wir in der späteren Erinnerung uns seines Spiels und seiner Wirkungen nicht zu entsinnen. Im minder tiefen Schlafe dagegen vermögen wir die Thätigkeit der Traumphantasie häufig auf ihren Ursprung zurückzuführen.

Wir empfinden schon eine gewisse Thätigkeit der Seele: das Gemeingefühl vermag angenehme und unangenehme Empfindungen zu unterscheiden, so daß wir unangenehme Gefühle instinktiv zu vermeiden suchen. Wenn es uns zu heiß wird, werfen wir die Bettdecke ab, und wenn es uns zu kalt wird, suchen wir sie wieder an uns zu ziehen. Dieser Handlungen sind wir uns nicht bewußt, aber es ist dies doch immer ein Beweis, daß die äußeren Eindrücke schon Gefühle erregen müssen. Jetzt fängt die Phantasie auch ihre Thätigkeit an: Einbildungskraft und Dichtungsvermögen schweifen umher, ohne daß der Verstand fähig ist, sie im Zaume zu halten; es entstehen allerhand Vorstellungen und Bilder, welche die Phantasie durch den magischen Stab der Ideenassociation aneinanderreicht: — es ist ein bunt kalei-

doskopisches Lager- und Vivouacleben, das die einzelnen Truppenteile wirr durcheinanderschwärmen läßt — aus einem Zelt geht's zum anderen, es wogt in den Zeltstraßen herüber und hinüber, und dieses ganze Lagerleben, Traum genannt, hat in seinen kühnen, dem Wachen schwer erreichbaren Verschmelzungen etwas Phantastisches, ja bisweilen geradezu Geniales — selbst wo das Bekannteste wiedergegeben wird, ist sicher etwas Neues, Seltsames, Barockes beigelegt.

Wir können in demselben Bilde bleiben, um den Ursachen der Träume nachzuforschen. Das Material der Träume ist uns bekannt, es sind die Vorstellungen, die in unserem Bilde den Truppen entsprechen. In jedem Friedens- und erst recht in jedem Kriegslager wird je nach äußeren und inneren Veranlassungen eine ganz besondere aus der Lage hervorgehende Stimmung herrschen, und demgemäß auch der Einfluß derselben auf das ganze Leben und Treiben der Truppen sich bemerklich machen. Im Manövervivouac wird Wind und Wetter, Lagerstelle, das Geschick des vorangegangenen Tages, Anerkennung oder Tadel des Kommandierenden, Vorhandensein guter flüssiger Marktlebendvorräte zc. auf die Stimmung des Einzelnen wie des Ganzen wirken; und die unangenehmen oder angenehmen Erlebnisse des Tages werden analog noch weitere Kreise ziehen. Das Lager in Feindesland ist noch mehr äußeren und inneren Stimmungseinflüssen unterworfen. Nachrichten von anderen Truppenteilen, die selbst erlittenen Verluste, errungene Siege wie verlorene Schlachten, ein guter allgemeiner Gesundheitszustand wie herrschende Epidemien, das Gefühl besserer Bewaffnung, besserer Führung, der Überlegenheit, oder des Entgegengesetzten, alles dies ist von entschiedenem Einfluß auf die Stimmung und das ganze Leben und Treiben. Die Stimmung und die Haltung der deutschen Truppen nach dem Tage von Sedan auf der einen, die verschiedenen umzingelten oder geschlagenen französischen Corps auf der anderen Seite, hier das Bewußtsein des Geleisteten, der eigenen vortrefflich gefügten Organisation, den fleißig gewohnten königlichen Oberfeldherren mit seinem bewährten militärischen und politischen Ratgeber vor Augen, dort das Gefühl des Geschlagenseins, die beschämende Wahrnehmung, sich überschätzt zu haben, Mangel an Nahrung und Kleidung zc., nach oben hin Mißtrauen und Geringschätzung — ein Gegensatz, der sich recht gut auf den einzelnen menschlichen Organismus übertragen läßt und die beeinflussenden Momente veranschaulichen kann, welche einerseits dem Traum eines kräftigen gesunden Mannes nach redlicher Tagesarbeit, und anderseits dem Traum eines an Leib und Seele geschwächten heruntergekommenen Individuums — in weitem allgemeinen Kontraste — zur Grundlage dienen können.

Das Leben und Treiben unserer Vorstellungen ist äußeren und inneren Einflüssen unterworfen, und in diesen Einflüssen finden wir die Ursachen unserer Träume.

Ebenso wie in jenem soldatischen Bilde die Ereignisse des Tages noch weiterhin die Grundlage der späteren Stimmung bilden und den Stoff zu den Wachtfeuergesprächen liefern, geben uns die Gegenstände, welche uns lebhaft interessieren, besonders wenn sie kurz vor dem Schlafengehen auf uns wirkten, Veranlassung zu der Traumgestaltung.

Jenen von außen kommenden Nachrichten entsprechen genau die äußeren Eindrücke auf unsere Sinnesorgane — allerdings mit dem Unterschied, daß kleine äußere Eindrücke durch die Macht der Phantasie zu starken Gefühlen umgeschaffen werden.

Ein kleines Geräusch wird zum Kanonenschuß oder zum Donner, ein Druck auf den Arm oder die Brust veranlaßt Geschichten von Geseßeltsein, von Gefahr, von Abgründen, bevorstehender Hinrichtung und so weiter; ein Luftzug, der uns anweht, erregt die Bilder einer Seefahrt und lange Geschichten, die sich weiter daraus entspinnen; man träumt nacht zu gehen, wenn man die Decke teilweise verloren hat und ein Gefühl von Kälte empfindet; Hitze der Füße läßt uns von einem angestregten Marsch oder von nochmaliger mühseliger Wanderung durch die Asche des Vesuv träumen; ein leichter Stich bringt das Bild gezückter Schwerter zc.

Jenen mehr inneren Stimmungsurrsachen sind die aus unserem eigenen Körper an das Centrum gelangenden Rapporte, die durch das sogenannte sympathische Nervensystem übermittelten Empfindungen analog. Eine steigende Atemnot wird zur furchtbaren Beängstigung des Alpdrückens; den Rhythmus der eigenen Atembewegung empfindet der Träumer als Flugbewegung; die beängstigenden Träume, welche mit Unterleibsleiden verbunden zu sein pflegen, das Aufstöhnen im Schläfe zc. sind hierher zu rechnen.

Eine ebenso bedeutende Rolle spielen die subjektiven Gesicht- und Gehörsempfindungen, die uns aus dem Wachen als „Lichtchaos des dunkeln Gesichtsfeldes“, als Ohrenklingen, Ohrensausen zc. bekannt sind. Der Sehnerv oder der Gehörnerv kann durch einen inneren Druck oder eine Veränderung allerlei Farben und Bilder, oder die mannigfachsten Töne hervorbringen, ohne daß ein äußeres Objekt die Veranlassung dazu gegeben hat. Wenn wir wachen, können wir diese Geräusche und Erscheinungen sehr gut von der Wirklichkeit unterscheiden, — im Schläfe bemächtigt sich aber die Traumphantasie dieser Nervenempfindung und läßt uns oft deutlicher sehen und hören als im Wachen.

Daß die Einbildungskraft im Traume eine so wichtige Rolle spielt, rührt daher, daß wir keine



klaren Empfindungen, die die Bilder der Phantasie verdrängen können, haben, weil der Verstand nicht seine gehörige Stärke hat, weil die Kriterien, nach welchen die Seele im wachenden Zustande ihre Empfindungen beurteilt, fehlen, und im Sinnesindruck, er mag von außen oder innen erzeugt werden, durch den Mangel der Eindrücke auf die anderen Sinne verstärkt wird.

Die Bilder der Einbildungskraft werden nicht, wie im wachenden Zustande, durch die Stärke der äußeren Empfindungen unterbrochen. Die Ursachen, welche die Phantasie im Schlafe bei gewissen Sensationen erregen, können weder durch die Wirkung der anderen Sinne, noch durch den Verstand widerlegt werden. Im Schlafe ist man völlig dem bunten Spiel der Phantasie preisgegeben, welche je nach Temperament, Bildung, Beschäftigung u. s. w. die verschiedensten Bilder herbeizaubert.

Das aus den bereits vorhandenen Vorstellungen, also aus der Wirklichkeit, aus dem wirklich Gedachten, aus dem wirklich Erlebten genommene Material ergreift der Traum aber nur bruchstückweise, und diese Bruchstücke stellt er kaleidoskopisch zusammen.

Den innigen Zusammenhang zwischen Traum und Wirklichkeit beweisen besonders diejenigen Träume, welche durch Liegen auf der linken Seite oder durch den Druck eines vollen Magens auf die großen Gefäßsysteme des Leibes entstehen und eine leichte Beunruhigung oder Beängstigung in uns hervorrufen. Dieses beängstigende Gefühl beherrscht dann die Phantasiegebilde des Traumes, und macht sie sich unterthan, während gleichzeitig in phantastischer Regellosgkeit ein Wechsel im Aufeinanderfolgen derselben eintritt. Hildebrandt giebt hierfür in seiner interessanten Studie einige prägnante Beispiele:

Ein Geistlicher steht in der Sakristei, um in wenigen Minuten die Kanzel zu besteigen, während er für die Predigt noch nicht im mindesten vorbereitet ist. Nicht einmal über seinen Text ist er sich einig. Nun hört er den Gesang der Gemeinde, Strophe um Strophe — endlich beginnt der letzte Vers — der Küster tritt ein, den Verzweifelnden auf seinen Posten zu rufen, und die Verlegenheit muß eine ganz entsetzliche werden, wenn nicht die Wohlthat des Erwachens ihr ein Ende machte.

Die Hausfrau erwartet Gäste zu einem Souper. Aber indem sie die letzten Vorbereitungen für dasselbe trifft, fehlt es überall am Notwendigsten. Der Schlüssel zum Büffet ist verlegt und nicht zu finden. Während des Suchens ist der Braten verbrannt, und — schon tritt die erste der geladenen Familien ein — da hat zum Entsetzen der geängstigten Wirtin die Köchin statt der Bouillon Kamillenthee angefetzt.

Immer entspricht der Traum der Lebensstellung. Aber die Traumphantasie,

„Die aus so dünnem Stoff als Luft besteht  
Und flücht'ger wechselt als der Wind“ —

wie Shakespeare in „Romeo und Julia“ den Mercutio sagen läßt, entwickelt bei aller Gebundenheit an das früher Erlebte und an den gegenwärtigen Zustand volle Freiheit im Ausschmücken und Verflechten der einzelnen Erinnerungen.

Wie fest die Erinnerung an die ersten wichtigen selbständigen Lebensabschnitte in unserer Vorstellung eingegraben ist, und wie der Traum gern auf diesen ersten gewaltigen Eindruck bei jenem durch einen leichten Druck hervorgerufenen Unbehagen im Schlaf zurückgreift, zeigt ein Beispiel, das ich in der doch sonst an Exempeln überreichen Traumliteratur merkwürdigerweise nicht gefunden habe. Von hundert Männern, die nach dem Abiturientenexamen die Universität bezogen, und nach Absolvierung der Universitätsprüfungen in Amt und Würden stehen, träumen durchschnittlich neunzig so und so oft von dem Abiturientenexamen, beziehungsweise von irgend einem Gymnasialsach, das ihnen seiner Zeit die größte Bedrängnis erregte. Die späteren Examina sind schwerer, gewichtiger gewesen, sie haben auch sämtlich längere Zeit in Anspruch genommen: aber die Traumphantasie holt jene alten festen Erinnerungsvorstellungen hervor, oft auch im Traum komische Remonstrationen der übrigen Erinnerungen provozierend; eine gewisse Empörung bemächtigt sich der schlummernden Seele, man sagt sich: was für tolles Zeug träumst du wieder da zusammen — dein Sohn kann solche Sorgen übernehmen! Dieser unbewußte Traumaffekt führt zum Erwachen.

Doch wir sind schon mitten in den Inhalt der Träume geraten. Schon Aristoteles sagt: „Wenn wir wachen, so haben wir alle eine gemeinschaftliche Welt — schlafen wir aber, so hat jeder seine eigene!“

Der Inhalt des Traumes, aus Empfindungen, Phantasieen und bisweilen, wie wir sahen, auch Reflexionen bestehend, ist unser individuelles Privateigentum. Die Traumbilder sprechen entweder einen gewissen Zustand unseres Organismus aus, oder Gefühle eines Bedürfnisses, geheime Wünsche, Begierden und Leidenschaften, oder auch die reine Thätigkeit der Seele, Ideen der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, und aus diesem allen setzt sich der größte aller Dichter, der Traum, seine wunderbaren Gebilde zusammen. Der Verstand, die Urteilskraft werden dabei völlig von der Ideenassociation geleitet und beherrscht. Mephistopheles sagt in Goethes Faust:

„Es ist mit der Gedankenfabrik  
Wie mit einem Webermeisterstück,  
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schiffelein berührt, hinüber schießen,  
Die Fäden ungelehen fliehen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“

So ist's auch mit der Traumphantasie. Aber es kommt kein nüchtern gewebtes Stück dabei heraus.

Jede Vorstellung sucht sich im Traum jene Nachbarin, die ihr den Verhältnissen gemäß selbst am nächsten steht, die Personen spielen lauter Charakterrollen, weil eben die Vorstellungen, durch die wir sie vorstellen, selbst die Handlung übernehmen. Im Traum sind wir alle treffliche dramatische Dichter, ja eigentlich Dichter, Schauspieler, Publikum und Schauplatz in Einem, oft sogar auch Recensenten und Kritiker.

Damit hängt nun zusammen, daß dem Traume gerade solche Kombinationen gelingen, die in den vorhandenen Verhältnissen begründet sind, aber im Wachen nicht zustande kamen, weil dieses die Vorstellungen gewaltsam auseinander hielt.

Der Traum befreit von den tausend Standpunkten und Rücksichten des Wachens, er kombiniert, weil unbefangen, oft merkwürdig treffend.

So führt der Traum manche im Wachen vor schnell abgebrochene Rechnung, manche nicht vollendete Gedankenreihe weiter fort und vielleicht selbst zu Ende, zieht den Schlusssatz aus vorhandenen, aber nicht zusammengebrachten Prämissen, findet den über hastigem Suchen verlorenen Faden der Erinnerung wieder auf und schiebt manche einseitige und unwillkürliche Konstellation des Wachens beiseite.\*)

Auf gleiche Weise bringt der Traum auch Vorstellungen und Vorstellungverschmelzungen zum Vorschein, deren Vorhandensein unserem wachen Leben längst unbekannt geworden war oder unbekannt bleiben sollte.

Im Traum kann der sanfteste Charakter von den wildesten Affekten gepeinigt werden; wir begehen im Traume Handlungen, vor denen wir wachend zurückschaudern, die unser waches Gefühl als unmöglich zurückweist.

Wenn man daher den Charakter eines Menschen nach dem Inhalt seiner Träume beurteilen wollte, so würde man ebenso ungerecht und grausam verfahren, wie jener griechische Kaiser, der einen Menschen, welcher seinen Traum — er habe den Kaiser umgebracht — seinen Freunden erzählte, unter dem Vorwand zum Tode verurteilte, „es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre.“

Der Traum tabelt und untersagt, was das Leben gestattet — er tröstet und gewährt, was das Leben verweigert, und er ergänzt so gewissermaßen das Wachleben, wenn auch in unverlässlicher Weise.

Unsere Traumphantasie arbeitet sowohl in der Gleichzeitigkeit als in der Folge der Ideen ganz frei und unberechenbar: ein Gegenstand verwandelt sich plötzlich in einen anderen, wir verbinden Ideen, die

gar nicht zusammengehören können, wir unterhalten uns mit Personen, die längst gestorben sind.

Nur dann, wenn wir uns schon mehr dem Erwachen nähern, oder wenn die Vorstellungen gar zu ungereimt sind, oder der Traum gar zu schrecklich wird, dann fängt die Vernunft selbst an der Erscheinung zu zweifeln an; wir denken, es ist doch wohl nur ein Traum, und erwachen mit der größten Freude.

Ebenso wenig Rücksicht nimmt die Traumphantasie auf Einheit der Zeit und des Ortes, wir sind im Traum in einer Minute bald an einem, bald an einem andern Orte, und wir erleben in einigen Minuten oft mehr Begebenheiten, als wachend in einem ganzen Tage.

„Wie der äußere Eindruck eines nur eine kurze Minute dauernden Geräusches gegen das Erwachen hin noch lange Geschichten im Traum erleben lassen kann, mag eine gewöhnliche Weckuhr zeigen. Das Geräusch, welches das Instrument macht, wenn es sein Rärmwerk aushebt, geht etwa eine Minute vorher. Diese Minute wird dem Schlafenden sehr oft durch Träume ausgefüllt, die ihr notwendiges Endziel im Eintritt des Weckgeläutes finden. So geht man Sonntags in der Frühe durch grünen Felder spazieren, schließt sich den Kirchengängern an, und sieht im Traum die Kirchenglocke hängen. Plötzlich beginnt sie zu tönen, das heißt der Wecker läutet.“)

Kommt die Vorstellung des Ich gar nicht zur Entwicklung, dann sehen wir unseren Traumbegebenheiten wie einem objektiven Schauspiel interesselos zu; geschieht es aber, daß nur einzelne Parteen derselben zur Entfaltung gelangen, dann fällt die Anregung der vorhandenen Vorstellungen ebenso einseitig und fragmentarisch aus, und dann tritt die nicht seltene Erscheinung ein, daß wir im Traume anderen Rätsel geben und von uns selbst Belehrung annehmen: „Der Monolog des Wachens wird zum Dialog.“

Indessen verrät sich die Gemeinsamkeit des Bodens, auf dem die auseinandertretenden Persönlichkeiten stehen, im Traume dadurch, daß die Gedanken des einen schnell zu Handlungen des anderen werden; was ich am meisten befürchte, thut sicherlich der andere, und was ich ihm am sorgfältigsten verheimliche, errät er. Auf diese Weise träumen wir, daß wir als Primaner dem Lehrer eine Antwort schuldig bleiben, die uns dann zu unserer eigenen großen Beschämung unser Banknachbar zuflüstert. Oder wir wetteifern im Traume mit unseren Freunden in lustigen Einfällen und Wizen, und erfahren dabei zu unserem Verdruss, daß uns die besten Einfälle weggeschnappt werden.

Die Erinnerung an den Traum ist weit unbestimmter und unverlässlicher, als man gewöhnlich

\*) vgl. Hoffmann Psychologie S. 72.

\*) Hildebrandt I. c.

annimmt. Abgesehen von der veränderten Gemeinempfindung liegt schon eine Umgestaltung des Geträumten darin, daß wir es in die Vorstellungs- und Sprachweise des Wachens übertragen. Es ist eben die schwache prosaische Wiedergabe eines Dramas. „Der Traum faßt oft Unvereinbares in Einen Moment, Unzusammenhängendes in Eine Kausallreihe zusammen, so daß der Versuch, ihn deutlich zu machen, seine Eigentümlichkeit zerstört. Unsere Träume treu wieder zu erzählen, müßten wir uns eine neue Sprache und eine neue Kategorientafel erfinden.“\*)

Je dunkler vollends die Traumerinnerung, um so näher die Täuschung des Wiedererkennens in den bestimmten Vorstellungen des Wachens: mancher Traum mag in Erfüllung gegangen sein, indem die Erfüllung den Traum korrigierte.

Damit hängt auch die bekannte Erfahrung zusammen, daß leichter als das Wachen ein Traum an den anderen erinnert.

Gehen wir nun zum Schluß noch einmal zu den Traumdeutungen über, zu den Ahnungen und Vorherfassungen aus Träumen!

Weil der Traum, wie wir gesehen, immer mit der Wirklichkeit, mit der Lebensstellung, mit dem Thun und Treiben des Träumenden zusammenhängt, konnte man um so leichter Deutungen in die Traumbilder legen, und da dem Menschen weniger von Wert ist, das Vergangene sich zu deuten, als den geistigen Blick in die Zukunft hinauszuschenden, so legte man dem Traume die Vorbedeutung für künftige Entschlüsse besonders gern unter.

Der Gang des Menschen zum Wunderbaren und Unbegriffenen, die Lust an der Märchenwelt kam diesem Bestreben zu gute.

Ein bekannter, schon von Cicero und anderen erzählter Traum ist der des Simonides. Dieser findet, eben im Begriff eine Reise anzutreten, im Traum auf dem Felde einen Leichnam, und schickt sich an — nach dem Gebote seiner Religion — denselben zu begraben. Da ermahnt ihn der Tote, er möge das Schiff, welches ihn aufnehmen soll, nicht besteigen, da dies ihm das Leben kosten würde. Simonides giebt der Warnung Gehör und kehrt um. Bald vernimmt er, daß jenes Schiff mit der Mannschaft untergegangen ist. Dieser Fall, bei welchem es uns hier nicht auf das Moment der Warnung, sondern auf das der Divination ankommt, hat, wie es scheint, im Altertum eine gewisse Berühmtheit gehabt. Näher betrachtet, ist an ihm auch nicht das geringste zu bewundern. Einen Toten haben wir alle im Traum schon gesehen und dabei auch wohl die Erscheinung gehabt, daß ein solcher Toter nicht konsequent wirklich tot bleibt. Vielmehr hat er bald die Augen aufzuschlagen, bald sich zu bewegen und

zu reden nach Art der Lebendigen. Es ist dies eine Eigentümlichkeit des Traumes, die Nebeneinanderstellung seiner Gebilde häufig in der Form des Gegensatzes zu vollziehen.

Der Tod fordert ja aber fast zwingend den Gegensatz des Lebens heraus. In unserer Erzählung bleibt es ein Leichnam, als welchen ihn Simonides auch begräbt. Aber der Leichnam handelt wie ein lebender Mensch, er redet, er warnt. Der Inhalt seiner warnenden Rede ist der Ausdruck der Befürchtung, die Simonides vor den Gefahren der Seereise im Innern bei sich herumtrug. Daß ein Schiff untergeht, ist leider nichts Seltenes. Das Zusammenreffen aber dieses Untergangs mit dem Trauminhalt will ganz und gar nichts sagen, wenn wir bedenken, wie viel tausend böser Träume völlig gleichen Inhalts wohl Jahr um Jahr durch die Seele von Auswanderern gehen — und doch nicht eintreffen.“

Ein anderer verbürgt erzählter Traum ist nach derselben Quelle folgender: „Ein junger Mann in Florenz träumt, daß ein steinerner Löwe, der in einer der Kirchen steht, ihn tödlich verwundet habe. Am Morgen erzählt er diesen Traum. Auf dem Wege nach der Kirche begleiten ihn mehrere Freunde, und um sich vor diesen von jedem Verdacht abergläubischer Furcht zu reinigen, steckt er seinen Arm in den offenen Rachen des Steingebildes mit den Worten: „Nun, beiß zu!“ Unmittelbar darauf sieht man ihn erblasen und erzittern. Bei näherer Untersuchung findet sich, daß ein in der Rachenhöhle des Löwen versteckter Skorpion den übermütigen Freidenker gestochen und ihm eine Wunde beigebracht hat, welche nach einigen Stunden wirklich den Tod herbeiführt.

Ist hier der Traum buchstäblich eingetroffen? Es wird behauptet; allein bei näherem Hinblick zeigt es sich ganz anders. In Wirklichkeit hat sich nicht der eigentliche Traum erfüllt, sondern der Skorpion hat ihn durchkreuzt und seine Erfüllung unmöglich gemacht.

Aber ebenso wie bei den delphischen Orakeln erfolgt die Auslegung derartiger angeblicher Orakelsprüche für die Traumgläubigen erst, nachdem das Ereignis eingetreten, welches man vorhergesagt vermeinte.

Die Gemahlin Heinrichs IV. träumte wenige Tage vor der Ermordung des Königs, daß zwei Diamanten sich vor ihren Augen in Thränen verwandelten. Nach der Tötung des Gatten wußte jedermann, daß dies die Thränen bedeutet habe, welche die Königin weinen würde!“

Die fünf Fälle, in welchen, nach unseren bisherigen Betrachtungen, auf ganz natürlichem, leicht erklärlichem Wege der Traum in der That eine prophetische Bedeutung annehmen kann, hat schon Aristoteles trefflich zusammengestellt:

\*) Bachmann l. c.

- 1) Ausdeutung dunkler, im Wachen nicht bemerkter Empfindungen auf herannahende Krankheiten oder Stadien der Krankheit.
- 2) Fortführung gewisser, im Wachen fallengelassener unbestimmter Proportions- und Analogieschlüsse.
- 3) Ziehen von Schlüssen aus klaren, aber bisher auseinander gehaltenen Prämissen.
- 4) Rasche Verfolgung von Vorstellungsreihen, die sich an einzelne distinkt percipierte Empfindungen knüpfen (wie z. B. in dem Falle, wo jemand, der nachts in einem haufälligen Gemache schlief, durch die Erscheinung seiner verstorbenen Braut zum Aufstehen und Fliehen gedrängt wurde, und sich dadurch vor dem Erschlagen werden durch die einstürzende Decke rettete).
- 5) Rückwirkung der Stimmung aus dem Traume auf unser waches Handeln.

Eine Ausführung dieser Punkte würde den uns hier zugestandenen Raum erheblich überschreiten, und

läßt sich nach dem Vorausgegangenen überdies leicht bewerkstelligen.

Die Selbstbeobachtung im Traume ist oft nicht der kleinste Genuß, den das Leben uns bietet — und ein poetisches Gemüt wird sich gern mit den Houwaldschen Strophen zur Ruhe begeben:

„Wacht auf, ihr Geister, rüffet euch, ihr Träume!  
So ruft die ernste, sternumkränzte Nacht.  
Da hebt der Totenkopf die Flügel lachend,  
Die wilde Jagd braust durch die stillen Räume.  
Der Glühwurm leuchtet durch die finstern Räume,  
Und Irrlicht hat sich auf den Weg gemacht.  
Das Auge schläft, allein das Herz erwacht,  
Und ihm erblühen die längst verschloss'nen Keime.  
Bald wiegt's der Traum in seliges Vergehen,  
Stellt ihm Erfüllung kühner Hoffnung nah,  
Bald läßt er warmen Hauch herüberwehen  
Von einem Jenz, den noch kein Auge sah —  
Was steht denn nun als Wahrheit vor dir da?  
Was wachend oder träumend dir geschehen?“ —

## Alexander Petöfis Frau.

Zum fünfzigsten Todestage des Dichters am 31. Juli 1899.

Von Adolf Kohut.

Nachdruck verboten.

Am 31. Juli dieses Jahres werden fünfzig Jahre verstrichen sein, als in der Schlacht bei Schäßburg, in Siebenbürgen, der größte Tyrifer des ungarischen Volkes, Alexander Petöfi, als Honvédmajor und Adjutant des Generals Bem den Heldentod für das von ihm so heiß geliebte und so herrlich besungene Vaterland gefunden hat. Anlässlich dieses Gedenktages wird sich gewiß die Aufmerksamkeit nicht allein der Landsleute des großen Dichters, sondern auch all derjenigen, welche Sinn und Verständnis einerseits für die Weltliteratur und andererseits für die tragischen Schicksale eines so merkwürdigen, gottbegnadeten Menschen haben, auf diesen Tyränus der ungarischen Revolution richten. Wie ein Meteor erschien er am Himmel der magyarischen Litteratur und verdunkelte bald mit seinem Glanze alle poetischen Sterne vor ihm. Von ihm ist nichts übriggeblieben als sein schöpferisches Walten, wie es sich in seinen dichterischen und prosaischen Werken auspricht. Seine Gattin, die er unendlich liebte, und mit der er zwei Jahre in glücklicher Ehe vereint war, und sein einziger Sohn Jolán sind längst dahin. Dreiunddreißig Jahre sind es bereits, seitdem auch die sterblichen Überreste Julie von Szendrens die Erde bedeckt; gleich ihm, der

in der Blüte des Lebens, noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt, scheiden mußte, so ist auch sie durch einen frühen Tod — in ihrem vierzigsten Jahre, am 6. September 1868 — nach langem Siechtum dahingegangen.

Wie er zu den genialsten und eigentümlichsten Menschen aller Zeiten gehörte, so war auch seine Lebensgefährtin keine Durchschnittsnatur. Ihr ganzes Wesen und ihr Sein waren dem Petöfis kongenial. Und es verlohnt sich einmal, das Leben der Frau, welche das größte Lebensglück ihres Gatten ausmachte, in großen Zügen dem deutschen Publikum zu zeichnen, zumal es sich um ein Weib handelt, welches tief unglücklich war, und dem es nur eine kurze Spanne Zeit vergönnt war, an der Seite ihres Mannes sich verhältnismäßig wohl zu fühlen.

Es war am 6. September 1846, als Alexander Petöfi, damals schon der gefeiertste Dichter der ungarischen Nation, mit der im Jahre 1828 in Késthely (Ungarn) geborenen, achtzehnjährigen Julie von Szendren, der Tochter eines angesehenen Gutsverwalters in Nagy-Károly, im Hause einer Freundin bekannt wurde. Unser Poet, eine feurige, leidenschaftliche Natur, hatte bereits einige Liebesverhältnisse gehabt, doch war ihm Amor wenig hold.







unendlich, er trieb mit ihr förmlich einen Götzkultus, er liebte sie eben auch in ihren Fehlern und Schwächen und bewunderte ihre aus der Romanlektüre geschöpften, nicht immer abgellärten Ansichten über Welt und Leben.

Es verging fast kein Tag, an welchem er ihr nicht vom Kriegsschauplatz aus, wo er sich 1849 befand, die zärtlichsten und innigsten Briefe geschrieben hätte; dieselben sind aber nicht allein für ihn und sein Liebesleben von hoher Bedeutung, sondern zugleich auch eine wahre Fundgrube für die Geschichte Ungarns im Jahre 1849, denn er berichtet hier über alles, was irgendwie öffentliches Interesse beansprucht.

Namenlos war ihr Schmerz, als Petöfi in der Schlacht von Schäßburg dahingerafft wurde; er äußerte sich in der wildesten, excentrischesten Weise. Sie irrte in Verzweiflung tagelang auf dem Schlachtfelde umher, um den Leichnam ihres Gatten aufzufinden. Als alles vergebens war, reiste sie mit ihrem Sohne und dessen Amme nach Klausenburg, wo sie auf eine Spur wartete, die sie zurechtweisen sollte, denn die widersprechendsten Gerüchte erfüllten die Lust, und sie konnte nicht glauben, daß ihr junges Glück plötzlich vernichtet sei. Als alle Welt schon von dem Ableben des Dichters überzeugt war, klammerte sie sich noch immer an den Gedanken, daß er wiederkehren würde. Als auch diese Hoffnung endlich schwand, suchte sie Vergessen in der Betäubung und da auch dies ihr mißlang, strebte sie nach Verkehr mit Leuten, die ihren Schmerz begriffen und teilten, denn sie war eine Natur, welche den stillen Schmerz nicht ertragen konnte; ihr leidenschaftliches, energisches Wesen mußte sich austoben.

Die Eltern wollten sie zu sich nehmen, aber sie war entschlossen, in der Hauptstadt zu bleiben, wo sie teilnehmende Freunde besaß. Von ihrer Verzweiflung geben ihre damaligen Briefe einen bezeugten Beweis. Ein namenloses Weh spricht aus ihnen, und dennoch, wer ergründet das weibliche Herz! Wer hätte es gedacht, daß sie trotz der heißen Flammen der Liebe, die sie durchglühten, so rasch den Witwenschleier von sich werfen und die Mahnung Petöfi's so wenig beachten würde!

Kaum ein Jahr, daß Alexander Petöfi verschollen war, reichte Frau Julie einem jungen Professor an der Budapester Universität, Arpád Horváth, ihre Hand zu neuem Bunde und gab ihrem Sohn einen Stiefvater.

Horváth liebte sie aufrichtig und innig in seiner stillen Weise. Merkwürdig genug war diese Verlobung und Ehe zustande gekommen. Sie wollte eben nach der Türkei und übergab ihm ein Paket

mit der Bitte, es uneröffnet zu verbrennen, wenn sie in zwei Wochen nicht zurückkehren sollte. Er suchte sie zum Bleiben zu bewegen. Als alles vergebens war, bat er sie um eine Haarlocke zum ewigen Andenken. Sie sah ihn scharf an und sagte: „Das thue ich nicht, solche Andenken auszuteilen war nie meine Gewohnheit, aber wenn Sie wollen“ — und nun fuhr sie mit ihren Fingern in ihr kurz geschnittenes Haar —: „dann gehört das Ganze Ihnen.“ Horváth, äußerst überrascht, fragte: „Und können Sie mich lieben?“ — „Unsere Bekanntschaft,“ antwortete sie, „ist so neu und kurz, daß von einer tiefen Leidenschaft keine Rede sein kann, aber ich glaube, keiner von uns beiden wird den Schritt zu bereuen haben.“ — „Und wann meinen Sie,“ fragte Horváth, „wann soll die Hochzeit sein, nach einigen Wochen oder Monaten?“ — „Wenn Sie mich lieben,“ sagte Julie, „dann morgen!“ Das geschah an einem Sonnabend und am Sonntag, den 21. Juli, zehn Tage vor der Jahreswende der Schlacht bei Schäßburg, fand die Trauung statt . . .

Es muß ihr zum Ruhme angerechnet werden, daß sie die treue, aufopfernde Frau ihres neuen Gatten und die sorgsame Mutter des einzigen Sohnes Petöfi's, der bald darauf starb, und der Kinder aus ihrer zweiten Ehe wurde. Daß ihr Leben, an dem auch eine schwere Krankheit nagte, tief zerrüttet war, geht jedoch aus dem resignierten, fast leblosen Ton ihrer Briefe hervor, welche sie um jene Zeit geschrieben hat. Ihren Eltern und intimen Freundinnen gegenüber äußerte sie sich dahin, daß sie die neue Ehe nur mit Rücksicht auf ihren Sohn geschlossen habe, einige ihrer Biographen sind dagegen der Ansicht, daß Sie sich zum zweitenmal deshalb verheiratete, um der Disciplin des elterlichen Hauses entrückt zu sein und an der Seite eines schwachen Gatten die Stelle einer Genial-Emancipierten weiter spielen zu können; aber ich glaube, man thut der unglücklichen, jeden Haltes beraubten Frau schweres Unrecht, wenn man Steine auf sie wirft, denn hat sie auch gefehlt, so hat sie jedenfalls alles gesühnt durch ein qualvolles Leben, bittere Selbstvorwürfe und die kalte Gleichgültigkeit, ja die Schmähungen derjenigen, die sie einst bewunderten und vergötterten. Schon die Pietät erfordert es, so meine ich, daß man ihr Andenken hochhalte, denn sie hat ihrem berühmten Gatten das höchste Glück seines Lebens beschert. Jedenfalls verdient sie unsere volle Teilnahme; die Verhältnisse ihres Lebens, an denen sie zu Grunde ging, waren außerordentliche und ebenso muß daher der Maßstab, den man an ihr Thun und Handeln legt, ein außerordentlicher sein!



## Sieschen und Luischen.

Erzählung von S. Girabberger.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Die harmlose Äußerung, welche Luischen ihrem Egoismus zu geben wußte, wirkte so drollig, daß der Onkel als erster in ein Gelächter ausbrach, und zustimmend nickte.

„Und die Kameliendame erbitte ich mir schon heute zur Tischnachbarin für morgen. Bisher hat mir's ja nie glücken wollen, den Schwarm der Verehrer zurück zu drängen; drum greife ich zur List, indem ich jenen zuvorkomme,“ sagte Herr Inners.

Alle, auch Luischen selber, dankten erfreut.

„Ach, darum bist du heute zu so ungewohnter Stunde herausgepilgert,“ rief der Herr Rektor.

„Zum Teil darum, und um das Nähere zu besprechen. Da der Herr Onkel den Schmuck spenden soll, so ist es billig, daß er die Geschmücke auch sehe. Ich schlage darum vor, daß die Damen mir erlauben, sie um 5 Uhr in des Adlerwirts Kiesenlutsche abzuholen. So wird uns Zeit genug bleiben, erst hierher zu fahren, ehe wir im Leuen' zur Polonaise antreten müssen.“

Frau Stadtpräsident leuchtete förmlich vor Genugthuung. Auch sie teilte ihres Schwagers stille Hoffnungen in Bezug auf Herrn Inners' endgültige Absichten; doch hatte sich in den letzten Wochen ihre Zuversicht bedeutend verringert. Gegen Luischen war der junge Mann freilich so aufmerksam, als eine pläneschmiedende Mutter es immer wünschen konnte, und was Wunder! Ihr selber aber, das fühlte sie, mißtraute er. In seinem Auge las sie, so oft es auf ihr ruhte, einen Zweifel, ein sinnendes Forschen, welches sie das ihre unwillkürlich abwenden ließ.

Luischen vermochte vor Vergnügen über die Aussicht, von ihrem Tischherrs im Wagen abgeholt zu werden, nicht mehr stille zu sitzen. Sie lief noch einmal hinüber, nach den erbettelten Kamelien zu sehen.

„Die kleine Schelmin! Die liebe Eitelkeit,“ sagte die Mutter zärtlich hinter ihr drein.

„Sie hat eine seltene Befähigung zum Glückselig sein,“ setzte der Onkel hinzu.

„Und wohl auch alle Ursache,“ sagte Herr Inners.

„Und da es der einen Schwester so ganz nach Wunsch

geht, so meine ich, verehrte Frau, wir sollten auch der andern eine kleine Freude gönnen, die überdies weder Aufregung noch Kosten verursachen wird. Im Wagen wird Raum genug sein. Lassen wir sie also morgen mitfahren, wenn's zum Onkel geht, damit sie Jungfer Luischen in ihrer strahlenden Schönheit und zugleich auch den Herrn Rektor einmal wiedersehe. Gewiß wäre es ihr wohlthätig, von Zeit zu Zeit auf ein Weilchen aus ihrem wohl gut gemeinten, aber auch unnötig strengen Gewahrsam zu entschlüpfen.“

Hätte Herr Inners seinen Zuhörern mitgeteilt, das junge Krokodil, das er sich in der Fremde einst gefangen und zur Beobachtung kurze Zeit behalten hatte, sei ihm nachgeschickt worden und er beabsichtige, das Thier seinen Freunden an einer rosa Bandtschleife zuzuführen, ihre Gesichter hätten keinen deutlicheren Ausdruck starren Entsetzens darbieten können. Der Herr Rektor schob seine Mühe erst zurück, dann vorwärts, während er im größten Mißbehagen auf seinem geräumigen Stuhl herumrutschte. Frau Stadtpräsident war bei der ersten Erwähnung von Luischens „Schwester“ wie zu Stein erstarrt. Sie hatte von Anfang an geahnt, daß Inners ihr feind sei; jetzt endlich bekannte er Farbe. Ihre Nase schien zu verblassen, weil zwei scharfe Fältchen sich daneben verdunkelten, und ihre Augen bohrten sich dem Unverschämten, der sich in ihre Angelegenheiten mischte, ins Gesicht.

„Das wird mit meiner Einwilligung nie geschehen. Der Herr Bruder würde es auch nicht zulassen. Oder könnte er wünschen, daß sein stilles, friedliches Heim zum Schauplatz abstoßender Szenen würde?“

„Aufs ernstlichste muß ich mirs verbitten,“ stieß der Kranke heraus, die verkrüppelten Finger zitternd, abwehrend von sich streckend.

„Verehrte Frau, ohne es zu wollen, übertreiben Sie sicherlich ganz bedeutend. Waren Sie denn in letzter Zeit Zeuge derartiger Auftritte?“

„Gewiß. Noch ganz kürzlich, bei Anlaß einer kleinen Gasterei im Hause —“

„Jener Fall soll ja aber die einfache Folge davon gewesen sein, daß das Mädchen horchend an der schlecht geschlossenen Thür lehnte. Beschämt und hastig, wie jedes andre in solchem Fall — so erzählt man sich — sei sie wenige Sekunden nach ihrem Einstürzen davon gelaufen, ohne irgend ein krankhaftes Symptom an den Tag zu legen.“

Frau Stadtpräsident zog mit hohnvoll mustern-dem Blick auf Herrn Jünners die Schnabeltaille hinunter.

„Sie scheinen ja ganz genau unterrichtet zu sein über dasjenige, was in meinem Hause vorgeht. Im übrigen — ich wende mich an den Herrn Bruder — ist die bloße Thatsache, daß ein Mädchen von fast 21 Jahren sich horchend an eine Thür lehnt, nicht Beleg genug für einen Geisteszustand, der an Blödsinn grenzt?“

„Es käme darauf an,“ wandte Herr Jünners ein, „die Mühe zu kennen, welche auf besagten Mädchens geistige Entwicklung verwendet worden ist, und über diesen Punkt dürften Sie, Verehrteste, am genauesten Bescheid wissen. Man spricht darüber mancherlei, wie denn überhaupt die Gesellschaft von Frostdheim sich im gegenwärtigen Zeitpunkt in einiger Erregung befindet in Bezug auf Ihre Stieftochter; ja man ging so weit, mich in einem nicht unterzeichneten Schreiben dringend aufzufordern, mich ins Mittel zu legen, indem ich den Onkel der Betreffenden über die in der ‚Gerechtigkeit‘ bestehenden Zustände aufkläre. Selbstverständlich, Frau Stadtpräsident, konnte ich nur in Ihrer Gegenwart sprechen; und nicht minder selbstverständlich bin ich überzeugt, daß Sie nicht, wie man mich glauben machen möchte, in einem Unrecht, vielleicht aber in einem folgenschweren, tief eingewurzelten Irrtum befangen sind. Das erstere vor der Welt zu beweisen, wäre Ihnen so leicht! Thun Sie, ich bitte darum, einen ersten Schritt in dieser Richtung, liebe Freundin! Willigen Sie ein, das Mädchen so ganz allmählich, unter passendem Schutz in die Öffentlichkeit einzuführen. Es wird das richtige Mittel sein, die Lästerzungen aufs gründlichste zum Schweigen zu bringen, und zugleich thun Sie ein gutes Werk, indem Sie dem armen Wesen einen wenn auch noch so kleinen Gesichtskreis eröffnen.“

„Mama, hör' auf ihn. Wahrhaftig, er hat recht. Beschäme die bösen Zungen; o, ich kenne sie. Jener Brief war die Rache der Jungfer Kanngieß für ihren Fall,“ warf hier Luisechen ein, die, am Thürpfosten lehrend, einen Teil der Unterredung gehört hatte. „Es schadet ja auch niemandem, wenn die Liese morgen mitfahren darf. Sie nimmt wahrlich wenig Platz ein.“

Während sie sprach, klopfte ihre Mutter in zorniger Aufregung den Fußboden. „Niemals!“ rief sie

in Wut. „Allen bösen Mäulern zum Trost werde ich dir die verseuchte kleine Person fern zu halten wissen.“ Plötzlich stellte sie sich in hochmütiger Haltung vor den jungen Mann.

„Und darf ich mir nun noch die Frage erlauben, aus welchem Grund, und namentlich mit welchem Recht Sie sich in Dinge mischen, welche Ihnen fern liegen, und die Sie, um deutlich zu reden, ganz und gar nichts angehen? Sie handeln gegen alle gute Lebensart.“

Auch Herr Jünners war aufgestanden und antwortete ernst: „Daß mich die Angelegenheit näher angeht, als Sie denken, will ich Ihnen klar zu machen suchen. Meine erste Frage nach Lieschen, welche mit meinen liebsten Kindheits Erinnerungen eng verwoben ist, nahmen Sie, Frau Stadtpräsident, höchst ungnädig auf, erklärten auch bei derselben Gelegenheit, daß Sie ärztliche Behandlung der Kranken für überflüssig hielten. Damals schon betrachtete ich Ihr Vorgehen als unrichtig. Seither sind in meiner Gegenwart von verschiedenen Seiten Andeutungen laut geworden, welche mich stutzig machten; und wenn ich auch, wie schon gesagt, böswilligen Anschuldigungen gegen Ihre Person keinen Glauben schenkte, so beschäftigte mich um so lebhafter eine Bemerkung über meinen verstorbenen Vater, die mir zufällig im Kasino zu Ohren kam. Es hieß, der Doktor Jünners sei in seinen späteren Lebensjahren nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft gestanden; zudem habe er infolge seiner überhand nehmenden Augenschwäche in verschiedenen Fällen eine gänzlich unrichtige Diagnose gestellt. Wie, wenn der alte Mann sich auch in Bezug auf Lieschen geirrt hätte, als er ihren Zustand für unheilbar erklärte, wenn durch seine Schuld dies Menschenleben jeder Freude, seiner ganzen Jugend verlustig ginge? O, der Gedanke ist qualvoll; und seit das Gerücht verbreitet worden ist, Lieschen sei ein ganz allerliebstes Mädchen, dem weiter nichts fehle, als frische Luft und Umgang mit andern Menschen, da erkannte ich, daß ich eine Lauge für sie brechen müsse. Noch einmal, Frau Stadtpräsident, beschwöre ich Sie: Befolgen Sie meinen Rat. Widerlegen Sie alle diejenigen, welche Ihnen eigennützige Beweggründe unterschieben!“

„Ich habe nichts zu widerlegen. Und nach der schweren Beleidigung, welche mir durch Sie widerfahren ist, bleibt mir auch Ihnen gegenüber nur ein einziges Wort übrig: Leben Sie wohl.“

„O Mama — ihr werdet euch doch nicht zanken? — Und morgen Abend — und mein Kostüm — und die Kamelien, welche nicht eine meiner Freundinnen aufzuweisen haben wird? Es wäre garstig von euch!“ schrie Luisechen in heller Angst. „Mama, du wirst mir den Abend nicht verderben! Sag, daß wir gehen werden!“



„Frau Stadtpräsident denkt gar nicht daran, Jungfer Luischen. Wir wollen doch alle zusammen gute Freunde bleiben, trotz der verschiedenen Meinungen.“

Die Dame lief ein paarmal schnell atmend hin und her. Dann blieb sie vor Herrn Inners stehen.

„Sie machen mir's schwer, junger Mann, an Ihre Freundschaft zu glauben. Trotzdem sage ich für morgen noch einmal zu, und wär's auch nur, damit jene ungenannte Brieffschreiberin die Ruhlosigkeit ihrer Anstrengungen mit Augen sieht.“

„Bravo!“ rief der Herr Rektor hier endlich dazwischen. Bei dem Streit war sein lebhaftestes Empfinden die Befürchtung gewesen, die Wenigen, welche er bei sich zu sehen pflegte, möchten sich dauernd miteinander verfeinden. „Bravo! laßt uns die Sache in Frieden und Ruhe beilegen. Daß du recht behältst, Inners, bezweifle ich. Wer einmal verdorbenes Blut in sich hat, siehst du, dem ist das Urtheil gesprochen. Dennoch sehe ich nicht ein, Frau Schwester, warum wir uns dem Vorschlag, dem Mädchen etwas Freiheit zu gönnen, widersetzen sollten. Nur, versteht mich wohl, will ich nicht mit dabei sein, denn, wie gesagt, ich mißtraue dem Experiment. Laßt sehen. Heute haben wir den 28. Februar. März — April — dann Mai, von dem man mit Fug und Recht Wärme und Sonnenschein erwarten darf. Frau Schwester, im Mai sollt ihr reisen, alle miteinander, du und Luischen, und die andre mit dem Seraph oder wie das himmlische Geschöpf genannt wird, hinauf ins schöne Schwendithal. Dort kann sie Luft und Licht genießen, so viel sie mag; und da so frühzeitig keine Fremden einzutreffen pflegen, so wird es auch nicht schaden, wenn sie hie und da eine ihrer Vorstellungen zu geben für gut fände. Sollte der geplante Aufenthalt wider Erwarten ohne dergleichen verlaufen, so — will ich mich verpflichten, das Mädchen nach ihrer Zurückkunft — hier zu sehen.“

Frau Stadtpräsident dankte, mehr bedrückt als freudig. Luischen that es mit einer stürmischen Umarmung. Darauf verabschiedeten sich die beiden. Wenige Schritte vom Lindenheim entfernt hob die Mutter, getröstet durch das Entzücken ihres Kindes, schon wieder den Kopf. Zwischen Februar und Mai lag manche Woche. Was konnte inzwischen nicht alles geschehen!

## 8.

## Nach dem Ball.

Zu erzählen, wie Luischen gestrahlt hatte im Kostüm eines italienischen Blumenmädchens, vervollkommen durch den herrlichen, von Pieschens Mutter herstammenden Perlenschmuck; wie sie den Onkel kniefällig und mit nassen Augen bestürmt hatte,

sie Sträußchen binden zu lassen für ihr Körbchen; wie der halb Entzweigerissene nach mannhafter Gegenwehr sich dahin mit ihr einigte, daß er ihr gestattete, ihrem Tischherrschaft ein Knopflochsträußchen zu pflücken; wie Luischen später sich der sie umzingelnden Tänzer kaum zu erwehren mußte, und bitterer Groll zu entstehen drohte über die Frage, welches der drei zugleich angebotenen Limonadengläser die hohe Ehre haben solle, von ihren Lippen berührt zu werden; wie sie nach Aufwand bedeutender Geistesstärke die beruhigende Lösung fand, aus jedem der drei Gläser genau ein Drittel zu trinken; wie sie endlich mit Herrn Inners ein Vielliebchen aß, unter der Bedingung, daß derjenige verloren hätte, welcher dem andern etwas Angebotenes abnähme und wie sie den Tischherrschaft, der ihr alle Augenblicke einen Teller mit Konfekt hinhielt, ganz sachte auf die schlüpfrige Bahn des Erzählens zu leiten wußte, wobei er, gänzlich in die Rückerinnerung seiner Erlebnisse getaucht, mit nichtwissender Hand eine Feige vom angebotenen Teller nahm.

All das im einzelnen, wie sich gebührte, wieder zu geben, läßt leider der Raum dieser Chronik nicht zu.

Genug, es war schön, es war entzückend gewesen, und hatte — unter uns gesagt — bis morgens fünf Uhr gedauert, für das damalige Frostdheim eine unerhörte Stunde. Auch hatten durchaus nicht alle Anwesenden teil genommen an solcher Ausschreitung. Eingedenk der guten Sitte, war Frau Regierungsrat mit ihren Töchtern volle vier Stunden zuvor aufgebrochen, zum nicht geringen Bedauern des Neuenwirtes, welcher solch kostbaren Wandschmuck nur ungern missen mochte. Ging doch die Sage, daß jede einzelne der vier vornehmen Klassen ihre 100 000 Francs wert sei.

Trotz der verlängerten Tanzfreude schlief Luischen durchaus nicht bis in den hellen Tag hinein. Hatte sie doch dem Onkel versprochen, ihm beim Frühstück alles, was ihr begegnet sei, haarklein und brühwarm mitzuteilen. Die frische Morgenluft scheuchte jede Spur von Müdigkeit aus ihren munteren Augen. Pünktlich traf sie mit der Mutter beim Onkel ein, und dann ging's ans Erzählen.

Daß es sich so verhielt, konnte Herr Ingenieur Inners natürlich nicht wissen. Von der Arbeit dispenzierte er sich am heutigen Tage, erhob sich aber doch, da auch er kein Bangschläfer war, zu gewohnter Morgenstunde.

Als Toilette und Frühstück besorgt waren, entnahm er seinem Schreibtisch ein zierliches Büchlein, dessen Inhalt an kernigen Weisheitsprüchen den Goldschnitt und hübschen Einband durchaus rechtfertigte, und setzte sich hin, um auf das Schutzblatt folgende Widmung zu schreiben:



## An Luisechen.

„Es ist ein gar zu seltsam Ding!  
 Wenn ich mit schönen Frauen wette,  
 So ist mir's immer gleich zu Mut,  
 Als ob ich schon verloren hätte.  
 Und geb' ich noch so eifrig acht,  
 Mein Schicksal thut mir's doch zu Leide:  
 Bald gilt's ein Buch, bald gilt's mein Herz —  
 Und oft verlier' ich alle beide!“

Merkwürdig, wie prompt das Buch zur Hand, der Spruch aus der Feder war! Ob damit ein bereits fertig gedachter Plan in Verbindung stand? Fast schien es so.

Herr Inners rüstete sich zu einem wiederherstellenden Lauf um die Stadt herum, dessen Endziel kein anderes war, als — die „Obere Gerechtigkeit“.

Wohl mußte er, daß dies nicht die Stunde war, da Frau Stadtpräsident Besuch empfing. Allein er mochte sich denken, daß der heutige Tag wohl eine Ausnahme sei von der Regel, und Mutter und Tochter jedenfalls zu Hause zu treffen sein würden.

Der Zufall wollte ihm wohl, falls er in seinen Gedanken beschlossen hatte, in Abwesenheit der Hausfrau, an welche er vergebens gute Worte verschwendet hatte, in das feindliche Revier einzudringen. Er brauchte nicht erst zu läuten; denn vor dem Hause stand ein kleiner Wagen mit Holzrollen zum Einheizen, welche vom Bauern und dessen Sohn nach dem im Hofraum befindlichen Schuppen geschafft wurden. Infolgedessen war die Hausthür nicht wie sonst ängstlich verschlossen, sondern nur angelehnt.

Herr Inners stieg also ungehindert die Treppe hinan. Oben war im Augenblick niemand zu sehen. Dagegen ertönte aus der am Ende des langen Ganges gelegenen Wohnstube ein halbblautes, feines Singen.

„Also doch zu Hause! Übrigens eine herrliche Konstitution. Nicht die Spur von Schläffheit der Muskeln oder Reizbarkeit der Nerven. Studiert wahrhaftig schon wieder ein Liedchen ein,“ dachte sich der Eindringling.

Während dieser Betrachtung gelangte er über den weichen Läufer zur Zimmerthür und that einen Blick durch die leicht verhängte Scheibe.

Was er zu sehen bekam, das hatte er allerdings nicht vermutet.

An der Seitenwand stand mit zurückgeschlagenem Deckel das kleine alte Taselklavier, und davor saß eine zierliche Mädchengestalt, vom jüdisch gewachsenen Luisechen so verschieden wie möglich. Herr Inners mochte fürchten, vor einer Erscheinung zu stehen, welche im nächsten Augenblick in Düsternissen löst, und pochte wohl deshalb so atemlos hastig an. Im Augenblick fiel der Finger, welcher,

wie Kinder zu thun pflegen, die Tasten zu dem Luisechen abgehörchten Liede suchte, jäh herunter; das kleine Köpfchen wandte sich nach rückwärts, und ein Paar Rehaugen starrten weit geöffnet, in plötzlichem Schreck nach der Thür.

Sollte er umkehren, das zarte Wesen zu schonen? Doch während er sich die Frage vorlegte, trat er auch schon ein.

„Nur nicht erschrecken, kleines Lieschen! Vor mir werden Sie sich doch nicht fürchten? Ich bin ja nur der Fritz Inners.“

Die Angst hatte ihr alle Kraft benommen, so daß sie in den Sessel zurückgesunken war. Allmählich verwandelte sich der Ausdruck ihrer Augen in denjenigen bloßer Verwunderung.

„Der Fritz — Inners?“

„Freilich, Lieschen. Hast du auch etwa an mich gedacht?“

„Aber — der war ja ein lustiger kleiner Bub, welcher mich oben auf dem Estrich schaukeln ließ?“

„Das war er; aber seither hat der Bub Zeit gefunden, ein gutes Stück zu wachsen, wie du siehst.“

„Ja, es ist lange her. Ich hab' mich auch recht auf Sie befinnen müssen, als mir Angeli neulich von Ihnen erzählte. Sie sagt, Sie werden wohl das Luisechen nehmen, und der Frau Stadtpräsident sei das ganz recht.“

„Ei! das kluge Angeli scheint wahrhaftig besser Bescheid über mich zu wissen, als ich selber. Aber Lieschen, warum nennst du die Mutter „Frau Stadtpräsident?“

„Sie ist nicht meine Mutter! Nur eine Einzige will sie haben, hat das Luisechen neulich selber gesagt. Wenn ich erst gestorben bin, so freuen sich alle beide,“ berichtete sie trocken, als unumstößliche Thatsache.

„Armes Lieschen! So mußt du nicht sprechen; es soll nun im Gegenteil bald vieles besser werden für dich. Sieh, es ist mir soeben ganz von selber geschehen, daß ich dich Du genannt habe. Sprich doch ebenso zu mir, denn ich möchte dein Freund bleiben, wie ich's von jeher war.“

„Mein Freund?“ wiederholte sie gedehnt. „Ich hab' aber ja schon einen? „Du“ kann ich Sie schon nennen; aber heiraten, das geht nicht, weil ich's schon einem versprochen habe.“

Herr Inners prallte förmlich zurück. Also doch! Der Frau Stadtpräsident hatte er unrecht gethan, als er sich weigerte, an Schwachfönn zu glauben.

Aber gleichviel! Trotz alledem wollte er's durchsetzen, ihr Leben freier, menschenwürdiger, fröhlicher zu gestalten.

„Ist auch gar nicht nötig. Zu heiraten brauchen sich zwei nicht gleich. Aber sag' mir, hängt die



Schaukel immer noch oben? Erzähl' mir doch, wie du die Zeit zubringst und wo. Gar zu gern möchte ich's von dir selber hören."

"Ach, oft langweile ich mich recht. Nur des Morgens kann ich im Haus herumgehen, und ich denke, das Angeli wird mich wohl gleich zu holen kommen." Nach kurzem Sinnen sagte sie plötzlich: "Sag', möchtest du meine Stube sehen mit dem Bild der Mutter? Angeli sagt, ich sehe ihr ähnlich."

Der Vorschlag war ihm erwünscht. Willig ließ er sich an der Hand nach Oben führen. Die Umgebung, in welche das Mädchen gebannt war, deutete vielleicht die Wahrheit an; lauter als Worte mochte sie über Wohl- oder Übelwollen der Stiefmutter sprechen.

Er ward in ein großes, weißgetünchtes Gemach geführt, in welchem, der Thür gegenüber, zwei auf hellgrünem Grunde farbenreich bemalte Betten nebeneinander standen. Die eine Wand war von drei großen Schränken verstellt, welche mit unwahrscheinlichen Blumen, farbenprangenden Vögeln und sonderbaren Fabeltieren übermalt waren. Neben der Thür stand ein runder Tisch, mit bunter Rattundecke geschützt, welche von einer breiten gehäkelten Spitze umrändert war — offenbar Lieschens Hauptstück; denn gleich beim Eintritt sagte sie, die Arbeit liebevoll fingernd, voller Stolz: "Das hab' ich gemacht."

Der Fensterreihe entlang stand in nicht geringerer Farbenpracht als die ihr nahe verwandten übrigen Hausgeräte die schon früher erwähnte Truhe. Oben in die Decke war als Mittelfstück ein rundes Ölgemälde eingelassen, drei wohl der unbequemen Lage wegen krebsrot angelaufene Engelein, die am ultramarinblauen Himmel schwebten, darstellend. Außer einem altertümlichen Ofen mit vielen Bildern aus dem Alten Testament und dem Brustbild von Lieschens Mutter in stark ausgeschnittenem Kleide mit sehr kurzer Taille — dem einzigen Stück im Zimmer, worauf das Auge wohlgefällig ruhen mochte, war nichts Bemerkenswerthes an der Ausstattung. Es mochte die ins Haus gebrachte Aussteuer einer Ur-Urgroßmutter Lieschens sein, welche da, wo die harte solide Elfarbe das Holz nicht schützte, vom Wurm arg genug zernagt sein mußte. Im übrigen war's peinlich sauber rundum, und der Blick durch die hellen, von leichten Gardinen begrenzten Fenster auf die Laube hinaus, welche nach dem Hof durch ein geflochtenes Drahtgitter geschützt war, mochte im Sommer, wenn das lehtere wuchernden Schlingpflanzen zur Stütze diente — zahlreiche Töpfe ließen

darauf schließen — weniger gefängnisartig wirken, als im gegenwärtigen Zeitpunkt.

Raum hatte Herr Inners die Einrichtung gemustert, welche freilich geringen Komfort aufwies, gegen die sich indessen nichts Ernstliches einwenden ließ — es sei denn, daß die moderige, von dem jahrhundertealten Kram herrührende Luft der Gesundheit nicht förderlich war — da öffnete sich die Thüre, und herein schritt in ruhiger Haltung, als sei die Anwesenheit dieses Gastes etwas ganz Natürliches, Jungfer Angelika Fuchs.

Sie neigte sich leicht vor Herrn Inners und sagte: "Wie froh bin ich, daß Sie uns endlich aufgesucht haben!"

"So habt Ihr also meinen Besuch vorausgesehen?" fragte er in staunender Erwartung dessen, was die Wärterin ihm werde mitteilen wollen.

"Gewiß. Ist's nicht natürlich, daß Sie das Mädchen sehen wollten, das Sie vor Jahren so wohl gekannt haben? Und da Sie nun hier sind, möchte ich Sie um eine kurze Unterredung bitten. — Lieschen, mein Liebling, geh' in die Vorderstube. Der Bügelofen ist angezündet, das Eisen steht bereit. Wenn du willst, magst du deine Sacktücher bügeln."

"Und nun, Herr Inners, nehmen Sie Platz, ich bitte. Man hat Ihnen mitgeteilt, Lieschen sei blödsinnig?"

"Etwas Ähnliches."

"Sie ist es so wenig als Sie oder ich. Absichtlich habe ich Ihnen heute Zeit gelassen, selbst darüber zu urteilen."

"Sie hat mich nun allerdings," sagte Herr Inners zögernd, "auf den Gedanken gebracht, daß etwas daran sein müsse; daß sie an Hysterie oder dergleichen leide. Ich war kaum fünf Minuten in ihrer Gesellschaft, als sie mir erst ihre Schwester zur Frau gab, und gleich darauf ihr Bedauern darüber äußerte, mich nicht heiraten zu können, da sie bereits verlobt sei."

Auf einen Moment war Angeli bestürzt, sagte sich indessen alsbald wieder.

"Herr Inners, was ist begreiflicher, als daß Lieschen in ihrer Abgeschiedenheit das Wenige, was ich sie habe lehren können, in schwärmerischer Weise aufgefaßt hat?" Sie faltete bewegt die Hände. "Meine ganze Weisheit besteht in meiner Religion. Und wenn Lieschen von einem Bräutigam gesprochen hat, so meinte sie wohl den ewigen, überirdischen, den Himmelsbräutigam, den sie sich in ihrem Herzen erkoren haben mag," log sie mit frommem Augenaufschlag.

(Fortsetzung folgt.)























## Also spricht Zarathustra.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von F. Szabran.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Tante Kufi strich sich mit bebenden Händen ihren Scheitel glatt.

„Eine ganz wilde Idee von dir, liebe Nichte,“ sagte sie unsicher. „Aber ich erkenne deine gute Absicht an — wirklich, das thue ich. Welch' erfinderischen Kopf du hast! Was sagen Sie dazu, lieber Graf?“

Graf Hellberg warf über die Zeitung einen Blick auf seine Tochter und dann einen zweiten auf Tante Kufi.

„Ja, meine gnädige Frau, was soll man denn dazu sagen?“ fragte er ziemlich orakelhaft zurück und verschwand wieder hinter seiner papiernen Schutzmauer.

„Papa ist ganz meiner Ansicht, ich weiß es,“ behauptete Käthe kühn.

„Ich müßte doch erst mit meinem Gemahl Rücksprache nehmen,“ wandte Tante Kufi ein.

„Jawohl, so lange wird die Kaiserin gerade hier warten — wer weiß, ob sie morgen noch da ist,“ entgegnete Käthe. „Wenn ich wie du wärest, ich setze mich gleich hin und schreibe — den! doch 'mal bloß: ein Mägdeheim nach deinem Muster in Japan! Was sag' ich denn: eins! Aus einem würden bald zwei, drei, ein Tugend! Und die armen Mägde brauchten nicht mehr auf der Straße herumzutrabbeln!“

Tante Kufi neigte sinnend ihr Haupt.

„Dieser Gedanke wäre ja wohl des Versuches wert,“ meinte sie zögernd, „und, wie du sehr richtig bemerktest: mehr als einen Refus hätte ich dabei nicht zu fürchten. Ich liebe es nicht, abgewiesen zu werden, aber um der guten Sache willen darf man keiner persönlichen Empfindlichkeit Raum geben. Indes weiß ich doch nicht, wie mein guter Mann über die Sache denken würde.“

„Ach, für den Onkel sag' ich gut,“ rief Käthe leichtsinnig, „der will doch immer, was du willst,“ verbesserte sie indes prompt ihre leichtfertige Behauptung. „Und nun, frische Fische, gute Fische! Schreib' 'mal rasch, ehe die andern kommen — wenn wir mittags heimkehren, hast du vielleicht schon deine Antwort.“

„O — aber ich kann doch nicht Japanisch —“

„Aber Französisch kannst du und Englisch. Ja,

ja, Englisch sprechen alle Japaner! Natürlich, Englisch! Na, komm nur rasch und schreibe — ich kann dir 'nen Bogen Papier, Fürstenformat, geben — Dorst hat welches —“

Und ehe Tante Kufi es sich versah, hatte Käthe die nur schwach Widerstrebende vom Stuhle in die Höhe gezogen und sie mit sanfter Gewalt in das Arbeitszimmer ihres Vaters gedrängt. Als sie allein ins Schlafzimmer zurückkehrte, fand sie ihren Vater noch am Frühstückstisch vor.

„Nun sag' 'mal bloß, was das heißen soll?“ fragte er heiter.

„Sie schreibt,“ sagte Käthe lakonisch.

„Vermutlich. Ich begreife nur deinen Eifer für diese Geschichte nicht!“

„Ach, weißt du, Papa,“ erwiderte Käthe, sich eine neue Tasse Thee einschenkend, „Tante Kufi gehört zu den Leuten, die man beschäftigen muß, wenn man Ruhe vor ihnen haben will. Warum soll man sich zu diesem Zweck nicht ihre Schwäche zu nutze machen? Wendenburg behauptet ja, daß Zarathustra dieses Mittel rekommandiert hat.“

„Und wenn die alte Diebstelcampen sich unsterblich damit blamiert?“

„Das ist ihre Sache, Papa, das geht keinen Menschen was an.“

„Außer dich selbst, Tochter, denn einen Mißerfolg wirst du auszubaden haben.“

„Was ich mir davor loofe! Ich bade sowieso alles aus, was Tante Kufi über die Leber läuft.“

„Nun, dann thue, was du nicht lassen kannst. Aber wenn sie selbst den andern nichts davon sagt, dann laß uns auch still davon sein — die Geschichte ist ja zu thöricht!“

Und Tante Kufi sagte, wenigstens vorläufig, wirklich nichts davon. Noch ehe Wendenburgs und Tiefenthals erschienen, hatte sie ihren Brief abgefaßt und Käthe mit seiner Beförderung betraut, die das Schreiben zunächst, wahrscheinlich um den Umschlag vom dicksten Elfenbeinpapier nicht der Gefahr aussetzen, von des Burschen Händen besetzt zu werden, in ein zweites Couvert steckte, den Burschen persönlich aussuchte und ihn mit seiner Mission betraut machte.

Nachdem noch der kleine Heinz Miß Knickerbockers Fürsorge anvertraut war, machte die Karawane sich auf den Weg und genoß gemeinsam alle Sehenswürdigkeiten, die auf dem Programm standen.

Wie verabredet trennte sich Rätke mit Tante Kuli zur festgesetzten Zeit von der übrigen Gesellschaft unter dem Versprechen, den Abend gemeinsam im Theater zuzubringen, und während Graf Hellberg mit Wendenburgs und Tiefenthals den gastlichen Tisch ihres Freundes aufsuchten, fuhr Rätke die todmüde Frau von Diefelcamp in einer Droschke zurück an den eignen Herd.

„Ein Brief für die gnädige Frau gekommen?“ war ihre erste Frage, als die Entreehür sich hinter den beiden Damen geschlossen.

„Zu Befehl, nein,“ war die prompte Antwort

baren wie imposanten Tracht eines japanischen Großen. Das Untergewand von schwerem, blauem Damast fiel ihm in reichen Falten bis an die Knöchel seiner Schnabelschuhe, das geschlichte Oberleid von schwarzem Atlas zeigte prächtige Goldstickerei, den Kopf bedeckte die barettartige schwarze Mütze. Beim Anblick der beiden Damen verbeugte er sich würdevoll und trat ihnen mit sicherem Anstand entgegen.

„Verzeihen Sie mein Eindringen in dieses hochherrliche Haus,“ sagte er in fließendem Deutsch mit leiser, melodischer Stimme. „Mein Name ist Marquis Tsing-Tsu-Hei, meine Würde Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin von Japan. An welche der Damen habe ich mich zu wenden?“

„Jedenfalls wohl an meine Tante, Frau von Diefelcamp. Ich bin die Gräfin Kirchwald,“ erklärte Rätke liebenswürdig.

Der Marquis verbeugte sich erst tief vor ihr, dann zweimal ebenso tief vor Tante Kuli, welche beide Komplimente unwillkürlich ebenso tief erwiderte, ohne natürlich eine Ahnung davon zu haben, welche groteskes Schauspiel sie damit gab, dessen Wirkung hinter ihrem Rücken sich in Rätkes Gesicht nur zu deutlich widerspiegelte, während dem Japaner die Ceremonie durchaus natürlich und selbstverständlich zu sein schien. Nach dem die Komplimente erledigt waren, nahm man Platz.

„Meine gnädigste und glorreichste Herrin, die Kaiserin



„Verzeihen Sie mein Eindringen in dieses hochherrliche Haus,“ sagte er in fließendem Deutsch mit leiser, melodischer Stimme.

des Dieners. „Aber ein — ein komischer Herr ist eben gekommen und verlangte die gnädige Frau zu sprechen. Ich wollte ihn erst nicht hereinlassen, aber er meinte, es wäre schon recht und da hab' ich ihn einstweilen in den Salon geführt.“

„Ein komischer Herr?“ fragte Rätke anscheinend sehr erstaunt. „Wieso denn komisch?“

„Befehl — ich dachte, weil es eine Maske wäre. Morgen ist ja Faschingssonntag und da laufen die Masken doch so auf der Straße 'rum und kommen in die Häuser. Aber er sagt, er ist keine, sondern ein wirklicher und ginge immer so.“

„Das ist spaßig. Na komm nur Tante und laß uns sehen, wer es ist!“

Frau von Diefelcamp, die mit hochgezogenen Brauen zugehört hatte, betrat mit ihrer Nichte den Salon, in dessen Mitte eine Figur stand, welche allerdings einen für europäische Augen ungewohnten Anblick bot — kurz ein Asiater in der ebenso kost-

hat den Brief Eurer Excellenz in Gnaden angenommen und höchst interessant zu finden geruht,“ begann der Marquis, sich abermals sitzend vor Tante Kuli verneigend.

„O, in der That —“ murmelte diese, vor Freude und Stolz errötend.

„Die Kaiserin,“ fuhr der Marquis mit wiederholten Komplimenten fort, „die Kaiserin hatte schon von dem von Eurer Excellenz begründeten Institute gehört und es in allerhöchster Gnade bedauert, dasselbe nicht besichtigen zu können. Der Reiseplan meiner glorreichen Herrin berührte indessen nur die großen Städte — um so mehr ist meine Gebieterin erfreut, bei ihrem durch eine Ruhepause notwendig gewordenen Aufenthalte hier die großherzige Begründerin des Pabalukinenheims zu finden. Meine erhabene Herrin hat mich beauftragt, Euer Excellenz zu sagen, daß sie die Gnade haben wollte, Eure Herrlichkeit zu empfangen, um aus Ihren Händen



die Beschreibung und Statuten der Anstalt entgegenzunehmen!"

Tante Kufi war überwältigt.

"O -- diese Gnade -- ich hätte darauf nie gerechnet," stammelte sie ganz konfus. "Aber die Broschüre ist deutsch verfaßt -- und -- und -- ja, mein Himmel, es fällt mir jetzt erst auf, daß auch Sie Deutsch sprechen, Herr Marquis."

Der Oberhofmeister verbeugte sich wieder.

"Wir gebildeten Japaner beherrschen fast alle europäischen Umgangssprachen," erwiderte er. "Die Kaiserin, meine glorreiche Gebieterin, liest das Deutsche, spricht es aber nicht und wird sich zweifellos meiner als Dolmetsch bedienen. Ihre Majestät haben die Gnade gehabt, für den Empfang Euer Excellenz in Allerhöchsthren Gemächern die vierte Stunde mitteleuropäischer Zeitrechnung am morgigen Tage zu bestimmen."

Tante Kufi, rot wie eine Puthenne vor Stolz und Freude, verbeugte sich so tief auf ihrem Sessel, daß sie mit der Nasenspitze ihre Kniee berührte.

"Ich werde nicht verfehlen, pünktlich zur Stelle zu sein," versicherte sie. "Indes, Herr Marquis -- meine Erfahrung im Hofceremoniell beschränkt sich auf die europäische Etikette -- dieselbe wird doch bei Ihrer Majestät keinen Anstoß erregen?"

"Die europäischen Hofgebräuche weichen von den unsern allerdings in Einigem ab," erklärte der Japaner, "und es dürfte unerlässlich erscheinen, sich unserer Etikette zu unterziehen. Euer Excellenz mögen indes ganz ohne Sorge sein -- ich werde die hohe Ehre und das ausgezeichnete Vergnügen haben, Euer Excellenz eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit im Vorzimmer Ihrer Majestät zu empfangen und mir dort die Freiheit nehmen, Eurer Excellenz die allernotwendigsten Anweisungen zu erteilen, die so einfach wie möglich sind. Es wird meine Sorge und Verantwortung sein, daß das Ceremoniell absolut richtig beobachtet wird."

"O -- ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte und Mühe," murmelte Tante Kufi. "Doch noch eine Frage, Herr Marquis! In welcher Toilette habe ich zu erscheinen?"

Der Marquis legte den Zeigefinger seiner Rechten an die Nase und runzelte die Stirn.

"Um --" murmelte er. "Diese wichtige Frage scheint ganz übersehen worden zu sein --" seine funkelnden Augen streiften Rätke, welche stumm und unbeweglich, aber mit sonderbar zitternden Nasenflügeln dasaß. "Thatsache ist, daß man bei uns vor der Majestät nur in seinem besten Gewande erscheint, respektive ein allerbestes dafür in Bereitschaft hält -- indes haben wir hier mit europäischen Begriffen zu rechnen -- ja -- hm -- Euer Excellenz werden daher wohl Courtoilette anzulegen haben!"

"Mein Gott -- und ich habe keine Courrobe mitgenommen," jammerte Tante Kufi in Agonie. "Aber -- halt! Wenn ich nach Hause telegraphierte, könnte das Kleid morgen früh hier sein -- meinst du nicht, liebe Rätke?"

"Aber sicherlich," krächzte die liebe Rätke mit ganz rotem Gesicht in ihr Taschentuch hinein, das einen plötzlichen Ausbruch, der wie ein schlecht unterdrücktes Niesen klang, nur unvollkommen der Aufmerksamkeit entzog.

"Ihre hochherrliche, glorreiche Gesundheit!" beeilte sich der Japaner mit unerschütterlichem Ernst unter einem tiefen Kompliment der Dame des Hauses zu wünschen.

"O, hast du dich erkältet?" fragte Tante Kufi mit mäßigem Interesse.

Rätke krächzte wieder etwas und bearbeitete ihre hübsche Nase unbarmherzig mit dem Taschentuche, doch der Marquis erhob sich und begann sich rückwärts unter Komplimenten zur Thür zu bewegen, indem er sich unter gewählten Ausdrücken empfahl und die Hoffnung aussprach, Frau von Diestelcamp's Angeseht morgen, ein Viertel vor vier Uhr, wieder erblicken zu dürfen. Überwältigt von dieser großartigen, orientalischen Höflichkeit, knickte und verbeugte sich Tante Kufi wie ein aufgezogener Automat, bis die Thür sich hinter dem Oberhofmeister geschlossen, dann erst gönnte sie ihren Knieen wieder die wohlthätige europäische Ruhe und wandte sich triumphierend nach Rätke um, die mit thränenden Augen hinter ihr stand.

"Nun, liebes Kind, siehst du deutlich, in welchem Ansehen ich stehe," rief sie mit berechtigtem Stolz. "Mein Name, meine Werke öffnen mir wie durch Zauber selbst die Pforte zum Gemache orientalischer Herrscher. Ich --"

Hier öffnete sich noch einmal die Pforte des Salons und der Marquis erschien auf der Schwelle.

"Möge die Gnade Eurer Excellenz mir dieses wiederholte Eindringen in diesen erhabenen Raum verzeihen," sagte er. "Möge Ihr unterthänigster Knecht wegen Vergesslichkeit nicht eine schlechte Meinung Eurer Excellenz verdient haben. Indes, da Ihre Majestät, meine glorreiche Gebieterin, infognito hier weilt, habe ich die Pflicht, Euer Excellenz zu bitten, diese Audienz so lange geheim zu halten, bis die Kaiserin das Reichbild dieser Stadt wieder verlassen hat."

"Natürlich, bester Herr Marquis, natürlich," beeilte Tante Kufi sich lebenswürdig zu erwidern. "Ich hatte auch nur die Absicht, meinen Gemahl von der mir bevorstehenden Ehre zu unterrichten!"

"Wollen Euer Excellenz die Gnade haben, dies nachträglich zu thun," entgegnete der Marquis eindringlich. "Ihre Majestät würde sich sehr peinlich

berührt fühlen, wenn der beabsichtigte Empfang, bevor er stattgefunden, schriftlich in eine andere Stadt mitgeteilt würde.“

„Dann — natürlich ist der Wunsch Ihrer Majestät mir Befehl,“ erklärte Tante Kuli und der Marquis empfahl sich definitiv.

„Seltsam sind sie doch, diese fremdländischen Monarchen,“ meinte Tante Kuli achselzuckend, als er gegangen. „Als ob eine Silbe von dem, was ich meinem Gatten schreibe, in die Welt bringen könnte, wenn dies nicht der Fall sein soll. Doch mag es sein — ich kann morgen nach der Audienz telegraphieren. Doch nun die Depesche um meine Courrober. Man denke nur: eine Audienz in Courrober! Doch es ist eben ein Ausnahmefall, und ich werde zeit meines Lebens von der Erinnerung an ihn zehren!“

„Ich denke auch,“ murmelte Käthe ihrer schleunigst nach ihrem Zimmer entschwebenden Tante nach.

Vor den Hausgenossen konnte indes kein Geheimnis aus der Sache gemacht werden, soviel wurde von Tante Kuli festgestellt und darum wurden sowohl Graf Hellberg als auch Tiefenthal und Wendenburgs unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit in die hochwichtige Sache von Tante Kuli höchstselbst eingeweiht.

„Na, da schlag' doch gleich das Donnerwetter in die frische Milch!“ schrie Tiefenthal im ersten Staunen aus. „Was man hier nicht alles erlebt! Aber ich hab' die Zeitung doch auch gelesen — Hans will ich heißen, wenn was von der Kaiserin von Japan drin stand!“

„Hast es übersehen, weil's dich nicht interessierte,“ meinte Graf Hellberg, „hier liegt die Zeitung noch.“

Kopfschüttelnd las der brave Tiefenthal die fettgedruckten Stellen.

„Muß ich rein den Pühnerplinz gehabt haben, das nicht zu sehen,“ meinte er verblüfft. „Datum stimmt. Sollt' ich schon solch ein alter Tapermichel sein?“

„Scheint so,“ meinte Theone trocken.

Tante Kuli war den ganzen Abend in sehr gehobener Stimmung und ganz geneigt, Gnaden auszuheilen. Sie hatte indes eine schlechte Nacht, teils aus Aufregung, teils aus Furcht, das Kleid möchte nicht ankommen und der folgende Morgen wurde Käthe förmlich verbittert durch das unablässige Fragen der Tante, ob

der Gilbote immer und wirklich noch nicht erschienen sei und ob sie sich aufhängen oder erschießen sollte, wenn das Kleid nicht käme. Höchst erbittert und verbrieftlich gab Käthe ihr den guten Rat, beides zu thun, was ein Zetergeschrei über herzlose Verwandte zur Folge hatte, in eine etwas warme Scene überging und in einem Weintrampse gipfelte, der indes auf der Stelle aufhörte, als mitten darin wirklich der Gilbote mit dem mächtigen Papplarton erschien.

Völlig beruhigt und voll überströmender Gnade verzicht Tante Kuli ihrer Rechte die voreilige Rede und breitete vor ihren staunenden Augen das Festgewand aus: eine silberbrotscherte, zartlila Damastrobe, dekolléiert und mit Spitzen gepußt und dazu eine meterlange Coureschleppe von violetter Sammet mit Garnitur von lila Straußenseiden — nein, Tante Kuli war nicht knidrig, wenn es galt, ihren sündigen Leib zu schmücken, wie Käthe, Gottlob nur inwendig, konstatierte.

Gleich nach dem zeitigen Mittagessen begann Tante Kuli die Toilette und gewährte den versammelten Verwandten die Gnade, sie in ihrem Glanze bewundern zu dürfen. Käthe hatte sich dienstfertig erbboten, die Tante im Wagen bis zu dem Hotel zu begleiten, sie half ihr, den kostbaren, zobelbesetzten grünsamtnen Abendmantel umlegen und fuhr mit ihrem gepußten Gaste davon, während die andern ausgingen, um das heute schon herrschende bunte Maskentreiben auf den Straßen in nächster Nähe zu sehen.

Mit dem Schlage 4, 4 Uhr rollte der Wagen mit Tante Kuli und Käthe vor der Einfahrt des Hotel Kronprinz vor — ein evident bereitstehender junger Herr in europäischer Tracht riß den Schlag auf und reichte Frau von Diestelcamp den Arm, um sie die Treppe hinaufzuführen — was aus Käthe geworden und wohin sie gekommen, fiel Tante Kuli gar nicht ein, sich zu



Mit dem Schlage 4, 4 Uhr rollte der Wagen mit Tante Kuli und Käthe vor das Hotel Kronprinz.

erkundigen — sie hatte an anderes zu denken, als an ihre unbedeutende Nichte.

Ein kleiner Salon im ersten Stock nahm sie zuerst auf — hier nahm ihr ein japanischer Diener den Mantel ab, hier empfing sie der Marquis mit einem solchen Strome japanischer Höflichkeitsphrasen, daß sie beim besten Willen nicht dazu kam, auch nur etwas anderes, als: „Ja, ja,“ „Gewiß!“ „Sehr, sehr gütig“ zwischendurch zu murmeln. Der Marquis bewunderte in unablässig dahingleitendem Rede-  
strom die kostbare Toilette, das blühende Aussehen

der Trägerin dieses Glanzes, erzählte von dem Interesse seiner glorreichen Herrin für sie, kam aufs Wetter zu reden, konstatierte, daß es hier bedeutend kälter sei, als bei ihm daheim, enthusiastisierte sich für europäische Kultur — kurz er redete, redete und redete, daß das Zimmer sich anfang, um Tante Ruki zu drehen, indem sie vergeblich versuchte, einige ihr am Herzen liegende Fragen anzubringen. Und dabei hörte sie's draußen vier Uhr schlagen, sie hörte es ein Viertel nach schlagen und lauschte gespannt auf den Glockenschlag der halben Stunde und immer noch sprach der

Marquis weiter in ungehemmtem, unhemmbarem, unverfieglichem Redestrom.

„Wahrscheinlich ist das japanische Stilette,“ dachte Tante Ruki halbverzweifelt und total müde gemacht.

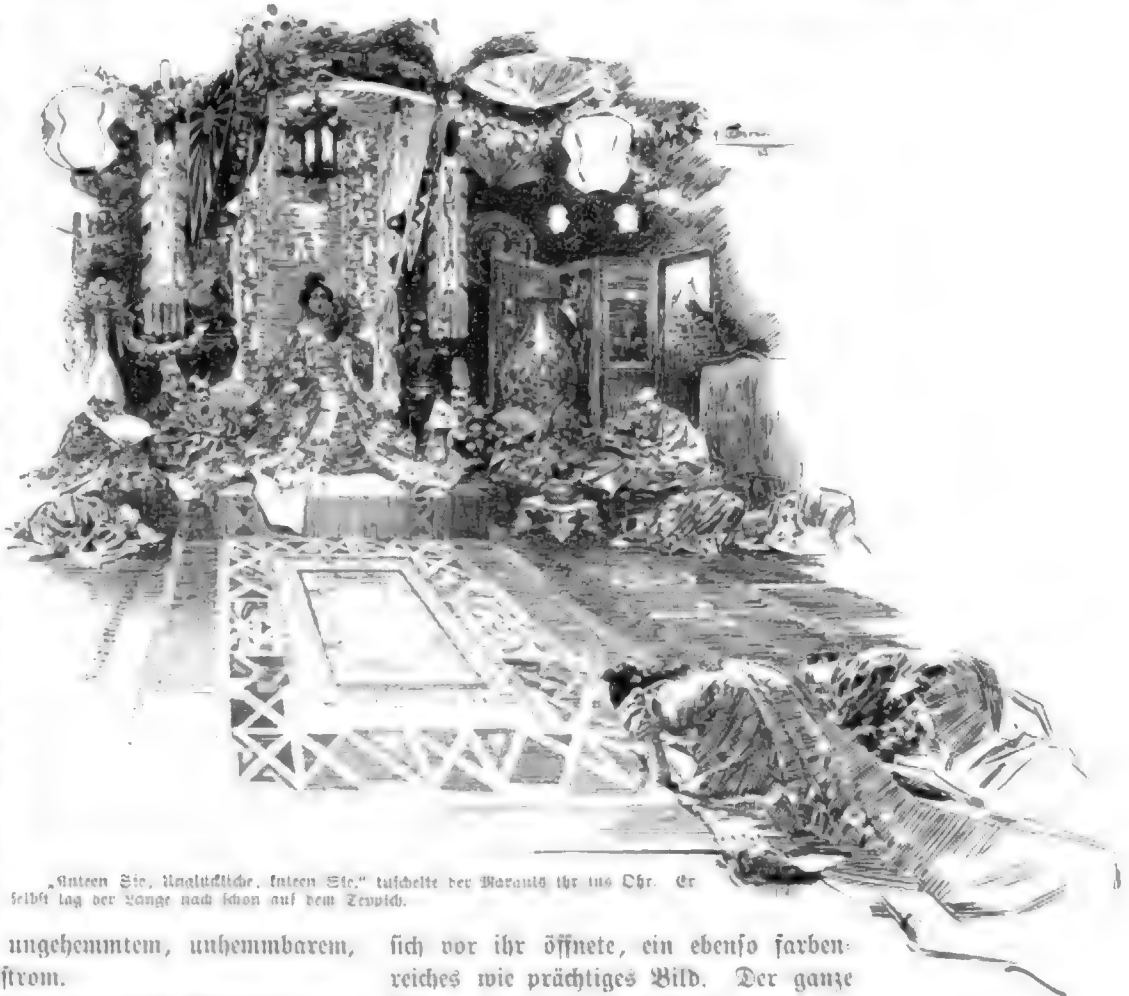
Da ertönte der ohrenzerreißende Schlag eines japanischen Gong dreimal dröhnend im Nebenzimmer, die Thür öffnete sich und ein pompös kostümierter Würdenträger erschien, strohend von goldgestickten Gewändern, und schrie in einem Tante Ruki unverständlichen Idiom etwas ins Zimmer hinein.

„Die Kaiserin ist bereit,“ übersetzte der Marquis die Botschaft und erhob sich.

„Aber das Ceremoniell — was habe ich zu thun?“ gapste Tante Ruki kreidebleich vor Aufregung und Angst.

„O, haben Sie keine Sorge,“ versicherte der Marquis lächelnd, wenn auch sichtlich etwas erschöpft von seinen oratorischen Anstrengungen. „Machen Sie nur jede Bewegung nach, die ich mache — Sie wissen ja, daß man vor unsrer Majestät nur knieend spricht, ihr nur auf den Knien nahen darf — kommen Sie, kommen Sie schnell, der Gong ruft wieder — wir dürfen die Kaiserin nicht warten lassen!“

Schon war die Thür von zwei bunt gekleideten Dienern aufgerissen worden und auf der Schwelle stehend, sah Tante Ruki in dem großen Salon, der



„Ante Sie, Unglückliche, Ante Sie.“ tuschelte der Marquis ihr ins Ohr. Er selbst lag der Länge nach schon auf dem Zewpich.

sich vor ihr öffnete, ein ebenso farbenreiches wie prächtiges Bild. Der ganze Raum war mit japanischen Schirmen, Fächern, bunten Ampeln, Malartbouquets und Guirlanden von künstlichen Blumen seenhaft decoriert; auf einem erhöhten Thronessell unter einem seidnen Baldachin mit Pfauensefərbouquets gerafft, saß die Kaiserin im goldgestickten, gelben Sammetgewande, einen Fächer von Pfauensefėrn in der Hand, hinter ihr hockten auf niedern Taburets prächtig geschmückte Würdenträger, vor ihr, im Halbkreise, lagen wohl ein Duzend andrer Personen auf den Knien, das Gesicht zur Erde geneigt. Es war ein ebenso fremdartiger, wie prächtiger und etwas beklemmender Anblick.

Tante Kuki bemerkte zur Not, daß die Kaiserin ein gelbes, wenn auch noch ziemlich junges Gesicht hatte, daß ihre Augenbrauen von der Nasenwurzel hochgezogen waren und in ihrem schwarzen, kunstreich frisiertem Haar eine Masse glitzernder Pfeile und Nadeln schwankten, dann fühlte sie sich mit sanfter Gewalt zu Boden gezogen.

„Knien Sie, Unglückliche, knien Sie,“ tuschelte der Marquis ihr ins Ohr. Er selbst lag der Länge nach schon auf dem Teppich.

Entsetzt von der Bezeichnung „Unglückliche,“ sank Tante Kuki auf die Kniee und neigte ihr federger-schmücktes Haupt bis zur Erde.

„Nun rutschen Sie mit mir vorwärts, bis ich ‚Halt‘ sage,“ flüsterte der Marquis und begann sich auf Händen und Knien vorwärts zu bewegen. Aber das war leichter gesagt, wie gethan, denn Tante Kukis Kleid hinderte sie so erfolgreich an der ersten Bewegung, daß sie unsanft mit der Nase den Teppich berührte.

„Ziehen Sie Ihr Kleid etwas vor und kommen Sie! Was zögern Sie, Unglückliche? Man zaudert nicht vor der Kaiserin von Japan,“ tuschelte der Marquis dicht an ihrem Ohr.

Tante Kuki stöhnte und versuchte, ihre Füße von dem Kleide zu befreien.

„Es geht nicht, es sitzt fest,“ hauchte sie in den Teppich, aus dem der Staub ihr in der Nase zu kitzeln anfieng.

Aber es ging doch, denn ein auf dem Bauche herankriechender Diener löste den widerspenstigen Kleiderfaum von ihrem Fuße und hielt den Stoff so, daß ein Vorwärtzrutschen dadurch wenigstens nicht zur Unmöglichkeit wurde.

„Halt,“ gebot der Marquis nach einigen qualvollen Momenten ungewohnter Fortbewegungsweise und tief aufatmend stellte Tante Kuki nur zu gern ihre Kriechversuche ein.

„Ischeitschun halischtschun kischtsunsch hei, hei!“ ertönte nun eine näselnde, etwas entfernt klingende Stimme.

„Ihre Majestät die Kaiserin heißt Euer Exzellenz willkommen,“ übersetzte der Marquis laut.

„Ich ersterbe in Dankbarkeit und Ergebenheit vor Ihrer Majestät,“ antwortete Tante Kuki in den Teppich herein.

„Xi Hung Tschang, Jte, wei-hei-wei!“ Klang es wieder wie aus der Ferne herab.

„Ihre Majestät die Kaiserin wünscht Ihnen Frieden, Glück und langes Leben,“ übersetzte der Marquis.

Tante Kuki dachte, es wäre ihr lieber, wenn die Kaiserin ihr Aufstehen wünschte, aber damit war es leider nichts, denn noch eine ganze Weile lang mußte sie ähnliche Wohlfahrtswünsche über sich er-

gehen lassen und gebührend beantworten. Soviel gute Sachen hatte man Tante Kuki noch niemals in einem Atem gewünscht und es hätte sie sicher auch ganz anders beseligt, wenn ihre Stellung auf den Knien mit der Nase in dem schrecklich nach Staub riechenden Teppich nicht so verzweifelt unbequem gewesen wäre. Indes erhielt sie keine Order, sich zu erheben, nur die leisen Ermahnungen des Marquis, unter keinen Umständen die Stellung zu verändern. Sie erfuhr dann nach den vielen Heils- und Segenswünschen der scheinbar sehr gnädigen Monarchin, daß dieselbe Beschreibung und Statuten des Mägdeheims entgegenahme und beides eingehend prüfen wollte, hörte, daß sie zur Belohnung für ihre unendlichen Verdienste auf dem Gebiete der Humanität den japanischen Orden der aufgehenden Sonne erhalten sollte, und dann kam eine Pause, in der es klang, als ob jemand mit rauschenden Gewändern einherginge.

„Bitten Sie noch um eine Gnade,“ tuschelte der Marquis.

„Ich — o — ach! Darf ich der Kaiserin die Hand küssen?“ fragte Tante Kuki.

„Ich werde versuchen, den Wunsch in passende Worte zu kleiden,“ versicherte der Marquis. Es erfolgte dann wieder ein japanisches Kolloquium, dann faßte jemand Tante Kuki an den Schultern und hob sie mit dem Oberkörper empor, eine kräftige, weiße Hand wurde ihr vorgehalten, auf die sie, halb blind von ihrer langen, gebückten Lage, halbwegs einen Kuß hauchte, dann wurde ihr Kopf wieder herabgedrückt, schwere Stoffe rauschten, eine Thür ging —

„Die Kaiserin hat sich entfernt, Sie dürfen sich aufrichten,“ sagte der Marquis.

Ganz betäubt, mit schmerzdem Rücken und Genick sah Tante Kuki auf — richtig, der Thron war leer, die Kaiserin mit der Hälfte ihrer Suite verschwunden. Zwei dienstfertige Herren des Hofes halfen freundlich lächelnd der Knieenden wieder auf die eingeschlafenen Füße, der Marquis empfahl sich unter tausend Komplimenten, und ehe Tante Kuki noch ein Wort reden konnte, hatte ihr der Herr im europäischen Civil schon den Mantel umgehängt, sie sorglich die Treppe herabgeleitet, in den bereitstehenden Wagen verladen und war dann verschwunden, ehe sie noch „danke“ gesagt hatte.

Es war kurz nach sechs Uhr abends an diesem für Tante Kuki so denkwürdigen Tage, als Käte nach Hause zurückkehrte. Ob sie sich das Maskentreiben auf den Straßen auf eigene Faust angesehen, war schwer zu entscheiden, jedenfalls schien sie außerordentlich vergnügt zu sein, denn sie sprang die



Treppen, nach altgewohnter Art immer zwei Stufen auf einmal nehmend, empor und piff dazu die bekannte Melodie aus „Carmen“:

„Auf in den Kampf, Torero!

Mut in der Brust, siegesbewußt!“

Und in der That sah sie auch ganz aus, als ob ihr ein großer Coup schon gelungen wäre und ein noch größerer so gut wie gelungen. Oben an ihrer Entreehür angelangt, klingelte sie nicht, sondern öffnete sich mit eigenem Drücker, fuhr in ihrer gleichfalls sattfam bekannten Wirbelwindmanier hinein in das Entree und — stand Herrn von Diestelcamp gegenüber, der sich, anscheinend stark erhit, im kühlen Korridor mit dem Taschentuch größere Kühlung zusäfelte.

„Nanu, Onkel, wo kommst du denn her?“ fragte Käthe endlich mit merkwürdig langem Gesicht.

„Guten Abend, liebe Nichte — dein unterthänigster Diener,“ erwiderte der Hofmarschall den unceremoniellen Gruß mit nie versagender Höflichkeit. „Meine Geschäfte haben sich schneller erledigen lassen, als ich gemeint und ich kam daher, kurz entschlossen, eher zurück, ohne mich vorher anzumelden, wofür ich deine gnädige Entschuldigung erbitte.“

„O,“ stotterte Käthe zerstreut — die Melodie vom siegesbewußten Torero schien ihr auf den Lippen erstorben.

„Ja — hm!“ räusperte sich Herr von Diestelcamp, sein Taschentuch wie eine Parlamentärsflagge schwenkend, „ich kam hier so gegen fünf Uhr an und fand das ganze Nest leer — total ausgestorben und hörte von der Dienerschaft einen höchst konfuse Bericht über einen komischen Besuch, den meine liebe Frau empfangen hätte, und daß sie um <sup>1</sup>/<sub>2</sub> 4 Uhr mit dir ausgefahren sei. Nun gut, ich warte also, da ich nicht weiß, wo ich sie suchen soll. Gegen <sup>1</sup>/<sub>2</sub> 6 Uhr kommt sie dann allein an — hm — ich denke, der Schlag soll mich rühren — in Courtoilette und überstürzt mich mit einer Erzählung von einer Audienz, die sie bei der Kaiserin von Japan gehabt haben will. Unter uns, gnädigste Nichte — ich habe fest geglaubt, der Verstand meiner lieben Frau habe sich ein wenig derangiert, wahrhaftig, das habe ich geglaubt — der Himmel verzeihe mir den schändlichen Verdacht!“

„Natürlich!“ gab Käthe zu. „Die Sache ist ganz in Richtigkeit!“

„Hm!“ sagte der Hofmarschall nachdenklich und fuhr lebhafter fort: „Ja, und dann kam dein verehrter Vater mit den Tiefenthalschen und Wendenburgischen Herrschaften zurück, und nun sitzt meine liebe Frau immer noch in Courtoilette mitten unter ihnen und schwacht, pardon, erzählt von der Audienz, von dem scharmanten Marquis, der gnädigen Kaiserin und dem ganzen japanischen Prunk und Vere-

moniell, daß mir's endlich siedend heiß geworden ist und ich hinausgelaufen bin —“

„Warum denn, wenn Tante Kati doch so begeistert von der Audienz ist?“ fragte Käthe leicht.

„Warum?“ wiederholte Herr von Diestelcamp, sein Taschentuch schwenkend. „Gnädigste Nichte, du bist eine sehr kluge kleine Frau und wirst es begreifen, daß es deprimierend ist, wenn man die einem sehr nahe Stehenden — hm — hm — weniger klug finden muß. Hm! Ich möchte um nichts in der Welt mit der Affaire von der Kaiserin von Japan etwas zu thun haben — nicht um eine Milliarde. Ich weiß von nichts und will von nichts wissen, aber verdenken wirst du es mir nicht, wenn ich trotzdem den Wunsch hege, die Situation zu retten. Und als ich dich eben die Treppe hinaufkommen hörte — „Mut in der Brust, siegesbewußt!“ — Da kam mir der Gedanke, daß du ein gutes Wort zu guter Zeit nicht verschmähen wirst, denn du bist, wie gesagt, eine kluge kleine Frau.“

„Na, und der langen Rede kurzer Sinn ist —? Schieß' los, Onkelchen, schieß' ungeniert los,“ ermunterte Käthe, deren Gesicht sich wieder aufzuheben begann.

„Ja, liebe Nichte, siehst du, eitle Menschen, deren Horizont eben seine Grenzen hat — ohne Namen nennen zu wollen — siehst du — hm! Solche Menschen vertragen es positiv nicht, wenn man sie exponiert. Das ist nun einmal nicht anders! Wenn man von solchen Menschen etwas erlangen will, muß man sich eben in sie schicken und sich ihre Schwächen zu nuge machen —“

„Also spricht Zarathustra, Onkelchen!“

„In der That? Nun, er hat damit eine höchst alte, abgenutzte Weisheit ausgesprochen und hätte hinzufügen müssen: so zu nuge machen, daß es den Anschein hat, als wären sie die Schiebenden gewesen statt der Geschobenen. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst.“

„Es dämmert wenigstens, Onkelchen. Fahr nur fort!“ nickte Käthe heiter.

„Ich habe gesprochen, gnädige Nichte!“

„Nur halb, wie ein echter Diplomat,“ erwiderte Käthe. „Aber es genügt — die andere Hälfte kann ich mir schon allein dazu denken.“

„Ah!“ flötete der Hofmarschall mit seinem Lächeln. „Ich habe es ja immer gesagt, daß du eine kluge, sehr kluge kleine Frau bist!“

„Und ich,“ fiel Käthe ein, „ich habe es mir hundertmal gedacht, daß du ein sehr lieber, kluger, vortrefflicher Onkel bist, der, wo andere Leute — ohne Namen nennen zu wollen — mit einem Zaunpfahl dreinschlagen wollen, ihnen geschickt ein goldenes Zauberstäbchen dafür in die Hand drückt! Also schönen Dank, Onkelchen — ich werde mich

schon vorsehen, daß ich über den Zaunpfahl, der kurzer Hand über Bord geworfen ist, nicht noch stolpere. Geh' du nur inzwischen wieder hinein — ich lege bloß ab und sehe 'mal nach Heinz und komme dann in den Salon — Mut in der Brust, siegesbewußt! Nur das eine laß mich noch aus vollster Überzeugung konstatieren: Zarathustra war ein Waisenknabe gegen dich! Er hat gesprochen, du hast's ergänzt! Auf Wiedersehen!"

Und Käthe verschwand in ihre Gemächer, wo sie erst einen Moment sinnend stand mit gerunzelter Stirn. Dann lachte sie leise vor sich hin, warf ihre Straßenhüllen ab, applizierte Heinz einen Kuß und ging dann geradewegs mit erhobenem Kopfe in den Salon, wo Tante Ruki grazios im vollen Courstaate in einen Fauteuil lehnte, eine Tasse Thee in der Hand, umringt von dem Kreise der Verwandten, die ihrem leicht dahinfließenden Vortrage mit Gesichter zuhörten, denen man ansah, daß sie nur widerwillig einen Zaunkönig für einen Kolibri acceptierten.

"Da bist du ja endlich!" rief Tante Ruki ihrer Nichte entgegen. "Wo bist du denn nur geblieben?"

"Ich habe die Masken gesehen — 's ist ja heut' Faschingssonntag," erwiderte Käthe, den Kreis mit einem Knicks begrüßend. "Guten Abend, ihr edlen Damen und Herren! Giebt's noch eine Tasse Thee für mich? Ja? Na, das ist schön! Danke, danke, liebe Fee! Kuchen, Theone? Natürlich viel Kuchen! So was macht Hunger. Na, hat euch Tante Ruki ihre Erlebnisse erzählt? Alles?"

"Haarklein," bestätigte Theone trocken.

"Wirklich? Was der Marquis gesagt, was die

Kaiserin gesprochen? Auch das Ceremoniell hat sie beschrieben?"

"Na, ich danke," lachte Tiefenthal. "Ich freue mich bloß, daß ich nie in die Lage kommen werde, einem außereuropäischen Monarchen meinen Kragfuß machen zu müssen. Auf die Kniee läme ich zur Not noch, aber mit dem Kopfe runter, daß man aussieht wie eine Ente, die im Dorfstümpel taucht — Donner Wachsstock noch eins! Da könnte mich einer jagen!"

"Ah — das hat Tante Ruki auch genau beschrieben?" erkundigte sich Käthe interessiert.

"Beschrieben! Vorgemacht hat sie's eben auf allgemeines Verlangen!" schrie Tiefenthal, enorm belustigt.

Da sprang Käthe empor und fiel Tante Ruki mit einer Vehemenz um den Hals, daß die ganze Coiffure der würdigen Dame sofort eine Vinkschwankung machte.

"Küssen muß ich dich, küssen, du liebe, goldne, einzige Tante," jubelte sie und applizierte der vor Überraschung wehrlos Dastehenden hintereinander ein Duzend geräuschvoller Küsse, von denen die Wangen ihres Opfers zu brennen anfangen, als hätte sie sich mit Zinnober geschminkt.

"Aber Käthe — bist du übergeschnappt?" rief Graf Hellberg entsetzt.

"Total — vor Freude und Seligkeit," jauchzte Käthe weiter, den Kußprozeß fortsetzend. Dann richtete sie sich auf und setzte sich, den rechten Arm um den magern Hals der Tante schlingend, auf die Seitenlehne des Fauteuils neben sie. "Seht sie an," rief sie, sich im Kreise umsehend. "Seht sie hier, die beste, klügste, reizendste Tante von der Welt. Tante,

heute hast du mich dir zur Elavin gemacht — durch Dick und Dünn gehe ich für dich und wer mir auf Tante Ruki etwas sagt, der kriegt's mit mir zu thun!"

"Aber Käthe!" erhob Graf Hellberg nochmals seine Stimme, während die andern total verblüfft dreinschauten und nicht wußten, was sie denken sollten, ausgenommen den Hofmarschall, der mit einem fragenden Diplomatenlächeln auf dem glattrasierten Gesichte darsaß.

"Da giebt's kein Aber, Papa," rief Käthe entschieden. "Tante Ruki ist das liebste, beste, klügste Tantelchen der Welt. Ja, ahnt ihr alle denn gar nicht, was sie gethan hat?"



"Da bist du ja endlich!" rief Tante Ruki ihrer Nichte entgegen. "Wo bist du denn nur geblieben?"

Meine Wette hat sie mich gewinnen lassen und dabei noch gethan, als durchschaute sie nichts, so daß ich fast irre an ihr wurde. O Tante Kufi, du goldiger Liebling du!"

Und wieder regnete es Küsse auf das brennende Gesicht der Frau von Tiefelcamp und die Coiffure mußte sich eine Rechtschwenkung gefallen lassen. Die Attackierte erhob beide Hände, doch ehe noch ein Wort über ihre Lippen kommen konnte, schwagte Käthe schon wieder weiter, als wäre sie bei dem lebenswürdigen Marquis in der Lehre gewesen, während es vielleicht umgekehrt der Fall war.

"Jawohl, da sitzt ihr und staunt, aber wir sind die Wissenden, Tante Kufi, was?" strömte es hastig und fließend von ihren Lippen. "Die gestrige Zeitung mit der Notiz über die Kaiserin von Japan, das war der erste Streich! Ihr natürlich seid darauf hereingefallen, aber ich hab's Tante Kufi sofort angemerkt an ihrem gewissen schlaun Augenblinzeln — (notabene, Tante Kufi hatte noch nie in ihrem ganzen Leben schlaun mit den Augen geblinzelt. Ann. d. B.) daß sie's durchschaute, daß mein Freund, der Chefredakteur, diese Extranummer nur für mich hatte abziehen lassen. Mehr noch, Tante Kufi hat gesehen, wie ich die wirkliche Nummer rasch mit der falschen vertauschte — ja, ja, Tante Kufi, ich hab's im Spiegel gesehen, wie du die Manipulation beobachtet hast! Na, dachte ich mir, nun sind wir perdu, aber den Kopf konnte es nicht kosten und da wagte ich kühn meinen Vorschlag mit dem Briefe an die Kaiserin! Die gute Tante, sie wollte mir den Spaß nicht verderben, sie wollte mich gewinnen lassen, sie schrieb den Brief, sie empfing meinen andern Freund, den Maler Hei-Tsu-Sing als Oberhofmarschall, sie heuchelte mir ihre Verzeihung vor, daß das Kleid nicht kam — nein, Tante, daß du den Spaß durch das Kleid auch noch so ernetzt vervollkommen hast! Zu lieb war's von dir! Und als ich so als Kaiserin von Japan mit aller aus den Requiñten zum „Mikado" geborgten Pracht auf dem Thron saß, wo sie mich ja natürlich auf dem Fleck erkannte, da vollendete sie ihr reizendes Werk und beugte die Kniee vor mir, küßte mir zum Überschuß noch die Hand und wartete hier, bis ich zurückkam, um mich die



"Küssen muß ich dich, Küssen, du liebe, goldne, einzige Tante," jubelte sie.

Geschichte selbst erzählen zu lassen, um mir die Freude darüber nicht zu verderben und ihre eigene, einzig dastehende Lebenswürdigkeit so grundbescheiden nicht selbst zu verkünden. Dafür liege ich auch jetzt zu deinen Füßen, du liebes, kluges Tantechen — wahrhaftig! So viel Humor hab' ich dir im Leben nicht zugetraut!"

Und mit einem Ruck lag Käthe wirklich auf den Knien vor Tante Kufi und sah ihr lachend ins Angesicht.

"Na, Tante, nun sag' 'mal selbst — ist's nicht alles so, wie ich sagte?" fragte sie heiter.

Tante Kufi saß in ihrem Courtkleide, mit von Käthes Küssen brennenden Wangen und schiefer Coiffure da und

sah sich mit, gelinde gesagt, sanft blödsinnigem Ausdruck im Kreise um. Sie sah da lauter gespannt nach ihr gerichtete Augenpaare, sie fühlte vage das noch größere Spannung ausdrückende Schweigen aller — denn selbst dem guten Tiefenthal war die Sprache ausgegangen vor dem furchtbaren Gelächter, das ihm in der Kehle aufzusteigen anfing. Da stand der Hofmarschall in seiner geräuschlosen Weise auf, trat hinter seine Frau und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

"Käthe hat recht," sagte er heiter, "das war sehr lieb und nett von dir, teures Weib! Da sehe man aber an, wie solch' junges Frauchen in Abwesenheit ihres Gatten übermütig werden kann. Nun, nun, liebste Kufi, mich freut's von Herzen, daß du bewiesen hast, wie lebenswürdig du zu geben verstehst und was mich betrifft, so zahle ich froh und vergnügt an Käthe den Einsatz ihrer Wette mit aus."

Tante Kufi ließ ihre Augen mit einem Ausdruck über ihren Gatten schweifen, als wollte sie sagen: "Auch du, Brutus?" Aber wenn sie auch arrogant, eitel und beschränkt war — für sich selbst die Situation zu retten und statt als genasführte Komödiantin als großmütige Spenderin dazustehen, dazu war sie doch klug genug, dafür befaß sie schon die sogenannte "Bauernklugheit," die den Säckel im gegebenen Momente, wenn auch widerwillig, aufschnürt. Und Herr von Tiefelcamp schien fest von Käthes Version überzeugt zu sein!

Etwas mühsam zwar, aber doch scheinbar gefaßt erhob sie sich.



„Natürlich ist es genau so, wie du gesagt hast, du Wildfang,“ sagte sie zu Rätke. „Wie hättest du auch anders diese Wette gewinnen können, als durch meine wissentliche Mithilfe? Steinbach ist dein — war es schon, als ich beschloß, an deinem Fastnachtschwank mitzuwirken. Nun, lieber Graf, werden Sie einsehen, wie gut ich mich auf Ihre Tochter verstehe. Aber nun es ausgedient, will ich doch das Kleid ablegen — o, keine Küsse mehr, Rätke — ich glaube auch ohne sie an deine Dankbarkeit!“

Und Tante Ruti rauschte an ihres Gatten Arm unter dem „Hoch“ der Anwesenden, das Tiefenthal natürlich ausgebracht, mit einem vortrefflich gespielten Lächeln zur Thür. Dort drehte sie sich aber noch einmal um.

„Eins ist mir nur unklar,“ sagte sie wie benommen. „Wo hast du die vielen Menschen hergehabt, Rätke, und wie kam es, daß ich deine Stimme nicht wiedererkannte, als du — die Kaiserin von Japan so vortrefflich mimtest?“

„Die vielen Leute,“ lachte Rätke, „das waren natürlich alles Kunstschüler, die Hei-Tsu-Sing geworben und denen die Sache ein exquisiter Akt war. Und meine Stimme? Ja, ich habe den Mund überhaupt nicht aufgemacht, denn Hei-Tsu-Sing ist Bauchredner und hat die Konversation ganz allein besorgt!“

„Ein enorm vielseitiger Mann, dieser Herr Hei-Tsu-Sing, oder wie er heißt,“ sagte Tante Ruti trocken. „So, so, also so war es. Nun denn, auf Wiedersehen!“

Raum hatte sich die Thür hinter Diestelcamp geschlossen, als sich Rätke auch von ihren Verwandten umringt sah, die ihr Glück wünschten.

„Aber nu 'mal ehrlich, altes Mädel,“ tuschelte Tiefenthal im Theaterflüsterton. „Hat sie wirklich

alles gewußt und mitgespielt, oder hast du's ihr nur so weiß gemacht!“

Rätke erhob beschwörend beide Hände.

„Kinder,“ sagte sie lachend und mit blizenden Augen, wenn ich euch etwas gelte und ihr mich lieb habt, so beschwöre ich euch bei der Nase eurer Ahnen im allgemeinen und bei der der Tiefenthals im besonderen: glaubt, was man euch sagt. Wenigstens glaubt's so lange, bis ich Steinbach verbrieft und besiegelt besitze!“

„Wir schwören!“ sagte Graf Hellberg mit leisem Lächeln und einem tiefen, prüfenden Blicke auf seine Jüngste. „Mehr noch: wir geloben, überhaupt nie etwas anderes zu glauben!“

„Never,“ sagte die Miß, die überhaupt nur die Hälfte von allem verstanden hatte.

„So ziemt sich's für Rätke Hellbergs Tafelrunde,“ nickte Rätke befriedigt. „Aber jetzt laßt mich 'mal rasch eine Zeile per express an Horst schreiben. Der arme Mensch ahnt nicht einmal, was ich für seinen Erben eingesetzt, gewagt und gewonnen habe!“

Und sie eilte zum Schreibtisch und schrieb folgendes:

„Liebster Horst, Gatte und Gebieter! In Eile melde ich dir nur, daß Tante Ruti ihre Wette an mich verloren hat — nach offiziell ausgegebener Parole auf eignen Wunsch und Willen, um mich gewinnen zu lassen. Wonach du dich zu richten hast. Details gebe ich dir nach deiner Rückkehr unter vier Augen im verschlossenen Zimmer. Thue mir aber den einzigen Gefallen und plage nicht vor Lachen.“

In Liebe deine Rätke.

P. S. Apropos, übermorgen, zum Faschingsabend habe ich ein paar nette Kerls eingeladen, Dr. Müller, Hei-Tsu-Sing und noch eine Faspel junger Maler. Wir wollen eine Champagnerbowle machen. Natürlich alles in Maske. Wir werden den Hofstaat der Kaiserin von Japan repräsentieren. Spielverderber

gibt's ja nicht, denn Tante Ruti wollte doch übermorgen Vormittag abreisen. Zur Darstellung gelangt: Eine Audienz bei der Kaiserin von Japan. Schneidige Idee, was?

P. S. Nr. 2. Apropos, Onkel Diestelcamp ist ein mordäschlaues altes Puhn! Du wirst dich biegen, wenn ich dir's erzähle! Kolossal nett u. u. Aber doch mehr zu seinem eignen, häuslichen Vorteil. Ob er's ahnt, daß ich ihn durchschaue?

P. S. Nr. 3. Du, hat das Schmeicheleien heute Abend hier geregnet. Das muß auf fünfzig Jahre vorhalten! Pardon für die Kleckse!“



Rätke erhob beschwörend beide Hände.



„Ich kann den Brief mitnehmen und auf die Post bringen, denn ich gehe noch einmal in unser Hotel,“ sagte Wendenburg, als Rätke ihre Epistel beendet hatte.

„Schön,“ meinte sie, ihrem Schwager den Brief reichend. Der sah sie lächelnd an und wandte sich dann zu den andern.

„Rätke ist doch ein Blitzmädel,“ sagte er nicht ohne einen gewissen verwandtschaftlichen Stolz. „Was die zumege bringt, grenzt geradezu ans Wunderbare. Wenn ich bloß wüßte, wie du das nur eigentlich gemacht hast.“

„Das geht keinen Menschen was an,“ behauptete Rätke mit einer Pirouette.

„Aber die Idee! Wie bist du nur auf die Idee gekommen?“

„Man bildet sich, Schwager Hans, und aus der Wissenschaft entspringen die Gedanken,“ meinte Rätke stolz. „Seitdem ich mir Zarathustra mit seiner Weisheit, daß man sich die Schwächen der Menschen zu nütze machen soll, zum Vorbilde genommen, dürft ihr euch auf unsterbliche Thaten von mir gefaßt machen!“

„Na,“ entgegnete Wendenburg, „das kann ja noch nett werden. Aber auf alle Fälle scheinst du dich zur Virtuosa im Kampfe mit Drachen und ähnlichen Ungethümen auszubilden. Zwar, siegreich war Rätke auf diesem Felde immer — meinen Sie nicht auch, liebe Miß?“

„Yes,“ sagte Miß Kniderboder, trotzdem sie natürlich nicht hingehört, sondern wie gewöhnlich gedöft hatte, und womit wir Rätke mit dem Lorbeer einer Pallas vixtrix geschmückt dem freundlichen Wohlwollen des Lesers ein für allemal empfehlen.

## Sommer.

Wieder blüht und sprüht in allen  
Farben goldne Sommerluft;  
Wanderdrang schwellt mir die Brust,  
Durch die Pracht dahin zu wallen.

Sieh! die Sonne lacht so heiter,  
Und die Luft weht lind und lau;  
In den Wolken steht: Vertrau!  
Und sei fröhlich, Gott hilft weiter!

So mit tausend innern Freuden  
Zieh ich still das Land einher,  
Und ein Duftmeer süß und schwer  
Weht aus blühenden Geständen.

Und mich grüßen aller Enden  
Berg und Thal und Busch und Wald —  
Horch! dem frohen Jauchzen schallt  
Wiederhall von Bergeswänden.

Und auch mir, frei von Beschwerde,  
Wiederhallt's in tiefster Brust:  
Sommer du, in Lust und Blust,  
Wie so schön machst du die Erde!

Richard Zozmann.





















Eine längere Debatte entspann sich um das „Wohin“ und die übrigen näheren Umstände des Unternehmens. Daß der Ausflug eine Herrentour sein sollte, wie ein älterer, hoffnungsloser Junggeselle vorschlug, wurde mit einem ängstlichen Blicke auf die betreffende bessere Hälfte von allen Chemännern eifrig bekämpft, und auch die weitere Frage, ob der junge Nachwuchs des Vereins an dem Vergnügen Anteil haben sollte, erfuhr bei der Abstimmung eine bejahende Entscheidung. Freilich murrten mehrere gegen diesen letzteren Beschluß und erklärten entschieden, daß sie eine Kinderwagentour nie und nimmer mitmachen würden; als jedoch im Verlaufe der Sitzung eine erhebliche Summe als Beitrag zu den allgemeinen Festkosten aus der Vereinsklasse bewilligt wurde, legte sich ihre Abneigung, und sie nahmen an den weiteren Verhandlungen regen Anteil.

Bei der Beratung des Zieles gingen die Meinungen sehr auseinander. Während die einen im Hinblick auf ihre noch im Stadium der Milchbubbel-Bedürftigkeit stehenden Sprößlinge ein möglichst leicht zu erreichendes ländliches Wirtshaus vorschlugen, schweiften die Wünsche anderer in ungemessene Ferne und verstiegen sich sogar zu einer Kremsfer- oder längeren Eisenbahnfahrt.

Hart platzten die Geister auseinander.

Herrn Müllers schwunghafte Schilderung der Wald- und Wiesenschönheit des benachbarten Rohrdorf schlug man mit der schönsten Bemerkung aus dem Felde, daß der Rohrdorfer Kaffee der schlechteste in der ganzen Umgebung, dagegen der dortige Wirt Herrn Müllers Schwager sei, und als der Präsident nach kurzer heimlicher Zwiesprache mit seiner Frau das idyllisch gelegene Holterburg vorschlug, hatte eine feindhörige Nachbarin trotz aller Heimlichkeit die Absicht der Frau Dankelberg aufgefangen, bei dieser Gelegenheit gleich den dort wohnenden Lieferanten ihrer Winterkartoffeln aufsuchen zu können. Das genügte, und auch dieses egoistisch gewählte Ziel wurde abgelehnt.

Endlich einigte man sich auf Beckenrode, von dem freilich weder landschaftlich noch auch in Hinsicht auf die Verpflegung etwas Empfehlendes vorzubringen war, wohin aber jedenfalls keinen der Vereinsangehörigen irgendwelche Sonderinteressen zogen.

Natürlich wurde die vielversprechende Herbstfahrt auf einen Sonntag anberaumt, und der Vorstand erhielt den Auftrag, für die bewilligte Summe von 15 Reichsmark das Fest mit Belustigungen für Kinder und Erwachsene reichlich auszustatten.

Mit Eifer begann Herr Friedrich Dankelberg sich der ihm gewordenen ehrenvollen Aufgabe zu widmen. Täglich verbrachte er mehrere Abendstunden in eingehenden Besprechungen mit dem Schriftführer und dem Kassierer, und wenn die ver-

lodende Dreizahl der Vorstandsherren auch schließlich immer wieder einen kleinen, vergnügten Stot auf die Tagesordnung brachte, so gebieh darum die Sache nicht weniger gut; man spielte ja außerdem nur um die Zehntel.

Endlich kam der Sonntag heran, und schon eine volle Stunde vor der zur Abfahrt festgesetzten Zeit sah man Mitglieder der „Aurora“ mit Frauen und Kindern in sonntäglichem Putze dem Bahnhofe zustreben. Freilich konnte man in einer guten halben Stunde zu Fuß Beckenrode erreichen, und einige Parteien, die noch mit dem Kinderwagen reisen mußten, zogen auch diesen Weg vor; im allgemeinen aber war man der Ansicht, daß die viertelstündige Eisenbahnfahrt nach dem Dorfe, das auch Station war, der Tour erst den rechten Anstrich gebe.

Dem großspurigen Bierhändler Schimonstky war allerdings auch dies nicht einmal vornehm genug. Er hatte seinen Braunen eingespannt und kutschierte ganz prozig auf seinem Bier-Break nach Beckenrode zu, was ihm die große Menge der Vereinsmitglieder sehr verdachte, und weswegen viele sich gleich vornahmen, daß er nicht wieder in den Ausschuß gewählt werden sollte.

Auf dem Bahnhofe war alles in voller Erwartung. Die Billets hatte Herr Dankelberg für die Angemeldeten bereits vorher gelöst, und als der Zug nun rasselnd und schnaubend eingelaufen und kaum zum Stillstande gekommen war, begann der Sturm auf die Wagenabteile. Bald irrte nur noch Meyers kleines Luischen heulend auf dem Perron umher und wäre nicht mitgekommen, wenn nicht eine mitleidige Seele das Kind noch im letzten Augenblicke in ein Coupé gezogen hätte. Ohne einige anzügliche Bemerkungen über Eltern, die sich in ihrer Vergnügungslust nicht einmal um die eigenen Kinder bekümmern, ging das natürlich nicht ab.

„Bums!“ — die Thüren flogen zu — „Prrr!“ klang das Pfeifchen des Zugführers, und schwerfällig nahm die Lokomotive ihre Arbeit wieder auf.

Nach und nach erst kam man dazu, sich in den einzelnen geschlossenen Coupés zurecht zu rücken, wobei sich natürlich herausstellte, daß in der Hast viel zu viel Personen eingestiegen waren. Aber „je voller, je besser“ scherzte der junge Buchbinder Michelmann, der Spaßmacher des Vereins, und weil er doch voraussichtlich einmal das Geschäft seines kinderlosen Onkels übernahm, so hatten die Mütter nichts dagegen, daß er dabei die beiden links und rechts von ihm sitzenden jungen Mädchen um die Hüften faßte und an sich zog. Daß das eine dabei aufkreischte und von ihm weg nach der andern Seite strebte, hatte auch nicht seinen Grund in innerem Widerwillen oder mädchenhafter Schüchternheit, sondern kam von einem mechanischen Hindernisse: die für

diesen Tag schön gekreppte und aufgelöste Fülle ihres Haares war nämlich beim Zuklappen der Wagenthür zwischen diese und den Thürrahmen eingeklemmt worden, und so mußte denn das Fräulein in einer unbequemen Zwangsstellung mit schief gebeugtem Kopfe warten, bis nach mehrfachen vergeblichen Versuchen es endlich gelang, die Thür zu öffnen und ihr die Freiheit wieder zu verschaffen.

Natürlich wurde nun auch im Wagen gesungen, vorwiegend wehmütige Abschieds- und Wanderlieder, und so vergingen die Minuten der Fahrt schnell genug.

„Bedenrode,“ rief der Schaffner, und aus den verschiedenen Wagen turnten die einzelnen Bestandteile der Gesellschaft heraus und zogen sich in Gruppen zusammen. Meyers freuten sich des wiedergefundenen Quischens, um das sie sich schon furchtbar geängstigt hatten, und so konnte denn die Sache weiter gehen.

Gut eine halbe Stunde vom Bahnhofe lag das Dorf, am äußersten Ende desselben die Wirtshaus. Der Weg dahin war freilich ohne Schatten, aber die Septembersonne brennt nicht so heiß, und die in den Wiesen und Feldern aufgeschichteten Grummethaufen und hochragenden Kornähren verhalfen der flachen und reizlosen Gegend zu einiger Abwechslung.

Daß unterwegs Müllers Frischchen den jungen Mädchen verspätete Kletten in die Haare warf und ihnen dadurch die sorgfältig aufgebauten Frisuren zu Schanden machte, hätte beinahe zu einem ernsthaften Rencontre zwischen Herrn Müller und Frau Sievers geführt, da letztere dem ungezogenen Bengel ob seiner Frevelthat mit ihrem Sonnenschirme zu Leibe ging, während Frischchens Vater das Thun seines Sohnes mit sehr viel Milde ansah und erklärte, ein ordentlicher Junge dürfe keine „Euse“ sein, und wer keinen Spaß verstehe, müsse sich nicht an einer Landpartie beteiligen. Frischchen nahm sich diese Auffassung seines Vaters sehr zu Herzen und übte sich in allerlei Mutwillen. Als er aber gerade beim Auseinanderwerfen eines größeren Heuhaufens seine echte „Jungenshaftigkeit“ bethätigte, ereilte ihn die höhere Gerechtigkeit in Gestalt des Feldhüters, und Herr Müller mußte für seinen Sprößling wegen Betretens der Wiese eine Mark Strafe bezahlen.

Eine sehr eindringliche Erziehungs-scene folgte unmittelbar nach, wobei Herrn Müllers elastischer Spazierstock eine bedeutsame Rolle spielte, und Frischchens Übermut vorläufig in Thränen ertränkt wurde.

Auf solche Weise gestaltete sich der Marsch nach dem Wirtshause abwechslungsreich und interessant.

Das Wirtshaus lag nicht übel. Unter hohen Bäumen war der Kaffeetisch gedeckt, bald dampften die rundbauchigen Kannen darauf, und aus den mitgebrachten umfangreichen Tüten häuften sich ganze Berge von Kuchen und sonstigem Backwerk.

Man aß und trank, man scherzte und lachte.

Während die junge Welt sich dann über die vorzunehmenden Gesellschaftsspiele beriet, zogen die Mütter ihre Strickstrümpfe hervor, und in den älteren Herren erwachte ein Sehnen nach Bier und Cigarren. Herr Schimonsky überraschte die Gesellschaft durch die Mitteilung, daß er auf seinem Wagen zwei Fäßchen von seinem „Besten“ mitgebracht und bereits dem Wirte zum Auslegen übergeben habe. Außerdem ließ er ein Ristchen seiner Sechspfennig-Cigarren herumgehen. Alle griffen tapfer zu, tadelten aber innerlich die Prodigalität des Sponsors, der sich doch offenbar nur aufspielen wollte.

Inzwischen hatte die fröhliche Jugend Stühle zu einem Kreise zusammengetragen und begann das unverwundliche Spiel „Wie gefällt dir dein Nachbar.“ Herr Michelmann wurde dabei am meisten mit dem Plumpjack herumgejagt, denn überall ward er von den jungen Damen als Nachbar begehrt. Aber selbst mit Herrn Michelmann kann man nicht fortwährend „Wie gefällt dir dein Nachbar“ spielen, und so wurde denn nach einem halben Stündchen der Kreis aufgelöst. Nach einigem Hin- und Herreden ordnete sich darauf die junge Gesellschaft paarweise, ein Herr trat vor die Kolonne und rief höflich „Müller von hinten,“ worauf das letzte Paar seinen Platz verließ, um sich in gewandtem Laufe vor dem Aufer wieder zu vereinigen. Kaum hatten jedoch einige Paare den Lauf gemacht, als die Mütter von den unverwundlichen Kaffeelannen und die älteren Herren von den mittlerweile arrangierten Skatpartien durch einen schmerzlichen Aufschrei und ängstliches Zusammenlaufen der jungen Mädchen aufgeschreckt wurden.

Die Ursache war bedauerlich genug. Fräulein Sievers war beim Laufen auf einer unebenen Stelle der Wiese zu Falle gekommen, hatte sich den Fuß verstaucht und obendrein ihr neues weißes Batistkleid beschmutzt und arg zerrissen. Die Verletzung des Fußes stellte sich zum Glück als sehr unbedeutend heraus; nach einigem Ziehen und Drehen, wobei Herr Michelmann sich sehr anstellig erwies, war die Sache wieder in Ordnung. Aber das Kleid! O weh!

Mutter Sievers war wütend. Nicht nur über das Haupt ihrer Tochter, der sie vor der ganzen Gesellschaft allerlei wenig schmeichelhafte Beinamen zulegte, sondern über die sämtlichen jungen Damen und Herren ergoß sich die gehäufte Schale ihres Zornes.

„Dat man so was schon gesehen! Da laufen sie und stürzen eins über das andere wie die Unflugen! Von großen Menschen sollte man doch Vernünftigeres erwarten. — Das schöne Kleid! Und es ist —“ hier unterbrach sie plötzlich ihren Redestrom und



führte, einen Hustenanfall markierend, das Taschentuch an den Mund.

„Noch nicht einmal bezahlt,“ hatte sie nämlich in ihrem Eifer hinzusetzen wollen, befann sich aber noch rechtzeitig eines bessern.

Die Gesellschaftsspiele hatten durch diesen Zwischenfall einen Stoß bekommen, der nicht gleich zu überwinden war. Deswegen sah man sich nun nach den Kindern um, die ein älteres Fräulein am entgegengesetzten Ende der Wiese zu Lust und Scherz um sich versammelt hatte. Es waren allerliebste und sicher vollständig gefahrlose Übungen, die das Fräulein unter der Flagge von Jugendspielen zu arrangieren bestrebt war. Aber merkwürdigerweise fand sie wenig Anklang. Schon das hübsche und gemütreiche Singespiel „Wenn die Kinder artig sind und recht von Herzen froh, dann machen sie zu Scherz und Spiel alle, alle so,“ wobei dann von dem ganzen Kreise in die Hände geklatscht, mit dem Kopfe genickt oder mit den Füßen gestrampelt werden sollte, schien namentlich den größeren Kindern wenig zu gefallen, und als sich bei dem zweiten „Klein Annchen saß auf einem Stein,“ ein fast vierzehnjähriger Knabe in der Mitte des Kreises als „Klein Annchen“ niedersetzen und später sein goldenes Haar kämmen sollte, da brach offene Rebellion aus. Man verlangte stürmisch „Räuber und Gendarmen“ zu spielen, und es bedurfte des Einschreitens des Herrn Dankelberg und seiner Drohung, daß keiner an den Spielgewinnen Anteil haben werde, um die Meuterer zur Ordnung zu bringen.

So kamen denn die Wettspiele an die Reihe. Die Kinder mußten um die Wette laufen, hinken, Topf schlagen, die Knaben auch ringen, und die Sieger bekamen die ausgesetzten Preise, billig erstandene und nicht immer ganz ansehnliche Portemonnaies, Notizbücher, Federbüchsen und dergleichen Kleinigkeiten.

Frißchen Müller that sich dabei sehr hervor und hatte bald alle Taschen voll, während seine kleine Schwester immer zu spät kam, insofge dessen leer ausging und schließlich in ein herzzerreißendes Weinen ausbrach. Daß das der Mutter nicht angenehm sein konnte, lag auf der Hand, und wer Frau Müller kennt, wird es ganz begreiflich finden, daß sie ihrem Unmute auch Ausdruck gab. Vergeblich verwies man sie tröstend auf die greifbaren Erfolge ihres Frißchens.

„Der hat es sich auch sauer genug werden lassen mit Laufen und Springen,“ meinte sie, „aber daß so ein armes Wurm, das nun mal nicht so mit kann, darum gar nichts haben soll, das ist ja gerade, als ob man nicht mit dazu gehörte. Wir haben doch alle ganz gleich zur Vereinsklasse beigetragen.“

Um des lieben Friedens willen wurden die Kon-

kurrentinnen des nächsten Wettspiels aufs ernsthafteste angehalten, Mimi Müller voran zu lassen, worauf sie eine Nadelbüchse gewann. Die Mutter fand diesen Gewinn jedoch nicht passend und tauschte ihn gegen ein Musterbüchlein für Namenstiderei aus, das auf dem roten papiernen Umschlage mit einem kleinen Spiegel geschmückt war. Als dieser Spiegel nun gleich herausfiel, wollte sie die Nadelbüchse wieder haben, was ihr aber nicht stattgegeben wurde. Verdrießlich zog sie sich darauf mit Mimi an den Kaffeetisch zurück.

Hier war es inzwischen sehr heiter hergegangen. Die der Kinderspiele wegen von den Müttern und Vätern verlassenen Plätze waren von den jungen Mädchen und ihren Kavaliern eingenommen worden, und man hatte sich mit edlem Freimute die noch fröhlich rinnenden Bierfäßlein des Herrn Schimonsky zu nütze gemacht. Auch die Damen mußten mit trinken, und „Lebe, liebe, trinke, scherze und erfreue dich mit mir“ klang es unter munterem Anstoßen um den Tisch herum. Dann hatte man den Schunkelwalzer gesungen und geschunkelt und war endlich zu Pfänderspielen übergegangen. Frau Müller kam eben zeitig zur Auslösung der Pfänder, und ihrem scharfen Blicke, den der eben erlittene Ärger noch intensiver gemacht hatte, entging nicht, daß die Herren sich den jungen Mädchen gegenüber allerlei kleine Freiheiten herausnahmen, die eine Frau in gesetztem Alter als unerlaubt verdammen muß. Offenbar hatten die Herren reichlich viel Bier getrunken. Auch die Dämchen waren sehr ausgelassen, hatten ungewöhnlich gerötete Gesichter, und einige versuchten sogar unter Husten und Prusten, Cigaretten zu rauchen, die ihnen Herr Michelmann gespendet hatte.

Es bedurfte nur eines einzigen ernsthaften Blickes aus Mutter Müllers ausdrucksvollem Auge, um die Gesellschaft in die richtigen Schranken zurück zu bringen; nur Herr Michelmann, dem außer dem Bier auch wohl noch seine Erfolge als Courmacher in den Kopf gestiegen waren, zeigte sich renitent und wollte seine eifrigen mündlichen Bemühungen, Fräulein Sievers aus einem unzähligen Klastertiefen Brunnen zu erlösen, nicht so bald aufgeben. Jedes Klastertief mußte nämlich mit einem Kusse überwunden werden.

Das war zu viel für Frau Müller; außerdem hatte sie keine heiratsfähige Tochter, brauchte also keinerlei Rücksichten zu nehmen, und die naheliegende Rolle einer Tugendbeschützerin behagte ihrer gegenwärtigen Stimmung sehr.

„Aber Herr Michelmann,“ begann sie mit scharfer Betonung, „was ist denn das für ein Benehmen! Bedenken Sie doch, wo Sie sind! Wenn Fräulein Sievers sich so was gefallen läßt, noch dazu am hellen Tage und vor allen Leuten —“

„Ach was,“ fiel Michelmann ihr ins Wort und rückte in zunehmender Bierfidelität seinen Hut ver- wegen außs linke Ohr, „das geht keinen Menschen was an. Ein Küßchen in Ehren — das wissen Sie doch — und wenn selbst meine Braut dabei wäre —“

„Ihre Braut!“ unterbrach ihn Frau Müller, während Fräulein Sievers sich schnell aus ihrer knienden Stellung erhob und alle jungen Damen fast entsetzt auf Michelmann blickten.

„Na ja,“ entgegnete dieser ganz munter, „ich bin doch verlobt — wissen Sie denn das nicht? — In Magdeburg ist sie! — Ich meinte, das wüßten Sie alle!“

„Also in Magdeburg haben Sie eine Braut, und hier pouffieren Sie das Blaue vom Himmel herunter und bringen leichtsinnige junge Mädchen ins Gerede,“ sprudelte es von Frau Müllers geübten Lippen, und dann wandte sie spornstreichs um nach dem Kinder- spielsplatz, um als erste die große Neuigkeit von Herrn Michelmanns Brautstande zu verkünden und zugleich verschiedenen Müttern heiratsfähiger Töchter einen wohlgekönnnten Trunk aus dem Vermutbecher der Enttäuschung zukommen zu lassen.

Die jungen Mädchen, aufgeschreckt und im Innersten mehr oder weniger tief verletzt durch die so eben gemachte Entdeckung, nahmen eiligst ihre Pfänder unausgelöst wieder an sich und verließen gruppen- weise, je zwei oder drei eingekhalt, den Schauplatz der letzten Ereignisse, um den Fall mit allen seinen Konsequenzen unter sich noch einmal genau durchzu- sprechen. Nur Fräulein Sievers blieb allein und mußte nichts Besseres zu thun, als mit aus Auge gedrücktem Schnupftuche in das Haus zu eilen. Hier ließ sie sich von der Wirtin Nadel und Faden geben und machte sich an das Zusammennähen des Dreiecks, das der Sturz beim Pausspiele in ihr Kleid gerissen hatte, und das damals nur flüchtig mit Stednadeln übereinander gesteckt worden war. Wären doch Herzenswunden eben so leicht zu heilen wie ein Riß im Gewande!

Herr Michelmann und seine Freunde, durch die allgemeine Flucht nun plötzlich Alleinherrscher des Plazes, machten bereits Anstalten, ihre momentane Verlassenheit zu einer fröhlichen Verlobungsfeier auszunützen, als durch ein unerwartetes Ereignis die auseinandergesprengte Gesellschaft wieder zu- sammengeführt wurde. Hinter dem Hause erhob sich nämlich ein fürchterliches Geschrei, und als man von allen Seiten herzuellte, lag Fritzchen, das Unglücks- kind, mit einem abgebrochenen Zweige unter einem Zwetschenbaume an der Erde. Zwetschenbäume pflegen zum Glück nicht hoch zu sein, auch hatte Fritz in dem langen und dichten Grase des Obstgartens eine ziemlich weiche Unterlage gefunden, und so stellte sich denn seine anfänglich unter jämmerlichem Scheul hervorgestammelte Angabe, daß er den Hals und

beide Beine gebrochen hätte, als übertrieben heraus. Es war vorwiegend der Schreck, der ihn hilflos ge- macht hatte, und als das zur Prüfung seiner Glied- maßen angestellte sanfte Streichen und Klopfen eine vollständige Unverletztheit des Körpers ergeben hatte, ging diese heilsame Thätigkeit bald in ein anderes Tempo und unter Zuhilfenahme des abgebrochenen Baumzweiges in einen anderen Grad der Stärke über, und wenn der so behandelte Knabe wirklich nur aus Liebe zur Gymnastik und nicht um der noch ganz kleinen und unreif-rot gefärbten Zwetschen willen den Baum erstiegen hatte, so zählt die edle Kunst Vater Jahns seitdem einen Märtyrer mehr.

Um die Stimmung noch mehr zu erhöhen, holte Herr Dankelberg jetzt die Luftballons hervor. Sorg- fältig wurden sie aufgebläht, dann mit spiritusge- tränkten Wattebäuschchen versehen und diese entzündet. Die beiden ersten verunglückten insofern, als sie noch unter den Händen Herrn Dankelbergs verbrannten. Nachdem dieser aber in Herrn Wolte einen erfahre- nen Helfer gewonnen hatte, ging die Sache tadellos; stolz hob sich die buntfarbige Rundung in die Luft, begleitet von einem lauten Hurra der nachschauen- den Menge. Einen gleichen Effekt erzielte auch der vierte Ballon, und eifrig wurde nun der fünfte und letzte in Behandlung genommen. Er stellte eine Figur dar, einen langzopfigen Chinesen, dessen Auf- stieg den Glanzpunkt der aeronautischen Belusti- gungen bilden sollte.

Mit solchen Figuren hat es häufig einen Haken; sie wollen sich oftmals in der Luft nicht gerade halten, dann faßt die Spiritusflamme das leicht ent- zündliche Seidenpapier, und vor der Zeit lehren die traurigen, verbrannten Reste zur Mutter Erde zu- rück. So ging es auch diesmal. Anfangs hielt sich der Chineser allerdings ganz wacker und war vom Luftstrom schon so weit fortgetrieben, daß er ganz klein ausah; dann aber geriet er ins Schwanken, aus seinem blauen Mandarinengewande schlug die helle Flamme, und unter lautem Hallo der Zuschauer ging der lustige Sohn der Mitte in Feuer auf. Weit, weit hinten im Felde sah man den Drahting des Ballons mit einigen Papiersegen herabsinken.

Nachdem noch ein vergeblicher Versuch gemacht worden war, ein allgemeines Gesellschaftsspiel in Gang zu bringen, auch der Chorgesang des Universal- Ausflugsliedes „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ an der mangelnden Kenntnis der zweiten Strophe gescheitert war, verkündete Herr Dankelberg, daß nun das Feuerwerk abgebrannt und dann — es war inzwischen die Dämmerung stark angebrochen — der Heimweg angetreten werden sollte.

Raum aber hatte Herr Schimonzky, der als ge- dienter Artillerist mit der Feuerwerkerei vertraut war, sich an dem ersten Schwärmer gründlich die



Finger verbrannt, als ein heller Schein draußen im Felde die Aufmerksamkeit der Zuschauer von den pyrotechnischen Leistungen ablenkte. Gleichzeitig wurde es auch im Dorfe lebendig, allerlei laute Rufe und der Ton des Nachtwächterhorns unterbrachen die ländliche Stille, und dann rasselte die Dorfspritze mit Schlauchwagen und Wasserkufe an dem Wirtshause den Feldweg entlang.

Feuer!

Eine der großen Korndiemen vor dem Dorfe sollte in Brand geraten sein, so meldeten die zum Löschchen vorbei eilenden Dorfbewohner, und angesichts dieser Mär wollte kein rechtes Interesse mehr aufkommen für die winzigen Feuerräderchen, die bunten Bengalslammchen und die mit bescheidenem Glanze verpuffenden Leuchtkugeln, die Herrn Schimonsky's Kunst in Betrieb setzte. Zudem war ein größerer Teil der Ausflügler dem Strome der Hilsbereiten hinaus ins Feld gefolgt.

Dort hatte die Spritze gleich thatkräftig gearbeitet, nach wenigen Minuten war man des Feuers Herr geworden, und schonkehrten die Löschherren zurück. In dem ersten Trupp derselben ging der Gemeinbediener, offenbar sehr aufgeregt und eifrig gestikulierend, und in seiner Hand hielt er als Corpus delicti einen schwarz gebrannten Drahttring mit dünnerer Drahtverschnürung in der Mitte, worin die Mitglieder der „Aurora“ mit Entsetzen den Überrest ihres verbrannten Luft-Chinesen erkannten. Aber auch ohne die merklichen Zeichen des Schuldbewußtseins wußte der kriminalistisch erfahrene Gemeinbediener längst, woran er war, und voll Zorn über die Frevelthat, durch welche man den Besitz und die körperliche Sicherheit der wackeren Bedenroder bedroht hatte, wälzte sich der Zug der Räder dem Wirtshause zu, wo Herr Dankelberg soeben unter dem Dunkel der Bäume seine Schar zum Ausbruche sammelte.

Wie ein Donnererschlag traf ihn des Gemeinbedieners Anklage.

Brandstifter!

Buchthaus, Ketten, Schande und Elend tanzten vor seinen Augen einen schauervollen Ringeltanz, und so bedauernswert erschien der Mann in seiner hilflosen Angst, daß selbst das harte Herz des Gemeinbedieners in menschlichem Erbarmen dahinschmolz. Da kam es denn heraus, daß es nicht ein wertvoller Korndiemen, sondern nur ein kleiner Heuhaufen gewesen war, den die Hinterlassenschaft des heimtückischen Chinesen, der noch brennend darauf gefallene Wattenknäuel, in Flammen gesetzt hatte, und einmal milden Regungen zugänglich geworden, ging der einflußreiche Beamte schließlich sogar darauf ein, gegen eine Abfindungssumme von zwanzig Mark

für den angerichteten Schaden, die aufgewendete Mühe und die Abnutzung der Spritze bei den Bedenroder den Frieden zu vermitteln und eine Anzeige zu hinterlassen. Ein Gendarm war glücklicherweise nicht in der Nähe gewesen.

Es war nicht ganz leicht, die vereinbarten zwanzig Mark aufzutreiben, denn Herr Schimonsky war mit seinem Gespann bereits vor dem Ausbruche der Katastrophe voraus gefahren. In allerlei Münzsorten wurde aber endlich doch der Betrag zusammen gebracht, dann noch ein Biere getrunken und hierauf der Heimweg angetreten.

Über den Unterhandlungen am Bahnhof erdunkel geworden, und der Weg zum Nachmittage schien weit weniger angenehm als am Morgen, wanderten im Sonnenschein. Übrigens verlief die Wanderung ohne weiteres Unheil, außer daß Voltes Räderboden zu mit den Zwillingen auf dem unebenen Wege, wobei die Kinder in den glücklichen Fällen, daß ein trockener Graben geschleudert wurden, und zum Glück Teil der Gesellschaft durch das plötzliche Verlassen von Müllers Mimi veranlaßt wurde, auf dem anderen Wege noch einmal nach dem Wirtshause zu kommen, wo man die Kleinen mit einem dicken Brotbande brote weinend, aber sonst gesund in der Küche vorfand.

Endlich saßen alle wohl geborgen im Eisenwagen und dampften der Heimat zu.

In der nächsten Vereins-sitzung gab es natürlich einen großen Krach. Mit berechtigter Erregung machte man Herrn Dankelberg verantwortlich für alle Unannehmlichkeiten, die den Ausflüglern angetan worden waren, für alle, sogar für Fräulein Sierke's verdorbenes Batistkleid und die unpassende Lobung des Herrn Michelmann, und als der Dankelberg den Antrag stellte, die zwanzig Mark Bedenroder Kriegskosten auf die Vereinskasse zu übernehmen, stieß er auf geschlossenen Widerstand. Erst Herr Schimonsky in seiner prohigen Weise sich die Hälfte davon aus eigener Tasche zu ersparen, kam den übrigen Mitgliedern die Erkenntnis, man sich von „so einem“ doch noch lange nicht Genußlosigkeit brauche überbieten zu lassen, und mit neun gegen vier Stimmen wurde beschlossen, die übrigen zehn Mark aus dem Vereinsvermögen zu decken.

Herr Dankelberg aber legte noch an dem nämlichen Abend sein dornenreiches Vorstandsamt nieder und geht mit dem Gedanken um, gleich nach dem eiligen Arbeitszeit, die der Herbstbeginn in seinem Gewerbe mit sich zu bringen pflegt, einen neuen gesellschaftlichen Verein zu gründen, der den wohlklingenden und bedeutungsreichen Namen „Walhalla“ tragen soll.

Das klingt doch noch ganz anders als „Aurora.“



























alba), die aber nur ein Öl von geringerem Werte liefert.

Die Rosenernte beginnt mit der Blütezeit Mitte Mai und endigt Mitte Juni. Jede Rose, welche im Ausblühen begriffen ist, wird gepflückt. Das Pflücken sucht man möglichst rasch, bis spätestens 9 Uhr vormittags, zu vollenden. Vollständig erblühte Rosen besitzen nur wenig Aroma. Man nimmt an, daß durchschnittlich 1000 Rosen nötig sind, um 1 kg Rosenblätter zu liefern. Ein Hektar Land giebt gewöhnlich pro Jahr 3000 kg Blumenblätter, die höchstens 1 kg Rosenöl liefern.

Sogleich nach dem Abpflücken gelangen die Rosen zur Destillation. In kupferne, höchst originell geformte Destillierblasen von nur etwa 110 Liter Inhalt füllt man je 10 kg Rosen und 75 Liter Wasser. Man erhitzt mittels eines offenen Holzfeuers zum Sieden und sammelt das Destillat, Rosenwasser, in Glasflaschen von 5 Liter Inhalt. Da das auf diese Weise erhaltene Rosenwasser noch zu arm an Öl ist, werden immer je 40 Liter davon einer nochmaligen Destillation unterworfen. Das Ergebnis dieser, das nur 5 Liter betragen darf, stellt man kühl und überläßt es der Ruhe. Nach ungefähr zwei Tagen hat sich das Rosenöl abgeschieden und kann nun mittels kleiner Glaspriegen abgehoben werden. Es wird in 0,4—2,5 kg enthaltende Kupferflaschen gefüllt und so in den Handel gebracht. Das geschilderte Verfahren ist zwar sehr einfach, aber auch äußerst unrationell.

Im Jahre 1892 waren nach Hartwich in Bulgarien 7290, im Jahre 1893 sogar 7882 Destillierblasen in Tätigkeit. Produziert werden im Durchschnitt alljährlich 2000 kg; 1896 war die Produktion auf 2900 kg, nach anderen Angaben sogar auf 3517 kg gestiegen. Der Ertrag des Jahres 1897 soll infolge der ungünstigen Witterungsverhältnisse, besonders unter dem Einfluß der fortwährenden Regengüsse, auf 2403 kg zurückgegangen sein. Der Preis des Rosenöls ist natürlich schwankend; durchschnittlich wird wohl das Kilogramm in Resanlyt mit 800 Mark bezahlt. Es liegt auf der Hand, daß eine so teure Ware mancherlei Verfälschungen ausgesetzt ist. Als Verfälschungsmittel dient das Palmarosa- oder Schönanthusöl, auch indisches Geraniumöl genannt, welches durch Destillation eines in Ostindien vorkommenden Grases, *Andropogon Schönanthus*, erhalten wird. Trotz aller Verbote und strengster Kontrolle seitens der bulgarischen Regierung sind 1896 nach einer Mitteilung im „Chemist und Droguist“ nicht weniger als 14000 Unzen (1 Unze = 30 gr) heimlich, im ganzen 22000 Unzen Schönanthusöl nach Bulgarien eingeführt worden. Vergleicht man diese Zahlen mit der Gesamtmenge des produzierten Rosenöls, die, wie schon gesagt, im Durchschnitt

2000 kg beträgt und in der dann doch das zur Verfälschung verwendete Schönanthusöl schon enthalten ist, so ergibt sich, daß die Verfälschungen recht bedenkliche Dimensionen angenommen haben. Die bulgarische Regierung, die Handelskammer in Sofia, sowie einzelne große Firmen geben sich zwar redlichste Mühe, diese Zustände zu bekämpfen, haben aber anscheinend nur wenig oder gar keinen Erfolg damit, es sei denn, daß von der Polizei ab und zu einige Kilogramm Geraniumöl konfisziert werden. Radikale Abhilfe ist nach Ansicht Sachverständiger erst dann möglich, wenn es der Wissenschaft gelungen ist, die Natur des Rosenöls vollständig zu ergründen und im Anschluß daran Prüfungsmethoden zu gewinnen, die Anspruch auf Zuverlässigkeit machen können. Bis jetzt giebt keine der gebräuchlichen Proben einen sicheren Anhalt zur Beurteilung der Güte und Reinheit des Rosenöls; die Chemie läßt uns hierbei fast völlig im Stich, so daß man auch heute noch für die Feststellung der Qualität des Rosenöls beinahe ausschließlich auf den Geruchssinn angewiesen ist.

Bezüglich der chemischen Zusammensetzung des Rosenöls sei bemerkt, daß es bei gewöhnlicher Temperatur aus einem festen und einem flüssigen Körper besteht. Letzterer, der Träger des Geruchs, enthält in erster Linie einen Alkohol von der Zusammensetzung  $C_{10}H_{18}O$ , ursprünglich Rhodinol genannt, daneben, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, einen zweiten Alkohol in mehr oder minder beträchtlicher Menge, von Rieman und Schmidt Citronellol ( $C_{10}H_{20}O$ ) genannt. Festgestellt ist jetzt, daß das Rhodinol kein dem Rosenöl eigentümlicher Stoff ist, sondern daß es identisch ist mit dem Geraniol, welches in den ätherischen Ölen der Pelargoniumarten, dem Geraniumöle, enthalten ist, daß es auch den riechenden Anteil des Schönanthusöls ausmacht. Über das Vorkommen des Citronellols gilt übrigens dasselbe. Die Bulgaren, die nun, wie oben gesagt, gerade das Schönanthusöl zur Verfälschung des Rosenöls verwenden, sind also für diese Zwecke auf ein Öl gestoßen, dessen wichtigste Bestandteile mit denen des Rosenöls genau übereinstimmen. Wenn dennoch zwischen beiden Ölen eine erhebliche Differenz im Geruch vorhanden ist, so wird dies jedenfalls durch Beimengungen anderer Körper hervorgerufen. Daß eine so weitgehende Ähnlichkeit des Rosenöls mit seinem Verfälschungsmittel den Nachweis des letzteren fast unmöglich macht, dürfte wohl ohne weiteres klar sein.

Noch bis vor nicht allzu langer Zeit war allgemein die Ansicht verbreitet, daß das deutsche Klima zur Gewinnung feiner Blütengerüche nicht geeignet sei. Daß mit dieser Anschauung endgültig gebrochen wurde, ist das Verdienst der Firma Schimmel & Co.

an Leipzig, die in den achtziger Jahren mit der Anlage von Rosenkulturen begonnen und 1893 eine Fabrik zur Gewinnung des Rosenöls eingerichtet hat. Rings um diese, die ungefähr 8 km von Leipzig, in Groß-Miltitz, liegt und welche durch ihre zweckmäßigen Vorrichtungen imstande ist, innerhalb weniger Wochen, während der Blütezeit der Rosen, 1 000 000 kg Rosenblätter, das heißt täglich 50 000 kg zu verarbeiten, sind ungefähr 20 ha mit Rosen bepflanzt. Daneben finden sich übrigens noch Kulturen der verschiedensten Pflanzensorten, die ebenfalls zur Gewinnung der in ihnen enthaltenen ätherischen Öle angelegt sind. Die Fabrik selbst ist mit allen Vortheilen der modernen Technik ausgestattet, die es ermöglichen, die Rosenblätter ganz frisch zu verarbeiten — die Zeit vom Pflücken der Rosen bis zur beginnenden Destillation beträgt ca. 15 Minuten — und ein absolut reines Öl zu gewinnen. Die Rosen werden mit Dampf in großen Apparaten der Destillation unterworfen. Das erhaltene erste Destillat wird in der zweckmäßigsten Weise behufs Ausscheidung des Rosenöls konzentriert. Infolgedessen besitzt das deutsche Rosenöl einen reineren Rosengeruch als das türkische, besonders fehlt ihm ganz der brenzliche Nebengeruch, der zuweilen der Feinheit des türkischen Öls Eintrag thut. Die Produktion der genannten Firma an Rosenöl betrug 16 kg im Jahre 1893, 60 kg 1896. Ein sehr günstiges Resultat hat auch die 1897er Ernte geliefert. Obgleich das Wetter während der Pflücke sehr heiß und trocken war, so hatte doch der Boden vorher genügende Feuchtigkeit aufgenommen, um einen geradezu phänomenalen Knospenreichtum zur Blüte bringen zu können. Außerdem ist der unmittelbar an der Fabrik gelegene Teil der Rosenfelder mit einer künstlichen Bewässerung versehen worden, durch welche den Pflanzen Wasser an den Wurzeln zugeführt wird. Folgende Ziffern über diese Ernte dürften von allgemeinem Interesse sein:

Dauer der Blüte vom 10. Juni bis 15. Juli	
Maximalquantum Rosen pro Tag	23 000 kg
Durchschnittsquantum Rosen pro Tag	7 000 "
Gesamtergebnis der 1897er Blüte	255 000 "

Wenn auch das Gesamtergebnis um etwa 10 000 kg gegen dasjenige des Jahres 1896 zurückblieb, so war doch die Ausbeute an ätherischem Öl eine größere, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß das Blütenmaterial von außergewöhnlicher Güte gewesen ist und durchweg trocken eingebracht werden konnte. Das Kilogramm dieses reinen, garantiert unverfälschten Öls kostet ca. 1200 Mark, ein Preis, der die Herstellungskosten aber kaum decken soll. Abgesehen wird von der Firma Schimmel & Co. neuerdings ein Präparat hergestellt, das durch Destillation von Geraniol mit der 1000—2500fachen Menge

frischer Rosenblätter erhalten wird und im Preise um das Vierfache niedriger steht als das reine Rosenöl. Dieses unter dem Namen „Rosen-Geraniol“ in den Handel gebrachte Fabrikat behauptet unter den Erzeugnissen den ersten Rang und kann, wenigstens das 2500fache Rosengeraniol, mit türkischem Rosenöl der besten Sorten, das ja, wie schon auseinander-gesetzt, auch nichts anderes sein dürfte als ein Rosen-geraniol, erfolgreich konkurrieren. Die Verbindung des Geraniols mit dem feinen Parfüm unserer deutschen Rosen wird durch den Destillationsprozeß eine so innige, daß man ein im Geruch ganz einheitliches Produkt erhält, welches dem echten Rosenöl nur an Ausgiebigkeit nachsteht.

Ob der Anbau von Rosen zur Erlgewinnung für den deutschen Landwirt im allgemeinen empfohlen werden kann, ist eine Frage, um deren Lösung sich die badiſche Regierung durch eingehende diesbezügliche Versuche, welche auf ihre Veranlassung ange-stellt worden sind, verdient gemacht hat. Das Re-sultat dieser Versuche scheint leider zu allzu günstigen Ergebnissen nicht geführt zu haben. Ein darauf be-züglicher amtlicher Bericht giebt nämlich als Grund-bedingung für die Rentabilität in erster Linie einen fest für längere Zeit abgeschlossenen Kaufpreis an, eine Bedingung, auf die sich selbstverständlich nie-mand einlassen kann. Ferner sagt der Bericht, daß die Kultur nur in unmittelbarer Nähe einer großen Stadt möglich ist, weil die aufgeblühten Rosen so schnell wie möglich an die Fabrik geliefert werden müssen. Wir gehen, so sagt eine auf diesen Bericht be-zugnehmende Besprechung der Firma Schimmel & Co., noch einen Schritt weiter, indem wir aus Erfahrung behaupten, daß die Fabrik mitten in den Rosen-feldern liegen muß. Die allergrößte Schwierigkeit bietet jedoch, wie auch der Bericht hervorhebt, das Pflücken der Rosen. Erstens fällt die drei bis vier Wochen dauernde Ernte gerade in eine Zeit, wo der Landwirt alle Hände voll Arbeit hat und zweitens ist gerade diese bei der Eigenart der Rose um so schwieriger zu bewältigen, je ausgedehnter die An-pflanzung ist. Der Ertrag schwankt je nach der Witterung von Tag zu Tag außerordentlich; bei kühlem Wetter blühen die Rosen allmählich, an heißen Tagen sehr rasch auf, so daß oft an einem heißen Tage das doppelte und dreifache Quantum zu bewältigen ist, wie tags zuvor oder umgekehrt. Dazu kommt, daß sich die ganze Ernte auf ein paar Morgenstunden beschränkt und später für die be-treffenden Arbeiter keine Verwendung ist. Aber auch für den Kleinbetrieb in der Erlgewinnung ist in Deutschland kein Feld, da bei dem geringen Ol-ertrag die Einrichtung eigener kleiner Destillationen, wie in Bulgarien, nicht lohnen kann. Anders können sich allerdings die Verhältnisse gestalten, wenn sich



24







## 9.

## Die Reise.

Der Mai, Wonnemonat oder Lenz genannt von Iyrischen Dichtern und jener Species von Fischen, aus deren Namen man schließen könnte, daß sie zum Gebadenwerden bestimmt seien, um die es aber ewig schade wäre, wenn's geschähe — der Mai also ist ein allgemein beliebter und ersetzter und — wohl gerade darum, weil junge Wesen das Verwöhnen nicht vertragen — ein recht launenhafter Monat, welcher durchaus nicht immer hält, was er verspricht. Diesmal indessen rechtfertigte er die in ihn gesetzten Erwartungen. Glorreich, mit farbenreicher Palette versehen, zog er durchs Land und lasierte, nachdem er in unglaublich kurzer Frist die alte Erde neu aufgefrischt hatte, sein Werk mit der feinsten, aus Sonnenstrahlen zubereiteten Goldfarbe.

Auf diesen mit Ungeduld erwarteten Zeitpunkt hin hatte man auch in der Obern Gerechtigkeit schon seit Wochen nicht geringe Anstrengungen gemacht. Frau Stadtpräsident war eigens mit Luischen nach Linthal gereist, um sich das neueste Modejournal zu verschaffen und auf Promenaden oder in Schaufenstern Umfang und Gestalt der eben aufgelauchten Krinolinen zu prüfen. Zu Hause angelangt, wurden Schneiderin und Puhmacherin herbefohlen; es ward aufgetrennt, umgewendet, aus Altem Neues, aus neu Angeschafftem Allermodernstes so blendend und berückend hergestellt, als Spitzen, Bänder, Stoffe und Blumen es ermöglichten.

Und ganz oben im „Zuhee,“ wie Lieschen ihre Wohnung von Jakob nennen gelernt hatte, da gab sich Angelis frommes Gemüt nicht minder gelegentlich dem sonst verpönten Puh und Tand der eiteln Welt hin. Mit der Frau Stadtpräsident wegwerfender Genehmigung hatte sie feierlich die schweren Schlüssel zu den bemalten Schränken zu unterst aus der Truhe geholt, die kreischenden Schlösser geöffnet, und alsdann Kleid um Kleid von Lieschens verstorbener Mutter mit ehrfurchtsvoller Hand auf den beiden Betten ausgebreitet zu genauer Durchsicht. Lieschen aber stand, den Mund vor Staunen geöffnet über all die reiche Pracht. Wohl hatte sie, wenn die Stunden allzu einförmig dahin schlichen, zur Abwechslung etwa einen Blick hinein werfen dürfen in die Herrlichkeit. Doch hatte Angeli immer schnell wieder zugemacht. Die guten Zeiten, welche sie im Hause verlebte, hatten mit dem Hinscheiden der lieben, verstorbenen Dame ihr Ende erreicht. Angeli liebte es nicht, allzu deutlich daran gemahnt zu werden, da auch andre peinliche Erinnerungen sich mit den freundlichen mischten.

Nun lagen da nebeneinander Röcke aus schwerer Seide, Sammet, feinstem Wollstoff, gestreift, getupft,

geblümt oder einfarbig; hell und dunkel, von einfach edlem Schnitt, oder mit Puffen, Krausen, Perlstückerei verziert. Und Angeli sprach feierlich gedämpft:

„Nun wähle, Lieschen. Ich soll drei von den Röcken für dich zurecht machen auf die Ferien hin.“

Es war beinahe zu wundervoll. So war's ja grad in dem Märchen gekommen, daß sie neulich gelesen hatte. Mit einem Mal drei neue Röcke!

„Das Weiße mit dem Rosenkranz, was meinst du, Angeli? Das wäre wohl schön!“

„Wo denkst du hin, Kind! Das ist ein seidenes Ballkleid, welches Madame in Frostheim nie getragen hat. Die Leute würden mit Fingern auf dich deuten.“

„So, wirklich? Schade! Dann nehmen wir das Graue da. Das ist doch wahrlich unscheinbar.“

„Aber von starrer, schwerer Seide. Ich sehe, Kind, du verstehst das nicht. Laß dir raten, und nimm die helle Papeline hier für sonnige, und das dunkelgrüne Tuchkleid für regnerische Tage. Dann wäre noch das schwarzseidene —“

„Ach geh! Darin sähe ich ja genau aus wie Frau Stadtpräsident, wenn sie Sonntags in dem ihrigen herumrauscht.“ Sie warf den Kopf zurück, streckte das Kinn vor und schritt majestätisch langsam, ihr kurzes Röckchen hoch ziehend, einher.

Angeli sah ihr mit zum Lächeln verzogenem Munde sinnend nach. Dann hing sie flugs die nicht zu Gnaden gekommenen Kleider in die Schränke zurück.

„Doch. Beim Schwarzseidenen bleibt's. Und du sollst sehen, wie froh du noch darüber sein wirst — bald, bald!“

Und so geschah's.

Als im Unter- wie im Oberstock die Vorbereitungen zu Ende waren, brach der zur Reise festgesetzte Tag endlich an. Im Morgengrauen stand Lieschen, fertig angethan im warmen, dunkeln Kleide, einen gelbseidenen, derben Regenschirm krampfhaft umspannt haltend. Oft hatte sie sich's gewünscht, einmal unter solch tragbarem Dach zu wandeln; aber nun selbst eins zu besitzen, das goldene Ringe am weißblinkenden, schön geschnittenen Griff aufwies — es war fast des Glückes zu viel! Das feine Köpfchen ragte aus einer von Angeli künstlich hergestellten, duftigen Galskrause, kopiert nach einem in der Visitenstube hängenden Familienbild, gleich einer weißen, zart rosa angehauchten Blüte auf ihrem Kelch. Die kurzen Locken deckte ein unscheinbarer, einfach mit einem Bande umschlungener brauner Strohhut.

Es war immer noch dämmerig, als Angeli, ihre des Gehens ungewohnte Schutzbefohlene an der Hand führend, den Weg zum Bahnhof einschlug. Dort angelangt, ließ sie das leicht ermüdete Mädchen, welches bei jedem Pfiff oder gellenden Läuten zusammenstrat, draußen auf einer Bank ruhen.

„Diese! Du bist's nicht wirklich. Ja, bist du's oder nicht?“

„Zwischen rief es, aufs höchste überrascht und zwar nicht unangenehm, durch der Schwester Erscheinung. Frau Stadtpräsident, welche gleich hinterher kam, blieb wie angewurzelt vor den beiden stehen. Es war also wirklich so, wie die Leute sagten. Das Mädchen erholte sich zum Leben. Bitterkeit, Zorn, Enttäuschung waren auf ihrem Gesicht zu lesen, als sie hinmrunzelnd von Lieschen auf Angeli schaute und endlich den Blick hohnvoll auf der hübschen Krause haften ließ, als wolle sie sagen: „Wozu das Gesicht noch herauspucken?“ Doch was war das? Angeli gab ihr den Blick vollwertig zurück. Sie kniff die Lippen ein, wandte den Verhassten kurz den Rücken und ging, die Fahrkarten zu lösen.

Als es zum letztenmal läutete, stand die Familie zum Einsteigen bereit. Frau Stadtpräsident hieß die Regine das reichliche Handgepäck in eine Abteilung zweiter Klasse schieben, gab Angeli zwei Billete und deutete auf den nächsten Wagen dritter Klasse.

„Hier, gleich nebenan, steigt ihr ein, sagte sie schroff, ohne die Dienerin anzusehen. Raum saßen alle auf ihren Plätzen, als das letzte langgezogene Signal ertönte und der Zug sich in Bewegung setzte. Noch ein Rufen und Hin- und Herrennen der Beamten und fort ging's, langsam erst, dann in rasender Eile, wie Lieschen meinte.

Wie war sie so froh, der bedrückenden und gefürchteten Nähe der Stiefmutter enthoben zu sein! Wie unbehelligt konnte sie an ihrem Fenster in stauenden Äußerungen ihren Eindrücken Worte geben! Warum nur, o warum flogen — nicht etwa sie und Angeli entlang, nein, Bäume, Häuser, Gärten, Telegraphenstangen, wie Angeli die Dinger nannte, während sie, die Reisenden, ruhig auf ihren Plätzen sitzen blieben?!

Angeli hatte auf die meisten ihrer Fragen nur ein kurzes „weiß nicht,“ oder ein stummes Kopfschütteln als Antwort, und Lieschen lehnte, der unlösbaren Rätsel endlich müde, das Köpfchen an ihren Arm; und noch im Halbschlummer hörte sie die teilnehmenden Fragen des freundlichen alten Mütterchens mit dem ängstlich behüteten Eierkorb im Schoß, nach dem lieben, blassen Jungferchen und dessen woher, wohin, wie und warum. Raum aber langte Angeli den mitgebrachten Proviantkorb hervor, so weckte Lieschen der pünktlichste aller Wecker, der schärfste aller Despoten, der Hunger, wieder auf. Das war eine neue, nie geträumte Freude, ohne Messer und Gabel, ohne sitzsam am Tisch sitzen zu müssen, dem Bratwürstchen einfach den Kopf abzubeißen und obendrein der guten Alten, deren gierige Blicke mit höchstem Anteil den sichtbaren Weg all der guten Sachen verfolgte, vom Überfluß mit-

zuteilen! Sorglich entfaltete das Frauelei ein bedrucktes Schnupftuch, um einen Zipfel ihrer Wurst darein zu wickeln, „dem Hansli zum Aram.“ War das lustig!

Und doch, was waren alle diese Erlebnisse gegen die Wonne, nach fünf Stunden Eisenbahnfahrens die Post zu besteigen, und vorn neben dem Rutscher auf hohem Bock die schöne Welt zu durchziehen, im Rücken als sichere Deckung ihr Angeli, welche Frau Stadtpräsident und Zwischen gegenüber Platz gefunden hatte. Bald überwand sie die Furcht, welche sie anfangs beim Fahren überkommen wollte; unermüdlich drehte sie die Augen von rechts nach links, während der Weg in vielen Windungen die steile Bergstraße hinan führte. Bald war es ein scheinbar reglos am Firmament hängender, großer Raubvogel, welcher ihre Blicke festhielt; oder es ward eine am Straßenrand, an jähem Abgrund wagrecht überhängende Tanne sichtbar. Dann wieder zeigte sich weit unten in graufiger Tiefe auf Minuten das wildschäumende Bergflüßchen, welchem jenseits von hochstrebender Felswand je und je ein niederstürzender Bach Nahrung zuführte. Nur allein das Bewußtsein, daß ein Paar feindseliger, haßblickender Augen sich in ihren Rücken bohrten, hinderte sie daran, sich alle Augenblicke nach Angeli umzuwenden, um Aufschluß zu begehren über ein sich ihrem wenig entwickelten Verständnis als neues Wunder darstellendes Etwas.

Der Postillon, welchen mit Fragen zu belästigen Lieschen sich nicht getraute, griff zum Horn und schmetterte einen laut wiederhallenden Gruß gegen den hier nahe zur Straße gerückten Felsenhang hinüber. Bei der nächsten Biegung zeigte sich ein geräumiges, etwas über der Straßenhöhe gelegenes Haus mit einladend blinkenden, weiß verhangenen kleinen Fenstern.

„Hier werdet Ihr einstweilen mit — ihr wohnen,“ wandte sich Frau Stadtpräsident an Angeli, während der Wagen hielt. „Vorläufig ist in Rothmann selber kein Platz für Euch.“ Erstaunt wandte sich der Postillon nach der Dame um; allein ihr kalt herausfordernder Blick hielt den Widerspruch, der ihm auf der Lippe schwebte, rechtzeitig zurück. Was ging ihn die Sache übrigens an! Rasch hob er das scheue Lieschen vom Bock, stellte sie behutsam neben ihr Gepäck und fuhr unter scharfem Peitschenknall mit den Damen weiter. Angeli hielt sich die Seite; sie ward von plötzlicher Vachlucht befallen. Flugs nahm sie den kleinen Koffer von der Erde auf und murmelte, während sie mit ihrem Pflegling die unbefahrene Steintreppe vor dem Wirtshaus „Zur Mühle“ hinaufstieg, etwas in sich hinein, welches ungefähr so klang wie: „Vortrefflich! Besser könnte es nicht sein.“

Der „Alpenblick,“ wo Mutter und Schwester unseres Lieschens eine kleine halbe Stunde später

abstiegen, war um vieles behaglicher eingerichtet als das Mühlenwirthshaus; aber was half's? Mit ihnen zugleich hielt der böse Gast „finstere Laune“ seinen störenden Einzug. Was nur die Frau Stadtpräsident plagen mochte?

Sie konnte sich's nicht länger verhehlen, daß aus ihrer Stieftochter etwas ganz anderes geworden war, als sie sich selbst und anderen eingeredet — als sie gehofft hatte; noch konnte sie ihrem unvernünftigen Quisichen verzeihen, welches der fatalen Person bei der Trennung nicht nur freundschaftlich zugenickt, sondern ihr, der Mutter zum Trost, wahrhaft bedauernde Blicke nachgesandt und zu wissen gewünscht hatte, aus welchem Grunde diese Trennung eigentlich als nötig zu erachten sei.

## 10.

## Überraschungen.

Die erste im Schwendithal verbrachte Zeit war vorherrschend kalt und regnerisch, ja, nicht selten mischten sich dichte Flocken mit dem Niederschlag, so daß die stolze Frau Stadtpräsident, deren selten benutzter Ofen im Schlafzimmer heftig rauchte, wohl oder übel mit dem ihr am großen grünen Rachelofen der Wirtstube freigehaltenen Plätzchen vorlieb nehmen und sich's gefallen lassen mußte, wenn ein von der Alp herunter gestiegener Senn sein über den Schultern getragenes Schaffell neben ihr zum Trocknen ausbreitete, sie zugleich, Teilnahme voraussetzend, vom Eingehen seiner der nassen Bitterung zufolge verendeten Lieblingskuh, von einem zu früh geworfenen Kalb, dem leider zu Ende gehenden fürtrefflichen Schnupstabaß — „nu nit scheniere! nu probiert,“ — oder der Güte des Knaster's und der Heilkraft des „Fusels“ unterhaltend, deren Dünste er ihr ins Antlitz hauchte.

All das war wenig geeignet, ihre Stimmung zu bessern. Sie langweilte und ärgerte sich weiblich, nicht zum mindesten auch darüber, daß Quisichen über die Abwesenheit „der Schwester“ murrte, mit welcher man sich in Ermangelung anderer Gesellschaft doch unterhalten könnte. Daß sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, die andre plötzlich „Schwester“ zu nennen, war an und für sich schon ein Ärgerniß. Dann trieb sie sich auch, statt der Mutter bei einer Handarbeit die Zeit durch Plaudern zu vertreiben, viel lieber mit den Wirtskindern in Stall und Scheune, Milchammer und Geflügelhof herum. So saß denn Frau Stadtpräsident und grübelte, mutterseelenallein; denn ach, der Angeli gegenüber erwähnte Plagemangel im „Alpenblick“ war eine — künstlich erdachte Fabel gewesen.

In Schwendi hielten sich außer Lieschen und Angeli einstweilen auch keine weiteren Gäste auf. Dennoch war man hier weit besser dran. Schon

morgens um fünf Uhr nahm die Lustbarkeit ihren Anfang, wenn mit frühlichem Gebimmel die zahlreiche Ziegenherde vorbei hastete, hinten der gravitatische Bock mit dem langen Zottelbart, und der nicht minder ernst schreitende zwölfjährige Hirt, in die einst weiß gewesene Wolldecke gehüllt, der sich bald herbeiließ, mit der „freien (freundlichen) Stadtjungfer“, die morgens und abends mit einem Schüsselchen Salz für die lederen Tiere bereit stand, Bekanntschaft zu machen, welche er bald durch Ueberreichung von Alpenblumen fester knüpfte.

Dann gab's in Schwendi eine besonders bemerkenswerte Rahenfamilie. Was Lieschen aber vor allem fesselte, das waren die Kühe, welche sich, ernst und gesetzt wie die würdigsten Volksbeglucker, morgens und abends beim Hause einfanden, um den mit blank gefegten Kübeln herbeikommenden Besitzern den Segen ihrer süßen Milch zu spenden.

Und als nun die Bitterung wieder umschlug, und der ersehnte Sonnenschein sich im Bergthal häuslich niederlassen zu wollen schien, da war vollends der Herrlichkeit kein Ende. Die Brücke über den am Haus unterhalb der Straße vorüberstürmenden Bach, das von mancherlei Vögeln wimmelnde, nahe Buchenwäldchen, in welchem es plötzlich zu treiben und zu blühen begann — es war ja alles so neu, so schön, so wunderbar, wie Lieschen sich's nie gedacht hätte!

Eines wonnevollen Morgens hielt der Postwagen mit traxitrara unweit vom „Alpenblick“ in Rothtann, wo er einen bis dahin beschaulich die vom Wege gebotenen Naturschönheiten genießenden Reisenden niedersezte.

Es war Herr Ingenieur Fritz Inners, welcher sich bei der freundlich Willkomm bietenden Wirtin eine Erfrischung bestellte, und alsdann nach dem Verbleib von Frau Stadtpräsident Haller mit ihren Jungfer Töchtern sich erkundigte. Die Frau stutzte; doch mochte sie sich verhört haben. Der Herr sprach so „frömb“ (fremdartig).

„Die Frau Mutter ist seit gestern unwohl und hütet das Bett. Sie liebt es nicht, daß man ihr etwas einrede, und doch wußte ich, wie ungesund zu dieser Jahreszeit der Aufenthalt im Garten für Stadtleute ist, nachdem die Sonne hinter die Berge gegangen ist. Jungfer Quisichen ist mit den Kindern zum Regel hinauf gestiegen, nach den Alpenrosen zu sehen. Natürlich sind noch keine offen.“

Herr Inners ließ sich den Weg beschreiben und begab sich auf den felsigen Fußsteig, der zwischen mächtigen, wohl vor Jahrhunderten abgestürzten Blöcken durch, einen kleinen Hügel hinan führte. Oben auf einer ländlichen Bank saß die Gesuchte, von einigen Buben und Mädchen umringt, welchen sie, da die Alpenrosenbüsche noch grün standen, Kränze



Jemand — Veranlassung zu finden glaubte, an der Wahrhaftigkeit ihrer Mutter zu zweifeln.

„Daß Mama das Lieschen auch gar nicht ausstehen kann!“ rief sie in bitterer Verlegenheit. „Und doch sieht sie jetzt so gut aus, daß wir uns ihrer nirgends zu schämen brauchen.“

„Nein, zu schämen hätten Sie sich nicht, wenn sie hier bei Ihnen wäre.“

Es lag etwas so Demütigendes im scharf anklagenden Ton der kurzen Rede, daß Luisehen empört den Kopf zurück warf.

„Ich gebe zu, Herr Inners, daß Mama in Bezug auf Lieschen in einer Täuschung befangen ist. Aber kann so etwas nicht jedem Menschen geschehen? Ist es ein so schweres Unrecht, eigensinnig auf einer vorgefaßten Meinung zu bestehen?“

Gern hätte er ihr geantwortet, daß er an „die vorgefaßte Meinung“ längst nicht mehr glaube. Allein er begnügte sich mit einer andern Antwort.

„Fragen Sie sich selber, Luisehen, welches die Folgen davon für Ihre Schwester gewesen sind? Als geistig und körperlich kränkendes Geschöpf hat man sie aufwachsen lassen, und dabei ist sie jeglicher Geistesbildung, der dem ärmsten Kinde zu teil werdenden Jugendfreude verlustig geworden, während die Beobachtung eines erfahrenen Arztes —“

„War das Ihr Vater nicht? Hat der die Krankheit nicht selbst erkannt und beim Namen genannt? Wäre es möglich, Herr Inners, daß Sie meiner Mutter schlimme Absichten zutrauten? . . . Wie, Sie sagen nichts?“

„In Ihnen nicht, Luisehen, auf diese Frage . . .“

„Lassen Sie uns Mama aussuchen, Herr Inners! Ich wünsche dabei zu sein, wenn Sie sie wegen Lieschens Abwesenheit zur Rede stellen,“ sagte sie mit bebender Stimme.

Der junge Mann ergriff ihre Hand und sagte bekümmert: „Nach dem, was ich nun in Erfahrung gebracht habe, weiß ich Ihrer Mutter nichts zu sagen. Auf den Wunsch Ihres Onkels bin ich hierher gekommen, mit der ausdrücklichen Weisung, ich würde Sie alle hier beisammen finden. Über den wirklichen Sachverhalt ist er nicht aufgeklärt.“

Luisehen entriß ihm heftig ihre Hand. „Dann hat Mama flüchtig geschrieben, oder der Onkel oberflächlich gelesen, Herr Inners. Im übrigen kann auch zwischen uns beiden weiter keine Gemeinschaft sein. Wer die Handlungsweise meiner Mutter in Zweifel zieht — Sie sind indessen der erste, der mir das anthut — kann auch mein Freund nicht sein.“

Sie schluckte ihre Thränen tapfer hinunter; aber in dem Blick, welchen sie auf ihn heftete, als er sich mit ernstem Gruß zum Gehen anschickte, las er das ganze Leid ihrer schmerzlich verwundeten Seele. Herr Inners seufzte tief auf. „Sie wird der Mutter

gegenüber schweigen, das treue Herz, um ihr die Kränkung zu ersparen,“ murmelte er vor sich hin.

Luisehen aber sank, sobald er nicht mehr sichtbar war, auf die Bank zurück, von der sich die Kinder, gelangweilt, längst entfernt hatten, und brach in ein stürmisches Weinen aus.

Um die Mittagsstunde trat Herr Inners im Mühlenwirthshaus ein; allein auch da war diejenige, welcher sein Besuch zugebacht war, nicht zu treffen. So bestellte er sich denn ein Mittagessen, welches so einfach war in seinen Bestandteilen, als die höchst primitive Einrichtung des Anwesens es hatte voraussehen lassen und setzte sich alsdann, eine Cigarre anzündend, in die mit wildem Wein überwachsene, geräumige Gartenlaube, die Rückkehr Lieschens zu erwarten.

Der Duft des feinen Krautes, das mittagsmüde Gezwitzchen der Vögel, das einförmige Summen der Bienen waren nahe daran, ihn einzuschläfern; da störte ihn ein starker, die Steintreppe zwischen Haus und Garten heransteigender Tritt. Ein Soldat, stramm und schmuck, schaute sich, oben angelangt, einen Augenblick um, betrat mit einer Frage das Haus und befahl, als er Antwort erhalten, eine Flasche Bier mit Brot. Das Wirtstöchterchen, in dem gutgemeinten Bestreben, die zwei Gäste zur gegenseitigen Unterhaltung einander zu nähern, führte den neu Angekommenen in die Laube.

Der Soldat legte Kappi und Überrock beiseite, nahm einen Probeschluck und rückte den Stuhl so, daß er straßauf, straßab spähen konnte. Nach einem Weilschen zog er das aus der Rocktasche ragende Pfeifchen hervor und fragte, ehe er's anzündete: „Ist's erlaubt?“

„Gewiß, da ich ja selber rauche.“

Der andre lächelte. „Das ist was anderes. Der Rauch, den Sie hervorbringen, ist Genuß. Der meine — für Sie wenigstens — nicht.“

Herrn Inners gefiel das freie und doch bescheidene Auftreten des Jünglings. Und da das Gespräch begonnen war, ließ er's seinen Gang nehmen.

„Sie haben den Dienst absolviert? Sind Corporal geworden.“

„Schon im vergangenen Sommer. Diesmal hoffe ich's zum Wachtmeister zu bringen.“

„Da haben Sie also noch weiteren Dienst. Das mag recht störend sein für den Beruf?“

„Nur noch eine Woche. Jetzt habe ich den großen Urlaub; muß Sonntag abends wieder eingerückt sein. Was das andre betrifft, so ist der Meister ein vernünftiger Mensch; mißgönnt der Armee ihren Mann nicht.“

„Ei, das hört sich gut an. Und den Urlaub haben Sie also zu einer Vergnügungstour benutzt?“

Der Soldat rollte bei dieser Frage die großen blauen Augen suchend umher. „Vergnügungstour?“



fragte er sich aufs Gewissen. „Jamohl; natürlich, eine Vergnügungstour ist's, versteht sich,“ sagte er dann beruhigt, unter der sonnverbrannten Haut noch wie ein Mädchen erröthend.

Indessen kam's in Eile um die Hausecke herum gesauft. War das wirklich — das Lieschen? Die braunen Augen sprühten Lebenslust, die Wangen glühten, der Gut war ihr im Eifer des Blumenpflückens im Nacken hängen geblieben. Herr Inners wollte ihr entgegen treten; da kam ihm der Soldat zuvor.

„Lieschen!“ „Jakob!“

Sie sprang ihm nicht minder beglückt entgegen, als er ihr. Sie legte ihm in Wiedersehensfreude beide Hände auf die Schultern, so daß die großen Blumenbüschel sein erhitztes Antlitz schmückten.

„Wie bist du nur gekommen, Jakob?“

„Auf meinen beiden Füßen, Kind. Hat dir Angeli nichts gesagt?“

Er zog sie in den Hausflur. „Belomm ich denn nicht ein einziges, winziges Rüschen zum Willkomm, Lieschen?“

Sie lachte. „Wie kann ich, mit meinen Händen voller Blumen? Die dürsten und müssen eingestellt werden.“ Und sie schlüpfte hinaus, auf das kleine ländliche Brunnlein zu. „Das ist nun das einzige Blumenbecken, das ich habe, seit die geizige Frau Bleisch keine Biergläser mehr herleihen will.“

„Komm, Jungfer Lieschen, komm; es stehen ihrer über ein halbes Duzend voller Gras,“ rief's aus der nahen Küche.

Herr Inners war mittlerweile hilflos in seinen Stuhl zurückgesunken vor Überraschung. Jetzt schritt auch Angelika, in beschaulicher Ruhe vor sich hin stridend, hinterm Haus hervor. Das gab ihm seine Kraft zurück. Er trat aus der Laube:

„Jungfer Fuchs!“

Alle wandten sich nach ihm um, die Angerufene jäh erblassend, Lieschen mit freudigem Staunen. Zutraulich nahm sie seine Hand. „'s ist der Fritz Inners, du, Jakob. Wie hübsch, daß ihr beide zusammen angekommen seid.“

„Aber das sind wir gar nicht, Lieschen. Ich kenne diesen jungen Mann nicht einmal, der dir selber so — vertraut zu sein scheint?“ entgegnete Herr Inners.

„Ja, das ist eben der Jakob, der mich heiraten will.“

„Will er? Der Tausend, wie göttig! Aber du? Willst denn du ihn auch?“

„Natürlich. Weißt, ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht. . . Und jemanden muß der Mensch doch haben, dem er zugehört. Gelt, Angeli, so ist's?“

„Herr Inners. . .“

„Einen Augenblick, mit Ihrer Erlaubnis, Jungfer Fuchs. Erst möchte ich von dem jungen Mann selber hören, was er vorzubringen hat.“

Stolz warf Jakob die blonden Haare zurück.

„Der junge Mann hat weiter nichts vorzubringen, als daß er und Lieschen sich gern haben.“

„Mit dem Gernhaben ist's nicht gethan. Was sind Sie?“

„Ein Maurer, und ich freue mich dessen, Herr Inners.“

„Und Jungfer Haller ist die Tochter eines gelehrten und hochangesehenen Mannes, in wohlhabendem Hause aufgewachsen.“

„Und trotzdem recht übel dran. Durch mein Guckloch hab ich's oft genug mit angesehen, wie sie Tag für Tag mit derselben dicken Suppe abgesättigt worden ist, bis mir selber der Appetit verging. Und was den passenden Umgang mit Menschen anbelangt, so ist ihr kein anderer zu teil geworden, als der meine, und ich wage zu behaupten, obwohl kein Prahler, daß er ihr nicht geschadet hat.“

Mit angeborenem Anstand, bescheiden selbstbewußt — Jakob war „nature's gentleman,“ — richtete er sich höher auf. Herrn Inners' Interesse wuchs.

„Wie sind Sie denn mit Lieschen bekannt geworden?“ forschte er wißbegierig weiter.

„Ich habe seit Jahren nebenan gewohnt. Durch ein Loch in der Zwischenwand der benachbarten Lauben habe ich Lieschen oft beobachtet. Erst bemitleidete ich sie; später gefiel sie mir; doch dachte ich, solch kleines Ding sei nicht zum Anrühren; es könnte entzwei gehen. Noch später hatte ich einmal im Hause Arbeit; da war sie so zutraulich, daß ich sie noch lieber mochte. Darauf erweiterte ich das Loch —“

Lieschen nickte eifrig bestätigend, ihres Jakob Hand festhaltend:

„Darauf hat er das Loch erweitert, bis er durch konnte.“

Herr Inners hatte Mühe, das Lächeln, welches der komische Ernst der Kleinen hervorrief, unter dem Schnurrbart zu verstecken.

„Das klingt ja alles wie ein Buch. Aber wie wollen Sie als Maurer die Jungfer Haller standesgemäß erhalten? Soll sie Hausgeschäfte verrichten? Sehen Sie sich das Mädchen an. Dazu taugt sie nicht.“

„Das Angeli —“

„Sie wissen wohl, daß sie Vermögen hat?“

Wieder richtete sich Jakob hoch auf.

„Das weiß ich, jamohl. Und sollte es je dazu kommen, daß ein Teil davon herausbezahlt würde, so soll es ihr selber zu gute kommen. Einstweilen vertraue ich allein auf meines Kopfes und meiner Hände Arbeit.“

Ja, der Bursche gefiel Herrn Inners immer besser.

Angeli hatte anfänglich wie auf glühenden Kohlen gestanden. Es hätte alles im geheimen zu Ende geführt werden sollen. Jetzt hieß es Farbe bekennen. Als sie indessen sah, wie gut und wirkungsvoll der Jakob seine eigne Sache zu führen verstand, wuchs ihr der Mut wieder. Sie bat Herrn Inners demütig, nun auch sie selber anhören zu wollen, und er schritt neben ihr die hinter dem Gärtchen sanft ansteigende Matte entlang, während das Paar sich in die Laube setzte zum Plaudern.

„Sie kennen also den jungen Mann persönlich?“

„Da er mein naher Verwandter ist, ganz genau.“

„Ah! da haben Sie wohl die Geschichte selbst angerichtet?“

„Ich ließ den Dingen einfach ihren Lauf, Herr Inners. Warum sollte ich nicht? Lieschen war ihrer Stiefmutter von jeher verhaßt. Und einst, hören Sie wohl, konnte ich's noch eben verhüten, daß das Kind aus der Welt geschafft wurde. Ich darf sagen, daß das wenige Gute, was sie im Leben genossen, ihr durch mich zu teil geworden ist. Und was nun den Jakob anbelangt, so ist er ein braver, wohlmeinender, intelligenter Mensch. Er liebt sein Lieschen von Herzen, und er wird's, besonders wenn ihm etwas Kapital zufällt, ganz gewiß zu etwas bringen. Sind die beiden erst verheiratet, so werde ich zu ihnen ziehen und meiner Kleinen wie bisher alle Unebenheiten aus dem Wege räumen. Sprechen Sie über Jakob mit Baumeister Lange, seinem Brotherrn. Haben Sie den erst gehört, Herr Inners, so werden Sie wahrlich nicht wünschen, die jungen Leute zu trennen.“

Als die aufgeregte Rede endete und die gewöhnlich verschleierten Augen voll und flehend zu ihm aufgeschlagen waren, stellte sich Herr Inners der Sprecherin, welche eine fremde Angelegenheit mit solcher Inbrunst zu der ihrigen machte, in den Weg.

„Und welchen Vorteil erhoffen Sie für sich selber von alledem? Nein, lassen Sie mich reden. Sie wollen bei den Leuten wohnen, wollen für sie schaffen, vielleicht angestrengter, als sie es bisher thaten. Ihre allgemeine Menschenliebe will ich nicht in Zweifel ziehen; daß sie im besondern aber so weit gehen sollte, das Wohlergehen Außenstehender zu Ihrem Lebenszweck werden zu lassen —“

„Ich sagte Ihnen, daß Jakob mir nahe verwandt ist.“

„Wie nahe?“ Er sah ihr durchdringend ins Gesicht. Wie im Zwang gab sie ihm einen ihrer blisschnellen Aufblicke.

„Er ist mein Sohn,“ sagte sie dann langsam.

„Ihr Sohn! Sie waren also ver . . .?“

„Nein!“ Sie machte gepeinigt ein paar Schritte

vormwärts. „Verheiratet war ich nie. Aber es gab eine Zeit, da auch ich jung und lebenslustig war, da selbst mein Blut in Wallung geraten konnte. Jakobs Vater, mein Bräutigam, war Maurer wie er, gut gewachsen und breitschulterig, und von fröhlichem Gemüt, so daß man hätte meinen können, wer den Tod scheue, brauche sich nur hinter ihn, meinen Jakob, zu verstecken. Als unsere Hochzeit ganz nahe war, ging er eines Morgens fröhlich pfeisend von uns zur Arbeit. Mit einem zusammenbrechenden Gerüst stürzte er zu Boden und blieb mit gebrochenem Genick liegen. Damals kamen mir schwarze Gedanken; schier wollte ich verzweifeln. Als aber sechs Monate darauf mein Sohn, sein Ebenbild, geboren wurde“ — sie wandte sich tief atmend nach der Laube zurück — „da gewann das Weiterleben wieder Wert für mich. Lieschens Mutter, welche all' das wußte, nahm mich in ihren Dienst. Meinen Jungen brachte ich nebenan bei einer Nachbarnsrau unter. Begreifen Sie nun, Herr Inners, wie alles gekommen ist, und warum ich mein Glück und meinen Lebenszweck darin sehe, mich den beiden Liebsten, die ich auf Erden habe, anzuschließen, ja aufzuopfern?“

Der Ingenieur begriff wirklich. Teilnehmend blickte er auf die Frau nieder, welche ihm plötzlich in einem andern, helleren Lichte erschien.

„Helfen Sie uns, Herr Inners,“ bat sie, „indem Sie den Herrn Rektor unsern Plänen günstig stimmen.“

Er nahm jedoch nur zögernd ihre bittend ausgestreckte Hand.

„Der Herr Onkel hat mich heraufgeschickt, damit ich mich in seinem Namen nach dem Ergehen seiner Verwandten erkundige. Weiter kann ich nichts thun, als ihm alle die Neuigkeiten wahrheitsgetreu überbringen, durch welche ich selbst überrascht bin. — Grüßt die beiden von mir, Angelika; sehen kann ich sie jetzt nicht. Denn so gut mir Euer Sohn gefällt, ich habe dennoch Mühe, mir eine Verbindung zusammen zu reimen zwischen ihm, dem Maurer, und der Tochter des Präsidenten Haller.“

„Dem Maurer, dem Sohn einer Magd, wollen Sie sagen. Aber letzteren Uebelstand abgerechnet — ein Maurer kann Meister werden, Herr Inners. Wenn Sie die Mappe mit Jakobs selbstverfertigten Plänen durchgehen wollten —“

„Wir werden ja sehen. Einstweilen lebt wohl.“

Sie schaute ihm nach, während er im Bogen das Mühlenhaus umging, um die Straße zu erreichen. Als sie ihn nicht mehr sah, nickte sie energisch vor sich hin, und schritt rasch zurück. Es durfte nun nicht länger gezauert, sondern alles sollte schnell zu Ende geführt werden!

(Schluß folgt.)









zügen maßgebend geblieben, eine völlige Umformung hat dagegen das frühere Projekt der Inneneinrichtung erfahren. Die ehemals geplante Festkirche als Hauptraum der Anlage, den die Kuppel krönt, ist zur Predigtkirche geworden; die geplante Pfarrkirche, die sich an die Südseite des Mittelraumes anschließen und in ihrer Anordnung der für die Nordseite projektierten Grabeskirche entsprechen sollte, wurde, zu einem kapellenartigen Nebenraum, zur Tauf- und Trautkirche für den Hof, umgestaltet, der Predigtkirche angegliedert, während die Gruftkirche an der nördlichen Seite des Domes in einer selbständigeren Ausbildung dem Bau angefügt ist. Diese Veränderungen sind nicht nur vom künstlerischen Standpunkt angesehen Verbesserungen, sondern auch im Sinne der Schaffung eines wirklich evangelischen Gotteshauses, einer Kirche, die den Bedürfnissen des modernen protestantischen Kultus voll entspricht.

In Bezug auf die räumliche Ausdehnung wird der Berliner Dom gegen die großen Kirchen Italiens, Frankreichs und Englands um einiges zurückstehen, vielleicht nicht zum Schaden seiner Bestimmung als Predigtkirche, bei der die Akustik die wichtigste Rolle spielt. Der quadratische Kuppelraum des Domes mißt 31,5 m, die Kuppel von St. Peter in Rom 42 m, des Invalidendomes in Paris 37 m, von St. Paul in London 35 m. Zur weiteren Vergleichung seien die Sophienkirche in Konstantinopel mit 31 m Kuppeldurchmesser, die Frauenkirche in Dresden mit 23 m, die ovale Kuppel der Paulskirche in Frankfurt a. M. mit 18,7:26 m angeführt. Die Raumverhältnisse des Berliner Domes sind also immerhin äußerst stattliche. Der Gesamtkomplex hat eine Länge von 112 m, eine Tiefe von 75 m, die westlichen Glockentürme erreichen eine Höhe von 85 m, die äußere Höhe der Kuppel beträgt etwas über 100 m, die innere 73 m. Besonders imposante Ausmessungen hat das Hauptportal am Lustgarten erhalten. Bei einer Breite von 13 m und einer Höhe von 21 m würde es Raum für die Fassade eines vierstöckigen Wohnhauses bieten.

## Zu unseren Bildern.

**Kaiserin Auguste Viktoria mit Prinzessin Viktoria Luise.** Was uns Deutschen die Gestalt unserer Kaiserin so verehrentswert erscheinen läßt, sind ihre echt weiblichen Tugenden, ihr süßes Wirken im Kreise ihrer blühenden Kinderschar und die absolute Zurückhaltung, die sie in allen politischen Fragen bewahrt. Niemals hat sie den Versuch gemacht, irgendwelchen Einfluß auf den Lauf der Ereignisse zu gewinnen, und selbst ihr reges Interesse für alle humanitären Bestrebungen weiß die hohe Frau in solcher Weise zu betätigen, daß verhältnismäßig selten ein Wort über ihr segensreiches Wirken in die Öffentlichkeit dringt. So bestätigt die Kaiserin des Dichters Wort, daß man gerade von der besten Frau am wenigsten spreche. Leider bot jedoch ein Unfall, den die Kaiserin in Verletzung erlitt, den Zeitungen längere Zeit hindurch Veranlassung, sich eingehender mit der Person Ihrer Majestät zu beschäftigen. Die Kaiserin hatte sich durch Ausgleiten bei einer Bergpartie eine schmerzhafteste Verletzung des Fußes zugezogen, deren Folgen dank der Sorgfalt der behandelnden Ärzte bereits nahezu beseitigt sind, die aber die hohe Patientin zwang, eine Reihe von Tagen das Bett zu hüten. Bei der allgemeinen Teilnahme, die der Unfall weit über die Grenzen hinaus wachrief, wird unsern Lesern ein Bildnis der Kaiserin von W. Sichelkows Meisterhand sicherlich doppelt willkommen sein. Das schöne Porträt zeigt die hohe Frau in Gesellschaft der kleinen Prinzessin Viktoria Luise in einem herbstlichen Park. Sichelkow hat sich mit Erfolg bestrebt, die konventionelle Pose, die so viele Bildnisse hochgestellter Persön-

lichkeiten ungenießbar macht, zu vermeiden und dem allen Außerlichkeiten abholden, auf schlichte Anmut gestimmten Charakter der Kaiserin gerecht zu werden.

**Der Luftballon auf der Alm.** Jüngst haben tüchtige Aeronauten den freilich nicht völlig geglückten Versuch gemacht, im Luftballon über die Alpen zu fliegen. Man kann sich denken, welchen Eindruck die Erscheinung des seltsamen Ungetüms auf die harmlosen Bewohner entlegener Hochtäler gemacht haben muß. Der Münchener Maler Ferdinand Fock hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ein solches Renkontre hypermoderner Kultur mit der alpinen Unschuld in einer stofften Zeichnung zu verewigen. Daß man dort oben auf den Matten getreu dem altertümlichen Brauche der Vorfahren alles Unbekannte und Unerhörte für Teufelswerk hält, versteht sich eigentlich von selbst. Dadurch erklärt sich denn auch die sichliche Furcht, der die wadern Gebirgler beim Anblick der unheimlichen Erscheinung verfallen sind. Sie scheinen anzunehmen, daß der jüngste Tag angebrochen sei. Weinend und händerringend oder mit dem Ausdrucke starren Schreckens scharen sie sich vor der Sennhütte zusammen. Nur der kleine Hütchen beobachtet den Ballon mit ruhigerem Interesse; dank der Aufklärung, die ihm seine Vefesibel gebracht hat, ist er über die wahre Natur der merkwürdigen Erscheinung genügend unterrichtet, um sich seinem Erscheinen ohne Furcht hingeben zu können.

**Im alten Münchener Hofbräuhaus.** Kein Fremder, der die schöne Isarstadt, die Hochburg der Kunst und des Bieres, berührt, wird einen Besuch jener klassischen Kneipstättchen veräumen, die in der ganzen zivilisierten Welt unter dem Namen „Hofbräuhaus“ bekannt ist. Wer in älteren Reiseberichten, Romanen oder Künstlerbiographien von der altbairischen Gemütlichkeit dieses Lokals, von seinem primitiven Komfort und seiner nicht ganz einwandfreien Sauberkeit gelesen hat, der wird beim Eintritt in das Prachtgebäude, das heute den Namen „Hofbräuhaus“ führt, allerdings enttäuscht sein. Der Riesensaal mit seiner gewaltigen Deckenspannung, seinem Fensterschmuck und seinen mächtigen Kronleuchtern dürfte auf den Besucher vielleicht einen ebenso großen Eindruck machen, wie die stilvollen Nebenzimmer und der lebhafteste Betrieb, der im ganzen Hause herrscht, aber dem feineren Beobachter wird es nicht entgehen, daß das Hofbräuhaus bei seinem Umbau jene spezifisch münchenerische Gemütlichkeit eingebüßt hat. Die verschiedenen Gesellschaftsklassen, die sonst der im schmucklosen Maßstrug verteilte bayerische Stoff auf der Bierbank zu einer begablichen Tafelrunde vereinigte, haben sich mehr und mehr separiert, und nicht ohne Behmut sieht der Münchener vom alten Schläge den Schwarm der Touristen die ihm so liebe Stätte überfluten. J. Laaslos Bild verlegt uns in die schöne Zeit des alten Hofbräuhauses zurück, in jene Tage, da die Erscheinung eines Fremden in diesen Hallen noch ein gewisses Aufsehen erregte.

**Eine Überraschung.** Nirgends kommt die sprichwörtliche Erbfeindschaft zwischen Hund und Kage deutlicher zum Ausdruck, als draußen auf dem Felde, wo der Hund, der treue Gefährte und Gehilfe des Jägers, so für seine vornehmste Pflicht hält, dem Raubzeuge zuleibe zu gehn. Mit Recht sieht deshalb auch die Kage und besonders die verwilderte, die im Strohheim ihre Jungen großzog und obnehin auf alles, was dem Menschen nahe steht, nicht gut zu sprechen ist, im Jagdbunde ihren gefährlichsten Feind. Wenn sie ihre Sprößlinge durch ihn bedroht sieht, scheinen sich ihre Orwandtheit und ihr Mut zu verdoppeln, und häufig genug geht sie zum Angriff über, ehe noch der Hund eine Abnung von ihrer Nähe hat. Der bekannte Tiermaler W. Gräbner hat in seinem Bildchen eine solche Szene lebenswahr dargestellt.





**Eine baubare buntblättrige Zimmerpflanze.** Pflanzen mit bunten Blättern sind im Garten, vor dem Fenster und im Zimmer immer von guter Wirkung, wenn man sie nicht zu häufig, sondern immer nur vereinzelt zwischen grünblättrigen Gewächsen verwendet. Während man früher den buntblättrigen Zimmerpflanzen wenig Beachtung schenkte, erfreuen sich dieselben gegenwärtig in einigen Arten großer Beliebtheit. Eine der beliebtesten bunten Zimmerblumen ist die abgebildete „Schönmalve“ (*Abutilon*), welche den Namen „F. Sawiger“ führt; sie trägt eben einen Personennamen, wie tausend andere Blumenarten auch. Die meisten in den Gärten vertretene Schönmalven werden aber, aus den Blattachsen hervorsprossenden, glockenförmigen, weißen, roten, rosensfarbigen und gelben Blüten halber gepflegt. Diese zwar geruchlos, aber bei manchen Arten auch im Winter erscheinenden Blumen, nehmen sich prächtig zwischen den großen grünen Blättern aus. Die abgebildete neuere Sorte blüht, wie so viele andere buntblättrigen Gewächse, wenig oder gar nicht, sie ist deshalb ausschließlich als Blattgewächs wertvoll. Von der schönen Form und Zeichnung der Blätter giebt unser Bild eine getreue Darstellung. Die Blätter sind von tiefgrüner Grundfarbe und mit einem breiten weißen bzw. gelblichen Rand umgeben. Wie fast alle buntblättrigen Gewächse, so liebt auch diese Sorte einen möglichst hellen und sonnigen Standort. Sie gedeiht im Sommer gut vor einem Zimmerfenster und auf dem Balkon, im Winter am Fenster einer nur mäßig erwärmten Stube. Die Schönmalven sind rasch wachsende Topfgewächse, die namentlich im Sommer reichlicher Bewässerung, auch hin und wieder flüssiger Düngung bedürfen. Sie lieben eine schwächere, gehaltreiche Erdmischung, die man aus Rasen- und Mistbeeterde unter Beimischung etwas groben Sandes zusammensetzt. Neben dem durchaus erforderlichen Verspflanzen im zeitigen Frühjahr, empfiehlt sich ein zweites Versetzen im Sommer.

**Die Krankheiten unserer Obstbäume durch parasitäre Pilze** haben sich in den letzten Jahren in erschreckender Weise gemehrt. Obenan stehen unter ihnen die Verwüstungen durch den Moniliapilz und die sogenannte Blattfallkrankheit. Bei letzterer werfen die Bäume vorzeitig, d. h. schon im Sommer oder Anfang Herbst, die Blätter ab. Letztere sind aber im grünen Zustand die Stätten, in welchen alle Neubildung organischer Substanz unter dem Einfluß des Sonnenlichtes vor sich geht. Werden sie vorzeitig den Bäumen geraubt, so können naturgemäß zunächst die angelegten Früchte nicht normal ausgebildet werden; sie verkümmern vielmehr und fallen ab. Dann aber findet auch kein neuer Zuwachs an Holz und Zweig statt und ebensowenig vermag der Baum Reservestoffe für das Wachstum im nächsten Frühjahr zu sammeln. Die Moniliakrankheit befällt die Obstbäume schon früher, meistens gegen Ende der Blüte. Bei ihrem Auftreten verkümmern sichtbar sämtliche Blätter und Blüten. Da beide Krankheiten sich in steigendem Maße auf das nächste Jahr übertragen, ist ihre sorgfältige Bekämpfung ein unbedingtes Erfordernis. Darüber hat nun das vergangene Jahr uns wesentlich neue Erkenntnisse gebracht. Die Überwinterung beider Pilzarten findet ganz besonders an trockenen Ästen, hängengebliebenen Früchten und Blättern und ebenso sehr in dem Abfall Holz, der sich an Holz und Blättern unter den Bäumen im Herbst findet. Grundbedingung

der Bekämpfung ist demgemäß, daß im Herbst alles trockene Holz und die noch hängenden Früchte und Blätter von den Bäumen entfernt und zusammen mit dem Bodenabfall sorgsam verbrannt werden. Nächst dem ist ein vorzügliches Bekämpfungsmittel in der Bespritzung des ganzen Baumes mit Bordeauxer Brühe entdeckt worden. Letztere stellt man dar, indem man auf 4 Liter Wasser etwa 150 g Kupfervitriol und ebensoviel frisch gebrannten Kalk nimmt. Zur Bespritzung bedient man sich einer sogenannten Baumpistole, die in jeder Eisenwarenhandlung erhältlich ist. Das Bespritzen hat statthaten zunächst im Spätherbst, nachdem der Baum nach der eben gegebenen Vorschrift ausgeräumt war; sodann im Frühjahr, ehe noch die Knospen aufbrechen; nach beendeter Blüte und schließlich noch einmal vier Wochen später. Man spritzt am besten des Abends, keinesfalls aber an sehr sonnigen Tagen, da dadurch die Wirkung beeinträchtigt



*Abutilon hybridum „F. Sawiger.“*

wird. Mit derselben Brühe bezieht man auch im Herbst den Boden rings um die Bäume und kräht ihn danach flach um.

**Gall, der besaunte Begründer der Schädellehre,** erzählte in seinen Vorlesungen mit unverwundlichem Ernst, welche Verweise von Verstand sein Mund gegeben. Besonders schrieb er ihm Wortgedächtnis zu. Wenn auch Hor nicht spreche, so habe er doch die Gabe der Sprache. „Ich habe in dieser Beziehung,“ so erzählt Gall, „interessante Betrachtungen angestellt. Ich habe oft absichtlich den Gegenständen gesprochen, welche meinen Hund interessieren könnten, ohne jedoch seine Aufmerksamkeit eigens darauf hinzuwenden. Er bezieht nichtskostbarer Freude oder Schmerz, je nach den Umständen, und er bekundete in seinem Benehmen, daß er sehr wohl verstanden habe, was ihn betraf. Man denke sich daher die Verwunderung meines erblinden deutschen Hundes, als er von Wien nach Paris kam. Anstatt seiner teuren deutschen Sprache, welche seine Muttersprache war, vernahm er jetzt

nur unverständliche Laute. Aber in kurzer Zeit lernte er vermöge seines Organs und Gedächtnisses das Französische ebenso gut wie das Deutsche. Ich habe mich davon überzeugt, indem ich in seiner Gegenwart Sätze in deutscher und französischer Sprache hersagte und das Tier mich verstand.“ — Gall machte einst in einem Pariser Irrenhause einen Besuch. Einer der Narren führte den Forscher herum und sprach fortwährend sehr verständlich. Der Gelehrte befragte ihn daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn. Wie kamen Sie ins Tollhaus, da Sie weder das Organ der Nartheit haben noch irgend eine närrische Handlung begangen?“ — „Das will ich glauben,“ versetzte der Narr, „daß Sie an dem Kopfe, der an meinen Schultern sitzt, kein Organ der Teilheit finden können, Sie müssen aber wissen, es ist nicht mein Kopf, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich während der Revolution quälend worden war.“

#### **Eine merkwürdige Familienähnlichkeit.**

Der Oberhallmeister Graf Schwerin erhielt von Friedrich dem Großen eine Dose zum Geschenk, worauf ein Affe abgebildet war. Der Beschenkte ließ den Affen herausnehmen und dafür das Porträt des Königs einfügen und täuschte damit ganz vergnügt vor den Augen seines hohen Ökners. „Sie scheint Ihm zu gefallen,“ sagte der König, nicht ohne einen Anflug seines bekannten ironischen Lächelns. „Alles aus Ew. Majestät Händen ist mir teuer,“ versicherte Schwerin, „ich schätze diese Dose um so mehr, als sie das Bildnis dessen mir zeigt, den vor allen mein Herz verehrt — das Bildnis Ew. Majestät.“ Erhaucht über diese Frechheit läßt sich Friedrich die Dose reichen, lacht nun selbst über den alten Pöfistulus und schenkt ihm seine eigene, mit Brillanten besetzte Lieblingsdose mit den Worten: „Der Einfall ist sehr fein und macht Ihm Ehre, das Porträt aber taugt nichts, da ein besseres.“

**Eine Rechtfertigung.** Die sehr hübsche Mademoiselle von Sarpière hat einst den Kardinal du Perron, eine Portrète zu dem Werke des Dichters Konrad zu schreiben und sie darin gegen den Vorwurf zu schützen, als ob sie die Waitresse desselben gewesen wäre. „Das ist nicht nötig,“ erwiderte der Kardinal, „um Sie zu rechtfertigen, dürfen wir nur anstatt der Portrète Ihr Porträt in Kupfer stechen lassen.“

**Der französische General Pelissier** war sehr streng im Dienst. Einst stellte er einen Spahi zur Rede, der ihm darauf eine freche Antwort gab. Das erzürnte den General dermaßen, daß er dem Soldaten ohne weiteres mit der Reitpeitsche über das Gesicht biß. Der Spahi zog außer sich vor Wut die Pistole und drückte sie auf Pelissier ab; sie verlagte aber. „Drei Tage Arrest wegen Nichtinstandhaltung der Waffen!“ sagte der General kaltblütig. Damit war diese Angelegenheit erledigt.

Der berühmte Reitergeneral **Friedrich des Großen, Seidlitz**, hatte als Kornett oft behauptet, ein Reiter, der sich mit dem Pferde gefangen nehmen ließe, sei ein Feigling. Einst ritt er im Gefolge des Königs über die Brücke der Festung Olgau. Als sie auf der Mitte der Brücke waren, wurde diese auf den Wink des Königs hinten und vorn aufgezoogen und Friedrich wandte sich mit den Worten: „Jetzt ist er mein Gefangener,“ an Seidlitz. „Noch nicht, Majestät,“ antwortete der Kühne, gab seinem Pferde die Sporen, setzte über das Brückengeländer in die Ober- und schwamm an das Ufer. Als Kornett war er hineingesprungen, als Rittmeister kam er beraus.







# Reclams Universum

Illustrierte Familien-Beischrift.

XVI. Jahrgang 1899/1900. — Jährlich 26 Hefte à 60 Pfennig = 36 M. 8. 28.

---

## An unsere Leser.



Jedermann tritt unsere Zeitschrift in einen neuen Jahrgang. Wenn wir auf das verflossene Jahr zurücksehen und die beiden stattlichen Bände durchblättern, die heute abgeschlossen vor uns liegen, so dürfen wir getrost behaupten, daß wir in unserm vorigen Prospekte nicht zu viel versprochen haben. Reclams Universum hat nicht nur, wie schon ein flüchtiger Vergleich des letzten Jahrganges mit früheren beweist, an Umfang zugenommen, sondern auch, was die Mannigfaltigkeit des Inhaltes und den litterarischen Wert der Beiträge betrifft, eine solche Bereicherung erfahren, daß das Urteil der Tagespresse, die das Universum wiederholt als die gediegenste deutsche Familien-Zeitschrift bezeichnet hat, in der That gerechtfertigt erscheinen dürfte.

Deutlicher freilich noch als in solchen Preßstimmen und den Urteilen aus dem Leserkreise spricht sich der Beifall, dessen unser Unternehmen sich allerorts erfreut, in dem bedeutenden Zuwachs von Abonnenten aus. Die Überzeugung, daß die Leser des Universums ihrer Zeitschrift treu bleiben und, wie wir täglich wahrnehmen können, derselben in ihrem Kreise neue Freunde werben, ermuntert uns, unser Ziel immer höher zu stecken und unsere Bemühungen, in textlicher wie illustrativer Hinsicht nur das Allerbeste zu bieten, ohne Rücksicht auf die uns daraus erwachsenden immer größer werdenden Kosten fortzusetzen.

Daß wir uns trotz eines genau vorgezeichneten Programms von aller Einseitigkeit frei zu halten wissen, dürfte schon aus den Beiträgen des ersten Hefes hervorgehen. Der in Dresden spielende Roman „Die Radlerin“ von Georg Freiherrn von Ompteda wird mit seiner psychologischen Vertiefung, seiner unvergleichlich feinen Diktion und der packenden Darstellung gesellschaftlicher Gegensätze auch den geläutertsten litterarischen Geschmack befriedigen, während die urwüchsige Komik der amerikanischen Humoresken-Folge „Ein afrikanischer Millionär“ von Grant Allen auch den begeistern wird, der im ungezügelter Flug der Phantasie und in der bewegten Handlung die wesentlichen Vorzüge der litterarischen Produktion erblickt. Über den Wert der Novelle Paul Heyfes „Herzensbände“ brauchen wir wohl ebensowenig ein Wort zu verlieren wie über die Bedeutung der reich illustrierten Aufsätze über Persien und die gefeierte Malerin Vilma Parlaghi. Als eine ganz einzig dastehende Gabe bieten wir unseren Lesern die im In- und Auslande mit Spannung erwarteten Berichte Giuseppe Euzzis, des unglücklichen Gefährten Neufelds und Slatin Paschas, über seine Gefangenschaft beim Mahdi, die Belagerung Khartums und den Tod des Generals Gordon, ein Memoirenwerk, das durch die jüngsten Ereignisse im Sudan das höchste aktuelle Interesse gewonnen hat.







Das Goethehaus in Frankfurt am Main.

Nach der Original-Zeichnung von E. Büchner.

# Zu Goethes 150. Geburtstage.

Von Richard M. Meyer.

Nachdruck verboten.

Ein großer Mann ist eine Aufgabe. Er ist eine Mahnung zunächst für seine Zeit, daß sie sich mit neuem Geist und neuer Kraft erfüllen soll. So ist Bismarck unserer Zeit weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus eine Aufforderung zu ernster, zielbewusster Tätigkeit, zur Hingabe an die Ideale der Heimat geworden. Aber ein großer Mann ist eine Mahnung auch über seine Zeit hinaus. Seinem Volk gehört er dauernd an als Vorbild, als Ansporn, als ewiger Anruf zum Höchsten.

Zu Goethes 150. Geburtstage wird vielfach gefragt werden, was er seinem Volke gewesen sei; und mit jener unerfreulichen Reichstagsdebatte über das Straßburger Goethe-Denkmal hat diese Diskussion schon begonnen. Uns scheint es richtiger, an diesem Gedenktag zu fragen, was die Nation für ihren größten Dichter gethan habe. Ihn brauchten wir, auch wenn er lebte, an seine Pflicht nicht zu erinnern; aber sollten wir einiger Mahnungen durch ihn nicht bedürfen? Indem wir uns fragen, wie das deutsche Volk die Aufgabe bis heut' erfüllt hat, die ihm das Schicksal stellte, indem es ihm Goethe zusandte, werden wir uns auch am besten veranschaulichen, was er denn eigentlich für uns bedeutet.

Nicht ein Lehrer, ein Meister, wollte Goethe heißen, sondern nach seinem eigenen Wort ein Befreier. Als ein Kämpfer hat er sich jederzeit gefühlt, in den stürmischen Jugendtagen, als er der Schildknappe des für Recht und Freiheit — mindestens seiner Ansicht nach — sechtenden Ritters Götz von Berlichingen wurde; aber auch im stillen Greisenalter, als er sich selbst bezeugte, er sei ein Mensch gewesen — „und das heißt ein Kämpfer sein.“ Wir pflegen ihn uns immer noch viel zu sehr als den unbeweglichen „Olympier“ vorzustellen, aber sein Lebtag lang hat er gekämpft — um uns zu befreien.

Ein Befreier wollte er sein zunächst und vor allem auf ästhetischem Gebiet. Was ihm die engherzige Bedanterie seiner Zeit vorwarf, daß gerade rechnete er sich zum Verdienst an:

Daß ich Natur und Kunst zu schauen mich treulich bestrebe,  
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt.  
Hierin liegt das unschätzbare Verdienst Goethes um unsere ästhetische Befreiung. Wir können es uns ja heut' kaum mehr vorstellen, welche Herkulesarbeit Goethe hier zu verrichten hatte. Auf einen engen Kreis ausgewählter Begriffe war vor ihm die „Natur“

eingeschränkt; und engherzige Dogmen beschränkten die Kunst. Liebesgedichte ohne Mythologie, Balladen ohne eine halb ironische halb gesuchte Niedrigkeit des Tons, Dramen ohne Pomp hohler Redefiguren waren nicht denkbar in der ganzen Zeit vor den Klassikern. Lessing hat dann die Bühne ganz, Klopstock die Lyrik zum Teil von den alten Fesseln befreit — aber gleich legten die allzu eifrigen Verehrer der antiken Kunst ihnen neue Ketten an. Sie fielen ab vor Goethes Blick. Und nun gab er uns Liebeslieder so schlicht, so einfach und wahr wie die an Friederike und an Lili, Balladen wie den „Fischer“ und den „Erlkönig“, Dramen wie „Tasso“ und „Faust.“

Und wir? Hat der Befreier uns wirklich befreit? Nur zu rasch ging die Kunst wieder verloren, Natur und Kunst mit unbefangenen Blick zu sehn. Neue Dogmen stellten sich ein, neue Namen täuschten. Wie steht es heut'? Eine neue Verengung des Gesichtskreises ist eingetreten. Wie man vor Goethe nur das „Schöne“ oder „Anmutige“ schauen wollte, so behauptet heut' der Naturalismus, man dürfe nur das Häßliche sehen. Und wie eine verschnörkelte Eleganz in der Kunst keine gerade natürliche Linie duldete, so strebt heut' der Symbolismus eine künstliche Unnatur an. Dazwischen fehlt es glücklicherweise auch an gesunden Kräften nicht; aber wie weit sind wir davon entfernt, mit Goethescher Unbefangenheit allgemein in die Natur zu blicken und aus der individuellen Notwendigkeit heraus ohne Dogmenglauben und Namensdienst Kunstwerke zu schaffen!

Der Befreier war aber ein Erneuerer auch der Kritik. Persönliche Gehässigkeit und Anfeindung der Schulen ersetzte er durch wissenschaftliche Betrachtung der Eigenart. Wie ein großes Herbarium liegt die Sammlung seiner Rezensionen da, in das schon der feurige Strudelkopf, der für die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ 1773 schrieb, vor allem aber der gereifte Kenner in Weimar die Schriftstellerpersönlichkeiten, nach Genus und Species geordnet, einlegte. Die größere Lebhaftigkeit des heutigen kritischen Kampfes hat ihr gutes Recht; ganz aber sollten auch wir nicht vergessen, daß der Endzweck alles Kampfes der Frieden ist — ein Frieden, in dem jeder auf dem ihm angewiesenen Gebiet, so viel er kann, leistet und leisten darf, ob er nun „Alte Schule“ oder „Moderne“ verehrt, liberal oder konservativ ist.

Haben wir uns Goethes Gesamtauffassung von Natur, Kunst, Kritik noch nicht genügend aneignen können, so ist doch aus dem ungeheuren Schatz von Gedanken, den er im einzelnen austreute, vieles Gemeingut geworden. Der „Faust“, „Tasso“, „Hermann und Dorothea“ haben vor allem Weisheitsprüche verbreitet, während „Wilhelm Meister“ und die selbständigen Spruchausslegungen dazu nicht genügende Volkstümlichkeit erobert haben. Auch wo Goethe ältere Lehren ausprägte, gilt P. Heysses Strophe:

Manch Sprüchlein hat er neu geprägt,  
Was abgegriffen am Wege lag,  
Nun, da es seinen Stempel trägt,  
Im Kreis bleibt bis zum jüngsten Tag.

Wer kann es beurteilen, wie oft solche Sprüchlein bestimmend in ein Lebensschicksal eingegriffen haben? Zwei Verse aus dem „Tasso“:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,  
So frage nur bei edlen Frauen an —

haben für die wirkliche Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts wahrscheinlich mehr geleistet als hunderte Emanzipationschriften. Eine ganze falsche Schulmethode hat Mephistos Spott über das Collegium logicum entwurzeln helfen. Aber es bleibt noch Gold genug in jenen Schächten, das nur Wenige kennen. Wie oft und wie begeistert hat Goethe gepredigt:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wie weise Worte hat er über die Stellung des Menschen zum Menschen, zu wissenschaftlichen Problemen, zu dem höchsten Unerforschlichen — heiße es Gott oder wie sonst, „Name ist Schall und Rauch“ — ausgesprochen, die man selten citieren und unendlich seltener befolgen sieht. Wie viel wir von Goethes Lebensweisheit noch zu lernen haben, das erkennen wir, wenn wir wirkliche Schüler Goethes, wie etwa den kürzlich verstorbenen Präsidenten Simson, betrachten. Diese vornehme Rede, die eine warme Teilnahme an allem Guten und Großen nicht ausschloß, sondern voraussetzte, diese Vereinigung einer echten Demut vor dem Höchsten mit männlicher Festigkeit vor kleineren Instanzen fehlt unserer Zeit; und vor allem fehlt ihr, was Goethe im „Wilhelm Meister“ als Fundament aller Religion und aller Kultur pries: die Ehrfurcht.

Lebhafter vielleicht als einzelne Sprüche wirken ganze Figuren auf die willig lernende Phantasie des Volkes. Posa und Tell haben Schiller populär gemacht. Aber kaum eine Gestalt aus Goethes Werken ist dem Volk so ganz lebendig gegenwärtig. Götz von Berlichingen, Werther, Faust waren es einmal; augenblicklich haben modernere Typen sie in den Hintergrund gedrängt. Man überschätzt überhaupt

die allgemeine Kenntnis von Goethes Werken sehr. In dem hübschen Büchlein „Stimmen aus dem heutigen Volksleben“ von Fritz Nader wird die Frage aufgeworfen „was weiß das deutsche Volk von Goethe“ — und nicht eben erfreulich beantwortet. Dabei ist natürlich nur an die Kreise der Gebildeten gedacht. Du Bois Reymond, der berühmte Physiker, der mit Mommsen und Helmholtz noch einer Generation von „goethelesen“ Gelehrten angehörte, sagte einmal: „Früher durfte man den Faust nicht citieren, weil ihn alle Welt citierte; bald darf man es nicht mehr thun, weil niemand mehr das Citat erkennt.“ Das ist nun wohl rhetorische Übertreibung; das erste Heftchen der Neclamschen Universalbibliothek, Goethes „Faust“, ist immer noch in zahllosen Exemplaren verbreitet. Aber mir ist es doch selbst begegnet, daß in einem Schweizer Bade ein pensionierter preussischer Offizier erzählte, er habe sich ein paar hübsche Verse notiert, die er neulich aufgeschrieben gefunden: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer ...“ Dabei ist „Faust“ neben „Hermann und Dorothea“ das populärste Werk Goethes. Man kann voraussetzen, daß der gebildete Deutsche außerdem noch etwa von den Dramen „Götz“, „Elvigo“, „Egmont“, „Stella“ und vor allem „Tasso“ und „Iphigenie“ kennt, von den Romanen den „Werther“, dazu eine Auswahl der schönsten Gedichte. Mehr darf man kaum annehmen. Leute, die den ganzen Zola gelesen haben, können für die „Wahlverwandtschaften“ keine Zeit aufstreiben. Theaterdirektionen, die die überflüssigsten Experimente mit steifen Epigonentragödien anstellen, weigern sich, dem Publikum zu zeigen, wie viel Schönheit in der viel gescholtenen und wenig gekannten „Natürlichen Tochter“ lebt. Die Schule begünstigt Rückerts trivialste Verse, statt Weisheitsworte Goethes der Jugend nahe zu bringen. Und fast am meisten ist zu bedauern, daß zwei unschätzbare Bücher dem Schatz der lebendigen „allgemeinen Bildung“ entrückt sind: Goethes Gespräche mit Eckermann und seine Briefe an Frau von Stein. Wer sich die Bändchen mitnimmt, in denen ein treues und glücklicherweise nicht selbstwilliges Gemüt aufgezeichnet hat, was der Tag an Belehrung aus Goethes Munde brachte, der kann noch heut' sich des persönlichen Umgangs unseres größten Dichters wie eines im selben Hause mit ihm wohnenden Freundes erfreuen und wird unendlich oft in Fragen, die ihn gerade jetzt berühren, die beste und zuverlässigste Auskunft erhalten. Und mit den beiden Bänden von Goethes Briefen an Frau von Stein, den schönsten Liebesbriefen vielleicht in der deutschen Literatur, soll man sich auf einer Sommerreise in einen Wald setzen an einen hübschen kleinen Bach und sich ganz überrieseln lassen von dem sprudelnden Zauber dieser echten Leidenschaft und an den uner-



schöpflichen Offenbarungen eines Herzens, das alle lang gehegten Schätze plötzlich der Geliebten selig in den Schoß wirft.

Jedoch — man leihe sich die Bände dazu nicht! Auch das ist eine Pflicht gegen Goethe, die wir noch lange nicht zur Genüge erfüllen. Der arme Schul-lehrer, die arme Gouvernante sparen sich ihre Pfennige zusammen, um ihre Lieblinge zu besitzen; aber so mancher, in dessen Keller Champagner und Johannis-berger lagern, hat einen Vücherschrank, in dem ein paar Bände Engelhorn und sieben französische Ro-mane in gelben Umschlägen den „grand vin“ vor-stellen. Goethes Gespräche mit Eckermann sind in einer beschämend geringen Zahl an Auflagen ver-breitet. Solch ein Buch muß man aber besitzen. Denn ein hastiges Durchlesen thut nicht. Sobald die richtige Stimmung da ist, muß auch das Buch da sein. Wenn du etwa aus der Kunstausstellung nach Hause kommst, verwirrt von den vielen Ein-drücken, noch mehr verwirrt durch die Urteile alle, die du gehört und gelesen hast, dann setze dich auf einen guten bequemen Stuhl mit einem „Eckermann“ in der Hand und berate dich mit dem alten Herrn von Weimar über das Bleibende und das Vergäng-liche in der Kunst. Du darfst ihm ruhig wider-sprechen, brauchst nicht in jedem Wort ein Evan-gelium zu sehen, nur — laß dir Zeit! Widersprich nicht zu rasch! Laß jeden Ausspruch erst auf dich wirken, überdenke ihn nochmals, wenn du zu deinem Geschäft gehst; vielleicht hat er doch recht, oder er hilft dir wenigstens zum Rechten.

In keiner Hinsicht haben wir Deutsche die Pflicht gegen unsere Klassiker lässiger erfüllt als in dieser. Wie lesen wir Goethe? wie einen Unterhaltungs-roman, rasch, um ihn eben gelesen zu haben. Wie viel Anregung, wie viel Rätsel, wie viel Rätsel-lösungen verbirgt uns die Hast des oberflächlichen Lesens! Nun gar zu einem schwereren Werk, zum „Faust“ etwa, eine gute Erläuterungsschrift heran-zuziehen, scheint den meisten philiströs. Ich habe es doch oft schon selbst beobachtet, wie die Augen aufleuchten, wenn ein bisher übersehener tieferer Sinn, eine geistreiche Beziehung, eine interessante Anspie-lung vor anspruchlos teilnehmenden Lesern ent-hüllt wird. Niemand glaubt, sich die Freude an Blumen und Früchten zu verderben, wenn er in der Zeitung eine botanische Abhandlung liest; aber ein Dichterwerk soll keine Erklärung vertragen können! Die Italiener denken anders: Dante war kaum ge-storben, da erhielt kein Geringerer als Boccaccio eine Lehrkanzeln eigens zur Erläuterung der „Divina Com-media“ und das große Werk ist darum nur, um so lebenskräftiger geblieben.

Auch Erläuterungsschriften anderer Art als eige-nliche Kommentare haben ihren Wert. Zuverlässige

Illustrationen — zuverlässig müssen sie freilich sein — führen in die Zeit ein, aus der Goethes Schriften ihr Lebensblut auffingen. An tüchtigen Biographien ist kein Mangel, so daß jedem Geschmack genügt werden kann: dem, der einfach die Thatfachen vor-erzählt hören möchte, oder der eine Entwicklungs-geschichte der Werke wünscht, oder der ein breites Kulturbild der Goethe-Zeit begehrt. Ich wüßte keine schönere Nationalfeier von Goethes 150. Geburtstag, als wenn jeder, dem irgend Zeit und Mittel es ge-statten, sich vornehmen würde, vom 28. August 1899 an sich mit den Hauptwerken Goethes und ein paar guten Schriften über den Dichter ernstlich bekannt zu machen. Das ist auch eine Gymnastik, für die man eine Stunde täglich herauschlagen könnte und sollte, so gut wie für rein körperliche Übungen: die Seele und der Geist verlangen auch, geübt, erzogen, gekräftigt zu werden!

Wiel weniger wichtig scheint mir der Tribut, der dem Namen Goethes in Festfeiern und Denkmälern dargebracht wird. Aber auch dieser ist nicht zu ver-achten. Das kann Goethe wohl von uns verlangen, daß wir die großen Stätten seiner Entwicklung ehren; sind es doch Stationen in der Geschichte des deutschen Ruhmes. Das Goethe-Haus in Frankfurt und Garten und Stadthaus in Weimar hat pietät-volle Gesinnung längst der andachtvollen Betrach-tung zahlreicher Pilger von nah und fern zugerufen. Die Fürstengruft hält die Erinnerung an die in vor-bildlicher Freundschaft vereinten Helden wach. Aber einer Stelle schuldet Deutschland noch ein Denkmal. Die großen Städte haben für Goethes Leben wenig Bedeutung; sieht er vom Himmel herab und ver-mißt in Wien immer noch sein Standbild, so wird er sich trösten. Aber man meint, für Strassburg würde er selbst eins fordern. Hier ist der brausende Jüngling zum Genie gereift, hier hat Herder den Sohn der französisierenden Bildung zu nationaler Kunst erzogen; hier hat die erste tiefe Liebe den Liebesdichter erzogen und hierher lehrten noch spät die Blicke des Greises liebevoll zurück, als er sein Leben beschrieb. Für ein Denkmal des jungen Goethe in Strassburg wird jetzt gesammelt. Der deutsche Reichstag hat in beschämender Weise die nationale Bedeutung des Monuments verkannt; die Italiener, die Dante in Trient aufstellten, und unsere deutschen Brüder in Oesterreich, die das schöne Standbild Walthers von der Vogelweide in Bozen aufpflanzten, verstanden das besser. Das deutsche Volk wird das auch besser verstehen als seine Vertretung. Der 150. Ge-burtstag Goethes muß verewigt werden durch ein von ganz Deutschland in der wiedergewonnenen Stadt Er-wins von Steinbach errichtetes Denkmal Goethes<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Zusendungen nimmt Herr Professor Dr. Martin in Strassburg i. G., Ruprechtshauer Allee, gern entgegen.









Zimmer hatte man an den Wänden ringsum die Bilder vereinigt, die vor dem Neubau durchs ganze Haus verstreut hingen. Sie wurden alle in gleichmäßige schwarze, mit goldenen Stäbchen gezierte Rahmen gefaßt, und geben uns an der Hand der Beschreibung des Sohnes einen hübschen Rückblick auf die damaligen Kunstverhältnisse Frankfurts. Die Liebhaberei am Sammeln kam wieder auf, angesehene Männer benutzten die weiten merkantilen Beziehungen und nahmen sich frühere Vorbilder zum Muster, Süden und Norden boten den Vielgereisten willig eine große Menge des Gesuchten. Gemäldelabette und Kupferstichsammlungen entstanden; Merkwürdigkeiten und historische Reliquien wurden zusammengetragen und mit den vornehmen Liebhabereien der Patricier erwachte auch die Sammellust des wohlhabenden Bürgers. So bekam denn auch das Goethe-Haus seine Bildersammlung und manche Kuriosa, die in dem empfänglichen Knabengemüt früh schon eine verständige Neigung zum guten Altertümlichen weckten. Des Vaters gesunder Sinn bewies sich in der Wahl seiner Bilder aufs trefflichste. Er wollte die Kunst mit den Augen seiner Zeit gesehen wissen, gab ihr das erste Recht vor allem bisherigen, und wie zäh er auch sonst am Überkommenen hing, in diesem Punkte war er ein ganz moderner Mensch. Girth malte ihm Landschaften und Wald, die er mit Vieh annützig staffierte, Schütz schilderte den Rhein, Junker schuf Stilleben und Morgenstern schöne Architekturen. Der rembrandtisierende Trautmann wurde viel beschäftigt, Seelach aber hob sich bedeutender über alle seine erwähnten Genossen. An das Bilderrzimmer stößt des Vaters Bibliothek, ein ungemein anheimelndes Gemach trotz seiner papiernen Gelehrsamkeit, die von den Wänden überall herabfliehet. Die liebe warme Sonne schafft freilich mehr Licht hier als alle die großen Geister, die jene Bücher schrieben, und das fand der angehende Jurist auch, dem sie einen sturmfesten Mantel in der windigen Praxis geben sollten. Trotz aller Hochachtung, die er den gefeierten Namen auf den breiten, lebernen Rücken der lateinischen Klassiker, neuerer Reisebeschreibungen und juristischer Kompendien zollte, ging er seine eigenen Wege und wieviel Mühe sich auch der Vater gab, diesen auf die Spur zu kommen, es wollte ihm nicht recht glücken. Das Eckfenster wurde zum Luginsland, von wo der ernste Mann zu ergründen suchte, was seines Sohnes Thun und Treiben sei. Der aber bekam bald Wind davon und trollte sich in anderer Richtung. Des Vaters lehrhafter Ernst wurde in der wachsenden Sorge um das Wohl der Seinen allmählich zum quälenden Hypochondrium, jemehr er in der sorglos lebensfrohen Art seiner Frau eine Gefahr für die rechte Erziehung der Kinder zu erkennen meinte. Wohl

ist er hart geworden und seine bewundernswürdige, energische Vielseitigkeit, die ihn antrieb, auch im reifen Mannesalter noch sich rastlos zu vervollkommen, kam erst im Erben zur glänzendsten Entfaltung, aber die Anerkennung, die ihm deshalb gebührt, hat er leider nur selten gefunden. Wenn schon „Dichtung und Wahrheit“ den vielgeprüften Mann weniger liebevoll besprechen als die glücklich veranlagte Mutter, so steht er gar in den Augen des Publikums als verbitterter Sonderling da, der nichts gekonnt hätte, als seiner Familie das Leben so sauer wie möglich zu machen. Wenn jemals die allgemeine Anschauung eine ganz falsche gewesen, so ist sie es hier. Klug und praktisch schafft sich der Mann das gemüthliche Heim, unablässig bildet er an den Seinen, sucht ihre Natur zu heben und zu vertiefen, sucht dem unbändigen Zungen auf seine Weise des Lebens Führung zu eigen zu machen und lehrt die Tochter, so viel er vermochte. Aber hier lagen seine Grenzen, der Mutter Blut pulsierte in den Kindern stärker. Ihre sonnige Natur war der eigentliche Lichtstrahl im stillen Hause, an dem die jugendlichen Herzen sich erwärmten. Die trauliche Stube rechter Hand vom Bilderrzimmer ist mit Erinnerungen an sie belebt. Ein Seelach-Bild zeigt die ganze Familie, in der Auffassung damaliger Zeit pomphoft steif dargestellt; die würdige Frau Kat ist nicht allzu gut dabei weggekommen. Viel besser giebt sie eine Zeichnung wieder, auf welcher das resolute Wesen und die stets heiter in die Welt blickenden Augen den Anschein glücklichsten Lebens erwecken. Auf dem Arbeitstischchen am Fenster liegt das Klöppelkissen, das flinken Fingern eine unterhaltende Liebhaberei abgab.

In die geknüpften Fädchen mag sich manches erinnerungsreiche Bild mit eingeschlungen haben, da wurde das einsam gewordene Haus wieder belebt von Lachen und Scherzen und die erfahrene Märchenenergählerin sah wieder die andächtig bewegten Lauscher um sich, deren Blicke gespannt an ihren Lippen hingen. Wenn es der Vater mit aller überzeugenden Weisheit nicht zustande brachte, daß sich der Junker Sauferwind fest auf die Hosen setze und das eigensinnige Mädchen sich in warmer Natürlichkeit erschloß, so mußte die Mutter beide auf ihre Art zu leiten.

Die alte schmucklose Laterne an der Wand sagt auch: „Es war einmal,“ sie hat zuzeiten ihre zwei Lichter vor den Leuten leuchten lassen, wenn sie bei abendlichen Gängen von der Magd der Frau Kat vorangetragen wurde. Doppelte Lichter waren das Vorrecht des hohen Beamten, der einfache Mann ging mit einem durchs dunkle Dasein, der Herr Bürgermeister allein durfte sich des Glanzes von dreien rühmen. — Das alte Wandschränken, die blumighellen Vor-







sehens eingelerkelt, die ihre „Prinzeßchen“ um keinen Preis um ihr Vergnügen gebracht sehen wollte. Das steinumfaßte Pfortchen, ehemals des Großvaters Gartenthor, ist erst in neuester Zeit hierher gelangt; durch sprossendes Grün führt der Weg hinüber ins Museum. Es ist ein lichtvoller Saal, in graziosem zarttönigen Kololo gehalten. Hoch und weit dehnt sich's, nach der Gartenseite durch sieben große Fenster dem vollen flutenden Tageslichte zugänglich, durch Abteile gegliedert, und doch insgesamt das schönste, übersichtlichste Ganze. Ein echter, rechter Ausstellungsraum, an dem der alte Rat selbst mit den peinlichen Forderungen seine warme Freude gehabt hätte.

So haben seine Venetianergläser, die alten Flinten und das übrige freilich nie gestanden. Drum blickt er auch mit samt seiner Geliebten so behaglich und zufrieden drein. Beider Eltern lebensgroße Büsten haben rechts und links vom Eingang ihre Aufstellung gefunden, sie grüßt vom Ramin her der jugendschöne Sohn. Eine Reihe von Bildnissen der drei und vieler, die mit ihnen in Verkehr gestanden, schließt sich an; die Pastellbilder von Vater und Mutter, Goethe-Porträts von Angelika Kaufmann, Kolbe, Collins, bis zum Schmellerschen, das die Züge des achtzigjährigen Greises festgehalten, der Königsleutnant und die für ihn von Trautmann gemalten Originale zur Josephsgeschichte, die ihr hochgefinnter Findex aus Thoranes Heimat dem

Goethe-Haus, in dem sie entstanden, wieder zuführte. — An die Ölbilder reihen sich Silhouetten und Handzeichnungen, Stiche, Radierungen von Goethes eigener Hand. Manchen interessanten Kopf zeigt da ein schöner Druck und dort das zeitgemäße schwarze Profil. Großvater Textor, der ehrenfeste Rathsherr, und seine Frau vervollständigen die Familienbilder, erste Lieb' und Freundschaft fügt sich an. Da ist ein Ochsensteiner, der mit den Brüdern das willige Kind zum Töpselstürzen anstiftete, neben ihm die ganze löbliche, wohltempfohlene Frankfurter Malerzunft aus Dichtung und Wahrheit, Klinger und Schloffer, das Leipziger Rätchen und Freund Breitkopf, die heißblütigen Stollberge, Merl-Nephisto, Lenz, Lavater und wie sie alle noch heißen. Dann kommt die Lotte-Epoche der Wehlarer Zeit, von vielen handschriftlichen Erinnerungen und Zeitdrucken begleitet, welche diesen merkwürdigen Abschnitt treffend illustrieren. Welche weiten Wellen er schlug, das zeigt eine lustige, sehr tiefsinnig gemeinte Ankündigung „Mein jüngstes unter dem Titel: Werthers Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium, angekündetes dem verehrungswürdigsten schönen Geschlecht vorzüglich gewidmetes zweites großes Feuerwerk — ein unterhaltender Spektakel zur verständlichen Darstellung der Geschichte.“

Eine Anzahl Gegenstände, die von Lotte herkommen, ein Jäckchen von Friederike, Suleikas



Goethes Arbeitszimmer.







Zeit verarbeitete. Goethe in der Campagna darzustellen, wie er ihn wirklich dort hatte sitzen sehen, mußte ihm zu ärmlich, der hohen Aufgabe seiner Kunst nicht entsprechend genug erschienen sein. So legte er denn dem Dichter die „Heldenmaske“ an, ohne jedoch — und das ist eben sein größtes Verdienst dabei — den Menschen dadurch unkenntlich zu machen. Mit großem Geschick bewahrt er die Örtlichkeit und alles das, was beim Spaziergang des Dichters Seele groß und bedeutend berührt hatte: die Ruinen der zerstörten Grabstätte, auf die sich der Dichter gesetzt hatte, im Hintergrunde das Grabmal der Cäcilia Metella, dies ergreifende Markzeichen der Campagna neben der alten Appischen Straße, die zerstörten großen Wasserleitungen, die bei Goethe nicht nur den ästhetischen Eindruck bewirken, sondern ihn an die großen socialen Gestaltungen und Leistungen der alten Roma erinnern. Und in diese große Natur und die wieder zur Natur gewordene Kunst hinein, die sich vor der Allgewalt der Zeit beugen mußte und doch noch dem sinnenden Geiste den ahnungsvollen Ausblick in die Größe der Vergangenheit eröffnet, setzt der Maler den Dichter und hat es trefflich verstanden, eben diesen tiefen ahnungsvollen Blick, vor dem die langgesponnene Reihe der Jahrhunderte wie eine durch Geisteskraft zusammengezwungene Gegenwart sich offenbart, in dem großen Auge leuchten zu lassen, das die zufällige Gegenwart vergißt, um ganz in der Größe der Allzeit zu leben. Aber um ihn auch äußerlich der Wirklichkeitsgegenwart zu entrücken, schlägt der dichtende Maler um den braunen Frack, der nur noch am Hals und an der Wurzel der rechten Hand erscheint, den antifikisierenden weißen Mantel, die Heldenmaske um den Modemenschen, und bedeckt mit dem kühn geschwungenen Hut das Paar, dessen kunstvolle nordische Frisur dadurch fast ganz versteckt wird. So wird die Erscheinung des Dichters selbst zum Symbol seines Werkes, das der Maler mit so großem Verständnis für seine Schöpfer erfasst hat: auch die Menschen in Goethes „Iphigenie“ tragen die Heldenmaske so, daß das Menschliche in ihnen überall siegreich durchbricht, und nicht nur das allgemein Menschliche, wie wir es auch bei homerischen und sophokleischen Gestalten durchfühlen, sondern das charakteristisch modern Menschliche des achtzehnten Jahrhunderts, das fast zu gleicher Zeit seinen Ausdruck auf religiösem Gebiete in Lessings Nathan und auf rein humanem Gebiete in Goethes erster Fassung der „Iphigenie“ gefunden hat. Und auf die „Iphigenie“ hinzudeuten, vergißt der Maler nicht: das unter den

Trümmern erscheinende Relief zeigt die Priesterin, zu der die gebundenen Freunde, Orest und Pylades, geführt werden. Um jedoch recht klar zu machen, daß diese antike Darstellung nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern daß ihre höhere Bedeutung in ihrer symbolischen Hinweisung auf des Dichters Schöpfung liegt, schlingt der Maler um den Stein, der das Relief trägt, einen vollen Lorbeerkranz: es ist wohl der einzige geblieben, den dem Dichter seine eigne Zeit für die umgestaltete Iphigenie gespendet hat. Erst neue Generationen mußten kommen, sie mußten die Dichtung von Jugend auf in dieser Gestaltung kennen lernen und heranwachsend in diese Form sich einleben, ehe das allgemeine Urteil auf die Seite des Dichters trat. Freilich lag ihm das „Immer höher mußt du steigen“ in ganz anderer Weise in der Natur als dem vor seinem Wunderflug kraftlos zurückbleibenden großen Publikum.

So will das Porträt, im Charakter seiner Zeit, mehr geben als die einfache Nachbildung der Wirklichkeit, sei diese auch noch so geistreich oder tief erfasst: es will einen Gedanken wiedergeben, von dem man ja vielleicht zweifeln kann, ob ihn der Künstler sich mit der vollen Schärfe des Begriffes und in seiner Tragweite klar gemacht hat. Gewollt aber hat er einen solchen Doppelgehalt seines Werkes, und mit dem dem Künstler eignenden und ihn auszeichnenden sicheren Takt ist er die rechten Wege gegangen, die zum Verständnis seines Willens führen müssen. Das hat auch schon seine Zeit gemerkt, vor allem Goethe selbst: „ich lasse ihn gehen, denn einem solchen Künstler muß man nicht einreden.“ Am 27. Juni 1787 schreibt er: „Mein Porträt wird glücklich, es gleicht sehr und der Gedanke gefällt jedermann“: der „Gedanke“ wird besonders hervorgehoben.

Es mag auffallen, daß Goethe dieses von ihm selbst so gerühmte, von andern so hoch geschätzte Porträt nicht mit nach Deutschland genommen hat. Die Lösung dafür giebt Goethe selbst mit den Schlussworten seiner Beschreibung: „Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsre Nordische Wohnungen.“ Weder im Frankfurter Goethe-Hause hätte es einen Platz dafür gegeben, der es zur Geltung seines künstlerischen Wertes hätte kommen lassen, noch auch später im Weimarer Goethe-Hause. So blieb es lange Zeit in Italien. Endlich ist es in den Besitz der Familie Rothschild gekommen: Frau Baron Salomon von Rothschild hat es dann in das Städtelsche Institut gestiftet, wo es nun eine würdige und bleibende Stelle in Goethes Vaterstadt gefunden hat.









jältig abflühten. Es ward ein richtiger Fuchsbau, die sagenumwobene Wunderhöhle von Zimmelheim, aus der zwar noch niemand Schätze gefördert hatte, in die aber im Lauf der Jahre unzählige nützliche Dinge auf Nimmerwiederkehr verschwanden. Vater Schlemm übte außer dem nächtlichen Tuten auf dem Wächterhorn noch drei Kunstfertigkeiten aus, wenn sie ihm bezahlt wurden: er aß Talglichter, zerlaute und verschluckte Weingläser und biß sechs aufeinander gestapelte Steingutteller auf einmal durch. Dies prachtvolle Gebiß hatten alle Schlemmchen geerbt. Und da sie unglücklicherweise zu Hause nichts zu beißen dafür fanden, zogen sie wie junge Füchse auf Raub, plünderten die Gärten, die Weinberge, die Felder, Ställe und Jagdgründe der Dorfgemeinden, ein dreistes, hundertmal bestrafes und nie gebeffertes Diebsgestindel, ein Schandfleck für Zimmelheim und dem ehrbaren Bürgermeister ein immerwährendes Argernis. Er hatte die Hände nicht müßig in den Schoß gelegt. Wieder und wieder hatte er versucht durch Unterbringung als Knechte und Mägde wenigstens die junge Brut zur Arbeit und Ordnung zu erziehen, aber die Schlemmchen Buben und Mädchen rannten immer bald wieder zurück in ihre Erdhöhle zum Vater. Und der Alte saß im Dorfkrug, seine kurze Pfeife schmauchend, und trogte Markel in den Bart.

„Gelt, Bürgermeister, wannst mich loswerden könntst, sell wär' dir e rechte Freud! Aber dees giebt's net. I bin e Zimmelheimer Bürger affkurat wie du un i bleib.“

Nun aber gingen Schlemms doch. Dem Bürgermeister war's wie ein Christgeschenk, daß er die Uniform des Landgendarmen nun bald nicht mehr in seiner Gemeinde zu sehen brauchte, nicht mehr alle paar Tage lang sich kümmern mußte um eine schimpfliche Strafe, die einer seiner Ortsangehörigen erlitt. Mit Energie und Verstand hatte er diesen Abschub in die Wege geleitet. Er sammelte Geld bei den reichen Bauern, legte freigebig selbst ein paar hundert Mark hinzu und dann redete er mit Schlemm.

„Nachtwächter, e Palzer Nescht, so wie unser Zimmelheim is kein Ort für deine Pfliffigkeit un deinen Grips. Wann i wär' wie du, i machet 'nüber nach Amerika. Dort giebt's als noch e Menge Sach', die kann keins stehlen, auch nicht, wann es sie offen fortträgt, weil's halt keinem gehört. Des wär so e Ländche für dich. Das Übersahrtsgeld für dich un deine Nachkommenschaft thät' die Gemeind' dir vergüten. Was meinst du?“

Schlemm betrachtete den Bürgermeister mißtrauisch von oben bis unten. Dann fragte er: „Wieviel Geld halt?“

Und als Markel die Summe nannte, nickte er gnädig.

„Warum nit? I bin ein Aufgeklärter. I häng' net so arg am Deutschen Reich. Auf Zimmelheim pfeif' i so wie so längst.“

Und nun stand der Tag der Abreise bevor.

Es war ein schwüler Augustnachmittag, der Bürgermeister saß auf der Bank in seiner großen Wohnstube und zählte Geld und Papiere der „scheppen Urtschel Denninger“ nach, die verwaist und sein Mündel geworden war, die vier weinlaubumrankten Fenster standen offen, weit offen stand die Thür nach dem mit roten Backsteinen belegten Flur, doch drang in die kühle Stube kaum ein anderer Laut als das Summen der Fliegen und ab und zu das Stampfen eines der Pferde im Stall. Und der Bürgermeister fuhr sich mit der Hand durch die ergrauenden Haare, bedrückt von der Stille und Ede.

„Ei, Himmelsakrament! Hat mer dadrum zwei Kinder groß gebracht, daß mer auf seine alten Tage mütterfelig allein hocht wie a mauferiges Schuhu! — Da soll doch glei —“

Der Fluch blieb ihm im Mund stecken. Im eben noch leeren Thürrahmen stand eine Gestalt aus seiner Jugendzeit, die geliebteste Gestalt. Er hatte sie nicht geheiratet, die Annmarie Müller, weil ein Bauernsohn aus Zimmelheim nur eine Bauerntochter heiraten konnte und die Annmarie war eine arme auswärtige Magd. Sie sah das auch ein, nahm den Nachtwächter Schlemm und längst deckte sie der grüne Rasen. Hier aber stand sie wieder lebhaftig, lebensstrohend. Spurlos waren dreißig Jahre über ihren rotbraunen Krauskopf und ihre lachenden Augen hingegangen.

„Annmarie,“ murmelte der Überraschte, „Annmarie“ —

„Ei, Bürgermeister,“ sagte die Eintretende lachend, „kennt Ihr Euere eigene Gemeind' nit mehr? Gar keine Annmarie, die Schlemme So bin ich und um eine Paßkarte für mich thät' i den Bürgermeister schön bitten — weil er uns doch in die weite Welt 'nausweist.“

„Ja so,“ überlegte Markel, „ja freilich, die So! — Hab' dich bald zwei Jahr lang nit gesehn. Dunderliel, Mädel!“ — er trat näher. „'s is zum Auswachsen! So e Ähnlichkeit! — 'Nausweisen, sagst, thu i euch? — Ja, Kreuztürken! weßwegen habt ihr daham net gut thun wollen?“

„I für mein Teil hab' mich gewiß redlich bemüht,“ versicherte das Mädchen bescheiden.

„Net wahr is es!“ fuhr das Dorfsoberrhaupt sie an. „In keiner Stell', wo ich dir ausgemacht hab, hast aushalten mögen.“

„O, dessentwegen —“

„Was?“

Sie lächelte schalkhaft. „Der Bürgermeister hat mir die Stell' ausgemacht, aber aushalten hab'“

i sie müssen. Wann eine Sach' halt nit zum Aus-  
halten is —"

"A flinkes Maul hast allerweil. Was schert's  
mich? — A Paskart möchst? Eine für dich allein?"

"I bitt' drum, Herr Bürgermeister. Un dann  
a Zeugnis, a rechtes gutes Leumundszeugnis oa.  
I bitt' recht schön."

"O, krieg' die Kränk! Ein Leumundszeugnis  
auch noch?! Soll i leicht schreiben, daß Ihr Sakra-  
menter den Bauern die Hühner vom Hof un die  
Trauben aus'm Wingart stiehlt?"

"Der Bürgermeister darf mer net alles für voll  
anrechnen, was Ungehöriges geschehen is. Wann  
eine in so eine Familie hineingeboren wird! Der  
Bürgermeister würd' 's aa net leicht gefunden haben  
sich da allerwegen brav zu halten. Un — un grad'  
weil i das schlechte Vorbild net mehr vor Augen haben  
will, dadrum trenn' i mich ja von meine Leut'."

"Trennst dich? Cho! wie deinst dich denn das?"

"No halt! wann der Batter mit der Familie nach  
Nordamerika macht, mach i nach'm Süden."

Sie lockerte im Sprechen ein wenig das Brust-  
tuch über ihrem prallen Nieder. Unter dem braunen  
Haar, über das rötliche Lichter wie Funken spielten,  
stand der Schweiß in hellen Perlen auf der niedrigen  
Stirn.

Der Bürgermeister betrachtete sie. Konnte es sein,  
daß längst Begrabenes also lebend wieder vor einen  
Menschen hintrat?

"Von Nord- nach Südamerika," antwortete er  
zerstreut. "Die Sach' is net leicht. Da gehört dir  
ein verfluchter Klotz Geld zu. I werd' dir's auf  
der Karte weisen. Setz' dich alleweil."

Sie gehorchte. "Mir is schon alles recht wo i  
bleib, wann i nur von den Meinigen weglomm'. Zu  
wünscht sind's." Sie atmete tief. "Bei Euch da  
drin is es aber mal schön lustig un kühl, Bürger-  
meister."

Er holte aus einem Schrank die Landkarte und  
rollte sie auf. "Da siehst, Mädal, des is Nord-  
amerika. Des is Newyork. Da legt's Schiff an.  
Un da unten, ganz unten, weit weg, des is Süd-  
amerika. Siehst's? — Ja, Mädal, was hascht  
denn?"

So sah nichts. Mitten hinein zwischen die Wert-  
papiere und Geldrollen der "scheppen Urschel" hatte  
sie ihre Arme geworfen und den Kopf mit dem röt-  
lich flimmernden Haar drüber. Die ganze Gestalt  
schüttelte sich in einem wilden Schluchzen.

"Auf die Art weg müssen! So weit weg von  
dem Stückel Erd', auf dem mer daheim is! Hat  
denn je ein Christenmensch, ein einziger! sich im  
Ernst drum gekümmert, ob i gut thun wollt oder  
net? Na! fort, glei fort! 'naus in die Fremd!  
weggesetzt wie ein Schandfleck aus'm Heimatsort!

'nausgeht in die Welt wie ein wildes Tier! Un  
mer hat doch aa ein Herz, ein menschliches, das  
an einem jeden Bäumchen dahier hängt. O mein! —"

Markel kragte sich hinter dem Ohr und murmelte  
ein paar Flüche. Die flimmernden Haare, die weiche  
Biegung der von Schluchzen geschüttelten Schultern,  
das alles hatte er schon einmal gesehen. So, gerade  
so, hatte vor dreißig Jahren die Annmarie geweint  
draußen in der Hohl' an der Wegscheid, als es an  
ein Abschiednehmen zwischen ihm und ihr ging. Und  
sein Herz hatte sich gar schmerzlich zusammengekrampft  
bei dem Anblick. Damals lag das Leben noch vor  
ihm. Er hatte die Pflicht eine Familie zu gründen  
gemäß der Tradition seines alten Bauerngeschlechts.  
Und wie er seine Pflicht verstand, so that er sie, da  
gab's kein Schwanken. Heute lag's anders. Heute  
hatte er seinen irdischen Beruf erfüllt, das Geschlecht  
der Markel in standesgemäßer Verbindung fortge-  
pflanzt. Er war ein unabhängiger Mann und wenn  
sein Haar grau schimmerte, sein Herz schlug noch  
jugendlich wie damals im Hohlweg unter dem blau-  
weißen Wegweiser. Das aber, worum die neue  
Annmarie weinte, das konnte er gewähren. Keine  
Pflicht verbot's.

Er legte seine harte braune Hand auf ihr schim-  
merndes Haar.

"Wannst partout nit ziehen magst, du dummi  
Kret, no läsch't's halt, Himmeldonnerwetter! I zwing'  
dich net. Im Gegenteil, eine Magd könnt' i grad  
auf'm Hof noch brauchen. Die alt' Amiche schafft sich  
eh zu Schanden mit ihrem Reißer un auf ein Maul  
mehr am Tisch kommt's mer aa net an. Is dir's  
recht, können wir Zwei es ja mal mitenander probieren.  
Aber des sag' ich dir, Mädal: Order parieren! un  
keine Zuchten gemacht, Sakerlot!"

So hatte den Kopf von der Tischplatte erhoben.  
Die Lippen halb geöffnet starrte sie ihn an.

"Nicht's auch Ernst? Nicht's auch gewiß? —  
Naa, naa! Euern Spott werdet Ihr net mit mir  
treiben! I soll hier — hier —? Sie ergriff mit  
beiden Händen Markels Hand. I hab's doch alle-  
weil zu meinem Batter gesagt, a so gerechten guten  
Mann wie den Markel, den kann mer mit der Latern'  
suchen. — Vergelt's Gott, Bürgermeister! Un i  
sag' nur das eine: zufrieden sollt Ihr mit mir sein;  
aber schon ganz gewiß zufrieden."

"Is gut. Is recht, alleweil. Kreuztürlen!"

Markel sah die lichten Thränen in den wunder-  
baren Augen flimmern. "Augen wie von anen Neh!  
I mein' bald der Annmarie ihre wären nit so glanzig  
gewesen," dachte er und es würgte ihn etwas in der  
Kehle. "So einem armen verflungenen Bögeltchen a  
warmes Nest bereiten is halt aa a gutes Werk."

Um seine Nahrung unterzukriegen, schrie er über-  
laut: "Amiche! Amiche!"

„Brennt's wo?“ fragte eine rauhe, weibliche Stimme zurück. „Zimmer a bissel Geduld. I kumm alleweil.“

Und knurrend und ein wenig in den Hüften lahmend schob die alte Magd sich über den Flur und zur Thür herein, sonnverbrannt, mit weit vorspringender Nase, deren Spitze eine Warze, haarig wie ein junger Kaktustrieb, krönte und Augen so treu und grimmig wie die eines Schäferhundes.

„No, was soll's denn, Bürgermeister?“

Von der Seite sah sie die junge Maid in ihrem Schönheitsglanz an und ihre Häuste zuckten dabei, als wartete sie nur auf ein Zeichen, um die augenverblendende Teufelsbrut mit kräftigem Wurf aus dem ehrbaren Hause zu entfernen.

„A Kameradin hab i dir gedingt, Amiche,“ sagte der Bürgermeister bedächtig, „damit du dir aa emol gute Tag' schaffen kannst. Da, die Gv! Un nu vertrag't's euch, Himmelsakrament!“

„Jes' Marie un Joseph!“ — Der Alten sanken die Arme am Leibe herab. „Gedingt! Die! — Bürgermeister, gute Tag' hab i nie net verlangt un dreißig Jahre bin i schon auf'm Hof. Aber wann eine von der Schlemmschen Sippe daherkommen soll, von dem Diebs- un Herengefindel! dem —“

Der Bürgermeister schlug mit der knöchigen Faust auf den Tisch. „Das Maul hältstcht! wann i dir sag'!“

Er hob den Schürzengipfel an die Augen. „No muß i halt doch in die Welt naus! O mein!“

„Auf dem Hof da bin i der Herr,“ donnerte Markel. „Wann lannscht eintreten?“

„Morgen am Tag hätt' i gekonnt. Aber wann i gleich einer solchen Feindschaft begegne! — Wann i Unfrieden stiften soll — O mein!“

„No kummstcht morgen am Tag, Kreuztürken! Was die Amiche dir sagt, dadrauf hörstcht fein. Daß dir aber unter meinem Dach net zu nah geschieht, badersür steh i dir. Gasi's lapiert, Amiche? Nimm dich z'sammen, du grawiges Brummeisen! Oder i werd' dich schmieren.“

Er drückte und küßte dem Bürgermeister die Hände. Was die Amiche knurrte, konnten Menschenohren nicht verstehn. Erst in der Küche ging ihr Gebrumme in Worte über. „Verrückt wird er auf seine alten Tag'! Gerad' das ärgste Stück von der Gesellschaft sich 'rauszufuchen! A Her' ist's, vergiebt Mensch un Vieh. Un in mein Stall laß i's nit 'nein!“

Gegen Mittag des nächsten Tages zog Er an. Sie hatte ihre Familie bis Worms begleitet, von wo ein Rheindampfer die Himmelheimer Raubbrut nach Rotterdam beförderte zu dem Amerikasahrer, in dessen Zwischendeck die Gemeinde Plätze für sie bezahlt hatte. Herzerreißend war der Abschied gerade nicht gewesen. Nur ein wenig nachdenklich

kehrte die Zurückgebliebene des Stammes ins Heimatsdorf zurück. Vor der väterlichen Burg, die ganz oben in der Hohl' ein wenig abgesondert von den ehrbaren Häusern des Ortes lag, blieb sie stehen und betrachtete mit Interesse die dicken Vorlegechlösser, die ertel vor die Bohlenthür gehängt hatte. Denn das Häuschen war jezt Gemeindeeigentum. Sie hob eines davon auf und ließ es mutwillig zurückrasseln. Dabei lächelte sie. Dann ging sie zum Hof des Bürgermeisters.

„Mei Sach' hab i richtig noch in Vatter seinem Haus. Da müßt i schon bitten, daß mir der ertel heut noch einmal die Thür aufschleßt.“

„No,“ fragte der Bürgermeister gütig, „e bissel z'sammengerissen hat's dich auf die leht' doch, das Behüt' Gott auf Nimmerwiedersehn?“

Er nickte ernsthaft. „'s sind meine Leut', Bürgermeister, wann sie aa nix taugen. Ihr werdet mir meinen Kummer net verargen.“

Sie ging in die Küche und bot der Amiche die Zeit, bekam auch Antwort, ob aber einen Gruß oder eine Verwünschung, konnte sie nicht unterscheiden, weil eben die alte Magd mit weißem Sand und viel Spektakel den Küchentisch abschrubhte.

Er trat an den Herd, hob die Deckel von den Töpfen und guckte hinein. „Reisbrei un Schinken. Sonst giebt's weiter nix?“

Die Alte fuhr herum, als hätte eine Bremse sie gestochen. „An eurem Tisch hat's natürlich alsfort gebadene Hinkel mit Kopfsalat geben. Dees können mir aber net, weil mir unser Mittagessje net stehlen thun.“

Sie brach ab vor dem Blick, der sie aus den Augen des schönen Mädchens traf.

„I werd' dir was sagen, Amiche, fahr' mir lieber net an 'n Wagen, dees möcht dir net gut bekommen. Du hast meine Red' net begriffen. Für dich un mich und die Anecht' sind Speck und Erbse ertragut. Einem Mann wie dem Markel möcht' mer Beßeres gönnen.“

„Sag's ihm halt,“ knurrte die alte Magd giftig.

„Sagen, naa. Aber lochen.“

Für heute war's jedoch zu spät. Er ging nur in den Garten, pflückte eine saftige Pflirsche, eine dunkelblaue Traube vom Spalier und schichtete beide mit ein paar Mirabellen und Pflaumen zierlich auf ausgebreitete Weinblätter auf.

Markel lobte den Bau sehr. „Des is ja wie a Bild, wo ich mal auf der Ausstellung gesehn hab'. Donnerwetter! so a Geschicklichkeit!“ Als er aber von dem Bewunderten essen sollte, verzog er den Mund.

„Weischt, Kind, i mach 'mer emol nix aus Trauben, eh' sie nit gekeltert un gegoren sind. Un des andere Zeug's giebt an bloß Leibschneiden. Lang' mir lieber e Stück Käs' aus'm Schrank.“

Am Abend war Markel sehr überrascht in seiner Kammer auf dem Nachttisch die Kerze brennend zu finden, das Fenster sorglich geschlossen gegen alle geflügelten Dämonen, das Bett aufgedeckt und den Stiefelknecht fußgerecht vor dem Stuhl.

„O krieg die Krän!“ dachte er. „Was für Fissematenten die Mädchen in so einem Stadtdienst lernen! Aber net lauter Dummies! naa, beileib net! Jetzt mit dem Stiefelknecht — Au! Sakra! mei Hühneraug! Uff! — daß i mich nach dem net erscht bücken muß, sell gefallt mer! gefallt mer arg gut.“

Auch sein Kaffee am nächsten Morgen gefiel ihm. Amiche hatte eine etwas kommunistische Art ihn zu locken; Ev individualisierte, sie goß die beiden ersten Tassen für den Hausherrn ab. Die Milch dazu hatte sie frisch gemolten, ehe noch ihre Vorgesetzte zu Gang kam, und so war sie mit einem Gewaltstreich auch im Stall heimisch. Zu Mittag kochte sie dem Bürgermeister eine kräftige Fleischbrühsuppe, schnitt einem jungen Hahn den Hals ab und briet ihn kunstvoll. Amiche sah ihr in ohnmächtiger Wut zu. Wie ein Ohrwurm nistete die Fremde sich ein. Kam sie stöhnend und prustend um irgendeine Arbeit zu thun, siehe, so war sie in aller Stille von der Neuen schon vorgeschaft. Nur eine Heze konnte sich wie die in einem fremden Haushalt zurechtfinden, nur eine Heze konnte so blisschnell und unermüdblich schaffen. Amiche in ihrem Schäferhundinstinkt war fest überzeugt, daß es kein gutes Ende nehmen könne, kein gutes Ende für ihren armen Herrn.

Der warf auf die Suppe und den Hahn vor seinem Platz einen seltsamen Blick, keinen Blick des Widerwillens sicherlich wie gestern auf die grünen Früchte. Der kräftige Duft der Bouillon und des gebratenen Fleisches zog nicht unwillkommen in seine leicht sich straffenden Nasenflügel. Aber Markel war ein Charakter. Nachdem er das Vaterunser gesprochen hatte, witterte er los.

„Was is denn sell vor e neue Mod? Himmel-sakrament! Seit wann ist der Bürgermeister am Ragetisch? Supp' un Braten an einem Wochetag un vanzig für mich! — Was sagst? — Pflegen müßt' i mich?! Bin i bresthaft? Bin i ein Invalid? Da sollen doch glei zehntausend Teufel 'neinschlagen! Kannst net auf die Amiche hören, du Vorwitz? Ein un dieselbe Schüssel für den Bauern und das Gefind', so is es seit Menschengedenken auf dem Hof da gehalten worden un a neue Mod' wird net eingeführt, so lang als i die Augen offen hab'. Donner un Hagel!“

Er schob die verlockenden Speisen zurück und stieß seine Gabel heroisch in die Pyramide von Kartoffelknödeln, die für die übrige Tischgesellschaft aufgetragen war. Aber wenn Markel auch die buschigen Brauen drohend zusammenzog, die Augen darunter vermochten

nicht unfreundlich auf die liebliche Sünderin hin zu blicken. Und als das Mahl verzehrt war, strich er der Zerknirschten über den Scheitel.

„Sei stad. I verkenn' die gute Meinung net. Aber gefehlt war's.“

„Wenn ihr mir's nur net nachtragt, Bürgermeister,“ murmelte Ev demütig.

Am Abend saß er hinter dem grünumrankten Fenster und horchte auf den Hof hinaus, wo eine Frauenstimme ein wehmütiges Lied sang. Es war nie viel in seinem Haus gesungen worden. Frau Markel und ihr Blut hatten nichts Singhaftes an sich gehabt, aber dem Bürgermeister war ein feiner Sinn für alles Schöne in der Welt in die Wiege gelegt worden. Und nun verschwamm der Abendhimmel in wunderbar weichen gebrochenen Farben über dem Scheunendach; der alte Nußbaum beim Stall hielt seine glänzend grünen Blätter still wie eingeschlafen oder lauschend der wehmütigen Weise, die über dem zur Ruh' gegangenen Hof schwebte wie eine Erinnerung an Jugendglück und Jugendliebe. Dem alten Dorstyrannen wurde ganz dummjungenhaft sentimental ums Herz. Nicht ihm allein. Mäuschenstill hockte der sonst beständig uzende und trähende Jungknecht auf der Bank am Stall. Wortlos zuhörend schmauchte neben ihm der Großknecht seine kurze Pfeife.

Ev sang:

In einem kühlen Grunde,  
Da geht ein Mühlenrad.  
Mein Liebchen ist verschwunden,  
Das dort gewohnt hat.

„Freilich,“ dachte der Bürgermeister, „in einem kühlen Grunde hat die Annamrie gewohnt, wann auch kein Mühlenrad drin ging; tief unten am Bach bei der Finklern hat's gedient, und in einen kühlen Grund verschwunden is es lang schon, lang vor meiner Bürgermeisterin.“

Markel sah die beiden Frauen, die in sein Leben eingegriffen hatten, klar vor sich, sein Eheweib grobknochig, mit harten, ehrenfesten Zügen, verlässlich, tüchtig und reizlos, wie des Lebens Pflicht und Arbeit. Und wie des Lebens Freude, wie Rosenduft und helles Lachen erschienen Annamrie und ihr Kind. Des Lebens Arbeit, einmal ist sie doch geschafft! einmal wird sie doch bewältigt. Warum soll, wer Feierabend macht, nicht des Lebens Freude erfassen mit weit ausgebreiten Armen? —

Das Lied verklang. Ev trat in die Stube. Sie schien zu erschrecken, als sie Markel am offenen Fenster erblickte.

„Daß i auch den Singsang net lassen kann. Nachher hab' i Euch gar im Sinnieren gestört, Bürgermeister! Vergebt's mir bloß. I bin so unbedacht. 's geschieht gewiß net wieder.“



„Sell wär mir leid,“ versicherte Markel lebhaft. „A herzig Lieb un a froh Gesicht is mir allweil das Liebste“ auf der Welt. „Fühlst dich denn schon e bissel daham bei uns, Ewerl?“

Sie trat näher, die Hände betuernd auf die Brust gelegt.

„Daham? — Grad wie im Himmel fühl' i mich, Bürgermeister. So eine Heimstätt' voll Frieden un Rechtschaffenheit hab' i auf der Welt nimmer gekennt. Schon allein wie Ihr Mittags das Vaterunser betet, kann einen zum Nachdenken bringen.“

„Das Vaterunser, hm — ja,“ sagte der Bürgermeister, „dees is freilich das schönste Gebet, wo es giebt — wann i mich auch net mit all seinen Bitten einverstanden erklären kann. Beispielsweis mit dem ‚Führe uns nicht in Versuchung,‘ dees muß i dir offen bekennen, hab' i nie nix anzufangen gewußt. I mein', was ein rechtschaffener Mensch is, der thut seine Pflicht trotz einer jeden satirischen Versuchung. Aber mit der einzigen Ausnahme freili, Gut ab vor sellem Gebet!“

„Daß der Bürgermeister mit dera Vitt' nix anzufangen weiß, begreif' i völlig,“ versicherte Er. „I mein oa, an einen Bürgermeister wird der Herr Christus dabei nit so sehr gedenkt haben wie an so ein arm verloren Geschöpf wie die Ew Schlemm, un wie ihrer noch eine ganze Meng' in der Welt herumlaufen, die vom Morgen bis zum Abend eigentlich nix anderes zu beten brauchten.“

„Dees könnt' der mögliche Fall sein,“ erwiderte der Bürgermeister nach einigem Nachdenken. „Du bischet net dumm, Ew.“

In den nächsten Tagen ertappte er sich immer darauf, wie er seiner neuen Hausgenossin nachschaute, wenn sie biegsam, geschmeidig wie eine Tanzende durch Haus und Hof glitt, immer rege und nie in Hast. Er versäumte die Arbeit, um ihr nachzuspüren, ihr zuzusehen. Immer entdeckte er, was ihn freute, ihm schmeichelte. Einmal fand er sie im Hof, wie sie sein Bettzeug sonnte und klopfte und sich nicht genug thun konnte zum grimmen Verdruß der Amiche. Ein andermal traf er sie, wie sie seinen Arbeitskittel ausbesserte, seine Wasserstiefel ölte. So pünktlich hatte das Essen nie zuvor auf dem Tisch gestanden, so blichblank hatten nimmer die Zinnschüsseln geleuchtet, noch so schneeweiß die Milcheimer. Zu zierlichen Ringeln gekräuselt lag der Sand auf dem Stubenboden. Die Fliegenfalle verschwand hinter prangenden Blumensträußen.

„Notwendig is ja all des Zeugs net,“ dachte Markel, „aber Art hat's alleweil. Wär' beileib net übel, wann mein Fleisch und Blut e bissel abgekriegt hätt' von einer so gefälligen Art.“

Er hatte aber etwas zu viel am offenen Fenster gefressen, zu oft, erhitzt von der Arbeit im Zugwind

gerastet, um zu hören, wie Ew säumige Tagelöhner antrieb oder die dreisten Knechte in ihre Schranken zurückwies. In seinem Knie hub ein Zucken und Stechen an, dagegen der Amiche langjähriger Rheumatismus ein Vergnügen schien.

Nun aber mußte man Ew sehen, wie sie um den Kluchenden, Knurrenden herumstrich, leis und zart wie ein Nähchen, Umschläge auflegte, die schmerzende Stelle rieb und den Zug abspernte, Bücher zutrug, Geschichten erzählte oder Liedchen sang. Die guten Bissen, die der Bürgermeister an der gemeinsamen Mittagstafel verschmähle, schanzte sie ihm heimlich zu Frühstück und Vesper zu und er, durch seine Schmerzen mürr gemacht, fand nicht die Widerstandskraft, sie auch in dieser Form zurückzuweisen. Dann fing sie an ihn zu puhen. Das Vorhemd, das sie ihm am Sonntag zurechtlegte, war blendend weiß und pappdeckelsteif gestärkt.

„Allweil gitt' i mich,“ erklärte sie, „wann in der Stadt a jeder Lausbub sich Wunders was dünkt, wann er in seinem neumodischen Gilet auch net mal en Nidel stecken hat. Jetzt einer, der so wie der Bürgermeister dasteht vor Städtern un Bauern, der muß es den Menschen glei von auswendig weisen: Des bin i. Habt's Respekt, Leut.“

„Sakra,“ lachte der Bürgermeister gutgelaunt, „du sorgst ja für mich wie a richtige Tochter.“

„Seid Ihr mir denn net gewest wie ein Vatter? Besser, viel besser wie mein leiblicher Vatter?“ — Ein feuchter Schimmer flimmerte in den Rehaugen.

„Ew,“ sagte der Bürgermeister, „mei dümmster Streich war's net, daß i dich ins Haus genommen hab.“ Er ergriff ihre Hand.

Sie versuchte ihm die feine zu küssen. Aber Markel wehrte ihr, nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und betrachtete sie.

„So e Gleichheit! So e Gleichheit! Grad wie aus'm Gesicht geschnitten!“ Er seufzte tief. Ein wunderliches Gefühl bewegte ihm das Herz, ein übergewaltiges plötzliches Verlangen: nachholen! Versäumtes nachholen — die Jugend nachholen! — Fast hätte er das Mädchen geküßt. Er riß sich aber noch im rechten Augenblick zusammen, ließ den Kopf aus seinen Händen und stampfte mit dem Fuß.

„Ei Kreuzalerlot! Krieg i denn kein Wasser, daß i mich baldieren kann?“

Als er fertig war, gekämmt und gescheitelt, betrachtete er sich lange und aufmerksam im Spiegel, sein ergrauendes Haar, den struppigen Backenbart, die scharfen Linien, die sich von seinen Nasenflügeln zum Kinn herunterzogen.

„Der richtige Hochzeiter,“ dachte er. „Schäm' dich, alter Narr.“ Aber sogleich revoltierte die jugendliche Kraft in seiner Brust.

„Schämen? Ja, z'wegen was denn schämen?



Sechshundfufzig Jahr — net emol so viel! bloß fünfundfufzig un elf Monat — sell ist doch kein Alter für einen Mann! — Gesund un kräftig bin i auch wie e Bursch, bis auf das bissel verfluchtige Reiben im Knie. Leicht mag i achtzig Jahr werden un drüber, die Markels sind alleweil ein langlebig Geschlecht gewest. Soll i all die Weil einschichtig auf'm Stock hocken bleiben? Wem zulieb? Meinem Sohn? Meiner Tochter? Die sind versorgt und scheren sich den Deigel um ihren Alten. Geld genug hätt' i aa, daß keins drum verkürzt wird, wann i mer noch a paar gute Tag' schaff' — die Markels wo da sind, net, un die wo nachkommen könnten, aa net.“ Er sah die blühenden Valsaminen an, die Ev auf das Fensterbrett gestellt hatte. „Warum soll i so ein Och's sein un an allen Blumen auf der Welt vorbeitappen? — Donnerwetter, i mach's.“

Am nächsten Tag war er etwas wohler und er bestand darauf, nach Worms zu gehen und der scheppen Urschel Eigentum nutzbringend anzulegen. Während seiner Krankheit hatte Ev ihn immer davon abzuhalten gewußt. Auch jetzt schmeichelte sie so lange, bis der Bürgermeister versprach, in der zehn Minuten von Himmelheim entfernten Station den Zug zu besteigen und mit der Bahn nach Worms zu fahren. Doch ärgerte er sich bald über seine Nachgiebigkeit, denn er fand wohl das Bankhaus offen, dem er die Wertpapiere seines Mündels in Verwahrung geben wollte, die Sparkasse aber, in die er die fünfhundert Mark in Goldstücken einzahlen mußte, die für einen verkauften Acker eingegangen waren, hatte eine Stunde vor seiner Ankunft geschlossen. Staatspapiere durfte er für die Summe nicht kaufen. Denn Urschel ging mit Heiratsgedanken um und stand infolge davon in Unterhandlung wegen eines Grundstücks in einer Nachbarkolonie. Um unnütze Kosten zu vermeiden, mußte das Kaufgeld flüssig bleiben.

Den ungeleerten Beutel in der Tasche wanderte Markel vertrieben heimwärts durch die Stadt, als er an einer Straßenecke Ev erkannte. Vom Wirbel bis zur Kehle gab's ihm einen Ruck. Sie war nicht allein! Neben ihr stand ein hübscher Bursch, rußbraun mit kohlschwarzem Schnurrbart und kohlschwarzen Augen, ein Mattenfängergesicht, das der Bürgermeister nie zuvor gesehen hatte und das ihm außerordentlich mißfiel. Bei dem Weibervolk freilich mochte es das Spiegelbild, das Markel von ihm selbst vorschwebte, ausstechen, und die schlanken, geschmeidigen Glieder, keine Bauernglieder! waren auch nach Weibergeschmack. „Der also,“ dachte er. „Der!“

Eiseskälte legte sich ihm zuschnürend um die Brust. Er hatte gar nicht gewußt, wie fest er schon eingelebt war in seinem Bräutigamsraum. Die Stirn in Unmuthsfalten gekraust, näherte er sich dem

Paar. Aber schon kam das Mädchen ihm entgegen gelaufen. Mit wirklichem Entzücken strahlten ihre Augen ihn an.

„Der Bürgermeister! Naa, wie mich das aber freut, daß i Euch in der Stadt treff'! — Geh't's dann gut mit dem Knie, ja? Und's Geschäft glatt abgewickelt? No, natürlich, wann Ihr eine Sach' in die Hand nehmt! — Was i da schaff'? fragt Ihr. Je nu, mit der Wochenbutter hat's Amiche mich zum Kaufmann geschickt un ein Schock Eier muß i aa noch der Frau Pfarrer Schmitt bringen. Kann i denn gar nix für Euch schaffen? Zu Fuß wollt Ihr nach Himmelheim zurück? No, i sag' nix dawider. Mich gefreut's, wann Ihr Euch herzlich fühlt. Kommt's gut heim. Leicht' überhol' i Euch noch. Adjes. — Meiner Seel', Bürgermeister, wann's net gar zu unbescheiden wär', eine große Bitt' hätt' i. Ihr thut Euch freilich selbst einen Gefallen, wann Ihr sie mir erfüllt. Der da“ — sie deutete auf den jungen Menschen — „is der August Fehring aus Kaiserslautern, a Bäcker, guter Leute Kind. Wir sind Nachbarn gewest, wie i droben gedient hab', un dienstbereit un freundlich wie kein anderer hat er sich mir alleweil gezeigt —“

„I denk' mer's noch,“ brummte der Bürgermeister.

„Jetzt eben treff' i'n zufällig —“

„Kein wünschter Zufall —“

„Gewiß net. I hab' mich wie a Narr gefreut,“ stimmte sie bei und der Schalk leuchtete aus ihren Augen. „Der arme Bub kommt mit der Bahn gereist, möcht' nach Horchheim seine Braut besuchen un kennt sich nit aus. Eine Viertelstund' steh' i schon un weiß' ihn zurecht. Bürgermeister, gelt, wo Ihr den gleichen Weg habt, da seid Ihr so gut, un nehmt ihn ein Stückel mit, gerad' bis zu den Bachfelden. Von da kann er nimmer fehlen. Daß doch die Braut nicht umsonst warten muß.“

„Eine Braut darf mer freilich net warten lassen,“ schmunzelte Markel. Er fühlte plötzlich eine große Bereitwilligkeit, dem Burschen zu helfen. Eigentlich sah er ganz nett aus, gar nicht wie ein Spitzbube. Sakrische Angewohnheit, die Menschen nach dem ersten Eindruck zu beurteilen, zu verurteilen! Wenn ein rechtschaffener Kerl seine Braut besuchen geht, dann schadet es doch nichts, daß seine Hosenknäue ein bißchen abgeschabt sind! — Er schielte noch verstoßen die Ev an, ob die zu der Verlobung nicht sauer sehe. Aber das Wort Braut ging ihr glatt wie eine Liebkosung über die Lippen. Auch ein Prachtmädel! Hielt was auf sich, vergaßte sich nicht gleich in jeden Bierbengel, der sie anlachte.

Ihm wurde ganz unbändig froh ums Herz. Sogar sein geschäftlicher Fehlschlag ärgerte ihn nicht mehr. Nichts ärgerte ihn. Die Welt war schön!

Gotteswetter! aber verflucht schön! Aufatmend sah er um sich. Zur Seite erhob sich die majestätische Fassade des Doms, düster, tief im Schatten. Drüber lachte der blaue Himmel, drunter ringsum der helle Sonnenschein; mitten drin die zwei schönen jungen Menschen und als Gegensatz zu ihnen lauerte im Domschatten der Landgendarm, böß und finster hinüberstarrend, als ärgerten ihn die frohen Gesichter. Gott sei Dank! Den zuwidren Kerl würde Markel nun auch nicht mehr in seiner Gemeinde sehen! Ihm war völlig übermütig zu Sinn.

„Nachher kommt geschwind, August Fehring,“ sagte er fröhlich, „daß i Euch den Weg zu Eurer Braut weise.“

Mit einem „Vergelt's Gott!“ fuhr Er um die Ecke zum Kaufmann.

August Fehring bedankte sich treuherzig. Der Bürgermeister war nicht hochmütig, er redete gern ein verständig Wort. Erst fragte er nach der Braut.

„Ein herziges Ding“ versicherte sein Weggefährte. „I kann's bald nimmer abwarten, bis wir Hochzeit machen.“ Aber eine Weile würde das doch noch dauern. Er kam, um Abschied zu nehmen. Er machte hinüber. Zum Gelderwerben sei Amerika schon der rechte Ort, verzehren könnte man's ja dann daheim.

Ein Wort gab das andere. Markel, ein großer Politikmacher, fühlte sich aufs wohlthuendste überrascht von den gesunden Ansichten August Fehrings, seinen eigenen Ansichten Punkt für Punkt, eine bewundernswürdige Verständigkeit für einen so jungen Menschen. Was wollte hiergegen der Riß im Armel sagen?

Auf dem genußreichen Wege störte den Bürgermeister nur der Gendarm, der aufdringliche Tropf, der ihnen durch die ganze Stadt durch folgte, ja, bis aus dem Stadthor hinaus. Dann mußte er wohl einen Richtweg eingeschlagen haben, denn als der Immelheimer meinte, den lästigen Gefellen los zu sein, kam er ihm auf der Chaussee entgegen, sah mit großen Augen die beiden Männer an, zögerte, schien etwas sagen zu wollen und ging endlich langsam vorbei. Vor dem Dorf traf der Bürgermeister ihn zum drittenmal. Diesmal war er allein. Bei den Nachslecken hatte sein Begleiter dankend Abschied genommen.

„Wetter un Hagel,“ sagte Markel, „Spießbuben muß es schon gar nit mehr geben, wann Ihr an einem Wochentag spazieren lauft. So einen Posten wünscht i mir auch.“

„Bürgermeister,“ antwortete der Gendarm, „nix für ungut. Wer is sell gewest, mit dem Ihr jezt gewandert seid?“

„Sell? August Fehring schreibt er sich, aus Kaiserslautern gebürtig, a Bäcker un a kreuzbraver Bursch, der seine Braut besucht.“

„August Fehring. — Wißt Ihr dees gewiß?“

„Ob i's weiß!“

„Nachher hab' i mich geirrt. Guten Abend, Bürgermeister.“

„Kreuztürken!“ brummte Markel. „Was denkt sich bloß die Kognas'? Verdächtigt einen Menschen, mit dem i geh'! I, Sanjörk Markel! So a Rhinoceros!“

Sein Entschluß aber stand fest. Heut' wollte er mit der Er ins Klare kommen. Sie stellte sich bald ein, hatte ein Rheumatismuspulver von einer Wahrsagerin und ein Rezept zu Umschlägen von der Apotheke mitgebracht.

„Die Umschläg', Bürgermeister, die mach' i Euch. Da dürst Ihr mir nu nit wehren.“

Als das Essen abgetragen war, hielt Markel das Mädchen in der Stube zurück.

„Kein unebener Bursch, der August Fehring. Ich muß mich wundern, Er, daß ihr zwei net miteinander angebandelt habt.“

„Ja, schaut, Bürgermeister,“ antwortete das Mädchen lachend, „es hat halt a jedes seinen eigenen Gustibuz.“

„Freili, freili. — Was wär' denn nu etwa deiner?“

„I bin a leichte Flieg'! Müßt i wohl nach was recht Solidem ausschauen, gelt?“

„Was Solidem, hm —“

„Naa, naa,“ fiel Er rasch ein. „Iß ja bloß mein Spaß. Nix Solides un nix Unsolides wünsch' i mir, bloß, daß es allweil bleibt wie es is. Wo könnt i dann lieber sein als hier? I hab' ja gar net gewußt, daß es eins auf der Welt so gut haben kann.“

Sie hatte eine Schüssel mit heißem Wasser auf den Tisch gestellt und hantierte geschickt mit dem Umschlag für das kranke Knie.

„Hierbleiben könnt'scht alleweil,“ sprach der Bürgermeister bedächtig. „So lang i leb', wär' dir eine Heimat gewiß. Aber i bin ein alter Mann —“

„Gar net alt seid's,“ widersprach Er, „jünger als die meisten Burschen!“

„Un i kann alle Tag' sterben.“

„Geht's! Wer wird aus Sterben denken? Vorm Schlafengehn gar!“

„I dent' dran, weil i's gut mit dir mein'! Halt, kurz und bündig —“ Er war kein Mann der Umschweife, er fiel immer mit der Thüre ins Haus, hier wie in den Ratsversammlungen seiner Bauern. Es verkürzte die Verhandlungen sehr. „Meine Frau kann'scht werden, wenn du mag'scht. No hätt'scht deinen Platz in der Welt.“

„Jesse's Maria!“ Er ließ die Binde fallen. Sie war blaß wie das leinene Tuch geworden.

„Verschrickt davor?“ fragte Markel unbehaglich.

„Dees — dees meint Ihr im Ern'scht?“

„Wie denn sonst?“

Eine furchtbare Aufregung arbeitete in Go. Sie setzte zu einer Erwiderung an, aber die Worte wollten nicht heraus aus der zusammengepreßten Kehle. Und plötzlich sank sie neben dem alten Mann auf die Knie und brach in wildes Schluchzen aus.

„Naa, naa, naa! Dees verdien' i net! Un dees hab' i aa net gewollt! A lustiger Käfer bin i, a nixnugiger Strick meints wegen, aber nit schlecht! nit schlecht! Gott im Himmel! so schlecht nit!“

„Daß i dich nit für schlecht halt, siehst aus meiner Anfrag'. Jetzt aber möcht i a deutliche Antwort.“

„O mein! So ein Gefühl wie gegen Euch, hab' i ja mein Lebtag gegen keinen Menschen gehabt, so eine Zuneigung und eine Hochachtung! Gerad' auf'n Altar neben unsern Herrgott möcht' i Euch stellen. Aber bedenkt's doch! I bin eine Schlemm. Was sollen die Leut' in Zimmelheim dazu sagen?“

„Das wär' mei Sach'.“

„Un Ihr kennt mich so kurz erscht, wißt gar net, was an mir ist —“

„Papperlapapp! Was an einem Menschen is, fell seh' i auf'n ersten Blick. Ihr' kein Ausflucht suchen, Go. Ein einsichtig's Nein genügt.“

Go rang die Hände. „Habt's Geduld! Dees kommt ja über mich wie a Wassersturz. Gönnt's mir Zeit! gerad' zum Verschmausen. Ein paar Stunden gönnt's mir! I bitt' all', was i kann.“

„Gut. Aber leg' dir die Geschicht' bis morgen früh. Aber dann gerad' vom Herzen weg geredt. Poh Ruckuck! I kann ein zuwidres Wort vertragen — un verwinden aa.“

Er stand mit herabhängenden Armen. Ihre großen Augen starrten den Bewerber an wie etwas Unbegreifliches, wie ein Wunder. Plötzlich that sie ein paar Schritte auf ihn zu.

„Wann i's bloß sagen könnt',“ stieß sie hervor, „wie lieb i Euch hab'. Wann i bloß — — Jesses naa: Ihr lehrt einem ja das Herz im Leib' um und um.“

Die Hände vors Gesicht schlagend, stürzte sie aus der Thür.

Der zurückbleibende Mann empfand trotz seines steifen Kniees und seiner grauen Haare in diesem Augenblick viel bräutigamnäßiger als einst, da er in braunen Roden und mit geschmeidigen Gliedern um seine erste Frau warb.

Aber mitten in seine zärtlichen Träume fuhr jetzt Amiche, mit vor Schrecken runden Augen, mit aufgehobenen Händen.

„Bürgermeister! Bürgermeister! I zieh' Oktober. I bleib' nit im Haus! I bleib' nit!“

„Rappelt dir's?“ fragte Markel.

„Bürgermeister! Der Propst geht wieder um, der Zimmelheimer Propst! I hab' ihn gesehen, wie

ich Euch seh'. Der Mond hat ihm ins Gesicht geschienen. Um die Stallthür is er ganz langsam gestrichen mit kohlschwarzem Bart und kohlschwarzen Augen. 's kündigt sich ein Unglück an, Bürgermeister! Und das will i net miterleben in dem Haus, dem i dreißig Jahr lang treu gedient hab'.“

Sie fing an zu schluchzen. Aber Markel schob sie mit harter Hand aus der Thür. „'n Vader werd' i dir schicken, daß er dir zur Aber laßt. Geh', zieh' dir die Decke über die Ohren un schlaf' deine Spulgeschichten aus.“

Wohlgemut ging er zu Bett. Aber mitten in der Nacht wachte er auf mit der unbestimmten Empfindung, daß eine äußere Ursache ihn geweckt habe, eine fremdartige Ursache. Nicht der klappernde Fensterladen, nicht die krähenenden Hähne oder die stampfenden Pferde. Lange lag er wach. Aber nun war nur die tiefe Stille der Nacht um ihn. Erst gegen Morgen vernahm er einen leisen, leisen Schritt über sich in Gos Kammer. Armes, liebes Ding! Die Unruhe der Entscheidung trieb sie um. Und wie sie sich scheute, ihn im Schlaf zu stören!

Als sie ihm den Kaffee brachte, wiederholte er seinen Antrag.

Go schlug die Augen nieder. „Fast schäm' i mich der großen Ehr'. — Aber was Ihr meint, muß alleweil das Richtige sein, Bürgermeister. Nur eins bitt' i, nur eins muß i verlangen. Schaut's, Ihr kennt mich so wenig, zu wenig. Naa, naa, sagt nix. Die Gast würd' Euch net zur Ehr' reichen bei den Zimmelheimern. Drum laßt vier Wochen herumgehen un alles bleiben, wie es ist — i die Magd un Ihr der Herr. — Wann die Zeit verstrichen is un Ihr seid mir dann noch gesinnt wie heut', no werd' i mich gewiß nit sträuben. Ihr aber könnt vorm ganzen Ort vertreten, daß Ihr als ein besonnener Mann mich geprüft habt, ob i so a große Ehr' aa verdien'. Vordem, bitt' i Euch, sagt's keinem Menschen nit von Eurem Vorhaben, gelt? — I mein's gewiß gut mit meiner Bitt'.“

Im Grunde hatte die Dirne recht, Markel sah's ein. Schön ließ es nicht, wenn die Bauern hinterm Bierkrug muntelten, ihr schlauer Bürgermeister habe sich in fünf kurzen Tagen von einem durchtriebenen Fraß ins Garn locken lassen.

Und er erwiderte. „I will dir's net verweigern, Kind. Auch ein gescheites Vornehmen soll mer reifen lassen. Ei, Himmelsakrament, da warte mer halt noch vier Wochen mit'm Aufgebot.“

Es hatten in dieser Nacht aber nicht bloß der Bürgermeister und Go schlecht geschlafen. Um Sieben kam Viedenhöfer zu Markel.

„Bürgermeister, halt eine ganz luxiose Geschicht' muß i erzählen. Wir haben doch von unserer erschten Brut a scheidiges Pinkel gehabt mit era Stimm' wie

77

a heiserer Godel. Aus Tausenden thät i des Geaden kenne. Gestern Abend war's Hinkel weg. Mir habe gesucht un gesucht, mei Hinkel kam net zum Vorschein. In der Nacht aber schlägt der Tiras plötzlich an un i weiß net, so ein Gehusch is drauß gewesen. Auf einmal höre mir das Hinkel auf deinem Hof kreischen. „Jörg,“ ruft mei Frau, „hörscht's? Beim Bürgermeister hockt's.“ „Freilich,“ sag i un freu mich, daß das Vieh wieder da is. Un nu komm i in aller Gottesfrüh, un's Amiche laßt mich in alle Ställ un Scheuern herumtrabbeln. Aber kein Hinkel hab i net gefunden.“

„Sapperment noch mal,“ meinte Markel, „no wird dein verdammtes Hinkel halt anderswo gekreischen haben.“

„Naa, naa,“ beteuerte Biedenhofer, „auf'm Bürgermeister sein Hof. Mir haben's beid' gehört.“

„Ei, Schockschwerenot!“ brauste der auf, „wann das Malefizvieh auf meinem Hof hockt, nachher holt's Euch gefälligst. Wann net, laßt mich ungeschoren.“

„I hab' Euch die Sach' verzählt, wie sie sich verhält, Bürgermeister,“ antwortete Biedenhofer gekränkt. „Zuzufügen hab' i nix.“ In der Thür aber sah er mit finsternem Blick zur Go hinüber. „In dem Haus is aa manches anders geworden!“

Amiche, die auf den Treppenstufen Salat pukt, nickte verständnisvoll dazu mit dem von grauen Haarsträhnen umstarrten Kopf.

Aber schon rannte ein neuer Gast die Treppe herauf mit in Entsetzen hochgehobenen Händen, mit verstörtem Gesicht, die alte Pelansche, Waschfrau, Hebamme und Kartenschlägerin von Immelheim.

„Panjört Markel! Daß Ihr's wißt! Es geht um in unserm Ort. Der Nachtwächter Schlemm spukt in Immelheim!“

„O krie die Kränk! jezt aa noch der!“ murkte Markel. „Ob die Leut leicht all Tollkirschen gefressen haben. — Wie macht's denn der Schlemm, wann er spukt?“

Frau Pelan war beleidigt. „A Gespenst lehrt sich nit dran, ob der Bürgermeister ein Freigeist is oder net, des kummt, wo un wann's ihm paßt. Un der Peter Schlemm geht um in seiner alten Behausung.“

„Dast'n leicht gar gesehn?“ fragte Markel, erschreckend bei der Vorstellung, der saubere Vogel könne heimlich in sein Nest zurückgekehrt sein.

Aber die Alte schüttelte feierlich den Kopf. „Den Rauch hab' i aufsteigen sehen aus seinem Schornstein um Mitternacht!“

„Aus'm Schornstein? Rauch? — Sell is nix Spukhaftes. Sell schlägt in das Fach von einem Bürgermeister von Fleisch un Blut. — Amiche! He, Amiche!“ — Er ließ den Gemeinbediener rufen.

„Ortel, geht's her, schließt mir geschwind dem

Schlemm sein Haus auf, daß ganz Immelheim sieht, wer sich nächtlicherweil Pfannkuchen drin gebaden hat.“

Ganz Immelheim stand schon wartend vor des Bürgermeisters Haus. Die Mär von dem Spuk hatte sich mit Windeeseile durch den Ort verbreitet. Nur darüber waren die Meinungen geteilt, ob die Erscheinung Peter Schlemm sei, oder das alte Immelheimer Gespenst, der sündige Propst, dessen verwitterten Grabstein man noch in der Mauer der Kirche erblickte. Die Mehrheit neigte zu der letzteren Annahme, weil selbst ein Spießbube wie Schlemm es schwerlich fertig bringe bei lebendigem Leib zu spuken.

Vor der verlassenen Behausung hingen die schweren Schlösser unberührt. Drinnen stand und lag alles, wie die Auswanderer es zurückgelassen hatten, die Schüsseln schmutzig, der Herd kalt. Der Gemeinbediener leuchtete in die unterirdische Aushöhlung. Dort moderte die zerwühlte Heuschicht, die Schlafstelle der Familie. Von einem lebendigen Wesen oder einem Geist keine Spur.

„Mutter Pelan,“ sagte Markel, „bald der alte Schlemm noch einmal nächtlicherweil Pfannkuchen backt, laß i dich einen Tag ins Loch stecken. Himmelsakrament!“

Aber Immelheim stimmte seinem Oberhaupt nicht bei. Amiche sagte es daheim ihrem Herrn dreist ins Gesicht.

„Waun Ihr mich auch vier Wochen ins Loch stecken laßt — mit rechten Dingen geht's amol net zu in Immelheim. Ein Duzend gute Handkläs find mir wie weggeblasen un 's Brot hat auch das Schwinden.“

„Jezt soll der Propst dir gar deinen Räs gestressen haben,“ höhnte Markel. „Nimmer richtig zählen wirft können. Bitt' den Schullehrer, daß er dich in die Kur nimmt.“

Aber die Klagen über Veruntreuungen mehrten sich, schwellen an. Es war zum Auswachsen! Das Raubgesindel schwamm auf dem Ocean, aber in Immelheim wurde gestohlen wie nie zuvor. Und zu Markel kamen alle Beraubten, von Markel forderten alle das Verlorene. Jeder hatte sein Eigentum bis zu seinem Hof verfolgt. Ein verschwundenes Ziegenlämmchen sollte in seinem Stall gemedert haben. Das Gefieder verflogener Tauben fand sich auf seinem Mist. Ein Nachbar zeigte ihm braunrot vor Zorn das Loch in der Decke, durch das sein Spanferkel auf Markels Hof entwischt war auf Nimmerwiedersehen.

„Ra Wunder, wo a Her' im Haus is,“ brummte Amiche laut genug, daß ihr Herr es hören mußte.

Der hätte ihr gern den Hals umgedreht in seiner ohnmächtigen Wut. Er sah wie ganz Immelheim mit Fingern auf Go, seine Go! — als die Diebin wies. All seine Autorität vermochte sie nicht vor dem bösen Verdacht zu schützen.



Dem toten Propst mußte es auch ausnehmend in seinem ehemaligen Sprengel gefallen. Er richtete sich ganz menschlich behaglich ein und entwickelte einen für einen Geist überraschenden Appetit. Kinder sahen ihn in der Abenddämmerung Rüben aus einem Acker ziehen. Der Wingartschütz, der mit geladenem Gewehr nachts die Weinberge der Zimmelheimer bewachte, ertappte ihn zwischen den Zeilen, wie er sich an den reifen Trauben gütlich that. Er schoß aber nicht, weil das unnütze Pulververgeudung gewesen wäre, sondern befahl der Erscheinung mit lauter Stimme im Namen des dreieinigen Gottes sich wegzuheben, worauf sie denn auch sogleich spurlos in den Schatten der Weinstöcke versank.

„Wann i sellen Propst amol auf mei'm Weg antreff', no schlag i ihm alle Knochen zu Brei, ohne unsern Herrgott zu inkommodieren,“ drohte der Bürgermeister.

Er stand auch einigemal mitten in der Nacht auf, schlich sich auf die Dorfstraße und lauerte hinter Mauervorsprüngen. Aber Gespenster kommen ungern zu Menschen, die ihre Bekanntschaft — obenein in solch liebloser Absicht — suchen. Ganzört Markel bereicherte seine Erfahrungen über spulende Propste nicht, wohl aber die über die Schädlichkeit des Nachthauses für rheumatische Glieder. In seinem Knie bohnte und klopfte ein ganzes Heer von Plagegeistern und er ließ sich daher ohne Mühe von Ev abhalten, mit dem Rest von seines Mündels Vermögen nach Worms zu wandern. Die Sparkasse zahlte Zinsen ohnehin nur von jedem Monatsersten ab und man schrieb den fünfzehnten September. Er hatte also Zeit.

Ev sah in diesen Tagen blaß und bekümmert drein, sang nicht, stierte zerstreut in dunkle Ecken und wenn der Bürgermeister sie anrief, fuhr sie zusammen und that ausgelassen fröhlich. Ihm ging's zu Herzen.

„Ev,“ sagte er einmal, als er sie im Kuhstall in Thränen fand, „Ev, was hascht? Red' dir's von der Seel.“

Sie hob den Schürzenzipfel an ihre Augen. „Ihr seht's den Haß, den die Leut' auf mich haben. Nächst wird Euch Euere Gutthat ebenfalls gereuen, befürcht i —“

„Mädel, naa!“ versicherte Markel warm. „Sell hast net zu befürchten. Un wann der Teufel in Person dahersfahrt — i steh' zu dir. I bring' die Schindluder zur Räson. Himmeltausenddonner! A alter Knorzen bin i! i biege' mich net wie a Gert' nach'm Wind. Was i dir angelobt hab', bleibt bestehn, du armes verschüchtertes Daserl.“

Ihre Augen schauten in heißer Dankbarkeit zu ihm auf. Ihm ging's wie ein warmer Strom durch den Leib.

„Ev, wann du möchtest — no machten wir unsern Verspruch auf'm Fleck bekannt. Die zukünftige Bür-

germeisterin werden die Himmelherrgottsfappermenter mit ihren ungewaschenen Mäulern wohl net begeisern.“

Ihr Gesicht strahlte auf in Überraschung, in Freude.

„Des wolltet Ihr thun?! Des? Naa, naa, sei Sorg' — i nehm's net an — Net vor der Zeit — Gelt? — Aber daß Ihr mir's anbietet — Schaut! gar so ein lieber Mensch seid's doch! gar so lieb —“

Sie nahm seinen struppigen Kopf zwischen ihre Hände und eh er sich's versah, drückte sie ihm einen warmen Kuß auf die Lippen.

Markel wußte nicht, wie ihm geschah. Ein ganz eigenes Brickeln ließ ihm den Rücken hinunter und das Blut stieg dunkel unter der Pergamenthaut seines Gesichts heraus, während er der rasch Davoneilenden nachschaute!

„Sakra! — Jetzt hab i gemeint, i thu' ein gutes Werk, und alleweil packt's mich beim Schopf wie einen Zwanzigjährigen.“

Aber wohl überlegt fand er es nichts Schlimmes in seine Braut verliebt zu sein. „Bloß ein bißel die Würde wahren, alter Esel,“ dachte er.

Am Abend, als der Tisch schon abgeräumt war, kam Ev zu ihm herein, einen Brief mit dem Poststempel Kaiserslautern in der Hand.

„Eine große Bitt' hätt' i, wann Ihr so gut sein wolltet, Bürgermeister.“

„Was denn?“

„I weiß net, ob i Euch von meiner Freundschaft in Kaiserslautern verzählt hab'? Eine alte Frau mit ihrer Tochter! — Net? — Dees rundernt mich aber. I wär' gestorben un verborben ohne die zwei. Un nu liegt die Mutter auf'n Tod krank un jammert un möcht' mich gern noch mal sehen. I weiß gar net, was i schaff' —“

„Mußt halt hinmachen nach Kaiserslautern.“

„Derf' i's? Derf' i's wirklich? Schau, da dank' i dem Bürgermeister aber viel tausendmal. Un morgen in aller Früh, gleich mit'm ersten Zug mach i fort. Was das Heimkommen anlangt —“

„Das siehst schon selber. I möcht' dir in so einem Fall keine Zeit setzen. Net gar so lang bleib halt. — Gute Reis', Kind, und adju.“

Sie drückte ihm herzlich die Hand. „Vergelt's Gott, Bürgermeister! Vergelt's Gott!“

Dann stockte sie, wollte mehr sagen, aber sie fand keine Worte, ihre Brust hob sich schwer, in ihren Augen war ein feuchter Schimmer.

Langsam ging sie. Mitten im Zimmer blieb sie noch einmal stehen. Bis an sein Lebensende sah er sie vor sich, die schwellende Gestalt im knappen Nieder mit der hochwogenden Brust und dem rätselhaften Blick, dem Blick, den er nicht verstand.

„Die Umschläg' ums Knie, Bürgermeister — net zu kalt soll's die Amiche umlegen. Gelt, vergeßt's

net? immer a bissel überschlagen. Un das Hemd zu morgen liegt gleich zu oberst im Schrank. Haltet Euch gut — — Alleweil gut — —

„Wie sich's aufregt um so eine kleine Reif“ dachte Markel. „Das Mädel hat ein gar gutes weiches Herz. Ei, und zum Donnerwetter! Bildsauber! zum Einrahmen sauber. — Schnattern werden's wie die Gänß, meine Immelheimer, wann sie erst merken, was die Glos' geschlagen hat — vor Neid! vor schierem Neid. Ei, meinetwegen plagt, ihr Gistkröten!“ —

Er sah sich in seiner Kammer um, die die junge schöne Frau nun bald teilen sollte. Sie schien ihm zum erstenmal in seinem Leben einfach, dürftig geradezu. „Für meine Sophie hat's halt genügt. Aber wozu steht denn die mächtig große Hinterstub' leer? Einen gehörigen Spiegel und einen nussbaumenen Kleiderschrank bring' i nächstes Mal von Worms mit un die Vorhäng' soll der Tapezierer aufstecken. Die Amiche hat mal keinen Geschmack nit! Für einen feinen Vogel hört ein feines Bauer.“

Unter solch angenehmen Gedanken schlief er ein. Urd wieder weckte ihn etwas in dunkler Nacht, er wußte nicht was? ein Luftzug, ein Laut wie von einer ganz leise geschlossenen Thür, die persönliche Gegenwart eines Menschen. Er fuhr im Bett auf. „Ist jemand hier? Poh Ruckud!“

Alles still.

Er zündete Licht an. Rein Mensch. Keines Menschen Spur. Auf dem Tisch vor seinem Bett blinkten seine Schlüssel, der Schlüssel zum Weinkeller, der zum Fruchtboden, der Schlüssel zu dem Schrank, in dem er seine Wertfachen, das Geld seiner Mündel bewahrte, alles vorhanden. Das Wasser in seinem Glase war in schwankender Bewegung, er mußte im Schlaf fest an den Tisch gestoßen haben.

„O krie die Krän!“, dachte er, „jezt träum' i alter Narr schon so wild wie a flaumbärtiger Bursch.“

Er schlief wieder ein. Er sah Ev im lichten Festkleid. Sie legte lachend die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Am Morgen, als er aufwachte, war sie schon weit. Ihm kam's vor, als hätte sie den Sonnenschein mitgenommen. Der Sonntag schien ihm lang und öd. Seine neue Weste, die aus Kastanienbraun höchst modern ins Rötliche hinüberschillerte, freute ihn nicht, weil Ev sie nicht bewunderte. Gleichwohl legte er sie an und ging damit zur Kirche.

„Accurat wie a lahmer Buchfinkenhahn, wann die Bäum' ausschlagen“, sagte der Spaßvogel des Ortes und die Immelheimer lachten.

Ihm aber war ganz melancholisch zu Mute. Und in der Nacht konnte er nicht schlafen. Die Diebereien, die Spulgeschichten gingen ihm im Kopf herum. Er fann, ob er seinem fernen Mädchen nicht etwas zu

Liebe thun könne. Sacht, im Dunkeln stand er auf, kleidete sich an, steckte einen kurzen Totschläger in die Tasche seines Kittels und schlich sich hinaus.

„Wo Rauch is, da is auch Feuer“, überlegte er. „Wann so viel Augen einen fremden Kerl gesehen haben, no muß wohl einer sich im Ort rumtreiben. Aus einer andern Welt wird er schwerlich kommen, wird schon a ganz gemeiner irdischer Lump sein, der mir mein arm Everl in Verruf bringt. Wann der Nachtwächter schläft, muß der Bürgermeister wachen.“

An den Mauern entlang drückte er sich über den Hof und auf die Dorfstraße hinaus, weiter, unter den Linden hin in den Schatten des Kirchleins. Eine durchsichtige Dämmerung lag über Dächern und Wegen. Der Mond schien. Aber eine gleichmäßige Wollenschicht verhüllte ihn wie eine Kugel aus Milchglas die Flamme einer Lampe. Sie dämpfte sein Licht und gab ihm zugleich größere Gleichmäßigkeit und Ausbreitung. Das Auge konnte jeden Dachfirst unterscheiden, jeden Pumpenpfahl. Mit geschlossenen Fenstern und Thüren träumten die Gehöfte. Im grauen Staub der Dorfstraße regte sich nicht Tier, nicht Mensch, noch Geist. Ab und zu das Stampfen eines Pferdes, das verschlafene Krähen eines Hahns, der sich in der Zeit irrte, sonst kein Laut. Sein Lutehorn in der Hand nickte der Nachtwächter auf der Steinbank am Dorfbrunnen. Markel machte die Runde, geräuschlos, eigensinnig verbissen in sein Vorhaben. Er schlich die Hohl' hinauf bis zur Schlemmschen Stammburg, die leer und rauchlos lag unter den bürgermeisterlichen Schlössern, und hinunter bis zum Bach, zum Häuschen der Mutter Mathis, das friedlich hinter seinem Lattenzaun dämmerte in der lauen Sommernacht. Als er verdrrießlich und enttäuscht auf seinen Hof zurückkehrte, sah er eine Leiter am Fenster des Oberstods lehnen und einen Kerl in einem schleppenden Gewand darauf herunterklettern. Das kampffrohe Herz des tapferen Mannes that zwei rasche Schläge. Als er zum dritten ansetzte, hatte Markel schon mit festem Griff die Leiter gepackt.

„Hab' i dich, Lausbub! Himmelsakramenter! Dir werd' i's Spulen austreiben! Runter von dera Leiter, oder i schüttel' dich ab wie einen reifen Apfel.“

Dem Geist, der erst Miene gemacht hatte nach aufwärts zu verschwinden, schien der Flug durch die Luft nicht verlockend. Er besann sich und gehorchte unfroh.

Markel riß ihm die Kappe und den Wickelschal vom Leibe, neugierig zu sehen, wer im historischen Gewand des Immelheimer Gespenstes spulen gehe. Er erblickte ein Paar kohlschwarzer Augen, einen kohlschwarzen Schnurrbart — — Ein Frösteln lief ihm den Rücken hinunter, fast als hätte er einem wirklichen Gespenst ins Gesicht geschaut. Er kannte den



Burschen wohl. Der Bädergesell aus Kaiserslautern war's, dem er auf Eos Bitte den Weg nach Horchheim gewiesen hatte, der Bädergesell, der den Gendarmen so auffallend interessierte. Markel, der rasch dachte, begriff im Augenblick, daß er auf irgendeine Weise Leid und Verdruß für sich selber in den Fäusten halte. Aber er ließ nicht los.

„Wieso kommst denn du daher? In tausend Teufels Namen!“

Fehring that ganz gelassen, fast ein wenig spöttisch: „Grad a paar Kleinigkeiten hatt' i nachgeholt, die mein Schatz mitzunehmen vergessen hat. Wo Ihr's so arg gut mit der Eo meint, werdet Ihr dadrum doch keine Schand net machen, gelt? 's laßt Euch aa noch schön grüßen. Un wann die Bäum' mal rückwärts wachsen werden in den Kern zurück, no kummt's wieder un macht Hochzeit mit Euch.“

„Die Eo?! — Mei Eo?! — Das lügst!“

Der Bursch lachte. „Gut aufgefessen seid Ihr uns! Freili, das Dirndel versteht sei Sach'. No, i bin net eifersüchtig. Dees aber sag' i Euch, wann Ihr net wollt, daß der ganze Ort über Euch lacht, wie wir zwei, nachher laßt Ihr die Hand sein von mei'm Kragen. I bin zum letztenmal a Gespenst geweest. Der Boden is mir in Deutschland zu heiß. Morgen um die Zeit schwimm i mit der Eo auf'm Wasser.“

„Mit der Eo!“ — Über den ruhig ehrbaren Mann legte sich's wie eine Wolke von Blut. Weggewischt waren fünfundfünfzig Jahre pflichtreu gesetzlichen Lebens, weggewischt das Gesetz selbst; ausgelöscht fünf Jahrtausende menschlicher Kultur mit all ihren Vererbungen! Der Wilde stand dem Wilden gegenüber in der Stille der Nacht, in der Einsamkeit einer leeren Welt! Das eifersüchtige Männchen, dem eifersüchtigen Männchen im Kampf auf Leben und Tod um das Weib.

Wie ein Bär eine piepsende Maus, so packte Markel den überraschten Burschen bei den Schultern, wirbelte ihn im Kreis, zwang ihn auf die Kniee. — Und da war sie plötzlich, die erste große Versuchung seines Lebens. Unvermutet, riesenhaft wuchs sie aus der Nacht heraus und drückte seine Fäuste mit unwiderstehlicher Kraft um die Gurgel des Gegners. Das geliebte Weib verloren, verdorben! er betrogen! lächerlich vor den Augen des glücklichen Rivalen, lächerlich vor seiner Gemeinde! Er, Hanjork Markel! dessen Haar in Ehren grau geworden war. Der Mann, der ihm das gethan hatte, sollte nicht leben! nicht leben! Sonst sah er nichts, wußte nichts, dachte nichts.

„Hilf!“ stöhnte der Erstidende.

Markel würgte ihn nur fester. „Lachst noch über mich? Lachst noch? — Mit der Eo willst fortmachen? — Mit der Eo nimmermehr!“

Sein Gegner gab keinen Laut mehr von sich. Im verzweifeltsten Ringen stürzte er, Markel, die Hände an seiner Kehle wie angeleimt, über ihn, leuchtend im Triumph des Siegs, nicht der besonnene, gerechte Bürgermeister von Immelheim, der rasende Urmensch, der Rache nimmt für die intimste Beleidigung, die der Mann dem Manne anthun kann.

Aus diesem Paroxysmus weckte ihn etwas ganz Unbedeutendes, nicht das Flügelrauschen seines Schutzengels, nur das Schlurfen von Amiches Pantoffeln und ihr heiseres Räuspern.

Fünfundfünfzig Lebensjahre voll Ehrenhaftigkeit und Selbstbeherrschung richteten sich mit den Lauten vor ihm auf und mahnten: „Du sollst nicht morden.“

Unwillkürlich loderten seine Hände ihren Todesgriff. Der Bürgermeister stand auf seinen Füßen, mühsam, mit verwildertem Blick sich befinnend, ob wirklich er das gewesen war, dem solche Wahnsinnsflamme plötzlich das Hirn versengt hatte, er, der ohne Richterspruch vom Leben zum Tode brachte? Er hatte es nicht geahnt, daß sie in ihm schiefen, die wilde Weibesliebe, der alle Dämme niederrasende Jähzorn. Nichts in seinem früheren Leben hatte jemals ihren schweren Schlummer durchbrochen; erst die späte Leidenschaft that's, die Leidenschaft des überreifen Mannes für das Abbild der ersten holden Erscheinung aus seiner Jugendzeit. Der Jornesglut folgte ein kalter Schauer, eine unheimliche Verwunderung über sich selbst.

Das Opfer aber wartete nicht ab, was seinem Besieger ferner belieben würde. Raun fühlte es sich der Knochenfinger ein wenig ledig, so entwichte es, noch taumelnd vor Schreck mit großer Behendigkeit. Amiche, die in geblümter Nachtjade und Haube jetzt aus der Hausthür trat, konnte mit dem Flackerlicht, das sie in der Hand trug, nichts mehr beleuchten, als eine Kapuze und einen alten Scharol am Boden.

„Jesses naa! Bürgermeister, balgt Ihr Euch jetzt gar mit der leeren Luft?“

Der Bürgermeister antwortete lange Zeit nicht. Endlich winkte er mit der Hand zum Haus.

„Leuchten!“

Geradeswegs schritt er die Treppe hinauf in die Oberstube, wo er sein Geld verwahrte. Die Schrankthür hing aus den Angeln gebrochen herab.

„Bürgermeister!“ kreischte die Magd und sah sich angstvoll ringsum. „Bürgermeister, Räuber! Mörder!“

„Das Maul haltst über alles, was du heut siehst un hörst. I will kein Geträtsch! — Verstanden?“

Er trat zum Schrank, er tastete in das Geldfach. Leer! ausgeräumt! Kein einziges von den blanken Goldstücken der scheppen Urtschel mehr, keine Spur von seinem eigenen hier verwahrten Wochengeld.

„So is recht! Himmel Herrgott Donnerkeil! So gehört mir's! gerad' so! — Was hascht noch zu gaffen?“ fuhr er, sich umwendend die Magd an. „Daher stellscht das Licht un marsch ins Bett! — Soll i dir Beine machen?“

Als er allein war, setzte er sich schwerfällig auf einen Stuhl. Der Gedanke an Eva ging ihm wie ein Messer durchs Herz. „So schlecht also? So eine ganz Verlorne! — Geh' unter im Schmutz, in den du gehörst, aus dem du geboren bist! Was hat mein ehrbares Haus noch mit dir zu schaffen?“ — Aber schade war's doch um die Dirn', jammerschade — —

Da fiel ihm ein weißes Biered in die Augen, das auf dem Boden vor dem Schrank lag, ein Brief. Er hob ihn auf. Von Eva! Bei dem trübseligen Öllämpchen las er:

„Bürgermeister!

Wann Ihr das hier lest, wißt Ihr, daß i Eurer guten Meinung unwert bin un das Herz wird Euch nit mehr weh thun um so eine. I bitt' Euch aber um Gottes willen denkt bloß nit, daß i meinen Spott gehabt hätt' über Eure große Treu und Güte, wo Ihr an mir gethan habt. Wann Gott die Bitten von so einem schlechten Geschöpf wie i bin, anhört, no wird Euch Eure Gutheit ganz gewiß vergolten. Für mich war's halt zu spät. I kann nit mehr los vom August, obschon i weiß, daß es ein schlimmer Bub is. I bin auch nur im Land geblieben, um ihn zu verstecken, weil's Gericht ihn sucht. In unserm alten Haus hat er genächtigt. Da giebt's Eingäng' zu, die halt kein Schloß verschließt, un i hab' ihn gefuttern. Einmal sind sie ihm doch hart auf den Fersen gewest, in Worms sellemal, da habt Ihr'n durch Euren Schutz bewahrt. Un jetzt will er, i soll Euch das ganze Geld von der scheppen Urschel wegnehmen. Aber sell thu' i net, naa, un wann er mich halbtot haut! — Gerad', schaut's, sechshundert Mark zur Überfahrt, die muß i nehmen. Aber heilig un gewiß! es is gelehnt. Bald mir drüben zu Wohlstand kommen, schid' i's retour. Un vergebt mir, wann's Euch möglich ist. I hab' so viel geweint. Ihr seid so a guter Mensch. Wann i noch gekonnt hätt', wie i wollt' — wer weiß, ob i nit bei Euch geblieben wär'? Aber i gehör' nit mehr mir an.

Euere ewig dankbare

Eva Schlemm.“

Die Amiche, die so gut durch Schlüßellocher zu gucken verstand wie irgend eine, erzählte später, nach-

dem ihr Herr den Brief gelesen gehabt, da habe er sein Gesicht in die Hände versteckt und laut und lange geschluchzt. Der Tisch unter seinem Ellbogen habe gezittert wie bei einem Erdbeben. Ihr selbst sei ganz schauerlich geworden, sie habe sich auf die Schwelle gesetzt und von Herzen mitgeweint.

Wie die Geschichte von dem erbrochenen Schrank ruchbar geworden ist, hat nie ein Mensch begriffen. Markel selbst räumte vor Thau und Tage Leiter und Geiſthabit über Seite. Gleichwohl wußte am nächsten Morgen das ganze Dorf von dem Einbruch beim Bürgermeister.

Die Sonne stand noch nicht im Mittag, da kamen schon, von der ängstlichen Urschel angeflist, Biedenhöfer, der Wirt, und Emringer, der Adjunkt, um sich zu erkundigen, ob bei dem Vorfall der Nacht das Mündelgeld der Urschel Denninger auch nicht in Mitleidenschaft gezogen sei?

Markel stand im Rahmen seiner Thür. Schier gewachsen schien er den beiden Männern. Sein graues Haar lag wie ein Ehrenkranz um seine hohe, knochige Stirn. In seinen Augen bligte ein gefährliches Feuer.

„Sagt's meinem Mündel, i weiß von keinem Diebstahl nit. Im Panjört Markel seinem Haus wird überhaupt nix gestohlen, am wenigsten anvertrautes Geld. Es soll morgen mit mir zum Notarius nach Worms fahren. Da werd' i ihm sein Sach' vorweisen auf Heller und Pfennig.“

Er wandte sich und trat in die Stube, wo Knechte und Mägde schon versammelt standen. Vor den vollen Schüsseln sprach er das Tischgebet, ruhig und würdig wie alle Mittage. Aber als er an die Worte kam: „Führe uns nicht in Versuchung“ färbten sich seine Wangen mit tieferem Braun.

„Alleweil versteh' i die Bitt',“ dachte er. „Herrgott vergieb mir meinen Hochmut! Fünfundfünfzig Jahr ein rechtschaffener Mensch gewesen — und im Pandumwenden und um ein Haar hätt' i zum Mordgesellen werden können um ein schlechtes Weib!“

„Führe uns nicht in Versuchung,“ sprach er andächtig, das graue Haupt in Demut gesenkt, das er sonst bei dieser Bitte gar hoch zu tragen pflegte, „sondern erlöse uns vom Übel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Also hat in seinem sechsundfünfzigsten Jahr der Bürgermeister von Immelheim das Vaterunser richtig beten gelernt.





unter  $0^{\circ}$ , den auf künstliche Weise zu erreichen bis jetzt noch nicht gelungen ist. Die Widerspenstigkeit der genannten Gase lag daher nur an der Unzulänglichkeit der Mittel, die zu ihrer Bezwingung angewandt wurden; theoretisch waren sie zu verflüssigen.

Im Dezember des Jahres 1877 gelang es den beiden Physikern L. Cailletet in Paris und R. Pictet in Genf, ganz unabhängig voneinander durch Anwendung von Druck und Kälte Strahlen von flüssigem Sauerstoff aus einem Gefäße ausströmen zu lassen, so daß von diesem Jahre an die Lehre von den permanenten Gasen hinfällig wurde. Die Theorie, welche die Verflüssigung dieser Gase voraus gesagt hatte, fand ihre Bestätigung, wenn auch auf umständlichem und kostspieligem Wege. Später vervollkommneten Olszewski und v. Wroblewski die Methode und den Apparat Cailletets — der letztere büßte durch die Explosion eines Gefäßes sein Leben ein — aber erst dem englischen Physiker Dewar gelang es, den leistungsfähigsten Apparat zur Verflüssigung von Sauerstoff resp. Luft zu bauen. Auch er folgte dem Principe Cailletets durch Verdampfung verdichteter Gase: Kohlen säure, Aethylen immer niedrigeren Temperaturgrade herzustellen und durch diese, sowie durch Druck, flüssigen Sauerstoff und Stickstoff zu erzielen.

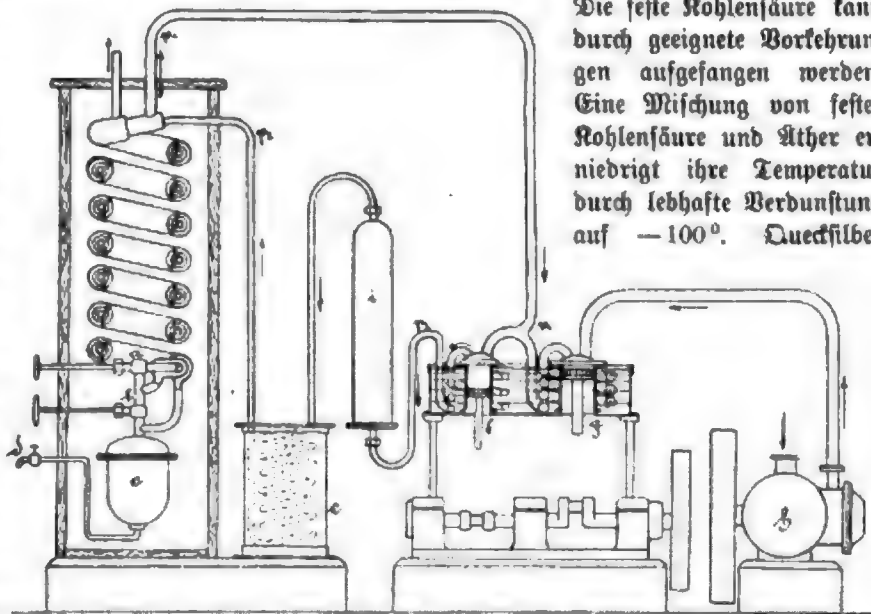
Zum Verständnis der Vorgänge müssen wir näher auf die Wirkung der Verdampfung eingehen. Umhüllen wir die Kugel eines Thermometers mit Baumwolle und befeuchten diese mit Spiritus, so bemerken wir nach kurzer Zeit ein Fallen der Quecksilbersäule, eine Abnahme der Wärme. Nehmen wir statt des Spiritus Ather, so wird die Erscheinung noch deutlicher.

Der Spiritus verdunstet, d. h. er geht bei der gewöhnlichen Temperatur leicht in Gasform über, er dehnt sich aus, indem er zu Gas wird. Zu dieser seiner Ausdehnung gebraucht er Wärme und entzieht sie seiner nächsten Umgebung, in diesem Falle der Kugel des Thermometers, infolge dessen das Quecksilber sich zusammenzieht. Da Ather noch leichter verdunstet als Spiritus, so ist unter gleichen Umständen der durch ihn bewirkte Wärmeverbrauch ein intensiverer.

Wasserfreier Alkohol siedet bei  $78,5^{\circ}$  C., Ather

bei  $34,5^{\circ}$  C.; je niedriger der Siedepunkt liegt, um so rascher verdunstet eine Flüssigkeit bei gewöhnlichem Luftdruck, um so energischer ist die durch sie erzeugte Temperaturerniedrigung. Die flüssige Kohlen säure siedet bei gewöhnlichem Luftdruck bei einer Temperatur von  $-80^{\circ}$ . Wird flüssige Kohlen säure aus der eisernen Flasche, in der sie sich befindet, in Gestalt eines dünnen Strahles ausgelassen, so sucht sie wieder die Gasform anzunehmen und zwar ihrem niedrigen Siedepunkt entsprechend mit ungeheurer innerer Arbeit, zu der sie nicht nur die Wärme der nächsten Umgebung entnimmt, sondern auch einem Teile der ausströmenden Kohlen säure, die dadurch so stark abkühlt, daß sie sich in weißen Schnee, in

festen Kohlen säure umwandelt. Die feste Kohlen säure kann durch geeignete Vorkehrungen aufgefangen werden. Eine Mischung von fester Kohlen säure und Ather erniedrigt ihre Temperatur durch lebhafte Verdunstung auf  $-100^{\circ}$ . Quecksilber



Schematische Darstellung einer technischen Anlage zur Herstellung flüssiger Luft.

gefriert darin zu einer festen Masse, die man mit einem Hammer zerschlagen kann.

Es wird daher stets eine niedrige Temperatur erhalten, sobald, wie dies bei der Kohlen säure der Fall ist, ein unter Druck verdichtetes Gas sich wieder auf sein ursprüngliches Raummaß ausdehnt. Es ist jedoch nicht notwendig, daß das Gas zur Flüssigkeit verdichtet sei.

Ein Gas — nehmen wir nun atmosphärische Luft an — giebt, sobald es zusammengepreßt wird, Wärme ab. Wird ihm darauf durch geringeren Druck Veranlassung zur Ausdehnung gegeben, so muß es seine Temperatur erniedrigen. Wird dies also abgekühlte Gas in derselben Weise behandelt, so fällt seine Temperatur abermals. Wenn nun auch die Temperaturerniedrigung bei dem jedesmaligen Ausströmen zusammengepreßter Luft verhältnismäßig gering erscheint, so läßt sich die Wirkung vieler aufeinanderfolgender Ausströmungen



















wie ich bin, was soll ich mich bei meinen Jahren noch in solch' großes Unternehmen stürzen? Hab' ich recht oder nicht?"

"Gewiß. — Sie meinen also, der Fuchs vermöchte sich über seinen Stand zu erheben, wenn ihm Kapital zur Verfügung stünde?"

"Über seinen Stand — zu erheben? Pöz Donner, greifen Sie mich nicht am Puntendhri\*) an!" schrie der grobe, leicht verletzliche Meister mit derbem Faustschlag auf den Tisch. „Unser Stand ist ein rechter Stand, lassen Sie sich das sagen. Hätte der Fuchs Geld, und könnte das Land unterhalb des Bahnhof's überbauen — keine 20 Tappen rentiert den Städtern der Schuh von ihren Kartoffelbeeten, er wäre mit der Zeit ein großer Herr so gut wie Sie, Herr Rektor Haller!"

Feindselig blickten die Augen des in seinem Gewerbstolze beleidigten Meisters auf seinen vermeinten Gegner.

"Sie verstehen mich falsch," nahm letzterer wieder das Wort. „Ich wollte fragen, ob der Fuchs wirklich das Zeug in sich hätte, schon jetzt, mit fünf- und zwanzig Jahren, vom Arbeiter zum selbständigen, verantwortlichen Meister vorzuschreiten. Die Sache ist nämlich die; er hat sich hinter meinem Rücken mit meiner Nichte verlobt, und da sie keinerlei Erziehung genossen hat, und deshalb auch keine Ansprüche erheben kann — kurz, die Umstände liegen so, daß ich nichts dawider einwenden werde, wenn Sie meine Frage bejahend beantworten."

"Das kann ich mit gutem Gewissen thun. Aber — mit der Gallerin verlobt, der schönsten Jungfer in Frostheim?" Mit einem Ruck war der Mann aufgefahren, und stand vorgebeugt, die Hände in Verwunderung zusammenklappend.

"Nicht mit der jüngern, sondern mit der Tochter von meines Bruders erster Frau. Und nun, Herr Lange, ersuche ich Sie nur noch, den jungen Mann auf eine Stunde zu beurlauben; denn ich habe mit ihm zu reden."

"Da werden Sie sich halt bis Freitags gedulden müssen, Herr Rektor. Sowie er aber vom Militärdienst zurück ist, soll er sich bei Ihnen einstellen," versprach der verblüffte Meister.

Am folgenden Tage ward die „Seraphine," wie der Herr Rektor das Angeli beharrlich nannte, von der gedecklichsten Puzerei weg ins Lindenheim befohlen.

Sie fand den alten Herrn im Bette liegend, sich von Zeit zu Zeit vor Schmerzen krümmend.

"Ihr seht, es geht mit mir zu Ende, und darum sollt Ihr mir beistehen, in aller Eile ein schweres Unrecht gut zu machen. Ich habe es andern durch

meine Leichtgläubigkeit und egoistische Angst vor Siedtum nur zu leicht gemacht, mir mein Bruderskind zu entfremden. Sprecht. Sagt mir, was Ihr wißt. Wie steht's mit dem Mädchen?"

Da war endlich die ersuchte Gelegenheit. Angeli kam in Zug, und enthüllte alles an Lieschen begangene Unrecht mit berebten Worten. Sie gab die Krämpfe, als die Folgen jenes Sturzes, zu, erklärte aber auch, wie damals sich alles zugetragen habe. „Außerst schwächlich war sie bis zu ihrem vierzehnten Jahr," schloß sie ihre Erzählung, „so daß die Annahme eines frühzeitigen Todes wohl ihre Verrechti- gung hatte. Nachher, als sie unvermuteterweise zu erstarben begann, da hat Frau Stadtpräsident eben nicht sehen wollen, nachdem sie so viele Jahre hindurch Hoffnungen in sich groß gezogen hatte, welche auf Lieschens Dahinsterben begründet waren."

Der Kranke schwieg lange. „Und Ihr, warum habt denn Ihr geschwiegen statt zu sprechen?" fragte er endlich mit schwerem Vorwurf in Stimme und Auge.

„Der Herr Rektor wolle sich in meine Lage hinein denken. Würde man mir geglaubt haben? O, wie gerne wäre ich hier eingedrungen! Aber konnte ich riskieren, mit Schanden aus dem Hause gewiesen und gar von meinem Lieschen getrennt zu werden? Nichts konnte ich thun, als das Kind beschützen, als wär's mein eigenes, und bessern Zeiten entgegensehen. Wäre Herr Inners nicht gekommen, wer weiß —"

Der Herr Rektor stöhnte, halb in körperlichem Schmerz, halb in Unruhe des Gemüths.

„Und das Mädchen haßt mich bitter? Natürlich!"

„Die, Sie hassen? Sie kennt das Wort kaum. Lassen Sie Lieschen herkommen, Herr Rektor; Sie werden es nicht bereuen."

Aber dazu konnte er sich noch immer nicht entschließen. Nicht Abscheu war es mehr, welcher ihn zurückhielt, wohl aber das Bewußtsein der Lieblosigkeit, der Vernachlässigung, deren er sich ihr gegenüber zu zeihen hatte. Ihm ward es schwer, der nahen, hilflosen Verwandten ins anklagende Auge blicken zu sollen. So entließ er denn Angeli, ohne ein bestimmtes Versprechen zu geben; doch nichts weniger als entmutigt eilte die Brave zurück in die Obere Gerechtigkeit, herzlich froh, daß sie der aufregenden Gedanken Herr werden konnte, indem sie sich Hals über Kopf aufs neue in ihre Umwälzungsgeschäfte stürzte.

12.

### Hochzeit und Sterben.

Mittlerweile ging draußen im Lindenheim ein würdevoll ausschauender Herr mit schwarzer Ledermappe mehrmals des Tages aus und ein. So fleißigen Besuch hatte das alte Haus seit einer langen

\*) point d'honneur.





Reihe von Jahren nicht gesehen; allein es sollte noch besser kommen.

Am Freitag Abend kehrte der sehnlich erwartete Soldat ahnungslos nach Frostheim zurück. Sonntäglich hatte Angeli sich selbst und Lieschen herausgeputzt, und kaum gönnte sie Jakob Zeit, die Montur von der mitgebrachten Staubschicht zu befreien, so eilig hatte sie es, ihn selbst samt ihrem Schützling in geheimnisvoller Weise aus dem Reichbild der Stadt zu entführen. Sie erkannte gar wohl, daß der junge Mann sich nicht besser zu präsentieren vermochte, als in dem nivellierenden Kleide des Vaterlandes. Sein Sonntagsanzug hätte den billigen Schneider der Kleinstadt verraten, den von Natur vorzüglichen Bau seiner Glieder entstellend, statt ihn hervorzuheben. Den folgenden Tag durfte er aber von Staatswegen diese Glieder schon nicht mehr in die kleidsame Hülle stecken, und darum beeilte sich Angeli am späten Abend, erwartungsvollen Stolz im Auge, mit den beiden vor des Herrn Rektors Bett zu treten.

Was er sah, bewegte ihn tief. Nach einer Weile stummen Schauens machte seine rechte Hand einen kleinen, fast scheuen Ruck gegen Lieschen hin. Als bald hob sich ihr Mut, behutsam umschloß sie die verkrümmten Finger mit den ihren, und drückte, wie Angeli ihr geraten hatte, in ehrfurchtsvoller Weise ihre Lippen darauf. Der alte Herr aber zog ihr Köpfchen zu sich heran und blickte ihr mit kaum zu bezwingender Nüchternheit in die Augen.

„Keinen Groll! . . . Gar keinen Haß, wirklich nicht?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

Lieschen blickte, Erklärung suchend, zu Angeli auf.

„Herr Rektor möchte wissen, ob du ihn auch ein klein wenig lieb haben willst?“

„Ob ich will . . . ja darf ich denn? Du, Angeli, nun hab' ich schon eine ganze Menge — den Jakob, dich, den Onkel, die Frau Birkel, und war vor nicht langer Zeit noch fast allein!“ sagte sie glücklich.

Der Kranke vertiefte sich in ihren Anblick.

„Und ich hätte sie um mich haben können, wie ein eigenes Kind,“ murmelte er. „Lieschen, du siehst deiner Mutter ähnlich, nur daß du kleiner bist. — Und Sie, junger Mann, möchten diese Blume pflücken? Sie ist aber fein und zart, sehen Sie, und darf nicht mit rauen Händen angefaßt werden.“

„Das sag' ich mir auch selber, Herr Rektor, und darum ist es mir eine Beruhigung, daß Base Angeli mir helfen will, sie zu hüten.“

„Angeli ist Ihre Mutter. Mich dünkt, es ziemt sich, daß Sie das endlich erfahren.“

Weit öffneten sich die blauen Augen. Jäh schoß ihm das Blut ins Gesicht, und er kämpfte schweigend mit verschiedenen Empfindungen.

„Jakob?“ Geängstigt, schüchtern berührte Angeli seine Hand.

„Meine Mutter! Mir scheint, mehr als einmal hat mir so was geahnt! Und der Vater?“

„Ist der, von dem ich dir oft erzählte. Noch zehn Tage, und wir wären Mann und Weib geworden. Jakob, verachtest du mich?“ . . .

Eine momentane Stille, dann sagte er ihre Hände.

„Meine Mutter! . . . Eine bessere, besorgtere konnte ich nicht haben. Es ist nur — so plötzlich, daß ich's kaum begreife. Meine Mutter! Nun will ich Euch aber auch vor aller Welt mit dem schönen Namen ehren.“

Zum zweitenmal, seit er ein Mann geworden, küßte Angeli ihren Sohn, glücklich an seinem Halse weinend.

In ihrer Handlungsweise war sie ja nicht immer lauter und ehrlich gewesen; sie hatte sich leicht mancherlei Selbsttäuschungen hingegeben. In diesem Augenblick aber veredelte sie ihre große Mutterliebe.

Der Herr Rektor ließ die beiden Frauen nicht mehr von sich. Während der kurzen Zeit, welche ihm noch geschenkt sein konnte, dachte er sich an dem feinen Wesen Lieschens zu erfreuen, wie er ihr auch noch ein Teilchen der Liebe zu erweisen wünschte, welche ihr vorenthalten geblieben war.

Als am Sonntag die beabsichtigte Ehe zum zweitenmal von der Kanzel herab verkündigt wurde, da ging die Nachricht nicht so spurlos an den Zuhörern vorüber wie zuvor. Mochte der Meister, trotz seines Versprechens, zu schweigen, seiner Geliebten Andeutungen gemacht, diese unter dem Siegel des Geheimnisses der vertrauten Magd davon gesprochen, und wiederum besagte Respektsperson die Geschichte auf den Gemüsemarkt getragen haben — man hatte bereits da und dort von bevorstehenden Veränderungen in der Oberrn Gerechtigkeit, die Stieftochter betreffend, gemunkelt. Kaum vor der Kirchenthüre angelangt, umzingelte, bestürmte man das auf brieflichen Befehl gestern zurückgelehrte Dienstmädchen der Frau Stadtpräsident.

„Alles, was ich weiß, ist, daß ich das Haus leer gefunden habe. Wo Angeli und Lieschen stehen, kann ich nicht sagen.“

Ganz natürlich. Die Regine war seinerzeit durch Angelis Vermittlung ins Haus gekommen, war von ihr „angelernt“ worden, und hatte sich von Anfang an gewöhnt, zu denken, zu reden und zu handeln wie ihre ältere Dorfgenossin. Da kamen die Leute an die Rechte mit ihren neugierigen Fragen! —

Dienstag war's. Die Blumen dufteten, blau wölbte sich der Himmel über dem Lindenheim und alle Vögelin pfften zusammen einen Hochzeitmarsch.

Am frühen Morgen kam der Sgrist mit seines Pfarrherren Amtskleid daher gewandelt. Es kamen Purschen aus dem Wilden Mann; die trugen zusammen eine Bahre mit sorgfältig verdeckten Schüsseln.

Régine stellte sich ein mit einem riesigen Blumenstrauß von Frau Birkel und blieb auch gleich da, ohne sich nötigen zu lassen, um ihrem alten Schatz, dem Anton, den Tisch decken und festlich herrichten zu helfen; denn in zwei Stunden sollten im Gartensaal am improvisierten Altar das Lieschen und der Jakob ein Paar werden; so hatte es der Onkel Rektor angeordnet.

Von blühender Myrte brach Angeli einen Zweig. Den wand sie zum Kranz und befestigte ihn andächtig in den Ringellockchen ihres Lieblingss. Bekommen von den feierlichen Vorbereitungen und dem Rauschen ihres schweren Seidenkleides stand Lieschen, und kaum wagte sie sich zu bewegen unter dem von der eigenen Mutter einst getragenen kostbaren Spitzenschleier.

Und Jakob? Der hielt Lieschens Hand fest, als könnte sie ihm in der letzten Stunde noch entrisen werden. Ihm kam all das vor wie ein Traum, dessen plötzliches Ende er fürchtete. Er selber — im eleganten schwarzen Anzug, den goldenen Reif am Finger; neben ihm die schöne, zarte Braut. — „Ist's möglich? Kann es Wirklichkeit sein?“ fragte auch er sich, überwältigt von dem Ereignis, wie das ganze übrige Frostheim, nur in anderer Weise.

Und weiter — war's denkbar, daß er mit Lieschen in dem vornehmen alten Hause wohnen sollte, daß er mit der Zeit dies Haus als Eigentum antreten und nach Gutdünken umbauen konnte; daß er Geschäftsteilhaber des Herrn Lange und bemittelt genug war, um seine kühnsten Pläne ausführen zu können? Rein Wunder, daß ihm schwindelte! Tiefaufatmend strich er sich über die Stirn und sah sich um.

Rein, ihm träumte nicht. Zu oberst an der silber- und kristallgeschmückten Tafel saß im Krankenstuhl der Herr Onkel, welcher Gebrechlichkeit und Schmerzen heute mit Eigenwillen in den Hintergrund gedrängt hatte, um das Ehrengest seiner lieben Nichte mitzufeiern. Reichlich sprach er dem Weine zu und brachte mehr als einen Trinkspruch aus „auf sein junges Paar.“ Dort saß Herr Inners, welcher dem Frühstück und der Traurede noch beimohnen wollte, ehe er in die Ferne reiste zur Übernahme von neuen beruflichen Pflichten. Da war auch Angeli, strahlend vor Glück wie die Braut selbst an ihrem Ehrenplatz, angethan mit einem grauseidenen Gewande, dem Geschenk des Herrn Rektors. Und endlich saß — nein, zappelte an der geschmückten Tafel Herr Baumeister Lange, der nicht müde wurde, das Brautpaar hochleben zu lassen und ihnen allen erdenklichen Erfolg mit Bestimmtheit voraus zu sagen.

Die Nachmittagsstunden verbrachten Jakob und Lieschen im weitläufigen Garten, sich ihr künftiges Zusammenleben ausmalend und das Vergangene besprechend. Am Abend traten sie beim Herrn Rektor

ein zum Gutenachtgruß. Er sprach mit beiden in gerührter Stimmung, bat Lieschen wehmütig um Verzeihung und empfahl Jakob, ihr sein Lebenlang in treuer Liebe ergeben zu bleiben, da sie so lange daran habe darben müssen. Noch ein letzter Händedruck, und er legte sich abgespannt in seinen Kissen zurecht.

Die jungen Eheleute zogen sich darauf nach dem gründlich gelüfteten Oberstock zurück, welcher in der vergangenen Woche wohnlich für sie eingerichtet worden war.

Als sie am Morgen nach dem alten Herrn zu sehen kamen, da war er nicht mehr. Die Aufregungen der vergangenen Woche, sowie auch die lang entbehrten Genüsse einer Festtafel hatten eine Störung der Herzthätigkeit zur Folge gehabt. Still und schmerzlos mußte er entschlummert sein; denn Angelis leichter Schlaf war durch keinen Laut gestört worden.

## 13.

## Ein Testament.

Frau Stadtpräsident mußte unverzüglich von dem Todesfall benachrichtigt werden. Ahnungslos kehrte sie mit ihrer Tochter aus der Sommerfrische zurück, gespannt zu erfahren, bis zu welchem Grad des Herrn Bruders Hinterlassenschaft ihre künftige Lebensstellung beeinflussen werde.

Es geschah in ganz unvorhergesehener Weise.

Erst mußte sie von Régine vernehmen, daß Angeli mit Lieschen wenige Tage vor dem Ende zum Herrn Rektor gezogen sei. Die Wutanfälle zu beschreiben, welchen sie sich bei dieser Nachricht rückhaltlos hingab, wäre weder befriedigend noch erbaulich. Schweigen wir davon.

Sie begab sich, zitternd vor Erregung, alsbald nach dem Lindenheim, die Hinterlistige zur Rede zu stellen. Das Portal fand sie fest verschlossen; doch schritt Angeli, ein versiegeltes Schreiben in der Hand, eben aus der Hausthür auf sie zu.

„Was soll Eure Gegenwart hier heißen. Macht sofort auf,“ sprudelte die Wütende, nach Atem ringend.

„Es soll heißen, Frau Stadtpräsident, daß Lieschen Haller vor zwei Tagen die Frau meines Sohnes, des Baumeisters Fuchs, geworden ist. Ich bitte, wahren Sie den Anstand, um Ihrer selbst willen. Geschwaht wird ohnehin genug über Ihre Angelegenheiten, und es läßt sich gegen das Geschehene nichts machen. Alle Formalitäten sind erfüllt, die Trauung ist auf Wunsch und im Beisein des Herrn Rektors vollzogen worden.“

Die Frau verschlang ihre Gegnerin mit großen, zornglühenden Augen. Gut, daß das Gitterthor die beiden trennte!





Eifer die Kunst der Graphologie. Es war ihm deshalb ein leichtes, die Schuld der von mehreren seiner Bekannten als der geheimen Briefstellerin beargwöhnten Frau Stadtpräsident festzustellen.

Kurz und bündig schrieb er ihr, daß ihr freigestellt sei, entweder bei allen von ihr in gleicher Weise Beleidigten, unverzüglich persönliche Abbitte zu leisten, oder einem Prozeß entgegen zu sehen, welcher zweifellos die demütigendsten Folgen für sie haben würde.

Das trostlose, verbitterte Herz entging beidem, indem die Frau bei nachtschlafender Zeit von einer Anzahl Bündhölzer den Phosphor schabte, um sich von dem elken Stoff einen Thee aufzugießen, welchen sie trank.

Am Morgen fand sie Luischen, als sie mit dem Kaffeebrett bei der Mutter eintrat, in stumm ertragenen Schmerzen gekrümmt, tot auf ihrem Bette.

## 14.

## A waif and stray.

„Jungfer Luischen, Sie möchten zum Essen kommen.“

„Gleich, Herr Fuchs. Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben, mir einige dieser dicken Bücher bis an meine Thür zu tragen? — Sind wir aber höfliche Leute von feinem Ton!“

„Ach gehen Sie, Luischen, Sie spotten wieder! Ich bring's einfach nicht fertig, Sie schlechtweg beim Taufnamen zu nennen. Das macht der Respekt.“

„Der Respekt! Wie sollte solch armes waif and stray dazu kommen, Respekt einzufößen? ‚Waif and stray,‘ müssen Sie wissen, nennt der Engländer eine herrenlose Sache, irgend etwas, das niemand beansprucht, weil es niemandem angehört, ein verlaufenes Stücklein Vieh. Ich hab's soeben in einem dieser Bücher, in welchen sich die Weisheit portionenweise verkrochen hält, gefunden.“

„Warum so bitter, Luischen?“ fragte Jakob im Durchschreiten des Gartens sanft. „Hat Ihnen jemand weh gethan?“

Das Mädchen bekam nasse Augen.

„Nein. Und ich bin ein hartes, undankbares Geschöpf, diese Mistküne in Ihr friedliches Heim zu bringen. Aber ach — ein waif and stray zu sein!“ Sie schlug die Hand vors Gesicht.

„Ich verstehe Sie nicht. Sie sind uns ja so wert. Je länger Sie bei uns bleiben, um so lieber ist's uns allen. Könnten wir Sie nur hier festketten, ich und das Lieschen; und dabei nennen Sie sich — wie das laudermwelsche Wort lauten mag.“

„Ich weiß, Jakob; und ich wiederhole, daß ich undankbar bin, wenn ich mich in solcher Weise gehen lasse. Aber auf die Dauer fremdes Brot zu essen — sehen Sie, Schwager, das hab' ich nicht gelernt.“

„Fremdes Brot, Luischen!“

„Nun, Brot, das mir von Rechts wegen nicht zukommt. Als mich Lieschen vor neun Monaten mit Gewalt, mit einer an dem zarten Geschöpf überraschenden Willensstärke aus dem Elend, aus meiner gräßlichen Vereinsamung herausriß, da hielt ich's nicht für möglich, daß ich jemals wieder mit frischem Mut das Haupt erheben könnte. Ihr aber habt es zustande gebracht, ihr beiden lieben Herzenskünstler. Hier im Garten habe ich Ruhe und Befriedigung gefunden hinter meinen Büchern, und drinnen bei euch ist mein Glaube an Güte und Menschenfreundlichkeit neu erstanden. Mein Lebenlang werde ich's euch danken, was ihr an mir gethan habt, im fremden Lande, aufs neue vereinsamt, erst recht. Heut' habe ich nämlich an den Agenten geschrieben, er möge mir eine Lehrstelle an einer englischen Schule oder in einer Familie vermitteln. Ich denke, ich bin jetzt genügend vorbereitet, um eine solche versehen zu können.“

Lieschen war zu ihnen getreten, ein Bild frischen, lieblichen Lebens, einen Teller ausgereifter, auf grüne Blätter gebetteter Himbeeren in der Hand, welche sie zum Nachtschiff gesammelt hatte.

„Ist der Brief fort? Du hättest dir die Mühe sparen können, Luischen; denn Urlaub kannst du einstweilen keinen bekommen. Nein, hör' mich nur, du wirst auch gern verzichten, wenn ich dir sage, daß Jakob in nächster Zeit Besuch erwartet — ja wohl, einen grausam gebildeten Bauherrn, mit dem ich allein durchaus nicht zurecht kommen könnte, weil er sich bei meiner nichtigen Unterhaltung zu Tode langweilen müßte. Versprich's, Luischen, du läßt uns nicht im Stich? Du reiseist nicht vor Oktober?“

„Ja — aber — wenn —“

„Nein, du darfst mir's nicht anthun. Der Herr soll auch recht gut Englisch sprechen — da kannst du noch was Rechtes von ihm lernen; denn du wirst doch nicht behaupten wollen, daß du ganz ausgelernt bist.“

„Schlaue kleine Person! Unterfängt sie sich wahrhaftig meine Kenntnisse anzuzweifeln, nur um ihren Willen durchzusetzen!“

Die Schwestern waren sich herzlich gut. Von vergangenen Zeiten sprachen Sie nicht. Aber wenn Luischen, welcher das Leben zuletzt so hart zugesetzt hatte, in Grübeleien versinken wollte, dann holte Lieschen eine alte englische Grammatik herbei, setzte sich gravitatisch vor ein riesiges Tintenfaß und bat um Erleuchtung. Es war das beste Mittel, die jüngere Schwester den Klauen der Trübsal zu entreißen. Der Sinn für fremde Sprachen ging Lieschen gänzlich ab; vielleicht auch stellte sie sich unfähiger, als sie wirklich war. Auf alle Fälle endeten diese Lektionen, so tapfer Luischen auch auf die Lippen biß, mit unüberwindlichen Nachanfällen, wenn Lies-

chen auch gar zu zwanglos mit Aussprache und Grammatik schaltete und waltete.

Und doch kam einmal ein Nachmittag im Juli, da selbst dies bewährteste aller Mittel seine Wirkung versagte. Lieschen hatte ihre „kleine Schwester,“ wie sie das hoch über sie selbst hinausgewachsene Luischen zu nennen sich vermaß, ihren großen weißen Pudel, der ganz verbläßt sei, spazieren zu führen gebeten. In Wahrheit machte sie diese Beobachtung an der Schwester und schrieb ihr deshalb einen nicht unansehnlichen Lauf vor, den Waldeisaum entlang bis zu der Stelle, wo der Nordfluß die starke Biegung mache.

Halb unbewußt, müde und niedergeschlagen wie sie war, schlug Luischen den angedeuteten Weg wirklich ein, obwohl sie geringe Hoffnung hegte, den Pudel rotbächtig nach Hause zu bringen. Das schattige Sträßchen, die kühlere, tannendurchduftete Luft belebten sie unwillkürlich; und als Marko sich voller Eifer befiß, einen unter ihrem Fuße abgerollten Stein aus dem Wasser zu holen, und hernach, die langen Ohren schüttelnd, als lebendige Dusche an ihr handelte, da lachte sie lustig, warf einen zweiten Stein ins Wasser und lief eilig davon. Allein der Marko ließ sich nicht fern halten. Er trieb Luischen durch seinen Dienstseifer immer weiter vorwärts, so daß sie sich mit einem Mal, zum Atemholen einhaltend, an einer Stelle fand, wo sie am jenseitigen Flußufer eine Menge Erdarbeiter beschäftigt sah. Dem Pudel rief sie ein Nachwort zu, um dem tollen Spiel ein Ende zu machen, betrachtete bedenklich ihr vollgespritztes schwarzes Kleid und guckte dann interessiert dem emsigen, allem Anschein nach wohlgeordneten Hantieren der Leute zu.

Ein weiter, mit Weidengebüsch überwachsender Uferstrich bezeugte durch die aus dem Grünen blinkenden Riedmassen, daß der Fluß im vergangenen Frühling, trotz der im Vorjahr ausgeführten Arbeiten, seine altgewohnten Ufer ausgetüßt hatte. Die Steine wurden auf Ratten verladen, über schwanke, die Vertiefungen im Erdreich überbrückende Bretter fortgeführt, um in einiger Entfernung zu großen Haufen und durch verschiedene Siebe geschüttet zu werden, zu nachmaliger Verwertung der an Größe ungleichen Sorten.

Eben hatte Luischen sich diesen Vorgang klar gemacht, als sich von der in zuletzt beschriebener Weise beschäftigten Gruppe zwei Herren ablösten, um sich dem Ufer zu nähern, während der eine eifrig und scheinbar ausgebracht auf den andern einredete.

War es . . . ? Nein! Wie wäre das möglich? — Luischen lief, trotz der bestimmten Verneinung, so schnell sie konnte den Weg zurück, welchen sie gekommen war.

Lieschen hatte neulich von einem zu erwartenden

Besuch gesprochen, einem — Bauherrn. Allein, wenn es wirklich Herr Inners war, welchen die Schwester gemeint und den sie soeben gesehen, so ganz vertieft in seine Arbeit, so war er offenbar schon seit einiger Zeit in Frostheim anwesend, und dachte weder daran, Lieschen und ihren Mann aufzusuchen, noch nach ihr selber zu sehen. Abriß ganz natürlich. Er schreckte zurück vor den Ereignissen, welche nach seiner Abreise stattgefunden, und die ihm mitzuteilen die Frostheimer sich ohne Zweifel beeilt hatten. Wie alle andern, welche sie mit ihren kalten, feindseligen Blicken verfolgten, sah er in ihr eben — die Tochter ihrer Mutter. O, es war hart! Es that weh!

Zurückgekehrt, übergab sie den unter seinen weißen Haaren von der gesunden Bewegung frisch erblühten Pudel seiner Herrin und zog sich auf ihr Lieblingsplätzchen zurück, unter eine mächtige Buche, deren Astspitzen in weiten Bogen die Erde berührten, eine kunstlose, lustige und doch abgeschlossene Laube bildend.

Träumend saß sie, in Erinnerung an heitere, glückliche Tage versunken; da gesellten sich Jakob und Lieschen zu ihr.

„Schon wieder die Einsamkeit aufgesucht, Luischen? Hättest du solchen Überfluß daran gehabt, wie ich, du würdest sie weniger lieben.“

Jakob drückte Lieschens Arm; da ward sie blutrot.

„Geh, Schwester, sing' uns ein Lied,“ fuhr sie schnell zu reden fort, bestrebt, ihre unvorsichtige Bemerkung vergessen zu machen. „Wenn du wüßtest, wie gern wir dich hören!“

Zögernd erhob sich Luischen. Ihr war heute weniger als je zum Singen. Allein warum den guten Menschen das kleine Vergnügen versagen, da sie ja ohnehin immer die Nehmende war?

Bald kam sie mit ihrer Gitarre zurück, und sie sang, gedämpfter als ehemals, aber mit angenehmer Stimme, welcher man die Schule anmerkte — nicht die künstlerische, durch viel Üben mühevoll errungene, sondern die Schule des Lebens — ihr altes Lied von Freiheit und Menschenwürde.

„Es ist mir lieb und wohlthuend, der Freude zu gedenken, welche die arme Mutter beim Anhören dieser Verse empfand,“ sagte sie wehmütig, nachdem sie geendet hatte.

„Ursprünglich muß doch das Gute in ihr vorherrscht haben, siehst du Lieschen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „obwohl ich dir's nicht verdenken kann, wenn es dir schwer wird, daran zu glauben. Wie hätten die schönen Worte ihr sonst so nahe gehen können? Aber die Not ihrer Jugend, zusammen mit dem unüberwindlichen Stolz ihres Wesens brachten ihr Versuchungen, welchen sie nicht gewachsen war.“

Luischens Thränen flossen reichlich. Während



sie gesprochen, war das Portal aufgeklipft worden. Es mochte der Anton sein, eines der vielen Inventarstücke aus Onkels Nachlaß.

Hastig küßte Lieschen der Schwester die Thränen fort, murmelte etwas von „nach dem Abendbrot sehen“ und ging leise davon. Dem Jakob war just die Pfeife ausgegangen; natürlich ein schlauer Vorwand; er lief ja stets hinter seinem Frauchen drein.

So saß Luisechen denn wieder allein, die nassen Augen in ihr Tuch gedrückt.

Da legte sich ihr leise und lind eine Hand aufs Haupt: „Luisechen?“

Sie fuhr auf. Jene alte, liebe Stimme aus frühlichen Tagen, welche im Wachen und Träumen so oft in ihrem Herzen nachgeklingen hatte!

„Sie! Sie!“ In plötzlicher hoher Freude legte sie ihre Hände in die seinen; doch alsbald trat sie zurück, schlug verwirrt die Augen nieder und machte Miene zu fliehen. Herr Inners, denn er war's, hielt sie zurück.

„Luisechen, bekomme ich kein Willkommen?“

„Herr Inners, lassen Sie mich; ich bin nicht mehr dasselbe Mädchen . . . es haben sich bei uns Dinge zugetragen . . .“

„Aber welche ich unterrichtet bin und welche auf immer ruhen sollen, nicht, Luisechen? Lassen wir das Vergangene und blicken wir vorwärts, zusammen, Kind, in eine friedliche, frohe Zukunft.“

Sie sah ihn unter heftigem Herzklopfen ungewiß an. Verstand sie ihn auch recht? Wäre es möglich, daß ihr, der Verlassenen, Ausgestoßenen solch großes Glück erblühen könnte?

„Gestern schon hab' ich mein Lieb gesehen und ihr Zwiegespräch mit Jakob gehört — dort drüben über die Gartenmauer weg. Eigentlich sollte ich erst im Herbst wiederkommen, mir meine Braut zu holen, so hatte es der Herr Rektor verfügt, als ich vor meiner Abreise um sie anhielt. Allein dem „Frostheimer Anzeiger“ entnahm ich die Notiz, daß euer Fluß abermals Zerstörungen angerichtet hat — ganz folgerichtig, da sie ja meine Anordnungen unbeachtet gelassen, die Arbeiten nicht beendet haben, welche ich ihnen als unumgänglich nötig aufs Gewissen gebunden hatte. Und da bin ich denn heute schon und frage mein Liebchen, ob sie mich haben will fürs Leben, ob sie als mein treues Weib mit mir ziehen will in die weite Welt, wohin mein Beruf mich führen mag?“

Und als Luisechen vor Glückseligkeit zitternd an seinem Halse hing, da strich er ihr die Locken zurück, küßte sie auf die Stirn, und sagte, indem er beschützend die Arme um sie legte:

„Und nun sollen Vereinsamung, Schmerz und Kummer meinem Liebling nie mehr nahen dürfen, soweit es in meiner Macht liegt, sie fern zu halten von meinem armen, so lange treu geliebten weib and stray!“



## Sie sagen, ich sollte die Welt durchspähen . . .



Sie sagen, ich sollte die Welt durchspähen  
Nach anderen Liederstößen —  
Ach, hätten sie meinen Schatz gesehn,  
So würden sie das nicht hoffen!

Was wäre so herrlich und wunderbar,  
Was könnte zum Liede mir taugen  
Wie sein treues Herz und sein schwarzes Haar  
Und seine nußbraunen Augen?

Nun ist er fern und ich mühe mich bang,  
Die Wogen der Sehnsucht zu schlichten —  
Ach, einziger Schatz! Als dein Arm mich umschlang,  
Da wußt ich mir Bessres als Dichten.







sationschaos auch lyrische Stimmungen abzugewinnen, er findet auch die Kraft für herzerstatternde tragische Töne, er hat alle Sinne offen für die Natur und ihre Lebensäußerungen und für deren Schilderung alle Farben auf seiner Palette. Bret Harte's Kunst ist die Frucht des Erlebnisses.

Am 25. August 1839 zu Albany im Staate New York als Sohn eines Mädchenlehrers von großer Intelligenz und reichem Wissen geboren, erhielt er eine vortreffliche Erziehung, der seine vornehm geartete, schöne Mutter auch den äußerlichen Schliff und die Bildung des Gemüthes gesellte. Ein Knabe noch, stand er an den Gräbern seiner Eltern, und so früh auf sich selbst angewiesen, ließ sich der junge Francis Harte (das „Bret“ ist ein Patername, den er nach anglo-amerikanischem Brauch seinem Taufnamen anfügte) von der Sturmflut der Glücksjäger nach Kalifornien mitreißen. Mit dem Goldgraben mag wohl der fünfzehnjährige Junge nicht viel erreicht haben. Daß er allein von den vielen Tausenden Schatzsuchern um ihn her, die mit ihrer brutalen Kraft wohl momentan über die schwache, rasch ermüdende Knabenhand triumphieren konnten, ewiges Gold heben würde, das ahnte er damals noch nicht. Er ging durch die verschiedensten Verufe. Eine Weile war er Schulmeister, dann Landvermesser, dann besorgte er als „Erpressman“ nicht ohne Gefahren die Beförderung von Briefen und Paketen, dann brachte er sich wieder als Agent fort, um endlich bei der Literatur zu landen, aber vorerst nur als Seher in der Offizin einer jener Zeitungen, wie sie in der Neuen Welt pilgertartig aufstiepen zugleich mit dem ersten Dugend Bloßhäuser. Nach drei erfahrungsreichen Irr- und Wanderjahren durch die Sierras und ihr buntes Getriebe fand er im Herbst 1857 Beschäftigung im Sektoraum eines belletristischen Wochenblattes zu San Francisco, genannt „Die goldene Ara,“ dessen Herausgeber bald in dem jungen Seher den Dichter entdeckte und ihn vom Typenlasten an einen Redaktionschriftlich verpfanzte. Und er betätigte sich als rechter Reporter von amerikanischem Zuschnitt, der es verstand, das Gewöhnliche effektivvoll, das Alltägliche sensationell darzustellen. Kaum aus den Zwanzig heraus, hatte er sein eigenes Journal „The Californian“, und sein Talent wäre vielleicht im Tages-Journalismus erstickt, wenn ihn nicht die Ehe gerettet hätte durch den Zwang, mit allem regellosten, ungewissen Erwerb zu brechen und sich auf den sicheren Boden eines Amtes zu stellen, das ihm einflußreiche Freunde bei der Münze in San Francisco verschafften. War es das Gold, das hier durch seine Hände rollte, war es die innere und äußere Ruhe, die er nun fand, was in ihm die Erinnerung weckte an seine inmitten abnormer Gestalten und abnormer Lebensverhältnisse verbrachten Jahre, genug, diese Erinnerung ließ ihn nicht los, bis er sie künstlerisch bezwungen hatte. Rasch folgten sie nun einander, diese wundervollen kalifornischen Erzählungen, die literarische Kolumbusfahrten, Erschließungen einer unbekannten Welt bedeuten, gleich die erste „The Luck of Roaring Camps“ (Das Glück des Brüllers-Lagers) ein Meisterstück ohne Vorbild und jeder Nachahmung spottend. Man denke aber: Diese Perlen der epischen Kunst, sie machten ihren Schöpfer nur in Kalifornien berühmt und strahlten ihren Glanz nicht über die Klüfte des Felsengebirges hinweg. Das brachte erst ein Gedichtchen fertig, das man noch heute im amerikanischen Volksmunde lebendig findet, die „Plain language from truthful James“, welche „Einfache Rede des wahrheitsliebenden James“, ein humanes Kraftwort für den bedrückten christlichen Vortia, bald die Kunde durch die gesamte Presse Amerikas machte und von Groß und Klein citiert wurde. Das war im Herbst 1870. Amerika hatte seinen großen Sohn entdeckt, und New York forderte ihn von Kalifornien zurück, wo er indeffen als Herausgeber einer prächtigen Zeitschrift, das „Overland Monthly“ und als Professor für neuere Literatur an der Universität eine angesehene Stellung errungen hatte. Immer glänzender wurden die Lodungen der New Yorker Verleger und Zeitungen,

endlich, im Sommer 1872, brach Bret Harte in San Francisco sein Zelt ab und wurde der Mittelpunkt des Geisteslebens der amerikanischen Metropole.

Indessen war sein Stern auch über Europa schon aufgegangen. Freiligrath entdeckte ihn und bot ihm jubelnden Gruß, und bald geböte er zu den beliebtesten und meistbewunderten Weltchriftstellern, von dem jede Gabe mit dankbarer Freude in Empfang genommen wurde, wenn auch nicht jede gleich genussreich war. Besonders dem Roman zeigte sich der Meister der kurzen Erzählung nicht gewachsen, und volle Niederlagen erlitt er auf der Bühne, die er zuerst selbst betrat mit dem Schauspiel „Die beiden Männer von Sando Bar,“ einem rührseligen, technisch schwachen Werk, aber aus prächtigen Elementen mehrerer seiner kalifornischen Geschichten zusammengelegt, und dann gemeinsam mit Mark Twain, der einige der dankbarsten Gestalten Bret Hartes zu einer tollen Poffenhandlung versammelte und dieser Harte von seinem künstlerisch ernsten und tieferen Compagnon einen bedeutenden Hintergrund geben ließ. Diese Mißerfolge mögen ihn aus Amerika vertrieben haben. 1878 kam er als Konsul nach Krefeld, drei Jahre später ging er in gleicher Eigenschaft nach Glasgow, und in England lebt er noch heute, wenigstens er sich aus dem öffentlichen Leben schon zurückgezogen hat. Als Dichter hat aber Bret Harte noch manches zu verkünden, und die Welt lauscht noch immer freudig, wenn er spricht.

Heinrich Glücksmann.

**Bürgermeister Dr. Versmann †.** Am 28. Juli starb in Hamburg der weit über die Grenzen seines Heimatstaates hinaus bekannt gewordene Bürgermeister Versmann.

Am 7. Dezember des Jahres 1820 zu Hamburg geboren, besuchte er das dortige Gymnasium, „Johanneum“ genannt, um dann in Kiel, Göttingen und Heidelberg Jurisprudenz zu studieren. Am 20. August 1844 promovierte er mit dem Zeugnis „summa cum laude“ zum Doktor beider Rechte. Hierauf ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und entwickelte sehr bald eine segensreiche Thätigkeit, die er jedoch unterbrach, um an den schleswig-holsteinischen Befreiungskriegen teilzunehmen. In dem Gefecht bei Bau am 9. April 1848 wurde er gefangen genommen und nach Kopenhagen gebracht. Nach Beendigung des Krieges lehrte Versmann nach Hamburg zurück, um seine Thätigkeit wieder mit allem Eifer aufzunehmen. Im Jahre 1859 wurde er zum Vizepräsidenten des Handelsgerichtes ernannt. Bald darauf wurde er nach dem Tode Dr. Eduard Heinschens Präses dieses wichtigen Instituts, um mit Ende des Jahres 1859 zum ersten Präsidenten der neu errichteten Bürgerstadt gewählt zu werden. Sehr bald, im Jahre 1861, wurde Versmann zum Senator gewählt und mußte daher die beiden innegehabten Ämter wieder aufgeben. Achtunddreißig Jahre lang war es diesem bedeutenden Mann vergönnt, an erster Stelle zum Wohle der geliebten Vaterstadt zu wirken; und er hat diese Thätigkeit mit einer Hingebung auf sich genommen, die nur von seiner Thatkraft übertroffen wurde. Seine Thätigkeit ist reich belohnt worden. Er konnte auf ein Leben zurückblicken, das voller Arbeit und von vielen und schönen Erfolgen gekrönt war. Dazu gehört seine Thätigkeit in der Frage, den Anschluß Hamburgs an den Zollverein betreffend, wo er mit Bismarck zu verhandeln hatte. Auch für das Volksschulwesen hat Hamburg Versmann ungemein viel zu verdanken. Die erste Stufe, auf der dieses heute steht, ist zum großen Teil sein Werk. Eine genaue und eingehende Kenntnis des Handels- und Seerechts war dem Entschlafenen eigen; und auf Grund dieser Kenntnisse übertrug man ihm das Präsidium der Deputation für indirekte Steuern und Abgaben. Versmann war liberal; und als der Hamburger Centralfriedhof in Ohlsdorf errichtet worden war, da setzte er es durch, daß dieser konfessionslos wurde. Für die vielen Verdienste, die Versmann sich um Hamburg erworben hatte, wurde ihm allseitige Liebe und Verehrung zu teil, und allgemeine Anerken-







## Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 24.

### Damespielaufgabe:

1. Dd8-b6 a5×c7
2. De1-b4 c6×a3
3. e3×c5 De7×b4
4. Df2-e1 Dh4×f2
5. De1×h4×d8×a5×c3×a1 und gewinnt.

### Silbenrätsel: Männertreu.

### Homonym: Wirbel.

### Charade: Hammerfest.

### Zahlenrätsel: Gehen oder bleiben.

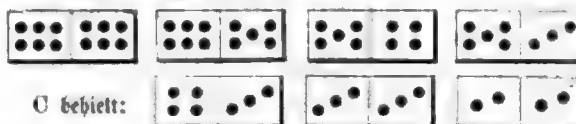
P	f	i	n	G	s	t	e	n
S	w	a	n	t	e	w	i	t
R	i	e	t	s	c	h	e	i
A	b	e	n	t	e	u	e	r
I	c	h	e	u	e	m	o	n
S	e	w	i	k	o	l	o	n
M	i	l	t	i	a	d	e	s
L	e	i	b	r	e	n	t	e
R	e	m	b	r	a	n	d	t

### Bilderrätsel: Die Schule des Lebens kennt keine Ferien.

### Buchstabenrätsel:

	W	H	O	X	
W	i	e	s	e	i
H	e	r	i	n	g
O	s	i	r	i	s
X	e	n	i	e	n
	i	g	s	e	n

### Dominoaufgabe: Im Talon lagen:



O behält:

Der Gang der Partie war: I. A 3, B -, C 3; II. A 3, B 3, C 3; III. A 1, B 1, C 3; IV. A 1, B 1, C 3; V. A 4, B 3, C -; VI. A 4, B -, C 1; VII. A 1, B -, C -; VIII. A 1 (= 95).

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Rudolf Pant in Chemnitz; Hugo Meyer in Bremen; Richard Krösch in Nürnberg; W. Seifert in L.-Lindenau; Friedrich Zehlendorf in Weimar; Olga Hörner in Magdeburg; Peter Peters in Hamburg; Alfred Seliger in Plauen i. V.; Franz Hartmann in Jwidaun; Otto Kühle in Karlsbad; Heinrich Stempner in Halle a. S.; Robert Kühnel in Eisenach.

## Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 25.

### Schachaufgabe Nr. 7:

1. Dd1-b3 e7-d6; 2. Ld8-b6 + Kc5-e6
3. Sf7-d8 ♚
- A. 1. ... Se5-f7; 2. Dd3-c4 + Kc5-d6;
3. Ld8-e7 ♚
- B. 1. ... Kc5-e6 2. Dd3-b7 + Kc6-e5
3. Ld8-b6 ♚
- C. 1. ... Kc5-d4 2. Ld8-b6 + Ta5-e5
3. e2-e3 ♚
1. ... Ta5 beliebig 2. Dd3-b5 + Kc5-d4
3. Dd5-e5: ♚

### Palindrom: Reifstier.

### Homonym: Barren.

### Scherzrätsel: Gans (G-an-s).

### Buchstabenrätsel:

			E	M	s			
			D	i	a	n	a	
		S	t	e	t	t	i	n
A	r	c	h	a	n	g	e	i
M	a	t	a	m	o	r	o	s
M	e	l	p	o	m	e	n	e
	C	h	a	r	k	o	w	
		N	i	o	b	e		
		A	s	t				

### Umstellrätsel: Gewalt wird nicht alt.

1. Graudenz, 2. Ehrenpreis, 3. Buntfiedel, 4. Alaschehr,
5. Reichhardt, 6. Tenkterer, 7. Weblau, 8. Ingolstadt,
9. Regatta.

### Bilderrätsel: Eine Sonne läßt uns Millionen Sterne vergessen.

### Verwandlungerrätsel: Tiger, Tier, Teer, Deer, Herr, Herd, Herre, Hebe, Hebel, Hegal, Hesel.

Stataufgabe Nr. 13: A wendet g7 und findet noch sO. B hatte: eW, rW, gK, gO, eK, rK, r8, r7, s8, s7. C hatte: gW, sW, gD, g10, g9, g8, eO, r10, sD, s9.

Nachdem A e10 und s10 gedrückt hat, geschieht:

1. Stich: eD, eK, eO + 18;
2. Stich: sO, s8, sD = 14.

Nun erhält der Spieler noch zwei Stiche, nämlich r10, rD, r7 (+ 21) und sK, s8, s9 (+ 4). Er hat dann 63 Augen hereinbekommen. — Wenn C im zweiten Stich schneidet, behält A diesen Stich (sO, s8, s9) und erhält auch dann noch den Stich in Rot mit 21 Augen, so daß er mit 62 Augen gewinnt. — Gespielt hat er Grün-Wende ohne zehn Matakere; also gewinnt er  $11 \times 7 = 77$  Einheiten.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein: Gustav Oschwald in Leipzig; Hermann Döring in Altenburg; Franz Steibler in Berlin; Anna Schümichen in Leipzig; Hermann Wötcher in Gera (Reuß); Otto Jierold in Leipzig; Richard Rammelt in Köln a. Rh.; Ottomar Köhler in Düsseldorf; Ignaz Luitel in Breslau; Heinrich Schneider in Wien; Emil Frenzel in Leipzig; Otto Pöble in Bernigrode; Luise Weber in Hannover; D. Salzmänn in Dresden; Fritz Kuerowal in Hamburg; Gustav Schmidt in München.























UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 08678 2367

CH.

